Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 053 Book AL ZB Volume 1893

Ja 09-20M

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.
University of Illinois Library

4/11/53

L161—H41

Digitized by Google

# Beilage

zur

# Allgemeinen Zeitung.

Juli, August, September 1899.




**München.**

Verlag der Allgemeinen Zeitung,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

740
22
M-JS.

Digitized by Google

053
ALZB
1899³

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 1. Juli. Nummer 147.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

### Uebersicht.



## Produktion und Konsum im Sozialstaat.

Einer der verhängnißvollsten Fehler der Vertreter der sogenannten „Nationalökonomie“ in Deutschland, und zwar nicht bloß der bürgerlichen oder akademischen, ist bis auf die Gegenwart der gewesen, daß sie die von Friedrich List so folgerichtig und in großem Stil vorgeführte Theorie der produktiven Kräfte, der Produktivkraft der Nation als eines zusammengehörigen Ganzen, nicht weitergebildet, nicht durch die Erfahrungen der Völkerwirthschaftsgeschichte, der Weltwirthschaftsentwicklung und durch die neuerdings so gesteigerten Hülfsmittel der wirthschaftlichen Statistik planmäßig gestützt haben. Statt dessen verlor man sich im bürgerlichen Lager zu sehr in rein geld- und kreditwirthschaftlichen Raisonnements, in rechts-, staats- und verwaltungsgeschichtlichen Darstellungen und deskriptiven Monographien aller Art, in wirthschaftlichen Eintagsfragen, während die großen sozialistischen Theoretiker zu Parteizwecken ausgeschlachtet und von den Parteigängern zu unfehlbaren Päpsten gemacht wurden. Als man die wissenschaftlichen Väter der heutigen Sozialdemokratie nicht mehr ignoriren konnte, nörgelte man an hundert Kleinigkeiten herum und spielte den Kampf auf das Gebiet der Geschichte, der Philosophie, ja der Psychologie hinüber, weil man einer eigenen und einheitlichen Gesammtauffassung der wirthschaftlichen Zustände entbehrte. Hieraus ist es im tiefsten Grunde zu erklären, daß nicht nur Leute wie ein Eugen Dühring, sondern fast alle sozialdemokratischen Redakteure sich über die Rückständigkeit der akademischen Nationalökonomie lustig machten. Das ist in den letzten Jahren doch anders geworden. Die „Jüngeren“ haben sich in die Gedankengänge eines Rodbertus, Marx, Engels vertieft, und zwar mit einem Erfolge, der demjenigen der Epigonen des Marxthums nicht nachsteht. Erst wurden leise, dann immer lautere Stimmen außerhalb des sozialdemokratischen Lagers vernommen, welche behaupteten, daß der statistische Unterbau des Hauptwerks von Karl Marx ungenügend gewesen, jedenfalls aber morsch geworden sei; bald untersuchten die Spitzen der Sozialdemokratie, zuerst privatim, dann aber öffentlich selbst die Grundlagen und gaben zu, daß die Stützpfeiler herausgenommen und neu gelegt werden müssen; in den Vorarbeiten dazu stecken die Führer der Partei mitten inne. Der politische wie der wirthschaftliche Possibilismus erheben im Lager der Sozialdemokratie hoch ihr Haupt; die ehrlich revolutionäre Strömung kämpft mit Todesverachtung nach zwei Fronten: gegen die rückständigen „Junker“ und „Bourgeois“, wie gegen die „Halben“ im eigenen Lager. Dabei passirt der Sozialdemokratie noch das Unglück, daß die Rassen- und Sprachenkämpfe sich wieder regen, daß der Zar, den sie nur mit der Knute in der Hand ihren Genossen gezeigt hatte, plötzlich mit der Friedenspalme dargestellt werden mußte, daß die demokratische Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika einen Eroberungskrieg unternahm und die Republik der Brüderlichkeit, Freiheit und Gleichheit in Frankreich durch den Dreyfushandel die Achtung aller Kulturvölker einzubüßen drohte, während die Engländer den Sudan eroberten und gleichzeitig ihre alte Königin in freiwilliger Höflichkeit feierten und das deutsche Reich trotz aller Militär- und Marinelasten, trotz aller Theorien von der raschen Verelendung der Massen, von dem Anschwellen des Elends, Drucks und der Knechtschaft in der kapitalistischen Aera ungeheuere wirthschaftliche Fortschritte machte. Das war alles sehr, sehr sonderbar und höchst unangenehm. Das war um so unangenehmer, als man die Agrarfrage keineswegs gelöst, sondern lediglich vertagt hatte und als auch die Theoretiker der Partei nicht imstande waren, ein praktisches Programm aufzustellen, um die Interessen des Industrieproletariats mit denjenigen des Landproletariats und der Kleinbauern zu versöhnen. An allen Ecken und Enden tauchten die Symptome dafür auf, daß die Tage des Marxismus gezählt seien, daß wir hier eine einseitig auf das englische Industriearbeiterthum der 50er Jahre zugeschnittene Theorie von der wirthschaftlichen Entwicklung vor uns haben und daß von einer positiven Organisation des Proletariats noch keine Rede sein könne. Zum großen Schmerz aller Veteranen des „Klassenkampfes“ tauchten junge Männer im Kreise der Genossen auf, die es wagten zu sagen, daß die Sozialdemokratie, auch wenn sie schon morgen zur Herrschaft käme, dafür noch gar nicht reif wäre. Man darf gespannt sein, wie das weiter geht, ob die theoretisch richtige Vernunft der v. Vollmar, Bernstein u. s. w. gegen die praktisch unentbehrliche Unvernunft der Liebknecht, Zetkin u. s. w. recht bekommt oder nicht.

Woher das alles? Karl Marx hat einmal gegen Friedrich List in seiner Kritik der politischen Oekonomie den Vorwurf geschleudert, dieser habe den Unterschied zwischen der Arbeit, die Gebrauchswerthe, und derjenigen die Tauschwerthe schaffe, nie begriffen. Man könnte umgekehrt sagen, Marx habe nicht nur den großen Schwaben Hegel nicht begriffen, sondern auch den großen Schwaben List nicht. Daß Marx Hegel nicht begriffen hat, ist jüngst von einigen Jüngern (o. Wenckstern, Max Lorenz, S. Weisengrün u. A.) nachgewiesen worden; weit schlimmer aber ist, daß unsre deutschen Volkswirthschaftslehrer Marx nicht schon lange nachgewiesen haben, daß er auch Friedrich List nicht begriffen, sondern bloß in plumper Weise verdächtigt hat. List sollte den Unterschied zwischen Gebrauchs- und Tauschwerth nicht begriffen haben? Derselbe Mann, der schon vor zwei Menschenaltern Tag und Nacht dafür kämpfte, das deutsche Volk solle doch alle seine industriellen Kräfte entwickeln, um die industriellen Gebrauchswerthe, die es von England als Tauschwerthe bezog, selbst erzeugen zu können, um in organischer Verbindung von Agrikultur, Manufaktur und Handels- und Verkehrskraft unter Nieder-

148021

Digitized by Google

(Leipzig, Duncker u. Humblot 1892) hin und zwar mit der ausdrücklichen Erklärung, daß ich neben Krapotkin, der Einzige sei, der wirkliche Berechnungen vorführe (vergl. S. 11), und erfüllt so in vollkommener und wahrhaft vornehmer Weise die Pflicht, seine Vorläufer zu nennen. Ich nehme auch gar keinen Anstand, zu erklären, daß Atlanticus das, was mir bei Abfassung meiner Schrift vorschwebte, in vollkommenerer Weise geleistet hat, als dies mir unter theilweise recht schwierigen äußeren Umständen vor acht Jahren möglich war, wo die Ziffern der Berufs- und Betriebszählung von 1895 nicht zu Gebot standen und alles Material mühsam zusammengesucht werden mußte. Was thut aber Kautsky? Er sagt in seiner Vorrede, der Verfasser trete, „dank der famosen Freiheit, die die Wissenschaft im Lande der Dichter und Denker genießt", unter einem Pseudonym vor das Publikum und seine Schrift hatte keine Aussicht, „in einem bürgerlichen Verlag angenommen zu werden". Damit macht sich Kautsky — ich bedauere, das aussprechen zu müssen — nur lächerlich, und es ist zu befürchten, daß dies nicht einmal Atlanticus ihm glaubt. Es wäre von Interesse, zu wissen, ob das Buch wirklich von „bürgerlichen" Verlegern Zurückweisungen erfahren hat und wie sich unsre Verleger volkswirthschaftlicher Werke über diesen Punkt aussprechen würden, wenn sie das Buch läsen. Ich glaube, annehmen zu dürfen, daß gerade die größten Verleger die Bedeutung dieser Schrift am besten zu erkennen in der Lage gewesen wären und sie vielleicht sogar ohne eine so vorbehaltsvolle Vorrede und ohne politische Gewissensbisse dem deutschen Publikum vorgelegt hätten. Also damit ist es nichts. Auch das kann ich nicht zugeben, daß die vorliegende Schrift nach Kautsky's Wissen (S. 18) die erste sei, welche ziffermäßig den Beweis zu erbringen suche, daß schon mit den heutigen Produktivkräften u. s. w. Wohlstand für alle Mitglieder der Gesellschaft möglich, wenn die Gesellschaft die planmäßige Produktion wenigstens aller nothwendigen Konsummittel in die Hand nimmt. Auch wenn Atlanticus seine Vorgänger nicht genannt hätte, so bliebe doch für Kautsky die Thatsache bestehen, daß Eduard Bernstein, der Mitherausgeber der „Neuen Zeit" mit Kautsky, meine oben erwähnte Schrift eben in der „Neuen Zeit" schon im Jahre 1893 einer ganz eingehenden Besprechung unterzogen hat unter der Ueberschrift: „Ein Anwalt für nationale Trusts".[1]) Diese Thatsache konnte Kautsky gar nicht verborgen sein, und es ist gar nicht „nett" von ihm, daß er — wohl aus „taktischen" Gründen? — sich daran nicht erinnert. Oder sollte dieses Verschweigen vielleicht nicht dem harmlosen „bürgerlichen" Anwalt für nationale Trusts, sondern demjenigen gelten, der ihn als solchen in der sozialdemokratischen Zeitschrift behandelt hat? Es sind nicht etwa die Empfindungen gekränkter Eitelkeit, welchen diese kurze Notiz in „eigener Sache" entspringt. Ich gebe gern zu, daß auch meine Behandlung jener ebenso schwierigen wie grundlegenden Vorarbeit, wie Hr. E. Böhm-Bawerk in einer Kritik einer anderen Schrift einmal meinte, noch „zu wenig abgeklärt war, um einen klärenden Einfluß ausüben zu können"; aber es ist mir bis jetzt nicht bekannt geworden, daß die volkswirthschaftlichen Beweisführungen einschließlich derjenigen Karl Kautsky's schon einen solchen Grad von Abgeklärtheit erreicht hätten, daß weitere Klärungsversuche überflüssig wären.

Es bleibt also dabei, daß Atlanticus zwar Sozialist, aber nimmermehr Sozialdemokrat ist, daß seine Gedanken und Berechnungen zwar sehr gut, sehr nüchtern, sehr wichtig und großentheits einwandfrei sein dürften, daß sie vielleicht auch verwirklicht werden können, aber — unter gar keinen Umständen von einer sozialdemokratischen Partei, welche an ihren vorläufig noch zu Recht bestehenden Grunddogmen festhält. Hr. Karl Kautsky mag ein gesalbter Hohepriester, ein Bischof, Erzbischof, ja ein Kardinal des unfehlbaren Marxismus sein, aber so sicher neben dem unfehlbaren Papstthum und seinen Anhängern der Protestantismus lebt und zwar gedeihlich lebt, so sicher wird der Abfall vom Marxismus kommen, ob auch alle noch folgenden sozialdemokratischen „ökonomisch-ökumenischen Konzilien" die Andersgläubigen der Partei verdammen, beziehungsweise hinausfliegen lassen mögen.

Warum die Ausführungen des Atlanticus gerade für das Deutsche Reich so wichtig sind, möchte ich später nachzuweisen suchen.

Stuttgart. Dr. Hermann Losch.

1) Die „Neue Zeit", 11. Jahrgang, 2. Band, S. 85 ff.

---

## Brandenberg in Tirol.

Von M. Helf.

### I.

Etwa drei Wegstunden nördlich von dem alten Städtchen Rattenberg liegt auf einem kleinen Hochplateau des Gebirges die Gemeinde Brandenberg. Im Sommer grünt und blüht die weite Mulde am Fuße des Brandenberger Jochs gar lieblich, thaufrische Wälder umsäumen ein anmuthiges Stück Wiesenland und einige Leinäcker darin, bis zu dem steilen Absturz im Westen, in dessen Tiefe die Brandenberger Ache ihren klammenreichen Lauf gegen die Kramsacher Lände zu sanfter beschließt. An ihrem rechten Ufer steigt das Sonnwendgebirge mit kahlen Zinken und weichlinigen Vorhügeln empor, im Norden des freundlichen Ortes mit schmucker, spitzgiebliger Kirche liegen einige sanftee geartete Bergkuppen, zwischen denen im Thale der Ache der gewaltige Roßkopf hereinlugt. Die Berggemeinde, deren Fraktionen eingsum weit von den Hängen leuchten, hat nur zwei Zugänge — entsprechend dem Ober- und dem Unterlauf der Ache. Wer sie beschwerlich nennt, hat sich mit dem Lächeln der Hochtouristen abzufinden, aber als einzige Verkehrswege einer Gemeinde sind sie es in der That. Vom Innthal führt ein eigensinnig gezogenes Sträßchen — wohl ein alter verbreiterter Viehsteig — am Hang des Brandenberger Jochs empor; er beginnt in dem freundlichen Orte Kramsach am linken Innufer, wo ein mächtiger Holzrechen der Ache ihr Flößholz abnimmt. Der andere Zugang von dem lieblichen Valepp in Bayern her über die Johannsklause und das Kaiserhaus ist noch viel mühsamer. Die Ache schäumt in ihrem Oberlauf durch wildromantische Klammen, die der Steig mit weiten Umwegen umgehen muß; nur Jäger und Holzknechte schreiten den einsamen herrlichen Bergpfad und sind an den seltsamen Wechsel von Steigung und Gefälle gewöhnt. Wanderer aus Bayern pflegen an der Johannsklause umzukehren.

Diese Abgeschlossenheit hat dem Brandenberger Bauer ein eigenthümliches Gepräge verliehen und in Anschauungen wie Gebrauchsthum viel Eigenart bewahrt; ein stahlhartes Geschlecht erwuchs unter rauhen Lebensbedingungen, aber das Fehlen von Nachbardörfern hat in der muskelkräftigen männlichen Jugend die Freude am Raufen nie zur Entwicklung kommen lassen.

Viel von dieser Eigenart wird verschwinden, sobald die Berggemeinde mit der übrigen Welt bequemere Verbindungen erhält, und dieser Zeitpunkt ist gekommen: auf Anregung des thatkräftigen Forstverwalters von Brandenberg baut das österreichische Aerar einen bequemen, sanft abfallenden Steig nach der Kramsacher Lände und sprengt einen zweiten durch die Klammen im Oberlauf der Ache,

so daß ein Touristenstrom aus Bayern auf diesem „Triststeig“ bald in das reizende Hochthal hereinfluthen dürfte. Seine Vorläufer, Sommerfrischler mit leidenden Nerven, sind bereits im Ortsgasthause anzutreffen. Alle Bewunderer großartiger Erosionserscheinungen werden in dem neu erschlossenen Gebiete viel Herrliches finden, nur die Freunde urwüchsiger Volksart müssen sich mit der konventionellen Verflachung dieser Aelpler vertraut machen. Das sinnige Wort „Zeit lassen!“, das bisher dem Gruß auf anstrengender Bergfahrt angehängt wurde, wird in Vergessenheit gerathen, darum ist es auch an der Zeit, Leben und Treiben des Brandenberger Völkchens wenigstens im Wort festzuhalten.

Wer die entlegenen Fraktionen des Ortes jenseit der Ache und an den Berghängen aufsucht, trifft hier und da noch die altgermanischen geschnitzten Roßköpfe als Giebelschmuck der Häuser. Da Wodan und Donar mit dem neuen Glauben im Kampfe lagen, hatte man die Aelpler gezwungen, zwischen den Roßköpfen wenigstens das Kreuz aufzupflanzen, und so haben sie den Giebelzierrath beibehalten. Seine Bedeutung versteht man natürlich längst nicht mehr, auf jüngeren Häusern hat er, dem Waidmannssinn der Bewohner entsprechend, ähnlich geschnitzten Hirsch- oder Gemsköpfen Platz gemacht. Heute sind sie fest im Glauben, die Brandenberger Bauern, und die Kirche kümmert sich nicht mehr um ihren Giebelschmuck. Die Sünde hat ganz andere Formen angenommen. Nicht daß sie rauflustig wären, dazu fehlt, wie gesagt, vor allem die Gelegenheit. Alle Ansässigen sind mehr oder minder untereinander verwandt oder befreundet; sie sind bei ihren Festen stets unter sich, heirathen fast stets untereinander — nebenbei bemerkt, ohne daß eine Degeneration der Rasse zu bemerken wäre — und die überschüssige Energie, die ein gesunder Mensch nun einmal los werden muß, macht sich nur in lustigen Sängerkriegen Luft. „Abspötteln“ heißt es, die improvisirten Spottverse werden unter Begleitung der Ziehharmonika (Zug), der „Mundharmonika“ (Fotzhobel) oder auch a capella gesungen, und damit verpufft alle etwaige Bitterkeit ohne abgebissene Ohren und Nasen, die im nahen Zillerthal ein so häufiger Effekt der ultima ratio sind. Sogar in Geldsachen sind diese Aelpler strenggläubig; sie halten es für Sünde, Geld zu vier Prozent auszuleihen und nehmen meist nur zwei bis drei Prozent; Verträge, die sie untereinander schließen, beruhen auf mündlichen Versprechen ohne alles Schriftliche und die christliche Nächstenliebe nimmt mitunter ganz märchenhafte Dimensionen an. Eine Bäuerin mit reichlichem Kindersegen bekommt des Morgens Drillinge; abends hat sie davon nur mehr ein Kind, die beiden anderen sind von Nachbarn an Kindesstatt angenommen worden, darunter ein Bauer, der bereits acht hungrige Mäulchen zu füllen hat. Auch der einzige Ortsarme, der „blinde Peterl“, wird nach einem vom Bürgermeister eingeführten Turnus verpflegt. Je nach dem Viehstand fällt er jedem Hause eine bestimmte Zeit — 2 bis 14 Tage — zur Last, hilft auf Feld und Wiese, beaufsichtigt das Kind („kindst“) und besitzt außerdem noch ein kleines Privateinkommen, indem er die Namenstage sämmtlicher Ortsinsassen im Kopfe hat und nie versäumt, im richtigen Hause Glück zu wünschen. Er steigt dann von seinem „Einleghause“ zur Kirche mit dem großen Christof herunter, den er allerdings nur vom nahen Wirthshause betrachtet, trinkt Schnaps und kleidet diese Glücksstimmung in die Worte: „Auf der Eben, da is halt a Leben!“ Ist die Einlegzeit zu Ende, so schafft der Bauer die Habe des Ortsarmen nach dem nächsten Hofe, an den die Reihe kommt. Auch wenn ein Haus abbrennt, greift das Gefühl der Zusammengehörigkeit helfend ein. Alle Nachbarn — und dieses Wort ist im weitesten Sinne zu nehmen — steuern zusammen und bauen das Haus wieder auf. Fördernd wirkt dabei, daß die Scheidung der Gewerbe noch sehr unvollkommen ist; Jeder ist Schmied, Schreiner, Maurer rc. für sein Haus und wo es zu helfen gilt. Auch über Theilnahmslosigkeit dem Gottesdienst gegenüber hat der Pfarrer nicht zu klagen, an Sonntagen kommt das Volk viele Stunden weit herunter zur Kirche, nach der Messe geht Jeder zum Grabe seiner Angehörigen, um zu beten und sich aus dem kleinen Weihbrunnen zu besprengen, und auch der Klingelbeutel bekommt sein schuldiges Theil. Daß dieses nach ortsüblicher Auffassung unwiderruflich gerade die kleinste Münze, ein halber Kreuzer ist, mag den Pfarrer wohl ein wenig verstimmen, dafür sendet er aber den Burschen, dem das Ehrenamt des Absammelns gerade zukommt, nachträglich auch noch ins Wirthshaus, um Nachlese zu halten. An dem Sammelbeutel hat besagte Auffassung der Brandenberger ein Zählbrettchen nöthig gemacht und wer darauf eine Münze legt, der will gewechselt haben und hält sich an die Tradition des halben Kreuzers, ein Vorgang, der in Predigten von Tod und Verdammniß ein wenig frischere Stimmung bringen kann. Wie man sieht, eine Fülle ehrenwerther Züge voll Hochgebirgseinfalt und ruhiger Sicherheit, nur in einem Punkte — und da kommt endlich die Sünde zum Vorschein — nehmen es die Aepler nicht sonderlich genau: in der Liebe. Die sprichwörtliche Zucht germanischer Jungfrauen scheint rauhe Daseinsbedingungen allzeit schlecht vertragen zu haben, heute ist sie in Brandenberg noch seltener als der germanische Giebelschmuck. Es gilt freilich für unehrenhaft, wenn eine Dirne zwei Liebhaber zu gleicher Zeit beglückt, aber die Gesetze des „nacheinander“, der Zeitfolge sind andere, nicht bloß nach der Auffassung der Aelpler. Ein uneheliches Kind ist gerade geeignet, den Anwerth, sozusagen die Leistungsfähigkeit eines Mädchens zu beweisen, und der Bauer, der die Dirne heirathet, nimmt mit ihm eine freudige Hoffnung ins Haus, ohne sich an fremde Vaterschaft zu stoßen. Zwei uneheliche Kinder, namentlich von verschiedenen Vätern, sind schon bedenklich, die Wiederholung beweist nichts neues, und darüber bis zum Traualtar hinwegzuhelfen, ist schon eine hübsche Summe Geldes nöthig, die nicht immer vorhanden ist. Darum kommen Bauern vor, die für acht uneheliche Kinder zu zahlen haben. Für das Mädchen hat ein uneheliches Kind zunächst nur die Folge, daß es in den Festtagsprozessionen die Myrtenkrone nicht mehr tragen darf. Tanz und Liebe standen immer in einem Verhältniß der Reciprozität, und solchen Thatsachen gegenüber suchten die geistlichen Hirten die Liebe, an die sich schwer herankommen ließ, zunächst im Tanze zu unterdrücken. Daß dies mit Erfolg geschehen sei, läßt sich freilich nicht behaupten, Eros in Lederhosen ist noch stürmischer und erfindungsreicher als sein Kollege im Flachland. Die Seelenhirten müssen sich also damit begnügen, die Alpenliebe in einigermaßen zweckentsprechenden Formen zu erhalten, damit sie gleich der wilden Ache am Rechen von Kramsach schließlich bei einem staatsbürgerlich schätzbaren Ziele anlange.

Die ortsüblichen Formen sind nun folgende: Hat ein Bursche die Dirne seines Herzens entdeckt, so zahlt er ihr bei einer festlichen Gelegenheit Kaffee und Torte und tanzt mit ihr. Er sieht es dann nicht gern, wenn andere Burschen sie zum Tanz auffordern; diese süße Symbolik von Kaffee und Torte aber führt den Namen „menschern“. In der nächsten Zeit folgt ein gemeinsamer Ausflug „zum Land“, nach Brixlegg oder Rattenberg, wo der Bursche dem Mädchen Goldschmuck, eine Uhr oder Kette im Werthe von 50 bis 60 Gulden kauft. Tagsüber wird „g'lebt“ und abends steigen Beide wieder den Berg hinauf. Mit diesem Stadium, „zuwikasen“ genannt, sind die Einleitungsformalitäten erfüllt und der Liebe steht nichts mehr im Wege. Allfällige Geschenke des Mädchens bestehen in einem Hemd, einem Tabaksbeutel, dem der Name des Holden eingestickt ist, er

Digitized by Google

aber hat die Verpflichtung, ihr eine Schnapsflasche zu verehren, deren Stöpsel mit einem bunten Seidenband befestigt ist und die er stets gefüllt zu halten hat. Diese Herzstärkung, den „Kaschteler“, verwahrt das Mädchen und bietet Besuchern davon an. Die nächtlichen Zusammenkünfte am Kammerfenster werden zuweilen durch einen „Gaßlreim“ des Burschen eingeleitet; z. B.: „Gaßln bin i ganga, Han's Fensterl net g'wißt; Bin i daschdn (dort) hin kema, Wo der Saustall g'wes'n is.“ Eigentlich gehören die Gaßlreime aber in das Gebiet der unerwiderten Liebe; niemals sentimental, oft mit treffendem Witz suchen sie der Spröden die Ueberzeugung vom Werthe des Sängers beizubringen. Nach einer langen Einleitung voll erotischer Symbolik z. B. singt der Bursche: „Dei Bettstadl is ja vô Holz, Diandl sei nit so stolz! Oder is's mit Gold und Sülwer b'schlag'n, Derfat ins'eina gar nit znawafrag'n?“ Der erklärte Liebhaber muß seine Holde alle 14 Tage auch bei Tag besuchen, damit man sieht, daß er sie ehrt, und dieser öffentliche Besuch wird „Hoangascht“ (Heimgarten) genannt. Nicht selten treten in diesem Stadium Verstimmungen ein, die zu einem Bruch führen. Auch dafür schreibt die bäuerliche Etikette eine bestimmte Form vor, „Akasen“ heißt es, die Geschenke werden zurückgestellt. Der Bursche packt das „Akaszeug“ in eine schöne Schachtel und stellt diese zur gewöhnlichen Stunde des Nachtbesuches auf das Kammerfensterbrett, die Dirne reicht ihm seine Gaben hinaus, damit sind Beide wieder frei. Erweist sich die Zuneigung aber als dauerhaft, dann kommt es schließlich zur Werbung, die der Bursche selbst besorgt. Sie verläuft ohne charakteristische Züge. Dem erklärten Bräutigam versperren die Kinder den Weg („versparen“), mit einer kleinen Münze muß er sich auslösen. Endlich erfolgt die Ladung zur Hochzeit. „Hôzoatslader“ ist der Bräutigam selbst oder ein von ihm beauftragter Freund; in Festtagskleidern, mit einem „Buschen“ und der mächtigen Schnapsflasche wandert er die Berghänge ab, soweit Verwandtschaft und Freundschaft haust und sagt sein Sprüchlein: „Herzliaber Vetter (oder Baf'l) gehn ma auf d'Hochzeit, Is zwar ka Pflicht und Schuldigkeit, Wenn aus guaten Willen eppas g'schechen that; für mei Lebenszeit ka Vergessenheit rc.“ Jeder Geladene muß aus der Schnapsflasche Bescheid thun und die Ladung erfolgt immer für einen Montag im Frühjahr oder Herbst. Der Samstag vorher und zwar nachmittags wird „Wadsum geführt“. Es ist dies die Ueberführung der Ausstattung in das Haus des Bräutigams. Das Bestreben, den Zug möglichst pompös zu gestalten, ist unverkennbar. Meist sind es vier Schlitten, von denen der erste die vollständig ausgestatteten Betten trägt; auf den folgenden stehen das Spinnrad als Symbol des häuslichen Fleißes, Kommodekasten, ein Tisch mit vier Sesseln rc. Auch Kühe mit schönen Glocken werden im Zuge geführt, endlich trägt eine Dirne die „Schenkdese“, ein Wasserschaff, worin von der Braut gekaufte Stoffe liegen, die sie den Verwandten des Bräutigams schenkt. Sie selbst geht mit dem „Altvater“ im Zuge, und der Bräutigam kommt ihnen ein Stück entgegen, um sie zum festlichen Schmaus einzuholen. Am Tag der Hochzeit versammelt sich die ganze Festgesellschaft vor 9 Uhr morgens im Ortsgasthause, wo unter Böllerknall zunächst Gluhwein getrunken wird — wie bemerkt, findet die Hochzeit stets im Frühling oder Herbst statt. In früherer Zeit trug die Braut wohl einen goldenen Kranz, heute sieht man ihn nur, wo er in der Familie als Erbstück aufbewahrt wird. Dem Brautkranz entsprechen die Festabzeichen der Gäste, meist sind es grüne Sträußchen mit Myrte; zwei Burschen, denen ein besonderes Ehrenamt zufällt, vertheilen sie im Gasthause, es sind dies die sogenannten „Jungfraudianer“, einer der Familie der Braut, der andere der des Bräutigams angehörend. Sie tragen auch zwei Krüge Wein in die Kirche und stellen sie vor das Speisgitter des Altars; mannichfaltige Obliegenheiten machen es ihnen unmöglich, an der kirchlichen Zeremonie theilzunehmen. Gewöhnlich schließt sich an den Gluhwein die Einholung des Pfarrers aus dem Widum durch die beiden Zeugen, von denen einer der „Altvater“ sein kann. Nur wenn die Braut den Kranz nicht mehr trägt, oder nach der Hochzeit getanzt werden soll, kommt der Pfarrer nicht ins Gasthaus, um die Braut vor den Altar zu geleiten und die Zeugen müssen dies selbst besorgen. Als Brautmutter („Altmuader“) fungirt die Tauf- oder Firmpathin der Braut, da ihre Mutter nicht in der Kirche erscheint. Nach der Trauung und Beendigung der Messe weiht der Pfarrer die beiden Krüge Wein, und nach einem Opfergang beginnt der Trunk in der Kirche. Links vom Altar stehen Pfarrer und Meßner, dieser schenkt den Wein ein, jener vertheilt ihn nach einem herkömmlichen Gesetz. Der Bräutigam hat zuerst zu trinken, dann die Braut, der „Altvater“, die „Altmuader“ und die Zeugen und zwar sie alle dreimal; es folgen die übrigen Festgäste, die sich mit einem Trunk begnügen müssen. Dieser weltliche Theil der kirchlichen Feier bildet den natürlichen Uebergang zu den nun folgenden Gasthausfreuden. Der Zug formirt sich, der Pfarrer führt den Bräutigam, der Kooperator die Braut, hinter ihnen tanzen die Burschen im Zuge, Böllerknall und Musik vervollständigen die Feststimmung. Im Gasthause aber harren drei bis vier Burschen, die dem geistlichen Hüter die Braut zu stehlen suchen. Der Ausdruck „rauben“ wäre vielleicht besser, denn es geht etwas gewaltsam dabei zu, die Braut wird in eine Oberstube gebracht, und der Kooperator muß sie auslösen. Nach diesem Intermezzo beginnt eine Reihe von Mahlzeiten, die manchmal zwei Tage dauert. Ist die Hochzeit nicht nach dem Herzen der Kleriker, in welchem Fall sie auch meist fehlen, so wird getanzt und zwar ausgiebig bis zwölf Uhr nachts. Um diese Stunde beginnen der „Haarlanz“ und das „Weisen“, den ersteren eröffnet das junge Ehepaar, es folgen der Altvater und die Altmutter, die nächsten Verwandten und die „Jungfraudianer“. Während des Tanzes hebt das „â'singa“ des Bräutigams an, dem seine neue Würde sammt allen Rechten und Pflichten eindrücklich vor Augen geführt wird. Auf die „Spiellenttrett“ werden zwei Liter Wein gebracht, der Wirth oder sein Stellvertreter muß davon dem jungen Paar und dann den anderen Gästen zu trinken geben, die „Altmuader“ aber trägt einen zugedeckten Topf herum, an dem jeder Gast seine Freundschaft „weisen“ muß, indem er Geld — nicht unter zwei Gulden — hineinlegt. Die Brautmutter achtet streng darauf, daß Keiner seine Freundschaft niedriger schätzt als sie der Bräutigam bei des Gebers Hochzeit taxirte. Das junge Paar zieht sich ohne Geleite zurück und damit ist das bürgerlich schätzbare Ziel erreicht. Sollte aber über Jahr und Tag in der jungen Wirthschaft noch keine Wiege nöthig sein, so bekommt die junge Frau von den Burschen derbe Spottlieder zu hören. Man sieht: das eigenartige Heirathszeremoniell enthält uralte Elemente, symbolische Reste aus den Zeiten des Brautraubes, von deren Bedeutung das Volk längst keine Ahnung mehr hat.

Einfacher ist das bäuerliche Zeremoniell für die Taufe. Wird das Kind abends geboren, so findet sie erst am nächsten Tage statt, nur Krankheit gestattet keinen Aufschub. Vom Spätherbst bis zum Frühling, wenn meterhoher Schnee auf allen Hängen liegt, braucht ein rüstiger Wanderer von den ferneren Höfen viele Stunden bis zur Kirche. Die Hausdirne oder die nächste Nachbarin hat diesen Abstieg mit dem Kinde zu machen, sie wickelt es in Decken und legt es in eine „Kraxe“, über das Gesichtchen kommt noch ein Federkissen; die Hebamme und die vorher

Digitized by Google

gewählte und herbeigerufene Pathin („Godl“) schließen sich der Thalfahrt an. Nach der Taufe sucht die kleine Gesellschaft vor allem das Gasthaus auf, das Kind in seiner „Kraxe“ wird zum Ofen gestellt, wo es oft genug einige Schicksalsgenossen in gleicher Lage findet und nun „werd g'lebt“: alles auf Kosten der Pathin, da auch der Vater bei der Taufe nicht zugegen ist. Diese steckt auch dem Kinde 1 Gulden unter das Wickelband und ist fortan die „Godl“ des Hauses: was an kleinen Schreihälsen — ob männlich oder weiblich — anlangt, hebt sie aus der Taufe. Der Mutter aber bringt sie einen halben Liter Branntwein und Brot als „Kindsreiter“ mit, die zu dem Kinde in den Korb gelegt wird. Nach acht Tagen endlich kommt sie „ins Weisert“, und mit ihr Verwandte und Freunde, die der Wöchnerin praktische Geschenke, Kinderzeug rc. bringen.

Ohne besonderes Zeremoniell verläuft die Leichenfeier, nur bei dem durchaus üblichen Leichenschmaus sind gewisse Speisen herkömmlich. Das Menu ist ziemlich umfangreich, nach Suppe und Würsten folgt ein Voressen mit Knödeln, Küchelu und jedenfalls, wenn der Schmausgeber nicht ein „Inghäuser“, d. h. im Hause nur eingemiethet ist, eine Brühe aus Butter und Honig, in die man die Küchelu taucht. Zur näheren Charakterisirung dieser Brühe sei erwähnt, daß sie auch ein drastisches Heilmittel bei dem Heubrand der Kühe bildet.

## Mittheilungen und Nachrichten.

bwc. **Berlin.** In der am Leibniz-Tage abgehaltenen öffentlichen Sitzung der hiesigen *Akademie der Wissenschaften* hielt der ständige Sekretär der philologisch-historischen Klasse, Prof. Dr. *Diels*, eine bemerkenswerthe Rede über *Leibniz und das Problem der Universalsprache*. In fesselnder Weise führte der Redner aus, wie es Leibnizens stetes Lebensziel gewesen, die Wissenschaften zu zentralisiren und eine „Scientia universalis“ zu schaffen, eine übersichtliche Darstellung der Elemente aller Wissenschaften. Mit dieser Aufgabe fiel auch die Frage der Schaffung einer Weltsprache, einer einheitlichen Ausdrucksweise für alle Kulturländer, zusammen. Leibniz, stark beeinflußt von Platons Zahlentheorien, schwebte eine mathematische Lösung dieser Universalsprache vor und der Nachlaß seiner Schriften zeigte, daß er auch bereits mehrfache Versuche gemacht hatte, dieses Problem zu lösen. Aber war es ihm gleich nicht vergönnt, das angestrebte Ziel zu erreichen, so hat Leibniz hier, sowie auf manchem anderen Gebiete doch durch seine Forschungen einen mächtigen Einfluß auf die Nachwelt ausgeübt. Im gewissen Sinne, so führte der Redner im Anschluß an diese Darstellung der Leibniz'schen Bestrebungen aus, hat es Welt- oder Universalsprachen schon früher gegeben. Im zweiten Jahrhundert vor Christus bildet das „Assyrische“ die Diplomatensprache vom Euphrat bis zum Nil, und in der Glanzzeit der Hellenen gehörte die griechische Sprache zum Gemeingut aller Gebildeten, jedenfalls bildete sie die einzige gelehrte Sprache auf dem ganzen Erdkreis. Mit dem Verfall des Hellenenthums trat das Latein an seine Stelle, das seinen Anspruch, der Träger der Kultur zu sein, mit Zähigkeit vertheidigte und das sich bis in die jüngste Zeit auch als Universalsprache des Gelehrtenstandes erhalten hat. Auch die preußische Akademie der Wissenschaften hat ihre Publikationen lange Zeit in lateinischer Sprache erscheinen lassen. Erst Maupertius, der berühmte französische Mathematiker, der durch Friedrich den Großen als Präsident der Akademie nach Berlin berufen wurde, führte, hauptsächlich wohl auf Friedrichs des Großen Wunsch, das Französische als moderne elegante Universalsprache in die Schrift der Akademie ein. Der Versuch Richelieu's, Französisch zur Weltsprache zu machen, der im vorigen Jahrhundert fast gelungen schien, der selbst vor wenigen Jahrzehnten noch ernsthaft diskutirt werden konnte, ist mit dem Sinken von Frankreichs politischem Einfluß und dem starken Aufflammen des nationalen Gedankens bei allen Kulturvölkern zusammengesunken. Das Reich der französischen Sprache schrumpfte immer mehr zusammen. Dagegen breitet sich die Machtsphäre des *Englischen* immer mehr aus, das wie von selbst geschaffen scheint, die Weltherrschaft an sich zu reißen. Denn abgesehen von dem ungeheuren politischen Einfluß, den Nordamerika und Großbritannien sammt Kolonien auf die Ereignisse der Welt ausüben, abgesehen auch von der Uebermacht, welche die englisch redende Bevölkerung allein durch ihr numerisches Uebergewicht besitzt, erscheint *die englische Sprache schon durch ihre ganze Struktur zur Weltsprache prädestinirt*. Sie hat sich erstens allen überflüssigen Ballastes von Deklination und Konjugation zeitlich entledigt, sie hat die Geschlechtigkeit beseitigt und ist durch die Zurückziehung auf die Wurzeln eine für ein Herrschervolk vorzüglich geeignete Kommandosprache geworden. Zum andern aber hat sie durch die innige Verschmelzung der germanischen Ursprache mit dem feinen französischen Elemente, das mit den normannischen Eroberern eindrang, eine sprachliche Integration der zwei wesentlichen Kulturströme, des romanischen und germanischen, in sich vollzogen und diese disparaten Bestandtheile durch ihren energischen Accent und lautliche Anähnlichung sich so zu eigen gemacht, daß der junge Engländer unbewußt mit der Muttermilch tausendjährige werthvolle Kulturelemente in seiner germanisch-romanischen Mischsprache einsaugt, welche jedes andere Volk sich erst mühselig und kostspielig erwerben muß. Mag eine solche Mischsprache, wie wir sie ja auch einstens zu bilden versuchten, ehe der „teutsch“ gesinnte Purismus diese Entwicklung störte, für ein nationales Empfinden anstößig sein, mag die völlige Verwitterung der sprachlichen Form, wie sie in dem Verlust der Flexionen vorliegt, unserm Sprachempfinden als ein unschöner Verlust erscheinen, *in praktischer Hinsicht* ist das Englische unzweifelhaft die Sprache der Zukunft. Im Hinblick auf diesen *rein praktischen Gesichtspunkt* führte dann der Redner weiter aus, daß in der That den kleineren Volksstämmen, wenn sie sich fähig fühlen, den Wettkampf der Wissenschaften mit Ehren zu bestehen, kaum etwas anderes übrig bleibt, als in dieser Weise sich zu accommodiren und zu integriren. Es ist gar nicht auszurechnen, welche geistigen Verluste alljährlich infolge der nationalen Marotte kleiner, aber begabter und wissenschaftlich thätiger Kulturvölker der Menschheit entstehen dadurch, daß die wissenschaftlichen Schriften, die doch nicht alle übersetzt werden können, in der heimischen eng begrenzten Sprache erscheinen. Aber vielleicht geben diese Völker allmählich den Anspruch auf, *ihre wissenschaftliche Literatur* nur für sich selbst zu schreiben. Vielleicht greift in der That mehr und mehr die Ueberlegung platz, daß es nach Goethe's Ausspruch eine patriotische Kunst ebensowenig gibt, wie eine patriotische Wissenschaft. Ziemlich abfällig urtheilt sodann Prof. Diels über das Volapük als Weltsprache. Alle diese Kunstprodukte erinnern, so führte er aus, an den Faust'schen Homunkulus, denn auch die Sprachen sind Organismen, die sich nicht in der Retorte brauen lassen. — Glaubt nun der Redner dem Englischen wegen seiner großen Einfachheit und seiner Verwandtschaft mit den zwei hauptsächlichsten Idiomen, dem germanischen und romanischen Idiom, den Platz als *praktische Weltsprache* der Zukunft einräumen zu müssen, so fordert er andrerseits dringend für die Verständigung in den *Gelehrtenkreisen die Wiedereinführung der lateinischen Sprache*, welche so lange als internationales Verständigungsmittel gedient hat. Das wissenschaftliche Neulatein eines Kepler, Leibniz, Linné und Gauß würde nach seiner Meinung zweifellos vollständig ausreichen, um sich in allen Fächern der Wissenschaft, die modernsten und jüngsten nicht ausgenommen, vollständig verständigen zu können. Der Drang nach nationaler Einigung, so schloß Prof. Diels, ist gestillt, der Trieb nach Bethätigung nationaler Kultur kann sich nach allen Richtungen hin frei ausleben. Das 19. Jahrhundert hat seine Aufgabe erfüllt: es war die nationale Integration der Kulturvölker. Nun pocht das 20. an unsre Pforte und stellt eine neue Aufgabe: die *internationale Vereinigung*. Eine Weltnation wie die deutsche kann sich dieser Verpflichtung nicht entziehen. Wie die Staaten sich eben im Haag auf den Ruf des Zaren versammelt haben, um internationale Friedensgarantien zu schaffen, *so wollen sich im Herbst*

Digitized by Google

die deutschen Akademien mit den vornehmsten fremden Akademien in Wiesbaden versammeln, um eine „Interakademische Vereinigung" zu gründen. Die Berliner Akademie hat sich diesem Friedenswerke, das die wissenschaftliche Arbeit des kommenden Jahrhunderts förderſam auszugestalten berufen ist, nicht entziehen wollen. Sie hat mit der altehrwürdigen Londoner Royal Society auf den Wunsch der übrigen deutschen Akademien die Einladungen erlassen. Wir hoffen, daß dieses schwierige Unternehmen gelingen werde.

w. Die Alumni of the University of Göttingen. Es war am 12. Dezember 1898, als im Metropolitan-Klub zu New-York 35 meist dem Gelehrtenstande angehörige Amerikaner, welche ehedem auf der Göttinger Hochschule studirt hatten, zur Erinnerung an ihre Studienzeit sich zusammenfanden. Als bald darauf eine amerikanische Monatsschrift gegründet wurde, welche die Pflege der Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika bezweckte, „The American German Review", da bot jene Feier eine willkommene Gelegenheit, die enge Verwandtschaft auf wissenschaftlichen Gebieten zur Anschauung zu bringen. Der Aufforderung des Leiters jener Zeitschrift, John Sherwood, einen Beitrag zur Schilderung Göttingens und der deutschen Hochschulverhältnisse einzusenden, hatten 16 Theilnehmer entsprochen: James Duncan Hague, Geologe and Mineningenieur, New-York, Prof. F. P. Harris, Amherst College, Prof. J. W. Burgers, Columbian University, Prof. Edward Hungerford, University of Vermont, Prof. Albert Harkneß, Brown University, Prof. J. W. Mallet, University of Virginia, Prof. W. G. Sumner, Yale University, Prof. George Haven Putnam, Chemiker in New-York, Prof. D. K. Tuttle, Chemiker in Philadelphia, Prof. C. A. Goeßmann, Agricultural College Amherst, Prof. G. C. Caldwell, Cornell University, Prof. William H. Packard, Princeton University, Prof. Ira Remsen, Johns Hopkins University, endlich drei klassische Philologen: Prof. Basil L. Gildersleeve, Johns Hopkins University, Prof. William W. Goodwin, Harvard University, Prof. Herbert Weir Smyth, Bryn Mawr College. Die Beiträge geben theils Erinnerungen aus der Studienzeit, Bilder aus Göttingen, Professorenanekdoten, theils eine Beurtheilung des Wissenschaftsbetriebs in Deutschland, wobei die Einrichtungen der Universitäten und der Geist der deutschen Studentenschaft eines ganz besonderen Lobes theilhaftig werden. Jene Amerikaner studirten etwa in dem Zeitraum von 1860—1875. Hätte man noch jüngere Kreise heranziehen wollen, so wäre jene Tafelrunde wohl um ein Fünffaches größer geworden, wie denn auch jetzt noch die amerikanische Vereinigung an der Göttinger Hochschule eine ganz beträchtliche Mitgliederzahl aufweist. Jene Sammlung wird durch ein Lied geschlossen, welches der nachmalige englische Premierminister George Canning als Göttinger Student am Ende des vorigen Jahrhunderts verfaßte und zu dessen fünf Strophen der ebenfalls aus der alma mater Georgia Augusta hervorgegangene jüngere Pitt eine sechste hinzugedichtet hat. Das Lied beginnt mit dem Verse:

Whene'er with haggard eyes I view
This dungeon that I' m rotting in;
I think of those companions true
Who studied with me in the U-
niversity of Göttingen.

* Die im Jahre 1864 in Weimar gegründete Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, die sich seitdem durch ihre gediegenen Veröffentlichungen große Bedeutung erworben, bereitet eben den 35. Band ihres Jahrbuches vor. Aus dem reichen Inhalte dieses Bandes, der von Prof. A. Brandl und Dr. Keller redigirt wird, ist als bemerkenswerth hervorzuheben: Ausgabe des verschollenen Dramas von Richard II., das neben dem Shakespeare'schen Stück gleichen Titels bestand; neue Forschungen über Shakespeare und seine Zeitgenossen von Prof. Köppel in Straßburg, Prof. Sarazin in Kiel, Prof. Schick in München, Prof. Schröer in Freiburg, Prof. Stiefel in München, Dr. v. Wurzbach in Wien u. A.; Berichte über die Shakespeare-Leistungen der Bühnen, besonders der deutschen, im Jahre 1898; Besprechung aller unser Wissen von Shakespeare fördernden Bücher und Aufsätze des Jahres 1898. — Das Jahrbuch ist im Laufe der Jahre zum Zentrum der Shakespeare-Studien in Deutschland geworden und daher das unentbehrlichste Organ für jeden Shakespeare-Freund, -Darsteller und -Forscher. Die Mitglieder der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft erhalten das Jahrbuch gegen Entrichtung des 10 M. betragenden Jahresbeitrags als Vereinspublikation portofrei geliefert. Der Eintritt in die Gesellschaft erfolgt ohne weiteres durch Beitrittserklärung, zu deren Entgegennahme der Verlag des Jahrbuches, die bekannte Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin SW. 46, befugt ist.

* Die Eisverhältnisse im Polarmeer. Wie man aus St. Petersburg meldet, ist die russische nach Spitzbergen bestimmte Expedition gezwungen, unthätig in Tromsö in Norwegen zu verharren, weil enorme Eisanhäufungen die Inseln von Spitzbergen unzugänglich machen, so daß selbst der starke Eisbrecher „Jermak" sich die Durchfahrt nicht erzwingen kann. Infolgedessen dürfte es vielleicht nothwendig sein, die ganze Expedition bis zum nächsten Jahr zu verschieben.

* **Wien,** 30. Juni. Heute starb hier Leopold Ritter v. Blumencron, der bis vor wenigen Wochen, bis zur Zeit seiner Erkrankung, als aktiver verantwortlicher Redakteur des „Fremdenblatt" fungirte. Er war am 21. Februar 1804 geboren. Ursprünglich war er Offizier und diente unter Benedek. Er verkehrte seinerzeit auch häufig mit Grillparzer und dem alten Plener. Als Diplomat spielte er einst gleichfalls vorübergehend eine kleine Rolle. Mit ihm, der das 96. Lebensjahr erreichte, ist wohl der älteste Journalist der Welt dahingegangen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

K. Schmidt-Buhl: Von der Zugspitze in die Dolomiten. Eine Sommerfahrt. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. — Maximilian Schmidt: Die künischen Freibauern. Kulturgeschichtlicher Roman. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin 1899. — Fanita Meindl: Erzählungen aus dem Orient; Dagobert a. Gerhardt-Amyntor: Rosenöl; Erich Ebenstein: Verirrte Seelen. (Unterwegs und Daheim.) Breslau, S. Schottländer. — Heinr. v. Sybel: Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800. Lfg. 36—43. Stuttgart, J. G. Cotta's Nachf. — M. Helle: Uebermenschenthum und Zuchtstaat. Ein Anarchistenideal. Mainz, Kommissionsverlag der Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1899. — Anton Weber: Zur Streitfrage über Dürers religiöses Bekenntniß. Mainz, Franz Kirchheim 1899. — Karl Morsels: Die Noth der Gewerbetreibenden und die Bodenreform. (Soziale Streitfragen. Heft 8.) Berlin, J. Harrwitz Nachfolger.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Gedichte

von

Ernst Scherenberg.

Sechste, vermehrte Auflage.

Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck.

Preis elegant gebunden mit Goldschnitt 6 Mark.

Scherenberg, der nunmehr bereits seit vier Jahrzehnten in den ersten Reihen der geistigen Kämpfer für die nationale Wiedergeburt des Deutschen Reiches stand, bietet in der vorliegenden sechsten Auflage seiner „Gedichte" in den durch Neuschöpfungen wiederum bereicherten „Zeitgedichten" von 1858—1898 eine vollständige poetische Geschichte dieser gewaltigen, mit dem Tode Bismarcks ergreifend abschließenden Epoche. Auch der umfangreiche rein lyrische Teil der Sammlung ist durch die neuen Abschnitte „Herbstblätter" und „Krank im Süden" zu einem fesselnden Lebensbilde des Dichters abgerundet worden. (9978)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Frederi Mistral, der Dichter der Provence.

Von Dr. Nik. Welter (Diekirch).

Von allen noch lebenden französischen Schriftstellern ist Keiner, dem der Name „Dichter" mit besserem Rechte gebührt und von der Kritik auch mit größerer Bereitwilligkeit zuerkannt wird, als Frederi Mistral aus Maiano. In ihm ehrt die südliche Hälfte Frankreichs einen ihrer erlesensten Geister, und ein für alles Schöne begeistertes Volk dringt ihm Auszeichnungen entgegen, wie sie nur selten einem Schriftsteller bei seinen Lebzeiten zutheil geworden sind. Wo immer Mistral sich zeigen mag, empfängt ihn seiner Bewunderer begeisterter Zuruf, begrüßt ihn der Jubel der Bürger; bei den verschiedensten Anlässen wird seine Büste bekränzt und steigen Hymnen zu seinem Preise; seine Dichtungen werden von den Lehrstühlen der Hochschulen aus kommentirt und fast kein Monat vergeht, wo sich nicht in irgend einer Stadt Südfrankreichs an ihn und seine Werke ein warmempfundener Vortrag knüpft; sein Haus in Maiano ist zur poetischen Kaaba geworden, zu der alles hinpilgert, was an der Dichtkunst im allgemeinen und an der neuprovençalischen Literatur im besonderen Antheil nimmt, um dem „Roi du Midi", „dem Kaiser im Reiche der Sonne", den Tribut der Verehrung zu zollen.

Unsern Lesern die Bekanntschaft dieses Dichterfürsten zu vermitteln, ist der Zweck nachfolgender Studie, die sich jedoch auf eine kurze literarisch-vergleichende Besprechung seiner Hauptdichtungen beschränken muß. Zu einer näheren Einführung in Mistrals Leben und Schaffen verweise ich auf mein demnächst im Verlage der Elwert'schen Universitätsbuchhandlung in Marburg erscheinendes Werk über den Meister von Maiano, das neben eingehenden biographisch-kritischen Erörterungen eine ausführliche Darstellung der Geschichte des von ihm gegründeten Felibrige enthalten wird.

### I.

Frederi Mistral wurde am 8. September 1830 auf dem väterlichen Bauerngute in der Nähe des provençalischen Städtchens Maiano geboren. Sein Vater, Meister Francés Mistral, der Wittwer war, zählte 55 Jahre, als er wieder heirathete, und Frederi ist der einzige Sproß dieser zweiten Ehe.

Das Kind wuchs im steten Umgang mit den Landleuten, Schnittern und Hirten auf. Es folgte ihnen zur Saat, zur Schafschur, zur Gras- und Getreideernte, zur Wein-, Oliven- und Blätterlese; es unterhielt sich mit ihnen über eine jede dieser Arbeiten in ihrer Sprache, der einzigen, die im Vaterhause geduldet wurde, und so gewöhnte sich sein Auge schon früh an den Anblick der rauhen, doch gesunden, freien und friedlichen Beschäftigungen des Landmanns.

Als er neun Jahre alt geworden war, wurde Frederi zur Schule geschickt. Aber der an freies Umherlaufen gewöhnte Knabe nahm so oft den Weg ins Feld, daß der Vater, um seiner ausreißerischen Laune für immer den Riegel vorzuschieben, ihn in einer auswärtigen Lehranstalt unterzubringen beschloß; so führte er ihn denn in ein Lyceum der Stadt Avignon.

Hier machte Frederi im Jahre 1845 die Bekanntschaft Jóusè Roumanille's, des Dichters der Margarideto (Maßliebchen) und so des Vaters der neuprovençalischen Poesie, der an derselben Anstalt als Lehrer thätig war.

Der talentvolle Knabe lenkte bald Roumanille's Aufmerksamkeit auf sich, und als es sich schließlich herausstellte, daß er auch dichtete, da schlossen Lehrer und Schüler innige Freundschaft, und Roumanille ward Mistrals Vertrauter und Rathgeber.

Nach absolvirtem Abiturientenexamen begab sich der Jüngling nach Aix, wo er die Rechte studirte, und kehrte von da 1851 als Lizentiat auf den väterlichen Hof zurück.

Als ihm hier der Vater die Wahl eines Berufes frei stellte, zauderte er nicht lange: auf der Stelle hängte er die Advokatentoga an den Nagel und versenkte sich ganz in die Betrachtung dessen, was er so sehr liebte: l'esplendour do la Prouvènço, der Herrlichkeit seiner Provence. Und Meister Francés war hochherzig genug, den Entschluß seines Sohnes zu billigen und zu segnen.

Einige Jahre später, nach dem Tode des Vaters, verließ Frederi den „Mas", wo er geboren worden, und zog mit seiner Mutter nach Maiano, wo er noch heute, an der Seite einer durch Anmuth, Geist und Herzensgüte gleich ausgezeichneten Gattin, in arbeitsfroher, ruhmverklärter Zurückgezogenheit lebt.

### II.

Schon an den Prouvençalo (Die Provençalinnen), einer Gedichtsammlung, die Roumanille 1852 aus Beiträgen der bekanntesten Dichter Südfrankreichs herausgab, nahm Mistral einen hervorragenden Antheil und erregte durch die frische Kunst und die reiche Mannichfaltigkeit der dort veröffentlichten Gedichte berechtigtes Aufsehen.

Und als er am 21. Mai 1854, im Verein mit Roumanille und fünf anderen befreundeten Poeten, den Bund der Feliber gründete, da war er es, der der Verbrüderung den Namen gab und die junge Dichterschule in dem derbvolksthümlichen Feliberliede den Bewohnern der Provence ankündigte.

Aber erst in der Mirèio gab er das volle Maß seines dichterischen Könnens, und mit dieser Dichtung, die in der ganzen gebildeten Welt eine begeisterte Aufnahme fand, führte er die neuprovençalische Literatur in die Weltliteratur ein.

Sehen wir also etwas näher zu, wodurch dies Epos den errungenen Weltruf verdient.

Die einfache, allgemein bekannte Liebesgeschichte, die den Stoff der Mirèio ausmacht, kann ihren großartigen Erfolg nicht erklären; da müssen andere Gründe in die Waagschale gefallen sein.

Auch der Komposition der Dichtung ist dieser Erfolg nicht zuzuschreiben, denn sie bildet eben des Gedichtes schwache Seite.

Nur die begeisterte Liebe, mit der Mistral sein Werk bis in die kleinsten Einzelheiten hinein durchwärmt und verklärt hat, konnte diese Anerkennung erzwingen und dauernd fesseln. Denn nicht die schlichte Liebesgeschichte macht den Inhalt der Mirèio aus; sie ist bloß der Faden, der sich durch das Ganze hinzieht, der das Getrennte verbindet und an dem sich der eigentliche Stoff in wunderbarer Fülle anreiht.

Nicht das Liebespaar Mirèio und Vincèn bloß besingt Mistral; die ganze Provence schildert seine Kunst, feiert sein Lied, ihre Berge und Thäler, Ströme und Steppen, Gehöfte und Städte zaubert er als entzückendes Rundbild vor des Lesers Augen.

Daher die zahlreichen Beschreibungen, die durch die verschiedenen Gesänge verstreut sind. Jede Gelegenheit ergreift der Dichter, um irgend einen Theil seines Heimathlandes in trefflichster Beleuchtung festzuhalten und mit goldenem Strophenstift der Erzählung einzufügen. Nicht eine dieser zahlreichen Schilderungen aber läuft gleichgültig neben der Haupthandlung einher; alle sind eng mit ihr verwoben. Der Dichter beschreibt nur, was seine Personen selbst sehen, was ihre Sinne beeinflußt oder ihr Schicksal bestimmt. So wie die Gegenstände oder die Landschaften in ihrem Gesichtskreise emportauchen, drängen sie sich von selbst in seinen Vers. Darum ist auch keine dieser Schilderungen unnützes Beiwerk und kaum eine einzige dürfte fehlen, ohne daß das Gesammtbild Schaden litte.

Auf dem so vorbereiteten Hintergrunde trägt nun Mistral die Fülle des provençalischen Lebens auf, und das mit solch anschaulicher Treue, daß Lamartine mit Recht schreiben konnte: „Die Provence ist ganz in Mistrals Seele übergegangen; das Land zwischen den Alpen, Avignon, Arles und dem Meere von Marseille ist ein Buch geworden."

Mit ähnlicher Naturwahrheit sind auch die Träger dieses Lebens geschildert. Es sind richtige Provençalen und Provençalinnen, die Mirèio bevölkern, kenntlich nicht bloß an Tracht und Antlitz, sondern besonders an ihrem Denken und Fühlen und an dem Ausdruck, den sie ihm verleihen.

Die Gefühle, die sie beseelen, sind allerdings bloß solche, die den Grund der Menschennatur ausmachen: die Gefühle der Liebe, der Thätigkeit und der Kraft; aber in der Kunst, womit Mistral diesen allgemeinen Empfindungen Ausdruck verleiht, liegt wieder eine der Hauptschönheiten der Mirèio.

Den besten aller Literaturen ebenbürtig sind unter anderen die Liebesepisoden der Dichtung, besonders die Idylle des 2. Gesangs, mit der Liebeserklärung Mirèio's und Vincèns, und der Anfang von Gesang 5., wo das heimliche Glück eines kurzen Liebeslenzes besungen wird. Da wüßte ich nichts, was sich an Naivetät und Zartheit des Gefühls, an Innigkeit und Fülle des Ausdrucks mit diesen Stellen messen könnte. Das haucht und flüstert, scherzt und lacht, singt und jubelt und eint sich zu einem wunderbaren Hymnus auf Jugend und Liebe. Dazu kommt die Musik des Wortes, süß und einschmeichelnd, voll und berauschend, durchblitzt von refrainartigen Wiederholungen, worin die Stimmung, hier schalkhaft jauchzend, dort wonneheimlich austönt.

Der reiche Gehalt der Mirèio wird endlich durch die geschickteste Anordnung der einzelnen Theile zur vollen Geltung gebracht. Wie Mistral die Beschreibung echt künstlerisch in Handlung umzusetzen weiß, so versteht er es auch, die jeweilig gebotene Stimmung hervorzurufen, zu steigern und austönen zu lassen.

So ist der 5. Gesang für sich allein schon ein vollendetes Gedicht. Auf einer wahren Leiter der Gefühle wird hier der Leser vom Süßen und Lieblichen, durch das Gewaltige und Großartige hindurch, zum Schrecklichen und Grausigen emporgeführt.

Vollendet unter demselben Gesichtspunkt der künstlerischen Anordnung ist auch der Schluß des Gedichts. Der ganze 12. Gesang ist nur eine einzige Symphonie, die im steten crescendo des Gefühls die Rührung zur erhabenen Weihe hinanleitet, bis sie mit himmlischsüßen Accorden verhallt. Diese ganze Schlußepisode scheint wie mit Thränen ins Herz geschrieben und jedes Wort daraus ist Melodie.

Das letzte könnte man von der Sprache Mistrals im allgemeinen sagen, denn auf sprachlichem Gebiet ist er geradezu schöpferisch thätig gewesen.

Mirèio ist das erste Gedicht von bedeutendem Gehalt und größerer Ausdehnung, worin die Sprache der Feliber zur Anwendung gelangte, und doch ist sie schon hier ein Muster an Wohllaut und Klarheit, an Lebendigkeit und Kürze.

Ihre volle Pracht entfaltet diese Sprache in der Strophe, die sich Mistral eigens für die Abfassung seines Jugendwerkes geschaffen hat.

Die Mirèiostanze zeichnet sich aus durch eine klangvolle Verschiedenheit und eine reiche Beweglichkeit des Rhythmus. Der fünffach weibliche Reim, besonders in seinem dreimaligen Gleichklang in der zweiten Strophenhälfte, verleiht ihr etwas weiches und zartes, das mit dem Inhalt des Gedichts wohlthuend übereinstimmt, und so klingen diese Stanzen, um mit Lamartine zu reden, melodisch wie die Silberglöckchen an den Füßen orientalischer Tänzerinnen.

So wie sie vorliegt, ist demnach Mirèio die erste und duftigste Blume, die der Blüthenbaum der provençalischen Renaissance getragen hat.

Jede neue Lektüre dieses wunderbaren Buches bietet neuen Reiz, läßt neue Schönheiten erkennen, genießen und bewundern, erfüllt den Leser mit einer stets stärkeren Sehnsucht nach der sonnigen Welt der Schönheit.

Für uns Deutsche ist das um so erfreulicher, weil wir gerade von Mirèio die klassische Nachdichtung von August Bertuch besitzen und so auch dem des Provençalischen unkundigen Freunde echter Dichtung der Genuß dieses Meisterwerks erzählender Poesie ermöglicht wird.

Im schwierigen Versmaß des Originals verfaßt, ist die Bertuch'sche Verdeutschung doch sehr treu und formvollendet, und eine neue Auflage (Straßburg 1896) beweist, daß man ihre Vorzüge zu würdigen verstanden hat.

Bertuch hat sich übrigens der Sache des Feliberthums mit wärmstem Eifer gewidmet und ist besonders unserm herrlichen Frederi Mistral in treuer Verehrung und Freundschaft zugethan. Nicht allein durch meisterhafte Uebertragungen hat er in Deutschland Mistrals Namen eingebürgert, sondern er ist auch bemüht, ihm durch rhapsodische, allenthalben mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Vorträge noch tieferen Eingang zu verschaffen.

Vor einigen Jahren ist Bertuch denn auch vom Konsistorium des Feliberbundes, in Anerkennung seiner Verdienste um die Einbürgerung Mistrals in Deutschland, durch Ernennung zum „Sòci dóu Felibrige" das literarische Bürgerrecht der Provence verliehen worden. Das Feliberthum möchte in der That nicht leicht einem Anderen zu größerem Dank verpflichtet sein, denn es hat in Deutschland keinen berufeneren Vertreter als den begeisterten Nachdichter und Rhapsoden von Mirèio.

Digitized by Google

III.

Das prächtige Seitenstück der Mirèio ist das in derselben Stanzenform gedichtete Epos Calendau (1866). Diese Dichtung feiert die Thaten des Fischers Calendau, des provençalischen Herkules, und seine Liebe zu der Prinzessin Esterelle, die er aus der Hand ihres ruchlosen Gatten, des Räuberhauptmanns Severan, befreit und als seine Braut der jubelnden Vaterstadt Cassis zuführt.

Calendau und Mirèio ergänzen sich gegenseitig, und wenn auch die ganze Provence unterginge, in diese beiden Dichtungen würde sie ewig leben.

Mirèio ist ein Loblied zum Preise des Landmanns und der segenspendenden Erde, der gottbefruchteten Scholle und der thaubenetzten Triften; ihr Hauptzug ist Liebreiz und Anmuth und mit Absicht hat der Dichter dies Werk nach dem lieblichsten Mädchen benannt.

Calendau hingegen ist ganz Kraft, Muth und Schwung und sein Titelheld ein Bild der Männlichkeit. Es besingt den Fischer, die gewaltige Arena, wo er den Kampf ums Dasein kämpft, das Meer, und das versteinte Gegenspiel der beweglichen Urmutter alles Gewordenen, die bewaldeten Berge.

Beim Anblick dieser Wunder der Schöpfung hebt sich Mistrals Lied zu einer ihrer würdigen Größe und Schönheit: es rauscht dahin, gewaltig wie die Kraft des Nordwinds, unter der die Hochwaldstämme gleich mächtigen Orgelpfeifen brausen und jauchzen, oder leuchtet in dem Widerschein des geheimnißvollen Lebens, das in des Ozeans Gewoge ewig wechselnd auf- und niederrollt.

Ziert Mirèio eine kindliche Unbefangenheit der Empfindung und eine unerschöpfliche Fülle der köstlichsten Details, so zeichnet sich Calendau aus durch den erhabenen Ernst des Gedankens, durch die weihevolle Steigerung und Klärung der Gefühle.

Arbeit, die nicht Andern frommet,
Das ist Arbeit ohne Segen!

Diese Wahrheit sucht die schöne Esterelle ihrem liebeskranken Schüler tief einzuprägen; fürs Wohl des Ganzen thätig zu sein, sagt sie, sei schönste Mannesaufgabe und den Feind in der eigenen Brust zu bezwingen, höchster Mannesmuth.

Somit stellt die ganze Dichtung nur ein langsames Aufsteigen zum Lichte dar, ein farbenreiches Per aspera ad astra!, und ist Calendau ein goldener Codex der Ehre, der eine Fülle kerniger Grundsätze enthält und durch die Gluth seiner Sprache besonders empfängliche Jünglingsseelen hinreißen muß.

Mirèio und Calendau umfassen die Provence nach ihrer gesammten Ausdehnung und ihrer ganzen Geschichte; eine beschränkte Episode dieser Geschichte und einen eng umgrenzten Theil der Provence schildert ein drittes Epos Mistrals, die „Nouvello“ Nerto (1884; deutsch v. A. Bertuch, 1891).

Diese Legende erzählt die unschuldige Liebe der anmuthigen Nerto zu Rodrigo von Luna, dem leichtsinnigen Neffen des letzten avignonesischen Gegenpapstes, Benedikts XIII. Der Jüngling hat sich dem Teufel verschrieben, um in den Besitz der Geliebten zu gelangen; doch die Herzensreinheit des Mädchens macht einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich selbst in einer Regung aufrichtiger Reue dem Himmel zuwendet und so mit der Angebeteten gerettet wird.

Von allen Dichtungen Mistrals ist Nerto die künstlerisch vollendetste. Sie weist eine einheitliche Handlung, eine straff verknüpfte Komposition auf. An Bedeutung und Inhalt kann sie sich freilich nicht mit Mirèio und Calendau messen; doch die poetischen Vorzüge dieser Dichtungen finden sich in ihr vereint: die Anmuth, die Frische und Herzlichkeit der Mirèio ist gepaart mit der Gluth, der Kraft und dramatischen Lebendigkeit Calendau's und so bezeichnet Nerto in gewisser Hinsicht einen Höhepunkt in Mistrals künstlerischem Schaffen.

Mirèio ist der Hymnus der Dichterjugend, der leichtbewegten, liebesfrohen 20er Jahre; Calendau das kraftgeschwellte, weithinhallende Sturm- und Trutzlied der Männlichkeit; Nerto das Lied des reiferen Alters, innig und sinnig, beschwichtigend und ergreifend.

Durch Mirèio weht der frische Hauch des Morgens und der Zauber des aufgehenden Tages; auf Calendau strahlt die Sonne der Provence aus gluthvoller Mittagshöhe nieder und zugleich braust der Mistral durch die stauberfüllte, wechselvolle Landschaft; aus Nerto lächelt die scheidende Tagesgöttin den Leser mit unendlicher Zärtlichkeit an, und ein beseligender Friede sinkt auf die goldig beschienene Flur. Eine jede der drei Tageszeiten hat ihre Vorzüge und ihre Freunde; besonders zwischen Morgen und Abend dürfte die Wahl oft schwer sein. Wir aber legen Nerto aus den Händen mit den Worten der Dichtung über das mittelalterliche Werk, genannt Lou Breviàri d'Amor (Das Liebesbrevier): „Ah, lou bèu libre! O welch ein schönes Buch!“

Im schroffen Gegensatz zu der romantischen Behandlung und dem blühenden Ton der eben besprochenen Dichtungen steht die letzte der größeren Erzählungen Mistrals, das in reimlosen fünffüßigen Jamben geschriebenen Rhône-Lied (Lou Pouèmo dóu Rose).

Anknüpfend an die Fahrt der Condrilloten, die alljährlich mit ihren schwerbeladenen Flußkähnen nach Beaucaire zur Messe zogen, entwirft der Dichter ein reichbewegtes Bild jener, wie er meint, glücklichen Zeit, wo sich Barke an Barke auf der Rhône drängte, wo mächtige Pferde auf dem Leinpfad unter Peitschenknallen, Schellengeläute und Fuhrmannsflüchen stromaufwärts keuchten, indessen die blanken Herbergen sich gastlich an den Ufern reihten und die südliche Lebenslust von Beaucaire bis nach Lyon hinauf in einer einzigen Farandole den Windungen des Stromes folgte.

In diese Schilderung hinein trägt Mistral nun als poetisches Element die romantische Geschichte zweier Liebenden, des Erbprinzen von Holland, Wilhelm von Oranien, und der Anglore, einer großäugigen Lotsentochter. Inmitten des prosaischen Alltagslebens und der groben Gefühllosigkeit, die sie umlärmen, träumen diese ihren Jugendtraum, bis sie auf der Rückfahrt, mit dem Caburle, dem Hauptboot, einen jähen Untergang finden.

Das Gedicht aber heißt Lou Pouèmo dóu Rose, weil die Rhône, der heilige Ganges der Provence, es mit seiner riesenhaften Größe erfüllt. Von der Rhône singt der Dichter in seinen zahlreichen Beschreibungen; von ihr reden die Schiffer, die auf ihren beweglichen Pfaden auf- und niederwallen; von ihr plaudern auch die beiden Liebenden und in ihren Gesprächen steigt sie zu einer phantastischen Höhe empor.

In überwältigender Wucht rauscht also der Strom dahin: die Geschichte läßt ihre bunten Wimpel über seinen Wassern fliegen und pflanzt ihre Städte und Burgen an seinen Ufern auf; Sage und Märchen erfüllen sein Thal mit goldigem Glanz und locken aus seinen Wirbeln mit Blumenaugen und Nixenlippen. Das Bild ist mithin vollständig, nach allen Seiten breit ausgeführt; aber es ist auch nur ein Bild, eine Schilderung, und das eben ist das Bedenkliche daran.

Denn allzuweit drängt sich der Strom überall vor; er überschwemmt die ganze Erzählung mit seiner tückischen Fluth und der Mensch muß seiner Uebermacht weichen. Und doch ist ja der Mensch das Erste und Letzte, was wir zu sehen wünschten. Eine Schilderung allein, und sei sie

Digitized by Google

noch so reich an Wirklichkeit, noch so schön im Reize der Sage und Geschichte, kann uns nicht erregen und bleibt todte Aeußerlichkeit; das blühende Leben, die Seele, fehlt, wenn nicht auch der Mensch darin seine Stelle findet, mit seinen Wünschen und Hoffnungen, mit dem Stolze seines Geistes und der Gluth seines Herzens. Das rein Menschliche aber geht dem Rhône-Lied in einem hohen Maße ab, und so kann die Wirkung des Gedichts nicht vollständig sein.

Neben diesem großen Mangel sind aber die vielen Vorzüge des Rhône-Lieds nicht zu verkennen, Vorzüge, die Zeugniß ablegen für die Geistesfrische, die sich der nun fast 70jährige Dichter zu wahren gewußt hat. So ist besonders zu rühmen die musterhafte Oekonomie der Dichtung und vor allem der reiche Wechsel des Schauplatzes, sowie der geschickte Uebergang von der Schilderung zur Erzählung, von der Anekdote zur Idylle und zur dramatisch bewegten Episode.

Mit dem Rhône-Lied hat Mistral sein poetisches Werk zu Ende geführt. Diese Dichtung bildet den Schlußstein zu der herrlichen Walhalla, die der Meister von Maiano seiner Provence errichten wollte. Berg und Meer und Stadt und Land fanden sich dort in göttlichen Gebilden verewigt, auf unsterblichen Weihetafeln besungen; nur die Rhône fehlte noch, sie, die dritte der provençalischen Naturgottheiten. Diese Lücke ist nun ausgefüllt, und so ward Mistral in Wahrheit der Sänger jener gewaltigen Dreiheit, von der seiner Heimath Wohl und Wehe abhängt; diese Dreiheit aber heißt: Mistral, Sonne und Rhône! Lou Rose, lou Soulèu, lou Mistrau!

## IV.

Bis jetzt haben wir Mistral nur als Epiker kennen und schätzen gelernt; doch auch im Drama hat er sich versucht und als Lyriker Mustergültiges geschaffen.

Leider muß aber die sogenannte Tragödie: La Rèino Jano (Die Königin Johanna) als ein vollständiger Mißgriff bezeichnet werden. Sie ist die bei weitem schwächste Leistung Mistrals, die richtige Achillesferse des Sängers der Mirèio.

Vom Drama hat diese Dichtung nämlich weder den Stoff, noch den Aufbau der Handlung, noch die Charakteristik: sie besteht nur aus einer Reihe sich zeitlich folgender Begebenheiten, die uns nach und nach vorgeführt werden, und ist bloß etwas durch die glänzende Sprache und die Pracht der mannichfach eingeflochtenen lyrischen Episoden, die sich den besten Stücken der jetzt zu besprechenden Goldinseln würdig anreihen.

Den Titel dieser lyrischen Sammlung (Lis Isclo d'or) erklärt der Dichter selbst wie folgt:

„Der Titel könnte anmaßend erscheinen, aber man wird mir verzeihen, wenn man hört, daß es der Name einer kleinen, öden, felsigen Inselgruppe ist, die die Sonne nahe am Gestade von Hyères mit ihrem Schein vergoldet. Und jene himmlischen Augenblicke, wo Liebe, Schmerz oder Begeisterung uns zu Dichtern machen, sind sie nicht in Wahrheit die Oasen, die Goldinseln des Daseins?"

Ich kann hier unmöglich bei all dem Vortrefflichen dieser Anthologie verweilen, da die Vorzüge der einzelnen Gedichte nur an ausgiebigen Proben erwiesen werden können, wie ich das in meiner schon anfangs erwähnten Arbeit über Mistral versucht habe. Es sei darum bloß hervorgehoben, daß die Goldinseln ein Dutzend Balladen und Romanzen bringen, die, nach Gaston Paris, vielleicht das Einzige sind, das Frankreich in dieser Dichtungsart der deutschen Literatur an die Seite stellen kann, daß sich darin glänzende Meisterstücke der poetischen Erzählung finden, sowie eine Anzahl Sirventen und Oden von unsterblicher Schönheit.

Was man an diesen Dichtungen besonders bewundern muß, ist die große Mannichfaltigkeit in der Behandlung eines beschränkten Stoffes. Wie Mistrals Epen, so sind auch seine Goldinseln von der Liebe zu der einzigen Provence eingegeben; während aber die Gluth dieser Liebe dort wie in mächtigen Brennspiegeln angesammelt wird, sprüht sie hier in all dem blühenden Farbenspiel des Prismas auseinander. „Die Provence jetzt und immer", das ist das Leitmotiv, das alle poetischen Sätze Mistrals durchtönt; aber stets erfaßt er dieses Thema unter einem neuen Gesichtspunkt, kleidet es immer in neue Formen, feiert es in stets wechselnden Bildern, so daß die Eintönigkeit glücklich vermieden wird.

Wichtiger als diese formelle erscheint mir die psychologische Seite der Goldinseln, nach der uns ein Einblick gestattet wird in des Dichters innerste Gefühls- und Gedankenwelt.

Die Goldinseln umfassen nämlich einen Zeitraum von über 30 Jahren, und vieles, was den Sänger während dieser Zeit bewegt und beschäftigt hat, findet sich hier in herrlichen Gebilden krystallisirt. Mistral selbst schreibt über sich und seine Dichtweise wie folgt: „Als Dichter besinge ich, was mich in einem gegebenen Augenblick bewegt, doch ohne Parteigeist, ohne sogar eine These vertheidigen zu wollen. Treffe ich irgendwo das Episch-Schöne, das ich so gern in der Menschheit würdige, so suche ich meine Begeisterung frei und würdig zum Ausdruck zu bringen, ohne erst darüber nachzudenken, welcher Partei ich angenehm oder unangenehm sein solle."

Die Goldinseln sind denn auch der klarste Spiegel jener innigen Harmonie, die sein Leben und Dichten erfüllt. Nicht leicht dürfte man in der neueren Literatur einen Mann finden, dem es gelungen, sein Dasein zu solch idealer Einheit und olympischer Ruhe auszugestalten. Das lichte Wesen des Sophokles scheint in ihm unter den befruchtenden Strahlen der provençalischen Sonne wieder emporgeblüht zu sein.

Heitere Güte ist mithin der Grundzug von Mistrals Natur. Nicht immer aber erstrahlt diese Heiterkeit so ungetrübt klar, wie sie den Himmel der Griechen erfüllt; ein leicht hingehauchter Mysticismus färbt sie manchmal mit goldigem Widerschein und dann und wann taucht sie eine tiefe Schwermuth in purpurnen Schimmer: die Frucht der tiefreligiösen Erziehung, die unserm Dichter von Vater und Mutter in die Seele gepflanzt wurde und deren Grundsätze er nie verleugnet hat.

Spätere Bildung aber, eine gewisse Geistesverwandtschaft und eine ausgesprochene Vorliebe und Bewunderung führten ihn auch den Tempeln und Akademien der Griechen wieder zu, und so fußt er in seiner Kunst ganz auf hellenischem Boden.

Auch in dieser Hinsicht ist er also der echte Sohn der Provence, wo sich griechische Bildung und christliches Gefühl schon frühzeitig vermählt und einen einzig dastehenden Bund geschlossen haben.

Ein Hellene ist er durch die Auffassung der Natur und des Menschen in dem lichten Wechsel der Erscheinungen und in der fröhlichen Entfaltung ihrer Kräfte; ein Hellene ist er besonders durch das sichere Schönheitsgefühl und das Einhalten des holden Maßes, das so vielen Gedichten der Goldinseln den Stempel des Klassischen, des in ihrer Art Vollkommenen, aufdrückt und das bewirkte, daß Kenner wie Paul Arène und Alphonse Daudet, die Goldinseln eben als Mistrals Meisterwerk ansahen.

Jedenfalls sind diese Gedichte ein unerschöpflicher Born wahrer Poesie und von allen Werken des Meisters dasjenige, das am tiefsten ins Volk gedrungen ist; manche von ihnen sind sogar zu richtigen Volksliedern geworden,

Digitized by Google

und andere hat Mistral selbst bei feierlichen Anlässen unter die Menge gesungen.

Sie rechtfertigen auch im vollsten Maße den Titel, den sie tragen, und es hätte der zu Anfang dieses Abschnittes citirten, bescheidenen Entschuldigung nicht bedurft; denn in dem endlosen Lichtozeane der Dichtkunst schwimmen sie sowohl, wie die früher erwähnten Schöpfungen Frederi Mistrals, als rosendurchduftete, sonnenbeleuchtete Goldinseln der Schönheit.

---

## Brandenberg in Tirol.

Von M. Hell.

### II.

Einer der ausgeprägtesten Züge des Brandenberger Bauers ist das stark entwickelte Selbstbewußtsein. In seiner Abgeschlossenheit hat er sich eine Anzahl Gerechtsame gegenüber der Staatshoheit zu bewahren verstanden, die zum Theil heute in ganz Oesterreich einzig dastehen. Schon unter bayerischer Oberhoheit wurde die Alpengemeinde stets mit sanfter Hand angefaßt, um das Tiroler Blut an bayerische Anschauung zu gewöhnen; Herzog Georg erließ durch Christoph Pinzmann, seinen Pfleger zu Rattenberg, 1483 am Donnerstag nach St. Pankraz die sogenannte „Kleine Oeffnung", in der den Brandenbergern ihre Rechte verbrieft wurden, und als die Gemeinde dennoch an die Grafschaft Tirol kam, beeilte sich Kaspar von Laubenberg, Pfleger und Richter zu Rattenberg, diese „kleine Oeffnung" zu bestätigen, wie 1505 am Gerichtstage Montag nach St. Michael geschehen. Damit wurden allfällige bayerische Empfindungen so gut unterdrückt, daß die Brandenberger zwei Jahrhunderte später den Einbruch ihrer ehemaligen Landsleute unter Max Emanuel sehr feindselig aufnahmen und die Stadt Rattenberg, die sich bereits in den Händen der Kurfürstlichen befand, glorios entsetzten. Dabei that sich der Brandenberger Bauer Hans Holzer besonders hervor, weßhalb sein Freskobildniß heute auf dem Fuggerhause in Rattenberg zu sehen ist. Außer der idealen Absicht des Helden rühmen die Rattenberger noch, daß er zwei Bayern auf eine Heugabel spießte und so bis an die Straßenecke trug, um sie da abzustreifen. Diese Ecke wird von sinnigen Reisenden stets betrachtet, bevor sie bei Kundler Bier ihren unversehrten Verdauungstrakt segnen. Die letzte Bestätigung der „Brandenberger Oeffnung" erfolgte unter Maria Theresia in Form der sog. „großen Oeffnung", die heute noch zu Brandenberg als kostbarer Schatz aufbewahrt wird. Wenn der Brandenberger an sie denkt, pflegt er sich wohl in selbstbewußter Uebertreibung zu äußern: Das Gesetz reicht nur bis zum „Köpfl" (eine Kuppe am Wege nach Kramsach), von dort an haben wir unsre eigenen Gesetze. Thatsächlich hat nach den beiden „Oeffnungen" jedes Brandenberger Gut zunächst das Recht des „Blumenbesuchs", wie es in der „kleinen Oeffnung" heißt, d. h. das überwinterte Vieh mit Ausschluß des „Heimviehes", das zur Deckung des täglichen Milchbedarfs zuhause bleibt, darf in den Staatsforst zur Weide getrieben werden. Die Vertheilung der Weidegebiete regelte der Bauer früher selbst — nicht zum Vortheil des Waldbestandes, erst 1893 gelang es, darin eine Ordnung zu schaffen, die der Forstwirthschaft günstiger war. Bestimmend für den Charakter dieser Aelpler war es, daß die beiden „Oeffnungen" ihnen auch die Niederjagd (Reisjagd) im Staatsforst gewähren; und als 1827 auch die Hochjagd vom Rentamt in Schwaz um 456 fl. 36 kr. an die Gemeinde Brandenberg veräußert wurde, war die in Oesterreich einzig dastehende Situation geschaffen, daß eine Gemeinde in Staatsforsten von rund 17,000 ha das ausschließliche Jagdrecht besitzt. Trotz dem Jagdpatent von 1849 dauert dieses Privilegium fort. Weitere Vorrechte bilden der Holz- und Streubezug, die Fischerei 2c. Wo jedem Bauer das Recht zusteht, die Büchse umzuhängen, da gibt es natürlich keine Wilddiebe, aber jeder Einzelne ist sich seines Vorrechts wohl bewußt und stolz darauf. Wenn er bis zum Wildenkaar an der bayerischen Grenze jede Gemse anpürschen darf, dann übt er ein von den Vätern ererbtes Recht aus, das für ihn mit einem gewaltigen Nimbus umgeben ist. Ohne den „Blumenbesuch" wäre die Viehzucht auf den Brandenberger Höhen unmöglich, das Jagdrecht aber hatte ein starkes, waidlustiges, wetterhartes Geschlecht — neben schwachem Wildbestand zur Folge. Noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wurde neben der Viehzucht Köhlerei betrieben, von den 40 Meilern zu Brandenberg bestanden aber schon 1870 nur mehr wenige.

Die Haupterwerbsquelle der Waldbauern freilich fließt tief unten im Westen des Hochplateaus; es ist die Brandenberger Ache. Das schäumende Flüßchen, das sich in Bayern aus der rothen und der weißen Valepp bildet und erst in Oesterreich den einheitlichen Namen führt, ist ein treffliches Förderungsmittel für die reichen Holzbestände des Staates, und diese Förderung lag seit Jahrhunderten in den Händen der Brandenberger Bauern. Eine Gespannschaft, deren letzte Organisation auf Gedingverträgen aus dem vorigen Jahrhundert fußte, besorgte die „Trift". Vierzig „Bachmeister" und zwanzig „stabile Holzknechte" bildeten die Gespannschaft, außer ihnen waren noch „ordinäre Holzknechte" (Taglöhner) angestellt. Die Gespannschaft hatte das bestimmte Holzquantum zu fällen und von der Erzherzog Johannsklause bis an den Kramsacher Rechen hinauszutriften, sie hatte außerdem alle Bauten und Reparaturen mit Ausnahme der Erhaltung der Hauptklause auszuführen. In früherer Zeit wurden ihr oft recht drückende Bedingungen auferlegt, so sollte sie die Hälfte aller Kosten der Ramsacher Ländeverwaltung tragen, bei einem Rechenbruch für den Holzverlust aufkommen; die Entlöhnung wurde oft vom Verkauf des Holzes abhängig gemacht 2c. Da die Abrechnung meist lange dauerte, so war ein System von Vorschüssen eingeführt, theils in Geld (Kostgeld), theils als „Ausgabe" in Getreide und Schmalz. Als Wohlfahrtseinrichtung bestand eine Bruderlade, in die das Aerar und die Gespannschaft für jeden Gulden Verdienst je einen Pfennig einzahlten. Nach Angabe alter Holzknechte ergab sich für einen „Bachmeister" selten mehr als 30 Gulden Verdienst. 1860 wurde das Jahrhunderte alte Verhältniß zu der Gespannschaft gelöst; diese trat nun dem Staat gegenüber als Privatunternehmer auf, suchte aber ihre Unentbehrlichkeit bei der Trift zu einer Steigerung der Preise zu verwerthen, wobei einige alte Bachmeister den ganzen Gewinn einsteckten. Dabei hielt die Gespannschaft eigensinnig an veralteten Formen fest und behandelte jede Arbeit, die besondere Geschicklichkeit verlangt, eifersüchtig als Geheimniß weniger Auserwählter. 1895 gelang es, die antiquirte Genossenschaft zu sprengen, und damit wurde ein Stück überlebter lokaler Eigenart zu Grabe getragen.

Wer die herrlichen, wildromantischen Klammen der Ache kennt, ahnt, mit welcher Gefahr die Holztrift verbunden ist, welch kaltblütigen Muth es erfordert, gefährliche Holzstauungen, am Seil hängend, zu lockern, bis die Verkeilung der Stämme sich unter dem Anprall des gestauten Flusses löst und die Trift krachend in Gang kommt. Wie Spähne schießen dann die gewaltigen Kiefern in die Luft und prallen gegen die Felsmauer der Klamm, um sich endlich der wilden Thalfahrt anzubequemen. Alljährlich im Vorfrühjahr und Spätherbst spielt sich das großartige Schauspiel ab, und auf den vereisten Felsen schlägt das Brandenberger Völkchen sein Leben in die Schanze — heute, wie bemerkt, ohne Gespannschaft. Auch dies ist ein Stück

Digitized by Google

Eigenart, und der Nimbus geheimnißvoller Kenntniß, mit dem der Aelpler diese Thätigkeit zu umgeben liebt, erhöht ihn vor sich selbst. Durch Generationen vererbte Kunstfertigkeit ist es jedenfalls, und der Staat machte schlechte Erfahrungen, da er 1865, um die Gespannschaft zu sprengen, die Trift an italienische Arbeiter vergab. Der Brandenberger Bauer ist aus den Bedingungen seiner Alpennatur herausgewachsen und er allein versteht es, ihr die möglichen Vortheile abzugewinnen. Die meisten Hausbesitzer der Gemeinde waren Holzknechte oder sind es noch, sie haben hübsche Ersparnisse in der Schwazer Sparkasse liegen, und der Ortsfuhrmann, als einziger Besitzer einer eisernen Kasse, verwahrt die Bücher der ganzen Gemeinde.

Trotz dieser ernsten oder geradezu harten Charakterzüge versteht man im Brandenberger Hochthal zu rechter Zeit, doch auch rechtschaffen lustig zu sein. Da ist zunächst die Faschingszeit, in der die bluhende Spoltsucht zum Durchbruch kommt. Am Faschingsdienstag nach der Messe spielt sich in der Kirchengasse, der Hauptverkehrsader des Ortes, eine kleine dramatische Scene ab, deren Motiv die menschlichen Schwächen eines Ortsinsassen abgeben. Verlarvte Burschen sind die Schauspieler. Da ist zum Beispiel ein alter Junggeselle, der bisher keine Frau kriegen konnte und nun als besseren Köder ein stattliches Wohnhaus baute — leider ohne den erwarteten Effekt. Seine hoffnungslose Sehnsucht nach dem Ewigweiblichen wird nun dramatisch dargestellt, mit mehr oder minder viel Witz, jedenfalls zum Entzücken aller Zuschauer. Auch eine Strohpuppe, mit Kleidern ganz lebensähnlich ausgestattet, wird alljährlich verbrannt. Diese uralte Symbolik hat sich das Volk in seiner Weise umgedeutet, indem die Puppe immer einen Ortsinsassen, der sich das Jahr über etwas zu schulden kommen ließ, vorstellen soll. Das Verbrennen wird auch durch Erschießen und Erhängen ersetzt und die Puppe dann abends in einem Schneehaufen feierlich begraben, wobei Trauermusik erklingt und ein Bursche als komischer Leichenredner Namen und Verbrechen des Justifizirten angibt.

Am Aschermittwoch durchstreifen zwei bis drei Burschen den Ort mit einer leeren „Imkenkrax" (Bienenkorb) und dem Ruf: „Kaast's mer an Imken ä!" Sie betteln um Schmalz und Schnaps. Es ist das Symbol des Wiederbeginns der Arbeit.

Am Nikolaustag erscheint der Bischof mit einem weißgekleideten und verlarvten Schutzengel als Bedienten und einer Anzahl Teufel, die schwere Ketten nachschleppen. Diese werden von Burschen oder Mädchen gemimt, die stets bloßfüßig in die Häuser eindringen. Sie tragen der rauhen Jahreszeit aber insofern Rechnung, als sie die Stiefel erst vor dem Hause ausziehen und in Reih und Glied stellen. Die Teufel schleppen die Mädchen ins Freie und suchen sie zu ängstigen, der Bischof vertheilt Zuckerwerk und Nüsse. Dies der letzte, durch christliche Zuthaten unkenntlich gewordene Rest des Wuotankultus.

Der Christbaum ist vollständig unbekannt, ebensowenig pflegt man sich zu beschenken.

Am Johannisabend flammen Feuer auf den Höhen, und zwar darf der Holzstoß nur rauchen, solange Dämmerung herrscht, erst wenn die Sonne vollständig untergegangen ist, muß die Flamme hervorbrechen.

Eine weitere Gelegenheit für die einheimische Spoltsucht bietet das Brecheln des Flachses. Es beginnt Ende Oktober, sobald die Stengel gedörrt sind, und die Bäuerin muß so viel Uebersicht besitzen, daß sie eine genügende Anzahl Dirnen dazu bestellt. Ist nämlich der gesammte Flachs vom Morgen bis 5 Uhr nachmittags nicht gebrochen, so singen die Burschen, die genau Umschau halten, derbe Spottlieder. Jedenfalls wird die ganze Nacht gesungen und getrunken, jeder Bursche, der dann zu Besuch kommt, wird umzingelt und muß zu Trunk und Schmaus beitragen. Bei dem späteren Spinnen ist wieder die „Hoangascht" üblich, Frauen und Mädchen besuchen einander mit dem Spinnrocken, sind Burschen im Hause, so holen sie „Fotzhobel" oder „Zug" und von 8 Uhr abends an wird getanzt. An diesen Gelegenheiten, sich ein wenig auszutoben, findet das Aelplervolk sein Genügen.

Bemerkenswerth ist, daß der Aberglaube im Brandenberger Hochthal nicht eben üppig gedeiht. Die Leute haben zu viel Gelegenheit, den wirklichen Gefahren ins Auge sehen zu müssen, als daß sie reflektirend solche erdichteten. Alte Leute glauben allenfalls an Hexen und Hexentanz. Will die Butter einmal nicht gerathen, d. h. ist die Milch zu kalt, so ruft eine Alte wohl zornig: „O du verfluchte Hex', i wir (werde) dir scho lerna!" und fährt mit einem glühenden Eisen in das Butterfaß, um die Hexe zu brennen, worauf das Buttern sofort gelingt. Ist des Abends keine Ruhe, kracht es im Holz, stöhnen die Balken, dann heißt es: „Heit laßt ma an Ruah, morg'n kimmst um an Haf'n voll Milch!" Der Zufall, daß am nächsten Tag eine Nachbarin kommt, sich ein wenig Milch auszubitten, bekräftigt dann den Aberglauben. Drückt ein kleines Kind die „Drud", so wird ein fünf- oder siebeneckiger Drudenfuß auf Papier gezogen, mitunter auch aus einem Wachsstock geformt und unter den Strohsack der Wiege gelegt. Auch vom „Teufelsbannen" sind allerlei Geschichten in Umlauf. Ihrer drei sind dazu nöthig, der Eine hat bestimmte Formeln aus einem dicken Buch abzulesen, die beiden Anderen verharren in Schweigen. Bald erscheint der Teufel mit einem mächtigen Sack voll Geld, auf den er sich, nichts Gutes ahnend, sofort setzt. Nun handelt es sich darum, all die Formeln rückwärts zu lesen, gelingt dies nicht glatt, so holt der „Gangerl" die gesammte Gesellschaft. Die Geistlichen können ihn freilich auch mit Latein bezwingen, aber auf den Geldsack erstreckt sich die Kraft dieser Sprache nicht. Der Teufel von Brandenberg hält außerdem viel auf seinen Ruf. Meinte einst ein Schafhirte, wenn er nur ein Skapulier an das Hofthor hänge, dann könne der Schwarze sicher nicht eindringen. Das war denn doch zu viel, der „Gangerl" holte den Zweifler und trug ihn fast zwei Stunden weit, auf den Zimmererkopf, wo er ihn zwischen zwei Bäumen einklemmte. Der Mann hat außer der Unannehmlichkeit davon den Spitznamen „Toifljockl" erhalten. Auch vom „Schatzblühn" geht im Volk die Sage, aber aufgeklärte Dirnen haben stets ganz rationalistische Erklärungen bereit, in denen die Franzosenzeit eine große Rolle spielt.

Man wird ja immer aufgeklärter in dem lieblichen Alpendorf. Wer seine windgeschützte Lage und die eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse kennt, die es trotz dem langen Winter möglich machen, im Januar blühende Blumen zu pflücken, den beschleicht eine unliebsame Ahnung. Breite Kreise leben heute nur mehr, um sich für den Tod zu kuriren, und dieses Bestreben dürfte noch eine herrliche Steigerung erfahren. Darum könnte die Aufklärung eines Tags bis zur Anlage eines klimatischen Kurorts fortschreiten und der plumpe „Gangerl" als schreckenverbreitendes Prinzip von einem schrecklich kultivirten Oberkellner abgelöst werden. Dann können diese Zeilen als Nekrolog für ein interessantes Stück Volksleben gelten.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Juli (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße steht nunmehr schon hoch am Himmel; als breites, in dunklen Nächten glänzendes Band zieht sie vom südlichen Horizont vom Scheitelpunkt östlich vorüber zum nördlichen Horizont. Ganz nahe dem Meridian, nur wenig südlich vom

Digitized by Google

Zenith, steht das reiche Sternbild der **Leier** mit dem Stern 1. Größe **Wega** und dem berühmten **Ringnebel** (Sternenring) nahe bei dem Stern 2. Größe β Lyrae. Nordöstlich der Leier, inmitten der Milchstraße, glänzt das Sternbild des **Schwans** mit dem Stern 1. Größe **Deneb**; südöstlich der Leier und ebenfalls innerhalb der Milchstraße (beim Beginn eines größeren dunklen Flecks in dieser) liegend, erblicken wir das schöne Sternbild des **Adlers** mit dem Stern 1. Größe **Atair** (auch **Altair**), der in 2.5′ Abstand einen schwächeren Begleiter hat. Die drei genannten Sterne 1. Größe bilden, was zur leichten Auffindung derselben erwähnt sein mag, ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Spitze mit Atair zusammenfällt. Mit Deneb auf dem gleichen Parallelkreis, nur etwa 10 Grad östlich von ihm, befindet sich im Schwan ein prachtvoller Sternhaufen, dessen einzelne Sterne schon mit kleinen Fernrohren unterschieden werden können und der in dunklen Nächten auch mit bloßem Auge sichtbar ist.

Tief im Süden, ebenfalls theilweise in die Milchstraße hineinragend, stehen die Sternbilder des **Schlangenträgers** und des **Skorpions**, im letzteren der rothfunkelnde Stern 1. Größe **Antares**, im ersteren der an seinem ruhigen, mattgelben Licht kenntliche Planet **Saturn**. Weiter westlich stehen in geringer Höhe über dem Horizont die Sternbilder der **Waage** und der schon im Untergang begriffenen **Jungfrau**; der hellste Stern derselben, die **Spica**, und der benachbarte Planet **Jupiter** leuchten noch tief am westlichen Himmel.

Zwischen dem Zenithpunkt und dem westlichen Horizont erblicken wir verhältnißmäßig nahe beisammen die Sternbilder des **Herkules**, der **nördlichen Krone** und des **Bootes**, der mit dem Stern 1. Größe **Arcturus** etwa in halber Höhe zwischen dem Scheitelpunkt und dem westlichen Horizont steht.

Oestlich vom Meridian, in der Milchstraße zwischen Schwan und Adler, stehen die kleineren Sternbilder des **Fuchses**, der **Gans** und des **Delphins**. Das Sternbild des Fuchses hat einen schönen Doppelnebel aufzuweisen, dem Lord **Rosse** den Namen **Dumbbellnebel** (dumb bell = stumme Glocke) gab, weil er in seiner Form an die in England mit diesem Namen bezeichneten Hanteln erinnert. Südlich vom Adler, am Ostrand der Milchstraße, bemerken wir noch die Sternbilder des **Antinous** und des **Schützen**, östlich von diesen beiden das Sternbild des **Steinbocks**.

Im äußersten Osten endlich ist das Sternbild des **Wassermanns** und im Nordosten das Sternbild des **Pegasus** eben im Aufgang begriffen.

---

Die **Sonne** nähert sich nunmehr wieder langsam dem Aequator, ihre Kulminationshöhe beträgt um die Mitte des Monats jedoch immer noch rund $63\frac{1}{2}^{0}$. Am 4. Juli erreicht sie ihre größte Entfernung von der Erde (Apogäum) mit 20.5 Mill. Meilen, sie nähert sich dann wieder langsam der Erde, bis zum Schluß des Monats um rund 40,000 Meilen. Entsprechend dieser Annäherung wächst der scheinbare Sonnendurchmesser im Lauf des Monats von 31′ 27.6″ auf 31′ 31.0″ an.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

| Juli | Aufgang | | | Untergang | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | 4 h | 19 m | früh | 8 h | 15 m | abends |
| 8. | 4 | 24 | „ | 8 | 12 | „ |
| 15. | 4 | 30 | „ | 8 | 8 | „ |
| 22. | 4 | 38 | „ | 8 | 2 | „ |
| 29. | 4 | 46 | „ | 7 | 53 | „ |
| 31. | 4 | 49 | „ | 7 | 50 | „ |

Die Tageslänge nimmt hienach während des Monats Juli schon wieder um 55 Minuten ab, sie beträgt am Schluß des Monats nur noch 15 Stunden 1 Minute.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** im Monat Juli sind folgende:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 7. | Juli | 10 h | abends | Neumond |
| 10. | „ | 5 | nachm. | Erdferne |
| 16. | „ | 1 | nachts | Erstes Viertel |
| 22. | „ | 11 | nachts | Vollmond |
| 23. | „ | 12 | mittags | Erdnähe |
| 29. | „ | 2 | nachm. | Letztes Viertel. |

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

| Juli | Aufgang | | | Untergang | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | 12 h | — m | nachts | 2 h | 14 m | nachm. |
| 8. | 4 | 56 | vorm. | 8 | 25 | abends |
| 15. | 12 | 27 | nachm. | 10 | 53 | „ |
| 22. | 7 | 37 | abends | 3 | 52 | früh |
| 29. | 10 | 48 | nachts | 1 | 15 | nachm. |
| 31. | 12 | — | „ | 3 | 30 | „ |

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten gestalten sich allmählich wieder weniger günstig.

**Merkur** eilt im Lauf des Monats in rascher rechtläufiger Bewegung von den Zwillingen durch das Sternbild des Krebses hindurch in das des Großen Löwen. Er nähert sich dabei rapid der Erde, da seine Entfernung von derselben am 1. Juli 23.0, am 31. Juli dagegen nur noch 14.7 Mill. Meilen beträgt. Der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zur Hälfte erleuchteten Scheibe steigt dementsprechend von 5.7″ auf 9.2″ an. Am 17. Juli geht Merkur durch den niedersteigenden Knoten, am 27. Juli durch das Aphelium seiner Bahn; am 22. Juli erreicht er seinen größten östlichen Winkelabstand von der Sonne (Elongation) mit 27⁰. Merkur geht durchschnittlich eine Stunde nach der Sonne unter, er ist daher fast während des ganzen Monats nach Sonnenuntergang am westlichen Himmel als **Abendstern** sichtbar.

**Venus** geht ebenfalls in rascher rechtläufiger Bewegung vom Sternbild des Stiers in das der Zwillinge, entfernt sich aber dabei um fast genau 2 Mill. Meilen von der Erde, so daß am Schluß des Monats ihr Abstand von derselben auf 33.7 Mill. Meilen angewachsen sein wird. Der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 85 Proz. beleuchteten Scheibe beläuft sich im Mittel für den ganzen Monat auf 10.3″. Am 18. Juli geht Venus durch den aufsteigenden Knoten ihrer Bahn; in der Nacht vom 6. auf 7. Juli nähert sie sich bis auf $1\frac{1}{2}$ Vollmondsbreiten dem Planeten Neptun. Venus geht im Monat Juli durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Stunden vor der Sonne auf, sie ist somit während des ganzen Monats am östlichen Himmel vor Sonnenaufgang als **Morgenstern** sichtbar.

**Mars** bewegt sich rechtläufig vom Sternbild des Großen Löwen in das der Jungfrau. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. Juli 38.1, am 31. Juli 42.0 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 93 Proz. beleuchteten Scheibe sinkt im Lauf des Monats von 4.9″ auf 4.5″ herab. Mars geht im Monat Juli durchschnittlich um $9\frac{3}{4}$ Uhr abends unter, ist also der Beobachtung nur noch für ganz kurze Zeit zugänglich; am 13. Juli kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

**Jupiter** besitzt nach wie vor ganz geringe rechtläufige Bewegung im Sternbild der Jungfrau. Sein Abstand von der Erde beträgt durchschnittlich 105 Mill. Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe 35.0″. Am 24. Juli kommt Jupiter in Quadratur zur Sonne, am 16. Juli in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Jupiter ist im Monat Juli nur noch für einige Stunden des Abends am südwestlichen Himmel sichtbar, da er um die Mitte des Monats schon kurz vor Mitternacht untergeht.

**Saturn** bewegt sich fortgesetzt äußerst langsam rückläufig im Sternbild des Schlangenträgers. Seine Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats von 182 auf 189 Mill. Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe vermindert sich demgemäß von 16.9″ auf 16.4″. Die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes sind durchschnittlich: Große Achse 40.65″, kleine Achse 18.30″. Saturn steht bei Einbruch der Dunkelheit schon hoch am Himmel, um die Mitte des Monats geht er ziemlich genau zwei Stunden nach Mitternacht unter, so daß er also auch während des Monats Juli für die Beobachtung noch recht günstig steht. Am 20. Juli kommt Saturn in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

**Uranus** hat wie Saturn, dem er während des ganzen Monats etwa eine Stunde vorangeht, ebenfalls nur ganz geringe rückläufige Bewegung im Sternbild des Schlangenträgers. Seine Entfernung von der Erde beträgt durchschnittlich 368 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe

Digitized by Google

3.8". Uranus geht durchschnittlich um 1 Uhr nachts unter, er ist also gleichfalls während des ganzen Monats am Himmel sichtbar.

**Neptun** bewegt sich im Lauf des Monats Juli im Sternbild des Stiers rechtläufig um etwa 1° vorwärts. Seine Entfernung von der Erde nimmt nunmehr wieder langsam ab, im Durchschnitt beträgt sie 620 Mill. Meilen. Neptun geht um die Mitte des Monats etwa 2½ Stunden nach Mitternacht auf, er ist demnach bis zum Anbruch der Morgendämmerung am nordöstlichen Himmel (nur mit größeren Fernrohren) sichtbar.

**Kometen.** Von dem von Swift am 2. März d. J. entdeckten hellen Kometen konnten im Monat Juni allenthalben noch zahlreiche Beobachtungen gewonnen werden. Nach übereinstimmenden Berichten hat seine Helligkeit zwischen dem 4. und 5. Juni einen zwar nicht sehr bedeutenden, immerhin aber recht merkbaren plötzlichen Zuwachs erfahren. Im gegenwärtigen Monat ist dieser Komet, der sich nunmehr rasch von der Erde entfernt, jedoch so lichtschwach, daß er nur noch größeren Instrumenten zugänglich sein wird. Letzteres gilt auch von den beiden anderen, zur Zeit noch am Himmel stehenden Kometen, dem zweiten Tempel'schen und dem Holmes'schen.

**Sternschnuppen.** Im Monat Juli sind zahlreiche Sternschnuppenfälle mit verschiedenen Radiationspunkten zu beobachten. Zu den auch im Juli noch fortdauernden Cepheiden und Cygniden kommen die Pegasiden, die in der Nähe des Sterns $\beta$ Pegasi auszustrahlen scheinen, ferner die Aquariden, die im Wassermann aufleuchten, besonders aber (gegen den Schluß des Monats) die Perseiden, die von dem Stern $\eta$ im Perseus aus nach allen Richtungen ausstrahlen und unter dem Namen „Laurentiusstrom" längst allgemein bekannt sind (Maximum erst im August). -rt-

* Dr. **Sven Hedin** hat seine neue **Forschungsreise nach Zentralasien**, über die bereits vor einiger Zeit Mittheilungen gemacht wurden, angetreten. Sie geht nach Ostturkestan und dem nördlichen Tibet. Hedin will abermals eine Wüstenreise ausführen, ferner das ostturkestanische Stromsystem studiren, sowie das Lob-Nor-Gebiet besuchen. Den schwierigsten Theil der Expedition werden vermuthlich die Forschungen in Tibet bilden. In Rußland erhielt Hedin auf den Eisenbahnen freie Reise und freie Beförderung seiner großen Ausrüstung, für die asiatischen Gebiete werden ihm, wie auch bei seinen früheren Reisen, nach Bedarf Kosaken beigegeben. Die Reise wird 2½ Jahre dauern.

* **Salzgehalt der Meeresluft.** Der „Prometheus" schreibt: Wegen des Salzgehalts der Meeresluft gilt der Aufenthalt an oder auf dem Meere für besonders heilkräftig. Unter den günstigsten Umständen beträgt aber dieser Salzgehalt nach Armand Gautier bei 15° Wärme nur 0.022 g Salz auf 1 cbm Luft. Zum Zwecke seiner Bestimmung dienten 341 l Luft, die Gautier, und zwar theilweise bei Nacht, auf dem 50—60 km von der Kanalküste entfernten Leuchtthurm von Rochedouvres entnahm, während eine schon mehrere Tage fortdauernde frische Brise landwärts wehte; bestimmt wurde zunächst die Menge des Chlors und aus ihr wurde die Salzmenge berechnet.

* Der **Bibliothek der Universität Heidelberg** ist vom badischen Ministerium wieder eine kleine **Sammlung Papyri** durch Vermittelung Dr. **Reinhardt** in Buschir (Persien) zugegangen. Sie enthält, dem „Schwäb. Merkur" zufolge, außer einigen hieroglyphischen und demotischen, sowie einer größeren Anzahl koptischer Papyri auch gegen 50 griechische, theils Urkunden aus der Ptolemäerzeit, theils literarische Bruchstücke.

* **Berlin.** In der am Leibniz-Tage abgehaltenen Sitzung der hiesigen **Akademie der Wissenschaften** gab nach der (in der vorigen Nummer skizzirten) Rede des Geh. Raths Prof. **Diels** der zum ordentlichen Mitglied der Akademie ernannte Prof. Frhr. v. **Richthofen** eine Darstellung der **Entwicklung der geographischen Disciplin** in der neueren Zeit und bezeichnete seine Stellung als Vertreter der Geologie und der Morphologie der Erdoberfläche. Geheimrath **Auwers** hieß ihn im Namen der Körperschaft willkommen und machte die Mittheilung, daß die Akademie die Preisaufgabe aus der **Cothenius-Stiftung**, die bisher keine Bearbeitung gefunden hat, wiederholt. Es wird eine Untersuchung der in den letzten 20 Jahren entstandenen Getreidevarietäten verlangt. Ablieferungstermin 31. Dez. 1901. Preis 2000 M. Aus der **Graf Loubat-Stiftung** soll im Juli 1901 dem besten Werke aus der **amerikanischen Geschichte** der Preis von 3000 M. zuerkannt werden, das im Laufe des letzten Jahrzehnts erschienen und zur Kenntniß der Akademie gekommen ist. Die Preisaufgabe aus der **Charlotte-Stiftung** verlangt die philosophische Untersuchung der aus der Ueberlieferung bekannten griechischen Doppelnamen aus Aegypten mit Ausschluß der römischen. Für die beste Lösung dieser Aufgabe wird einem jungen deutschen Philologen oder Archäologen der vierjährige Zinsgenuß des Kapitals von 20,000 M. für den Zweck einer italienischen Studienreise gewährt. Aus der **Eduard Gerhardt-Stiftung** sind bisher 5412 M. dem Direktor **Theodor Wiegand** in Konstantinopel gewährt worden zum Studium der Architektur der Akropolis. Ueber den Rest der zu vertheilenden Zinsen wird die Akademie noch Beschluß fassen.

* **Berlin.** Der bisherige Hülfsbibliothekar an der hiesigen kgl. Bibliothek, Dr. Adolf **Laugguth**, ist zum Bibliothekar an derselben Bibliothek ernannt worden.

* Ueber die **Lehrkräfte der deutschen Universitäten** bringt die „Stat. Korr." ausführliche Angaben, denen wir folgendes entnehmen: An sämmtlichen deutschen Universitäten lehrten ordentliche Professoren im Winterhalbjahr 1894/95 1070, 1895/96 1085 und 1896/97 1090, außerordentliche Professoren gab es in den genannten drei Semestern 550, 554, resp. 575, Honorarprofessoren 69, 71 resp. 76, Privatdozenten 730, 735 resp. 753. Zusammen waren im Semester 1894/95 2419, 1895/96 2445 und 1896/97 2494 Dozenten vorhanden. In den letzten zehn Jahren ist die Zahl der Dozenten in der evangelisch-theologischen Fakultät um 21 oder 13.46 v. H., in der katholisch-theologischen um 8, oder 12.31 v. H., in der juristischen um 25 oder 12.02 v. H., in der medizinischen um 139 oder 23,60 v. H., in der philosophischen um 206 oder 19.13 v. H. gestiegen.

* **Paris** 2. Juli. Heute ist hier der Akademiker Victor **Cherbuliez** gestorben. Geboren zu Genf am 19. Juli 1829 als Sohn des Schriftstellers André Cherbuliez, studirte er vorerst in seiner Vaterstadt, dann in Paris, Bonn und Berlin. Er hatte sich ursprünglich der Mathematik zugewendet, nahm jedoch später das Studium der Philosophie und Philologie auf. Bis 1864 war er in Genf als Lehrer thätig, folgte aber dann einem Rufe nach Paris, um dort in die Redaktion der „Revue des Deux Mondes" einzutreten. Als Kunstkritiker und Romanschriftsteller hat V. Cherbuliez sich einen Namen von gutem Klang erworben, und mehrere seiner größeren Arbeiten sind auch ins Deutsche übersetzt worden. Er bereiste Griechenland und den Orient und seine Aufsätze über deutsche Literatur, wie nicht minder seine Berichte über den Pariser Salon ließen erkennen, daß er feines Verständniß hiefür besaß. In seinen Romanen ist namentlich die scharfsinnige Analyse der Leidenschaften bemerkenswerth. Von den Romanen sind besonders hervorzuheben „L'aventure de Ladislas Bolski", „Miss Ravel", „Noires et rouges" ꝛc. Mit der Bühnenbearbeitung einiger seiner Romane hatte er indeß kein besonderes Glück. Auch als politischer Schriftsteller war er thätig und schrieb 1870 die „L'Allemagne politique", 1874 „L'Espagne politique" u. s. w. Seine zuletzt in der „Revue des Deux Mondes" veröffentlichten Aufsätze erregten durch ihre scharfe Kritik Aufsehen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

# Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1899. 124. Band. Erstes Heft. (10855)

**Inhalt:** Der Einfluß der Konfession auf die Kriminalität. — Die Ursachen des Bauernkrieges 1525. (Die Lage des Bauernstandes um 1500.) — Descartes und die Scholastik. — Die dreihundertjährige Erinnerung an die katholische Reform in Innerösterreich. — Die Presse als Faktor des modernen öffentlichen Lebens. — Malerpatrone und Malerwappen. — Die englische Flotte unter Königin Elisabeth.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 4. Juli. Nummer 149.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Chirurgie in alter und neuer Zeit.[1])

Von Dr. Adolf Schmitt, Privatdozent für Chirurgie an der Universität München.

### I.

Wir leben in einer raschlebigen Zeit. In keinem Zeitabschnitte ist der Fortschritt, die Entwicklung auf allen Gebieten des Wissens und Könnens so rasch und groß gewesen, wie in den letzten Dezennien unsres zu Ende gehenden Jahrhunderts. Fast unmöglich ist es geworden, dieser rapiden Entwicklung auch nur in einigen wenigen Gebieten der Wissenschaft, Technik und Kunst zu folgen, und über dem Staunen ob des tagtäglich auftauchenden Großen und Neuen, das morgen schon wieder überholt sein kann, vergißt man leicht, welch weiter, mühsamer Weg zurückzulegen war von den naiven Anschauungen und primitiven Einrichtungen früherer, oft gar nicht weit zurückliegender Zeiten bis zu den gewaltigen Errungenschaften unsrer heutigen Zeit. An dem allgemeinen Fortschritte hat die medizinische Wissenschaft und Kunst in allen ihren Theilen lebhaften Antheil genommen.

Am größten und offenkundigsten, weil am leichtesten direkt erkennbar und greifbar, erscheinen dem Laien die Fortschritte der Chirurgie. Operationen, die noch vor wenigen Jahrzehnten als etwas unerhörtes angestaunt wurden, sind etwas alltägliches geworden nicht bloß in den Augen der Aerzte, auch die Laien haben sich gewöhnt, von der modernen Chirurgie Leistungen zu verlangen und eine Sicherheit der Erfolge zu erwarten, die zu vollbringen und zu erreichen unsre Großväter und Väter für ganz unmöglich gehalten hätten. Ich habe mir deßhalb gedacht, es wäre vielleicht von einigem Interesse, aus einem kurzen Vergleiche der Chirurgie von einst mit der von heute einen Einblick in die Bedingungen zu gewinnen, unter denen die heutige Chirurgie in der That Außerordentliches zu leisten imstande ist.

Die Chirurgie ist wohl der älteste Theil der ganzen Medizin. Der einfache Naturmensch ist, abgesehen von epidemisch auftretenden Krankheiten, von Seuchen, kaum anderen Erkrankungen unterworfen als solchen, die er auf der Jagd und im Kriege, im Kampfe mit den Thieren und Menschen sich zuzieht. In der Häufigkeit der Verletzungen aller Art liegt der Grund, daß die Kenntniß der einfachsten chirurgischen Hülfeleistungen so alt ist wie der Mensch selbst. Die Kunst, Wunden zu verbinden, verrenkte oder zerbrochene Glieder einzurichten, Blutungen zu stillen, Pfeile und Lanzenspitzen auszuziehen, ist sicher vom Anfang des Menschengeschlechts an geübt worden und diese Kunst gelangte sicher unendlich viel früher und rascher zu einer verhältnißmäßig hohen Entwicklung als die Behandlung innerer Krankheiten. Dazu kommt, wie auch durch Beobachtungen an den unkultivirten Völkern der Neuzeit festgestellt ist, daß bei Verletzungen und Krankheiten aller Art die Fähigkeit, sie zu ertragen und zu überstehen, um so größer ist, je niedriger der Kulturzustand der Menschen ist, und daß umgekehrt die Widerstandskraft gegen Verletzungen und Erkrankungen abnimmt mit dem Fortschritt der Kultur, mit der Verfeinerung der Lebensgewohnheiten.

Die Einfachheit des Lebens, die Abhärtung des Körpers, die Reinheit der Sitten schützten den Naturmenschen vor den Erkrankungen innerer Organe. Und traten solche dennoch auf, so galten Beleidigungen der Gottheit, versäumte Opfer, Verzauberung als ihre Ursachen, und Gebete, Opfer, Sühnungen, Zaubersprüche und Weihgeschenke als die Heilmittel gegen innere Krankheiten. So ist es begreiflich, daß in grauen Vorzeiten und auch heute noch bei den im Naturzustande lebenden Menschen die Priester als Träger der medizinischen und chirurgischen Kunst auftraten. Priester sind es auch wohl gewesen, welche die älteste aller überhaupt bekannten und nachweisbaren Operationen ausgeführt haben, wunderbarerweise eine Operation, die heute noch als eine der schwersten und gefährlichsten gilt, die Trepanation, die Eröffnung des Schädels, um das Gehirn freizulegen.

Während wir uns heute, trotz einer staunenswerth hochentwickelten, operativen Technik und trotz vorzüglicher Instrumente — ich erwähne nur, daß wir uns u. a. ungemein feiner Kreissägen bedienen, die, durch den elektrischen Motor getrieben, ein äußerst exaktes Operiren gestatten —, während wir uns also heute nur nach reiflichster Ueberlegung und Abwägung aller Erscheinungen von Seiten des Gehirns dazu entschließen, dieses so lebenswichtige, in der Schädelhöhe wunderbar geschützt liegende Organ freizulegen, muß dieser Entschluß in grauer Vorzeit offenbar viel leichter gefaßt und viel häufiger ausgeführt worden sein als heutzutage. Das wird bewiesen durch zahlreiche menschliche Schädel mit verschieden großen, zweifellos künstlich und absichtlich nach bestimmten Regeln angelegten Löchern, die mit aller Sicherheit aus der Steinzeit, also aus einer viele tausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung liegenden Periode stammen. Es handelt sich nicht etwa um vereinzelte Funde an wenigen Orten; es wurden solche Schädel aus der Steinzeit in fast allen Ländern Europa's, im Süden und Norden, in Amerika so gut wie im nördlichen Afrika, kurz in weitester Verbreitung und in so auffallend großer Zahl gefunden, daß an der Häufigkeit der Ausführung der Trepanation nicht gezweifelt werden kann.

Viele dieser Schädel zeigen deutliche Heilungsvorgänge in den Löchern im Schädeldach und beweisen damit, daß trotz der Schwere des operativen Eingriffs verhältnißmäßig viele Menschen ihn überstanden haben müssen, d. h. sie genasen von der Operation; ob auch die Krankheiten, wegen der diese ausgeführt worden war, gebessert wurden, das freilich erscheint sehr zweifelhaft. Man kann sich nur denken,

[1]) Nach einem Vortrag im Liebig'schen Hörsaal zugunsten des Volksbildungsvereins.

Digitized by Google

daß Geisteskrankheiten, Idiotismus, Epilepsie den Anlaß zur Trepanation abgaben; daß diese Krankheiten gebessert werden konnten, erscheint nach unsern heutigen Erfahrungen sehr unwahrscheinlich. Gruseln aber kann es Einem bei dem Gedanken an die Qualen, die die armen Menschen erdulden mußten, denen mit dem einzigen zur Verfügung stehenden Instrument, dem scharfrandigen Feuerstein, langsam ein Loch in den Schädel geschabt wurde, aus dem der „böse Geist“ entweichen konnte.

Die Eröffnung der Schädelhöhle ist übrigens eine in fast allen Zeitabschnitten nachweisbar ausgeführte Operation geblieben, wenn sie auch zu verschiedenen Zeiten verschieden häufig gemacht wurde. Vor 20 und 30 Jahren, als man die Funktionen der einzelnen Gehirnabschnitte genauer erkennen lernte, hat man sie besonders bei Epilepsie relativ sehr oft vorgenommen, bis man durch viele Mißerfolge glücklicherweise dahin kam, die Trepanation in der neuesten Zeit ganz erheblich einzuschränken.

Bei den Völkern des Alterthums, wie vorhin erwähnt, stand, wie auch heute noch bei vielen unzivilisirten Völkern, die Ausübung der Medizin im engsten Zusammenhang mit dem religiösen Kultus. Sowohl bei den Indern, Juden und Aegyptern, wie bei den Griechen des klassischen Alterthums galt die Heilkunst als eine den Priestern von den Gottheiten gemachte Offenbarung, die sich durch Ueberlieferung theilweise in wohlorganisirten medizinischen Schulen weiterpflanzte.

Aus der indischen Literatur ist uns ein außerordentlich werthvolles medizinisches Werk überliefert worden, das, wie man annimmt, von Súsratas etwa 1000—1500 Jahre vor Christi Geburt verfaßt wurde. Für noch älter (ca. 1700 vor Christus, jetzt also fast 4000 Jahre alt) muß man wohl das in dem berühmten „Papyros Ebers“ enthaltene Bruchstück der ägyptischen medizinischen Wissenschaft ansehen, das uns einen Einblick in die außerordentlich hohe Entwicklungsstufe gewährt, welche die Heilkunst fast 2000 Jahre vor Christi Geburt schon bei den Aegyptern erreicht hatte. Zahlreiche, kunstvoll gearbeitete chirurgische Instrumente, die man in den Pyramiden z. B. gefunden hat, weisen ebenfalls auf eine hohe Entwicklung der Chirurgie hin, ja selbst sehr geschickt gearbeitete künstliche Zähne hat man an den Jahrtausende alten Mumien aufgefunden. Die an anderen Mumien vorgefundenen sehr schlecht geheilten Knochenbrüche freilich stellen der Kunst der alten ägyptischen Wundärzte kein allzu günstiges Zeugniß aus. Aus dem Papyros Ebers geht übrigens mit Sicherheit hervor, daß es neben den die Heilkunst ausübenden Priestern, die besonders im Dienste der Göttin Isis standen, auch Aerzte nach unsern heutigen Begriffen gegeben hat, die in den Priesterschulen ausgebildet wurden. Auch waren bei den Aegyptern, wie besonders bei den Indern die in den Krieg ziehenden Heere von Feldärzten, die eine wesentlich chirurgische Thätigkeit entfalten mußten, begleitet. Auf die wunderbare Kunst der alten Inder, verlorene Theile des Gesichts, besonders Nasen, durch plastische Operationen zu ersetzen, komme ich noch zurück.

Weit früher als bei allen übrigen Völkern des Alterthums gewinnt bei den hochzivilisirten Griechen auch die Heilkunde ihre Geschichte. Der Inbegriff alles ärztlichen Wissens konzentrirte sich bei den Griechen zuerst auf Asklepios, einen Sohn des Apoll und Schüler des heilkundigen Centauren Chiron. Dem Asklepios und seiner Tochter Hygieia wurde in unzähligen Tempeln geopfert und auf ihn leitet als Stammvater der hochangesehene Stand der Aerzte, die Asklepiaden, ihren Ursprung zurück.[1]

Auch aus Homers Ilias erkennen wir, in welch hohem Ansehen die chirurgische Kunst stand: Achilleus, der Held, Patroklos, Machaon und Nestor werden als heilkundig gepriesen, sie behandeln und heilen die vielen Wunden, die den Griechen vor Troja geschlagen wurden, ziehen Pfeile aus, stillen die Blutung und bedecken die Wunden mit heilkräftigen Kräutern.

Daß bei dem hohen und bewundernswerthen Kulturstande, auf welchem sich die Griechen in der Zeit befanden, in der in der griechischen Wissenschaft die Namen eines Pythagoras, Platon und Aristoteles glänzen, auch die Medizin wissenschaftlich behandelt wurde, darf uns nicht in Erstaunen versetzen; in der That erregen die medizinischen Werke des Hippokrates, die in großer Zahl noch heute erhalten sind, unsere vollste Bewunderung. Unter dem Einfluß der das ganze Gebiet umfassenden Lehren des Hippokrates entwickelte sich in Griechenland ein hochgebildeter Stand von Aerzten, neben denen freilich, wie wir es besonders im Mittelalter, aber auch in der Neuzeit noch oft genug sehen, eine Unmenge von Quacksalbern, Kurpfuschern und Zauberern ihr Unwesen trieb. Es ist begreiflich, daß bei einem Volke, das so hohen Werth auf die Schönheit des Leibes legte, das wie kaum ein anderes die körperlichen Uebungen pflegte, die Chirurgie sich hoch entwickelt erweist; insbesondere ist die Lehre von den Brüchen und Verrenkungen der Glieder, die Lehre von den Verletzungen des Schädels in bewundernswerthem Maße ausgebildet; es wird von Hippokrates aber auch von vielen schweren Operationen berichtet, so von der Tracheotomie, dem Steinschnitt, der Eröffnung des Unterleibes und anderen. Nur die Lehre von den Amputationen, der Entfernung der Glieder, ist sehr wenig ausgebildet, einmal wohl, weil die meisten Hellenen lieber starben, als daß sie verstümmelt weiter lebten, dann aber auch, weil die Griechen nur sehr mangelhafte Kenntnisse hatten von den Blutgefäßen, so daß sie mit den bei Amputationen stets sehr heftigen Blutungen nur sehr schwer fertig wurden. Eben der Blutungen wegen konnten sie deßhalb auch an die Entfernung größerer Geschwülste sich nicht wagen.

Zu hoher Blüthe, die jahrhundertelang anhielt, gelangte die Medizin auch unter den Ptolomäern in Alexandrien, während in Rom noch in der Zeit der Republik von einer ärztlichen Kunst keine Rede ist. Noch zur Zeit des Plinius gab es anscheinend in Rom keine Aerzte, und die wenigen griechischen Aerzte, die sich später dort niederließen, wurden verfolgt und geächtet, sobald sie versuchten, chirurgische Operationen vorzunehmen. Den Vulnerarius, Wundarzt, lobten und betonten die Römer, den Schneidarzt (Carnifex) duldeten sie nicht in ihren Mauern. Erst Celsus, der zur Zeit der Kaiser Augustus und Tiberius etwa 20 vor bis 40 nach Christus lebte, ist als ein Arzt von höherer Bedeutung anzusehen, obwohl er nie eine eigentlich medizinische Schule durchgemacht, sondern als hochgebildeter Dilettant hauptsächlich für die auf dem Lande von vielen Sklaven umgeben lebenden reichen Römer seine heute noch berühmten Werke über Medizin und Chirurgie geschrieben hat. Auch Celsus berichtet über eine verhältnißmäßig große Reihe von Operationen; er ist der Erste, der auch die Amputationen ausführte, und zwar nach einer auch heute noch zuweilen geübten Art.

Von weiteren Namen aus der römischen Zeit will ich hier absehen, nur Galenus, der etwa 150—200 Jahre nach Christus lebte, verdient noch genannt zu werden, da seine Lehren in der Medizin weit über 1000 Jahre lang als die allein richtigen, die ganze Wissenschaft beherrschenden gegolten haben. Denn über ein Jahrtausend verging, ohne

[1] Es wurden von den Asklepiaden immer nur wieder Mitglieder desselben Stammes „in die Lehre“ genommen, wenn ich mich so ausdrücken darf, die sich mit einem furchtbaren Eide verpflichten mußten, nur den Nachkommen der Priester die Heilkunst zu lehren, sowie rein und keusch das Leben und die Kunst zu bewahren.

Digitized by Google

daß die medizinische Wissenschaft auch nur einen wesentlichen Schritt vorwärts machte.

In dieser ganzen langen Zeitperiode behalf die Welt sich mit den von den Griechen und Römern überlieferten, immer mehr aber sich verflachenden, immer mehr falsch verstandenen Lehren, und erst im 12. Jahrhundert erlebt die Medizin einen gewissen Aufschwung unter der Herrschaft der Araber in Spanien; die Araber haben jedoch die operative Chirurgie nur wenig fördern können, da bei ihnen eine lebhafte, zum Theil durch die Lehre des Koran bedingte Blutscheu herrschte.

Im 12. Jahrhundert wurde auch in Süditalien, in dem wunderbar schön gelegenen Salerno eine berühmt gewordene medizinische Schule gegründet. Aus dieser Schule von Salerno gingen, was gerade bei dem heutigen Streben der Frauen nach wissenschaftlicher, besonders aber ärztlicher Ausbildung von Interesse ist, einige Aerztinnen hervor, von denen verschiedene sogar als medizinische Lehrerinnen thätig waren. Obwohl dann im 13. und 14. Jahrhundert an verschiedenen Orten, so in Neapel, Paris, Bologna, Prag, wissenschaftliche Schulen, Universitäten, gegründet wurden, so ist von einem Fortschritte in der Heilkunst doch nichts zu bemerken; man hielt fest an den Jahrtausend alten Lehren des Celsus und Galen und stellte alle möglichen medizinisch-philosophischen Systeme auf, in die man einfach die Beobachtungen hineinregistrirte, ohne selbst zu forschen und Neues zu schaffen. Die Wissenschaft lag in den schwersten geistigen Fesseln, deren sich selbst die bedeutendsten Männer nicht entledigen konnten. Die Heilkunst wurde vielfach ausgeübt in den Klöstern, besonders von den Benediktinern. Doch beschäftigten sich die Mönche nur wenig mit Chirurgie, da sie, um eine dringend nothwendige Operation ausführen zu dürfen, jeweils die besondere Erlaubniß ihrer geistlichen Obern einholen mußten.

Es ist begreiflich, daß in jener Zeit, da die medizinische Wissenschaft und damit die Heilkunst vollständig darniederlag, da von einem Fortschreiten oder Ausbreiten des Wissens und Könnens keine Spur vorhanden war, auch der ärztliche Stand, die Aerzte, auf einer äußerst niedrigen Stufe standen und daß das Volk in seinen körperlichen Nöthen und Schmerzen vergebens Hülfe suchte bei den unwissenden Menschen, die sich selbst als Aerzte bezeichneten und sich durch schwulstige volltönende Titel ein Ansehen zu geben versuchten. Da mußte sich das Volk selbst zu helfen suchen und es entwickelte sich die **Volkschirurgie**. In jedem Dorf fand, und findet sich wohl heute noch, ein altes Mütterchen, das gar viele Krankheiten zu heilen verstand; die Schmiede und Schäfer standen in hohem Ansehen wegen ihrer medizinischen Kenntnisse und Erfahrung, die sie sich bei dem Umgange und in der Behandlung der Thiere erworben hatten. Es waren besonders die Brüche und Verrenkungen, aber auch oft genug Verwundungen und selbst innere Erkrankungen der verschiedensten Art, welche die Domäne ihres ärztlichen Handelns bildeten. Diese Art von Menschen ist ja heute noch nicht ausgestorben, und insbesondere bei Knochenbrüchen und Verrenkungen vertraut sich der Bauer oft heute noch eher und vertrauensvoller dem Schmied und Schäfer oder einem klugen Bauernweib an, als daß er den Arzt zu Rathe zieht; sie ließen und lassen heute noch wie vor 1000 Jahren die unglaublichsten Gewaltakte und Qualen, die das Einrichten und Einrenken der gebrochenen Glieder mit sich bringt, mit fast stoischem Gleichmuth über sich ergehen und vertrauen fest auf die geheimnißvolle Kraft und das noch geheimnißvollere Pflaster, mit dem so ein Bauernweib die gebrochenen Knochen heilen zu können ihnen vorlügt. Wie im finstern Mittelalter, so ist's auch noch an vielen Orten, und gerade hier, in der Umgebung von München, treiben einige derartige Brucheinrichter — Fretter und Fretterinnen nennt sie vielfach das Volk, denn oft sind es Weiber, die mit größter Unverfrorenheit ihr Handwerk ausüben —, ihr gefährliches Unwesen. Die Resultate dieser bäuerlichen Heilkunst habe ich oft schon Gelegenheit gehabt zu sehen an den bemitleidenswerthen Menschen, die mit völlig schief und krumm geheilten Knochenbrüchen, mit nicht zurückgebrachten Verrenkungen die Hülfe des Chirurgen aufsuchen — meist, wenn es viel zu spät ist. Gegen diesen uralten und immer noch blühenden Unfug ist schwer etwas zu machen: die Heilkunde ist im Deutschen Reich freigegeben, Jeder, auch der Ungebildetste kann kuriren und behandeln so viel er will, nur Rezepte darf er keine schreiben! Und auch das thörichtste Heilverfahren findet heute wie vor 1000 Jahren sein thörichtes Publikum, denn eine gewisse Sorte von Menschen wird nicht alle!

Daß in der Volkschirurgie des Alterthums, des Mittelalters wie der heutigen aufgeklärten Zeit gar viel mit möglichst geheimnißvollen Mitteln gearbeitet und viel auf den Aberglauben und Wunderglauben des auf einer tiefen geistigen Stufe stehenden Volkes spekulirt wird, ist selbstverständlich.

Zu diesen geheimnißvollen, mit dem Glorienschein der wunderbaren, von Gott verliehenen Kraft umgebenen Gebräuchen der Volkschirurgie im weiteren Sinn ist auch zu rechnen die den Königen von Frankreich und England vom 11. Jahrhundert an bis auf Ludwig XV. zugeschriebene Kraft, durch Berührung und Händeauflegen die Strophulose, Skropheln, heilen zu können. In Frankreich fand diese merkwürdige Zeremonie unter Entfaltung eines gewaltigen Pompes statt nach jeder Salbung eines Königs und an jedem hohen Kirchenfeste, zu Ostern, Pfingsten u. s. w. Zu Tausenden und Abertausenden strömten die skrophulösen Kranken aus allen Ländern herbei. Die Kranken wurden nach Nationen in Reihen geordnet, knieten nieder und wurden vom König, der von Einem zum Andern ging, berührt, indem er das Kreuzzeichen auf die Stirn machte. Da jeder Kranke nach der Zeremonie auch noch mit einem Geldgeschenk bedacht wurde, war es wohl manchmal nicht bloß die Sehnsucht, geheilt zu werden, sondern vielleicht auch die Sehnsucht nach diesem Geldgeschenk, das die armen Kranken in großen Schaaren herbeiströmen ließ. Ueber die Heilerfolge dieser Behandlungsart schweigt sich die Geschichte freilich fast gänzlich aus. Das eigentliche Gebiet der allgemeinen Volkschirurgie bildete aber, wie ja auch noch heute, die Behandlung von Verletzungen aller Art, aber auch von Geschwüren und Geschwülsten, fressenden Flechten u. dergl.

Die bei Verwundungen auftretende Blutung ist zu allen Zeiten Gegenstand besonderer Sorge gewesen. Um die Blutung zu stillen, hat man bei den allerverschiedensten Völkern fast die gleichen Volks- oder Hausmittel angewendet. So spielen die Spinnweben, die man auf kleinere blutende Wunden auflegte, eine große Rolle, daneben das Auflegen von Feuerschwamm, Werg, Leinwand, die mit Pech oder Leim befestigt wurde, aber auch Salz, Schnupftabak, Schießpulver wurde in die Wunde gestreut, um die Blutung zu stillen. Daneben wurden auch heroischere Mittel bei stärkeren Blutungen angewendet, so insbesondere das Glüheisen und das Eingießen von heißem Oel, geschmolzenem Pech und Fett in die blutende Wunde.

Von diesen letzteren Mitteln machten übrigens auch die den Blutungen oft ohnmächtig gegenüberstehenden alten Aerzte Gebrauch, obwohl schon in sehr frühen Zeiten bei einzelnen Völkern bekannt war, daß durch festen Druck eine Blutung gestillt werden kann, so durch Aufbinden eines Geldstücks, festes Umlegen eines Strickes oder einer Binde um das blutende Glied oder, was uns heute mit

Digitized by Google

Rücksicht auf die so geringen anatomischen Kenntnisse in Erstaunen versetzt, dadurch daß man ein Blutgefäß fassen und mit einem Faden zubinden kann. Nicht unerwähnt aber will ich lassen, daß man vielfach versuchte, das rinnende Blut durch Beschwörung und insbesondere durch einen geheimnißvoll gesprochenen Wundsegen zu stillen!

Bei den Wunden selbst spielte in der Volkschirurgie des Mittelalters ebenfalls der Wundsegen eine Rolle, daneben aber auch eine geheimnißvolle Salbe, die Waffensalbe des Paracelsus, die sogar vor Verwundungen besonders im Kriege schützen sollte. Diese Waffensalbe brauchte nicht einmal mit der Wunde selbst in Berührung zu kommen, es genügte schon, wenn sie auf das verletzende oder ein ähnliches Instrument aufgestrichen wurde! Und mit dieser Salbe haben sich gelehrte Männer noch des 15. und 16. Jahrhunderts ernstlich beschäftigt und über ihre Wirksamkeit eifrig diskutirt. Es ist eine große Literatur über dieselbe vorhanden! Für den Wundverband gebrauchte man natürlich alle möglichen Dinge, die verschiedenartigsten oft widersinnig zusammengesetzten Pflaster und Salben; der Schuster benutzte im Mittelalter so gut wie heute sein Pech, der Schreiner seinen Leim, der Schmied sein Löschwasser. Man legte heilkräftige Pflanzen und deren Saft auf und gar nicht selten wurde die noch warme Haut eines eben getödteten Thieres als Wundverband gebraucht. Auch mit Nähten wurde die Wunde verschlossen, indem man Dornen oder gerade Nadeln durch die Wundränder stieß, die liegen blieben und mit Fäden umwickelt wurden. Eine besondere Behandlung fanden die Schußwunden, die durch Pfeil oder Wurfspeere, vom Ende des 14. Jahrhunderts auch durch Feuerwaffen verursacht waren. Das Ausziehen der Pfeile und Speere bildete die Hauptkunst der alten Aerzte und heilkundigen Laien.

Die Schußwunden durch Feuerwaffen hielt man lange Zeit, Jahrhunderte hindurch, für vergiftet und behandelte sie, um die allgemeine Blutvergiftung zu verhüten, mit dem Glüheisen, und um das mit der Kugel eingedrungene Pulver zu löschen, mit Eingießen von heißem Oel und Fett in den Schußkanal. Auch das Suchen nach der Kugel spielte eine bedeutende Rolle, und die Anschauung, daß man die eingedrungene Kugel viel besser in Ruhe läßt, statt zu der Schußverletzung noch eine weit größere Wunde beim Suchen nach der Kugel zu setzen, ist erst seit gar nicht langer Zeit bei den Aerzten, bei den Laien aber überhaupt noch nicht allgemein gültig geworden, wozu die Zeitungen, die bei jedem Bericht über eine Schußverletzung sorgfältig hinzufügen, daß es noch nicht gelungen sei, die Kugel zu finden, obwohl jetzt gar nicht mehr darnach gesucht wird, ein gutes Theil beitragen, wenngleich die kriegschirurgischen Erfahrungen schon seit dem 16. Jahrhundert bewiesen haben, daß jene Schußwunden am besten heilen, die man möglichst vollkommen in Ruhe gelassen hat, ohne in den Wunden mit Sonden und Instrumenten herumzubohren. Diese Erfahrung kommt gerade bei unsern modernen so furchtbar wirkenden Schußwaffen dem Verwundeten sehr zugute.

So zweckmäßig im allgemeinen in der Volkschirurgie die Verbrennungen behandelt werden mit Oel und Salbe, so schauderhaft wurden die Geschwüre und Geschwülste mißhandelt mit den unglaublichsten und unappetitlichsten Pflastern und Verbänden. Von den Geschwülsten war übrigens dem Volk und den alten Aerzten schon sehr gut die Natur und Bösartigkeit der ja auch heute noch als die schlimmste angesehenen Geschwulstform, des Krebses, bekannt. Man wird oft gefragt, woher der eigenthümliche Name „Krebs“ kommt. Der Name ist uralt und soll von der Aehnlichkeit der bei einer Krebsgeschwulst nach allen Seiten sich erstreckenden, stark gefüllten Blutgefäße mit den Füßen eines Krebses abgeleitet sein. Wir sehen ja leider sehr viele Krebse, aber nur verhältnißmäßig selten die eben erwähnte Figur, und dazu gehört schon einige Phantasie dazu, um die Aehnlichkeit mit der äußeren Form eines Krebses zu erkennen.

Während also die eigentliche wissenschaftliche Heilkunde über ein Jahrtausend lang darniederlag und keine wissenschaftlichen Fortschritte gemacht wurden, entwickelte sich eine förmliche Zunft von Abenteurern und Schwindlern, die, vielfach von einem Hanswurst begleitet, als Charlatane von Ort zu Ort zogen und, unterstützt von der Dummheit der Menschen, durch allen möglichen Schwindel Krankheiten zu heilen vorgaben. Ein sehr beliebtes Stückchen dieser Charlatane war, als Ursachen der verschiedenen Krankheiten allerhand Thiere, Frösche, Kröten, Salamander und dergleichen, aus dem Körper des Kranken angeblich hervorzuziehen und damit die Krankheit zu beseitigen, oder sie zauberten aus dem Leib eines Steinkranken den Stein heraus, ohne einzuschneiden, und wiesen auch wirklich dem glücklichen Gläubigen einen Stein auf, den sie vielleicht kurz vorher auf der Straße aufgelesen hatten.

Wir wollen übrigens ehrlich sein, es gibt auch heute noch, in unsern aufgeklärtesten aller Jahrhunderte, genug solcher Charlatane; nur reisen sie nicht mehr in armseligen Wagen von Ort zu Ort — sie fahren erster Klasse und betrügen in den vornehmen Salons die leichtgläubigen, dem geheimnißvoll Ueberirdischen zugeneigten Menschen genau ebenso, wie ihre Vorgänger es auf den Jahrmärkten mit Unterstützung des Hanswurst gethan haben.

Die Wunderdoktoren und Somnambulisten, die Kräuter- und Wasserärzte und Jene, die behaupten, durch Suggestion und Hypnose selbst Geschwülste heilen zu können, sind heute noch nicht ausgestorben und finden ihren Zulauf wie im Mittelalter und wie vor 2000 Jahren.

Neben diesen Charlatanen, deren Kunst ausschließlich in Betrug und Schwindel bestand, und auch neben den Aerzten, die sich nur der Behandlung innerer Krankheiten, aber fast gar nicht an der Ausübung der praktischen operativen Chirurgie befaßten, bestand schon in sehr frühen Zeiten des Alterthums und in besonders ausgedehntem Maß im Mittelalter ein eigenartiger Stand von zum Theil seßhaften, zum Theil umherziehenden Leuten, welche gewisse Operationen spezialistisch übten und ausführten und die als Bruchschneider, Steinschneider, Oculisten ihr Gewerbe betrieben, sich zu Innungen zusammenschlossen und ihre Kunst meist in der Familie, vom Vater auf den Sohn, forterbten. Zu diesem zunftmäßigen Heilpersonal wurden im Mittelalter auch die Scharfrichter gerechnet, deren Spezialität die Behandlung von Knochenbrüchen und Verrenkungen war, die sich aber auch oft der armen, von ihnen gefolterten Menschen, denen sie die Nase, Ohren und Hände abschneiden mußten, in mildthätiger Weise annahmen; den Scharfrichtern schrieb ja auch das Volk vielfach geheimnißvolle medizinische Kenntnisse zu von mancher Kunst, die den Aerzten verborgen sein sollte. Auch die Bader und Barbiere übten die chirurgische Praxis, wie ja selbst heute noch, vielfach aus und traten besonders im mittelalterlichen Frankreich in scharfe Konkurrenz mit den gelehrten Aerzten, denen sie damals freilich in manchen chirurgischen Verrichtungen überlegen waren. Insbesondere durften sie schröpfen, zur Ader lassen und Blutegel setzen, Mittel, die gegen fast alle vorkommenden Krankheiten jahrhundertelang in ausgiebigster Weise angewendet wurden, aber auch viele Operationen waren ihnen ausschließlich überlassen. Solche zunftmäßige Chirurgen waren es auch, die im 15. Jahrhundert in Italien, in Sicilien und Calabrien die plastischen Operationen ausführten, indem sie künstliche Nasen bildeten, wozu ja bei der schönen Sitte, zur Strafe oder

Digitized by Google

dem überwundenen Gegner die Nase abzuschneiden, nicht selten Gelegenheit geboten war. Diese Kunst wurde als Geheimniß bewahrt und geübt in der Familie Branca, später in der Familie Bojano und Vianea, und zu besonderer Kunstfertigkeit in der Bildung künstlicher Nasen hat es im 16. Jahrhundert der berühmte Tagliacozza gebracht. Das Verfahren der Italiener bestand darin, daß aus dem Oberarm des zu Operirenden ein Stück Haut mit Unterhautzellgewebe in der Form einer ausgebreiteten Nase ausgeschnitten wurde, das aber durch einen Stiel mit dem Arm noch im Zusammenhang blieb. Dann wurde der Nasenstumpf wund gemacht, angefrischt und das Hautstück, das noch am Arm hing, an den Nasenstumpf angenäht, der Arm aber durch einen kunstvollen Verband so gegen den Kopf und das Gesicht befestigt, daß er unbeweglich festgehalten wurde, bis nach einigen Wochen das Hautstück an der neuen Stelle an der Nase festgeheilt war, so daß nun die ernährende Brücke am Arm durchschnitten werden konnte. Bequem war diese verzwickte Stellung für den Operirten gewiß nicht, aber die Methode wird in einzelnen Fällen auch heute noch ausgeübt, wenn aus irgendwelchen Gründen die Ausführung der indischen Methode der Nasenbildung nicht ausführbar ist. Diese indische Nasenplastik scheint schon vor Jahrtausenden in Indien geübt worden zu sein, und zwar merkwürdigerweise vornehmlich von der Kaste der Töpfer und Ziegelstreicher. Auch in Indien ließen ja die Fürsten ihren unbotmäßigen Unterthanen vielfach die Nase abschneiden. Die indische, heute noch fast allgemein geübte Methode des Nasenersatzes besteht darin, daß ein gestielter Hauptlappen, der anfänglich aus der Wange, später vorwiegend aus der Stirn entnommen wird, umschnitten, auf den angefrischten Nasenstumpf heruntergeklappt und hier durch Nähte befestigt wird. Diese Kunst indischer Laienoperateure, die sich rühmten, auch Lippen und Ohren neubilden zu können, was sehr unwahrscheinlich ist, hat sich bis ins 18. Jahrhundert hinein erhalten, und wir besitzen einige Abbildungen von Menschen mit solchen künstlichen Nasen, die in kosmetischer Beziehung staunenswerth gelungen sind.

---

## Schillers Beiträge
## in Gökingks „Journal von und für Deutschland".

Von Ernst Müller (Tübingen).

Schiller hat, wie wir aus seinem Briefwechsel wissen, im Jahre 1784 „einige Kleinigkeiten" für Gökingks[1]) Journal geliefert. Bekannt ist indeß bis jetzt nur ein einziger Beitrag: Sein Bericht über Ifflands Spiel des Königs Lear von Shakespeare bei der Aufführung in Mannheim am 19. August d. J.[2]) Ein anderer Beitrag soll aus einer Notiz bestehen über die dem Schauspieler Beck von der kurfürstlich „Deutschen Gesellschaft" in Mannheim zuerkannte Preismedaille, die von dem Theaterintendanten Heribert v. Dalberg auf die beste Beantwortung dramaturgischer Fragen gesetzt worden war.[3]) Diesen anderen Beitrag habe Gökingk nicht aufgenommen. Ich halte diese ganz unbegründete Ansicht für falsch. Denn die Auszeichnung Becks war schon im fünften Stück der Zeitschrift (S. 581) mitgetheilt worden und zwar in der Rubrik XII „Theater".[1]) Dort heißt der Dekorirte allerdings Heinrich Böck; allein das ist ohne Belang, es ist ein einfacher Schreibfehler oder eine Verwechslung. Denn es gab in Mannheim auch einen Schauspieler (Michael) Böck, dessen Namen mit dem von (Heinrich) Beck gar leicht zu verwechseln war. Hätte also Schiller erst damals am 23. August eine Notiz über diesen Punkt mitgeschickt, so wäre er damit natürlich zu spät gekommen. Aber er hat, wie ich glaube, überhaupt nichts darüber geschrieben, denn er las zweifellos Gökingks Monatsschrift selbst. Und wenn er je selbst diesen Artikel nicht gelesen hätte, so hätte er es von Beck selbst erfahren. Beck stand ihm nämlich am nächsten unter allen Mannheimer Schauspielern, ihn allein duzte er.

Also an einen Bericht dieses Inhalts darf man absolut nicht denken. Aber was denn? Sehen wir einmal, was uns der Briefwechsel Schillers sagt! In seinem Brief vom 23. August 1784 — dem ersten, den er überhaupt an Gökingk geschrieben, wie die Einleitung zeigte[2]) — lesen wir: „. . . Ihr fürtreffliches Unternehmen, das „Journal für Deutschland", hatte schon bei der ersten Ankündigung[3]) meinen ganzen Beifall, und eben darum möchte ich mir, wenn es möglich ist, ein kleines Verdienst um dasselbe erwerben. Lassen sie mich also . . . mit Gelegenheit wissen, wo und wie ich Ihnen am brauchbarsten seyn kann. . . . Wahrscheinlich haben Sie in Mannheim Ihren Correspondenten schon; doch könnte es leicht seyn, daß dieser oder jener Artikel von einem Andern vollständiger oder richtiger angegeben würde. Ich habe einige Kleinigkeiten beigeschlossen, die ich in dem nächsten Hefte abgedruckt wünschte. Da sie wenig Platz wegnehmen, so schadet es meiner Meinung nach Nichts, wenn sie auch für das ganze Deutschland nicht interessant sind. Für die Lage einiger meiner Freunde sind sie es destomehr." Aus dieser Stelle geht deutlich hervor, daß Schiller jene Berichte lediglich um seiner Freunde willen schrieb. Das stimmt für Iffland und würde auf Beck noch mehr passen. Vielleicht hat gerade die Thatsache, daß der Dichter mit Letzterem besonders befreundet war, zu dieser falschen Annahme geführt. Aber an Beck ist, wie ich glaube gezeigt zu haben, nicht zu denken. Vielmehr war, so scheint es mir, Petersen in Stuttgart, der andere oder einer der anderen Freunde, wenn es überhaupt noch mehrere waren. Vier Seiten nach dem Bericht über Ifflands Spiel als König Lear, der unter der XII. Rubrik „Theater" steht, lesen wir in der XIII. Rubrik „Preisaufgaben" (S. 267 f.) an erster Stelle folgende Notizen: „Die Beantwortung der Preisfrage: Welches sind die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache seit Karl dem Großen, und was hat sie in jeder derselben an Stärke und Ausdruck gewonnen oder verloren? ist in der öffentlichen Sitzung vom 26. Juni zu Mannheim entschieden, und der Preis von 75 Ducaten, dem Hrn. Leonh. Meister, Prof. der Geschichte

---

[1]) Das ist nach dem Journal die einzig richtige Schreibung des Namens.

[2]) Schillers Bericht steht im zehnten Stück des Journals (Oktoberheft) S. 262 f. Der Anfang desselben ist in den Abdrücken falsch wiedergegeben. Vgl. z. B. Bellermanns Schillerausgabe, XIII S. 219 f. Er lautet richtig: „Am 19. August wurde vorgestellt: König Lear" ꝛc. Auch sonst finden sich noch einige Ungenauigkeiten im Abdruck. Das kommt daher, daß diese Abdrücke nicht dem Original entnommen sind, sondern den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1851 Nr. 62, in welchen auch Schillers Briefe an Gökingk zuerst veröffentlicht wurden.

[3]) Vgl. Jonas, Schillers Briefe I S. 430 zu Brief 111. In den „Blättern f. lit. Unterhaltung" a. a. O. heißt es: „Beigelegt ist diesem Briefe (v. 23. Aug. 1784) ein kurzer Bericht über die dem Schauspieler Beck . . . zuerkannte Preismedaille. . . . Er wird in dem Gökingk'schen Journale abgedruckt sein." Diese Stelle ist die einzige Quelle für die literarische Forschung.

[1]) Der Artikel lautet: „Der Intendant der Mannheimer Bühne, Hr. Präsident Frhr. v. Dalberg, gab den Gliedern des größeren Ausschusses bey den verschiedenen Sitzungen jedesmal eine dramatische Frage zu beantworten auf, die den theoretischen Theil der Schauspielkunst betraf. Auf die beste Beantwortung ward eine Preismedaille von 12 Ducaten gesetzt, die Beantwortung aber der churf. deutschen Gesellschaft zur Entscheidung vorgelegt, welche am 29. May Hrn. Heinrich Böck den Preis zuerkannt hat."

[2]) Aus diesem Grunde allein schon ist es unmöglich, Schiller etwa diesen früheren Bericht über Becks Dekorirung zuzuschreiben.

[3]) Schiller erhielt dieselbe durch Ludwig v. Wurmb. Vgl. Jonas, Schillers Briefe Nr. 76.

und Sittenlehre in Zürich, zuerkannt worden. Die andere Abhandlung mit dem Denkspruche: In magnis voluisse sat est, hat eine Denkmünze von 25 Ducaten erhalten. Der Verfasser derselben ist Joh. Wilh. Peterson, herzogl. Württemberg. Unterbibliothekar in Stuttgardt."

An Prof. Meister, der hier erwähnt ist, sandte Schiller kurze Zeit nachher die Ankündigung seiner „Thalia" und Peterson hatte er schon am 1. Juli ausführlich über die Preisvertheilung geschrieben und ihn aufgefordert um Aufnahme als Mitglied der „Deutschen Gesellschaft" zu bitten, es werde ihm nicht fehlen. Wenn in dem Bericht Schillers Freund Peterson heißt, so läßt sich dieser Druckfehler leicht aus des Dichters Schreibweise erklären. Er schrieb nämlich die Fremdwörter und Eigennamen häufig lateinisch und außerdem die deutschen e oft mit lateinischem e. Wenn er nun in Petersen das letzte e etwas auseinanderzog, so war leicht o statt e zu lesen.

An diesen Artikel schließen sich noch drei andere an, die alle die „Deutsche Gesellschaft" betreffen, deren Mitglied Schiller war. Ich führe sie zunächst nur der Vollständigkeit halber und des Vergleichs wegen an.

1. „Wegen der Mannheimer Preisfrage, über die besten Mittel, dem Kindermord zu wehren, ist endlich die Entscheidung erfolgt. Der Verfasser der Preisschrift mit dem Denkspruche: Boni mores plus quam leges valent, ist Hr. Doktor Pfeil in Rammelburg, und hatte Hrn. Stadthalter v. Dahlbergs Beyfall. Die andere: Incidit in scyllam etc. war vom Kammerrath Klippstein in Darmstadt, und hatte Ritter Michaelis Beyfall und Krönung; die dritte: Servare hominem quam gignere malo, war vom Professor Kreuzfeld zu Königsberg, und wurde vom Hofcammerrath Rigal zu Mannheim mit seinem Beyfall gekrönt. Die drey Verfasser haben den Gewinnst unter einander getheilt, und ihre Abhandlungen sind bereits bei Hrn. Schwan in Mannheim heraus gekommen."

Dazu bemerke ich, daß die Mannheimer Preisfrage auch Schiller lebhaft interessirte, wie uns sein Gedicht „Die Kindsmörderin" zeigt, und daß Schwan ihm nahe stand. Ihm zulieb oder vielleicht gar durch seine Anregung könnte er sich leicht veranlaßt fühlen, diese offenbar etwas verspätete, vom regelmäßigen Korrespondenten übersehene Notiz zu schreiben. Freilich der Stil ist nicht Schillerisch.

2. „Für das künftige Jahr setzet die Deutsche Gesellschaft einen Preis von 50 Ducaten auf das beste Lustspiel. Außer diessem Preise der Deutschen Gesellschaft, gestattet dem Sieger die Theater-Intendanz die Einnahme bey der Zweyten Vorstellung. Das Lustspiel wird hier im eigentlichsten Verstande genommen."

Auch dieses Ausschreiben interessirte Schiller; er dachte dabei an seinen Freund Hoven, wie er in dem oben erwähnten Brief an Petersen schreibt. Man dürfte vielleicht hier an Schiller als Verfasser denken.

3. „Die churfürstl. deutsche Gesellschaft hat den ausgesetzten Preis auf die beste Lebensbeschreibung des Kaisers Rudolph v. Habsburg dem Markgräfl. Baadenschen Regier. Rath Frhr. v. Günderode ertheilt, und für das itzige Jahr einen Preis von 30 Ducaten auf die beste Biographie des Kaisers Carl des Fünften und Doct. Luthers gesetzt." Dieser letzte Artikel steht Schiller zwar am fernsten, aber er gehört zum Ganzen und deßhalb ist er hier abgedruckt.

Wer ist nun der Verfasser? Schiller oder der regelmäßige Mannheimer Korrespondent? Ich glaube: Beide sind betheiligt. Aber woher dann diese ziemliche Gleichmäßigkeit des Stils? Nun, diese erklärt sich einfach aus der Thätigkeit des Redakteurs.[1]) Daß Schiller eine dieser Korrespondenzen, wenn nicht alle geschrieben hat, folgt für mich aus seinem Brief an Gökingk. Denn wenn es Keiner von diesen ist, ein Anderer kann es nicht sein, es findet sich im ganzen Journal kein zweiter, den man ihm zuschreiben könnte. Nun liegt es natürlich nahe zu sagen, daß Gökingk eben den anderen Artikel Schillers nicht aufgenommen hat. Das geschah bisher, weil man eben davon ausging, es müsse ein Artikel über Beck sein. Das ist aber sicher ausgeschlossen. Nun frage ich umgekehrt, warum soll es einer dieser Artikel nicht sein? Nur die Form könnte man dagegen anführen, aber diese erklärt sich leicht aus der redaktionellen Arbeit.[1]) Auch ist nicht recht einzusehen, warum Gökingk die anderen „Kleinigkeiten" Schillers zurückgewiesen haben soll, während er doch dem einen Artikel, der ähnlichem Zweck diente, nach Schillers Brief Aufnahme gewährte. Wäre Gökingk einer der Artikel unpassend erschienen, so hätte er dies vermuthlich dem berühmten Dichter, der damals zuerst mit ihm in Berührung kam, angezeigt. Aber davon ist nichts bekannt. Wenigstens läßt der andere Brief Schillers an Gökingk — es sind nur zwei im ganzen erhalten — nicht darauf schließen. Freilich schrieb der Dichter diesen Brief vom 16. November ehe er überhaupt das neue Stück des Journals mit seinen Berichten gelesen hatte. Das sehen wir aus einer Bemerkung seines Briefes. Er schreibt nämlich: „... Da Sie ohnehin die Theaterrubrik in dem Ihrigen (Journal) leer lassen ... so sind wenigstens von dieser Seite meine Aspekten gut." Schiller kam auf diese Vermuthung, weil das 6.—9. Stück des Journals Juni—September, die Rubrik Theater nicht mehr führten. Aber eben das 10. Stück mit seinen Beiträgen brachte diese Rubrik wieder. Hätte er also dieses Heft schon gelesen gehabt, so hätte er nicht so schreiben können, wie er es gethan.

Auch in anderer Beziehung ist dieses zweite Schreiben Schillers an Gökingk für unsern Zweck wichtig. Mit diesem Brief sandte er nämlich die gedruckte Ankündigung seiner „Rheinischen Thalia" mit der Bitte um ganze oder gekürzte Aufnahme in das Journal. Wäre ihm nun irgendwie etwas zu Ohren gekommen über die Nichtannahme eines Artikels, so wäre das doch im Briefe zum Ausdruck gekommen. Aber er denkt in der That daran, auch künftig dem Journal Berichte zu senden, wenn er am Schluß seines Briefes das P. S. beifügt: „Aus hiesigen Gegenden kann ich Ihnen nichts von Erheblichkeit mittheilen. ..."

Die Ankündigung hat nun freilich im Journal keine Aufnahme, ja nicht einmal Erwähnung gefunden. Ich habe bei wiederholtem Nachsuchen keine Spur davon entdecken können. Minor schreibt (Schiller II, 260): „Aber dieser (Gökingk) scheint seiner Bitte kaum willfahrt, sondern im Gegentheil um dieselbe Zeit einem scharfen Angriff auf Schillers Dramen Raum gegeben zu haben."

Warum, fragt man sich, hat Gökingk das Avertissement Schillers nicht aufgenommen? Er gibt selbst die Antwort im Begleitwort zum 11. und 12. (November und Dezember) Stück seines Journals, die zusammen erschienen. Da sagt er: „Es thut mir leid, daß ich den Wunsch meiner Freunde, welche zum Theil mir Ankündigungen für das Journal zugesandt haben, noch nicht zu erfüllen imstande gewesen bin, weil ich aus überwiegenden Gründen von denen Aufsätzen, welche diese beiden letzten Stücke enthalten, nicht füglich etwas zurücklassen konnte. Ich werde aber in dem Supplement von den mir zugekommenen Ankündigungen 2c. kurze Auszüge liefern. ..." Ob Gökingk dieses „Supple-

[1]) Auch die anderen Artikel in dieser Rubrik „Preisaufgaben" sind stilistisch einander gleich. Daher ist redaktioneller Einfluß zweifellos.

[1]) Diese Arbeit bestand im Kürzen. Gökingk ließ wohl nur die nackten Thatsachen stehen und strich alles schminkende Beiwerk. Daß übrigens Schiller selbst in ähnlichen Fällen einfach ganz berichtete, zeigt sein Artikel in der Allgemeinen Zeitung vom 4. Sept. 1803 (über den Brillantring, den ihm der König von Schweden schenkte).

Digitized by Google

ment" geliefert hat, weiß ich nicht; vielleicht hat ihn der Verlust von 1200—1500 Thalern, den er nach seiner Angabe an dem Journal erlitt, davon abzusehen veranlaßt.

Der Jahrgang 1785 enthält wahl solche Rubriken „Ankündigungen" im Auszug, aber Schillers Avertissement ist nicht darunter.

Wie steht es sodann mit dem „scharfen Angriff auf Schillers Dramen"? Minor erwähnt eine Stelle aus Julius W. Brauns Werk „Schiller und Goethe im Urtheil ihrer Zeitgenossen" (I, 120). Dort heißt es, nachdem zuvor von dem Beifall die Rede war, den Schillers Dramen fanden: „Nur in dem 4. Stück des Journals von und für Deutschland erhebt sich eine einzige Stimme aus der deutschen Wüste unter dem Artikel Theater von Berlin, wa der Ungenannte glaubt, daß wir bei solchen Stücken kein Theater haben." Diese unklare und ungenaue Angabe beruht auf folgender Darstellung in Gökingks Journal (1784, 4. St. S. 456): „Da diese Art Schauspiel (Fiesko) jetzt den Geschmack des deutschen Publikums zum wahren Ruin seiner Bühne gewonnen hat, so konnte dem Fiesko auch hier der Beifall nicht fehlen." Es handelte sich um die erste Aufführung des „Fiesko" in Berlin am 8. März 1784 in Plümickes Bearbeitung.

Eine andere Stelle — mehr habe ich nicht finden können — liegt aber noch näher. Sie steht auf der gleichen Seite, auf welcher Schiller über Ifflands Spiel berichtet, Schillers Bericht gerade gegenüber in der anderen Spalte. Dart lesen wir unter Stettin, 29. Juni (1784): „Im ganzen liegt aber dieß Stück („Die Räuber") doch außer der Sphäre der Gesellschaft."

Ein Bericht über eine schlechte Aufführung „Der Räuber" steht ebenda unter dem 30. Juni von „Cölln" aus geschrieben. Er enthält aber kein Wort über den Werth des Stückes.

Der Jahrgang 1785 kommt nicht mehr in Betracht, da er nicht mehr von Gökingk, sondern von Frhrn. v. Bibra herausgegeben wurde. Dürfen wir nun wohl aus diesen Stellen auf die persönliche Anschauung Gökingks schließen? Ich glaube es nicht, gerade, wenn ich bedenke, daß Gökingk eben auch mindestens einen Beitrag Schillers aufgenommen hat. Er hat eben die Korrespondenzen abgedruckt, wie es auch heute jeder andere Redakteur zu machen pflegt, ohne deßhalb damit zugleich seine eigene Ansicht auszusprechen. Daher sind wohl diese „Angriffe" ohne Einfluß auf die Annahme oder Nichtannahme von Schillers Karrespondenzen geblieben.

Saviel scheint mir sicher aus allem hervorzugehen, daß die Beziehungen beider Männer zu einander noch wenig aufgeklärt sind. Der Artikel in der „Allgem. Deutschen Biographie" über Gökingk z. B. erwähnt diesen nicht einmal als Herausgeber des „Journals von und für Deutschland". Ebensa wenig ist dort van dessen Verhältniß zu Schiller die Rede. Weitere Untersuchungen über dieses Thema scheinen mir wünschenswerth. Ich glaube, daß sie sich lohnen. Meines Erachtens handelt es sich dabei vor allem darum, die Quelle nachzuweisen, aus welcher der unbekannte Herausgeber [1]) der beiden Schiller-Briefe in den „Blättern für literar. Unterhaltung" jene Nachricht über die zwei Recensionen Schillers geschöpft hat. Dann könnte es gelingen, die Frage endgultig zu entscheiden.

[1]) Er hat als „40" — die nicht mit Namen unterzeichneten Mitarbeiter sind mit Zahlen bezeichnet — z. B. auch in Nr. 50 und 51 der Blätter J. W. Schäfers Goethe's Leben besprochen. Wer sich hinter dieser Zahl 40 verbirgt, dürfte wohl noch von der Redaktion der „Blätter für literar. Unterhaltung" zu erfahren sein.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- **Neue Gradmessung in Afrika.** Eine neue Gradmessung, die sowohl hinsichtlich ihres Umfangs, als auch ihrer Wichtigkeit alle bisher ausgeführten ganz wesentlich übertreffen wird, ist van englischer Seite geplant und durch den Leiter der Kapsternwarte, Mr. David Gill, auch bereits thatkräftig in Angriff genommen warden. Es handelt sich um eine längs aber dach nahe dem 30. Längengrad (östlich von Greenwich) auszuführende, mit astronamischen Bestimmungen zu verknüpfende Triangulirung, die, in Süd-Rhodesia (brit. Betschuana-Land) beginnend, zunächst durch Britisch-Ostafrika und bis an die Grenze aon Deutsch-Ostafrika geführt werden sall. Mr. Gill hofft, daß „unsre Freunde, die Deutschen, nicht zögern werden, die Triangulirungsarbeiten am Ostufer des Tanganjika-Sees entlang durch ihr Gebiet und bis nach Uganda weiterzuführen, warauf wieder britische Wissenschaft und Thatkraft das graße Werk durch den aon Lord Kitchener sa nachdrücklich und gründlich vam Mahdi und seinem Anhang gesäuberten Sudan bis nach Alexandria fartsetzen und zu Ende führen wird". — Unter Benutzung der aor 50 Jahren ann Maclear am Kap ausgeführten Gradmessung umfaßt der neu zu messende Meridianbogen die bisher unerreichte Länge van 66° oder rund 1000 geographische Meilen. Und da die aan W. Struae aar etwa 70 Jahren ausgeführte russische Gradmessung ebenfalls sehr nahe dem gleichen Meridian aerläuft, wird, wenn die geplanten Messungen sammt den nothwendigen Anschlußarbeiten wirklich zustande kommen, die genaue Länge eines aam Kap der guten Hoffnung (Breite 34$^1/_3$° südl.) bis zum Kap Fuglenäs (nahe dem Nordkap, nördl. Br. 70$^2/_3$°), alsa ziemlich genau über 105° sich erstreckenden, die beiden Kantinente in ihrer ganzen Ausdehnung durchquerenden Meridianbogens abgeleitet werden können. Da Cecil Rhades namens der englischen South Africa Company einen Theil der Kasten des Unternehmens übernommen hat, ist an dem Zustandekommen des letzteren wahl kaum mehr zu zweifeln.

* Ueber die praktische **Verwendung des Kinematographen in der Medizin** wird dem „Berl. Tagebl." aus Kiel folgendes geschrieben: Einer geladenen Gesellschaft, in welcher sich der Fürst aon Monaco, Prof. a. Esmarch, der Altmeister der deutschen Chirurgie und Vater der Samariterbewegung, zahlreiche Professoren und Daktoren der Medizin, sowie aiele Marineärzte und Kandidaten der Medizin befanden, führte am 1. Juli in Kiel der berühmte französische Chirurg Mr. Doyen eine neue, epochemachende Anwendung des Kinematographen aar. Van dem Gedanken ausgehend, daß in den Lehrbüchern der Chirurgie eine Operation immer nur mangelhaft gezeichnet und in den Hörsälen nicht allen Studirenden gleichmäßig gut zu Ansicht gebracht werden kann, hat der durch seine unerreichte Schnelligkeit hervorragende Meister seine Operationen durch den Kinematographen aufnehmen lassen, nachdem er den Apparat für seine Zwecke passend geändert hatte. Neidlos mußte der Fachmann zugestehen, daß die Darstellung der Operatianen, welche alle Gebiete, inklusive Frauen- und Augenheilkunde, umfaßte, tadellas war. Jede Phase der Operatian, aam ersten Schnitt bis zum Anlegen des Verbandes, stand mit überraschender Deutlichkeit aor den Augen der Zuhörer. Man konnte sich mit dem Vartragenden darin durchaus einverstanden erklären, daß diese Art der Varführung van Operatianen Lehrenden und Lernenden in gleicher Weise zugute kommt und durch die erhöhte gediegene Ausbildung der Aerzte auch den Kranken. Eine studentische Ovatian für den französischen Meister schloß die höchst interessante Vorführung.

* **Das lenkbare Luftschiff des Grafen Zeppelin.** Wie der „Magdeb. Ztg." geschrieben wird, kann daon, daß die Prabefahrten mit dem vom Grafen Zeppelin bekanntlich am Bodensee konstruirten lenkbaren Luftschiff bereits im Juli stattfinden sollen, keine Rede mehr sein. Der erste Aufstieg könnte bestenfalls im September erfolgen. Ueber den Stand und Gang des Unternehmens aber der Vorarbeiten werden folgende Mittheilungen gemacht. Die technischen und Verwaltungsbureaux der Unternehmung befinden sich in Friedrichshafen, zwei Ingenieure stehen der Bauleitung vor. Der

Digitized by Google

Bauplatz liegt etwas über eine Stunde von Friedrichshafen entfernt hart am See. Gewaltige Mengen von gezimmerten Balken und Brettern lagern auf dem Platze, in dessen Mitte sich eine mächtige Bauhütte erhebt, in der das Bauholz für den etwa 400 m in den See hinausragenden Verbindungssteg und das Ballonhaus zurecht gezimmert werden, das draußen im See ungefähr 700 m vom Lande entfernt errichtet wird. Dieses von einem Anker festgehaltene Ballonhaus hat eine Länge von 144 m, eine Breite von 23 m und eine Höhe von 20 m. Es wird in 10—14 Tagen fertig und zur Aufnahme des riesigen Ballons bereit sein. Von letzterem sind freilich erst einige Stücke in Friedrichshafen eingetroffen. Bei den Bauarbeiten auf dem Platze sind zur Zeit 50 bis 60 Zimmerleute beschäftigt. Ein eigenes Motorboot vermittelt den Verkehr zwischen Friedrichshafen und dem Bauplatz. Die Kosten dieser eigenartigen Unternehmung, auf deren Ausführung man allgemein sehr gespannt ist, belaufen sich auf mindestens 200,000 M.

* Ein antiker Juwelenfund wurde dieser Tage in England gemacht. Ein Knabe fand in Rayader (Wales), während er nach Füchsen in den Bergen suchte, einen goldenen Ring, ein goldenes Armband und ein in zehn Stücke zerschlagenes goldenes Halsband. Eine Prüfung dieser Schmucksachen durch den Antiquar des Britischen Museums, Mr. Read, stellte fest, daß dieselben wenigstens 1000 Jahre alt und zu den besten bisher bekannten Goldarbeiten rein keltischen Ursprungs gehören. Alle sind aus massivem Gold und von hervorragender künstlerischer Arbeit. Der Antikwerth der drei Gegenstände wird auf mindestens 10,000 M. geschätzt, welche nach Abzug von 20 Proz., die an den Staat fallen, dem Finder zukommen.

* **Berlin.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat dem Unterstaatssekretär im Reichsschatzamte, Wirklichen Geheimen Rath Aschenborn, in Würdigung der Verdienste, welche derselbe um die großen wissenschaftlichen Unternehmungen der letzten Jahre sich erworben hat, die Doktorwürde honoris causa verliehen. — Die außerordentlichen Professoren Dr. Bernhard Fischer (Hygiene) und Dr. C. Rodenberg (Geschichte) in Kiel, sowie der außerordentliche Professor der juristischen Fakultät zu Bonn, Dr. E. Landsberg, sind zu ordentlichen Professoren ernannt worden. — In Bonn ist der außerordentliche Professor der Philologie Dr. Joseph Klein gestorben. — Der Minister der geistl. rc. Angelegenheiten beabsichtigt, wie durch Runderlaß mitgetheilt wird, zunächst für Kandidaten des höheren Schulamts, die eine hiesige Seminaranstalt besuchen oder hier ihr Probejahr ableisten, in den ersten Wochen des kommenden Winterhalbjahres versuchsweise einen Kursus zur Unterweisung in der Schulgesundheitspflege einzurichten. Der vortragende Rath im Kultusministerium, Geheime Medizinalrath Dr. Kirchner, soll, wie die „B. N. N." mittheilen, mit der Leitung dieses Kursus beauftragt werden. Es sollen in vier bis fünf Wochen an je zwei Nachmittagen, Mittwochs und Sonnabends von 6 bis 7 Uhr, Unterweisungen an einem noch zu bestimmenden Orte stattfinden. Da mit Recht vermuthet wird, daß auch ältere Schulmänner von der Gelegenheit Gebrauch machen werden, sich über den gegenwärtigen Stand der Schulgesundheitspflege zu unterrichten, so fordert das Provinzial-Schulkollegium durch Anfragen bei den Direktoren zur Meldung auf, damit die Zahl der Theilnehmer vorher bestimmt und die Auswahl des Lokals danach getroffen werden könne. Zur Theilnahme berechtigt sind außer den Kandidaten des höheren Lehramts alle Lehrer (Professoren, Oberlehrer und auch Hülfslehrer) der Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen und Realschulen. Die Meldungsfrist reicht bis zum 3. Juli (ausschließlich).

h. **Hamburg,** 2. Juli. In der hier öfters erörterten Frage einer Universität oder Volksuniversität für Hamburg hat jetzt ein Ausschuß der Hamburger Bürgerschaft Stellung genommen anläßlich einer Senatsvorlage, welche eine halbe Million von der Bürgerschaft forderte zur Errichtung eines Vorlesungsgebäudes, da die bisher benutzten Räume nicht für alle Fälle ausreichen. Vor fünf Jahren richtete die Hamburger Oberschulbehörde Vorlesungskurse ein, die zum größten Theil im Winter, zum Theil aber auch im Sommer stattfinden und theils von Universitätsprofessoren, theils von hiesigen Spezialgelehrten abgehalten werden. Ein Theil dieser Vorlesungen bezieht sich auf ganz spezielle wissenschaftliche Fächer und es wird zur Theilnahme auch eine bestimmte Vorbildung gefordert. Diese Vorlesungen tragen genau den Charakter der Universitätsvorlesungen und Seminare, der größere Theil der Vorlesungen ist für ein Publikum mit guter Allgemeinbildung bestimmt, welches sich in einem bestimmten Fache weiterbilden will, und unter diesen Vorlesungen befinden sich wieder etliche speziell aus dem Gebiete der Literatur, Geschichte, Völkerkunde, Volkswirthschaft rc., zu denen ein derartiger Zudrang stattfindet, daß man das größte, 450 Menschen fassende Auditorium des Johanneums zweimal füllen könnte. Es haben sich im letzten Winter 7882 Hörer und Hörerinnen einschreiben lassen. Der Senat beabsichtigt nun, das Vorlesungswesen weiter auszudehnen und möchte deßhalb zur Ergänzung der bisherigen Räume im Johanneum und in den wissenschaftlichen Anstalten ein Vorlesungsgebäude speziell mit ganz großen Auditorien, bis zu 1000 Personen fassend, erbauen. Diesen Antrag lehnte der Ausschuß ab, nicht weil er einer Ausdehnung des Vorlesungswesens unsympathisch gegenüberstände, sondern weil er noch nicht völlig glaubt übersehen zu können, nach welcher Richtung sich das Vorlesungswesen am meisten entwickeln wird. Es könne sich sehr leicht schon in den nächsten Jahren zeigen, daß das Vorlesungswesen in andere Wege geleitet werden müsse, da das Bedürfniß sich noch anders gestalten könne. Der Ausschuß wies also damit den Gedanken einer Universität Hamburg nicht ab, wenn er sich auch verwahrt, jetzt schon entscheiden zu wollen, nach welcher Richtung sich das Vorlesungswesen entwickeln wird. Um aber einer Entwicklung nicht im Wege zu stehen, empfiehlt er der Bürgerschaft, dem Senat vorzuschlagen, daß er die Stadtbibliothek, bekanntlich eine der größten Bibliotheken Deutschlands, aus dem Johanneum verlege, wo sie nicht absolut feuersicher untergebracht ist, und dann die so gewonnenen Räume zu Auditorien umgestalte. Der Vorschlag ist nicht unpraktisch, besonders da die Verlegung der Stadtbibliothek wünschenswerth ist. Die Entscheidung darüber, in welcher Weise das blühende Vorlesungswesen Hamburgs auszugestalten ist, hat man dadurch um eine Reihe von Jahren hinausgeschoben, um zu sehen, nach welcher Richtung sich das meiste Bedürfniß kundgeben wird.

* **Wien.** Die hiesige Akademie der Wissenschaften hat in ihrer Gesammtsitzung am Freitag das wirkliche Mitglied, Sektionschef im Ministerium für Kultus und Unterricht Dr. Wilhelm v. Hartel als Nachfolger des im Mai verstorbenen Hofraths Heinr. Siegel zum Vizepräsidenten gewählt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Königlichen Gemäldegalerien zu Mailand und Venedig. Photographische Aufnahmen. (Hanfstaengls Galeriepublikationen.) München, Fr. Hanfstaengl 1899. — Goethe's Werke. Auswahl. Hggb. von Heinr. Düntzer. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Christ. Seiter: Ursachen und Folgen der jähen Ueberschwemmungen und die Mittel zu deren Beseitigung; K. Hampe: Kaiser Friedrich II. Separatabdruck aus der Historischen Zeitschrift. Bd. 83. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1899. — Dr. Alfr Wenzel: Der Todeskampf des altsprachlichen Gymnasialunterrichts. Studie. Berlin, Karl Duncker 1899. — Dr. Fr. Bachmann: Grundlagen und Grundfragen zur evangelischen Kirchenmusik. Gütersloh, C. Bertelsmann 1899. — Die Annäherung Frankreichs an Deutschland. Enquete in der Revue franco-allemande. 1. Jahrg. Nr. 10—11. München, Karl Haushalter 1899. — Bernh. Duhr S. J.: Jesuitenfabeln. 3. Aufl. 3. Lfg. Freiburg i. Br., Herder'scher Verlag 1899. — *Jean Heimweh:* Allemagne, France, Alsace-Lorraine. Paris, Armand Colin et Cie. — Sendschreiben an die Fürsten und Standesherren Deutschlands; Peter J. Thiel: Ein Tag in Lebensheim. 2. Aufl. 1. Heft; Lebensheimer Blätter für naturgemäße Erziehung in Schule und Haus. Nr. 1. Jahrgang II. Elberfeld, Lebensheimer Volkserziehungsverlag 1899.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 5. Juli. Nummer 150.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.–
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Aus Westindien und Nordamerika.[1]

Reiseskizzen eines Naturforschers.

Von Dr. Franz Doflein.

### IX. Californische Sommertage.

Ich fand das Goldland Californien mit einem Blüthenmeer übergossen. Es waren die letzten Maitage, als ich aus der Wüste in diese üppige Pracht kam; Hügel und Wiesen waren von Blumen bedeckt und vor allem die menschlichen Ansiedelungen verschwanden vollkommen unter der Last des duftigen Schmuckes. So war der Eindruck ein überaus freundlicher und heiterer, als ich in Pacific Grove, einem kleinen Ort an der Küste des Stillen Ozeans, anlangte, wo eine zoologische Untersuchung mich für mehrere Wochen festhielt. Das Küstengebirge, welches sich südlich von San Francisco der Küste parallel zieht, hat die Bildung einer weiten Bucht veranlaßt, deren Gestade, ausgezeichnet durch ein mildes Klima und schöne Landschaften, berühmt sind als schönster Sommeraufenthalt der Amerikaner. Diese nennen Californien ihr Italien und wissen die romantische Schönheit des Landes nicht hoch genug zu rühmen und zu preisen. Und man muß gestehen, wo die Ruinen der spanischen Missionen, von Cypressen und Pinien umgeben, in einsamen Thälern oder an der Küste des Meeres sich erheben, wird man sich leicht in die Stimmung der romanischen Mittelmeerländer versetzen. Am meisten hat dies für Südcalifornien Geltung; in Mittel- und Nordcalifornien überwiegt zu sehr das frische Grün der Wälder, die Ueppigkeit der angebauten Flächen, die Rastlosigkeit des Lebens, und erdrückt sofort jeden Vergleich mit der stillen heiteren Schönheit Italiens. Dazu kommen als bezeichnender Kontrast die mächtigen Dimensionen, welche in Californien die Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens angenommen haben: dies Land hat seinen eigenen Typus, seine eigene Schönheit!

Aber schon das Klima würde genügen, um einen weitgehenden Vergleich mit den mediterranen Halbinseln zu verbieten. Während in Mittelcalifornien der Winter und Frühling mild und reich an schönen Tagen sind, ist der Sommer im Vergleich dazu rauh und nebelreich. Wie in Nordeuropa das Klima durch die gütige Wärme des Golfstroms gemildert ist, so steht umgekehrt das Küstengebiet Californiens in den Sommermonaten unter dem Einfluß der polaren Eisschmelze. Die Kälte jener gewaltigen Eis- und Schneemassen, welche in jedem Sommer in den arktischen Regionen in Wasser verwandelt werden, bringt eine Meeresströmung, welche parallel dem Lande bis zur Südspitze von Niedercalifornien streicht, den Gestaden Californiens als segensreiches Geschenk vom Norden mit. Ein Segen ist dies Geschenk in mehrfacher Beziehung: während im Innern des Landes unerträgliche Hitze herrscht, erfreut sich der Küstenbewohner kühler milder Sommertage, und das unter Breiten, welche der Sahara und der Berberei entsprechen. Während im Sommer die Berge des Innern dürr und gelb starren, erfreut sich das Auge an grünen Hügeln und Feldern innerhalb des ganzen Bereichs, welcher von den Nebeln und Regenschauern, den Produkten des Alaskastroms, bestrichen werden. Davon, wie dieser Einfluß im einzelnen auf bestimmte Gewächse sich äußert, und von der Thierwelt des Meeres, welche die nützlichsten Thiere des Nordens an dieser Küste vereinigt, werden wir später zu reden haben.

Man kann sich mein Erstaunen vorstellen, als ich mich genöthigt sah, mich im Juni in San Francisco, auf der Breite von Sicilien, mit Winterkleidern zu versehen. Jedermann trägt dort das ganze Jahr hindurch die nämlichen Gewänder und man kann im Sommer ebensogut wie im Winter die Damen auf der Straße in prunkhaften Pelzen vorüberwandeln sehen. Kalte Regenschauer stoben über die Stadt dahin, und dies Klima schien mir vergleichbar mit demjenigen eines unwirthlichen Vorfrühlingstags bei uns zuhause. Als ich aber San Francisco verlassen und die wenige Stunden südlich gelegene Bai von Monterey erreicht hatte, war das Wetter vollkommen verändert. Mein Körper, noch vom Tropenklima verwöhnt, hatte durch einen heftigen Schnupfen auf die Unbilden der californischen Witterung reagirt und so war ich erfreut und erleichtert, als ich an dem schönen blauen Golf mildes Wetter und warmen Sonnenschein antraf. Ich hatte zu meinem Aufenthalt das oben erwähnte Pacific Grove gewählt, wo sich eine kleine biologische Station der Universität von Palo Alto befindet und wo ich somit manche Erleichterung für die Zwecke meiner Studien erwarten durfte.

Das kleine Nest mit seinen geraden Straßen kontrastirt merkwürdig mit den großen Zügen der umgebenden Natur: alles ist winzig, nett und zierlich. Die Häuser, alle von Holz gebaut, sind gefällig und bequem, aber so klein, daß sie gerade, jedes für eine Familie, nothdürftigen Raum gewähren; kleine Gärten umgeben sie und umhüllen jedes einzelne Haus mit seinem Blumengewand. Hier gedeihen nebeneinander die Gewächse der kühleren wie der subtropischen Region: die Luft war erfüllt von dem Duft der Rosen, die zu Hunderttausenden blühten. Sie überzogen die Zäune, kletterten bis über die Dächer an den Häusern empor und hingen wie schwere Schneemassen an der anderen Seite des Daches hernieder weiße, rothe, gelbe, köstlich duftende Rosen. Dazwischen eine Wunderfülle von Fuchsien, Geranien, Lilien und Tulpen, Heliotrop, Jasmin und allen jenen Pflanzen, mit denen wir poetische Vorstellungen und schönste Erinnerungen des Lebens verknüpfen. Es war wie ein Blumenfest der Natur, ein Lobgesang der Welt auf ihre eigene Schönheit.

[1] Vergl. Nr. 267 u. 282 der Beilage v. J. 1898 u. Nr. 10, 57, 66, 88, 107 u. 115 d. J. 1899.

Digitized by Google

In den blühenden Gebüschen sangen Vögel, um die Kelche der Blumen schwebten farbige Falter, schwirrten Kolibris.

Um diese fröhliche Pracht zog sich ein dunkler Kiefernwald, dessen schöne Bäume selbst bis in die Straßen des Städtchens vordrangen, während auch die leuchtenden Blumen sich überall da niedergelassen hatten, wo ein Haus sich tiefer in den Schatten des Waldes hineingewagt hatte. So war an den Grenzen des Städtchens eine wundersame Vermischung von wilder und kultivirter Natur entstanden, welche in reichster Abwechslung neue Kombinationen, ein Bild stets reizvoller als das andere, entstehen ließ.

Der Wald besteht aus einer Kiefernart, pinus insignis, welche in ihrem Vorkommen auf das Küstengebiet beschränkt ist. Sie bildet einen lichten Wald, der reich an Unterholz ist, in welchem die poisened oak, die sogenannte Gifteiche, häufig vertreten ist. Es ist dies eine Pflanze, deren Berührung äußerst schmerzhafte Aufschwellungen der Haut veranlaßt; sie ist durch eine nahe verwandte Art auch im östlichen Amerika vertreten und überall sehr gefürchtet, da die Schwellungen tagelang andauern und selbst einen gefährlichen Charakter annehmen können. Die Pflanze rankt sich oft an höheren Stämmen in die Höhe und ihre im Herbst scharlachroth gefärbten Blätter geben dem Wald einen prachtvollen Schmuck.

Durchwandert man den lichten, schönen Kiefernwald in der Richtung nach Süden, so gelangt man an der Meeresküste in Gegenden, welche sich mit den großartigsten und romantischsten Landschaften der Welt wohl messen können. Zunächst kommt man aus dem Wald an einen weiten, offenen Sandstrand, der von felsigen Halbinseln abgeschlossen wird. Mächtig wälzt sich die Brandung des Stillen Ozeans heran, um am Ufer in riesigen Schaumgarben emporzuzischen. Die freie Fläche ist von einem ganz finsteren und düsteren Wald abgeschlossen: ein Zauberwald, in welchem eigenartige mächtige Bäume mit schirmförmigen Kronen sich wild durcheinanderflechten. Riesige Stämme liegen am Boden übereinander, alle Stämme und Aeste sind mit langen weißen Moosbärten behangen. Es ist dies der Wald der Monterey-Cypresse, eines Baumes, welcher im Gegensatz zu seinem schlanken italienischen Verwandten seine knorrigen Aeste zu einer weit ausladenden, oben fast flachen Krone auseinanderbreitet. Im Wald ist es todtenstill, nur das wilde Brausen der Brandung dringt in diese Wildniß, welche einen anmuthet, wie ein Ueberbleibsel aus einer längst vergangenen Erdepoche.

Wandern wir weiter die Küste entlang, bald über Sandflächen, dann wieder durch Dünenzüge kletternd oder durch bluthenbedeckte, duftende Strandfluren watend, so beginnt allmählich die Küste sich in steilen Felsen zu erheben. Vom Cypreß Point bis gegen Point Lobos und Surf Point reiht sich eine Scenerie von großartiger Pracht an die andere. Bis zu 200 Fuß Höhe erheben sich die zerrissenen Felsen, von den seltsam vom Sturmwind verunstalteten, knorrig verwachsenen Gestalten der Fichten und Cypressen bedeckt. Durch die Felsspalten tobt fast stets ein heulender Wind, der von unten herauf zu mächtiger Höhe die Brandung emporpeitscht. Das dunkle Grün der Nadelbäume, die rothen und grauen Felsen zusammen mit dem blauen Ozean und seinem weißen Gischt vereinigen sich selbst unter grauem Himmel zu einem farbenreichen Bild. Noch weiter nach Süden fallen die Berge der Santa Lucia-Kette aus schwindelnder Höhe direkt zum Meere ab und der Blick schweift in ungemessene Ferne von einem schaumumtosten Vorgebirge zum anderen.

Als ich bei meiner Wanderung von Point Lobos in den Wald zurücktrat, schien die Sonne noch hell durch die Zweige, Schmetterlinge durchflogen den Raum, den ein kräftiger Harzgeruch erfüllte, und durch die Büsche brach eine Herde von Hirschen. Ich verträumte einige Stunden „im hohen, grünen Gras“ unter den Stämmen des Waldes, während die blinkende Fläche des Meeres sich weit vor meinem Auge breitete und das unablässige Brausen des Meeres das Nachdenken in melancholische Bahnen zwang.

Als ich mich erhob und den Rückweg nach Parific Grove antrat, brach plötzlich Nebel herein, dichter grauer Nebel. Die Landschaft verschwand dem Auge, der Raum wurde enge, den stets noch das unsichtbare Meer umbrauste. Von den Bäumen fielen schwere Wassertropfen wie Regenschauer nieder und als gespenstige Silhouetten tauchten langsam nacheinander die zerrissenen Baumformen im Nebel auf. Plötzlich sah ich vom Kamm einer kleinen Anhöhe eine Herde schwarzer, zottiger, halbwilder Büffel herniederkommen; wie stimmten diese seltsamen Gestalten, deren Größe im Nebel wuchs, zu dem vorweltlichen Wald, dem Brausen des Ozeans, der Felsenlandschaft, welche die Wiesenflächen einschloß! Sie erschraken vor meiner im Nebel dahin wandelnden Gestalt, während die einen davonliefen, wandten sich die anderen mit zornigem Brüllen nach mir um, stoben aber bei einer hastigen Bewegung, die ich machte, vor mir davon den Hügel wieder hinauf, indem sie sich drängten und laut aufbrüllten, ein unheimlicher, phantastischer Anblick! Ich war froh, meinen Weg zu finden und fühlte mich sicherer und nicht mehr so einsam in dieser großen Welt, als ich die Lichter des Städtleins wieder sah, als der Duft der Rosen, des Jasmins und Geisblatts wieder zu mir drang.

So großartige Züge nordischer Natur die geschilderte Küste südlich von Point Pinos trägt, soviel südländische Lieblichkeit und Farbenschmelz vereinigen See und Land in der eigentlichen Bai von Monterey, welche sich nördlich jener Landzunge als ein weites Becken ausdehnt. Die Bucht gleicht an Größe dem Golf von Neapel, obwohl dessen Prachtstücke der landschaftlichen Schönheit fehlen. Es gibt keine hohen Berge in unmittelbarer Nähe des Meeres, nur Hügel begrenzen den Strand, Ausläufer von ferner gelegenen blauen Bergzügen. Aber wie am parthenopäischen Gestade zieht sich eine Reihe von Städtchen und Ortschaften die Bogenlinie des Ufers entlang. Zwar fehlen der Volkreichthum und die alten Erinnerungen jener Gegenden, aber dafür ist so wenig von geschäftigem Leben hier vorhanden, wie in bevölkerten Gegenden Nordamerika's nur möglich ist, so viel an Ruinen der Vergangenheit, wie im Westen sich nur bieten läßt. Denn bis hieher erstreckten sich und noch weiter nördlich die Missionen der mexicanischen Jesuiten, deren mehr oder minder wohlerhaltene Bauten an vielen Stellen der Küste sich noch finden. Um dem Bedürfniß zu genügen, möglichst viele Indianer auf einmal taufen zu können, wurden sie als riesige Höfe errichtet, deren hohe Umfassungsmauern das Entlaufen der Täuflinge verhinderte. Diese Mauern, meist von Arkadengängen begleitet, sowie die mit der Façade dem Hofe zugekehrten Kirchen-, Wohn- und Nutzgebäude zeigen architektonische Ausschmückung nur auf der Hofseite. Nach außen sind sie mit Schießscharten versehen wie die mexicanischen Hazienden, von denen überhaupt die Gesammtanlage übernommen ist. Diese Bauten bilden also die romantischen Erinnerungen Californiens, und ihre Bauart hat für öffentliche Gebäude wiederholt auch in der Neuzeit als Vorbild gedient zur Ausbildung eines modernen sogenannten mission style geführt.

Die Völkermischung, welche die Bevölkerung Amerika's charakterisirt, findet am Golf von Monterey ihre Veranschaulichung durch eine auffallende Menge verschiedener Nationalitäten auf kleinem Gebiet. Während Pacific Grove, die südlichste der Ortschaften, und St. Cruz, die nördlichste,

die übliche deutsch-englische Bevölkerung beherbergen, schließen sie zwischen sich eine Chinesenstadt ein, eine portugiesische und eine spanische Ansiedelung.

Der Chinesenstadt galt mein alltäglicher Besuch; denn die Bevölkerung derselben, lauter Fischer aus der Gegend von Kanton, sind geschickte Seefahrer und kennen die Thiere des Meeres ebensogut, wie sie sie zu fangen verstehen. Für die Zwecke meiner Forschungen leisteten sie mir die besten Dienste und so war ich in den übelriechenden Gassen des Städtchens ein häufiger Gast. Die Merkwürdigkeiten dieser chinesischen Ansiedelung will ich an einer anderen Stelle ausführlicher schildern.

Während die kleine Kolonie der Portugiesen ein schmutziges Nest ohne eigenthümlichen Charakter ist, zeigte Monterey in früheren Jahren einen rein spanischen Typus. Noch gibt es einige der alten, weißen, malerischen Häuser, noch steht die spanische Missionskirche, aber das Gepräge der Vergangenheit schwindet immer mehr vor dem eindringenden Angelsachsenthum. Monterey und die ganzen Uferortschaften des Golfes beginnen Modebäder der Amerikaner zu werden. Bei Monterey liegt das üppige Hotel del Monte, ein palastähnliches Gebäude in einem herrlichen Park. Dieser Park, welcher mit Benutzung der wilden Natur angelegt wurde, ist ein Meisterstück der Gartenbaukunst. Man meint sich fast in einen der grandiosesten Parks Italiens versetzt und befindet sich in einem Land, wo es vor 50 Jahren noch keine Stadt gab, dessen weiteste Strecken noch Wildniß sind.

Wie dies Hotel die Geldaristokratie und überhaupt die reicheren Bürger beherbergt, so vertheilen sich in die übrigen „summer ressorts“ der Bai: Santa Cruz, Monterey nach ihren Mitteln in absteigender Linie die guten, bürgerlichen Elemente, bis schließlich Pacific Grove den Schluß macht, welches den Leuten, welche gar nicht viel Geld ausgeben können, aber doch einen schönen Sommeraufenthalt haben möchten, gastliche Unterkunft gewährt. Hier haben auch die Gelehrten der Universität von Palo Alto ihre Sommerresidenz, und in Schaaren finden sich hier vor allen Dingen die Vertreter der biologischen Fächer mit ihren Schülern ein, um die reiche Thier- und Pflanzenwelt zu studiren und, am frischen Objekt lehrend, als echte Amerikaner die Nachtheile des rein theoretischen Unterrichts möglichst zu vermeiden. Daß sie sich nicht den schlechtesten Platz ausgewählt haben, davon hat hoffentlich meine oben gegebene Schilderung des blüthenumdufteten Städtleins Zeugniß abgelegt.

Es werden mir stets wieder liebe Erinnerungen geweckt, gedenke ich der kleinen Häuser, welche alle aus dem schwer brennenden Holz der californischen Riesenbäume errichtet sind, der rauschenden Eukalypten, all der landschaftlichen Schönheit, von der ich vorher schwärmte, und vor allem der angenehmen frischen Menschen, welche ich dort kennen lernte.

Auf einer kleinen Landzunge, über den umbrandeten Felsen erheben sich die Gebäude der biologischen Station, gut und zweckmäßig gebaut und eingerichtet. Als Baumaterial diente ebenfalls das Holz der Sequoia, dessen röthliche Farbe und angenehmer Geruch neben seiner schweren Brennbarkeit es als Bauholz ebenso schön wie zweckmäßig erscheinen lassen.

Von hier aus machte ich meine Exkursionen, hier suchte ich mir eine möglichst weitgehende Kenntniß der Thierwelt des Golfes zu verschaffen, über dessen weite Fläche von meinem Arbeitszimmer mein Blick bis an die jenseitige Küste schweifte. Er erinnerte mich immer wieder an die ebenso schönen Tage, die ich unter ganz ähnlichen Umständen vor kurzer Zeit in Neapel verbracht hatte. Ja, eines Tages täuschte ein furchtbarer Waldbrand auf den Bergen der jenseitigen Küste sogar die Rauchsäule des Vesuvs vor!

Die Gewässer, welche da vor mir lagen, sind für den Naturforscher eine schier unerforschliche Fundgrube. Eigenartige Formen treten dem Zoologen wie dem Botaniker entgegen, mögen sie nun die Gestaltungen der Organismen, deren Entwicklung oder die Systematik und geographische Verbreitung oder endlich die Lebenserscheinungen zu ihrem besonderen Arbeitsgebiet erwählt haben.

Die Inselchen und Klippen der Küste entlang sind mit brüllenden Herden von Robben und Seelöwen bedeckt, deren seltsames Gebahren und wilde Kämpfe man vom Festland aus leicht beobachten kann. Sie theilen ihre wogenumbrausete Ruhestätte mit unendlichen Schaaren von nistenden Vögeln: mit Möven, Tauchern und Cormoranen. Ihre Nester und Eier bedecken zu Tausenden den Boden jener Felseninseln, und wenn er an einem ruhigen Tage die Landung zuwege bringt, so kann der Embryologe sich von dort überreiche Ausbeute mitnehmen.

In der Morgenfrühe sah ich oft von meinem Arbeitszimmer aus von dem Spiegel der Bai hohe Strahlen von Dampf und Wasser wie Springbrunnen in die Höhe steigen: es waren dies die Athemstrahlen von Walfischen. Die Riesen des Meeres kamen früher sehr häufig in die angrenzenden Meerestheile; Monterey war eine nicht unbedeutende Walerstation. Noch steht dort am Strande eine mittelgroße Thranküche, in welcher früher der Speck von Hunderten von Walen ausgekocht wurde. Aber der Raubbau, den die Amerikaner auf alle ihre nützlichen Naturprodukte ausüben, mit dem sie die Büffel ausrotteten, die Pelzrobben dem Untergang nahe brachten und ihre schönen Wälder gefährden, dezimirte auch die Wale in diesen Gewässern so sehr, daß der Fang heutzutage nicht mehr lohnt.

Ein ähnlicher Vernichtungskrieg wird gegen die Seefische geführt, allerdings in diesem Falle ohne bisher eine bemerkenswerthe Abnahme derselben herbeigeführt zu haben. Alljährlich langen zu bestimmten Zeiten an der mittelcalifornischen Küste riesige Bänke von verschiedenen Fischarten an, so wie bei uns in der Nordsee die Häringe, in der Adria die Thunfische. Hier sind es vor allem Züge von Dorschen und Salmen, deren Eintreffen die Fischer des Küstengebiets in Aufregung versetzt. Wie fast die gesammte Fauna des Golfes von Monterey, so sind auch diese nützlichen Gäste dem kalten arktischen Strom zu verdanken. Ihre Schaaren sind zwar nicht so riesig, wie sie sich weiter nördlich um die Mündungen der großen Ströme drängen, aber ihr Fang ist immerhin so gewinnbringend, daß ich keinen Fischer mehr für meine Zwecke haben konnte, als die Salme angekommen waren; da waren die Chinesen von früh bis spät mit ihren in heimischer Weise bizarr gebauten Kähnen auf dem Wasser draußen und kamen am Abend mit tief von der Last der Beute eingetauchten Fahrzeugen nach Hause. Mancher von ihnen hatte einen Tagesgewinn von 60—75 Dollars in dieser Zeit zu verzeichnen; damit konnte ich für meine wissenschaftlichen Zwecke natürlich nicht konkurriren und so mußte ich schließlich, von den Salmen gezwungen, diesen Arbeitsplatz verlassen. Vorher war es mir aber noch gelungen, den Hauptzweck meiner Reise zu erreichen, nämlich die Entwicklung eines der niedersten Vertreter der fischähnlichen Thiere zu studiren. Es ist dies die Bdellostoma, ein Schleimfisch, welcher unserm Flußneunauge nahe verwandt ist und als eines der niedersten Wirbelthiere schon seit Jahrzehnten ein hohes Interesse von Seiten der Naturforscher genießt. Diesen Theil meiner Ausbeute habe ich vor allen Dingen den geschickten chinesischen Fischern zu verdanken, deren Intelligenz, wo es Geld zu verdienen gibt, zu den äußersten Leistungen sich anspannt, und deren Geschicklichkeit man auch manches Kunststück

Digitized by Google

zumuthen kann, bei dem man von unsern europäischen Fischern im Stich gelassen werden würde.

Den Fang der niederen Thiere mußte ich selbst besorgen, soweit nicht die Chinesen mir gelegentlich etwas mitbrachten oder ihre Kinder mir an den Felsen einige angeschwemmte Dinge zusammenlasen. Früh morgens, wenn die Ebbe weit zurückgetreten war, galt es, auszuziehen und am Gestade entlang die Felsen, die Tümpel, in denen das Seewasser zurückgeblieben war, und die Algengebüsche am Ufer abzusuchen. Besonders in den letzteren wimmelten vielgestaltige Krebse, welche zum Theil in Form und Farbe den umgebenden Seepflanzen so gut angepaßt waren, daß es große Mühe und emsiges Suchen kostete, sie aufzufinden. Seesterne und Schlangensterne kletterten mit ihren eigenthümlichen Bewegungen zwischen den Steinen herum. In den Ebbetümpeln lagen Seewalzen von leuchtender Färbung, streckten Röhrenwürmer und Seeanemonen ihre zarten Arme im klaren Wasser aus. Auch Schnurwürmer und Plattwürmer waren nicht selten; jene, zum Theil in grellen Farben gebändert, boten einen seltsamen, schlangenähnlichen Anblick.

Besonders eigenartig war eine Art von kleinen Fischen, welche in den Ebbetümpeln häufig vorkamen und durch ihre Geschicklichkeit die Jagd auf sie außerordentlich schwierig machten, da man besonders wegen der Ungunst des Terrains — alle diese Beutezüge fanden zwischen den zerrissenen Strandfelsen statt und erforderten allerhand Kletterkünste — jeden Moment erwarten konnte, von zackigen Felsbrocken oder in tiefe Tümpel zu stürzen. Der kleine Fisch war eine Art von Meergrundel, deren Bauchflossen zu einer Saugscheibe umgebildet sind. Er schoß behende in den Tümpeln umher, war er einmal erwischt, so wußte er oft mit unglaublicher Gewandtheit der Hand zu entrinnen; fiel er auf den Boden, so schnellte er sich mit kräftigen Schwanzschlägen in hohem Bogen ins Wasser zurück, wo er sich bald unter überhängenden Steinen verbarg. Indem er sich hier, mit dem Bauch nach oben, an der Unterseite des Steines festsaugte, entging er der Gefahr, durch die wechselnde Wogenbewegung wieder hervorgespült zu werden, und war für Hand und Netz unerreichbar — und, was für ihn noch wichtiger ist, da er wohl nicht häufig einen Naturforscher zum Verfolger hat, auch vor den Nachstellungen seiner schlimmsten Feinde, der Wasservögel, gesichert.

Eine Abtheilung des Thierreichs, welche ich noch nicht erwähnt habe, deren zahllose Vertreter aber vor allem die Thierwelt dieser Küste charakterisiren, sind die Weichthiere oder Mollusken. Und von diesen sind es hauptsächlich die niedersten Gattungen der Schnecken, welche hier häufig sind. In zahlreichen Arten sind an der ganzen Westküste von Amerika, von Alaska bis Patagonien, die Käferschnecken (Chitonen) verbreitet. Während im Mittelmeer nur sehr kleine Arten vorkommen, erreichen sie hier die Größe eines Maulwurfs. Bei Monterey allein kommen etwa 23 Spezies vor, welche, an den Felsen angesaugt, in der Ebbe-Fluthgrenze ein wenig bewegliches Leben führen und weithin in großen und kleinen Exemplaren die Steine wie zierliche Ornamente bedecken.

Außer zahlreichen, wunderschön buntgefärbten Nacktschnecken ist aber vor allen Haliotis, das Meerohr, zu nennen, dessen rothe, schwarze oder perlmutterfarbene Schalen in geschliffenem Zustand zu Tausenden die Rauchtische europäischer Wohnungen als prächtige Aschenbecher zieren. Die meisten derselben kommen von Ostasien, aber auch hier in Californien hat man begonnen, sie zu verwerthen, und verfertigt aus Stücken der Schale allerhand zierliche Schmuckgegenstände. Die unförmlichen Träger der eleganten, glanzenden Schalen finden sich ebenfalls an den Felsen angesaugt, von wo sie mit aller Gewalt ohne Verletzung ihres Körpers nicht abgelöst werden können.

So wimmelt das Meer denn dort von interessanten Thieren, welche noch dazu ihre Eier in solchen Mengen ablegen, daß man jederzeit die Entwicklung der verschiedensten Typen studiren kann. Ich habe auch während der Wochen, die ich mich dort aufhielt, keine Minute der Langeweile gehabt und manchen genußreichen und harten Arbeitstag verlebt. Die freundlichen amerikanischen Kollegen, mit denen ich dort zusammen arbeitete, haben viel dazu beigetragen, mir die Erinnerungen noch schöner und angenehmer zu gestalten. Vor allem aber hinterließ mir die wunderbare Natur Eindrücke, welchen ich wohl lieblichere, kaum größere zur Seite stellen könnte. Ich glaube oft, es sei gestern gewesen, als ich vor der heranpeitschenden Fluthwelle die Küstenabstürze hinaufflüchtete, um unter den rauschenden Cypressen aufathmend mich niederzuwerfen, und oft höre ich noch beim Einschlafen wie im Traum das Tosen der Brandung und das knisternde, zischende Sprühen des Schaumes an jenen Felsengestaden des Stillen Ozeans.

---

## Chirurgie in alter und neuer Zeit.

Von Dr. Adolf Schmitt, Privatdozent für Chirurgie an der Universität München.

### II.

Während eines sehr großen Theils des Mittelalters war es also um den ärztlichen Stand sehr schlecht bestellt und die medizinische Wissenschaft steckte tief in einem Wust von philosophischen Systemen. In dem Festhalten an uralten, durch keine wissenschaftliche Kritik geläuterten Lehren lag ein schwerer Hemmschuh für jedes Fortschreiten in der Erkenntniß, welche auch dadurch nicht gefördert wurde, daß der größte Theil aller Wissenschaften jener Zeit in den Händen der Geistlichen und insbesondere der Klöster lag. Der Morgenwind des 16. Jahrhunderts brachte endlich frische Luft und Bewegung in die dumpfe Atmosphäre des Mittelalters. Der gewaltige Umschwung, der sich in fast allen Künsten und Wissenschaften unter dem Einfluß der Reformation und ihrer Folgen, unter der Einwirkung, die die Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst auf das Wiedererwachen kritischen Geistes ausübte, vollzog, kam auch der medizinischen Wissenschaft zugute. So sonderbar es erscheinen mag, so ist es doch ganz sicher, daß auch die immer allgemeinere Anwendung des Schießpulvers zu dieser Wiedererweckung beigetragen hat, ebenso wie das Auftreten einzelner neuer, früher ganz unbekannter Krankheitsformen am Ende des Mittelalters. Die früher natürlich vollständig unbekannten Schußwunden aus Feuerwaffen wurden, entsprechend den alten Lehren, für vergiftete Wunden gehalten, und dieses Gift suchten die Aerzte durch Eingießen von heißem Fett oder Oel zu beseitigen. Da war nach einer Schlacht, in welcher es viele Verwundete gab, das Oel zum Eingießen ausgegangen und Paré, ehemals ein ungebildeter, armer Barbierlehrling, später der gefeiertste Wundarzt des 16. Jahrhunderts, konnte viele Schußwunden nicht nach der allgemein gültigen Regel behandeln, er mußte einen einfachen Verband anlegen, und siehe da, als er (Paré) nach einer in schwerer Sorge um die so schlecht behandelten Verwundeten verbrachten Nacht die nach seiner Meinung vernachlässigten Wunden am nächsten Tag sah, da waren sie viel besser als die nach den Regeln der Kunst verbrannten. Die Schrift Paré's über diese Beobachtung bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte der Chirurgie. Die Wundärzte mußten sich mit einem Gegenstand beschäftigen, über welchen die Lehren des Hippokrates, Celsus und Galen keinen Aufschluß gaben; sie mußten lernen, mußten selbst beobachten und Neues praktisch

Digitized by Google

verwerthen und das gelang zum Besten des Fortschritts auch auf anderen Gebieten der Chirurgie, überhaupt der Wissenschaft. Wie Paré, so machten sich nun viele Aerzte frei von dem Drucke des seit mehr als 1000 Jahren Ueberlieferten und warfen das Joch des uralten Autoritätsglaubens von sich. Eine Entdeckung dieser neuen Zeit und einer der wichtigsten Fortschritte in der Chirurgie ist die Umgestaltung von der Lehre über die Amputationen und die Verhütung der Blutung. Früher wagte man die Absetzung eines Gliedes nur auszuführen, wenn dieses ganz abgestorben, brandig geworden war, und zwar machte man die Amputation noch innerhalb des Brandigen. Jetzt erkannte man die Nothwendigkeit, das dem Brand verfallene Glied so bald wie möglich, und zwar im Gesunden, abzunehmen, dabei aber möglichst viel an bedeckenden Weichtheilen zu sparen. Paré hat das Verdienst, eine weitere Entdeckung von der denkbar größten Tragweite zu machen: die Verhütung der Blutung bei Amputationen durch feste Umschnürung des Gliedes, so daß alle Blutgefäße zusammengedrückt werden, und weiterhin durch die Unterbindung der durchschnittenen Blutgefäße. Es ist ganz unbegreiflich, daß diese für die ganze Chirurgie so eminent wichtigen Erfahrungen, obwohl sie schon viel früher einmal bekannt waren, so vollständig verloren gehen konnten, daß sie erst in der neuesten Zeit gewissermaßen neu erfunden werden mußten. Neben solchen praktischen Fortschritten waren es aber ganz besonders die gewaltigen Fortschritte und Umwälzungen auf dem Gebiete der Anatomie und Physiologie, die in der Folge der Chirurgie zugute kamen. Das Forschen nach Wahrheit als dem eigentlichen Wesen der Wissenschaft begann wieder, der Geist des Hippokrates wurde wieder lebendig. Die Kenntniß von dem Bau und der Einrichtung des menschlichen Körpers war durch viele Jahrhunderte hindurch in keiner Weise gefördert worden; das Wenige, das aus den Zeiten der Blüthe griechischer und arabischer Wissenschaft überliefert worden war, wurde nicht vervollständigt, die vielen falschen Anschauungen in diesen Ueberlieferungen nicht berichtigt. Wie im Alterthum, so bestand im Mittelalter eine große Scheu vor der Zergliederung menschlicher Körper, die hauptsächlich durch religiöse und abergläubische Bedenken genährt wurde. Nur das Knochengerüst des Körpers war schon den Griechen einigermaßen bekannt. Was man sonst an anatomischen Kenntnissen besaß, das war hauptsächlich durch Zergliederung von Thieren gewonnen und auf den menschlichen Körper übertragen worden, so daß natürlich eine Unmenge gänzlich falscher Vorstellungen entstand. Selbst die ägyptischen Aerzte hatten keine genaueren anatomischen Kenntnisse, obwohl sie bei der Sitte, die Leichen einzubalsamiren und Mumien herzustellen, wobei die Leichen wenigstens theilweise geöffnet werden mußten, Gelegenheit gehabt hätten zu anatomischen Studien. So kam es denn, daß Vesalius (ein Deutscher aus Wesel am Rhein) und die Italiener Fatopia und Eustachius ein gänzlich unbebautes Feld vorfanden, als sie zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts mit ihren anatomischen Untersuchungen am Menschen begannen und die anatomischen Kenntnisse auf eine bis dahin ungeahnte Höhe brachten. Mit den alten anatomischen Vorstellungen und Lehren aber wurde vollends gebrochen, als Harvey, ein englischer Arzt in der Mitte des 16. Jahrhunderts, den Kreislauf des Blutes entdeckte, der bis dahin gänzlich unbekannt war oder von dem man eine geradezu kindliche Vorstellung hatte. Von der gewaltigen Fülle anatomischer und physiologischer Entdeckungen, welche die Mühen und Arbeiten des Vesalius und Harvey's in rascher Folge zutage förderten, zog die Chirurgie, für welche die genaueste Kenntniß vom Bau des menschlichen Körpers die zwingendste Voraussetzung ist, erst dann erheblichen Nutzen, als die medizinische Wissenschaft mit dem sie einengenden philosophisch-medizinischen Systemwulst gebrochen hatte, und nun konnte der schon erwähnte Franzose Paré der Reformator der Chirurgie werden, wie Vesal der Reformator der Anatomie geworden war. Der Aufschwung der Chirurgie im 16. Jahrhundert wurde im 17. noch gefördert einmal dadurch, daß endlich die Aerzte selbst mehr und mehr praktische, operative Chirurgie trieben, sich dadurch immer mehr erhoben über die zunftmäßigen Schneideärzte und Barbiere, die bisher fast allein die operative Seite der Medizin geübt hatten, und daß sie endlich auch von Seite der ausschlaggebenden Pariser Fakultät als gleichberechtigt anerkannt wurden; ferner durch die allmählich zunehmende Kenntniß von den krankhaften Veränderungen des Körpers und deren Ursachen, welche durch das Studium der pathologischen Anatomie geschaffen und erweitert wurde. Die Entdeckungen des 16. und 17. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Physik und Chemie, später die Erfindung des Mikroskops, welche das Eindringen in den feineren Bau des menschlichen Körpers in allen seinen Theilen gestattete, kommen in ausgedehntestem Maße auch der Medizin und Chirurgie zugute. Besonders in Frankreich, später auch in England, kam die medizinisch-chirurgische Wissenschaft in jener Zeit zu hoher Blüthe, während Deutschland noch weit zurückstand, trotzdem eine große Zahl von Universitäten und an jeder derselben ein Lehrstuhl für Chirurgie bestand. Die chirurgischen Lehrer waren aber noch ausschließlich Theoretiker und standen vielfach noch unter dem aus dem Mittelalter überkommenen schlimmen Wahn, daß die Vollführung der Operationen selbst Sache des zunftmäßigen Chirurgen sei. So sagte Haller, der berühmte Lehrer der Chirurgie und Physiologie in Göttingen, der zugleich ein hochberühmter Dichter war und der eine Reihe werthvoller medizinisch-chirurgischer Schriften verfaßt hat, daß er wohl 70 Jahre lang Chirurgie gelehrt und die schwersten Operationen an der Leiche seinen Schülern gezeigt, niemals aber selbst eine Operation am Lebenden ausgeführt habe, aus Furcht zu schaden! Das war vor etwas mehr als 100 Jahren; für uns ist diese Auffassung kaum mehr begreiflich und nichts kann den gewaltigen Umschwung, den die Chirurgie in der kurzen Spanne eines Jahrhunderts gemacht hat, besser illustriren, als dieser Ausspruch eines der berühmtesten chirurgischen Lehrer seiner Zeit.

Zu Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts freilich blühte wohl die wissenschaftliche Chirurgie in ungeahnter Weise auf, allein in ihren Erfolgen, in den Heilresultaten konnte sie nur langsam vorwärts kommen, trotz aller Entdeckungen auf anatomischem, pathologisch-anatomischem und physiologischem Gebiete. Die größte chirurgische Kunst wurde zunichte gemacht durch die Geißeln der Chirurgie und damit der Menschheit, durch die entsetzlichen Krankheiten, die sich mit unbeschreiblicher, damals unbegreiflicher und deßhalb so erschreckender Häufigkeit an jede Verletzung, an jede durch eine Operation veranlaßte Wunde anschlossen, die wie ein furchtbares Damoklesschwert über jedem Verwundeten und Operirten schwebten, bereit, sich auf ihn zu stürzen und ihn zu vernichten. Diese Geißeln der Chirurgie waren das Wundfieber und die Wundentzündung, der Hospitalbrand, die Wundrose und der Wundstarrkrampf. Sie verfolgten den Chirurgen auf Schritt und Tritt und vereitelten alle seine Erfolge! Wir jüngeren Chirurgen können nur mit Grauen die Schilderungen über die entsetzlichen, fast jede operative Thätigkeit lähmenden Zustände hören, die in unsern Hospitälern und chirurgischen Kliniken herrschten, nicht etwa vor 100 und mehr Jahren, sondern noch vor 30 Jahren, so daß unsre Lehrer und älteren Kollegen sie noch erlebt haben und imstande sind, sie uns zu schildern. Ich will nur ein Beispiel anführen

Digitized by Google

hier aus München, eine Schilderung, die der bekannte, zu früh verstorbene und Vielen wohl noch persönlich bekannte Schüler unsres berühmten Chirurgen Nußbaum, Dr. Lindpaintner, über die vor 30 Jahren herrschenden Zustände der chirurgischen Spitäler veröffentlichte:

„Achtzig Prozent aller Wunden wurden vom Hospitalbrand befallen; die Wundrose war so auf der Tagesordnung, daß man das Auftreten derselben fast als normal, als einen nothwendigen Vorgang hätte betrachten können. Nicht die kleinste Kopfwunde konnte vernäht werden, weil sie doch nicht geheilt wäre und weil durch das Vernähen das Auftreten der Rose nur noch begünstigt worden wäre. Von 17 Amputirten starben in einem einzigen Jahre elf an Blutvergiftung; ein mit äußeren Wunden komplizirter Knochenbruch war, so häufig solche Verletzungen vorkommen, im Hospital fast nie zu sehen, denn entweder mußte man das gebrochene Glied sofort amputiren oder schon nach wenigen Tagen war Wundeiterung, Brand, Blutvergiftung die Ursache des rasch eintretenden Todes.“ Wie müssen unter diesen unsagbar traurigen Verhältnissen die armen Verwundeten und Operirten, wie müssen aber auch die Aerzte gelitten haben, die ohnmächtig den Verwüstungen gegenüberstanden, welche die accidentellen Wundkrankheiten in den chirurgischen Hospitälern anrichteten; war doch die Zahl der Opfer an Wundeiterung und Wundrose so groß, daß Volkmann, einer der berühmtesten und bedeutendsten Chirurgen der letzten Jahrzehnte und aller Zeiten, mit dem Gedanken umging, seine Klinik zu schließen, da er dem massenhaften Sterben nicht mehr Einhalt thun konnte! Welch gewaltige Aenderung der ganzen Situation aber drückt sich in einem Ausspruch desselben Volkmann aus, den er wenige Jahre später thun konnte:

„Noch bis vor kurzem,“ sagt Volkmann, „war der Chirurg in dem Moment, wo er kunstgerecht eine Operation vollendet hat, dem Landmann gleich, der, wenn er seinen Acker bestellt hat, ergeben die Ernte erwartet und sie hinnimmt, wie sie auch fallen mag, ohnmächtig den elementaren Gewalten gegenüber, die ihm Regen, Sturmwind und Hagelschlag bringen können. Heute ist der Chirurg wie ein Fabrikant, von dem man gute Waare verlangt.“ So verhält es sich in der That; man kann nicht mehr sprechen von Glück und Unglück in der Chirurgie; wer heute als Arzt eine Operation übernimmt oder eine Wunde verbindet, übernimmt damit eine Verantwortung für das Wohlergehen seines Kranken, die noch vor 30 Jahren jeder Chirurg hat ablehnen müssen. Die Sicherheit in der Behandlung von Wunden, die der Chirurg frisch in die Hände bekommt oder selbst bei der Operation anlegt, ist eine ungemein große geworden. Wundrose und Wundeiterung und damit das Wundfieber, früher fast unvermeidlich, kommen bei Operationswunden fast nicht mehr vor. Der schreckliche, so entsetzlich häufige Hospitalbrand, der regelmäßig zum Tode führte, ist aus unsern Krankenhäusern so vollständig vertrieben, daß ihn die jüngere Chirurgengeneration nur vom Hörensagen, nicht aber aus eigener Anschauung kennt; ich selbst habe noch niemals einen Fall von echtem Hospitalbrand gesehen; er kommt nicht mehr vor!

Was hat nun diesen wunderbaren, in der Geschichte der ganzen Medizin unerhörten Umschwung innerhalb 30 Jahren herbeizuführen vermocht? Wir können diese Frage damit beantworten, daß dieser Umschwung, welcher die gesammte Chirurgie in neue, bisher nie beschrittene Bahnen lenkte, herbeigeführt worden ist dadurch, daß man die Ursachen und Erreger jener Geißeln der Chirurgie, der Wundinfektionskrankheiten, kennen gelernt hat. Als man den gefährlichsten Feind jeder Wunde, gleichgültig ob es sich um zufällige Verletzungen oder um Operationswunden handelte, erst einmal kannte, da konnte man ihm auch zu Leibe gehen, und damit verlor er an Schrecklichkeit, wie jeder Feind weniger zu fürchten ist, sobald man ihn erst nach Stärke und Stellung kennt. Diese unschätzbare Kenntniß aber verdanken wir der gerade in letzter Zeit wieder so viel geschmähten bakteriologischen Forschung. So lange die Welt bestehen wird, hat die Menschheit alle Ursache, in unvergänglicher Dankbarkeit zu gedenken der Männer Pasteur und Robert Koch und Jener, welche auf den von diesen gewiesenen Wegen fortgearbeitet haben. Es war seit den Untersuchungen Pasteurs und Anderer bekannt, daß die Gährung sowohl wie die Fäulniß ausschließlich bedingt ist durch die Anwesenheit kleinster Lebewesen, der Mikroorganismen; Pasteur hat gezeigt, daß man Gährung und Fäulniß organischer Stoffe verhindern kann, wenn man jene kleinsten Lebewesen von den Stoffen fernhält. Diese Thatsache brachte Lister auf den genialen Gedanken, der wie kaum ein zweiter der Menschheit zum Segen gereichte, daß es dann wohl auch Mikroorganismen sein dürften, welche die Wundkrankheiten verursachen; er setzte die von Pasteur und mit einer unerreichten und unübertrefflichen Methodik von Robert Koch begründeten Ideen für die Wundbehandlung in die Praxis um, indem er Mittel suchte und fand, um jene Erreger der Wundkrankheiten von den Wunden fernzuhalten und zu vernichten. Lister wurde demnach der Erfinder der antiseptischen Wundbehandlung, durch welche alle bisher gültigen Grundsätze und Anschauungen über die Behandlung von Wunden, über das Verfahren bei Operationen von Grund aus umgestaltet wurde. Wunden und Verletzungen, welche früher als absolut tödlich angesehen wurden, heilten von nun an ohne jede Störung; Operationen, an die sich kein noch so kühner und geschickter Operateur heranwagen durfte, gelangen mit einer ans Wunderbare grenzenden Sicherheit, ohne daß auch nur das geringste Fieber sich einstellte; die Heilung der Operationswunde, die früher viele Monate beansprucht hatte, erfolgt in ebenso viel Tagen oder höchstens Wochen, als früher Monaten, das Befinden der Kranken, die früher entsetzlich unter dem Fieber und der Entzündung zu leiden hatten, war bald nach der Operation ein vorzügliches, und das alles, weil eben keine Vergiftung der Wunde mit den Erregern der Wundkrankheiten mehr eintrat, die man fernhalten konnte von allen Wunden. Die Mittel, welche Lister anwendete, um dies erreichen zu können, waren gegeben durch die damalige Vorstellung, daß diese Mikroorganismen hauptsächlich in der Luft sich befinden und mit der Luft in die Wunden gelangen, die dadurch infizirt würden. Listers Bestreben war deßhalb darauf gerichtet, in erster Linie die Luft fernzuhalten von den Wunden; er reinigte deßhalb die Luft dadurch, daß er große Mengen von Carbol in der Luft verspritzen ließ, ferner dadurch, daß er durch große Watteverbände, die mit Carbol getränkt waren, die Luft von den Wunden fern hielt und nur durch Watte filtrirte Luft mit den Wunden in Berührung kommen ließ. Es ergab sich damit weiter fast von selbst, daß man auch alles was mit der Wunde in Berührung kam, insbesondere die Hände des Operateurs und seine Instrumente in sorgfältigster Weise durch Carbolsäure reinigte oder desinfizirte, d. h. keimfrei machte.

Listers so wunderbare Entdeckung fand merkwürdigerweise in seiner Heimath, England, bei weitem nicht die rasche und allgemeine Verbreitung, die sie verdiente; wir dürfen mit Stolz sagen, daß es deutsche Arbeit, deutsche Intelligenz war, welche Listers Gedanken sofort in seiner ganzen eminenten Tragweite erfaßte, benutzte und ausbeutete. Deutsche Chirurgen, so Volkmann, v. Bergmann und insbesondere auch Nußbaum u. A. waren es, die nach dem ersten vorsichtigen Versuch die neue Art der Operationen

Digitized by Google

und Wundbehandlung mit Jubel einführten in die Welt, und deutsches Verdienst, besonders auch der deutschen Bakteriologen, allen voran Kochs, ist es, daß dieses Verfahren seinen Siegeslauf über die Erde antreten konnte. Daß mit dem einmal Gewonnenen der Forschungstrieb nicht gestillt war, ist selbstverständlich für Jeden, der weiß, wie eifrig die wahre Wissenschaft einen einmal gefundenen und als richtig erkannten Gedanken auszubauen bestrebt ist. Das ursprünglich recht komplizirte Lister'sche antiseptische Verfahren wurde besonders durch v. *Bergmanns* Arbeit wesentlich vereinfacht und verbessert; es trat an die Stelle der *Antisepsis* die *Asepsis*. Während die Antisepsis durch chemische Mittel die Wundinfektionserreger zu tödten beabsichtigt, die in die Wunde eingedrungen sind, sucht die Asepsis jene Mikroorganismen in erster Linie von den Wunden fernzuhalten, alles was mit der Wunde in Berührung kommen kann, absolut rein und frei von jenen Mikroorganismen zu machen, insbesondere durch die jedes Leben vernichtende Hitze, durch Dampf und Auskochen, dem alle Instrumente und Verbandstoffe ausgesetzt werden, während die chemischen Mittel mit der Wunde selbst so wenig wie möglich mehr in Berührung kommen, weil sie dem Körper des Kranken selbst durch ihre giftige Wirkung schädlich werden können; ein wichtiges Hülfsmittel der Asepsis ist ferner, die Wunde so zu gestalten, daß den etwa eingedrungenen Infektionserregern die Lebens- und Wachsthumsbedingungen möglichst entzogen werden. Hand in Hand mit den enormen Fortschritten auf dem Gebiet der eigentlichen Wundbehandlung gingen die Verbesserungen, die man in den Krankenhäusern und -sälen, in den Operationsräumen u. s. w. vornahm, kurz, alle Methoden, welche uns die moderne Bakteriologie und Hygiene kennen und schätzen lehrte.

Durch alle diese Verbesserungen ist der Vergleich gerechtfertigt, daß sich ein altes chirurgisches Spital zu einem nach den modernen wissenschaftlichen Grundsätzen geleiteten verhält, wie die finstere Nacht zum hellstrahlenden sonnigen Tag.

Zu diesen durch die Einführung der antiseptischen und aseptischen Wundbehandlung durch die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse in den Krankenhäusern bedingten und ermöglichten ungeahnten Fortschritten tragen aber noch in erheblichstem Maße bei die Einführung der Operationen unter *Blutleere* durch *Esmarch* und ganz besonders die *Narkose*.

Esmarch hat die schon sehr früh, sicher im Mittelalter und im 16. und 17. Jahrhundert geübte, aber vollständig in Vergessenheit gerathene Methode, durch feste Umschnürung eines Gliedes dieses völlig vom Blutzuflusse abzuschließen, wieder entdeckt und zum Gemeingut aller Aerzte gemacht. Während noch vor 40 Jahren Ströme von Blut flossen und durch den Blutverlust allein schon jede größere Operation, jede Amputation z. B. für den Kranken sehr gefährlich war, erspart die Esmarch'sche Blutleere, wie wir dieses uns heute ganz unentbehrliche Verfahren nennen, unsern Operirten bei allen Operationen an den Extremitäten wenigstens jeden Blutverlust, und es ist nur durch dieses Verfahren möglich, Geschwulstexstirpationen an den Extremitäten z. B. auszuführen, ohne daß der Kranke auch nur einen Tropfen Blutes verliert, es ist aber weiter möglich, in dem von Blut völlig freien Operationsgebiet alles Krankhafte, jeden kleinsten Geschwulstrest z. B. zu entfernen und so manches Glied, ja manches Leben zu erhalten, das früher sicher verloren gewesen wäre. Dadurch hat die operative Chirurgie einen eminent *konservativen* Charakter gewonnen.

Nicht in der *Entfernung* der erkrankten Theile, in ihrer *Erhaltung* erblickt die moderne Chirurgie ihre schönste und wichtigste Aufgabe. Die Erfüllung dieses idealen Bestrebens wäre aber unmöglich, wenn sich zu dem antiseptischen Verfahren und zu der Möglichkeit, ohne Blutverlust zu operiren, nicht als wunderbares Schlußglied die Möglichkeit gesellte, auch *ohne Schmerz* zu operiren. Die *Narkose* ist es, die uns diese Möglichkeit gibt, die es uns gestattet, die größten operativen Eingriffe auszuführen, ohne daß der Kranke auch nur im geringsten von Schmerzen gequält wird. Man braucht sich nur zurückzuversetzen in die Zeiten, da ohne Betäubung operirt werden mußte, da die Operationssäle wiederhallten von dem entsetzlichen Jammern und Wehklagen der Operirten, da auch die kleinste Operation und gar erst die großen, lebensgefährlichen Eingriffe mit unbeschreiblichen Schmerzen und Qualen verbunden waren, um den so unendlich wohlthuenden Unterschied von einst und jetzt zu erfassen; heute fühlt der Kranke nichts davon, wenn ihm ein Arm oder Bein entfernt, wenn an seinen inneren Organen, am Magen oder Darm, am Hirn oder am Nervensystem ein Eingriff nöthig wird. Ruhig schlafend liegen die Kranken da, während die Operation vollzogen wird, und wenn sie erwachen, sind Viele aufs äußerste und freudigste überrascht, daß das, was ihnen als Gespenst so furchtbar drohte, schon geschehen ist, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kam. Die Einführung des Chloroforms und Aethers in die Chirurgie stellt eine der größten Wohlthaten dar, die der leidenden Menschheit wohl jemals erwiesen worden sind. Aber auch mit dieser Errungenschaft ist der Fortschritt sicher noch nicht abgeschlossen.

Immer mehr und mehr gewinnen wir die Möglichkeit, auch ohne allgemeine Narkose und doch absolut schmerzlos selbst große Operationen auszuführen, durch Anwendung der lokalen Anästhesie, die durch örtliche Applikation des fein zerstäubten Aethers, durch Cocaïn, Orthoform u. s. w. hergestellt werden kann. Wir ersparen damit dem Kranken vielfach die immerhin mit vielen Narkosen verbundenen Unbequemlichkeiten und die eben doch zuweilen nicht ganz zu vermeidende Gefahr, welche die allgemeine Narkose wenigstens mit sich bringen kann.

Wenn wir diese unschätzbaren Errungenschaften der modernen Chirurgie, die Blutleere, das antiseptische Verfahren, die Narkose betrachten in Verbindung mit der immer mehr vervollkommneten Exaktheit der chirurgischen Diagnose und der schon jetzt auf eine kaum mehr zu übertreffende Stufe gelangten operativen Technik der Chirurgie, dann verliert der Gedanke an eine unumgänglich nothwendige Operation wenigstens etwas von seinem Schrecken; es wird nicht mehr wie im alten Rom und später noch, der Schneidearzt mit Grausen betrachtet, es wird auch der Chirurg, der ja heute nicht bloß mehr verstümmeln, sondern lebensrettend, gesundheiterhaltend wirken kann, mit demselben freudigen Vertrauen am Krankenbette begrüßt werden, das dem *nichtschneidenden* Arzte von seinen Kranken entgegengebracht wird!

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Der *Literaturarchivgesellschaft* in Berlin ist es im verflossenen Jahre geglückt, ihren in der königlichen Bibliothek aufbewahrten handschriftlichen Schätzen einen neuen von besonderem Werth zuzuführen: *Fr. Schleiermachers Nachlaß*, bestehend aus Handschriften seiner Werke und Predigten und aus seinem gesammten Briefwechsel. Da die Mittel der Gesellschaft nicht ausreichten, den Nachlaß zu erwerben, so sind Mitglieder und Freunde mit ansehnlichen freiwilligen Beiträgen eingesprungen. Die Gesellschaft verfügt, abgesehen von Schleiermachers Nachlaß, der erst in diesem Jahre aufgenommen werden kann, über 11,903 Briefe und 489 andere Handschriften und Konvolute. — Als will-

Digitized by Google

kommene literarische Gabe bietet die Gesellschaft ihren Mitgliedern ein kleines Büchelchen mit zehn Briefen Theodor v. Schöns und vier Briefen Wilhelm v. Humboldts an Niebuhr. Schöns Briefe, aus den Jahren 1812 bis 1826, bieten u. a. manche interessanten Einzelheiten über die von Schön ergänzten und glücklich durchgesetzten Wiederherstellungsarbeiten an der Marienburg. Schön hat nicht ohnen können, daß eine spätere Zeit nicht so günstig wie er selbst von den Arbeiten denken würde, die er an diesem stolzesten Bau des Ostens vornehmen ließ. Aber auch der sonstige Inhalt, die Betrachtungen über die innere Politik Preußens, das Eingehen auf Niebuhrs literarische Produktion u. a. sind von Werth. Am 7. März 1815 schreibt er u. a. mit Bezug auf Niebuhrs Schrift über Sachsen: „Wir sind in der Sache selbst einig. Sachsen müßte mit uns vereinigt werden.“ Bedeutender sind Humboldts Briefe, einer aus dem Jahre 1815, drei aus dem Jahre 1819. Er läßt den Freund tiefe Blicke in sein Inneres thun, klagt, daß man ihn beiseite setzt, ihn verschreit, der, weil ihm gewisse ehrgeizige Pläne mißlongen seien, nun seinen Ehrgeiz in der Zurückgezogenheit suche. Die Briefe sind voll weiser staatsmännischer Gedanken; am bedeutendsten wohl der Brief vom 22. April 1819, worin er für den Erlaß einer Verfassung eintritt.

w. Am 23. Oktober 1687 wurde in Löwen im Wirthshause „Der Keyser“ eine Congregatio Antwerpener Studenten begründet. Diese Vereinigung, welche bei ihrem Entstehen zehn Mitglieder zählte, sollte die aus Antwerpen stammenden und an der Löwener Hochschule die Rechtswissenschaft betreibenden Studenten in einen engeren Zusammenhang bringen. „Zur Ehre Gottes“ war der vornehmste Wahlspruch. An die Spitze stellte man einen „Decanus“, der beim Convivium den Vorsitz führte, die Geldangelegenheiten besorgte der „Fiscus“. So war der Bund fest gegründet, und wenn er auch durch Unruhen und Kriege in den Jahren 1693 bis 1698, 1720—1725, 1734—1736 sich auflösen mußte, so hat er doch bis zum Jahre 1794 Bestand gehabt. Wir würden indessen von diesem wie von so manchem anderen der früheren Studentenvereine nur geringe Kunde haben, wäre nicht das bis zum Ende fortgeführte Stammbuch der Congregatio erhalten geblieben. Nach Aufhebung der Löwener Bibliothek kam es nach Brüssel und ist nun von F. Laloire in den belgischen „Annales de l'Académie Royale de l'Archéologie“ herausgegeben. Hat auch das umfängliche Namenregister zunächst für die Antwerpener Geschlechterkunde die meiste Wichtigkeit, so ist es doch bekannt, wie nun mit immer größerem Nutzen von der biographischen Wissenschaft solche Verzeichnisse herangezogen werden. Und darum möchte man wünschen, daß, wie es jetzt anderen Ortes vielfach geschieht, allenthalben die Stoffmenge in größerer Sammlung vereinigt werde. Freilich wird man schon froh sein dürfen, wenn erst einmal die vor dem 30jährigen Kriege liegende Zeit erschöpfend behandelt ist.

* **Würzburg.** Der Privatdozent für deutsche Philologie an der hiesigen Universität, Dr. Hubert Roetteken, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* In **Ravenna** wurden die Arbeiten zur Bloßlegung des sogenannten Palastes des Theodorich zu Ende geführt. Es hat sich dabei herausgestellt, daß der Palast aus weit späterer Zeit als der gothischen stammt und schon Anklänge an den romanischen Baustil aufweist. Wahrscheinlich ist der Palast von den oströmischen Exarchen, die in Ravenna residirten, erbaut worden, und vermuthlich hat er als Kaserne gedient.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Kürzlich erschien ein neues Werk über die Philosophie in den Niederlanden von dem verstorbenen Professor Dr. J. Land zu Leiden. Bei seinem Tode fand sich ein in englischer Sprache geschriebenes Manuskript, das auf fünf große Kapitel berechnet war, von welchen jedoch nur vier fertig vorliegen. Es sollte eigentlich in die „Series of Books on Philosophy in its National Developements“ aufgenommen werden, welche ein Professor in Schottland herausgibt. Dr. C. van Vollenhoven hat nun dieses Manuskript ins Niederländische übersetzt, welches bei Mart. Nyhoff im Haag unter dem Titel „De Wysbegeerte in de Nederlanden“ soeben erschien. — Der „Verein für den höheren Unterricht auf reformirter Grundlage“ beging am 29. Juni zu Middelburg seine 19. Jahresversammlung, wo Prof. Dr. A. Kuyper von der Freien Universität zu Amsterdam eine geistreiche und hier viel beachtete Rede hielt über das Thema: Auf welche Weise ist eine Universität an Gottes Wort gebunden? — Die französischen Verleger haben Glück bei ihren Prozessen gegen holländische Nachdrucker. Wieder wurde ein solcher zum Schadenersatz, zu den Prozeßkosten und zur Vernichtung der beschlagnahmten Nachdrucke verurtheilt. Diesmal handelt es sich um Novellen von Guy de Maupassant und Capus, welche der holländische Verleger van Dantzig nachgedruckt hatte.

Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.

Soeben erschien und ist durch den gesammten Buchhandel zu beziehen:

**Bischof von Ketteler**

(1811—1877).

**Eine geschichtliche Darstellung**

von

**Otto Pfülf, S. J.**

*Erster Band.* Mit Porträt in Heliogravüre. Lex.-8. (XVI u. 418 Seiten.)
Geheftet M. 6. — In eleg. Original-Halbfranzband M. 8.50.

*Das Werk erscheint in drei Bänden (ca. 78 Druckbogen mit drei Heliogravüren und einem Lichtdruck) und liegt bis Mitte October d. J. vollständig vor. Der Preis soll M. 20.— für das broschirte Exemplar nicht übersteigen.*

Die kraftvolle Persönlichkeit von Ketteler's hat im 5. bis 8. Jahrzehnt unseres Saeculums dem wiedererwachenden geistlichen, kirchlichen und politischen Leben der deutschen Katholiken anerkanntermassen den Stempel aufgedrückt. Bei den Kämpfen, die sich in den vergangenen Jahrzehnten auf kirchlichem und kirchenpolitischem Gebiete abgespielt haben, steht sein Name in allererster Reihe der Vorkämpfer für „Wahrheit, Freiheit und Recht“. Unvergesslich hervorragend sind seine Verdienste auf christlich-sozialem Gebiet, wo er als einer der ersten den Ernst der sozialen Frage richtig erkannt hat.

Die Riesenaufgabe, den gesammten Lebensinhalt dieses hervorragenden Mannes und damit ein grosses Stück Zeit- und Weltgeschichte auf Grund unantastbarer Dokumente und Zeugnisse darzustellen, hat der durch seine Biographien Mallinkrodt's und Cardinals Geissel's rühmlichst bekannte P. Otto Pfülf, S. J., glücklich vollendet, wobei eigens gesammeltes, ihm allein vorliegendes Material zur Verfügung stand. Das enorme Interesse, das ganz Deutschland und Oesterreich an der hochbedeutenden Thätigkeit Bischof von Ketteler's zu seinen Lebzeiten genommen, dürfte auch für dessen erste Biographie — aus mannigfachen Verhältnissen war eine frühere Veröffentlichung nicht zu ermöglichen — weder bei Freund noch Feind ermangeln. (10983)

Soeben erschienen:

**Kunst-Katalog XXV.** Verzeichniß einer sehr reichhaltigen u. wertvollen Sammlung v. Kupferstichen der englischen u. französischen Schule d. XVIII. Jahrh. in Farbstich, Linier-, Punktier- u. Schabmanier. Darunter Blätter der hervorragendsten Künstler.

Portraits hervorragender Personen in folgenden Unterabteilungen:

Amerika. — Anhalt. — Baden. — Bayern. — Braunschweig. — Dänemark. — Großbritannien. — Hessen. — Holstein. — Lichtenstein. — Mecklenburg. — Moldau. — Nassau. — Oranien. — Niederlande. — Oesterreich. — Päpste u. Bischöfe. — Polen. — Portugal. — Preußen. — Rußland. — Sachsen. — Schwarzburg. — Schweden. — Schweiz. — Siebenbürgen. — Spanien. — Türkei. — Ungarn. — Wallachei. — Württemberg. (10990)

Mit einem Titelbild und 16 Abbildungen in Autotypie.

Preis M. 2.—

**München,** Ottostraße 3a.

**J. Halle, Antiquariat.**

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 6. Juli. Nummer 151.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Indiens geistige Bedeutung für Europa.[1]

Von Dr. L. v. Schroeder.

Die gewaltige Anziehungskraft, die das alte Wunderland Indien seit mehr als zwei Jahrtausenden auf die Völker Europa's ausübt, hat in ihrem Charakter in neuerer Zeit eine bedeutsame Wandlung erfahren. Waren es einst die mit dem Nimbus fabelhaften Reichthums umgebenen materiellen Schätze des fernen Landes — edle Hölzer, Gewürze, Gold, Edelsteine u. a. m. —, die die Eroberungslust der europäischen Völker, der Makedonier, Griechen, Portugiesen, Holländer, Dänen und Engländer, reizten und lockten, so ist heutzutage dies Interesse ganz in den Hintergrund getreten. Gern läßt man den Engländern den Besitz Indiens, aber an der Hebung seiner reichen geistigen Schätze sehen wir alle Kulturnationen Europa's in edlem Wettbewerb sich mühen. Und wenn auch schon in früherer Zeit von der uralten Weisheit der Inder viel gefabelt, oft in unklarer Weise für sie geschwärmt wurde, so haben wir doch heute erst einen klaren Einblick gewonnen in den Werth der geistigen Güter, die Indien birgt, und arbeiten zielbewußt an ihrer Verwerthung für unsre Kultur. Ein lebendiges Zeugniß für dieses veränderte, geistiger und klarer gewordene, vertiefte Interesse für Indien sind die Lehrkanzeln für Indologie, die bei allen Kulturvölkern Europa's, vornehmlich aber dort, wo die deutsche Zunge klingt, emporgewachsen sind. Es ist daher wohl nicht unpassend, wenn ich beim Antritt einer solchen Kanzel die Frage zu beantworten suche:

Welche Bedeutung hat Indien in geistiger Beziehung für Europa gehabt? was dürfen wir von ihm in dieser Richtung noch weiter erwarten?

Schon als die erste der europäischen Kulturnationen, das geniale Griechenvolk, die Schwelle philosophischen Denkens überschritt, haben vielleicht, ja wahrscheinlich die Inder direkt oder indirekt bedeutsamen Einfluß auf diese Entwicklung geübt. Vor allem ist es wahrscheinlich, daß der merkwürdige Denker und Ordensstifter Pythagoras, dessen Gestalt und Weisheit so fremdartig in die griechische Kulturwelt hineintritt, das Wesentliche seiner Lehren von den Indern übernommen hat — mag man ihn nun, wie ich angenommen habe, direkt an der Quelle schöpfen lassen oder, wie Garbe, Vermittelung auf persischem Boden für wahrscheinlicher halten. Die Lehre von der Seelenwanderung, die man ihn früher wohl aus Aegypten holen ließ, kann Pythagoras nur von den Indern nach Griechenland herüber gebracht haben, denn in Aegypten — das hat uns die neuere Aegyptologie gelehrt — war dieser Glaube nicht zu finden, während die indische Seelenwanderungslehre in allen charakteristischen Zügen mit derjenigen des Pythagoras zusammenfällt. Der berühmte mathematische Lehrsatz, den wir bis auf den heutigen Tag noch den pythagoreischen nennen, war den Indern schon früh bekannt, und die Art ihres Beweises stimmt merkwürdig gerade zu derjenigen, die aller Wahrscheinlichkeit nach Pythagoras anwandte. Die Inder haben diesen Satz — das lehren die Çulvasûtra's — zu der Zeit, da die Opferwissenschaft bei ihnen blühte, d. i. lange vor Pythagoras, bei der Konstruktion ihrer Opferaltäre angewandt und vermuthlich in diesem Anlaß gefunden. Ebenso findet sich in jenen „Schnurregeln“ für die Konstruktion der Opferaltäre bereits der wichtige Begriff der irrationalen Zahl, des $\sqrt{2}$. Und gerade diese beiden hochbedeutsamen mathematischen Errungenschaften, sein Lehrsatz und das Irrationale, werden von der griechischen Tradition mit Bestimmtheit auf Pythagoras zurückgeführt. Auch die Lehre von den fünf Elementen hat Pythagoras wohl von den Indern übernommen, bei denen dieselbe seit sehr alter Zeit schon zuhause war, und es scheint sogar, daß in der sonst unerklärten, schwankend überlieferten Bezeichnung des Aethers als fünften Elements — ὁλκας oder dergleichen — in korrumpirter Form das indische Wort âkâça, „der Aether“, sich erkennen läßt. Noch manche andere Momente kommen zu diesen wichtigsten Beweisstücken hinzu, um die Herkunft der pythagoreischen Lehren aus Indien sehr wahrscheinlich zu machen.[1]

Weiter erscheint die Philosophie der Eleaten, erscheinen die Lehren des Xenophanes und Parmenides so frappant übereinstimmend mit der Philosophie der Upanishaden und des Vedânta, daß auch hier der Gedanke an eine Entlehnung gar nicht so fern liegt; und auch in den Lehren der Naturphilosophen, des Anaximander, Heraklit, Empedokles, Anaxagoras und Demokrit, findet der sehr kritische, nüchtern urtheilende Garbe merkwürdige Züge der Uebereinstimmung mit altindischen Philosophemen.[2] Hat auch hier die Entlehnung lange nicht den Grad der Wahrscheinlichkeit wie bei Pythagoras, so darf sie doch auch als eine durchaus diskutable Hypothese nicht a limine abgewiesen werden.

Alexander der Große brachte zuerst die indische Welt in nähere Berührung mit der griechischen, und die Erben seiner Macht herrschten noch lange im westlichen Indien und prägten ihr Bild auf Münzen, die auf der einen Seite griechische, auf der anderen indische Umschrift zeigten; ja einer dieser Diadochenkönige, Menander (150 v. Chr.), spielt sogar bei der Entwicklung der buddhistischen Lehre eine gewisse Rolle. Rege Beziehungen entwickelten sich insbesondere zwischen Indien und Alexandria. Da erscheint es denn nicht wunderbar, daß die christliche Gnosis und der Neuplatonismus, die Lehren des Plotin, Porphyrius u. A., wie allgemein anerkannt sein dürfte, deutliche Spuren des

[1] Antrittsvorlesung, gehalten am 6. Mai 1899 bei Uebernahme der ordentlichen öffentlichen Professur für altindische Philosophie und Alterthumskunde an der Universität Wien.

[1] Näheres s. in meiner Schrift „Pythagoras und die Inder“, Leipzig 1884; auch Garbe: Die Sâmkhya-Philosophie, S. 90 f.
[2] Vgl. Garbe a. a. O., S. 85—90.

Digitized by Google

Einflusses indischer Philosophie erkennen lassen. Daß auch der Buddhismus damals schon seine Wellen bis Europa schlagen ließ, ist freilich nichts weniger als erwiesen, und wenn der große buddhistische König Açoka im 3. Jahrhundert v. Chr. auf seinen Inschriften sich dessen rühmt, daß auch Antiyoka, der König der Javana (d. i. der Griechen), und die Könige Tumaraya, Antikina, Maga und Alikasandra, d. h. Antiochos, Ptolemaios (Philadelphus) von Aegypten, Antigonos (Gonnatas) von Makedonien, Magas von Kyrene und Alexander von Epeiros, die Gesetzesvorschrift des göttergeliebten Königs befolgt hätten, so ist das wohl nichts weiter als echt indisch-orientalische Uebertreibung.[1]) Daß gar der Buddhismus auf das Christenthum in seiner Entstehung maßgebend eingewirkt, daß letzteres geradezu als ein Ableger der Buddha-Lehre zu betrachten sei, diese vor allem von R. Seydel verfochtene Behauptung muß als ganz unhaltbar in das Reich der Fabeleien verwiesen werden. Das Buch des Russen Notowitsch aber, der Christus während der Zeit seines Lebens, von welcher die Evangelien nichts berichten, in Indien als Jünger indischer Religiosen weilen läßt, stützt sich auf eine ebenso plumpe wie freche Fälschung dieses Sohnes der sarmatischen Ebene, die der Mann der Wissenschaft nur mit Verachtung beiseite legen kann.

Als dann im Mittelalter die Jünger Mohammeds als begeisterte Eroberer den Koran durch drei Welttheile trugen, da waren die Araber dazu berufen, als echt semitisch-kluge Vermittler werthvolle geistige Errungenschaften der Inder nach Europa zu tragen. Hier stehen wir auf festem historischen Boden.

Allem zuvor nenne ich eines, was vielleicht Manchem zunächst klein erscheinen könnte, in der That aber für die gesammte Kultur von geradezu unermeßlicher Bedeutung gewesen ist und noch ist: das dekadische Ziffersystem, mit welchem gegenwärtig die ganze Welt rechnet. Es ist eine Erfindung der Inder. Wir pflegen diese Zeichen arabische Ziffern zu nennen, weil wir sie von den Arabern erhalten haben, die Araber selbst aber nennen sie, in dankbarer Erinnerung an ihre Lehrmeister, die indischen Zeichen. Die Herkunft des dekadischen Ziffersystems und des damit verbundenen Zifferrechnens aus Indien steht außer Zweifel.[2]) Von wie eminenter Bedeutung aber die Erfindung dieser bescheidenen Zeichen für die Entwicklung nicht nur der Mathematik, sondern der gesammten Kultur gewesen ist, was wir durch sie den Indern verdanken, das ist zu einleuchtend, um noch ausführlicher begründet werden zu müssen.

Im Zusammenhang damit muß die Thatsache hervorgehoben werden, daß die Inder sich ganz besonders durch hohe rechnerische Begabung auszeichnen, während ihnen gegenüber die Griechen nach dem hier maßgebenden Urtheil Cantors das vorzugsweise geometrische Volk sind. Arithmetik und Algebra haben bei den Indern eine staunenerregende Höhe erreicht. Insbesondere groß und genial, auch die Griechen überragend, erscheinen die Inder auf dem Gebiet der Algebra. Schon in der Ausbildung der algebraischen Bezeichnungen und Benennungen sind sie weit über das hinausgekommen, was Diophant in dieser Hinsicht leistete.[3]) Sie haben in der Algebra der bestimmten Gleichungen Staunenswerthes erreicht. Noch höher stehen sie in der Zahlentheorie, in welcher sie zuerst wirklich allgemeine Methoden anwenden. Sie haben endlich, wie es scheint, ganz selbständige und sehr

[1]) S. mein Buch „Indiens Literatur und Kultur in historischer Entwicklung", Leipzig 1886, S. 303.

[2]) Vgl. Cantor: Geschichte der Mathematik, S. 511 und 512; Bühler: Indische Paläographie, S. 78.

[3]) Vergl. Cantor a. a. O. S. 526.

hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der unbestimmten Gleichungen zustande gebracht.[1])

Im 8. und 9. Jahrhundert n. Chr. sind die Araber mit Arithmetik und Algebra der Inder bekannt geworden. Sie haben dann die Algebra von Indien nach Europa gebracht. Wir nennen diese Wissenschaft bis auf den heutigen Tag mit arabischem Namen, verdanken sie aber im letzten Grunde den Indern, die also auch auf diesem Gebiet schöpferisch für uns wirkten.

Hier müssen wir noch einer anderen genialen geistigen Schöpfung der Inder gedenken, die ebenfalls durch die Vermittlung der Araber nach Europa gekommen. Keine Wissenschaft eigentlich, sondern nur ein höchst geistreiches Spiel, das geistreichste aller Spiele, heutzutage aber zu einer Höhe entwickelt, daß die Kunde desselben geradezu den Rang einer Wissenschaft beansprucht. Ich rede natürlich von dem Schachspiel, dem alten Caturanga der Inder, einem Kriegsspiel, das uns noch heute die vierfach gegliederte, aus Fußvolk, Streitwagen, Reiterei und Elefanten bestehende Ordnung des indischen Heeres vor die Augen führt und das nur darin eine seltsame Verballhornung erfahren hat, daß aus dem Mantrin, dem obersten Rathgeber des Königs, dem Generalstabschef gewissermaßen, ganz unsinniger Weise die „Königin" geworden ist. Wer ein Kenner des Spiels, ein Kenner der Schachliteratur ist, wer auch nur als ein Fernstehender sieht, wie die großen Schachturniere der Gegenwart in Europa und über Europa hinaus von der ganzen gebildeten Welt mit Spannung verfolgt, wie ihre Resultate Tag um Tag über die ganze Erde berichtet werden, der kann sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß auch auf diesem Gebiet die Inder uns mit einem genialen geistigen Funde beschenkt haben. Insbesondere muß man staunen über die geistige Fruchtbarkeit und Entwicklungsfähigkeit dieses Spiels aller Spiele, das die Menschheit in über 1000 Jahren noch nicht überdrüssig geworden ist, sondern heute vielleicht noch interessanter findet als ehedem; dieses Spiels, das schon mittelalterlichen Predigern und Moralisten zur Grundlage ihrer Betrachtungen dienen konnte, und heute noch eine Menge scharfsinniger, gelehrter, tiefdenkender Köpfe energisch beschäftigt. Theorie des Schachs, Geschichte des Schachs, das wollen heute Wissenschaften sein und in eigenen Schachzeitschriften wird die Weiterentwicklung des geistreichen Spiels verfolgt.

Auch auf dem Gebiet der Musiktheorie scheinen die Inder in etwas die Lehrmeister Europa's gewesen zu sein. Schon in Werken, die als Anhang zum Veda gelten, werden die sieben Töne der Oktave unterschieden. Der Kürze wegen werden dieselben dann mit den zum Theil etwas modifizirten Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnet: sa, ri, ga, ma, pa, dha, ni. Diese Bezeichnung scheint von Indien aus zu den Persern und weiter zu den Arabern gewandert zu sein und von diesen ist sie dann durch Guido von Arezzo im 11. Jahrhundert etwas umgestaltet in die europäische Musiktheorie hineingekommen. Aus dem indischen sa, ri, ga, ma, pa, dha, ni ist bei den Persern da, re, mi, fa, sa, la, be, in Europa endlich ut, re, mi, fa, sol, la, si geworden. Auch Guido's Bezeichnung für Tonleiter, Gamma, geht offenbar auf ein indisches Wort, grâma, in der volkssprachlichen (prakritisirten) Form gâma zurück.

Von weit größerer Bedeutung ist indessen ein anderer Punkt. Die Inder sind auch die Schöpfer einer reichen Fülle von Märchen und Fabeln, die auf mannichfaltigen, vielfach verschlungenen Wegen durch den Orient nach Europa wanderten, Literatur, Leben und Denken der europäischen Völker in nachhaltigster, reichster Weise

[1]) Vergl. Cantor a. a. O. S. 532, 588 ff.

Digitized by Google

befruchtend. Insbesondere war es das große Märchen- und Fabelwerk Pancatantra, welches im 6. Jahrhundert n. Chr. auf Befehl des berühmten persischen Herrschers Khosru Anushirvan ins Pehlewi, das damalige Persisch, übersetzt wurde, aus Persien dann zu den Arabern wanderte, aus dem Arabischen ins Hebräische und aus dem Hebräischen durch Johann von Capua im 13. Jahrhundert ins Lateinische übertragen ward. Nach dem Lateinischen des Johann von Capua wurde dann im 15. Jahrhundert unter den Auspizien des bekannten Grafen Eberhard von Württemberg eine vortreffliche deutsche Uebersetzung angefertigt und gedruckt. Sie gehörte sogar zu den ersten Erzeugnissen der deutschen Buchdruckerkunst, erschien unter dem Titel „*Buch der Byspel der alten Weisen*", fand sehr viel Beifall, erlebte in kurzer Frist mehrere Auflagen und wurde mehrere Jahrhunderte hindurch noch vielfach neu gedruckt. Diese deutsche Uebersetzung ist nach *Benfey*, dem bahnbrechenden Forscher auf diesem Gebiet, von wesentlichem Einfluß auf die spanische gewesen; aus der spanischen ist die italienische geflossen, und auf dieser beruhen wieder die französische und die englische Uebersetzung des Werks. Eine Menge uns wohlbekannter Fabeln und Märchen sind auf diese Weise zu uns gekommen und oft im Laufe der Zeit so umgewandelt, daß nur der Kenner den Ursprung nachweisen kann. Auch der Inhalt manch anderer indischer Märchensammlungen ist auf verschiedenen Wegen durch den Orient nach Europa gewandert. Theils waren es die Perser und Araber und andere mohammedanische Völker, die sie aufnahmen und verbreiteten, theils buddhistische Völker, namentlich die Mongolen. Durch die Araber kamen die Märchen nach Spanien und hier fand die Uebertragung vor allem schriftlich, aus einer Literatur in die andere statt; die Mongolen wiederum verpflanzten diese Schöpfungen indischen Geistes während ihrer 200jährigen Herrschaft nach Rußland, und hier geschah die Mittheilung vornehmlich auf mündlichem Wege.

Die Wanderungen und Wandelungen dieser indischen Märchen und Fabeln von einem Volk zum andern zu verfolgen, ist ein höchst reizvolles Studium, doch kann ich hier leider nicht näher darauf eingehen, da es noch allzuviel zu berichten gibt.

Die Inder, von denen die Araber so viel gelernt, verdanken den Anhängern des Propheten wenig gutes. Jahrhundertelange Knechtung, körperliche und geistige Mißhandlung waren ihr Theil — und für solche Bitternisse können auch die herrlichen Bauten keine Entschädigung gewähren, mit denen die mohammedanischen Fürsten das indische Land bedeckt haben. Eine relativ glückliche, in manchem Betracht große Zeit begann mit Begründung der Großmogulherrschaft zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch den Timuriden Sultan Baber. Gab es doch unter diesen Großmoguln so erleuchtete, edle, humane Regenten wie Akbar den Großen; ging doch aus diesem Geschlecht als der edelsten Einer Sultan Mohammed Dara Schakoh hervor, der die Upanishaden, die ältesten philosophischen Werke der Inder, sammeln und ins Persische übertragen ließ — das berühmte Upnekhat. Freilich mußte er diese Weitherzigkeit büßen durch Verlust der Krone und des Lebens, und sein fanatischer Bruder Aurengzeb triumphirte über ihn.

Während der Zeit der Großmogulherrschaft, im 16., 17., 18. Jahrhundert, faßten verschiedene europäische Völker in Indien festen Fuß: Portugiesen, Holländer, Dänen, Engländer; aber was sie dort suchten, waren materielle Güter. Eine rühmliche Ausnahme davon bildeten die Missionäre, unter denen z. B. der Holländer *Abraham Roger* im Jahr 1651 durch sein Buch „Offene Thüre zum verborgenen Heidenthum"[1]) auch Kunde gab von dem geistigen Leben und Schaffen der Inder, während später der *P. Paulinus a St. Bartholomaeo*, ein geborener Oesterreicher, von der indischen Götterlehre berichtete und die erste Sanskrit-Grammatik in einer europäischen Sprache herausgab (1790). Eine Ausnahme bildete auch der Franzose *Anquetil Duperron*, den im vorigen Jahrhundert nur brennender Forschungsdrang unter schweren Opfern nach Indien trieb, von wo er Mohammed Dara Schakohs Upnekhat nach Europa brachte, das, durch ihn ins Lateinische übertragen, zum erstenmal den europäischen Denkern indische Philosophie direkt vermittelte. Aber durch Rogers „Offene Thüre" traten zunächst nur Wenige in die Geisteswelt der Inder hinein. Europa hatte damals allzuviel mit sich selbst zu thun. Der Kampf um die Aufklärung, der Sturz des Ancien régime beschäftigte die Gemüther.

Aber nachdem die Schauer der französischen Revolution mit ihren Nachwehen ganz Europa wie im Fieber geschüttelt hatten, wurde das anders. Der *romantische Geist*, der nun zu seinem Recht kam, richtete sein Auge über Aufklärung und Revolution zurück in die Welt des Mittelalters, ließ es im Sinn des Herder-Goethe'schen Gedankens einer Weltliteratur über ferne, fremde Völker, in längst vergangene Zeiten schweifen. Da kam gerade, durch englische Beamte und Missionäre wie *Jones*, *Wilkins*, *Colebrooke*, *Wilson*, *Carey* u. A. vermittelt, die erste reichlichere, authentische Kunde über das Geistesleben der Inder nach Europa. Die englischen Uebersetzungen der Çakuntalâ, der Bhagavadgîtâ, riefen Staunen und Bewunderung hervor über die Tiefe und Originalität in Poesie und Philosophie, die sich hier offenbarte. *Goethe* begrüßte die Çakuntalâ (in der Forster'schen deutschen Uebersetzung) mit den bekannten begeisterten Distichen; *Wilhelm v. Humboldt* schrieb über die Bhagavadgîtâ an Gentz, er danke Gott, daß er ihn so lange habe leben lassen, um dieses Gedicht lesen zu können. Das waren klassisch gestimmte Geister. Noch tiefergehend mußte die Wirkung bei den Romantikern sein. Ihren Tendenzen konnte nichts willkommener sein als ein genial begabtes, fernes, fremdes Volk, das schon in entlegener Zeit Zustände entwickelt hatte, die denen unsres Mittelalters merkwürdig ähnlich sahen. *Die Inder waren den Romantikern wahlverwandt* — waren sie doch selbst das Volk der Romantik im Alterthum! *Romantisch* war ihre stark ausgeprägte Richtung auf das Ueberirdische, die ihr ganzes Leben und Deuten beherrscht; *romantisch* ihre vom Wunderbaren durchaus beherrschte Poesie mit all ihren phantastischen, traumhaften, märchenhaften, schwärmerischen Elementen; *romantisch* auch — sehr im Gegensatz zum Griechenthum — ihre Maßlosigkeit und Formlosigkeit; *romantisch* die innige, sinnvolle, träumerische Versenkung in das intimste Leben der Natur, der Pflanzen- und Thierwelt. *Romantisch-mittelalterlich* war die scharfe ständische Gliederung des indischen Volks, mit dem geistig bedeutenden, alles beherrschenden Priesterstande als oberster Kaste; *romantisch-mittelalterlich* das weitausgebreitete Einsiedlerwesen und Mönchswesen, der Preis der vedakundigen, ihre Sinne bezähmenden, den Priestern ergebenen Könige; echt *romantisch-mittelalterlich* war schon das Wort des Veda: brahma kshatram sayujâu na vyathete, „Priesterthum und Herrscherthum vereinigt gerathen nicht ins Schwanken"; *romantisch-mittelalterlich* war die von den Begriffen der Sünde, Buße und Askese beherrschte Weltanschauung, der Glaube an die Erlangung übernatürlicher Kräfte durch asketische Büßungen, das stark ausgeprägte kontemplative Element und vieles andere mehr. Ja, manche der charakteristischen Züge der Romantik finden sich bei den Indern ins Ungeheure gesteigert, so mächtig

[1]) Opene Deure tot het verborgene Heidendom.

entwickelt, wie das in Europa nie der Fall gewesen. Nach dem Wunderlande Indien richten darum bald alle romantisch gestimmten Geister mit Vorliebe ihre Blicke.

Die Führer der Bewegung aber, die beiden Brüder Schlegel, versenkten sich eifrig in das Studium der indischen Sprache und Literatur. Friedrich Schlegel gab sein epochemachendes Buch „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" heraus und wirkte auch in seinen hier in Wien gehaltenen Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur in gleicher Richtung; August Wilhelm wurde der Begründer der Sanskrit-Philologie in Europa, gab die Bhagavadgîtâ und das Râmâyana heraus und begründete eine ganz der Kunde Indiens gewidmete Zeitschrift, die „Indische Bibliothek". Und diese Studien trugen bald Früchte von unschätzbarem Werth. Vor allem erwuchs zunächst aus ihnen die neue Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung, die den genealogischen Zusammenhang der indogermanischen Völker nachwies. Von Bopp begründet, von Grimm und Pott weiter gefördert, setzte sie sich über Kuhn und Schleicher bis zu Johannes Schmidt, Brugmann und Delbrück in der Gegenwart fort, eroberte sich rasch die allgemeinste Anerkennung und beschenkte uns mit einer Fülle der interessantesten Ergebnisse. Aus ihr entwickelte sich weiter die allgemeine und philosophische Sprachwissenschaft, die über das Gebiet der Indogermanen hinaus alle Völker in ihr Bereich zieht. Von Humboldt ausgehend, schreitet sie zu Friedrich Müller und Steinthal als den hervorragendsten Repräsentanten der Neuzeit fort.

Eins aber ist hier wichtig für den Gesichtspunkt, unter welchem wir unsre Betrachtung anstellen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß nur die Alterthümlichkeit und Durchsichtigkeit im Bau der Sanskritsprache die europäische Forschung zu jenen großartigen sprachwissenschaftlichen Resultaten geführt hat. Von nicht geringerer Bedeutung war die gleichzeitig uns bekannt gewordene, großartig entwickelte, mehrtausendjährige Sprachwissenschaft der Inder. Sie ist einer der größten und fruchtbarsten geistigen Schätze, die wir Indien verdanken. Nie hätten die europäischen Forscher zu den bekannten Resultaten gelangen können, hätten nicht die Inder vorher schon selbst in scharfsinnigster und gründlichster Weise ihre Sprache erforscht, den Bau derselben analysirt, die Worte im wesentlichen richtig schon vor mehr als zwei Jahrtausenden in ihre Elemente, die Wurzeln, Suffixe u. s. w. zerlegt. Nach dieser analytischen Arbeit heißt bei ihnen die Grammatik geradezu Vyâkarana, d. h. das Auseinandermachen, die Analyse. Um die hohe Bedeutung dieser geistigen Leistung ganz zu würdigen, vergleiche man, wie wenig weit ein so genial begabtes Volk wie die Griechen auf demselben Gebiet gekommen ist. Und die Inder waren ganz auf eigene Füße gestellt, ohne den uns zugefallenen Vortheil der Vergleichung verwandter Sprachen. Wir haben geradezu Unermeßliches von ihnen gelernt, und fort und fort wächst noch unsre Bewunderung vor dem Tiefsinn und der Gründlichkeit der altindischen Sprachgelehrten.

In der ersten Periode unsrer Indologie, in welcher neben den früher genannten auch Lassens und Böhtlingks Namen schon bedeutsam hervortreten, war die Arbeit so gut wie ausschließlich auf das indische Mittelalter gerichtet. Um die Mitte der 40er Jahre etwa vollzog sich ein Umschwung, insofern nun auch die hochbedeutsamen Denkmäler der ältesten Zeit, der Zeit der Veden, in Angriff genommen wurden, und damit beginnt die Blütheperiode der indologischen Wissenschaft. Erst die Kunde der vedischen Zeit, der weiter auch die Erforschung des Buddhismus, der jüngeren Dialekte, der Inschriften sich zugesellten, machten das Bild vollständig.

Die nun sich entwickelnde Arbeit ist in jedem Betracht eine große zu nennen, groß in ihren Mühen, groß aber auch in ihren Erfolgen. Es erstand der gewaltige Thesaurus der altindischen Sprache, das St. Petersburger Wörterbuch von Böhtlingk und Roth. Die Hauptbücher der vier Veden, die sog. Samhitâs, wurden von Max Müller, Aufrecht, Benfey, Roth und Whitney, Weber und mir herausgegeben. An der Interpretation des Veda arbeiteten neben dem Bahnbrecher Roth Männer wie Ad. Kuhn, M. Müller, Muir, Graßmann, Ludwig, Bergaigne, Geldner, Pischel, Oldenberg u. A. Das Studium der vedischen Grammatik wurde durch Benfey, Whitney, Delbrück, Lanman, Bloomfield u. A. gefördert. Dem komplizirten Ritual des Veda widmeten sich Weber, Haug, Hillebrandt, Bergaigne, Garbe u. A.; der Herausgabe jüngerer vedischer Schriften Weber, Stenzler, Oldenberg, Kirste, Knauer u. A. Die Mythologie des Veda behandelten A. Kuhn, M. Müller, Hillebrandt, Macdonell, Bloomfield, Bradke u. A. Die allgemeinen Kulturverhältnisse der vedischen Zeit schilderte H. Zimmer. Und dabei ging die Arbeit am indischen Mittelalter fort, wuchs und vertiefte sich. Neben den großen Böhtlingk trat der geniale Bühler, dessen unersetzlichen Verlust wir hier beklagen; traten weiter Kielhorn, Kern, Jacobi, Pischel, Jolly, Garbe, Deussen, Zachariae, Holtzmann, Hopkins, M. A. Stein, S. Lévi, Franke, Liebich, Dahlmann, Cartellieri u. A. Dem Studium des Buddhismus, des Jainismus und der jüngeren Dialekte widmeten sich neben und nach dem bahnbrechenden Burnouf Männer wie Childers, Fausböll, Spence Hardy, de Alwis, Weber, Ernst Kuhn, Oldenberg, Pischel, Jacobi, die beiden Goldschmidt, Leumann u. A. An der Erforschung der indischen Inschriften arbeiteten neben den Engländern Männer wie Bühler und Kielhorn, Senart, Hultzsch u. A. Es ist mir unmöglich, hier alle Namen zu nennen; völlig unmöglich, die Arbeit der Einzelnen näher zu charakterisiren.

So erstand und entwickelt sich noch immer weiter vor uns das große Bild der indischen Kulturwelt.

Durch dasselbe in erster Linie angeregt und gefördert, erwuchsen aber weiter noch eine ganze Reihe vergleichender Wissenschaften. So die vergleichende Mythologie, als deren Begründer Adalbert Kuhn zu bezeichnen ist, und die trotz arger Gefährdung, wie ich glaube, noch eine bedeutende Zukunft hat; so die vergleichende Literaturwissenschaft, die von Benfey begründet, von Köhler, Liebrecht und Ernst Kuhn weiter gefördert ist; so die vergleichende Rechtswissenschaft, so auch die vergleichende Ethologie oder Sittenkunde. Alle diese Wissenschaften münden in die immer größer sich entwickelnde, allgemeine vergleichende Ethnologie.

Auch die Poesie Europa's wurde durch Indien befruchtet, wenn auch vielleicht jetzt nicht so nachhaltig, wie einst durch die indischen Fabeln und Märchen. Der Erfolg der „Sakuntala" ist bekannt, wenn auch freilich Schiller damit recht behielt, als er dem Stück für unsre Bühnen die Zukunft absprach. Einen um so größeren Bühnenerfolg hatte neuerdings das geniale Drama des Çûdraka, das unter dem Titel „Vasantasena" über die Bretter ging. Rückerts „Nal und Damajanti", seine „Weisheit des Brahmanen" sind Perlen unsrer Literatur, und des Engländers Edwin Arnold „Leuchte Asiens" („Light of Asia") hat ungeheuren Erfolg gehabt. Freilich, der moderne Geschmack ist der indischen Poesie im ganzen nicht günstig. Das haben außer anderen auch die genialen

Digitized by Google

Uebersetzungen des Grafen Schack „Stimmen vom Ganges“ erfahren müssen, die lange nicht so bekannt und verbreitet sind, wie sie es verdienen.

Bedeutsamer war der Einfluß der **indischen Philosophie** und des **Buddhismus** auf das Denken und Empfinden unsres Jahrhunderts. Vor allem der Philosoph, der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die beherrschende Stellung einnimmt, **Arthur Schopenhauer**, ist ganz von indischem Geist durchtränkt. Auf Kant und den Indern fußt er in gleichem Maß. Vor allem hat er aus den **Upanischaden** und dem **Buddhismus** geistige Nahrung gesogen. Er kannte die Upanischaden nur in der steifen, persisch-lateinischen Uebersetzung von **Anquetil Duperrons** Upnekhat, aber er verstand ihren Geist, er drang in ihren Kern ein und er sagte von dem Upnekhat: „Es ist die belohnendste und erhebendste Lektüre, die in der Welt möglich ist: sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein.“ Und das im Pantheismus, in der All-Eins-Lehre wurzelnde indische tat tvam asi erkannte er mit genialem Tiefblick als die einzig haltbare philosophische Grundlage der Moral.

Von dem mächtigen Einfluß Schopenhauers auf unsre Zeit, auf führende Geister, wie Ed. v. **Hartmann** und **Richard Wagner**, wie auf die breite Masse des Publikums will ich hier nicht reden. Er ist bekannt genug. Wohl aber verdient das weitreichende und tiefgreifende **Interesse für den Buddhismus** noch einer besonderen Erwähnung.

Kein indischer Name ist in annäherndem Grade so weit, so allgemein bekannt, wie derjenige **Gâutama Buddha's**, des Löwen aus dem Geschlecht der Çâkya; von seiner Person, von seiner Lehre will Jeder etwas hören und wissen. Im Laufe dieses Jahrhunderts ist über diesen Mann in Europa allein eine mächtige Literatur herangewachsen, die neben einer langen Reihe hervorragender wissenschaftlicher Werke eine geradezu unzählbare Menge von Büchern, Schriften, Reden und Aufsätzen populären Charakters aufweist. Jede Zeitschrift will einen Aufsatz, jeder Verein einen Vortrag über Buddha haben. Der Mann, der vor $2\frac{1}{2}$ Jahrtausenden in Indien predigte, ist heute für Europa eine Größe von aktueller Bedeutung, und als vor kurzem Waddel und Führer seine Geburtsstätte Kapilavastu mit Sicherheit entdeckten, da erschien dies als ein Ereigniß ersten Rangs, eine Angelegenheit der gesammten Menschheit. Ja, das Studium des Buddhismus ist Unzähligen eine Herzenssache.

Und er verdient dieses Interesse um seiner humanen wie um seiner historischen Bedeutung willen; er verdient es wegen der edlen, großen, sittlich hohen, geistig bedeutenden, machtvoll wirkenden Person seines Stifters. Seine Moral ist eine sehr hochstehende, und wir können manches von ihm lernen, vor allem die groß geartete Toleranz gegenüber Andersgläubigen. Damit aber soll nicht denen das Wort geredet werden, die den Buddhismus gegen das Christenthum ausspielen wollen und, wie **Th. Schulze** oder **K. E. Neumann**, von einem Sieg der indischen Ideen über die christlichen träumen und fabeln. Die Zahl derer, die solches gedankenlos wiederholen, ist auch nicht klein; und eine ernste Gefahr glaubt man hier auch in christlichen Kreisen vielfach schon erkennen zu müssen. Ich stehe dem ruhiger gegenüber. Eine ernste Gefahr für das Christenthum kann der Buddhismus, wie mich dünkt, schon darum nicht bedeuten, weil die dazu nöthigen Voraussetzungen fehlen. Die Erlösung, die Buddha lehrt und bringt, ist nur Erlösung von der Seelenwanderung; wo aber der Seelenwanderungsglaube gar nicht existirt, da ist diese Erlösung ohne Bedeutung. Man kann für Buddha und den Buddhismus, seine reine Moral u. s. w. sich interessiren, für ihn schwärmen, ihn mit Begeisterung studiren, aber ohne den Glauben an die Seelenwanderung hat es keinen Sinn, Buddhist zu werden. Und daß dieser Glaube je in Europa herrschend werden dürfte, werden wohl nur Wenige im Ernst glauben.

Auch jener Schwindel, welcher einst von **Jacolliot** in seinem Buch „La Bible dans l'Inde“ unter die Leute gebracht wurde, sowie derjenige, welcher heute von unkundigen oder gewissenlosen Leuten mit dem indischen „Occultismus“ und angeblichen „Geheimbuddhismus“ betrieben wird,[1]) dürfte kaum ernstliche Gefahren bringen. Dem Lichte der Wissenschaft müssen diese Spukgestalten weichen.

Blicken wir zurück über die Jahrtausende, um die Summe unsrer Betrachtung zu ziehen! An Philosophie und Poesie, an Mathematik und Sprachwissenschaft Europa's haben die Inder anstoßgebend, bahnbrechend, schöpferisch im höchsten Verstande mitgearbeitet. Das Schachspiel ist ihre eigenste Erfindung; zur Entwicklung der vergleichenden Mythologie und Literaturwissenschaft, der vergleichenden Rechtskunde und Ethologie, sowie der gesammten Ethnologie haben sie werthvollstes Material geliefert. Und in unserm Jahrhundert haben wir in Europa etwas erlebt, wie eine **Indische Renaissance**, die freilich nicht so umfassend ist, wie einst die Renaissance des klassischen Alterthums, dennoch aber tief greift und mächtig wirkt, eine Großmacht im Reich des Geisteslebens unsrer Zeit.

Was haben wir nun in der Zukunft in dem bald anbrechenden neuen Jahrhundert von Indien weiter zu erwarten?

Eines läßt sich mit Bestimmtheit voraussagen: ein mächtiges Fortschreiten der exakten indologischen Forschung auf allen Gebieten. In breitem, tiefem Strom fluthet sie ruhig vorwärts und wird noch weite Flächen Landes befruchten. Noch ist Vieles erst in den Anfängen. So hat, um nur Eines anzuführen, ein gründliches Studium der indischen Philosophie erst in jüngster Zeit begonnen, durch Deußen und Garbe. Im Fortgang dieser Studien wird die Geschichte der Philosophie in ihren Anfängen sich verschieben. Sie kann nicht mehr bei Thales, sie muß bei den Indern ihren Anfang nehmen. Und neben der exakten Indologie ist auch ein weiteres Aufblühen der komparativen Disciplinen zu erwarten, die zusammen und aufwärtsstrebend den großen Bau der allgemeinen vergleichenden Ethnologie vollenden helfen.

Das wäre Indiens Beitrag für die Wissenschaft Europa's. Aber auch wachsende ästhetische und ethische Bedeutung Indiens für uns ist nicht ausgeschlossen. Vielleicht kommt eine Zeit, vielleicht erleben wir sie noch, wo durch Synthese des Goethe-Schiller'schen Geistes mit dem Besten, was die Romantik enthält, die „Moderne“ überwunden wird. Dann wird man wohl auch die Augen wieder auf dasjenige richten, was Indien an ewig schönen Dichtungen erzeugt hat, dann werden sie vielleicht ein vertieftes, erweitertes Interesse finden. Und wenn im kommenden Jahrhundert der große Kampf zwischen Individualismus und Sozialismus, Egoismus und Altruismus ausgefochten wird, dann werden wir das indische „tat tvam asi“ als mächtigen Bundesgenossen an der Seite des Christenthums finden, in dem Kampf gegen die brutal-egoistische Herrenmoral, den Kultus der blonden Bestie und des Verbrechers, die der so ganz unzarathustrische moderne Zarathustra

1) Auf dem internationalen Orientalisten-Kongreß zu Genf im Jahre 1894 hat Hr. Dr. A. Pfungst sich mit Recht energisch gegen die von verschiedenen inkompetenten Leuten aufrecht erhaltene Idee von einem esoterischen Buddhismus gewandt, welcher thatsächlich doch nicht existire. Männer wie E. Kuhn, Bühler, Weber, Leumann unterstützten seine dahin zielende Abwehr unter allgemeiner Zustimmung der gesammten indologischen Sektion. Das hindert aber natürlich gewisse Leute nicht, im Trüben weiter zu fischen.

Digitized by Google

heraufbeschworen hat. Denn wesentlich dieselbe Moral, die uns die Bibel als „Gottes Wort“ verkündet, findet sich bei den Indern philosophisch auf das gewaltige „tat tvam asi“ begründet — eine sehr viel vornehmere, sehr viel edlere Moral, als jene vielgerühmte „Herrenmoral“. Dieselben alten Weisen, die einst die Lehrer des Pythagoras, nachmals die des Schopenhauer waren, sie werden auch noch in dem Zukunftskampf gegen Nietzsche ihre Rolle spielen.

Der indologischen Forschung als solcher aber liegt es fern, sich kämpfend hinein zu mischen in das Gewühl des Tages, den Streit der Leidenschaften. Ruhig betrachtend steht sie da, sucht und entrollt das Bild der Entwicklung des Indervolks von den Dämmertagen vorgeschichtlicher Zeit bis in die hell beleuchtete Gegenwart. Zur Betrachtung dieses Bildes in seinem wunderbaren Reichthum ladet sie ein, wer sich laden läßt. Das Weitere ist nicht ihre Sache.

---

## Fr. Ratzels Anthropogeographie.[1])

Mit vollem Recht darf man die neue Auflage des 1882 erschienenen Buches von Ratzel ein selbständiges Werk nennen, das umsomehr eine Beachtung verlangen kann, als die erste Ausgabe an dieser Stelle eine ganz allgemeine Beleuchtung erfahren hat, welche insbesondere von dem Gegensatz zum Bastian'schen Völkergedanken ausging (vergl. Allg. Ztg. Beilage Nr. 44 u. 45 d. J. 1898). Demgegenüber soll es unser Bestreben sein, die Aufgabe und Methode der anthropogeographischen Forschung etwas genauer ins Auge zu fassen, die, wie der Verfasser rühmend hervorhebt, in Frankreich, England, Italien und Nordamerika von den Geographen bereitwillig aufgenommen und weitergebildet ist.

Die Anthropogeographie ist die Lehre von der Besiedelung der Erde durch den Menschen, und damit steht sie in der Mitte zwischen Geographie und Völkerkunde. Zunächst ist sie ganz und gar topographisch bedingt, die Gestalt und Größe der Länder, ihr Klima, der Boden 2c. sind die wichtigsten Elemente der Untersuchung; aber diese Betrachtung schließt erst ab in der Wechselwirkung des Menschen mit der Natur, d. h. der einzelnen Völker als ethnischer und häufig auch historischer, kompakter Größen. Wie jede kritisch-induktive Untersuchung, sucht auch diese Wissenschaft von der unendlichen Menge einzelner Beobachtungen und zusammenfassender Vergleichungen zu allgemeineren Schlußfolgerungen und Gesetzen aufzusteigen. Das so dornenvolle Kapitel von dem Einfluß der Natur und Umgebung auf den Menschen kann nur in der schärfsten Detaillirung, die jedoch eine synthetische Erörterung zum Schluß nicht ausschließt, fruchtbar behandelt werden, und gerade in dieser Beziehung scheinen uns die Arbeiten der Ratzel'schen Schule von besonderer Bedeutung. Aber so genau wir die Rechnung in die einzelnen Faktoren auch zerlegen, so wichtig Boden, Lage, Klima 2c. auch sein mögen, so bleibt doch auf der anderen Seite ein inkommensurables Etwas, ein Imponderabile, das ganz und gar geistiger Natur ist. Wenige Ideen, schreibt unser Verfasser, tragen so viel Bodencharakter wie die religiösen, und keine sind weiter gewandert als sie. Der der Steppe entlehnte Gegensatz des Ormuzd und Ahriman wird in den Rosengärten von Schiras oder in der tropischen Fülle Masenderans nicht verstanden, so wenig wie der abstrakte Monotheismus des kahlen, braunen Westasiens die germanischen Waldgötter vollständig überwinden konnte. Was bedeutet das Lotossymbol des Buddhismus dem Mongolen der selbst an Quellen, geschweige an Lotosblumen leeren Gobi? Und doch leben diese fremdartigen Ideen fort, wenn sie auch im ungewohnten Boden keine Blüthen mehr treiben. (S. 61.) Und doch, mit welch unwiderstehlicher Wucht wirken die Existenzbedingungen im weitesten Sinne des Wortes, so daß alle Rassenmerkmale kläglich zusammenschrumpfen! Durch welche Kluft sind die räuberischen Steppennomaden Zentralasiens und die fleißigen, ackerbautreibenden, aber völlig unkriegerischen Chinesen voneinander getrennt! Aber trotzdem ist, wie bekannt, der Uebergang von einer zur anderen Kulturstufe (wenn auch meist unter Anwendung von Zwang) durchaus nicht unerhört oder selten; man denke nur an die Ungarn. Bei alledem ist das Studium der Raumverwerthung für die kulturhistorische Betrachtung ungemein instruktiv. Wie alle Lebewesen, erklärt Ratzel, streben auch die Menschen nach Ausbreitung. Je beweglicher und anpassungsfähiger ein Organismus ist, um so weiter verbreitet er sich und drängt um so rascher die schwächeren Verwandten zurück, ja in den günstigsten Fällen erobert er sich den ganzen Lebensraum der Erde (wohl, beiläufig bemerkt, ein recht utopischer Fall) und läßt für die Bildung weiter abweichender Formen keinen Platz. Nur noch oberflächliche Sonderungen können dann zustande kommen, weil kein Raum zu seiner Sonderentwicklung auf der Erde mehr übrig ist. (S. 233.) Freilich scheint es uns noch nicht ausgemacht, ob nach der Austilgung anthropologischer Unterschiede nun auch nothwendigerweise eine geistige Uniformität sich über die ganze Menschheit ausdehnen wird. Gewiß ist der Kampf um den Raum einer der wesentlichsten Faktoren aller Entwicklung und Geschichte, aber der Satz: Je größer der Raum, desto ausgedehnter die vor Erstarrung schützende Berührung, darf doch wohl nur unter der Voraussetzung auf Anerkennung rechnen, daß es sich dabei um ein schon relativ entwickeltes Volk auf ebenfalls verhältnißmäßig günstigem Boden handelt — der schwere Koloß des russischen Reiches, die Wüste Gobi u. s. w. würden sonst eine unbequeme Ausnahme bilden. Aber jedenfalls ist es stets ein Zeichen vorgeschrittener Gesittung, daß das natürliche Hemmniß der Raumschranke innerhalb des politischen Organismus immer mehr verschwindet (der Eisenbahnbau in Rußland ist zum Beispiel dafür ein sehr naheliegender Beleg), und daß sich der Mensch mit Hülfe einer höchstgesteigerten Technik den Launen und Zufälligkeiten des Naturlaufs gegenüber immer unabhängiger zu stellen versteht. Daß trotzdem der Zusammenhang mit der Mutter Erde nicht gelockert, geschweige denn aufgehoben wird, versteht sich von selbst, und auch darin durfte Ratzel recht behalten, indem er meint: Wenn in der That das Wesen seiner Geschichte in der immer vollständigeren Befreiung seiner geistigen Hälfte, die ihn zum Menschen macht, von der stofflichen besteht, welche ihn auf thierischer Stufe festhält, so ist es nicht bloß in, sondern an der Natur, daß er sich emporgerungen und nicht ohne daß diese seinem Wesen in der vielfaltigsten Weise ihren Stempel aufgedrückt hätte.

Noch ein Wort über das Klima. Ein Jeder weiß, daß die gemäßigte Zone der Sitz der eigentlichen Kultur ist, und daß insbesondere dem Mittelmeerbecken in dieser Beziehung eine bevorzugte Stellung zukommt. Das lehrt deutlich der Gang der Geschichte für unsern Erdtheil. Aber wie verhält es sich mit den Anfängen der Gesittung, soweit wir dieselbe überhaupt zu erkennen vermögen? Nach allen Anzeichen kommen dafür tropische, mit natürlichem Reichthum gesegnete Länder in Betracht, der dem Menschen den harten Kampf ums Dasein nicht wenig erleichterte. Was die vielberufene Frage der Anpassung anlangt, so gilt es auch hier vor Uebereilungen und Uebertreibungen auf der Hut zu sein. So unleugbar die Gefahren des Tropenklimas für den unvorsichtigen Europäer sind, so ist es ebenso unbestreitbar, daß eine geregelte Diät bei sonst kräftiger Ernährung eine ziemlich normale Arbeitsfähigkeit auch für heiße Zonen ermöglicht — wichtig ist freilich auch ein

[1]) 2. Aufl. Stuttgart, J. Engelhorn 1899. I. Theil.

Digitized by Google

allmählicher, nicht zu heftiger Uebergang in der Acclimatisation. Ruhr und Leberkrankheiten suchen in den warmen Theilen Amerika's die Eingeborenen fast ebenso oft heim wie die Weißen. Der Cholera, den akuten Lungenkrankheiten, vorzüglich der Schwindsucht, sind Farbige mehr ausgesetzt als Weiße. Der Aussatz, die afrikanische Kachexie und das Beriberi zeigen sich fast nie bei der weißen Rasse, und es ist besonders bemerkenswerth, daß in vielen Fällen die Arbeitsfähigkeit der Weißen in den Tropen, und zwar selbst in den tieferen Lagen, eine nicht viel kleinere ist als in der gemäßigten Zone. Die Petits Blancs von Bourbon liefern das Beispiel einer vollständigen Acclimatisation; sie widmen sich den allermühsamsten Landarbeiten, und ebenso die spanischen Tabaksbauern auf Cuba, die oft ohne Hülfe von Sklaven ihren Boden bauen, wie sie es in Arragon oder Catalonien gethan hatten. (S. 545.) Auch hier hat Ratzel mit Recht auf die höchst verschiedenartigen Faktoren hingewiesen, die hier in Betracht kommen — die psychischen nicht zu vergessen, von denen schon Dobrizhoffer u. A. zu berichten wußten. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß das vorliegende Werk durch die Vielseitigkeit der Anregungen und die geschickte Verwerthung des Details bei der leichtverständlichen, jedenfalls von gelehrten Ausdrücken freien Darstellung auch den Ansprüchen der Gebildeten in weiten Kreisen entgegenkommt.

Th. Achelis.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

n. **Die Gelehrten- und Künstler-Adresse für Finnland.** Der Telegraph berichtete in diesen Tagen, daß eine in St. Petersburg versammelte Deputation hochangesehener Männer, welche eine Adresse zugunsten Finnlands überreichen wollte, vom Zaren nicht empfangen worden ist. Es wird weite Kreise interessiren, über jenes Unternehmen einiges Nähere zu erfahren.

Daß Finnlands nationale Individualität und selbständige Entwicklung durch die Anordnungen der letzten Zeit aufs schwerste bedroht ist, das unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Aber weithin, namentlich in Finnland selbst, bestand die Ueberzeugung, daß der Zar über den Rechtsgrund und die Tragweite jener Anordnungen von fanatischen Parteimännern geflissentlich getäuscht werde und daß sich alles zum Guten wenden könne, wenn dem wohlmeinenden Herrscher, der die Aufrechterhaltung der Verfassung Finnlands feierlich beschworen hat, die Sache in ihrem wahren Lichte dargestellt würde. Zu einer solchen Darstellung aber konnten sich namentlich Männer berufen glauben, welche außerhalb der politischen Parteikämpfe stehen: hervorragende Gelehrte, Dichter, Künstler. Gleichzeitig kam in den verschiedensten Ländern eine Bewegung in Fluß und fand überall eine weite und warme Zustimmung; in der Form ging jede Nation ihren eigenen Weg, die anderen wählten die einer Petition an den Zaren, während die Deutschen eine einfache Erklärung für angemessener erachteten. Diese Erklärung lautet wie folgt:

> Die Unterzeichneten fühlen sich gedrungen, ihren warmen Sympathien für die finnländische Nation Ausdruck zu geben. Ein nicht großes, aber tüchtiges und charaktervolles Volk, ein Volk, das sich im harten Kampfe mit einer rauhen Natur gerade in unserm Jahrhundert zu wachsendem Wohlstande, zu bedeutenden wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen, zu einem vortrefflichen Erziehungswesen, zu einer reichen und eigenartigen Kultur emporgehoben hat — ein solches Volk ist jetzt in hoher Gefahr, seiner Individualität und damit der stärksten Antriebe zu wirthschaftlichem und geistigem Schaffen beraubt zu werden.
>
> Es scheint uns eine unabweisliche Pflicht, unabhängig von aller Verschiedenheit der Nationalität und der politischen Stellung, hiergegen laut unsre Stimme zu erheben und dem Wunsche Ausdruck zu geben, es möge einer derartigen Vernichtung eines werthvollen Gliedes der europäischen Völkerfamilie Einhalt geboten werden. Wir können nicht glauben, daß ein Herrscher, der die internationale Friedenskonferenz zusammenruft, ein blühendes, tüchtiges, loyales Volk dem Untergang anheimgeben werde.

Diese Erklärung, die nur kurz zirkuliren und nur einem kleineren Kreise der deutschen Gelehrten- und Künstlerwelt vorgelegt werden konnte, ist von etwa 160 notablen Persönlichkeiten einer geistigen Elite unterzeichnet worden. Nicht minder glänzende Namen zeigen die Adressen der anderen Länder. An der Spitze der englischen steht Lister, bei den Franzosen ist namentlich stark die Akademie vertreten, eine sehr zahlreiche Betheiligung weist Italien auf, eigene Adressen haben sowohl Oesterreich als Ungarn, die Belgier bringen eine vlämische und eine französische Adresse, Holland, die Schweiz, Dänemark, Norwegen, Schweden sind durch ihre besten Namen vertreten. So ist eine wahrhaft internationale Kundgebung zustande gekommen. Ihren nächsten Zweck hat dieselbe bei der Verweigerung der Annahme der Deputation ja leider nicht erreicht, innerlich aber ist sie deßhalb keineswegs erfolglos. Denn einmal zeigt sie aufs deutlichste, wie ganz Europa über die Vorgänge in Finnland denkt, und dann ist sie ein hocherfreuliches Zeugniß dafür, daß sich auch heute noch, trotz aller nationalen Gegensätze, in allgemein menschlichen und ethischen Fragen alle Völker zu gemeinsamer Ueberzeugung zusammenzufinden und miteinander eine solche Ueberzeugung zu bekennen vermögen. Den Finnländern aber darf es zum Stolz und zur Ermuthigung gereichen, daß zu ihren Gunsten eine solche Einigung aller Hauptkulturvölker Europa's erfolgt ist.

fr. Der vierte Jahrgang des **Statistischen Jahrbuchs für das Königreich Bayern** (München, Schöpping 1898) bringt eine Reihe neuer Zusammenstellungen, bei denen in anerkennenswerther Weise den Fragen, die das politische Leben in Bayern gegenwärtig beschäftigen, besondere Aufmerksamkeit zugewendet ist. So schildert eine neue Tabelle die Bevölkerungsbewegung in Stadt und Land seit 1876; aus ihr geht hervor, daß auf dem Lande die Geburtsziffern fortwährend sinken (168,500 im Jahre 1897, gegen 184,105 im Jahre 1876), während sie in den Städten entsprechend in die Höhe gehen (54,491 im Jahre 1897, gegen 39,087 im Jahre 1876). Uebrigens ergibt ein Vergleich dieser beiden Jahre die merkwürdige Erscheinung, daß die Geburtsziffern für das ganze Königreich sich fast vollkommen decken; gegen 223,192 im Jahre 1876 stehen 222,991 im Jahre 1897. Ein anderes Bild aber zeigt der Geburtenüberschuß. Dieser betrug im Jahre 1876 im ganzen Lande 61,133, im Jahre 1897 dagegen 71,582; davon treffen auf die Stadt 1897: 17,925, 1876: 8414, auf das Land 1897: 53,657, 1876: 52,719. Diese Steigerung gestattet einen Rückschluß auf eine erfreuliche Hebung des allgemeinen Wohlstandes; lange genug wurde Bayern mit seinen hohen Geburts- und Sterbeziffern von den Vertretern der Volkswirthschaft als unrühmliches Beispiel angeführt. Die Vertheilung der Bevölkerung in Stadt und Land ist durch ein farbiges Diagramm anschaulich gemacht. Eine auffallende Verschiebung macht sich bei den jungen Männern im Alter von 20 bis 22 Jahren bemerkbar; von 58,000 Männern mit 20 Jahren wohnen etwa 18,000 in der Stadt und 40,000 auf dem Lande, dagegen von 54,000 mit 22 Jahren etwa 28,000 in der Stadt und nur 26,000 auf dem Lande. Der Hauptgrund hiefür liegt natürlich in der Ableistung des Militärdienstes. Der viel beklagte Zug nach der Stadt prägt sich statistisch nicht so bedenklich aus; von 44,000 Männern mit 25 Jahren befinden sich 30,000 auf dem Land und nur 14,000 in der Stadt; von da an laufen die Verhältnißlinien mit geringen Abweichungen parallel. Als Städte werden dabei nur die unmittelbaren Städte und die elf größeren Städte der Pfalz gerechnet; alle anderen Gemeinden, auch jene mit städtischer Verfassung, zählen als Land. Der Unterschied zwischen Stadt und Land, der ja auch im politischen Leben immer schärfer hervortritt, hat durchgehends eine sorgsame Beachtung gefunden. Von Interesse dafür sind auch die Tabellen über die Bedeutung der Steuern für den Staatshaushalt. Die größten Bruttoerträgnisse mit 11,490,208 M. (1895) liefert immer noch die Grundsteuer; sie ist aber seit 1855 immer auf derselben Höhe geblieben, während die Erträgnisse der übrigen Steuern seit jener Zeit ganz erheblich gestiegen sind. So ergibt es sich, daß im Jahre 1855 die Grundsteuer noch 70 Proz. der direkten Steuern bedeutete,

Digitized by Google

im Jahre 1895 dagegen nur noch 37 Proz. Das Verhältniß zu den gesammten Staatseinnahmen ist natürlich infolge der wachsenden Bedeutung der indirekten Steuern noch mehr zu ungunsten — oder richtiger, zugunsten — der Grundsteuer anders geworden. Eine Zusammenstellung hierüber fehlt. Die Angaben über die Vertheilung der Grundsteuer unter die Steuerpflichtigen lassen wahrnehmen, daß im Durchschnitt auf den Einzelnen nicht ganz 12 M. treffen; weitaus die Mehrzahl, nämlich 75 Proz., zahlt weniger als 15 M., nur 4 Proz. mehr als 60 M. Im Zusammenhang mit diesen Fragen stehen die umfangreichen Hypothekentabellen, die aus den Jahren 1895 und 1896 vorliegen und zu denen das Material durch eine ungeheuer mühselige Arbeit zusammengetragen wurde. Der einfachere Unterschied zwischen Stadt und Land, wie er sonst im Buch festgehalten erscheint, ist hier aufgegeben und eine Auseinanderhaltung der land- und forstwirthschaftlich benützten und der städtisch oder gewerblich benutzten Grundstücke versucht. Die Mehrung der Hypotheken ist eine kolossale; im Jahre 1896 kamen 518,835,035 M. zum Neueintrag, denen nur 364,174,903 M. Löschungen gegenüberstanden; 10,803,601 M. gingen davon zufolge Zwangsversteigerung unter. Der Ueberschuß der Mehreintragungen war 165,463,733 M.; auf die land- und forstwirthschaftlich benutzten Grundstücke (auch die zugleich gewerblich benutzten mit eingerechnet) treffen hievon nur 27,803,161 M., der ganze große Rest mit 137,860,572 M. ausschließlich auf die städtischen und nur gewerblich benutzten Grundstücke. Eine Statistik, wie weit die Gesammtbelastung reicht, liegt noch nicht vor. Die wachsende Bedeutung der Viehzucht für unsre Landwirthschaft ist nicht zu übersehen; es sind nicht nur die Ergebnisse der Viehzählung vom 1. Dezember 1897 tabellarisch verarbeitet, sondern auch in zwei sehr interessanten farbigen Karten der Pferde- und der Rinderbestand Bayerns in seiner Dichtigkeit nach der Bevölkerungsziffer der einzelnen Bezirksämter graphisch dargestellt. Von den Tabellen über das Veterinärwesen sind jene über das Ergebniß der Tuberkulinimpfung neu. Nicht mindere Sorgfalt als der Landwirthschaft ist den übrigen Erwerbszweigen zugewandt; Neuheiten treten hier, da diese Gebiete schon früher eingehend bearbeitet wurden, weniger hervor. Von besonderem Interesse in sozialer Hinsicht sind die Ergebnisse der Arbeitsvermittelung, insbesondere der Ueberblick über die Thätigkeit der gemeindlichen Arbeitsämter in München, Nürnberg, Fürth und Würzburg. In München erfolgten im Jahre 1897 im ganzen 34,452 Stellenangebote und 41,002 Stellennachfragen; die Vermittelung gelang in 28,855 Fällen, so daß auf 100 Arbeitsuchende 70 Stellenvermittelungen kommen. Prozentual ist das Ergebniß auch in den anderen Städten ebenso günstig, doch bleibt die Inanspruchnahme der gemeindlichen Arbeitsämter im Vergleich zu München zurück. In Nürnberg erfolgten 7525 Stellenangebote und 7776 Stellennachfragen; 5864 Stellen wurden durch die Vermittelung besetzt. Eingehender als bisher ist die Arbeitsleistung der Gewerbegerichte behandelt. Es bestehen 22 solche in Bayern; die jüngsten sind Oggersheim und Hof. Die Zahl der anhängig gewordenen Rechtssachen ist auf 4353 gestiegen; 1725 wurden durch Vergleich erledigt. Als Einigungsamt war München zweimal, Frankenthal, Neustadt a. H., Nürnberg und Würzburg je einmal thätig. Das letztverwendete Material wird jenes über den Stand des Heilpersonals nach der Zählung vom 1. April 1898 sein. Danach betrug an diesem Tag die Zahl der approbirten Aerzte in Bayern 2703, darunter 18 Homöopathen, die Zahl ist fortwährend im Steigen begriffen; am 1. Januar 1897 betrug sie 2449. Dagegen nimmt die Zahl der Juristen — nach der Zahl der Prüfungskandidaten für den höheren Justiz- und Verwaltungsdienst berechnet — merklich wieder ab. Im Jahre 1896 waren es 347, im Jahre 1897 nur mehr 288. Die drohende Rechtspraktikantenbewegung wird damit für die nächste Zeit als beigelegt angesehen werden können, zumal mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs eine Verbesserung der Anstellungsverhältnisse zu erwarten steht. Als Anhang erscheint eine Reihe farbiger Karten.

* **Würzburg.** Als Privatdozenten habilitirten sich an der hiesigen Universität Dr. Georg Sommer aus Stuttgart für Physiologie und Dr. Weigandt aus Wiesbaden für Psychiatrie.

* **Bamberg.** Der bisher hier thätige praktische Arzt und frühere Assistent v. Strümpells an der Erlanger Klinik, Dr. Chr. Jakob, dessen Berufung an die Universität in Buenos Aires wir kürzlich meldeten, ist auf der Reise nach seinem neuen Wirkungsorte gestorben.

* **Leipzig,** 5. Juli. Der Assyriologe Heinrich Zimmern nahm einen Ruf nach Breslau als Nachfolger Delitzschs an.

* **Berlin.** Dem Privatdozenten für Frauenheilkunde an der Berliner Universität, Dr. Karl Gebhard, ist der Professortitel verliehen worden. — Prof. Dr. Immanuel Munk, Abtheilungsvorsteher am physiologischen Institut der hiesigen Universität, bisher Privatdozent, ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität ernannt worden.

* **Bonn.** Prof. Dr. Reinhertz von der landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf hat einen Ruf an die technische Hochschule in Hannover erhalten als Nachfolger Jordans auf dem Lehrstuhl für Geodäsie.

* **Aus Oesterreich.** Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien hat in ihrer Gesammtsitzung am 30. Juni das wirkliche Mitglied, Sektionschef im Ministerium für Kultus und Unterricht Dr. Wilhelm v. Hartel als Nachfolger des im Mai verstorbenen Hofraths Heinr. Siegel zum Vizepräsidenten gewählt. — Der Professor für Elektrotechnik an der technischen Hochschule zu Wien, Hofrath Dr. Adalbert v. Waltenhofen, ist nach mehr als 50jähriger Thätigkeit aus dem Lehramt ausgeschieden. — Als Privatdozenten sind bestätigt worden Dr. Johann Jukowski für Fundamental-Theologie und christliche Philosophie an der theologischen Fakultät der Universität in Lemberg und Dr. Georg Lotheissen für Chirurgie an der medizinischen Fakultät der Universität in Innsbruck. — In Krakau ist der frühere Professor der Physiologie und Anthropologie an der dortigen Universität, Geheimrath Dr. Joseph Majer, im Alter von 92 Jahren gestorben.

* **Innsbruck.** Der akademische Senat der hiesigen Universität hat beschlossen, dem Dichter und ehemaligen Lehrer an dieser Hochschule, Prof. Adolf Pichler, zu seinem 80. Geburtstag eine Adresse zu überreichen; die philosophische Fakultät hat die Verleihung des Ehrendoktorats der Philosophie beantragt.

* Bei dem Komitee für die Errichtung eines Gustav Freytag-Denkmals in Wiesbaden laufen fortgesetzt reiche Spenden ein. Durch Dr. Hans v. Hopfen (Berlin) gingen 1736 M. ein, darunter 1000 M. vom Verbande alter Korpsstudenten und 500 M. vom ständigen Kommerskomitee alter Korpsstudenten. Auch der Provinzialverein der Lehrer an den höheren Schulen Hessen Nassau's spendete einen größeren Betrag.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Sympher: Die Zunahme der Binnenschiffahrt in Deutschland von 1875—1895. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1899. — Dr. Zacher: Die Arbeiterversicherung im Auslande. 6. Heft. Berlin, Verlag der Arbeiterversorgung, A. Troschel, 1899. — Dr. J. Pagel (?): Rudolf Virchows Rede „Ueber den Werth des pathologischen Experiments" (in 2. Aufl.). Beleuchtung. Berlin, Deutscher Verlag (G. m. b. H.). — Heinr. Haase: Theorie der parabolischen Brückengewölbe oder das Grundgesetz des Horizontalschubs in seiner Anwendung auf Brückengewölbe. Regensburg, Kommissionsverlag der Nationalen Verlagsanstalt 1899. — Die Uniformen der deutschen Armee. II. Abth. 8. Aufl. Leipzig, Moritz Ruhl 1899. — Die Flaggen der Kriegs- und Handelsmarinen aller Staaten der Erde. 7. Aufl. Ebenda 1899. — Paul Randau: Die Fabrikation der Emaille und das Emailliren. 3. Aufl.; Friedrich Wiltner: Die Seifenfabrikation. 5. Aufl. (Chemisch-technische Bibliothek.) Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. — Dr. J. Lamberg: Die erste Hülfe bei plötzlichen Erkrankungen und Verletzungen der Radfahrer. Ebenda.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 7. Juli. Nummer 152.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Adolf Pichler.

Aus weiten Kreisen des deutschen Volkes gehen heute dem Altmeister der Tiroler Dichter, Adolf Pichler, zur Vorfeier seines 80. Geburtstages herzliche Glückwünsche, Zeichen der Verehrung und Liebe zu. Daß sich so viel Ehren auf einen österreichischen Poeten häufen, ist nichts gewöhnliches; aber je seltener die Feste fallen, desto größer die Freude, und schon gar, wenn die Ehren, wie hier, einem der Besten gelten.

Adolf Pichler ist ein Tiroler Kind, sein ganzes Leben wurzelt in der heimischen Erde. Für sie hat er sich vor einem halben Jahrhundert in die Reihen der Kämpfer gestellt, Tirol ist die Stätte seines wissenschaftlichen Wirkens, der Nährboden seiner Dichtung. Bei alledem ist er kein Winkelpatriot, für den die Welt nur so weit reicht wie der Kirchthurmschatten seines Heimathsdorfes, sein Blick ist frei und scharf und dringt ins Weite, seine Interessen erschöpfen sich nicht in der Verherrlichung Tirols. Auf ein Leben der Müh' und Arbeit blickt er zurück, und was er geschaffen, es ist Zehrgut für das ganze deutsche Volk geworden. Als gelehrter Geologe hat er die Anerkennung seiner Fachgenossen gefunden, und stattlich ist das Scherflein, das er zum Ruhm der Wissenschaft beigesteuert; dem Volk aber ist er als Dichter lieb und vertraut geworden.

Am bekanntesten sind wohl seine Erzählungen. Die Lust zum Fabuliren steckt ihm in allen Adern. Was ihn lockt, ist sehr selten ein Problem; er will ganz einfach von Ereignissen berichten. Ihn treibt vor allem die Freude am Erzählen selbst, und darum ist's auch eine Freude, ihm zuzuhören, mag das, was er uns mittheilt, auch noch so einfach sein. Gern greift er natürlich auf Tirols ruhmreiche Vergangenheit zurück, oder er entwirft Bilder aus dem Leben der Wilderer und Schwärzer. Mit derbem, aber im Grunde doch harmlosen Humor geißelt er die Klatschsucht der Kleinstadt, oder er wendet sich gegen die Unsitte des „Brautstehlens“. Gern zeichnet er Idyllen aus dem Bauernleben, und noch lieber erzählt er von denen, die nicht geistlich werden wollten. Nur gelegentlich — wie in den Erzählungen „In der grünen Pertisau“, „Ein Brautpaar“, „Versäumt“ — entwirft er Sittenbilder im eigentlichen Sinne.

Dabei verfährt er ziemlich kunstlos. Es kommt ihm gar nicht darauf an, den lieben Leser zu bitten, er möge ihm da und dorthin folgen, dies und jenes nicht vergessen u. s. w. Nicht selten belehrt er uns mit ausdrücklichen Worten, was wir von dem Charakter oder dem Seelenzustand dieser oder jener Person zu denken haben. Manchmal hält er in der Erzählung ein und stellt eine Betrachtung an, und er ist besorgt, uns auch von den nebensächlichen Nebenpersonen getreulich zu berichten, was schließlich mit ihnen geschehen sei. So ist es ihm eben bequem und „wozu eine Mühe aufwenden, die bei der Hast des Lesens doch kaum Jemand beachtet?“ ruft er einmal selbst aus. Er empfindet den Mangel, täuscht sich aber darüber hinweg.

Der moderne Leser wird sich an diese altväterische Art Pichlers erst gewöhnen müssen. Aber er wird bald finden, daß dieser kleine Mangel durch große Vorzüge mehr als aufgewogen wird, so vor allem durch die frische, lebendige Natürlichkeit der Erzählung. Alle Pichler'schen Novellen sind Rahmenerzählungen; entweder erzählt der Dichter selbst dies oder jenes Erlebniß, das ihm auf seinen Fahrten begegnet ist, oder er ist derjenige, dem erzählt wird. Dabei lernen wir ihn und das Milieu, in dem er lebt, von allen Seiten kennen. Wir folgen ihm in die Berge, wo er mit seinem Geologenhammer Steine klopft, wir treffen ihn im Museum bei allerlei Hantirungen, wir begegnen ihm in der Bibliothek, aus der er Bücher nach Hause schleppt, wir sehen ihn im Hörsaal, wie er den Studenten die Frequenzbestätigung ertheilt. Wir wissen, was er ißt, was er trinkt, wie er für seinen Kanarienvogel sorgt, wir lernen die Malerei seiner Jungen kennen. Wir erfahren, daß er seit 20 Jahren denselben Frack trägt und hören, daß er bei einer festlichen Gelegenheit einen Zylinderhut ausleihen muß. Durch alle das wird uns seine Person vertraut, wir schauen in lauter Wirkliches, und darum wird uns auch die Dichtung, die er darum rankt, zur Wirklichkeit.

Er ist eine gesunde, durch und durch kraftstrotzende Natur. Er hat unverhohlene Freude an körperlicher Stärke; sie gefällt ihm an Anderen und er selbst rühmt sich ihrer bisweilen mit großem Behagen. Das alte „mens sana in corpore sana“ ist sein Leibsprüchlein und es bewährt sich an ihm. Aus dieser ungebrochenen und unbrechbaren Kraft seines Wesens quillt sein Humor, der bisweilen etwas derbschlächtig wird, so daß sich zimperliche Leute darüber vielleicht entsetzen mögen. Dafür hat dieser Humor, der in der Bauernjoppe und in genagelten Schuhen dahergeht und mit ländlicher Einfalt jedes Ding bei seinem Namen nennt, nichts erlogenes, nichts aufgefärbtes an sich.

Pichlers einfachem, wahrhaftem Gemüth ist überhaupt alles Falsche zuwider. Er liebt die unberührte Natur der Alpenwelt, er hängt an echter Wissenschaft und Bildung, ihm wird's am wohlsten unter den Tiroler Bauern, unverdorbenen und unverkünstelten Geschöpfen. Es fällt ihm nicht ein, den Bauer zu idealisiren, er erblickt in ihm durchaus nicht den denkbar besten aller Menschen. Aber „Natur bleibt eben Natur“ sagt er, „und daß diese beim Volke im guten wie im schlimmen unverpfuscht und ungeschniegelt hervortritt, gerade aus diesem Grunde gehe ich gern mit dem Volke um“.

Er selbst, der Gelehrte, der den ganzen Schatz der Bildung in sich aufgenommen hat, ist im Grunde seines Wesens Bauer geblieben. Er findet das größte Behagen an der derbkräftigen Bildlichkeit bäuerischer Sprache, er

Digitized by Google

fühlt den bäuerischen Ingrimm gegen die hochmüthige Zivilisation des Städters — bisweilen geht er darin wohl allzuweit und karikirt den Städter — er bewahrt sich in der gesunden hausbackenen Nüchternheit des Bauern frei von aller Sentimentalität, und wenn's ihm fröhlich zu Sinn ist, so drängt's ihn zur lautschallenden Lust des Dorffestes. „So recht von Herzen lustig sein!“ ruft er aus, „unsre Städter bringen das gar nicht zusammen.“ Dazu gehört ihm der helle Juchschrei, das laute Lachen, und es scheint, er hat eine heimliche Vorliebe für den „Gestrampften“.

Bäuerische Unmittelbarkeit und gründliche Bildung, wie sie sich in ihm selbst in so merkwürdiger Weise vereinigen, sind ihm daher überhaupt keine Gegensätze. Darin liegt die eigenste Eigenart seines Wesens; er ist der fleischgewordene Protest gegen die einseitige Vorherrschaft des feinen Schliffes, gegen die zimperliche Kunst der formellen Kultur, gegen die exklusive Bildungsästhetik. Ihm gilt nicht: „Die Kunst für die Kunst“, sondern nur: „Die Kunst fürs Volk“. In einer seiner Novellen erzählt er, wie ein junger Mann den Bauern auf der Alm die homerischen Epen vorliest. Das Experiment ist kühn, aber es gelingt; und wer die Bauern wahrhaft kennt, der mag wohl glauben, daß sie in ihrem einfältigen Gemüth den Homer besser, d. h. natürlicher, verstehen, als so mancher Universitätsprofessor, der vom Katheder herab seine Zuhörer mit Kommentaren füttert. Diese merkwürdige Scene — die Homervorlesung auf der Alm — wirft ein klares Licht auf Pichlers eigenthümlichsten Vorzug. Nicht in den Schöpfungen seiner Kunst, wie herzerfreuend sie auch sein mögen, liegt die tiefste Bedeutung seines Wirkens, sondern in der ungebrochenen Natürlichkeit seines Wesens. Er ist ein ganzer Mensch, einer von den wenigen, die fest in der Erde wurzeln.

Dabei ist er ein Mann von ehrlichem Freisinn. Echte Frömmigkeit weiß er zu achten und zu preisen, wie seine prächtige Erzählung „Fra Serafico“ bezeugt. Aber eine starklebige Natur, wie er, kann wahre Religiosität nur darin erblicken, dem Leben zu dienen, nicht sich von ihm abzuwenden. Römisch-kirchlich gesinnt ist er nicht, und fröhlichen Muthes, ein rüstiger Streiter, zieht er gar oft gegen pfäffische Unduldsamkeit, gegen mönchische Schleicherei und Gleißnerei zu Felde. Wie er so frisch darauf loswettert, erinnert er gar oft an den hochgemuthen Zorn Herrn Walthers und an die degenklirrende Kampflust Huttens.

Aus dem Volk schöpft er seine Kraft, und so ist es denn auch natürlich, daß er sich bewußt bleibt, der Sohn eines deutschen Volksstammes zu sein. Die Liebe zur Heimath und die Liebe zum deutschen Volk, sie wachsen ihm aus derselben Wurzel. Er war der Erste, der in dem ultramontanen Tirol nationales Empfinden gepredigt hat. „Die Donner von Weißenburg und Wörth,“ erzählt er, „rollten auch über unsre Alpen, wir zündeten zum Aerger einiger k. k. Hofräthe im Fürstenhaus Freudenfeuer an.“

Sein Freisinn, sein mannhaftes Einstehen für deutsches Volksthum hat ihm so manche öffentliche und noch mehr heimliche Verfolgungen zugezogen. Er hat sich nicht einschüchtern lassen, und die Saat, die er ausgestreut, sie beginnt heute in den Thälern Tirols in die Halme zu schießen. Zu einer Zeit, wo bei uns das vierhörnige Jesuitenhütlein weitaus seinen Schatten wirft, wo wir Deutschen in Oesterreich mit dem anmaßenden Slaventhum einen Kampf auf Leben und Tod führen, haben wir dem biederen Tiroler Dichter für seinen entschlossenen Freimuth doppelt zu danken.

Künstlerisch höher als Pichlers Prosaschöpfungen stehen seine Dichtungen in Versen, besonders seine Lyrik. Hier hat er das schöne Gleichmaß und die Ausgeglichenheit der Form erreicht, die ihm dort, zum Theil wenigstens, versagt geblieben ist. Im knappen Rahmen bewahrt er Fülle; die Kraft, die sich in seinen Erzählungen manchmal lässig verzettelt, kommt hier in wohlthuender Gedrungenheit zum Ausdruck. Wie das seinem ganzen Wesen gemäß ist, reden auch seine Lieder und Sprüche in schlichten, ungekünstelten, treuherzigen Worten zu uns. Nichts ist gemacht und erfunden, alles ist ehrlich und rein und lebendig gefühlt. Die Krone seiner Dichtung ist wohl das Büchlein „In Lieb und Haß“. Ein Menschenleben liegt da vor uns aufgeschlagen: in engen Kreisen hat es sich abgespielt, aber reich an Schicksalen und Erfahrungen. Jubelndes Glück und bittere Täuschung, Begeisterung für die echte Kunst der Großen und Spott über das Schiefe und Verlogene ringt da nach Worten. Distichen sind es, und kaum Einer hat diese schwierige Form besser beherrscht, lebensvoller gestaltet als Pichler. Dazu die frische, nie versiegende Gegenständlichkeit, mit der er darzustellen vermag! Keine Reflexion, keine sentimentale Gefühlsergießung, alles mit leiblichen Augen geschaut, und so wie es geschaut ist, Zug um Zug auch festgehalten. Ob er uns auf den Marktplatz zu Innsbruck führt in das Durcheinander der Verkäuferinnen und Käuferinnen oder in seine einsame Studirstube, wo er beim Lampenschein trüben Erinnerungen nachhängt, es wird alles zum Bild, das an die Sinne spricht. Er darf es wagen, von den alltäglichsten, „unpoetischsten“ Dingen zu reden; denn er erfüllt alles mit seinem eigensten Leben und dadurch wird es zur Poesie. In ihrer unbekümmerten Gegenständlichkeit, in ihrer lebendigen Fülle erinnern seine Distichen bisweilen an die römischen Elegien. Das hat denn Pichler — bei allem Abstand der Begabung — mit Goethe in der That gemeinsam, daß ihm Dichtung und Leben nichts getrenntes ist, sondern daß ihm eins in dem anderen wurzelt.

So ist er ein Eigener geworden, und das ist immer viel. Er ist aber auch einer der Besten, die heute zum deutschen Volk sprechen, und die Feier des heutigen Tages möge ihm beweisen, daß das deutsche Volk dies auch dankbar erkennt.

Wien. **Hans Sitteuberger.**

---

## Der französische Kleingrundbesitz angesichts der Agrarkrisis.

Von Dr. Alfred Rossig (Paris).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in Frankreich, so gut wie in andern Ländern, der mittlere und große Grundbesitz, die landwirthschaftlichen Waarenproduzenten großen Stils, unter der Weltkrisis mehr zu leiden haben, als der weniger produzirende und seine Erzeugnisse zum Theil selbst konsumirende Bauer. Aber die sehr verbreitete Ansicht, daß der Kleingrundbesitz an der landwirthschaftlichen Waareproduktion so gut wie keinen Antheil nehme, ist irrig; und die dauernde, stetig fortschreitende, alle landwirthschaftlichen Produkte umfassende Preiserniedrigung, die seit 15, ja seit 20 Jahren in Frankreich platzgegriffen, kann unmöglich ohne Einfluß auf die Bauernlage geblieben sein. Die genauere Untersuchung dieses Einflusses wird uns über eine der wichtigsten Fragen der Agrarpolitik aufklären und kann zur richtigeren Beurtheilung der wirthschaftlichen Stellung und Widerstandsfähigkeit des Kleingrundbesitzes beitragen.

Wir verdanken dem Ministerpräsidenten Méline das Bild der Preisbewegung der landwirthschaftlichen Produkte in Frankreich in den letzten zwei Dezennien.[1])

[1]) „Journal officiel“ 21. Nov. 1897, S. 2511.

Digitized by Google

### Getreidepreise.

(Durchschnittszahlen für fünfjährige Perioden.)

| | | |
|---|---|---|
| 1877—1881 | der Zentner | 29 Fr. 39 Cts. |
| 1882—1886 | " " | 24 " 03 " |
| 1887—1891 | " " | 24 " 86 " |
| 1892—1896 | " " | 20 " 53 " |

### Weinpreise.

(Auf dem Markte von Bercy.)

| | 1882 | 1897 |
|---|---|---|
| Tonne alten Bordeaux | 170—190 Fr. | 120—160 Fr. |
| " Bourgogne . . | 175—190 " | 110—125 " |
| " Cher . . . | 135—155 " | 85— 95 " |
| " Mâcon . . . | 175—230 " | 140—200 " |
| " Touraine . . | 125—135 " | 90—100 " |
| " Roussillon . . | 68— 75 " | 29— 40 " |
| " Narbonne . . | 50— 58 " | 32— 36 " |

### Preise anderer Produkte.

| | 1882 | 1897 |
|---|---|---|
| Wolle . . . | 1 Fr. 85 Cts. — 2 Fr. 05 Cts. | 1 Fr. 08 Cts. — 1 Fr. 25 Cts. |
| Talg . . . | 95 " | 42 " |
| Alkohol (90°) | 59 " | 38 " |
| Zucker . . | 36 " | 25 " |
| Stärke . . | 32 " — 34 " | 27 " — 28 " |
| Essig . . . | 38 " — 40 " | 30 " — 35 " |
| Butter . . | 3 " 95 " — 3 " 50 " | 1 " 80 " — 1 " 90 " |

Eine derartige Krisis hat die französische Landwirthschaft — nach Méline — noch nie erlebt. Es gab wohl oft partielle Krisen und vorübergehende Krisen, aber nie eine Krisis für alle landwirthschaftlichen Produkte, welche Jahrzehnte lang bestünde und immer schwerer würde. Das Gesammteinkommen der französischen Landwirthschaft ist von 1882—1897 um mehr als eine halbe Milliarde gefallen.[1]) Es ist unmöglich, daß der Kleingrundbesitz von diesem Verluste nicht erheblich mitbetroffen sein sollte.

In der That erweist sich die von manchen Sozialpolitikern, besonders sozialistischer Färbung, aufrecht gehaltene Ansicht, daß die Bauern sich nur darum der Agrarkrisis gegenüber widerstandsfähiger zeigen, weil sie von ihr gar nicht oder so viel wie gar nicht berührt werden, für Frankreich wenigstens unzutreffend. Auf Grund der von der Gruppe der sozialistischen Abgeordneten veranstalteten Enquete schilderte Jaurès in der Agrardiskussion (1897) den engen Zusammenhang zwischen Bauernlage und Weltproduktion.

„Die Arbeit des Bauern bleibt unfruchtbar, die Preise seines Getreides, seines Weines, seines Oels, seiner Milch hängen nicht mehr ausschließlich von Regen und Frost ab, er hat die Empfindung, daß ihre Veränderungen durch menschliche Kräfte, durch soziale Erscheinungen verursacht werden.

Er erfährt, daß in den großen Ebenen Indiens, Rußlands, des amerikanischen Westens andere Menschen arbeiten, wie er, aber mit weniger Kosten und daß diese ganze entfernte Produktion, die der raschere Transport nähergerückt, auf der seinigen laste.

Und da beginnt er die wunderbare Solidarität, die ihn mit dem Menschengeschlechte verbindet, zu ahnen. Nicht atmosphärische, nein, wirthschaftliche Strömungen ziehen nun über sein Feld.... Die Leiden der Krisis sind es, die ihn zum erstenmal mit der Menschheit in Verbindung setzen."[2])

Betrachten wir die Thatsachen. Eine der Hauptursachen der Weltkrisis ist zweifellos die mit dem freien System gegebene Anarchie der Produktion, welche den Produzenten unter der schmerzlichen Form des Absatzmangels als Ueberproduktion fühlbar wird. Unter den landwirthschaftlichen, welche im Verhältniß zum Weltkonsum in zu großer Menge erzeugt werden, steht die Zuckerrübe gegenwärtig in der ersten Reihe. Während der Weltkonsum an Zucker im Jahre 1894 sechs Millionen Tonnen betrug, erreichte die Weltproduktion mehr als sieben Millionen. Der nicht verbrauchte Zuckervorrath beträgt also eine Million Tonnen jährlich. Dieser Vorrath häuft sich in den Magazinen an und drückt die Preise herab.

Frankreich empfindet die Ueberproduktion an Zucker besonders schwer.[1]) Vor 20 Jahren produzirte Frankreich unter allen europäischen Ländern am meisten Zucker. Infolge des Aufschwungs der Rüben- und Zuckererzeugung in anderen Ländern nimmt Frankreich in derselben heute nur den vierten Rang ein. Deutschland, Rußland und Oesterreich-Ungarn produziren mehr als Frankreich. Die Zahl der Zuckerfabriken in Frankreich, welche im Jahre 1876 539 betrug, fiel im Jahre 1884 auf 449, im Jahre 1897 auf 358. Im Jahre 1880 waren 449,857 Hektare dem Zuckerrübenbau gewidmet, im Jahre 1897 nur 231,000. Trotz dieser Reduktion des Zuckerrübenbaus besteht in Frankreich eine Ueberproduktion an Zucker, welche folgende Zahlen ersichtlich machen:

Frankreich konsumirte in den letzten Jahren durchschnittlich zirka 433,857 Tonnen Zucker. Hievon entfielen auf

| | | |
|---|---|---|
| Einheimischen Zucker | 348,955 Tonnen | = 80.4 Proz. |
| Kolonialzucker . . | 74,514 " | = 17.2 " |
| Ausländischen Zucker | 10,388 " | = 2.4 " |

Die Zuckerproduktion betrug in Frankreich im Jahre 1896 593,646 Tonnen, im Jahre 1897 670,000 Tonnen, folglich übertraf sie den einheimischen Bedarf um 240,000 bis 320,000 Tonnen. Da sie aber bei der Weltüberproduktion an Zucker auch im Auslande keinen Absatz finden kann, so hat, nach der Berechnung Grandeau's, der Ertrag von 91,400 mit Zuckerrüben bestellten Hektaren keine Verwendung. Kein Wunder, daß in Frankreich die Zuckerpreise, welche vor 20 Jahren 60 Fr. betrugen, auf 25 Fr. gefallen sind!

Wenn wir uns nun die Mühe nehmen, gewisse statistische Rubriken miteinander zu vergleichen, deren Zusammenstellung die offizielle Statistik unterlassen, nämlich die Vertheilung der Kategorien des Grundbesitzes und die der Kulturen nach den Regionen, so gelangen wir zu dem belehrenden Resultate, daß die Departements mit vorwiegendem Kleingrundbesitz an der Zuckerrübenproduktion am stärksten betheiligt sind.

Die Zuckerrübenproduktion, welcher im Jahre 1896 270,000 ha gewidmet waren, vertheilte sich hauptsächlich auf folgende zehn Departements:[2])

| Departements | Zahl der Zuckerrüben-Hektare | |
|---|---|---|
| | im Jahre 1892 | im Jahre 1896 |
| Aisne . . . . . . . . . | 61,429 | 58,478 |
| Nord . . . . . . . . . | 47,903 | 48,980 |
| Pas-de-Calais . . . . . . | 37,325 | 36,670 |
| Somme . . . . . . . . | 35,096 | 33,614 |
| Oise . . . . . . . . . | 24,828 | 27,660 |
| Seine-et-Marne . . . . . | 16,278 | 16,035 |
| Loiret . . . . . . . . . | — | 7,744 |
| Ardennes . . . . . . . . | 5,212 | 4,781 |
| Seine-et-Oise . . . . . . | 9,992 | 4,201 |
| Eure . . . . . . . . . | — | 3,762 |

[1]) Méline l. c. S. 2512. Nach der „Statistique agricole" (1892) verringerte sich von 1882—1892 das Brutto-Einkommen der französischen Landwirthschaft um 844 Millionen; das Reineinkommen um 329 Millionen (I. Th. S. 444).

[2]) „Journ. off.", 28. Juni 1897.

[1]) Die nachfolgenden Ziffern entnehmen wir: Dehérains „Les Plantes de grande culture" 1898, S. 185, 199 u. 230—231; ferner Grandeau's „Revue agronomique" im „Temps" (1. Februar und 1. März 1898).

[2]) Die Angaben für das Jahr 1892 entnehmen wir der „Statistique agricole" für dieses Jahr, S. 180; die für das Jahr 1896 der Zusammenstellung Grandeau's („Revue agronomique", „Temps", 15. März 1898).

Digitized by Google

**Vertheilung des Kleingrundbesitzes.**[1])

| Departements | Auf 1000 Hektare entfallen | | | |
|---|---|---|---|---|
| | Sehr kleiner Grundbesitz (weniger als 1 Hekt.) | | Kleiner Grundbesitz (1—10 Hektar) | |
| | Eigenthümer | Hektare | Eigenthümer | Hektare |
| **Frankreich** . . . . . . . . . | 103 | 52 | 55 | 301 |
| Aisne . . . . . . . . . . | 128 | 71 | 51 | 326 |
| Nord . . . . . . . . . . | 314 | 103 | 100 | 427 |
| Pas-de-Calais . . . . . . . . | 170 | 94 | 68 | 387 |
| Somme . . . . . . . . . | 190 | 102 | 67 | 389 |
| Oise . . . . . . . . . . | 141 | 87 | 52 | 358 |
| Seine-et-Marne . . . . . . . | 106 | 70 | 37 | 301 |
| Loiret . . . . . . . . . . | 91 | 45 | 45 | 254 |
| Ardennes . . . . . . . . . . | 123 | 60 | 59 | 311 |
| Seine-et-Oise . . . . . . . . | 158 | 97 | 45 | 321 |
| Eure . . . . . . . . . . | 105 | 70 | 53 | 324 |

Wir sehen: fast alle Departements, welche vorwiegend Zuckerrüben produziren, besitzen eine das durchschnittliche Maß übersteigende Bauernbevölkerung. Die in der Zuckerrübenproduktion obenanstehenden Departements: Aisne, Nord, Pas-de-Calais, Somme, Oise, gehören zu den Departements des Kleingrundbesitzes. Niemand kann es beifallen anzunehmen, daß die Bauern so enorme Quantitäten von Zuckerrüben zu ihrem eigenen Gebrauch erzeugen. Sie produziren sie als Waare, die sie an die Zuckerfabriken verkaufen. Nun sehen wir ferner, um wie wenig diese Departements, trotz der Zucker-Ueberproduktion in der Welt ihre Zuckerrübenfelder von 1892—1896 reduzirten. So wird es klar, daß der französische Kleingrundbesitz durch die Welt-Zuckerkrisis in sehr empfindlicher Weise berührt werden muß. Und nichts ist natürlicher; wenn der Zuckerfabrikant, dessen Horizont um so viel weiter reicht, gewissermaßen ins Blaue Zucker produzirt, so kann es Niemand wundernehmen, daß die beschränkte Wirthschaftspolitik des Bauern ihn dazu treibt, ins Blaue Zuckerrüben zu pflanzen.

Aber nicht nur auf dem Gebiete des Zuckerrübenbaues wird der französische Bauer von der Agrarkrisis in Mitleidenschaft gezogen. Es lassen sich noch zwei andere landwirthschaftliche Produkte nennen, welche unter der Krisis besonders zu leiden haben und an deren Erzeugung die Bauern hervorragend betheiligt sind: Kartoffeln und Schweine. Auch hier ist nicht so sehr die ausländische wie die innere Konkurrenz Hauptursache der Nothlage —, nicht so sehr die Weltüberproduktion wie die Ueberproduktion in Frankreich. Der Werth der Kartoffelproduktion wird auf etwa 3142 Mill. Fr. geschätzt. Hievon entfallen auf Frankreich 600—700 Mill. Fr. Frankreich erzeugte im Jahre 1892 auf einer Fläche von 1,474,144 ha gegen 155,000,000 Zentner Kartoffeln.[1]) Diese Produktion ist im Verhältniß zu den Bedürfnissen Frankreichs so groß, daß daselbst, wie Méline feststellt, eine permanente Kartoffelkrisis besteht.[2])

Vergleichen wir nun die Vertheilung der Kartoffelproduktion nach den Departements mit der des Kleingrundbesitzes,[3]) so springt es in die Augen, daß die Bauern den stärksten Antheil an dieser Produktion nehmen.

| Departements | Kartoffelfelder in Hektar | Sehr kleiner Grundbesitz (weniger als 1 Hektar). | | Kleiner Grundbesitz (1—10 Hektar). | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | Zahl d. Wirthschaften | Gesammtoberfläche | Zahl d. Wirthschaften | Gesammtoberfläche |
| Im Durchschnitt | — | 26,000 | Minimum unt. 10,000 Maximum üb. 80,000 | 30,000 | Minimum unt 60,000 Maximum üb. 200,000 |
| Saône-et-Loire . . . . . . . . . . . | 49,585 | 37,766 | 19,200 | 49,201 | 212,200 |
| Dordogne . . . . . . . . . . . | 47,842 | 29,914 | 20,100 | 52,199 | 213,500 |
| Sarthe . . . . . . . . . . . | 44,270 | 16,407 | 9,900 | 33,161 | 146,300 |
| Puy-de-Dôme . . . . . . . . . . . | 37,308 | 59,962 | 36,600 | 66,671 | 264,700 |
| Allier . . . . . . . . . . . | 35,325 | 22,910 | 11,600 | 24,232 | 98,100 |
| Charente-Inférieure . . . . . . . . . | 30,302 | 49,461 | 27,400 | 56,510 | 240,800 |
| Vosges . . . . . . . . . . . | 30,297 | 33,131 | 22,900 | 35,220 | 134,600 |
| Charente . . . . . . . . . . . | 30,037 | 35,731 | 16,400 | 39,644 | 185,200 |
| Côtes-du-Nord . . . . . . . . . . | 29,278 | 31,061 | 21,900 | 42,910 | 221,100 |
| Isère . . . . . . . . . . . | 25,812 | 54,860 | 34,200 | 60,688 | 240,900 |
| Pas-de-Calais . . . . . . . . . . . | 24,279 | 39,002 | 20,700 | 35,913 | 169,000 |

Mit Ausnahme des Departements von Allier sind es die überwiegend vom Kleingrundbesitz besetzten Gegenden, die sich vorzüglich mit Kartoffelbau befassen. Daß die Bauern es sind, die in Frankreich hauptsächlich Kartoffeln erzeugen, beweist auch der niedrige Ertrag pro Hektar, welcher auf niedrige Bauart hinweist. Während in Deutschland der Hektar im Durchschnitt 110 hl Kartoffel trägt, welche zu 7.15 Fr. per Hektoliter verkauft werden, bringt in Frankreich der Hektar nur 89.75 hl zum Preise von 5.91 Fr.[2]) In manchen Departements, wo sich der größere Grundbesitz nur wenig, aber einsichtsvoll mit Kartoffelbau befaßt, steigt der Ertrag bedeutend; so trägt der Hektar im Departement Manche (bei bloß 8.524 ha Kartoffel) im Durchschnitt 128 Zentner zu 5.50 Fr. Hingegen bringt er in den Hauptregionen der Kartoffelerzeugung Saône-et-Loire nur 96 Zentner à 3.76 Fr., in der Dordogne 84 Zentner à 4.57 Fr., Charente 78 Zentner à 4.10 Fr., Puy-de-Dôme zwar 107 Zentner, aber nur zum Werthe von 3.80 Fr. 2c.[3]) Ein sicherer Fingerzeig der bäuerlichen Provenienz der Kartoffeln.

Und auch hier wie auf dem Gebiet der Zuckerrübenproduktion läßt sich bemerken, daß der Bauer, welcher außerstande ist, die Weltproduktion zu überblicken, unter der Anarchie derselben am meisten zu leiden hat. Trotz der konstanten Ueberproduktion haben die französischen Bauern die Ausdehnung ihrer Kartoffelfelder keineswegs eingeschränkt. Im Gegentheil, während im Jahre 1882 dem Kartoffelbau nur 1,337,813 ha gewidmet waren, umfaßte derselbe im Jahre 1892, wie wir gesehen, 1,474,144 ha.

Der hervorragende Antheil des Kleingrundbesitzes an der Kartoffelproduktion läßt sich mittelbar schon aus dem Umstande ersehen, daß die Kartoffeln in Frankreich vorwiegend nicht zu industriellen Zwecken, z. B. zu Alkohol- oder Stärkemehlerzeugung verwendet werden, wie es der größere Grundbesitz in richtiger Berechnung thut, sondern in natura an Thiere verfüttert werden.[4]) So umfaßte der

[1]) Entnommen aus der Zusammenstellung der offiziellen Angaben bei Maurice „La France agricole et agrecie (Tableau par departements, S. 218 ff.).

[2]) „Bullet. du Ministère de l'Agriculture" 1891.

[3]) „Statist. agric." 1892, II. Th. S. 22—24.

[1]) S. „Statistique agricole" für das Jahr 1892, II. Th. S. 24; vergl. auch Dehérain l. c. S. 62.

[2]) Journ. off. 21. Nov. 1897. S. 2513.

[3]) Das Material zu der hier zusammengestellten Tabelle findet sich in der „Statist. agric." (1892) II. Th. S. 22—24 und S. 218—220.

[4]) Dehérain, l. c. S. 91 u. 96.

für die Stärkemehlfabrikation bestimmte Kartoffelbau im Jahre 1892 kaum 46,659 hl.[1])

Hiemit hängt die Ueberproduktion an Schweinen in Frankreich zusammen. Frankreich zählte im Jahre 1850 5 Millionen Schweine, 1867 6 Millionen, 1882 7 Millionen, 1892 7,421,075.[2])

Es exportirte nach der Statistik der Zolldirektion im Jahre 1897 78,866 Stück Schweine und importirte nur 3372; den Export übertraf der Import um 75,494 Stück. Kein Wunder, daß die „Mévente de porcs" zum ständigen Klageruf der Landwirthe wurde.[3]) Nun ist das Schwein, da es am leichtesten zu ernähren und am fruchtbarsten ist, jene Viehart, welches der Kleingrundbesitzer, ja selbst der Zwergbesitzer am liebsten züchtet. Ein Mutterschwein wirft 6—12 Junge; von 859,500 Mutterschweinen gewann man im Jahre 1892 6,547,563 Thiere. So treten uns denn auch auf diesem Gebiete die bereits öfters genannten Departements des Kleingrundbesitzes als die Haupterzeuger entgegen: obenan Saône-et-Loire (243,018 Stück), Dordogne (214,344), Aveyron[4]) (171,377), Puy-le-Dôme (163,976), Pas-de-Calais (161,490), Côtes-du-Nord (154,458), Charente (136,813)[5]) u. s. w.

Wer nun annehmen wollte, daß die Agrarkrisis für den französischen Bauern nur in der Sphäre jener Artikel fühlbar wird, an denen Ueberproduktion in der Welt besteht, oder hinsichtlich deren die innere Konkurrenz zu groß ist, würde fehlgehen. Der Bauer hat, ähnlich wie der größere Landwirth, von der ausländischen Konkurrenz auch hinsichtlich solcher Erzeugnisse zu leiden, für welche die Weltnachfrage noch größer ist als das Weltangebot.

In welcher Weise die ausländische Konkurrenz die bäuerlichen Seidenzüchter und Winzer in Frankreich drückt, soll in anderem Zusammenhang dargestellt werden. Seide und Wein gehören bekanntlich zu den Spezialprodukten der Bauern.[6]) Dem kleinen Grundbesitz gehören nicht weniger als 42.98 Proz. aller Weinberge in Frankreich. Von den Gemüse- und Obstgärten sind sogar 50.74 Proz. in den Händen des ganz kleinen und kleinen Grundbesitzes.[7]) Auf diesem Gebiet treten also die Bauern zweifellos als Waarenproduzenten auf und haben unter der immer zunehmenden Konkurrenz Canada's, Neu-Seelands, Tasmaniens, des Kaps der guten Hoffnung empfindlich zu leiden.[8]) Sie begegnen dieser Konkurrenz vor allem auf dem Markt von London, ihrem Hauptabsatzgebiet. Hier verdrängt sie die ausländische Konkurrenz auch betreffs zweier anderer Hauptartikel ihrer Exportproduktion, der Butter und Käse. Frankreich erzeugte im Jahre 1892 über 77 Mill. hl Milch, welche den Werth von 1,223,015,500 Fr. repräsentirten; über 132 Mill. kg Butter (295,070,983 Fr.) und über $136\frac{1}{2}$ Mill. kg Käse (128,246,957 Fr.). Der Antheil der Bauern an dieser Produktion ist ungemein beträchtlich. Unter den zehn Departements, welche die Haupterzeuger an Milch sind, finden wir sechs mit überwiegendem Kleingrundbesitz: Nord, Ille-et-Villaine, Pas-de-Calais, Finistère, Côtes-du-Nord, Seine-et-Oise; unter den fünf an der Buttererzeugung am stärksten betheiligten Departements drei Bauerndepartements: Ille-et-Villaine, Nord, Pas-de-Calais.[1])

Bei so erheblicher Produktion war Frankreich und speziell der französische Kleingrundbesitz zum Butter- und Käse-Export prädestinirt. In der That fand derselbe früher in London lohnenden Absatz für diese Produkte. Seitdem aber das kleine Dänemark, dank der musterhaften Entwicklung seiner Buttererzeugung, den Butterexport nach England von 2 Millionen Kilogramm auf 48 Millionen gehoben; seitdem Canada seinen Käse-Export nach England von 5 Millionen auf 156 Millionen — die Hälfte des englischen Gesammtkonsums — emporgebracht; seitdem die australische Kolonie Victoria jährlich 25 Mill. Kilogramm Butter nach Europa expedirt, verringerten sich die Absatzchancen der französischen Landwirthschaft so sehr, daß Frankreich heute nicht mehr als um 20—21 Mill. Fr. Butter nach England ausführt, etwa die Hälfte des dänischen Exports! Ja, Dänemark beginnt die französischen Buttererzeuger sogar auf ihrem inneren Markte zu bedrängen; die dänischen Butterfabriken verkaufen in den Pariser Hallen „pasteurisirte" Butter und da sie die französischen Methoden besser anzuwenden wissen als die französischen Bauern, so erzielen sie sogar höhere Preise, als die einheimischen Buttererzeuger.[2])

Wer möchte darnach noch behaupten wollen, daß der französische Bauer von der ausländischen Konkurrenz nicht betroffen wird?

Und stößt der Bauer, insofern er Getreide verkauft,[3]) nicht auch auf die harten Bedingungen, welche die Weltkonkurrenz diktirt? Wohl ist es statistisch festgestellt, daß im Verhältniß zum Bedarf der Menschheit noch durchaus keine Weltüberproduktion an Getreide besteht[4]) und Frankreich selbst produzirt lange nicht genug für seinen eigenen Bedarf: es hat im Jahre 1895 nach Grandeau's Berechnung noch gegen $4\frac{1}{2}$ Mill. Meterzentner Getreide importiren müssen.[5])

Dennoch bringt es eine Reihe von Umständen mit sich, daß der französische Getreidemarkt überfüllt ist, derart, daß man in Frankreich bestrebt ist, künstlich neue Absatzgebiete für das Getreide zu schaffen und es z. B. zur Thierfütterung zu verwenden.[6]) Ein derartiges Ueberangebot muß selbstverständlich auch den bäuerlichen Getreideerzeuger aufs härteste treffen.

Unter den Umständen, welche die nicht in den Produktions-, sondern in den kommerziellen Verhältnissen begründete Krisis für Artikel wie Getreide, Butter u. a. verursachen, steht einer der Grundfaktoren der neuen Epoche: die rechtliche und zugleich technische Verkehrserleichterung obenan. Die Sozialisten, die es, wie Gerault-Richard betonen, daß der Mißbrauch der Verkehrsfreiheit durch die internationale Spekulation eine der Hauptursachen der Krisis ist,[7]) heben nur eine Seite des Thatbestandes hervor. Die

[1]) „Statist. agric." (1892), I. Th. S. 188.

[2]) Ibid. II. Th. S. 51.

[3]) S. im „Temps" (4. Jan. 1898) den Aufsatz „Surproduction".

[4]) Aveyron gehört ebenfalls zu den Departements mit überwiegendem Kleingrundbesitz; es zählt 36,004 ganz kleine Wirthschaften mit einer Gesammtfläche von 25,200 ha und 45,275 kleine Wirthschaften mit 186,900 ha.

[5]) „Statist. agric." (1892) I. Th. S. 279.

[6]) So finden wir von den 141,487 französischen Seidenzüchtern 23,995 im Dep. Ardèche, 27,439 in Drôme, 23,899 in Gard, 20,959 in Vaucluse, 10,721 in Isère. Alles Gegenden mit überwiegendem Kleingrundbesitz. (Vergl. „Statist. agric." 1892, II. Th. S. 294. „Production séricole" und S. 218 „Division du sol".)

[7]) Ibid. Th. I. S. 359.

[8]) D'Estournelles in der Agrardiskussion, Journ. off. 7. Nov. 1897, S. 2312.

[1]) „Statist. agric." (1892) I. Th. S. 306—309.

[2]) S. d'Estournelles, l. c. S. 2311—12.

[3]) Auch im Weizenbau nehmen die Bauerndepartements den höchsten Rang ein: Aisne, Pas-de-Calais, Nord erzeugen über 3 Mill. Hektoliter, Oise und Saône-et-Loire gegen $2\frac{1}{2}$ Mill. Hektoliter („Stat. agric." 1892, S. 71).

[4]) Vgl. Méline „Journ. off." 21. Nov. 1897, S. 2312, und den Bericht über den Kongreß von Budapest in der „Reforme sociale", 1. Dez. 1896. Der jährliche Getreideertrag der Welt beträgt gegen 800—900 Mill. Hektoliter. Dies würde für die Gesammtbevölkerung von 1500 Mill. kaum 60 l per Kopf ausmachen, d. h. 45 kg Brod jährlich oder 129 g täglich. Selbst wenn man annähme, daß zwei Drittel der Erdbevölkerung kein Getreide verzehren, so ergäbe dies nur 371 g per Kopf.

[5]) „Revue agronom." („Temps" 26. Nov. 1895.)

[6]) Dehérain „Les Plantes de grande culture", S. 54 ff.

[7]) S. d. Debatte über das Budget der Agrikultur im Jahre 1896 (Journ. off." 11. Dez. 1896).

Verbilligung und Vervollkommnung des internationalen Verkehrs, mit denen die Entwicklung des lokalen Transports nicht Schritt gehalten, würden, wie es Méline und d'Estournelles in der Agrardiskussion nachgewiesen, selbst zur Erzeugung eines permanenten Nothstandes genügen. Auch der Stand der Wirthschaftsmethoden, welcher mit dem des landwirthschaftlichen Unterrichts zusammenhängt, ist bei der Erzeugung von Artikeln, welche die ausländische Konkurrenz trotz der bestehenden Weltmachtfrage bedroht, von großer Bedeutung. Die Goldwährung spielt hiebei ebenfalls eine Rolle. Kurz, es tritt noch eine ganze Reihe von lokalen Ursachen hinzu, welche durch das Hochhalten der Erzeugungspreise die Wirkungen der aus dem System der Grundfaktoren sich ergebenden Erniedrigung der Verkaufspreise noch verstärken.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Wiener Todtentanz.** Gelegentliches über verstorbene Künstler und ihresgleichen von **Ludwig Hevesi.** Stuttgart. Bong u. Co. 1899. — Seit vielen Jahren als Theater- und Kunstkritiker in Wien thätig, hat sich Ludwig Hevesi eine reiche und intime Kenntniß der hervorragendsten Talente in der Wiener Theater-, Kunst- und Literaturwelt der letzten Generation erworben, sehr oft im vertrauten Verkehr mit ihnen. Aus der Fülle dieser unmittelbaren Anschauungen konnte er seine Nekrologe schreiben, sobald diese interessanten Menschen von dieser Welt abberufen wurden, und das jedesmal spezifisch Persönliche eines Gabillon, einer Wolter oder eines Makart, Tilgner, Schindler festzuhalten, ist seine besondere Kunst. Hevesi ist überhaupt einer jener modernen Kunstkritiker, bei denen sich die Kritik in Psychologie aufgelöst hat. Er will nicht richten, sondern nur verstehen, nicht klassifiziren, sondern ganz im Gegentheil das Individuum in all seiner Besonderheit darstellen. Auf diesen Standpunkt mußten gerade die einsichtigsten Kunstkenner in einer so gährenden Kunstperiode wie die Gegenwart gelangen. Man hängt nicht mehr an der Ueberlieferung, kann aber dem so anspruchsvoll sich geberdenden Neuen doch auch nicht immer ohne Vorbehalt zustimmen — reden muß aber der Kritiker auf jeden Fall, also verlegt er sich aufs Beschreiben der Künstler, ihrer Werke und ihrer Intentionen. Im Grunde streicht hiemit die Kritik ihre Flagge. Aber in dieser Ergebung in das für den Zeitgenossen schwer zu durchschauende Walten des schöpferischen Kunstgeistes der Zeit liegt doch noch mehr ästhetische Weisheit als im doktrinären Festhalten an Kunstprinzipien, die aus früheren Kunstwerken abstrahirt worden sind. Darum ist Ludwig Hevesi scheinbar ein „Lober" geworden, höchst selten tritt er polemisch auf; zumeist versenkt er sich zu liebevoller Analyse in seine Gestalten und stellt ihren Organismus von innen heraus begreifend dar, wobei ihm ein ungewöhnliches Bildgedächtniß und eine Sprache von seltener Anschaulichkeit zustatten kommen. Die Schmiegsamkeit und Weitherzigkeit der modernen Kunstgeschichte hat er also in seine kritische Tagesarbeit übernommen, wobei man ihn allerdings mitunter weniger nachfühlerisch und mehr persönlich entschieden wünschen möchte. So hat er z. B. für die doch mehr zierlich als groß gerathene Mozart-Figur Tilgners auf dem berühmten Wiener Denkmal des Komponisten kein kritisches Wort. Mit seiner psychologischen Methode ist er aber der richtige Bannerträger aller sezessionistischen Neuerer in Wien geworden, die auch zunächst mehr verstanden und empfunden, als kritisirt werden wollen. Die werthvollsten Stücke in dem vorliegenden „Todtentanz" scheinen mir indeß nicht die Portraits der bildenden Künstler, sondern der großen Burgschauspieler zu sein: des Ehepaars Gabillon, Helene Hartmanns, der Haizinger, Wolter, Karl Meixners, La Roche's und Mitterwurzers. Ganz besonders sei auf die zwei Kapitel „Mitterwurzer in Amerika" hingewiesen, die Hevesi dem berühmten Künstler nach dessen zwanglosen Mittheilungen, die er in später Nachtstunde oder vielmehr früher Morgenstunde in einer Kaffeehausecke entgegennahm, nacherzählt. Mehr als jede kritische Darstellung von Mitterwurzers Wirksamkeit als Künstler geben diese Erzählungen seiner Abenteuer in Amerika eine vollkommene Vorstellung von dem genialen Schauspieler, der das Leben selbst als Spiel nicht bloß zu betrachten, sondern auch zu leben die seltene Energie und Elastizität hatte. Sehr schön sind auch Hevesi's Schilderungen von Rubinstein, Wieniawski, Bruckner, Bauernfeld und Heinrich Laube. In diesen anekdotischen Darstellungen steckt mehr lebendige ästhetische Weisheit, als in manchem System der Aesthetik.

M. N-r.

-tt. **Aus der Tiefe.** Ein Lebensbuch von **Ruben Saitschick.** Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1899. — Mit einer gewissen Schroffheit weist der Verfasser der vorliegenden Aufzeichnungen in der Vorrede darauf hin, daß es sich in diesem „Lebensbuche" mehr um die Aufrichtigkeit des Inhalts, als um die literarische Form handle. Inwieweit dieser Standpunkt sich bei einem Buche vertheidigen läßt, das doch als Kunstwerk angesehen werden will, mag unerörtert bleiben. Die leidenschaftlichen inneren Kämpfe eines grübelnden, zersetzenden Geistes werden in einer das Gepräge voller Wahrhaftigkeit tragenden Weise veranschaulicht, besonders ist das gefährliche Jünglingsalter, die Zeit der Irrungen und Wirrungen, gut behandelt. Das immer wieder erneute Nachsinnen über den Zweck des Lebens, über die Bestimmung des Menschen, der Gegensatz zwischen den idealen Vorstellungen und der harten Wirklichkeit, das Erwachen der Sinne und der Kampf gegen ihre Lockungen, das sind Krisen, die gar Mancher an sich selbst durchgemacht hat. Der Schreiber der lose zusammenhängenden Bekenntnisse ist eine gar schwerblütige Natur, der es nicht gegeben ist, sich einer ungetrübten und unbeeinflußten Augenblicksfreude hinzugeben. In allen Situationen spintisirt er, im Genuß möchte er sich diesen stets genau nach Grund, Wesen und Berechtigung zergliedern. Darum sind seine Eindrücke nicht so auf die Allgemeinheit zutreffend, wie etwa die wahrhaft „aus der Tiefe" geschöpften des „grünen Heinrich". Es liegt gar zu viel Selbstquälerisches in ihm und sein zersetzendes Spürwesen hat etwas krankhaftes. Man wird das Buch nicht mit Behagen lesen können, aber doch mit Interesse.

**Verbundene Augen.** Roman in zwei Bänden von **Max Kretzer.** Berlin, Karl Duncker 1899. — Auch Homer schlief zuweilen. Mit diesen Worten dürfte sich schon mancher Poet bei der Veröffentlichung mittelmäßiger Produktion innerlich salvirt haben. Die Kritik kann sich freilich mit diesem Trost nicht zufriedengeben. Besonders da nicht, wo eine von Haus aus starke und eigenartige Begabung in die Niederungen selbstzufriedener Flachheit herabsteigt. Hier muß ein energisches Halt zugerufen werden. Die Schöpfungen Kretzers sind sehr ungleich. Er hat literarisch sehr bedeutungsvolle Werke geschaffen, wie sein tragisches Zeitbild „Meister Timpe", und daneben wiederum Sachen, welche unglaublich schwach sind. Wie in einem wildblühenden Garten wächst in seiner Produktion alles Mögliche neben- und durcheinander. Ich möchte sagen: es fehlt ihm die eigentliche Künstlerart, der ästhetische Sinn und darum wohl auch die unerläßliche Selbstkritik. Er hat darin eine gewisse Aehnlichkeit mit Balzac. Ob dies mit Kretzers literarischem Selfmademanthum zusammenhängt, das ihm nicht diese Sicherheit des Geschmacks erwarb wie der Genuß einer allseitig gründlichen Bildung, oder ob es überhaupt davon herkommt, daß ihn nur die Tendenz und das rein Stoffliche, das Geschehene interessirt, kaum aber die Form, in der es auftritt, die ästhetische Linie — ich will es nicht entscheiden. — Auch bei dem vorliegenden Werke war die Hand mehr thätig als der Geist. Dieser Roman steht gerade auf der bedenklichen Grenzlinie, wo die letzten Verästelungen des Kunstwerks aufhören und die — Kolportageerzählung anfängt. Das ganze Milieu sensationsprozeßmäßig angehaucht. Die zwei Kontrastfiguren, mit ziemlich roher Charakteristik herausgehauen: der Wucherer Danckelmann, so ein „oller ehrlicher Seemann", der unter der Maske eines Oeldruckbilderhandels seinem halsabschneiderischen Gewerbe obliegt, und der junge Student der Rechte und spätere Anwalt Trolla, eine naive und unverdorbene Provinznatur, etwas allzu edelmüthig angesüßelt, der auf dem Berliner Pflaster unter der Gesellschaft von Strebern und Genußmenschen, als welche dem Autor das Berlinerthum sich hauptsächlich dar-

Digitized by Google

stellt, mit „verbundenen Augen“ umhergeht und Lehrgeld auf Lehrgeld zahlen muß. Aus den beiden Gegenwirkungen dieser Naturen, welche der Zufall, bei Kretzer ein wesentlicher Faktor, in innige Verbindung mit einander bringt: Schwiegervater und Schwiegersohn — aus dem Kampf ihrer moralischen Veranlagungen: hier schlaue Brutalität, die kein Mittel scheut hochzukommen, dort penible Ehrenhaftigkeit, welche gegen diese Lebensanschauung sich auflehnt — ergibt sich die Resultante des Ganzen: der Sieg des Ehrenmannes nach allerdings bedenklicher Konnivenz nach der schlimmen Seite hin. Um diese Konnivenz einer fast skrupelhaften Natur verständlich zu machen, ruft Kretzer die Liebe in zweierlei Gestalt zur Hülfe: die zum Weib und die zum Bruder resp. der Familie. Das letztere Motiv ist ein höchst abgeblaßtes und verbrauchtes: der Hannoveraner Offizier, der sechstausend Mark vertempelt hat und nun in seiner Noth: Zahlen oder Dienst quittiren, nach der rettenden Hand des Bruders sucht. Der verschafft ihm denn auch die Summe von Danckelmann, indem er sein Ehrenwort verpfändet, daß er selbst einstehen will, wenn der Schuldner nicht zahlt. Damit ist er in die eine Art Abhängigkeit von Danckelmann gekommen und er muß diese seine Opferwilligkeit im Verlauf des Romans bitter büßen. Die andere, bessere Abhängigkeit von dem alten Wucherer ist die Liebe zu seiner Tochter, die er schließlich heirathet, um noch mehr in die Schuld Danckelmanns zu kommen; denn um die Heirath zu ermöglichen, spiegelt ihm Danckelmanns Frau vor, sie habe eigenes Vermögen; Felix Trolla lebt aber in Wahrheit als Referendar mit seiner jungen Frau aus der Tasche des Alten, von Wucherzinsen. In dieser Situation wird Trolla von den zwei treibenden Mächten zu einer vor seinem moralischen Forum nicht zu vertheidigenden Handlung gebracht: Danckelmann wird wegen einer unsauberen Wuchergeschichte in Anklage versetzt; und nun soll der mittlerweile Rechtsanwalt gewordene Trolla ihn vertheidigen; Quittung für empfangene Wohlthaten. Trolla lehnt ab, obwohl von Frau und Schwiegermutter angefleht; die Sache ist ihm zu wenig ehrenvoll. Da greift das andere Motiv ein. Trolla's Bruder hat die Summe natürlich nicht zahlen können; unter den sachkundigen Händen Danckelmanns sind die 6000 Mark zu 18,000 Mark angewachsen. Obgleich nun der Bruder-Offizier sich Trolla's Heirath gegenüber durchaus ablehnend verhielt, ja ihn noch obendrein im Verdacht hatte, um seine steigende Nothlage gewußt und nichts für ihn gethan, also quasi mit Danckelmann gemeinsame Partie gemacht zu haben — Trolla hilft dem Bruder wieder. Ein letztes Mal in einer leidenschaftlichen Scene von seinem Weibe angefleht, ihren Vater zu vertheidigen, zu retten, vor sich den Bruder, der im Begriffe ist, die Generalstabscarriere antreten zu dürfen, wenn seine Schuld getilgt wird, übernimmt Trolla die für ihn als Schwiegersohn doppelt peinliche Vertheidigung Danckelmanns: der Preis dafür ist das Accept des Bruders. Der Schluß ist noch matter als der übrige Roman. Ein höchst scharfsinniger Schriftsatz Trolla's veranlaßt den Staatsanwalt, die Untersuchung gegen Danckelmann abzubrechen, der nun seinerseits gleichfalls moralisch werden will. Trolla zieht aus der zweifelhaften Atmosphäre des Hauses in der Linienstraße Berlin N., die ihn nicht zu infiziren vermocht hat, nach Berlin W. Mutter und Bruder Trolla's machen ihren Frieden mit ihm; er ist ja wirklich eine gute, ehrliche Haut, werth, von einem künftigen Generalstabsoffizier und einer Regierungsräthin anerkannt zu werden. Alles endet aufs beste. Dieser Haupthandlung sind eine Reihe von aus Dutzenden anderer Romane bekannten Berliner Typen eingegliedert: Studenten, Kellnerinnen, Wucherer und zweifelhafte Ehrenmänner, das Philisterthum von Berlin N. u. s. f. Auch hier nirgends eine Spur von Originalität. — Eine Frage noch zum Schluß an Kretzer: Ist das Verhältniß Trolla's zu seinem militärischen Bruder wirklich nach Fleisch von seinem Fleisch, Geist von seinem Geist? Würde der Offizier Trolla, um den Rechtsanwalt Trolla vom Ruin zu retten, auch eine in den Augen seiner Kollegen und Vorgesetzten „anrüchige“ Handlung begangen haben?! Nein, so gestaltete Konflikte sind nicht Kretzer'sches Gold; sie sind Talmi, Fabrikwaare, wie sie zu Tausenden den Büchermarkt überschwemmt.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

-l. *Bessels Nachlaß.* Der äußerst werthvolle literarische Nachlaß des großen Königsberger Astronomen *Friedrich Wilhelm Bessel* wurde, wie „Sirius“ meldet, von Hrn. *Berend Bessel-Lorck*, einem in London lebenden Enkel Bessels, der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin zum Geschenk gemacht und von dieser mit Dank angenommen. Er enthält hauptsächlich die von zeitgenössischen Gelehrten, wie Argelander, Enke, Fraunhofer, Herschel, Jacobi, Schumacher, Struve u. A., an Bessel gerichteten Briefe, meist ohne seine Antworten (Bessels Briefwechsel mit Gauß, Olbers und Humboldt ist bekanntlich schon seit längerer Zeit veröffentlicht). Es wäre zu wünschen, daß die Antwortschreiben Bessels von ihren derzeitigen Besitzern ebenfalls der Berliner Akademie überwiesen würden; Hr. Geheimrath O. *Struve* in Karlsruhe ist durch Ueberlassung der in seinem Besitz gewesenen Briefe Bessels an seinen Vater hierin bereits mit gutem Beispiel vorangegangen. Mit Sicherheit darf wohl erwartet werden, daß die Berliner Akademie die ihr übergebenen werthvollen Dokumente baldigst veröffentlichen werde.

-rl- *Von den Philippinen.* Die in London erscheinende angesehene Wochenschrift „Nature“ bringt in einer ihrer letzten Nummern eine Mittheilung aus Hongkong, die in mehr als einer Hinsicht auch für weitere Kreise von Interesse sein dürfte. Die auf den Philippinen ansässigen Jesuiten haben hienach bereits vor vielen Jahren auf ihren Niederlassungen in Manila und Zikawei meteorologische Beobachtungsstationen eingerichtet und ebenso seit langem telegraphische Witterungsberichte, verbunden mit Wetterprognosen und Sturmwarnungen, an die spanischen Konsuln in Hongkong, Schanghai und Singapore versandt, von welch letzteren diese Mittheilungen dann zum Nutzen der Allgemeinheit in den gelesensten Zeitungen ihrer Bezirke regelmäßig veröffentlicht wurden. Nach Angabe indischer Zeitungen ist dieser von den Jesuiten eingerichtete Beobachtungsdienst auf ihren beiden Observatorien gut und entsprechend den Anforderungen der Neuzeit organisirt und hat sich ferner der von ihnen in durchaus freiwilliger Weise eingeführte Nachrichtendienst für Schiffahrt und Handel der genannten Häfen als von größtem Nutzen erwiesen; ihre hierauf zielende Thätigkeit hätte also, wie man meinen sollte, auch von Seiten der neuen Herren auf den Philippinen alle Aufmunterung und Unterstützung verdient. Statt dessen hat der Staatssekretär des Kriegsdepartements der Vereinigten Staaten von Nordamerika die weitere Versendung dieser Wetterdepeschen nach Orten außerhalb der Philippinen *peremptorisch verboten*, und zwar soll dieses Verbot auf Ansuchen von Dr. *Doberck*, des Direktors des Hongkonger meteorologischen Instituts, erlassen worden sein. Die gegen diesen Herrn in den Zeitungen erhobene Klage gipfelt in dem Vorwurf, daß er seine Beziehungen zum amerikanischen Wetter-Bureau dazu benutzt habe, um durch dieses den Staatssekretär des Kriegsdepartements in Washington zur Unterdrückung der von den Jesuiten versandten, ihm unbequemen Wettertelegramme zu veranlassen, damit die von ihm selbst herausgegebenen Witterungsprognosen durch jene der Jesuiten fernerhin nicht mehr desavouirt werden können. „Sicherlich,“ so schließt die Zeitschrift „Nature“ ihre Ausführungen, „kann die Oeffentlichkeit die Genauigkeit und den Werth von Wettervorhersagungen ebensogut mit als ohne Unterstützung der Manilaer Autoritäten beurtheilen, es ist aber eine schlecht berathene Politik, die Verbreitung von wissenschaftlichen Informationen einzuschränken. Und da im vorliegenden Fall der Beobachtungs- und Nachrichtendienst von den Jesuiten überdies vollständig freiwillig versehen wurde, ist es schwer einzusehen, warum ihnen die Verbreitung ihrer Wetterdepeschen plötzlich untersagt worden ist.“ — Wir schließen uns diesem englischen Urtheil rückhaltlos an.

w. Seit längerer Zeit stellt der *französische Naturforscher Diguet eingehende Untersuchungen über die Entstehung der Perle* an. Ueber die bisherigen Ergebnisse dieser Arbeiten hat nun Eduard Perrier in der letzten Sitzung der Académie des sciences zu Paris Bericht erstattet. Diguet scheidet zwischen zwei Arten von Perlen, der Perlmutterperle (perle de nacre) und der echten Perle (perle fine). Jene kommt, wie allgemein bekannt ist, durch das Eindringen eines Fremdkörpers in das Innere der Schale

Digitized by Google

zustande, wobei sich an den neuen Bestandtheil ein Perlmutterüberzug ansetzt. Für die echte Perle stellt Diguet eine andere, übrigens in einigen Zügen schon bekannte Erklärung auf. Es entsteht zunächst unter der Einwirkung eines Mikroben oder Schmarotzerthierchens ein kleines Bläschen, was allmählich auswächst und sich hornartig verdichtet. Es theilt sich dann mit einemmal der neue Auswuchs in mehrere Theile und diese gehen nun als Perlen der Vollendung entgegen, während die Zwischenräume sich mit einer Perlmutterschicht bedecken, die oft so dicht ist, daß dadurch die Perlen ganz verdeckt werden. In allen Perlen dieser Art, welche Diguet untersuchte, fanden sich im Innern die Reste von Parasiten vor. Der Franzose, welcher seine Untersuchungen an der Meeresküste von Californien fortzusetzen beabsichtigt, will seine Bestrebungen ganz besonders dahin lenken, Mittel und Wege zu finden, die schon oft versuchte künstliche Erzeugung zu vervollkommnen und so dem Perlenhandel eine neue Grundlage zu schaffen.

* **Die „Plimsoll-Linie“ in Deutschland.** Die Hamburg-Amerika-Linie hat die Anordnung getroffen, daß ihre sämmtlichen Schiffe mit einer Tiefladelinie versehen werden und der Kaiser hat ihr dafür, wie schon gemeldet, in einem Telegramm gedankt, in dem er die Hoffnung aussprach, daß auch andere deutsche Gesellschaften diesem Beispiel folgen und dadurch für die Sicherheit der Seeschiffe in erhöhtem Grad Vorsorge tragen würden. Diese Einrichtung der Tiefladelinie, so schreibt die „Köln. Ztg.“, ist von England übernommen worden, wo sie auf Veranlassung des um das Wohl der Matrosen hochverdienten Abgeordneten Plimsoll Gesetzeskraft erlangt hat. Die Tiefladelinie heißt deßhalb auch nach ihrem Befürworter „Plimsoll-Linie“. Die Linie besteht aus einer weißen Strichmarkirung an den Seiten des Schiffes, durch welche diejenige Grenze angegeben wird, unter die das Schiff nicht ins Wasser gehen darf. Die Linie muß also auch bei schwerster Beladung sichtbar sein, und wer das Schiff so beladet, daß die Linie unter Wasser verschwindet, macht sich nach englischem Recht eines Vergehens schuldig. Angeregt wurde das hierauf bezügliche Gesetz durch den Umstand, daß gewissenlose Rheder ihre Schiffe in unvernünftiger und gefährlicher Weise beladen, so daß viele Schiffsunfälle auf diese Ueberladung zurückgeführt werden mußten. Zweifellos wird durch solche Ueberladung die Sicherheit von Schiff und Mannschaft unter Umständen gefährdet, wenn aber andere Staaten bisher die Plimsoll-Linie nicht angenommen haben, so beruht das wohl darauf, daß sich das Bedürfniß nicht bemerkbar machte. Jeder gewissenhafte Rheder hat das größte Interesse daran, daß seine Schiffe nicht überladen werden und er wird ganz von selbst dafür Sorge tragen, daß in dieser Beziehung nicht gefehlt werde. Jeder Schiffsführer weiß genau, wie weit die Belastung seines Schiffes gehen kann und über diese Belastung wird er nicht hinausgehen, gleichviel ob sie an seinem Schiffe durch eine sichtbare Linie markirt ist oder nicht. Vor allem wird dies von den großen und angesehenen Gesellschaften gelten, deren Schiffe einen beträchtlichen Werth darstellen. Thatsächlich ist auch in England der Fehler der Ueberladung, der zum Plimsoll-Gesetz führte, nur dem Verfahren von Rhedern zuzuschreiben, die alte, jammervolle Schiffe unter solchen Umständen auslaufen ließen, daß der Gewinn einer Fahrt dem Werthe eines Schiffes gleichkam oder es übertraf. So wie die Verhältnisse in der deutschen Handelsmarine liegen, glauben wir, daß die Einführung der Plimsoll-Linie sicherlich nichts schaden, aber auch nicht sonderlich viel nützen wird. Soweit die Linie nicht Gesetzeskraft hat, kann sie nur als von den Rhedern vorgezeichnete Richtschnur für die Kapitäne dienen, die auch jetzt schon eingehalten wird, mit oder ohne äußerliche Markirung.

* **Die Serum-Kur gegen Gelbes Fieber**, die vor zwei Jahren durch Dr. Sanarelli aus Montevideo entdeckt und angeblich offiziell als zuverlässig befunden wurde, erweist sich als von recht zweifelhaftem Werthe. Bei Thieren damit angestellte Versuche haben kein endgültiges und vor allem kein sicheres Resultat ergeben. Generalarzt Wyman von der medizinischen Abtheilung in Washington erklärt, wie der „Hamb. Korr.“ schreibt, jetzt offiziell, daß der Werth des Serums als nicht erwiesen betrachtet werden muß.

* **Gießen.** Die philosophische Fakultät der großherzoglich hessischen Ludwigs-Universität hat dem k. u. k. Gesandten a. D. Dr. Karl v. Scherzer, einem alten akademischen Gebrauche folgend, das ihm vor 50 Jahren (29. Juni 1849) verliehene Diplom eines Doktors der Philosophie h. c. unter der ehrenvollsten Anerkennung „seiner bisherigen langjährigen und so erfolgreichen und administrativen Thätigkeit“ erneuert.

* **Kiel.** Dr. Bernhard Fischer, bisher außerordentlicher Professor der Hygiene an der hiesigen Universität, ist zum ordentlichen Professor befördert worden. Die Erhebung der Kieler außerordentlichen Professur der Hygiene zu einer ordentlichen war im diesjährigen Staatshaushaltsetat vorgesehen. Jetzt sind, wie die „Voss. Ztg.“ mittheilt, alle preußischen Universitäten mit ordentlichen Professuren der Hygiene versehen. Damit ist die 1883 begonnene Bewegung, die darauf hin ging, den Unterricht in der Hygiene in den preußischen Universitäten entsprechend der Bedeutung der Gesundheitspflege auszugestalten, zum Abschluß gekommen.

* **Wien.** Hofrath Dr. Anton Menger, Professor des österreichischen Zivilprozesses an der Wiener Universität und Verfasser des berühmten Werkes über das bürgerliche Gesetz und die besitzlosen Klassen, tritt wegen Augenleidens in Ruhestand. — Der „Wiener Ztg.“ zufolge ernannte der Kaiser den außerordentlichen Professor an der Berliner Universität Dr. Winter zum ordentlichen Professor der klassischen Archäologie an der Universität Innsbruck.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Worpsweder. (Meisterwerke der Holzschneidekunst. Neue Folge. Heft 6.) Leipzig, J. J. Weber. — Hinauf gen Jerusalem. Gedenkbuch der offiziellen Festfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Herausgegeben von H. Niemöller. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Olive Schreiner: Träume. 2. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmler 1899. — Dr. Rob. Beltz: Machiavelli L. Hoffmann: Die Sprache und Literatur der Wenden. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge XIV. Heft 317 und 318.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1899. — Dr. Hilty: Glück. III. Theil. Frauenfeld, J. Huber 1899. — A. S. Gribojedoff: Weh dem Klugen! Schauspiel. Einbeck, H. Ehlers 1898. — Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. 25. Jahrg. Augsburg, in Kommission J. A. Schlosser 1898. — Dr. Wilh. Bacher: Die Agada der palästinensischen Amoräer. 3. Band: Die letzten Amoräer des heiligen Landes. Straßburg i. E., Karl J. Trübner 1898. — Jahresbericht des Ornithologischen Vereins München für 1897/98. Hggb. von Dr. C. Parrot. München, Rich. Jordan 1899. — Dr. J. Müller: Die Stadt Innsbruck mit Umgebung, Ausflügen und Tagestouren. Innsbruck, im Selbstverlag 1899. — Emile Zola: Die Schultern der Marquise und andere Novellen. (Kleine Bibliothek Langen. Bd. 18.) Leipzig, München, Alb. Langen 1898. — Rud. Breitscheid: Die Landpolitik in den australischen Kolonien. Hamburg, A.-G. „Neue Börsenhalle“ 1899. — Th. G. Masaryk: Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus. Studien zur sozialen Frage. Wien, Karl Konegen 1899. — Dr. Alph. Rivier: Lehrbuch des Völkerrechts. 2. Aufl. (Handbibliothek des öffentlichen Rechts von A. v. Kirchenheim, IV.) Stuttgart, Ferd. Enke 1899. — A. Wengler: Deutsches Gewerberecht. (Sammlung kaufmännischer Rechtsbücher.) Leipzig, Handelsakademie (Dr. Ludw. Huberti). — Historische Zeitschrift. Hggb. von Fr. Meinecke. Neue Folge. 47. Bd. 1. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1899. — Karl Endres: Das Standgericht der Militärstrafgerichtsordnung. München, C. H. Beck 1898. — *Jean Jaurès:* Action Socialiste. 1. Série. Paris, Georges Bellais 1899. — Dres. Castor und Pollux: Das Massenfenunwesen in Berlin. Berlin, Dr. R. Wrede 1900. — Dr. V. Calligaris: Die Thierschutzidee und ihre praktische Bethätigung. Vortrag. Wien, Karl Gorischek 1899. — Wilh. Schmidt: Vogesenführer für Touristen und Radfahrer. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz u. Cie. 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 8. Juli. Nummer 153.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Klöster und Burgen in Hohenzollern.

Von K. Th. Zingeler.

### I.

### Klöster.

Den Kern der hohenzollerischen Lande bildet die uralte Grafschaft Zollern, das spätere Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen. Wir beginnen daher füglich mit den Klöstern in jenem Theile des Landes.

#### Stetten im Gnadenthal.

Das Dorf Stetten liegt nahe bei Hechingen, dem Hauptstädtchen der alten Grafschaft Zollern, das mit nicht ganz unberechtigtem Grollen es nur schwer überwinden kann, daß 1850, als die beiden Fürstenthümer an die Krone Preußen übergingen, Sigmaringen statt seiner Hauptstadt der hohenzollerischen Lande wurde, wozu es, vom geschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, größere Berechtigung hatte, als die schmucke Rivalin an der Donau. Im Dorf Stetten befindet sich das gleichnamige Kloster mit dem Zusatz „im Gnadenthal“. Die Lage von Dorf und Kloster am Nordabhang des Zollerbergs, der sich gerade nach dieser Seite majestätisch ausnimmt, ist sehr hübsch und die nähere wie weitere Umgebung ist von nicht gewöhnlichem landschaftlichem Reiz. Die Klöster in Hohenzollern hängen alle mehr oder weniger mit dem zollerischen Hause zusammen, keines aber mehr als Stetten, das eine ureigene Stiftung der Grafen von Zollern ist und dem Geschlecht Jahrhunderte hindurch zur letzten Ruhestätte diente. Die Gründung des Klosters hat das erfindungsreiche Mittelalter mit verschiedenen zum Theil recht romantischen Sagen umwoben, in welchen die Zollerngrafen die Hauptrolle spielen. Fest steht, daß das Kloster in seinen Anfängen bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückreicht; denn schon 1261 nimmt Papst Alexander IV. es in seinen Schutz und sichert ihm alle von seinen Vorgängern bewilligten Privilegien, das Monasterium vallis Gratiae scheint aber nur eine Sammlung frommer Frauen gewesen zu sein. Eine feste klösterliche Geschlossenheit fehlte ihm damals noch und zudem war es ganz mittellos. Diesem Uebelstande half Graf Friedrich von Zollern und seine Gemahlin Udelhild 1267 dadurch ab, daß sie Stetten mit ausreichenden Mitteln und Vorrechten ausstatteten. So wurden Beide die eigentlichen Gründer des Klosters, das von Dominikanerinnen bis 1803, wo es der Säkularisation zum Opfer fiel, bewohnt war. Graf Friedrich ließ sich, der frommen Sitte jener Tage gemäß, vor den Altar der Klosterkirche begraben und seine Gemahlin Udelhild trat sogar nach dem Tod des Grafen als Nonne zu Stetten ein. In der Folge blieb Stetten Jahrhunderte hindurch Gruftkirche der Grafen von Zollern bis zur Erbauung der jetzigen Pfarrkirche, der ehemaligen Stiftskirche zu Hechingen, die von Graf Jos Niklas 1472 schon begonnen, von Graf Eitel Friedrich († 1512) vollendet und dotirt wurde. Jos Niklas († 1483), fand seine letzte Ruhestätte noch in der Klosterkirche zu Stetten, wogegen Eitel Friedrich und seine Gemahlin Magdalena, eine Markgräfin von Brandenburg († 1496), in der neuen Gruft in der Stiftskirche beigesetzt wurden, die von da ab als Erbbegräbniß diente. Im Jahre 1804 ließ Fürst Hermann Friedrich Otto die Gebeine seiner Vorfahren von Stetten nach Hechingen übertragen. Leider geschah das mit der in jener Zeit noch vielfach herrschenden Gleichgültigkeit für historische Forschung. Ein genaues Protokoll über die vorgefundenen Gräber und ihren Inhalt wurde nicht aufgenommen, ebensowenig über die damals noch vorhandenen Grabsteine. Trotzdem ist Stetten doch für die hohenzollerischen Genealogen von Interesse, da aus Klosterzeit noch alte Seelbücher und Jahrtagsverzeichnisse (Anniversarien) erhalten sind, die eine große Anzahl zollerischer Familienangehörigen verzeichnen. — Von den vielen Sagen und Legenden, die sich mit dem Kloster beschäftigen, wollen wir nur die vom „zollerischen Bild“ hier mittheilen. Es war dies ein Flügelschrein, der aus der ersten Zeit des Klosters herrührte und in dessen Innern sich das Bild des Gekreuzigten befand. Man hieß es „das zollerische Bild“, weil es das Hinscheiden der Grafen von Zollern vorher ankündete. Für gewöhnlich blieben die Flügelthüren geschlossen. Allemal drei Tage vor dem Tod eines älteren Zollergrafen öffnete sich der Schrein von selbst soweit, daß das Christusbild sichtbar wurde. Wollte es aber den Tod eines minderjährigen Zollergrafen andeuten, dann öffneten sich nur die Riegel, die Thüre selbst nicht. Drei Tage vor dem Tod des Grafen Jos Niklas, der damals noch ganz wohl und frisch war, öffnete sich das Kästchen zum letzten Male. Der Graf starb wirklich drei Tage nachher, am 9. Februar 1488. Kurz darauf verbrannte das zollerische Bild und damit hatte der Spuk ein Ende. — In baulicher Beziehung bietet das Kloster selbst kein besonderes architektonisches Interesse. Die Kirche dagegen gehört zu den schönsten Hohenzollerns. Von besonderer Schönheit ist der frühgothische Chor, der in die erste Zeit des Klosters, in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückreicht und durch seine hohen Maßwerkfenster und die feinen Formen des hochgesprengten Gewölbes überrascht. Im Schiff ist das gothische Kreuzgewölbe ebenfalls erhalten, während im übrigen die Verbesserungssucht des vorigen Jahrhunderts sich unliebsam ausdrängt. Zur besonderen Zierde gereicht der Kirche ein spätgothisches Sakramentshaus im Chor, sehr reich gegliedert und schlank hoch hinaufsteigend. Erwähnenswerth ist auch die westlich an den Chor anstoßende Johanniskapelle, ursprünglich ein gothischer Bau, mit überraschend schönen Stuckarbeiten des 16. Jahrhunderts. Wir haben es hier wohl zweifellos mit demselben Meister zu thun, der in St. Luzen, worauf wir verweisen, so Hervorragendes geleistet. In der Predella des Renaissancealtars

Digitized by Google

ist eine originelle, naive Darstellung der Geburt des hl. Johannes. Elisabeth liegt im Bett. Vor ihr steht ein Tisch mit Trank und Speise. Dienerinnen bemühen sich um sie und am Fußende steht Zacharias, behaglich zuschauend. — Schade, daß das Dorf Stetten nicht Pfarrdorf werden kann. Kirche und Kloster würden dadurch nur gewinnen. Zweimal schon im Laufe der Jahrhunderte sah Kirche und Kloster die stolze Zollernburg vor sich in Trümmer sinken und wieder neu erstehen. Vielleicht kommt auch für Stetten nochmals ein Tag der Auferstehung.[1])

### St. Luzen.

Unweit des Bahnhofes von Hechingen, wenige Minuten außerhalb der Stadt, liegt die ehemalige Klosterkirche St. Luzen. Tausende fahren an dem unscheinbaren Gebäude vorbei, ohne zu ahnen, daß hier neben den rauchenden Schornsteinen einer großen Brauerei eine Perle der Frührenaissance, halb versteckt durch unansehnliche Gebäude und alte, schöne Bäume, liegt. Einst, 1328, war St. Luzen sogar Pfarrkirche von Hechingen, das damals seinem größeren Theile nach unten am Berge lag, heute noch die Altstadt geheißen. Dann zog sich das Städtlein auf die lichtere und schöne Anhöhe hinauf und sah geringschätzend auf die Klosterkirche hinab, die doch zu den ältesten Kultstätten Hohenzollerns gehört und wahrscheinlich in jene Zeit zurückreicht, wo die blondschopfigen Schwaben hinsichtlich des Christenthums noch oft recht krause Vorstellungen hegten. Ehedem eine Nonnenklause, war St. Luzen zu Anfang des 16. Jahrhunderts schlimm zerfallen. Da ließen Graf Eitel Friedrich IV. (1545 bis 1605) und seine Gemahlin Sibylla, eine Gräfin von Zimmern, das „von unseren lieben Voreltern vor vielen Jahren erbaute Gotteshaus zu St. Luzen, so aber ganz in Abgang gerathen, aus christlichem und catholischem Eyfer wiedererbauen" und übergaben Kirche und Kloster aus München berufenen Franziskanern. Im Jahre 1589 wurde der Bau vollendet und eingeweiht. Gar einfach ist die Kirche von außen und welcher Formenreichthum im Innern! Wir haben es hier mit einem Schatzkästlein der Stukkatur zu thun, wie es deren aus jener Zeit nicht viele in Deutschland gibt. Langhaus und Chor sind ähnlich behandelt. Kräftig vorspringende Halbsäulen aus Stuck theilen die Wände des Langhauses wie des Chors in Nischen, die mit Figuren gefüllt sind. Schönes Flachornament belebt die Zwischenräume. Eine schier unerschöpfliche Phantasie und Gestaltungskraft hat der Meister beim Ausschmuck der Bogenfelder des Gewölbes bewiesen, wo er in Anbringung von Reliefs, Cartouchen, Fruchtguirlanden, Rankenwerk, Laubgewinde u. s. w. geschwelgt hat. Während das Auge vorerst nicht weiß, wo es beginnen soll, um sich in dem Renaissanceschmuckkästchen zurechtzufinden, wirkt das noch im gothischen Charakter gehaltene Netzgewölbe des Langhauses, das aus Holz hergestellt ist und auf den Knotenpunkten Wappen in Cartouchen enthält, beruhigend. Reicher entwickelt ist das Gewölbe des Chors mit vielgegliedertem Netzwerk. Die Rippen sind schön ornamentirt. Eine Zierde der Kirche ist sodann die Kanzel, ein zierliches Meisterwerk der Frührenaissance, das jedem Gotteshause zur Ehre gereichen könnte. Sowohl der Meister, Künstler dürfen wir mit vollem Rechte sagen, der Stuckarbeiten, wie der Verfertiger der Kanzel sind uns bekannt. Ersterer heißt in dem Vertragbriefe vom 10. August 1587 „Wendel Neufferer, Gibser von Herrenberg", der Schnitzer der Kanzel wird „Hannß Aman, Bildtschnitzer von Ulm" genannt. Dieser Bildschnitzer Hans Aman war aber nicht nur ein Meister in der Holzschneidekunst; er bearbeitete auch den Stein. In der Kirche zu Hettingen, O.-A. Gammertingen, befinden sich große stattliche Grabsteine der Spet von Zwiefalten von 1582—1586. Einer derselben trägt genau dasselbe Meisterzeichen wie die Kanzel zu St. Luzen, welche markirt ist mit den Buchstaben H. A. und der Jahreszahl 1589. Wie interessant ist es, sich einen „Verdingzettel" jener Zeit anzusehen, mit welchem der Lohn für die zu liefernde Arbeit festgestellt wird! Meister Neufferer, der sich so schlicht und einfach Gibser nennt, erhielt für die gesammte Gipserarbeit und die so reichen künstlerischen Stukkaturen 900 fl. Wie hoch würde sich wohl heutigestags die Rechnung für eine solche Leistung belaufen? Der Bildschnitzer Hans Aman, ebenfalls ein Künstler, erhielt für die geschnitzten Kirchenstühle, deren er 30 für St. Luzen zu liefern hatte, sage und schreibe 2 fl. für jede Bank. Allerdings bekam er das Holz geliefert. — Wie schade, daß man St. Luzen nicht an eine andere Stelle versetzen kann, wo die schöne Kirche mehr zur Geltung käme! Aber die Zeiten, wo die Engel Kirchen und Kapellen nächtlicherweile versetzten, sind leider vorbei.

### Rangendingen.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß im Oberamt Hechingen, der alten Graffschaft gleichen Namens, noch ein Kloster sich befand, und zwar zu Rangendingen. Es wurde 1302 gestiftet und bis 1803 von Dominikanerinnen bewohnt. Die hübsche Rokokokirche gehört, wie die Klostergebäude, der Gemeinde und liegt ganz unbenutzt da, verstaubt und vermodernd. Wie manche arme Gemeinde, die sich mit einem unzulänglichen Gebäude kümmerlich behelfen muß, wäre froh, eine so hübsche, mit Bänken, Skulpturen und sonstigem Schmuck gut versehene Kirche zu haben!

### Beuron.

Während auffallenderweise das Oberamt Gammertingen gar keine klösterliche Niederlassung aufweist und im Oberamt Haigerloch man nur von zwei längst verschollenen Frauenniederlassungen, die aber nie eine bedeutende Rolle spielten, erzählt, besaß die Graffschaft Sigmaringen, das heutige Oberamt gleichen Namens, eine Reihe von Klöstern bedeutender Art. Hievon hat das hervorragendste, Beuron, wenn auch in veränderter Gestalt, die Stürme der Jahrhunderte überdauert und genießt heute Weltruf. Kritiker könnten einwerfen, Beuron habe nicht zur Graffschaft Sigmaringen, nicht zum Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen gehört. Das ist richtig. Das ehemalige Augustiner-Chorherrenkloster bildete eine Klosterherrschaft für sich. Seit 1803 gehörte es aber zum Fürstenthum und die gegenwärtige Erzabtei liegt im Oberamt Sigmaringen und ist eine Stiftung des Fürstenhauses Hohenzollern. Ueber Beuron ist schon so viel geschrieben worden, daß wir uns hier sehr kurz fassen können. Es wurde im 11. Jahrhundert von einem nobilis vir Peregrinus gestiftet. Wer dieser Peregrinus war, ist nicht sicher nachzuweisen. In meiner urkundlichen Geschichte des Klosters weise ich auf den damals lebenden (1070) freien Edeling, den Freiherrn Peregrin von Hoßkirch, hin. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß ein anderer Träger des so seltenen Namens Peregrin gefunden wird, dem man die Gründung des Klosters zuweisen könnte und der möglicherweise der Verwandtschaft des Zollernhauses angehörte; denn gerade die Zollern und Verwandte gehören zu den ältesten Schirmherren und Gönnern des Klosters. Unbestreitbare Thatsache ist, daß Augustiner die ersten Mönche des um 1077 entstandenen Klosters waren. Ob, wie die Sage erzählt, auf der Höhe der das jetzige Kloster umgebenden Berge, ein noch älteres Kloster Beuron gestanden, läßt sich gar nicht nachweisen. Sehr früh treten die Grafen von Zollern in Beziehung zum Kloster, indem schon 1253 Graf Friedrich von Zollern Schutzvogt desselben war. Das

[1]) Kurz nachdem dieses geschrieben, wurde, am 24. September 1898, das Kloster durch eine Feuersbrunst zerstört. Auch die Kirche litt durch das Feuer, wird aber wieder hergestellt werden.

Digitized by Google

Augustinerkloster wurde nach mancherlei Schicksalen 1803 aufgehoben. Im Jahre 1862 berief die Fürstin-Wittwe Katharina von Hohenzollern Benediktiner nach Beuron und ward somit Neustifterin desselben, das sich unter der ausgezeichneten Leitung des 1890 verstorbenen Erzabtes Dr. Maurus Wolter zur hohen Blüthe entwickelte. Auch unter seinem Nachfolger und Bruder, Erzabt Plazidus Wolter, gedeiht die Erzabtei, die schon eine Reihe neuer Benediktinerabteien ins Leben gerufen, und entfaltet sich beständig. Beuron, das überhaupt in manchen Zügen seines inneren Lebens an die frühmittelalterlichen Benediktinerklöster erinnert, hat auch das mit jenen gemein, daß besonders in den letzten Jahren viele Adelige dort eintraten. So alt Beuron auch ist, seine Gebäulichkeiten bieten kein besonders architektonisches Interesse. Kirche und Kloster, soweit es nicht von den Benediktinern ausgebaut wurde, gehören dem Anfang des vorigen Jahrhunderts an (1724—1738).

## Habsthal.

Dieses ehemalige Dominikanerinnenkloster am südlichen Ende des großen Weithartwaldes, schon zum fruchtreichen Oberschwaben gehörig, ist eine Stiftung des Pfalzgrafen Hugo IV. von Tübingen (1259). Eine große Rolle hat es nie gespielt. Während in den ersten Jahrhunderten die Klosterinsassen sich durch Frömmigkeit und strenge Zucht als gute Klosterfrauen bewiesen, kamen sie im 16. Jahrhundert in schlechten Ruf. Habsthal diente, wie manches Frauenkloster des Mittelalters und der nächstfolgenden Zeit, den Töchtern kinderreicher adeliger Familien als Versorgungsanstalt. Auf klösterlichen Beruf kam es dabei oft wenig an. Dazu trat die Verwilderung der Sitten. Da wurde nun die für den frommen Geist eines Klosters so nothwendige Abgeschlossenheit, die Klausur, oft lax beobachtet und mit den vielen Gästen zog auch ein recht weltlicher Geist ein. Schon 1521 sah sich Hugo von Hohenlandenberg, der damals Bischof von Konstanz war und strenge auf Klosterzucht hielt, gezwungen, den Nonnen scharfe Statuten zu geben. Es nützte aber nicht viel. Im Jahre 1573 kam ein bischöfliches Schreiben, in welchem das Gesuch um einen Geldzuschuß zu einem Bau abgelehnt wurde mit der Begründung: „Wir hielten aber dafür, wann ir euch der gottseligen klosterlichen Ordnung, die wir euch fürgeschrieben, aber euch bisher nit gefallen wöllen, gehorsamlich angenommen und euer unnütze, unklösterliche und hochverbotene haushaltungen, auch andere überflüssige gastereien, überlauf und einreiten geistlicher und weltlicher leute abgestellt hättet, es sollte mittlerweil soviel erspart sein, daß dieser bau hätte erricht werden können.“ Das oberhirtliche scharfe Schreiben hatte aber noch nicht den gewünschten Erfolg; denn nach einer im Jahre 1594 vorgenommenen bischöflichen Visitation erhielt Habsthal strenge Statuten, in denen sich Punkt 11 sehr drastisch folgender Art ausspricht: „Daß alles Gefreß, saufferey und sonderlich das tanzen durchaus abgeschaft, auch kain Saitenspiel hinein gebracht und in summa alle clösterliche zucht und gottesfertiges wesen, wie solches dem Herrn Christo verlopten junkfrowen wol anstet, gehalten werde.“ Als in der Folge das Kloster seinen Charakter als Versorgungsanstalt mehr und mehr verlor und wahrer Beruf Novizen anzog, da gestalteten sich die moralischen und auch materiellen Verhältnisse bedeutend besser, so daß Habsthal einen guten Ruf als frommes Kloster sich erwarb. Originell ist, was vom Jahre 1796 gemeldet wird. Der französische General du Heme zog mit seinem ganzen Stab nach Habsthal. Nun erzählt die Klosterchronik: „Nachdem die Klosterfrauen dem General du Heme eine Musik bei Tisch gemacht, so hat er denen Klosterfrauen zur Ehre auf einigen Wägen seine Musik Personalo von Ostrach hieher kommen lassen, um auch den Klosterfrauen Musik zu machen. Diese Ehre hätte man zwar gerne entbehrt, weil dieses neue Personale wiederum mußte verpfleget werden. Das hiesige Kloster ist zwar wegen diesem und weil auf Verlangen des Generals einige Menuet mußten getanzt werden, in der Ferne sehr verschreit worden, weil die Sage ging, als ob einige Klosterfrauen mißhandelt worden seien. Allein zur Ehre des Generals leisten wir das Zeugnis, daß sich das ganze Militär sehr edel betragen. Um 9 Uhr abends hat sich das ganze Militär aus dem Convent in das Wirthshaus zur Ruhe begeben.“ Am 21. März 1799 donnerten österreichische und französische Kanonen um Habsthal herum. An diesem Tag schlug Erzherzog Karl in siegreicher Schlacht den französischen General Jourdan und drängte ihn nach dem Westen zurück. 1806 wurde Habsthal aufgehoben, 1841 erstand in den ehemaligen Klosterräumen eine Vorbereitungsschule für Schullehrer und eine Anstalt für Blinde und Taube, an deren Stelle sodann 1850 eine Straf- und Korrektionsanstalt trat, die 1874 wieder aufgehoben wurde. Seit einigen Jahren ist Habsthal seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben; Benediktinerinnen haben sich in demselben niedergelassen. In architektonischer Beziehung bietet Habsthal kein besonderes Interesse.

## Hedingen.

Im Süden der Stadt Sigmaringen liegt das ehemalige Kloster Hedingen. Es hat viele Wandlungen durchgemacht, jetzt ist ihm eine ehrenvolle Bestimmung geworden: Die Kirche ist Gruftkirche des fürstlichen Hauses Hohenzollern und dient dem kgl. Gymnasium zugleich als Gotteshaus. Ein stolzer Kuppelbau im italienischen Renaissancestil wölbt sich nunmehr über der in ihrer ersten Anlage so einfachen Klosterkirche. Fürst Leopold von Hohenzollern ließ sie durch seinen Baurath de Pay[1]) erbauen. Von weither sichtbar gereicht sie der Stadt zur Zierde.

Hedingen wurde um 1346 als Dominikanerinnenkloster gegründet, aber schon 1597 aufgehoben. Es krankte an denselben Mißständen wie Habsthal, und böse Dinge erzählt die Zimmerische Chronik von dem Kloster und seinen Bewohnerinnen. Graf Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, der argen Anstoß an dem wenig klösterlichen Leben der Hedinger Nonnen nahm, betrieb sehr eifrig die Aufhebung des Klosters, wiewohl oder vielmehr, weil er ein gottesfürchtiger Mann war. Obgleich er bei dem Bischof in Konstanz Anerkennung fand, stieß die Aufhebung des Klosters doch auf starken Widerstand der Nonnen und ihrer Ordensobern. Im Jahre 1597 kam die Auflösung dennoch zustande, und die Hedinger Nonnen mußten in das Augustiner-Nonnenkloster zu Inzigkofen eintreten, was ihnen wegen der dort herrschenden strengen Zucht sehr unangenehm war. In den leer gewordenen Klostergebäuden wurde ein Spital errichtet. Jedoch schon 1624 berief Fürst Johann von Hohenzollern-Sigmaringen Franziskaner aus München hierher. Im Jahre 1803 wurde das Kloster aufgehoben und 1819 eine Lateinschule darin errichtet, der Anfang des jetzigen kgl. Gymnasiums. In den 40er Jahren wäre beinahe der hervorragende Benediktiner Beda Weber zum Leiter der Anstalt berufen worden. Fürst Karl Anton hatte den tüchtigen Mann als Erbprinz in Meran kennen gelernt. Der damalige Vorsitzende der fürstlichen Regierung war aber gegen Weber, und so verlief die Sache. Bis 1893 blieb die im Laufe der Jahre aus einer kleinen Lateinschule zu einem kgl. Vollgymnasium herangewachsene Anstalt in den Klosterräumen, wo letztere das neu errichtete Gymnasiumsgebäude bezog. Hedingen ist uralte Ansiedlung. Dicht bei dem Kloster auf der Anhöhe wurden zahlreiche

[1]) [illegible]der im Mai 1899 gestorben.

Gräber der Merovinger-Periode aufgedeckt. Der Name rührt zweifellos von dem Personennamen Hado, Hadubrand, abgeschwächt in Hedo, Hedi, her.

## Gorheim.

Am entgegengesetzten Ende der Stadt liegt ebenfalls ein Kloster, Gorheim genannt. Sehr bescheiden in seinen Anfängen, die 1303 von zwei ehrsamen Sigmaringer Jungfrauen gelegt wurden, hat Gorheim auch in der Folgezeit nie einen bedeutenden Aufschwung genommen. Vielen Schaden fügte ihm der 30jährige Krieg zu, und derselbe Tag, an welchem die Schweden das fürstliche Schloß in Brand schossen, sah auch Gorheim in Flammen aufgehen. Mit der Stadt Sigmaringen müssen die Gorheimer Franziskanerinnen nicht immer gut gestanden haben. Als sie sich 1679 zu hoch für die Kriegssteuer eingeschätzt glaubten und nicht zahlen wollten, legte die Stadt „einen corporal sambt 2 Tragonern vom Trantmannsdorfischem regiment, welche von 10 uhr vormittags bis 10 uhr abends gemelten Tags neben continuirlichem Essen und Trinken sehr ibel gehanset. 22 mas wein haben sie getrunken und haben ihnen müssen geben 5 Firtel haber". Aber schon 1704 war die schlimme Lehre vergessen. Aus gleichem Beweggrund schickte die Stadt „einen Fuhrier sambt 3 reuthern" nach Gorheim. Diese hausten derart, daß die Klosterfrauen schon am folgenden Tag nachgaben. Die „Exequierer" hatten „20 mas wein und 20 mas bier getrunken, und an Essen mußten wir ihnen geben, was sy nur verlangten". Im Jahre 1782 wurde das Kloster aufgehoben und Gorheim diente zunächst als kaiserlich-königliches (österreichisches) Institut, in welchem den pensionirten Klosterfrauen von Gorheim, Laiz (s. u.), Moosheim, Riedlingen und Königseggwald Unterkunft geboten wurde. Im Jahre 1805 fielen die Klostergebäude an das fürstliche Haus Hohenzollern-Sigmaringen, und die noch lebenden Nonnen von Gorheim und Laiz kamen nach Inzigkofen. Gorheim war zunächst Waffendepot und später Kaserne des hohenzollerisch-sigmaringen'schen Kontingents bis 1850. Im folgenden Jahre zogen Jesuiten ein, die aber 1872 das Land verlassen mußten. Seit einigen Jahren haben nunmehr Franziskaner das ehemalige Kloster bezogen. Weder die Klostergebäulichkeiten, noch die kleine Kirche bieten bauliches Interesse. Dagegen ist die Lage des Klosters sehr hübsch.

## Laiz.

Nur zwei Kilometer von Sigmaringen entfernt liegt das stattliche Pfarrdorf Laiz, und hier befand sich wiederum ein Kloster, sicher für eine so kleine Bevölkerung, wie sie Sigmaringen und Laiz früher besaß, zu viel des Guten. Um 1308 wurde das Dominikaner-Nonnenkloster von den Grafen von Montfort gestiftet. Im Gegensatz zu den Klöstern Habsthal und Hedingen genossen die Nonnen von Laiz einen guten Ruf wegen ihres frommen Wandels. Die braven Nonnen hatten keine Ahnung, daß ihr Kloster theilweise auf einem frühgermanischen Friedhof stände, in dessen Boden mancher alamannische Krieger mit Wehr und Waffen ruhe. Laiz gehört nämlich zu den ältesten Orten Hohenzollerns und auch Schwabens. Die Sage meldet heute noch, in der Nähe des Pfarrdorfs liege der König Attila begraben. Diese Sage findet sich mehrfach in Hohenzollern und zwar dort, wo Hügelgräber oder frühgeschichtliche Reihengräber nachgewiesen sind, ein Beweis, wie nachhaltig der Schrecken vor den Hunnen im Volk sich fortgepflanzt. Oberhalb Laiz liegt eine stattliche Reihe hoher schöner Grabhügel der Hallstattzeit. Aber sie enthielten weder Attila, noch sonst einen König; ihr Inhalt war bezeichnend, aber nicht reich. Ueber den Namen von Laiz ist viel gedeutelt worden. Da Laiz nachweisbar zur römischen Zeit schon bestand — mehrere römische Straßen kreuzen sich hier — das nahe Sigmaringen eine bedeutende römische Kolonie war, so möchte ich an das römische laetus, Läte, Germane, Fremder denken, der einen zinsbaren Staatsacker des römischen Gebiets gegen Verpflichtung zu Kriegsdiensten erhielt, woher laeticae terrae, von Hörigen bebaute Staatsäcker. Im Jahre 1782 wurde Laiz aufgehoben durch Kaiser Joseph II. In baulicher Beziehung bot und bietet es nicht das geringste Interesse. Dagegen ist die Kirche, die zwar mit dem Kloster zusammenhing, aber stets Pfarrkirche und nicht Klosterkirche war und deßhalb nicht in den Rahmen unsrer Darstellung aufgenommen werden muß, nicht ohne Interesse. Sie ist die einzige gothische Kirche in Hohenzollern, die mehrschiffig ist. Ihre Bauzeit fällt in den Anfang des 14. Jahrhunderts; sie wurde aber vielfach baulich verändert.

## Inzigkofen.

Den Kreis der um Sigmaringen liegenden Klöster schließt das Augustiner-Nonnenkloster Inzigkofen. Es war von den drei vorhergenannten das vornehmste, indem der höhere und niedere Adel Schwabens seine Töchter an dasselbe abgab. So waren sechs Gräfinnen von Hohenzollern, dann Helfenstein, Fürstenberg, Werdenberg, Sulz, Königsegg, Reischach, Zimmern, Staufenberg u. v. a. m. in dem Kloster vertreten, das sich stets eines sehr guten Rufs erfreute und als Muster für andere Frauenklöster aufgestellt wurde. Gegründet wurde das Kloster 1354 von zwei Bürgerstöchtern aus Sigmaringen. Inzigkofen gehört zu den sagenhaften Wandelkirchen und Wandelklöstern, indem das, was am Tag gebaut worden, in der Nacht, angeblich von Engeln, an eine andere Stelle geschafft wurde, ein Fingerzeig, daß höhere Mächte den Bau des Klosters nicht dort errichtet sehen wollten, wo es die frommen Frauen geplant. Wiewohl vielfach von edler Abkunft, lebten die Nonnen doch in großer Strenge gegen sich selbst. Bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts schliefen sie nicht in Betten, sondern in Truhen, enge und schmal. Im 30jährigen Krieg hatten sie viel von der Rohheit der Schweden und sonstiger Kriegsvölker zu leiden. Im Jahre 1803 wurde das Kloster aufgehoben. Ausgedehnte Gebäulichkeiten, theilweise dem 15. und 16. Jahrhundert angehörig, sind heute noch vorhanden. Die hübsche Kirche wurde 1780 von dem Haigerlocher Baumeister Christian Großbayr erbaut, der auch die stattliche Stiftskirche zu Hechingen nach den Plänen des berühmten Straßburger Baumeisters Michael d'Ixnard ausführte. Der Klostergarten, ein riesiges Areal, ist von einer haushohen Mauer umgeben, die jeden profanen Blick der Außenwelt abhielt, aber auch vortrefflichen Schutz gegen Wind gewährte. In ihm befindet sich jetzt ein schöner, wohlgepflegter fürstlicher Obstgarten, dessen herrlicher Blüthenschmuck zur Frühlingszeit viele Bewunderer heranlockt. Das Schönste aber ist der wundervolle Naturpark, der an das Kloster stößt und auf verhältnißmäßig kleinem Raum die malerischsten Scenerien bietet, hervorgerufen durch schöne Waldung, gewaltige, wild zerklüftete Felsen, an deren Fuß in schwindelerregender Tiefe die Donau rauscht, geheimnißvolle Grotten, die vom Steinzeitmenschen erzählen, und liebliche, lauschige Ruheplätze, an denen Kinder der Neuzeit, wie jene der Vorzeit sich gar Wichtiges anzuvertrauen hatten und haben, wobei nur die mit den klugen, klaren Aeuglein zuschauenden Vögel auf wippendem Zweige Zuschauer sind.

## Wald.

Weitaus das bedeutendste Frauenkloster Hohenzollerns war Wald, mehr bekannt unter dem nunmehr offiziell angenommenen Namen Klosterwald. Schon um das Jahr 1200 wurde Walde, wie es damals hieß, von Burkhard von Weggenstein gegründet, und zwar als Cisterzienser-Frauen-

Digitized by Google

Kloster. Somit ist Wald nach Beuron das älteste Kloster Hohenzollerns. Die erste Aebtissin war Juditha, eine Schwester des Stifters. In den ersten Jahrhunderten scheinen nur adelige Frauen Aufnahme gefunden zu haben. Die Aebtissinen gehörten stets dem Adel an bis zur letzten, der Reichsfreiin v. Zweyer (1799—1807). Das Kloster wurde 1806 aufgehoben. Unter den Aebtissinnen finden wir viele bekannte adelige Namen: Rohrdorf, Hohenberg, Hohenfels, Waldburg, Reischach, Jungingen, Heudorf, Hornstein, Schweindorf, Hausen, Rotheustein, Gelberg, Werdenstein, Schenk v. Castell, Bodman, Falkenstein, Thurn und Valsassina u. s. w. Auch Kloster Wald genoß einen guten Ruf und bewies allezeit einen vornehmen Charakter, worin sich der Cisterzienserorden überhaupt auszeichnete. Kirche und Kloster sind die stattlichsten klösterlichen Baulichkeiten Hohenzollerns. Die Klosterkirche, Pfarrkirche des Marktfleckens, wurde unter der Aebtissin Maria Jakobea von Baden (1681—1709) um das Ende des 17. Jahrhunderts erbaut. Ihre innere reiche Ausstattung legt Zeugniß ab für den Kunstsinn der Walder Klosterfrauen, zugleich aber auch für ihren Wohlstand. Brachte schon der Zeitgeschmack des Barock der Kirche viele Stuckornamente, so wurde sie erst recht durch die Aebtissin Maria Dioskura von Thurn und Valsassina (1739—1772) reich ausgeschmückt, die ihr einen vollständigen Rokokocharakter gab. Die adeligen Damen haben nicht vergessen, ihrer Thätigkeit Merkmale zu setzen. Allüberall in der Kirche, im Kloster, an Kirchengeräthen und Kirchengewändern, an sakralen und profanen Bauten, selbst an Mühlen, Scheunen und am Wirthshaus haben sie ihr Wappen angebracht, und zwar neben dem bekannten Cisterzienserordenswappen auch das eigene ihrer Familie. Ernst und gemessen schauen die Portraits der Aebtissinnen aus den Bilderrahmen auf die Beschauer herab, und vortheilhaft steht ihnen die kleidsame Tracht der Cisterzienserinnen, wobei Stab, Fingerring und die mit schwerem goldenen Anhängsel geschmückte Gürteluhr nicht fehlen. Die Aebtissin von Bodman spricht aus ihrem Bild noch die Mahnung aus:

Meine liebsten Töchter alle,
Wann ich euch bey Lebzeyt gefalle,
Werft mich nach dem todt nicht hin
Aus den Augen, aus dem Sinn. 1700.

---

## Die Entwicklung des Luftschifferwesens.

Das besondere Interesse, welches in der vor kurzem eröffneten Deutschen Sportausstellung der Abtheilung für das Luftschifferwesen zugewendet wird, und der Umstand, daß diese Abtheilung vorzugsweise durch Abgaben der Militärverwaltung gebildet wird, sind der beste Beweis dafür, daß das Versuchsstadium, in welchem sich das Luftschifferwesen vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch befand, überwunden und letzteres auf den Boden verlässiger praktischer Verwerthung hauptsächlich für Militärzwecke übergetreten ist. Je kürzer aber der Zeitraum ist, in welchem sich dieser Wandel hinsichtlich der Leistungsfähigkeit des Luftschifferwesens vollzog, und je gespannter bereits die Aufmerksamkeit ist, mit welcher man auch der Lösung des Problems eines lenkbaren Luftschiffes entgegensieht, um so unerläßlicher erscheint die Kenntniß der bisherigen Fortschritte auf dem Gebiete der Luftschiffahrt zum Verständniß des auf der Deutschen Sportausstellung Gebotenen.

Als sich die meisten der europäischen Armeen kürzere oder längere Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege dazu entschlossen, die Verwendung des bei der Belagerung von Paris wieder in den Vordergrund getretenen Luftballons für militärische Zwecke im Kriege in Erwägung zu ziehen und anzubahnen, hatte das Luftschifferwesen im allgemeinen noch mit derselben Komplizirtheit und Schwerfälligkeit der Mittel zu rechnen, welche seinerzeit den Hemmschuh für die höher strebenden Pläne der französischen Erfinder der Luftballons und der Aeronauten der ersten französischen Republik bildeten. Denn in der Zwischenzeit hatte die Technik für Zwecke des Luftschifferwesens so gut wie nichts geschaffen, was gegenüber dem Standpunkt jener Zeit einen wesentlichen Fortschritt bedeutet hätte.

Die Nothwendigkeit, schwerfällige Maschinen zur Gaserzeugung und zum Hochlassen und Einholen des Ballons mitführen zu müssen, ließ mit Recht das Vertrauen nicht aufkommen, daß die Ballontrains den Bewegungen der Feldtruppe folgen und zur rechten Zeit und mit genügender Verwendungsbereitschaft den Ort erreichen könnten, wo man ihrer bedurfte. Und selbst wenn dies gelang, so erforderte die nun noch nothwendige Gaserzeugung, auch wenn das hiefür erforderliche Wasser und Brennmaterial ohne besondere Schwierigkeiten beigebracht werden konnten, so viel Zeit, daß an einen Aufstieg des Ballons vor mehreren Stunden nicht gedacht werden konnte. Damit war meist die Zeit verflossen, während welcher die Erkundung der Verhältnisse beim Feind für die Truppenführung von besonderem Werth war. Versagte zudem bei der Gaserzeugung oder beim Hochlassen des Ballons eine der komplizirten Maschinen, dann war gewöhnlich an eine Thätigkeit der Luftschiffer-Abtheilung während des betreffenden Tages überhaupt nicht mehr zu denken. Diese mit der Nothwendigkeit der Gaserzeugung am Bedarfsort — also im freien Feld — zusammenhängenden Verhältnisse beraubten die Luftschiffer-Abtheilungen der nothwendigsten, für eine Feldtruppe unerläßlichen Eigenschaft: der genügenden Beweglichkeit und einer unter allen Verhältnissen gesicherten raschen Verwendbarkeit.

In diesen Zustand trug die Einführung des komprimirten Gases, bezw. der Eintritt der Möglichkeit, komprimirtes Gas verwendungsbereit mitführen zu können, vollkommenen Wandel. Es entfielen damit die Nothwendigkeit der Mitführung jener schweren Maschinen, die Abhängigkeit von ihrem sicheren Funktioniren, die geringe Beweglichkeit der Luftschiffertrains und der Zeitbedarf für die Gaserzeugung — mit einem Worte alle jene Hindernisse, welche die Verwendbarkeit der Luftschifferabtheilungen im Bewegungskriege bisher in Frage gestellt hatten. Durch die nunmehr ermöglichte Mitführung leichter Stahlbehälter für komprimirtes Gas, welche, wie die übrigen Ballonbestandtheile, auf Fahrzeugen von der Beweglichkeit eines Feldgeschützes befördert werden können, sind die Fesselballons zu dem geworden, wonach die Truppenführung im Feldkriege verlangt, zu einfachen, jederzeit verfügbaren und verlässigen Hülfsmitteln für den Erkundungsdienst, insoweit nicht der dem Kugelballon eigene Mangel an Auftrieb oder an Stabilität bei windigem Wetter das Hochlassen des Ballons oder die Beobachtung aus demselben erschwerten und vielleicht ganz verhinderten. Die Luftschiffertrains könnten nunmehr in beschleunigter Gangart in kürzester Zeit an die vom Truppenführer bestimmte Stelle gelangen und wären durch ihre nunmehrige Ausstattung mit den erforderlichen, in verwendungsbereitem Zustande befindlichen Hülfsmitteln in der Lage, den Aufstieg des Ballons — entsprechende Windverhältnisse vorausgesetzt — binnen höchstens einer halben Stunde nach dem Auffahren der Abtheilung zu verbürgen.

Die Abhängigkeit des Ballons von den Witterungsverhältnissen, d. h. vor allem vom Winde, war zwar durch die Mitführung komprimirten Gases einigermaßen vermindert worden, indem den mit dem neuen Geräthe bedienten Ballons infolge ihrer Größe und ihres besseren Füllgases (Wasserstoff) ein bedeutend stärkerer Auftrieb innewohnte, als dies bei den Ballons der früheren Luftschiffertrains der Fall war. Immerhin bildete diese Abhängigkeit des Kugelballons noch ein die Verlässigkeit seiner Verwendbarkeit wesentlich beeinflussendes Moment. Da trat der Drachenballon auf, der seine Entstehung den gemeinsamen Bestrebungen des Oberleutnants v. Siegsfeld und des Hauptmanns v. Parseval verdankt und bei stärkerem Auftrieb für die Beobachtungen große Sicherheit gegen Schwankungen bietet.

Er hat eine längliche, einer kurzen Zigarre vergleichbare Form und soll in der Luft eine schräg aufwärts gerichtete Stellung einnehmen. An den unteren rückwärtigen Theil des

Digitized by Google

Ballons legt sich ein gebogener, länglicher, wulstförmiger Ansatz, der sogenannte Kragen, der einem Krebsschwanze an Aussehen ähnlich ist. Ein kleiner rundlicher Ballon, die Nase, an einer Seite befestigt, dient zur Steuerung. Der Korb ist unter der Mitte des Ballons, das Haltekabel mehr nach vorn befestigt. Der eigentliche Ballon, welcher in der Mitte einen Zylinder, an den Enden Kugelabschnitte bildet, enthält in seinem unteren Theile einen besonderen Behälter, der die durch einen Trichter einströmende Luft aufnimmt und von dem das Gas enthaltenden Haupttheil durch eine aus gefaltetem Zeug bestehende Scheidewand getrennt ist. Letztere gestattet dem Gas, bei geringem Einströmen der Luft in den unteren Behälter sich nach diesem hin auszudehnen oder umgekehrt. Diese Anordnung bewirkt die Erhaltung der zylindrischen Form. Der Kragen oder Windsack, welcher mit Luft gefüllt ist, trägt wesentlich zur Verminderung der Schwankungen in der Luft bei, welche die starken Windströmungen außerdem hervorbringen. Die Nase, welche eine ringförmige Gestalt hat, besitzt unterhalb noch einen langen Anhang, bestehend aus kleinen Kegeln, welche auf einen Strick gereiht sind. Diese Anordnung gewährt eine bedeutende Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkung des Windes und erhöht die Stetigkeit des Ganzen. Hauptsächlich am letzten Tage der Kaisermanöver des Jahres 1897 hat ein derartiger Ballon der preußischen Armee-Abtheilung, welcher trotz starken Windes ohne Schwierigkeit hochging und in tadelloser Stabilität Beobachtungen gestattete, gegenüber dem den nöthigen Auftrieb versagenden und im Winde hin und her schwankenden Kugelballon der bayerischen Armee-Abtheilung seine Vorzüge in so glänzender Weise bewiesen, daß inzwischen fast alle europäischen Armeen zur Ausstattung ihrer Luftschiffer-Abtheilungen mit Drachenballons übergingen.

Allein nur in gefesseltem Zustand bietet dieser Ballon der Gegenwart Gewähr für sicheres Funktioniren in dem beabsichtigten Sinn. Mangels der durch die Technik noch nicht in genügendem Maße und in ausreichender Verläßlichkeit hergestellten Lenkbarkeit des Ballons ist derselbe in freifliegendem Zustand noch vollkommen den Einwirkungen der Windströmungen ausgesetzt und damit mehr oder minder dem Zufall anheimgegeben. Die Lösung des Problems, den Aufenthalt und die Fortbewegung des Menschen im Luftraum gesetzmäßig zu regeln, hat deßhalb in den letzten Jahren Anlaß zu zahlreichen Erfindungen und Konstruktionen gegeben, die ihre Aufgabe entweder durch den Bau von Flugmaschinen in möglichster Anlehnung und Nachahmung des Vogelfluges oder durch den Bau lenkbarer Luftfahrzeuge und Luftschiffe zu lösen suchten. Nach keiner der beiden Richtungen wurde jedoch bis jetzt ein genügend sicheres und befriedigendes Ergebniß gewonnen, so daß sich daraus die außerordentliche Spannung erklärt, mit welcher man dem demnächst in Aussicht stehenden Versuch mit dem lenkbaren Luftschiff des Grafen Zeppelin entgegensieht.

So konnten auch die neuesten Erfindungen hinsichtlich der Konstruktion von Flugmaschinen, wie das Aërodrom von Professor Langley, das Aëroplan der Franzosen Tatin und Richet, der Segelradflieger des Professors Wellner, die Flugmaschine Stentzels, der Drachenflieger Maxims und des Regierungsraths Hoffmann, die Ader'sche Flugmaschine, der Fallschirmapparat des Bergsekretärs Buttersted u. A., noch keine Wendung in der Technik der Luftschiffahrt herbeiführen und bieten noch so viele Schwierigkeiten und Störungen in der Lenkung, daß ihr Gebrauch auch nicht annähernd den bescheidensten Anforderungen der Verläßlichkeit und Sicherheit genügt. Auch die Lenkbarkeit des Luftballons wurde trotz der vielfachen hierauf gerichteten Versuche nicht in dem erforderlichen Maße erreicht; immerhin führten letztere zu der Erkenntniß, daß der Weg zur Erreichung dieses Zieles nur dann Aussicht auf Erfolg habe, wenn die selbstthätig wirkende Triebkraft eines Gasballons durch eine Maschinenkraft ergänzt oder ersetzt wird, welche eine genügende Steuer- und Lenkbarkeit zuläßt. Der Verwirklichung dieses Gedankens, bezüglich welcher vielleicht das am 3. November 1897 zu Berlin erprobte Schwarz'sche Luftschiff das Beste unter den bis jetzt vorgeführten Erfindungen leistete, steht aber der Umstand noch hindernd im Wege, daß die Maschinen im Verhältniß zu der von ihnen erzeugten Kraft ein zu großes Gewicht besitzen, um — gegebenenfalls unter Zuhülfenahme der Tragfähigkeit eines Gasballons — sich selbst, den nöthigen Brennstoff und außerdem noch die zu befördernde Last heben, tragen und fortbewegen zu können.

Alle bis jetzt erprobten lenkbaren Luftschiffe, sowie die meisten der in Ausführung begriffenen Modelle solcher ließen Schwächen erkennen, welche mehr oder minder mit dieser Schwierigkeit zusammenhängen. Man hofft jedoch, daß die bereits angekündigte Erfindung von Aluminiumstahl den Bau so leichter Motoren und die Verwendung des Aluminiums zur Fertigstellung der übrigen festen Ballonbestandtheile die Konstruktion so leichter Ballons mit Maschinenkraft zuläßt, daß damit jene wesentlichste Schwierigkeit beseitigt wäre, umsomehr, als auch die Anwendung von Segeln und Seilen nach Andrée'schem Vorbild manchen werthvollen Fingerzeig bezüglich der anzuwendenden Konstruktionsgrundsätze geboten hat. Mit Rücksicht hierauf und auf die mögliche Anwendung der Verflüssigung und Kondensirung der Gase bei der Ballonluftschiffahrt wird in sachkundigen Kreisen die Lösung der Flugfrage als vielleicht in nicht ferner Zeit bevorstehend bezeichnet. Wünschen wir, daß die nächste deutsche Sportausstellung uns die Erfüllung dieser Erwartung bereits vor Augen führe. O.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Kant-Studien.** Philosophische Zeitschrift, herausgegeben von Dr. Hans Vaihinger. Berlin, Reuther u. Reichard 1898. Band IV, Heft 1. — Ein vortreffliches, bisher unbekanntes Kant-Bild ist diesem durch reichen und mannichfaltigen Inhalt ausgezeichneten Hefte beigegeben. Das Original, ein Sepia-Miniaturbild, stammt von der Hand des Künstlers Fr. Wilh. Senewaldt und befindet sich im Besitz des Fürsten von Pleß auf Schloß Fürstenstein in Schlesien. Es trägt das Datum 25. Oktober 1786, stellt den Philosophen also gerade in der bedeutsamsten Epoche seines Lebens dar. Ohne Zweifel darf es zu den besten Portraits Kants gezählt werden. Feiner Humor, liebenswürdige Güte und schlichte Herzenseinfalt treten uns auf diesem Bilde entgegen. Mit Recht erinnert Dr. P. v. Lind, der das Portrait neu entdeckt hat und in diesem Hefte ausführlich bespricht, an folgende Worte Herders, für die es gewissermaßen eine Illustration ist: „Er, in seinen blühendsten Jahren, hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleiten wird. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude." Eingeleitet wird das Heft durch einen vortrefflichen Aufsatz von Friedrich Paulsen: „Kant, der Philosoph des Protestantismus", der in scharfer, wohlbegründeter Weise Stellung zu der neu erweckten katholisch-scholastischen Philosophie nimmt. Diese Arbeit wendet sich, wie mehrere andere desselben Hefts, nicht nur an Fachgelehrte, sondern an einen weiteren Kreis: an alle philosophisch Denkenden. Von solchen Arbeiten seien noch besonders genannt: „Lichtenberg als Philosoph und seine Beziehungen zu Kant" von A. Neumann, „Eine französische Kontroverse über Kants Ansicht vom Kriege" von H. Vaihinger, „War Kant Pessimist?" von M. Wentscher. Das vorliegende Heft, das einen genauen Literaturbericht und eine große Reihe sonstiger werthvoller Mittheilungen enthält, reiht sich den bisher erschienenen würdig an und bildet für die „Kant-Studien" die denkbar beste Empfehlung. H. Brömse.

*γσ.* **Berlin.** Die Juni-Sitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" wurde mit Gedächtnißworten an die jüngst verstorbenen Forscher Thunich (Breslau) und Dr. Mies (Köln) durch den Vorsitzenden, Geheimrath Virchow, eröffnet, in der auch Mittheilungen über die am 31. Juli bis zum 2. August in Neuchâtel tagende schweizerische Naturforscher-Versammlung, sowie über den für diesen Sommer in Kijew geplanten Archäologen-Kongreß gemacht wurden. — Sanitätsrath Dr. Bartels legte u. a. neben einer der Gesellschaft durch die Tochter Schaaffhausens gewidmeten Büste des großen Anthropologen eine Reihe guter

Digitized by Google

volkskundlicher Photographien aus Bulgarien und aus Siam vor, denen er einige seltene japanische Votiobilder hinzufügen konnte; Dr. Müller, Kustos am hiesigen „Kgl. Museum für Völkerkunde", sprach über die japanischen Votiobilder, „Eema", d. h. gemaltes Pferd genannt, und theilte mit, es fänden sich sowohl in Schinto- wie in Buddhatempeln solche „gemalte Pferde". Der Referent konnte dann die ersten Abbildungen von eigenthümlichen, auf die Passionslegende bezüglichen Figuren aus Japan vorlegen, die nach Europa gekommen sind. Diese Figuren, schon seit 1669 in Japan hergestellt, wurden von den Daimos, d. h. den großen Landesfürsten, den Polizeiorganen übergeben, die nach den zum Christenthum übergetretenen Japanern forschen sollten, und an deren Weigerung, auf Befehl diese ihnen vorgelegten Figuren mit Füßen zu treten, man ihren Glauben erkannte. Heute sind solche Darstellungen in Japan sehr selten geworden. — Prof. Schweinfurth sprach über vier in Gräbern protohistorischer Zeit Aegyptens gefundene Ringe oder Bracelets aus geschliffenem Kieselstein, die den Opal- oder Glasringen ähnlich sind; auf einem dieser Ringe findet sich deutlich der Name eines Königs der III. Dynastie. Da man aus dieser Periode keine geschliffenen Kiesel-Artefakte kennt, entsteht die Frage, wie diese Ringe gemacht worden sind; denn die Messer, aus Kiesel hergestellt, die man kennt, rühren aus einer viel neueren Zeit her. Nun meint Schweinfurth, man habe es hier vielleicht mit Absprengungen von sogenannten „Brillensteinen" (pierres à lunettes) zu thun, da sich in der Nähe Thebens, der Fundstätte dieser Dinge, vielfach in den unteren Schichten im Neoeän, dem sich unmittelbar die Kreide anschließt, Kieselkonkretionen bis zu 100 m Mächtigkeit finden, die dann wieder eingeschlossen worden sind. Dort findet man diese „Brillensteine", von denen durch Schlag, wie Referent zeigte, solche Ringe abgesprengt werden können, die völlig glatt geschliffen und dünn erscheinen. Dr. Staudinger führte als Analogon die aus Quarz von den Eingeborenen um Timbuktu und bei den Jambari hergestellten Ringe an, auch die glatt geschliffenen Quarzperlen bei den Nupe im Sudan sind wohl in diese Kategorie von Schmucksachen zu rechnen, die von den Natives hergestellt werden. Geheimrath Virchow konnte auf Marmorringe hinweisen, die man als Beigaben in neolitischen Gräbern bei Naumburg gefunden, auch hält er ähnliche Dinge aus Polynesien und Westafrika für Produkte menschlichen Fleißes. Dieser Ansicht gibt auch Professor v. Luschan Ausdruck, der die altmexicanischen, sehr dünnen Obsidianringe, wie sie das hiesige Museum besitzt, für Artefakte ansieht, die mit großer Arbeitsgeduld hergestellt worden sind. — Geheimrath Virchow konnte alsdann eine Anzahl menschlicher und thierischer Knochenreste aus einer Felsspalte der Attendorfer Kalkwerke vorlegen, über deren prähistorischen Ursprung, zumal sich die Thierknochen als solche des Rindes erwiesen haben, sich große Zweifel erheben. Diese Dinge sind schon wegen ihres Fundortes in einer Felsspalte nicht mit dem Neanderthaler Schädel zusammenzubringen, der in einer diluvialen Schicht jener Gegend lag. Als Naturspiel muß ein der Gesellschaft aus Westfalen zugegangener Kiesel angesehen werden, der fast die Form eines menschlichen Schädels hat. — Der holländische Sprachforscher Dr. H. Müller (Utrecht) machte der Gesellschaft die Mittheilung über eine von ihm beabsichtigte internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, die zum Theil als eine Fortsetzung der alten Techmer'schen Zeitschrift angesehen werden soll, die besonders die Phonetik gepflegt hat, zum anderen Theil die Traditionen einer von dem Referenten vor zehn Jahren edirten Zeitschrift „Hellas" wieder aufnehmen soll. Die Ausführungen des Redners, denen der hiesige holländische Gesandte Dr. Jonkheer D. A. W. van Tets van Goudriaan beiwohnte, gingen dahin: das deutsche und das holländische Volk seien infolge ihrer linguistischen Mittelstellung zwischen dem abgeschliffenen Angelsächsischen, dem noch nicht formell entwickelten Slavischen, sowie dem formvollendeten, aber nicht so tiefen Romanischen, wie auch durch ihre wissenschaftliche Tradition seit dem 18. Jahrhundert, als Träger einer solchen internationalen Aufgabe am meisten geeignet, und das Organ einer solchen internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft sei Bedürfniß. Die Probleme der allgemeinen Linguistik müssen gründlicher und umfassender behandelt werden als es heute geschieht. Da sind die Fragen zu untersuchen nach der Urheimath und der Ursprache der Indogermanen, nach den indogermanisch-semitischen Wurzelworten, das Etruskische, Oskische, Baskische, das Albanesische und die Balkansprachen in ihrem Verhältniß zum Griechischen und zum Türkischen sind genauer zu studiren; der Zigeunerdialekt, die kaukasischen, die vorder- und hinterindischen Sprachen, die malayo-polynesischen Dialekte, die ozeanischen, afrikanischen und amerikanischen Sprachen sollen für ihre Forscher in der Zeitschrift eine Zentralstelle finden, die sich zu einem umfassenden Repertorium ausgestalten soll, dessen gehäufte Schätze der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte dienstbar gemacht werden können. In ihrer Polyglottie und bei der Behandlung allgemeiner Probleme könnte die Zeitschrift auch praktischen Zielen dienen. Indem sie Musterstücke aus allen nationalen Sprachen sammelt, würde sie der Frage einer etwa möglichen, allgemeinen Gelehrtensprache nähertreten können, sie würde auf die Praxis der Transskription aus fremden Sprachen, auf deren Aussprache einwirken können, zugleich würde sie ein Spiegelbild des Charakters der national verschiedenen, wissenschaftlichen Forschung geben, wie es bei den verschiedenen Kulturnationen sich darstellt, wo wir neben der tiefen, die Grundlagen angreifenden, allein auf das Wesen gerichteten deutschen Methode die französische erkennen würden, deren Grundsatz ist: ce qui n'est pas clair, n'est pas français, endlich die mehr nüchterne Art der Engländer und Amerikaner u. s. w. Was heute die Zeitschriften für keltische und byzantinische Studien bieten, würde ein solches Organ in erhöhtem Maß und vertieftem Sinne leisten. Freilich wird eine neue Methode, neue Auffassung und neues Material zur Erreichung solcher Leistung zur Anwendung kommen müssen. Prof. Oppert, der Indologe und Verfasser einer Arbeit über die Klassifikation der Sprachen, leugnete die Möglichkeit einer allgemeinen Sprache auf Grund der so mannichfach verschiedenen physiologischen und namentlich psychologischen Anlage der Rassen, doch steht er dem Bestreben Dr. Müllers sympathisch gegenüber, dem auch Geh. Rath Virchow Förderung zusagte. — Dieser berichtete noch über neue, von der armenischen Expedition der HH. Dr. Belck und Dr. C. F. Lehmann gemachten Inschriftenfunde, die sie nach neuer Methode kopiren, so daß selbst beschädigte Stellen im Original dessen Entzifferung nicht hindern. Die gefundenen Inschriften reichen bis zu Assurbanipal, und dazu kommen dann noch griechische und römische, historisch sehr wichtige, nebst neuen, bisher unbekannten assyrischen Inschriften als Ausbeute der Expedition. Es wird sich nun auch darum handeln, einige dieser interessanten Stücke nach Europa zu bringen. Die gegenwärtig in Wan befindlichen Forscher bedürfen zur Ausnützung der Ergebnisse ihrer Reise noch der Zeit bis zum Oktober, und zu ihrer Unterstützung wären Beiträge an Geldmitteln aus dem großen Kreis des deutschen historisch gebildeten Publikums, das an der Aufhellung dieser alten Kulturgebiete und ihrer Geschichte Interesse hat, sehr erwünscht.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 22. Juni. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Fischer las: „Ueber die Isomerie der Monomethylharnsäuren." In Gemeinschaft mit Dr. F. Ach hat er diese einer erneuten Prüfung unterworfen und gezeigt, daß sechs verschiedene Methylharnsäuren existiren. Da drei davon das Methyl an der gleichen Stelle enthalten und deßhalb nicht mehr durch die übliche Strukturformel der Harnsäure erklärt werden können, so ist eine Aenderung der theoretischen Betrachtung nöthig. 2. Hr. van't Hoff überreichte das zweite Heft seiner Vorlesungen über theoretische und physikalische Chemie: Die chemische Statik. Braunschweig 1899. 3. Die Akademie hat die HH. Gottlieb Haberlandt, Professor der Botanik an der Universität Graz, Hermann Graf zu Salms-Laubach, Professor der Botanik an der Universität Straßburg und Julius Wiesner, Professor der Botanik an der Universität Wien, zu korrespondirenden Mitgliedern in der physikalisch-mathematischen Klasse gewählt. — Die Akademie hat das korrespondirende Mitglied der philosophisch-historischen Klasse, Hrn. Stephanos Kumanudes in Athen, durch den Tod verloren.

Digitized by Google

* **Die Anwendung der Altschrift in deutschen Druckwerken.** Mißverstandener Patriotismus hat noch immer nicht aufgehört, die Unterdrückung der sogenannten lateinischen Schrift zugunsten der sogen. deutschen zu fordern. Es ist aber heute wohl allgemein bekannt, daß die Bruchschrift durchaus keine deutsche Eigenthümlichkeit ist, sondern daß sie, gleichzeitig wie sie in Deutschland entstanden und gebraucht wurde, ja auch in fast allen anderen europäischen Ländern, die unser Alphabet benutzen, zur Anwendung gekommen ist. Nur sind diese anderen Länder wieder zur Antiqua zurückgekehrt, weil ihnen deren einfache, edle Formen besser gefielen, als die aus einem Zierdebürfniß entstandene gebrochene Schrift. Man ist das ja allerdings Geschmacksache und über diese läßt sich bekanntlich nicht streiten. Daß die gedruckte Antiqua aber ein deutlicheres Wortbild ergibt, ist unleugbar; man braucht nur dasselbe Wort in beiden Schriftarten, mit großen Buchstaben (Majuskeln) gesetzt, nebeneinanderzustellen, um sich davon zu überzeugen. Aus diesem Grunde findet sich auch in Deutschland die Anwendung der Antiqua überall da, wo es sich um deutliche, weithin lesbare Aufschriften handelt, wie an Denkmälern, Geschäftsfirmen, Aufschriften an öffentlichen Gebäuden, Straßenschildern u. s. w. Aber auch im Druckgewerbe gewinnt die Altschrift seit einem halben Jahrhundert mehr und mehr an Boden. Der Verein für Altschrift, der jährlich eine Statistik über das Verhältniß der in Antiqua und Fraktur gedruckten Werke veranstaltet, gibt diesmal in seiner Monatsschrift „Reform" (Norden, Soltau'sche Druckerei) eine Uebersicht über seine bezüglichen Zählungen von 1860 bis 1898, die wir der „Köln. Volksztg." entnehmen. In dem erstgenannten Jahre stellte sich die Verwendung der Altschrift zu der Anwendung der Bruchschrift auf 21.76 Proz., 1870 war der Prozentsatz auf 25.34, 1880 auf 34.92, 1890 auf 38.56 und 1898 auf 40.40 gestiegen. Die Altschrift überwiegt jetzt die Bruchschrift in den naturwissenschaftlichen und mathematischen Werken (90.18 Proz.), in der Medizin (82.06 Proz.), dem Bau- und Ingenieurwesen und Bergbau (77.25 Proz.), in der Geographie (75.45 Proz.), im Handel und Gewerbe (63.59 Proz.), Kunst und Theater (63.14 Proz.), Philosophie und Theosophie (61.80 Proz.) und in der Sprach-, Literatur- und Alterthumswissenschaft (60.44 Proz.). Am geringsten ist ihre Verwendung für belletristische, theologische und pädagogische Werke (7.60, 16.05 und 22.34 Prozent). Im ganzen wurden im vorigen Jahre 10,329 Werke in Fraktur und 7003 in Antiqua gedruckt.

* **Berlin.** Der bisherige Hülfsbibliothekar an der Königlichen und Universitätsbibliothek zu Königsberg i. Pr., Dr. Paul Hirsch, ist zum Bibliothekar an der Paulinischen Bibliothek in Münster i. W. ernannt worden. — Der bisherige Hülfsbibliothekar an der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Dr. Karl Friese, ist zum Bibliothekar an der Universitätsbibliothek daselbst ernannt worden.

* **Basel.** Als Privatdozenten haben sich an der hiesigen Universität habilitirt Dr. Karl Hübscher für das Fach der orthopädischen Chirurgie und Mechanotherapie, in der philosophischen Fakultät Dr. Wilhelm Bruckner für germanische Philologie.

* **Christiania.** Am 3. d. M. ist hier der talentvolle Schriftsteller Gabriel Finne im Alter von 33 Jahren gestorben. Außer einigen wenig beachteten Schauspielversuchen ist er besonders als Novellist thätig gewesen, und der Roman „Dr. Wangs Kinder", wie die Novellensammlung „Junge Sünden" erregten große literarische Hoffnungen. Man betrachtete ihn allgemein als ein ausgesprochenes Talent, das sich aus der hypernaturalistischen Gährungszeit zu kraftvoller und reifer Thätigkeit entwickeln würde. Indeß die eigentlichen Lebensbedingungen der bekannten Christianiabohême haben diese Hoffnungen vereitelt; seit lange kränkelnd, erlag Gabriel Finne zuletzt einer akuten Lungenentzündung.

* Die III. gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft und zugleich XXX. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft wird vom 4. bis 7. September l. J. in Lindau (mit Ausflügen nach Bregenz, Zürich und Bern) stattfinden. Zu derselben sind folgende Vorträge bereits angemeldet worden: Geheimrath Waldeyer: Ueber die Praeinsulargruben. Frhr. v. Andrian-Werburg: Thema vorbehalten. Geheimrath R. Virchow: Thema vorbehalten. Professor Dr. J. Ranke: Ueber Höhlenfunde bei Velburg, Oberpfalz. Graf Zeppelin in Ebersberg bei Konstanz: Ueber die ethnographischen Verhältnisse unsrer prähistorischen Bodensee-Bevölkerung. Frhr. v. Lachner: Prähistorisches aus Lindau und Umgegend. Kaiserl. Rath Dr. S. Jenny: Bregenz und Vorarlberg vor und unter den Römern. Obermedizinalrath Prof. Dr. Bollinger: Ueber pathologische Vererbung. Dr. Schliz (Heilbronn): Messungen und Untersuchungen an Schulkindern. Hofrath B. Hagen: Gesichtstypen der von ihm studirten Völker. Dr. Makowsky: Der Diluvialmensch in Mähren. Dr. K. M. Kurtz: Ueber Hochäcker (Dazu Lehrer Wetzel). L. Wilser: Zur Stammeskunde der Alemannen. Dr. Helm (Danzig): Die Bedeutung der chemischen Analyse bei der vorgeschichtlichen Forschung. Dr. Köhl: Eine neolithische Wohnstätte mit zahlreichen Wohngruben bei Worms. Dr. F. Birkner: Die verschiedenen Methoden der Körpermessung. Dr. Karl E. Ranke: Ueber den Bogen. Dr. Rud. Martin (Zürich): Ueber die Ureinwohner der Malayischen Halbinsel. Dr. Wilhelm Hein (Wien): Ein Beitrag zur Volkskunde. — Als Theilnehmer an der Versammlung sind alle Freunde anthropologischer Forschung willkommen. Der Preis für eine Theilnehmerkarte ist auf 6 Mark festgesetzt. Damenkarten werden unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Mit Rücksicht auf den sehr starken Fremdenverkehr in Lindau kann nicht dringend genug gerathen werden, sich frühzeitig anzumelden. Bis zum 3. September sind die Anmeldungen zur Theilnahme an der Versammlung, sowie am Festessen, an den Geschäftsführer für Lindau (Rektor Kellermann in Lindau) zu richten. Gegen Einsendung des Betrags werden Theilnehmerkarten zugeschickt.

Tauchnitz Edition.
July 5, 1899.
When the Sleeper Wakes.
A new Novel.
By (11066)
H. G. Wells.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Soeben erschienen!
Gedichte
von
Ernst Scherenberg.
Sechste, vermehrte Auflage.
Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck.
Preis elegant gebunden mit Goldschnitt 6 Mark.
Scherenberg, der nunmehr bereits seit vier Jahrzehnten in den ersten Reihen der geistigen Kämpfer für die nationale Wiedergeburt des Deutschen Reiches stand, bietet in der vorliegenden sechsten Auflage seiner „Gedichte" in den durch Neuschöpfungen wiederum bereicherten „Zeitgedichten" von 1858—1898 eine vollständige poetische Geschichte dieser gewaltigen, mit dem Tode Bismarcks ergreifend abschließenden Epoche. Auch der umfangreiche rein lyrische Teil der Sammlung ist durch die neuen Abschnitte „Herbstblätter" und „Kronk im Süden" zu einem fesselnden Lebensbilde des Dichters abgerundet worden. (9878)
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Montag, 10. Juli. Nummer 154.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Klöster und Burgen in Hohenzollern.

Von K. Th. Zingtler.

### II.

### Burgen und Schlösser.

Wenn Burgen und Schlösser Hohenzollerns aufgeführt werden, dann steht selbstverständlich an erstee Stelle der Hohenzoller. Hiezu berechtigt ihn vor allem das glänzende Vorrecht, Wiege dee Ahnen des deutschen Kaiserhauses zu sein, sodann die Ehrwürdigkeit des hohen Alters, wenn auch die Sigmarsburg zu Sigmaringen höchst wahrscheinlich noch älter ist, und endlich die herrliche majestätische Lage, die die Burg auch im Mittelalter berühmt machte.

Hohenzollr, du werliches Hus,
Wie wyt hast du gesehen uiber us
All umb und umb in schwaben land!

So singt der Rottweiler Dichter Silberdrat 1423 nach Zerstörung der Burg, die der Reutlingee Winziecher die Krone aller Burgen in Schwaben nennt und die Straßburger Chronik als „das vesteste Hauß in teutschen landen“ preist.

Die Wiege der Hohenzollern? Vor mehreren Jahren wurde gelegentlich der Entdeckung hochinteressanter Wandgemälde des 11. Jahrhunderts in der Kirche zu Burgfelden, einem Dörfchen, das stets zur nahen Schalksburg gehört hatte, lebhaft die Frage behandelt, ob nicht die Schalksburg als die älteste Stammburg der Hohenzollern anzunehmen sei. Es fanden sich mehrfache Vertreter dieser Ansicht, die zwar auch nicht ohne Widerspruch blieb. Es ist hier nicht der Platz, das Für und Gegen hinsichtlich obiger Behauptung zu beleuchten. Aber wenn auch vollständig nachgewiesen werden könnte, daß die Ahnen dee Zollern, bevor sie sich nach der Zollernburg nannten, auf der Schalksburg gesessen hätten, dann erlitte die Zollerische Stammburg durchaus keinen Abbruch an ihrer Ehrwürdigkeit, und der Nimbus, der sie umschwebt, würde nicht im geringsten verdunkelt. Die Zollernburg ist und bleibt die Wiege, die Stammburg der kaiserlich königlichen und der fürstlichen Hohenzollern. Die Ahnen der Zollern, welche die Schalksburg bewohnten, waren noch keine Zollern. Erst nachdem das Geschlecht, nennen wir es, wie es von den Geschichtschreibern allgemein benannt wird, die Burkhardinger, in den Besitz des Zoller gekommen, tritt es (1061) mit diesem Namen auf. Die Burg Zollern ist somit die Wiege der Zollern, die Stammburg der Zollern, während die Schalksburg, falls zutrifft, daß die Ahnen der Zollern auf ihr wohnten, eine dee Burgen der Burkhardinger war. Wir wissen nicht, wann die erste Zollernburg auf dem prächtigen Berge errichtet wurde, jedenfalls aber vor 1061, denn 1061 werden die ersten Zollern nach ihr genannt. Der Berg gab der Burg, die Burg dem Geschlechte den Namen. Ueber die Herleitung des Namens ist viel geschrieben worden. Daß der Berg zur Römerzeit mons solarius geheißen habe, aus welcher Benennung sich Zollern entwickelte, dafür haben wir keinen Beweis. Auf dem Zoller und in nächster Nähe des Berges finden sich gar keine römischen Spuren. Wir müssen schon ziemlich weit gehen, bis wie bei dem Pfarrdorfe Weilheim auf solche stoßen. Wir haben also keinen Anhaltspunkt dafür, daß der Zoller vor dem 11. Jahrhundert bewohnt oder befestigt gewesen, was ihm an seiner Ehrwürdigkeit gar keinen Abbruch thut. Daß die älteste Burg 1423 durch die mit Württemberg vereinigten Städter gänzlich zerstört wurde, dann aber 1454 unter dem Grafen Jos Niklas mit Beihülfe des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg und des Herzogs Albrecht von Oesterreich ihre Auferstehung aus Schutt und Trümmern feierte, im Laufe der Jahrhunderte zerfiel, bis 1847 die drei hohenzollerischen Linien, das königlich preußische Haus vereint mit den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen die Burg glänzender als je wieder aufbauten, das ist alles so bekannt, daß man hier darüber hinweggehen kann. Füe viele Tausende dient der Hohenzoller, den das Volk immer noch nach uralter Gewohnheit kurz Zoller nennt, alljährlich als Zielpunkt eines lohnenden Ausfluges, und wenn auch der strenge Kritiker an Stelle der etwas zu weichen, zierlichen Gothik, die beim Burgbau, der damaligen Kunstrichtung gemäß, angewendet wurde, lieber urkräftige Formen der Frühgothik sähe, die, der Höhe des Berges entsprechend, massiger, gewaltiger wirken sollten und dadurch dem ehrwürdigen Charakter der fast tausendjährigen Vergangenheit der Burg mehr gerecht geworden wäre, so ist die Zollernburg doch als ein schönes Kleinod dee deutschen Lande zu betrachten, von der das Wort der Zimmerischen Chronik **vor** 1423 wieder angewendet werden darf:

Nobile Zolre castrum
Hactenus fulgens ut astrum.

### Sigmaringen.

Als Residenz der Hohenzollern ist das Schloß zu Sigmaringen von den drei Haupt-Zollernburgen, dem Zoller, Haigerloch und Sigmaringen, die jüngste, indem erst seit 1535 die Hohenzollern in Besitz der Grafschaft Sigmaringen kamen. Aber dem Alter nach übertrifft die Sigmarsburg die anderen zweifellos, wenigstens können die beiden anderen Burgen den Gegenbeweis nicht liefern. Auf gewaltigem Felsen, der steil und hoch vom Donaubett aus aufsteigt, liegt das Schloß, jetzt Residenz der Fürsten von Hohenzollern. Den Kern und Mittelpunkt des Schlosses bildet der Thurm von 8.30 m Geviert und 2.65 m Mauerstärke. Seine mächtigen Bussenquadern mit Randschlag ließen ihn früher, wo man sehr geneigt war, alles als römisch anzusehen, für ein Werk der Römer erscheinen. Diese

Digitized by Google

Ansicht ist aber nicht haltbar; der Thurm wird vielmehr, in seiner unteren Anlage, über das 12. Jahrhundert nicht hinausreichen. Wann die erste Burg oder Befestigung sich hier erhob, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Da aber in und um Sigmaringen sich sehr zahlreiche römische Spuren finden, mehrere römische Straßen durch Sigmaringen führen, gerade die Donau in unsrer Gegend schon beim ersten Einmarsch der Römer 15 v. Chr. eine wichtige strategische Rolle spielte, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Welteroberer hier eine Befestigung hatten. Als dann urwüchsige Germanenkraft doch endlich Herr über die mächtigen Römer wurde und das Land unter die Alamannen vertheilt ward, da erbaute sich auf dem schon von der Natur stark befestigten Felsen ein schwäbischer Edeling, Sigmar mit Namen, seinen Edelsitz, seine Burg, die wir uns nicht als einen gewaltigen Steinbau vorzustellen haben, sondern als einen aus verschiedenen Gebäuden bestehenden Edelhof, hauptsächlich aus Holz erbaut, der gegen Menschen und Thiere durch Gräben und Pallisaden, in deren Innern Wächter und starke Hunde Nachtdienst hatten, geschützt war, soweit die natürliche Lage, Felsen, Wasser nicht schon Schutz gewährte. Sigmar gab der Niederlassung den Namen, indem man die um seinen Edelhof wohnenden Versippten, Hörigen, Schutzbedürftigen die Sigmaringe hieß, die Leute des Sigmar und danach die Niederlassung selbst (zu den) Sigmaringen. Als dann mit dem 11. und 12. Jahrhundert die Edelfreien und Grafen begannen, Hochburgen zu errichten, da erbaute sich der Nachkomme Sigmars eine Steinburg, deren Haupttheile der gewaltige Thurm und das weiter auf dem äußersten Rande des Felsens liegende Herrenhaus, der Pallas war, um die sich Wohnungen der Dienstleute, Stallungen und Vorrathshäuser gruppirten. Die Sigmarsburg muß eine der ältesten Hochburgen Schwabens sein; denn schon 1077 belagerte sie der Gegenkönig Rudolf von Schwaben vergeblich, woraus hervorgeht, daß sie schon damals sehr fest gewesen sein muß. Eine Reihe der vornehmsten Adelsgeschlechter finden wir im Besitz der Burg. Bis 1254 besaßen es Grafen von Sigmaringen, vielleicht direkte Nachkommen Sigmars; sodann die Helfenstein, die Montfort, die Habsburger, die Württemberger, die Werdenberger und, nach deren Aussterben 1534, die Hohenzollern. Jedes Jahrhundert hat der Burg neue Bauten angefügt, leider aber auch vieles Alte abgebrochen. Schwere Gefahr drohte ihm im 30jährigen Kriege, wo die Schweden einen Theil des Schlosses einäscherten. Verhängnißvoll sollte der altehrwürdigen Burg, die so viele Jahrhunderte überdauert, eine Erfindung der Neuzeit werden. Am 17. April 1893 gegen abends 8 Uhr brach infolge Löthens eines Drahtes bei Anlage der elektrischen Beleuchtung im fürstlichen Residenzschlosse ein Brand aus, der in kürzester Zeit eine furchtbare Ausdehnung erreichte und nicht nur das ganze Schloß mit all den kostbaren Kunstwerken bedrohte, sondern auch für die Stadt höchst gefährlich wurde. Glücklicherweise blieb der Brand auf den östlichen Schloßflügel beschränkt, wobei allerdings unersetzbare Kunstwerke, werthvolle Schriftstücke und viele Gegenstände pietätvoller Erinnerung vernichtet wurden. Der neue Schloßbau ist nach außen hin nun wieder hergestellt. Er ist im Renaissancestil ausgeführt nach den Plänen des fürstlichen Bauraths de Pay. Wer am Wege baut, hat viele Kritiker, ist ein bekanntes Sprichwort. Es ist aber zweifellos, daß der jetzige Bau mit seiner Vielgliedrigkeit, den mächtigen Giebeln, die auf allen Seiten emporstreben, und dem den Dachfirst krönenden Thurme besser wirkt als der vorhergegangene Bau, dessen Massigkeit allerdings eindrucksvoll war, dem aber, besonders im Vergleich mit dem neuen Bau, eine lastende Einförmigkeit nicht abgesprochen werden konnte. Mächtig strebt der neue Schloßbau, hoch oben auf dem gewaltigen Felsklotz über der Donau stehend, in die Luft empor, ein eindrucksvolles, harmonisches Bild, das um so malerischer wirkt, seitdem ein Theil der unschönen kleinen Häuser an der Ostseite bei der Donau abgerissen wurden und nun der Fels, auf dem das Schloß steht, von üppigem Baumwuchs umgeben, freigelegt wurde. Auch die anderen, nicht vom Brand beschädigten Theile des Schlosses werden stilgerecht ausgebaut, so daß die Donau-Zollernburg bald ein harmonisch gegliederter imposanter Bau hoffentlich für lange Zeiten sein wird. Fürst Leopold von Hohenzollern hat schon eine Reihe hervorragender Neubauten geschaffen. Besonders aber an zwei Bauten wird sich sein Name auf Jahrhunderte knüpfen, an die von ihm errichtete schöne Gruftkirche (s. o. bei Hedingen) und an den neuen Schloßbau.

## Haigerloch.

Die dritte Zollernburg im Lande ist das Schloß zu Haigerloch oberhalb oder vielmehr in dem gleichnamigen Städtchen. Sie kann in ihren Anfängen kaum um einige Jahrzehnte jünger sein als der Zoller, wenn auch aus jener Zeit keine Baureste mehr vorhanden sind. Vielleicht stand sie sogar schon vor dem Zoller. Der 1080 bei der Stiftung des berühmten Klosters Alpirsbach auf dem Schwarzwald genannte Mitstifter Adalbert von Haigerloch war ein Zoller. Als sich im 13. Jahrhundert die Hohenberger vom zollerischen Hauptstamm abzweigten, blieb Haigerloch in ihrem Besitz. Graf Albert von Hohenberg, einer der edelsten Minnesänger, dessen Schwester Anna Gemahlin Rudolfs von Habsburg war und der sogar als dessen Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthrone ins Auge gefaßt wurde, wohnte auf der Burg Haigerloch und nennt sich Graf von Hohenberg und Graf von Haigerloch. In der Folgezeit kam Burg und Stadt an das Haus Habsburg, dann aber 1491 wieder in zollerischen Besitz. Von 1576—1634 war sie sogar Sitz einer eigenen hohenzollerischen Linie, kam dann an das Haus Hohenzollern-Sigmaringen, von dem mehrere Fürsten mit Vorliebe hier wohnten. Schade, daß von den weitläufigen Bauten des Schlosses, das sich eindrucksvoll auf dem Hochplateau über dem tief eingeschnittenen Eyachthale ausbreitet, keine älteren wesentlichen Bautheile als aus dem 16. Jahrhundert erhalten haben. Wohl erinnern noch starke Bossenquadern am Hauptthurm und gothische Baureste an frühere Zeiten, doch sind ihrer nicht viele. Sehr gut wirkt die zur Burg gehörende, am Abhang des Schloßberges liegende große Kirche, jetzt Pfarrkirche des Ortes, die 1584 begonnen und 1607 vollendet wurde. In ihr liegen einzelne Mitglieder des Fürstenhauses begraben. Jetzt befinden sich in dem stattlichen Schlosse nur einige Beamtenwohnungen, und gar stille ist es geworden, wo einstmals die Blüthe des deutschen Adels verkehrte.

Auch sonst noch ist Hohenzollern ziemlich reich an Burgen und Schlössern aus verschiedenen Zeitaltern. So haben wir im Oberamt Gammertingen zu Hettingen das malerisch über dem Ort liegende gleichnamige Schloß, Eigenthum des Fürsten von Hohenzollern, hauptsächlich dem 18. Jahrhundert angehörend. In Melchingen, einem Marktflecken mit zahlreichen vorgeschichtlichen und römischen Spuren, liegt, halb zerfallen, die ehemalige Burg der Herren von Melchingen, von der sich ein ziemlich hoher Wohnthurm, theilweise aus Quadern mit Bossen erbaut, erhalten hat. Bei Ringingen befindet sich die Ruine der ehemaligen Burg Ringelstein mit ihrem theilweise noch erhaltenen stattlichen, viereckigen Thurm. Oberhalb des Pfarrdorfes Salmendingen sehen wir die zerfallene Burg der Herren von Salbeningen (1245) mit den Resten eines mächtigen Thurmes aus Bossenquadern. Südlich von Storzingen liegen geringe Ruinen der Burg Weggenstein, wahrscheinlich einst den Stiftern des Klosters zu Wald (Kloster-

Digitized by Google

wald) gehörig. Das nahebei gelegene sog. „Schlößle“ war zweifellos nur ein Wachtthurm von Weggenstein.

Mehr Interesse als die vorgenannten Burgen nehmen die drei folgenden für sich in Anspruch. Oberhalb des Pfarrdorfes Straßberg im Schmeienthal liegt in sehr malerischer Lage die Burg Straßberg. Einzelne Theile der dem fürstlich hohenzollerischen Hause gehörenden Burg reichen bis zu dem Anfang des 13. Jahrhunderts zurück. Auch diese Burg hatte einst eine Vorburg, einen Wachtthurm. Unkenntniß gab diesen vorgeschobenen Thürmen, Beobachtungsposten, besondere Namen, während sie doch nur Theile der Hauptburg waren. So entstand auch bei der stattlichen Burg Lichtenstein bei Neufra ein solcher Irrthum, der sich bis heute erhalten hat. Etwa 3 km nordwestlich von Neufra liegt die genannte Burg, die in zwei Theile zerfällt, auf zwei Bergkegeln, die aber durch einen Grat verbunden sind. Man hat irrthümlicherweise zwei verschiedene Burgen angenommen und hat die Neufra zugewendete Lichtenstein und die andere Bubenhofen genannt, während letztere nie den Herren von Bubenhofen gehörte, vielmehr nur ein Vorwerk, ein Luginsland der größeren Hauptburg war. Die Herren von Lichtenstein waren Ministeriale der Grafen von Zollern. Sie waren eines Stammes mit den Herren von Lichtenstein bei Honau im württembergischen Oberamt Reutlingen, allgemein bekannt geworden durch Hauffs schönen Roman „Lichtenstein“. Von der Burg stehen noch recht ansehnliche Reste auf beiden Bergkegeln. Leider zerfällt das Gemäuer immer mehr, zumal starke Bäume ihre zerstörenden Wurzeln in das Gemäuer treiben und es zersprengen.

Ein ansehnlicher Bau ist das dem Fürsten zu Fürstenberg gehörende Schloß zu Trochtelfingen, jetzt Rathhaus. Es stammt aus dem 15. Jahrhundert und macht mit seinem hohen Staffelgiebeldach und den gothischen Fenstern einen guten Eindruck. Einst war Trochtelfingen der Sitz einer besonderen Linie der Grafen von Werdenberg-Trochtelfingen, die in der großen, stattlichen Pfarrkirche, die dicht beim Schloß liegt, ihr Erbbegräbniß hatten. Dort unten aber geht Spuk um, und zwar ist es der streitlustige, gewaltthätige Felix von Werdenberg, der seine Ruhe nicht finden kann. Graf Felix erschlug 1511 bei Hundersingen den Grafen Andreas von Sonnenberg-Scheer, eine That, die der mächtigen Verwandtschaft wegen viel Lärm in deutschen Landen machte, wiewohl solche Gewaltthaten bei dem Adel nicht so selten waren. Die Sage meldet, Kaiser Karl V. habe dem Felix auf dem Reichstag zu Augsburg heimlich den Kopf abschlagen lassen (was aber nicht der Fall ist). Nun rumpelte der abgeschlagene Kopf im Sarg umher. Hoffentlich hat er jetzt seine Ruhe gefunden.

Die stolzeste Ruine ganz Hohenzollerns ist die einst so große, ausgedehnte Burg der Grafen von Veringen in Veringenstadt im Lauchertthal. Auch jetzt noch gereichen die zerfallenen Mauern und Thürme der Burg oben auf dem breiten Bergrücken über dem uralten Städtchen der Gegend zur Zierde. Wie eindrucksvoll muß einst die stattliche Burg hinabgeschaut haben in das ernste Lauchertthal! Hier erinnert viel an graue Vorzeit. In nächster Nähe der Burgruine liegt ein großartiger vorgeschichtlicher Friedhof mit mächtigen Grabhügeln aus Steinen geschichtet. Hierhin verpflanzt auch die Sage das wilde Heer und erzählt eine schauerliche Geschichte von einem Reiter aus dem Muote’s (Wodans) nächtlichen Jagdzug und einem Wächter der Sadl. Das einst so angesehene, mächtige Dynastengeschlecht der Grafen von Veringen ist verschwunden, früh schon untergegangen. Nur der Armseligste, der bescheidenste dieses Geschlechts hat seinen Namen ruhmvoll der Nachwelt überliefert: das ist der liebenswürdige Reichenauer Benediktinermönch Hermann Contraktus, der Lahme, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit (gestorben 1054), dessen Werke als Chronist und Dichter heute noch hochgeschätzt sind.

Aus dem Oberamt Haigerloch haben wir die Hauptburg, das Schloß Haigerloch, schon erwähnt. Ein weiteres Schloß befindet sich zu Dettensee, das im 16. Jahrhundert erbaut wurde und von dem aus jener Zeit noch einzelne Theile erhalten sind.

Bedeutender sind die Ruinen der Burg Dießen in einem Seitenthal des oberen Neckar. Es verräth einen eigenthümlichen Geschmack, in dem finsteren Thal sich eine Burg zu bauen, zumal man denkt, daß schon im 14. Jahrhundert, wo doch der Verkehr ein gar beschränkter gewesen sein muß, hier eine Burg stand. Anno 1390 zerstörten die Württemberger die Burg, weil ihr Besitzer, Georg von Neuneck, Mitglied des Schlegler Bundes war. Ihr späterer Besitzer, Burkhart von Ehingen, baute sie wieder auf, 1491, und hatte so viele Mittel, daß er im Dorf eine hübsche gothische Kirche errichten konnte. Schöner, sonniger lag die Burg Wehrstein oberhalb des Pfarrdorfes Fischingen im anmuthigen oberen Neckarthal. Malerisch winken von steiler Berglehne die zum Theil wohlerhaltenen Ruinen der Burg herab, auf der schon im 12. Jahrhundert ein Edelfreier von Werstein saß. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier bereits im 8. Jahrhundert ein Zweig der alamannischen Herzogsfamilie, der Nagoldgaugrafen, ansässig war; denn eine Urkunde König Pipins ist 752, wo er in Schwaben war, von Werestein aus datirt, wenn dieses Werestein unser Wehrstein ist. Später kam Wehrstein in Besitz der Hohenzollern, die den Namen in ihrem Wappen und Titel aufführen .... „Herren von Haigerloch und Wehrstein“. Ihre Erhaltung dankt sie dem Fürsten von Hohenzollern.

Etwa eine Stunde von Wehrstein entfernt, liegt im Glattbachthal das Pfarrdorf Glatt mit dem gleichnamigen Schloß, inmitten einer ernsten Schwarzwaldnatur. Merkwürdig, daß sich an solch abgelegenen Orten oft die ältesten Niederlassungen finden, da Glatt schon im 8. Jahrhundert urkundlich erwähnt wird, und zwar als Besitzthum des so weit entlegenen Klosters Lorsch an der Bergstraße. Mitten im Dorf liegt das ausgedehnte Schloß, Eigenthum des Fürsten von Hohenzollern, das dem Anfang des 16. Jahrhunderts angehört und von den Besitzern des Dorfes, den Herren von Neuneck, erbaut wurde. Es ist noch wohlerhalten und würde, bewohnt, einen stattlichen Edelsitz abgeben. Jetzt wird das stille Schwarzwalddorf alljährlich von Straßburgern als Sommerfrische besucht. Die Zahl der Besucher wächst beständig und wer weiß, ob dem stillen Dorf nicht eine Zukunft blüht als Luftkurort. Die natürlichen Bedingungen: köstliche Luft, gesundes Wasser, prächtige Wälder, schöne Spaziergänge und nervenstärkende Ruhe, sind vorhanden. Da, wo der Glattbach eine Stunde unterhalb Glatt bei Neckarhausen in den Neckar sich ergießt, liegt hoch auf dem bewaldeten Berg die kaum noch erkennbare Ruine einer zweiten Burg Lichtenstein.

Reich an Burgen und Schlössern ist das Oberamt Hechingen. Des Zollers wurde schon gedacht. Im Jahre 1485 erbaute Bischof Friedrich von Augsburg, Graf von Zollern, in Burladingen ein Jagdschlößchen, das 1886 abbrannte und von dem sich nur noch einzelne Theile erhalten haben. Bedeutender sind dagegen die Burgreste des Pfarrdorfes Grosselfingen. Im Orte selbst hatten die Herren von Bubenhofen eine Burg, von der aber nur noch spärliche Reste vorhanden sind. Weit bedeutender sind die ansehnlichen Ruinen der ehemaligen Hainburg, $2^1/_2$ km von Grosselfingen entfernt. Ihr Name ist mit dem Hause Zollern eng verknüpft; denn sie ist uralter zollerischer Besitz, gab sogar einer kleinen Herrschaft den Namen, und ein Graf Friedrich, Vitzthum zu Augsburg (gestorben 1361), nennt sich nach ihr. Im Volksmund, und vielfältig auch so gedruckt, heißt sie

Digitized by Google

Homburg, was aber unrichtig ist. Sonderbarerweise hat die Burg, wie es scheint, keinen Thurm gehabt. Doch gewährten mächtige Schildmauern Schutz und Aussicht. Nun liegt sie still und verlassen im Wald, nur die Kinder des nahen Pachthofs treiben ihre frohen Spiele in den altersgrauen Mauern.

Hoch auf der Höhe, 2 km vom gewerbreichen Pfarrdorf Jungingen im lustigen Killerthal entfernt, liegen die geringen Reste der ehemaligen Burg der Herren von Jungingen. Wie vielfach haben auch hier die Steine das einst so angesehene Geschlecht, aus dem sogar zwei Deutsch-Ordens-Hochmeister, Konrad (gestorben 1393) und Ulrich (gestorben 1410) hervorgingen, überlebt.

Wenig weiß man von dem ehemaligen Burgsitz Lindach bei Rangendingen. Mehr dagegen von der zwischen Rangendingen und dem Pfarrdorf Stein gelegenen Ruine der ehemaligen Staufenberg auf einem Hügelvorsprung des Starzelthales. Einst wohnten hier die Schenken und Truchsessen von Staufenberg, Ministerialen der Zollern. Die Burg ist zerfallen. Der Name blüht aber in einem bekannten süddeutschen Adelsgeschlecht fort.

Als letzte Burg im Oberamt Hechingen ist zu erwähnen Stetten unter Hölstein. Der Hölstein ist die Burg auf dem gleichnamigen Bergkegel, an dessen Fuß das Dorf Stetten liegt. Schon früh starben die Herren von Hölstein aus und die Burg kam 1412 in Besitz der Zollern. Im 16. Jahrhundert wurde ein Theil der Burg und der Thurm abgebrochen. In einer Höhle nahebei machte man viele vorgeschichtliche Funde.

Endlich sei noch des Sommerschlosses Lindich, 4 km von Hechingen, Erwähnung gethan, eines Schlößchens in reizender Lage und schönster Umgebung. Fürst Friedrich Ludwig von Hohenzollern-Hechingen ließ das Lustschloß, das Aehnlichkeit mit der Solitude des Königs von Württemberg hat, die etwas später erbaut wurde, um 1742 erbauen. Manch frohes Fest ward dort abgehalten und manch hoher Gast — auch Kaiser Wilhelm I. als Prinz von Preußen und Friedrich Wilhelm IV. — weilten dort. Auch ein Fürst im Reich der Töne verkehrte oft mit den fürstlichen Herrschaften auf dem Lindich; das war Franz Liszt. Nun liegt der reizende Sommersitz verödet; ein Bild des in Zauberschlaf versunkenen Schlosses Dornröschens.

An noch erhaltenen Burgen und Schlössern ist das Oberamt Sigmaringen reich. Des Residenzschlosses in Sigmaringen, der Sigmarsburg, wurde schon gedacht. Einen hervorragenden Platz unter den Burgen nimmt das ehemalige Deutsch-Ritterordens-Schloß Achberg, in der gleichnamigen Enklave nahe bei Lindau am Bodensee ein, und zwar war Achberg eine Kommende der Landkomthurei Altshausen. Achberg, das eine Herrschaft für sich bildete, kam 1691 an den Deutsch-Ritterorden und 1806 an Hohenzollern. Das Schloß selbst hat eine prachtvolle Lage, hoch auf einem Bergrücken, umgeben von einer an Naturreizen reich gesegneten Landschaft. Schon 1335 wird an derselben Stelle eine Burg erwähnt und Ueberreste der mittelalterlichen Burg sind noch verschiedene vorhanden. Der jetzige Bau stammt vom Ende des 17. Jahrhunderts. Besonderen architektonischen Schmuck besitzt es nach außen nicht, aber es wirkt durch seine Massigkeit und Lage doch sehr vortheilhaft. Die inneren Räume sind hell, luftig und hoch, einzelne verschwenderisch mit überreichem Stuck geziert. Man kann sich wohl denken, daß Friedrich Wilhelm IV. mit feinem empfänglichen Sinn für die Schönheiten der Natur entzückt war von der Achberger Landschaft. Im Jahre 1856 stand er auf einer der Anhöhen nahe beim Schlosse, von da ab der Königsbühl geheißen, und faßte, entzückt von der herrlichen Rundschau und dem prächtigen Blick auf die Schweizer und Vorarlberger Alpen, den Plan, sich hier eine Villa zu bauen (das Schloß ist Eigenthum des Fürsten von Hohenzollern). Da die Forderungen der Grundeigenthümer thörichterweise zu hoch waren, zerschlug sich die Sache. Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß der bayerische Regierungskommissär, der 1806 Achberg vergeblich für Bayern in Beschlag nahm, Preuß hieß.

Ein zweites Deutsch-Ordensritter-Schloß ist Hohenfels, zur Gemeinde Kalkofen gehörig, ebenfalls Eigenthum des Fürsten von Hohenzollern. Es liegt auf einem ziemlich hohen, bewaldeten Berge in sehr malerischer und fruchtbarer Gegend, die gewöhnlich schlichtweg das Hohenfelsische genannt wird. Der von zwei Rundthürmen flankirte Bau gehört dem 16., 17. und 18. Jahrhundert an, ist noch wohl erhalten und eignete sich vorzüglich zu einem vornehmen, sommerlichen Adelssitz. Einst wohnte hier ein Zweig der Herren von Hohenfels, deren Stammburg einige Stunden südlich oberhalb Sipplingen am Bodensee lag, wo auch der Minnesänger Burkhart von Hohenfels seine Lieder dichtete.

Eine Burg mit ausgesprochenem mittelalterlichen Charakter ist Dietfurt im Donauthale. Schon der Name des kleinen Orts Volksfurt (diota, althochdeutsch Volk) läßt auf hohes Alter schließen. Thatsächlich wird Dietfurt auch schon unter den Schenkungen erwähnt, die Gerold, der Schwager Karls des Großen, dem Kloster Reichenau machte. Von der ehemaligen Burg, aus der die Sage einen Gang unter der Donau hergehen läßt, ist hauptsächlich der stattliche viereckige Thurm vorhanden, eine Zierde der Gegend. Er hat eine äußere Breite von über $8^1/_2$ m mit starken Bussenquadern an den Ecken. Der Thurm dürfte bis in das 11. Jahrhundert zurückreichen, wo hier schon Edle von Dietfurt ansässig waren. Nach mannichfaltigem Wechsel kam es an die Grafen von Werdenberg. Wenn man bedenkt, wie hohe Ansprüche heutigestags an Komfort und Bequemlichkeit gemacht werden, dann kann man es kaum fassen, daß Dietfurt dem reichen Grafengeschlecht als Wittwensitz diente und mehrere Gräfinnen von Werdenberg hier wohnten. Es ist dies um so erstaunlicher, als damals, im 15. und 16. Jahrhundert, noch kein direkter Fahrweg in und durch das Donauthal führte. Man war eben in der sogenannten alten guten Zeit, in der es aber keinem jetzt Lebenden mehr behaglich sein würde, sehr anspruchslos, und erst recht in adeligen Kreisen. So wohnten auf der Burg Hornstein im gleichnamigen Dorf oberhalb des Lauchertthals, die damals nicht so ausgedehnt war wie später, vielmehr nur aus einem Thurm, dem oberen und unteren Hause bestand, um 1360 nicht weniger als vier Familien von Hornstein, wobei es dann allerdings nicht immer friedlich herging. Auf dem nach dem anmuthigen Lauchertthal abfallenden Bergrücken erheben sich, der Gegend einen noch höheren romantischen Reiz verleihend, die Ruinen der Burg. Herren von Hornstein wurden schon 1244 erwähnt, von der Burg, die aber sicher früher bestand, ist erst im 14. Jahrhundert die Rede. Im Jahre 1787 verkaufte die von Hornstein'sche Familie das Rittergut Hornstein, wozu auch das unten erwähnte Bittelschieß gehörte, an den Fürsten Anton Aloys von Hohenzollern-Sigmaringen. Seit 1818 war die Burg Zucht- und Strafarbeitshaus. Im Jahre 1869 kauften die Herren von Hornstein das Schloß zurück und brachen es leider theilweise ab, so daß es nun als Ruine dasteht. Der letzte Bau stammt, außer der kleinen gothischen Kapelle, aus dem 18. Jahrhundert. In der Nähe von Hornstein, dicht am Lauchertfluß in dem hochromantischen Bittelschießerthälchen, liegt das Burgstall Bittelschieß, einst eine Vorburg von Hornstein, die im 14. Jahrhundert auch Sitz einer eigenen Linie der Herren von Hornstein war. Nur ein runder Thurm ist noch erhalten, in welchem eine Kapelle jetzt eingerichtet ist.

Digitized by Google

Etwa zwei Stunden aberhalb Bittelschieß, ebenfalls an der Lauchert, liegen im Pfarrdorfe Jungnau zwei Burgruinen dicht bei einander. Die älteste heißt Schiltau und so hieß einst auch das Dorf. Die Herren von Schiltowe kommen schon um 1200 hier var als Dienstmannen der benachbarten Grafen von Veringen. Von ihrer Burg, die nicht klein gewesen sein kann, sind nur Umfassungsmauern vorhanden. Um 1316 verkaufte Berthold von Schiltau Burg und Ort an die Herren von Jungingen, deren Stammburg bei Jungingen im Killerthal lag und von da ab ändert Schiltau den Namen in Jungnau. Van der Burg der Herren von Jungingen ist noch ein sehr stattlicher Bergfried vorhanden, den man seiner mächtigen Mauern wegen für ein Werk der Römer hielt, wogegen er erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts errichtet wurde.

Etwa 9 km von Sigmaringen entfernt liegt der Marktflecken Krauchenwies mit der Sommerresidenz des Fürsten van Hahenzallern. In einem mit großer Sorgfalt gepflegten Park und Garten befinden sich zwei Landhäuser. Das an der Straße ist das ältere; es wird schan im 13. Jahrhundert erwähnt. Anfangs ist nur von einem Thurm die Rede, dann aber heißt es (1413) Wasserhaus. In architektanischer Beziehung bietet es wenig Bemerkenswerthes, in historischer aber mehr, schon allein deßhalb, weil außer vielen sonstigen hohen königlichen und fürstlichen Persönlichkeiten hier Kaiser Wilhelm I., sowie Kaiser Friedrich oft als Gäste des fürstlichen Hauses weilten.

Das sogenannte Schlößle in Langenenslingen ist ein einfacher Bau aus dem 16. Jahrhundert und diente mehreren Fürstin-Wittwen des Hauses Hohenzollern als Wittwensitz. Jetzt ist es Rath- und Schulhaus. — Hiemit schließen wir unsre Rundschau über Klöster und Burgen in Hohenzollern und man wird gefunden haben, daß das Ländchen für seine geringe Einwohnerzahl auffallend reich war an adeligen Sitzen und klösterlichen Anstallen.

---

## Heron von Alexandria.

Michelet hat einmal Lionardo da Vinci den Faust der italienischen Renaissance genannt, und man muß nur die Beiträge zur Kenntniß Lianarda da Vinci's von Paul Müller-Walde in dem Jahrbuch der kgl. preußischen Kunstsammlungen 1899 (XX, 1) betrachten, um zu erkennen, wie dieser gewallige, alles umfassende Geist das 19. Jahrhundert, seine großartigen Erfindungen und seine graßen Bedürfnisse vorausgeahnt hat. Da findet man aus dem Codex Atlanticus und anderen Handzeichnungssammlungen Anweisungen und Abbildungen, die den unterseeischen Schiffskampf erläutern; an Taucherapparaten, Torpedos, einer Schiffsschraube hat sich Lionarda versucht. Vielleicht hat er aber dafür schon Vorgänger gehabt, auf denen er weiterbaute, aber denen er die Anregungen zu seinen Gedanken verdankte. Sa mag auch Lionardo nicht durchaus Begründer der Hydraulik gewesen sein, als welchen ihn Lombardini (Dell' origine e del progressa della scienza idraulica. Mailand 1872) hat hinstellen wollen, sondern er lernte in der Hydraulik wie in anderen physikalischen Doktrinen vielleicht van einem fast anderthalb Jahrtausende älteren Vorgänger, von Heron von Alexandria, in dessen Pneumatik (Druckwerken) bald der Wasserdruck, bald der Druck atmosphärischer, bald erwärmter Luft oder des Dampfes verwendet wird, und der auch anderer Größen, wie Albrecht Dürers und Galileo Galilei's, Interesse erregt hatte. Eine Neuausgabe van Herons von Alexandria „Druckwerke und Automatentheater", griechisch und deutsch herausgegeben von Wilhelm Schmidt, Oberlehrer in Helmstedt (Leipzig, Teubner 1899) und eine Abhandlung des gleichen Verfassers in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Alterthum rc." vom 30. Mai 1899 geben mir Veranlassung, einiges aus Herons Büchern über die Druckwerke und das Automatentheater zu erzählen, trotz der vorhandenen Möglichkeit, sich die Werke in der deutschen Uebersetzung selbst anzusehen, die neben dem griechischen Texte steht: ein nicht genug zu lobender Gedanke bei der Schwierigkeit, technische Abhandlungen im griechischen Originale zu lesen. Die jetzt erschienene Schmidt'sche Ausgabe erfüllt in Textkritik und Ueberlieferungsgeschichte, Uebersetzung, Erklärung und Abbildungen alle Anforderungen der modernen Wissenschaft, während die varher einzig vorhandene vollständige griechische Ausgabe der Pneumatik und der Automaten in den Veteres mathematici (Paris 1693) anerkanntermaßen unbrauchbar gewesen ist.

Mit der Person Herons und seinem höchst bestrittenen Zeitalter wollen wir uns hier nicht ausführlicher beschäftigen. Schmidts Einleitung scheint mir, wenn auch nicht den Beweis geliefert, so doch vieles dafür beigebracht zu haben, daß Heron nicht im 3. oder 2. vorchristlichen, sondern im 1. Jahrhundert n. Chr. gelebt hat, mag er auch mit dem Hera Metricus, der unter Augustus bei der Reichsaermessung thätig war (Cassiodors Variarum lib. III, 52; Mommsen hat hier Heran konjizirt), nicht gemeint sein. Heron war eine eminent praktische Persönlichkeit und hielt nicht viel von der Philosophie. Im Zeitalter des Haager Friedenskongresses ist sein Wort, „daß für ein ruhiges Leben, für die ἀταραξία, jenes höchste Ziel, auf das Epikur hinzustreben gelehrt hatte, der Geschützbau wichtiger sei als alles Gerede der Philosophen", wohl am Platze. Dieses „si vis pacem, para bellum" mag allerdings der praktische Verfasser eines Buches über Geschützbau und eines solchen (ihm nicht mit Sicherheit zuzuschreibenden) über die Handschleuder gesagt haben; aber es hört sich auch als das Wort eines klugen Denkers an.

Wer von den heutigen Italienfahrern hat nicht die Villa Pallavicini bei Genua bewundert und dabei die Geschmacklasigkeit der Wasserspäße, die in dieser herrlichen Natur und Vegetatian die Stimmung verderben, bedauert? Im Zeitalter der Renaissance waren salche Spielereien in den Gärten der Fürsten üblich, und sie sind nichts anderes, als die Wiederholungen der Künste, die für die Gärten der alexandrinischen Reichen und der römischen Großen Heron und seine Vorgänger erdacht und ausgeführt hatten. So enthalten denn die Druckwerke Herans zumeist Anweisungen für sogenannte unterhaltende Physik. Nach einer Einleitung über das Vacuum und ausführlicher Schilderung der Heber (σίφωνες), wie unsre kohlensauren Wasserflaschen richtig genannt werden, folgt die Beschreibung von ungefähr 80 aerschiedenen Apparaten, z. B. wie man aus derselben Kugel kaltes und warmes Wasser in verschiedener Quantität ausfließen lassen kann; eine Kanne, die bald reines Wasser, bald ungemischten Wein, bald eine Mischung von sich gibt; eine andere, aus der man beliebige Quantitäten ausgießen kann und die doch nie leer wird. Dann wird u. a. behandelt: Wird auf gewissen Altären ein Rauchapfer angezündet, so sollen Figuren, die daneben stehen, ein Trankopfer darbringen; Einrichtung von Gefäßen, bei denen Vögel singen aber pfeifen, wenn Wasser eingegossen wird und wobei die Klangverschiedenheiten durch verschiedenartige Herrichtung von ins Wasser getauchten Pfeifenabschnitten hervorgebracht werden; eine Trompete erklingt bei Oeffnung der Tempelthüren; Opfergefäße sind so gebaut, daß Weihwasser zum Besprengen herausfließt, wenn man ein Fünfdrachmenstück hineinwirft; auch Mephisto's Tisch, aus dem auf Wunsch und zwar aus gleicher Röhre verschiedener Wein fließt, ist Heran nicht unbekannt. Höchst interessant ist der trinkende Adler:

Digitized by Google

Stellt man an einem Punkte mit fließendem Wasser die Figur eines Thieres aus Bronze oder anderem Material dar und läßt ihm einen Becher reichen, so schlürft es unter lautem Geräusch und erweckt so die Vorstellung, als hätte es Durst. Die Lampe, die von selbst den Docht zur Tülle schiebt; die Kapelle, deren Thüren infolge eines Opferfeuers sich von selbst öffnen, dagegen nach Erlöschen des Feuers von selbst sich schließen; Herkules als Schütze, wie er einen Pfeil nach einer Schlange schießt, diese aber dagegen zischt, wenn ein auf dem Boden liegender Apfel von der Basis gehoben wird; die Wasserorgel, die Heronsbälle und Heronsbrunnen, die Wasseruhren und vieles mehr werden uns vorgeführt.

Einst hatte Claudius bei einer Naumachie auf dem Fucinersee eine derartige pneumatische oder hydraulische Maschine anwenden lassen. Sueton (Claudius XXI) schildert, wie mitten aus dem See ein Triton aufgestiegen sei, der auf der Trompete die Signale zur Seeschlacht gegeben habe. Dazu bemerkt Casaubonus, mit der Maschinerie sei wahrscheinlich eine Wasserorgel verbunden gewesen, wie wir sie aus Heron und Vitruv kennen. Für die Wasserorgel schwärmte bekanntlich Nero. Ein Beispiel, wie Herons Erfindungen weiter lebten, finde ich auch 900 Jahre später zu Byzanz. Liutprand von Cremona schreibt in seinen Antapodosis VI, 5 aus dem Jahr 949 n. Chr.: „Vor dem Throne des Kaisers stand ein eherner vergoldeter Baum, in dessen Zweigen verschiedenartige, gleichfalls vergoldete Vögel saßen, die je nach ihrer Art zwitscherten und sangen. Zu Füßen des Thrones aber saßen vergoldete Löwen von gewaltiger Größe, ob aus Bronze oder Holz war nicht zu erkennen, die mit den Schweifen die Erde schlugen und mit geöffnetem Rachen und sich bewegender Zunge mächtig brüllten." Und der tapfere Liutprand erschrack nicht und staunte nicht — weil er nämlich auf dies Wunder vorbereitet war.

Bewegliche Gliederpuppen, die an Fäden gezogen wurden, werden schon von Herodot aus Aegypten angeführt. Auch Xenophon und Aristoteles sprachen davon. Mit solchen Puppen zogen Leute herum und zeigten für Geld ihre Possen. Wie sehr sich das Publikum dafür interessirte, beweist eine Stelle bei Athenäus, wonach man den Neurospasten Potheinos seine Aufführungen im Dionysostheater zu Athen abhalten ließ, deren Gegenstand zweifellos zumeist dem Bacchussagenkreis entstammte. Die Darstellungen der Neurospasten werden sich von denen unsrer Marionettenspieler wohl nicht viel unterschieden haben. Aber schon im 3. vorchristlichen Jahrhundert wurden Stücke automatisch aufgeführt, so ein Stück des Philo aus Byzanz in fünf Scenen. Ueber solche Automatentheater hat uns Heron auch eine kleine Schrift hinterlassen, die mit den Worten beginnt: „Die Schaustellung der Automaten erfreute sich bei den Alten großer Beliebtheit, einmal, weil eine mannichfaltige Kunstfertigkeit dabei entwickelt wird, sodann, weil das Schauspiel geradezu staunenerregend ist. Jeden Theil der Mechanik bringt die Anfertigung der Automaten vermittelst dessen, was im einzelnen dabei ausgeführt wird, zur Anwendung. Man stellt Tempel oder Altäre von mäßigem Umfang her, die sich von selbst heranbewegen und auf einigen bestimmten Punkten halten; dann bewegt sich jede von den darin befindlichen Figuren dem vorliegenden Plan oder einer passenden Fabel entsprechend für sich, und schließlich kehren Tempel und Altar nach ihrem ursprünglichen Platz zurück. Die auf solche Art gearbeiteten Automaten nennt man fahrende. Es gibt aber auch stehende Automaten. Auf einer niedrigen Säule steht eine Tafel mit Thüren, die sich öffnen konnen, und auf dieser sieht man eine Darstellung von Figuren, die in ihrer Anordnung irgend einem Stück entsprechen. Zu Anfang ist die Tafel geschlossen, dann öffnen sich die Thüren von selbst und die Gruppirung der Figuren auf dem Bild wird sichtbar u. s. w. Die Thätigkeit des stehenden Automaten ist eine sicherere."

Uns interessirt mehr der stehende Automat, und wenn wir Herons Schilderung und Erklärung lesen, möchten wir sicher glauben, daß ein moderner Techniker und Archäologe imstande sein wird, nach Herons Worten und Zeichnungen seinen Automaten zu rekonstruiren. Er selbst folgt dabei einer früheren Quelle, dem schon erwähnten Philo aus Byzanz, und dessen Aufzeichnungen über die automatische Ausführung der Naupliussage; und nur in Beziehung auf die Schwebemaschine der Athene, deren Einrichtung Philo zu schwerfällig gemacht habe, weicht Heron von seinem Vorgänger ab. Die bekannte Naupliussage, die Rache des Nauplius an den heimkehrenden Griechen, weil sie seinen Sohn Palamedes gesteinigt hatten, führte das Automatentheater in fünf Scenen auf. Erste Scene: Die Danaer richten sich zur Heimfahrt durch Schiffsausbesserung; Figuren zimmern, hämmern, sägen. Zweite Scene: Stapellauf der Schiffe. Dritte Scene: Schiffsparade und später Sturm. Vierte Scene: Athene und Nauplius mit der Fackel (das heißt: der Leuchtthurm an der gefährlichsten Stelle). Fünfte Scene: Der Schiffbruch und Tod des Ajax durch Athene's Blitz. Für alle Apparate gibt Heron detaillirte Anweisungen: wie sich die Bühnenthüren öffnen und schließen, wie die Arbeiten im Anfang zur Bewegung gebracht werden, wie die Wandeldekoration, der Blitz, der Erscheinungsapparat für Athene zu konstruiren sind (für letzteres hat Heron allerdings nur allgemeine Bestimmungen gegeben).

Ein interessantes Stück alter Kulturgeschichte wird durch den jetzt erschienenen ersten Band der Neuausgabe Herons neu beleuchtet und weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Archäologen, Philologen und Techniker können in gleicher Weise davon profitiren und sollten sich auch gemeinschaftlich damit beschäftigen. Im Zeitalter der Naturwissenschaften und der Technik entspricht die Neuausgabe der Pneumatik und der Automatentheater, sowie die später zu erwartende von Herons Mechanik, der Kriegsinstrumente, der Katoptrik, der Dioptra und Metrika nicht allein einem historischen, sondern möglicherweise sogar einem praktischen Interesse.

M.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Südarabische Alterthümer im Kunsthistorischen Hofmuseum in Wien.** Von seiner vierten südarabischen Reise brachte im Jahre 1894 der unterzeichnete Referent unter anderem eine Sammlung antiker Original-Inschriften, Münzen, Bronzetafeln und sonstiger Bronzegegenstände mit, welche den kunsthistorischen Sammlungen des österreichischen Kaiserhauses einverleibt wurde. Mit der wissenschaftlichen Herausgabe derselben wurde seitens des Oberstkämmereramtes Sr. k. und k. Apostolischen Majestät, nachdem Referent auf die Bearbeitung verzichtet hatte, der Wiener Universitätsprofessor und Akademiker Dr. D. H. Müller beauftragt, der sich nunmehr seiner Aufgabe entledigt hat, indem er der wissenschaftlichen Welt einen stattlichen Großquartband mit 95 Seiten Text und 14 prachtvollen Lichtdrucktafeln und 28 Abbildungen im Texte darbietet.[1] Da die bei wissenschaftlichen Publikationen sonst oft recht mißlichen Verlagsverhältnisse bei den Veröffentlichungen der Hofinstitute glücklicherweise nicht in Betracht kommen, so präsentirt sich der Band in geradezu herzerquickender Weise, genau so wie alle Publikationen, die wir der Munificenz des Kaiserhauses verdanken. Dem Herausgeber standen helfend zur Seite die Herren Hofrath Kenner,

[1] Südarabische Alterthümer im kunsthistorischen Hofmuseum, im Auftrag und mit Unterstützung des Oberstkämmereramtes Se. k. u. k. apost. Majestät herausgegeben von D. H. Müller, wirkl. Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften. Wien, Alfred Hölder 1899.

Digitized by Google

Dr. *Dedekind*, Dr. *Zimmermann*, Dr. *Köchlin*, Prof. v. *Schneider* und besonders Prof. *Kubitschek*, der an der Beschreibung und Gruppirung der Münzen wesentlichen Antheil hatte.

Leider aber muß konstatirt werden, daß die zweifellos fleißige und mühselige Arbeit trotz unleugbarer Vorzüge dennoch Mängel aufweist, die man angesichts des langen Zeitraums, der auf das Studium der Sammlung verwendet worden ist, keineswegs erwartet hätte. So sind beispielshalber manche Inschriften unrichtig vom Stein abgelesen worden, was sogar aus den photographischen Tafeln konstatirt werden kann, selbst wenn Referent keine direkten Kopien der Inschriften besäße, was indeß der Fall ist. Schwerer in die Waagschale fällt der Umstand, daß der gelehrte Herausgeber allen *historischen* Untersuchungen ängstlich aus dem Wege gegangen ist und sich lediglich auf die *linguistische* Erklärung des Materials beschränkt hat, in welch letzterer er allerdings zu den berufensten Autoritäten zählt. Da Prof. Müller in seinen bisherigen Publikationen kein Glück bezüglich historischer Untersuchungen hatte, so liegt vielleicht gerade hierin der Grund für die unverkennbare Enthaltsamkeit und ist sonach sein Vorgehen in gewissem Sinne fast zu billigen; denn mit neuen verfehlten historischen Aufstellungen wäre der Wissenschaft nicht gedient. Sie sind uns erspart geblieben. Die Unterlassung bildet aber gleichwohl einen bedauerlichen Mangel: denn der *historische Werth der Inschriften und Münzen* der Wiener Sammlung ist durch sie *gänzlich in den Schatten gestellt* worden und das ist um so beklagenswerther, als die Sammlung im buchstäblichen Sinn des Wortes *einige Marksteine der alten Geschichte Südarabiens* enthält. So beispielshalber gleich die Nummer 1 und 2, welche als das einzige antike Dokument der damals noch in Arabien König und Reich besitzenden Abessynier zu betrachten sind. Noch auffälliger ist das Verfahren Müllers bezüglich der Inschrift Nr. 4, die er auf Seite 16 bis 18 behandelt und die in des Referenten Sammlung als Nr. 1050 figurirt. Ein ganz unscheinbares Bruchstück von zehn kurzen, abgebrochenen, kaum je zwei Worte enthaltenden Zeilen und dennoch eine der wichtigsten historischen Inschriften, die wir haben! Schon im Jahre 1895 schrieb Referent auf Seite 31 seines Buches: „Die Abessynier in Arabien und Afrika“:

„Wir wissen nämlich aus der Inschrift Glaser 1050 (Original jetzt in den Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses in Wien, wo es nebst anderen Inschriften auf meine Initiative hin von Prof. D. H. Müller herausgegeben werden wird), daß *Schammar Juhar'isch*, der bisher als der letzte König von Saba und Dhû Raidân betrachtet wurde, in seinen letzten Regierungsjahren als der Erste den Titel: „*König von Saba und Dhû Raidân und Hadhramôt und Jemanat*“ führte. Ich zweifle nicht, daß auch D. H. Müller trotz des fragmentarischen Charakters der Inschrift erkennen wird, daß er in diesem Steine einen der wichtigsten Marksteine der Chronologie Jemens vor sich hat.“

Das war mehr als ein Wink mit dem Zaunpfahl; denn angesichts dieser Deutlichkeit des Hinweises konnte dem Wiener Akademiker die Wichtigkeit der Inschrift gar nicht entgehen, auch wenn Referent es damals unterließ, den erschlossenen längeren Königstitel, von dem in der Inschrift allerdings nur der zweite Ländername (Dhû Raidân) ganz und vom dritten (Hadhramôt) bloß die erste Hälfte (Hadhr ...) erhalten blieb, außer mit deutschen Lettern auch noch in sabäischen oder arabischen Buchstaben in sein Buch aufzunehmen. Es ist dem Herausgeber aber gleichwohl nicht gelungen, die kleine, sich förmlich von selbst aufdrängende Restitution vorzunehmen, trotzdem er an derselben Inschrift, freilich in nebensächlichen Dingen, genug herumrestituirt hat, sogar an dem Königstitel selbst, da er die Worte: „König von Saba und“ ganz richtig hinzufügte. Damit aber ist eines der wichtigsten historischen Ereignisse, vielleicht überhaupt das folgenschwerste der ganzen nachchristlichen Zeit in Arabien, unerkannt geblieben. Wir wissen nämlich inschriftlich, daß König Schammar Juhar'isch noch im Jahre 278 nach Chr. nur die Länder Saba und Dhû Raidân besaß, genau wie sein Vater Jâsir Juhan'im und alle seine Vorgänger etwa seit dem ersten Jahrhundert v. Chr. Geb., welche insgesammt nur den kurzen Titel: „König (e) von Saba und Dhû Raidân“ führen. Nun entpuppt er sich durch das unscheinbare Wiener Inschriftenfragment als der *Eroberer von Hadhramôt und Jemnat*. Nach Schammar Juhar'isch aber versiegen die inschriftlichen Nachrichten über einheimische Könige in Arabien vollständig, und erst im Jahre 375 begegnen wir wieder einem solchen. Dafür setzen auswärtige, nämlich abessynische (Inschrift von Adulis, Inschrift des Königs Aizanas und andere) und römische Nachrichten ein, die uns belehren, daß in der Zwischenzeit die *Abessynier* sich zu Herren Arabiens aufwarfen. Dabei hat die römische Politik mitgespielt, gerade wie bei den Himjaren die sassanidische. Was ist nun natürlicher als anzunehmen, daß gerade die Eroberungen Schammars in Arabien den äußerlichen Vorwand lieferten zu dem von der römischen Politik geförderten Vorrücken der Abessynier (Axumiten) gegen Arabien! Ein Zusammenwirken, das zwei Jahrhunderte später ein zweites Mal, diesmal aber den definitiven Zusammenbruch der Himjarenherrschaft zur Folge hatte. Ist es nun nicht interessant, in Wien gerade diejenige Inschrift zu wissen, die uns die Genesis dieses im wahrsten Sinne des Wortes welthistorischen Ereignisses vor Augen führt? Denn um nichts geringeres handelt es sich bei diesen himjaro-axumitischen Kämpfen als um das Ringen der damaligen Großmächte Rom und Persien um die Weltherrschaft. Aber der Wiener Gelehrte plagt sich im Schweiße seines Angesichts, den in der Inschrift bruchstückweise erwähnten Namen eines Götzen „wiederherzustellen“ und sieht den Wald vor Bäumen nicht.

Fast ebenso enttäuscht wird der sachkundige Leser des *Münzkapitels*. Technisch ist da das Menschenmögliche geleistet worden. Die Münzen sind von 2000jährigem Rost- und Schmutzansatz befreit und die Legenden mit anerkennenswerthem Fleiß abgezeichnet worden. Aber was soll man dazu sagen, wenn ein Kenner des sabäischen Alterthums, wie D. H. Müller, aus Theilen der *Königsnamen* Namen von *Münzprägearten* macht! Etwa so, als wenn Jemand eine Münze mit der Inschrift Franz Joseph dahin erklären würde, daß Franz der Name des Herrschers sei, dagegen Joseph der Prägeort. Freilich sind die alten Könige Arabiens uns nicht so geläufig, wie die Herrscher in der Gegenwart. Aber es handelt sich keineswegs etwa um ganz unbekannte Königsnamen, sondern um solche, die längst inschriftlich nachgewiesen und publizirt sind. Müllers Münzstätte *Na'am* (Buchstaben n.'.m.) z. B. erkennt man auf den ersten Blick als den König *Jen'am* (oder Jun'im), zumal das j auf der Münze sehr deutlich vorhanden ist. Gemeint ist wahrscheinlich der König Ma'dikarib Jen'am, der im 5. Jahrhundert n. Chr. regierte. Höchstens könnte noch Juhan'im gelesen werden, falls man annimmt, daß das h verwischt ist, aber auch das wäre ein Königsname, kein Ortsname. Ebenso ist die vermeintliche Prägestätte *Ja'ub* nichts anderes als das Epitheton Ja'ub eines Königs, zumal wir längst einen König *Tha-rân Ja'ub* inschriftlich und auf Münzen kennen. Genau so verhält es sich mit der „Münzstätte“ *Juhbir*, welches Wort gleichfalls das Epitheton eines Königs, ja sogar mehrerer Könige ist. Die *wirklichen* Prägestätten dagegen sind, bis auf wenige Ausnahmen, unerkannt geblieben. Selbstverständlich ist sonach die von Prof. Müller auf Grund seiner vermeintlichen Prägestätten aufgestellte Gruppirung der Münzen völlig haltlos. Böcke, selbst die ausgewachsensten und eigenartigsten Exemplare, bieten nur zoologisches Interesse und gehören nun einmal nicht in linguistisch-historisch-numismatische Ziergärten, selbst nicht in solche, die von wirklichen Mitgliedern der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften angelegt worden.

Das sind einige der Mängel, die hervorgehoben werden mußten, im Interesse der Wissenschaft. Das soll den Referenten jedoch nicht hindern, auch die Vorzüge des Müller'schen Werkes zu betonen. Sie sind groß genug, um uns die gerügten Mängel in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Als linguistische Arbeit ist das Werk nämlich, von einzelnen Kleinigkeiten abgesehen, eine durchaus rühmenswerthe Leistung. Aber es geht den Vorzügen so, wie es den tugendhaften Frauen geht: man spricht nicht viel von ihnen. Thäte man das Gegentheil, dann liefen die braven Frauen gerade dadurch Gefahr, in schiefes Licht zu gerathen. Das ist nun einmal so und läßt sich nicht ändern.

München, 9. Juli 1899. Dr. *Eduard Glaser*.

Digitized by Google

n. Im vergangenen Herbst tagte auf Anregung der päpstlichen Kurie in St. Gallen ein internationaler Kongreß, um die Frage zu erörtern, in welcher Weise die einem sicheren Verderben entgegengehenden werthvollen alten Handschriften weiterhin zu erhalten und auszubessern sein würden. Auf dieser Konferenz wurde von dem von der kgl. sächs. Staatsregierung entsandten Delegirten eine Imprägnirung geschädigter Handschriften (Zapon-Verfahren) empfohlen, wie diese von dem kgl. sächs. Kriegsministerium für die Zwecke der Benutzung von Generalstabskarten im Freien erfunden, angewendet und zu gleichem Zweck auch von Preußen und Oesterreich-Ungarn übernommen wurde. Die St. Gallener Konferenz hat neben anderen ihr vorgeführten Konservirungsmethoden die Empfehlung dieser Imprägnirung von deren weiterer Prüfung abhängig gemacht. Da nun die im hygienisch-chemischen Laboratorium des Kriegsministeriums fortgesetzten Untersuchungen den Vorzug der Imprägnirung vor den in St. Gallen empfohlenen Methoden ergeben haben dürften und die Imprägnirung sich namentlich als ein bisher unerreichtes Schutzmittel für dem Verfall entgegengehende Archivalien erwiesen hat, so sind von dem kgl. sächs. Kriegsministerium die deutschen Bundesstaaten, Standesherren und eine größere Zahl von Städten ersucht worden, Vertreter ihrer Archive zu einem vom 17.—19. September d. J. in Dresden tagenden Kongreß entsenden zu wollen. Die kgl. sächs. Staatsregierung erhofft von der regen Betheiligung der Eingeladenen die seit langer Zeit schwebende Frage der Erhaltung und Ausbesserung schadhaft gewordener Schriftstücke zu Nutz und Frommen der Archive und der Wissenschaft zur Lösung zu bringen.

* Ein sehr interessantes und lehrreiches Beispiel, wie weitherzig man im Mittelalter und zur Zeit des Humanismus besonders in Italien war, wenn es sich um die Erwerbung seltener und werthvoller Handschriften handelte, theilt P. Robert (Würzburg) in der „Zeitschr. für Bücherfr.“ aus dem neuerschienenen vierten Bande der „Deutschen Alterthumskunde“ von Karl Müllenhoff mit, die jetzt aus dem Nachlaß des verstorbenen Germanisten von Professor Rödiger herausgegeben wird. Das Kloster Corvey war von jeher durch handschriftliche Schätze berühmt. Hier befand sich neben der einzigen Handschrift von Tacitus' „Germania“ und anderen Schätzen auch eine Handschrift der ersten Bücher des Hauptwerks des Tacitus, der „Annalen“. Sie befindet sich heute in Florenz, wo sie eine Zierde der Bibliothek bildet. Ihrer Schrift nach stammt sie wahrscheinlich aus dem 10. Jahrhundert. Wie hat nun die Handschrift diesen Weg zurückgelegt? Die ersten Bücher der Annalen erlebten ihren ersten Druck im Jahr 1515, wo sie auf Veranlassung keines Geringeren als Papst Leo X. von Philippus Beroaldus herausgegeben wurden. Dieser erwähnt in der Vorrede die Handschrift und fügt mit einiger Beklemmung hinzu, daß „diese Beute in den Wäldern Germaniens mit vielen Kosten erjagt sei“. Viel offener hatte sich schon vorher ein vornehmer Florentiner, Francesco Soderini, über ihre Herkunft ausgesprochen. Er erzählt einfach, daß dieser Kodex 1508 in Corvey gestohlen und nach Rom gebracht worden sei. Am 1. Dezember 1517 schreibt Leo X. an den Erzbischof Albert von Mainz: „Die vielbegehrten fünf ersten Bücher der Kaisergeschichte des Cornelius Tacitus sind gestohlen worden und durch viele Hände endlich in die meinen gelangt. . . .“ Da dieser Brief nur abschriftlich vorlag, so hat es natürlich nicht an Leuten gefehlt, die ihn für eine Fälschung erklärten. Da fand sich plötzlich in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts das Original. Vom Rücken einer alten Luther-Bibel abgelöst, befindet es sich heute auf der kgl. Bibliothek zu Berlin.

w. In der Akademie der (exakten) Wissenschaften zu Paris berichtete Armand Gautier am 3. Juli über seine Forschungen über den Jodgehalt des Meeres. Es ist bekannt, daß das Jod sich in ziemlichen Mengen in gewissen Lebewesen des Meeres, insbesondere den Algen, vorfindet, während das Meerwasser der Oberfläche selbst fast jodfrei ist. Auf Bitten Gautiers hat nun der Fürst von Monaco an der steilabfallenden Meeresküste seines Landes Tiefenschöpfungen vorgenommen und das den einzelnen Tiefen entnommene Meerwasser nach Paris gesandt. Die hier vorgenommene Untersuchung stellte fest, daß mit der zunehmenden Tiefe auch der Jodgehalt sich steigert und seinen Höhepunkt (etwa zwei Milligramm auf den Liter) bei 800 m erreichte, daß der Gehalt aber nach dem etwa 900 m tief liegenden Meeresboden zu wieder abnahm. Dadurch war erwiesen, daß jene der Jodgewinnung dienenden Meeresorganismen ihr Jod aus der Tiefe erhalten und durch die starke Anziehungskraft die sie umgebende Meeresfläche jodfrei machen. Was aber jene Abnahme des Gehalts angeht, so ließ sich bemerken, daß auch in gleicher Weise auf dem Meeresboden die Meeresdichtigkeit eine verminderte war, so daß hier also wohl eine Süßwasserquelle die Ursache sein muß. Gautier kündigt an, daß er im Verlauf seiner Untersuchungen aus dem Meerwasser eine gelatineartige, klebrige, sehr jodreiche Masse gewonnen habe, über deren Zusammensetzung er nächstens zu berichten verspricht.

* **Bamberg.** Hr. Dr. Jakob, dessen auf der Ueberfahrt nach Buenos Aires angeblich erfolgten Tod wir kürzlich meldeten, hat von Madeira aus an einen hiesigen Arzt eine Karte gesandt, nach welcher es ihm und seiner Familie ganz gut geht.

B. **Baden-Baden,** 8. Juli. In den Tagen vom 7. bis bis 12. August findet hierselbst der VII. internationale veterinär-medizinische Kongreß statt. Großherzog Friedrich hat sich bereits zur Uebernahme des Protektorats bereit erklärt. Die Anmeldungen sind bis jetzt so zahlreich eingelaufen, daß die Theilnehmerzahl voraussichtlich doppelt so groß wird, wie auf den letzten Kongressen.

* **Leipzig.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. med. Siegfried Garten als Privatdozent habilitirt.

* **Paris.** In der letzten Sitzung der Akademie der Inschriften verlas Prof. Mommsen, der bekanntlich seit 1895 Mitglied dieser Akademie ist, eine Denkschrift, worin er beantragte, die Akademie möge gemeinsam mit der Berliner Akademie ein corpus nummorum, ein Verzeichniß aller im Alterthum geprägten Münzen, herausgeben. Der Antrag wurde der Kommission für literarische Arbeiten überwiesen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dritte ordentliche Generalversammlung und Rechenschaftsbericht über das Jahr 1898/99 des Schwäbischen Schiller-Vereins Marbach-Stuttgart. Marbach a. N., A. Remppis 1899. — M. Pontifex: Soziale Gedanken eines Optimisten. Berlin, Dr. R. Wrede 1900. — Heinrich Gutberlet: Deutschthum und Panslavismus! Dresden-A., Oskar Damm 1898. — Karl Prött: Nachfolge Bismarcks. Deutsch-österreichische Zeitgedichte. Ebd. 1899. — Dr. Rich. Lea: Das weibliche Radeln. Besprechung. Ebd. 1899. — Dr. Fel. Stoerk: Das Reichsgesetz über das Auswanderungswesen. Nr. 44. (Guttentag'sche Sammlung deutscher Reichsgesetze.) Berlin, J. Guttentag 1899. — K. Baedeker: Die Schweiz. 28. Aufl. Leipzig, Karl Baedeker 1899. — Dokumente der Frauen. I. Band. Nr. 7. Wien, Administration der Dokumente der Frauen 1899. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn. V. Band. (2. Abth.) 18. Heft. Lfg. 326. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hofbuchhandlung. — Karl Barchert: Das Schreiben mit der Schreibmaschine. Lehr- und Uebungsbuch. Ausgabe B. Berlin, L. Oehmigke (R. Appelius) 1899. Finland, an english Journal devoted to the cause of the Finish People. Nr. 1. London, C. Harold Perrott, B. A. 1899. — Altbayerische Monatsschrift. Herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern. Jahrgang 1. Heft 1. München, J. J. Lentner (E. Stahl jun.) 1899. — Prof. Christ. Roth: Kittel und Schurzfell! Kunstdebatte in der bayerischen Abgeordnetenkammer. Stuttgart, Rob. Lutz. — Dr. S. R. Steinmetz: Der Krieg als soziologisches Problem. Amsterdam, W. Versluys 1899. — H. v. Hettrigl: Die Entwicklung des Telephonwesens in Oesterreich 1881—1899. Wien, Kartographische Anstalt G. Freytag u. Berndt. — J. Schnorr v. Carolsfeld: Die Bibel in Bildern. Lfg. 1 und 2. Leipzig, Georg Wigand.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 11. Juli. Nummer 155.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Einige Gegner der Revolutionsgedanken im 18. Jahrhundert.

Von P. Sakmann.

I.

Wir sind in der Geschichte geneigt, das geistig Bedeutende an dem Maß der geschichtlichen Wirkung zu messen. Das Wirksame ist uns das Große. Ueber wen die Geschichte hinweggeht, über den gehen auch wir hinweg. So richtig diese Betrachtungsweise im großen und ganzen ist, so zweifellos ist, daß sie im einzelnen zu Mißgriffen und Ungerechtigkeiten in der Beurtheilung führen kann. Es gibt in allen Zeitaltern solche, die gegen den Strom der Zeit schwimmen. Darunter sind immer viele sonderbare Käuze, Zurückgebliebene, Reaktionäre aus Unverstand, aber daneben doch auch solche, die zu diesem unfruchtbaren und ruhmlosen Beginnen eine große geistige Kraft eingesetzt und verbraucht haben, eine viel größere als viele ihrer glücklicheren und berühmteren Zeitgenossen, die es weit brachten, weil sie sich von der Strömung tragen ließen. So ist in England Mandeville hinter die Deisten zurückgetreten, obwohl seine Opposition die der Deisten weit überragt an prinzipieller Tiefe wie an Schärfe des Witzes, freilich auch an Bosheit.[1]) Zu dieser Klasse der beachtenswerthen Reaktionäre gehören in Frankreich Linguet, Galiani und Frau du Deffand.

Linguet beginnt seine Laufbahn ganz in der Weise der Literaten des 18. Jahrhunderts mit schöngeistigen Produktionen, mit dilettirender Geschichtschreibung und Reformschriftstellerei. Doch hält ihm d'Alembert, der ihn nicht liebt, die Pforten der Akademie verschlossen. Er wendet sich dem Advokatenberufe zu, in dem seinem thatendurstigen Ehrgeiz sich bald ein weites Feld der Kämpfe und des Ruhmes bietet. Sein Name ist mit vielen der großen Prozesse verbunden, die das vorrevolutionäre Frankreich erschüttert haben. In dem Blasphemieprozeß von Abbeville, dem der junge Ritter de la Barre zum Opfer fällt, kämpft er Schulter an Schulter mit Voltaire gegen das überstrenge Bluturtheil. Im Prozeß d'Aiguillon, der den letzten Versuch der französischen Parlamente bedeutet, die absolute Krone unter den Willen der Justizaristokratie zu beugen, und der durch den Staatsstreich der Gräfin Dubarry und des Kanzlers Maupeou niedergeschlagen wird, in diesem politischen Riesenprozeß ist Linguet als geheimer Rath des angeschuldigten Herzogs von Aiguillon einer der hauptsächlichsten Mitwirkenden. Im Prozeß Morangiès, der aus einer wohl betrügerischen Schuldeneinklagung gegen den finanziell zerrütteten Grafen Morangiès sich allmählich zu einer großen Aktion der erstmals auftauchenden popularen Partei gegen den Adel auswächst, steht Linguet wieder als Vertheidiger an der Seite Voltaire's. Im Verein mit Voltaire hat er hier dem Adel seinen letzten Triumph vor der Revolution erkämpft. Endlich hat Linguet selbst seine Affaire, eine der stürmischsten, die der alte Justizpalast zu Paris gesehen hat, in der der Gerichtshof vor den gezückten Degen der Adeligen, die Linguets freiwillige Leibwache bilden, flüchten muß. Trotzdem, daß Linguet bei Marie Antoinette und Ludwig XVI. in hoher Gunst steht, wird er aus der Advokatenliste gestrichen und aus dem Barreau ausgestoßen. Als Verbannter in England öffnet er sich eine neue Bahn mit einem Zweig des Journalismus, als dessen Begründer er gelten kann. Er ist als Herausgeber der „Annales politiques“ der erste politische Journalist. Nach abenteuerlichen Wanderjahren ziehen ihn die Ereignisse von 1789 wieder nach Paris, wo er im Jahre 1794 unter dem Beil der Revolution endet.

Der Eindruck, den Linguet als Denker und Schriftsteller auf seine Zeitgenossen gemacht hat, ist am besten zusammengefaßt in dem Titel eines satirischen Pamphlets auf ihn, dessen Verfasser der encyklopädistische Abbé Morellet war. Er lautet: „Théorie du paradoxe“. Der Theoretiker der Paradoxien — so stellt er sich auch uns zunächst dar, wenn wir erfahren, daß er im Jahre der Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich eine Schrift zugunsten der Jesuiten schreibt, daß er mitten in der Begeisterung der Zeitgenossen Montesquieu's für die englische Verfassung den asiatischen Despotismus als idealste Regierungsform rühmt, daß er in dem Augenblick, da die Eroberung der öffentlichen Meinung durch die Encyklopädisten entschieden ist, die Philosophen als die schlimmsten Feinde des Menschengeschlechts brandmarkt, daß er die Polemik gegen die Agrarier des vorigen Jahrhunderts, gegen die physiokratische Schule Quesnay's und Turgots soweit treibt, daß er schließlich das Brot für das schlechteste Nahrungsmittel, für eine gefährliche und schädliche Erfindung erklärt, nicht zu reden davon, daß er gelegentlich Nero verherrlicht auf Kosten der fälschlich so genannten guten Kaiser. Gewiß geht aus dem Angeführten hervor, daß Linguet von einem Bedürfniß der Opposition um jeden Preis beherrscht war, das etwas unreifes, knabenhaftes hat. Und wenn das alles wäre, was von ihm zu sagen ist, so würde er keine Beachtung verdienen. Denn wenn es nicht angenehm ist, diejenigen zu hören, die nichts weiter sind als die Trompeten und das Echo der herrschenden Moden des Zeitgeistes, so sind die Originalitätssüchtigen, die „Narren auf eigene Faust“, wie Goethe sie heißt, darum nicht viel erquicklicher.

Aber er überragt nun doch die Zeitgemäßen seiner Zeit, seine Antipoden, ganz bedeutend an Geist und Scharfblick. Wenn er als Advokat z. B. Cicero verspottet und mit ihm den in der forensischen Eloquenz seiner Zeit noch durchaus herrschenden ciceronianischen Stil, so hat er im

[1]) Für Begründung dieses Satzes darf ich wohl auf meine Schrift „Bernard de Mandeville und die Bienenfabel-Kontroverse“ (Freiburg, Mohr 1897) verweisen.

der That etwas dafür an die Stelle zu setzen: eine leichtgeschürzte Beredsamkeit der Ironie und der guten Laune, die voltairisch ist im besten Sinn des Wortes. So stand er einmal dem ersten Advokaten seiner Zeit, dem aigle du barreau, dem Ciceronianer Gerbier gegenüber. Sein Klient ist ein Pächter, der von seinem Gutsherrn so mißhandelt worden war, daß ihm ein Arm abgenommen werden mußte. Gerbier vertheidigt den angeklagten Edelmann. Als Gerbier sein Plaidoyer geendigt, erhebt sich Linguet: Er habe nie, fängt er an, eine so wunderbare Rede gehört; er stehe nicht an, zu erklären, daß er selbst wie der ganze Gerichtssaal hingerissen sei von der Beredsamkeit seines Gegners. Ja sein Klient sogar sei voll Bewunderung und möchte applaudiren: „Hélas! le pourrait-il? Un bras lui manque!“ Kein Wunder, daß er in seiner besten Zeit, in den Tagen des Parlaments Maupeon, der populärste Advokat ist und daß sogar sein Kutscher in das seinen Wagen umdrängende, Ovationen darbringende Publikum hineinruft: „Vive Linguet! qu'il a de l'esprit!“

Und seine schriftstellerischen Paradoxe sind von beherrschenden Ideen durchflochten, in denen er geradezu die Kritik, die das 19. Jahrhundert an dem Werk des 18. geübt hat, vorausnimmt.[1]) Kaum hat Rousseau im Contrat social dem Zeitalter der Revolution sein Gesetzbuch gegeben, so stellt Linguet in seiner Theorie der Gesetze dem ein Handbuch der Gegenrevolution, der Revolutionskritik, gegenüber, das in seinen polemischen Stellen uns so modern anmuthet, als ob es Taine oder Brunetière geschrieben hätten. „Ihre Theorien,“ so redet er Rousseau an, „sind politische Ammenmärchen, in denen durch einen wunderbaren Zauberschlag Gemeinschaften von Menschen dem Schoß der Erde entsteigen, die alle gleich, alle reich, alle glücklich sind. Aber diese Deklamationen haben keinen Sinn; denn wenn diese Freiheitswünsche in Erfüllung gehen, dann ist es mit der Gesellschaft aus.“ Manchmal nun ist die Kritik, die er an dem Gedanken der politischen Freiheit übt, etwas doktrinär und abstrakt; so, wenn er behauptet: „Freiheit macht jede Regierung unmöglich; die beiden Begriffe schließen sich aus wie Leben und Tod. Freie Wesen lassen sich nicht regieren und wer regieren will, kann mit freien Wesen nichts anfangen.“ Aber wirklich scharfsichtig, original, tiefgrabend wird seine Kritik, wo er den Lieblingsgedanken der bürgerlichen Revolution von der ökonomischen Seite aus angreift: die Sklaverei, die Leibeigenschaft ist die bête noire der Philosophen. „Nun wohl, sehen wir, was man gewonnen hat mit ihrer Abschaffung. Unser Land, unsre Städte sind bevölkert von einer Menschenrasse, genannt Handarbeiter, Taglöhner u. s. w. Was hat dieser zahlreichste Theil der Nation gewonnen? Nur eines: daß sie jeden Augenblick von der Furcht gequält sind, Hungers sterben zu müssen. Das war ein Unglück, das ihren Vorgängern unter den Enterbten der Gesellschaft erspart war. Der Sklave wurde genährt, wenn er nicht arbeiten konnte, wie unsre Pferde ihr Heu bekommen auch an Festtagen. Aber der freie Arbeiter, der schlecht bezahlt ist, wenn er arbeitet, was wird aus ihm, wenn er nicht arbeitet? Von wem kann er etwas wollen, wenn er matt und elend zugrunde geht. Er ist frei, sagt ihr! Das ist ja eben sein Unglück. Wenn man ihn braucht, so miethet man seine Kraft, so billig wie man kann, um einen Lohn zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben. Und wenn er seinen Dienst verrichtet hat, so schickt man ihn heim mit der kältesten Gleichgültigkeit. Der Sklave war doch den Preis noch werth, den er seinem Herrn gekostet hat; der freie Arbeiter hat gar keinen Werth an sich. Die Arbeiter werden geboren und stehen da bereit zum Dienst des Reichthums und kosten ihn so wenig wie das Wild, das er auf seinen Gütern jagt und hetzt. Nur mit dem Fuß braucht der Reiche zu stampfen und eine Legion von Menschen steht da und streitet sich um die Ehre, ihm dienen zu dürfen, und wenn irgendwo einer verschwindet aus der ungeheuren Armee, gleich ist die unmerkliche Lücke wieder gefüllt, ohne daß man nur einen Finger rührt.“ Wie in diesen Worten der Marx'sche Gedanke von der industriellen Reservearmee, die stets dem Kapital frei zur Verfügung steht, vorausgenommen ist, so klingt ein Lassalle'scher Gedanke in einer ähnlichen Ausführung Linguets vernehmlich an: „Je mehr sein Magen ihn drängt, umsoweniger ist der Arbeiter imstande, um den Preis zu markten, den man ihm bietet. So kommt es, daß seine Arbeit umsoweniger Lohn findet, je dringender seine Noth ist. Wenn er nicht heute um jeden Preis arbeitet, so stirbt er ja morgen an Erschöpfung. Deßhalb ist der Abzug, den man ihm heute an seinem Taglohn gemacht hat, nur ein Grund, ihm morgen einen weiteren zu machen. Seine augenblicklichen Tyrannen, die er unter Thränen anfleht, seine Dienste nicht abzuweisen, fühlen ihm den Puls und nach dem Grad seiner Schwäche richten sie seine Entlohnung ein. Je näher er dem Erschöpfungstod ist, umsomehr streichen sie von dem, was ihn davor bewahren kann, und so leidet und stirbt der Arbeiter in aller Stille in seiner Hütte; ihre Wände sind schwach genug, aber seine Seufzer können nicht durchdringen.“ Hier ist unter der Hülle des rhetorischen Stils in deutlichen Umrissen ein uns wohlbekannter Gedanke zu sehen, daß eherne Lohngesetz Lassalle's, so lange Jahrzehnte das Agitationsmittel des modernen Sozialismus, auf das man erst in allerjüngster Zeit scheint verzichten zu wollen.

Ganz in der Linie der modern sozialistischen Kritik des Klassenstaats bewegt sich Linguet in seinen Ausführungen über die soziale Funktion der bestehenden Gesetzgebung. Zweck und Grundlage aller Gesetze ist Sicherung des Eigenthums, des Eigenthums, das, wie er mit Rousseau lehrt, auf Habsucht und Usurpation beruht. Nun kann man natürlich nur dem etwas nehmen, der etwas hat, nicht dem, der nichts hat, oder jedenfalls dem mehr nehmen, der viel hat, als dem, der wenig hat. Daraus folgt, daß die Gesetze nichts sind als eine Schutzwehr, die man für den Reichen gegen den Armen aufrichtet, nichts als eine Art Verschwörung der Wenigen gegen den zahlreichsten Theil des menschlichen Geschlechts. „Nicht dazu hat man das Eigenthum eingeführt, um zu hindern, daß der Arme etwas verliert; beruht es doch ganz auf dem Prinzip der Ausschließung; vielmehr dazu allein ist es da und dazu hat man es eingeführt, daß dem Reichen erhalten wird, was er hat.“ So verstehen wir, daß Marx, der Linguet gekannt hat, von ihm rühmt, Linguet habe Montesquieu's illusorischen esprit des lois mit einem einzigen Wort über den Haufen geworfen: „L'esprit des lois, c'est la propriété.“

Aber doch würde der Sozialismus, wie Philipp mit Recht hervorhebt, ein starkes Versehen begehen, wenn er nun Linguet ohne weiteres zu seinen Vätern und Vorläufern zählen würde. Denn nun kommt ein Punkt, wo er in die gerade entgegengesetzte Bahn einbiegt. So aufreizend und revolutionär seine soziale Kritik klingt, so dämpfend und niederschlagend wirken seine Schlußfolgerungen. Freilich ist im Eigenthum eine Ungerechtigkeit die Grundlage der Gesellschaft, aber die Abstellung der Ungerechtigkeit hätte noch viel verhängnißvollere Folgen und würde doch nicht gelingen. Die Ungerechtigkeit wird legitim, weil sie nicht zu umgehen ist. „Ewig muß es im Gesellschaftsgebäude eine Schicht geben, die unten liegt und darum die Last der Anderen zu tragen hat. Auf ihrer Unbeweglichkeit beruht

[1]) Ich folge hier J. Cruppi: „Un avocat journaliste“, und **A. Philipp**: Linguet, ein Nationalökonom des 18. Jahrhunderts.

Digitized by Google

alle Ordnung und alle Harmonie. Wozu also dieses sentimentale Possenspiel, wozu alle diese Reformprojekte, wozu dee Parlamentarismus, diese Nachahmung dee politischen Einrichtungen von England, wozu all diese politischen Zwischenkörper, die Montesquieu rühmt und die, nur auf ihre Privilegien bedacht, zu nichts gut sind, als daß sie die Werkzeuge der Tyrannei vervielfachen? Es thut mir weh, daß ich den illusorischen Uebertreibungen des Enthusiasmus nichts als mein düsteres Gemälde entgegenzusetzen habe. Und doch, wie viel vernünftiger wäre die Stimme, die mit schrecklicher, aber heilsamer Strenge rufen würde: Leide und stirb in deinen Ketten; das ist dein Schicksal." Und Hand in Hand mit diesem resignirten Pessimismus geht ein anderer Gedanke, der auch oon sehe modernem Geschmack ist, das Lob des guten Tyrannen, der besser ist, als die tausend Ausbeutungstyrännlein der bürgerlichen Gesellschaft, das Lob des Despotismus asiatischer Art, der allein imstande ist, dem Gesellschaftsmenschen ein ruhiges Glück und das Vorhandensein der Existenzmittel zu gewährleisten. Auch in seinem Streit mit den Physiokraten, auf den hier nicht einzugehen ist, nähert sich Linguet, zum mindesten weit mehr, als seine Gegner, den modernen, nationalökonomischen Anschauungen.

Aber wie sehr ee mit all dem sein Zeitalter, das Zeitalter Rousseau's, in seinen tiefsten Gefühlen verletzt hat, das kommt zu bezeichnendem Ausdruck in dee Kritik, die sein Gegner Dupont von Nemours an seiner „Théorie des lois" geübt hat: „Der Verfasser hätte zum Trost für die unglückliche Menschheit zum Schluß uns ein einfaches, ungeschminktes, rührendes Bild entwerfen sollen von einer vollkommen geordneten Gesellschaft, wo Unschuld, Gerechtigkeit, Friede und Glück herrschen, wo alle Interessen, alles Wunschen, alles Wollen harmonisch dem einen Ziel der öffentlichen und privaten Wohlfahrt zustrebt. Durch ein solches Werk möge der Verfasser das gutgesinnte Publikum erbauen, das er tief verletzt hat durch sein letztes Werk." Und fast noch charakteristischer für das Jahrhundert finde ich einen anderen Zug. Der Herzog von Aiguillon, dem Linguet als Rechtsbeistand in seinem Prozeß unschätzbare Dienste geleistet hatte — sein Kopf stand auf dem Spiel —, wird nach Niederschlagung seines Prozesses Minister von der Gnade der Gräfin Dubarry und veeweigeet dann, mit der Schamlosigkeit, die den Adel unter Ludwig XV. auszeichnet, seinem Advokaten jede Entlohnung. Linguet ermäßigt darauf seine Ansprüche auf die wirklich bescheidene Bitte, ihm dann wenigstens die Erlaubniß zu einer Ausgabe seiner gesammelten Werke zu geben. Der Kanzler Maupeou, der als der reaktionärste unter den Ministern Ludwigs XV. heute noch in Frankreich verrufen ist, gibt den Bescheid: Linguets Werke seien Lobreden auf den Despotismus; er als Kanzler könne dafür Druckerlaubniß nicht ertheilen. Das mag denen zu denken geben, die die Kluft zwischen dem ancien régime und dee Revolution nicht groß genug darstellen können. Ein Unzeitgemäßer in seiner eigenen Zeit und ihren Horizont oft verwegen überspringend, ist Linguet aber doch nicht ein Herold und Bahnbrecher einer neuen Zeit. Er ist, was Goethe eine problematische Natur genannt hat, zu stolz und wirklich auch zu gut dazu, sich einer bestehenden Schule einzuordnen, zu zerfahren und zu wenig von einheitlichen Gedankenzielen beherrscht, um selbst ein kraftvoll anziehendes Zentrum zu sein. So verzehrt sich der Rastlose in seinem weitausgreifendem Ehrgeiz.

Von einem ganz anderen Standpunkt odee doch von sehr verschiedener Stimmung aus kommt der **Abbé Galiani** vielfach zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie Linguet. Mit thm sind wir in einer anderen Welt. Galiani, geborenee Italiener, von 1759—1769 neapolitanischer Botschaftssekretär zu Paris, gehört zu jenen zahlreichen Adoptiosöhnen Frankreichs, die in Paris erst ihr Lebenselement finden, dort erst entdeckt, ihren europäischen Ruf begründen. Während Linguet, schon als Plebejer, in dee Gesellschaft etwas abseits steht, öffnen sich die Thüren dee großen Welt wie von selbst vor dem in Versailles empfangenen, oom König ausgezeichneten Abbé. In den Salons von Madame Geoffrin, von Mme. d'Epinay, von Holbach ist er vom ersten Tag dee geistreiche Abbé, der charmante Abbé, der liebe Abbé, als causeur und conteur ein wahrer Schatz an Regentagen. Diderot kann seiner Freundin Mlle. Volland nicht genug erzählen von dem kleinen, kaum 4½ Fuß hohen Italiener, wie er dasitzt in einem Fauteuil mit untergeschlagenen Beinen nach Schneiderart, die Perrücke in der einen Hand balancirend, mit der anderen gestikulirend, oon Kopf bis zu Fuß Pantomime. „Wenn man das beim Drechslee machen lassen könnte, es gäbe keine Villa in Frankreich, wo man nicht so etwas haben wollte." Für zarte Ohren war es freilich nicht berechnet, was er da preisgab im Hotel Grandval bei Holbach oder auf der schönen Villa La Chevrette bei Mme. d'Epinay, und Mme. d'Epinay hätte wohl zu ihrem cher abbé sagen können, was Frau v. Rochefort einst zu dem Akademiker Duclos sagte, der seine gewagten Geschichten einzuleiten pflegte mit einem beruhigenden: „les femmes honnêtes peuvent tout entendre". „Prenez donc garde," fiel sie ihm ins Wort, „vous nous croyez par trop honnêtes femmes!"

Am berühmtesten ist Galiani's Geschichte von den falschen Würfeln geblieben. Ich muß vorausschicken, daß wie in der Zeit des Système de la nature von Holbach sind, wo sich aus der bisher geschlossenen Encyklopädistenpartei offen eine radikale, atheistische Linke loszulösen begann. Man ist in den Kreisen Holbachs und Grimms etwas veestimmt über Voltaire, der an seinem Deismus und an seinen teleologischen Gottesbeweisen festhält; man hört es nicht gern, daß er einen jungen Pariser, der sich bei ihm in Ferney als „garçon athée" einführen wollte, etwas barsch anfährt: „Et moi, Monsieur, je suis maître déiste"; man findet, er werde alt, er sei allmählich etwas zurückgeblieben; schon fällt das Wort von dem bigotten Alten in Ferney; und Galiani findet es unendlich komisch, daß man nun auf einem Punkt angelangt sei, wo Voltaire sich schmeicheln dürfe, unter die Beschützee der Religion gerechnet zu werden, und wo er nun, statt Verfolgungen fürchten zu müssen, auf Beförderung und Aufmunterung sich Hoffnung machen dürfe. In diese Zeit gehört die Geschichte von den dés pipés. Man hatte, so erzählt Morellet, einen ganzen Nachmittag lang über Atheismus debattirt in einer Weise, daß der Blitz hundertmal hätte einschlagen müssen, wenn er deßwegen einschlagen würde. Da macht sich endlich Galiani in seinem Fauteuil bemerklich. „Ich setze den Fall, meine Herren, der von Ihnen, der am festesten überzeugt ist, daß die Welt das Werk des Zufalls ist, spielt mit drei Würfeln, ich will annehmen, nicht in einer Spielhölle, sondern in der besten Gesellschaft von Paris. Sein Partner wirft einmal, zweimal, dreimal, viermal, kurz, fort und fort den Sechserpasch. Wenn das nun eine Zeitlang so fortgeht, so wird mein Freund Diderot, dem es an den Geldbeutel geht, ohne das leiseste Bedenken sagen: ‚Les dés sont pipés', die Würfel sind falsch; ich bin in einer Räuberhöhle. Ah! Herr Philosoph! Wie? Weil die Würfel ein dutzendmal aus dem Bechee so gefallen sind, daß Sie 6 Francs verlieren, so glauben Sie steif und fest, daß das nur die Folge einer künstlichen Kombination, einer fein angezettelten Spitzbüberei sein könne. Und wenn Sie nun in diesem Weltall eine so staunenswerthe Zahl von Kombinationen sehen, die tausendmal schwieriger, verwickelter,

Digitized by Google

feiner, planmäßiger sind, dann geht Ihnen keine Ahnung auf, daß die Würfel der Natur falsch sind, qu'il y a là-haut un grand fripon qui se fait un jeu de vous attraper."

Das ist ja nun freilich original nur in der Form und sachlich lediglich nichts anderes, als was Voltaire schon hundertmal gesagt hatte mit seinen trivialeren, aber auch weniger hinkenden Gleichnissen von der Uhr und dem Uhrmacher, von der Maschine und dem Mechaniker, von dem Gebäude und dem Architekten u. s. f.

---

## Wasserkraft.

Wenn von der Ausnützung einer großen Wasserkraft berichtet wird, fehlt selten der Hinweis darauf, wie viele Wasserkräfte an dem betreffenden Flusse oder in dem Flußgebiet noch vorhanden wären. Es gibt zahlenmäßige Schätzungen der in einzelnen Landestheilen vorhandenen Wasserkräfte und in der Schweiz werden in dieser Richtung hin neuerdings sogar Aufnahmen gemacht. Da fragt sich der Leser solch optimistisch gehaltener Notizen oft erstaunt: „Warum werden denn diese Wasserkräfte nicht ausgenützt?"

Der Grund davon ist ein zweifacher. Einerseits kommen viele der theoretisch ermittelten Wasserkräfte im Ausbau zu theuer oder sind mit sonstigen schwerwiegenden Nachtheilen gegenüber anderen Elementarkräften behaftet, und andrerseits liegen bauwürdige Wasserkräfte wirklich brach, weil sie als solche noch nicht „entdeckt" sind oder keine Interessenten finden. Nachdem die Ausnützung der Wasserkräfte in der wirthschaftlichen Entwicklung eines an Kohlen armen Landes eine hervorragende Rolle spielt, soll nachfolgend versucht werden, die Ursachen der Vernachlässigung der Wasserkräfte anzugeben und deren Werth in das richtige Licht zu stellen.

Der mächtigste Konkurrent für die Wasserkraft ist der Dampf, besonders in der Großindustrie. Von den rund 300,000 mechanischen Pferden, die in Bayern für Industrie und Gewerbe arbeiten, sind über die Hälfte durch Dampf betrieben; von den nicht stationären Motoren, Lokomotiven 2c. ist dabei ganz abgesehen. In Kleinindustrie und Gewerbe erobern Gas-, Benzin-, Petroleum- und andere Motoren mehr und mehr das Feld; diese haben der Wasserkraft aber noch kaum Abbruch gethan und können weiterhin außer Betracht bleiben. Nur der Dampfkraft wird eine eingehende Betrachtung zu widmen sein. Der Laie sieht häufig zwischen Dampf- und Wasserkraft nur einen wesentlichen Unterschied, daß nämlich die Dampfkraft Kohlen brauche und dagegen die Wasserkraft nichts koste. Dies spräche allerdings sehr zugunsten der Wasserkraft, aber leider liegt die Sache nicht ganz so einfach.

Eine Hauptursache der weitgehenden Verwendung der Dampfkraft ist wohl die, daß Wasserkraft sehr oft nicht in Wettbewerb kommt, in weitaus den meisten von den Fällen nämlich, in denen der Ort des Energie-Verbrauchs von vornherein festliegt: bei der Vergrößerung bestehender Betriebe, beim Ersatz animalischer durch Elementarkraft und bei zahlreichen Neugründungen, die an bestimmte Orte gebunden sind. Ein großes Kontingent zu letzteren stellen neuerdings elektrische Licht- und Kraftzentralen. Selten wird es in diesen Fällen möglich sein, sich Wasser dienstbar zu machen.

Der Industrielle, der ein neues Werk alter Branche errichten will, schließt sich mit Vorliebe an ein Zentrum dieser Branche an und geht nicht der Wasserkraft zuliebe aufs Land. Arbeiter und höhere Angestellte sind leichter zu bekommen. Für Wohnungen 2c. braucht man in den Städten nicht zu sorgen. Geld- und Handelsgeschäfte wickeln sich leichter und bequemer ab. Den Arbeitern rühmt man mehr Ehrgeiz und Strebsamkeit nach und demzufolge höhere Leistungen. Eine eigene Beleuchtungsanlage kann eventuell durch Anschluß der Fabrik an ein bestehendes Gaswerk erspart werden u. a. m.

Aber selbst wenn es sich um örtlich unabhängige Neuanlagen handelt und ein Wasserlauf kommt zur Ausnützung in Frage, so ergeben sich für diese Lösung meist noch eine Anzahl widriger Umstände. So wichtige Verhältnisse des Wasserlaufs wie Größe und Veränderlichkeit der Wasserführung sind selten genau bekannt. Die nothwendigen Grunderwerbungen stellen sich unangemessen theuer. Die behördliche Konzession braucht Zeit, viel Zeit, es kommen Einsprüche der angrenzenden Grundbesitzer, der Flößer und der Fischer. Die Genehmigung erfolgt vielleicht nur auf Ruf und Widerruf und ist so verklausulirt und mit so viel Bedingungen beschwert, daß man am liebsten darauf verzichten möchte. Der Bau ist schwierig, die Bauzeit lang. Das aufzuwendende Baukapital ist meist wesentlich größer als das für die Dampfanlage erforderliche, ja das Doppelte und Mehrfache desselben. Ist das Baukapital knapp, so verliert schon damit die Wasserkraft alle Chancen, wenn sie auch im Betrieb weit billiger wäre. Die Wasserkraft muß man nehmen, wie sie sich gibt; man kann sie meist nicht rationell gerade auf ein bestimmtes Maß zuschneiden. Wenn sich nun die Größe der Kraft nicht mit dem Kraftbedarf deckt, muß man entweder von vornherein durch Dampf ergänzen oder im anderen Falle einen Theil der ausgebauten Kraft ungenützt lassen. In der Regel ist allerdings der Vorgang umgekehrt: nicht die Industrie sucht Wasserkraft, sondern die Wasserkraft sucht Industrie.

Einer der ungünstigsten Punkte für die Ausnützung vieler Wasserkräfte ist deren Lage. In jeder Industrie hat man mit großen Frachten von Rohmaterial und Fabrikat zu rechnen. Ist nun die Fabrik entlegen von der Station, durch schlechte und steile Wege mit derselben verbunden, so kostet der Transport per Achse Unsummen und gleicht die Ersparnisse an Betriebskosten der Kraft mehr oder weniger aus. Prosperirt ein solches Unternehmen und ist Vergrößerung desselben angezeigt oder nothwendig, so gibt es hiezu gewöhnlich nur zwei Wege, die beide gewisse Nachtheile haben. Will man für die Vergrößerung wieder Wasserkraft als Triebkraft verwenden, so muß man sich zur räumlichen Trennung der neuen von der alten Fabrik entschließen. Im andern Falle muß man Dampf verwenden und an dem ursprünglichen Vortheil der Wasserkraft zehren dann noch die gesteigerten Unkosten für den Dampfbetrieb. Dieser letztere Nachtheil tritt übrigens bei allen voll ausgenützten Wasserkräften auf, die bei Niederwasser Dampfreserven benöthigen, um die Kontinuität des Betriebes aufrechtzuerhalten. Baut man dagegen für Dampfbetrieb, so kann man die Anlage dicht an eine Station hinstellen und mit Hülfe eines kurzen Industriegeleises direkt vom Eisenbahnwagen aus- und in denselben einladen. Auf eine Vergrößerung für die Zukunft läßt sich leicht von vornherein Bedacht nehmen.

Die Größe des Dampfbetriebes ist ganz von der Entschließung des Bauherrn und nicht von äußeren Umständen abhängig. Die Anlagen für Heizung können einfacher gestaltet werden. Wenn im Gang der Fabrikation Dampf gebraucht wird, muß derselbe nicht erst eigens erzeugt werden. Was schließlich die Störungen im Betrieb anlangt, so werden sich diejenigen einer Dampfanlage und die einer guten Wasserkraft ungefähr gleich stellen. Allgemein Gültiges läßt sich darüber natürlich nicht sagen. Jedenfalls kann man der Dampfanlage nicht ohne weiteres den Vorzug einräumen, wenn auch manche Wasserkraftanlagen recht ungünstige Beispiele liefern.

Digitized by Google

Hat sich bisher bei der Betrachtung neuer Kraftstationen kaum etwas ergeben, was zugunsten der Wasserkraft spricht, und mußte dagegen dem Dampf ein Loblied gesungen werden, so ändert sich das Verhältniß gänzlich bei der Vergleichung der Kosten der Kraftquelle. Dieser einseitige Vergleich hat aber keine Bedeutung und man muß vielmehr die gesammten Betriebskosten der Kräfte gegeneinanderstellen. Diese setzen sich zusammen aus den Ausgaben auf Verzinsung des Anlagekapitals, auf Unterhaltung und Amortisation der Anlage, auf Bedienung und Schmiermittel und aus den Kosten der Kraftquelle. Die einmaligen Ausgaben (Anlagekosten) kommen also in Gestalt der entsprechenden Zinsen in Ansatz. Für die Dampfkraft sind die Kosten der Kraftquelle — Kohlen — die Hauptsache, alle anderen Unkosten zusammengenommen sind in mittleren Verhältnissen nur etwa ein Fünftel der Ausgaben für Kohlen. Für die Wasserkraft entfällt dieser Posten gänzlich. Bedienung und Schmiermittel kommen billiger; auf Unterhaltung und Amortisation einer soliden Wasserkraftanlage ist verhältnißmäßig wenig anzusetzen. Für Dampfanlagen muß man dagegen auf Unterhaltung und Amortisation je nach der Intensität des Betriebes zehn und mehr Prozent pro Anno des Anlagekapitals rechnen.

Die Unterhaltungs- und Erneuerungskosten einer Wasserkraftanlage sind ganz vom einzelnen Fall abhängig; sie können nicht generell als Prozenttheile der Anlagekosten aufgefaßt werden. Mit je geringeren Anlagekosten man nämlich bei einer Wasserkraft auszukommen trachtet, um so höher stellt sich meist die Unterhaltung. Es ist auch eine leidige Thatsache, daß im Bau von Wasserkraftanlagen — die Motoren ausgenommen — viel mehr und schwerere Fehler gemacht werden als bei Dampfanlagen. Häufige und tiefgehende Schäden am Wehr, Kalamitäten mit Eis und Treibzeug, Kieseinführung in den Ober- und Unterkanal u. a. m. sind solche Vorkommnisse, die große Kosten und empfindliche Betriebsstörungen verursachen, aber meist auf Fehler beim Bau zurückzuführen sind. Man ist dann leicht geneigt, die Folgen solcher Fehler als im allgemeinen den Wasserkräften anhaftende Nachtheile hinzustellen. Als Unterhaltungskosten dürfen aber nur die einer soliden und fehlerfreien Anlage entsprechenden angesetzt werden.

Die Wasserkraft auf dem Lande bringt meist gegenüber der Dampfkraft in der Stadt den Vortheil der billigeren Arbeitslöhne; diese gleichen mindestens wieder aus, was der ländliche Fabrikarbeiter gegenüber dem städtischen etwa weniger leisten sollte. In den Industriezentren sind Lohnbewegungen häufiger und nehmen leichter unangenehme Formen und Dimensionen an als auf dem Lande. In Bezug auf Steuern kommen Fabriken auf dem Lande oft nicht unerheblich besser weg als solche in der Stadt.

Sieht man von all den Unterschieden ab, die sich aus der Lage der Kraft ergeben, und betrachtet lediglich die Betriebskosten derselben, so ist klar, daß die Wasserkraft sehr wohl in der Anlage ein paar Mal mehr kosten kann als die Dampfkraft und trotzdem weitaus rationeller sein kann. Unter sonst gleichen Umständen sind Dampf- und Wasserkraft offenbar dann gleich rationell, wenn die Summe der Betriebskosten bei beiden gleich groß ist. Man kann deßhalb in manchen Fällen den Kapitalwerth einer Wasserkraft aus den Betriebskosten einer gleich großen Dampfanlage ableiten, natürlich unter Berücksichtigung der auch bei einer Wasserkraft außer den Kapitalzinsen anfallenden fortlaufenden Ausgaben.

Für die approximative Werthschätzung einer Wasserkraft werden vielfach folgende Zahlen angegeben: In der Stadt (in günstiger Lage) 1200 M. per Pferdekraft und mehr; auf dem Lande je nach Lage rc. 800 M. und weniger. Diese Zahlen geben natürlich nur ein ganz oberflächliches Bild der objektiven Werthe. Für einen bestimmten Unternehmer, zu einem bestimmten Zweck und an bestimmtem Ort können Wasserkräfte ganz andere und wesentlich höhere Werthe repräsentiren. Eine große Rolle spielt die jährliche Betriebsdauer. Während die Dampfkraftkosten nahezu proportional mit der Betriebsdauer wachsen, ändern sich die Betriebskosten der Wasserkraft nur ganz unwesentlich mit jener. Im Vergleich zu Dampfkraft hat also Wasserkraft einen um so höheren Werth, je intensiver dieselbe benutzt wird. Ein Beispiel: 100 Pferde Dampfkraft an 300 Tagen à 10 Stunden kosten jährlich alles in allem 13,000 M.; 100 Pferde Dampfkraft an 360 Tagen à 24 Stunden kosten jährlich 34,000 M. Der Ersatz durch gute Wasserkraft wäre demnach im ersten Fall werth unter Annahme entsprechender Unterhaltungs- und Bedienungskosten für dieselbe: 150,000 M., im zweiten Fall aber, bei kontinuirlichem Betrieb und dementsprechend höheren Unkosten ungefähr das Doppelte: 300,000 M., d. h. dieselbe Wasserkraft ändert den Werth entsprechend der Intensität der Ausnützung. Diese Zahlen zeigen die eminente Bedeutung, welche Wasserkräfte für kontinuirliche und beziehungsweise intensive Betriebe haben: Holzschleifen, Mühlen, chemische Werke und, last not least, Elektrizitätswerke für Licht- und Kraftversorgung. Außerdem ergibt sich aus der Vergleichung mit Dampf ein um so höherer Werth für die Wasserkraft pro Pferdestärke, je kleiner die Kraft ist. Ist eine 100pferdige Wasserkraft pro Pferd 1000 M. werth, so ergibt sich unter denselben Verhältnissen für eine Wasserkraft von ein Pferd ein Werth von 5000 M. Für rohe (nicht ausgebaute) Wasserkräfte und für solche ohne nützliche ständige Verwendung ist das Verhältniß thatsächlich umgekehrt. Kleine und mittelgroße Kräfte bis zu ein paar Hundert Pferden sind weniger begehrt und weniger werth als große. Selbstverständlich ist die Werthbestimmung ausgebauter Wasserkräfte nach den Betriebskosten für Dampf nicht ohne weiteres zulässig, oder das Resultat ist den Verhältnissen entsprechend zu modifiziren. Insbesondere ist zu erwägen, ob die betreffende Industrie mit Dampfbetrieb überhaupt lebensfähig wäre und welche Nachtheile aus der Lage der Kraft und damit der Fabrik für dieselbe erwachsen. Es wird beispielsweise Niemand einfallen, den Werth der 100pferdigen Wasserkraft, die in 360 Tagen à 24 Stunden eine entlegene Holzschleife treibt, mit 300,000 M. zu bemessen, wenn die Kraft auch noch so solid gebaut und beständig ist. Ja, die Kraft kann unter Umständen überhaupt nichts werth sein, sobald nämlich weder die Holzschleife, noch eine andere Industrie damit lohnend betrieben werden kann. Die Nachtheile, welche ungünstige Lage rc. mit sich bringen, sind so schwerwiegend, daß dadurch alle scheinbaren Betriebskostenersparnisse aufgehoben und ins Gegentheil verwandelt werden können. In solchen Fällen versagt also der Vergleich, und der Kalkül des wägenden Kaufmanns gibt den Entscheid.

In ein neues Stadium ist die Ausnützung der Wasserkräfte getreten durch zwei elektrotechnische Leistungen: die Kraftaufspeicherung und die Kraftübertragung.

Für viele Industrien ist die Einführung des kontinuirlichen Betriebs kaum möglich. Zweifellos läge deßhalb für viele Wasserkräfte ein eminenter Vortheil darin, daß man die während 12 bis 14 Stunden der Nacht unbenutzt dahinfließende und verlorene Kraft aufspeichern und so die Tagesleistung verdoppeln könnte. Leider sind die hiezu geeigneten elektrischen Accumulatoren noch theuer und mit manch anderen Mängeln behaftet, so daß sie für diesen Zweck bisher haben keine praktische Bedeutung gewinnen können.

Anders liegt die Sache mit der elektrischen Kraftübertragung. Diese hat schon vielfach und mit Erfolg

Digitized by Google

praktische Verwendung gefunden und verdient die Aufmerksamkeit der industriellen Kreise in vollem Maße. Durch die elektrische Kraftübertragung können alle wesentlichen Nachtheile beseitigt werden, die für eine Wasserkraft aus deren ungünstiger Lage hervorgehen, so daß sie der Dampfkraft in nichts mehr nachsteht. Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß die elektrische Uebertragung einen wesentlichen Kraftverlust zur Folge hat und ziemlich theuer ist. Sollten die 100 PS des früheren Beispiels aus einer in 10 km Entfernung befindlichen Wasserkraft hergeleitet werden, so wären dort mindestens 130 PS nothwendig und die Uebertragung würde ca. 40,000 M. kosten; dazu vermehrte Bedienung, Unterhaltung und Amortisation. Gegenüber Dampfkraft kann sich die Anlage immerhin noch sehr billig stellen, besonders wenn es sich um intensiven Betrieb handelt. Dabei gestattet die Elektrizität eine in mancher Hinsicht ideale Kraftvertheilung; die unangenehmen Transmissionen verwandeln sich in einfache Drähte. Jedenfalls ist für die elektrische Kraftübertragung ein großes Feld offen und es ist nur zu wünschen, daß dieselbe, wie sie in der Sicherheit und Zuverlässigkeit Fortschritte gemacht hat, bald auch solche mache in der Verringerung der Kraftverluste und besonders der Kosten.

Wenn nun die Freunde der Dampfmaschinen anführen, wie sehr diese noch verbesserungsfähig seien und wie eine solche den Nutzeffekt steigernde Verbesserung den Dampfkraftanlagen unmittelbar zugute kommen und dagegen den Werth der Wasserkräfte herabdrücken werde, so hat dies noch gute Wege. Dem entgegen gibt es auch andere Zukunftsmusik, deren Finale aber die Wertherhöhung der Kohlen ist, und auch solche, die in der Verdoppelung des Werthes der Wasserkräfte ausklingt.

In unsrer Zeit der Strikes und Trusts liegt ein nicht zu unterschätzender Werth einer Betriebskraft in deren Unabhängigkeit. Die Kohlenpreise und dementsprechend die Produktionskosten der Dampfbetriebe unterliegen erfahrungsgemäß ganz erheblichen Schwankungen. Der Industrielle, der mit Dampf arbeitet, ißt sein Brot aus der Hand der Bergwerksbesitzer und der Eisenbahnverwaltungen. Jedes Mißgeschick, das diese trifft, trifft ihn mit. Striken die Bergarbeiter, oder ist der Betrieb der Kohlenbahn gestört, so kann die Fabrik alsbald schließen. Setzen die Bergarbeiter eine Lohnerhöhung durch, werden die Frachtsätze hinaufgeschraubt, wollen die Besitzer der Kohlenbergwerke höhere Gewinne nehmen und bilden entsprechende Kartelle — immer muß schließlich der Industrielle zahlen. Die Wasserkraft dagegen bleibt in ihren Betriebskosten stetig und unabhängig von allen Marktkonstellationen; sie bildet den ruhenden Pol in den Kalkulationen des Fabrikanten. Sie ist die schönste und nachhaltigste Reserve für die Zukunft jedes kraftbedürftigen Unternehmens.

Volkswirthschaftlich sind Wasserkräfte von besonderem Werth noch dadurch, daß sie die Dezentralisation der Industrie begünstigen. Es ist einleuchtend, daß das Verhältniß von Industrie und Landwirthschaft ein um so befriedigenderes sein wird, je inniger beide sich berühren, je näher sich Ernährer und Verbraucher, Landwirth und Fabrikarbeiter, wohnen.

Verfolgt man geschichtlich die Entwicklung der Industrie in kohlenarmen Ländern, so wird man immer Wasserkräfte als Anfänge und Knotenpunkte derselben finden. Wasserkräfte sind die Stützen wirthschaftlicher Selbständigkeit solcher Länder. Die Schweiz ist hiefür ein schlagendes Beispiel. In Ländern, deren industrielle Bedeutung bisher gering war, sind große und billige Wasserkräfte gegenwärtig im Begriff, blühende Industrien heranzuziehen. In Norwegen und Schweden, in Rußland, in den Ländern serbischer Sprache gibt es großartige und billig auszubauende Wasserkräfte; sie schreien nach Ausnützung, es finden sich Verwendungen für diese Riesenkräfte, und die Ausnützung kommt. Der Vortheil, der diese Unternehmungen ins Leben ruft — die geringen Produktionskosten —, wird ihnen für immer verbleiben und in Verbindung mit ihrer Größe ein Uebergewicht über die Konkurrenz für alle Zukunft sichern.

Aber auch in unserm Vaterland gibt es noch ungezählte Wasserkräfte, große und kleine, die der Ausnützung werth wären. Ja es gibt noch solche, die in der Anlage schon nicht mehr kosten als Dampf. Leider kommen auch Dampfanlagen zur Ausführung, wo Wasserkraft zu haben wäre und im Betrieb weit billiger käme; mitunter aus Vorurtheil, mitunter weil die vergleichende Prüfung unterlassen wird, oder weil gar die Wasserkraft nicht bekannt ist. Dies ist zu bedauern, weil der Unternehmer wie die Gesammtheit an der thunlichst vortheilhaften Produktion ein lebhaftes Interesse haben. Für uns in Bayern kommt hinzu — da wir nur rund ein Viertel unsres gesammten Kohlenbedarfs selbst fördern —, daß wir im Dampf fremde Kräfte benutzen und umsomehr auf die Ausnützung der eigenen — der Wasserkräfte — bedacht sein sollten. Wir könnten da noch manchen Pfennig sparen und im Lande behalten, für den wir jetzt in Böhmen Kohlen kaufen.

Wenn man das schwarze Gold versteinerte und aufgespeicherte Sonnenwärme genannt hat, so ist die Kraft der fließenden Wasser die lebendig und fortwährend niederstrahlende Energie unsrer Erdenmutter. Sie ist das des utopistischen Gewandes entkleidete perpetuum mobile. Sie bildet einen Theil des natürlichen Reichthums eines Landes. Sie ist aufs innigste mit dem Lande verwachsen und ihr Werth kann nicht aus demselben fortgetragen werden.

Es ist daher wohl gerechtfertigt, daß unsre Gesetzgebung, die sich eingehend mit den Wasserläufen befaßt hat, die Wasserbenutzung auch nach dieser Richtung hin zu fördern sucht. Leider ist dabei für die Industrie wenig abgefallen. Möchten nur immer die Konzessionsgesuche von Seiten der Behörden die verdiente wohlwollende Behandlung erfahren.

Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß der Reichthum unsres Vaterlandes an Wasserkräften eine immer weitere Ausnützung erfahre, zur Förderung gesunder Volkswirthschaft und zur Hebung des nationalen Wohlstandes!

Augsburg 1899. **Konrad Linder,**
Zivilingenieur.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

-nn- In diesem Jahre begehen die **württembergischen Waldensergemeinden** das Fest ihres 200jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß hat einer ihrer hervorragendsten Geistlichen, Pfarrer **Märkt** in Pinache, eine Festschrift veröffentlicht, die in knapper, anschaulicher Schilderung alles Wissenswerthe zur Gründungsgeschichte und Entwicklung dieser Gemeinden bietet. Ein merkwürdiges Stück Kirchen- und Wirthschaftsgeschichte wird uns hier vorgeführt. Der Verfasser, der mit der einschlägigen Literatur gründlich vertraut ist und auch ungedrucktes Quellenmaterial, sowie persönliche Erfahrung reichlich zu Rathe gezogen hat, weiß gut zu erzählen und hält sich durchaus frei von einseitig theologischer oder kirchenpolitischer Parteistellung. Dies zeigt sich besonders günstig in seiner Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Die wohlthuende Wärme und der volksthümliche Ton, den er anschlägt, wie andrerseits die Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Angaben quellenmäßig belegt — in besonders beigegebenen Anmerkungen —, lassen die Arbeit gleichzeitig für weitere Kreise lesbar wie auch wissenschaftlichen Anforderungen genügend erscheinen. — Nach der nicht ohne Schwierigkeiten im Jahre 1699 erfolgten Niederlassung der von Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen seinem gewaltigen Nachbarn Ludwig XIV. zuliebe verjagten Waldenser in Württemberg erfreuten sich die fünf Stammgemeinden,

Digitized by Google

denen bald einige weitere sich anschlossen, dank der wohlwollenden Fürsorge des Herzogs Eberhard Ludwig weitgehender Vergünstigungen und einer fast unumschränkten kommunalen und kirchlichen Selbständigkeit. Mit Ernst und Eifer gingen die Leute, von Herzen froh über ihre Unterkunft, daran, weite Strecken des Landes aus der Verödung der vorangegangenen Kriegsläufte herauszuarbeiten. Württemberg verdankt den Waldensern in dieser Hinsicht ohne Zweifel nicht Geringes, aber den Gemeinden wollte das Vorwärtskommen nicht gelingen. Materiell blieben sie stecken in der allgemeinen Dürftigkeit, die sie einst mitgebracht; Zucht und Ordnung in Kirche und Schule verfiel mehr und mehr; es ging sichtlich abwärts. Die Ursache lag allein in der anfangs so hoch angeschlagenen Unabhängigkeit der Kolonien, in der Isolierung vom übrigen Staatsorganismus, in dem Mangel aller höheren Autorität. Hier konnte nur ein energisches Eingreifen des Staates Abhülfe schaffen. König Wilhelm I. verfügte denn auch 1823 die Einverleibung der reformirten Waldensergemeinden in die lutherische württembergische Landeskirche unter Aufhebung jeglicher Sonderstellung; er verbot auch den weiteren Gebrauch der französischen Sprache in Kirche und Schule. Die unverkennbare Härte dieser Bestimmungen, gegen die sich die zähe Eigenart der Gemeinden anfangs wohl sträubte, wurde durch wohlwollende Uebergangsmaßregeln möglichst gemildert und fand schließlich doch eine verständige Würdigung, um so mehr, als in ihnen allein das Heil lag für die Zukunft der dem materiellen und sittlichen Verfall nahen Waldenseransiedlungen, die von da ab erfreulichen Aufschwung genommen. In den zehn meist reinerhaltenen welschen Ortschaften leben heute zirka 3000 Evangelische. Manche statistische und kulturgeschichtliche Angaben finden sich in Märkts Darstellung eingestreut und erhöhen das Interesse an seinem Büchlein.

Hans Suck: Die gesundheitliche Ueberwachung der Schulen. Ein Beitrag zur Lösung der Schularztfrage. Verlag: Leop. Voß, Hamburg-Leipzig 1899. — Wir nennen in dem Augenblick, in welchem in München die Schularztfrage brennend wird und beim Magistrat vom Bezirksverein der Aerzte eine Befürwortung eingereicht werden soll, diese Schrift des Gegners der geplanten Institution. Der Verfasser, Lehrer an der Sophienschule in Berlin, verdient sehr gehört und an maßgebender Stelle in beiden Lagern gelesen zu werden, denn die Einwände sind durchdacht, geschickt und die Vorschläge haben den Vorzug, an einer Stelle schon probeweise versucht zu sein. Die ablehnende Auffassung des Pädagogen basirt darauf, daß die Schulärzte, wenn alles staatlich oder städtisch zentralisirt und einheitlich so eingerichtet ist, wie es sein soll und wie man es nach dem heutigen Stande der hygienischen und pädagogischen Wissenschaft eo ipso verlangen kann, sich nur mit der Hygiene der Schulkinder zu befassen haben, daß aber die Hygiene der Bauten und Einrichtungen und des Unterrichts nicht mehr dem einzelnen Schularzt zustehe. Damit schrumpft die unmittelbare Aufgabe der Schulärzte recht zusammen. Viele Dinge können durch ein geeignetes — anderen Staaten nachgebildetes — Lehrermaterial erledigt werden oder wenigstens so vorbereitet werden, daß die einmal angestellten beamteten Aerzte (Physici, Bezirksärzte) leicht fertig werden. Hiefür werden Gesundheitslisten für jedes Kind geführt. Auf jeden Fall will der Verfasser die Untersuchungen der Kinder nur soweit zugestehen, wie es dem Schulzweck entspricht. Aus den Vorschlägen ergeben sich gewisse pekuniäre Vortheile für das Gemeindewesen, Vortheile für den ärztlichen Stand und für die beamteten Aerzte, aber auch Nachtheile. Diese alle haben zurückzutreten, denn es handelt sich nur und allein um die Frage: werden die Kinder, die Familien, der Staat Nutzen von der ins Leben zu rufenden Institution haben? Wenn jetzt eine entscheidende Stellung seitens verschiedener Behörden genommen werden soll, so ist es billig, daß diese kleine Schrift von einem Manne, der auch mit den seitens der Aerzte zu lösenden Schularztfragen und Aufgaben vertraut ist, nicht übergangen wird; der ärztliche Referent, im ganzen Anhänger des Schularztthums, möchte die Vorschläge wenigstens in die Diskussion hineingeschoben wissen nach dem Grundsatz audiatur et altera pars. Dr. v. Noorden.

S. S. Menschenkinder. Novellencyklus von Lou Andreas-Salomé. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1899. — „Lassen Sie nur Ihre Charaktere keine langen Unterhaltungen miteinander führen. Im wirklichen Leben sprechen die Leute keine vier Seiten lang unaufhörlich fort. Auch wenn Sie zwei gescheite Leute zusammenbringen, lassen Sie sie nicht geistreich werden. Das thun die gescheiten Leute nicht. Nur die Dummen sind es, die meinen, sie müßten immer geistreich thun.“ Dieser Rath, den der „disagreeable man“ in Beatrice Harradens feinem Buche der Freundin für ihre Schriftstellerabsichten gibt, sollte von den Menschenschilderern viel mehr berücksichtigt werden, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Lou Andreas-Salomé ist eine Frau von sehr viel Geist, in ihren Geschichten aber wirkt der Ueberfluß an Geist, den die Personen entwickeln, geradezu als Mangel an künstlerischer Oekonomie, als Widerspruch gegen das Natürliche, Folgerichtige. Nicht nur Irene in der Schlußnovelle „Zurück ans All“ redet bedeutend, pointirt, philosophisch — die ist überhaupt kein Wesen Fleisch und Blut, sondern die wandelnde Abstraktion einer vielleicht einmal später kommenden Weltanschauung — auch die Helden und Heldinnen der anderen Geschichten reden mehr oder minder Schriftdeutsch und nicht diejenige Sprache, die aus dem Innern quillt. Und noch eins, nur eine technische Kleinigkeit hätten wir zu beanstanden: es wird uns zu oft erzählt, was die einzelnen Personen in dem und jenem Augenblick fühlen und denken, während der Autor nicht zwischen sie und seinen Leser treten sollte, vielmehr aus den Situationen heraus deren Gedanken sich unmittelbarer ergeben müßten. Die Motive der Geschichten haben alle etwas ungewöhnliches, etwas fremdartiges, dabei sind aber die handelnden Personen mit großer Schärfe geschaut und sehr plastisch dargestellt, vielleicht ist sogar für die Schnelligkeit, mit der sie an uns vorüberziehen, ein Ueberfluß an Charakteristik verwendet. In der Skizze „Eine Nacht“ wirkt der Gegensatz zwischen der Situation, die der junge Arzt sich ausgedacht hatte, und der allzu menschlichen Furcht vor dem Aufhören, die das inzwischen durchgemachte Erlebniß in ihm zurückläßt, stark, aber unerquicklich, in „Unterwegs“ sind die Farben etwas verschwommen, in „Incognito“ zu stark aufgetragen. Bei den erotischen Scenen geht es mit einer trockenen Selbstverständlichkeit zu, die der Wirklichkeit nicht recht entspricht. In solchem Augenblick spricht und denkt der Mann nicht so, wie dieser Saitzew, und die Gedanken, die Marsa beim Unterliegen zu fassen sucht, sind eben auch mehr konstruirt als empfunden. Es sind noch manche feine und wirksame Seelenmalereien in dem Buche, aber ... Weniger wäre mehr — das ist das Gesammtbild, das die Geschichten in uns zurücklassen.

*αβ.* Der Kalender des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins (J. Lindauer'sche Buchhdlg., München), der bewährte Mentor des deutschen Alpinisten, ist für das Jahr 1899 (12. Jahrgang) im gewohnten praktischen und soliden Gewande erschienen. Zeitkorrektionstabellen, Kalendarium, Organisations- und Vereinsmittheilungen des D. u. Oest. Alpenvereins, eine umfassende Aufzählung der alpinen Vereine, Literatur, Reisehandbücher, Karten und Panoramen, ein verläßliches Verzeichniß der autorisirten Bergführer, der Schutzhütten und Unterkunftshäuser, Ausführungen über Höhenmessungen mit Aneroiden, Nothsignal, Zollabfertigung, sowie ein kurzes, zweckentsprechend illustrirtes Kapitel über Hygiene, Unfälle &c. enthalten alles Wissenswerthe für den Alpinisten. Im Anhang findet sich neben verschiedenen topographischen und Spezialkarten als Fortsetzung des letztjährigen Gipfelverzeichnisses (Zentral-Alpen) ein ebensolches ausführlich beschreibendes der Dolomiten und nördlichen Kalkalpen — kurz eine Fülle des Praktischen und Nützlichen, das selbst für sich spricht und dem Kalender die zahlreichen alten Freunde erhalten und neue werben wird.

*γ* Die Erwerbungen des Louvremuseums auf dem Gebiete der griechischen und römischen Alterthümer im Jahre 1898 sind in dem letzten Hefte des Bulletin de la Société nationale des Antiquaires de France übersichtlich zusammengestellt. Man zählt 246 Nummern. In der Abtheilung der Marmorwerke ist zu bemerken: der Kopf einer römischen Nachbildung der Parthenos des Phidias, ein

Digitized by Google

Kopf des Hadrian und der eines höheren Offiziers aus gleicher Zeit, gefunden auf dem Boden des alten Herakleion auf Kreta, ein Kolossalkopf des Antoninus aus Vaugneray bei Lyon, Eros, in der Hand die Keule des Herakles, auf dem Löwenfell schlafend, aus Tralles, ferner zwei große attische Grabstelen und zwei attische Grablekythen, endlich an Inschriften das beste Stück des ganzen Zuwachses, eine in boiotischer Mundart geschriebene Stiftungsurkunde eines Tempels der Demeter und Kore zu Tanagra, ein attischer Grenzstein aus der Umfriedung eines den Göttinnen geheiligten Bezirks, ein Ehrenbeschluß der Sarapiasten, ein paar kretische Steine und einige lateinische Inschriften aus Syrien und Nordafrika. Aus dem übrigen Steinwerk wäre ein archaischer Frauenkopf aus Attika, der noch Bemalungsreste zeigt, zu erwähnen. Die Bronzestücke umfassen 28 Nummern. Die Reihe beginnt mit einigen sehr alten Bronzen aus Theben, dann folgt eine Sammlung von Statuetten und anderer Kleinarbeit, woraus etwa ein Diskus, der einen nackten, die Opferschale leerenden Mann zeigt (Smyrna), und Aphrodite, auf einem Bock galoppirend (Ἐπιτραγία), zu ihrer Seite Sonne und Mond (Naxos), hervorzuheben ist. Es folgen die Sachen aus Gold (meist kleine Schmuckstücke, darunter einiges mykenisch) und Silber, die Gemmen und Glassachen. Sehr spärlich sind die Terrakotten vertreten. In der Abtheilung der Elfenbein- und Knochenerzeugnisse gibt es eine lange Reihe von 83 Nummern, eine Sammlung von Heftspangen und Nadeln, die der Ingenieur Paul Gaudin zu Smyrna geschenkt hat. Den Beschluß bilden die Stücke aus Blei, einige Figuren aus der Umgegend von Smyrna und einzelne Bleigewichte. Unter den Schenkenden erscheinen neben dem eben genannten Franzosen vornehmlich die Institutsmitglieder Clermont-Ganneau und Choquat, sowie der Archäologe Perdriget. Die Töpferwaare ist in der Abtheilung der orientalischen Alterthümer untergebracht und darum nicht vermerkt. Man möchte fragen, was der öfter angegebene Fundort „zwischen Athen und dem Kap Sunion" eigentlich zu bedeuten habe. Darauf werden nur die Eingeweihten Antwort geben. Jener attische Grenzstein aber hat zwei Drittel seines Werthes eingebüßt, wenn seine Fundstelle nicht mehr bekannt ist.

* **Telephonie ohne fortlaufende Leitung.** Kürzlich ging eine Notiz von Amerika aus durch die Presse, der zufolge sich der Erfinder des Telephons, Graham Bell, über die Aussichten der Telephonie ohne Draht ungünstig ausgesprochen hatte. Es wurde bei dieser Gelegenheit noch besonders darauf hingewiesen, daß die Ueberladung der Großstädte mit Telephondrähten nächstens Bedenken veranlassen müßte. Die Aeußerungen von Professor Bell scheinen einen nicht ganz unpersönlichen Charakter gehabt zu haben, denn jetzt bringt die „Elektrotechnische Zeitschrift" die Nachricht, daß der berühmte Erfinder selbst einen neuen Apparat ersonnen habe, durch den er der Lösung der Aufgabe näher zu kommen gedenkt. Er beschäftigt sich mit dem Problem, das er übrigens nicht „Telephonie ohne Draht", sondern „Telephonie ohne fortlaufende Leitung" nennt, schon seit fast 20 Jahren. Im Jahre 1880 hatte er das sogenannte Photophon erfunden, das zwar eine praktische Verwendung nicht zuließ, aber als geniale technische Leistung allgemeine Bewunderung hervorrief. Die Töne wurden nämlich durch Lichtstrahlen vermittelt, indem der Sendapparat einen Lichtstrahl mittelst eines kleinen Planspiegels nach dem Empfangsapparat hinwarf und dort ein Stück metallisches Selen traf, das die Eigenschaft besitzt, unter dem Einfluß des Lichtes seinen elektrischen Widerstand zu ändern. Wenn nun am Sendapparat gesprochen wurde, so gerieth der Lichtstrahl den Schallwellen entsprechend ins Zittern und in demselben Verhältniß wirkte er verschieden auf den Empfangsapparat. Auf diesem Wege war es möglich, für den Empfänger die Schallwellen hörbar zu machen, die vom Sender ausgingen. Im Jahre 1893 hatte Bell dann auf der Weltausstellung in Chicago einen verbesserten Apparat ähnlicher Konstruktion ausgestellt, das sogenannte Radiophon. Bei diesem spielte ebenfalls ein Lichtstrahl den Vermittler der Töne, während der Empfangsapparat aus einer kleinen Glasbirne mit einem Korkwürfelchen in der Mitte bestand, aus der Birne führten Hörschläuche an die Ohren der horchenden Personen. In der Birne wurden durch die wechselnde Wirkung des Lichtstrahls die Schallwellen erzeugt, die dann durch den Hörschlauch wahrgenommen werden konnten. Auch mit diesem verbesserten Apparat aber konnten deutlich gesprochene Worte nur auf etwa hundert Meter Entfernung einigermaßen verständlich übermittelt werden. Jetzt hat Professor Bell wiederum weitere Verbesserungen ersonnen und seine neuen Apparate sind augenblicklich in New-York ausgestellt; sie sollen auf einige hundert Meter Entfernung gute Ergebnisse liefern. Die wesentliche Veränderung besteht darin, daß neben der Bogenlampe, deren Licht zur Vermittelung benutzt wird, ein Mikrophon eingeschaltet ist, durch dessen Vibrationen während des Sprechens sich die Lichtstärke der Bogenlampe verändert. Diese wechselnde Stärke der Lichtstrahlen erzeugt im Empfänger auf eine ähnliche Weise wie bei dem früheren Apparat die entsprechenden Schallwellen. Die neuen Apparate sind augenscheinlich erheblich vollkommener und geben die Hoffnung, daß die Telephonie ohne Draht thatsächlich eine der Lösung fähige Aufgabe darstellt, wenn auch die bisherigen Ergebnisse noch keinen ersichtlichen praktischen Werth besitzen, da sie nur auf solche Entfernungen verwendbar sind, auf die man sich beinahe durch direktes Rufen verständlich machen kann.

* **Leipzig.** Am 8. Juli hat sich der Privatdozent in der medizinischen Fakultät unsrer Universität Dr. Max Dolega wegen Nervenkrankheit durch einen Revolverschuß in die Brust das Leben genommen. Er vertrat an der Universität das Gebiet der Heilgymnastik und orthopädischen Behandlung, auf dem er sich trotz seiner Jugend bereits einen großen Ruf erworben hatte.

* **Graz.** Der außerordentliche Professor an der Universität in Innsbruck, Dr. Paul Puntschart, ist zum außerordentlichen Professor des deutschen Rechts an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Paris.** Die hiesige Akademie der Wissenschaften ist durch Dekret ermächtigt worden, in Zukunft 116, statt wie bisher 100, nationale und fremde Korrespondenten zu ernennen. Gegenwärtig weist die Akademie 35 nationale Korrespondenten auf. Zu den fremden Korrespondenten gehören: 18 Engländer, 11 Deutsche, 5 Amerikaner der Vereinigten Staaten, 4 Russen, 4 Italiener, 2 Oesterreicher, 2 Holländer, 2 Schweden, 2 Schweizer, 1 Brasilianer, 1 Däne, 1 Norweger, 1 Portugiese und der Fürst von Monaco.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Kaiser Friedrich der Gütige. 5. Lieferung. Berlin, Paul Kittel, Historischer Verlag. — F. U. Graf v. Wrangel: Die souveränen Fürstenhäuser Europa's. Lfg. 14 und 15. Stockholm, Hasse W. Tullberg. — Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Herausgeg. von Dr. Frhrn. v. Danckelmann. XII. Band. 2. Heft. (Wissenschaftliche Beihefte zum Deutschen Kolonialblatt.) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Joh. v. Bloch: Der Krieg. V. Band. — Derselbe: Die Unmöglichkeit, den Verwundeten auf dem Schlachtfelde Hülfe zu bringen. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1899. — Dr. Paul Herz: Militärstrafgerichtsordnung für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz; Parisius-Crüger: Das Reichsgesetz, betr. Gesellschaften mit beschränkter Haftung. 4. Aufl. Nr. 32; P. v. Rönne: Verfassung des Deutschen Reichs. 8. Aufl. Nr. 1; Dr. H. Stölzle: Viehkauf nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Nr. 50; Dr. H. Winckler: Die Völker Vorderasiens. (Der alte Orient. 1. Jahrg. 1. Heft.) Leipzig, J. C. Hinrichs 1899. — Dr. Alfred Neumann: Aus Friedrich Hebbels Werdezeit. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des kgl. Realgymnasiums in Zittau. Ostern 1899. Progr.-Nr. 587.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Für die Redaktion einer wissenschaftlichen Zeitschrift
**Neuphilologe (Stenograph) gesucht.**
Gute, eventuell dauernde Stellung. Angebote unter **D. K. 1062** an **Rudolf Mosse, Dresden.** (11219)

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 12. Juli. Nummer 156.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30, Ausland M. 7. —)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Einige Gegner der Revolutionsgedanken im 18. Jahrhundert.

Von P. Sakmann.

### II.

Mit Linguet nun dürfen wir Galiani in eine Reihe stellen schon aus einem äußeren Grund: auch er ist ein Gegner der Physiokraten. Sein Hauptwerk, der „Dialoguo sur le commerce des blés“, ist gegen die Wirthschaftslehre Quesnay's und Turgots gerichtet und die Argumente, mit denen er kämpft, zeigen manche Berührung mit Linguets Anschauungen. Die Physiokraten wollen vor allen Dingen den Bauernstand heben und empfehlen deßhalb eine Handelspolitik, von der sie sich hohe Getreidepreise versprechen. Galiani gibt zu, daß die physiokratischen Edikte, welche unbeschränkte Freiheit der Getreideausfuhr proklamirten, wohl geeignet seien, die materielle Lage der Bauernschaft zu verbessern. Aber eben das ist nicht wünschenswerth. „Ich will Ihnen das Geheimniß des Staates und der Kirche sagen,“ schreibt er an Frau v. Epinay: „Jedes Land, das unumschränkte Freiheit des Getreidehandels einführt, geht einer Revolution entgegen; seine Regierungsform wird vollkommen republikanisch, demokratisch; der Bauernstand wird der erste und mächtigste werden. Wir, die wir die Erde nicht umschaufeln, wir wären also schöne Narren, wenn wir diese Freiheit einführen würden, um die Letzten zu werden: Haec est lex et prophetae.“ Auch das ist eine Parallele zu Linguet, daß Galiani gelegentlich Tiberius einen fort honnête homme nennt und ihn gegen Tacitus in Schutz nimmt.

Aber Linguet hat bei aller Sucht, dem Zeitgeist ins Gesicht zu schlagen, es doch nicht ganz verleugnen können, daß er ein Kind seiner Zeit ist. In seiner Schilderung der sozialen Noth klingen stark die Gefühlstöne der Zeit an. In Galiani's Denken schwingt diese Saite niemals mit; er ist Italiener von der eisigen Kälte eines Machiavelli und Napoleon. Zum Henker mit den Gefühlen! schreibt er an Frau Necker. Wenn ich solche habe, so möge es mir Gott verzeihen; es ist nicht das Beste, was ich habe; ich habe indessen recht wenig davon. Und als ihn Hr. Badaud, einer seiner physiokratischen Gegner, dazu ermahnt, doch auch zum Herzen zu sprechen, so ist ihm dieses „parler au coeur“ ein „parlor à faire mal au coeur“. Darum ist er ein Gegner aller der auf Gefühlsmotiven ruhenden liberalen Tendenzen, die in der Revolution zum Sieg gelangt sind. Für Voltaire's Toleranzbestrebungen zum Beispiel hat er die schärfste Kritik. In Voltaire's Sermon für die Toleranz erkennt er ihn nicht wieder; das ist höchstens das Echo des verstorbenen Hrn. v. Voltaire. Ja, seine Katharina ist ein Prachtweib! Aber nicht, weil sie, wie Voltaire glaubt oder zu glauben vorgibt, die gute Sache der Toleranz in Polen mit ihrem Heer schützt, sondern weil sie intolerant und eine Erobererin ist. Alle großen Männer sind intolerant gewesen und man muß es sein. Deßhalb ist der Sermon über die Toleranz ein Sermon für die Dummen oder für die, die sich gern zum Narren haben lassen (für die gens dupes) oder für die, die gar nicht in der Sache interessirt sind. Anderen Idealen des Liberalismus ergeht es bei Galiani nicht besser. Auch er vertheidigt wie Linguet die Sklaverei. So sehr hält er alles Gefühlsmäßige von sich fern, daß er auch von dem Solidaritätsgefühl nichts wissen will, das Voltaire den Philosophen anzuempfehlen nicht müde wird. Mme. d'Epinay berichtet ihm von einem Zirkularbrief Voltaire's nach Paris, in dem er mahnt: Die Welschen (so heißen bei ihm bekanntlich seine französischen Landsleute) sind wieder einmal wild gegen die Philosophie. Jetzt ist die Zeit, den Philosophen zu sagen, was man einst zu den Gerichtsdienern sagte und was der hl. Johannes zu den Christen sagte: „Mes enfants, aimez-vous les uns les autres, car qui diable vous aimerait?“ Damit ist nun Galiani durchaus nicht einverstanden. „Liebet euch, meine Kinder, so etwas sagt man zu Sektirern. Den Oekonomisten, den Jansenisten soll man das sagen. Die haben es nöthig, sich zu lieben. Die Philosophen sind nicht dazu da, sich zu lieben. Die Adler fliegen nicht in Gesellschaft. Das muß man den Rebhühnern und Staaren überlassen. Voltaire hat nicht geliebt und wird von Niemand geliebt. Er wird gefürchtet; er hat seine Kralle, das genügt. In der Höhe schweben und Krallen haben, das ist das Loos der großen Geister.“

Es kann nicht wundernehmen, daß Galiani bei diesen Gesinnungen Rousseau für einen überspannten Fanatiker hält und den famosen Kontrakt, der am Fuß des Thurms zu Babel stipulirt wurde, wie den tollen Emile mit Hohn überschüttet. Galiani's pädagogische Randbemerkungen zum Emile dürften vielleicht hier interessiren: „Mein Erziehungstraktat ist ganz kurz. Ich beweise, daß die Erziehung für Mensch und Thier gleich ist und auf zwei Punkte hinauskommt: Ungerechtigkeit ertragen lernen und die Langeweile ertragen lernen. Was thut man mit einem Pferd in der Reitschule? Das Pferd geht schon von Natur im Paß, im Schritt, im Trab, im Galopp, aber wenn es ihm beliebt und Spaß macht. Nun lehrt man es diese Gangarten annehmen gegen seinen Willen; das ist die Ungerechtigkeit; man macht zwei Stunden damit fort, das ist die Langeweile. So lasse man auch die Kinder Latein, Griechisch, Französisch lernen; um den Nutzen der Sache handelt es sich gar nicht, sondern darum handelt es sich, daß es sich daran gewöhnt, den Willen eines Anderen zu thun und sich zu langweilen, von einem Wesen, das Seinesgleichen ist, geschlagen zu werden, und zu dulden. Wenn der Mensch daran gewöhnt ist, dann ist er dressirt, dann ist er sozial; dann geht er in die Welt hinaus und respektirt Magistrat

Digitized by Google

und Minister und König; er erfüllt seinen Beruf, er ist auf seinem Bureau oder auf seinem Amtszimmer, oder auf der Wachstube, oder im Oeil de Boeuf und gähnt und bleibt da und verdient sein Brot. Wenn er das nicht thut, dann ist er ein Nichtsnutz in der Gesellschaft. Dann haben wir den Poeten, den Improvisator, den Spaßvogel, das Original, die amüsiren und Hungers sterben, da sie sich in keinem der Fächer der gesellschaftlichen Ordnung unterbringen können. Deßhalb sind alle die sogenannten angenehmen Methoden, den Kindern die Wissenschaften beizubringen, falsch und absurd, denn es handelt sich ja gar nicht darum, daß man Geographie und Geometrie lernt, es handelt sich darum, daß man sich an die Arbeit gewöhnt, d. h. an die Langeweile, sich einem Gegenstand zuzuwenden" u. s. w.

Nietzsche hat Galiani den tiefsten und scharfsinnigsten Menschen seines Jahrhunderts genannt. Das ist nun ohne Frage eine Uebertreibung, die mir schwer begreiflich ist bei einem so gründlichen Kenner des französischen 17. und 18. Jahrhunderts, wie Nietzsche es ist. Daß Galiani, was esprit betrifft, Voltaire und Diderot an die Seite gestellt zu werden verdient, wird schon aus dem wenigen, was hier citirt wurde, hervorgehen. „En France on a de l'esprit en petite mannaie, en Italie on l'a en lingat" hat die Herzogin von Choiseul im Hinblick auf Galiani gesagt. Und auch darüber kann kein Zweifel sein, daß er seine encyklopädistischen Freunde an Menschenkenntniß weit überragt. Nur will das nicht gar so viel heißen, denn Psychologie ist die schwächste Seite des französischen 18. Jahrhunderts, das hierin ganz augenfällige Rückschritte gegen seinen Vorgänger, das 17. Jahrhundert, gemacht hat. Und dann ist die Art von Galiani's Menschenkenntniß doch eine engbegrenzte; er hat den scharfen und kalten, aber doch nicht in alle Tiefen dringenden Blick der Menschenverachtung. Besser als Nietzsche hat wohl schon Marmontel die Maße dieses italienischen Geistes genommen, wenn er sagt: „Galiani ist der reizendste Harlekin, den Italien hervorgebracht. Aber dieser Harlekin trägt auf seinen Schultern einen Machiavellikopf."

Hoch über Galiani und Linguet an Geist und Charakter stelle ich in der Reihe der Reaktionäre des letzten Jahrhunderts eine Frau, die interessanteste Korrespondentin Voltaire's, die **Marquise du Deffand**. Sie hat den kleinsten, aber erlesensten Salon von Paris und steht in enger Verbindung mit den durch Geschlecht und politischen Rang hervorragendsten Kreisen Frankreichs. Sie ist die Freundin der Herzoginnen von Choiseul und Grammont, die ebenso durch Geist, Schönheit und Liebenswürdigkeit zur Zeit ihrer Macht, wie durch Stolz und Muth vor dem Revolutionstribunal vor Anderen hervorgeleuchtet haben. Vom Geist des Kreises der Frau du Deffand gilt in hervorragender Weise, was Goethe in „Wahrheit und Dichtung" vom französischen Geschmack im 18. Jahrhundert überhaupt gesagt hat: Sein Charakter war vornehm und bejahrt und vor allen Dingen ablehnend, wie alles Vornehme. In ihr hat der exklusive, strenge und stolze Geist Ludwigs XIV. seine letzte Verkörperung gefunden. Von der durch Frau v. Maintenon eingeführten Bigotterie war sie allerdings gründlich frei. Ein Beweis hiefür ist schon ihr berühmtes Wort an den Kardinal v. Polignac. Als dieser in ihrer Gesellschaft einst die Geschichte vom Märtyrertod des hl. Dionysius erzählte, der seinen Kopf in der Hand von Paris nach St. Denis getragen habe, warf sie ein: „Mais, Monseigneur, dans de telles affaires il n'y a que le premier pas qui coûte." Aber niemals hätte sich Jemand unterstehen dürfen, ein den Wohlanstand und die feine Sitte verletzendes Wort in ihrer Gegenwart zu äußern, während die popularitätssüchtige, eitle und flache Madame Geoffrin einen viel freieren Ton in ihrem Salon gestattete und während auch die geistreiche d'Epinay sich grobe und schmutzige Scherze von Galiani gefallen ließ.

Es ist zu beachten, daß Frau du Deffand in ihrer streng konservativen Haltung in ästhetischen Dingen sich in vollkommener Uebereinstimmung mit Voltaire befindet. Es ist ganz in ihrem Sinn, wenn Voltaire ihr über den neuerschienenen „Père de famille" von Diderot schreibt: „Haben Sie sich auch den Familienvater lesen lassen; cela n'est-il pas bien comique; meiner Treu, unser Jahrhundert ist ein armseliges Jahrhundert neben dem Ludwigs XIV." Jeder Leser von Geschmack, der die Diderot'schen Rührstücke wirklich gelesen hat, wird Voltaire's Urtheil beipflichten, falls er nicht zu den literarhistorischen Alexandrinern des 19. Jahrhunderts gehört. Es ist das nicht der einzige Punkt, in dem, meines Erachtens, Voltaire und Frau du Deffand einen sichereren Geschmack bewiesen haben als Lessing. Auch die Verachtung des neuaufgekommenen Genre der tragédie baurgeoise ist ihnen gemeinsam. „Ich könnte Fräulein Dufresne (die Schauspielerin) erdrosseln," schreibt ihr Voltaire, „daß sie diesen miserablen Geschmack eingeführt hat, der die Eselsbrücke für die talentlosen Autoren ist." Immer wieder tauschen die Beiden ihre Klagen aus über die ästhetische Dekadenz, die eingetreten ist, seit es keinen „ton de Versailles" mehr gibt. „Im Ernst, Hr. v. Voltaire," schreibt ihm die Marquise, „so oft ich ein neues Buch aufschlage, das man mir anpreist, so finde ich Gemeinplätze und Ueberschwänglichkeiten in einem unausstehlichen Stil oder eine Art von manierirtem Naturenthusiasmus, daß mir das Blut in den Adern gefriert; dann werfe ich das Buch weg und lasse mir Voltaire, oder Sévigné, oder La Rochefoucauld, oder La Bruyère vorlesen."

Es ist äußerst interessant, den Briefwechsel der Beiden in der kritischen Zeit, etwa des siebenjährigen Kriegs, zu verfolgen, in der Voltaire sich anschickt, sich an die Spitze der encyklopädistischen Bewegung zu setzen. Voltaire beginnt das Alte Testament zu studiren und räth seiner Freundin ein gleiches an; es sei das unterhaltendste Buch, das er kenne; von der Erbauung, die man daraus schöpfe ganz abgesehen, schon wegen der merkwürdigen Sitten und wegen der Naivetät des Stils, die er über alles liebe und die unvergleichlich sei. Wie er nun aber immer wieder darauf zurückkommt und ihr einzelne Kapitel bezeichnet, die sie lesen soll, da winkt ihm die Marquise rasch und deutlich ab. „Lire l'ancien Testament. Non, monsieur; je vous trouve encore bien jeune." Aber wie sie nun sieht, daß die Schwenkung Voltaire's zur Philosophenpartei nicht auf bloß augenblicklicher Laune beruht, da wird die sonst so kalt Gelassene gewaltig erregt und sie sucht ihm die neuen Freunde auf jede Weise zu verleiden. „Ihre Philosophen oder sogenannten Philosophen sind kalte Persönlichkeiten: sie prunken und sind doch nicht reich, sind verwegen und doch nicht tapfer, sind Gleichheitsprediger aus Herrschsucht, halten sich für Menschen ersten Rangs, weil sie denken, was alle Leute denken, die denken. Sie bringen mich noch dazu, daß ich die Philosophie hasse." Ganz besonders sucht sie Voltaire von der Propaganda abzuhalten: „Hr. v. Voltaire, erklärter Liebhaber der Wahrheit, sagen Sie mir ehrlich: haben Sie sie gefunden? Sie bekämpfen und zerstören alle Irrthümer, aber was setzen Sie an die Stelle? Ist nicht alles Illusion. Alle Erörterungen über eine gewisse Materie scheinen mir unnöthig: das Volk versteht sie nicht, die Jugend kümmert sich nicht darum, Leute von Geist haben sie nicht nöthig und die Dummen aufzuklären, ist das wirklich der Mühe werth? Jeder soll denken und leben nach seiner Façon; lassen wir Jeden durch seine Brillen sehen. Und machen Sie sich nur keine Illusion mit ihren Toleranzbestrebungen: Die Ver-

Digitized by Google

folgten werden immer Toleranz predigen und wenn sie nicht mehr verfolgt sind, werden sie sie nicht üben. Die Menschen mögen meinen, was sie wollen; immer werden sie alle Welt unter ihre Meinung knechten wollen." Und ähnlich spricht sie, mit der ihr eigenen Schärfe und Prägnanz der Sprache ihren Gegensatz gegen Voltaire in einem anderen Brief aus: „Ich bin ja nicht so gelehrt und gescheit wie Sie, trotzdem habe ich dieselben Ueberzeugungen, die Sie haben. Aber müssen wirklich alle Menschen die gleichen Ueberzeugungen haben? Wenn die Regierenden aufgeklärt sind, so ist das recht und gut! Aber das Volk! Wenn Sie dieser Art von Leuten ihr Vorurtheil nehmen, was bleibt ihnen dann? Das ist ihre Stütze im Unglück (und darin möchte ich ihnen gern gleichen); das ist ihr Zaum und Zügel in sittlicher Beziehung und darum ist es wünschenswerth, daß man sie nicht aufklärt; und übrigens, kann man sie denn überhaupt aufklären? Wer im mündigen Alter sich nicht von gewissen Absurditäten verletzt fühlt und da die Wahrheit nicht wenigstens ahnt, den wird man nie belehren oder überzeugen können. Was heißt denn glauben? Doch etwas für wahr halten, was man nicht begreift! Man muß diese Gabe des Himmels denen lassen, denen er sie gewährt hat. Für Sie ist das Suchen der Wahrheit die Universalmedizin. Sie glauben sie gefunden zu haben, ich allerdings glaube, daß sie nicht zu finden ist. Und wenn Sie recht hätten, wenn Ihre Ueberzeugung Wahrheit wäre, wäre das ein Trost? Ich bezweifle es stark. Es wäre kein Trost, zum mindesten nicht für diejenigen, die, wie ich, glauben, daß es nur ein Unglück gibt, das, geboren zu sein."

Die merkwürdige Frau hat hier einer typischen Stimmung einen klassischen Ausdruck gegeben. Ihr logischer Verstand und ihr kritisches ästhetisches Urtheil haben ihr Illusionen und Vorurtheile genommen. Das Gefühl, das bei ihr keineswegs verkümmert ist, rächt sich dafür, indem es eine von ihr tief schmerzlich empfundene Stumpfheit gegen alle Erregungen und eine Müdigkeit zu allem Handeln über ihr Wesen ausbreitet. Sie hat die dem übrigen 18. Jahrhundert so durchaus fremde zwiespältige Stimmung Fausts im ersten Monolog: „Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel, fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel — dafür ist mir auch alle Freud' entrissen, bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen, bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren." Was übrigens ihre Bedenken gegen die Räthlichkeit der Propaganda religiöser Aufklärung betrifft, so ist ihr Standpunkt von der guten Gesellschaft in der Zeit Metternichs adoptirt worden und auch neuerdings ist er wieder sehr modern geworden. Denn es hat ja zweifellos eine Bekehrung der gebildeten Kreise stattgefunden, in Frankreich vom Voltairianismus, in Deutschland vom Liberalismus des Kulturkampfs und des Straußianismus — nur eine Bekehrung, so viel ich sehe, eben zu den Ansichten der Marquise du Deffand.

Wie hat sich Voltaire zu den Warnungen seiner Freundin gestellt? Daß er für die romantische Stimmung der Sehnsucht nach dem Glück der Illusion kein Organ hatte, läßt sich von vornherein annehmen. Aus Anlaß eines konkreten Falls tritt einmal der Gegensatz der Sinnesart Voltaire's zur Stimmung der Marquise sehr drastisch heraus. Der Président Hénault, früher die Seele des Clubs de l'entresol, später unzertrennlicher Gesellschafter von Frau du Deffand, war auf seine alten Tage wieder fromm geworden. „Vous savez qu'il était devenu dévot, ou plutôt qu'il en avait embrassé l'état" berichtet Frau du Deffand von ihm; „sein Geist war nicht überzeugt und sein Herz nicht erschüttert, aber er ersetzte doch die Freuden und Zerstreuungen, auf die er Alters halber verzichten mußte, durch gewisse Praktiken, die Messe, das Brevier u. s. w. Das war für ihn freilich wie die Folter, aber er brachte wenigstens ein paar Stunden damit herum". Voltaire natürlich konnte den Präsidenten nicht in Ruhe lassen, sondern suchte ihn immer wieder durch Einwirkung auf Frau du Deffand auf die Seite der alten Freunde zu ziehen. Frau du Deffand lehnt das aber bestimmt ab: „Gibt es etwas in der Welt, das nicht Illusion wäre; sind nicht die Illusionen, die Frieden und Ruhe geben, den anderen vorzuziehen?" Doch da findet Voltaire endlich ein energisches und glückliches Wort des Widerspruchs, in dem er sich wirklich zur Höhe der Prinzipien erhebt, die er sonst so gern gemieden hat. „Es mag sein, der Friede ist mehr werth als die Wahrheit, d. h. man soll seinen Nachbar nicht der Wissenschaft wegen betrüben; aber man muß den Frieden der Seele in der Wahrheit suchen und die heillosen Irrthümer mit Füßen treten, die den Geist knechten. Geben Sie sich darüber keiner Täuschung hin: man hat sehr traurige Stunden mit 80 Jahren, wenn man noch im Zweifel schwimmt."

In Bezug auf die Räthlichkeit der Ausdehnung der Bildung und der religiösen Aufklärung nähert sich Voltaire etwas dem Standpunkt der Marquise, aber allerdings von ganz anderen Motiven ausgehend. Hier nimmt er eine Mittelstellung zwischen ihr und seinen Pariser Freunden ein. Bei Frau du Deffand kommt das Gefühl zum Wort, bei Voltaire praktisch-politische Erwägungen, die an den Standpunkt Metternichs und des Hrn. v. Stumm erinnern. So schreibt er an Damilaville: „Im Artikel Volk verstehen wir uns nicht: Sie halten es für würdig, unterrichtet zu werden. Dabei verstehe ich unter Volk den Bevölkerungstheil, der nur von seiner Hände Arbeit lebt, und da bezweifle ich, daß dieser Stand der Bürger je bildungsfähig wird. Sie müßten ja Hungers sterben, ehe sie Philosophen würden. Es scheint mir unumgänglich nothwendig, daß es unwissende Bettler gibt. Wenn Sie, wie ich, ein Landgut hätten, das bestellt werden muß, wenn Sie Pflüge hätten, dann wären Sie wohl auch meiner Ansicht. Nicht den Taglöhner muß man aufklären, sondern den guten Bourgeois, den Stadtbewohner; dieses Unternehmen ist schon schwer und groß genug. Wenn aber einmal der Pöbel sich mit Raisonniren abgibt, dann ist alles verloren." Das ist vom Anfang bis zum Ende Voltaire's Standpunkt in dieser Sache; höchstens die Form wechselt. Das Volk wird das eine Mal en canaille mit Verachtung behandelt, das andere Mal spricht er mehr mit wirklichem Bedauern von der Unmöglichkeit seiner geistigen Hebung; und nur ein einziges Mal, bezeichnenderweise in einem Brief an Linguet, dehnt er den Kreis der Aufzuklärenden sogar noch auf die Fabrikarbeiter aus: „Nein, mein Herr," so schreibt er an ihn, „es ist nicht alles verloren, wenn man das Volk in den Stand setzt, zu merken, daß es einen Geist hat. Aber es ist alles verloren, wenn man es wie eine Herde Stiere behandelt; denn früher oder später werden sie mit den Hörnern zustoßen."

Eine solche Einzeläußerung kann nicht aufkommen gegenüber den zahllosen Erklärungen, die sich für das esoterische Prinzip der Frau du Deffand aussprechen. Freilich, die Durchführung dieses an sich unhaltbaren Standpunkts war für Voltaire mit seinem kriegerischen Temperament die bare Unmöglichkeit. Was helfen die künstlichen Zäune einer kümmerlichen Vorsicht, wo man so wie er die leuchtenden und zündenden Funken sprühen läßt? Nachdem er einmal die Schwenkung gemacht hat von der Freigeisterei en petit comité zum frischen fröhlichen Kampf in der öffentlichen Welt, erklärt er der alten Freundin bestimmt, daß er ihr die neuen agitatorischen Pariser Freunde nicht opfern werde. „Il est si doux d'avoir un parti!" sagt

Digitized by Google

er mit jener schalkhaften Naivetät, die dem alten Fuchs zuweilen so gut steht. Mit Mißmuth sieht die immer einsamer werdende vornehme Dame dem Anschwellen der demokratischen Bewegung zu, die Voltaire, wie sie ganz richtig sieht, zum Theil gegen seinen eigenen Willen so mächtig gefördert hat.

Eine realistische, illusionslose Kenntniß des Menschen und der Welt, das ist das hervorstechende Merkmal ihres Geistes, wie das des Geistes Galiani's und Linguets; darin überragen diese drei weit sowohl die Encyklopädisten, als die Rousseau-Jünger und die Revolutionsführer. Es wäre zu wünschen gewesen, wenn die Regierenden dieser Zeit oder die Führer der Opposition, die bald zur Macht gelangen sollten, mit einem Tropfen dieses Oels gesalbt gewesen wären. Aber es läßt sich nicht leugnen: ihre Weisheit hat senile, hippokratische Züge. Die Zukunft hat ihr nicht gehört und mit Recht nicht.

---

## Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während der Monate März, April, Mai 1899.

Br. Die diesjährigen Frühlingsmonate März, April, Mai entsprachen im allgemeinen nicht den in unserm Klima für gewöhnlich gehegten Erwartungen. Nach dem so ungewöhnlich milden Winter rechnete man auf ein bald eintretendes und mildes Frühjahr. Aber schon der Anfang des Monats März entwickelte große Gegensätze, so daß nach der in den ersten Wochen ungewöhnlich warmen Witterung um den 20. März ein außergewöhnlich hoher Kälterückfall eintrat, der fast den absolut kältesten Tag des diesjährigen Winters brachte; in Berlin ging die Temperatur am 24. März bis auf —9.0° C., in München, den 22. März, auf —10.7° C. herab. Auch der April war kein angenehmer Frühlingsmonat. Wenn auch die Temperatur etwas höher als das vieljährige Mittel war, so zeichnete sich der Monat doch durch den herrschenden Mangel an Sonnenschein, sowie durch kalte Winde aus (meist Ost-Nordost bis Nord), die vielfach von ganz bedeutenden Niederschlägen begleitet waren. So wurden in München am 11. April allein 16.4 mm, am 20. allein über 21 mm Niederschläge gemessen. Und ganz ähnliche bedeutende Gegensätze zeigte der dritte eigentliche Frühlingsmonat, der Mai. In der ersten Woche noch recht empfindlich kalt, so daß der Thermometer in Berlin fast bis auf 0° C. herabging und in München noch am 5. Mai unter dem Gefrierpunkt bis —0.1° C. zeigte, nahm die Luftwärme um die Mitte des Monats erheblich zu, so daß der Thermometer in München am 19. Mai bis 24.9° C., in Berlin am 15. Mai bis 28.7° C. anstieg. Die Luftwärme nahm alsdann zwar ab, blieb aber bis zu Ende des Monats eine dem Monatsmittel ziemlich entsprechende. Aber auch in diesem Monat erfolgten recht ergiebige Niederschläge unter dem Vorherrschen meist südwestlicher Winde; in München wurden am 12. und 24. Mai je 16 mm und darüber, in Berlin am 11. Mai 35.4 mm und am 12. Mai 16.3 mm Niederschläge gemessen. Dieser Witterung entsprachen im allgemeinen auch der Gesundheitsstand und die Sterblichkeitsverhältnisse. Insbesondere machte sich der Einfluß des schroffen Witterungswechsels bei dem Vorkommen von akuten Entzündungen der Athmungsorgane kenntlich. Die schon seit Anfang des Jahres im Januar und Februar sehr zahlreich vorkommenden Erkrankungen und Sterbefälle an diesen Krankheitsformen zeigten vielfach während des milden Februar Abnahmen. Im März stieg die Zahl derselben wieder und zwar derartig, daß an sehr vielen Orten die Zahl der Opfer noch größer als im Februar war. Dies war namentlich in den bayerischen Städten Augsburg, Fürth, München, Nürnberg, ferner in Aachen, Barmen, Berlin, Charlottenburg, Danzig, Dortmund, Elberfeld, Essen, Flensburg, Frankfurt a. M., Halle, Köln, Krefeld, Magdeburg, Neumünster, Stettin, Wiesbaden, Dresden, Leipzig, Heilbronn, Stuttgart, Freiburg i. B., Mannheim, Mainz, Altenburg, Hamburg, Lübeck, Kolmar, Metz, Mülhausen und Straßburg i. E., Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Budapest, Kopenhagen, London, Lyon, Moskau, Paris, St. Petersburg, Rom, Triest, Venedig, Warschau, Wien, New-York und anderen Orten der Fall. Nur wenige Orte (darunter Würzburg, Altona, Breslau, Kassel, Königsberg, Braunschweig, Bremen, Christiania, Krakau, Stockholm) wiesen im März eine kleinere Zahl von Todesfällen an diesen Krankheitsformen als im Februar auf. Im April und noch mehr im Mai nahmen erfreulicherweise diese akuten Entzündungen der Athmungsorgane fast allgemein ab, doch stieg in einigen Orten im April (wie in München, Altona, Bochum, Duisburg, Linden, Chemnitz) und im Mai (in Aachen, Düsseldorf, Danzig, Hannover, Köln, Stuttgart, Freiburg i. B.) die Zahl der Todesfälle wieder etwas oder blieb die gleich große wie im Vormonat. — Als eine weitere üble Folge dieser ungünstigen Witterungseinflüsse ist auch das weitere Umsichgreifen der Influenza anzusehen, die im März und April in vielen Städten des In- und Auslandes noch mehr Todesfälle als im Februar veranlaßte. Aus sehr vielen deutschen Städten kamen Todesfälle an Influenza zur Mittheilung. Zu den Städten, in denen die Influenza im März mehr als 6 Todesfälle hervorrief, gehörten Halle, Hannover, Darmstadt, Magdeburg, Bremen, Flensburg, Frankfurt a. O., Lübeck, Altenburg, Potsdam. Noch zahlreicher wurde die Zahl der Sterbefälle in Frankfurt a. M. und Braunschweig (je 22 Todesfälle), in Köln (23), in Breslau (24), in Leipzig (43), Dresden (45), Hamburg (55), Berlin (124). Auch in Budapest, Wien, Amsterdam, Moskau, Prag, Stockholm, St. Petersburg, Kopenhagen, Paris (152), London (532) trat sie epidemisch auf. In New-York hatte die Epidemie im März schon erheblich abgenommen. Im April, wo die Höhe der Epidemie in den europäischen Orten meist schon überschritten war, kamen aus Halle, Lübeck, Breslau, Magdeburg, Leipzig, Hamburg, Berlin, Amsterdam, Kopenhagen, Mailand, London, Paris, St. Petersburg, Rom, Wien, New-York noch immer eine größere Zahl von Sterbefällen zur Mittheilung, und aus dem Mai, wo die Epidemie schon meist erloschen war, wurden aus Breslau, Grünberg, Halle, Krefeld, Freiberg i. S., Frankfurt a. M., Lüneburg, Stockholm immer noch je 3, Braunschweig und Kopenhagen je 4, aus Mailand 6, aus Rom 7, aus Leipzig 8, aus Wien 10, aus Hamburg und Amsterdam je 12, aus Moskau 15, aus New-York 11, aus Berlin und St. Petersburg je 22, aus Paris 56, aus London 111 Todesfälle an Influenza gemeldet. Daß bei solch ungünstigen, naßkalten und durch unvermittelte Temperaturschwankungen sich kennzeichnenden Witterungsverhältnissen, die Lungentuberkulose fast allgemein mehr Todesfälle veranlaßte als im milden Winter ist naheliegend; auch dürfte die gleichzeitig herrschende Influenza in sehr vielen Fällen das tödliche Ende bei sonst tuberkulösen Personen herbeigeführt haben, wie Influenza ja überhaupt auch in diesen Monaten überwiegend im Gefolge von akuten Entzündungen der Athmungsorgane zum Vorschein kam. Die Todesfälle betrafen zumeist auch wieder Personen in höheren Altersklassen und waren in verschiedenen Orten so zahlreich, daß sie nicht selten die Sterblichkeitsziffer beeinflußten. — Die für den Februar so günstige Sterblichkeit zeigte im März eine auffällige Abnahme, sie stieg im April etwas, war aber im Mai wieder weniger günstig. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) sank von 40 im Februar auf 14 im März; sie stieg im April auf 34, ging aber im Mai wieder auf 18 herab. Von bayerischen Städten erfreuten sich Landau in allen drei Monaten, Neustadt a. d. H. im März, Bamberg im April, Bayreuth im Mai einer solch niedrigen Sterblichkeit. Von deutschen Städten zeichneten sich noch Schöneberg und Wilhelmshaven dadurch aus, daß sie in allen drei Monaten eine geringe Sterblichkeit unter 15.0 pro Mille hatten. Während der ersten beiden Monate war in Deutsch-Wilmersdorf, Küstrin, Wesel, im April und Mai in Bielefeld, Bocholt, Lehe, Naumburg, Ludwigsburg, Jena und in Amsterdam, im März und Mai in Groß-Lichterfelde und Minden, in einzelnen Monaten in Merseburg, Wald, Wurzen, Weimar (März), in Barmen, Rummelsburg (Boxhagen), Emden, Geestemünde, Hagen, Hameln, Forst, Lüdenscheid, Ohligs, Neunkirchen, Nordhausen, Paderborn, Rheydt, St. Johann, Soest, Viersen, Stuttgart, Bremen, Hagenau, Rom (April), ferner in Steglitz, Zerbst, Krefeld, Mühlhausen i. Th., Thorn,

Digitized by Google

Wiesbaden, Eßlingen (Mai) die Sterblichkeit eine solch geringe. Die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit zeigte in den drei Monaten nur geringe Schwankungen; sie betrug im März 5 (Greifswald, Langenbielau, Münster, Oppeln, Meerane); im April 4 (Greifswald, Hirschberg, Langenbielau, Oppeln) und stieg im Mai auf 6 (Greifswald, Herne, Langenbielau, Ueckendorf, Wanne, Löbtau i. S.). Das Sterblichkeitsmaximum erreichte im März und April Langenbielau mit 44.9, bezw. 40.9, im Mai Löbtau mit 48.9 pro Mille und Jahr.

Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15.0 bis 20.0 pro Mille) sank im März auf 69 (von 102 im Februar); sie stieg im April wieder auf 102 und im Mai auf 108. Während aller drei Monate erfreuten sich Erlangen, Altona, Beuthen O.-Schl., Charlottenburg, Frankfurt a. M., Hanau, Hannover, Herford, Kassel, Kottbus, Kreuznach, Langendreer, Marburg, Mülheim a. d. Ruhr, Spandau, Baden-Baden, Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Güstrow, Schwerin i. M., Hamburg, Plauen und von Städten des Auslandes Christiania und New-York einer solchen Sterblichkeit. In den beiden ersten Monaten (März, April) war die Sterblichkeit in Brieg, Bromberg, Erfurt, Gnesen, Kolberg, Krefeld, Mühlhausen i. Th., Münster, Rheydt, Wiesbaden, Wittenberg, Eßlingen, Braunschweig, im April und Mai in Hof, Berlin, Düsseldorf, Koblenz, Merseburg, Neiße, Stendal, Dresden, Döbeln, Leipzig, Braunschweig, sowie in Antwerpen, Brüssel, Edinburg, Kopenhagen, London, im März und Mai in Speyer, Geestemünde, Göttingen, Lüdenscheid, Rathenow, Wandsbeck, Stuttgart, Hagenau so gering. In einzelnen Monaten waren von bayerischen Städten Bayreuth (im März), Kaiserslautern und Passau (im April), Ansbach, Ingolstadt und Neustadt a. H. so begünstigt. Die Berichtsstädte des Auslandes erfuhren im allgemeinen im März und April Steigerungen der Sterblichkeit, denen jedoch im Mai fast allgemein eine Abnahme folgte. Mäßig hoch (unter 23.0 pro Mille) war die Sterblichkeit im März in 62, im April in 58, im Mai in 59 deutschen Orten. Wir erwähnen aus der Zahl derselben hier nur Frankenthal, Kaiserslautern, Potsdam, Antwerpen, Edinburg, Kopenhagen, Warschau, die im März, Augsburg, Pirmasens, Würzburg, Glasgow, Odessa, Paris, Warschau, die im April, Erlangen, Ingolstadt, Speyer, Odessa, Warschau, Wien, die im Mai eine solche Sterblichkeit aufwiesen.

Günstiger war dagegen der Einfluß der Witterung auf das Vorkommen von akuten Darmkrankheiten mit tödlichem Ausgange, die besonders unter den Kindern weniger Opfer forderten. Im März zeigten nur wenige deutsche Orte (Augsburg, Berlin, Breslau, Danzig, Elbing, Leipzig, Hamburg, Mülhausen i. E.) eine Steigerung der Todesfälle an diesen Krankheitsformen, während aus den Großstädten des Auslandes (darunter aus Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Budapest, Glasgow, London, Moskau, Paris, St. Petersburg, Prag, Warschau, Wien, New-York u. a.) eine größere Zahl von Sterbefällen berichtet wurde. Im April fand das Gegentheil statt: während in den deutschen Städten die Zahl der Sterbefälle an akuten Darmkrankheiten zunahm, wie in München, Nürnberg, Regensburg, Speyer, Aachen, Berlin, Elbing, Görlitz, Köln, Stettin, Gera, Rostock, Straßburg u. a., nahm sie in den nichtdeutschen Orten (Antwerpen, Amsterdam, Budapest, London, Lyon, Paris, Triest, Wien, New-York u. a.) ab. Im Mai stieg jedoch mit dem Eintritt der zeitweisen hohen Temperatur ziemlich allgemein die Zahl der Sterbefälle an diesen Krankheitsformen in den Städten des In- wie des Auslandes, so daß in Augsburg, Fürth, München, Nürnberg, Aachen, Berlin, Breslau, Danzig, Dortmund, Elbing, Frankfurt a. M., Görlitz, Köln, Königsberg, Stettin, Dresden, Stuttgart, Pforzheim, Hamburg, Christiania, Glasgow, Kopenhagen, Krakau, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg, Warschau, Wien, New-York u. a. die Zahl derselben merklich gesteigert erschien. Doch war die Zahl der aus allen diesen Orten gemeldeten Sterbefälle noch lange nicht so groß, wie in anderen Jahren um diese Jahreszeit. Infolge dieser im großen Ganzen geringeren Sterblichkeit an akuten Darmkrankheiten blieb auch die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit eine relativ geringe. Im März war sie etwas größer als im Februar, im April meist eine niedrigere als im März, im Mai dagegen eine allgemein gesteigerte. So starben von je 10,000 Einwohnern (auf das Jahr berechnet) im März in Hamburg 45, in Berlin 50, in Stuttgart 52, in Dresden 61, in München 84 Säuglinge; im April waren die entsprechenden Zahlen in derselben Reihenfolge der Städte 40, 50, 37, 45, 94, im Mai 47, 58, 57, 70 und 101.

Bezüglich des Vorkommens und der Verbreitung der großen Volkskrankheiten zeigte sich die Cholera in Calcutta, wo sie ja das ganze Jahr hindurch eine große Zahl von Todesfällen hervorruft, in mäßiger Ausdehnung, doch hat sie im April und Mai etwas mehr Sterbefälle als im Februar veranlaßt. Cholera zeigte sich im April auch in Mulmein ziemlich heftig (in einer Woche, 23. bis 29. April, 62 Todesfälle) und seit Anfang Mai auch in Karachi, wo sie besonders zu Ende Mai sehr heftig auftrat und bis zum 26. Mai (seit dem 15. Mai) 1393 Todesfälle veranlaßte. Schlimmer lauteten jedoch die Mittheilungen über die Weiterverbreitung der Pest. Zunächst wüthete die Seuche besonders im Februar, März und Anfang April in der Stadt und in der Präsidentschaft Bombay in so hohem Grad, daß die Zahl der Sterbefälle in die Tausende ging und größer als in den entsprechenden Monaten der Vorjahre war. Mitte April begann die Epidemie nachzulassen, und zwar hielt die Abnahme auch im Mai noch vor; doch ist an ein Erlöschen der Seuche noch nicht zu denken. Sehr heftig trat die Pest auch in Karachi auf, wo sie besonders im März und April ihren Höhepunkt erreichte und im Mai erheblich zurückging. Zahlreiche Pestfälle wurden auch aus Cutch, Mandwi, aus den Bezirken Dharwar, Belgaum, Thana, Nasik, aus den Kolar-Goldfeldern (im Staat Mysore, sowie aus der Stadt Mysore), ferner aus dem Jullunder Bezirk in Punjab gemeldet. Ferner zeigte sich die Pest in dem Staat Baroda, sowie in der Provinz Bengalen (im Farid- und im Dacca-Bezirk); in der Präsidentschaft Madras, dem Arcot-Bezirk, sowie in Hyderabad, Cotara, Kolhapur und in der Provinz Sindh in bald größerer, bald geringerer Ausdehnung. Der Bezirk Wardha war noch frei. Zu Ende April und Anfang Mai trat jedoch vielfach eine auffallendere Abnahme besonders in Bombay, Cutch Mandwi, Karachi, Calcutta, in der Präsidentschaft Madras und in den Kolar-Goldfeldern ein, die erfreulicherweise bis Ende Mai anhielt. Im Jullunder Bezirk war der Stand der Seuche im Mai unverändert und aus den Zentralprovinzen (Nagpur) kamen nur wenige Todesfälle zur Meldung. — Auf der Japan gehörigen Insel Formosa herrschte im März und April die Pest wieder stärker; besonders befallen war der Süden der Insel und namentlich die Hauptstadt Tainan. Zumeist waren die Befallenen Chinesen, von den Japanern erlagen nur wenige der Krankheit. In Tamatave (Madagascar) war die Pest erloschen; auf Mauritius, wo man die Pest seit Anfang März als erloschen ansah, gelangten am 28. März und 14. April je 1, vom 4. bis 27. Mai noch 5 Todesfälle an Pest zur Feststellung. Die Gefahr der Verschleppung der Pest durch die Wallfahrt der Pilger nach Mekka ist, wenn auch nicht in dem so sehr gefürchteten Grade, trotz aller Maßregeln der Regierungen dennoch eingetroffen. In Mekka kam am 6. März 1 Pesttodesfall zur Feststellung, und in Djeddah wurden vom 10. bis 14. März 9, vom 14. bis 26. März 32, von da bis 30. März 41 Pesttodesfälle festgestellt. Es gelang jedoch, durch energisch durchgeführte Quarantäne die Epidemie einzudämmen, so daß im ganzen seit Ausbruch der Seuche (23. Febr.) bis 10. Mai, wo der letzte Todesfall bekannt wurde, 120 Personen der Epidemie erlagen. Auch in Mascat (Arabien) ist am 19. April die Pest ausgebrochen. — In Alexandria wurde am 3. Mai 1 Pestfall unzweifelhaft festgestellt, bis 10. Juni erkrankten daselbst 22 Personen (darunter 10 Europäer), von denen 7 starben (3 Europäer). Auch im Hafen von Bassora (Türkei) ist am 25. Mai auf einem Pilgerdampfer 1 Todesfall an Pest vorgekommen. — Das Gelbfieber ist in den Monaten März und April nur in beschränkter Weise aufgetreten; sowohl in Vera Cruz wie in Baranquilla, Matanzas, Havana, Bahia blieb die Zahl der Fälle gering. Auch in Rio de Janeiro war die Zahl der gemeldeten Fälle im Februar, März, April nur mäßig hoch. — Im Mai stieg die Zahl der Fälle in Vera Cruz; auch wurden in Paranaguá (Brasi-

Digitized by Google

lien) infolge von Einschleppung aus Rio de Janeiro Ende April und Anfang Mai mehrere Gelbfieberfälle beobachtet. — Von den auch in Europa als größere Epidemien auftretenden Infektionskrankheiten zeigten Masern und Scharlach im März eine Zu-, im April eine Abnahme, im Mai wurde jedoch die Zahl der gemeldeten Sterbefälle wieder größer. Todesfälle an Diphtherie waren im März gesteigert, wiesen aber im April und Mai überwiegend eine Abnahme auf. Das Vorkommen von Unterleibstyphus blieb in den deutschen Orten ein beschränktes und Pocken kamen in deutschen Orten nur selten vor, am häufigsten in den nach Rußland angrenzenden Ostprovinzen. — Die schon seit Beginn des vorigen Jahres in vielen Orten Deutschlands sowohl wie des Auslandes in mehr oder weniger größeren Epidemien sich zeigenden Masern haben in dem diesjährigen Frühjahr noch größere Verbreitung gefunden, und kamen, nachdem im April mehrfach ein kleiner Nachlaß ersichtlich war, im Mai wieder in sehr großer Zahl zum Vorschein und nahmen auch an vielen Orten einen recht bösartigen Verlauf. So wurden Masern in Ludwigshafen, Aachen, Altendorf, Berlin, Elberfeld, Graudenz, Köpenik, Leipzig, Linden, im Mai auch in Stuttgart, Zwickau, ferner Antwerpen, Brüssel, Budapest, Edinburg, Glasgow, Kopenhagen, London, Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg, Prag, Stockholm, Warschau, Wien, New-York recht häufig Todesveranlassung. Auch in vielen Landbezirken der Regierungsbezirke Aachen, Arnsberg, Erfurt, Hannover, Königsberg, Posen, Marienwerder, Schleswig, Wiesbaden u. a. herrschten Masern, namentlich im Mai, in großer Ausdehnung. In den bayerischen Orten waren Masern, mit Ausnahme von Ludwigshafen, im ganzen seltener. — Auch das Scharlachfieber trat in den Frühjahrsmonaten häufiger auf, und hat, namentlich in Berlin, Breslau, Buer, Dortmund, Elberfeld, Halle, Lipine, Magdeburg, Leipzig, Meißen, Ueckendorf, Oberhausen, im Mai auch in Nürnberg, sowie in den größeren Städten des Auslandes, Antwerpen, Budapest, Glasgow, Kopenhagen, London, Moskau, St. Petersburg, Triest, Warschau, Wien, New-York), besonders im März und Mai viel Todesfälle hervorgerufen. In Dresden, München, Kopenhagen, Odessa, Paris, Prag waren Todesfälle an Scharlachfieber selten. — Das Vorkommen von Diphtherie und Croup, das im Februar vielfach Nachlässe aufwies, war im März wieder etwas gesteigert, wie in München, Aachen, Berlin, Charlottenburg, Eisleben, Frankfurt a. M., Hannover, Köln, Leipzig, Lübeck, Hamburg, Straßburg u. a. Im April war ein Nachlaß, in Dortmund, Magdeburg eine Steigerung der Todesfälle ersichtlich, während im Mai in Nürnberg, Berlin, Halberstadt, Hannover, Eisenau, Recklinghausen die Zahl der Sterbefälle zu-, in München, Aachen, Dresden, Köln, Leipzig, Magdeburg abnahm. Es hielt sich aber in allen den genannten Orten die Sterblichkeit an Diphtherie in einer gewissen Beschränkung. In den größeren Städten des Auslandes zeigte sich die Diphtherie im März (wie in Budapest, Kopenhagen, London, Moskau, Paris, St. Petersburg, Prag, Triest, Stockholm, Wien, New-York) häufiger; sie nahm auch im April etwas ab, erfuhr aber im Mai in den meisten Berichtsorten eine auffälligere Steigerung, so daß die Gesammtzahl derselben in den meisten Städten größer als im März war. Erkrankungen an Scharlach und Diphtherie gelangten aus fast allen Großstädten des Auslandes in zahlreichen Fällen zur Meldung. Das Auftreten des Unterleibstyphus blieb in den deutschen Orten sehr beschränkt. Auch in den Städten des Auslandes war das Vorkommen des Typhus im März und April ein selteneres; nur in Budapest, Paris, St. Petersburg, New-York war die Zahl der gemeldeten Sterbefälle eine erheblichere. Im Mai stieg jedoch die Zahl der Todesfälle mehrfach, wie in London, Odessa, St. Petersburg, Warschau, New-York; unter den deutschen Orten war nur in Königsberg im Mai die Zahl der Typhussterbefälle eine nennenswerthe (7). — Flecktyphus kam in deutschen Orten in den drei Monaten selten vor. Im März wurden aus den Regierungsbezirken Königsberg und Posen je 1, aus dem Bezirk Marienwerder 2, im April keiner, im Mai aus dem Regierungsbezirk Trier 1 Erkrankung gemeldet; Todesfälle kamen aus Stendal (im März), aus Buer (im April), aus dem Bezirk Düsseldorf und Königshütte (Mai) je 1 zum Bericht. Häufig waren Erkrankungen an Flecktyphus in St. Petersburg und Warschau, im Mai auch wieder in Edinburg. Die Zahl der Todesfälle war jedoch keine bedeutende, nur in Warschau eine größere. Gemeldet wurden im März 1 Todesfall aus Prag, je 2 aus St. Petersburg und Moskau, 3 aus Warschau; im April aus St. Petersburg 1, aus Moskau 2, aus Warschau 9; im Mai aus Edinburg 1, aus St. Petersburg 4, aus Moskau 6, aus Warschau 21. In Kijew hat der Flecktyphus weitere Ausdehnung gewonnen und sich nach dem benachbarten Gouvernement Wolhynien verbreitet. — Genickstarre zeigte sich im März und April in deutschen Orten selten und meist vereinzelt; im Mai kamen aber aus einer größeren Zahl von Orten und Bezirken Meldungen über Erkrankungen an Genickstarre, wenn sie auch meist vereinzelt blieben. So wurden im März aus München, Nürnberg, Berlin und aus den Regierungsbezirken Lüneburg, Schleswig, Sigmaringen vereinzelte, aus Kopenhagen 10 Erkrankungen mitgetheilt, im April aus Altona, Wien und aus dem Regierungsbezirk Arnsberg je 1, aus Berlin und Kopenhagen je 2, aus dem Regierungsbezirk Schleswig 4; im Mai aus Hamburg, Nürnberg, sowie aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Hannover, Lüneburg je 1, aus Frankfurt a. M. und den Regierungsbezirken Schleswig und Stade je 2, aus Wien und dem Regierungsbezirk Düsseldorf je 3, aus Leipzig 4, aus Kopenhagen 14 Erkrankungen. Sie veranlaßten außer in New-York nur wenig Todesfälle. Es kamen im März aus Moskau 1, Kopenhagen 7, im April aus Kopenhagen 1, Moskau 2, St. Petersburg 3, Wien 4, im Mai aus Wien 1, aus Moskau und Prag je 2, aus Kopenhagen 7, aus New-York (aus allen drei Monaten zusammen) 143 Todesfälle zur Mittheilung. — Dem Keuchhusten erlagen in jedem der drei Monate mehr Kinder als im Januar und Februar; besonders war in Berlin, London und Paris die Zahl der Todesfälle im April und Mai eine größere. — Pocken kamen in den Frühjahrsmonaten häufiger als in den Wintermonaten zum Vorschein. In den deutschen Bezirken blieben sie meist vereinzelt, nur im Regierungsbezirk Marienwerder stieg die Zahl der gemeldeten Erkrankungen auf 21 (aus Russisch-Polen eingeschleppt). Sonst kamen im März aus Hamburg 1, aus dem Regierungsbezirk Arnsberg 2 zur Anzeige; im April aus Breslau und dem Regierungsbezirk Hannover je 1, aus Hamburg und dem Regierungsbezirk Arnsberg je 3; im Mai aus den Regierungsbezirken Hildesheim, Stralsund je 1, aus dem Regierungsbezirk Königsberg 2, aus dem Regierungsbezirk Arnsberg 3, aus dem Regierungsbezirk Stettin 4, aus Hamburg und dem Regierungsbezirk Marienwerder je 5 zur Kenntniß. Häufiger wurden Erkrankungen an Pocken aus nichtdeutschen Städten gemeldet; so gelangten im März aus Budapest 2, aus New-York 10, aus Warschau 11, aus Antwerpen und Paris je 27, aus St. Petersburg 118 zur Anzeige; im April aus Budapest 1, aus Warschau 15, aus New-York 25, aus Paris 26, aus Antwerpen 27, aus St. Petersburg 118; im Mai aus Wien 2, aus Budapest 10, aus Warschau 11, aus Antwerpen 14, aus Paris 19, aus St. Petersburg 136. Todesfälle an Pocken aus deutschen Orten waren selten. Im März kam aus Berlin (Windpocken) und aus Oppeln je 1 Sterbefall, im April 1 aus Iserlohn, im Mai 1 Todesfall aus Insterburg zur Mittheilung. In größerer Zahl führten Pocken in den drei Monaten in Bukarest (5), New-York (10), Madrid (3), Budapest (2), Lemberg (4), in Odessa (10), in Antwerpen (29), in St. Petersburg (30), in Warschau (34), in Moskau (57) zum Tode. In Griechenland herrschten im März und Anfang April im Hafen Piräus die Pocken; auch in Athen kamen Pocken vor, doch nur in den untersten Schichten der Bevölkerung. Im April war die Seuche schon im Abnehmen, ohne besonders epidemisch aufgetreten zu sein. — Von den in Deutschland selteneren Infektionskrankheiten sind zunächst einige Fälle von Milzbrand zu erwähnen. Es kamen aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden (Frankfurt a. M.) im März und aus Frankfurt a. M. und Wien je 1 Erkrankung im Mai zur Mittheilung. Todesfälle an Milzbrand wurden aus dem März aus Zwickau und Madrid je 1, aus Moskau 2 mitgetheilt, aus letzterem Ort kamen auch im April und Mai 1, bezw. 2 Todesfälle zur Kenntniß. An Rotz wurden aus Breslau im Mai 1 Er-

Digitized by Google

krankung, aus St. Petersburg im März 1, im April 2 Todesfälle berichtet. An Trichinosis wurde im Mai 1 Erkrankung festgestellt. Todesfälle an Tollwuth gelangten aus Rom (Febr.) 2, im März aus Bukarest und Moskau je 1, aus St. Petersburg 2, im April aus Moskau und Mailand je 1, im Mai aus Bukarest und St. Petersburg je 1, aus Moskau 3 zur Feststellung. Auch der seltene Fall einer Erkrankung an Lepra wurde im März in Berlin, 1 Todesfall an Lepra in Hamburg beobachtet. Todesfälle an Lepra gelangten auch aus Bombay im Februar und April je 6 im März 3, und aus Minneapolis (März) 1 zum Bericht.

**Vergleichende Uebersicht der Sterblichkeit in den Monaten März, April, Mai 1899.**

(Nach den Veröffentlichungen des kaiserl. Gesundheitsamts.)

| Namen der Städte | März | April | Mai |
|---|---|---|---|
| Augsburg | 27.5 | 22.8 | 24.6 |
| München | 24.9 | 25.7 | 26.1 |
| Nürnberg | 30.8 | 27.8 | 25.8 |
| Würzburg | 23.9 | 21.8 | 20.6 |
| Altona | 18.3 | 17.8 | 17.4 |
| Berlin | 21.4 | 19.2 | 19.3 |
| Breslau | 25.4 | 24.3 | 24.6 |
| Frankfurt a. M. | 18.8 | 16.3 | 16.7 |
| Hannover | 15.7 | 15.2 | 17.8 |
| Köln | 22.2 | 19.4 | 20.1 |
| Königsberg | 23.7 | 21.6 | 23.5 |
| Magdeburg | 20.4 | 21.5 | 19.7 |
| Stettin | 20.9 | 20.8 | 21.8 |
| Wiesbaden | 18.8 | 17.7 | 13.7 |
| Dresden | 22.2 | 18.4 | 19.0 |
| Leipzig | 21.7 | 19.2 | 18.6 |
| Stuttgart | 19.2 | 14.5 | 19.0 |
| Karlsruhe | 18.8 | 17.9 | 19.7 |
| Braunschweig | 20.7 | 18.8 | 19.7 |
| Hamburg | 19.0 | 16.8 | 17.2 |
| Straßburg i. E. | 25.9 | 20.2 | 21.0 |
| Metz | 29.1 | 16.9 | 18.7 |
| Amsterdam | 16.5 | 14.9 | 18.0 |
| Antwerpen | 20.8 | 17.6 | 16.7 |
| Brüssel | 29.5 | 19.7 | 17.5 |
| Budapest | 27.9 | 26.1 | 23.1 |
| Christiania | 16.6 | 18.6 | 19.7 |
| Edinburg | 21.4 | 17.6 | 17.9 |
| Glasgow | 23.6 | 20.6 | 19.9 |
| Kopenhagen | 22.4 | 16.7 | 19.6 |
| London | 22.7 | 18.3 | 16.2 |
| Lyon | 23.5 | 23.5 | 18.9 |
| Moskau | 27.0 | 27.4 | 29.5 |
| Odessa | 19.7 | 20.2 | 22.4 |
| Paris | 26.0 | 22.1 | 19.9 |
| St. Petersburg | 26.7 | 26.0 | 26.9 |
| Prag | 30.1 | 30.8 | 26.6 |
| Rom[1] | 20.0 | 21.5 | 14.5 |
| Stockholm | 23.6 | 23.6 | 23.0 |
| Triest | 28.9 | 28.5 | 25.8 |
| Venedig | 32.8 | 34.4 | 22.9 |
| Warschau | 21.9 | 20.5 | 20.8 |
| Wien | 24.5 | 24.6 | 22.9 |
| New-York | 18.6 | 18.8 | 17.5 |

## Mittheilungen und Nachrichten.

p. Von dem im Verlag von J. C. C. Bruns in Minden (Westf.) erscheinenden Unternehmen: **Meisterwerke von Heinrich v. Kleist** mit Erläuterungen von Prof. Dr. Eugen **Wolff**, ist soeben das zweite Bändchen herausgegeben, betitelt: „**Prinz Friedrich von Homburg**“, ein Schauspiel. Preis broschiert M. 1.20, kartonnirt M. 1.30. — Bekanntlich ist es mit der Ueberlieferung der Kleist'schen Werke schlecht bestellt. Selten hat Herausgeberwillkür so viel Schaden gestiftet wie hier, und das deutsche Publikum mußte diese Meisterwerke unsrer Literatur in der Verballhornung Ludwig Tiecks und Julian Schmidts genießen, bis der Weimarer Oberbibliothekar Reinhold Köhler durch sorgfältige Vergleichung ältester Drucke und Handschriften eine neue Epoche der Kleist-Forschung heraufführte. Auf seinen Forschungen basiren u. a. die trefflichen Textausgaben von Grisebach (Reclam) und Th. Zolling (in Spemanns National-Literatur). Daß trotzdem noch mancherlei Arbeit zu thun ist, zeigt das vorliegende Heftchen. „Prinz Friedrich von Homburg“ ist zu des Dichters Lebzeiten nicht gedruckt worden. Nach Kleists Tode erschien zuerst eine Sonderausgabe von der Hand Ludwig Tiecks, bis das Drama dann mit neuen „Verbesserungen“ in die „Schriften“ einging. Es hat sich nun eine Abschrift von der Originalhandschrift des Dichters gefunden, die in vielen Punkten neues Material zur Herstellung des Urtextes bietet, und dieses Exemplar, wahrscheinlich die Widmungsabschrift für die Prinzessin Wilhelm, hat Wolff zum erstenmal im vollen Umfang herangezogen. Dadurch und durch umfängliche geschichtliche, literarhistorische und ästhetische Erläuterungen ist auch dies neue Heftchen für den Kleist-Forscher unentbehrlich und auch einem größeren Leserkreise zur Anbahnung eines tieferen Verständnisses Kleist'scher Kunst warm zu empfehlen.

* **Präludien.** Ein Essaybuch von **Franz Servaes.** Verlag von Schuster u. Loeffler. Berlin u. Leipzig 1899. — Als ich vor kurzem hier (Nr. 201 der Beilage) die Sammlung dramaturgischer Essays von Hermann Bahr anzeigte, konnte ich bei diesem Kritiker vor allem die Fähigkeit loben, eine künstlerische Persönlichkeit vor den Leser zu stellen und ihm Liebe dort einzuflößen, wo der Kritiker liebt. Auch Franz Servaes, der sein Buch Herm. Bahr gewidmet hat, vermag die künstlerische Bedeutung eines Mannes in klaren Linien festzulegen. Aber er hat nicht die eminente Fähigkeit, zur Liebe zu lehren. Wenn er über Literaten oder Maler schreibt, die uns nahe stehen, da kann er das Bild, das in uns bereits lebt, aufhellen, seine gute Intelligenz und sein starkes Kunstempfinden sind imstande, Verständniß dort zu geben, wo bisher vielfach ungeklärtes Empfinden war. Das ist eine schätzenswerthe Eigenschaft des Hrn. Franz Servaes, der außerdem über einen plastischen und angenehmen Stil verfügt. Die Servaes'sche Kritik ist wohl geeignet, ein Publikum zur Einsicht in künstlerische Absichten zu bringen; ob er auch die Fähigkeit hat, kraft seines Aufsatzes einen starken Eindruck positiver oder negativer Art zu hinterlassen, erscheint mir fraglich. Er ist ein guter Betrachter; doch ist ihm die Kritik nicht Selbstzweck, wie man das leider so oft findet, ebensowenig wie ihm die Kunst Selbstzweck ist. Man mag das schon aus dem Titel ersehen. In der schönen Einleitung, die den Essays über Anzengruber, Liliencron, Holz, Schlaf, Hauptmann, Scheerbart, Dehmel, dann über Menzel, Böcklin, Thoma, Liebermann, Klinger, Ury, Baluschek und den Betrachtungen über Bismarck vorangeht, ist die letzte Absicht der Servaes'schen Kritik und damit seine Kunst- und Lebensanschauung festgelegt. Hier wird das Wesen unsrer Kunstepoche als einer Vorläuferin einer kommenden großen Zeit charakterisirt; der stärkste Trieb unsrer Gefühlswelt ist der herrische Trieb nach Weiterkommen, der sich im rasenden Tempo der Arbeit, im erbarmungslosen Niedertreten des Unfähigen so heroisch ruchlos Raum schafft. Ebenso erscheint das Wesen jeglicher Kunst ein „Präludium“ zu sein, jegliche Kunst wolle eine Verheißung sein, doch nicht allein eine Verheißung von neuer Kunst, sondern auch eine Verheißung neuen Lebens. Franz Servaes formulirt dies so: die Kunst will der erste Ausdruck einer kommenden Menschheit, einer sich entschälenden Seele sein. Von diesem Gesichtspunkte aus bewegen sich die Reflexionen des Hrn. Franz Servaes und ich will gern zugeben, daß dieser Hintergrund ihnen einen starken Werth für Jeden gibt, dem die Betrachtung des Lebens unsrer Tage am Herzen liegt. W. **Fred.**

* **Sicherheitsvorrichtungen für Eisenbahnen.** Auf der Strecke Villena-Yecla (Provinz Alicante in Spanien) fanden am 25. v. M. in Gegenwart der technischen Behörden Versuche mit einem von dem Mechaniker A. Basanta erfundenen System statt, das die Sicherheit auf den Eisenbahnen gewährleisten soll. Diese Versuche sollen, wie ein Bericht der „Köln. Ztg.“ lautet, durchaus günstig ausgefallen sein. Es handelte sich dabei um folgende Punkte: 1. Ein in der Fahrt

[1] Februar, März, April.

befindlicher oder stillstehender Zug wird durch eine auf der Lokomotive angebrachte elektrische Schelle sofort davon benachrichtigt, falls ein anderer Zug auf derselben Strecke fährt; beide Maschinisten können nach dieser automatischen Benachrichtigung durch Fernsprecher mit einander verkehren. 2. Der betreffende Zug erfährt in dem Augenblicke, wo er sich in Bewegung setzt, ob irgend ein Hinderniß den Weg bis zur nächsten Station versperrt, bezw. ob die Strecke unterbrochen ist. 3. Bei Wegübergängen können automatisch Glockenzeichen gegeben werden, wenn sich ein Zug nähert. 4. Die Lokomotive kann mit der Abfahrt- und Ankunftsstation durch Fernsprecher verkehren. 5. Ein in Gefahr befindlicher Reisender kann durch einfaches Drücken auf einen Knopf den Maschinisten benachrichtigen. 6. Jede Station der Strecke, die der Zug durchfährt, kann genau die Schnelligkeit beobachten, mit der der Zug fährt. Durch den Fernsprecher hört man nämlich deutlich das Geräusch der Zugstangen der Lokomotive, und da je zwei Stöße der Stangen einer Umdrehung des Triebrades gleichkommen, so beträgt die Schnelligkeit (S) des Zuges in Kilometern auf die Stunde, wenn man den Durchmesser des Rades in Metern mit D und die Zahl der Stöße für jede Minute mit N bezeichnet: $S = 3.14 \times D \times \frac{N}{2} \times \frac{60}{1000} = \frac{3.14}{2} \times \frac{60}{1000} \times DN$, also $S = 0.0942\ DN$. Setzt man für D $1\frac{1}{2}$ m und für N 200 ein, so wäre S also 28.26 km auf die Stunde. Der elektrische Strom, der zu all dem nöthig ist, wird durch einen Elektromagneten besonderer Konstruktion erzeugt, der an einer der Lokomotivachsen angebracht ist. Ebenso wird die Führung des Stromes in eigenartiger Weise bewerkstelligt, die genauer zu schildern aber zu weit führen würde. Das System soll bereits seit längerer Zeit auf der obengenannten Strecke in Betrieb sein und sich sehr bewährt haben. Bei der Bedeutung der Sache dürfte es sich also empfehlen, wenn es gelegentlich auch von deutschen Fachmännern einer genaueren Prüfung unterzogen würde.

* Mit der **Telegraphie ohne Draht** sind in den jüngsten Tagen in der **Adria** von der Budapester Firma Schäfer u. Co. Versuche unternommen worden. Ueber dieselben berichtet die „Neue Freie Presse": Zunächst waren die Versuche auf die 11 km lange Strecke **Fiume-Abbazia** beschränkt, während am 6. d. M. ein größerer Versuch auf der Strecke **Fiume-Abbazia-Pola** ausgeführt wurde, welcher zu ganz überraschend **guten** Resultaten führte. Bei diesen Versuchen wurde nicht der von Marconi gebrauchte Cohärer angewendet, sondern eine neue Erfindung, die **Schäfer'sche Platte**, welche den Cohärer sowohl an Einfachheit der Konstruktion, als auch an Empfindlichkeit überflügelt. Bei allen in der Nacht angestellten Versuchen war die Sendestation auf dem Segler „Spirito" im Hafen von Fiume aufgestellt und mit einer 30 m langen Luftleitung versehen, während die Empfangsstation zuerst auf den Dampfern „Stephanie" und „Volosca", bei dem letzten Versuche auf der „Liburnia" montirt war. Nach dem vom Kapitän der „Liburnia" an Ort und Stelle aufgenommenen und unterfertigten Protokoll blieben die Zeichen erst bei einer Luftlinienentfernung von 62 km (34 Seemeilen), von der Sendestation an gerechnet, aus, wobei noch bemerkt werden muß, daß die Luftleitung bei 30 km Entfernung ausgeschaltet wurde, die Platte daher nur durch Erdleitung mit der Sendestation in Fühlung war, trotzdem auf der Fahrt von links und rechts je eine Landzunge, bezw. Inselspitze, die direkte Lichtlinie versperrte. Dieser Erfolg ist um so bemerkenswerther, als dadurch der von **Marconi** erreichte Rekord von 51 km mit 11 km überflügelt erscheint und die Luftleitung sich als überflüssig erwies. Es ist Hoffnung vorhanden, noch größere Entfernungen zu erreichen, sowie auch die Luftleitung an der Sendestation als überflüssig weglassen zu können, wodurch eines der großen Hindernisse, welche der Verbreitung der Telegraphie ohne Draht im Wege stehen, beseitigt wird, indem die zur Erreichung größerer Entfernungen bisher nöthig gewesenen Masten, Leuchtthürme oder Gerüste überflüssig werden. Von Seite der Fiumaner Schiffahrtsunternehmungen wurde den Versuchen das größte Interesse und die beste Unterstützung zugewendet, indem sowohl die ungarisch-croatische Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft, als auch die Firma Schenker u. Co. bereitwilligst Schiffe zur Vollführung der Experimente zur Verfügung stellten.

* **Karlsruhe.** Prof. Dr. Hans **Hausrath** ist zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor in der Abtheilung für Forstwesen an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden.

* **Berlin.** In die **Zentraldirektion des Archäologischen Instituts** ist der ordentliche Professor an der hiesigen Universität, Geh. Regierungsrath Dr. v. **Wilamowitz-Möllendorff**, als Mitglied eingetreten.

* **Wien.** Der bisherige Professor an der Universität **Graz**, Hofrath Dr. Rudolf Ritter v. **Scherer**, ist zum ordentlichen Professor des Kirchenrechts an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Budapest.** Der hervorragende rabbinische Gelehrte Dr. **David Kaufmann**, Professor an der hiesigen Rabbinerschule, ist dieser Tage in **Karlsbad** im Alter von 47 Jahren gestorben. Von seinen zahlreichen Studien über die Geschichte der jüdischen Religionsphilosophie im Mittelalter sind einige auch in der Beilage zur Allg. Ztg. erschienen. Mehrere faßte Kaufmann in Buchform zusammen.

* Der IX. **Internationale Kongreß für Augenheilkunde** wird vom 14.—18. August in **Utrecht** abgehalten werden. Nach dem „Nieuwe Rotterdamer Courant" haben sich bereits über 200 Theilnehmer aus den verschiedensten Ländern angemeldet. Gleichzeitig mit dem Kongreß, der Plenar- und Sektionssitzungen halten wird, wird eine **Ausstellung** von ophthalmologischen Instrumenten veranstaltet. Die Zahl der angemeldeten Vorträge beläuft sich auf etwa 100, so daß auf jede Sektion reichlich 30 entfallen. Für die Nachmittage sind Ausflüge nach Amsterdam, Soestdijk und Baarn, sowie nach Scheveningen vorgesehen, zu denen die holländischen Eisenbahngesellschaften Extrazüge zur Verfügung stellen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

F. **Godet**: Einleitung in das Neue Testament. II. Die Evangelien und die Apostelgeschichte. Hannover, Karl Meyer (Gust. Prior) 1899. — J. v. **Helldorff**: Schloß Pretzsch. Leben und Leiden am Hofe der Gemahlin Augusts des Starken. Schwerin i. M., Fr. Bahn 1899. — E. **Beyer**: Studentenleben im 17. Jahrhundert. Ebd. 1899. — H. **Schobert**: Gemischte Gesellschaft. Roman. 3 Bände. Berlin, Otto Janke 1899. — **Emil Peschkau**: Welt, Weib und Wagenpferd. Allerlei Humore. Berlin, Freund u. Jeckel 1899. — Dr. **Gsell-Fels**: Tirol, Vorarlberg, Algäu. (Bruckmanns Reiseführer.) München, A. Bruckmann 1899. — Dr. **Zöppritz**: Leitfaden der Kartenentwurfslehre. II. Auflage von Dr. Alois Bludau; W. **Schmidt**: Heron von Alexandria; **Aug. Schmarsow**: Ghiberti's Kompositionsgesetze an der Nordthür des Florentiner Baptisteriums; E. **Petersen**: Trajans dakische Kriege. Nach dem Säulenrelief erzählt. I. Der erste Krieg; W. **Vietor**: Deutsches Lesebuch in Lautschrift. I. Theil; J. **Lloyd**: Northern English. (Skizzen lebender Sprachen.) Leipzig, B. G. Teubner 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena**.

Soeben erschien:

**Zur Frage der Lohnermittelung.**

Eine methodologisch-kritische Untersuchung

von

**Dr. Franz Eulenburg,**

Privatdozent für Nationalökonomie und Statistik an der Universität Leipzig.

**Preis: 3 Mark.** (11176)

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 13. Juli. Nummer 157.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Ueber die Ursachen der großen Kindersterblichkeit in Bayern und namentlich in Südbayern.

Die Arbeit von Dr. F. Prinzing in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, reproduzirt in den „M. Neuesten Nachr." (1899 vom 14. Juni, Vorabendblatt Nr. 270, S. 3) hat neuerdings wieder die allgemeinere Aufmerksamkeit auf diese ebenso interessante wie wichtige Frage gelenkt. In der That ist es für sanitär so fortgeschrittene Länder wie Deutschland und Oesterreich keine Ehre, in Bezug auf die Sterblichkeit der Säuglinge (Kinder unter einem Jahre) mit Italien an der Spitze der europäischen Staaten zu stehen. Und nicht minder fatal ist es für uns in Bayern, daß die Kindersterblichkeit im Norden Deutschlands viel geringer ist als im Süden und daß im Süden Bayern, insbesondere Bayern südlich der Donau, die größte Kindersterblichkeit Deutschlands hat.

Im Deutschen Reiche betrug — wie wir l. c. gelesen — die Kindersterblichkeit in den letzten Jahren 22.2 Proz. der Lebendgeborenen, in Norwegen 9.62 Proz., in Schweden 10.28 Proz.; in Bayern betrug sie 1862/63—69 an 39.7 Prozent und ist um 1891/95 auf 27.22 Proz. gesunken. In Norddeutschland hat das Maximum nie die erschreckende Höhe wie in Süddeutschland erreicht. G. v. Mayr (die Sterblichkeit der Kinder während des ersten Lebensjahres in Süddeutschland, besonders in Bayern, mit Karte, Zeitschrift des k. b. Statist. Bureaus, Bd. 2, 1870, S. 201; dann desselben Bericht über die Bewegung der bayerischen Bevölkerung für 1876; Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern, Heft 37, und für 1877, Heft 38) hat schon in den 1870er Jahren auf die große Kindersterblichkeit im oberen Donaugebiet hingewiesen und als einen deutlichen Beweis, daß die Ursachen der großen Kindersterblichkeit nicht in sozialen Ursachen begründet sei, besonders betont, daß die städtische Fabrikbevölkerung, wie namentlich jene im industriellen Theile der Pfalz, eine weit geringere Sterblichkeit der Kinder aufzuweisen hat als die Bevölkerung in den Agrargebieten längs der Donau.

Ich erinnere mich, schon vor vielen Jahren mehrmals solche statistische Zusammenstellungen in den Zeitungen gelesen und zugleich gesehen zu haben, daß die Erklärungsversuche, obgleich sich so tüchtige Männer damit befaßt haben, für den Naturkundigen sehr wenig befriedigend gewesen sind. Wenn ich es nun versuche, einige orientirende Bemerkungen zu machen, so geschieht es deßhalb, weil nur ein bodenkundiger und zugleich pflanzenkundiger Mann diese Bemerkungen zu machen imstande ist, und weil mir diese Eigenschaft zukömmt. Vielleicht ist das, was ich zu sagen habe, nach seiner prinzipiellen Art doch ein Fingerzeig, um der sehr schwierigen und komplizirten, für Volk und Staat wichtigen Erscheinung, in ihren Grundursachen wieder etwas näher zu kommen.

Ich will hier zunächst nur eine Pflanzenart anführen, welche massenhaft die Wiesen der Kalkböden besiedelt, die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), deren giftiges Alkaloid, das Colchicin, durch die Milchdrüsen in die Milch ausgeschieden wird und überall da, wo die Mütter nicht selbst stillen, sondern die Säuglinge mit Kuhmilch aufziehen, in die Nahrung der Kinder gelangt; davon genügen die minimalsten Mengen, um die Säuglinge durch exzessive Diarrhöen zu tödten. Selbst die Bauern wissen, daß Herbstzeitlose im Futter, also das Colchicin, die Milch bitterschmeckend macht, und man kann sich leicht denken, was für eine gefährliche Nahrung eine solche Milch für Säuglinge und selbst für erwachsene Menschen ist! Und welche Rolle spielt diese giftige Pflanzenart im Heu im größten Theil von ganz Bayern! — Daß dennoch die Kindersterblichkeit in den letzten 30—40 Jahren abgenommen, zeigen die großen anderweitigen sanitären Fortschritte, denn die Herbstzeitlosen sind seitdem nicht weniger geworden. Südbayern müßte schon menschenleer sein, wenn die hohe Geburtsziffer nicht wäre.

Wenn man liest, daß unter den einzelnen Regierungsbezirken Bayerns Oberbayern die größte Kindersterblichkeit hat, 1855/62—68 mit 42 Proz. der geborenen Kinder, 1889/95 mit 33 Proz., so fällt mir auf, daß Oberbayern überwiegend kalkreiche Böden und eine dementsprechende Flora, namentlich auch gewisse giftige Unkräuter des Kalkbodens, hat. Früher hatten die größte Kindersterblichkeit das Bezirksamt Ingolstadt mit 54 Proz. und das Bezirksamt Ebersberg mit 50 Proz.; jetzt ist das Bezirksamt Schrobenhausen mit 42.8 Proz. an die zweite Stelle gerückt. Das Bezirksamt Ingolstadt reicht zum Theil ins Kalkgebirge des Jura, im übrigen reicht es wie Schrobenhausen ins Donaumoos (früher auch Schrobenhauser Moos genannt); es erscheint mir sehr wahrscheinlich, daß da besondere Sumpf- oder Moospflanzen sich geltend machen.

Der Regierungsbezirk Niederbayern, welcher nur längs der Donau bis Regensburg Kalkböden (weißen Jura) hat, hatte 1862/68 eine Kindersterblichkeit mit 36.1 Proz., 1889/95 mit nur 33.6 Proz. Am stärksten ist die Kindersterblichkeit im Bezirk Kelheim (kalkig-dolomitischer Boden des weißen Jura mit sicher massenhaften Zeitlosen in den Wiesen), am schwächsten ist die Kindersterblichkeit um Wegscheid, also im Urgebirgsgebiet des Bayerischen Waldes, mit seinem kalkarmen Gneiß-, Granit-, Glimmerschiefer-, Urthonschiefer-, Quarzitschiefer- rc. Böden. Schon O. Sendtner sagt in seinen Vegetationsverhältnissen des bayerischen Waldes (München 1860, S. 360), daß er diese Pflanze (die Herbstzeitlose) im bayerischen Walde durchgängig vermißt habe, während sie auf den Wiesen des (sehr kalkhaltigen) Donau-Alluviums und auf dem kalkhaltigen Lößboden längs dem ganzen Donauthale von Regensburg ab, gemein sei. Unlängst erst hat

mir ein älterer, befreundeter Landwirth, Max Dornach aus Weiler im Allgäu, welcher in den letzten Jahren in den granitischen Bodengebieten des östlichen bayerischen Waldes (gegen Passau) mehrere Objekte bewirthschaftet hat, sein Erstaunen darüber ausgesprochen, daß man in den sonst so unkrautreichen Wiesen des bayerischen Waldes von der Zeitlose fast gar nichts zu sehen bekömmt.

Was nun den südbayerischen Regierungsbezirk **Schwaben** betrifft, so betrug um 1862/68 der Prozentsatz der Kindersterblichkeit 41.2 Proz., 1889/95 aber nur noch 31.5 Proz.; am schlechtesten steht es damit im Bezirksamt Neuburg a. d. Donau (**kalkig-dolomitischer Boden des weißen Jura**) mit 38.5 Proz. Schwaben hat im Donaugebiet kalkhaltigen Boden, dann kommen nach Süden, in Niederschwaben, quarzig-sandige Tertiärgebiete, denen man schon beim Durchfahren auf der Bahnstrecke Augsburg-Ulm, an den Acker- und Wiesenunkräutern, die Kalkarmuth ansieht. Im Moränengebiet Oberschwabens herrscht wohl wieder der Kalk, aber da hindern besondere, gleich zu erwähnende Wirthschaftsverhältnisse (die wilde Feldgras- oder Egartenwirthschaft) die zu große Ausbreitung der Zeitlosen.

Für die **Oberpfalz** betrug die Kindersterblichkeit 1862/68 an 35.6 Proz., 1889/95 aber nur 31.5 Proz. Die größte Kindersterblichkeit, zugleich auch in ganz Zentraleuropa, hat zur Zeit das Bezirksamt Parsberg (nur allein **kalkig-dolomitischer Boden des weißen Jura**) mit 45.7 Proz. Sicherlich sind in diesem Dolomitgebiet die Wiesen gespickt mit Zeitlosen und mit vielleicht noch einigen anderen giftigen Unkräutern, woran gerade die Kalk- und Dolomitbodengebiete mit ihrer mannichfaltigen Flora, so reich sind.

Der Regierungsbezirk **Mittelfranken** hatte 1862/68 eine Kindersterblichkeit von 33.5 Proz., die letztgemachten Ermittlungen ergeben nur 26.9 Proz. Am schlimmsten ist es deßfalls im Gebiet des Bezirksamts Eichstätt (nur allein **kalkig-dolomitisches Bodengebiet des weißen Jura**) bestellt, wo die Kindersterblichkeit auch heute noch 48.1 Proz. beträgt. Professor Ph. Hoffmann sagt in seinem Prodromus Florae Eystettensis, daß die Zeitlose auf den Wiesen gemein sei. In dem weitausgedehnten Keupergebiete Mittelfrankens fehlt der Kalkboden.

In **Ober- und Unterfranken** ist die Kindersterblichkeit verhältnißmäßig gering; dieselbe beträgt nach den Ermittlungen von 1889/95 an 17.8 Proz., in Unterfranken 19.2 Proz. Oberfranken ist, den Jura im Süden und etwas Muschelkalk in der Mitte ausgenommen, arm an Kalkboden. Im ausgedehnten kalkarmen Urgebirgsgebiet des Fichtelgebirges findet sich die Zeitlose nur ganz örtlich, offenbar nur da, wo Urkalk (und Hornblendegestein) auftritt, der dort nicht selten ist (s. G. C. Meyner und Fr. Schmidt: Flora des Fichtelgebirges, Augsburg 1854, S. 144). Im kalkarmen Thonschiefer- und Grauwackengebiet der Cambrischen, Silurischen und Devonischen Schichten des Frankenwaldes findet sich, wie ich um Bad Steben schon vor bald 30 Jahren im Herbst selbst gesehen, die Zeitlose nur da, wo die kalkhaltigen (eruptiven) Diabasgesteine anstehen. Auch im Keupergebiete Oberfrankens fehlt der Kalk. In Unterfranken ist der sehr ausgedehnte Buntsandstein sehr kalkarm, dagegen der ebenfalls sehr verbreitete Muschelkalk ein vorzügliches Terrain der Zeitlose, die, wie ich erst in letzter Zeit in einer Reihe von Abhandlungen gezeigt, dort, so z. B. im Saalthal bei Kissingen, in den Wiesen mit 10—20—30 und 33 Proz. der Heuernte auftritt. Aber im reinen Muschelkalkgebiet ist alles Ackerbau und Wald, im harten Wellenkalk Weide mit sabelhaften Massen der giftigen „Bunten Kronwicke (Coronilla varia L.)"; da sind wenig Wiesen vorhanden. Wir werden gleich sehen, warum dort die Herbstzeitlose nicht so verderblich auf die Säuglinge wirkt.

Die geringste Sterblichkeit in Bayern hat die **Rheinpfalz**; sie erreichte dort 1862/68 nur 19.6 Proz., 1889/95 nur 17.7 Proz. Die Pfalz hat durchgängig sehr kalkarmen Boden (Buntsandstein); das Muschelkalkplateau der Sickinger Höhe ist wohl meist Ackerbau- und Waldgebiet, Wiesen gibt es da nicht viel, aber im Wellenkalkgebiet Weiden. Man könnte mir nun den Einwurf machen, daß ja der Jura durch Mittelfranken und die Oberpfalz weit nach dem nördlichen Bayern bis Bayreuth fortsetzt, die Zeitlosen auch im unterfränkischen Muschelkalkgebiet massenhaft in den Wiesen vorkommen im Buntsandsteingebiet dort, wo Muschelkalk auf den Höhen liegt, und dennoch dort die Kindersterblichkeit so bedeutend geringer sei. Gerade die Gebiete zu beiden Seiten der Donau, von ihrem Ursprunge an bis nach Oberösterreich hinein, bilden ein zusammenhängendes Gebiet abnorm hoher Kindersterblichkeit, und es ist bezeichnend, daß gerade die Strecken mit ausgesprochenem Ackerbau in dieser Beziehung in Bayern und Württemberg weit ungünstiger gestellt sind, als die industriellen Gebiete dieser Länder. **Es ist damit also klargestellt, daß in dieser Sache nicht das Bazillengift wirksam ist und vom Sterilisiren der Milch nichts zu erwarten ist, denn auf dem platten Lande ist doch die Infektionsgefahr bedeutend geringer, als in Industriebezirken.**

Aber wir hören es allerseits und wissen aus eigener Wahrnehmung, daß in Süddeutschland und namentlich im südlichen Bayern, das Stillen der Neugeborenen durch die eigene Mutter (an der Mutterbrust) nur selten ist, Ammen nur selten verwendet und die Kinder mit künstlicher Nahrung, namentlich also mit Kuhmilch 2c., aufgezogen werden. Vielfach ist diese übte Erscheinung (das Nichtsäugen) in dem Umstande begründet, daß es der Mutter gar nicht möglich ist, dies zu thun, weil vielfach ihre Brustdrüse nicht genügend entwickelt ist, daher zu wenig Milch absondert und diese überhaupt bald wieder versiegt.

Im nördlichen Bayern ist das Säugen der Kinder durch die Mutter so ziemlich die Regel. Hier bekommen also die Säuglinge, wenigstens im ersten Abschnitte ihres Lebens, keine Thiermilch, sondern Muttermilch. Beide Milcharten sind auch substanziell verschieden. Es ist bekannt und festgestellt, daß Kühe im Zustande der Laktation giftige und narkotische Pflanzen ohne merklichen Schaden fressen können, weil sie die aufgenommenen Gifte in der Milch ausscheiden. Nicht im Zustande der Laktation befindlichen Wiederkäuern und Fleischfressern sind diese Pflanzengifte meist sehr gefährlich.[1] Das Gift der Schlempemauke läßt die Kühe unberührt, weil diese das Gift in die Milch ausscheiden, die Ochsen werden aber davon krank, weil sie das Gift — wie Dammann und Fröhner gezeigt haben — durch Harn und Koth, also in die Streu, worauf die Thiere stehen, entleeren. Eine Mutter oder Amme kann Colchicin nur erhalten durch den Genuß von Milch; sind die aufgenommenen Giftmengen relativ erheblich, so scheidet die Mutter nur einen Theil des Giftes durch die Milchdrüse aus, ein Theil davon geht in andere Organe über. Die Milch einer Kuh kann reichlich Gift für die Säuglinge enthalten, ohne daß dadurch das Wohlbefinden der Kuhe äußerlich wahrnehmbar alterirt wird. Die Pflanzenalkaloide gehen bei den milchenden Wiederkäuern größtentheils in die Milch über. Daß stellenweise in Süddeutschland das schädliche Aufsäugen mit dem Schnuller üblich ist und auch noch andere Komplikationen eintreten, ändert nichts an dem von uns

[1] Man sehe mein Buch: Handbuch der rationellen Wiesen- und Weidenkultur und Futterverwendung; München 1899, Th. Ackermanns Hofbuchhandlung, Promenadepl. 10 u. ff.

Digitized by Google

eingenommenen prinzipiellen Standpunkt, wonach es leicht zu verstehen ist, daß und warum in den Kalkbodengebieten des nördlichen Bayerns, trotz der massenhaft vorkommenden Herbstzeitlosen ꝛc., sich solche große Schädlichkeiten (Kindersterblichkeit) nicht geltend machen; es ist dabei charakteristisch, daß Unterfranken mit seinen Colchicum-Wiesen eine etwas größere Säuglingssterblichkeit hat als Oberfranken; die Kinder erhalten eben später auch Kuhmilch.

In Schweden, wo die Kindersterblichkeit sehr gering ist, weil die Mütter die Kinder stillen, nahm sie Mitte des vorigen Jahrhunderts stark zu, als die Mütter anfingen, die Kinder mit der Flasche aufzuziehen. Da erwies sich die regierungsseitig angeordnete Bestrafung dieser Mütter sehr wirksam. Wenn nun in Oberbayern die Alpen- und die Moränenlandschaften der Voralpengebiete eine relativ geringere Kindersterblichkeit haben und der hochalpine Berchtesgadener Bezirk am wenigsten, so ist das auch von meinem Standpunkte aus wohl zu erklären, trotzdem dort überall der ausgeprägteste Kalkboden herrscht. Aber dort herrscht die Feldgraswirthschaft, und auf Grundstücken, welche auch nur ab und zu gepflügt und geeggt werden, gibt es keine Zeitlosen. Dort findet sich diese böse Art nur in den Dauerwiesen der Thalwege, wo sie allerdings massenhaft vorkömmt; wo die Thalwiesen trocken sind, werden sie auch zuweilen mit Getreide bestellt, also gepflügt. So weit ich das Berchtesgadener Land kenne, gibt es dort in den furchenartigen Thalwegen sehr wenig Dauerwiesen, alles ist (pflügbares) Egartenland und Weide. Auf der Weide rührt nicht leicht eine Kuh die Zeitlose an, nur im Zustande der größten Noth, also aus Hunger, thut sie das. Da also in der Moränenlandschaft der Voralpen und in den Alpen auf den Weiden keine Zeitlosen gefressen werden und das Heu der Dauerwiesen mit Zeitlosen durch das in weit überwiegender Menge vorhandene Heu der Egärten (Wechselwiesen) sehr verdünnt wird, begreift es sich, daß dort trotz des Nichtgesäugtwerdens die Sterblichkeit unter den Säuglingen relativ geringer ist. Wenn in dem herrlich gelegenen Ebersberger Bezirk die Kindersterblichkeit so groß ist, so besteht zwar dort der Boden meist aus Kalkschutt prägeschichtlicher Gletscher, aber es gibt keine Egärten, sondern Dreifelderwirthschaft. Das ist alles ganz anders in seinen Folgen.

Wenn — wie schon G. v. Mayr vor bald 30 Jahren gezeigt hat — im oberen Donauthal in Württemberg und Bayern die Kindersterblichkeit so groß ist, so kann es damit zusammenhängen, daß da die Donau, bald von ihrer Entstehung ab, in Württemberg und Bayern bis Kelheim, dem Südfuße des Kalkgebirges des weißen Jura entlang läuft, bei Kelheim bis Regensburg dasselbe sogar durchschneidet und daß die von den Alpen kommenden Nebenflüsse Iller, Mindel, Wertach, Lech, Isar und Inn Kalkgeschiebe führen; weiter in Oberösterreich, gegen Linz, durchschneidet sie kalkarmes Geiß- und Granitgebirge.

In Norddeutschland, nördlich der Elbe, gibt es durchweg kalkarmen Alluvial- und Diluvialboden, daher ist dort die Zeitlose sehr selten und es würde sich so auch die relativ geringe Kindersterblichkeit erklären. Auch in Thüringen gibt es außer dem Muschelkalkgebiet und dem Dolomit des Rothliegenden wenig Kalkboden; ebenso fehlt dieser in Nordwestdeutschland (schon im Rheinland), wo ohnehin überall die Mütter selbst stillen. Die Herbstzeitlose habe ich in diesen Ausführungen als das böse Prinzip vorangestellt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß sie nicht die einzige Missethäterin ist. Im süddeutschen, meist so kalkreichen Boden, gibt es eine ganze Anzahl mehr oder minder giftiger, massenhaft auftretender Unkräuter in Wiesen, Weiden und Futterfeldern (Kleefeldern ꝛc.), welche im kalkarmen Boden Norddeutschlands fehlen oder selten sind; es kommen aber dort einige andere vor.

Ich habe schon bei früheren Veröffentlichungen der Statistik über die Kindersterblichkeit in Deutschland und Bayern an Boden und Pflanzen als Ursache gedacht, aber erst durch sehr umfangreiche Spezialstudien über den Pflanzenbestand der Wiesen und den Einfluß des Futters auf die Ernährung der Thiere und die Milch ꝛc., deren Resultate veröffentlicht sind in Ministerialdirektor Dr. Thiels „Landwirthschaftlichen Jahrbüchern“ (Berlin 1898), in der Vierteljahrsschrift des Bayerischen Landwirthschaftsraths (München 1898), in Fühlungs „Landwirthschaftlicher Zeitung“ (Leipzig 1899), in den Broschüren: „Ueber den fehlerhaften Pflanzenbestand der Wiesen in Deutschland und Oesterreich“ (Leipzig bei Voigt 1896) und „Ueber die Verbesserung des Pflanzenbestandes der Wiesen und Weiden in Mittel- und Süddeutschland und über gutes und schlechtes Futter“ (München 1896, in der M. Pössenbacher'schen Verlagsdruckerei), dann endlich in dem schon erwähnten Lehrbuche „Rationelle Wiesenkultur“ ꝛc. (München bei Th. Ackermann 1899) da in einer Reihe von Kapiteln, namentlich aber im Kapitel 21, welches von der Kindermilch und im Kapitel 24, welches vom Einfluß verschiedener Nutz- und Unkrautpflanzen im Futter auf die Farbe, den Geschmack und die sonstige Beschaffenheit der Milch und Butter ꝛc. handelt, habe ich die Grundlage gewonnen, um diesmal meine Ansichten in dieser Frage in schärferen Umrissen zum Ausdruck bringen zu können.

Sicher ist das, was ich sage, beachtenswerth und sehr wahrscheinlich geeignet, bei spezielleren Untersuchungen der Angelegenheit auf die wahren Ursachen und die Mittel und Wege zur Abhülfe hinzuleiten.

Die primären Ursachen dieser ebenso bedeutenden wie fatalen Erscheinung, welche eine stete Herausforderung des menschlichen Denkens, Wissens und Könnens bilden muß, haben sicher mit Bazillen gar nichts zu thun, und die Frage konnte deßhalb seit Jahrzehnten ihrer Klarstellung nicht näher kommen, weil die Hygieniker und die Aerzte immer unter dem Einflusse des Bazillenglaubens standen. Für diese Kreise gibt natürlich jedes noch so bedenkliche Futter eine substanziell gleiche Milch, was in Wirklichkeit im größten Widerspruch mit den Thatsachen steht!

Es handelt sich ohne Zweifel um gewisse chemische Bodenverhältnisse und um die davon abhängige Vegetation, welche die Nahrung unserer Hausthiere, also auch der Milchkühe, bildet, namentlich um das Auftreten gewisser giftiger Futterpflanzen in den natürlichen und künstlichen Futterfeldern, deren häufiges Vorkommen sehr an gewisse Bodenverhältnisse geknüpft ist; dann um die Frage, ob die Kinder Muttermilch erhalten oder Kuhmilch.

Oertlichkeiten, Bevölkerung und Wohlhabenheit derselben, Reinlichkeit und Unreinlichkeit, das Vermögen der Mütter, selbst stillen zu können oder nicht ꝛc., schaffen auf dieser allgemeinen Unterlage in dieser Sache ein vielgestaltiges Detail, in dem ab und zu einmal (namentlich bei ansteckenden Krankheiten) auch Bazillen eine Rolle spielen können. Der Hauptantheil der Agentien ist aber sicher nicht bei diesen zu suchen und da man das bisher immer in erster Reihe annahm, verlor man die Fähigkeit, die eigentlichen, einfachen Fundamente der Sache zu erkennen. Die Berichterstatter über diese Angelegenheit haben selbst wiederholt ihr Erstaunen ausgedrückt, daß es nicht möglich sei, auf den wahren Grund der Erscheinung zu kommen. Auf falschen Wegen gelangt man aber nie aus Ziel!

Die wenigsten Menschen haben eine Ahnung davon, in welchem Betrage die dem bloßen Auge ersichtlichen, massenhaft auftretenden giftigen Unkrautpflanzenarten der Gesundheit der Säuglinge, wohl auch der erwachsenen Menschen und der Gesundheit und Produktionsfähigkeit unsrer Hausthiere schädlich sind, sonst wäre der Ruf nach

Digitized by Google

Beseitigung solcher oft ganz unerhörter Zustände sicher ein ganz allgemeiner und dringender! Wären Bazillen die primären Ursache, dann würden die Verhältnisse in ganz Bayern, Deutschland 2c., dieselben sein.

München. Prof. Dr. R. Braungart.

---

## Girolamo Rovetta.

Von Valerio Flamini.

### I.

In jener wackeren Schaar von italienischen Schriftstellern, die sich von den krankhaften Sentimentalismen der späteren Romantik befreit haben, nimmt der Mailänder Girolamo Rovetta eine der ersten Stellen ein. Die wenigen Werke, die er bisher veröffentlicht hat, sind modern und organisch, frei von jedem unzweckmäßigen lyrischen Aufschwung und zeugen von einem besonders fleißigen Vorstudium. Rovetta ist ein lombardischer Typus, mit dem ganzen Feuer des Südens begabt. Er reißt uns mit im gewaltigen Strome einer hochberedten Darstellung. Alles ist Leben und Geist an diesem interessanten Menschen. War er doch nach dem ausdrücklichen Zeugniß der italienischen Kritik einer der Ersten, welche die französische Disinvoltura in den italienischen Roman einführten, indem sie die schwerfällige Feierlichkeit ihrer Vorgänger energisch abschüttelten, natürlich und packend zu schreiben bemüht waren. Ich stimme seinen Beurtheilern bei, wenn sie sagen, in Frankreich wäre ein Talent, wie das seine, reichlich gelohnt worden, in Italien aber werde es trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften nur kümmerlich honorirt. Wie oft in der That klagen die italienischen Belletristen — selbst ein De Amicis und ein Barrili — über ihre erbärmlichen Honorare, und sie haben fürwahr die tristigsten Gründe; denn noch hat Italien kein bezahlendes Publikum nicht gestellt. Mantegazza ist der einzige populäre Autor, der aus dem Ertrage seiner Schriften eine Villa sich bauen konnte. So wie die Sachen stehen, können selbst Autoren wie Mathilde Serao erst nach der Bureauqual des heißen Tages an ihre Schriftstellerarbeit gehen.

Doch wir wollen die künstlerische Richtung von Rovetta betrachten. Ein scharfer Beobachter der Bewegungen, die in unsrer heutigen italienischen Gesellschaft vor sich gehen, beschreibt er mit realistischer Kraft und Gedrängtheit und dabei mit echt italienischer Ironie die Krankheit, an der diese Gesellschaft leidet; seine Werke sind ein wichtiges Merkmal der Zeit und verdienen im hohen Grade das Interesse desjenigen, der die gegenwärtigen italienischen Verhältnisse näher kennen lernen will.

Welcher Gegensatz zwischen dem religiösen Idealismus von Manzoni und dem rein objektiven, skeptischen Realismus von Rovetta! Höchst merkwürdig finde ich die Wandlung, die sich in der italienischen Literatur überhaupt und folglich auch im Roman in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat; sie hängt eng mit politischen Ereignissen zusammen. Manzoni's „Verlobte" erschienen 1825/26 in den belebtesten Tagen der Romantik. Walter Scott war damals die Sonne, welche Licht und Wärme spendete und eine ganze Pflanzenwelt erzeugte, deren getrocknete Exemplare im Herbarium der Literaturgeschichte sich heute mager genug ausnehmen. In Italien nun gesellte sich zum romantischen noch ein politisches Element, der nationale Befreiungsgedanke, der in die Schöpfungen des Toscaners Guerrazzi und des Piemontesen Azeglio den zündenden Funken patriotischer Begeisterung legte.

Doch bald sollte eine neue Richtung eingeschlagen werden. Die Stunde der Befreiung schlug im Jahre 1859. Jenes Ideal, welches seit Alfieri und Foscolo den einheitlichen Grundgedanken der italienischen Nationalliteratur gebildet, ein einiges, freies und starkes Italien, schien nun, gut oder schlecht, verwirklicht. An die Stelle gutherziger Hoffnungen und optimistischer Träume trat eine kühle Wirklichkeit, den poetischen Chimären stellte sich eine unerbittliche Prosa entgegen, den hochgespannten Erwartungen folgten bittere Enttäuschungen, welche mehr als einen Enthusiasten in einen verbissenen Pessimisten umwandelten. Jener einheitliche Grundgedanke der Literatur verschwand und mit ihm Spannkraft und Schwung der durch ihn erzeugten gehobenen Stimmung. Unter dem dreifachen Druck einer niederschlagenden Wirklichkeit, des europäischen Materialismus und des aus Frankreich einbrechenden Realismus wurden auch in Italien Drama, Lyrik und Roman in neue Bahnen gedrängt.

Schon als Manzoni's Roman auftauchte und der heute so gefeierte Autor noch schüchtern und zweifelnd vor dem Richterstuhle der Kritik und der öffentlichen Meinung stand, erschien in der „Wespe", einer damaligen Mailändischen Zeitschrift, eine feindlich und pedantisch gehaltene Beurtheilung der „Verlobten", welche aber durch den rauschenden Beifall der Nation so energisch unterbrochen ward, daß sie Fragment geblieben ist. Und doch betonte schon diese Stimme den Gedanken, statt die Geschichte im Roman zu fälschen, wäre es besser, ein Gemälde der Gegenwart und ihrer Gesellschaft zu entwerfen. In der That, seit 1830 wandten sich mehrere Talente dem Sittenroman zu, wie beispielsweise der Neapolitaner Ranieri in seiner „Ginevra", einem Seitenstück zu Dickens' „Oliver Twist", der Mailänder Carcano in „Angiola Maria" und später in „Damiano". An der Grenze dieser Anfangsperiode (gegen 1860) treffen wir auch Ghislanzoni mit seinem Roman aus dem Theaterleben („Gli artisti da teatro") und Cletto Arrighi mit seinem Mailänder Gesellschaftsroman „Die letzten Coriandoli". So ward der Uebergang vom historischen zum modernen Roman gemacht.

Als unanfechtbar dürfte sich demnach der Satz erweisen, daß auch in Italien der historische Roman dem Gesellschaftsroman, die Vergangenheit der Gegenwart das Feld geräumt hat. Aber Gegenwart, Gesellschaft, Tagessitten und Tagesideen werden von zwei gegnerischen Lagern ausgebeutet. Die Einen gehen zu Werke wie der gewissenhafte Maler, der den letzten Halm der Natur nachbildet, erst seine Studienmappe füllt und dann zur Komposition des Bildes schreitet. Wenn diese wackeren Arbeiter sich Vorbilder und Meister suchen, so sind es vorwiegend die Engländer, sowohl die alten Humoristen wie die modernen Realisten, sowohl Dickens wie Thackeray. Die zweite Schule hat es vor allem auf Sensation und Knalleffekte abgesehen. Es ist ihr offenbar weit weniger daran gelegen, Natur und Wahrheit aufzuspüren, als zu kitzeln und zu spannen, aufzuregen und zu überraschen. Sie machen es wie jene Künstler, die weder nach Studien, noch nach Modellen, sondern nach Photographien und Oeldrucken malen; sie pinseln euch eine feinlasirte, mit allen Kniffen der Pariser Mache ausgedonnerte, geschminkte, parfümirte Boudoir-, Demimonde- und Abenteurerwelt zusammen, die für die Geschichte der Gesellschaft nicht sowohl eine Urkunde als eine Kuriosität darstellt. Diese zweite Schule hält sich selbstverständlich an französische Muster.

Freilich lassen sich nach dem eben geschilderten Gegensatz die Autoren weniger als ihre Werke scheiden, da einzelne unter ihnen bald dieser, bald jener Richtung huldigen: dies gilt auch für Girolamo Rovetta.

Jenen entkräfteten Schriftstellern aus der Verfallzeit der Romantik, die in Versen und in Prosa ihren eigenen, wirklichen oder erheuchelten Schmerzen Ausdruck verliehen,

Digitized by Google

rief Francesco de Sanctis vor 17 Jahren entgegen: „Gebt uns die Thränen der Dinge, denn von den eurigen haben wir genug.“ Diesem Rufe, der einem dringenden Bedürfniß unsrer Kunst entsprach, folgte Girolamo Rovetta, und wir bekamen „Die Thränen des Nächsten“. Die lombardische Gesellschaft wiederzugeben, wie sie aus den Kämpfen für die nationale Unabhängigkeit hervorging, einen Typus zu schaffen, um den dieselbe sich regen und kämpfen sollte, das war das schwierige Werk, das den bedeutenden Schriftsteller anzog und das vielleicht in Italien nur er, wegen der Art seines Talentes und Charakters, hervorbringen konnte. Schon in „Mater Dolorosa“ hatte er die Leidensgeschichte einer schönen Seele, einer adeligen Dame dargestellt; doch in den „Thränen des Nächsten“ erweitert sich das Bild; Rovetta studirt nicht mehr eine einzelne Persönlichkeit, sondern eine ganze Gesellschaft, die weint und ihre Wunden bloßlegt, ohne zu wissen, wo sie die Heilung suchen soll. Pompeo Barbarò und Francesco Alamanni sind die beiden Urbilder derselben. Wer ist der Erstere? Woher stammt er? Niemand weiß es. Er ist der Typus des einheimischen modernen Emporkömmlings. Heute ist er reich, geachtet, gefürchtet; er sitzt in der Deputirtenkammer, doch würde er ebenso in die Galeerenanstalt auf der Insel Portoferraio passen. Vorgestern, im Schatten, unter der Fremdherrschaft diente er als Spion; gestern, immer noch im Schatten, trieb er das Wuchergeschäft; heute kutschirt er im Licht der Sonne auf dem Korso. Sein ganzes Leben ist nur auf den Erwerb gerichtet. Ihm gegenüber erhebt der Andere majestätisch die Stirne. Ein ehrlicher, tapferer Mann, hat er sein Leben für die Ehre der Familie und die Freiheit des Vaterlandes verwandt; und doch muß er untergehen. Beide bewerben sich um den selben Sitz im Parlament; das Geld von Barbarò trägt den Sieg davon und verhilft ihm zu den höchsten Ehren, auf Kosten der „Thränen“ des Nächsten.

Und so ist Rovetta's ganzes Werk voll von Thränen, die nicht aus Verbrechen oder Blutthaten, sondern aus den traurigen Verhältnissen des Lebens und der Umgebung hervorgehen. Leute, wie die arme Maria, die „Mater Dolorosa“, weinen, weil sie zu sehr den Gegensatz zwischen ihrer Persönlichkeit und der Umgebung empfinden, eine zu hohe Idealität für eine so niedere Welt besitzen. Daß Rovetta so wahre Figuren gezeichnet hat, scheint mir sein Hauptverdienst und während Andere, vor allem Edmondo De Amicis, noch in den ausgetretenen Geleisen des sentimentalen Idealismus wandeln, aus dieser allzu kleinen und sündhaften Welt heraustreten, um seraphische Ausnahmstypen zu schaffen, geht Rovetta als menschlicherer Schriftsteller nicht aus dem Kreise des wirklichen Lebens heraus und läßt seine Personen darin wirken und leiden. Wenn wir seine Bücher aus der Hand legen, überfällt uns ein trostloser Pessimismus, wir fühlen, wie ein überaus geschickter Künstler uns die entsetzliche Wirklichkeit vor die Augen gelegt hat. Doch man täusche sich nicht: Rovetta sprüht keine Flammen gegen die Welt und das Schicksal, er gibt unsre Gesellschaft wieder wie sie ist, begnügt sich, unserm blöden Auge das Weltwirrwesen zu deuten, und will dabei nicht bessern noch bekehren, nicht verdammen noch kreuzigen. Ist das nicht das Kennzeichen der großen Künstler? Auch ein Homer und ein Shakespeare, ein Cervantes und ein Goethe nahmen die Menschen und Dinge wie sie sind, verlangten nicht, daß sie sein sollten, wie sie sein könnten, klagten nicht ewig über die Ungerechtigkeit der Welt. Das Andere ist Sache des Apostels und des Tribunen. Es kann wohl auch kommen, daß Apostel und Tribun Dichter sind, und ich will weder Jesajas noch Tyrtäus vom Parnaß vertrieben sehen; aber nach dem schönsten Kranze dürfen sie die Hand nicht ausstrecken: der gehört dem nur, der sich über unsre Eintagsinteressen erhebt, nicht Partei nimmt in den Kämpfen um dieselben, sondern die Welt schaut und zeigt, wie sie ist, wie sie war. Auch Heine hat erst spät den Punkt erklommen, aber erst, als er sicheren Fußes darauf stand, ist er der große Dichter geworden, den die Nachwelt verehrt.

Rovetta ist nicht nur Romandichter, sondern wird allgemein als der erste Dramatiker im heutigen Italien angesehen. Am berühmtesten unter seinen Werken dieser Gattung sind „Die Unehrlichen“ („I Disonesti“). Carlo Moretti ist ein guter, vertrauensvoller junger Mann; sein ganzes Leben geht auf in der Liebe für seine Frau Elisa und den kleinen Sohn. Doch sie täuscht sein Vertrauen, erkauft mit ihrer Ehre die Geschenke des reichen Sigismondi und redet sich in verderblichem Irrwahn beinahe ein, daß sie dadurch zum Wohlsein der kleinen Familie beitrage. Doch plötzlich wird der Buhle auf der Straße von Räubern ermordet. Durch die Beharrlichkeit eines Gläubigers, der zu Sigismondi's Lebzeit stets pünktlich bezahlt worden war, und durch die heimtückischen Winke einer entlassenen Magd erfährt Carlo die Schande, die auf ihm lastet. In diesem furchtbaren Schlag erleben wir den Höhepunkt des Dramas. Es ist die Katastrophe von Carlo's Stück, von seinem ganzen Leben. Doch um die Schande vor der Welt zu verbergen, will er sein Haus erhalten wie es bisher auf Kosten Sigismondi's geführt wurde; im Taumel greift er in die Kasse, die er als Angestellter zu verwalten hat. Erst als ihm die Verurtheilung eines anderen Beamten, der gleich ihm gestohlen hat, sein zukünftiges Schicksal klar vor die Augen stellt, verläßt er Weib und Kind und entflieht für immer aus seinem Hause.

In den Mitteln, deren sich der Autor bedient, um die Hauptsition dieses Dramas zu erreichen, nimmt er zu oft seine Zuflucht zu den Kunstgriffen, die ihm seine Kenntniß der Bühne eingibt. In all den Unglücksfällen, die wir kurz aufgezählt haben und die vorausbestimmt scheinen, um die Katastrophe herbeizuführen, liegt etwas mechanisches. Doch die Situation selbst im zweiten Akt läßt uns den schlechten Weg, auf dem wir gewandert sind, vergessen und zeugt von einem sehr tüchtigen Dramatiker. Die Familienscene ist ein realistisches Prachtstück für denjenigen, der die Aesthetik des Häßlichen ertragen kann und hinreichend starke Nerven besitzt, um Blitz und Donner ein Weilchen auszuhalten. Es wettert und hagelt darin allerdings erschrecklich durcheinander. Ermete Zaccone ist in der Darstellung dieser Scene berühmt; überhaupt stehen die „Disonesti“ mit am häufigsten im Repertoire der italienischen Theater.

Zwei Jahre nach den „Unehrlichen“ erschien das große Hauptwerk unsres Schriftstellers, der Roman „Baraonda“ („Der Wirrwarr“, 1894), ein italienisches Gegenstück zu Zola's „Argent“. Wenn Rovetta's Werke überhaupt für die Kenntniß des gegenwärtigen italienischen Lebens von Bedeutung sind, so ist dies bei „Baraonda“ ganz besonders der Fall. Es wird darin jene Erscheinung beschrieben, die unsrer Gesellschaft ihren Stempel aufdrückt. Die italienische Wiedergeburt war nicht das Werk der ganzen Nation, sondern nur der geistig und moralisch Ueberlegenen; neben denselben stieg, besonders in den südlichen Provinzen, ein Schwarm von Gaunern und Betrügern in die Höhe, welche namentlich nach dem Ankommen der Linken im Jahre 1876 die Macht im neuen Staat an sich rissen und ausnützten. Dieses Schauspiel gibt Rovetta in seinem Kunstwerk ohne eine Spur von moralisirender Kanzelpredigt oder politischer Rhetorik wieder, indem er den großen Intriganten und Journalisten Cantasirena — den Helden von „Baraonda“, ein Prachtstück des niederen Egoisten —, den jungen Piero Lauer, den die Seuche des lombardischen Wirrwarrs verdorben hat, und um die Beiden eine große und bunte

Digitized by Google

Menschenmenge vorführt. Er zeigt uns unter angeblichen Namen jene Personen, die in dem Zusammenbruch der italienischen Banken und Finanzen aufgetreten sind, der den Schimpfnamen „Panamino“ verdient hat. Leute, die in Wirklichkeit Tanlongo, Giolitti, Lazzaroni hießen, werden an den Pranger gestellt, und in ihrer Umgebung drängt sich die Legion der kleinen Makler und Wucherer. Cantasirena weist alle Titel auf. Professor, Advokat, „Cavaliere“ und auch Oberst, denn mit Garibaldi war er bei der Proviantlieferung so etwas gewesen. Heute ist er mit Geld und Ruhm bedeckt; morgen hat er alles, Geld, Einfluß, Freunde und Ansehen verloren, alles, außer der Gesundheit! ... Dann fängt er mit der guten Gesundheit von neuem an, hilft sich durch, drängt sich auf, ruft bei den Einen Mitleid hervor, behandelt die Anderen mit Drohungen und taucht nach und nach wieder auf — den Gläubigern zum Trotz.

Der Geprellteste unter den Gläubigern ist Piero Lauer, aus den Bergen bei Trient gebürtig. Cantasirena hat ihm die Redaktion seiner Zeitung „L'Emporio“ angeboten und ihm sein Haus geöffnet, wo er bald im Luxus, bald im Elend mit zwei Backfischen lebt, die er Nichten nennt, die aber vielleicht Töchter oder Fremde sind, da es in jenem Babylon nichts sicheres gibt. Piero verliebt sich in Nora, eine Blonde von strahlender Schönheit, und verspricht, sie zu heirathen, während die 20,000 Francs, die er mitgebracht hat, natürlich in den Taschen seines Gönners verschwinden.

Sehr glücklich ist der Kontrast zwischen dem Jüngling, der aus seinen Bergen herunterkommt, die Seele voll von Vertrauen in Gott und in das Vaterland, und dem schlauen Alten, der mit Worten denselben Kultus befolgt, doch nur, um den Nächsten in sein Netz zu fangen. Nicht weniger originell ist der Gegensatz unter den übrigen Personen. Hinter Cantasirena taucht, außer den sogenannten Nichten und der Menge von Journalisten, Impresari, Schauspielern und Gläubigern, stets ein alter Garibaldiner hervor, der gute Taddeo, der ein hölzernes Bein mitschleppt, die Brust mit Medaillen geziert hat und mit militärischem Gruß sagt: „Befehlen Sie, Herr Oberst!“

Die kluge Nora löst die Verlobung auf und weist ihren Bräutigam in einer lebhaften Unterredung ab, da sie ihres Lebens müde ist und die Armuth fürchtet. Von zwei verdorbenen Alten, dem Bankier Kloß und dem Herzog Casalbara, angebetet, wählt sie den Letzteren. Kloß ist ein Männchen mit krummen Beinen, hüpfend und grinsend, böhmischen Ursprungs, mit einer halb deutschen, halb mailändischen Aussprache. Auf geraden und krummen Wegen hat er das Vermögen, das ihm der Vater nach einem vortheilhaften Bankerott hinterließ, bedeutend vermehrt. In dieser Figur soll ein bekannter jüdischer Bankier aus Mailand persiflirt sein. Der Onkel freut sich, den Herzog Casalbara in seine väterlichen Arme aufzunehmen und zum Ehrenpräsidenten seiner „Società Cisalpina“ zu machen. Nun erleben wir das große Schauspiel dieser Unternehmung, die sich vornimmt, durch die Verbindung des Po mit dem Gardasee ein für die Volkswirthschaft und für die Landesvertheidigung hochbedeutendes Werk zu schaffen. Mit den Geheimmitteln veröffentlicht man eine neue Zeitung „Die Schätze Italiens“. Cantasirena, die Seele des Ganzen, bringt das Gründungskomitee zusammen, eine Zusammenstoppelung der verschiedensten Namen, vom Klerikalen zum Sozialisten. Der Präsident gehört einem berühmten Hause an, sitzt aber ganz im Trockenen und gibt gern seine Zusage, da die Gesellschaft gleich — auch mit einigen Geldvorschüssen — sein Ahnenhaus auf dem Lande angekauft hat, das nicht weniger baufällig ist als der Besitzer.

Während nun Nora ihren Gemahl betrügt und wieder ihrem früheren Liebhaber Piero nachgeht, kommt das Getriebe der zweideutigen Gesellschaft allmählich an den Tag: es handelt sich nicht nur um die Epigramme und Schmähreden der feindlichen Presse, die den Paradenpatriotismus des Präsidenten verhöhnt. Man geht viel weiter, droht; die Arbeiten zu unterbrechen und die Liquidation zu verlangen. Den dunkelsten Punkt, in dem auch das Ehepaar Casalbara kompromittirt ist, bilden gewisse Latifundien, die mit dem Geld der Gesellschaft angekauft und auf den Namen der Herzogin eingetragen wurden, um darauf eine große Hypothekenanleihe aufzunehmen. Die Summe haben der Herzog, seine Frau und der Oberbaumeister untereinander vertheilt.

Eine Sitzung des Verwaltungsraths beginnt mit einem Sturm gegenseitiger Anschuldigungen und endet mit einem Volksauflauf und doppelten Mord: ein Arbeiter fällt, von der Polizei getroffen, und zur Rache wird der alte Taddeo von den Gefährten des Verstorbenen als vermeintlicher Spion todtgeschlagen. Ein armer Veteran der Befreiungskriege, wird er im Dunkeln umgebracht, durch Italiener, im Dienst der Gauner, die seinen Ruhm ausnützten! In diesem Kontrast ist die Aufgabe des Romans bezeichnet.

Die Scene am folgenden Tag ist ebenfalls von schlagender Wirkung und sprechender Wahrheit. Arbeiter und Bauern drängen sich vor der Villa der Casalbara mit dem Rufe: „Tod und Verderben über die Diebe der Cisalpina!“ Der Herzog wird vom Schlag getroffen. — Da tritt richtig bei der Wittwe der ruchlose Kloß ein, der nur den Augenblick erwartete, um das zugrunde gehende Unternehmen an sich zu reißen und die Frau zu gewinnen, die ihn früher abgewiesen hatte. Er verlangt die sofortige Liquidation der Gesellschaft und seine Ernennung zum bevollmächtigten Verwalter. Die Unglückliche ist gezwungen, sich zitternd und dankend allem zu fügen, und der schlaue Bankier macht ein ausgezeichnetes Geschäft, indem er alles, was in dem Unternehmen gut und praktisch ist, ausnützt. Darauf veröffentlicht er „aus Gewissenspflicht“ einen Brief in den Zeitungen, in dem er alle Verleumdungen widerlegt, die man gegen die Cisalpina gerichtet hatte. Durch seine Umtriebe geht die Liquidation scheinbar glänzend vor sich, man entdeckt zwar einige Unregelmäßigkeiten, doch infolge von Albernheit, nicht von böser Absicht; Cantasirena hat sich von seinem Größenwahn verleiten lassen, die Verwalter waren Idealisten, unerfahrene Menschen, nicht Diebe, sondern „fior di cittadini“. Die unerhörte Thatsache, daß Gauner von solcher Gattung vor der öffentlichen Meinung freigesprochen werden, stimmt nur zu sehr mit den italienischen Ereignissen aus der Zeit der Bankkrisis überein. — Auch die Herzogin wird für das böse Geschwätz gerächt und auf Händen getragen. Piero Laner flieht mit 20,000 Franken über die Grenze in seine Berge. Dort kann er jedoch, von stetiger Reue und von der alten Liebe geplagt, keine Ruhe finden. Umsonst wirft er sich dem Priester, der ihn als Knaben erzogen hatte, zu Füßen und beichtet ihm mit dem kindlichen Glauben, der in seinem Herzen geschwächt, aber nie erloschen war! Auch die Absolution und die weisen Trostsprüche des frommen Geistlichen genügen nicht, um seine Wunde zu heilen; sie vernarbt erst, als er unter dem winterlichen Schneemantel, der die Wälder und Dächer des Alpendorfs bedeckt, zur ewigen Ruhe gelangt.

So endet das Kunstwerk. Man kann nicht sagen, daß die Handlung unvollendet sei, weil man mit der letzten Seite nicht alle diejenigen, die daran theilgenommen haben, zum Grabe begleitet. Der Brauch, von jeder Person Leben, Wunder und Tod zu erzählen, ist veraltet, und gewiß erwartet Niemand, dem Ende des „Wirrwarrs“ zuzusehen der in mancher Beziehung der

Bufera infernal, che mai non resta

der Dante'schen Verdammten gleicht. Es genügt, hier eine besondere Episode dargestellt zu haben, nämlich den Ursprung, die scheinbare Größe und den traurigen Untergang der „Navigazione Cisalpina“ mit welcher die Familienschicksale der Cantasirena und Casalbara eng verknüpft sind.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Steierische Selbstverwaltungsstatistik.** Neben der staatlichen Statistik zeigt jene der Kommunalverbände in der neuesten Zeit eine erfolgreich aufstrebende Entwicklung. Vor allem ist es die Kommunalstatistik unsrer Großstädte, die in sorgsamer Ausgliederung umfassenden und gut gesichteten Stoffs sozialer Massenbeobachtungen für Verwaltung und Wissenschaft Werthvolles leistet. Verhältnißmäßig weniger entwickelt ist die Statistik der zwischen Staat und politischer Ortsgemeinde in Mitte stehenden kleineren und größeren Kommunalverbände. Namentlich ist das, was man gegenüber der Staatsstatistik zusammenfassend als Provinzialstatistik bezeichnen kann, wenig ausgebildet. Der ganze Zug der neuzeitlichen Entwicklung der amtlichen Statistik im Staat war auf Zentralisation der Ausbeutung und Bearbeitung des Materials gerichtet; dies konnte der Ausgestaltung der Provinzialstatistik nicht förderlich sein. Unleugbar aber gibt es einen gewissen Kreis eigenartiger Massenbeobachtung, der sich sachgemäß nach provinzieller Gliederung abschließt. Dieser Kreis ist um so bedeutungsvoller, je selbständiger sich die provinzielle Sonderart eines Gemeinwesens darstellt. Solche Vorbedingung ist — nicht ohne bedeutlichen Einfluß auf die Ausgestaltung des einigenden Staatsgedankens — kaum irgendwo vollständiger erfüllt als bei den österreichischen „Ländern“. Diese Länder sind deßhalb in Mitteleuropa zu erfolgreichen Pflegern der Provinzialstatistik geworden. Auch wird es begreiflich, daß mit der zielbewußten Pflege der „Landes“-Statistik der Gedanke sich verbindet, an diese eine zusammenfassende Berücksichtigung der gesammten Selbstverwaltungsstatistik des Landes anzuschließen. — Einen neuen Beleg hiefür bietet das **Statistische Handbuch für die Selbstverwaltung in Steiermark**, erste Ausgabe, das vom Statistischen Landesamt von Steiermark als 5. Heft der „Statistischen Mittheilungen über Steiermark“ herausgegeben worden ist (Graz, Leuschner u. Lubensky 1899). Die Zusammenfassung des statistischen Materials, das für die Selbstverwaltung im Lande von unmittelbarer Bedeutung und aus der Thätigkeit des Statistischen Landesamts hervorgegangen ist, muß als ein glücklicher Gedanke des um die Selbstverwaltungsstatistik in Oesterreich wohlverdienten und rührigen Leiters des steierischen Landesamts, Professor **Mischler** in Graz, bezeichnet werden. — Außer einer kurzen Orientirung über Flächeninhalt und Einwohnerzahl von Steiermark nach Bezirken gibt das Handbuch in 13 Abschnitten eine Fülle statistischer Aufschlüsse, wie aus folgender Uebersicht des Inhalts dieser Abschnitte ersichtlich ist: 1. **Allgemeine Verwaltung und Finanzen des Landes, der Bezirke und Gemeinden.** Hier wird Aufschluß gegeben über die Organe der autonomen Landes-, Bezirks- und Gemeindeverwaltung, über den Grundbesitz und die Finanzen, insbesondere auch das Steuerwesen dieser Selbstverwaltungskörper. 2. **Wahlen in den steiermärkischen Landtag, letzte Wahlen im Jahr 1896** (bearbeitet auf Grund der Wahlprotokolle und ihrer Beilagen). 3. **Militärunterkünfte.** 4. **Unterricht und Bildung.** Von den hier einschlägigen Mittheilungen sei erwähnt der eingehende Nachweis für die öffentlichen Volks- und Bürgerschulen im Jahre 1897, sodann der Mittelschulen und Spezialschulen, die ganz oder zum Theil vom Lande, Bezirken oder Gemeinden erhalten werden. 5. **Armenwesen.** Mischler hat seit lange dem Armenwesen besondere Berücksichtigung zugewendet und Steiermark zu einem klassischen Lande der Armenpolitik und Armenstatistik gemacht. Es kann daher nicht überraschen, daß dieser Abschnitt besonders reich gestaltet und demgemäß nicht bloß für den Statistiker, sondern namentlich für den Spezialisten der Armenpolitik von Interesse ist. Die hieher gehörigen Nachweise erstrecken sich auf: a) die Finanzen der öffentlichen Armenpflege; b) die in Gemeindearmenpflege stehenden Personen (wobei die genaue, in der Armenstatistik leider meistens fehlende Unterscheidung nach den Verpflegungsarten von besonderem Interesse ist); c) die Personalstatistik der Insassen der Landessiechenanstalten; d) die Findlinge der Grazer Gebäranstalt; e) die Personalstatistik der Landes-Waisenpfründner; f) die Pfarrarmeninstitute; g) die Vereinsarmenpflege. 6. **Die Stiftungen im Jahre 1898.** 7. **Die Naturalverpflegungsstationen im Jahre 1895.** 8. **Die Arbeitsvermittlungsanstalt des Landesverbandes für Wohlthätigkeit in Steiermark zu Graz.** 9. **Die landwirthschaftlichen Dienstboten und die landwirthschaftlichen Löhne.** Hier sind die Ergebnisse einer sehr eingehenden Spezialerhebung mitgetheilt, die im Jahre 1892 vom steiermärkischen Landesausschuß im Hinblick auf die in Anregung gebrachte Altersversorgung der landwirthschaftlichen Dienstboten veranlaßt worden war und neuerlich im Statistischen Landesamt durchgearbeitet und ergänzt worden ist. Der Agrar- wie der Sozialpolitiker findet hier eine Anzahl seltener Sondernachweise, z. B. die Grundbesitzer nach Kategorien des Dienstpersonals, die Altersvertheilung der landwirthschaftlichen Dienstboten nach einzelnen Jahren, arbeitslose landwirthschaftliche Arbeiter, Löhne mit sorgfältiger Auseinanderhaltung der verschiedenen Dienststellungen der landwirthschaftlichen Dienstboten, deßgleichen der Tagarbeiter, endlich Leihkaufverhältnisse und Naturalbezüge. 10. **Wasserstraßen, Bezirksstraßen und Brücken.** 11. **Marktdurchschnittspreise in Graz in den Jahren 1866—1898.** 12. **Die Sparkassen im Jahre 1897.** 13. **Die Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften und -Vereine im Jahre 1897.** Dieser umfassende Einblick in die Ausgestaltung des steierischen Genossenschaftswesens erstreckt sich auf: Vorschußkassen, Konsumvereine, Viehversicherungsvereine, bäuerliche Brandschadenversicherungsvereine, landwirthschaftliche Genossenschaften, gewerbliche Produktivgenossenschaften, Rohstoff- und Magazinsgenossenschaften, Dienstmännergenossenschaften, Baugenossenschaften. — Wäre es angängig, aus dem reichen Zahleninhalt des Handbuchs hier einiges anzuführen, so würde dessen Bedeutung für Sozialpolitik und Sozialwissenschaft klar ersichtlich werden. Dem Sachkenner wird aber auch schon die flüchtige Inhaltsangabe zeigen, daß das Handbuch in der That eine werthvolle Bereicherung der statistischen Literatur durch die Einfügung einer so wohlgeordneten Zusammenfassung von werthvollen Nachweisen der Selbstverwaltungsstatistik darstellt.

München, **Georg v. Mayr.**

**J. Nover: Die Lohengrin-Sage und ihre poetische Gestaltung.** Hamburg 1899. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. N. F. 13. Ser. H. 312.) — Das Wesentliche in diesem Vortrage sind die Inhaltsangaben der Lohengrin-Geschichte nach dem altfranzösischen Chevalier au cygne, nach dem Gedicht Konrads von Würzburg und der sogenannten Lohengrin-Dichtung, die zwar mit dem Sängerkrieg auf der Wartburg (übrigens ein Denkmal, das keinesfalls ein Lied genannt werden darf) in Verbindung gebracht wird, aber doch eigentlich kein Theil davon ist. Bei Erörterung des Zusammenhanges der Schwanritter-Sage mit der Gral-Legende wird auch ziemlich eingehend über den Gral gehandelt, und zuletzt wird Wagners Oper besprochen, an der vor allem die geschichtliche Wahrheit und Treue hervorgehoben wird, mit welcher der Dichter mittelalterliche Zustände und Sitten charakteristisch darzustellen gewußt hat. — Die Studie, für welche die neuere Literatur über den Gegenstand nicht recht ausgenützt zu sein scheint, ist nicht sehr eindringend, und besonders die Einleitung, welche Lohengrin als einen göttlichen Lichthelden auffaßt, enthält mannichfache Unklarheiten. **U. J.**

K. **Land und Leute.** Monographien zur Erdkunde (Verlag von Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig), ist eines jener Sammelwerke, dem man wohl überall mit ungetheiltem Beifall begegnet. Vor kurzem erschien der IV. Band: **Tirol**, behandelt vom Professor Dr. **Max Haushofer**. Es gibt derzeit wohl kaum einen Autor, der berufener gewesen wäre als er, eine Schilderung des schönen nachbarlichen Berglandes zu liefern. Max Haushofer ist nicht nur

Digitized by Google

ein gründlicher Kenner Tirols, sondern auch ein warmherziger Freund der Naturschönheiten des Landes und seiner Bewohner. Und wie meisterlich versteht er es, uns die herrliche Alpenwelt in all ihrem zauberhaften Reiz vorzuführen. An seiner Hand durchwandern wir die Thäler mit den rasch dahinschießenden Wildbächen, klettern zu den Almen, zu den Zinken und Felshörnern empor, winden uns durch Schluchten oder an Abgründen vorbei bis hinauf zu den blitzenden Gletschern. Wir spüren förmlich die würzige Luft des Hochwaldes, aber auch die nadelscharfen Eiskörner des Firnschnees, den der losgebrochene Sturm uns ins Gesicht treibt. Ueber die grandiosen Felskämme der Tauern, der Wasserscheide des Brenner führt er uns hinüber nach dem sonnigen rebenumkränzten Etschthal, wo in dem schönen Bozen sich die Laute der deutschen Muttersprache mit dem welschen Idiom vermengen, bis sie wenige Kilometer weiter gegen Süden völlig in diesem untergehen. An seiner Hand durchschreiten wir die trotzigen Burgen, die, wie aus den Felsen emporgewachsen, als einstige Thalsperren drohend weit ins Land hinausschauen oder, in prächtige Ruinen zerfallen, von Epheu, Ginster und poetischen Sagen umsponnen werden. Das derbe, kräftige Volk der Alpen, dessen Muskeln und Charakter gestählt sind durch den harten Kampf mit den feindlichen Elementen, zeigt er uns bei der Arbeit, den kleinen ländlichen Festen, die jene unterbrechen. Die bizarren Formen der Dolomiten, die zerklüfteten Wände, Schroffen und Zinken führt er uns in solch scharf umrissenen Bildern vor, daß sie vor dem geistigen Auge Jener, die sie bereits geschaut, zum Greifen deutlich sich emporthürmen, in der Brust derer aber, die diese wildschöne Scenerie noch nicht gesehen haben, das Verlangen nach ihrem Anblick wecken. Und in diese meisterhaften Naturschilderungen sind historische Reminiscenzen, kleine charakteristische Genrebilder, ethnographisch hochinteressante Züge mit eingeflochten, die das Buch beleben und von jedem seiner Blätter den in anderen Reisebeschreibungen oft so unliebsam sich bemerkbar machenden trockenen Ton verbannen. Ganz merkwürdig trifft Max Haushofer die Art, das Erzählen mit dem Beschreiben zu verbinden, so daß man, auf der letzten Blattseite angekommen, in Versuchung geräth, die Lektüre sofort noch einmal von vorn zu beginnen. Nichts ist in dem Buch vergessen, was irgend dazu angethan ist, das Interesse des Lesers wachzurufen und zu fesseln, und die nun doch einmal unerläßlichen Nebenbemerkungen über das Klima, die Thier- und Pflanzenwelt 2c. sind, frei von jeder grundgelehrt scheinen wollenden Manier, an richtigster Stelle eingeschoben. Und zu all diesen Vorzügen des Buches kommt noch ein weiterer; es ist mit trefflichen Illustrationen ausgestattet, der Lichtdruck ist förmlich zur Virtuosität entwickelt, die Auswahl jener aber mit großem Geschick getroffen. Mit den schönen Landschaftsbildern wechseln reizvolle Trachtenstudien, Interieurs von Burgen und Kirchen 2c. Wie reizvoll und scharf sind diese Vollbilder von Bozen, Meran, Innsbruck u. s. w. Daneben sind noch Wiedergaben von alten Kupferstichen und Holzschnitten eingefügt, um das Einst und Jetzt so recht intensiv anschaulich zu machen. So wirkungsvoll ist dieser Bildschmuck, daß man sich noch Dezennien nach, vor denen Gelegenheit war, diese Orte mit leiblichen Augen zu schauen, so lebhaft an diese zurückversetzt fühlt, daß jedes Haus, jede Straße, jeder Berghang sich derart in der Erinnerung auffrischt, daß er förmlich plastisch vor Einen hintritt. Dazu ist dem Buch eine vorzügliche Karte beigegeben, die es spielend leicht macht, eine Wanderung durch das schöne Land, die man einst unternahm, noch einmal im Geiste durchzuleben. Autor und Verlagshandlung haben sich verbunden, ein Buch zu schaffen, das Jedem, der es zur Hand nimmt, Stunden des Hochgenusses bereitet, und dabei ist der Preis von 4 M. so billig, daß man füglich staunen muß und es nur bedauern könnte, wenn es in einer Bibliothek oder der Hand eines Touristen fehlte. — Ein ganz treffliches Buch für den Alpenwanderer ist seinem beschreibenden Inhalt nach der illustrirte Reiseführer von Gsell-Fels durch Tirol, Vorarlberg und Algäu. Er ist ungemein reich an Notizen aller Art, eine Fundgrube für den, der mehr will als einen bloßen Wegweiser nach unterschiedlichen Aussichtspunkten, Sehenswürdigkeiten oder Gasthöfen; denn viel ist da mit eingeflochten über Sitte und Brauch der Bewohner, über da und dort vorhandene Kunstschätze, historische Denkzeichen u. s. w. Doch just weil dieser Inhalt so gediegen ist, daß er den manch ähnlichen Werkes in den Schatten stellt, ist es zu bedauern, daß der sonst so wackere und tüchtige Verleger A. Bruckmann in München so sparsam war mit der Beigabe von Karten; denn die eine, die sich vorfindet, genügt wohl zur Festlegung größerer Touren, doch nicht zur Ausführung solcher in das Gelände von irgend einem Zentralpunkt aus; dazu sind kleine Spezialkärtchen unerläßlich. Illustrationen sind reichlich beigegeben, erreichen jedoch in ihrer technischen Durchführung nicht die Vorzüge jener des Haushofer'schen Buches: das hätte vermieden werden können, umsomehr, als die Bilder nicht direkt in den Text eingedruckt, sondern auf Extrablättern beigebunden sind. Diese beiden Mängel werden bei einer Neuauflage wohl behoben werden, umsomehr, als der sonstige Inhalt des Buches dazu förmlich auffordert.

T. Eine Malaria-Expedition wird im nächsten Monat von der Schule für tropische Medizin in Liverpool nach Afrika entsandt werden, bestehend aus zwei Aerzten und einem gewiegten Insektenforscher. Um die Kosten möglichst zu verringern, wird die nächstliegende britische Kolonie Sierra Leone als Studiengebiet benutzt. Es handelt sich ausschließlich um die Feststellung, ob irgend eine Aussicht vorhanden ist, die Moskitos, die für die Verbreitung der Malaria verantwortlich gemacht werden, zunächst innerhalb eines beschränkten Landgebiets auszurotten. Die Expedition wird im Oktober zurückkehren, aber ihre Arbeiten im nächsten Frühjahr voraussichtlich wieder aufnehmen.

* **Tübingen.** Dem Musikdirektor an der hiesigen Universität, Dr. Kaufmann, den vor mehreren Jahren schon die philosophische Fakultät zum Ehrendoktor ernannt hatte, wurde der Titel und Rang eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen.

* **Jena,** 12. Juli. Heute beging der Senior unsrer Universität, Geheimer Justizrath Professor Wilhelm Leist, seinen 80. Geburtstag. Er gehört dem Lehrkörper der hiesigen Universität seit 46 Jahren an. Der Jubilar hat auch für das nächste Semester eine Vorlesung angekündigt.

* **Berlin.** Dem Privatdozenten in der juristischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität, Dr. Paul Heilborn, und dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät derselben Universität, Dr. Karl Gebhard, ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Wien.** Das Professorenkollegium der philosophischen Fakultät der Wiener Universität hat, wie der „Voss. Ztg.“ gemeldet wird, als Nachfolger des Professors der allgemeinen Geschichte, Dr. Max Büdinger, der gestern seine letzte Vorlesung hielt und aus dem Amt scheidet, primo loco den Professor Dr. Schaeffer v. Boichhorst in Berlin vorgeschlagen.

* **Budapest.** Der Professor der Anatomie an der hiesigen Universität und derzeitiger Rektor derselben, Geza Michalkovics, ist am 12. Juli im Alter von 55 Jahren gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Bibliotheca Teubneriana: Musici scriptores graeci. Ed. Carolus Janus; Herons von Alexandria Druckwerke und Automatentheater. Griechisch und deutsch herausgegeben von Wilh. Schmidt. Leipzig, B. G. Teubner 1899. — Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten. Lieferung 19: Mittelalter und Renaissance. Bearbeitet von Dr. A. Weese. München und Leipzig, G. Hirth 1899. — Sonder-Abdruck aus der Zeitschrift für Kulturgeschichte. Hggb. von Dr. Gg. Steinhausen. Weimar, Emil Felber. — Ad. v. Wenckstern: Ein Prozent. Die Schaffung und Erhaltung einer deutschen Schlachtflotte. Leipzig, Duncker u. Humblot 1899. — Handbuch der deutschen Aktien-Gesellschaften. Ausgabe 1898—99. II. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanz-Literatur A.-G. 1899. — Meyers Kleines Konversations-Lexikon. VI. Auflage. Band III. (Schluß.) — William Z. Ripley: A selected Bibliography of the Anthropology and Ethnologie of Europa. Boston, The Trustees of the Public Library 1899.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 14. Juli. Nummer 158.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Kunst und Aesthetik.[1])

Von Prof. Arthur Drews.

Die Entwicklung der modernen Kunst ist auch auf die Kunstkritik nicht ohne Einfluß geblieben. Früher war man der Ansicht, daß es einen objektiven Grund der Schönheit gäbe und daß es die Aufgabe des Kritikers sei, diesen objektiven Grund herauszustellen und ein sachliches und allgemeingültiges Urtheil über die Kunstwerke auszusprechen. Nachdem die moderne Kunstentwicklung einen objektiven Maßstab nach dem anderen zum alten Eisen geworfen und dazu gelangt ist, weder die Idee, noch die geschichtliche, noch irgend eine andere Wirklichkeit außerhalb der künstlerischen Persönlichkeit als Grund oder Gegenstand des Kunstschaffens anzuerkennen, hat neuerdings auch die Kritik ihre Bemühungen um eine objektive Allgemeingültigkeit aufgegeben und sich gleichfalls dem schrankenlosesten Subjektivismus in die Arme geworfen. In den Kunstzeitschriften und der Tagesschriftstellerei hat man schon seit längerer Zeit darauf verzichtet, sich über Kunstwerke rein sachlich auszudrücken. Eine launenhafte, in Stimmungen schwelgende, jede Objektivität ausdrücklich von der Hand weisende Besprechungsart — denn „Kritik" kann man es nicht nennen —, eine Kunstbetrachtung, welche den Nachdruck nicht so sehr auf die Werke als vielmehr auf ihre Schöpfer legt, die letzteren gleichsam wie die leibhaftigen Nietzsche'schen Uebermenschen bewundert und sich selbst mit dem Anstrich des „Künstlerischen" aufzuputzen liebt, ist gegenwärtig zur Mode geworden und macht die Auslassungen unsrer Kunstschriftsteller zu einer ebenso gespreizten wie unerquicklichen Lektüre. Aber in die ernsthaften Darstellungen der Kunstentwicklung hatte diese Manier bis jetzt noch keinen Eingang gefunden. Selbst Muther, dessen Stärke doch gewiß nicht in einer vorurtheilslosen Sachlichkeit beruht, hatte in seiner Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts noch versucht, einen Standpunkt über den einzelnen Parteien einzunehmen und einen allgemeinen Maßstab an die verschiedenen Kunstwerke anzulegen. Es war dem Verfasser des obengenannten Werkes vorbehalten, ein jedes derartiges Streben prinzipiell zu verwerfen und in einer kunstgeschichtlichen Darstellung von beinahe 700 Seiten sich selbst ausdrücklich zur Fahne des modernen kunstkritischen Subjektivismus zu bekennen: „Mein Urtheil ist meines und ist nur soviel werth, als ich selbst werth bin. Aber es hat keine Gültigkeit über mich hinaus, und ich verwahre mich für alle Fälle selbst dagegen, daß mein Urtheil sich nicht ändern werde. Es gibt kein richtiges Urtheil, sondern wie der Wechsel das Wesen einer lebendigen Kunst macht, so auch das eines lebendigen Urtheils. Wie die Kunst meines Erachtens nur sein kann, wenn sie aus Eigenem kommt, so kann sie auch nur sein, wenn das Urtheil aus Eigenem gefällt wird. Ich bin Partei, ganz Partei, wenn auch von meiner Partei und nicht die einer Versicherungsgesellschaft auf Ruhm. Also ist mein Urtheil auch nicht gerecht. Im Gegentheil, es ist ganz einseitig, nämlich nur von meiner Seite. Schön ist, was gefällt; mir ist schön, was mir gefällt, Anderen anderes!"

Das ist in der That die Uebertragung des Stirner'schen Individualismus in die Kunstkritik und die grundsätzliche Verleugnung aller ästhetischen Prinzipien. Man kann nicht leugnen, daß diese Auffassung der Kunstdarstellung im ersten Augenblick sehr viel Bestechendes hat. Dieser Subjektivismus erleichtert offenbar zunächst dem Kritiker sein schwieriges und undankbares Geschäft in sehr erheblichem Maße, indem er ihn alles ästhetischen Wissens und konsequenterweise auch alles Verständnisses überhebt. Er schützt ihn zugleich vor der Gefahr, sich zu blamiren, da er ja selbst seinem Urtheil keine objektive Bedeutung beimißt und sich immer hinter die Stimmung des Augenblicks verschanzen kann. Und schließlich, was nicht zu verachten ist, er erwirbt ihm noch dazu die Sympathie der Künstler, vorausgesetzt nämlich, daß er vorsichtig genug ist, die Letzteren mit seinem Urtheil nicht vor den Kopf zu stoßen, und dazu ist er ja auf seinem Standpunkt nicht verpflichtet. Ich zweifle daher nicht, daß Gurlitts Werk gerade in Künstlerkreisen viel Anklang finden wird, und wenn man sich hier zu seiner Lektüre verstehen wird, so wird man jedenfalls mehr Gewinn daraus ziehen als aus der modischen Lektüre Nietzsche's oder gar des fürchterlichen „Rembrandt als Erzieher", eines Buches, von welchem Gurlitt uns verräth, daß es „das erste Buch seit Jahrzehnten" gewesen sei, „das von Künstlern wirklich gelesen wurde. Vielleicht nicht bis zur letzten Seite, aber sicher bis zur dritten: bis zu dem Absatz Individualismus". (!)

Wenn das wahr ist — und ich möchte es zur Ehre unsrer Künstler nicht glauben — so zweifle ich freilich, daß sie das Gurlitt'sche Werk wirklich studiren werden. Denn sein Verfasser ist trotz alles Subjektivismus ein viel zu geistvoller und ernsthafter Gelehrter, als daß seine Forderung einer „künstlerischen, lustigen und vom Augenblick beherrschten Kritik" allzu tragisch zu nehmen und die Verwerfung objektiver ästhetischer Prinzipien, die er als Grundsatz aufstellt, in der Praxis von ihm wirklich durchgeführt wäre. Gurlitt versichert zwar: „Niemals habe ich die Absicht gehabt, mein Urtheil zum herrschenden zu machen, selbst wenn ich es gekonnt hätte. Mein Urtheil ist meines, und nichts liegt mir ferner, als es Anderen aufdrängen zu wollen." Allein thatsächlich kann doch auch er, ebensowenig wie irgend ein Anderer, bei der Betrachtung oder Bewerthung der Kunstwerke ohne einen objektiven Maßstab auskommen, muß er sein Urtheil durch allgemeine Erörterungen über das Wesen der Kunst begründen und thut er dies in einem Maße, daß die Aesthetik, die sich aus seinem Werke

[1]) Cornelius Gurlitt: Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts. Ihre Ziele und Thaten. Berlin, Georg Bondi 1899.

Digitized by Google

herausziehen ließe, neben demjenigen, was Gurlitt unter diesem Namen bekämpft, sich ganz wohl sehen lassen könnte. Dahin rechne ich z. B. seine vortrefflichen Auseinandersetzungen über gewisse Grundfragen der Architektur, eines Gebietes, auf welchem Gurlitt bekanntlich Fachmann ist, über den Werth der Restauration von Denkmälern der Vergangenheit, über den protestantischen Kirchenbau, die Aesthetik des Eisenbaues, wo er überall mit Recht die objektive Zweckmäßigkeit als einen wesentlichen Faktor der Schönheit hinstellt, ferner seine Bemerkungen zur moderen Denkmalsplastik, zur kirchlichen, religiösen und geschichtlichen Kunst, sowie zur Psychologie des künstlerischen Schaffens u. s. w., Auseinandersetzungen, die viel Beherzigenwerthes enthalten und von denen sehr zu wünschen wäre, daß sie von unsern Künstlern recht gründlich gelesen würden. Gurlitt selbst liest derartige ästhetische Auseinandersetzungen von Anderen und gesteht mehr als einmal, daß er von ihnen doch etwas gelernt habe und daß sie ihn von ihrer Nichtigkeit „vollkommen überzeugt" hätten. Er erkennt neben ästhetischen Phrasenmachern und Schwätzern auch „förderſame" Kritiker und Aesthetiker an und rechnet zu ihnen z. B. den englischen Maler Reynolds, den Bildhauer Hildebrand und den Münchener Maler A. v. Berlepsch. Aber er weiß auch, daß Künstler einseitig im Kunsturtheil sind, woraus sich doch wohl folgern läßt, daß eine allseitige Aesthetik von wissenschaftlichem und künstlerischem Werth durchaus nicht prinzipiell unmöglich sein kann, wennschon sie auch vielleicht nicht wirklich ist. Trotzdem verurtheilt er die Aestheik in Bausch und Bogen, nennt sie höhnend „die gefälligste der Wissenschaften", „die wankelmüthigste der Frauen", weil sie, ebenso wie alle übrigen realen Wissenschaften, sich selbst nicht für unfehlbar hält, sondern sich mit der Veränderung und Bereicherung des empirischen Materials wandelt, und macht es sich zur Aufgabe, darzulegen, daß Kunst und Aesthetik miteinander nichts zu schaffen haben.

„Wer heute über Idealismus, Realismus, Naturalismus spricht, thut immer noch gut, sich darüber zu erklären, was er denn eigentlich unter den armen zu Tode gemarterten Fremdwörtern versteht." Sehr richtig. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß Gurlitt sich auch darüber erklärt hätte, was er denn eigentlich unter der von ihm so bitter angefeindeten „Aesthetik" versteht. Offenbar nimmt er diesen Begriff sehr, sehr weit, denn er befaßt darunter alle theoretischen Auseinandersetzungen über künstlerische Fragen, ganz gleich, ob sie von Denkern, wie Schelling, Hegel und Vischer, oder von halbgebildeten Artikelschreibern, von Zeitungskritikern, wie Schorn, oder von Pastoren (Hölscher) kommen. Ja, es ist mir sogar sehr zweifelhaft, ob er die Aesthetik der Ersteren wirklich genauer studirt hat; denn wenn er den „grundlegenden Philosophen" vorwirft, daß sie die Gesetze der Kunst „mit wahrhaft rührender Unkenntniß der letzteren" geschaffen hätten, so weiß ich nicht, von welchem jener „grundlegenden" Aesthetiker dies gelten soll. In jedem Falle unterscheidet er in keiner Weise zwischen der ersten und der zweiten Klasse von Kunstschriftstellern und hat es dann natürlich leicht, indem er die Thorheiten und Sünden der Gelegenheitskritiker der Aesthetik als solchen auf die Rechnung schreibt, die letztere zu verunglimpfen und lächerlich zu machen. Dazu kommt aber noch ein anderes. Sieht man nämlich genauer zu, so zeigt sich, daß überall, wo Gurlitt von der wissenschaftlichen Aesthetik, der Aesthetik im engeren Sinne und ihrer „verschrobenen Schönheitslehre" spricht, er immer nur eine besondere Art derselben, nämlich die abstrakt-idealistische Aesthetik im Sinne hat, jene Aesthetik, die von einem „märchenhaften Reich des Schönen" in einem besseren Jenseits träumt, „aus dem die Kunst ab und zu uns Kunde zukommen lasse". „Idealismus," definirt Gurlitt, „ist die Anhänglichkeit an ein Ideal, das irgendwer als das echte erklärt und das nun stillschweigend als das einzige hingenommen wird." Früher meinte man, daß dieses Ideal in der Antike zu finden sei, und die größten Geister des deutschen Volkes, Männer wie Winckelmann, Lessing, Goethe, Schiller, Schelling ꝛc., gründeten darauf den sogenannten Klassizismus. Dann erblickte man dies Ideal im christlichen Mittelalter (die Romantik), in den Ideen der Philosophie (Cornelius), in der Weltgeschichte (Kaulbach, Piloty) oder man glaubte es bei einzelnen Künstlern der Vergangenheit, den Präraffaeliten (die Nazarener, Overbeck), den Spaniern oder Holländern verwirklicht und suchte darum diese nachzuahmen. Nachahmen aber kann man doch nur das Bewußte, dasjenige, wovon man eine abstrakte Erkenntniß besitzt, und darum ist klar, daß ein auf Nachahmung begründeter Idealismus ein abstrakter Idealismus ist, ein Idealismus, der mit dem „göttlichen" Plato die Idee für einen abstrakten Begriff ansieht und mit ihm verwechselt, die Reflexion an die Stelle der Intuition setzt und dem wissenschaftlichen Geiste die Herrschaft über den künstlerischen einräumt.

Es gehört zu dem Feinsten und Geistvollsten, was hierüber je gesagt ist, wie Gurlitt die verhängnißvollen Einflüsse aufdeckt, welche diese abstrakte Schönheitslehre auf die Kunst des 19. Jahrhunderts ausgeübt hat. Er hat die Wunden, die sie dieser Kunst geschlagen hat, erbarmungslos aufgedeckt und mit Recht auch einen Goethe nicht geschont, weil er die Kunst in die spanischen Stiefel des abstrakten Idealismus schnüren wollte. Besonders die magische Anziehungskraft, die Rom von jeher auf die Künstler ausgeübt hat, beruht, wie Gurlitt zeigt, auf jenem falschen Idealismus und hat unsrer Kunst auf lange Zeit das Mark der konkreten Individualität aus den Adern gesogen. „Man hielt dem Volk und mit ihm der Kunst einen Kehricht von Idealen als das Echte vor und muthete der Welt, der Jugend zu, wie die Lumpensammler in diesem Kehricht zu suchen, was sie brauchen kann. Was Giacomo und Jean und Bob und Michel gestern übrig gelassen hatten, die Reste der Vergangenheit von allen Tellern zusammengekratzt und aus allen nicht leer gelassenen Töpfen zusammengeschüttet, das ist bald für heute in eine Form gebracht, die durch ihre Neuheit den Unwissenden darüber täuscht, daß ihr Inhalt nur der Ablehnung würdig sei." Die ganze Kunstentwicklung im 19. Jahrhundert stellt sich, wie Gurlitt in Uebereinstimmung mit Muther zeigt, als das Ringen der Kunst dar, von den Fesseln jenes abstrakten Idealismus loszukommen, als den großen Befreiungskampf der Künstler um die eigene Selbständigkeit und die Freiheit von Tradition und Wissenschaft.

Aber fällt mit den Machtsprüchen der abstrakt-idealistischen Aesthetik, unter denen die Kunst während der ersten beiden Drittel des Jahrhunderts gestanden hat, die Aesthetik überhaupt zusammen? Sind Aesthetik und abstrakter Idealismus eins und dasselbe; muß die Aesthetik als solche nothwendig abstrakt-idealistisch sein? Aus seinen Aeußerungen muß man schließen, daß Gurlitt dies thatsächlich annimmt. Und doch kennt er außer dem abstrakten auch ein konkretes, „ein bestimmtes, dem Einzelnen angemessenes, von ihm selbst erkorenes oder gar geschaffenes Ideal", doch spricht er von einem Idealismus, der, im Gegensatz zur Antike, die Natur in ihrer Eigenart zum Vorbild nimmt, doch lobt er einen Marées und Böcklin wegen ihrer individuellen und konkreten Kunst, die keineswegs Realismus im Sinne der Modernen ist, ja er schildert diesen konkreten Idealismus des Letzteren, der nicht die Welt darstellt, wie sie ist, sondern eine neue, zwar durch und durch persönliche und

Digitized by Google

individuelle, aber doch zugleich ganz objektive Welt aus Eigenem schafft, eine Welt, die nicht wahr, sondern „überwahr“ ist, er schildert ihn, sage ich, in so lebendigen Farben, mit einer solch echten und wohlthuenden Begeisterung, daß der Idealismus doch nicht überhaupt verwerflich sein kann. Es gibt also doch auch einen „*künstlerischen*“ Idealismus, so wie es nach Gurlitt eine höhere Art der Wahrheit, eine künstlerische Wahrheit neben der Wirklichkeit gibt, und irre ich nicht, so ist Gurlitt sehr geneigt, diesen künstlerischen oder *konkreten* Idealismus, wie ich ihn, mit Hartmann, nenne, über den Realismus und Naturalismus zu stellen, ja in ihm den eigentlichen Gipfelpunkt der modernen Kunstentwicklung zu erblicken, in welchem dieselbe ihr Ziel erreicht hat, und zu dem der Realismus mit seinen verschiedenen Schattirungen nur eine Art von Vorstufe oder Durchgangspunkt bildet. Gurlitt ist sich hierüber nur, wie die gesammte moderne Kunstkritik, selbst nicht klar, weil es ihm an dem passenden Ausdruck zur Unterscheidung jenes neuen künstlerischen, konkreten Idealismus vom alten unkünstlerischen, abstrakten Idealismus mangelt, weil er noch zu tief in modischen Vorurtheilen drinsteckt, um mit dem Realismus vollständig zu brechen, und weil er bei seiner Gegnerschaft gegen die Aesthetik sich scheut, die Kunstanschauung des Realismus und Naturalismus als unästhetisch zu verwerfen. Er ist sich so wenig darüber klar, wie sein ganzer Kampf gegen den Idealismus nur dem abstrakten Idealismus gilt, daß er z. B. an *Klingers* Idealismus nichts auszusetzen findet, obwohl er zugeben muß, daß *Klinger* mit seiner Betonung des Gedanklichen in der Kunst „jenen Vielgeschmähten der älteren Idealistik nichts nachgibt, von denen man sagte, man verstehe sie nicht ohne einen gedruckten Zettel in der Hand“. „Denn er ist Idealist in einem Sinne, der von jenem des *Cornelius* nicht mehr so fern erscheint. Man kann zum mindesten nicht die Geistesüberlastung bei *Cornelius* höhnen und gleichzeitig *Klingers* Inhaltlichkeit preisen.“ Warum rühmt er aber dann *Klinger* und tadelt er *Cornelius*? Oder tadelt er ihn gar nicht? Man wird zugeben müssen, daß in seinem Urtheil über den Letzteren Lob und Tadel sich mindestens die Waage halten. Ja, wenn ich recht abschätze, so überwiegt sogar das Lob. Was er tadelt, ist doch wesentlich nur die Abstraktheit und Verstiegenheit seiner Ideen. Aber Gurlitt ist eine viel zu fein empfindende und künstlerisch veranlagte Natur, um das Bestreben des Meisters nicht herauszufühlen, jene abstrakten Ideen mit konkretem, persönlichem, individuellem Leben zu erfüllen. „Der Todte erwacht, wenn man ihm durch seine Werke hindurch in die Seele schaut. Da wirkt noch eine Kraft, die nicht mit begraben wurde, eine Kraft, die nur von einem großen Menschen ausgeht, einem Unsterblichen. *Cornelius* ist noch nicht überwunden. Er ist einer der Wenigen aus der Frühzeit unsres Jahrhunderts, der uns noch einmal überwinden wird.“ Wenn das keine bloße Phrase sein soll, was anders kann Gurlitt meinen, als daß *Cornelius*, dieser „gewaltige, tiefe und ernste Mensch“, uns helfen wird, die Plattheit und Ideenlosigkeit des Naturalismus und die Windbeuteleien des Symbolismus zu überwinden, daß er uns lehren wird, unsre Kunstwerke wieder mit „idealem Gehalt“ zu erfüllen, nur freilich nach dem Durchgang durch den Realismus nicht mehr mit abstraktem, sondern vielmehr mit *konkretem* Gehalt, der ihm selbst durch die ästhetische Richtung seiner Zeit verbaut war? Wenn die Tyrannei der abstrakt-idealistischen Aesthetik aus irgend einem modernen Künstler eine tragische Figur gemacht hat, so ist es *Cornelius*. Denn er besaß ohne Zweifel die Fähigkeit, die tiefsten, gehaltvollsten Werke zu schaffen, er war ganz der Mann, uns eine echt nationale, monumentale Kunst zu schenken; aber um die platonische abstrakte Idee aus dem Wolkenkuckucksheim ihrer erträumten Wirklichkeit herabzuholen und in die Welt des ästhetischen Scheins einzuführen, dazu reichte selbst die Kraft dieses Riesen nicht aus; und so hat er in seinem Ringen mit einer unlösbaren und falsch gestellten Aufgabe uns bloß unvollkommene und schwer zu würdigende Werke hinterlassen.

Es ist Gurlitt aufs höchste anzurechnen, daß er diese wahre Natur des *Cornelius* erkannt hat. Sein Urtheil über den Letzteren sticht dadurch aufs vortheilhafteste ab von der pietätlosen Behandlung desselben bei *Muther* und der verständnißlosen Gleichgültigkeit, womit die „Modernen“ auf *Cornelius* herabzusehen pflegen. Aber freilich kann derselbe auch nur dann richtig gewürdigt werden, wenn man den Idealismus nicht prinzipiell von der Hand weist. Dies aber ist nur möglich, wenn man sich über den Unterschied zwischen abstraktem und konkretem Idealismus klar ist, was Gurlitt, wie gesagt, nicht ist; und dazu braucht man wieder — Aesthetik. Ist der abstrakte Idealismus, wie Gurlitt darlegt, ein unkünstlerisches Prinzip und ist die Abstraktheit seines Idealismus bei *Cornelius* zu tadeln, dann kann er nicht bei *Klinger* rühmenswerth sein. Hier wäre es am Platze gewesen, darauf hinzuweisen, daß der „Neuidealismus“ der modernen Kunst, den sie sich nach langen Kämpfen und Mühen glücklich erstritten hat, nur dadurch von Werth ist, daß er sich prinzipiell von allem abstrakten Idealismus unterscheidet, daß das Bepacken der Kunstwerke mit reflektirter Gedankenfracht gerade vom Standpunkte dieses neuen Idealismus aus verwerflich oder doch zum mindesten bedenklich ist und daß das Kokettiren der modernen Kunst mit dem Japonismus, dem Symbolismus und Mystizismus und der Romantik sie über kurz oder lang wieder zum abstrakten Idealismus zurückführen muß, von welchem die Kunstentwicklung in unserm Jahrhundert ausging. Wenn die Kunstkritik in komischer Abneigung gegen die Aesthetik derartige Hinweise versäumt, wenn sie sich in ihrem modischen Subjektivismus, der doch im Grunde nur ein prinzipienloser Eklektizismus ist, darin gefällt, über Kunstwerke und Künstler bloß amüsant zu plaudern, so ist sie in wissenschaftlicher Hinsicht werthlos und sinkt sie trotz allen Aufwandes von Wissen und Geist auf den Standpunkt des Feuilletons herunter.

Was bleibt nun also von dem ganzen Kampfe Gurlitts gegen die Aesthetik übrig? Zunächst und vor allem, wie gesagt, seine Verwerfung der abstrakt idealistischen Aesthetik, die den Künstler auf bestimmte Ideale von begrifflicher und bewußter Art festnageln möchte; dann aber auch seine Abneigung gegen jede ästhetische Tyrannei, gegen eine Aesthetik, die den Künstlern Gesetze vorschreiben und sie zwingen will, sich ihren abstrakten Regeln zu beugen. Nun dürfte es aber wohl schwer sein, in der Gegenwart eine wissenschaftliche Aesthetik nachzuweisen, die in dieser Weise die Flügel der ästhetischen Phantasie beschneiden möchte; und was den abstrakten Idealismus anbetrifft, so dürfte er seine Vertreter höchstens noch in katholischen Kreisen finden und selbst hier nur mehr ein Schattendasein führen. Was heute auf den Kathedern als Aesthetik vorgetragen und in Büchern und Broschüren an ästhetischen Untersuchungen auf den Markt gebracht wird, ist von allen abstrakt idealistischen Anwandlungen so weit entfernt und steht in psychologischer Hinsicht vielfach dem modernen Subjektivismus selbst so nahe, daß es den Künstler weit eher als eine Art mystisch-unfehlbaren Wesens anstaunt, als daß es sich herausnimmt, ihm Vorschriften machen zu wollen. Die moderne Aesthetik — und im Grund gilt das ja auch von der alten, soweit sie auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch macht — will das Wesen und den Grund des Schönen erkennen, sie sucht den psychologischen Prozeß zu ergründen, durch welchen

Digitized by Google

Kunstwerke zustande kommen u. s. w., sie betrachtet mit Recht das Aesthetische ebensogut für einen Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntniß, wie irgend etwas anderes, und sieht dabei die gegebenen Kunstwerke als empirische Objekte an, um ihre Erkenntnisse daraus zu induziren — es ist absolut nicht einzusehen, warum ihr das verwehrt sein sollte, und wodurch sie die Vorwürfe verdienen sollte, womit Gurlitt sie wegen dieses Unternehmens überschüttet. Denn daß dies Unternehmen ein prinzipiell verfehltes sein und daß es der Wissenschaft überhaupt nicht möglich sein soll, werthvolle und objektive Erkenntnisse in ästhetischen Dingen zu gewinnen, das wird doch Gurlitt im Ernst nicht behaupten wollen, zumal er selbst, wie gesagt, auf Schritt und Tritt ästhetische Erkenntnisse zutage fördert. Daß die moderne Kunst aus dem einengenden Gewande der alten Aesthetik herausgewachsen ist und diese ihren praktischen Einfluß auf den Kunstbetrieb eingebüßt hat, ist richtig, und ebenso richtig ist es, daß die Kunst hiebei nur gewonnen hat. Aber ganz falsch ist es, daß Kunst und Aesthetik nothwendig immer Gegensätze sein müßten und daß es für die Künstler geradezu eine Ehrensache sei, sich nicht um die Aesthetik zu bekümmern. Ignoranz und Gleichgültigkeit gegen das Wesen der eigenen Beschäftigung ist niemals ein besonderer Vorzug, auch auf dem Gebiet des Kunstschaffens nicht, und daß der moderne Subjektivismus mit seiner ästhetischen Zerfahrenheit und seiner übertriebenen Beweihräucherung der künstlerischen Persönlichkeit ein besonders geeigneter Standpunkt für den Künstler sei, davon bin ich durch Gurlitts Ausführungen nicht überzeugt worden.

Wir haben heute allerdings keine allgemein anerkannte Aesthetik, weil die letztere, als eine induktive Wissenschaft, sich nach dem Standpunkt der Kunst richten muß und die moderne Kunst mit ihrem beständigen Standpunktswechsel auch die wissenschaftliche Betrachtung nicht zu festen Ansichten kommen läßt. Wenn die Kunst nur erst einmal mit ihrem Geschwindmarsch durch die vielen modernen Ismen zu Ende gekommen und zu einem relativen Ruhepunkt gelangt sein wird, dann wird auch die Aesthetik wieder Athem schöpfen und mit ihrer wissenschaftlichen Fixirung und Bewerthung des endlich Erreichten nachkommen können. Dann wird aber auch der heutige Subjektivismus und übertriebene Individualismus in der Kunst sowohl wie in der Kunstschriftstellerei überwunden sein, der doch offenbar nur den begrifflich fixirten Ausdruck der heutigen Rathlosigkeit und Prinzipienlosigkeit darstellt, und die Zeit wird da sein, wo Kunst und Aesthetik sich nicht mehr feindlich gegenüberstehen, sondern Hand in Hand ihren gemeinschaftlichen Weg verfolgen. Damit es zu einer solchen Versöhnung kommt, ist aber nöthig, daß auch die Herren Künstler nicht ferner mehr in hochmüthiger Ablehnung auf die Wissenschaft herniedersehen, sondern sich mit ihren gesicherten Ergebnissen bekannt zu machen suchen. Das wird freilich etwas mühsamer sein, als drei Seiten von „Rembrandt als Erzieher“ zu lesen, aber ich glaube, es wird für sie von größerem Vortheil sein als die Art, womit die heutigen Kunstgelehrten ihnen wegen ihres Mangels an bestimmten Prinzipien schmeicheln.

„Mein Urtheil ist meines und ist nur so viel werth, als ich selbst werth bin.“ Ich darf hienach wohl annehmen, daß Gurlitt das Gleiche, was er für sich beansprucht, auch Anderen einräumen und es mir nicht allzu schlimm anrechnen wird, wenn ich dargelegt habe, daß und warum ich den prinzipiellen Standpunkt seines Buches (wenn man die Erhebung der absoluten Standpunktslosigkeit zum Standpunkt so nennen darf) nicht theilen kann. Ich muß darauf gefaßt sein, daß er nach meiner Darlegung mich selbst vielleicht nicht sehr hoch bewerthen wird. Aber das kann mich doch nicht abhalten, auszusprechen, daß der Kunstschriftsteller Gurlitt jedenfalls sehr viel werth ist, daß sein Buch darum, auch ganz abgesehen davon, daß in ihm eine bestimmte Zeitrichtung zum Ausdruck kommt, ein höchst geistvolles und interessantes ist und daß ich seine „lustige Kritik“ mit größtem Vergnügen gelesen habe. Sie ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, wo Gurlitt sich den „Geist“ doch gar zu billig verschafft, wie bei dem Einwande gegen Böttichers Tektonik auf S. 82, oder wo er sich auf das Gebiet der Künstleranekdoten aus der Stunde nach Mitternacht verirrt, wie in der Geschichte mit dem Baron Sina, fast immer geschmackvoll, feinsinnig und amüsant, umsomehr, als Gurlitt selbst mitten im Kunstleben darinsteht und manche der wichtigsten Vorgänge desselben aus persönlicher Erfahrung kennen gelernt hat. Und so wirkt sein Buch in der That, wie der „Waschzettel“ angibt, „wie der Verkehr mit einem originellen und interessanten Menschen“, den man auch da gern plaudern hört, wo man außer stande ist, ihm zuzustimmen.

---

## Girolamo Rovetta.

Von Valerio Flamini.

### II.

In der „Baraonda“ zeigt sich so recht die dramatisch angelegte Natur von Rovetta's Talent. Es geschieht sehr viel, und die Charaktere entwickeln sich, ganz shakespearisch, durch ihr Handeln und ihr Wollen. Wenn man derartige Bücher liest, wo sich die ganze Seele eines Volkes ausspricht, erscheinen solche individuellen psychologischen Studien, wie man sie jetzt in Frankreich vielfach fabrizirt, recht winzig und fade: sie nehmen sich aus, wie ein einfaches modernes Genrebild neben dem riesigen Fresko eines italienischen Meisters des 15. Jahrhunderts. Rovetta hat offenbar von Jenen den breiten Pinselstrich, die Schöpfungsgabe geerbt, welche mit Leichtigkeit die Personen zu Hunderten vorführt; in unsern Tagen ist er darin von den Verfassern des „Assommoir“ und des „Bel-Ami“ — auch zwei wunderbaren Beschreibern der Menge — nur um Weniges übertroffen worden. Wenn man diese Autoren studirt, zweifelt man am bloßen analytischen Roman; man empfindet die Beschränkung einer Form, welche die Entfaltung einer Fähigkeit ausschließt, die diesen Romandichtern eigen ist, nachdem sie Scott, Balzac, Tolstoi und alle die Erzähler, die mit großen Gesammtwirkungen vorgehen, besessen haben: die Färbung des bewegten Lebens.

Erfreulich ist es doch, wie diese vielseitige, geschmeidige, der modernen Seele so vollständig angemessene Kunst des Romans gegenwärtig in allen Ländern tüchtige Vertreter besitzt. Diese bewundernswerthe Gattung ist nicht von jener glorreichen Reihe abgeschlossen worden, die von Scott bis zu Maupassant und Daudet reicht — um nur von den Todten zu sprechen. Unter denen, die noch in der vollen Blüthe ihres Schaffens stehen, nimmt Rovetta eine bedeutende Stelle ein. Die Handlung seiner „Baraonda“ ist vor allem der Durchführung der Charaktere untergeordnet und Beides dazu bestimmt, den Grundgedanken, die Satire der falschen Vaterlandsliebe zu beleuchten; daher streben alle Theile des Werkes nach demselben Zweck. Wer in einem spannenden Roman einige Scenen des italienischen Lebens mit Unparteilichkeit und Kunstverständniß dargestellt finden will, der greife zu diesem Buche, das in Italien schon einen so außerordentlichen Erfolg erlebt hat. Während der Lektüre kann man da und dort durch die Abneigung, die Einem die meisten Personen einflößen, verletzt werden. Doch die sprechende Wahrheit der Typen muß Jedem auffallen. Sie leben vor uns, glaub' ich, hauptsächlich, weil sie komisch sind. Diesem Zuge, der im Leben auch in den tragischen Situationen so merkwürdig hervortritt und von

Digitized by Google

den heutigen Romandichtern zu sehr vernachlässigt wird, verdanken besonders wir Italiener den Erfolg unsrer Kunstwerke. Rovetta ist würdig, aus derselben Stadt zu stammen, wie die ausgezeichneten Humoristen Carlo Porta und Alessandro Manzoni. Von seinem jetzigen Mitbürger Giovanni Visconti-Venosta (dem Bruder des Diplomaten), der den manzonianisch-optimistischen Zug in seinen geistreichen Humoresken noch immer nicht abgelegt hat, ist Rovetta in allem anderen verschieden; doch die treffende Ironie hat er mit ihm gemein. Während die ernste Seite unsres Romans Rovetta's Talent für die Seelenschilderung bekundet, macht die launige Seite desselben dem Humoristen alle Ehre. Munter, ausgelassen, ganz italienisch in der wunderbaren Schöpfung von Matteo Cantasirena, von grimmigstem Pessimismus und der kräftigsten Satire erfüllt, wenn er die abstoßende Figur von Kloß vorführt, wird Rovetta beißend und doch rührend in der Beschreibung der Liebe und des tragischen Todes des armen Herzogs Casalbara und in jener unvergeßlichen Erscheinung des Garibaldiners Taddeo.

Merkwürdig ist der Gegensatz zwischen Rovetta und den anderen Schriftstellern Oberitaliens, die noch der idealistischen Richtung huldigen. Unter Letzteren erfreut sich Salvatore Farina in Deutschland einer besonderen Beliebtheit, und in der That hat auch die italienische Kritik die sittliche Haltung, den sympathischen Idealismus und das ernste Ringen nach Wahrheit und Naturtreue in Zeichnung und Farbe bei ihm hervorgehoben. Dabei aber hat sie seine mäßige Erfindungsgabe nicht unerwähnt gelassen. Daß Farina keine Typen geschaffen hat, die man als neue bezeichnen könnte, wollen wir ihm nicht vorwerfen. Es ist heute auch im Roman ein mißliches Geschäft, Niedagewesenes hervorzubringen, und mit Labruyère und Goethe sieht man sich veranlaßt, zu wiederholen: „Alles ist schon gesagt, und es kommt nur darauf an, es in neuer Art zu sagen." Was nun das spannende Element betrifft, so fehlt es in einigen seiner Erzählungen nicht. Lebhaftes Gefühl für häusliche Tugend, häusliches Glück und die Segnungen der Freundschaft, dies ist der Grundton, dies sind die leitenden Motive seiner Novellen und seiner Romane. Eine humoristische Ader (umorismo), die idyllische Behandlung der Landschaft und des Hauses, endlich die einfache, durchsichtige und gefeilte Sprache bilden die schmückenden Zuthaten. Aus letzteren besonders spricht Kunstgefühl und ein zähes Trachten nach Vollkommenheit. Die italienische Kritik hat diese Vorzüge bereits in allen Tonarten gelobt, so daß es mir fast vorkommen will, wir stehen hier einer sogenannten „réputation surfaite" gegenüber. Ein gebildeter und denkender Leser wird in Farina's Talent bald wesentliche Lücken gewahren, eine gewisse Dürftigkeit der Phantasie und der Erfindung, etwas zahmes, mattes und frostiges, das den Eindruck mühsamer Zangengeburten macht. Man glaubt viel lieber an den zähen Willen als an die Schöpferkraft Farina's. Da sprudelt es doch ganz anders bei Rovetta. Bis zum Zerspringen voll sind seine Rahmen. Welche Fülle von Gestalten, wie haften sie in unsrer Phantasie, wie unendlich vieles sieht der bedeutende Realist, und wie sicher zeichnet er, was er einmal angeblickt, wie verschwindet bei ihm die These des Romans hinter dem Reichthum des unendlichen Lebens! Bei Farina dagegen meist blasse und unbestimmte Figuren, der dünne Faden einer Handlung, an dem die nackte These entlang hinkt, die Gespräche häufig matt, fast ordinär, zuweilen so, als müßten sie mit jedem Augenblick aus Mangel an Brennstoff verglimmen. Farina birgt keine reiche Welt in sich, und die Außenwelt kennt er nur stückweise. Ein Familien- und Kabinetsmann, versteht er nur die Typen der Häuslichkeit, die donna di casa, zu malen. Alles andere, vorab was man Welt und Gesellschaft nennt, kennt er offenbar mehr vom Hörensagen als durch anschauende Uebung. Für längere Romane scheint sein Athem nicht auszureichen, daher seine charakteristische Aeußerung, die Novelle sei dem Roman vorzuziehen, weil sie komprimire. Wo es an Material fehlt, ist allerdings der enge Rahmen der geeignetere. Farina's ganzes Schaffen wird ein Franzose „un peu fouetté" nennen; denn wo es nicht schäumen will, peitscht es der kleine Kunstbesen heraus. Die Sprache ist rein und glatt, elegant und fein, aber ein treffender, packender, origineller Ausdruck, ein prägnantes Bild, das Leidenschaft oder Poesie oder Witz im Busen trägt, sind bei Farina eine Seltenheit. Er ist der Mann der idyllischen Ruhe, des ewigen Friedens und der verzweifelten Windstille. Dies meine unmaßgeblichen Einwendungen gegen das Loblied der italienischen Kritik und ihr tönendes „è lui, è lui!"

Die italienische Ausdrucksweise der „Baraonda" läßt, wenn sie auch besser ist als die der früheren Romane unsres Schriftstellers, allerdings etwas zu wünschen übrig. Doch im ganzen bewegt sich Rovetta's Sprache in jener belebenden Darstellung, die zum periodischen Stil älterer italienischer Romane einen wohlthuenden Gegensatz bildet und mehr und mehr Eigenthum der modernen italienischen Romanschreiber zu werden scheint.

In seinem Fall zeigt es sich so recht, daß die Korrektheit nicht dasjenige ist, was den Stil zu einer Gewalt macht. Die „Linguaj", wie man die Epigonen der alten Puristen spöttisch zu nennen pflegt, bekreuzen sich über Rovetta's Gallizismen, über seine Natürlichkeit, über seine Vernachlässigung der Feile, der klassischen und akademischen Wendung. Aber auch sie fühlen sich behext durch die unwiderstehliche Beredsamkeit eines Mannes, der uns immer bezaudert, er mag nun handeln oder reden oder schreiben. Wer ein Buch von Rovetta aufschlägt, dem ist es zumuthe, als schaute er nieder in einen üppig sprudelnden Quell; Welle auf Welle, Sprudel auf Sprudel, ein lustiges und stetes Durcheinanderschäumen, das sich nimmer erschöpfen, noch leeren will.

Die Prüfung der Sprache jedes neu erscheinenden Romans bildet ja mehr als anderswo eine stehende Rubrik der italienischen Recensenten. „Er ist nicht reinlich, er sündigt in Provinzialismen, in Gallizismen," so lautet der täglich sich wiederholende Wahrspruch der kritischen Jury, umsomehr, da Italien immer noch weit entfernt ist von jener Einheit des Wörterbuchs und der Phraseologie, welche Frankreich vermöge seiner Zentralisation und dem Uebergewicht seiner gewaltigen Hauptstadt schon längst auf die Spitze getrieben, und da die Mehrheit der Italiener weder über die toscanische Aussprache, noch über die toscanische Phraseologie zu verfügen in der Lage ist.

Diese Frage der relativen Sprachreinheit ist aber für den literarischen Werth einer Dichtung von untergeordneter Bedeutung. Man hat dem Livius patavinische, Rousseau savoyische, Walter Scott schottische, Goethe und Schiller süddeutsche Idiotismen vorgeworfen, und dennoch blieben sie große Schriftsteller und große Stilisten. Jene Fliegenexkremente verschwinden in der Größe ihrer Gesammterscheinung. Nicht die Korrektheit, sondern das Leben und die Originalität machen das Wesen des Stils aus. Daher gebe ich Camerini recht, wenn er behauptet, ein Provinzialismus oder ein Gallizismus sei an sich ein kleiner Schaden, er lasse sich mit einem Federstrich beseitigen, nicht so die lendenlahme Langeweile, die Saft- und Kraftleere, die Farblosigkeit, die Unbeholfenheit und wie die Symptome der Impotenz alle heißen mögen.

Was endlich den gefürchteten und vielgeschmähten Einfluß der französischen Literatur anbelangt, so scheint mir dieser eine schlechte, aber auch eine gute Seite zu

besitzen. Mag er auch die unverfälschte Milch der italienischen Sprache stellenweise verunreinigt haben, so viel läßt sich nicht leugnen, daß die Franzosen im Punkte geschmackvoller, leichter und anmuthiger Darstellung für uns Alle Muster und Meister bleiben. Wie man erzählen soll, um zu fesseln, wie man sein Buch anlegen kann, um den Leser so leicht hinein-, als hinauszuführen, wer versteht das besser als die Franzosen?

Ist es nun eine Versündigung am Genius der eigenen Nation, eine solche Lektion zu kapiren? Die alten, heute fast ausgestorbenen italienischen Puristen haben so oft bewiesen, daß man Boccaccio's Wendungen an Fingers Enden mitführen kann, ohne sich damit einen Leser zu erobern. Die heutigen Romanschreiber Italiens machen keine Jagd mehr auf jene Antiquitäten, dafür aber wissen sie Bücher zu schaffen, welche ihrer Nation gefallen. Daß nun die italienischen Bücher in ihrer Mehrheit **lesbar** geworden sind, daran tragen die Franzosen wohl mehr Schuld, als die Italiener sich selbst gestehen wollen. Wenn der italienische Roman der Gegenwart die französische Grazie doch nicht erreicht hat, so entschädigt er uns andrerseits durch Humor, durch treue Sittenschilderung und in seinen Haupterscheinungen durch eine gesunde, moralische Haltung. Klassische, d. h. unsterbliche Schöpfungen kann man nicht von jeder Epoche fordern. Es gibt auch hier eine Ebbe und eine Fluth. Die Ebbe ist heute ja so ziemlich überall eingetreten; denn die Wissenschaft hat für einmal der schönen Literatur den Rang abgelaufen. Sollen wir deßhalb von einem unaufhaltsam fortschreitenden Verfall reden? So lange noch Talente wie Girolamo Rovetta und Matilde Serao sich redlich an den besten Mustern bilden, sollte das ominöse Wort aus keiner Feder fließen!

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Bilder vom Rhein.** Von **Eduard Sonne.** Verlag von Wilhelm Engelmann. Leipzig 1898. — Vorliegendes Büchlein behandelt kulturhistorische Ausschnitte aus der Entwicklungsgeschichte des Städtelebens am Rhein. Interessant ist eigentlich nur die Partie von Mainz bis Köln, wo der Verfasser die Schilderung durch Heranziehen der Erlebnisse eines den Rhein bereisenden Kaufherrn im Mittelalter zu verlebendigen weiß. Im übrigen ist die Darstellung recht ungleich und verräth stark den Dilettanten. Manchmal liest sich das Buch wie ein verschämter Reiseführer, so z. B. wenn Sonne bei der Beschreibung von Alt-Breisach die lakonische Bemerkung macht: „Von der Münsterterrasse eine schöne Aussicht." (S. 24.) Die Verse, welche das Büchlein einleiten, hätten wir dem Herrn Verfasser gern geschenkt; sie sind nichts als versifizirte Prosa. Geradezu komisch aber wirkt es, wenn Sonne im ersten Kapitel seines Buches „Der Rhein in der Schweiz" die Kulturgeschichte, die Technik und die — Belletristik als die drei Schutzgöttinnen seines Büchleins auftreten und mit ihm sich des Langen und Breiten unterhalten läßt... Item, das Ganze ist gut gemeint und vermag bei gutem Willen in einigen Partien auch zu fesseln. Eine abgerundete Darstellung bietet das Buch nicht.

Um so wohlthuender berühren **Max Ihm: Römische Kulturbilder** („Kennst du das Land?" B. XIII. C. G. Naumann, Leipzig 1898), welche uns mit einem Sprung vom Rhein- an den Tiberstrand und ins römische Reich versetzen. Sie sind mit Ausnahme des letzten Kapitels, das etwas aus dem Rahmen herausfällt, dem Leben des römischen Kaiserreichs gewidmet und bringen, wenn auch nicht immer ganz Neues, so doch sehr viel Interessantes in einer gewählten Form. Sehr fesselnd ist gleich Kapitel 1: „Heerstraßen und Verkehrswesen der Römer", das uns aus Rom hinausführt zu den Verkehrsadern des ungeheuren Reiches. Ebenso interessiren sehr die Schicksale des Fucinersees, welchen schließlich gewaltige Kulturarbeit zu fruchtbarem Land verwandelt hat. Die Sanirung und Entwässerung spielt für Italien von alter Zeit her eine außerordentliche Rolle; neuerdings soll ja auch das pontinische Sumpfgebiet in Angriff genommen werden und es ist demselben nur das gleiche Schicksal wie dem Fucinersee zu wünschen. — In das städtische Milieu des alten Roms führt uns der flott geschriebene Essai: „Ein naturalistischer Roman aus Neronischer Zeit", welcher die Schlemmerei und Protzerei der reichen Römer, die den feineren Hellenen gegenüber immer etwas parvenuhaftes verrathen, in scharfem Licht zeigt. Recht anregend in volkswirthschaftlicher Hinsicht ist das Kapitel: „Die Thonwaarenindustrie im alten Arezzo", und religiösen, zum Theil noch unaufgeklärten Kulten gelten die Abschnitte: „Die Druiden" und „Die Mütter". — Wer vom altrömischen Kulturleben im Fluge das und jenes naschen will, vielleicht auf der Reise in unausgefüllten Stunden, ohne ins Oberflächliche zu gerathen, dem seien Ihms graziöse Kulturbildchen warm empfohlen.

„**Zum Nordpol und Erdkern**" betitelt sich eine Utopie von **Frank R. Stockton** (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1899), welche in ihrer Art auch einen Kulturausschnitt gibt, aber aus dem Jahre 1947. Das Ganze liest sich wie eine Parodie auf utopische Romane und Erzählungen und eine Travestie zugleich auf die überhitzte Phantasie mancher Erfinder. Die eminenten Fortschritte, welche die Technik, das Elektrizitätswesen u. s. w. bis zu jenem Zeitpunkt gemacht haben, sind verblüffende. In drei Tagen fährt man nach Amerika, denn man hat jetzt zusammen- und abschraubbare Schiffe; der obere Theil des Dampfers enthält die Kajüten, Verdeck, Frachträume 2c., der untere weit kleinere nur die Maschine und das Heizmaterial; dadurch wird die Arbeit der Maschinen sehr verringert und die Leistungsfähigkeit größer . . . ein solches Obertheil kann mit jedem beliebigen Untertheil durch ein großes Kugelscharnir vereinigt werden; das so entstandene Schiff trägt dann einen Doppelnamen, z. B. Euterpe-Thalia . . . Diese Eingangsprobe ist aber harmlos gegen die eigentlichen Clous des Buches: zunächst die Fahrt zum Nordpol mittelst eines unterseeischen Bootes, das durch ein ungeheures Kabel mit der äußersten Telegraphenstation Grönlands und so weiterhin mit der Wohnstätte des großen Erfinders verbunden ist, so daß man gemüthlich von Sardis — so heißt der Wohnsitz — mit dem Nordpol kommunizieren kann. Höchst ergötzlich ist es, wie der Abgesandte des Erfinders — er selbst hat wichtigeres zu thun — „im Namen der Vereinigten Staaten Nordamerika's Besitz vom Nordpol der Erde ergreift": Uncle Sam Allherrscher, sogar an den Erdpolen! Roland Clewe, der geniale Erfinder, hat inzwischen mit Hülfe seiner „artesischen Strahlen", d. h. verbesserten Röntgenstrahlen, den Erdkern entdeckt, der sich aber selbst für das stärkste Teleskop als eine helle, flimmernde, anscheinend luftartige Masse darstellt. Des Räthsels Lösung geschieht durch Zufall. Eine automatisch wirkende Bombe, gleichfalls eine Erfindung Clewe's, ist von selbst losgegangen und hat sich bis in die Tiefe von ca. 15 Meilen eingebohrt. Der Erfinder läßt sich nun einen Fahrstuhl bauen und fährt mit ihm durch den so entstandenen Schacht bis zur Bombe hinab, um die staunenswerthe Entdeckung zu machen, daß der Erdkern aus einem ungeheueren — Diamanten besteht. Einige Stücke davon, welche durch die Bombe abgesplittert wurden, nimmt er mit herauf, verkauft sie, wird ein reicher Mann und lebt mit seinem jungen Weib fortan als Erfinder der artesischen Strahlen und Entdecker des Nordpols und Erdkerns herrlich und in Freuden; eine höchst platte Liebesgeschichte fehlt natürlich auch hier nicht.... Der Verfasser hat nur eines noch vergessen: seinen Roland Clewe als Begründer einer internationalen Unterseeschiffahrtsgesellschaft nach dem Nordpol für Hochzeitsreisende und spleenige Engländer figuriren zu lassen.

Karlsruhe i. B. **Albert Geiger.**

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 6. Juli. I. **Philosophisch-historische Klasse.** Vorsitzender Sekretär: Hr. **Diels.** 1. Hr. **Erman** las über **zwölf Ostraka aus den Königsgräbern zu Theben.** Es sind Schreibübungen eines Schülers, etwa des 12. Jahrhunderts v. Chr.; sie enthalten zumeist Lieder an den Sonnengott und die Götter Osiris und Thoth. Mehrere schließen mit einem Gebet des Dichters, daß der Gott ihn

gegen einen Feind schützen möge, der ihn lügnerisch um sein Amt gebracht habe. 2. Hr. Conze legte eine Abhandlung des Hrn. Dr. H. Schrader vor: Die Opferstätte des pergamenischen Altars. Gebälkstücke aus weißem Marmor, welche untermischt mit den als solchen bereits erkannten Altarresten gefunden worden sind und theils noch in Pergamon, theils in den kgl. Museen sich befinden, werden als Theile des eigentlichen Opferaltars auf der Terrasse des großen Altarbaues nachgewiesen. Der Opferaltar wird rekonstruirt und ihm ein Reihe der zu den pergamenischen Fundstücken gehörigen Rundskulpturen als Aufsätze zugewiesen. 3. Der Vorsitzende legte vor: Joannes Philoponus de aeternitate mundi contra Proclum edidit Hugo Rabe. Lipsiae 1899. 8°. — II. Physikalisch-mathematische Klasse. 1. Hr. Hertwig theilte neue Untersuchungen mit über den Einfluß der Temperatur auf die Entwicklung thierischer Eier. 2. Hr. Schwendener legte eine Mittheilung vor: Ueber die Herstellung von Stärkelösungen und Rückbildung von Stärkekörnern aus den Lösungen, von HH. Prof. H. Rodewald und A. Kattein in Kiel. Die Verfasser beschreiben ein neues Verfahren zur Herstellung von Stärkelösungen, aus welchen sich bei langsamer Abkühlung nach vorhergegangenem Kochen Stärke in Form von kleinen kugeligen Körnern abscheidet. 3. Hr. Möbius überreichte im Auftrag des Hrn. Dr. A. Voeltzkow das 4. Heft des ersten Bandes von dessen Bericht über die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner 1889—1895 in Madagascar und Ostafrika ausgeführten Reisen.

* Das Grab des Vespasian. Ein Alterthumsforscher, der Doktor Lionel Radiguet, hatte es als nothwendig bezeichnet — so schreibt die „Aurore" — in der Schweiz Ausgrabungen zu veranstalten, und zwar in einer Gegend des Kantons Bern, wo die Römer zwei Stationen eingerichtet hatten, die eine in Aventicum, die andere auf dem Mons terribilis. Auf Grund der von Hrn. Radiguet gelieferten Angaben hat man nun in der That am Fuß der Mauer der dortigen Pfarrkirche drei Steinsärge entdeckt, von denen einer, wie man glaubt, die Leiche des Kaisers Vespasian enthalten hat, der in Aventicum gestorben ist. Die Inschriften auf den Deckeln der Särge scheinen diese Annahme zu bestätigen. Der Sarg, den man als den des Kaisers ansieht, enthielt eine prächtige Rüstung aus massivem Gold von merkwürdiger Arbeit.

* Das erste ungarische Wörterbuch. Der Provinzial der ungarischen Franziskaner hat aus der Bibliothek des Kremnitzer Klosters ein daselbst entdecktes Exemplar des Murmellius'schen lateinisch-deutsch-magyarischen Wörterverzeichnisses (1533 gedruckt) dem ungarischen Nationalmuseum als Geschenk übergeben. Es ist dieses Werk das erste ungarische Wörterbuch und das dritte ungarische Druckwerk. Bisher kannte man nur das Exemplar des Schwazer Klosters in Tirol, das dasselbe aber nur für 2000 fl. dem ungarischen Museum überlassen wollte, wie ungarische Blätter behaupten.

* Das Frauenstudium auf den preußischen Universitäten. Die „Nordd. Allg. Ztg." veröffentlicht einige statistische Notizen über den weiblichen Vorlesungsbesuch in Preußen. Danach betrug an den preußischen Universitäten, an denen eine Immatrikulation weiblicher Personen bekanntlich nicht stattfindet, die Zahl der zum Hospitiren zugelassenen Frauen in der Zeit von Herbst 1895 bis Ostern 1899

| an den Universitäten | Winter 1895/96 | Sommer 1896 | Winter 1896/97 | Sommer 1897 | Winter 1897/98 | Sommer 1898 | Winter 1898/99 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Berlin | 66 | 40 | 95 | 116 | 188 | 169 | 238 |
| Bonn | — | — | 16 | 14 | 19 | 18 | 26 |
| Breslau | 11 | 15 | 95 | 28 | 33 | 21 | 32 |
| Göttingen | 32 | 40 | 40 | 35 | 42 | 22 | 26 |
| Greifswald | 6 | 3 | 6 | 1 | 8 | 7 | 17 |
| Halle | 1 | 2 | 10 | 6 | 14 | 6 | 15 |
| Kiel | — | — | 12 | 10 | 22 | 21 | 17 |
| Königsberg | — | — | — | 11 | 13 | 17 | 33 |
| Marburg | — | — | — | 9 | 8 | 27 | 10 |
| Münster | — | — | — | — | — | — | — |
| Summa: | 117 | 105 | 223 | 230 | 347 | 308 | 414 |

Vor dem gedachten Anfangszeitpunkt waren Frauen auch vom Hospitiren ausgeschlossen. Die Vertheilung auf die einzelnen Fächer kommt in der folgenden Tabelle zur Darstellung:

| | Winter 1895/96 | Sommer 1896 | Winter 1896/97 | Sommer 1897 | Winter 1897/98 | Sommer 1898 | Winter 1898/99 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | in Fällen | | | | | | |
| Theologie | — | 1 | 3 | 6 | 6 | 5 | 9 |
| Rechtswissenschaft | 2 | — | 1 | 2 | 3 | 6 | 6 |
| Medizin | 2 | 2 | 8 | 13 | 11 | 15 | 16 |
| Zahnheilkunde | — | 2 | — | — | 1 | 1 | 3 |
| Philosophie (Philosophie im allgem., Ethik, Logik, Psychologie ꝛc.) | 22 | 15 | 35 | 46 | 93 | [illegible] | 100 |
| Philologie, bezw. Literatur, ohne nähere Angabe, Archäologie | 13 | 15 | 39 | 45 | 60 | 48 | 56 |
| Neuere Philologie, bezw. Literatur | 46 | 53 | 94 | 94 | 125 | 107 | 146 |
| Alte (klassische) Philologie und Literatur | 3 | 5 | 6 | 6 | 7 | 8 | 6 |
| Pädagogik | 3 | 1 | 12 | — | 6 | — | 7 |
| Geschichte (einschließl. Kulturgeschichte) | 22 | 14 | 35 | 39 | 66 | 58 | 71 |
| Geographie | 2 | 2 | 3 | 1 | 1 | 3 | 12 |
| Mathematik | 8 | 6 | 8 | 5 | 11 | 9 | 15 |
| Naturwissenschaften (Physik, Chemie, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Astron.) | 10 | 11 | 20 | 22 | 39 | 35 | 45 |
| Staatswissenschaften (namentl. Nationalökonomie) | 10 | 7 | 11 | 15 | 42 | 20 | 23 |
| Kunst u. Kunstgesch. | 21 | 16 | 40 | 32 | 44 | 54 | 66 |

w. Der handschriftliche Nachlaß des französischen Kommunistenführers Blanqui ist von Ernest Granger der Nationalbibliothek zu Paris überwiesen worden. Es sind 15 umfangreiche Mappen, aus denen Granger selbst schon die wichtigsten Stücke veröffentlicht hat. Zu den ungedruckten Sachen gehört vor allem eine große Sammlung von Briefen und Telegrammen, vornehmlich aus Belle-Isle, wo der Verurtheilte lange Zeit gefangen saß, größere und kleinere Darstellungen aus der französischen Geschichte von den Julitagen 1830 bis zur Februarrevolution und weiter bis zum Jahre 1861, die Geschichte der Prozesse, in welche Blanqui verwickelt war, darunter der große Prozeß von Bourges, Reden, Aufrufe und Entwürfe, zeitgenössische Glanzreden, z. B. eine Rede Lamartine's vom 9. April 1850 und ein rapport gigantesque von Thiers über die öffentliche Sicherheit vom Januar 1850, endlich ein großer Haufen von zerstreuten Bemerkungen, theils auf losen Blättern, theils als Anmerkungen am Rande der Tageszeitungen.

* Wie der „Voss. Ztg." aus Brüssel geschrieben wird, ist in einem Hause der Stadt Brügge ein alter Kamin entdeckt worden, der mit einer bemerkenswerthen Freske aus der Memling'schen Schule geschmückt ist. Diese Freske, die ein Schüler allerdings (1430 bis 1495) gemalt haben muß, stellt die Verkündigung Mariä dar. Die Stadt, die Provinz Westflandern und der belgische Staat haben auf gemeinsame Kosten diesen Kamin für das Brügger Rathhaus, das dem 14. Jahrhundert entstammt, erworben.

* **Wien.** Für die durch den Tod des Hofraths Professor Dr. Alphons Huber erledigte Lehrkanzel der allgemeinen und österreichischen Geschichte wurde der außerordentliche Professor der österreichischen Geschichte an der Wiener Universität, Dr. Alphons Dopsch, primo atque unico loco vorgeschlagen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Albrecht Rau: Die Ethik Jesu. Ihr Ursprung und ihre Bedeutung. Gießen, Emil Roth 1899. — Dr. Ludwig Jelinek: Madonna Sistina. Monographie. Dresden, in Kommission: H. Floessel (Rob. Peter) 1899. — Aerztliche Rechts- und Gesetzkunde. Herausgeg. von Rapmund-Dietrich. 2. Lfg. (Schluß.) Leipzig, Gg. Thieme 1899. — Paul et Victor Margueritte: Femmes Nouvelles. 4. Ed. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. — H. v. Kahlenberg: Die Sembritzky's. Roman. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. — W. v. Blume: Die Grundlagen unsrer Wehrkraft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Chronik der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin. 1. Okt. 1897

Digitized by Google

bis 1. Okt. 1898. Berlin, königliche Akademie der Künste. — G. Gietmann S. J. und J. Sörensen S. J.: Kunstlehre in fünf Theilen. 1. Theil: Allgemeine Aesthetik. Freiburg i. B., Herder'scher Verlag 1899. — B. A. Betzinger: Seneca-Album. Weltfrohes und Weltfreies. Ebd. 1899. — Koloniales Jahrbuch. Hggb. von G. Meinecke. 11. Jahrg. 4. Heft. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag 1899. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Hggb. von Dr. Heinr Braun. 14. Band. 1. und 2. Heft. Berlin, Karl Heymann 1899.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.**

Soeben erschienen: **Vierte vermehrte Auflage.**

# Der geniale Mensch.

Von

## Hermann Türck.

412 Seiten groß Oktav. Preis geheftet Mk. 4.50, elegant gebunden Mk. 5.60.

Inhalt: I. **Künstlerisches** Genießen und Schaffen. — II. **Philosophisches** Streben. — III. **Praktisches** Verhalten. Anhang: Gott und Welt. — IV. **Shakespeares** Auffassung vom Wesen des Genies im **Hamlet**. — V. **Goethes** Selbstdarstellung im **Faust**. — VI. **Byrons** Schilderung des Uebermenschen im **Manfred**. — VII. Genialität und Seelenfreiheit nach **Schopenhauers** und **Spinozas** Lehre. — VIII. Die Erweckung der Seelenfreiheit durch **Christus** und **Buddha**. — IX. Das weltliche Uebermenschentum **Alexanders**, **Cäsars**, **Napoleons**. — X. Die Entwicklung des höheren Menschen nach **Darwin**, und **Lombrosos** Irrsinnshypothese. — XI. Der bornierte Mensch als Gegensatz zum genialen, und die Antisophie des Egoismus: **Stirner**, **Nietzsche** und **Ibsen**. — XII. Schlußbetrachtung.

### Urteile der Presse:

**Litterarisches Zentralblatt**, herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Zarncke: Was der Verfasser von Shakespeare und Goethe zu sagen weiß, gehört sicher zum Besten, was über diesen Gegenstand geschrieben wurde. — Zur 3. Aufl.: Wir benutzen die Gelegenheit, das treffliche, in edler Begeisterung für die echten Menschheitsideale geschaffene und erhebende Buch von Neuem zu empfehlen.

Dr. Friedrich Jungklaus in der **Deutschen Litteraturzeitung**, begründet von Professor Dr. Max Rödiger, herausgegeben von Dr. Paul Hinneberg in Berlin: Türcks Gedankengänge bieten einen bemerkenswerten Ansatz zu einer Metaphysik des Neuen Testaments.

[Dr.] F[riedrich] J[ungklaus] in der **Neuen Stettiner Zeitung**: Eine außerordentliche Flüssigkeit des Stils und edle Einfachheit der Sprache, die alle unnötigen Fachausdrücke vermeidet, ermöglichen dem Leser, mühelos den Ausführungen des Verfassers zu folgen, in denen das anschauliche Denken Schopenhauers mit der dialektischen Schärfe Hegels gepaart ist.

Pastor Paul Graue in den **Protestantischen Monatsheften**: Dies Buch kann jedem gebildeten Menschen, ganz besonders auch jedem Theologen, warm empfohlen werden. . . . Es zieht eine edle Gesinnung und Empfindung durch das Buch, die wahrhaft wohlthut.

Gymnasial-Direktor Dr. Alfred Rausch in der **Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik**, herausgegeben von Professor Rein in Jena: Ich möchte Türcks Betrachtungen geradezu bezeichnen als eine Handreichung für jeden Lehrer, der so etwas wie Gesinnungsunterricht betreibt und die Aufgabe hat, die echten ewigen Autoritäten verstehen und lieben zu lehren, Liebe zu begründen in den Seelen der Jünglinge zum Guten, Wahren und Schönen.

[Professor Dr.] R[ichard] M. M[eyer] in der **Zeit**, herausgegeben von Prof. J. Singer in Wien: Das Buch hat gute Partieen, wie die Abweisung Lombrosos, die Vergleichung von Schopenhauers und Spinozas Ideal: „bei Schopenhauer besteht Genialität im Schauen, bei Spinoza im Erkennen", und überall ist ehrliche Wärme zu rühmen; und das ist schon viel in diesem Zeitalter der unehrlichen Kälte.

Karl Bleibtreu in der **Kritik**: Dieser gedankenreiche Autor ist durch seine eigenartige Auffassung Hamlets bekannt geworden. Ebenso vortrefflich hat er den Schluß des Goetheschen Faust, insbesondere das Auftreten der „Sorge", aufgeklärt, und uns ist, als ob wir vorher mit Blindheit geschlagen gewesen wären. . . . Große Unabhängigkeit des Denkens von Vorurteilen des Haufens zeigt Türck in dem Kapitel über Cäsar, Alexander, Napoleon.

**Zeitung für Litteratur, Kunst und Wissenschaft.** Beilage des **Hamburgischen Korrespondenten**: Türcks Buch gehört zu den wenigen Werken der letzten Jahre, die man gelesen haben muß, wenn man über die geistigen Strömungen der Gegenwart zu selbständigem Urteil vordringen will.

Dr. F. Köhler in der **Christlichen Welt**: Die Lektüre gewährt hohen geistigen Genuß und regt zum ernsten Nachdenken an über Fragen, die heutzutage von weittragendem theoretischen und praktischen Interesse sind.

[Professor Dr.] Chr. M[uff] in der **Neuen Preuß. (Kreuz-) Zeitung**: Die Betrachtung Hamlets ist ein Meisterstück. Auch wer nicht gleich alles für richtig hält, muß an dem psychologischen Scharfblick des Verfassers seine Freude haben und ohne weiteres zugeben, daß sich die Hamlet-Deutung Türcks neben denen von Goethe und Werder unbedenklich kann sehen lassen. Ganz ausgezeichnet ist ferner alles, was gegen Lombroso, gegen Stirner und Nietzsche gesagt wird.

Direktor Dr. Richard Wulckow im **Zeitgeist des Berliner Tageblattes**: Zur 3. Auflage: Unter dem alten Titel: „Erweckung der Seelenfreiheit durch Christus und Buddha" finden wir ein reich vermehrtes, wertvolles Kapitel vor, das sich mit der inneren Entwicklung Jesu beschäftigt und die äußerst feinsinnig durchgeführte Parallele mit Buddha harmonisch abrundet. . . . Als eine wahre Perle feinsinniger und lichtvoller Darstellung möchten wir die Erklärung des Verhältnisses von Genie und „Sorge" im Faustkapitel bezeichnen.

Professor Dr. L. Sachse in der **Bauhütte**: Nie zuvor ist die Beziehung zwischen Gott und Mensch, das Wesen von Christus u. s. w. klarer, wahrer und beseligender aufgefaßt als von Türck. Hierzu kommt bei strengster wissenschaftlicher Darstellung die größte Einfachheit der Sprache und die meisterhaft elementare Lehrmethode.

**Die Post**: Eine ehrliche Wärme und ein edler Eifer spricht aus allen Erörterungen des Buches. Türcks Gesammtauffassung des hohen Gegenstandes ist eine erfrischend gesunde, ungeklügelte und seine Darstellung feinsinnig.

[Geheimrat Dr. W. Frhr. v.] B[ie]d[e]rm[an]n in der **Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung**: Türcks Darstellung ist ausführlich und klar . . . seine Schrift vielfach anregend und sehr beachtenswert.

Karl v. Thaler in der **Neuen Freien Presse**: Feine Würdigung der Poesie zeigt sich in mancher treffenden Bemerkung. . . . Die Polemik gegen Lombroso gehört zu den hervorragenden Partien in Türcks Buch.

**Kölnische Zeitung**: Aus diesem Buche spricht der Geist wahrer Humanität.

[Dr.] C[lemens] K[lein] in der **Neuen Deutschen Rundschau**: In einer Sprache von edler Popularität hat der Verfasser den von ihm schon wiederholt aufgestellten Typus des Genies mit festen Linien zu umreißen gesucht und ist ihm in den großen Gestalten der Wirklichkeit wie der Dichtung nachgegangen.

[Professor Dr.] K[arl] Fr[enzel] in der **National-Zeitung**: „Die Freiheit vom eigenen Ich, das Stehen über der eigenen Person ist es, was allen Aeußerungen des Genius ein ganz bestimmtes Gepräge verleiht." Das wird in breiter Ausführung, in verständlicher, oft geistreicher, zuweilen poetisch getragener Darstellung im Einzelnen auseinandergesetzt.

**Neue Badische Landes-Zeitung**: Die 12 Aufsätze enthalten so viel des Interessanten, Geistvollen und Tiefen, daß die Lektüre dieses Buches zum wirklichen Genusse wird, noch mehr, zu einer Quelle innerlicher Stärkung und Vertiefung.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 15. Juli. Nummer 159.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Ranke und die Geschichtschreibung über Friedrich den Großen.[1])

Von Reinhold Brode (Halle a. S.).

### I.

Ueberwunden in dem Wandelprozeß historischer Anschauung ist die leere Verherrlichungsliteratur des gefeierten Preußenkönigs, und Niemand dürfte versucht sein, auf sie zurückzugreifen.

Ein reife Geschichtschreibung hat jene urtheilslosen Apologien überholt, deren patriotische Salbung einst die Einsicht in das Wesen ersetzen mußte; die bei der Betrachtung Friedrichs des Großen wohl, wie es verstohlen ja auch noch heute zuweilen hervortritt, von einem thatenreichen, von einem gewaltigen Manne zu reden wußten, aber mit einem Bescheid, worin denn seine Eigenart und individuelle Größe eigentlich liege, den anspruchsvolleren Frager selten befriedigten.

Die Etikette der Hofhistoriographie, stillschweigend beobachtet erst recht von der nichtschriftstellernden Menschheit, haben die heutigen Darsteller vergangener Zeiten zum alten Eisen geworfen; an die Stelle solcher Stumpfheit gegenüber dem wahrhaft Großen trat längst die wissenschaftliche Bearbeitung, welche den originalen Quellen mit dem Abbild der Erscheinungen zugleich das lebensvolle Bild des Monarchen abzugewinnen suchte.

Diese lebendige wissenschaftliche Behandlung der preußischen Geschichte hebt mit Leopold v. Ranke an.

Seinem ehemaligen Studiengenossen Gustav Adolf Stenzel, von dessen Geschichte des preußischen Staats bis dahin drei Theile erschienen waren, schrieb Ranke im August 1841:[2]) „Arbeiten wie Deine über den Großen Kurfürsten bieten eine treffliche Grundlage zu weiteren Forschungen dar."

„Forschungen," so fügte der Verfasser der ‚Fürsten und Völker von Südeuropa', der ‚Römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten' und der ‚Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation' hinzu, „zu denen ich doch wohl einmal schreiten werde". Der Thronwechsel hatte ihm ja die Ernennung zum Historiographen des preußischen Staates gebracht. Mit dem Amt war ihm der frische Antrieb gegeben. Zu dem Antriebe gesellte sich in steigender Mächtigkeit das innere Gestimmtsein, und mit diesem verband sich bei dem genialen Forscher sofort die Meisterschaft wissenschaftlicher Wiedergabe auch auf einem von ihm bisher noch nicht angebauten Gebiete.

Die erste Frucht des neuen, auf die Historie Preußens gerichteten Triebes waren Ranke's „Neuen Bücher preußischer Geschichte" von 1847/48. Später wurden statt des ersten vier neue Bücher: „Genesis des preußischen Staates": vorgeordnet und mit dem Ganzen als „Zwölf Bücher preußischer Geschichte" im Jahre 1874 in die Gesammtwerke aufgenommen.

Es ist nicht anders. Was jenseit von Ranke's „Neun Büchern" liegt, kann als stoffliche „Grundlage" immer noch mehr oder minder großen Werth besitzen. Aber wenn schon der geistreiche König selbst von den Kompendien- und Staatshistorienschreibern des Zeitalters der Polymathie bemerkt hatte, daß man dort eine interessante Stelle mit hundert Seiten Langerweile erkaufte, so gilt, abgeschwächt, etwas Aehnliches von der vorranke'schen Geschichtschreibung über den König noch in unserm Jahrhundert. Nicht ganz so streng würde man urtheilen dürfen, trotz alledem springt die Analogie für jeden Wissenden in die Augen.

Was treufleißige Sammler wie Leopold v. Orlich, wie der treffliche Friedrich Förster, der ehrenwerthe J. D. F. Preuß, K. H. S. Rödenbeck, Joseph Kutzen u. A. angelegt und zusammengestellt haben, dem fehlt die geistige Durchdringung in einem höheren Sinne; es fehlt der beherrschende Gedanke, der den Epochen des geschichtlichen Werdeganges das ihnen eigenthümliche Recht zusprach und diese so erfaßte Historie einzuordnen wußte in das große Pragma einer einheitlich geschlossenen Geschichts- und Weltauffassung.

Zu bemerken ist dabei, daß die geschichtlichen Werke vor und neben Ranke, selbst wo sie sich über das rein Stoffliche erheben, zumeist die Schablone einer Parteirichtung oder die Bewerthung nach bestimmt formulirten Zweckbegriffen nicht verleugneten.

Ranke's denkwürdiges Buch kam in einer seltsam aufgeregten, von Parteihaß zerwühlten Zeit heraus, wo das Alte zu stürzen drohte, wo mit den neuen Formen und Ansprüchen der Gedankenwelt auch die politischen Bestrebungen der Nation nach Gestaltung rangen. Ein Wagniß für den Historiker der Krone, in solcher Zeit, in einer Epoche ministerieller Bevormundung und engherzig polizeilicher Ueberwachung dem Staate, der, einer glorwürdigen Vergangenheit zum Trotz damals in eine von außen auferlegte Stellung gebannt, obenein an dem niederziehenden Gefühl mangelnder politischer Selbstbestimmung trug, diesem selben Staate ein Licht aufzustecken über die ihm innewohnende Kraft und Größe, ihm mit seiner Geschichte das Bewußtsein seiner Entwicklung wiederzuschenken, gerade die wichtige Periode des ersten halben Jahrhunderts der königlichen Herrschaft nicht aus abgeleiteten Bearbeitungen, sondern zum erstenmale aus durchgehend ursprünglichen Zeugnissen aufzuhellen.

Allein weit entfernt, sich auf einen Standpunkt zu beschränken, eine eigenthümlich preußische Schätzung zum Maß alles Werdens zu nehmen, strebt der große Meister, gleichmäßig Freund und Feind zu hören; berufen, eben an der Thatsache selbst, an der Begebenheit zu erfahren und

[1]) Bruchstück aus einer größeren, später zu veröffentlichenden Arbeit.

[2]) Eberhard Gothein hat die Briefe Ranke's an Stenzel veröffentlicht: Münchener Allgem. Zeitung 1892, Beilage-Nummer 69, 70.

Digitized by Google

zu sagen: wie es eigentlich gewesen?[1]) versucht er (diesem seinem Kardinalprinzip getreu), was die Vorwelt geschaffen hat, die Erhebung des brandenburg-preußischen Staates zu einer europäischen Macht, frei von jeder theoretischen Befangenheit zu so viel wie möglich objektiver Anschauung zu vergegenwärtigen.

Gerade jene nach konstitutionellen Formen drängende Zeit, es ist merkwürdig zu sehen, zeigte wenig Sinn für die großen Tage königlicher Machtvollkommenheit.[2]) Auf einen Ton der Darstellung, wie ihn Ranke anschlug, war das Publikum von 1848 ebenso wenig gestimmt, wie dasjenige, das ein Jahrzehnt zuvor desselben Autors „Historisch-politische Zeitschrift" hatte aufkommen und verschwinden sehen. Dieses politisirende, moralisirende, doktrinäre Bürgerthum stand bei weitem nicht auf der Höhe, einer Geschichtsbetrachtung gerecht zu werden, die mit den tiefsten politischen Grundanschauungen gesättigt, doch souverän die Schalen jeglicher Parteilehre zerbrach, während sie aus den Manifestationen des historischen Lebens selbst wie mit Zauberschlag das Wesen der Dinge enthüllte. Zwischen Ranke und den Früheren besteht der Unterschied keineswegs bloß, sozusagen, in der Güte des Fabrikats. Ranke's Geschichtsschöpfung — und wir werden ihre auszeichnenden Merkmale bald gründlicher zu besprechen haben — ist etwas einschneidend neues: etwas in sich ruhendes und vollendetes, wie es eben nur ein in sich abgeschlossener Geist von durch und durch indiviividueller und zugleich allgemein giltiger schriftstellerischer Erscheinung hervorzubringen vermochte.

Wenn also unzweifelhaft die Zeitgenossen das Werk des preußischen Historiographen nicht gebührend gewürdigt haben, wenn den zünftigen Vertretern der damaligen Geschichtswissenschaft in Doktrinen, die ihre Färbung gleichviel ob von rechts oder von links her bezogen, die Augen verschlossen waren[3]) vor der Großartigkeit dieser neuen originalen Bekundung: so sieht die Nachwelt in diesen „Zwölf Büchern" Ranke's ein lichtspendendes Vermächtniß, und dankbar drückt sie den Lorber auf die freie Stirn des Meisters, der es verstanden hat, aufzuzeigen, wie durch das Zusammenwirken des territorialen und des universalen Elements, unter stetigem Erstarken der Staatsgewalt im Kampfe mit den ständisch-kirchlichen Potenzen, welche voll gewerthet werden, die gesammelte Kraft dieses preußischen Königthums sich in die ihm gewiesene Laufbahn machtvoll hineinschob und den noch offenen Platz für eine neue europäische Selbständigkeit einzunehmen die Verwegenheit und zielbewußte Ausdauer besaß.

* * *

Es ist eines von den wunderbaren Erlebnissen unsrer deutschen Historiographie, daß sie der Geschichte Preußens noch einen anderen, in der Fülle seiner originalen Eigenschaften

[1]) So lautet das vielcitirte Wort in seiner ursprünglichen Fassung. W. W. 33, VII.

[2]) H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte 5, 414.

[3]) Die an Schwachsinn grenzende Verständnißlosigkeit gegenüber der Geschichtsauffassung Ranke's hielt sich am hartnäckigsten in der herrschenden Philosophenschule. „Hier, in der guten alten Zeit," heißt es in dem Jubelaufsatz von K. F. Koeppen (Hallische Jahrbb. von Echtermeier u. Ruge, 1840, 1177), „hier ist der Ort, die Weltgeschichte aus den geheimen Falten des Herzens herauszuschneidern und aus diplomatischen Papieren, Gesandtschaftsberichten und Amtsakten, untermischt mit etwas Zeitgeist und Vorsehung, buntscheckig zusammenzuflicken: kurz, hier ist der Rosengarten für Ranke'sche Geschichtschreibung." — In dem Kapitel menschlicher Narrheit ein Pendant zu des älteren Scaliger Sündenregister Homers oder — eine Notiz, die wir dem Wissensschatze Karl Justi's verdanken: Winckelmann 1, 145 — zu des Bologneser Malvasia Ausfällen auf Raffael, den er einen boccalaio urbinate nannte

kaum mit einem anderen vergleichbaren Bearbeiter gezeitigt, daß sie neben den schöpferischen Genius Ranke's den tiefgründigen, zergliedernden Forscher Johann Gustav Droysen aus sich heraus geboren hat. Auch er läßt sich ebensowenig in eine Formel fassen: wer es wollte, würde in Superlative oder Allgemeinheiten verfallen.

Zu den geistigen Erträgen dieser beiden Geschichtsdenker hat jede wissenschaftliche Arbeit der preußischen Historie ihre Stellung zu bezeichnen, wenn sie ihre Aufgabe mit Erfolg und Nachdruck lösen will.

Man hat nun — es wird sich zeigen, mit welcher inneren Begründung — die Geschichtschreibung Droysens die wärmere, eine vorzugsweise patriotische genannt, hat ihr die objektive Ranke's gegenübergestellt und umgekehrt. Sehen wir aber schärfer zu, was es mit dem Gegensatz der Beiden auf sich hat, so werden wir einerseits gewahr werden, daß man über die eigentlich in Frage kommenden Unterscheidungsmerkmale bisher mit sachter Hand hinweggetastet hat, andrerseits werden wir mit dem Zwitterbegriff: patriotische Geschichtschreibung endgültig aufräumen müssen.

Droysen[1]) erkennt wie Ranke als der Geschichte Wesen: die Vergangenheit forschend verstehen zu lernen. Mit diesem Anspruch tritt er an die Geschichte Preußens heran als an „eine der bezeichnendsten Gestaltungen, die das tiefbewegte und schwer ringende Leben der Nation hervorgebracht hat". Er stellt sich das Thema, die Politik, die dieser so ganz eigenthümlich emporgekommene Staat befolgte, von Anbeginn in noch ganz anderem Grade ausgiebig aus den Akten klarzulegen, den Hergang der thatsächlichen politischen Geschehnisse nicht nur, sondern auch die Ansätze, die nur zu Krisen, nicht zu Zielen führten, als den unumgänglichen Unterbau jeder künftigen Forschung zu entwickeln.

1855 — wie Droysen mit den verstimmten Patrioten der Paulskirche meinte, in einer sinkenden Zeit — war der erste Band seiner „Geschichte der preußischen Politik" erschienen, der die Staatsgründung der Hohenzollern in der Mark Brandenburg erläutert; nach fast zwei Dezennien, im Neuen Reich, hatte die Darstellung die Epoche erreicht, die uns hier angeht, um mit ihr, durch Droysens Hinscheiden, zugleich ihren vorzeitigen Abschluß zu finden. Freudigen Stolzes konnte dieser fünfte und letzte Theil[2]) den Zeitabschnitt Friedrichs des Großen in Angriff nehmen, auf den umfassendsten echten Quellen, wie ja die Forschung ihren Schwerpunkt in immer gesteigertem Maße in das Aktenstudium verlegen mußte.

Diplomatische Korrespondenzen und Kabinetspapiere aller Art, alle die Urkunden mit einem Wort, die in dem dienstlichen, geschäftlichen Verkehr der Höfe und der Hauptquartiere, der Ministerien und Kanzleien erwachsen, also die fortgesetzt unmittelbaren Zeugnisse der mithandelnden Personen, nicht Relata, sondern Acta[3]), schufen die Grundlage der sich stetig erweiternden Kenntniß.

Wie es in diesem Falle der Entwicklungsgang einer so sich erst vorbereitenden Forschung mit sich brachte, konnte diese Historiographie zunächst nicht anders als einseitig auf preußischen Dokumenten fußen. Sie förderte die Verwicklungen des Berliner Hofes mit den europäischen Kabinetten auf Grund des archivalischen Stoffs ans Licht

[1]) Auch er nennt Ranke den „Begründer und Meister der heutigen deutschen Historiographie": schon 1864 in dem Aufsatz „Zur Kritik Pufendorfs" (Abhandlungen zur neueren Geschichte, S. 309).

[2]) Er bricht vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges ab und wurde (1886) nach des Autors Tode durch Max Duncker und G. Droysen herausgegeben.

[3]) Vgl. Reinhold Koser: Umschau auf dem Gebiete der brandenburg-preußischen Geschichtsforschung (Forschgg. zur Brandenburg. und Preuß. Geschichte 1 [1888], S. 11).

Digitized by Google

und rückte, auch das vollkommen erklärlich und entschuldbar, die Staatsarbeit Preußens in den Mittelpunkt alles Geschehens, wobei es sich wie von selbst zu verstehen schien, daß sie, zuweilen königlicher als der König und seine kurfürstlichen Vorgänger, dieser Politik immer und nothwendig recht gab und auf ihrer Seite zugleich stets auch das Gute, das Edle erblickte.

Ohne Zweifel ist dies ein Grundzug in dem Werke des wahrhaft vaterländisch gesinnten Gelehrten, in welchem Wissenschaft und Leben durchaus eins waren, den die Wissenschaft unwiderstehlich auf sittliche Bethätigung drängte, und der, ganz erfüllt von dem Glauben an Preußens deutsche Zukunft, mit unermüdeter Ausdauer und um Persönliches unbekümmert[1]) sich der also beschriebenen Riesenarbeit unterzogen hat. Droysen, ein produzirender Künstler von Natur, wußte wie Einer, daß die Geschichte „es mit nichten nur mit der Todtenmaske der Vergangenheit zu thun“ habe; daß die fernen Vergangenheiten, wie viel mehr noch die näheren, noch da sind, daß sie leben und noch mitwirken, daß sie „dem Staat, dem Volk, jedem geschichtlichen Leben die Bedingung und der Stoff seines weiteren Werdens sind“. Dementsprechend fehlte es auch der „Geschichte der preußischen Politik“ keineswegs an verbindenden, höchst geistvollen Betrachtungen. Aber sie verzichtete nichtsdestoweniger, und zwar im weiteren Verfolg der Darstellung je länger um so intensiver darauf, zusammenfassende Ideen dieser Art in den Vordergrund zu stellen. Sie wollte — alles unter dem Gesichtspunkte einer erstmaligen Festlegung — spezialisirend zergliedern. Sie wollte von dem Standorte derer, welche die Leitung des preußischen Staats je und je in Händen hielten, sich gleichsam mit diesem Standorte identifizirend, die Staatsarbeit Preußens und nur diese schildernd begleiten,[2]) die Hemmungen und Friktionen vor Augen führen, welche diese preußische Politik zu überwinden hatte, also daß gerade ihre letzten Abschnitte zu einer (dem Forscher unentbehrlichen) Materialiensammlung anwuchsen. Die Stilbeschränkung war ihr wohlerwogenes Ziel. — Uebrigens hat gerade Droysens geschichtliche Bearbeitung neben der politischen eine andere wissenschaftliche Forderung, die Faktoren der wirthschaftlich-administrativen Entwicklung vors Auge zu legen, nicht unberücksichtigt gelassen.

Mochte nun jene selbstvorgeschriebene Bescheidung des Meisters Ruhmestitel ausmachen — auf die Dauer, von schwächeren Geistern gehandhabt, mußte sie unerträglich werden, wenn gespreizte Plattheit und langathmige Monotonie sich unaufhörlich im Entwirren und Zerlegen der politischen Verwicklungen breit erging. War das nicht eine Geschichtsbehandlung, die im historischen Leben im Grunde nichts sah als das Fazit von Staatsverträgen? und die Goethe's bekanntes Verdikt: und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion, in immer neuen Wendungen zu illustriren schien? Die diplomatischen Unterhändler beherrschen das Feld. Sie ziehen marionettenartig — nur die Namen wechseln — über die Weltbühne. Sie weben, emsig oder träge, geschickt oder ungeschickt, an ihrem Werke: und eine neue Staatsaktion ist fertig. Und mußte das Bild nicht vollends schief und ungenau ausfallen, wenn in dieser Geschichte, beschränkt wie sie war auf Diplomaten- und Ministermappen, die jeweiligen Lagen stets nur aus der preußischen Auffassung verdeutlicht wurden? wenn ausschließlich der Standpunkt Derer, welche die Geschäfte Preußens führten, auf Berücksichtigung zu rechnen hatte. Was bei Droysen mehr eine Frage der technischen Disposition, ein Gebot der Forschungsprinzipien gewesen war, machte oberflächliche Ausnutzung des Stoffs zu einer die Geschichte selbst durchdringenden Grundanschauung. Angeblich in Droysens Spuren wandelnd, beschenkte sie die Mitwelt mit einer spezifisch preußischen Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung, mit einer politischen Orthodoxie, konform dem Quellenvorrath, aus dem sie schöpfte. Damit war die Aufgabe dieser Historik erledigt, ihre Kunst gethan.

* * *

In begreiflicher Auflehnung gegen eine derart eingeschränkte Anschauungs- und Darstellungsform hat sich längst, und nicht zum wenigsten durch Ranke's spätere preußische Arbeiten, die umfassende kritische Betrachtung ihr Terrain erobert.

Daß zunächst nicht die „wärmere“ Wiedergabe es ist, was für den Unterschied in der Behandlung der preußischen Probleme durch Droysen und durch Ranke ins Gewicht fällt, kann wohl an keiner Stelle verkannt werden: auf welcher Seite überhaupt die größere Wärme zu spüren sei, wird stets Sache der individuellen Empfindung des Urtheilers bleiben. Kontraste also des Temperaments, Abstände im vaterländisch-ethischen Pathos, das doch sicher bei beiden Geschichtsmeistern lebendig fluthet, kommen, weil sie, ihrer Natur nach inkommensurabel, keine Gradvorschriften zulassen, unter dem hier leitenden Gesichtspunkt in Wegfall. Auch bloße Abweichungen in der rein sachlichen Beurtheilung von Persönlichkeiten oder Erscheinungen tragen nichts aus als wesentliche Unterscheidungsmerkmale hinsichtlich des Aufbaues der preußischen Geschichte: so für Droysen jene charakteristische Vorstellung von einer Art überragender staatsmännischer Genialität der Zollern, derzufolge schon der erste Kurfürst als Vertreter reichischer, altghibellinischer Ideale, des nationalen Gedankens gegenüber dem Egoismus der partikularen Machthaber erscheint und der spätere Begründer der neuen brandenburgischen Staatsmacht im 17. Jahrhundert gleichfalls wesentlich deutsch-nationalen Tendenzen gehuldigt habe. Ebensowenig endlich kann die veränderte Stellung des Schreibenden zum Staat, die „größere Klarheit und intensivere Kraft des nationalen Gefühls“, wie wohl gesagt worden ist,[1]) in der Frage, die in Rede steht, als das Neue, Ausschlaggebende geltend gemacht werden. In der Zusammenfassung vielmehr der entscheidenden politischen Richtungen, in der Art insbesondere, wie ihr Nachweis zu formellem Ausdruck kommt, sind die charakteristischen Differenzen der historischen Deutungs- und Darstellungsweise der beiden großen Geschichtsgelehrten zu suchen.

In der allseitigen politischen Erwägung des Ereignisses, wie sie Ranke anstellte, dürfte der springende Punkt seiner gesammten Geschichtsbetrachtung liegen,[2])

[1]) Die Ergänzung dieser Züge siehe in des Verfassers Aufsatz: Max Dunckers Antheil an der deutschen Geschichtschreibung (Forschgg. zur Brandenburg. u. Preuß. Geschichte 6 [1893] 513 fgg.). — Für das Folgende vgl. Max Duncker: Johann Gustav Droysen (Abhandlungen aus der neueren Geschichte, S. 386 fgg.).

[2]) Ganz analog verfuhr Alfred v. Arneth in seinem großen Werke über Maria Theresia hinsichtlich der Gesichtspunkte der österreichischen Politik, ohne überall deren Bedingtheit durch die Willensmanifestationen der modernen Staaten in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen.

[1]) So Heinrich v. Sybel: Kleine historische Schriften 1, 357 (Marburger Rede von 1857).

[2]) Vgl. Ottokar Lorenz: Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben (1886, 1891) 2, 80 fgg. — Wie viel diesem Werke die Gesammtauffassung des Verfassers verdankt, das sei hier laut und freudig bekannt. Man braucht dem geistvollen Schriftsteller nicht in alle seine Konsequenzen zu folgen; braucht nicht all seine charakteristisch formulirten Erkenntnißthesen zu acceptiren — das Verdienst wird Niemand seinem schönen, von großen und stolzen Gedanken überströmenden Buche rauben können, daß es das Alpha und Omega aller historischen Arbeit, das Lebenswerk Ranke's, in immer reinerer Schätzung von den Zuthaten befreit hat, mit denen Vorurtheil und Gedankenlosigkeit den Meister behängt haben.

Digitized by Google

und dies ist es auch und nichts als dieses, was die Tiefe des Gegensatzes zwischen **seiner** preußischen Geschichtschreibung und der Droysens trifft.

Hat doch Ranke selbst, mit unverkennbarer Bezugnahme auf Droysen, proklamirt: zum höchsten Ziel der Geschichte führe es nicht, „die politischen Direktionen und Beziehungen jederzeit nacheinander zu erörtern“. Warum? Weil aus dem Nacheinander dieser „Direktionen“, aus der bloßen Darlegung zeitlich auseinander folgender politischer Verwicklungen allein sich der wahre Fortgang der Geschichte nicht wahrnehmen läßt; und die mancherlei vereitelten Anläufe nach dem bestimmten politischen Ziel vollends offen zu legen, würde umsoweniger befriedigen, als die erklärende Auseinanderfaltung der wechselnden Verschlingungen der Staatskunst an Wichtigkeit verlieren muß, je weniger tiefgreifend, je weniger folgenschwer manche solcher abgethanen Kombinationen erscheint, deren jede spätere ohnehin die früheren illusorisch macht.

Ranke wollte die **Momente** der Gesammtentwicklung kenntlich machen, ihnen ihr Recht zugestanden wissen.

Von der Erforschung und Betrachtung des Einzelnen soll sich die Geschichtswissenschaft zu einer allgemeinen Ansicht der Begebenheiten, zur Erkenntniß ihres objektiv vorhandenen Zusammenhangs erheben.

Diese lebendigen Momente des historischen Werdens als solche in der ganzen Mannichfaltigkeit ihrer Entgegensetzungen und Berührungen wollen hervorgehoben und vergegenwärtigt sein.

Wir könnten diese auf einen solchen Inhalt gerichtete **Momentenforschung** den wahren **historischen Kritizismus** nennen.

Denn nur wirklich nachschaffende Kritik, die Freiheit und Unbefangenheit des umspannenden historischen Urtheils, nicht eine auf bloße Feststellung des rein Thatsächlichen als auf eine elementare, ganz selbstverständliche historische Vorarbeit beschränkte „kritische Methode“, die diesen Thatbestand aufzufinden sich „lehren“ lasse,[1]) kann sich solches Amtes unterwinden. Eine also unbeirrte Kritik will treu beobachtend und erklärend verstehen; nicht beschönigen noch verurtheilen. Sie wird niemals die Erklärung der Dinge mit ihrer Rechtfertigung verwechseln: wie sollte da Charakter, Farbe, sittliche und vaterländische Bewerthung? wie sollte die Wärme und Freiheit der wahren Natur zu kurz kommen? Diese kritische Betrachtung kann wie alles Lebendige ihres festen Standorts nicht entrathen. Wer in ihrem Dienst als Preuße, als Deutscher schreibt, wird von diesem seinem deutschen Standorte aus Umschau zu halten genöthigt sein, und ganz analog wird beim aufhellenden Eindringen in auswärtige Verhältnisse seine Beurtheilung überwiegend den eingeborenen Stimmen, der Nationalhistorie der in Frage kommenden Länder, den Vorzug geben. Allein sie kennt nur Einen Maßstab der Erscheinungen: den **ihrer inneren Kraft und Möglichkeit**. Nur so erfaßt sie das Problem der Geschichte, die sich Selbstzweck ist, dies gigantische Thema vom Werden und Vergehen mit Wucht und allseitig verständnißvoller Durchdringung. Nur so gewinnt sie sich das Leben vergangener Zeiten anschauend zurück und vermag, was sie soll: **Menschheit, wie sie war und ist**, zu zeigen.

[1]) Das Märchen, als ob zuerst Ranke jene kritische Methode, die Wahres vom Falschen unterscheidet, gehandhabt und **gelehrt** habe, ist durch **Ottokar Lorenz**, mit dem geistreichen Spott, welcher der wichtigthuerischen Beschränktheit gegenüber am Platze ist, für immer zertrümmert worden.

---

## Zur Volkskunde und Kulturgeschichte der Donauländer.

Zu den merkwürdigen Erscheinungen, die wir am Schluß unsres laufenden Jahrhunderts zu beobachten Gelegenheit haben, gehört ein eigentlich recht seltsamer Gegensatz, der sich bei den kultur- und bildungsgeschichtlichen Bestrebungen geltend macht. Alle Augenblicke sehen wir neue Erfindungen auftauchen, die das Alte und Hergebrachte zu ersetzen oder zu beseitigen sich bemühen, neue Verkehrsmittel treten ins Leben, die Schranken der Zeit und des Raumes schwinden so gut wie völlig und alles drängt zur Herbeiführung jener allgemeinen, mehr oder minder erreichten oder erreichbaren Gleichartigkeit, zur Tilgung aller tiefer greifenden Unterschiede hin, die wir mit als ein wesentliches Merkmal der Gegenwart bezeichnen können. Das Streben nach allgemeinem Fortschritt, nach möglichster Aus- und Angleichung hebt natürlich die Verschiedenheiten des Einzelnen auf, nicht bloß des Individuums, mehr noch der einzelnen Stände, Berufsklassen, Stämme, ja selbst der Völker und Nationen, zwar nicht völlig und plötzlich, sondern allmählich und langsam, aber sicher weitergreifend.

Das andere gegensätzliche Streben ist dabei kein Hinderniß für jenes erstere, es beruht auf einer hohen Ausbildung des historischen Sinnes, die vielleicht gerade durch jenen rastlosen Fortschritt mitbedingt ist und nicht zugeben mag, daß das ehedem Bestehende und Gültige ganz und gar vom Erdboden verschwinde. Das Interesse an der Geschichte der eigenen Entwicklung ist demnach nur eine Art heilsames Gegengewicht gegen jene Tendenz des Fortschrittes. Es veranlaßt den Menschen, alles früher Gewesene, was jene vernichten will, nach Kräften zu erhalten, zu sammeln, zu untersuchen, zu durchforschen und schließlich, was noch als Ziel aussteht, als Frucht aller dieser Thätigkeiten und Bemühungen eine wirkliche Geschichte der Entwicklung des Menschengeschlechtes, seiner Fähigkeiten und deren Ausbildung zu entwerfen.

Aus dem Zusammentreffen dieser beiden Richtungen erklärt sich auch das frische Emporblühen der jungen Wissenschaft der Volkskunde, die erst in der unmittelbaren Gegenwart, da man sich genauer bewußt geworden ist, an einem bedeutsamen Einschnitt in der Zeitrechnung zu stehen, Geltung gewinnen konnte, während früher, noch um die Mitte unsres Jahrhunderts, von einzelnen Forschern angeregte Versuche ziemlich erfolglos im Sande verliefen. Erst im letzten Jahrzehnt hat sich diese Wissenschaft überall, in der alten und neuen Welt, kräftig entwickelt und sie hat bereits manche schöne Frucht gezeitigt. Sie will nach Kräften noch gut machen, was frühere Zeiten in der Erhaltung des Alten versäumt haben, und sie will zugleich auch noch tiefer eindringen als ältere verwandte Wissenschaften, wie die Völkerkunde und allgemeine Kulturgeschichte es thun. Während jene vorwiegend größere Zusammenhänge im Auge haben, die Entwicklung und Bildung bestimmter Völker, bezw. auch die Unterschiede zwischen verschiedenen darstellen will, steigt die Volkskunde zunächst zu dem kleineren engeren Verbande des Stammes herab und will bis ins einzelne Anschauungsweise, Denken und Fühlen, Lebensführung und alles, was irgendwie damit verbunden ist, bei den letzten, kleinsten Gemeinschaften verfolgen und aufspüren. Gerade diese Einzelforschung wird zu manchem überraschenden Ergebnisse führen, gerade dadurch wird man auf Verschiedenheiten aufmerksam, die oft zwischen ganz eng benachbarten Siedlern vorhanden sind, und man wird nach sorgfältiger Vergleichung einerseits das wirklich Gemeinsame, das Ursprüngliche feststellen, andrerseits die Besonderheiten und die eigenthümliche Entwicklung im großen und ganzen wie bei den einzelnen Gruppen genau erkennen können.

Digitized by Google

In der Pflege dieser Wissenschaft stehen die germanischen Völker bei weitem an der Spitze, die romanischen folgen ihnen. Diese Thatsache ist leicht zu erklären, denn bei den genannten Völkern ist Kultur und Bildung am weitesten fortgeschritten, der wechselseitige Verkehr ist am regsten und dadurch das Bedürfniß, an das Alte wenigstens die Erinnerung zu bewahren, am nothwendigsten. Was an Forschungen aus dem Kreise andersprachiger Völker vorliegt, ist zumeist durch germanische oder romanische Gelehrte vermittelt und so zum Allgemeingut geworden, wie es geschehen muß, wenn ein ersprießliches Endergebniß zustande kommen soll. Denn die Volkskunde muß zwar vom Nationalen ausgehen, aber allmählich zum Internationalen vordringen. Zu den Völkern, die in volkskundlicher Hinsicht noch ziemlich wenig durchforscht sind, gehören namentlich auch die im östlichen Europa ansässigen. Zwar haben die Slaven schon manches für die Volkskunde gethan, auch die Magyaren und die Balkanvölker haben es nicht ganz fehlen lassen, aber bis auf wenige Ausnahmen sind derartige Forschungen, soweit ihnen überhaupt wissenschaftlicher Werth zukommen kann, bisher der Kenntniß der mittel- und westeuropäischen Gelehrten und damit einer fruchtbringenden Verwerthung so gut wie ganz verschlossen geblieben, aus dem einfachen Grunde, weil die Sprache ein Hinderniß bildet. Die gesteigerte Kultur und das erhöhte Nationalgefühl hat schon eine ganze Anzahl dieser Völkerschaften veranlaßt, auch auf wissenschaftlichem Gebiet den Wettkampf mit dem übrigen Europa aufzunehmen; allein nur selten wurde dabei die nothwendige Rücksicht geübt, die einschlägigen Untersuchungen in einer der allgemein bekannten alten Kultursprachen zu schreiben. Die Folge ist, daß die erstrebte Gleichberechtigung vielfach ausblieb; denn sehr vieles, ja das meiste in den östlichen Nationalsprachen Geschriebene **kann** eben einfach von den westlichen Gelehrten nicht benutzt werden, weil es bei den gewaltigen Ansprüchen, die heutzutage jede Wissenschaft an ihre Jünger stellt, für die meisten schlechterdings unmöglich ist, abgesehen von den germanischen und romanischen Kultursprachen, auch noch in das schwierige und überaus zahlreiche Gewirr der östlichen Idiome so einzudringen, daß eine leichte und fruchtbare Ausnutzung zustande käme. Diese Thatsache ist insofern besonders für die Volkskunde sehr zu bedauern, als gerade in Osteuropa die moderne Kultur theils noch nicht so weit, theils noch nicht so alt ist wie in den übrigen Theilen und daher Volksüberlieferungen, -bräuche und -anschauungen noch viel zahlreicher und unverfälschter erhalten sind als anderswo.

Diesem Uebelstande auf unserm Gebiete abzuhelfen, ist ein neues Unternehmen bestimmt, das mit Freuden begrüßt und hoch willkommen geheißen werden kann, wenn es weiterhin erfüllt, was es verspricht und bereits zu leisten begonnen hat; es ist die am Anfang dieses Jahres von **Adolf Strauß** begründete Zeitschrift für Volkskunde „**Die Donauländer**", die auch „Handel, Industrie und Verkehrswesen in den Ländern der unteren Donau" mit berücksichtigt.[1]) Sie verfolgt ein mehrfaches hohes und schönes Ziel, wie das Geleitwort des Herausgebers ausführt, der schon seit langen Jahren auf dem Gebiet volkskundlicher Studien heimisch ist und durch seine Uebersetzung und Herausgabe „Bulgarischer Volksdichtungen", sowie durch seine eingehende ethnographische Arbeit über „Die Bulgaren" sich auch weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Die erste Aufgabe, die die neue Zeitschrift mit anderen ihrer Art theilt, ist es natürlich, die Reste altheimischen Volkslebens und -dichtens in den Ländern der unteren Donau, die dort noch in schier unerschöpflicher Fülle vorhanden sind, zu sammeln und zu erforschen, und besonderen Werth legt sie darauf, dieses Material wie seine zum Theil geschehene Verarbeitung der Gelehrtenwelt Mitteleuropa's, die sonst nur ab und zu Verläßliches darüber erfahre, bequem zugänglich zu machen. Das geschieht, indem durchweg die deutsche Sprache verwendet wird, eine Thatsache, die wir Deutsche nur mit Freude und Genugthuung begrüßen können; war doch vor noch gar nicht langer Zeit das Französische für derlei Zwecke am beliebtesten. Zugleich aber ist dies auch ein Beweis dafür, daß die deutsche Sprache für die österreichisch-ungarische Monarchie, der ja ein großer Theil der in Betracht kommenden Länder angehört, nicht bloß ein Band der Gemeinschaft bildet, dessen man sich keineswegs so leichtfertig und rücksichtslos, wie es leider auf anderen Gebieten geschieht, entäußern sollte, sondern daß sie auch unentbehrlich ist. Ferner will die Zeitschrift der bisherigen Zersplitterung, die in jeder Hinsicht nur nachtheilig wirken kann, ein Ende machen und für alle einschlägigen Studien einen Sammelpunkt abgeben, in dem alle Schriftsteller und Gelehrten der Donauländer ohne Rücksicht auf ihre politische Parteistellung oder Nationalität zu Wort kommen können und sollen.

Doch das neue Unternehmen hat noch eine ganz andere Seite, durch die es eine eigenartige Stellung im Kreise ähnlicher Zeitschriften einnimmt. Es will auch praktisch den Kultur- und wirthschaftlichen Bestrebungen der Länder, mit denen es sich beschäftigt, dienstbar sein. Deßhalb werden denn allmonatlich alle wirthschaftlichen Ereignisse getreulich verzeichnet und gründlich beleuchtet, um so einerseits den Donaustaaten selbst ein klares Bild dessen vorzuführen, was sie geleistet haben und was noch zu leisten bleibt, andererseits aber auch, um das Ausland über diese Thatsachen wahrheitsgemäß und unparteiisch zu unterrichten und seine Aufmerksamkeit auf diese Länder zu richten, da sie noch ein Gebiet sind, wo sich Kapital und Unternehmungsgeist des Westens vortrefflich verwerthen lassen.

Nach diesem Plane zerfällt nun jedes Heft der Zeitschrift in **drei** Hauptabtheilungen; die erste enthält wissenschaftliche Abhandlungen aus dem Gebiet der Volkskunde, die zweite, als Rundschau, berichtet über wissenschaftliche und kulturelle Einrichtungen, die dritte ist eine „politische und wirthschaftliche Rundschau"; den Schluß bilden immer einige „Bücherbesprechungen".

Der **wissenschaftliche** Theil besteht fast durchgängig aus gründlichen und gediegenen Leistungen, die sich öfters durch mehrere Hefte hindurchziehen. Um von der reichen Fülle des Gebotenen wenigstens eine Vorstellung zu geben, sei einiges hier herausgehoben. Den Anfang bildet eine eingehende Abhandlung über „die slavischen Sagen über Opfern des eigenen Kindes" von **M. Dragomanow**. Für das weitverbreitete Motiv, das zwar überall in christlicher Gewandung erscheint, wird orientalischer, genauer buddhistischer Ursprung erwiesen. Ueber serbische Gebräuche zur Gewinnung des Liebsten, bei der Hochzeit und in der ersten Ehezeit unterrichtet ein hübscher Aufsatz von **M. Gj. Milićević**, und von einem interessanten osmanischen Volksbrauch, der sich allem Anschein nach nur auf der kleinen Donauinsel **Ada-Kale** (Neu-Orsova), einem merkwürdigen, eigentlich herrenlosen, von Mohammedanern bewohnten Eilande, erhalten hat, erzählt **Ignaz Kúnos**; es ist das Fest der Helva-Vertheilung, d. h. der Vertheilung süßer, nußgroßer Kuchen, das zur Winterszeit in Verbindung mit einem großen Kaffeegelage unter Vortrag von allerhand improvisirten Liedern mit meist scherzhaftem oder satirischem Inhalt begangen wird. In die niedere Mythologie der **Rumänen** führt uns eine Abhandlung von **Lasar Saineanu** ein, die sich mit den „Iele" oder bösen Geistern im dortigen Volksglauben beschäftigt; es sind dies

[1]) Verlag von C. Gräser, Wien, Leipzig, Budapest (Bukarest, Emil Storck). Sie erscheint in monatlichen Heften von 5–6 Druckbogen in Lexikonoktav und kostet jährlich 12 fl. ö.W. = 24 M. = 30 Fr.

Digitized by Google

namentlich krankheitserzeugende Dämonen, denen etwa unsre Hexen und bösen Feen entsprechen. Einen Ueberblick über die gegenwärtige Kultur der Croaten gibt auf wenigen Seiten Mavro Spicer, der sich in Deutschland bereits durch seine Uebertragungen croatischer Dichtungen einen Namen gemacht hat, und Tade Smičiklas untersucht in einem sehr lehrreichen Aufsatz die Kultus- und Kulturanfänge desselben Volkes. Wiederum ins türkische Volksleben versetzt uns die ebenso unterrichtende wie ergötzliche Abhandlung von Ignaz Kúnos über die Späße des Hodscha (d. i. ein Kirchen- und Gerichtsbeamter) Nassreddin, einer Figur, die in mancher Beziehung ein Seitenstück zu unserm Pfaffen Amis oder zum Till Eulenspiegel genannt werden kann. Leider scheint aber dem Verfasser die für dies Thema recht wichtige Arbeit von Hartmann in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, herausgegeben von Weinhold, Band 5, S. 40 ff., entgangen zu sein. Noch unvollendet ist die auf gründlichen sprachlichen, ethnographischen und archäologischen Kenntnissen aufgebaute Studie von Bernhard Munkácsi über „die Anfänge der ungarisch-slavischen ethnischen Berührung" und der Selbstbericht des Grafen Eugen Zichy über seine asiatischen Expeditionen.

Die „Rundschau" ist ein ausgezeichnetes Mittel, dem Westen eine Uebersicht über die wissenschaftlichen Errungenschaften zu geben, die jene Länder in den wenigen Jahren, seit denen sie eigentlich erst der europäischen Kultur zugänglich geworden sind, sich erarbeitet haben, deren Kenntniß aber bei uns kaum ganz allgemein sein dürfte. Eine der ältesten Einrichtungen ist da das ungarische Nationalmuseum, dem später die ungarische ethnographische Gesellschaft, die Herausgeberin der Zeitschrift „Ethnographia", zur Seite trat; mehrere Artikel berichten über die Geschichte und die Leistungen dieser Institute. Ebenfalls jüngeren Ursprungs sind die südslavische Akademie der Künste und Wissenschaften in Zagreb (Agram), die rumänische Akademie, das bosnische Landesmuseum in Sarajewo. Die Geschichte des bedeutenden croatischen Vereins für Hebung und Verbreitung der Literatur, der seit 57 Jahren bestehenden „Matica Hrvatska", d. h. croatische Mutterlade, schreibt Mavro Spicer, und mehrere andere Mittheilungen schildern noch ähnliche Bildungsstätten, dankenswertherweise immer mit einem kurzen, aber zur Orientirung wohl geeigneten geschichtlichen Rückblick. Auch dem Schulwesen, zunächst in Bosnien und Bulgarien, wird eingehende Beachtung geschenkt.

Die „politische und wirthschaftliche Rundschau" endlich erfüllt ebensogut wie die beiden anderen Hauptabtheilungen ihren Zweck, indem sie durch wohlbewanderte, leidenschaftslose Berichterstatter über alles mögliche, über Agrar- und Finanzfragen, über Handels- und Industrieverhältnisse, über Aus- und Einfuhr von Waaren, über Zölle und Steuergesetze, Fabriken und Bahnanlagen, Verkehrsmittel und Zunfteinrichtungen in bunter Folge sich äußert, auch hier stets unter Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung. Diese Zusammenstellungen werden gewiß für Viele im Ausland eine sehr willkommene Gabe sein, da sie eine vielfach berichtigende und vor allem zusammenhängende Ergänzung zu den berichtenden Zeitungen bilden. — Auch die „Bücheranzeigen" sind eine sehr nützliche Beigabe, da sie meist über Erscheinungen berichten, die schon ihrer Sprache wegen im Westen nur zu leicht der Beachtung entgehen können.

Dieser Ueberblick, der selbstverständlich den Inhalt der Zeitschrift nicht erschöpfen konnte, wird genügen, um zu zeigen, daß sie imstande ist, viel und Gediegenes zu leisten, daß sie geschickt Wissenschaftlichkeit und praktische Brauchbarkeit zu verbinden versteht, daß sie in der That eine Lücke in der schon so zahlreichen Reihe volkskundlicher Zeitschriften ausfüllt. Wir wünschen ihr eine weite Verbreitung und auch guten äußeren Erfolg, damit sie immer mit gleicher Leistungsfähigkeit auf dem eingeschlagenen Weg vorwärtsschreiten und auch ihrerseits dazu beitragen kann, unsre Kenntniß vom Menschengeschlecht in allen seinen Einzelheiten immer mehr zu vertiefen. Ist doch der Mensch der würdigste Gegenstand alles menschlichen Studiums.

Breslau. H. Jantzen.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

-nn- **Siegel der badischen Städte.** Seit einigen Jahren ist die badische historische Kommission im Verein mit der Direktion des großh. Generallandesarchivs beschäftigt, die mitunter sehr im argen liegenden Siegel der Gemeinden des Großherzogthums nach heraldisch-sphragistischen Grundsätzen zu verbessern, unter Berücksichtigung der einschlägigen archivalischen Quellen. In der Zeit vom Juli 1895 bis zum Februar 1899 konnten an Städte und Landgemeinden 263 neue oder verbesserte Siegelentwürfe geliefert werden. Zu bedauern ist es, daß nicht sämmtliche Gemeinden auf das Anerbieten eingingen und trotz allen Entgegenkommens die stilgerechte Herstellung ihrer Siegel ablehnten. So mußte die historische Kommission auch ihre ursprüngliche Absicht der Veröffentlichung sämmtlicher badischen Gemeindesiegel dahin abändern, daß sie nur die Siegel der badischen Städte, und zwar die sämmtlichen nachweisbaren in chronologischer Reihenfolge in den Bereich dieser Publikation zog. Nach langen, mühevollen Vorarbeiten ist nun die Ausgabe des ersten der auf drei Hefte berechneten Sammlung erfolgt (Siegel der badischen Städte in chronologischer Reihenfolge, herausgegeben von der badischen historischen Kommission. Der erläuternde Text von Friedrich v. Weech. Die Zeichnungen von Fritz Held. Erstes Heft. Heidelberg. C. Winters Universitätsbuchhandlung. 1899). Es umfaßt die Kreise Mosbach, Heidelberg, Mannheim und Karlsruhe und enthält 290 Siegelabbildungen auf 51 Tafeln mit 32 Seiten erläuterndem Text. Als Vorlagen für die von dem Zeichner der historischen Kommission, Fritz Held, ausgeführten Entwürfe dienten theils die von den Städten eingesandten Stempelabdrücke, theils die aus Urkunden des Generallandesarchivs ermittelten Siegel, welche durch anderweitige Nachforschungen ergänzt worden sind. In der chronologisch geordneten Wiedergabe der so gewonnenen zahlreichen Siegelbilder ist für die einzelnen Städte eine werthvolle Uebersicht über die Entwicklung und die manchmal wunderlichen Schicksale ihrer Siegelzeichen geboten, die nicht nur dem Historiker und Sphragistiker erfreuliche Aufschlüsse gewährt, sondern auch dem Kunstfreunde schätzbares Material zum Studium lokaler Kleinkunstbestrebungen an die Hand gibt. Wer aufmerksam diese Tafeln mit der getreuen Reproduktion aller Vorzüge und Schwächen der Originale durchblättert, der wird auch die Wandlungen des Geschmacks mit Interesse wahrnehmen. Manch Stück merkwürdiger Orts- und Territorialgeschichte kommt in der Darstellung dieser Siegelbilder zum Ausdruck, manche heraldische Absonderlichkeit, nicht selten auch verwunderliche Irrthümer, die unbewußt lange mit fortgeschleppt worden, findet der Kenner hier wiedergegeben. Ueber alles zum Verständniß der Abbildungen Wissenswerthe — wobei mit vollem Recht auf einen weiteren, nicht fachmännisch gebildeten Interessentenkreis Rücksicht genommen wird — orientirt vortrefflich der von Friedrich v. Weech in knapper Form beigegebene Text, der namentlich auch eine möglichst genaue zeitliche Begrenzung der einzelnen Siegel anstrebt. Hiebei hat sich die große Brauchbarkeit von Kriegers topographischem Wörterbuch des Großherzogthums Baden, das unlängst abgeschlossen wurde, für ortsgeschichtliche Forschungen bewährt, ein erfreuliches Zeichen, wie sich die Publikationen der badischen historischen Kommission einander in die Hände arbeiten. — Die Reproduktion der Siegel ist in jeder Hinsicht mustergültig zu nennen. Dem Verlag, der dem Werke eine würdige Ausstattung gegeben, wie namentlich dem Zeichner F. Held gebührt hierin uneingeschränktes Lob. Da auf das allerdings bequemere Hülfsmittel der Photographie aus verschiedenen Gründen ver-

Digitized by Google

zichtet werden mußte, war die an die zeichnerische Leistungsfähigkeit Helds gestellte Anforderung, besonders bei der Wiedergabe alter Wachs- und Oblatensiegel, nicht gering. Er hat sich ihr vollkommen gewachsen gezeigt.

K. **Reisehandbücher.** Ohne großes Risiko läßt sich darauf wetten, daß von tausend Deutschen, die eine Ferien-, Erholungs- oder gar Hochzeitsreise antreten, zwei Drittel ihren Weg dabei über die Schweiz nehmen. Dies ist auch unschwer zu erklären. Von der Schulbank her ist Jedem von uns dies europäische Alpenland par excellence ans Herz gewachsen. Hunderte sehen in ihm das Ideal politischer Freiheit, und wenn diese Meinung bei längerem Aufenthalt dort durch schärfere Beobachtung der thatsächlichen Verhältnisse erheblich abgeschwächt wird, so thut dies der Vorliebe, dies Land wiederholt zum Reiseziel zu wählen, keinen sonderlichen Eintrag. Die Großartigkeit der Scenerie nimmt uns gefangen, von welcher Seite wir auch den Boden der ältesten Republik der neueren geschichtlichen Entwicklung unsres Erdtheils betreten. Schon bei den Namen einzelner Orte werden historische Erinnerungen wach, die mit poetischen Reminiscenzen zusammenfließen. Die Waldstädte Schwyz, Zug, Uri, das Rütli zaubern uns die Kerngestalt Wilhelm Tells vor Augen; Sempach den todesmuthigen Arnold von Winkelried; Zürich den Reformationshelden Ulrich Zwingli, der das Schwert so gut zu handhaben verstand wie die Bibel; Genf dessen felsenharten Kollegen Johannes Calvin und Granson und Murten die schweren Kämpfe, die ein tapferes Volk um den Gewinn seiner Freiheit vom Joch der Feudalherrschaft vor vier Jahrhunderten ausfocht. Die Worte Montblanc, Monterosa, Jungfrau, Rigi ꝛc. befeuern unsre Phantasie nicht minder als etwa Chamounix, Grindelwald, Bernhard-Hospiz u. a. Doch um all diese Herrlichkeit so recht genießen zu können, bedürfen wir eines nicht bloß getreuen, sondern auch wohlunterrichteten Führers, und da ist der rothe Baedeker just der richtige dazu, ein wahrer Ekkehard des Reisenden. Die neueste Auflage seines **Reisehandbuchs durch die Schweiz** nebst den angrenzenden Theilen von **Tirol, Savoyen und Oberitalien** ist wohl das Beste, was in dieser Richtung geboten werden kann. Nicht weniger als 54 Karten und die Pläne von zwölf der bedeutendsten Städte sind dem Buche beigegeben und ein Dutzend Panoramen von den aussichtsreichsten Punkten erleichtern dem Hochtouristen das Auffinden jedes einzelnen Gebirgsstockes. Das Buch ist musterhaft, und daß das reisende Publikum der gleichen Ansicht ist, erhärtet der Umstand, daß es nun in der 28. Auflage vorliegt. — Nur um weniges an Reichhaltigkeit nachstehend, jedoch für den, der große Hochtouren nicht in Aussicht nimmt, sein Reiseprogramm zunächst auch nur auf die Schweiz beschränkt, völlig ausreichend ist **Griebens** Reisebuch „**Die Schweiz**“, das auch bereits die 19. Auflage erreicht hat. Die beigegebenen zehn Karten sind ein gutes Hülfsmittel zur Festlegung der Touren, in die noch die Gotthardbahn bis an die oberitalischen Seen und Mailand einbezogen sind. Wohl eine nicht unwillkommene Beigabe für Viele bilden die hübsch in Holzschnitt ausgeführten Ansichten verschiedener interessanter Landschaftspunkte, Städte und Orte, die in den Text eingedruckt sind. Für den Radfahrer sind insbesondere die Notizen von praktischem Werth, die ihm die Straßen und Wege angeben, auf denen er ungehindert vorwärts kommen kann, bei der großen Verwendung, die das Fahrrad heute in der Touristik findet, eine gewiß nicht unwillkommene Beigabe. — Hier mag auch zugleich für den, der zu seiner Erholung in der prächtigen Alpennatur einen längeren Aufenthalt nehmen und das rastlose Treiben der großen Hotels und Pensionen meiden will, auf das hübsch ausgestattete Büchlein „**Europäische Wanderbilder** Nr. 252: Der **Kurort Stoos ob Brunnen**“ (Verlag von Orell Füßli in Zürich) hingewiesen sein. Wer sich den Strapazen großer anstrengender Partien nicht gewachsen glaubt, oder im Genusse einer herrlichen Naturscenerie einige Tage behaglich ausruhen will, dem wird der Aufenthalt da oben wohl thun. — Wessen Fuß aber einmal das Zauberland beschritten hat, dessen eigenartige Schönheit die Naturfreunde aller Kulturnationen unwiderstehlich anzieht und lockt, dem ist gewiß eine fürs ganze Leben werthvolle Erinnerung, die sein Gedächtniß stets von neuem auffrischt, eine willkommene Gabe. Eine solche wird ihm geboten mit dem soeben erschienenen fünften Bande des prächtigen Sammelwerkes „**Land und Leute.** Monographien zur Erdkunde“ (Verlag von Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig), in dem die **Schweiz** von **J. C. Heer** einer eingehenden und trefflichen Schilderung unterzogen ist. Nichts fehlt in dem Buche, was in Bezug auf die historische, kulturelle und sonstige Entwicklung des Landes von hervorragendem Interesse ist. Ganz reizende Genrebilder aus Vergangenheit und Gegenwart sind in die landschaftliche Beschreibung mit eingeflochten und lassen das Gefallen des Lesers nie erlahmen. Und diese gediegene literarische Arbeit wird unterstützt durch eine reiche Fülle von bestgelungenen Abbildungen. Städte, Gebirgspanoramen, Denkmäler der Kunst, Trachtenbilder in technisch tadellosem Lichtdrucke geben Seite um Seite das erfreuende Geleite für das Auge; die Alpenflora präsentirt ihre bekanntesten Kinder im farbigen Gewande und die alten Holzschnitten und Kupferstichen nachgebildeten Städteansichten geben ein willkommenes Hülfsmittel zu Vergleichen, welche Wandlungen die Jahrhunderte da geschaffen haben. Das Buch ist ein werthvoller Begleiter auf der Fahrt und ein treuer Bundesgenosse der Erinnerung im Bücherschrank; fehlen sollte es in keinem, denn es ist für Jedermann eine fesselnde und reizvolle Lektüre.

* **Reformvorschläge zur Geschichte der deutschen Renaissance** hat der Leipziger Kunsthistoriker Prof. Dr. **August Schmarsow** in der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgetragen. Wir heben daraus folgendes hervor: Für die ganze Reihe der Kulturvölker stellt sich die Entwicklung und Entfaltung der Renaissance als ein gleichartiger, nur nach der Stammeseigenthümlichkeit und Vergangenheit der Nationen sich differenzirender Vorgang heraus. Der Parallelismus beginnt mit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, gegen dessen Ende die neuen Leistungen überall die Oberhand gewinnen und den weiteren Fortschritt bestimmen. Das italienische Quattrocento findet in Deutschland ebenso, wie in den Niederlanden und sonst, seine Analogie. Auch die kurze Dauer der Hochrenaissance ist gemeinsam; denn die schöpferische Kraft, die sich bis dahin in die Kunst ergossen hat, wird durch andere Momente des nationalen Lebens, hier durch die religiöse Bewegung, dort durch die Staatenentwicklung oder den Aufschwung wissenschaftlicher Erkenntniß absorbirt. Genug, die Ströme theilen sich, und der internationale Austausch verändert ihre Bahnen. Aber als zugehörig zu der großen Renaissancebewegung erweisen sich auch die Phasen, welche wir in der Kunstgeschichte zunächst als Zeitalter des Barock und Rokoko bezeichnen. Erst mit der archäologischen Renaissance, dem Klassizismus, geht die Epoche zu Ende. Wenn so aber die Einheit vom Ende des 14. Jahrhunderts durch das ganze 15. hin bis zur glücklichsten Blüthezeit in den ersten Jahrzehnten des 16. auch in Deutschland allseitig erwiesen ist, wenn ebenso, wie in Italien ein Lionardo da Vinci, bei uns die Holbein und Vischer, vor allem ein Albrecht Dürer in ihrer Jugendentwicklung noch ganz dem „Quattrocento“ angehören, um in ihrer Reife die „Hochrenaissance“ emporzuführen, so ergibt sich noch ein Erträgniß der Kunstgeschichte, das auch der Periodisirung der allgemeinen Geschichte zugute kommen mag. Mit seinen augenfälligen Beweisen in der Hand muß der Kunsthistoriker Einspruch erheben gegen jeden Versuch, beim Beginn des 16. Jahrhunderts einen Einschnitt zu statuiren, der mehr als eine Sonderung zweier Phasen des nämlichen Entwicklungsprozesses bedeuten soll. Wie unsre Geschichte der Reformation gewöhnt ist, bis auf die Entstehungsursachen der religiösen Bewegung zurückzugreifen, die Zeiten der Kirchenspaltung und der deutschen Mystik in ihre Betrachtung hineinzuziehen, so kann und muß es auch die Kunstgeschichte halten, zur wahren Durchführung des nationalen Standpunkts, der allen übrigen vorgeht.

**München.** Akademie der Wissenschaften. Julisitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse hielt Hr. **Furtwängler** einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag über „neue Denkmäler antiker Kunst“ in Fortsetzung seiner früheren Mittheilungen und be-

Digitized by Google

sprach insbesondere einige altarkadische Bronzestatuetten, sowie einen geschnittenen Stein aus Alexandria mit einer neuen Künstlerinschrift. Der Klassensekretär der **mathematisch-physikalischen** Klasse gedachte zu Eingang der Sitzung mit ehrenden Worten des jüngst verstorbenen ordentlichen Mitgliedes Eugen v. Lommel. Sodann legte Hr. Groth eine Arbeit des Privatdozenten Dr. E. **Weinschenk**: „Geologisches aus dem Bayerischen Wald" vor; die Abhandlung wird in den Sitzungsberichten erscheinen. Hr. Seeliger brachte eine Abhandlung des Privatdozenten Dr. Arthur **Korn** in Vorlage: „Grundlagen einer mechanischen Theorie des elastischen Stoßes und der inneren Reibung in kontinuirlichen Medien"; sie ist für die Sitzungsberichte bestimmt. Auch die von Hrn. Dyck überreichte Abhandlung des Privatdozenten Dr. Ed. v. **Weber**: „Bilinearformen und Differentialsystem", wird in die Sitzungsberichte aufgenommen. Hr. **Pringsheim** trug „über ein Konvergenzkriterium für Kettenbrüche mit positiven Gliedern" vor. Sein Vortrag wird in den Sitzungsberichten erscheinen, während derjenige des Hrn. **Rückert** „über Polyspermie" anderweits veröffentlicht wird. — In der **historischen** Klasse überreichte Hr. **Grauert** den I. Band 1. Theil der von der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Nuntiaturberichte. Der Sekretär berichtete, daß die Kommission für Herausgabe der Monumenta boica ein neues Editionsprogramm festgestellt und beschlossen habe, demnächst neben den von Hrn. v. Oefele zu edirenden Wirceburgensia einen Band: Urbare der Burggrafen von Nürnberg unter der Redaktion des Hrn. Baumann herauszugeben. Für die technische Herstellung eines Probeblattes der Thudichum'schen Grundkarten (Sektion Schweinfurt-Würzburg) bewilligte die Klasse einen namhaften Beitrag. Am 19. August findet in Hermannstadt die Enthüllung des Denkmals für den Bischof Teutsch statt, der ordentliches Mitglied der Münchener Akademie gewesen ist. Auf Einladung wird Hr. **Oberhummer** dorthin delegirt. Hr. **Friedrich** hielt einen in den Sitzungsberichten zur Veröffentlichung kommenden Vortrag: „Der geschichtliche heilige Georg".

* **Freiburg i. Br.** Der Besitzer der Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen und des im August dorthin übersiedelnden Mohr'schen Verlags in Freiburg, Verlagsbuchhändler Paul **Siebeck**, ist von der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität zum Ehrendoktor ernannt worden.

* **Basel.** An Stelle des verstorbenen Germanisten Rudolf Kögel wurde der bisherige Privatdozent Dr. John **Meyer** in **Halle** zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur, und als Nachfolger des verstorbenen Hermann Immermann Professor Friedrich **Müller** in **Marburg** zum ordentlichen Professor der inneren Medizin der hiesigen Universität und zum Oberarzt der medizinischen Abtheilung des Bürgerspitals ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

**Math. Tholuck**: Erinnerungen an Professor Tholucks Heimgang. Berlin, Deutsche Evangelische Buch- und Tractat-Gesellschaft. — **Felix Dahn**: Die Könige der Germanen. 8. Band. 3. Abtheilung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1899. — Dr. **Alfr. Ephraim**: Die Hygiene des Gesangs. Ebd. 1899. — **S. Jadassohn**: Rathschläge und Hinweise für die Instrumentationsstudien der Anfänger. Ebd. 1899. — **Land und Leute**. Monographien zur Erdkunde. Herausgegeben von A. Scobel. IV. Tirol. Leipzig, Velhagen u. Klasing. — **Fliegende Blätter**. Band 110. Nr. 2788—2813. München, Braun u. Schneider. — **Johanna und Gust. Wolff**: Ahasver. Berlin, Dramaturgisches Institut, Abth. III (E. Ebering) 1899. — Dr. **Bernh. Rogge**: Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band. Hannover, Berlin, Karl Meyer (Gust. Prior) 1899. — **Bierstorff; Zimmer; Wychgram**: Frauenberuf und Frauenerziehung. Vier Vorträge. Hamburg, L. Gräfe u. Sillem 1899. — **Karl Landolt**: Die Wohnungs-Enquete in der Stadt Bern vom 17. Februar bis 11. März 1899. Bern, in Kommission: Neukomm u. Zimmermann 1899. — **K. Schneider**: Rechtsregeln des Viehhandels nach deutschem Gesetze. München, C. H. Beck (Osk. Beck) 1899. — **Der Kurort „Stoos" ob Brunnen**. (Europäische Wanderbilder. Nr. 252.) Zürich, Orell Füßli. — **L. Purtscheller und H. Heß**: Der Hochtourist in den Ostalpen. 3 Bände. II. Aufl. (Meyers Reisebücher.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1899. — **Fluthtabelle und Führer für Norderney**. Badezeit 1899. 41. Jahrg. Norden und Norderney, Herm. Braams. — **Transsylvanica** aus dem Verlage von W. Krafft, Hermannstadt. Im Anhang: Dr. W. **Laufer**: Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen. Hermannstadt und Leipzig, W. Krafft 1899. — **Karl Münchmeyer**: Haftung des Erben und Miterben für die Nachlaßverbindlichkeiten nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Studie. Hannover, Berlin, Karl Meyer (Gust. Prior) 1899. — **Karl Kurtz**: Das Verfahren der Vormundschaftsgerichte und ihrer Organe bei der Ueberleitung der bisherigen Vormundschaften und Pflegschaften in den Rechtszustand des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Ebd. 1899.

**Tauchnitz Edition.**
July 12, 1899.
**The Cost of her Pride.**
A new Novel.
By (11239)
**Mrs. Alexander.**
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

**Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.**

Soeben erschien:

**Die Deutschen im Sprichwort.** Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von **Dr. Georg M. Kuffner.** 8°. Brosch. 1 M. 20 Pf.

Dieses in zierlicher Ausstattung erscheinende Büchlein bringt die bald auf launige und scherzhafte, bald aber auch auf ernste und bittere Weise über die Deutschen in Sprichwörtern sich widerspiegelnden Urteile, wie sie teils unter uns umlaufen, teils von den Nachbarvölkern vernommen werden, zu lebendiger Anschauung. . . . So hat denn in der That der Verfasser einen dankenswerten Beitrag zur Volkskunde geliefert und kann sein kleines Werk als unterhaltende, anregende und belehrende Lektüre bestens empfohlen werden. (Bonner Zeitung.)

**Hegels Leben, Werke und Lehre** von **Kuno Fischer.**
(Geschichte der neueren Philosophie. Jubiläumsausgabe. VIII. Band.)
**4. Lieferung.** (Die Wissenschaft der Logik.) Gr. 8°. Br. 3 M. 60 Pf.

Um dem Publikum den neuen VIII. Band „Hegel" sofort zugänglich zu machen, geben wir ihn ausnahmsweise in Lieferungen ab. Die Käufer verpflichten sich zur Abnahme des ganzen Bandes.

Den Besitzern der früheren Gesamtausgabe, in der Hegel den VII. Band bilden sollte, liefern wir seinerzeit auf Verlangen besondere Titel als VII. Band nach.

**Zeugnisse vom Heil in Jesu Christo.** Predigten von **Dr. theol. Ludwig Lemme,** Kirchenrat u. o. Professor in Heidelberg. Gr. 8°. Brosch. 2 M., geb. m. Goldschnitt 3 M.

**Die ungeänderte wahre Augsburgische Konfession.** Für die **Genossen der evangelischen Kirche** mit Erläuterung und Schriftgründen versehen zum Gebrauche in Schule und Haus. Nebst einer Einleitung und kurzen Geschichte ihrer Entstehung. 6. Aufl. 8°. 80 Pf., geb. 1 M.

„Diese Ausgabe des Hauptbekenntnisses der Reformation ist trotz ihrer 6 Auflagen noch immer nicht bekannt und verbreitet genug. Sie ist eine ganz musterhafte Arbeit sowohl durch die gründliche Einleitung wie durch die ganz vortreffliche Auslegung der einzelnen Artikel, die aus zuverlässiger theologischer Feder stammt. In einer Zeit, die so heftig an den Bekenntnissen rüttelt, sollte man ein solches Buch möglichst Vielen in die Hand geben. Der beispiellose billige Preis erleichtert die Verbreitung."
(11177) (Die Ev. Kirchenztg.)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kett in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Montag, 17. Juli. Nummer 160.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Die Bedeutung des Nebenberufs für die allgemeine Berufsstatistik.

Von Georg v. Mayr.

In meinem Aufsatz über die deutsche Landwirthschaft und die Berufsstatistik von 1895 (Beil. Nr. 89 v. 19. April l. Js.) habe ich im Verfolg der gegen die üblichen Redensarten über die Umwandlung Deutschlands aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat gerichteten Ausführungen auch die gebräuchliche Nichtberücksichtigung der Nebenberufe hervorgehoben. Ich habe betont, daß die Berufsstatistik, die nur die Angaben der Betheiligten über ihren Hauptberuf berücksichtigt, kein vollständig richtiges Bild der beruflichen Gliederung gebe. In eingehender Erörterung der einschlägigen Verhältnisse habe ich dargelegt, es gewinne den Anschein, als sei die Landwirthschaft bei der Berufsstatistik in zweifacher Richtung zu kurz gekommen, einmal in der Art, daß mancher wirkliche Landwirth diesen seinen Beruf nicht als Haupt-, sondern als Nebenberuf angegeben habe, und sodann dadurch, daß mancher recht beachtenswerthe landwirthschaftliche Nebenberuf bei der Berufsstatistik gar nicht angegeben worden sei. Als Beweismittel habe ich zunächst zwei Thatsachen angeführt; erstens die Zugehörigkeit von mehr als 5 Prozent der Fläche der landwirthschaftlichen Großbetriebe zur nebenberuflichen Landwirthschaft; zweitens den überaus großen Ueberschuß der Gesammtzahl der landwirthschaftlichen Betriebe nach der Betriebsstatistik über die aus der Berufsstatistik ersichtlichen landwirthschaftlichen Berufsfälle aller Art, Haupt- und Nebenbetriebe zusammengenommen. Außerdem habe ich hiezu noch als Ergebniß der gemeinen Lebenserfahrung bezeichnet, daß bei Zusammentreffen landwirthschaftlicher und gewerblicher Berufsthätigkeit die Voranstellung der letzteren mehr dem Zeitgeist entspreche, als jene der landwirthschaftlichen, insbesondere der bäuerlichen Berufsthätigkeit.

In der Beilage vom 26. Juni l. J. (Nr. 142) gibt Hr. Dr. Friedrich Zahn eine knappe dankenswerthe Ueberschau der Ergebnisse des gewaltigen statistischen Werkes, welches kürzlich vom Kaiserlichen Statistischen Amt als Band 111 der Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge, mit dem Titel „Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volks nach der Berufszählung oom 14. Juni 1895“ veröffentlicht worden ist. Niemand hatte größeres Recht und größeres Geschick zu dieser Ueberschau als Dr. Zahn, dem die durchgreifende, von bureaukratischer Steifheit durchaus freie, wissenschaftliche Bearbeitung des gesammten mächtigen Materials zu danken sein wird, welches die Berufs- und Gewerbezählung von 1895 geliefert hat. Niemals hat ein amtlicher Statistiker bisher in Deutschland eine gleiche Riesenarbeit geleistet. Das Erste, was bei der Erwähnung der Zahn'schen Arbeit geboten erscheint, ist deßhalb ein Wort dankbarer Bewunderung. Das schließt aber nicht aus, daß in einer Einzelheit, die Zahn bei seiner Ueberschau berührt, der davon Betroffene ein, wie er glaubt, berechtigtes, Wort des Zweifels an der Schlüssigkeit der einschlägigen Ausführungen Zahns den Lesern dieser Ausführungen hier schuldet.

Hr. Zahn hat bei seiner knappen Ueberschau Anlaß genommen, zu meinen Ausführungen über die Bedeutung der Nebeuberuse für die Berufsstatistik Stellung zu nehmen. Er meint, mir sei zweifellos bei Abfassung meines eingangs erwähnten Artikels der vom Kaiserlichen Statistischen Amt in dem oben genannten Band 111 S. 101 der Statistik des Deutschen Reichs „konstatirte“ Charakter der Nebenerwerbsnachweise noch nicht genügend bekannt gewesen und folgert daraus, mein Versuch des Nachweises, daß bei der summarischen Zusammenfassung der beruflichen Verhältnisse nach dem Hauptberuf die Landwirthschaft zu kurz komme, werde sich nach der vorerwähnten „Konstatirung“ des Kaiserlichen Statistischen Amts erheblich modifiziren.

Die geehrten Leser werden begreifen, daß ich mit lebhaftester Neugierde die Seite 101 von Band 111 der Reichsstatistik aufgeschlagen habe. War mir doch inzwischen aus Anlaß meines Aufsatzes von sachkundiger Seite die Anregung zugegangen, ob nicht der Versuch gemacht werden sollte, die auch nach Ansicht dieser Seite zu geringe Berücksichtigung der landwirthschaftlichen Berufsthätigkeit durch stichprobeweise durchgeführte Enquete klar zu stellen, und war ich doch gerade mit der weiteren Verfolgung dieses Gedankens beschäftigt, als Zahns Aufsatz erschien. Da er von „Konstatirungen“ sprach, so hoffte ich bestimmte, auf Beobachtung gegründete Feststellungen zu finden. Was aber habe ich gefunden? Kurz gesagt: Keine Spur von *Konstatirung*, nichts als *Behauptung* ohne jeglichen Untergrund thatsächlicher Feststellung. Die ganze „Konstatirung des Kaiserlichen Statistischen Amts“, von welcher Hr. Zahn spricht, löst sich in folgende — wie der Leser sehen wird, zudem noch recht zaghaft vorgetragene — subjektive Anschauung des Bearbeiters der Reichsstatistik (desselben Hrn. Zahn) auf. Diese Anschauung gipfelt in dem Satze, es „dürfte“ die durch die Berufsstatistik ermittelte Ausdehnung des Nebenerwerbs trotz aller Sorgfalt, die bei der Erhebung angewendet wurde, immer noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben (darüber besteht zwischen Hrn. Zahn und mir kein Widerstreit) — *namentlich aber „dürfte“ dies von den nichtlandwirthschaftlichen Nebenberufen gelten, welche äußerlich nicht so hervortreten, wie der landwirthschaftliche Nebenberuf mit dem besonderen Stück Land.* Von irgend einer Feststellung auch nur in bescheidenstem Rahmen, daß thatsächlich landwirthschaftlicher Nebeuberuf mehr als gewerblicher deklarirt worden wäre, ist nicht die Rede. Ich muß

Digitized by Google

es deßhalb ablehnen, aus einer „Konstatirung" des Kaiserlichen Statistischen Amts irgendwelche Belehrung entnehmen zu können. Die Sache liegt vielmehr so: Hr. Zahn meint auf Grund deduktiver Spekulation über den Einfluß des äußerlich sichtbar hervortretenden Grundbesitzes, die landwirthschaftliche Berufsdeklaration erfolge sorgsamer als die gewerbliche. Ich bin in diesem Punkte in Uebereinstimmung mit Sachkennern auf Grund der gemeinen Lebenserfahrung über die beruflichen Titulaturen entgegengesetzter Ansicht. Ich habe in meinem Aufsatz aber nicht bloß solche psychologische Erwägungen vorgebracht; ich habe auch zwei bedeutungsvolle Thatsachenreihen, die für meine Ansicht sprechen, vorgeführt — nämlich die oben erwähnten Flächenbeträge selbst großbetrieblicher Landwirthschaft, deren Inhaber Landwirthe nur im Nebenberuf sind, und weiter den überaus großen Abstand zwischen den Gesammtzahlen der landwirthschaftlichen Berufsfälle und der landwirthschaftlichen Betriebe. In diesen beiden Richtungen habe ich „konstatirt"; eine Reaktion darauf aber findet sich bei dem Verfasser weder der Einleitung zu Band 111 der Reichsstatistik noch des Aufsatzes in Nr. 142 dieser Blätter.[1])

Davon, daß durch eine „Konstatirung" des Kaiserlichen Statistischen Amts die außerordentlich bedeutungsvolle Frage, um die es sich hier handelt, aus der Welt geschafft wäre, kann keine Rede sein. Je näher man dieser Frage tritt, um so wichtiger erscheint die Aufgabe, die bestehenden Zweifel durch wirkliche Konstatirungen der bestehenden Zustände zu lösen, sei es auf dem Wege enqueteartiger Nachträge zur Berufszählung von 1895 oder — was noch besser sein wird — durch Veranlassung darauf abzielender geeigneter Maßnahmen bei der Säkularzählung von 1900, deren gründlicher Ausbau eine der wichtigsten Aufgaben der Verwaltungsstatistik der nächsten Zukunft bildet.

---

## Ranke und die Geschichtschreibung über Friedrich den Großen.

Von Reinhold Brode (Halle a. S.).

### II.

An dem Maßstabe ihrer inneren Kraft und Möglichkeit gemessen, so durften wir mit Ranke sagen, sollten die Erscheinungen der Geschichte erklärt werden. Gewinnen aber kann die Kritik diesen Maßstab nur hinsichtlich solcher Zeiträume, die sie selbst als ihrem vollen Gehalt nach abgeschlossen betrachtet. So sind, was Friedrich den Großen betrifft, die unmittelbaren Wirkungen seiner Thaten längst ins Leben getreten. Die „nachzuckenden Bewegungen, welche jede bedeutende Existenz zu begleiten pflegen", sind für ihn vorüber. Auf die fridericianische Epoche mithin angewandt, leistet die geschichtliche Kritik ihre Aufgabe, durch die Zeitferne, durch den gänzlichen Umschwung in den politischen Verhältnissen der europäischen Mächte und folglich — ein nicht unwesentlicher Erkenntnißfaktor — durch selbsteigene Lossprechung der Historie von jeglicher Rücksichtnahme auf modern politische Antriebe gestützt und begünstigt.

Genug, wenn diese Kritik also die Staatskunst Preußens mit ihren Maximen, Bestrebungen, Ansprüchen aus dem großen geschichtlichen Zusammenhang ableitet und begreift und freimüthig und verständnißvoll die leuchtende Größe ihres Trägers gewahrt, auch wo dem blöderen Auge angedichtete Gebrechen vielleicht das helle Bild seiner Erscheinung zu verdunkeln schienen.

Mochten manche von Droysens kleineren Nachschreitern eine „patriotische" Geschichtschreibung hergerichtet haben, die, Genüge findend an den preußischen Auslassungen, es für unerlaubt hielt, an einem Herrscher Preußens und seinen Maßnahmen etwas auszusetzen — ein Patriotismus dieser Art, den vollends die Forschung legalisire, hat Droysen niemals vorgeschwebt, für ein solches sacrificium intellectus ist der erlauchte Gelehrte nicht verantwortlich. Ebenso absurd wäre es, wollte man Ranke's großartiger Konzeption, welche Individuen und Begebnisse aus ihrer Stellung im Reich der Thatsachen und Ideen überhaupt zu „begreifen" trachtet, Patriotismus absprechen oder andrerseits wieder eine Geschichtschreibung rügen, die mit besonderer Begeisterung, wo es der sachliche Anlaß mit sich brächte, die vaterländischen Accente hervorkehrte. Wohl dem Historiker, dessen geistiger Leistung man das Höchste anfühlt, den Trieb zum Vaterland: nur daß der vaterländische Ton nicht Züge und Ziele in die Ueberlieferung der Dinge hineintrage, die nicht in ihnen selbst liegen! Einer „preußisch-patriotischen" Geschichtschreibung par excellence — man verstehe dies recht! — einer solchen, die von der Wissenschaft gewisse gute Dienste verlangt, die aus der Geschichte eine Rüstkammer macht für politische, religiöse, patriotische Lehrvorschriften, die an Stelle des den Dingen immanenten Lebens die Tagesleidenschaft setzt, die, mit einem Wort, aus bestimmten Zweckbegriffen heraus geschichtlich nicht relevante Vorstellungen pflegt: einer solchen wäre demnach die Berechtigung abzuerkennen — vor dem Tribunal der Wissenschaft kann sie nicht bestehen.

Durch Ranke's Verdienst ist die Historie eine anerkannte Wissenschaft geworden, die nicht Partei- und Klassenideale predigt, sondern den ganzen Reichthum gelebten Lebens in seiner Bedingtheit und Komplizirtheit zu erfassen trachtet. Bei dem gänzlichen Absehen gerade von allen patriotischen Bedürfnissen, bei der völligen Freiheit von jeder patriotischen Doktrin steht die Ranke'sche Historiographie in ganz anderem Grade voraussetzungslos als alle Richtungen vor und neben ihr der Vergangenheit gegenüber: und in solchem Sinn gehört der Ideenwelt Ranke's und seiner „Schule" die Zukunft.

* * *

Soviel nun von Seiten dieser kritischen Geschichtschreibung geschehen sein mag, die Thaten König Friedrichs in aller sachlichen Fülle richtig zu beschreiben und zugleich deren herrlichem Vollbringer als Persönlichkeit mit allem Antheil des Herzens gerecht zu werden: man wird, mit aller gebührenden Werthschätzung der bisher erschienenen literarischen Leistungen sei es gesagt, nicht behaupten wollen, daß die Gestalt des Königs, wie auch immer in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit, in ihrem scharfen individuellen Gepräge vors Auge genommen, bis heute in der vollen Umfassung ihrer Eigenschaften, in der Ganzheit ihres Wesens erschlossen und gewürdigt wäre.

Einen Mann hat es gegeben, einen Ausländer, der, mit psychologischem Späherblick und erstaunlicher Gestaltungskraft ausgestattet, von Bewunderung für Friedrichs Thun und Erscheinung hingerissen, die deutsche Geschichtsliteratur beschämt durch sein mit dem farbenreichsten Pinsel entworfenes Portrait des Königs. Was der Heroenkultus Thomas Carlyle's in Rücksicht auf das lebendige Ergreifen der Persönlichkeit als eines einzigen Phänomens in der Weltgeschichte zutage gefördert hat, besteht vollgültig zu Recht noch heute.

---

[1]) Wer sich für die Einzelheiten der hier nur im allgemeinen berührten Fragen und für die kritische Würdigung der vom Kaiserl. Statist. Amt gebotenen Bearbeitung der Ergebnisse des hervorragenden Zählwerks, das wir in unserer deutschen Berufs- und Gewerbestatistik besitzen, interessiren sollte, nimmt vielleicht gelegentlich Anlaß, von meinen ausführlichen Darlegungen Kenntniß zu nehmen, die darüber in Halbd. V, 1 und insbesondere in dem baldigst erscheinenden Halbband V, 2 des „Allgemeinen Statistischen Archivs" (Tübingen, Laupp) enthalten sind.

Digitized by Google

Aber nichts ist charakteristischer für die abstrakte politische Darstellungsart, wie sie in der deutschen Gelehrtenwelt fast allein gehandhabt wurde, daß das großartige Werk des englischen Schriftstellers, eines der geistvollsten, die je geschrieben worden, bei den zünftigen Vertretern unsrer Wissenschaft so gut wie unbeachtet blieb. Dem deutschen Professor war bislang die „History of Friedrich II called Frederick the Great"[1]) zumeist ein unbekanntes Buch.

Der Reiz dieses Buches und damit das Geheimniß seiner Wirkung liegt in der Unmittelbarkeit. Kongeniale Auffassung und der glückliche Griff des Genius ließen Carlyle — das Ungleichmäßige und Effektvolle der Form hier ganz beiseite gesetzt — diese so wunderbar lebendige Fühlung mit seinem Helden gewinnen.

Und doch ist mit den Zügen dieses Bildes der große Monarch noch nicht erschöpft. Das fridericianische Zeitalter hat uns Dokumente hinterlassen, die in ganz anderer Weise den Motiven des Königs nachzugehen in den Stand setzen.

Dies überreiche geschriebene Erbe, endlos und unerschöpflich wie die Wissenschaft selbst, macht sich erst jetzt in seinem imponirenden Umfang erkennbar und einleuchtend in seinem abgestuften, wahren Werth.

Auch die Ausgangspunkte für die Beurtheilung haben sich modifizirt: wie ganz anders stellt uns heute unsre historisch-philosophische Weltanschauung die Dinge in den richtigen Sehwinkel. Die Gegenwart hat die Schablonen von sich gethan, in die, sei es politische, sei es religiöse, sei es wirthschaftliche Parteimeinung den Preußenkönig hineinzuzwängen liebte.[2]) Sie bemächtigt sich mit der allmählich erreichten, so erwünschten wie unerläßlichen Einsicht in die ganze Fülle der politischen, militärischen und administrativen Weisungen des Monarchen endlich der richtigen Maßstäbe zur Abschätzung eines Regentenwerkes, worin der Meister, in dem vollen Bewußtsein seiner Königspflicht, nicht bloß der allmächtige Gebieter war, sondern, was mehr bedeutet, der entsagende und beständig arbeitende Hauswirth seines Staates wurde.

Erst die heutige Zeit darf sich der, sagen wir mit einer Einschränkung, annähernd vollständigen Bekanntschaft mit Friedrichs Briefen, mit seinen Bekenntnissen und Gesprächen, seinen Denkwürdigkeiten in Poesie und Prosa rühmen.

An ihrer Hand verfolgt sie sein fortschreitendes inneres Wachsthum, den Ursprung und die Verknüpfung seiner Ideen. Sie überblickt die Summe seiner Bildung. Und indem sich ihr schließlich eine ganz neue Erkenntnißquelle aufthat in Friedrichs geheimen Niederschriften, schaut sie in des Königs Offenbarungen aus verschwiegenen Stunden und gewinnt Einblicke in Wesen und Ziele der Persönlichkeit, wie bemerkt, in einem Grad, wie er früheren Perioden nothwendigerweise versagt bleiben mußte.

So ist es mit jedem geistigen Bemühen: alle wissenschaftliche Arbeit ist eine kollektive, eine progressive. Jede neue Leistung, zumal der Geschichtswissenschaft, sofern diese auf immer ausgebreiteterem Quellenstoffe fußt, überholt, wenn anders sie gut ist, die vorhergehende wenigstens theilweise: das wissenschaftliche Werk muß untergehen, die wissenschaftliche That bleibt unsterblich.

Wenn dergestalt mit den Geschlechtern der Menschen ihre Meinungen sich verwandeln, auch die Meinungen von den ragenden Männern, solange der Kern ihres Wesens noch nicht aus der Allseitigkeit der Zeugnisse geklärt erschien — die Geschichte bleibt auf dem Schauplatz „als eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten".

[1]) Sechs Bände. London 1858—1865.

[2]) Vergl. W. Wiegand: Friedrich der Große im Urtheil der Nachwelt. (Vortrag.) Straßburg 1888.

Die Geschichte gedenkt nicht sowohl Friedrichs als Friedrichs des Großen.

Sie wird ihn um so treffender feiern, je ersichtlicher sie in ihm den festen Stamm von ursprünglicher Kraft und Wirksamkeit bloßlegt, je überzeugender sie in allem beides, die geniale Höhe des Wollens und die machtvoll schöpferische, persönliche Initiative als die Elemente erkennt, die seine historische Größe ausmachen.

In diesem Prozeß steht die historische Kritik, wie sie von Ranke ausgegangen ist, mitten inne.

## III.

Indem die kritische Betrachtung so mit wachsendem Eifer das Wort nahm, hat sie bereits in manchen Zügen das Bild König Friedrichs anders gezeichnet, als es die „Loyalität der Unmaßgeblichkeit" überkommen, oder eine unzulängliche, dem tendenzvollen Geiste politischer Staatsschriften und Manifeste entnommene Bearbeitung es sich geformt hatte.

Mit neuen Farben vielleicht dürfte sie diese Zeichnung weiter auszuführen imstande sein, wenn sie — um ein besonders markantes Beispiel zu wählen — in der einschneidendsten Krisis der Regierung des großen Königs den Motiven nachgeht, die ihm den Degen zu dem schwersten seiner Waffengänge in die Hand drückten: wenn die Frage nach Friedrichs entscheidenden Beweggründen zu der Waffenerhebung von 1756, nach den wahren Anlässen des 7jährigen Krieges ihre Erledigung heischt.[1]) Mit von dem zutreffenden Bescheid auf diese Frage hängt das echte, das der geschichtlichen Wirklichkeit entsprechende Charakter- und Herrscherbild des eingreifendsten Feldherrn und Staatsmannes des vorrevolutionären Jahrhunderts ab.

Noch ist der schwierige Prozeß in der historischen Gelehrtenwelt nicht geschlichtet.

Und sicher fehlt, so große Ausdehnung auch die Literatur über das Thema nachgerade gewonnen hat — und die Literaturen der benachbarten Kultursprachen so gut wie unsre deutsche —, sicher fehlt es an einer ausgeführten Zeichnung sowohl der dabei in Frage kommenden Begebnisse und Stimmungen im ganzen wie, im Zusammenhang damit, der Maßnahmen des preußischen Herrschers in den schicksalsschweren Monaten von 1756.

Noch ist nicht einmal die den echten Kundgebungen getreue Unterlage wissenschaftlich übereinstimmend gesichert, auf der, in seiner Wesenheit erfaßt, das persönliche Bild des Königs in der Fülle seiner Geistes- und Willensäußerungen, man möchte sagen, seine Portraitbüste sich erhöbe, und in Verbindung mit ihr auch die mitentscheidenden Zeitgenossen ein individuelles, kein schablonenhaftes Dasein führten.

Zugleich müßte die Abfolge der darzulegenden Vorgänge an den großen ausschlaggebenden Kräften, an den führenden Ideen der Zeit ihren Hintergrund finden. Es müßte so das Besondere aus dem wirkenden Allgemeinen seine Beleuchtung empfangen. Denn blicken wir je und je auf die geschichtliche Persönlichkeit: ihr bewußtes Handeln erscheint allemal in jene Schranken gebannt, welche durch die Entwicklung des öffentlichen Geistes und der durch ihn bestimmten Verhältnisse gegeben sind.[2]) Wer wollte diese Schranken leugnen? Mit der Sphäre selbst, darin die

[1]) In seinem Sinn erledigt hat sie Max Lehmann in dem stoffreichen und gehaltvollen Buche: Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges. Leipzig, Hirzel 1894. Das kritische Werkchen hat einen unvergleichlichen Anstoß gegeben, der noch lange fortwirken wird.

[2]) Vortrefflich Otto Hintze: Ueber individualistische und kollektivistische Geschichtsauffassung. (Histor. Zeitschrift 78, 60 fg.)

Digitized by Google

Geschichte ihr Dasein hat, sind sie da, jedem Zeitalter eigenthümlich, deren einzelne sich in ihrem Wachsthum vielleicht analog gestaltet haben, deren keines jedoch in seinem Wesensgehalt sich deckt mit irgend einem anderen. Wenn die Historie die Vergangenheit im Zusammenhang verstehen will, wenn sie dem Geschlecht der Gegenwart ein Bewußtsein seines Werdens erwecken soll und wenn dies Werden (denn das physische Werden der Erde mit ihren Rassen und Stämmen liegt ebenso außerhalb der Historie wie die physiologischen Entwicklungs- und Erhaltungsgesetze des menschlichen Organismus) sich in der Welt der sittlichen Freiheit, des individuellen Wollens und Handelns, im Bereich moralisch-geistiger Energien vollzieht: so folgt daraus naturnothwendig, daß ihr vorzügliches Erkenntnißstreben auch auf das vornehmste Ziel dieses Wollens, auf das vollendetste Produkt menschlicher Energien: auf den Staat, gerichtet sein muß. Hauptaufgabe der Geschichte wird immer bleiben, sich mit den menschlichen Handlungen zu beschäftigen, die, in jeder Epoche anderen, voneinander verschiedenen Bedingungen unterworfen, sich auf das Gebiet des Staates und des Gesellschaftslebens[1]) beziehen und so den im Staate thätigen Menschen zu motiviren. Der Kern der Geschichtswissenschaft ist und bleibt Motivenforschung politischer Handlungen und politischer Thatsachen; das Ziel die Deutlichmachung der wechselnden Formen des nationalen Daseins in seiner Beziehung zum allgemeinen Leben. Was daraus resultirt: das geschichtliche Bewußtsein der Nationen — nun, durch was würde es wohl aufrechterhalten, wenn nicht durch Thaten, wie es aus Thaten hervorgegangen ist: aus den Thaten der ragenden Menschen nämlich, welche die Staaten und Völker gelenkt und den Nationen die Wege gebahnt und gewiesen haben.

Aus dieser politischen Motivenforschung entspringt eine unabweisbare Einschränkung hinsichtlich der historischen Form.

Wer sich das Ziel gesteckt hat, politische Geschichte auszuführen, muß nur sie allein ausführen.

Die Kulturentwicklung freilich spiegelt sich in allem wieder, was je gelebt hat, Persönlichem und Unpersönlichem; der Horizont des Schauenden umspannt Größtes und Kleinstes. Eben darum hat sich der politische Historiker schärfste Sichtung, strengstes Maß zur Pflicht zu machen. Wenn er Züge des privaten Lebens, wenn er Sittenzüge citirt, so sind es in seinem Falle Züge des politischen Lebens. Wenn er Kulturfragen berührt, so geht er nicht auf in dem unterhaltenden Detail bunter und beiläufiger Arabesken, sondern er zieht es heran, soweit es dienlich ist, die politischen Probleme verständlich zu machen. Mit einem Wort: er mischt nicht die Gattungen durcheinander.

Das Element, in welchem seine Wissenschaft sich bewegt, ist der Sinn für die Wirklichkeit. Das Geschehene wie das Geschaffene liegt vor, geworden durch singuläre und konkrete Zwecke handelnder Individuen mit ihren tausendfach ineinandergreifenden Fähigkeiten und Interessen. Erst sind allemal die Menschen da. Dann die Massenprozesse, die Zustände. Allemal hat der irrende, unfähige, unschöpferische Drang der Gesammtheit erst durch die glücklichen Griffe Einzelner seine ersten deutlichen Ziele und seine ersten weiterführenden Befriedigungen erhalten. Geschaffenes und Gewordenes nun hat der Historiker zu finden, zu versichtbaren. Er hat die durch menschliche Handlungen hervorgebrachten Fakta zu erklären und in die Zustände einzudringen, zu welchen sich die Gesammtergebnisse jeder Lebensarbeit in der Geschichte verdichten. Indem er die in ihnen verborgenen Schätze aufdeckt, Geist und Ideen aufzeigt, die sie durchströmen, sieht der darstellende Historiker — ein συγγραφεύς, wie ihn die Prägnanz der Alten bezeichnete — in den Weltbegebenheiten als der jedesmaligen Summe individueller Potenzen das lebendige Werden durch Folg aus Folge, und er erkennt aus Wirkungen und Gegenwirkungen die schaffenden Kräfte, welche das Gedeihen und die Freiheit der Nationen erschüttern oder festigen. Wie weit er dabei des belebenden Zusammenhangs mit den Fragen der Gegenwart inne wird, wie weit er ihm Ausdruck leiht, das wird ganz Sache seiner individuellen Begabung sein; darüber gibt es keine Gesetze. Denn er täuscht sich darüber nicht, daß die Geschichte nicht unmittelbar lehren und leiten kann. Er erfüllt seine Aufgabe in der Gegenwart, wenn er die sich vorbereitenden Ereignisse vorschauend und rückblickend begleitet, wenn er sie, eben durch sein historisches Erkennen, dem Verständniß der Mitwelt näherbringt und so, was er aus der Forschung schöpft, der Gemeinschaft, die ihn trägt, nur reicher zurückgibt. So versucht er, sich wohl bewußt, daß der Geist das Unendliche des geschichtlichen Werdegangs niemals in eine Form zu bringen vermag, mittelst ideeller Verknüpfung und Erklärung des Thatsächlichen selbst die Vergangenheit nachzuschaffen und lernt — im Sinne Ranke's — sie anschauend verstehen.

Die Anwendung dieser Ranke'schen Wahrheiten auf die wissenschaftliche Behandlung der fridericianischen Epoche ergibt sich von selbst.

* * *

In der Welt dieser Ranke'schen Ideen nun lebten und webten die unmittelbaren Schüler des Meisters.

Aber wenn von seiner geistigen Fülle wohl noch die Spitzen unsrer herrlichen Wissenschaft berührt erscheinen, wo sind auch bei der breiten Masse ihrer Vertreter die ins Auge fallenden und nicht mehr zu tilgenden Spuren seines produktiven Fortwirkens? wo wäre die Weisheit Ranke's, seine Auffassung des geschichtlichen Weltzusammenhangs ein Gemeingut und eine Macht geworden in der allgemeinen historischen Einsicht? in dem geschichtswissenschaftlichen Durchschnittsdenken, das seine Erzeugnisse in verschwenderischen Hervorbringungen auf den Markt wirft?

Weit entfernt, der Weltbetrachtung des Meisters gerecht zu werden, hat man neuerdings mit Nachdruck die empirische Erforschung der wirthschaftlichen Prozesse, der sozialen Zustände ins Auge gefaßt und mit ganz besonderem Anspruch zu betonen begonnen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß für die Erforschung dieser Prozesse über Ranke und Nitzsch hinaus viel gethan worden ist.

Aber diesem wissenschaftlichen Anspruch als solchen sind doch unsre alten Meister nicht aus dem Wege gegangen. Diese Einsicht lag ihrem hellen Auge nicht verborgen. Wie sehr würde man dem Wiederhersteller der Historie zu nahe treten, wollte man ihm eine bloß „beschreibende" Geschichtschreibung supponiren, die, begnügt mit den „Blüthen" der Menschheit, nach ihnen glaubte das Ganze begreifen zu können. Niemand hat jenes innere Leben der Nationen, das freilich an keiner Stelle als etwas für sich wirkendes betrachtet werden kann, in seinem Reichthum klarer überblickt, Niemand die Bedingungen des Entstehens und Vergehens überzeugender offengelegt als Ranke,[1]) und wenn Einer die Nothwendigkeit gefühlt hat, das Sozial-Zuständliche in seinem Wesen zu entwickeln, so war es Ranke's genialster

[1]) Daß das Gesellschaftsleben in den Betrachtungsbereich der Geschichte mit einzubeziehen ist, ist eine Forderung, die sich von selbst ergibt. Hierin ist Ernst Bernheim: Lehrbuch der historischen Methode (2. Aufl. 1894, S. 11 fg.) zuzustimmen.

[1]) Vergl. die schönen Ausführungen von Max Lenz: „Preuß. Jahrb." 61 (1888), S. 335 fg. und „Histor. Zeitschr." 77 (1896), S. 385 ff. Gegen falsche Deutungen hat den Meister neuerdings in Schutz genommen Georg v. Below: „Histor. Zeitschr." 81 (1898), S. 193 ff., namentlich S. 205 ff. Aehnlich vor ihm Friedrich Meinecke: „Histor. Zeitschr." 77 (1896), S. 262.

Digitized by Google

Schüler — denn keiner von den Alten kommt in kongenialer Vertiefung der ursprünglichen Ideen des Meisters diesem näher —, so war es **Karl Wilhelm Nitzsch**, dessen gesammte wissenschaftliche Wirksamkeit steht und fällt mit dem Nachweis jenes großen Zusammenhangs zwischen den Absichten des staatsmännischen Genies und der langsamen Entwicklung der allgemeinen Interessen und der steigenden Kultur.

Wollen wir uns nicht bei diesem von den alten Meistern empfangenen Schatz eine Weile beruhigen? ihn hegen? ihn allseitig nutzbar machen, indem wir fürs erste aus den Goldbarren, die er birgt, die Münzen schlagen?

**Zurück zu Ranke!** bleibt noch immer die unumgängliche, vollgültige Devise des politischen Historikers.

Denn wie? Derselbe auf die Wesenheit der Dinge, auf das zu deutende Geheimniß der historischen Erscheinungen gerichtete Zug kennzeichnet, wie jene „Zwölf Bücher preußischer Geschichte", von denen unser Gedankenweg seinen Ausgang nahm, so die anderen Werke des Schöpfers der echten kritischen Geschichtsbewerthung. Hat nicht er in allem das Gewordene in seiner Daseinsberechtigung entwickelt? über den Gegensatz der Parteien hinausgehoben? und damit die wahrhaft **historische** Auffassung der Dinge angebahnt? Kann man weiter auch nur in einem seiner Bücher sich dem Zauber jener eindringenden Charakteristik entziehen, welche die handelnden Figuren in ihrer inneren Wahrheit offenbar und damit leibhaftig sichtbar macht?

Solchergestalt ist der Empiriker Ranke der Neuordner unsres historischen Wissens geworden.

Ranke's Lebensarbeit hat so nicht sowohl eine **Disciplin** der Geschichtswissenschaft fundamentirt, als in den Ueberlieferungen der Menschheit jene Momente aufgesucht, deren neue Zusammenfassung und Erklärung die allgemeinen Probleme des menschlichen Geistes zu fördern imstande sind: er hat den neubeseelten Stoff, wir hörten es, gelöst von den Fesseln einer ihn bislang dominirenden Philosophie. Indem die Forschung des Meisters jedesmal **die lebendigen Momente der Entwicklung in ihrem Zusammenhang mit dem gesammten Staatsleben** zu ergreifen verstand, hat sie „auf des Denkens freigegebenen Bahnen" eine Fachwissenschaft mit klar erkannten, klar erkennbaren und unverrückt festgehaltenen Grenzen ins Leben gerufen. Wie der deutsche Genius vorher in der Künste Heiligthum zu steigen sich erkühnt hatte, wie er bis dahin in Dichtung und Weltweisheit die höchsten Offenbarungen von sich gegeben, so war er nun auch in der pragmatischen Erforschung **des reell Gewesenen**, in den Bereichen der **Geschichte** „auf der Spur des Griechen und des Briten dem besseren Ruhme nachgeschritten".

Der also verjüngten Wissenschaft ward dabei eine Gewandung zutheil, welche wir als **die** klassische Geschichtschreibung schlechthin bezeichnen: für diejenige Literaturgattung, die in deutscher Zunge ihrer kanonischen Vollendung ermangelt, war durch Ranke die mustergültige Form gefunden. Wie hätte der Meister dieses hohen Gebots verfehlen sollen. Geistesthaten werden nur durch die Form Geisteswerke. Nur durch die Form erlangen sie Dauer. Man dürfte Ranke, wie es Herder von Plato sagte, mit einer Einschränkung auf die **Geschichts**prosa den ersten und einzigen Prosaiker aller Nationen nennen.

Und nicht die Form allein — so gut wie alles trennt den Wiederhersteller der Historie von dem Geschlecht, das in den gelehrten und politischen Kreisen Deutschlands während der Zeit, da seine ersten grundlegenden Schöpfungen ans Licht traten, in der Spanne vom Ende der 20er bis Ausgang der 40er Jahre[1]) den Ton angab: jener eigenthümlich exklusive, daß man es doch ausspreche! auf sogenanntes Deutschthum und sogenannte Sittlichkeit gegründete und durch die unbefriedigenden öffentlichen Zustände der vormärzlichen Zeit verletzte Wissensdünkel, der so manchem Vertreter dieser die Romantik ablösenden Gelehrtengeneration sein Gepräge gab, war dem Meister fremd. Ranke's bei aller antirationalistischen Gesinnung freie, im eigentlichen und edelsten Sinne tolerante Anschauung beides in Fragen der Religion und Sittlichkeit, diese wundersame geistige Höhe des Standpunkts, diese einzige politische Voraussicht und kosmopolitische Weite eines allumspannenden Horizonts, die den Meister zeichnen, rücken ihn heran an die großen Humanitätsmenschen, welche im 18. Jahrhundert wurzeln:[1]) es genügt, den einen Goethe zu nennen. Ja, ein tiefsinnig kontemplativer Künstler, hat Ranke mit einem Totalausdruck seiner geschichtlichen Einsicht das Abbild des schicksalsvollen Werdeganges der zivilisirten Menschheit[2]) aus der Umschränkung fachwissenschaftlichen Tagewerks in die Gefilde des ewig Wahren emporgehoben: da ist bleibender Gehalt, dauerndes Leben. Unerschöpflich wie er ist, gilt von ihm das Ariostische: lo fece natura e poi ruppe lo stampo. Und was er sinnenfällig schuf, steht allein wie ein herrlich ragendes Gebirge: die Summe solcher Denkarbeit ist noch nicht ausstudirt, und mag ein herablassender Nachwuchs sein Sprüchlein über den Werkmeister auch fertig haben — beseitigt hat er ihn darum noch nicht. Ranke's preußische Geschichte nun ist ein lebendiges Glied in dem Gesammtorganismus seiner geistigen Hinterlassenschaft. Ein nicht zu entbehrender Bestandtheil dieses großen, mit unverwüstlicher Geisteslebendigkeit während zweier voller Menschenalter errichteten Gedankenbaues, dem an Universalität der Umfassung, wie an Neuheit, an Reichthum und Tiefe des Inhalts keine andere Geschichtsliteratur einer modernen Nation etwas gleichwerthiges an die Seite stellen kann.

Ein überwältigendes Vermächtniß. Besseres hat man noch nicht an seine Stelle gesetzt; und auch dies wieder ein Beleg für die Wahrheit,[3]) daß die breiteste Wirksamkeit der großen Genien der Menschheit erst beginnt, wenn sie nicht mehr sind: für die Allgemeinheit färbt ja erst die Morgenröthe einer durch Ranke vermittelten Erkenntniß den geschichtswissenschaftlichen Horizont mit ihren belebenden Strahlen: das erste Dämmerlicht eines mehr und mehr, so hoffen wir, über alle Kreise der Bildung heranbrechenden Tages.

Ein Historiker von Geist[4]) vertröstete jüngst auf die Stunde, wo ein frischerer Wind unsre Segel schwellen werde. Nun denn. Angefacht durch den Genius Ranke's, braust ein Sturm neuer Offenbarungen durch die Historie, und es liegt nur an uns, wenn wir sein Sausen nicht vernehmen.

Im Gange geistiger Entwicklung lebt dauernd nur das Große, hat nur das Große ein Recht zu leben.

Wer ihm die Bahn frei macht, und sei er auch nur ein suchender Jünger, der ist kein Epigone, sondern ein Progone. Während er arbeitend dazu mithilft, daß Ranke's unvergängliche Gedankensaat nachhaltig Wurzel schlage, mag er, wie es Goethe mit Shakespeare meinte, an des Meisters Erscheinung freudig Antheil nehmen und, wenn möglich, ihr nachbilden: es thut wohl, sie unbedingt zu verehren.

[1]) Wenn wir das frühe Präludium seiner „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" hiebei in Abrechnung ziehen.

[1]) Im Jahre 1822 erschien **Wilhelm v. Humboldts** Abhandlung: Ueber die Aufgaben des Geschichtschreibers.

[2]) Eine schönere Gesammtwürdigung hat dieser Totalausdruck vielleicht niemals erfahren als durch **Constantin Rößler**: „Preuß. Jahrb." 58 (1886), 64—74.

[3]) **Gustav Schmoller**: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 12 (1899), S. 70.

[4]) **Friedrich Meinecke**: Historische Zeitschrift 75 (1895), S. 395 (in dem Nachruf auf Heinrich v. Sybel).

Digitized by Google

## Kunstgewerbe in der Geschütztechnik.

Von W. Stavenhagen.

Es ist guter alter Brauch, Waffen aller Art durch Inschriften, Wappen und Ornamente zu schmücken. Ganz besonders war dies zu Zeiten der Fall, wo von einer fabrikmäßigen Herstellung, namentlich der Feuerrohre, noch keine Rede war. Schon die 300 Jahre vor unsrer Zeitrechnung verwendeten chinesischen Zingals — kleine Kanonengeschütze — weisen Linienverzierungen auf. Ueberhaupt zeichnet sich die hl. Barbara aus, die ihre Ehre kündenden Waffen künstlerisch zu gestalten, und diese Vorliebe ist selbst heute, in unsrer nüchternen, nur die praktischen Verwendungszwecke der Geschütze ins Auge fassenden Zeit nicht ausgestorben, vielmehr, wie das Folgende erweisen soll, neubelebt worden.

In Europa nahte sich die Kunst den Rohren hauptsächlich von der Zeit ab, in welcher das Eisen durch den Bronzeguß[1]) ersetzt wurde und die Doppelgeschütze (dauble courtant oder 50 pf. Kanonen), das 24 pf. Feldschlangenkanon, die schwere 16 pf. Coulevrine und die 2- und 1 pf. Falkonets, die eigentlichen Feldgeschütze, entstanden. Das viel bildungsfähigere und künstlerische Material der Bronze gewährte der Phantasie der damaligen Kunsthandwerker weiten Spielraum, wovon unsre Zeughäuser und Museen Zeugniß ablegen. Jede Zunft, jede Stadt, jeder kleine Staat, große oder kleine Fürst hatten ihre eigenen Sinnsprüche und Abzeichen, und Mäcene förderten die Thätigkeit der „Stückgießer" und Kunsthandwerker. Von altersher zeichneten sich besonders die Türken durch ebenso kunstvolle wie riesige Geschütze aus. In Italien waren es dann besonders das Quattrocento (Frührenaissance) und Cinquecento (Hochrenaissance), in welche auch die Blüthe der Geschützzierkunst fällt, in ersterem durch einen frischen Naturalismus und malerische Behandlungsweise, in letzterem durch strenge Gesetzlichkeit bei aller Freiheit und Schönheit sich hervorthuend. Wir in Deutschland folgten dann im 16. und 17. Jahrhundert nach. Besonders die Maximilianische Artillerie und die Karls V. besaß manch kunstvolle Singerin, Scharfmetze und Nachtigall, neben allerhand Schlangen, Falkonetlein und Mörsern. Von letzteren zeichnete sich besonders die jetzt in Paris im Artilleriemuseum aufgestellte „schöne Kathl" aus, die etwa 100 Ztr. bei 3.62 m Länge des 39 cm weiten Rohres wiegen dürfte. Karls V. „zwölf Apostel" waren lange Zeit Muster an Schönheit und Zweckmäßigkeit. Aber auch Ludwigs XI. von Frankreich in Paris, Tours, Orleans gegossenen „Zwölf Pairs von Frankreich" — um nur ein Beispiel zu nennen — zeichneten sich durch kunstvolle Behandlung aus. In Spanien finden wir dann zuerst das „Ultima razon de Reyes", das in der Mitte des 17. Jahrhunderts Ludwig XIV. als „Ultima ratio regum" für die französischen Geschütze übernahm, die es bis 1796 trugen, während es in Preußen seit Friedrich dem Großen, dem Schöpfer unsrer und der reitenden Artillerie überhaupt, nämlich seit 1742, bis auf den heutigen Tag geführt wird. Vorher hatte schon der prachtliebende König Friedrich I. in seinen „zwölf Kurfürsten" herrliche Schaustücke fertigen lassen, bei denen eigentlich die Ausschmückung die Hauptsache war.

Aber die fabrikationsmäßige Herstellung beeinträchtigte sehr die künstlerische Ausgestaltung der Geschützrohre. In unsern Tagen ist eine Förderung des Kunsthandwerks auch auf diesem Gebiet, wenigstens im neuen Deutschen Reich, eigentlich zuerst durch Alfred Krupp zu verzeichnen, welcher in seiner weltberühmten Gußstahlfabrik in Essen für die Kaiser-Yacht „Hohenzollern" zwei Gala-Geschütze anfertigen ließ und dem Deutschen Kaiser widmete. Ich entnehme daraus Bezügliches der „Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbe-Vereins" in München, sowie dem „Westdeutschen Gewerbeblatt" in Düsseldorf (1883). Die 8.7 cm-Rohre liegen in Gelenklafetten Krupp'scher Konstruktion. Den ersten Entwurf fertigte Architekt Lindel in Essen. Auf Vorschlag der kgl. Kunstakademie in Düsseldorf wurde die Arbeit dem Graveur und Medailleur Karl Hupp sen. in Düsseldorf zur Ausführung übertragen. Dieser wandte sich zur Umarbeitung des Entwurfs an den Sohn Franz v. Seitz' in München, Rudolf Seitz, welcher den Lafetten künstlerische Form gab, während Otto Hupp jun. in Schleißheim die Verzierungen der Rohre für das künstlerische und schwierige Tauschirverfahren entwarf. Letztere besonders beachtenswerthe Arbeit führte dann Karl Hupp sen. aus, indem er nach orientalischem Vorbilde in den schwalbenschwanzförmig ausgehobenen Metallgrund das Silber so einlegte, daß es erhaben mit seiner Oberfläche hervorragte, und es dann ciselirte. Dies erfordert eine große Sicherheit in der Behandlung des Materials und besondere Geschicklichkeit im Graviren, zumal die Benutzbarkeit der Rohre nicht beeinträchtigt, d. h. ihre Wandungen und Konstruktionstheile nicht geschwächt werden dürfen. Die Wirkung des Silbers auf dem bläulichen Metall ist überaus reizvoll. Nach der Tauschirung wurden zur Vermeidung des Rostens des Stahls die Rohre bruniet. Den Guß der Kanonen und der übrigen Stahltheile, sowie ihre Montage bewirkte die Krupp'sche Fabrik, die Bronzetheile der Lafette wurden in der kgl. Erzgießerei von Ferdinand v. Miller in München gegossen. Die figürlichen Verzierungen auf den Lafetten stellen meist Seeungeheuer und Schiffe in Medaillons dar — um auf die Verwendungsstelle der Geschütze hinzudeuten. Die übrigen Ornamente sind dem Material angepaßte Arabesken und Profile. Auf dem Manteltheil des Rohres befindet sich das Kaiserliche Reichswappen, von einem Lorber- und einem Eichenkranz, sowie einer Schleife mit dem Sinnspruch: „Pea Glaria et Patria" umrahmt. An den vorderen Theilen der Rohre befinden sich die verschlungenen Buchstaben: „W. J." mit darüber schwebender Kaiserkrone, darüber eine Schleife mit den Worten: „Ultima ratio regis." Ferner sind über den Rohren je sieben Ornamentbänder vertheilt, die reiche Renaissancemuster zeigen. Das Ganze ist ein schöner Beweis von Zusammenarbeit des edelsinnigen Auftraggebers, des genialen Künstlers und des sorgfältigen und geschickten Kunsthandwerkers. Es erinnert an die besten Leistungen alter Zeiten.

Darf es verwundern, daß unser junger, der Kunst und dem Kunsthandwerk so vielfältige Aufgaben stellende Kaiser ebenfalls in verständnißvoller Weise auf die Ausschmückung unsrer neuesten Schnellfeuer-Feldgeschütze C/96 hingewirkt hat und hierbei auch bei den übrigen Bundesfürsten gleichen Absichten begegnet ist?

Es möchte nicht uninteressant sein, auch hierüber etwas zu erfahren.[1])

Die preußischen Geschütze tragen nach einer Zeichnung des Professors E. Döpler d. J. in Berlin in Ciselirung zwischen den mit „Pro Glaria et Patria" und „Ultima ratio Regis" versehenen verschlungenen Inschriftenbändern auf dem langen Felde, d. i. auf dem vorderen Rohrtheile, den gekrönten preußischen Adler mit Namenszug „F. R.", Scepter und Reichsapfel, auf dem hinteren Rohrmantelstück den in Lorberranken auslaufenden Namenszug „W. II." unter der Königskrone. Von den drei um die Rundung des Rohrs herumlaufenden Friesbändern liegt das eine, in stilisirtem Blattornament gehalten, am

[1]) Das älteste in Europa bekannt gewordene Bronzegeschütz ist die 1411 in Braunschweig gegossene „Faule Mette" von 10,000 kg Gewicht.

[1]) Auf Grund einer Mittheilung der „Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde".

vorderen Ende des Rohrmantelstücks, ein in Lorbermotiven und feingegliederten Blättern ausgeführtes nahe der Mündung, bezw. auf der Mundfriese.

Die bayerischen Geschütze zeigen in Aetzung nach Zeichnung von Rudolf Seitz in München auf dem Rohrmantelstück in Barockumrahmung unter der Königskrone das bayerische Königswappen in Cartoucheform mit Lorber- und Eichenzweig, die ein Wappenband mit dem Sinnspruch: „In Treue fest“ durchzieht.

Die sächsischen Feldgeschütze haben ebenfalls von E. Döpler jun. entworfene, ciselirte Verzierungen, und zwar an den Mündungen und in der Mitte des Rohrs die gleichen Friesbänder wie die preußischen, dagegen in der vorderen Hälfte den Stern des Hausordens der Rautenkrone mit dem sächsischen Wappen. In der unteren Rohrhälfte befindet sich der gekrönte königliche Namenszug „A. R.“, von Lorber umrankt und nach unten durch das Spruchband: „Providentiae memor“ abgeschlossen.

Endlich die württembergischen Geschütze, deren von verschiedenen Künstlern entworfene Ciselirungen sehr den sächsischen gleichen, zeigen auf dem Mantelstück ein von der württembergischen Königskrone überragtes „W“, um das sich ein schwungvoll gezeichneter Schnörkellorber schlingt, während den vorderen Rohrtheil das württembergische Königswappen ziert — der gespaltene Schild von Württemberg und Schwaben mit dem mit der Königskrone geschmückten Helm und den Helmdecken, darunter drei Lorberzweige und das württembergische Spruchband: „Furchtlos und treu.“

Möchten dem deutschen Kunsthandwerk noch öfter ähnliche Aufgaben auf dem Gebiet der Waffentechnik gestellt werden, wie es in großherziger und verständnißvoller Weise erst Alfred Krupp und jetzt die deutschen Fürsten, an der Spitze Se. Majestät der Kaiser, gethan haben!

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

Der Cotta'sche Verlag bringt jetzt, eben zur rechten Zeit, außerordentlich schöne und gefällige Miniaturausgaben jener Bücher von unvergänglichem Werthe: Goethe's Gedichte und Goethe's Faust, erster und zweiter Theil. Beide Ausgaben enthalten die bekannte treffliche Einleitung von Goedeke, die Gedichte überdies das Jugendbildniß von Goethe, nach dem berühmten Oelgemälde von May, das erstmals durch die Cotta'sche Buchhandlung den Goethe-Verehrern zugänglich gemacht worden ist. Das Erscheinen der beiden in festlichem Kleide sich darstellenden Bände zum bevorstehenden Goethe-Jubiläum wird von der Goethe-Gemeinde, die längst das ganze gebildete Deutschland umfaßt, gewiß freudig begrüßt werden.

∞ *Octave Mirbeau:* Le jardin des supplices. Paris, Charpentier 1899. Das uns zugehende Rezensionsexemplar trägt den Vermerk des siebenten Tausends! Die chambers of horrors haben also auch in der Literatur ein großes Publikum. Scheußlicheres als diese Schilderungen der Folterarten im chinesischen Bagno wird schwerlich in irgend einer Fachbibliothek der Kriminalistik, geschweige in der noch immer sogenannten „schönen“ Literatur zu finden sein. Die Verquickung dieser Torturmotive mit perverser Sinnlichkeit verweist das Werk übrigens vor den Richterstuhl Krafft-Ebings. Der literarische Kritiker erklärt hier seine Inkompetenz.

w. Bei der in jüngster Zeit sich mehrfach bemerkbar machenden Stärkung des Nationalbewußtseins der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika lebenden Deutschen wird sich die Aufmerksamkeit des Mutterlandes auch auf die Pflege des Deutschen auf nordamerikanischen Hochschulen zu richten haben. Nach dieser Hinsicht nimmt die Columbia-Universität in New-York eine der ersten Stellen ein, und es dürfte wohl die Mühe lohnen, aus dem jüngsten Hefte der Vierteljahrsschrift jener Universität, dem „Columbia University Quarterly“, das Wesentliche aus den die jüngste Zeit betreffenden Angaben vorzuführen. Das Columbia College, dem zur Zeit 3984 Studirende angehören, hat im deutschen Fache drei Lehrer, Prof. W. H. Carpentier, Prof. Thomas und Mr. Babitt. Neben dem Deutschen werden auch andere germanische Sprachen, wie Schwedisch, Dänisch und Holländisch, getrieben. Die Universitätsbibliothek besitzt zwar erst 2500 deutsche Bücher, doch hat man kürzlich an die Abkömmlinge früherer deutscher Einwanderer ein Rundschreiben gesandt mit der Bitte, der Hochschule, die mit Eifer die deutschen Studien zu leiten verspreche, Zuwendungen an älteren Büchern zu machen. Als starke Stütze für die akademischen Uebungen und als nützliches Mittelglied zwischen Hochschule und deutschen Stammesgenossen dient der schon seit längerer Zeit bestehende „Deutsche Verein der Columbia-Universität“. Am 8. April war zu seinen Ehren von dem German Press Club of New York eine große Feier veranstaltet worden, am 25. April hatte er selbst eine große Festsitzung, in der Georg v. Skal, der Leiter der größten deutsch-amerikanischen Zeitung, der „New-Yorker Staatszeitung“, eine Rede über „Deutschland als Militärstaat“ hielt. Im Verein wurden in den Monaten Februar und März folgende Vorträge gehalten: Gustav Gottheil: Epilog zu Schillers „Glocke“; Julius v. F. Bestenek: Das Leben in den Alpen; August Ullmann: Die Entwicklung des religiösen Denkens und Lebens in Deutschland; Henry F. Krehbiel: Das Volkslied in Amerika; Louis Viereck: Eine Reise nach Alaska; Heinrich Konried: Die Kunst des Sprechens; Rudolf Tombo: Walther von der Vogelweide. Ein wichtiger Tag war der 70. Geburtstag des berühmten Deutschamerikaners Karl Schurz, der 8. März. An diesem Tage nämlich vermachte Henry Villard der Hochschule 20,000 Dollars, davon die Hälfte zur Besoldung einer neuen, nach dem Stifter benannten germanistischen Lehrstelle dienen sollte. Der Rest war für die Gründung und Unterhaltung einer deutschen Karl Schurz-Bibliothek bestimmt. So werden denn bald die deutschen Bücherbestände jener Universität auf eine zufriedenstellende Höhe gebracht werden können.

* Ein Vorläufer des Professors Röntgen. Eine ganz merkwürdige Entdeckung hat ein Korrespondent der „N. Fr. Pr.“ bei der Lektüre eines alten Zeitungsbandes aus dem Jahre 1846 gemacht. Im 31. Jahrgang der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ (herausgegeben von Dr. v. Frankl) in Nr. 234 vom 23. November 1846 findet sich auf Seite 938 folgende gewiß höchst merkwürdige Notiz: „Der menschliche Körper durchsichtig. Der griechische Physiolog Eseltja hat, dem „Athenäum“ zufolge, der Akademie der Wissenschaften in Paris die Anzeige gemacht, daß es ihm gelungen sei, mit Hülfe des elektrischen Lichtes durch den menschlichen Körper zu sehen. Er behauptet, selbst Krankheiten im Innern der Eingeweide gesehen zu haben, der Verdauungsprozeß, der Blutumlauf, die Bewegung der Nerven — dies alles ward dem Hrn. Eseltja sichtbar. Wenn dieses Anthropaskop (so nennt er seine Erfindung) nicht ein bloßer Puff ist, so wird das alte Sprichwort zu Schanden, welches da sagt, man könne Niemandem ins Herz sehen. Hr. Eseltja kann die Nieren prüfen.“ — Was dem vormärzlichen Journalisten wie ein Aprilscherz geschienen, wird jetzt im Zusammenhalt mit der Erfindung des Professors Röntgen eine äußerst ernste Sache. Es wäre jedenfalls äußerst lohnend, wenn sich Fachleute für diese aus dem Jahre 1846 stammende Notiz interessiren und dieselbe auf ihren Inhalt hin einer kritischen Prüfung unterziehen wollten.

bwc. Flüssiges Acetylen. Der französische Akademiker Berthelot und der Erfinder des rauchlosen Pulvers, Vieille, haben durch Experimente nachgewiesen, daß das flüssige Acetylen mit Sand gemengt frei von jeder Explosionsgefahr ist. Das gasförmige Acetylen, wie es jetzt im Gebrauche steht, ist bekanntlich wegen seiner großen Explodirbarkeit nur unter großer Vorsicht und in beschränktem Maße verwendbar. Nach der nun gemachten Entdeckung ist es möglich, diese billig herzustellende Beleuchtungskraft an allen Gefährten und auch in Wohnräumen zu benutzen.

* **Berlin.** Bei der hiesigen Universität hat sich Dr. Karl Helfferich, der Verfasser der viel besprochenen Schriften

Digitized by Google

über die Währungsfrage, der Vertheidiger der Goldwährung, als Privatdozent habilitirt. Er ist ein Schüler des Straßburger Nationalökonomen Knapp.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Der internationale Kongreß für Gynäkologie und Obstetrie zu Amsterdam und — die deutschen Professoren. Vor kurzem telegraphirte der Korrespondent des „Nieuwe Rotterdam'sche Courant" an seine Zeitung einen Auszug aus der Berliner Klinischen Wochenschrift", worin der Grund mitgetheilt wird, der eine Anzahl deutsche Professoren bewogen habe, an genanntem Kongreß nicht theilzunehmen, und warum Prof. Veit zu Leiden aus dem Komitee zur Vorbereitung des Kongresses ausgetreten sei. Infolge dessen sandte Dr. Mendes de Leon, allgemeiner Sekretär dieses Komitees, am 13. Juli ein Schreiben an „Het Handelsblad" in Amsterdam, in welchem er die Darstellung der „Berliner Wochenschrift" als unvollständig und einseitig bekämpft und besonders folgende zwei Punkte hervorhebt: 1. Prof. Veit zu Leiden ist nicht nach der Veröffentlichung jener bekannten Broschüre von Prof. Treub, die in Deutschland so viel Anstoß erregte, aus dem Komitee ausgetreten, sondern erst am 19. Juni d. J. Der Grund, der ihn zu diesem Schritte bewog, war laut seines Telegramms an mich der, „daß so wenig Deutsche an dem Kongreß Theil nähmen, so daß dieser seine internationale Bedeutung verliere." — Wir urtheilen nicht, so fährt Dr. M. de Leon fort, ob dieses Motiv stichhaltig ist, da doch Gynäkologen aus fast allen Staaten Europa's und noch weiter hinaus ihr Erscheinen zugesagt haben, auch einige berühmte wissenschaftliche Männer aus Deutschland und Oesterreich an dem Kongreß theilnehmen werden. Jedenfalls ergibt sich hieraus, daß der plötzliche Austritt des Professors Veit nicht durch Treubs Broschüre veranlaßt wurde. 2. Den deutschen Kollegen wurde nicht „eine Art Genugthuung" angeboten, sondern sie haben jede „Genugthuung", die wir vorschlugen, abgelehnt, dagegen Forderungen gestellt, denen wir unsrerseits unmöglich entsprechen konnten. Infolgedessen müssen wir zwar die Anwesenheit sehr geschätzter Fachgenossen entbehren, indessen wird Deutschland doch noch durch Gelehrte, wie Professor Leopold aus Dresden, Dr. Walcher aus Stuttgart, Dr. Amann aus München, Professor Landau aus Berlin u. A., vortrefflich auf dem Kongreß vertreten sein und das Erscheinen einer Anzahl von Koryphäen von weit und breit (ich nenne nur Simpson, Barnes, Granville, Banstöck aus England; Budin, Doyen, Segond aus Frankreich; Pestalozza, Morisani la Porre aus Italien; Murdé, Emmet, Byford aus den Vereinigten Staaten) wird dem Kongreß nicht nur einen internationalen, sondern auch einen wissenschaftlichen Charakter verleihen. — Das sind die Thatsachen; ob die Berliner Wochenschrift sie gekannt hat, weiß ich nicht. Daß sie dieselben nicht erwähnt, steht fest.

H. **Stockholm,** 14. Juli. Der schwedische Entdeckungsreisende Dr. Sven Hedin hat sich nach kaum zweijähriger Erholungsfrist zu einer neuen Fahrt in das Innere Zentralasiens gerüstet. Das wissenschaftliche Ziel der jetzt angetretenen Reise gipfelt in erster Linie in einer zusammenhängenden Erschließung des östlichen Turkestan und Nord-Tibets. Die von Dr. Hedin entworfene Reiseroute führt dementsprechend über Rußland, Turkestan nach dem Herzen Innerasiens: dem noch in mancher Hinsicht räthselhaften Lap-Nor, der Gobiwüste und Tibet. Die technische Ausrüstung der Expedition, für welche eine Gesammtdauer von $2\frac{1}{2}$ Jahren berechnet worden ist, wurde, wie schon bei der ersten Asienfahrt Dr. Hedins, durch reiche Zuwendungen schwedischer Mäcene aufs beste ergänzt. Allen voran hat wiederum König Oskar eine namhafte Summe zur Verfügung gestellt, ebenso das angesehene Gotenburger Handelshaus R. Dickson, welches seinerzeit auch das Zustandekommen der Andrée'schen Expedition ermöglichte. Der Gesammtbetrag der Expeditionsunkosten beziffert sich auf 40,000 Kronen, wovon über 10,000 Kronen allein für die Beschaffung der technischen Ausrüstungsgegenstände verwendet wurden. Einen schätzbaren Rückhalt für sein wissenschaftliches Unternehmen hat Dr. Hedin in dem nachdrücklichen Entgegenkommen der russischen Regierung gewonnen, indem seitens der letzteren der Expedition überall freie Bahnfahrt nebst kostenfreier Beförderung des sehr umfangreichen Expeditionsgepäcks (über 1000 kg) gewährt wurde, außerdem sind dem schwedischen Forscher auf direkten Befehl des Zaren zwei Kosaken als persönliche Eskorte für die ganze Dauer der Reise beigegeben worden. Das wissenschaftliche Observationsmaterial ist von Dr. Hedin diesmal unter sorgsamer Heranziehung der auf der ersten Asienreise gewonnenen Erfahrungen sehr reichhaltig ausgestattet worden. So befinden sich unter den mitgeführten Instrumenten fünf Chronometer, Universalinstrument, Barograph, Thermograph (je auf 14tägige Registratur justirt), topographische Instrumente, Stromschnelligkeitsmesser, vier photographische Cameren mit über 2000 Platten nebst Zubehör u. a. m. Das Forschungsgebiet deckt sich, wie aus obenstehenden Angaben ersichtlich, in der Hauptsache mit der Route, die Dr. Hedin bereits auf seiner ersten Wüstenreise berührte. Obwohl damals mit guten Hülfsmitteln ausgerüstet, konnte es doch nicht ausbleiben, daß an jene Expedition Anforderungen und Aufgaben herantraten, die ihr nach Lage der Dinge nicht von vornherein bekannt sein konnten. Einen einigermaßen günstigen Verlauf der strapazenreichen Reise vorausgesetzt, läßt sich somit annehmen, daß die jetzige Asienfahrt Dr. Hedins in wissenschaftlicher Beziehung Ergebnisse zutage fördern wird, welche die an sich schon treffliche Ausbeute der 1897er Expedition wie überhaupt alle bisherigen, auf die Erforschung des inneren Asiens gerichteten Versuche um ein bedeutendes überflügeln dürfte.

**Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

# Deutsche Geschichte

vom

Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches.

Von

## K. Th. Heigel.

**Erster Band.**

Vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Feldzug in der Champagne. (1786—1792.)

Preis geheftet 8 Mark. In Halbfranz gebunden 10 Mark.

Während von Häusser und Sybel in ihrer Schilderung der deutschen Verhältnisse vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Ausbruch der Revolutionskriege das Hauptgewicht auf die Politik der zwei größten deutschen Staaten gelegt wurde, bemüht sich der Verfasser des vorliegenden Bandes, mehr Reichsgeschichte zu bieten. Insbesondere sucht er auch darzulegen, auf welche Weise die französische Revolution auf den deutschen Volksgeist einwirkte, und wie sich diese Eindrücke mit dem Fortschreiten der Bewegung veränderten.

Das auf zwei Bände berechnete Werk erscheint als Bestandteil unserer „Bibliothek deutscher Geschichte" und ist wegen der jeden gebildeten Leser fesselnden Darstellung zur Anschaffung in weiten Kreisen bestens zu empfehlen. (11098)

**Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.**

# Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1899. 124. Band. Zweites Heft.

Inhalt: Die dreihundertjährige Erinnerung an die katholische Reform in Innerösterreich. (Schluß.) — Die Ursachen des Bauernkrieges 1525. (Die Lage des Bauernstandes um 1500.) I (Schluß). — Zur Frage von der Authentizität der Vulgata. — Aus Paris: Vor dem Zusammenbruch? — Zeitläufe. Zum wirthschaftlichen Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn. — Philipp von Wittelsbach, Kardinal, Bischof von Regensburg (1576—1598). (11676)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 18. Juli. Nummer 161.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## J. v. Döllinger.[1])

Von Lic. Leopold Karl Goetz (Passau).

Der zweite Band der Friedrich'schen Döllinger-Biographie umfaßt die Jahre 1837—1849, vom Ministerium Abel bis zum Ablauf der Frankfurter Parlamentszeit. Der äußere Zeitabschnitt, den er umfaßt, ist also nicht gerade groß, indeß fallen in diese Zeit Dinge und Zustände, die für die innere Entwicklung Döllingers von großer Bedeutung waren.

Das Abel'sche Ministerium, als Herrschaft des Bureaukratismus sowohl über die katholische als protestantische Kirche, wurde als ultramontanes verschrieen, und auch deßhalb, weil Abel mit den Mitgliedern des Görres-Kreises, zu dessen hervorragenderen Mitgliedern ja auch Döllinger gehörte, enge Fühlung hatte und die geistigen Directiven oft aus ihm empfing. Da ist nun, was Döllinger betrifft, zunächst zu constatiren, daß Döllinger durchaus nicht in allen Stücken mit dem System Abel einverstanden war, ja daß er sich nicht gescheut hat, Abel öffentlich zu tadeln. Um überhaupt die Stellung Döllingers zu den treibenden Fragen der damaligen und späteren Zeit zu verstehen, muß man sich darüber klar werden, ob er wirklich ultramontan war. Döllinger hat es damals und später stets geleugnet, daß er ultramontan gewesen sei, er hat seine Richtung im Jahre 1841 einen „catholicisme zélé“ genannt und das kam hauptsächlich in der Stellung gegenüber dem Protestantismus zum Ausdruck. Es ist überhaupt bezeichnend, daß, als im Jahre 1870 der moderne Ultramontanismus mit seinen Dogmen von der Allgewalt und Unfehlbarkeit des Papstes siegte, mit einer einzigen Ausnahme — und das war kein Theologe, sondern der Kanonist Phillips — alle Angehörigen des ehemaligen Görres-Kreises den neuen Dogmen Opposition machten. Döllinger hat später den Begriff Ultramontanismus treffend in einer Weise näher bestimmt, die zeigt, daß er selbst nicht ultramontan sein konnte. Er sagt: Im Grunde genommen ist es nicht schwer, genau anzugeben, wo und worin sich der Ultramontane von dem Katholiken unterscheidet. Die ultramontane Richtung läßt sich in einem einzigen kurzen und klaren Satz zusammenfassen; aber aus diesem Satz entspinnt sich eine Lehre und Anschauung, welche nicht bloß Religion und Kirche, sondern auch Staat, Wissenschaft, Politik, Sitte und soziale Zustände, kurz das ganze geistige Leben der Menschen wie der Völker in ihren Bereich zieht. Der Satz lautet: Der Papst ist die höchste unfehlbare und darum auch einzige Autorität in allem, was Religion, Kirche, Sitte und Moral betrifft. Jedem seiner Aussprüche über diese Gegenstände gebührt unbedingte innerliche wie äußerliche Unterwerfung von Seiten Aller, der Kleriker wie der Laien. Eben darum ist ihm auch die Macht des Papstes über die Kirche eine rein monarchische, die keine Schranken kennt und duldet. Absoluter Alleinherrscher soll er sein und Alle außer ihm sind nur seine bevollmächtigten Diener, im Grunde mittelbar oder unmittelbar nur die Vollstrecker seiner Aufträge, deren Gewalt er nach Belieben beschränken oder zurücknehmen kann. Friedrich betont zur Erledigung der Frage, ob Döllinger ultramontan gewesen sei, daß man den Ultramontanismus des Görres-Kreises auch daran erkennen wolle, daß er Abel unablässig zur Wiedereinführung der Jesuiten gedrängt habe. In diesem Punkte war Döllinger sicher nicht ultramontan, denn wie er früher schon gerade kein Freund der Jesuiten gewesen war, erklärte er 1846 ausdrücklich in der Zweiten Kammer, daß er es nie für recht ausführbar gehalten habe, die Jesuiten in Bayern einzubürgern, und daß er es auch nie für wünschenswerth erachtet habe.

Der Ultramontanismus Döllingers bestand also — ganz verschieden von dem, was wir heute und was er selbst unter Ultramontanismus verstand — im wesentlichen in einem scharfen, dem Protestantismus wie staatlicher Bevormundung schroff gegenüberstehenden Eintreten für die Entwicklung des katholischen Lebens.

Dieser Ultramontanismus Döllingers veranlaßte ihn dann, in dem Kölner Kirchenstreit über die gemischten Ehen, im Jahre 1838 mit einer Schrift „Ueber die gemischten Ehen“ auf den Kampfplatz zu treten, die reißenden Absatz fand und Döllinger von katholischer Seite, selbst von solcher, die in ihrem romanisirten Geiste sich bald mißtrauisch zu Döllinger verhielt, wie vom Bischof, späteren Erzbischof Reisach, alles Lob eintrug. Döllingers Schrift erlebte rasch fünf Auflagen, sie führte in der „Beilage der Allg. Zeitung“ zu einem monatelang fortgesetzten Krieg zwischen ihm und Fr. Thiersch, der in weiten Kreisen Beachtung fand und von den verschiedensten Seiten dem Kampfeseifer Döllingers für die katholische Kirche alle Anerkennung verschaffte. Ein weiterer wichtiger Beleg, wie weit Döllinger und seine Gesinnungsgenossen bei allem eifrigen Katholizismus vom modernen Ultramontanismus entfernt waren, ist der Fall Kaiser in der Münchener theologischen Fakultät. Professor Kaiser hatte nämlich „die verrückte Idee“ — wie sich das Organ des Görres-Kreises, die „Historisch-politischen Blätter“ ausdrückten —, die päpstliche Unfehlbarkeit als einen Glaubenssatz anzunehmen, sie seinem System der Theologie zugrunde zu legen und demgemäß die Konsequenzen daraus zu ziehen. Allgemein machte man ihm Opposition, Görres selbst schrieb an seinen Sohn, Kaiser sei im Gehirn etwas rappelich geworden, habe einige fixe Ideen in sich hineingetragen, die sich dort zu Häresien versteinert haben. Seine Haupthäresie sei gewesen, der Papst könne vermöge seiner Unfehlbarkeit die Denkgesetze ändern. Kaiser wurde, weil er die Unfehlbarkeit lehrte, mit einem ernsten Verweis quieszirt; 30 Jahre danach wurde die Lehrthätigkeit Döllingers — brachgelegt, weil er eben wie vor 30 Jahren

[1]) Vgl. Beilage 1898, Nr. 261 u. 262.

schon die Unfehlbarkeit nicht lehren wollte. So ändern sich die Zeiten und auch die Menschen und ihre Ueberzeugungen.

In der theologischen Fakultät war damals Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre schon Döllinger entschieden das angesehenste Mitglied, dessen Name auch außerhalb Bayerns viel Schüler anlockte. Er gab sich damals auch viel Mühe, die Fakultät zu organisiren und auf einen wissenschaftlich höheren Stand zu bringen. Zu seinen bisherigen Fächern übernahm er seit 1838 noch Religionsphilosophie und las sie bis 1847, bis zu seiner Entfernung von der Universität. In den Jahren 1838, 1839 machte er auch größere Reisen in Holland, Belgien, Frankreich, die der Anknüpfung und Pflege persönlicher Beziehungen dienten, auf denen er aber auch fleißig Bibliotheken studirte und Bücher aufkaufte. Die Briefe aus jenen Jahren zeigen, wie ausgedehnte wissenschaftliche Verbindungen er in allen Ländern hatte und wie er diese seinen Arbeitsplänen dienstbar machte. Ein Werk, das ihn in jener Zeit viel beschäftigte, das aber in anderer erweiterter Form erst 1890 als Geschichte der gnostisch-manichäischen Sekten im früheren Mittelalter veröffentlicht wurde, war eine Ketzergeschichte des Mittelalters. Döllinger hatte dafür drei Bände Inedita über die mittelalterlichen Ketzereien bereits gesammelt und wollte die Geschichte dazu schreiben; nachdem aber schon einige Bogen gedruckt waren, unterbrach Döllinger den Druck, um sich noch weiteres Material zu verschaffen. Die spezifische Arbeitsart Döllingers charakterisirt Friedrich in folgenden Worten: Personen, welche mit Döllinger in nähere Berührung kamen, konnten später oft von ihm hören, daß er dieses oder jenes Buch unter der Feder habe, es nächstens werde erscheinen lassen, ohne daß es geschah. Viele verstanden die Tragweite solcher Aeußerungen nicht und suchten den Grund des Nichterscheinens der angekündigten Bücher in diesen oder jenen Umständen oder Veranlassungen. Indeß lag das Räthsel einfach in der Art und Weise seines Arbeitens. Je länger, je mehr verlernte er das Sichkonzentriren auf einige oder wenige Arbeiten, da er bei seinen Studien immer neue Lücken in der Literatur entdeckte, die er mit seiner Arbeitskraft ausfüllen zu können glaubte. Auf diese Weise steigerte sich bis in die 60er Jahre die Zahl der in Aussicht genommenen Themata etwa auf 20—30, an denen er theils selbst, theils durch Andere Material sammelnd, zu gleicher Zeit arbeitete. Vor lauter Sammeln kam er aber nicht zum Verarbeiten des Materials, wenn es ihm auch leicht gewesen wäre, in der kürzesten Frist auf Grund seiner Vorarbeiten dieses oder jenes Buch der Oeffentlichkeit zu übergeben. Neben seinen kirchenhistorischen Studien arbeitete Döllinger 1838—1841 noch im Auftrag der Regierung eine Allgemeine Weltgeschichte und ein Religionslehrbuch als Gymnasiallehrbücher aus, überließ aber ihre Vollendung und Veröffentlichung schließlich Anderen.

Ein größeres Werk veröffentlichte also Döllinger in diesen Jahren nicht und von dem Gesichtspunkte aus kann Friedrich sagen, daß er seine schönsten Jahre unfruchtbar verstreichen ließ. Nicht als ob Döllinger aus seinen angefangenen und nicht vollendeten Arbeiten keine Vortheile für sich selbst gezogen habe, sein Wissen vertiefte sich und sein Blick wurde weiter, aber literarisch blieben diese Jahre die unfruchtbarsten. Für die „Historisch-politischen Blätter“ schrieb er allerdings einige Aufsätze, die zum Theil mit seinen Studien über mittelalterliche Ketzergeschichte im Zusammenhang standen. Döllinger war auch mit betheiligt an der Herausgabe einer theologischen Zeitschrift „Archiv für theologische Literatur“, die von 1842—1843 erschien, er ward fleißig Mitarbeiter, selbst aber schrieb er für das Archiv wenig, nicht zur besonderen Freude seiner Mitherausgeber. Im Jahre 1843 wurde Döllinger ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1844/45 war er Rektor der Universität. Anfangs der 40er Jahre gründete er sich, nachdem seine Mutter 1838 und sein Vater 1841 gestorben waren, einen eigenen Hausstand in dem Hause, das er in der von der Tannstraße bis zu seinem Tode bewohnte.

Döllinger fand bald Gelegenheit, seinen catholicisme zélé gegenüber der protestantischen Kirche, oder, wie Fr. Thiersch sagte, den Haß und die Verachtung gegen die evangelische Kirche, die Döllinger nicht selten seinen besseren Genius vergessen ließen, zu zeigen. Das war zunächst der Fall in der berühmten Kniebeugungsfrage. Die Kniebeugung vor dem Sanktissimum, die durch eine auf die direkte Initiative Ludwigs I. zurückgehende Kriegsministerialordre auch den protestantischen Soldaten auferlegt war, führte zu starken Unruhen bei den Protestanten, obwohl die Regierung sich beeilte, zu erklären, es handle sich nicht um eine religiöse Zeremonie, sondern lediglich um eine religiös indifferente, militärische Salutation. Im Landtag 1842/43 vertrat Harleß von Erlangen den protestantischen Standpunkt, der Aufhebung dieser Ordre verlangte, die gegen den evangelischen Glauben und Kultus gerichtet sei. In den Kampf, der mit Heftigkeit geführt wurde, griff Döllinger, wahrscheinlich auf höhere Anregung, zunächst anonym ein mit seiner im Frühjahr 1843 erschienenen Schrift: „Die Frage von der Kniebeugung der Protestanten, von der religiösen und staatsrechtlichen Seite erwogen.“ Döllinger vertheidigte zwar den Regierungsstandpunkt, daß es sich nur um eine militärische Ehrenbezeigung handelte, verlangte aber selbst am Schluß für die Protestanten eine Milderung, etwa durch Scheidung der Konfessionen beim Militär im Kirchenbesuch. Sein Standpunkt befriedigte die Protestanten und, wie die an ihn gerichteten Briefe zeigen, auch seine katholischen Freunde theilweise nicht. Harleß antwortete in einer offenen Antwort und warf dabei dem Anonymus vor, er vertheidige seine Sache mit schlechten Mitteln und perfider Tendenz. Diese Provokation veranlaßte Döllinger, unter seinem Namen nunmehr ein neues Sendschreiben: „Der Protestantismus in Bayern und die Kniebeugungsfrage“ an Harleß zu richten, das sich durch verletzende Schärfe auszeichnete. Harleß entstand ein Helfer in Thiersch, der drei Sendschreiben an Döllinger richtete. Da König Ludwig I. selbst die Fortsetzung des Streites nicht mehr wünschte, schwieg Döllinger auf diesen neuen Angriff. Uebrigens kam Döllinger im Verlauf des Streites zu der Meinung, daß, wenn die Kniebeugungsordre die Protestanten wirklich im Gewissen bedränge, sie aufgehoben werden müsse, und er vertrat diese Ueberzeugung auch vor dem König selbst in einer Audienz.

Bei seinem Eifer für den Katholizismus in dessen Gegensatz zum Protestantismus ist es begreiflich, daß Döllinger, der auch nach England viele Beziehungen hatte und öfters Besuche von Engländern empfing, den Verlauf der tractarianischen Bewegung und die Konversionen hervorragender Anglikaner mit Interesse verfolgte, wie seine Briefe zeigen.

Der Ultramontanismus Döllingers fand dann ferner seinen klassischen Ausdruck in seinem dreibändigen Werk „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfang des lutherischen Bekenntnisses“, von dem der erste Band im Winter 1845/46 erschien. Mit dem ganzen Görres-Kreis sah Döllinger in dem neueren Entwicklungsprozeß des Protestantismus die unaufhaltsame Zersetzung der Lehre und die Auflösung des Kirchenwesens oder, wie Wolfgang Menzel sagte, einen langsamen Selbstmord, den der Protestantismus an sich selbst vollziehe. Die Veranlassung zu seinem Werk wurde für Döllinger Ranke's „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ (1839); Döllinger sah in ihr nicht nur eine Apologie der Reformation, sondern den Versuch, den Protestantismus als das Ideal der Kirche darzustellen. Seine „Reformation“ sollte darum

Digitized by Google

mit den eigenen Zeugnissen der Reformatoren, ihrer Freunde und Anhänger den Beweis erbringen, daß die Reformation Luthers nicht das Ideal einer Kirche sei, woraus sich natürlich ergebe, daß nur die katholische Kirche dieses Ideal sei. Er wollte also, wie er selbst sagt, nicht eine Geschichte der Reformation im gewöhnlichen Sinn des Wortes schreiben, sondern die innere Entwicklung des Protestantismus schildern, die fortschreitende Bewegung der Lehre, die Mittel, durch welche der Sieg des protestantischen Systems erkämpft und seine Herrschaft befestigt wurde, den Einfluß, der durch ausgezeichnete Personen auf dessen Gestaltung geübt worden, die allmählich auf seinem eigenen Gebiet eintretenden Reaktionen, die religiöse Haltung und Stimmung, die durch das neue System erzeugt wurde, den Gegensatz der katholischen und protestantischen Institutionen, die Wirkungen, die sich theils an die Vernichtung der altkirchlichen Einrichtungen, theils an die neuen Surrogate geknüpft haben. Protestantischerseits hat Nippold die Objektivität besessen, zuzugestehen, daß schlechterdings kein wirkliches Verständniß der gewaltigen Reformations- und Gährungszeit zu gewinnen sei, wenn wir Döllingers Werk außer acht lassen. Friedrich gesteht dabei trotzdem selbst, daß die ersten zwei Bände keine eigentliche Geschichte, sondern Polemik gewesen seien, dazu bestimmt, die Protestanten zu verblüffen und kopfscheu zu machen. Die Einseitigkeit des Werkes lag darin, daß nur abfällige Urtheile zusammengehäuft und dadurch ein ungemein düsteres Bild voll Schatten ohne Licht geschaffen wurde. Döllinger dachte sich diese Methode, die ja die modern ultramontane Geschichtsdarstellung mit Vorliebe anwendet, als die zweckmäßigste in der Polemik gegen die Protestanten und sagte selbst später einmal zu Friedrich, man bekämpfe die Protestanten am besten mit ihren eigenen Geständnissen über ihr Kirchenwesen. Im Jahre 1847 und 1848 erschienen der zweite und dritte Band. Bei der Ungunst der Zeiten, da die politischen Bewegungen das literarische Interesse erstickten, war der buchhändlerische Erfolg der „Reformation“ ein geringer, und der, meint Friedrich, scheint Döllinger bestimmt zu haben, das Werk nicht zu vollenden, für dessen Fortsetzung Döllinger und auch Friedrich selbst im Auftrag Döllingers später noch Material sammelten.

Von Bedeutung für die Beurtheilung Döllingers ist Friedrichs Mittheilung, daß Döllinger noch ein Seitenstück zur „Reformation“ habe schreiben wollen, eine Schilderung der Zustände in der römisch-katholischen Kirche auf Grund eines gleich reichen Materials. Dieses Werk hätte nach Döllingers Meinung sowohl eine versöhnende Wirkung auf die Protestanten hervorgebracht, als den Katholiken einen unbegründeten Jubel verleidet, und sollte beide Theile zu einer aufrichtigen Selbsterkenntniß auffordern. Dieses geplante Werk erschien aber nicht, weil nach Döllingers eigenen Worten die Freunde unaufhörlich in ihn drangen, es zu unterlassen, wenn er sich nicht unmöglich machen wolle.

Auf des Ministers Abel Veranlassung wurde Döllinger ganz gegen seinen Willen von der Universität München zum Abgeordneten der Ständekammer 1845/46 gewählt und galt, seiner bisherigen Laufbahn entsprechend, in der Kammer gleich als das Haupt der ultramontanen Partei. Die Vorlagen an die Kammer bewegten sich hauptsächlich um die gefürchtete Wiederzulassung der Jesuiten und das Aufsehen, das die seit 1841 zugelassenen Redemptoristen durch ihr konfessionell verhetzendes Treiben erregt hatten. Der Streit in der Kammer war ziemlich heftig, und Döllinger hielt auch über die Jesuitenfrage eine große Rede. Wie schon erwähnt, erklärte er es da weder für ausführbar, noch für recht wünschenswerth, die Jesuiten nach Bayern zurückzurufen, er lobte sie nicht durchweg, stand ihnen aber auch nicht gerade feindlich gegenüber und suchte sie vor unberechtigten Angriffen zu schützen. Trotzdem aber verletzte er durch sein Urtheil über ihre mangelhaften erzieherischen Leistungen die Gesellschaft, so daß er in Briefen mannichfach angegriffen wurde.

Ein anderes wichtiges Thema jener Kammerverhandlungen waren protestantische Beschwerden über die ungesetzliche Aufnahme minderjähriger Protestanten in die römische Kirche. Döllinger vertrat da natürlich den streng katholischen Standpunkt, aber er schloß doch seine diesbezügliche Rede mit der Erklärung, daß er die völlige Gleichheit der Rechte der Konfessionen, ohne Rücksicht auf die Majorität des römischen und die Minorität des evangelischen Theils, als einen Grundpfeiler der Volkswohlfahrt ansehe. Die katholische Hälfte solle sich der evangelischen völlig gleichstellen, keine Prärogativen begehren, andrerseits solle man evangelischerseits dem katholisch-kirchlichen Leben und der freien Entwicklung der katholisch-kirchlichen Institutionen nicht hemmend entgegentreten. Die dritte größere Frage, bei der Döllinger eingriff, betraf die Emanzipation der Juden, ihr Gesuch um bürgerliche und politische Gleichstellung mit den Christen. Döllinger plaidirte in einer auf eingehender Kenntniß der neueren jüdischen Literatur beruhenden Rede für eine gemäßigte Emanzipation unter Beibehaltung derjenigen Bestimmungen, welche die Lage des christlichen Landvolks gegenüber einer an Schlauheit, spezieller Uebung und Berechnungsgabe überlegenen, vielfach feindlich gesinnten Menschenklasse dringend erfordere.

Seine drei großen, auf dem Landtag gehaltenen Reden ließ dann Döllinger separat im Druck erscheinen, er hatte die Genugthuung, daß sein parlamentarisches Talent auch bei seinen Gegnern Anerkennung fand.

Im Januar 1847 ernannte Ludwig I. Döllinger zum insulirten Propst des Hofkollegiatstifts St. Cajetan, zum Hofkapellendirektor und Zeremoniar des Hausordens vom hl. Hubertus, ein halbes Jahr später wurde er, im August, auch ein Opfer der Lola Montez-Wirren, in den zeitlichen Ruhestand versetzt, da das Ministerium ihn als Vertreter der Universität im Landtag zu fürchten Anlaß hatte.

Der moderne Ultramontanismus in der römisch-katholischen Kirche setzt ungefähr mit dem Jahre 1847 ein. Darin ist es auch begründet, daß für Döllinger diese Zeit ein Wendepunkt in seinem Leben wurde. Faßt man von diesem Gesichtspunkt aus Döllingers dogmatische Stellung zu den Kardinaldogmen des modernen Ultramontanismus, der unbefleckten Empfängniß Mariä und der Unfehlbarkeit und Allgewalt des Papstes, ins Auge, so wird man aus den von Friedrich beigebrachten Quellen leicht ersehen, daß Döllinger sich gegen diese Lehren wie auch früher durchaus ablehnend verhielt. Dagegen sprach er sich vor seiner Absetzung seinen Zuhörern gegenüber für Schaffung, bezw. Wiederherstellung der deutschen, katholischen Nationalkirche aus.

Im Frühjahr 1848 wurde Döllinger als Abgeordneter des Wahlkreises Landau a. I. in das Frankfurter Parlament gewählt. Seine Thätigkeit dort im einzelnen, seine politische Stellung braucht nicht weiter verfolgt zu werden, sie ist bei Friedrich im kleinsten Detail dargestellt. Für die Beurtheilung Döllingers im allgemeinen kommen die großen Ziele in Betracht, die ihm als Abgeordneten vor Augen standen. Als diese gibt Friedrich an: einmal, daß in den Grundrechten des deutschen Volks nicht bloß die Freiheit jeder Gottesverehrung und ihrer öffentlichen Ausübung verbürgt, sondern auch die Unabhängigkeit der bestehenden und neu sich bildenden Religionsgesellschaften von der Staatsgewalt, so daß sie ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und verwalten können, ausgesprochen werden müsse, zweitens daß der deutsche Episkopat zusammentreten und zu den neuen Verhältnissen Stellung nehmen müsse, endlich drittens daß wieder eine deutsche Nationalkirche hergestellt werden müsse.

Digitized by Google

Die Vertheidigung der Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche ließ sich Döllinger sehr angelegen sein; er schrieb zur Begründung seiner Anschauungen sogar eine eigene anonyme Schrift „Kirche und Staat". Sein Hauptpostulat war: Die Kirche möge in eine Lage kommen, in welcher sie nicht mehr genöthigt werden könne eine Maschine des Polizeistaats, Gegenstand zugleich und Werkzeug bureaukratischer Administration zu sein. Döllinger lehnte aber ausdrücklich ab, daß die Kirche außer oder über dem Staat stehen wolle, ebenso daß die Wiederkehr der mittelalterlichen Herrschaft der Kirche über Fürsten und Völker eintreten könne. In der Vertheidigung dieser seiner Anschauungen kam Döllinger in starken Gegensatz zu seinem eigenen bayerischen Kultusminister Beisler. Diesem gegenüber lehnte er es energisch ab, daß der Papst ein absoluter Monarch sei, das sei eine ganz grundlose Meinung.

Auch die Hoffnung sprach damals schon Döllinger aus, daß das seit drei Jahrhunderten religiös zerrissene Deutschland doch wieder einmal vereinigt werde. Die Schilderung von Döllingers Parlamentsthätigkeit führt Friedrich zu dem Resultat, daß Döllinger bereits in Frankfurt einen Komplex von Ideen und Anschauungen vertrat, welche ihn später in die schwersten Konflikte mit den Jesuiten und der römischen Kurie brachten und in dem bekannten Syllabus Pius' IX. ihre Stelle fanden. Es ist daher mit Friedrich immer wieder die Thatsache festzustellen, daß nicht er, sondern die ihn umgebende Welt sich änderte und plötzlich als unkatholisch erklärte, was früher allgemein als katholisch galt, und woran Niemand, auch nicht die Bischöfe und Nuntien, Anstoß genommen hatten. Wichtig für die spätere Geschichte Döllingers ist noch, daß er gegen den Antrag der Nationalversammlung, daß „der Orden der Jesuiten, Redemptoristen und Liguorianer" auf alle Zeit aus dem Deutschen Reich ausgeschlossen ist, nicht nur nicht aufgetreten war, sondern eine Erklärung — im Namen der katholischen Abgeordneten — verfaßt hatte, man wolle und brauche in Deutschland keine Jesuiten.

Im Oktober 1848 reiste Döllinger nach Mainz, um an der ersten Versammlung des katholischen Vereins Deutschlands theilzunehmen. Seine und des Mainzer Pius-Vereins, des nachmaligen Hauptförderers des Ultramontanismus in Deutschland, Wege schieden sich aber bald. Das zeigte sich schon als Döllinger in Mainz einen Toast auf die Herstellung einer einigen katholischen Kirche Deutschlands hielt und dafür gleich nach seiner Wiederabreise in derselben Versammlung ultramontanerseits angegriffen wurde.

Zur Hebung des inneren Lebens der katholischen Kirche schienen Döllinger vor allem Provinzial- und Diözesansynoden nothwendig.

So gab er sich denn ganz besondere Mühe um die Vorbereitung der Bischofsversammlung, die am 22. Oktober 1848 in Würzburg zusammentrat. Döllinger war auch als zugezogener Theologe eines ihrer hervorragendsten Mitglieder und eifrig in Vertretung der Gedanken thätig, von deren Verwirklichung er sich einen neuen Aufschwung der katholischen Kirche versprach. So referirte er über Abhaltung von Diözesansynoden, über die zu bureaukratische Form der Administration der Kirche, über Herstellung der Einheit und einheitlichen Geschäftsführung unter dem deutschen Episkopat, über gemeinsame Vertretung des deutschen Episkopats in Rom, endlich über die Organisation einer deutschen Nationalkirche. Bei allen diesen Anträgen hatte Döllinger die Zustimmung der Bischöfe für sich, in Rom aber sah man umsomehr die Würzburger Bischofsversammlung mit sehr mißtrauischen Augen an, obgleich die Bischöfe ihre Wünsche, wie z. B. den nach einem Nationalkonzil, nur in Unterordnung unter Rom durchführen wollten.

Weiter war Döllinger eifrig thätig für Schaffung einer guten katholischen Presse, sowohl der Tagespresse als sogenannter Sonntagsblätter.

Mitte November 1848 kehrte Döllinger nach Frankfurt zurück und betheiligte sich fleißig an den Verhandlungen über die Reichsverfassung, über Zoll- und Telegraphenwesen, Reichsgericht 2c., speziell bei den Verhandlungen über die polnische Frage griff er mit einer längeren Rede ein. Noch einmal betheiligte sich Döllinger im April 1849 in Köln an der Versammlung der katholischen Vereine von Rheinland und Westfalen. Seine und der katholischen Vereine Bahnen gingen aber schon stark auseinander, er hing sich an kirchliche Ideale, wie „das erste deutsche Nationalkonzil in Köln", das er in einem Toast verherrlichte, die Vereine betheiligten sich aber ganz gegen den Geist Döllingers mehr und mehr an der Politik. Nach Frankfurt zurückgekehrt, erklärte Döllinger am 17. Mai 1849 seinen Austritt aus der Nationalversammlung und reiste nach einjähriger Anwesenheit beim Parlament nach Hause, noch immer als quieszirter Professor, da die Versuche der Fakultät, seine Reaktivirung durchzusetzen, vorderhand erfolglos blieben.

Das ist im ganzen genommen der Verlauf und Gehalt des Lebens und der Wirksamkeit Döllingers in den zwölf Jahren von 1837—1849. Mit ausgedehnter Verwendung von reichem Quellenmaterial schildert das Friedrich. Seine Darstellung erhebt sich dabei weit über das Niveau einer Biographie. Friedrich bietet förmlich eine quellenmäßige Geschichte des inneren Lebens des Katholizismus jener Zeit. Das liegt eben, wie ich in dem Referat über den ersten Band der Biographie schon bemerkt habe, darin begründet, daß die Geschichte Döllingers zu einem guten Theil die innere Geschichte des Katholizismus im 19. Jahrhundert ist. Die Disharmonie, die innerhalb der katholischen Kirche unsres Jahrhunderts herrschte, die zwei Seelen, die sie belebten, die katholische und die ultramontane, die sich seit 1870 konkret ausgestalteten im Altkatholizismus und Romanismus, das wird in dem noch bevorstehenden Theil der Biographie noch bedeutend mehr als bisher hervortreten, bis die Katastrophe, der Bruch zwischen katholisch und ultramontan 1870 eintritt.

---

### Formalismus in der Thierzucht.

G. Unter diesem Titel hat Prof. **Pott** ein Werk[1]) erscheinen lassen, welches gleich bei seinem Eintritte in die Welt ziemlich viel Staub aufwirbelte und den **einen** Zweck, den es sich vorsetzte, ganz gewiß erreichen wird, den nämlich, eine gründliche Diskussion und lebhaften Meinungsaustausch zu erregen. Es pflegt ja so mit allen Anregungen zu gehen, welche darauf dringen, daß einer liebgewordenen Gewohnheit entsagt, mit manch eingewurzelter und fast bis zu dogmatischer Werthschätzung gelangter Anschauung gebrochen werden soll. Wer in diesem Sinne vorgeht, weiß voraus, daß er einigermaßen in ein Wespennest sticht, von einzelnen streng konservativen Fachmännern für einen wissenschaftlichen Revolutionär, vielleicht sogar Anarchisten erklärt wird; allein da noch keine Reform, so lange die Welt steht, sich ohne Kämpfe durchgesetzt hat, so war der Autor des vorliegenden Buchs, das dürfen wir wohl ohne weiteres annehmen, sich auch von vornherein darüber klar, daß er mancher Autorität, einem ganzen Stande sogar vielleicht den Fehdehandschuh hinwerfe und die Folgen werde tragen müssen. Die frische Stimmung, welche allenthalben zutage tritt, läßt vermuthen, daß der

[1]) **Der Formalismus in der landwirthschaftlichen Thierzucht.** Von Dr. Emil Pott, Professor an der landwirthschaftlichen Abtheilung der Technischen Hochschule in München. Stuttgart 1899. Verlag von Eugen Ulmer. VI und 238 S. gr. 8⁰.

Digitized by Google

entbrannte Streit den der ihn entzündete, keine große Herzbeschwerung verursachen wird. Handelt es sich doch auch um keine wirthschaftlich gleichgültige Sache, um einen bloßen Gelehrtenzwist, sondern um eine eminent wichtige Angelegenheit, deren Entscheidung in der einen oder anderen Weise unsern Nationalwohlstand empfindlich beeinflußt.

Der Kernpunkt, der in Frage steht, läßt sich mit wenigen Worten kennzeichnen. Die Güte eines zu landwirthschaftlichen Zwecken gezogenen Thieres wird zur Zeit fast ausschließlich beurtheilt nach der *äußeren Form*, nach gewissen Merkmalen des Körperbaues u. s. w., und eben diese ausschließliche Betonung eines Momentes, welches für den *thatsächlichen Nutzwerth* des betreffenden Exemplars von untergeordneter oder sogar von keiner Bedeutung ist, wird vom Verfasser mit dem treffenden Worte *Formalismus* charakterisirt. Man könnte auch von der *anatomischen Schablone* sprechen. Gerade der Umstand, daß Vertrautheit mit der Anatomie der einzelnen Viehgattungen die erste Vorbedingung für die Taxation derselben bei Ausstellungen, Prämiirungen u. s. w. darstellt, hat es ganz natürlich mit sich gebracht, daß den Thierärzten, welche Kenntnisse dieser Art zu allererst besitzen müssen, eine souveräne Rolle bei Beurtheilung der Thiere zufiel. Allein von vornherein wird Niemand in Abrede stellen, daß ein schönes Thier mit mittelmäßiger Leistung der Landwirthschaft geringeren Vortheil bringt, als ein unscheinbares Thier mit namhafter Leistung, und wenn es sich also bestätigen sollte, daß diese letztere durch die somatischen Kriterien durchaus nicht in dem Maße bestimmt wird, wie dies die bisherige Schulmeinung ist, so müßte eben die Viehzucht im eigensten Interesse von dem bisher mit allzu großer Konsequenz eingehaltenen Wege abgehen. Daß aber dieser Nachweis dem Verfasser wirklich geglückt ist und daß sein Prinzip, den *Nutzwerth* als das maßgebende Element anerkannt zu sehen und der *Leistungszucht* zu immer allgemeinerer Anerkennung zu verhelfen, auch die ernsteste Beachtung landwirthschaftlicher Kreise verdient, wird, wie wir hoffen, durch die nachstehende Inhaltsübersicht dargethan werden.

Der Werth eines Ofens ist, wie man weiß, nicht lediglich, ja nicht einmal hauptsächlich durch die Wärme, welche er ausstrahlt, sondern zu allererst durch den Verbrauch an Brennmaterial bedingt, welches zur Erzeugung jenes Wärme-Effektes nothwendig war. Verschiedene Oefen verhalten sich in dieser Beziehung verschieden, und ebenso sind auch nicht alle Thiere gleich organisirt, welche hinsichtlich gewisser Merkmale übereinstimmen. Thiere gleicher Rasse, gleicher Zucht, gleicher Familie, ja sogar leibliche Geschwister verhalten sich dem Verbrauche von Futter gegenüber ganz ungleich, ohne daß die Abweichung in dem, was der Kontrole durch die Sinne unterliegt, in Behaarung, Färbung, Körperproportionen u. s. w. irgendwie zum Ausdruck käme. Es ist deßhalb den Pott'schen Nachweisen zufolge unmöglich, *den Werth eines bestimmten Thieres nach seinem Aeußeren zu ermitteln*. Besonders unthunlich ist es bei Zuchtthieren, weil der Werth derselben nicht allein durch ihre ehemalige oder augenblickliche Gebrauchstüchtigkeit, sondern durch die gänzlich unberechenbare Kraft und Treue der Vererbung bedingt wird. Die *Leistungsprüfung* muß gerade auch bei Gebrauchsthieren das eigentlich Maßgebende sein, denn nur die Erhebung der Leistung, welche einem gegebenen Futterverbrauche entspricht, gibt ein die Sicherheit gewährleistendes Urtheil an die Hand. Prof. Pott geht noch einige Schritte weiter als die bisherigen Vertreter der Nothwendigkeit konsequenter Leistungszucht. Die nach „Formen“ sich richtende und deßhalb eben von ihm als „Formalismus“ stigmatisirte Zucht weist er als zu irrigen Resultaten führend ab, wobei sich aber natürlich von selbst versteht, daß Abnormitäten, welche in die Augen springen, auch nach seiner Meinung den Werth des Thieres herabsetzen können. *Das Vieh soll auf seine absolute und relative Leistung geprüft werden.* Wo sonst in der Welt eine Bilanz aufgestellt wird, begnügt man sich nicht mit der Nominirung des Jahresertrags, sondern man verzeichnet auch die Höhe der Mittel, welche aufgewendet wurden, um diesen Ertrag herbeizuführen; geradeso genügt es nicht, zu sagen, eine Kuh gibt im Jahresdurchschnitt so und so viel Milch, beziehungsweise so und so viel Milchfett, sondern es muß zugleich angegeben sein, ein wie großer Futterverbrauch zu jener Produktion geführt hat.

Wenn ein Stück Mastvieh eine größere oder geringere Menge Fleisch und Fett an sich trägt, so ist mit der Feststellung der Thatsache an sich wenig gewonnen, sobald man nicht weiß, welches Quantum Futter zur Hervorbringung des Fleisches und Fettes erfordert wurde. Man kann es nicht wirthschaftlich nennen, wenn beim Züchten von Arbeitspferden nur auf schöne Formen und bedeutende Zugleistung Rücksicht genommen, die Fütterung aber, ohne welche das Pferd diese Eigenschaften eben nicht besäße, als eine gleichgültige Sache behandelt wird. Prof. Pott hebt hervor, daß sehr wohl unschöne, ja unter Umständen sogar unnormal gebaute Thiere die besseren sein können, nicht bloß relativ, was wohl ziemlich häufig vorkommt, sondern sogar *absolut*. Es werden unserm Autor gemäß in der Landwirthschaft Millionen von Thieren gehalten, die mehr konsumiren als sie einbringen, und zwar geschieht dies zumeist dort, wo auf Formenvollkommenheit alles, auf den Nutzeffekt, die Leistung, kein Gewicht gelegt wird. Wenn man von „schönen“ Kühen, Rossen, Schweinen u. s. w. spricht, so ist das ein deutlicher Beweis dafür, wie sehr der in wirthschaftlicher Beziehung unheilvolle Formalismus Vielen bereits in Fleisch und Blut übergegangen ist. *„Schönheit und Zweckmäßigkeit im Bau unsrer Thiere sind keine synonymen Begriffe“.* Diesen Satz aufgestellt und bewiesen zu haben, ist das unbestreitbare und bleibende Verdienst des Pott'schen Werkes. Die Schönheit ist etwas konventionelles, der wechselnden Mode unterworfenes und wechselt nicht nur nach der Zeit, sondern auch nach dem Ort, indem verschiedene Völker unter dem, was sie schön nennen, ganz gewiß nicht das Nämliche verstehen. Unter Zweckmäßigkeit versteht man dagegen überall und verstand man von jeher das Gleiche, und dieser Begriff ist also der einzige, der einer exakten Bestimmung fähig ist. Nie kann diese Bestimmung indirekt, sie kann vielmehr immer nur durch den direkten Versuch erfolgen; nur die für alle Naturwissenschaften gleichmäßig verbindliche experimentelle Methode führt auch hier zum Ziel, und ein bloß formales Meßverfahren geht von einer falschen Voraussetzung aus. Es ist ein in manchen naturwissenschaftlichen Kreisen verbreiteter Irrthum, daß durchweg „einfache“ Gesetze bestehen müßten, allein dabei wird übersehen, daß die vermeintliche Einfachheit nicht selten erst künstlich in die Natur hineingetragen wird, und eben für die herrschende Lehre vom Exterieur unsrer Hausthiere gilt dies im vollsten Maß.

Die nicht nur für Landwirthe, sondern für jeden Gebildeten ohne Ausnahme großes Interesse bietende Beweisführung des Verfassers kann hier selbstredend nicht im einzelnen erörtert werden. Doch können wir uns nicht versagen, auf die nationalökonomisch bedeutsame Berechnung der Steigerung aufmerksam zu machen, deren unsre Viehzucht theilhaftig zu machen wäre, wenn man mehr auf Leistungs- statt auf Formenzucht Bedacht nehmen wollte. Das Deutsche Reich besitzt rund 8 Millionen Melkkühe; gelänge es, ohne vermehrten Futteraufwand — und das wäre leicht möglich — zu erreichen, daß jede Kuh per Tag zwei Liter mehr Milch gäbe, so würde diese Mehrproduktion

Digitized by Google

von 5340 Millionen Liter im Jahr, einen Nettopreis von 6 Pf. vorausgesetzt, einen Ueberschuß von rund 350 Millionen Mark jährlich ergeben. Den 5 Millionen Melkkühen Oesterreich-Ungarns würde gleicherweise ein Jahresmehrertrag von 220 Millionen Kronen, den 688,000 Melkkühen der Schweiz würde ein Jahresmehrertrag von über 50 Millionen Francs entsprechen, wenn der Einheitspreis 6 Heller oder 10 Centimes betrüge. Ja das Deutsche Reich würde selbst dann, wenn sich eine um 1 Pf. bessere Futterverwerthung für das Stück Vieh und für den Tag erzielen ließe, immer noch einen Gewinn von 174 Millionen zu verzeichnen haben.

Angesichts der mißlichen Lage unsrer Landwirthschaft sollte auch der Staat das Seinige dazu beitragen, um der Einführung einer rationellen Leistungszucht die Bahn zu ebnen, welche bislang leider nur von Wenigen betrieben wird. Prof. Pott zeigt, wie dies geschehen könnte. Er ist sich wohl bewußt, daß die Herrschaft des Formalismus nicht auf einmal, sondern nur in langsamem Fortschreiten gebrochen werden kann, und deßhalb gehen seine Reformvorschläge in erster Linie hinaus auf eine verbesserte technische Ausbildung des Landwirths, sodann auf eine Umgestaltung des landwirthschaftlichen Ausstellungswesens, auf die Einführung umfassender Leistungsprüfungen und auf die Begründung staatlicher Anstalten für Leistungszucht, aus welch letzteren den bäuerlichen Züchtern entsprechend gezüchtete Thiere ebenso zur Verfügung zu stellen wären, wie das jetzt von Seiten unsrer Staatsgestüte geschieht. Ohne die leicht erhellende Wichtigkeit dieser Vorschläge weiter auszuführen, erwähnen wir nur noch, daß der Verfasser unsern üblichen Thierausstellungen lediglich einen sportlichen Werth beimißt, wie derselbe denn auch logischerweise unsre Körungen eher für schädlich denn für nützlich erachtet, da eben für das Ankören der Zuchtthiere auch wieder nur formalistische Grundsätze das leitende Prinzip abgeben. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Verfasser die Körung absolut verwerfe, aber er will dieselbe auf die Feststellung des Gesundheitszustandes beschränkt wissen.

Sehr bemerkt zu werden verdienen endlich die Darlegungen unsrer Vorlage über das Herdbuchwesen, dessen Organisation und Betrieb ein abfälliges Urtheil herausfordern. Diese Anschauung hat inzwischen eine werthvolle Bestätigung durch Geheimrath Werner, Berlin, erfahren, den die Deutsche Landwirthschaftsgesellschaft mit einer Revision der bestehenden Züchtereien betraut hatte. Er berichtet,[1]) daß unter den von ihm untersuchten 15 Vereinigungen nur eine einzige — abgesehen von Leistungsprüfungen im Sinne Potts — allseitig entsprach, wogegen sonst allenthalben erhebliche Mängel hervortraten. Die Mehrzahl der Vereinigungen war nicht einmal imstande, den Nachweis der Abstammung mit Sicherheit zu erbringen, und nur in ganz wenigen Fällen standen Daten über die (natürlich bloß absoluten) Leistungen zu Gebote.

Mit Ueberraschung werden Fachgenossen bei der Lektüre der Fachzeitschriften wahrgenommen haben, daß Potts Buch als eine gegen den thierärztlichen Stand gerichtete Tendenzschrift bezeichnet ward. Wir haben gleich eingangs auf die Beziehungen dieses Standes zu der obschwebenden Frage hingewiesen und betonen jetzt am Schluß, daß zwar jene Behauptung keinem unbefangenen Beurtheiler berechtigt erscheinen wird, daß aber allerdings es wohl begreiflich wird, wenn der Thierarzt, wie er heutzutage zumeist als Zuchtinspektor fungirt, in seiner Eigenschaft als Vertreter der formalistischen Theorie in Professor Pott seinen natürlichen Gegner wird erkennen müssen. Jeder unbefangene Beurtheiler wird einen Mißgriff darin erblicken müssen, wenn ein Veterinär an eine Stelle berufen wird, deren richtige Ausfüllung vorwiegend eine entsprechende wirthschaftlich-technische Bildung und Erfahrung voraussetzt. So wenig der Militärthierarzt in Konkurrenz mit dem Rittmeister oder Oberst treten kann, ebensowenig ist der Zivilthierarzt an und für sich, d. h. lediglich auf Grund der an seiner Hochschule zu erlangenden Fachbildung, zum Leiter landwirthschaftlicher Thierzuchtanstalten berufen. Er ist für das Kavallerie-Regiment die nothwendige und als solche unschätzbare Hülfskraft, mehr aber nicht, und so sollten auch die Grenzen seiner Amtswirksamkeit auf anderem Gebiet enger gezogen sein.

[1]) Verhandlungen der Winterversammlung der Deutschen Landwirthschaftsgesellschaft zu Berlin; Sonderabdruck, S. 90.

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Der antarktische Kontinent und die deutsche Südpolar-Expedition.** Gibt es wirklich einen Kontinent am Südpol? Soweit unsre direkten Erfahrungen reichen, können wir diese Frage nicht beantworten. Vom offenen Meer nach Süden steuernd, ist man an drei Stellen am Polarkreise oder in dessen Nähe auf Land gestoßen: im Süden von Amerika auf das Graham- und Alexander-Land mit seinen vorgelagerten Inseln, südsüdöstlich von Madagascar auf das Enderby- und Kemp-Land und endlich südlich von Australien auf das Wilkes-Land, dem sich südlich von Neu-Seeland Victoria-Land anzuschließen scheint. An einigen wenigen Punkten hat man das Land betreten, aber noch hat hier Niemand einen weiteren Ausflug unternommen und nur die Küsten des Victoria- und Graham-Landes wurden auf längere Strecken hin verfolgt. Zwar geben neuere Karten auch dem Wilkes-Land eine Küstenausdehnung von ungefähr 3000 km, aber ist das auch wirklich eine zusammenhängende Landmasse oder nur eine Gruppe von Inseln, die durch Eis mit einander verbunden sind? Was wir über ihre geologische Zusammensetzung wissen, spricht für die erste Annahme, schließt aber die zweite nicht aus. Die Bodenproben, die die „Challenger“-Expedition aus den Tiefen des benachbarten Meeres heraufgeholt hat, sind von solcher Beschaffenheit, wie sie sonst nur in der Nähe von Festländern gefunden wurden. Von noch größerer Beweiskraft für die Existenz eines antarktischen Kontinents sind aber die Eisberge, die von den Strömungen weithin, bis in die südliche gemäßigte Zone entführt werden. Ihre gewaltigen Dimensionen, die manchmal wohl den Flächeninhalt eines deutschen Fürstenthums erreichen mögen, ihre tafelförmige Gestalt, ihr Aufbau aus wechselnden Lagen blauen und weißen Eises, ihre Schuttführung — das alles sind Anzeichen, daß sie von einem Lande stammen, daß sie Gletschereis sind. Ihre Ursprungsstätten sind jene merkwürdigen senkrechten Eismauern, die den Fuß vieler antarktischer Länder umsäumen. Die größte derselben, die sich an das Victoria-Land anschließt, verfolgte Roß 700—800 km weit — das entspricht ungefähr der Küstenlänge von Lübeck bis Memel! Mit gutem Grund hält man sie für den vorgeschobenen Rand einer ungeheuren kontinentalen Eisdecke, wie man eine solche auf unsrer nördlichen Halbkugel nur in Grönland kennt. Alles zusammengenommen führt zu dem Schlusse, daß die Existenz eines südpolaren Festlandes höchst wahrscheinlich ist. Würde es den ganzen unbekannten Raum erfüllen, wie man vielfach annimmt, so wäre es doppelt so groß wie Europa. Dies ist der Punkt, über den die Erfahrungen der letzten Zeit einiges Licht verbreiten.

Zwischen Victoria- und Alexander-Land auf eine Ausdehnung von 85 Längengraden kennt man bisher nur die kleine Peter-Insel. Wo Walker und Cook Land zu sehen geglaubt hatten, fand die belgische Polarexpedition während ihrer Ueberwinterung 1898—99 nur Meer. Ebenso fehlen zwischen Graham- und Enderby-Land, die 105 Längengrade von einander entfernt sind, alle sicheren Anzeichen von Land. Hier, in der Fortsetzung des Atlantischen Ozeans, drang Weddell mit zwei kleinen Schiffen ungehindert bis 74° Br. vor, fand Roß mit einer Leine von 7300 m keinen Grund, und entdeckte die deutsche „Valdivia“-Expedition eine ausgedehnte Tiefsee von 5000 m Tiefe. Die Eisberge, die ihr hier, in

Digitized by Google

der Nähe der Bouvet-Insel, begegneten, trugen in ihrem verwitterten Aussehen die deutlichen Spuren einer langen Seereise zur Schau. Mit einem Wort: Nichts deutet darauf hin, daß sich die Landmassen im Süden des Indischen Ozeans über den Pol hinweg bis nach Graham- und Alexander-Land fortsetzen.

Noch etwas anderes spricht dagegen. Wenn man die südliche Passatzone durchfahren hat, gelangt man auf allen Meeren in einen Gürtel westlicher und nordwestlicher Winde, die sich nicht bloß durch ihre Stärke, sondern auch durch ihre Beständigkeit auszeichnen, ganz im Gegensatz zu der wechselnden Windrichtung in den mittleren Breiten unsrer Halbkugel. Die Ursache ist uns bekannt; es ist die rasche und allgemeine Abnahme des Luftdrucks von der Passatgrenze nach dem Südpol hin, und würde dieser atmosphärische Zustand bis zum Pol hin andauern, so würden die nördlichen und westlichen Winde in einem gewaltigen Wirbel den Pol selbst umkreisen. In Wirklichkeit werden sie aber, wenn man eine gewisse Breite überschritten hat, immer seltener und schwächer und überlassen endlich die Herrschaft ganz den entgegengesetzten Winden aus Süd bis Ost. Der Luftdruck muß also gegen den Pol wieder zunehmen, denn sonst könnte die Luft nicht von dort nach allen Seiten hin abfließen. An drei Stellen ist man bis an die Windgrenze vorgedrungen: im Victoria-Land liegt sie jenseits 65° Br., an der Ueberwinterungsstelle der „Belgica“, 1898/99, in ungefähr 70° Br., während die deutsche „Valdivia“-Expedition im Süden von Afrika schon bei 55° Br. aus dem Bereich der Westwinde heraustrat und in 60° Br. schon durchaus Ostwinde traf. Man darf daraus schließen, daß der Kern jenes südpolaren Hochgebiets nicht der Pol selbst ist, sondern etwas gegen den Indischen Ozean abgerückt ist.

Auch das ist wichtig für die Landfrage. Denn wenn das unbekannte innere Polargebiet aus Land und Meer besteht, so muß, allen unsern Erfahrungen entsprechend, jener Kern über dem Lande liegen. Der Grund ist einfach der, daß in hohen Breiten das Land kälter ist als die See, selbst wenn diese eine Eiskruste trägt, und unter sonst gleichen Umständen der Luftdruck im umgekehrten Verhältnisse zur Temperatur steht. Es muß auch darauf hingewiesen werden, daß jene Polarwinde nicht bloß kalt, sondern auch trocken sind und sich dadurch als echte Landwinde erweisen.

Also auch auf diesem indirekten Wege gelangt man zu dem Schlusse, daß der antarktische Kontinent vorzugsweise der östlichen Halbkugel angehört.

Um so freudiger müssen wir es begrüßen, daß die geplante deutsche Südpolar-Expedition ihren Hebel an derjenigen Stelle ansetzt, wo man dem Geheimnisse des antarktischen Festlandes am sichersten auf die Spur kommen dürfte. Gerade am Westende der größten anscheinend zusammenhängenden Landmasse, des Wilkes-Landes, soll die Winterstation errichtet werden; hier kann nicht bloß eine Schlittenfahrt gegen den Pol hin unternommen, sondern auch die wichtige Frage über die Zugehörigkeit von Enderby- und Kemp-Land zum Festlande entschieden werden. Hier ist wirklich jungfräulicher Boden, in viel höherem Grade als Victoria-Land, der Schauplatz der gleichzeitigen englischen Expedition, wo wenigstens die Küstenumrisse zum großen Theil bekannt sind, wo mächtige Berge sich auch dem Seefahrer weithin bemerkbar machen, und wo gerade jetzt eine kleine englische Expedition unter Borchgrevink ihre Winterstation aufgeschlagen hat, ebenfalls mit der Absicht, Landreisen auszuführen. Natürlich braucht sich dadurch die Londoner Geographische Gesellschaft, die die große Expedition 1901 ins Werk setzt, in ihrem Vorhaben nicht beirren zu lassen. Handelt es sich bei der antarktischen Forschung ja nicht bloß um Landentdeckungen, sondern um einen Einblick in die Gesammtheit der physikalischen Verhältnisse des unbekannten Polargebiets. Gerade deßhalb, weil die Aufgaben viel umfassender sind, als zu den Zeiten der früheren Südpolarfahrer, ist von den großen Unternehmungen des Jahres 1901 selbst dann die reichste wissenschaftliche Ernte zu erwarten, wenn widrige Umstände sie in ihrer räumlichen Entfaltung hindern sollten. Ja man braucht in den antarktischen Abschnitt unsrer Erdkugel nur die Nase hineinzustecken, um Neues und Interessantes zu erfahren. Das haben uns die glänzenden Erfolge der deutschen Tiefsee-Expedition, die ja doch nur nebenbei das Südpolargebiet streifte, so recht vor Augen geführt. Es kommt nur darauf an, daß der Führer und seine Mitarbeiter eine volle Kenntniß von allen Problemen, die ihrer harren, besitzen, einen offenen Blick auch für die unscheinbarste Thatsache, die theoretisch von Bedeutung sein kann, und einen fröhlichen Wagemuth, jede günstige Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen. Das dürfen wir von dem Führer unsrer Expedition, von dem im grönländischen Eise erprobten E. v. Drygalski, erwarten. **A. Supan.**

* **An der Römerstraße**, die von Aventicum (Avenches) über Salodurum (Solothurn) nach der römischen Militärstation Vindonissa (Windisch, am Zusammenfluß von Aare und Reuß) führte, lag etwa eine Stunde von dem heutigen **Biehl** entfernt das römische Kastell Petinesca am östlichen Abhang des Jensberges, dessen Aufdeckung die im vorigen Jahr gebildete Gesellschaft „Pro Petinesca“ sich zum Ziel gesetzt hat. Die Ausgrabungsarbeiten führten auch zur Untersuchung eines Walles, im Volksmund **Römerwall** geheißen, von dem jetzt unwiderleglich festgestellt ist, daß er ein **keltisches Werk** von großer archäologischer Bedeutung ist, dem in der Schweiz bis jetzt kein zweites an die Seite gestellt werden kann. Im Innern des Walles fanden sich keine Spuren, die auf römischen Ursprung deuten, dagegen die für keltische Bauten charakteristischen Tuffsteinmauern. Auf dem Ausgrabungsgebiet wurden ferner die guterhaltenen Reste eines Thores, offenbar des Eingangsthores zu den Befestigungsanlagen, zutage gefördert. Die Mauern sind trefflich erhalten, Kanten und Winkel noch ganz scharf. Die Breite der Mauern beträgt etwa 150—200 Centimeter, die Höhe ließ sich noch nicht genau bestimmen. Die ganze Thoranlage ist gut 15 Schritt breit. Sie ist Römerarbeit.

* **Aus dem Nachlasse Moltke's**, dessen militärische Werke die Abtheilung des Großen Generalstabs für Kriegsgeschichte herausgibt, ist ein neuer Band kriegsgeschichtlicher Werke in nächster Zeit zu erwarten. Er wird kritische kriegsgeschichtliche Arbeiten des Feldmarschalls zur Geschichte der Feldzüge von 1809, 1859, 1864, 1866 und 1870/71 enthalten. Uebersichtskarten, Pläne und Skizzen sind ihm beigefügt.

* **Zur Vorbeugung und Behandlung der Lungentuberkulose** veröffentlicht Dr. Bark, Brieg, in der soeben erschienenen Nummer der „Deutschen medizin. Wochenschrift“ einen lesenswerthen Beitrag, in dem er besonders auf den Nutzen der **Respirationsgymnastik** hinweist. Es ist bekannt, daß sich die Tuberkulose am häufigsten in den Theilen der Lunge entwickelt, die bei der Athmung am wenigsten ventilirt werden. Ebenso weiß man, daß Arbeiter, die in schlechter Luft athmen müssen, der Krankheit leichter ausgesetzt sind. Dr. Bark macht deßhalb den Vorschlag, nicht nur in therapeutischer, sondern auch in prophylaktischer Absicht die Kranken zu ausschließlicher Nasenathmung anzuhalten und sie zu richtiger Athmung, das heißt vor allem zu langsamen Ein- und Ausathmungen, zu erziehen. Hat man die Kranken so weit gebracht, so sollen sie, gewissermaßen arzneimäßig, dreimal oder öfter am Tage Athemgymnastik am offenen Fenster oder in frischer Luft treiben. Ueberhaupt sind diese Uebungen nicht nur Kranken zu empfehlen, sondern sie sollten allgemein zur körperlichen Erziehung gehören. Besonders wäre es wünschenswerth, daß beim Turnunterricht neben den Freiübungen auch direkte Athemübungen gepflegt würden.

w. **Der Niedergang der profanen Privatschulen in Frankreich.** Zögen nicht die politischen Verhältnisse die Aufmerksamkeit, welche wir unsern westlichen Nachbarn schenken, in allzu hohem Maße zu sich hin, man müßte es sehr merkwürdig finden, daß die große französische Schulfrage diesseits der Vogesen so gar wenig Beachtung findet. Die Zustände im höheren französischen Schulwesen hatten sich im Laufe der Zeit derartig gestaltet, daß von allen Seiten, mit Ausnahme der klerikalen, eine Verbesserung gewünscht wurde. Dem Drucke der öffentlichen Meinung nachgebend, hat die Kammer einen Schulausschuß eingesetzt, dessen Berathungen etwa in der Mitte des Januar dieses Jahres begannen. Gutachten über Gutachten wurden eingeholt, Anstaltsleiter, Professoren, Bischöfe und Ordensgeistliche wurden vernommen, akademische Körperschaften und nichtamtliche Gesellschaften

Digitized by Google

thaten sich zusammen, um ihre Meinungen und Wünsche festzulegen und an ausschlaggebender Stelle zur Geltung zu bringen; doch steht die Entscheidung noch aus. Wie sie auch fallen mag, man wird in mannichfacher Hinsicht aus den geplanten Veränderungen etwas lernen können. So z. B. wird man den von der Regierung zur Berathung gestellten Vorschlag, das Griechische an den Lyceen und ähnlichen Anstalten zum fakultativen Fache zu machen, falls er angenommen wird, in seiner Durchführung und seinen Folgen aufmerksam beobachten müssen. Schon jetzt überwiegen in Frankreich (wie auch in Nordamerika) die Lateiner die Schaar der Griechen um ein ganz beträchtliches, ist aber erst Homer und Sophokles aus der Liste der nothwendigen Bildungsschriftsteller gestrichen, so wird sich das Verhältniß fürs Griechische noch weit ungünstiger gestalten. Man wird aber die einzelnen zur Berathung bestimmten Fragen erst dann in ihren Voraussetzungen und Bedingungen genauer kennen lernen und beurtheilen können, wenn die Regierung die Akten der Untersuchungen veröffentlichen wird. Zur Stunde mag die Aufmerksamkeit nur auf einen Punkt besonders hingewiesen werden. A. Albert-Petit setzt eben in einem Leitartikel des „Journal des Débats" auseinander, daß es im Jahre 1865 in den privaten nichtkirchlichen Schulen 43,009 Schüler gab, am 31. Dezember 1898 aber nur 9725. Der Rückschritt wird einmal durch die billigere Schulbildung der staatlichen Anstalten und durch den Umstand erklärt, daß im Kaiserreich die Privatschulen vornehmlich von den Kreisen der Republikaner beschickt wurden, dann aber auch durch die großen Fortschritte der geistlichen Schulen. Staatlich oder kirchlich, das sind die beiden maßgebenden Richtungen im französischen Schulwesen, und so kommt es, daß die profanen privaten Anstalten vielfach durch den Anschluß an eine der beiden Richtungen sich vor dem drohenden Untergang zu retten suchen. Uebrigens wird die Regierung, wenn sie die politische Lage geschickt auszunützen versteht, bei dem engen Zusammenhang der Klerikalen mit den Geschicken der Dreyfus-Feinde und bei der durch die bekannten Vorgänge in Lille genügend wachgerufenen öffentlichen Meinung den Fortschritten der geistlichen Anstalten Einhalt thun können.

* **Die deutsche und die englische Sprache in den französischen Schulen.** — In der „Revue des Revues" veröffentlicht Hr. Fernand Herbert eine sehr interessante Studie über den Unterricht in der deutschen und der englischen Sprache in den französischen Schulen und liefert hiebei folgende höchst beredte Ziffern. In dem Pariser Lycée Condorcet lernen in der Klasse der Rhétorique (Unter-Prima) 143 Schüler Deutsch und 34 Englisch; in der untersten Klasse 150 Deutsch und 38 Englisch. Im Lycée Janson-de-Sailly sind die entsprechenden Ziffern 90 und 30, bezw. 89 und 27. Die Quarta dieses Gymnasiums umfaßt drei Abtheilungen, von denen jede ihren besonderen Professor des Deutschen hat, indeß die Englisch lernenden Zöglinge aller drei Abtheilungen zusammen noch nicht für die Bestellung eines Professors ausreichen. Im Lycée Montaigne lernen 506 Zöglinge Deutsch und 188 Englisch. Auch in den freien (kongregationistischen) Mittelschulen ist das Verhältniß das gleiche. So entfallen in den unteren Klassen der Ecole Fénélon auf den Unterricht im Englischen nur 11, auf den im Deutschen hingegen 120 Zöglinge. In der Provinz ist die gleiche Thatsache zu verzeichnen. Nur in Lille entfallen in der Rhétorique auf 47 Schüler im Deutschen 21 im Englischen. Im Gymnasium zu Marseille, das doch in erster Linie Seeleute und Exporteure heranzubilden berufen ist, lernen zwei Drittel der Schüler Deutsch und nur ein Drittel Englisch. Im Collége zu Saintes lernen in den Klassen des klassischen Unterrichts 52 Zöglinge Deutsch und nur 31 Englisch, ohne daß man dafür die Nähe der deutschen Grenze als Grund angeben könnte. Die drei Jahrgänge der Pariser Handels-Hochschule weisen 42, bezw. 77, bezw. 74 Hörer der deutschen gegen 31, bezw. 70, bezw. 70 Hörer der englischen Sprache auf. Die Ecole des Sciences politiques, aus der die zukünftigen Diplomaten hervorgehen, liefert das verhältnißmäßig stärkste Kontingent der Studirenden der deutschen Sprache, die fünfmal zahlreicher sind, als die der englischen Sprache. — Gleichen Schritt mit dieser numerischen Zunahme halten die Fortschritte, die die jungen Leute in dem Studium der deutschen Sprache machen, seitdem man in dem Unterricht den praktischen Uebungen größere Aufmerksamkeit schenkt, als dem trockenen Studium der Grammatik. Vielleicht ließe sich noch in Betreff der Aussprache eine Besserung erzielen, wenn erst einmal die Professoren es sich angelegen sein lassen werden, mit ihren Schülern mehr Deutsch zu sprechen, so daß diese sich an den Klang der deutschen Sprache gewöhnen und sich auf ihren Ferienreisen nach Deutschland und Oesterreich leichter verständigen könnten. Das wird wohl bald als unerläßlich angesehen und durchgeführt werden.

* **Freiburg i. Br.** Der ordentliche Professor des Prozeß- und Strafrechts an der hiesigen Universität, Dr. Richard Schmidt, hat einen Ruf nach Marburg erhalten, dem er aber nicht Folge leisten wird.

* **Dresden.** Hier ist der emeritirte Professor Karl Kuschel, der bis zum Jahre 1878 Mathematik, Physik und Mechanik am hiesigen Polytechnikum lehrte und eine Zeitlang das Amt eines Direktors der Baugewerkschule bekleidete, in hohem Alter gestorben.

* **Leipzig.** Prof. Dr. W. Sieglin von der hiesigen Universität hat die Berufung nach Berlin als Nachfolger Heinrich Kieperts auf den Lehrstuhl für historische Geographie angenommen.

* **Prag.** Zum Nachfolger des Hofraths Prof. Kelle auf den Lehrstuhl für germanische Philologie an der hiesigen deutschen Universität wurde der Professor Dr. F. Detter von der Universität Freiburg (Schweiz) prima loco in Vorschlag gebracht.

* **Genf.** Zu ordentlichen Professoren in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität wurden ernannt Prof. Albert Major (innere Krankheiten), Prof. August Reverdin (Chirurgie) und Prof. Alcide Jentzer (Gynäkologie).

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Joh. Ranftl: Ludwig Tiecks Genoveva als romantische Dichtung. (Grazer Studien zur deutschen Philologie. VI. Heft.) Graz, k. k. Universitäts-Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung „Styria" 1899. — Dr. Reimer: Wegweiser durch die Entscheidungen des Reichsgerichts in Zivilsachen. Band 1—41. Berlin, Frz. Vahlen 1899. — Gaston Choisy: Neues Bündniß. (Für den Frieden.) Drei Briefe. Leipzig, Dr. Seele u. Co. 1899. — *Charles Bally:* Les langues classiques sont-elles des langues mortes? Bâle et Genève, Georg et Cie.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.



J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.
in Stuttgart.

Soeben erschienen in neuen, hocheleganten **Miniatur-Ausgaben:**

**Goethes Gedichte.** Herausgegeben von K. Goedeke. Preis 3 Mark.

**Goethes Faust.** Erster und zweiter Teil. Herausgegeben v. K. Goedeke. Preis 3 Mark.

Einen Schmuck für jede Büchersammlung, für jeden Salon, stellen diese beiden neuen, schön ausgestatteten Bände in ihren geschmackvollen Einbänden dar.

Zum bevorstehenden **Goethe-Jubiläum** werden sie gewiss vielfach als Geschenke verwendet und überall freudig begrüsst werden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

(11093)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 19. Juli. Nummer 162.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Alfred Jonquière und sein Grundriß der musikalischen Akustik.

Ein Todtenopfer, dargebracht von Bernhard Scholz.

Einen „Leitfaden für Musiker und Musikfreunde“ hat der Verfasser sein Werk[1]) benannt, einen Versuch, die wichtigsten Errungenschaften der neueren akustischen Forschung, soweit sie mit der Musik in innerem Zusammenhang stehen, allen denen vor Augen zu führen, welche sich für die akustischen Grundlagen der Musik interessiren und den ernsten Willen haben, einen Einblick in das Errungene und einen Ausblick auf das noch zu Erringende zu gewinnen. Er kündigt seine Arbeit bescheidenerweise nur als ein Kompendium der physikalischen Kenntnisse an, welche für den Musiker, der sich Rechenschaft von dem Material, mit dem er arbeitet, geben will, von Wichtigkeit sind. Das vorliegende Buch ist aber weit mehr als das. Dr. Jonquière, ein ebenso durchgebildeter Musiker wie Mathematiker, war ganz besonders dazu befähigt, von dem rein physikalisch-mathematischen Gebiet Streifzüge auf das der eigentlichen Kunst zu unternehmen; seine Fingerzeige und Winke für den ausübenden Künstler zeugen von ebensoviel Unbefangenheit und Freiheit des Urtheils wie von musikalischem Feingefühl und verleihen seinem Werke eine eigenartige Bedeutung. Ich werde deßhalb auf die Theile des Buches, welche diesen Exkursen gewidmet sind, genauer eingehen, während ich von den anderen nur einen kurzen Bericht gebe.

Der erste Abschnitt handelt von der Tonhöhe und der Messung derselben nach Schwingungszahlen, von den mathematischen Verhältnissen der Intervalle, von den Tonsystemen der Griechen, insbesondere von dem pythagoräischen, von den Kirchentönen des Mittelalters, den fünfstufigen Tonleitern der Schotten und der mongolischen Völker, von der Umwälzung, welche das pythagoräische Prinzip durch den Uebergang von der monodischen Musik zur polyphonen nothwendigerweise erleiden mußte, und von der Umgestaltung der Kirchentöne in die beiden Tongeschlechter Dur und Moll. Der Verfasser zeigt, wie durch die Einführung der reinen großen Terz und die Erweiterung des pythagoräischen Quintensystems zum harmonischen Tongewebe sich Schwierigkeiten für eine gleichmäßige Stimmung namentlich der klavierähnlichen Instrumente ergaben, welche bei der Musik des Alterthums ausgeschlossen waren. Er bespricht das harmonisch-natürliche Tonsystem und die nach mannichfachen Versuchen erfolgte Einführung der zwölfstufigen, gleichschwebenden Temperatur, das Fundament der modernen Musik. Den Angriffen gegenüber, deren Gegenstand sie heute wieder von mancher Seite geworden ist, vertheidigt er diese Errungenschaft jahrhundertelanger Arbeit auf das einleuchtendste, ohne sie jedoch als die allein zulässige Norm für jede Intonation hinzustellen. Gegen den Schluß des ersten Abschnitts gibt Jonquière die Beschreibung einiger Tasteninstrumente mit freischwebenden Zungen, welche nach der Angabe des großen Lehrers Helmholtz, des Japaners Tanaka, der Herren Steiner in Wien und Eitz in Eisleben gebaut sind, und welche lehrreiche Versuche sowie eine Vergleichung der verschiedenen Stimmungen ermöglichen. Die zum Verständniß dieses ersten Abschnittes erforderlichen mathematischen Kenntnisse sind im wesentlichen elementar und übersteigen nicht das Maß dessen, was in Mittelschulen gelehrt wird. Diejenigen Stellen des Werkes, welche ein höheres Wissen voraussetzen, sind am Beginn und Schluß durch Kreuze kenntlich gemacht und können von denen überschlagen werden, welchen das Verständniß dafür fehlt, wenn sie nur die rechnungsmäßig gefundenen Resultate auf Treu und Glauben hinnehmen wollen.

Der zweite Abschnitt handelt von den Klangfarben, den musikalischen Instrumenten und von der menschlichen Stimme. Die „Lehre von den Tonempfindungen“ von Helmholtz bildet selbstverständlich die Grundlage dieses Abschnitts. Die Obertöne und ihre Bedeutung für die Klangfarbe werden besprochen; es wird erklärt, wie man nicht nur die Ober- oder Partialtöne, sondern sogar die Schwingungsformen der verschiedenen Klangfarben beobachten kann. Die wichtigsten Saiten- und Blasinstrumente, sowie die Orgelpfeifen werden beschrieben und die Art ihrer Tonerzeugung erklärt; ebenso ausführlich wird die Tongebung durch das menschliche Stimmorgan erläutert. Bei der Abhandlung über die Klänge gespannter Saiten und der Orgelpfeifen mußten die nothwendigsten Erklärungen über die Gesetze der Wellenbewegung gegeben werden. Diese werden durch graphische Darstellung verständlicher gemacht, wie überhaupt in diesem Abschnitt zahlreiche gute Abbildungen von Instrumenten und von dem menschlichen Stimmorgan der Beschreibung zuhülfe kommen.

Der dritte Abschnitt erörtert die Wahrnehmung des Klanges durch unser Gehör und die Eindrücke, welche dadurch hervorgerufen werden. Er beginnt mit der Beschreibung des Gehörorgans. Die Helmholtz'sche Theorie des Hörens, die Erscheinungen der Interferenz und der Schwebungen, sowie die hervorragendsten Theorien der Konsonanz und Dissonanz werden besprochen. Jonquière wendet sich von der Helmholtz'schen Erklärung der Konsonanz ab, wonach diese auf der Uebereinstimmung gemeinsamer Partialtöne und der Abwesenheit von Schwebungen beruht und neigt sich der Ansicht von Stumpf zu, welche von den Thatsachen der Tonverschmelzung ausgeht. Uns Musikern wird die Stumpf'sche Theorie, welche zur Erklärung der Konsonanz nicht erst den Umweg über die Partialtöne macht, sondern die Verschmelzung der Töne selbst anerkennt, besonders zusagen. Jonquière glaubt, daß sie den Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung der akustischen Musiktheorie bilden werde und gibt eine Skizze davon. Dabei spricht

[1]) Erschienen in Th. Griebens Verlag, Leipzig 1898.

Digitized by Google

er sich über die Verdienste früherer Forscher in einer Weise aus, welche seine Bescheidenheit und Denkweise in das schönste Licht stellt. Er sagt: „Wer die Schwierigkeiten der Forschung auf diesem Gebiet kennt, der wird die Summe von Geist und Scharfsinn, welche den Arbeiten der Forscher zugrunde liegt, bewundernd anerkennen, selbst dann, wenn nicht alle Theorien sich als unbedingt lebensfähig erweisen. Das Streben nach Wahrheit bietet häufig einen ebenso großen intellektuellen Genuß dar als die Erkenntniß der Wahrheit selbst. Wer an Stelle des Niedergerissenen nicht wesentlich Besseres aufzubauen imstande ist, dessen Kritik wird stets maßvoll bleiben müssen, wenn ihm auch das Recht der Kritik nicht abgesprochen werden darf."

Ein Anhang für diejenigen, welche eine höhere mathematische Bildung besitzen, behandelt nochmals ausführlicher die Probleme der Wellenbewegung und der schwingenden Saite; der Verfasser legte diesem Anhang besonderen Werth bei.

Besonders anziehend für mich und wohl für jeden Musiker sind die Kapitel 50—54, welche den Schluß des ersten Abschnitts bilden und die Kritik der verschiedenen Stimmungen enthalten. Hier zeigt es sich am evidentesten, wie bevorzugt der Verfasser für die Behandlung seines Themas durch gleichmäßige Ausbildung als Musiker und Mathematiker gewesen ist. Der Künstler, der die Resultate der akustischen Theorie in den Dienst der praktischen Musik stellt, kommt hier zu Worte. Jonquière selbst lag dieser Theil seiner Arbeit ganz besonders am Herzen; er hat denselben Gegenstand nochmals in knapperer Form gedrängt, als besonderen Aufsatz behandelt und diesen der „Schweizer Musikzeitung" übergeben; er ist in den Nrn. 14—16 dieses Jahrgangs erschienen.

Jonquière bespricht zuerst die aus einer Reihenfolge reingestimmter Quinten gewonnene pythagoräische Tonleiter, welche den Ansprüchen der Melodie, monodischer Musik, vollkommen entspricht; für eine Musik jedoch, in welcher die Harmonie eine Rolle spielt, ist sie unbrauchbar, denn die Terzen aller Dreiklänge erweisen sich als zu hoch, die Dreiklänge selbst sind für unser Gefühl nicht rein konsonirend. Diesem Mangel ist in der harmonisch-natürlichen Durskala, welche aus den Dreiklängen der ersten, vierten und fünften Stufe aufgebaut ist, abgeholfen; die genannten Dreiklänge fließen wundervoll konsonirend ab. Bei ihr aber machen sich andere Uebelstände geltend: während wir in der pythagoräischen Tonleiter nur zwei verschiedene Schritte, den Ganzton und den Halbton haben, bekommen wir in der harmonisch-natürlichen Skala durch die etwas erniedrigten großen Terzen zweierlei Ganztonschritte, den großen (in der C-dur-Skala c-d, f-g, a-h) und den kleinen (d-e, g-a), welcher um ein weniges enger ist als der erste; dieser Unterschied macht sich dem Spieler wie dem Hörer unangenehm fühlbar; die Halbtöne (e-f, g-a) sind aus dem gleichen Grunde etwas größer als in der pythagoräischen Tonleiter, und die Eigenschaft des Leitetons ist somit der siebenten Stufe in weit geringerem Maße eigen als dies unser modernes Musikempfinden verlangt. Dazu kommt, daß der Dreiklang der zweiten Stufe (in C-dur d-f-a) falsch und unbrauchbar ist. Aehnliche Mängel weisen die Molltonleitern sowohl nach pythagoräischem als nach harmonisch-natürlichem System auf. Beide Tonsysteme haben außerdem einen für unsre Musik fundamentalen Fehler. Sie sind in gewissem Sinne unendlich. Schreiten wir von c durch rein gestimmte Quinten aufwärts fort (c, g, d, a, e, h, fis, cis, gis, dis, ais, eis), so gelangen wir durch den zwölften Schritt nach his, welches dem ersten c zwar sehr nahe kommt, aber durchaus nicht identisch mit ihm ist; setzen wir c = 1, so ist his = $^{74}/_{73}$ zu setzen, also höher als c. Diese Differenz nennen wir das pythagoräische Komma. Wenn wir nun bei his mit einer neuen Quintenfortschreitung beginnen wollten, so kämen wir nach abermals zwölf Schritten zu einem Ton, welcher wieder um das pythagoräische Komma höher wäre als his u. s. w.; wir ständen also vor der Perspektive auf eine unendliche Reihe von Tonleitern. Nun trat aber bei der immer wachsenden Bedeutung der Harmonie in der Musik bald das Bedürfniß nach einer Stimmung der Tasteninstrumente hervor, welche gestattete, in allen Tonarten rein (oder annähernd rein) zu spielen, was bisher nicht möglich war, und welche die Zahl der Tonarten so weit beschränkte, daß die Beziehungen derselben zu einander übersichtlich blieben und demzufolge das Moduliren von jeder Tonart in die andere möglich wurde. Nach mannichfachen Versuchen, unter welchen die von Schlick und Kirnberger erwähnenswerth sind, gelangte die zwölfstufige, gleichschwebende Temperatur durch ihre Vorkämpfer Andreas Werckmeister († 1706) und Johann Georg Neidhardt († 1739) zu allgemeiner Einführung und kein Geringerer als Johann Sebastian Bach gab ihr durch sein herrliches Werk „Das wohltemperirte Klavier" die Weihe. Die gleichschwebende Temperatur beruht darauf, daß man his = c setzt und stimmt und die Differenz des pythagoräischen Kommas auf die dazwischenliegenden zwölf Quinten gleichmäßig vertheilt. Die temperirten Quinten sind also um ein sehr Geringes kleiner als die reinen; aber der Unterschied ist so unbedeutend, daß ihn das Ohr willig verträgt. Es wird dadurch der große Vortheil erreicht, daß alle zwölf Halbtöne jeder Oktave und somit auch alle Ganztöne unter sich gleich und daß alle Tonarten brauchbar sind. Jonquière weist überzeugend nach (vgl. die Tabelle auf S. 82 und 83 seines Buches), daß die gleichschwebende Temperatur keineswegs als übler Nothbehelf anzusehen sei, sondern als das richtige mathematische Mittel, der ziemlich genaue Durchschnitt zwischen den Werthen der pythagoräischen und der harmonisch-natürlichen Skala, als ein Kompromiß zwischen Extremen und durchaus geeignet, allen melodischen wie den harmonischen Anforderungen zu genügen.

Es ist hier nicht der Ort, der Kritik Jonquière's über die verschiedenen Tonsysteme und Skalen bis ins einzelne zu folgen; doch weise ich auf zwei Notenbeispiele (S. 132 und S. 135) hin, welche darthun, wie ein Chor, der die gegebenen Accordfolgen natürlich rein singt, in dem einen Falle schon nach fünf leitereignen Accorden um ein volles Komma, in dem anderen nach 15 Takten um volle fünf Kommata sinken muß. Welch ein wichtiger Fingerzeig für die Dirigenten von Chören, die oft nicht begreifen, aus welchen Gründen ihre Sänger den Ton so gar nicht halten können!

Jonquière empfindet voll den Klangzauber, der dem ruhigen Dahinfließen eines reinen, harmonisch-natürlichen Dreiklangs eigen ist; ebensowenig verkennt er den charakteristischen Reiz des Leitetons der pythagoräischen Skala. Er stellt auch die temperirte Skala durchaus nicht als Norm auf, von der unter keinen Umständen abgewichen werden dürfe, sondern nur als die sichere Basis, von der aus der Sänger oder Geiger je nach den Erfordernissen des Ausdrucks sich Modifikationen der Intonation bis zu der pythagoräischen oder der natürlichen Stimmung, welche er als die zulässigen Grenzen reiner Intonation bezeichnet, erlauben könne. Für ihn ist die temperirte Stimmung die breite, für Alle gangbare Straße, von welcher der Wanderer, der besondere Schönheiten aufsucht, wohl einmal nach rechts oder links etwas abbiegen, deren Hauptrichtung er aber nie aus den Augen verlieren darf, wenn er nicht auf Abwege gerathen will.

Während er den landläufigen Irrthum bekämpft, als sei in der natürlichen Stimmung cis und dis stets höher

Digitized by Google

als des und es, räth er doch dem Musiker unbedingt an, im Interesse des Ausdrucks die aufwärtsstrebenden Töne cis und dis höher zu nehmen als die sich abwärts neigenden des und es. Ebenso spricht er es aus, daß Sänger und Geiger die Terz des Moll-Dreiklangs etwas tiefer nehmen dürfen, um den Charakter des Düsteren und Ernsten mehr hervorzuheben. Dies wird da besonders am Platze sein, wo Dur und Moll, sich rasch folgend, als Gegensätze wirken sollen, wie so oft in Schubert'schen Kompositionen. Er hält es auch gar nicht für erwünscht, daß der Dur-Dreiklang im Tongewebe unter allen Umständen in natürlicher Reinheit erklinge. Wohl sei dies schön und befriedigend bei einem Ruhepunkt und besonders beim Schlußaccord, aber durchaus nicht erforderlich bei Dreiklängen, die nur die Ueberleitung zu einem Ruhepunkt bildeten, z. B. bei dem zum abschließenden Tonika-Dreiklang hinführenden Dreiklang der fünften Stufe. Hier sei es vielmehr richtiger, die pythagoräische Terz zu nehmen, welche das Sehnende des Leittons entschiedener zum Ausdruck bringe. Meist werde ja, um das Auflösungsbedürftige des Accords noch mehr zu betonen, die Septime hinzugefügt und nicht selten der Triller, welcher die kommende Auflösung des Leittons schon durchschimmern lasse. Von großem Interesse und Nutzen für den Musiker sind Betrachtungen und Erläuterungen, welche Jonquière zu einigen Stellen aus Werken von Beethoven, Mozart und Brahms gibt. Was den Musiker bei seinen Ausführungen so überaus sympathisch berührt, ist, daß er stets betont, wie die Musik wohl auf mathematischer Grundlage ruhe, wie aber der Mensch auf diesem Fundament einen Bau nach psychisch-künstlerischen Anforderungen errichtet habe, wie nirgends der Berechnung, sondern überall dem Ohr und dem Streben nach Ausdruck die Entscheidung in musikalischen Dingen zustehe. Untee unbedingter Anerkennung des hohen Werthes der temperirten Stimmung verficht er das „Prinzip der elastischen Intonation“.

Wie viel hätte Jonquière bei seiner hohen Begabung und speziellen Ausbildung der Wissenschaft und Kunst noch leisten können! Es hat nicht sein sollen. Wer aber kann es fassen, wie soll man es erklären, daß der Mann, welcher den schwierigen Stoff seiner Abhandlung mit so lichter Klarheit des Geistes zu disponiren wußte, der dabei jede Einzelheit so eingehend behandelte, wenige Monate nach der Vollendung seines Werkes sich den Tod gab, und zwar nicht in einer schwarzen Stunde, in welcher die Dämonen, die in jedes hochbegabten Mannes Brust wohnen, ihn überwältigt hätten, sondern nachdem der Entschluß zu der verhängnißvollen That lange, wahrscheinlich jahrelang bedacht und allmählich gereift war? Es ist dies um so rätselhafter, als er sofort nach dem Erscheinen seines Buches von allen Seiten die reichste und unbedingteste Anerkennung gefunden hatte. Mittheilungen, welche mir der ältere Bruder des Verstorbenen, Dr. med. Georg Jonquière, Arzt und Privatdozent in Bern, Kurarzt des Bades Lenk im Berner Oberland, übee sein Leben machte, lösen das Rätsel nicht, doch werfen sie immerhin Streiflichter in das Dunkel desselben.

Alfred Jonquière entstammt einer Hugenottenfamilie. Sein Vater, Professoe der Medizin und angesehener Arzt in Bern, war zweimal vermählt; als der jüngste Sohn aus der zweiten Ehe wurde Alfred am 30. Dezember 1862 geboren. Gute und böse Feen hatten ihm Geschenke in die Wiege gelegt. Er war mit glänzenden Gaben des Geistes ausgestattet, aber er trug auch eine schwere Last an dem Erbtheil des väterlichen Stammes, in dem der finstere Geist, welcher die Menschen in den Tod treibt, schon Opfer gefordert hatte. Auch war ihm eine mangelhafte Sehkraft angeboren; da war es denn kein Wunder, wenn die zärtliche Mutter an ihrem Jüngsten mit besonders inniger Liebe hing, einer Liebe, welche sich vielleicht hier und da in zu großer Aengstlichkeit für den theuren Sohn äußerte und die ihn deßhalb von den Spielen und Leibesübungen, bei denen das Selbstvertrauen der Knaben wächst, abhielt. In dem Schutz eines befriedeten Heims und unter den Augen der treuen Mutter wuchs Alfred zu einem körperlich kräftigen Jüngling von gedrungener Gestalt aber von sehr sensiblee Natur heran. Er war ein guter Sohn und Bruder, seinen Freunden ein gemüthlicher Kamerad voller Humor. Seine Fähigkeiten nach der künstlerischen wie nach der wissenschaftlichen Seite entwickelten sich herrlich; er trieb leidenschaftlich Musik und wurde bald ein guter Geiger; er bekundete ein hervorragendes Talent für Philologie und machte ein glänzendes Maturitätsexamen; einer der Examinatoren, Professor Sidler, der ihn kannte und sich an ihm freute, legte ihm in diesem Examen Fragen und Probleme aus dem Gebiet der höheren Mathematik vor, die weit über das hinausgingen, was man von dem Abiturienten fordern durfte, der Examinand aber bestand glänzend.

Da Alfred Jonquière keinen bestimmten Wunsch hinsichtlich seines Berufs äußerte, so glaubten die besorgten Eltern wegen seiner schwachen Augen ihm einen solchen anempfehlen zu sollen, der seine Sehkraft weniger anstrengte als die wissenschaftliche Laufbahn mit den damit verbundenen andauernden Studien. Sie veranlaßten ihn, in ein kleines Bankgeschäft einzutreten; ohne Murren und Widerspruch unterzog sich der für die Wissenschaft so hochbegabte Jüngling allen den geisttödtenden Obliegenheiten, die einem Lehrling zugemuthet werden; ein erstes Symptom seiner Schwäche, sich und seine Eigenart in den Stürmen des Lebens nicht vertheidigen und behaupten zu können. Nach einiger Zeit jedoch fühlte er sich in diesem armseligen Treiben so unglücklich, daß die Eltern es bemerkten und ihm gestatteten, sich der Mathematik zu widmen. Er studirte in den Jahren 1881—1887 zuerst in Bern untee den Professoren Schläfli und Sidler, dann in Stockholm unter Professor Mittag-Leffler und der berühmten Frau Kowalewska. Darauf machte er das Doktorat in Bern und bestand mit Auszeichnung das Fachlehrerexamen in Mathematik, Physik und Chemie. Er veröffentlichte mehrere mathematische Arbeiten in den Annalen der naturforschenden Gesellschaften in Bern und Stockholm; rastlos in dem Bestreben, seine Ausbildung zu vollenden, arbeitete und studirte er noch in Paris, bis er sich endlich im Jahr 1890 als Privatdozent in Basel habilitirte. In seinen Mußestunden musizirte er dort viel als ein überall freudig begrüßter Geiger in Künstler- und Dilettantenkreisen. Ee hatte auf die Verleihung einer Professur an der Universität Bern und auf eine Gymnasiallehrerstelle gehofft; sie entgingen ihm; vielleicht trug auch da seine Unfähigkeit, sich an rechtee Stelle und zu rechter Zeit geltend zu machen, einige Schuld an der Enttäuschung, die er erlebte. Unmuthig wandte ee der Wissenschaft den Rücken und nahm eine Stelle in dem statistischen Amt der Berner Bundesverwaltung an. Er wurde dazu gewiß durch den Wunsch getrieben, seinen Eltern nicht länger zur Last zu fallen. Allein durch diese Berufsthätigkeit wurden seine schwachen Augen so überanstrengt, daß er sie wieder aufgeben mußte. Nun widmete er sich der Musik, studirte am Leipziger Konservatorium das Violinspiel bei Arno Hilf und Theorie bei Jadassohn; 1895 siedelte er nach Berlin über, um bei Markees und Joachim seine Studien zu vollenden. Aber er wurde auch hier bald entmuthigt; er sah, wie täglich neue, ausgezeichnete Geiger auftauchten, welche doch kaum beachtet wurden; er empfand es schmerzlich, wie das Leben in der Gesellschaft, der sich ein ausübender Künstler unmöglich entziehen kann, sein ohnehin schwaches Nervensystem völlig zerrüttete. Da warf ee sich mit der vollen Energie, die er beim Studium und

bei wissenschaftlichen Bestrebungen stets bethätigt hatte, auf die Ausarbeitung des Grundrisses der musikalischen Akustik. Dabei aber glaubte er den letzten Rest seiner Kraft verbraucht zu haben. Er war deprimirt und fühlte sich unfähig zu jeder ferneren Arbeit und damit auch zum Weiterleben; er sah sich vor der schrecklichen Alternative, sich in einem Irrenhause lebendig begraben zu lassen oder nur kümmerlich hinzuvegetiren. Freunde bezeichneten das als eine thörichte Einbildung; ihm war diese Einbildung fürchterliche Realität. Als im Frühling dieses Jahres seine geliebte Mutter starb, schwand für ihn die letzte Rücksicht, welche ihn hätte abhalten können, den Todesweg zu beschreiten. In einem rührenden Briefe an seinen Vater und an die Seinigen spricht er aus, wie nöthig es sei, das faule Glied am Leibe der Familie zu amputiren. Niemand wird dies Abschiedsschreiben ohne tiefe Erschütterung lesen können. Er ersucht den Vater und den Bruder als Aerzte und Philosophen mild über ihn zu urtheilen, und die Seinigen alle bittet er, ihm den tiefen Schmerz zu verzeihen, den er ihnen verursache. Er sei einem unvorsichtigen Bergsteiger zu vergleichen, der sich im Hochgebirg verstiegen habe; sein Sturz in den Abgrund sei unvermeidlich, menschliche Hülfe unmöglich. Wenn es ein Unrecht sei, sich selbst das Leben zu nehmen, so sei dies Unrecht durch die Höllenqualen, die dem Entschluß vorhergingen, reichlich gesühnt.

Er fürchtete, später vielleicht der Energie zu dem letzten Schritt verlustig zu gehen und beschloß deßhalb, ihn ohne Verzug zu thun. Er ordnete seine Angelegenheiten bis ins kleinste; voll zarter Rücksicht auf das Haus, in dem er in Berlin lebte und wie ein Angehöriger der Familie liebevoll behandelt wurde, verließ er dasselbe, um nicht dort die Schrecken des Todes zu verbreiten. Er gab auf seinem letzten Wege noch Abschiedsbriefe an seine Freunde auf die Post und schoß sich unter Gottes freiem Himmel mitten durchs Herz mit einem Revolver, den er schon vor 14 Jahren gekauft und seitdem nicht mehr von sich gelassen hatte, am Abend des 12. April.

Wie ist es möglich, daß in demselben Manne zugleich ein solches Verzagen und eine solche Energie zusammentrafen, eine Energie, welche es ihm ermöglichte, im Angesicht des Todes ein Buch mit der Ruhe, Klarheit und Vollendung auszuarbeiten, wie er es gethan hat? Wie weit reicht Wille und Selbstbestimmung des Menschen? Was ist Schicksal, was Verschulden? Wo hört die Verantwortlichkeit des Einzelnen auf, ohne welche doch das geordnete Zusammenleben der Menschen nicht denkbar ist? Diese und ähnliche Fragen bestürmen uns bei der Betrachtung dieses düsteren Menschenschicksals. Die letzten Gedanken Jonquière's, die er als Nachtrag seinem letzten Schreiben an die Seinigen beifügte, galten seinem Buche. Er fand im Hinblick auf dasselbe, daß er doch nicht umsonst gelebt habe; nur den Seinigen gegenüber fühlte er sich in schwerer Schuld. Diese aber und seine Freunde bewahren ihm das liebevollste Andenken. Wir Anderen, besonders wir Musiker, empfingen aus der Hand des Sterbenden ein werthvolles, köstliches Geschenk, er hat sich damit selbst ein ehrendes Denkmal gesetzt und zugleich den Beweis geführt, wie er bis zuletzt mit den dunklen Mächten seines Verhängnisses tapfer gerungen und gekämpft hat. Der Mensch ist ihnen erlegen; seine Arbeit lebt und wird fortwirken. Wir haben ihm zu danken.

---

## Das Museo di Villa Giulia zu Rom.

Zs. Durch königliches Dekret vom 7. Februar 1889 sind in Rom zwei neue große Antikenmuseen gegründet worden, das eine in den Thermen des Diocletian für die römischen Funde, das andere in der reizenden Villa vor Porta del Popolo, die Papst Julius III. durch Vignola erbauen ließ. Dieses letztere dient für Funde von außerhalb der Stadt und hat bis jetzt hauptsächlich die reiche Ausbeute aufgenommen, die in Südetrurien in den Nekropolen von Falerii und Narce gemacht worden sind. Der Werth dieser Funde, die vorwiegend aus Thongefäßen und Bronzegeräth bestehen, ist nicht künstlerischer, sondern naturgeschichtlicher Art, und man hoffte, in diesen Todtenbeigaben, die nach streng wissenschaftlichem System gräberweise gesondert belassen wurden, die Kulturgeschichte des Faliskerlandes bis zum Beginn der römischen Epoche in absolut zuverlässigem Material zu überblicken. Die Funde von Falerii sind bis jetzt noch nicht veröffentlicht; dagegen sind im vierten Bande der Monumenti antichi, pubblicati per cura della Reale Accademia dei Lincei (1894) die Gräber aus der Gegend von Narce von Barnabei, dem Generaldirektor der Alterthümer und seinen Mitarbeitern mit Beigabe von Abbildungen einzeln beschrieben.

Aber der wissenschaftliche Werth dieser Publikation und der ganzen Ausgrabung überhaupt ist hinfällig geworden durch das, was jetzt über das Verfahren der italienischen Gelehrten bei der Ausgrabung und bei der Verarbeitung der Funde bekannt wird. Es ist das Verdienst von Wolfgang Helbig, diese Klarstellung veranlaßt zu haben. In der zweiten Auflage seines Führers durch die öffentlichen Antikensammlungen Roms sagt er in der Vorrede, daß er das Museum der Villa Giulia von der Beschreibung ausschließe, weil Gerüchte im Umlauf seien, daß Funde aus den verschiedenen Grabtypen vermischt wären, daß aus einzelnen Gräbern die wichtigsten Gegenstände fehlten und daß endlich auch Funde von anderer Herkunft unter die von Narce eingeschmuggelt seien. Die Anklage war so schwer, daß der Unterrichtsminister Baccelli sich genöthigt sah, eine Untersuchungskommission einzusetzen, bestehend aus den beiden Archäologen Ghirardini und Pigorini unter dem Vorsitz von Bonasi. Der von Pigorini redigirte Bericht über die Untersuchung liegt jetzt im „Bollettino ufficiale del Ministero dell' istruzione pubblica" (1899, Band I, S. 1107—1142) gedruckt vor, so daß sich auch der Fernerstehende ein selbständiges Urtheil bilden kann. Ueber die Tendenz und das Schlußurtheil dieses Berichts ist nachher etwas zu sagen, zunächst lassen wir die nachfolgenden, durch den Bericht festgestellten Thatsachen sprechen:

1. Bei der feierlichen Einweihung des Saales mit den Alterthümern von Narce hat der damalige Unterrichtsminister Villari — dieser natürlich in gutem Glauben — erklärt, daß die Aufdeckung der Nekropole sei „il frutto di accuratissime esplorazioni degli ufficiali addetti all' Istituto. Sono essi che trovarono gli oggetti e li ordinarono". — Der Bericht stellt dagegen fest, daß die Ausgrabungen von Narce zum allergrößten Theil ausgeführt worden sind von zwei Antikenhändlern Mancinelli und Benedetti. Diese brachten ihre Funde, zum Theil unter Beilegung von Skizzen, aus denen diese Lage der Geräthe im Grabe hervorgehen sollte, in das Museum und erhielten dann die Funde einzeln bezahlt. Der Bericht betont zwar, daß die Unternehmer aufs strengste angewiesen gewesen seien, die einzelnen Gräber getrennt zu lassen; aber selbst ihren guten Willen vorausgesetzt — der von Jedem, der den Kunsthandel kennt, im höchsten Grade angezweifelt werden muß —, so fehlte ihnen doch jedenfalls die Schulung zur richtigen Beobachtung. Der Beamte des Museums, dem die Verantwortung für die Ausgrabung oblag, Conte Cozza, hat sich nicht öfter als zwei- oder dreimal auf das Ausgrabungsfeld begeben, das weit über 100 Gräber enthielt. Von einer wissenschaftlichen Beaufsichtigung der Ausgrabung kann also nicht im entferntesten die Rede sein! Trotzdem wird auch in der

Digitized by Google

Publikation der Monumenti der Anschein erweckt, als handle es sich um eine vom Museum unternommene und geleitete Ausgrabung, und über den Kunsthändler Benedetti wird nur einmal in einer Anmerkung gesagt — es ist fast spaßhaft zu lesen —: „eseguì scavi nel territorio di Narce e diede sempre prove del maggiore interesse pei nostri studi e pel nostro Museo". — Wie die Kommission trotz dieses Thatbestandes zu behaupten wagt, daß der wissenschaftliche Werth der Gräberfunde unverändert bleibe, ist uns unverständlich. Eine von Händlern unternommene Ausgrabung ist keine wissenschaftliche; die Zusammenstellungen der Geräthe können vielleicht authentisch, sie können aber ebenso gut willkürlich sein. Diese Zusammenstellungen aber als Resultat einer wissenschaftlich geleiteten Ausgrabung zu publiziren, wie Barnabei im vierten Bande der Monumenti dei Lincei thut, ist einfach eine Unehrlichkeit!

2. Ueber die von den Händlern gebrachten Fundkomplexe wurden von dem Conte Cozza Rechnungen für die Staatskasse aufgestellt, aber so summarisch, daß vielfach eine Identifikation mit den Gegenständen nicht mehr möglich war. Außerdem existirten sogenannte schede di magazzino, Aufzeichnungen über die Stücke, so wie sie von den Händlern geliefert wurden; diese schede sind aber nur zum kleinsten Theil mehr zu finden gewesen. Endlich wurde nach der Aufstellung ein ursprünglich zur Publikation bestimmter Katalog angelegt. Ein Inventar ist im Museo di Villa Giulia seit dem 30. August 1889 nicht mehr geführt worden, und die Staatskasse, die für jedes zu bezahlende Stück eine Bescheinigung der Inventarisirung zu verlangen verpflichtet war, hat sich zehn Jahre hindurch durch immer erneute Erklärungen des Generaldirektors vertrösten lassen, das Inventar werde nächstens weitergeführt werden. Welche Gründe diese Unterdrückung des Inventars veranlaßt haben, darüber Vermuthungen aufzustellen, ist nicht unsres Amtes. Jedenfalls ist diese Museumsverwaltung wenig geeignet, ihren mit so großem Pomp bei der Gründung verkündeten Zweck zu erfüllen: di servire di esempio alla fondazione o al riordinamento di altri Musei dello Stato.

3. Die Vergleichung der von Conte Cozza ausgestellten Rechnungen mit dem jetzigen Bestand der Funde und mit der Aufzählung in den Monumenti hat vielfache Nachlässigkeiten und Abweichungen ergeben, von denen die größte die ist, daß bei einem Grabe auf der Rechnung 39 Gegenstände erscheinen, während nur 18 mehr vorhanden und in der Publikation verzeichnet sind. Auch in Bezug auf die Pläne des Gräberfeldes werden Unrichtigkeiten zugegeben. Diese Einzelheiten haben aber nur geringes Interesse mehr, nachdem einmal feststeht, daß die ganze Ausgrabung von Narce in ihren Grundlagen verdächtig ist.

Helbig hat durch seine scharf formulirten Anklagen also erreicht was er wollte; daß der unwissenschaftliche Betrieb, der bei allem auf die Nekropole von Narce Bezüglichem geherrscht hat, amtlich festgestellt ist. Die Kommission hat ihre Untersuchung auch auf die Ausgrabungen von Falerii ausgedehnt und konstatirt, daß bei diesen zwar ein Vertreter des Museums dauernd anwesend war, aber ein gewöhnlicher Aufseher, und daß dieser Mann, dem allerdings una intelligenza non comune nelle persone del suo grado nachgerühmt wird, die Ausgrabungsberichte lieferte. Obwohl hier also — nach der Darstellung der Kommissionsberichte — die schlimmste Fehlerquelle, der private Geschäftsvortheil, nicht zu befürchten wäre, so würde jedenfalls auch hier das, was heutzutage von einer Ausgrabung als selbstverständlich verlangt wird, fehlen, die dauernde Beobachtung durch eine wissenschaftlich geschulte Kraft.

Nun kommt aber etwas anderes hinzu, was das Vertrauen auch auf die angeblich von Falerii stammenden Funde stark erschüttern muß. Der Principe del Drago hatte vor acht Jahren auf einem Theil des Geländes von Narce Ausgrabungen machen lassen, deren Funde er, soweit sie ihm zufielen, dem Falisker-Museum verkaufte. Der Prinz glaubt nun beweisen zu können, daß ihm dabei die werthvollsten Funde unter Mitwissen der Museumsbehörden gestohlen und dann unter falscher Angabe der Provenienz unter den Funden von Falerii aufgestellt worden seien. Der Prozeß, den der Principe deßwegen Anfang 1897 gegen das Unterrichtsministerium anstrengte, dauerte über ein Jahr und wurde dann niedergeschlagen, angeblich weil die Sache verjährt sei.[1]) Jetzt hat aber die Revisionsinstanz das Urtheil aufgehoben, und die Wiederaufnahme des Verfahrens steht bevor. Wie man hört, sucht man den Principe zu einem Vergleich zu bewegen unter Anrufung seines Patriotismus, damit die italienische Verwaltung nicht eine neue Niederlage erleide, ein Umstand, der nicht eben für ein reines Gewissen spricht. Hat der Principe recht, so ist also auch die Gruppe der Alterthümer von Falerii in ihrer Zusammenstellung gefälscht und daher wissenschaftlich unbrauchbar geworden.

Mit der Feststellung, daß das Museo di Villa Giulia bedauerlicherweise als eine unlautere Quelle wissenschaftlicher Erkenntniß zu betrachten ist, hat sich Helbig unzweifelhaft ein Verdienst erworben und das muß ihn trösten über die persönlichen Gehässigkeiten, denen er jetzt ausgesetzt ist. Wir würden, da es uns hier nur auf die Sache ankommt, darüber zur Tagesordnung übergehen, wenn sich nicht eine wichtige prinzipielle Frage über den archäologischen Betrieb in Italien daran anknüpfte.

Der Bericht fällt nämlich trotz allem das Schlußurtheil, daß die wissenschaftliche Bedeutung des Museums nicht im geringsten erschüttert sei, und daß daher Helbig seine Anklage nur aus persönlichem Haß gegen Barnabei, der der Hauptverantwortliche ist, erhoben habe. Denn, obwohl Generaldirektor, ist Barnabei gleichzeitig auch der faktische Leiter des Museo di Villa Giulia und hat nur pro forma den Epigraphiker Gatti als Direktor aufgestellt, dessen einzige Thätigkeit — wie der Bericht ermittelt hat — im Unterschreiben der Rechnungen für die Staatskasse besteht. Helbigs Haß rühre daher, daß ihm durch eine Maßregel Barnabei's bei der Ausgrabung von Conca ein materieller Gewinn entgangen sei. Die Sache ist folgende: Der Besitzer des Terrains von Conca, auf dem das alte Satricum liegt, Mazzoleni, hatte die Erlaubniß zu einer Ausgrabung erwirkt, die später die wissenschaftlich höchst werthvollen Reste eines altitalischen Tempels zutage brachte. Durch Helbigs Vermittlung trat Mazzoleni die Erlaubniß an den bekannten Sammler Grafen Tyskiewicz ab, der ein früheres Mitglied der französischen Schule in Rom, Professor Graillot, mit der wissenschaftlichen Leitung der Arbeiten beauftragte. Als nun schon in der ersten Woche höchst wichtige Funde kamen, ließ das Ministerium plötzlich die Ausgrabung fistiren, weil Mazzoleni unbefugterweise seine Erlaubniß an Andere abgetreten habe; das Unternehmen wurde dann von den Angestellten des Ministeriums zu Ende geführt. Der Bericht behauptet nun, die französische Schule sei der eigentliche Geldgeber und Graf Tyskiewicz nur ein Strohmann gewesen; die Funde hätten zunächst zwischen dem Besitzer und der französischen Schule getheilt werden sollen und von dem Antheil der Schule seien Helbig und Tyskiewicz Jedem die Hälfte zugesichert worden, während die Schule selbst sich mit der wissenschaftlichen Verwerthung begnügte. Diese Geschichte ist, wie Helbig in den Tagesblättern erklärt, einfach erlogen. Tyskiewicz machte die Ausgrabungen für

[1]) Einen kurzen Bericht über die bisher veröffentlichten Akten dieses Prozesses findet man im Literarischen Centralblatt 1899, Nr. 21 (27. Mai).

Digitized by Google

seine eigene Rechnung, wofür sich die nächsten Freunde des jetzt verstorbenen Grafen Conte Barracca, Graf Stroganoff und Prinz Odescalchi, Helbig als Zeugen zur Verfügung gestellt haben. Auch die französische Schule hat sofort energisch gegen die Behauptungen des Berichtes protestirt.

Was nun aber die prinzipielle Bedeutung dieser Sache betrifft, ist dieses: der Bericht sagt, das Ministerium, d. h. Barnabei, habe die Ausgrabung sistirt, der Form nach, weil Mazzoleni unbefugterweise die Erlaubniß abgetreten habe, in Wirklichkeit aber, weil man nicht wolle, daß Ausländer, und seien es auch Gelehrte und wissenschaftliche Institute, auf italienischem Boden Ausgrabungen machten (ma in realtà importava di stabilire, che non si facessero in Italia esplorazioni archeologiche da stranieri, fossero pure Schola o Società scientifiche). Daran schließt sich folgender volltönende Passus, den wir ganz benutzen müssen:

Gli archeologi stranieri si contentino di studiare quanto sta sopra terra, o si accoglie nei musei, e per questa parte si accordi loro in ogni luogo di scavo, in ogni collezione, la più ampia facoltà di giovarsi del materiale che abbiamo. Del resto tutti essi sanno che non abbiamo bisogno dell' opera di alcuno, per ricercare e mettere in piena luce quanto rimase sepolto del nostro passato. Negli ultimi trent' anni, dalla Valle del Po al Capo Passaro abbiamo saputo da noi stessi creare musei, che a confessione dei dotti d'ogni paese sono tesori per la scienza.

Der Berichterstatter muß der Wirkung des hier angeschlagenen chauvinistischen Tons sehr sicher sein, wenn er es wagt, die italienischen Museen als tesori per la scienza zu loben am Schluß seines eigenen Berichtes, in dem dem „Mustermuseum“ nachgewiesen wird, daß es im höchsten Grade nachlässig verwaltet worden und daß sein Oberleiter in einer umfänglichen Publikation wissentlich falsche Vorstellungen erweckt hat!

Was den ersten Punkt anbelangt, so braucht nur an die Thatsache erinnert zu werden, daß im „Mustermuseum“ der Villa Giulia bisher (und zwar auch nach der Publikation der Alterthümer von Narce) verboten war, nicht nur zu photographiren oder zu skizziren, sondern auch überhaupt schriftliche Aufzeichnungen zu machen. Das ist die ampia facoltà di giovarsi del materiale. Und wie schwierig es auch in den anderen Museen ist, das Material, selbst für spezielle Studien, in die Hände zu bekommen, das weiß jeder Archäologe, der einmal in Rom gearbeitet hat.

Endlich nimmt sich am Schluß dieses Berichts der Satz seltsam genug aus, daß die Italiener für sich Manns genug seien, ihre Vergangenheit aufzuhellen. Allerdings hat die italienische Archäologie der letzten 30 Jahre höchst respektable Leistungen aufzuweisen, denen in keiner Weise zu nahe getreten sei. Aber wenn namentlich die jüngere Generation italienischer Gelehrten die strenge kritische Methode besser zu handhaben gelernt hat, so sollten die Italiener doch nicht vergessen, daß ihnen das zum größten Theil eben von den verhaßten Ausländern gelehrt worden ist, denen man jetzt auf diese Weise dankt. Vor allem aber ist eines zu betonen: Den Italienern ist ein reiches historisches Erbe zugefallen, dessen natürliche Verwalter sie sind. Aber sie sind nicht die Besitzer, die mit diesem kostbaren Gute kulturgeschichtlicher Dokumente nach Belieben schalten dürfen. Die monumentale Hinterlassenschaft der klassischen Völker, die die Vorläufer unsrer Kultur sind, ist ein gemeinsames geistiges Eigenthum aller heutigen Kulturnationen. Das Verständniß dieses Erbes ist den Italienern seit den Tagen Winckelmanns erst durch die Thätigkeit der Fremden erschlossen worden, und diese haben darum ein wohlerworbenes Recht, im Namen der Wissenschaft zu kontroliren, ob diese Schätze mit aller der Sorgfalt behandelt werden, die die heutigen wissenschaftlichen Methoden verlangen.

Die Italiener könnten sich an den, im übrigen gewiß nicht minder chauvinistisch gesinnten Griechen und sogar an den Türken ein Beispiel nehmen. In Athen wie in Konstantinopel herrscht allerdings jene vollkommene Liberalität, die jedem fremden Gelehrten die Mitarbeit an der archäologischen Erforschung gestattet und erleichtert. Die Italiener müssen, wenn sie ehrlich sein wollen, sich eingestehen, daß das Vertrauen auf ihre wissenschaftliche Zuverlässigkeit schwere Einbuße erlitten hat durch die Thatsache, daß nicht etwa ein beliebiger Gelehrter, sondern der Oberleiter sämmtlicher italienischen Museen die Wissenschaft in Bezug auf den wahren Charakter der Ausgrabungen von Narce einfach belogen hat. Sie können diese Scharte nur auswetzen, indem sie wieder, wie es vor der jetzigen Blüthe des Chauvinismus der Fall war, dem fremden Gelehrten vollen Antheil an der archäologischen Arbeit gewähren, nicht nur in schönen Worten, sondern in Wirklichkeit. Denn nur dadurch stellen sie das Vertrauen wieder her.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Zur südarabischen Expedition der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien.** In einer bei Braumüller in Wien erschienenen Broschüre[1]) antwortet Prof. D. H. Müller, der zweite und nachher einzige Leiter der südarabischen Expedition der Wiener Akademie, in denkbar schärfster Form auf die beiden, die gleiche Sache behandelnden Broschüren[2]) des Grafen Landberg.

Ich habe keinerlei Veranlassung oder Kompetenz, mich in den persönlichen Streit einzumischen, der zwischen den beiden Leitern der Expedition ausgebrochen ist, umsomehr, als derselbe Formen angenommen hat, die mir weder geläufig noch sympathisch sind. Auch möchte ich nicht Oel in das ohnehin hochauflodernde Feuer gießen, zumal ich glaube, daß es nun genug sei des grausigen Spiels. Einige Bemerkungen über die in Frage kommenden Persönlichkeiten jedoch und dann einige mich persönlich betreffende Worte möchte ich gleichwohl nicht unterlassen.

Mir steht fest, daß Graf Landberg ein vorzüglicher Kenner der arabischen Sprache ist und daß ihm in dieser Hinsicht kein Inhaber eines Lehrstuhls an einer europäischen Universität gleichkommt. Das sage ich, obzwar ich Grund genug habe zu Beschwerden über Kränkungen, die mir seinerseits widerfahren sind, die indeß alle in dem bei ihm vielleicht stärker als bei anderen Gelehrten entwickelten Rivalitätsgefühl ihre Erklärung finden.

Ebenso vermochte ich niemals zu finden, daß sein Freund und Kampfgenosse, Prof. Hammel, ein solcher Ausbund von Schlechtigkeit oder Niedrigkeit sei, als welcher er nach der Müller'schen Broschüre erscheinen könnte. Prof. Hammel ist im Gegentheil ein Mann von zwar nicht konstanter, aber immer ehrlicher Ueberzeugung, der er allerdings bisweilen einen zu hitzigen und übers Ziel schießenden Ausdruck gibt. Aber auch betreffs des Prof. Müller, dem man alles eher als Unbesonnenheit vorwerfen kann, möchte ich trotz langjähriger Gegnerschaft kein allzu hartes Urtheil fällen, wenngleich er sich, wo immer er nur konnte, hemmend in meinen Weg gestellt hat; denn auch ich habe es nicht an ausgiebigen Hieben fehlen lassen, die zwar seine Carriere nicht trafen und nicht treffen wollten, die ihn jedoch vor übertriebener Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen bewahrten, wenigstens außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle. In Oesterreich hat er es ja bis zum wirklichen Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gebracht. Nun gehöre ich freilich nicht zu

1) Die südarabische Expedition der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien und die Demission des Grafen Carlo Landberg.

2) Die Expedition der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien nach Südarabien. Heft 1 und 2. Druck von Seitz u. Schauer in München.

Digitized by Google

denjenigen, welche glauben, daß die Zugehörigkeit zu einer Akademie ein Beweis von besonderer Wichtigkeit sei oder von Brauchbarkeit der wissenschaftlichen Leistungen; aber ich möchte doch andrerseits auch nicht in den Fehler verfallen, Prof. Müller etwa als einen unbedeutenden Gelehrten zu betrachten. Wenn er auch nicht so vielseitig ist und nicht so genial wie Prof. Hommel, und wenn er auch lange nicht so gut Arabisch kann wie Graf Landberg, so ist er doch gleichwohl ganz zweifellos ein tüchtiger Semitist, insbesondere auf dem Gebiet der südarabischen Inschriftenkunde, wo ich ihn genau zu beurtheilen verstehe und auch oft genug öffentlich beurtheilt habe.

Das ist meine Ansicht über die drei Persönlichkeiten, mit der ich nicht hinter dem Berge halten wollte, da sie zur Beurtheilung des Streites ganz nützlich sein dürfte.

Nun haben alle Drei, Graf Landberg und Prof. Hommel einerseits und Prof. Müller andrerseits ihre ganze Kraft und Darstellungsgabe aufgeboten, sich gegenseitig möglichst lächerlich und verächtlich hinzustellen. Es ist ihnen in vollstem Maße gelungen. Wenn ihnen ihre sonstigen Unternehmungen gleichfalls stets so glänzend gelungen wären, dann könnte man ihnen wirklich gratuliren. Aber nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten sollten Männer von ihrer Bedeutung kein Verlangen danach tragen, auf solche Weise die Unsterblichkeit zu erringen, zumal sie diese auf Grund ihrer wissenschaftlichen Leistungen ohnehin schon beim Zipfel haben. Das geht jedoch mich persönlich nichts weiter an.

Die Herren haben aber für gut befunden, auch mich in die Debatte zu ziehen, obzwar ich an dem Gigantenkampf der drei Semitisten keinen Antheil habe und weit weg von den Gefilden der Unsterblichen mich herumtreibe.

Ich habe nämlich das Verbrechen begangen, in einem Briefe an Prof. Hommel meine Ansicht über die Situation der Expedition in Azzân zum Ausdruck zu bringen, und dieser Brief ist in des Grafen Landberg Broschüre zum Abdruck gelangt. Ich glaubte in meiner reinen Einbildung, einige Erfahrung in südarabischen Dingen zu haben und auf Grund dieser Erfahrung, Niemand zuliebe und Niemand zuleid, meine Ueberzeugung aussprechen zu sollen, daß die Expeditionsmitglieder von Glück reden konnten, schon in Azzân zur Umkehr genöthigt gewesen zu sein. Die Quittung, die mir hierüber Hr. Prof. Oskar Simony auf Seite 14 der Müller'schen Broschüre allsogleich ausstellt, spricht jedoch von Bemerkungen, die neben Hommel, und zwar in erster Linie auch ich gemacht haben soll, über das Verhältniß des Grafen Landberg zu einzelnen Expeditionsmitgliedern, und bezeichnet diese angeblichen, in Wirklichkeit aber nicht vorhandenen Aeußerungen als „mehr oder minder reinlich am Schreibtisch formulirte Ansichten“ mit „vielleicht meisterhafter Wiedergabe gräflich Landberg'scher Gefühle“. Dazu kann ich nicht schweigen. Doch genügen wenige Worte. Da ich mir damals gerade mit vorzüglicher französischer Toiletteseife die Hände gewaschen hatte, so kann ich Hrn. Prof. Simony versichern, daß meine nur die Expedition selbst betreffenden Ansichten vollkommen reinlich, nicht bloß mehr oder weniger reinlich, formulirt wurden. Meine schwarze Seele allerdings, aus der ja die Formulirung der Gedanken in die Hand geflossen sein könnte, ist auch der besten französischen Toiletteseife unzugänglich; denn so eine Mohrenseele würde auch trotz eifrigsten Waschens, selbst mit feinster Seife, nicht weiß werden. Das Kompliment „meisterhafter Wiedergabe gräflich Landberg'scher Gefühle“ dagegen muß ich zu meinem lebhaftesten Bedauern ablehnen; ich bin nämlich anerkanntermaßen ein so unbeholfener Schriftsteller, daß mir Niemand die Fähigkeit zutrauen wird, die Gefühle eines Andern auch nur einfach wiederzugeben, von einer meisterhaften Wiedergabe ganz zu schweigen. Da müßte mir Graf Landberg seine Gefühle schon direkt in die Feder diktirt haben. Das war aber nicht der Fall, da ich mir von Niemand etwas diktiren lasse, am allerwenigsten von meinem großen Reisekonkurrenten Graf Landberg. Es bleibt also bei meinen „nörgelnden“ Bemerkungen, die ich nur dahin zu berichtigen, bezw. zu ergänzen wage, daß ich von den während der Expedition erzielten wissenschaftlichen Ergebnissen eine weit höhere Meinung habe als die Theilnehmer selbst.

Ich werde aber auch noch ein zweites Mal in die Debatte gezogen, diesmal von Prof. Müller selbst, und zwar auf S. 59 seiner Broschüre, wo er sich in geradezu rührender Weise zu meinem Ritter aufwirft, das erstemal in seinem vielbewegten, thatenreichen Leben. Er nimmt mich nämlich gegen meinen Konkurrenten in Schutz, was doch sicherlich schön und dankenswerth ist.

Prof. Müller verwahrt sich an der angezogenen Stelle gegen den Landberg'schen Vorwurf, daß er (Müller) die Besorgniß um seine Person sogar bis zum Verlangen nach einer Unfallversicherung getrieben habe, und wirft seinerseits dem Grafen vor, daß dieser die Rückzahlung persönlicher Auslagen für die Expedition in der Höhe von 68,065 M. von der Akademie verlange, darunter „die Kleinigkeit von 50,000 M. als Schadenersatz“, und schreibt dann wörtlich:

„Der Graf denkt sich, nachdem durch seine Unzulänglichkeit seine stillen Hoffnungen und Erwartungen fehlgeschlagen haben, aus der Sache möglichst viel Geld herauszuschlagen, und so ein Graf hatte den Muth, sein erstes Memorandum, das er der kaiserlichen Akademie hat überreichen lassen, mit folgenden Worten zu schließen: ‚Auch erlaube ich mir den Wunsch auszusprechen, daß der österreichische Dr. Glaser nicht mitkommen darf. Mit diesem Geschäftsreisenden will kein Mensch etwas zu thun haben!‘“

Das in Rede stehende Memorandum dürfte im Laufe des Jahres 1897 eingereicht worden sein. Die Entrüstung des Hrn. Prof. Müller im Juli 1899 kommt also etwas spät zum Ausbruch. Die mitgetheilte Stelle des Memorandums sowohl wie die darüber geäußerte Entrüstung sind aber gleichwohl nach verschiedenen Richtungen interessant, ganz abgesehen von der dankenswerthen Offenbarung, daß ich ein Geschäftsreisender sei, mit dem kein Mensch etwas zu thun haben wolle. Ein Geschäftsreisender sein, wäre ja nicht schlimm. Ich habe das Vergnügen, genug Geschäftsreisende zu kennen, die es an Bildung, Takt und Erfahrung mit so manchem Gelehrten aufnehmen könnten. Traurig aber, furchtbar traurig ist es, ein Geschäftsreisender zu sein, mit dem kein Mensch etwas zu thun haben will; denn ein solcher wird die Rolle des Geschäftsreisenden wohl nicht lange spielen können. Man wird begreiflich finden, daß ich darüber untröstlich bin, aber auch, daß ich es im höchsten Grade inhuman finde, wenn diese unvortheilhafte Eigenschaft so offen in alle Welt hinausposaunt wird; denn welcher Geschäftsprinzipal wird mich da noch als Reisenden anstellen wollen, wenn er weiß, daß kein Mensch etwas mit mir zu thun haben will! Die Sache wäre noch halbwegs erträglich gewesen, wenn das vernichtende Verdikt in den Geheimarchiven der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften verborgen geblieben wäre; denn die Geschäftsprinzipale wenden sich im allgemeinen nicht an die Akademien der Wissenschaften um Auskunft über Reisende, die sie in ihrem Geschäft anstellen wollen. So aber ist die Sache durch eine Druckschrift publik geworden und das ist fatal, recht fatal. Als Gelehrten hat mich Prof. Müller unmöglich gemacht; die Karriere des Geschäftsreisenden ist mir durch Graf Landberg verdorben worden, oder, wenn man will, durch die Indiskretion Prof. Müllers. Welchen Beruf soll ich da bei meiner allseitigen Unfähigkeit ergreifen? Ich bin rathlos. Nun, vielleicht gibt es einen Beruf, bei welchem man nichts mit Menschen zu thun hat; dem werde ich dann nothgedrungen mich zuwenden müssen.

Einstweilen frage ich mich aber: Wie kam es nur, daß bei Einreichung des offiziellen Schriftstückes des Grafen Landberg an die Wiener Akademie keiner der Herren Akademiker, auch Prof. Müller nicht, gegen den furchtbaren Passus protestirte? Waren die Herren damals vielleicht alle Eines Herzens, Eines Sinnes mit Graf Landberg? Oder haben sie es am Ende nicht ungern gesehen, daß ein Ausländer und kein österreichischer Gelehrter den ausdrücklichen Wunsch äußerte, mich von der geplanten Expedition fernzuhalten?

Man übersehe nicht, was ich dadurch verloren habe! Wäre ich aufgefordert worden, mitzuthun, ja vielleicht sogar an die Spitze der vaterländischen Expedition zu treten, etwa als dritter Leiter neben dem Führer im Innern und dem Führer im Aeußern, also als so eine Art Führer im Obern oder im Untern, dann hätte ich heute Antheil an dem wenn

Digitized by Google

auch noch so bescheidenen Ruhme der Expedition. Es war mir aber nicht beschieden. Wie soll ich das dem Grafen Landberg und der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien jemals verzeihen können!

Ich denke mir jedoch, es ist trotzdem noch nicht alles verloren. Graf Landberg wird ein Einsehen haben und wird den Geschäftsreisenden feierlichst widerrufen, zum mindesten aber den Geschäftsreisenden, mit dem kein Mensch etwas zu thun haben wolle. Prof. Müller seinerseits wird in geheimer Akademiesitzung gleichfalls die Erklärung abgeben, daß ich nur irrthümlicherweise in die Kategorie der Geschäftsreisenden eingereiht worden sei und daß ich vielmehr eine Art Gelehrten vorstelle, der einige Fähigkeit in der Erforschung Arabiens bewiesen habe, mit welchem, wenn auch sonst kein Mensch, so doch immerhin die Gelehrten etwas zu thun haben können. Ist dies geschehen, dann reiche ich dem Grafen Landberg, dem Prof. Hommel, dem Prof. Müller und dem Prof. Simony meine natürlich vorher reinlich gewaschene Hand zum Bunde, lege 2000 antike Inschriften zur Bearbeitung vor und garantire, daß die österreichischen, die schwedischen und die deutschen Arabien-Forscher zum Segen der Wissenschaft fortan Hand in Hand gehen werden. Die Streitaxt sei begraben!

München, am 15. Juli 1899. Dr. Eduard Glaser.

* Die Marmor Limited, die englisch-schweizerische Gesellschaft, die am Pentelikon ausgedehnte Marmorbrüche erworben hat und ausbeutet, hat ihre Bahn von den Brüchen bis nach Strophyli, dem nördlichsten Punkt von Kephissia (Villenvorort von Athen) fertiggestellt. Um die Ausfuhr der in Europa gesuchten Marmorsorten ganz in ihre Hände zu bekommen, hat sie noch eine weitere Anzahl von antiken und neuen Brüchen angekauft. Der Ankauf der Marmorbrüche auf der entgegengesetzten Seite des Pentelikon wurde freilich gerichtlich für ungültig erklärt. Indessen bleiben ihr noch die werthvollen Brüche auf Skyros und Tenos, in der Mani (Lakonien), in Styra bei Tripolis, im Peloponnes und in Trikkeri bei Volos. In Tenos liegt bunter Marmor vom hellsten bis zum dunkelsten Gelb mit dunklen Adern und Flecken auf hellem Grund und umgekehrt. Schon die alten Römer haben hier fleißig abgebaut, denn man fand 90 bis 100 antike Brüche und darin zahlreiche antike Spitzhämmer. Das Wichtigste für die Gesellschaft aber war, wie die „Köln. Ztg." mittheilt, die Auffindung einer antiken vortrefflich erhaltenen Straße, die die Römer dort von den Brüchen bis an den Fuß des Berges angelegt hatten und die nun von der Gesellschaft heute zur Beförderung der Blöcke wieder benutzt wird. Vom Fuße des Berges bis zum Meere wurden anfangs auf einer schiefen Ebene die Blöcke auf Schleifen an Seilen hinabgelassen, statt deren man jetzt an Seilen laufende Rollwagen eingeführt hat. In den Brüchen auf Tenos findet man grünen Marmor von wunderbaren Farbenschattirungen. Leider ist hier wie in Skyros der Transport sehr erschwert, weil wegen der geringen Meerestiefe die Transportdampfer den größten Theil des Jahres weit draußen vor Anker gehen müssen. Aehnliche schöne Farben vom dunkelsten Blutroth bis zum schönsten Rosa, Gelb und Grün, ja vom reinsten Schneeweiß zeigen die Brüche in der Mani (Lakonien). Hier wird der Abbau durch die erforderliche Anlegung von Wegen sehr vertheuert. Den echten Cipollino bricht die Gesellschaft in Styra bei Karystos auf Euböa, wo man noch heute die aus großen Platten hergestellten Hütten der alten Arbeiter vorfindet. Auf Euböa wird auch mit großem Erfolg Magnesit zutage gefördert. Die Gruben sind im Besitz der Petrisite Limited, einer ebenfalls englischen Gesellschaft, die aber mit deutschem Personal arbeitet und eine deutsche Firma in Athen zum Vertreter hat. Das Magnesit wird in Limne auf Euböa gefunden, enthält 47—48 Proz. Kohlensäure und wird gleich roh verschickt oder an Ort und Stelle in dem neu gegründeten St. Johann erst gebrannt. Die Beförderung nach dem Strande besorgt eine Bahn; Maschinisten und Heizer sind Rheinländer. Auch Firmen in Mülheim und Straßburg haben Arbeiter gestellt. St. Johann ist somit eine Art deutscher Arbeiterkolonie in Griechenland. Eine fremde und noch dazu eine englische Gesellschaft, die mit deutschen Arbeitern arbeitet: ein Beweis für die Tüchtigkeit unsrer heimischen Industrie und ihrer Organe.

* **Würzburg.** Als Privatdozent für Physiologie wurde der approbirte Arzt Dr. phil et med. Georg Sommer aus Stuttgart in die medizinische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen.

* **Wien.** Es wurde gemeldet, daß als Nachfolger des Professors der allgemeinen Geschichte an der Wiener Universität, Hofraths Dr. Max Büdinger, der mit Rücksicht auf die akademische Altersgrenze in den Ruhestand getreten ist, in der letzten Sitzung des philosophischen Professorenkollegiums Geheimrath Prof. Dr. Scheffer-Boichorst (von der Berliner Universität), Prof. Dr. Loserth und Prof. Dr. v. Zwiedineck-Südenhorst (Beide von der Grazer Universität) dem Unterrichtsministerium in Vorschlag gebracht wurden. Wie der „Wiener Hochschul-Korrespondenz" aus Berlin telegraphirt wird, habe sich Prof. Scheffer-Boichorst bereit erklärt, dem Ruf an die Wiener Universität Folge zu leisten. Professor Scheffer wird seine akademische Thätigkeit in Wien bereits zu Beginn des kommenden Studienjahres 1899/1900 eröffnen.

* **Paris**, 15. Juli. Der Lady Ch. Blennerhassett, Dr. ph. h. c. der Universität München, sind für ihre hervorragenden Verdienste um die Erforschung der französischen Literatur und Geschichte (vgl. ihre Werke über die Madame de Staël und über Talleyrand) vom französischen Unterrichtsministerium die goldenen Palmen (Officier de l'instruction publique) verliehen worden.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Römische Rechtsgeschichte

von

Moritz Voigt.

Zweiter Band.

Preis geheftet 32 Mark.

Dieser Band stellt die Entwickelung dar, welche das römische Recht in der Kaiserzeit von August bis zu Constantin dem Großen durchläuft: die Periode des Verfalls oder Untergangs der alten Gebilde, wie das Eintreten neuer Ordnungen und Formen, neuer Anschauungen, Sitten und Gepflogenheiten, insbesondere den Aufbau der modernen Familie und Vormundschaft, wie die Entwickelung zahlreicher neuer Gebilde des Sachen- und Obligationenrechtes. (11099)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Die

Affaire Dreyfus

von

Otto Mittelstädt.

— Preis 2 Mark. —

Verlag von J. Guttentag, G. m. b. H., in Berlin
SW. 48, Wilhelmstrasse No. 119/120. (11705)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 20. Juli. Nummer 163.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Die Wandgemälde im Kreuzgang des Emausklosters in Prag.[1])

Von Prof. Dr. Berthold Riehl.

Am 9. Mai 1346 bewilligte Papst Clemens VI., daß sich in Böhmen Benediktiner niederließen, um Predigt und Messe nach slavischem Ritus zu halten. Karl IV. beschloß den 21. November 1347, auf einer Höhe der eben erstehenden Prager Neustadt für sie ein Kloster zu bauen, zu dem 1348 der Grundstein gelegt und das am Ostermontag 1372 in Gegenwart zahlreicher Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe und des kaiserlichen Stifters geweiht, nach dem Feste dieses Tages „Emauskloster“ genannt wurde. Dieses Kloster, ein hervorragendes Kunstdenkmal der Periode Karls IV., im ganzen gut erhalten, ist besonders durch die Gemälde des Kreuzgangs interessant, das umfassendste Werk der Wandmalerei des 14. Jahrhunderts diesseits der Alpen. Diese Wandgemälde, in der Hauptsache wohl bei der Weihe des Klosters vollendet, wurden von der kunstgeschichtlichen Literatur wiederholt gewürdigt, durch Neuwirth aber hier zum erstenmal eingehend kritisch untersucht und wissenschaftlich brauchbar veröffentlicht, was wegen der eigenartigen Bedeutung des Werks nicht nur für die Kunst Böhmens, sondern für die gesammte Kunstgeschichte des 14. Jahrhunderts wichtig ist.

Daß an Wandgemälden des 14. Jahrhunderts, zumal diesseits der Alpen, die Zeit nicht unbemerkt vorüberging, versteht sich von selbst und ebenso, daß man wiederholt bald mehr, bald minder glücklich versuchte, diese Schäden durch Restaurationen zu heilen, wie sie hier beispielsweise 1412 und 1638 nachgewiesen werden. Relativ ist die Erhaltung immerhin noch günstig, da von den 79 Bildern nur 8 fast ganz, 6 zur Hälfte zerstört, 3 stark beschädigt, die Gemälde des Ostflügels aber größtentheils auf neuem Bewurf übermalt sind. Es ist schon eine seltene Gunst des Schicksals, daß sich der nach einheitlichem Plan ausgeführte Inhalt des Cyklus noch vollkommen nachweisen läßt, daß in der Regel auch noch die Darstellung der einzelnen Bilder kenntlich ist, wodurch das Werk eine wichtige Quelle für die Auffassung, oft auch für den Stil der Malerei des 14. Jahrhunderts bietet. In letzterer Beziehung ist die Ausbeute zwar zuweilen etwas bescheiden, aber im Zusammenhalt mit Neuwirths früheren Publikationen dieser Zeit ist es immerhin auch für das stilistische Studium der nordischen Kunst des 14. Jahrhunderts sehr instruktiv.

[1]) Jos. Neuwirth: Die Wandgemälde im Kreuzgang des Emausklosters. Prag 1898. Fol. 92 Seiten Text mit 13 Abbildungen und 34 Tafeln. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur als dritter Band der Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens.

Die Wandgemälde zeigen die in der mittelalterlichen Malerei viel verwerthete Gegenüberstellung neu- und alttestamentlicher Bilder, und zwar in der Weise, daß unter das neutestamentliche Bild im Bogenfeld stets zwei Parallelscenen aus dem Alten Testament gemalt werden.

Neuwirth erklärt sämmtliche Bilder sehr eingehend, was wohl begründet ist, da sie manchmal nicht leicht zu verstehen sind, das Verständniß des Inhalts aber zu ihrer Würdigung deßhalb unbedingt nöthig ist, weil diese mittelalterlichen Künstler selbst das Hauptinteresse ihrer Gemälde entschieden in deren Inhalt erblicken mit seiner für die mittelalterliche Kunst so bezeichnenden lehrhaften Tendenz. Daß jedoch Neuwirth, um diese Bilderpredigt zu erklären, selbst in einen weitschweifigen Predigtton verfällt, ist für den Leser nicht gerade erfreulich und dieser würde auch für starkes Kürzen der oft sehr schwerfälligen Beschreibungen recht dankbar sein. Beschreiben ist hier ja nöthig, aber je knapper, desto besser. Die Reproduktionen, denen die Wiedergabe so vielfach beschädigter Wandgemälde eine ganz außerordentlich schwierige Aufgabe stellt, leisten ja alles Mögliche, ja ein Blatt, wie das in Farben wiedergegebene Tafelbild der Kreuzigung, muß geradezu als mustergültig bezeichnet werden; gleichwohl bleibt infolge der vielfachen Schäden der Wandgemälde manches schwer, manches sogar ganz unverständlich, so daß daneben jene Beschreibung ergänzend eintreten muß.

Den Inhalt des Cyklus bestimmte, wie wohl in der Regel bei solchen Werken, der Besteller, hier also wahrscheinlich Abt und Konvent des Klosters. Mußte nun schon der didaktische Zweck solcher Wandgemälde ihnen leicht einen gelehrten Anstrich geben, so wurde dies noch dadurch gesteigert, daß die Besteller, denen eine künstlerisch freischaffende Phantasie fehlte, offenbar ihre Bücher um Rath fragten. Die Wandgemälde des Emausklosters erzählen dies besonders anschaulich, denn die ganze Art, wie sie die Heilslehre in Parallelen des Alten und Neuen Testaments schildern, steht, wie Jeder sofort erkennen wird, im innigsten Zusammenhang mit dem Heilsspiegel und der Armenbibel, daneben scheinen auch die concordantiae veteris et novi testamenti zu Rathe gezogen worden zu sein.

Die zahlreichen Bilder dieser vielverbreiteten, jedem Theologen geläufigen Bücher, die, so charakteristisch für die Zeit, knapp erzählen, nur selten ein ganz klein wenig schildern, bestimmten aber nicht nur den Plan des Ganzen, sondern, wie Neuwirth durch eingehendsten Vergleich beweist, häufig auch die einzelnen Gemälde. Diese Thatsache, die übrigens in dem maßgebenden Einfluß der Miniatur auf die Wandbilder einen für die Malerei diesseits der Alpen charakteristischen Zug bietet, ist leicht zu erklären. Die Maler des Kreuzgangs werden jene allbekannten Bilderhandschriften wiederholt gesehen haben, vielleicht benützte sie der Besteller, der seine Gedanken für die ganze Folge aus ihnen geschöpft, auch um sich durch sie über die Darstellung von Einzelheiten mit den Künstlern zu verständigen.

Digitized by Google

Manche Uebereinstimmung der Wandgemälde mit jenen Handschriften wird darin ihren Grund haben; man darf aber auch nicht übersehen, daß sich solche häufig auch ganz gleich mit Handschriften nachweisen lassen, die sicher in gar keiner Beziehung zu den Prager Wandgemälden stehen. Dort erklären sie sich aus der allgemeinen Verwandtschaft dieser weitverbreiteten Handschriftenfamilie, die zunächst durch das Darstellen der gleichen Erzählungen herbeigeführt wird, ferner durch die gering entwickelte Phantasie jener Künstler, denen der Wunsch persönlich, eigenartig zu schaffen, noch sehr fern liegt. Aber er beginnt doch schon, sich leise zu regen. Für diese wichtige Thatsache ist bezeichnend, daß ein Vergleich solcher Handschriften, selbst wenn sie miteinander sehr nahe verwandt, in der Regel doch vielfache Abweichungen zeigt: die jüngere Handschrift läßt dadurch, wenn oft auch recht versteckt, meist kleine Forschritte erkennen, und wir sehen vor allem, daß man nicht einfach kopirte, sondern frei wiederholte und weiterbildete.

Diese kleinen Unterschiede sind dadurch weit interessanter als jene auffälligen Uebereinstimmungen, denn sie zeigen das keimende neue Leben, jene dagegen erklären sich aus der Befangenheit mittelalterlicher Kunst. Man kann deßhalb auch nicht vorsichtig genug sein bei Schlüssen, die auf der Aehnlichkeit einzelner Bilder aufgebaut werden, wie hier etwa bei dem Gebet des Gedeon, während dagegen z. B. bei der Beschneidung Abrahams die Aehnlichkeit des Wandgemäldes und des Bildes der Wenzelbibel derart ist, daß ein direkter Zusammenhang wahrscheinlich wird, den Neuwirth richtig dadurch zu erklären versucht, daß diese stattliche Folge von Wandgemälden wohl auch die Miniaturmaler anregte, aus deren Kunst vorher die Maler des Kreuzgangs so wesentlich geschöpft hatten.

Trotz allem Befangenen, was irrthümlich oft für Typik gehalten wird, zeigt die mittelalterliche Malerei doch, und zwar stetig wachsend, ein erfreulich freies Leben, ein langsames, aber stetes, frisches Aufkeimen selbständiger, persönlicher Kunst. Nicht geisttödtendes Kopiren oder gar bestimmte Vorschriften über die Darstellung banden sie, sondern was dem flüchtigen Darsteller als Typik erscheint, hat seinen Grund nur in der noch ungeschulten Hand, vor allem in der noch wenig entwickelten Phantasie. Gerade für den ja mühsamen, aber historisch so wichtigen Fortschritt der Malerei des 14. Jahrhunderts in diesen Punkten, für jene ersten Regungen persönlicher Kunst, sind die Wandgemälde des Prager Emausklosters besonders auch durch ihr Verhältniß zu jenen Bilderhandschriften recht interessant.

Zunächst ist bezeichnend, daß man sich im Gesammtplan nicht an einen Cyklus hielt, sondern aus verschiedenen Quellen eine neue Folge zusammensetzte. Dann ist charakteristisch, daß die einzelnen Bilder ja natürlich leicht sich einprägende Kompositionen, wie etwa bei der Darstellung Christi, wiederholen, auch gewisse Aeußerlichkeiten, so den Berg mit den Fußspuren bei Christi Himmelfahrt, der sich ja übrigens im ganzen Mittelalter, vielfach auch noch in der Renaissance findet, daß aber als letztes Resultat des Vergleichs der Wandgemälde mit den Bilderhandschriften sich doch die erfreuliche Thatsache ergibt, daß nicht vom Wiederholen im einzelnen, sondern nur von allgemeiner Anregung, allerdings zuweilen mit recht nahem Anschluß, geredet werden kann.

Für die Selbständigkeit der Wandmaler besonders wichtig sind mehrere Bilder, die hier neu in den Cyklus eingeführt werden. Zu den beachtenswerthesten derselben gehört das erste Gemälde mit Sündenfall und Erlösung, dargestellt durch die Vertreibung aus dem Paradies, die drei Kreuze auf Golgatha, Christus in der Vorhölle und den Empfang des begnadigten Schächers an der Pforte des Paradieses.

Das erwachende Leben, diesen Hauptreiz deutscher Malerei und Plastik des 14. Jahrhunderts, zeigen besonders einzelne Züge, die schon persönlichem Erfinden, ja einigemal auch persönlichem Empfinden entspringen. Wie innig drückt bei der Flucht nach Aegypten Maria das Kind an sich, mit dem sie tiefes Mitleid fühlt, und wie besorgt sieht sich Joseph nach dieser zärtlichen Gruppe um; bei der Erweckung des Jünglings zu Naim betet dessen Mutter halb erschreckt und tief ergriffen, auch das verfallene Gesicht des vom Tode Erwachenden zeigt Verständniß für Charakteristik, und manchmal überraschen einzelne Bewegungen durch gute Naturbeobachtung, wie hier oder bei der Einkehr Christi bei Martha und bei Christus mit der Samariterin am Jakobsbrunnen. Merkwürdig dramatisch ist der Mannaregen erfaßt, und gleich den beiden wunderbaren Speisungen und dem Pfingstfest, bei dem auch das lebhafte Gespräch der Apostel auffällt, überraschen hier selbständige, wenn auch keineswegs immer glückliche Kompositionsgedanken. Einfache Größe und wirklichen Adel besitzt die edle Gestalt Christi, der bei der Steinigung ruhig und überlegen seinen rohen, all ihre wilde Kraft aufbietenden Verfolgern gegenübersteht.

Ueber die Persönlichkeiten der Maler dieser Wandbilder besitzen wir keine Nachrichten; selbstverständlich waren an dem umfangreichen, noch dazu wahrscheinlich rasch ausgeführten Werk verschiedene Hände thätig; Neuwirth glaubt wenigstens, vier Gruppen auseinanderhalten zu können. Auch über die Schule, der diese Meister zuzutheilen sind, fehlen bestimmte Anhaltspunkte. Das Verhältniß zu den böhmischen Bilderhandschriften und verwandten Werken, das Neuwirth so eingehend erörtert, scheint mir jedoch in erster Linie die Vermuthung nahe zu legen, daß wir es mit deutschen oder böhmischen Malern zu thun haben. Aus den, theilweise übrigens sehr bestreitbaren, italienischen Zügen, die noch dazu damals in Prag so leicht erklärlich sind, auf italienische Künstler zu schließen, scheint mir gewagt. Jedenfalls waren es tüchtige, für den Norden entschieden auf der Höhe der Kunst stehende Meister, die dieses umfangreiche Werk schufen, das sich als ein so wichtiges Denkmal des böhmischen Kunstlebens der Zeit Karls IV. darstellt. Schon deßhalb erscheint die vorliegende Publikation dieser Wandgemälde sehr erfreulich, noch mehr aber dadurch, daß sie zusammen mit den früheren Arbeiten Neuwirths über die Malerei der karolinischen Epoche für das Studium der Malerei des 14. Jahrhunderts diesseit der Alpen ein hervorragendes Quellenwerk bietet, für das die deutsche Kunstwissenschaft sowohl dem fleißigen Verfasser wie dem Verein, der die Herausgabe dieser Werke in so glänzender Weise ermöglichte, aufrichtig dankbar sein kann.

## Neue Romane.

### I.

Zuweilen ist die Herzenslust, mit der der Beurtheiler an die Arbeit geht, noch größer, wenn er sich über das Buch ehrlich und gründlich erzürnt hatte, als wenn er zu freudigem Beifall hingerissen worden war. Nur die gleichgültigen Bücher, die Pflichtexemplare seiner Thätigkeit, von denen sich weder im guten noch im schlimmen etwas rechtes sagen läßt, sie wirken gerade wie die Menschen, von denen man nichts mit nach Hause nimmt, wie lange man auch mit ihnen zusammen gewesen.

Gleichgültig hat das Buch, dem unter den heute vorliegenden der Vorrang gebührt, ganz gewiß keinen seiner Leser gelassen. Wie man auch immer dazu stehen möge, Niemand wird leugnen können, daß Nerv darin ist und Blut und Temperament. Helene Böhlau drückt allen

ihren Büchern den Stempel ihrer starken Persönlichkeit auf, aber noch bei keinem war dies in solchem Grade der Fall wie bei dem neuesten, dem Roman „Halbthier“.[1]) Das Buch hat warmes Lob und energischen Tadel gefunden. Letzterem muß auch Ihr Referent sich anschließen, der diesen Roman bei all seinen starken Eigenschaften in der künstlerischen Durchführung mangelhaft und nach der Tendenz thöricht und verderblich findet. Auch zu den übrigen Büchern der Verfasserin hatte er sehr verschiedenes Verhältniß, und oft wich seine Auffassung wesentlich von der der Mehrheit ab. Den vielbewunderten „Rathsmädelgeschichten“ vermochte er keinen Geschmack abzugewinnen, dann, von dem „Rangirbahnhof“ und dem „Recht der Mutter“ mächtig ergriffen, hat er beiden Büchern in dieser Beilage herzhaft Bravo geklatscht, ebenso herzhaft aber auch dem Widerwillen über „Schlimme Flitterwochen“ und „Verspielte Leute“ Ausdruck gegeben. Mit dem Urtheil über diese hat er bei vielen seiner Freunde verwundertes Kopfschütteln hervorgerufen. Lebhaft ist mir das Plauderstündchen am Tische des geist-, temperament- und gemüthvollen Berner Gastfreunds in Erinnerung, und ich fühle noch den halb verwunderten, halb mitleidigen Blick, mit dem mich das milde Auge der verehrten Hausherrin streifte, als auf das Buch die Rede kam. Ach, auch über das „Halbthier“ werden wir gar nicht einig werden!

Allen Respekt vor der Gestaltungskraft und der Darstellungskunst der Verfasserin. Es sind Scenen in dem Buche, die weit über dem meisten stehen, was die moderne Literatur hervorgebracht hat, und unter den Gestalten sind viele, die stark ausgeprägtes individuelles Leben haben; aber der Eindruck, den das Ganze in uns hervorruft und zurückläßt, ist ein — wir finden kein anderes Wort — widerwärtiger. Und werfen wir von diesem neuen Werke aus noch einmal einen Blick auf die früheren, so wird es uns klar, daß Frau Böhlau viel zu sehr Kampfnatur ist, als daß sie ein erfreuliches, ein harmonisches Kunstwerk schaffen könnte.

„Adam und Eva“ nannte sich der Roman, als er zuerst in der „Deutschen Rundschau“ erschien. Diese Benennung als eine Art von Menschheitsbuch erschien der Verfasserin wohl zu prunkhaft, und sie hat in dem nicht eben geschmackvoll klingenden neuen Titel nur die Hälfte der von ihr aufs Schachbrett gestellten Figuren angedeutet. Und zwar in einer viele Leser irreführenden Weise. Diese glaubten, unter Halbthier sei der niedrige, begehrliche, mit allen Erdenresten behaftete Mann verstanden, während Frau Böhlau nicht das allgemein Menschliche, nicht das Thierische im Menschen im Auge hatte, sondern die häusliche und gesellschaftliche Stellung der Frau, die zur Sklavin, zum Halbthier herabgedrückt worden sei. Sie sagt es ja selbst: „Ein Thier, das gejagt wurde, wie das Weib gejagt wird, dem wächst irgend etwas, ein Horn, ein Giftzahn, dem Weibe wuchs nichts. Es wurde zahm und zahmer, widerlich zahm, das Hausthier im wahrsten Sinne.“ Dieses zahm und zahmer werdende Weib kommt denn doch in der Wirklichkeit nicht so regelmäßig vor, wie in der Phantasie der Frau Böhlau. Und sollte die verehrte Verfasserin noch nichts von Ehen gehört haben, wo das entgegengesetzte Verhältniß obwaltet, wo der Mann allen eigenen Zielen, Idealen, ja selbst Ideen entsagen, seine ganze Individualität unterdrücken mußte, weil er in dem rastlosen Ringen für die Befriedigung der unersättlichen Ansprüche des herrschenden Weibchens alle edleren Kräfte aufbrauchte? (Wir kommen weiter unten auf einen Roman zu sprechen, der dieses entgegengesetzte Extrem behandelt.)

„Schachfiguren“, sagten wir oben, und darin liegt schon eine wesentliche Einwendung, die wir gegen die künstlerische Oekonomie und Gerechtigkeit der Verfasserin zu erheben haben. Der Mann ist nicht an und für sich bösartig, egoistisch, brutal, das Weib nicht immer und ausschließlich edel, hingebend, selbstverleugnend, opferwillig. Der Mensch ist ein komplizirtes Wesen, nicht ganz gut oder ganz böse, er ist nicht immer derselbe und nicht gegen Jedermann derselbe. Bei Frau Böhlau sind die Frauen die weißen, die Männer die schwarzen Figuren, der einzige Mann, der mit Wärme und Liebe gezeichnet ist, macht den Eindruck eines blutlosen Wesens, und wenn dieser Professor Geber das männliche Ideal der Verfasserin bildet, dann mögen die Männer sich für solche Schmeichelei noch gründlicher bedanken, als für ihre übrigen Abbilder, bei denen der Haß die Feder geführt hat.

Was soll's nun eigentlich mit dem Buche? Will Frau Böhlau die Natur anklagen und ihre Gesetze umändern? Fast könnte man's glauben, denn der natürlichste und höchste Beruf der Frau wird, offenbar mit voller Absicht, in Bildern gezeigt, bei denen nicht die heilige, verehrenswürdige Seite hervortritt, durch die vielmehr abstoßende Eindrücke hervorgerufen werden. Gibt es nur Kampf und Gegensatz zwischen den Geschlechtern, sind nicht für die Mütter die Söhne, für den Vater die Töchter, die beide Fleisch von ihrem Fleisch, das Ausgleichende? Wir wollen uns aber mit Frau Böhlau in Erörterungen über die Frauenbewegung, ihre Berechtigung und ihre Grenzen nicht einlassen. Nur so viel darf gesagt werden, daß im Leben der Kampf der Männchen mit den Weibchen nicht so breiten Raum einnimmt, wie es nach diesem Buche scheinen könnte, daß auch die Männchen untereinander hart zu kämpfen haben.

Isolde, die schöne Tochter des breiten Genußmenschen Doktor Heinrich Ewald Frey, ist bei aller Ueberschwänglichkeit ihrer siebzehn Jahre weit über diese hinaus, reif und tief angelegt, ein liebliches Mädchen und eine begnadete Künstlernatur. Als Folie dient ihr die schlichte, unbedeutende Schwester Marie, die manchmal ganz bestürzt und verständnißlos bei dem hohen Gedankenflug der Schwester und den seltsamen Sprüngen ihres krausen Köpfchens dasteht. Isolde ist voll eigener Wünsche und Gedanken, bei der Mutter hat das Leben diese längst erdrückt. Sie ist nur noch für die kleinen Sorgen der Häuslichkeit da, für die stille, von ihr wie selbstverständlich auf sich genommene Befriedigung der verschiedenartigen Ansprüche der anderen Familienglieder. Ihre Hauptsorge ist es, die beiden Töchter vor allen häßlichen Lebenseindrücken zu behüten, alles Gefährliche und Verderbliche von ihnen fernzuhalten. So hat sie es auch bisher zuwege gebracht, den Vater, wenn er spät in der Nacht heimtaumelte und sie ihm dann noch den Kaffee kochte, dem Anblick der beiden „Bamsen“, wie er sie in seiner burschikosen Weise nennt, zu entziehen. Einmal aber war er besonders angeregt, mit mehr als der gewöhnlichen Bettschwere heimgekommen, und nun ruhte er nicht, bis die Töchter aus den Betten herbeigeholt wurden. Isolde hatte bei dem Anblick der Mutter ein dumpfes, unklares Bild, „als ertappte und belauschte sie ein Nachtthier auf seinen Gängen, ein Thier, das nachts sehen kann, das nachts sein eigentliches Leben lebt, das nachts kämpft und leidet, das, wenn Alles schläft, geheimnißvoll lebt.... Um diese Stunde schien alles Mütterliche von ihr abgefallen zu sein. Da war nur das Weib geblieben, das eigentlich nicht mehr Weib war, etwas Aufgebrauchtes, Geduldetes, Zurückgestoßenes, aber etwas, ohne das der Mann nicht mehr auskam“. Das ist die Frau Doktor Frey, das ganz zum nützlichen Hausthier gewordene Weib, jedes Schimmers von Poesie entkleidet, und doch erringt sie die Huldigung der Verfasserin. „Ihr Lebtag bedrückt und mißachtet, haftete nichts an dieser Seele von Wissen und

[1]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1899.

Digitized by Google

Macht, nichts, wovon sie irgend eine Ehre hatte; — aber stärker schien da etwas zu sein, als alles Starke auf Erden: das große Welt- und Schmerzüberwindende lag in ihr." — Als Einzelfigur wollen wir das arme Geschöpf gelten lassen, aber sie als den Allgemeintypus des deutschen Weibes, des geknechteten und bedrückten hinzunehmen, das lehnen wir energisch ab. Oder sollte Frau Böhlau wirklich noch nie von Frauen gehört haben, die dem spät heimtaumelnden Gatten einen etwas anderen Empfang bereiten, als er dem immer nur an den eigenen Genuß denkenden Doktor Frey zutheil wird? Und hat der Mann es gar so leicht im Leben, daß ihm mühelos alles zutheil wird, wie „der Lorber und die Gunst der Frauen" diesem Mengersen, das breite Behagen dem Doktor Frey? Haben Männer nicht auch bitter zu kämpfen?

Gerade in jener Nacht war der genußgierige Doktor Frey nicht nur mit besonders großem Quantum Spirituosen angefüllt, auch die freudigen Eindrücke arbeiteten noch lebhaft in ihm fort, die er die letzten Tage hindurch auf der Villa der schönen, klugen, „befreiten" Mistreß Wendland am Starnberger See im Kreis von Künstlern und Schriftstellern verlebt hatte, und der Gegensatz zwischen dem „Götterweib" und seiner müden, langweiligen Hausfrau kommt ihm jetzt wieder so recht zum Bewußtsein. Aber der Blick auf die süßen Geschöpfe, die da in ihrer vollen, schwellenden Jugendfrische vor ihm stehen, wirkt auf seinen Schönheitssinn und seinen Vaterstolz, und so sprudelt er fröhlich heraus, daß die beiden Töchter zu der schönen Frau geladen sind, wo sie ein Stück poesieumrauschten Lebens kennen lernen sollen. Dann reifen sie dem Schicksal Isoldens entgegen. Denn nun lernt sie den Maler Henry Mengersen kennen, für den sie schon seit zwei Jahren eine schwärmerische Verehrung im Herzen getragen hatte. Kaum fünfzehnjährig, hatte sie auf einer Kunstausstellung ein paar Radirungen von Mengersen gesehen, darunter eine, die ihr ganzes Sinnen und Denken gefangen nahm. Wie eine Erleuchtung war es über sie gekommen, sie fühlte sich „stolz, mächtig und freute sich, daß sie ein Weib war". Von da an hatte sie dem Künstler, mit dem der Mensch ihr in eins verschwamm, einen Altar in ihrem Herzen errichtet, und „als sie ihn nun gesehen von Angesicht zu Angesicht, da liebte sie ihn kaum mehr als vordem". Kaum mehr? Ueberhaupt nicht mehr, denn die Begeisterung und Verehrung, mit der sie an ihm hing, seitdem er einen so bedeutenden Platz in ihrem Denken und Fühlen einnahm, war einer Steigerung überhaupt nicht fähig. Aber auch nicht weniger, solange wenigstens nicht, als sie nicht dazu kam, das in ihr feststehende Idealbild unbefangen anzusehen. Ihm aber, dem klugen, kalten, praktischen, im Verkehr mit Weibern aller Art blasirt und skeptisch gewordenen Weltmann, war die gläubige Anbetung, mit der das merkwürdige junge Wesen zu ihm aufblickte, etwas ganz unfaßbares. Seiner eigenen Natur nach mußte er das für unecht halten, und er spähte nach den verborgenen Gründen der vermeinten Komödie. Aber er fand keine, und so sah er sich einem Rätsel gegenüber, für das sein Verstand keine Lösung wußte. Ja, als er nicht länger zweifeln konnte, daß ihm ein Wunder zutheil geworden, da vermochte er sich nicht damit zurechtzufinden. Es ging ihm jedes Verständniß dafür ab. Und der Gedanke, der ihm beim ersten Zusammensein mit Isolden durch den Kopf fuhr und den er ihr leise zuflüsterte, war nicht durchaus in den hohen und reinen Sphären der Kunst entstanden. Wohl war Isolde zusammengezuckt, aber mit der unbewußten Reinheit des Paradiesmenschen, mit der bewußten, der vollen Künstlernatur streifte sie die in ihr wohnende Scheu ab und bot seiner Kunst die jungfräuliche Gestalt hüllenlos dar. Und rein, von keinem Gedanken befleckt, wie sie in sein Atelier gekommen war, ging sie wieder. Das ist ein märchenschöner Vorwurf, dessen Ausführung nur darunter leidet, daß der große Künstler, dem dies Opfer gebracht wird, ein so niedriger Mensch ist. Ist die ganze Charakteristik dieses Mengersen nicht ein Widerspruch in sich? Ein großer Künstler muß nicht nothwendigerweise auch ein großer und edler Mensch sein, aber ein Snob kann unmöglich solche Werke schaffen, wie die Mengersens, in denen so viel Herz, Gemüth und Seele liegt. Auch die Verfasserin gibt übrigens diesem kritischen Bedenken durch den Mund ihrer Isolde Ausdruck. „Ich habe nur nicht denken können, daß ein großer Künstler schmutzig ist!" Ob es denkbar ist, daß eine Fünzehnjährige, die bei derartiger Umgebung aufgewachsen, schon so tiefe Kunsterkenntniß besitzt, daß die Siebzehnjährige zu solcher Reife gediehen ist, soll nicht ohne weiteres in Zweifel gezogen werden. Isolde ist eben ein Ausnahmewesen.

In den äußeren Umständen der Familie Frey vollzieht sich plötzlich großer Umschwung. Frau Doktor Frey wird an das Krankenbett ihres in Berlin unverheirathet lebenden Bruders gerufen. Zuhause wartet der Gatte ungeduldig auf Nachricht von ihr, und da endlich der Brief eintrifft, der den Tod des Schwagers meldet, da bricht er in den auch bei diesem Anlaß seine selbstherrliche Denkart charakterisirenden Ruf aus: „Ja da bin ich nun ein schwerreicher Mann. . . . Mama hat geerbt." Der Verstorbene hat sein ganzes Vermögen der Familie Frey hinterlassen, wobei er besonders von dem Gedanken geleitet war, die Zukunft der beiden schönen Nichten sicherzustellen. Jede von ihnen erbt 300,0000 Mark.

Auch in die Villa Wendland war die Kunde von der Erbschaft der Familie Frey gedrungen, und dort erfährt Mengersen sie von seiner guten Freundin, der schönen Hausfrau, die ihm einst noch viel näher gestanden. Ein paar Tage darauf sagt ihr Mengersen, daß er sich entschlossen habe, eines der Mädchen zu heirathen. „Meine künftige Frau muß wohlhabend sein, jung, schön, anspruchslos. Diese Dinge trifft man selten beisammen"; und als sie darauf erwidert, daß sie Isolde gar nicht für anspruchslos halte, da hört sie mit Erstaunen, daß nicht Isolde es ist, die er heirathen will, sondern die Andere. Wie er das begründet, wie er der Frau Wendland auseinandersetzt, daß Isolde nicht die richtige Frau für einen Künstler wie er sei, macht er den Eindruck, daß er sich und ihr bewußt etwas vorredet. Frau Wendland thut ihm den Gefallen, Marie wieder einzuladen, und nun sucht er diese zu erobern, wozu es keines großen Aufwands bedarf, da die schlichte, irgendwelcher Huldigungen ungewohnte Person leicht einzunehmen ist.

Isolde, die mit dem Vater in Berlin war, erfährt bei der Heimkehr völlig unvorbereitet die Verlobung der Schwester, und da entsteht ein Riß in ihrem Innern, der nie mehr heilen kann. Es werden ihr mit unbarmherziger Schärfe die Augen geöffnet, daß nur das Geld es war, was Mengersen zu ihrer unbedeutenden Schwester hinziehen konnte, daß das Götterbild, das sie im Herzen getragen, ein erbärmlicher Mensch ist. In der schmerzlichen Enttäuschung flüchtet sie zur Kunst und bringt es in der Skulptur zur Meisterschaft, die auch Mengersen anerkennen muß.

Jahre sind vergangen, die Familie Frey lebt im Wohlstand, von dessen Früchten nur die Mutter am wenigsten genießt, obgleich sie es war, von der er herrührte. Der faule und unfähige Knabe Karl hat sich zur richtigen Drohne entwickelt. Der Doktor Frey ist außer dem Hause immer liebenswürdig und sprudelnd, bei der Frau noch brutaler und widerwärtiger als zuvor. Marie hat dem Gatten verschiedene Kinder geboren, bei jedem neuen macht sie das Martyrium der Mutterschaft neu durch, ohne seines Stolzes sich bewußt zu werden. Das arme Seelchen erhebt

Digitized by Google

sich zu rührendem Schwung, wenn sie der Schwester klagt: „Nur mein Wille, meine armen Kinder nicht zu verlassen, erhielt mich am Leben.“ „Mein Mann reist jetzt, weil er ästhetisch gequält ist. Der Herr Wöchner leidet schmerzlich darunter, daß ich meine Mutterpflichten an dem Jüngsten erfülle, noch schmerzlicher aber darunter, daß ihm jetzt so viel unpoetische Dinge unverhüllt entgegentreten. Dieser Realität- und Wahrheitsfanatiker kann nämlich absolut nicht die Wirklichkeit vertragen. Und da ich noch vollkommen erschöpft bin, sehr wenig außer Bett sein darf, so kann ich mich nicht mehr als gnädig verhüllende Wolke zwischen ihn und die Wirklichkeit schieben. ...“ „So vergehen im Wechsel meiner Pein die Tage. Ich halte mich an meinen alten Trost: die Zeit steht nicht still. Also muß ein Wechsel kommen!“

Isolde ist einsam geblieben und stark geworden. „Ein tiefer, ungestillter Haß gegen Mengersen war im Grund ihrer Seele. Jahrelang hatte sie es mit angesehen, wie er ihrer Schwester, seinem Weib, dasselbe that wie ihr einst, wie er Marie's Seele verleugnete und danach schlug wie nach einem zudringlichen Thier.“ Er, der hochentwickelte Geistesmensch, konnte es nicht ertragen, neben sich ein Geschöpf zu dulden, dessen Seele leben wollte. Weil das Geschöpf Weib war, konnte er es nicht ertragen.“ Sie weilt zum Besuch bei der Schwester. Da schickt ihr der Schwager abends einen Revolver, damit sie auf ihren einsamen Gängen nicht schutzlos sei. Und in derselben Nacht reißt ihn die Leidenschaft hin, die Gier nach der stolzen Gestalt, die sein Künstlerauge dereinst in ihrer keuschen Schöne geschaut, und er meint, in Erinnerung an die Liebe, die sie ihm entgegengebracht, sie leicht bezwingen zu können. Da sie ihn empört zurückstößt, ringt er mit ihr, da schießt sie ihn nieder „wie einen Hund“. Mit dem so gelegen von ihm empfangenen Revolver! Der Einwand, daß die Zusendung der Waffe an Isolde gar unbeholfen motivirt, förmlich mit den Haaren herbeigezogen ist, liegt so nahe, daß auch die Verfasserin sicher nicht blind dafür war. Warum sie es trotzdem so machte, wird sie vielleicht besser wissen als wir.

Im ersten Theil des Buches sind Scenen voll Kraft und Anschaulichkeit. Wie originell ist gleich der Anfang: An einem gewitterreichen Sommerabend wird unter Aufsicht eines fidelen alten Kapuziners eine an der Kirche entdeckte uralte Grabstätte geöffnet. Isolde, die vom Fenster aus zusah, holt sich heimlich einen vom Regen auf die Straße gespülten Schädel herauf, den sie als Symbol, als „Mensch aller Menschen“ förmlich anbetet. Marie weiß freilich für diese Verzücktheit, die ihr Verrücktheit erscheint, keine Erklärung. — Auch die Scenen, in denen die Häuslichkeit des Dr. Frey gezeigt wird, sind scharf und plastisch. Solche Männer wie dieser Doktor, den man mit Händen greifen zu können meint, gibt's ja freilich, auch solche Jungen wie dieser Karl, oder der geflissentlich zum nutzlosen Glied der Gesellschaft erzogene Arthur Wendland, aber die Männerwelt ist doch nicht ausschließlich aus solchen Exemplaren zusammengesetzt. Im zweiten Theil zerflattert und zerfasert die Handlung, die Tiraden über das Leiden und die Knechtung des Weibes wiederholen sich in ermüdender Häufigkeit. Eine starke Scene ist auch hier vorhanden: wie Isolde das Mädchen aufsuchen will, das ihr Bruder verlassen und wie sie dasselbe in der Anatomie wiederfindet. Aber auch diese Darstellung ist in sehr einseitiger Weise und mit merkwürdigem Uebersehen der bestehenden Gesetzesbestimmungen gehalten. Einseitig und konstruirt, nicht aus dem wirklichen Leben herausgewachsen, ist eben gar Vieles in dem Buche. Für nervöse unklare Frauen, die sich den Kopf mit unverstandenen Marholm-Phrasen angefüllt haben, kann ein solches Buch wahre Gefahr werden, und auch wer es nur als Kunstwerk betrachtet, ohne sich von der Tendenz beeinflussen zu lassen, wird keine Freude daran haben können.

Wir altmodischen Menschen tragen eine tiefe Verehrung für das Weib im Herzen, die einem jeden Deutschen angeboren ist. Am höchsten steht uns neben der eigenen Mutter die Frau, wenn wir sie als schützende, sorgende Mutter ihrer Kinder walten sehen, und die Liebe und Verehrung für das Weib in seinen verschiedenen Lebensaltern wird auch in der Zukunft als sympathische Seite deutschen Wesens fortbestehen, wenn die neuen Begriffe „Weibheit“, „Weibhaftigkeit“ längst vergessen sein werden. Ein lieber Freund des Unterzeichneten äußerte vor Jahren einmal gesprächsweise den hübschen und starker Ausspinnung fähigen Gedanken: Mann und Weib seien Abkömmlinge von ganz verschiedenen Arten. Das Weib sei nicht das Weibchen des heutigen Mannes, sondern die übriggebliebene Hälfte einer edleren und höheren Mannesart, von der es ewig schade sei, daß sich kein Exemplar davon in unsre Zeit hinübergerettet habe. Ein wahres Glück aber sei es, daß auch das Weibchen des heutigen Mannes verschwunden sei, die wäre etwas greuliches gewesen. Der galante Scherz Eduard Engels scheint den ganz ernsthaften Anschauungen der Frau Böhlau zu entsprechen, nur hätte sie diese an glaubhafteren Beispielen demonstriren sollen.

„Und sie beschäftigt doch die Leute, und man hat immer etwas über sie zu sagen ...“, meinte das anmuthige Halbthierchen aus unserm Kreise, das zu den eifrigen Verehrerinnen der Schriftstellerin zählt. Freilich, über die anderen Autoren, mit deren Büchern wir uns heute zu beschäftigen haben, braucht man sich nicht so zu erregen, ja man kann es gar nicht. Da ist beispielsweise Konrad Telmann, von dessen oft hervorgehobener erstaunlicher Fruchtbarkeit auch in der Zeit nach seinem Tod noch immer neue Zeugen erscheinen. Ob das ausgearbeitete Manuskripte waren, die nur noch der letzten Hand bedurften, oder Halbfabrikate, die dann in seinem Sinn zu Ende gebracht wurden, wir wissen es nicht. Der Ton, der auch in dem neuesten Buche angeschlagen wird, der starke Pulsschlag der Leidenschaft, der darin pocht, die Athem benehmende große Scene, in der die Begebenheiten auch diesmal gipfeln, das alles schließt sich seinen früheren Büchern völlig an, und so könnte auch das neueste ganz seiner Feder entstammen.

„Vaterrechte“[1]) nennt sich das Buch, und es enthält ein merkwürdig verzwicktes Problem, sehr konstruirt, aber nicht unmöglich. Als achtzehnjähriges Mädchen war Melanie v. Werben, die einem alten vornehmen Adelsgeschlecht entstammte, Gouvernante in der Familie des Grafen Hertzberg in Perkhun geworden. Sie hatte da ein gar gequältes, freudloses Leben. Nur die paar Sommerwochen waren Lichtblicke, in denen der Neffe des Pastors zu den Sommerferien kam, der Kandidat Fritz Lienhardt. Der schwärmerische junge Mensch brachte ihr eine tiefe Neigung entgegen, wagte sie aber nicht zu äußern, weil er ihr keine Zukunft zu bieten vermochte, auch war er so weltfremd und unbeholfen, so wenig selbstbewußt, daß er ihr seine Gefühle nicht zu gestehen wagte. Melanie war jung und unter der trägen Bewegungslosigkeit kreiste das Blut wild in ihr. So war sie reif für den Prinzen aus dem Märchenlande. Er kam und „sah sie mit seinem strahlenden Lächeln an, und sie sank ihm bezwungen an die Brust. Sie fragte nicht mehr nach Recht und Sitte, sie dachte nicht an die Zukunft, sie hatte überhaupt keine klaren Gedanken mehr; alles in ihr löste sich auf in dem einen übermächtigen Empfinden, das wie eine Naturgewalt aus ihr hervorbrach und in dem sie sich willenlos, glückschauernd verlor.“

[1]) Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1899.

Digitized by Google

Er hieß Graf Berndt Hertzberg und war der jüngere Halbbruder des Schloßherrn. Als sie aber sein geworden war und verzweifelnd erkannte, wie es um sie stand, da weckte er sie grausam aus ihren Hoffnungen und hatte nur kühle Worte für sie. Er fand jedoch einen Nothbehelf. Ein Anderer, der sie liebte, der unter anderen Verhältnissen nie gewagt hätte, seine Augen zu ihr zu erheben, würde sie wieder zu Ehren bringen. Fritz Lienhardt, der in seinen theologischen Studien nicht zu Ende gekommen war, weil es ihm nicht gelang, der Gewissensbedenken Herr zu werden, die in ihm rumorten, war ein Entgleister geworden und ihn hatte der kluge und weltgewandte Berndt zu bereden gewußt, daß er die Gefallene zu sich erhob. Melanie hatte ihm demüthig und dankbar die Hand gereicht, und eine Zeit lang schien es eine glückliche Ehe werden zu wollen. Aber als das Kind zur Welt kam, das nicht das Fritz Lienhardts war, erwachte plötzlich in diesem das Gefühl einer ungeheuren Schmach. Er verachtete sich selbst, der sich für einen solchen Schritt noch hatte bezahlen lassen, und haßte die Frau, um derentwillen er sich vor sich und der Welt schämen mußte. Er hörte auf, sich seiner Kunst, der Musik, mit dem inbrünstigen Eifer zu widmen und suchte seine Selbstvorwürfe im Trunke zu betäuben. Allabendlich kehrte er spät, erregt und grimmig heim, und wenn dann die arme, tiefgedrückte Frau am Bett des Kindes wachte, alle seine grollenden Worte mit stiller Ergebung hinnehmend, dann wurde sein Grimm immer mehr gesteigert. Wieder einmal spät heimgekehrt und durch ihre Duldermiene und die in ihm durchdringende Erkenntniß, wie sehr er an ihr sündige, noch zu größerer Heftigkeit gebracht, schleuderte er ihr so harte Worte ins Gesicht, daß er inmitten seines Rausches fühlte, er sei zu weit gegangen. Sie antwortete auch nichts mehr, und als sie ihn schlafend wähnte, erhob sie sich leise mit dem Kinde und wollte fort, fort auf Nimmerwiedersehen. Er holte sie auf der Treppe ein, und nun kam es zu einer vollen Aussprache, zu einer ganzen Versöhnung. Fritz findet sich selbst wieder, er kehrt zur Arbeit zurück, und die Stellung eines Organisten an der Hauptkirche, die er erlangt, läßt ihm bei auskömmlichem Gehalt Muße genug, seiner musikalischen Lieblingsneigung zu leben. Die Vergangenheit wird vergessen, er nimmt Bruno als seinen eigenen Sohn mit voller Liebe auf, und dieser verliert nichts von der in so schwerer Stunde errungenen Neigung, auch nachdem das Töchterchen da ist, durch das die Ehe beglückt wurde. Da eines Abends kam Bruno aufgeregt heim. In den Anlagen hatte ein fremder Herr gesessen, der gar müde und krank ausgesehen, so daß man hätte Mitleid mit ihm haben müssen. Bruno fühlt sich zu ihm hingezogen, ja der fremde Mann nimmt das ganze Herz des Kindes gefangen. Melanie hört erschreckt und ahnungsvoll von der Begegnung, und bald werden ihre Befürchtungen bestätigt, der Fremde ist Berndt Hertzberg. Verzweifelnd sieht sie ihr mühsam erkämpftes Glück bedroht. Dem Gatten wagt sie von dem Schatten aus der Vergangenheit nichts zu sagen, weil er, gerade jetzt mit einer neuen Oper beschäftigt, seiner ganzen Seelenruhe bedarf, und so kämpft sie allein mit dem Zerstörer ihrer Jugend um ihren Frieden und ihr Kind. Berndt ist nur noch die Ruine von dem, was er einst gewesen. Die Stimme des Blutes hat sich mächtig in ihm geregt und er bringt es zuwege, den Knaben seiner Mutter zu entfremden. Sie hatte diesem jedes Zusammensein mit dem Fremden verboten, und da Bruno das seltsame Verlangen der sonst so ruhigen und sanften Mutter nicht begreifen konnte, lehnte er sich störrisch dagegen auf und hatte nun Heimlichkeiten vor der Mutter. Eines Abends fehlt er plötzlich im Hause. Melanie eilt in das Hotel des Grafen, von dem sie ihn entführt glaubt, hört aber mit Entsetzen, daß er auch dort nicht ist, und nun suchen sie Beide in der späten Nachtstunde das Kind, das in der That allein zu dem Grafen gewollt, aber in dem durch den Regen ausgetretenen Fluß nicht mehr weiter gekommen war.

In einer packenden und dramatisch belebten Scene wird nun dargestellt, wie sie den Knaben finden und heimbringen, der aber rettungslos vom Fieber befallen ist; auch den Grafen hat die furchtbare Nacht mit ihren körperlichen Anstrengungen und seelischen Aufregungen ganz zerrüttet; er ist dauernd gelähmt....

Ein Nachtstück von starker Wirkung. Zweifellos ist der Graf in schwerem Unrecht, der der Frau, deren Leben er in seinen jungen leichtfertigen Jahren zerstört, nur an sich selbst denkend, ihren Frieden und ihr Glück rauben will. Zweifellos hätte er die rabulistischen Ansichten, mit denen er sein Thun beschönigen will, unterdrücken müssen, wenn ein Funken von Rechtlichkeit in ihm gewesen wäre.

Aber es ist auch nicht ungeschickt motivirt, wie das neuerwachte Gefühl in ihm hervorbricht, wie die Liebe zu seinem Kind die Lebenskraft, die Lebensfreudigkeit in dem müden Manne erweckt, ja sogar die edlere Saite seines Innern anklingen läßt. Es ist eine vielleicht schief gestellte Frage, aber wie sie einmal gestellt ist, gibt es nicht leicht eine andere Lösung. Die Gestalt des schlimmen Helden ist etwas in Holzschnittmanier ausgeführt, die übrigen Figuren haben kein besonders ausgeprägtes Eigenleben.

Sigmund Schott.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*γσ.* **Berlin.** Die Julisitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ wurde mit Erinnerungsworten Geh. Rath Virchows an den verstorbenen Präsidenten der Krakauer Akademie, Prof. Joseph Meyer, eröffnet. Der Vorsitzende konnte die Mittheilung machen, daß der Gesellschaft für ihre Publikationen der Zuschuß von 1500 M. durch den Unterrichtsminister überwiesen worden ist. Prof. Roeseler sendet eine Arbeit über seine Gräberforschungen bei Schuscha in Transkaukasien ein. Von der Armenien-Expedition der Herren Dr. Belck und Dr. C. F. Lehmann konnte Geheimrath Virchow neue interessante Mittheilungen machen. Dr. Belck hat gegenwärtig einen etwa 2 km von der Stadt Wan entfernt gelegenen Tumulus auf der sogenannten Semiramis-Zitadelle daselbst durch Grabung angeschnitten und fand nur bis zur Tiefe von $1^1/_2$ m dort Bronzegegenstände; in tieferen Lagen, er hat gegenwärtig bis 5 m Tiefe gegraben, dagegen hat er rein steinzeitliche Artefakte, schöne Obsidianmesser, drei gut geschliffene Steinhämmer, sowie Knochenartefakte und Reste von Urnen gefunden, die Spuren einer Bemalung und Ornamentirung verrathen und den Funden von Toprak-Kaleh ähnlich sind. Diese steinzeitlichen Funde sind für Mesopotamien etwas bisher durchaus unbekanntes und neues. Bei einiger materiellen Unterstützung aus der Heimath ist hier noch mehr zu erhoffen. Zugleich konnte Geh. Rath Virchow eine schon jetzt gemachte Publikation über die südlich bei Mossul von den Forschern gefundene Stele vorlegen, die hier gleichsam als äußerste Grenzmarke des alten Chalderreichs gegen Assyrien hin gestanden hat. Bei Topsaneh auf einer Paßhöhe befindet sich diese Säule, deren große Inschrift bis auf wenige Stellen zu entziffern gelungen ist. Mit Eisenwasser und Seifenwasser suchte man die Schriftzüge, die etwas verwischt waren, in 17tägiger, angestrengter Arbeit für das Auge hervortreten zu lassen, bewegte die Säule aus ihrer Stellung und konnte ihren Inhalt also entziffern. Dieser geht nicht, wie früher angenommen wurde, auf König Sargon, vielmehr bezieht er sich auf den Chalderkönig Rusas. Auch die Existenz eines chaldischen Theilherrscherthums im Gebirg, Mudsazer, konnte festgestellt werden, das in den Kämpfen der Chalder und Assyrer aufgerieben wurde. Wir können nach den Forschungen Belcks und Lehmanns nunmehr die Geschichte

Digitized by Google

des Chalderreiches überblicken, und es ist deutlich, daß dessen Existenz ein weiteres Vordringen der Assyrer nach Westen in hartem und energischem Widerstand verhindert hat. Den letzten Rassen der alten Chalder, die im Gebirg noch existiren, soll ein Besuch von den Forschern noch abgestattet werden, da sie Spuren altchaldischer Sprache und Sitte dort anzutreffen hoffen. Zweifelhaft ist noch die Frage, wie die indogermanische Einwanderung in jene Gebiete vor sich gegangen ist. Jedenfalls bildet die jüngste Armenien-Expedition in ihren werthvollen Resultaten einen bemerkenswerthen Abschluß unsrer historischen Kenntnisse auf diesem Boden. — Der Gesellschaft liegt das System einer in Konkurrenz mit Volapük tretenden Weltsprache, la langue bleue von Leon Bollack vor, ebenso Arbeiten von Dr. Pietsch über die tschechische Prähistorie. — Dr. Strauch legte japanische Votivbilder vor, die in den großen Schintotempeln Japans in eigenen Gemächern von den Betenden aufgestellt werden und zum Theil als Bekräftigung des Gebets, zum Theil als symbolisches Dankopfer der Gottheit geweiht werden. Bemerkenswerth ist, daß diese Votivbilder für alle möglichen Lagen des Lebens in Masse als verkäufliche Waaren hergestellt und vor den Tempeln feilgeboten werden. Die Motive bieten einen Einblick in das Gemüthsleben des Volkes in Japan dar. — Dr. Joachimsthal hat in einem mittelst Röntgenstrahlen hergestellten photographischen Bilde nachzuweisen gesucht, daß ein Fehlen von Lücken zwischen den Epiphysenfugen des Arm- und Fingerskeletts das vollendete Wachsthum des betr. Individuums darstellt. Somit konnte er die Behauptung, als könnten die hier gegenwärtig im Panoptikum befindlichen Riesen noch wachsen, als unrichtig nachweisen. Diese Methode bietet ein neues Mittel der Feststellung des Alters von Individuen, bei denen andere sichere Angaben fehlen, oder sie dient anderen Merkmalen zur Unterstützung. — Professor Schweinfurth konnte alsdann über die Gräber der Bega in Oberägypten berichten. Die arabischen Geographen und Historiker bezeichnen als Bega jenes geschichtslose Nomadenvolk, das die Küsten östlich vom Nil zwischen Aegypten und dem äthiopischen Hochland bewohnt und uns nur jene Gräber als Zeugen seiner Existenz zurückgelassen hat, die wir mit denen der Ababde im inneren Aegypten zusammenstellen können. Die arabische Form in Anlehnung an die eigene Volksbezeichnung als Bejanie tritt schon fast 400 Jahre vor der arabischen Aera auf; in einer bilinguen Inschrift auf ägyptischer Königstafel wird neben dem äthiopischen Namen der griechische genannt, dort lernen wir einen König τῶν Βουγαίων kennen. Ein anderer Völkername ist der der Blemies, der bisher noch nicht erklärt ist; Strabo kennt ihn für Aegypten nicht. Allein diese Blemies saßen vom Nil bis nach Aethiopien hin und müssen wohl mit den Chaein zusammengestellt werden, wie die Ababde in den troglodytischen Megabarern Diodors zu erkennen sein werden. Diese alten Völker nebst den Nubiern sind später durch die arabische Völkerwelle in ihrem Eigenleben vernichtet worden; zur Blüthezeit der Aethiopierherrschaft haben diese Stämme ein Ganzes gebildet. Wir lernen noch spät die Blemies als erobernde Eindringlinge im Gefolge der Palmyräer nach Aegypten hin kennen. Aurelian hat sie überwunden und sein Nachfolger Trogus mußte von neuem gegen sie zu Felde ziehen. Vom 3. bis ins 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung haben die Aegypter die Blemies als Vorkämpfer gegen die Nubier benutzt und als diese Letzten unter Justinian Christen geworden, haben die Blemies, ihrer Aufgabe als Grenzwächter getreu, gegen die Neuperser gefochten. Dann kam die arabische Aera. Das Gold Nubiens lockte die Araber an und ihre Herrschaft dehnten sie bis zum Sudan aus. Nur äußerlich wurden die von den Arabern religionslos genannten Bega dem Islam unterworfen, sie nahmen dessen Ritual nicht an. Die Wüste bis Suez hin blieb in den Händen dieser Nomaden, die schon, wie aus dem altägyptischen Namen für Grenzgendarmen hervorgeht, den alten Aegyptern als solche Grenzwächter gedient hatten und darin ihre historische Aufgabe die Jahrhunderte hindurch gefunden haben; noch die Kämpfe der Ababde gegen die semitischen Beduinen der Wüste vor 200 Jahren sind ein Glied in dieser Kette von Rassenkämpfen auf dem Boden Oberägyptens. Als kulturelle Leistungen spricht nun Schweinfurth diesen hamitischen Nomadenstämmen die Züchtung des Kamels und die Zähmung des nubischen Wildesels zu, während sie keinerlei Pflanzen gepflegt haben. Diese Kulturarbeit indessen geht bis ins höchste Alterthum hinauf, und man muß die Bega als das Wildreis ansehen, aus dem der Stamm der alten Aegypter, der mit vorderasiatischen Stämmen und Rassen gemischt wurde, hervorgegangen ist. Heute freilich stellen diese Bega, die einst viel Werth auf die Pflege des Hauptes verwendet haben, die Verneinung des Kulturfortschritts dar. Sie haben als Völkerhefe zersetzend in der Geschichte bis auf die jüngste Zeit hin gewirkt, und als Krieger des Mahdi haben sie noch in ihren Resten in jüngster Zeit infolge ihres Triebes, am Alten zähe festzuhalten, für den alten Staat, nicht aber um des Glaubens willen gekämpft. Die Stetigkeit dieser Rassen in der Kraft der langen Erhaltung des Typus ist nach Schweinfurth erstaunlich. In den früheren Heirathen gesunder Individuen sieht er das Geheimniß der zähen Erhaltung. Schon 1897 hat der Forscher am rechten Nilufer in Oberägypten diese Steinringgräber der Bega beobachtet und sie untersucht. Sie enthalten unter Steinringen als Aufbau eine Grabkammer, in die die Leichen ohne Balsamirung der Länge nach gebettet und, wie sich aus Spuren ergab, in Leinwand gehüllt, gelegt worden sind. Die Gräber sind etwa vor 200 Jahren schon durchwühlt worden, denn die Knochen lösen sich bei der leisesten Berührung in Staub auf, eine Erscheinung, die unter ägyptischer Sonne etwa in dieser Zeit hervorgerufen wird. Auf einem $1\frac{1}{2}$ m hohen quadratischen Steinbau ist ein Kieselaufbau gesetzt. Als Beigaben konnten noch Trümmer von Amphoren und Thontruhen gefunden werden, wie sie für die 19. Dynastie und spätere Zeiten charakteristisch sind. In der Nähe von El-Kab an der Straße nach Luxor wurde eine ganze Todtenstadt, aus dem 3. und 4. Jahrhundert vor Christo stammend, von Schweinfurth gefunden, der diese Grabstätte als eine solche von Vornehmen deutet. Aehnlich sind die Gräber bei Mualla, und man muß, da Inschriften für die Bega nicht vorhanden sind, die Analogie der Gräber der Hirtenvölker auf dem Gebiet der italienischen Provincia Eritrea heranziehen, die der Bogos mit ihrem Aufbau aus bald weißen, bald schwarzen Kieseln, was auf gesühnten oder nichtgesühnten Tod deutet, die Etagengräber mit den Schultzylindern im Norden des italienischen Gebiets, die Gräber bei Mamman und Wod Adarat. Alle diese hamitischen Völker entstammen dem abessynischen Hochland, und sie alle hat einst ein gemeinsames Band in alter Zeit umfaßt. — Geh. Rath Virchow warnte zum Schluß vor den Bestrebungen, wie sie von Seiten der „römisch-germanischen Alterthumsforschung" ausgehen und die dahin zielen, die römischen Funde auf deutschem Boden einer vom Reich zu schaffenden Zentralstelle zuzuführen. Die Alterthumsforschung, die bisher eine freie und unabhängige wissenschaftliche Thätigkeit dargestellt hat, angeregt durch die großen Gesellschaften für ihre Förderung, und die wirklich zur Arbeit und zu Ergebnissen solcher Arbeit überall in Deutschland geführt hat, würde durch solche Zentralisirung, die jeden Fund an ein Reichsamt abzuliefern verpflichten würde, in ihrem Fortgang nicht unbedeutend gehemmt und geschädigt werden.

K. Hinauf gen Jerusalem. Gedenkbuch der offiziellen Festfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Von H. Niemöller. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Es ist ein ganz interessantes Buch, diese Wiedergabe der Reiseeindrücke der modernen Kreuzfahrer nach den wohl jedem Gebildeten dem Namen nach bekannten Stätten des alten Judäerreiches, von denen die weitestgreifende größte Revolution des Menschengeistes ihren Ausgang nahm. Im Gegensatz zu den gewaltigen Heereszügen, die vor Jahrhunderten von Europa aus ihren Weg dahin nahmen, war es ein friedlicher Eroberungszug. Die Epigonen derer, die einst mit Kampfesruf und Waffenklirren die Mauern der Städte Palästina's grüßten, kamen als Gesandte der evangelischen Christenheit, gleichsam im Namen des Humanitätsgedankens, der für alle Zeit in der Lehre des galiläischen Propheten geborgen liegt und sich die Welt erobert. Aber noch bedeutungsvoller als dieser Zug deutscher Pilger, deren diese Straßen seit Jahrhunderten so Viele gesehen, war es, daß an seiner Spitze nach mehr als sieben Säkula wieder ein deutscher Kaiser eintritt in die

Digitized by Google

Thore Jerusalems, als Friedensfürst begrüßt von dem Jubel seiner eigenen Unterthanen und den Bewohnern des Landes. Es muß ein unvergeßlicher Augenblick gewesen sein, als die deutsche Volkshymne hier an dieser Stätte, die welthistorisch ist wie nur eine auf dem weiten Erdenrund, die Luft erschütterte, als unsres Deutschen Luthers markiges Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott“ die Hallen der Erlöserkirche durchdrang. — Das Buch ist gut geschrieben, die Schilderung des Geschauten ist lebendig und sein nicht geringster Vorzug ist, daß es sich frei hält von jeder Verherrlichung, die eine andere Konfession verletzen könnte. Eine vortreffliche Ausstattung bei dem mäßigen Preise von 3 M. ist ihm zutheil geworden und es ist nicht ungerechtfertigt, zu sagen: „Das Buch soll in keinem deutschen Hause fehlen!“ — Eine hochwillkommene Ergänzung hiezu ist sicherlich das kleine Werkchen „Palästina und seine Geschichte“. Sechs volksthümliche Vorträge von Professor Dr. H. v. Soden. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. — Als Einzelbändchen der Gesammtpublikationen „Aus Natur und Geisteswelt“ enthält es in knapper Form alles, was uns an Land und Leuten dort interessiren kann. Historische, ethnographische und landschaftliche Bilder wechseln, die Vergleiche über das Einst und Jetzt sind treffend, und besonders interessant sind die Kapitel mit der Schilderung der Kämpfe der drei großen Religionsgenossenschaften der neueren Kulturwelt, die sich auf diesem Boden abspielten. Die ganze gewaltige Umwälzung des geistigen Lebens der letzten 19 Jahrhunderte, die von hier ihren Ausgang nahm, zieht am Leser in scharf umrissenen Bildern vorbei und regt ihn mächtig an. Es ist ein Volksbüchlein im besten Sinne des Wortes, das manches Vorurtheil zerstören helfen wird, doch gerade dadurch die Klärung bringt, die zum objektiven Beurtheilen der einschneidendsten Epochen in der Geschichte der Menschheit vonnöthen ist.

w. Die jüngste Nummer der Ex libris-Zeitschrift bringt u. a. einen kleinen Aufsatz aus der Feder des Grafen zu Leiningen-Westerburg, welcher von dem Wiederaufleben der alten deutschen Sitte der Bücherzeichen in neu gegründeten öffentlichen Anstalten handelt. Die Bände der Berliner Hauptbücherei des Kaiser Wilhelm-Dank (Verein für Soldatenfreunde) sind mit einem hübschen Abzeichen geschmückt; auf einem Postament erscheint die Büste Kaiser Wilhelms I., rechts von ihr Germania in knieender Stellung, die Kaiserkrone darbietend, links ein deutscher Ritter. Demselben Verein wurde zum zehnjährigen Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. von den deutschen Verlegern eine „Kaiser-Bücherei“ gestiftet. Die Stücke dieser Schenkung zeigen das Brustbild des regierenden Kaisers in Marine-Uniform. Es trifft sich merkwürdig, daß die Ex libris-Sitte mit den ersten deutschen Kulturträgern in die ferne chinesische Kolonie gewandert ist. Der eben erwähnte Kaiser Wilhelm-Dank gründete für die deutsche Besatzung in Kiau-tschou am 22. März 1898 eine „Zweigbücherei“ und schmückte die abgesandten Werke mit der kraftvollen Jugendgestalt des gerüsteten deutschen Michels. Und das Kiau-tschau-Bibliothek-Komitee hat die von ihm gesammelten Bücher mit einem wohlgelungenen siegelförmigen Zeichen versehen: ein vollgetakeltes Segelschiff inmitten der Meereswogen, mit der Umschrift: „Deutsche Wehr, Deutsche Ehr, Auf Land und Meer“.

* **München.** Professor Röntgen in Würzburg hat den Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger des kürzlich verstorbenen Professors Lommel angenommen.

* **Berlin.** Bei der hiesigen Universität sind Dr. med. Erich Bennecke, Assistent an der chirurgischen Klinik der Charitee unter Professor Koenig, der Frauenarzt Dr. Sigmund Gottschalk und Dr. med. Albert Albu, früher Assistent am städtischen Krankenhause in Moabit, als Privatdozenten zugelassen worden. — An der Technischen Hochschule (Abtheilung für Architektur) hat sich Stadtbaumeister D. Stiehl in Steglitz als Privatdozent habilitirt. Sein Lehrfach bildet die Entwicklung des mittelalterlichen Profanbaues in Deutschland.

* **Greifswald.** Als Privatdozent habilitirte sich für systematische und historische Theologie an der hiesigen Universität der Licentiat Dr. Friedrich Kropatscheck, ein Sohn des Chefredakteurs der „Kreuz-Zeitung“.

* **Königsberg.** Für die Besetzung einer neu errichteten außerordentlichen Professur für landwirthschaftliche Fächer an der hiesigen Universität ist, der „Ostpr. Ztg.“ zufolge, Privatdozent Dr. Ernst Gutzeit von unsrer Hochschule in Aussicht genommen.

* **Wien.** Als Privatdozenten sind bestätigt worden der Adjunkt am physikalisch-chemischen Institut der Wiener Universität Dr. Hans Benndorf für Physik an der hiesigen Universität und der wirkliche Lehrer an der Staats-Gewerbeschule im ersten Wiener Gemeindebezirk, Ingenieur und Stadtbaumeister Joseph Röttinger für Bauökonomik an der hiesigen technischen Hochschule. — Als Nachfolger des nach Leipzig berufenen Prof. Mitteis wird Prof. Dr. Wlassak in Straßburg, ein gebürtiger Oesterreicher, genannt, an den auch schon von der Wiener Universität eine Anfrage ergangen ist, ob er einer Berufung Folge leisten würde.

* **Prag.** Am letzten Montag Mittag ist der 36jährige Professor Gerhard Pick aus Prag, welcher in einen oberösterreichischen See hinausgerudert war, nachdem er sich seines Rockes, seines Gilets, der Halsbinde und des Kragens entledigt und Hände und Füße gebunden hatte, in den See gesprungen. In einem zurückgelassenen Schreiben, in welchem er letztwillige Anordnungen trifft, bezeichnet Professor Pick unglückliche Liebe zu einem 16jährigen Mädchen als Motiv des Selbstmordes. Der Leichnam wurde noch nicht gefunden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Schikaneder: Ein positiver Vorschlag zur Gesundung des Erwerbslebens. Dresden, Selbstverlag 1899. — Dr. W. Trischer: Die Sprache der Kinder; Dr. J. Czapek: Die Bakterien in ihren Beziehungen zur belebten Natur; Dr. Th. Altschul: Die öffentliche Gesundheitspflege in Städten und deren Werth für die Volksgesundung. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 248—250.) Prag, in Kommission: Fr. Härpfer 1899. — E. Goebicke: Up ewig ungedeelt. Roman aus Schleswig-Holsteins Vergangenheit. Berlin, Otto Janke 1899. — Willem Vogelsang: Holländische Miniaturen des späten Mittelalters; Dr. B. Haendcke: Die Chronologie der Landschaften Albrecht Dürers. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 18 und 19.) Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1899.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

**Münchener Volkswirtschaftliche Studien.**

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.

Einunddreißigstes Stück:

**Geschichte der Töpferarbeiter von Staffordshire im 19. Jahrhundert.**

Von

**Roger von Boch.**

Preis geheftet 7 Mark.

An dem Beispiel eines großen englischen Industriezweiges, dessen Mittelpunkt die Thonwarenfabrikation in Nordstaffordshire bildet, verfolgt der Autor die wirtschaftliche, soziale und geistige Entwickelung der Fabrikarbeiter, wie sie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß der technischen Umformungen des Gewerbes, der Arbeiterschutzgesetzgebung und der Fabrikinspektion, der Schulgesetze und der Gewerkvereinsbewegung gestaltet hat, und entwirft ein wahrheitsgetreues, lebensvolles Bild von den Ergebnissen der Arbeiterbewegung in England. Ein besonderes Interesse nimmt hierbei namentlich die fortschreitende sanitäre Regulierung der Betriebe durch eine vortreffliche Spezialgesetzgebung in Anspruch, die als typisches Beispiel für die hygienische Umgestaltung eines an sich gesundheitsschädlichen Gewerbes auch für die deutsche Sozialpolitik von Wert ist. (11100)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1899. München, Freitag, 21. Juli. Nummer 164.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Kirchenstiftungen und Kirchengemeinden in Bayern.

Von Dr. W. v. Krais.

„Bayerisches Kirchenstiftungsrecht“ betitelt sich der jüngst im Verlag von F. Enke in Stuttgart erschienene erste Band einer umfassenden Darstellung des bayerischen Kirchenvermögensrechts von Universitätsprofessor Dr. Christian Meurer in Würzburg. Der zweite Band des Gesammtwerkes wird sich mit dem bayerischen Pfründestiftungsrecht, der dritte insbesondere mit der in Bayern geltenden Gesetzgebung über kirchliche Baupflicht beschäftigen. Neue Erscheinungen im Gebiet der rechtswissenschaftlichen Literatur pflegen nur in juristischen Fachschriften besprochen zu werden; indessen wird auch die politische Presse einem rechtswissenschaftlichen Werke Beachtung dann nicht versagen dürfen, wenn dasselbe zugleich große politische Zeitfragen berührt und daher geeignet ist, in weiteren Kreisen als in jenen der zünftigen Juristen Aufmerksamkeit zu erregen. Dies ist bei Meurers bayerischem Kirchenstiftungsrecht der Fall, denn der Inhalt des Buches ist umfassender als der gewählte Titel anzudeuten scheint; seine rechtsgeschichtlichen Erörterungen sind auch kulturhistorisch nicht ohne Bedeutung, die dogmatische Darstellung aber und die hieran geknüpften Gesetzesvorschläge betreffen in ihrem Kern das vielumstrittene Verhältniß des Staats zur Kirche. Meurers Schrift bezweckt zugleich eine Zusammenstellung von Materialien für eine künftige bayerische Kirchengemeindeordnung; die Erlassung eines derartigen Gesetzes ist längst in Aussicht genommen und wahrscheinlich wird dem nächsten bayerischen Landtage die schwierige Aufgabe zukommen, unentbehrliche Machtbefugnisse der Staatsgewalt mit berechtigten Wünschen der öffentlichen Kirchengesellschaften und ihrer örtlichen Verbände in Einklang zu bringen.

Die Frage, ob in Bayern Kirchengemeinden im Rechtssinn (d. h. als organisirt öffentliche Körperschaften) vorhanden sind oder nicht, ist noch jetzt bestritten. Wer der Sache fernsteht, mag dies wunderlich finden und vielleicht glauben, obige Frage müsse ja doch wohl in der einen oder anderen Weise durch den Gesetzgeber längst entschieden sein. Zur Aufklärung hierüber und zum Verständniß der Reformvorschläge Meurers ist daher ein Ueberblick — wenigstens über den Entwicklungsgang im rechtsrheinischen Bayern — unerläßlich.

Durch das Gemeindeedikt vom 17. Mai 1818 war in allen Gemeinden des rechtsrheinischen Bayerns die Verwaltung des gesammten örtlichen Stiftungsvermögens, also auch des örtlichen Kirchenvermögens im engeren Sinn (also abgesehen vom Pfründestiftungsvermögen), den Organen der sogenannten politischen Gemeinden, den Magistraten und Landgemeindeausschüssen übertragen worden; den „Ortspfarrern“ war nur ein beschränkter Einfluß auf die Verwaltung des Kirchenstiftungsvermögens eingeräumt. Bei der durch Gesetz vom 1. Juli 1834 erfolgten Revision des Gemeindeedikts wurde dagegen das Kirchenvermögen jeder Konfession und Parochie.... „einer besonderen Kirchenverwaltung anvertraut“. Die hienach umgestalteten §§ 59 und 94 des Gemeindeedikts selbst enthalten übrigens nur einige Bestimmungen über die Zusammensetzung der „besonderen Kirchenverwaltung“, an deren Spitze der Pfarrer steht, über die Behandlung der Etatsentwürfe, sowie der Rechnungen u. dgl., das übrige wurde thunlichst im Anschluß an die für die politischen Gemeinden damals geltenden Vorschriften durch Ministerialinstruktionen geregelt, welche insbesondere die Kirchenwahlen, den Geschäftsgang der Kirchenverwaltungen, die Behandlung des Stiftungsvermögens und die sehr ausgedehnten Staatskuratel betrafen. Das revidirte Gemeindeedikt ist durch Art. 206 der Gemeindeordnung für die Landestheile diesseits des Rheins vom 29. April 1869 aufgehoben worden; hiebei wurden jedoch ausdrücklich die obenerwähnten §§ 59 und 94 des revidirten Gemeindeedikts, soweit sie sich auf die Kirchenverwaltungen beziehen, sowie „die in den einzelnen Landestheilen bestehenden Bestimmungen und Zuständigkeiten in Bezug auf die Verwaltung des Kirchenvermögens und die Befriedigung der Kultusbedürfnisse“ aufrecht erhalten; zugleich wurde ausgesprochen, daß die Kirchenverwaltungen berechtigt sind, die Kirchengemeinden in allen rechtlichen Beziehungen zu vertreten — wobei man jedoch nur an eine Vertretung der Kirchengemeindemitglieder nach außen, insbesondere in Kultusbaulaststreitigkeiten, dachte. Art. 60 der Gemeindeordnung besagt weiter noch, daß die Verpflichtung zu Dienstleistungen oder Umlagen, welche sich aus dem Kirchengemeindeverbande ergeben, sich nach den hierüber bestehenden besonderen Bestimmungen bemißt. — Das Gesetz vom 8. August 1878 über die Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofs überwies demselben in Art. 10, Ziff. 13 die letztinstanzielle Entscheidung von Streitigkeiten über „Ansprüche und Verbindlichkeiten aus dem Kirchen- und Pfarrverband, Dienste, Umlagen, Abgaben und andere Leistungen für kirchliche Zwecke ...“ u. s. w.

Das positive Recht sprach also zwar von Kirchengemeinden, sowie von Ansprüchen und Verbindlichkeiten aus dem Kirchenverbande, ließ aber hiebei klare, erschöpfende Bestimmungen über Organisation, Rechte und Pflichten der kirchengemeindlichen Verbände gänzlich vermissen. Das dringende Bedürfniß einer Kirchengemeindeordnung auf Grundlage der Selbstverwaltung war schon 1870/1871 von den Gesetzgebungsfaktoren anerkannt worden; der Erlassung des Gesetzes bereitete jedoch die Lage der inneren politischen Verhältnisse des Landes noch auf lange Zeit unüberwindliche Schwierigkeiten.

Inzwischen hatte sich allmählich in der Rechtsanwendung eine Entwicklung vollzogen, welche zwar in einigen Gegenden schon bald nach 1834 begonnen haben mag, in dem weitaus größten Theil des rechtsrheinischen Bayerns jedoch

Digitized by Google

erst viel später durchgedrungen ist. Der Mangel eines systematischen Kirchengemeinderechts war lange Zeit deßhalb weniger fühlbar, weil an den meisten Orten (insbesondere dort, wo die Bevölkerung konfessionell nicht gemischt war und eine Erhebung von Gemeindeumlagen nicht stattfand) die politische Gemeinde — freiwillig oder in irrthümlicher Annahme einer Verpflichtung hiezu — die Deckung von Ausgaben überwiesen, welche den Kirchensprengelangehörigen als solchen obiagen. Sobald aber später diese Vermittlungsthätigkeit der politischen Gemeinde aus irgendwelchem Grund aufhört, war der kirchengemeindliche Begriff unentbehrlich geworden. Im Drange der Verhältnisse suchte dann die von der Gesetzgebung im Stich gelassene Praxis sich selbst Wege zu bahnen; die Theorie trat ihr mit juristischen Konstruktionen helfend zur Seite. Der Bestand korporativer Kirchengemeinden wurde hiebei als unzweifelhaft betrachtet, indem man sich etwa auf die Natur der Sache oder auf Gewohnheitsrecht berief. Ueber die Organisation, Rechte und Pflichten der Kirchengemeinden herrschte zwar große Meinungsverschiedenheit, doch setzten sich allmählich wenigstens in den Hauptpunkten mittelst analoger Anwendung der für die politischen Gemeinden bestehenden oder bestandenen Vorschriften gewisse Rechtsauffassungen fest. Letztere eignete sich sodann auch der am 1. Oktober 1879 in Wirksamkeit getretene Verwaltungsgerichtshof an, doch erkannte er das Bedürfniß, jene Praxis wenigstens auf eine gesetzliche Grundlage zurückzuführen, und gelangte so zu dem Satze, durch die rechtsrheinische Gemeindeordnung seien die Kirchengemeinden vom politischen Gemeindeverbande unabhängig gemacht, hiebei aber für sie die älteren Gemeindegesetze, soweit sie auf Kirchengemeinden Anwendung finden können, aufrecht erhalten worden.

Max v. Seydel hat schon in der ersten Auflage seines bayerischen Staatsrechts (Band 6, S. 271 ff., vgl. auch Bd. 3, S. 579 ff. der zweiten Auflage) mit der ihm eigenen unerbittlichen Logik jenen ganzen Entwicklungsgang einer kritischen Prüfung unterstellt; er gelangte zunächst bei Würdigung der politischen Gesetzgebung für die Zeit bis 1892 zu folgendem Schlußergebnisse:

„Es gibt nach dem Recht der Landestheile diesseit des Rheins keine Kirchengemeindeverbände. Selbst wenn man annimmt, der Gesetzgeber habe irgend einmal nicht bloß ihr Dasein irrthümlich vorausgesetzt, sondern wirklich den Willen ausgesprochen, sie zu begründen, so ist dieser Wille nicht zur gesetzgeberischen That geworden. Denn ein Gemeindeverband, über dessen Bestand, Verfassung, Rechte und Pflichten der Gesetzgeber schlechterdings gar nicht bestimmt hat, ist rechtlich noch nicht zum Dasein gelangt. . . .“

M. v. Seydel bezeichnete daher auch alle von der Praxis gemachten Versuche, die Kirchengemeinden als organisirte Körperschaften dem geltenden öffentlichen Rechte einzuverleiben, für unhaltbar; die Praxis habe die Gesetzgebung auszulegen, nicht auszufüllen.

Kurz vorher war übrigens dem durch M. v. Seydels Ausführungen bedrängten Kirchengemeindebegriff ein Nothgesetz zuhülfe gekommen. Einem Antrage beider Kammern entsprechend traf der Landtagsabschied vom 28. Mai 1892 einige Bestimmungen über „die Verhältnisse der Kirchengemeinden diesseit des Rheins“. Hienach kann auf Antrag der Kirchenverwaltung an die Stelle der schwerfälligen Kirchengemeindeversammlung unter Umständen eine „Kirchengemeinderepräsentation“ treten, über deren Zusammensetzung und Thätigkeit näheres angeordnet wurde. Die persönlichen Voraussetzungen und der Maßstab der Kirchenumlagenpflicht wurden gesetzlich geregelt; auch wurde den Kirchenverwaltungen in gleicher Weise wie den Gemeindeverwaltungen das Recht zur Beitreibung rückständiger Umlagen und dergleichen gewährt.

M. v. Seydel (a. a. O. S. 308 der I. und S. 596 der II. Aufl.) ist allerdings geneigt, auch diesen gesetzlichen Bestimmungen nur geringe Bedeutung zuzuerkennen; die Kirchengemeinden seien auch durch den Landtagsabschied vom 28. Mai 1892 nicht Körperschaften des öffentlichen Rechts oder Subjekte des Privatrechts, sondern nur Konkurrenzbezirke für solche Verpflichtungen geworden, welche, wie die Baupflicht, den Kirchsprengelgenossen gesetzlich obliegen.

Auf einem anderen Weg sucht nunmehr Chr. Meurer den Rechtsbestand der Kirchengemeinden vor allem für die Zeit vor dem 28. Mai 1892 nachzuweisen; er nimmt die 1834 erfolgte Schaffung von besonderen Kirchenverwaltungen nicht bloß zum geschichtlichen Ausgangspunkte nachheriger kirchengemeindlicher Entwicklung, sondern bringt mit jener Verwaltungseinrichtung die sofortige korporative Gestaltung von Kirchengemeinden in unmittelbaren und ursachlichen Zusammenhang. Meurer erkennt an, daß vor 1834 nur Seelsorgesprengel bestanden haben und daß man die Ortskirche (als Anstalt), die Kirchenstiftung für die Eigenthümerin des damals von der politischen Gemeinde verwalteten örtlichen Kirchenvermögens gehalten habe; er führt dann aber aus, als wirklicher Eigenthumsträger der Stiftung sei doch nur die Gesammtheit der Parochianer für jetzt und immer, die Pfarrkirchengemeinde in ihrer ganzen Dauer, zu betrachten. Diese inhaltliche Uebereinstimmung von Kirchenstiftung und Kirchengemeinde sei 1834 anerkannt und der schon vorhandene Verwaltungsbezirk durch Einräumung des Selbstverwaltungsrechts und des Wahlrechts zur Korporation umgewandelt worden. Die Kirchengemeinde sei nichts anderes als die mit Selbstverwaltung ausgestattete Kirchenstiftung, die Kirchenverwaltung daher nicht etwa ein Organ der politischen Gemeinde zur bloßen Verwaltung des örtlichen Kirchenvermögens, sondern die durch Wahl bestellte Vertreterin der zum Selbstverwaltungsbezirk umgeprägten früheren Sprengelgenossenschaft (vgl. insbesondere S. 73 ff.). Hiebei sei die Kirchenverwaltung der Gemeindebehörde in die ganze Zuständigkeit, welche letzterer auf dem Gebiete der kirchlichen Vermögensangelegenheiten, also auch der Deckung kirchlicher Bedürfnisse zugestanden war, nachgefolgt, so daß für sie schon damals das Gemeinde-Edikt von 1818/34 und das Umlagegesetz von 1819 analog anwendbar wurden; diese Gesetze seien denn auch unter den in Art. 60 und 206 der Gemeindeordnung vom 29. April 1869 ausdrücklich aufrecht erhaltenen besonderen „Bestimmungen“ über die Verpflichtungen zu Kirchengemeindeumlagen, die Befriedigung von Kulturbedürfnissen u. s. w. inbegriffen. Der Landtagsabschied von 1892 enthält schließlich die Bestätigung dafür, daß das ältere Gemeinderecht in Kirchengemeindeangelegenheiten noch gelte (S. 99 ff.).

Die Beweisführung Meurers zeigt zweifellos, gegenüber früheren Versuchen, die korporative Eigenschaft und die Finanzgewalt der rechtsrheinischen Kirchengemeinden darzuthun, große Vorzüge; sie ist nicht bloß scharfsinnig — wie sich von einem so hervorragenden Gelehrten ohnehin erwarten läßt —, sondern auch taktisch sehr geschickt und hebt die Kirchengemeinden auf einen Standpunkt, auf welchem sie von einigen Einwendungen Seydels nicht erreicht werden können. Bedenken erregt freilich gerade das Hauptargument des Verfassers, nach welchem Kirchenstiftung und Kirchengemeinde von vornherein identisch sein soll und mit der Einführung der Kirchenverwaltungen zeitlich die Schaffung der Kirchengemeinden vollständig zusammenfallen würde. Ich behalte mir vor, diesen Bedenken an einem anderen Orte Ausdruck zu geben, und beschränke mich hier darauf, meine persönliche Ansicht dahin zusammenzufassen, daß v. Seydels Kritik an sich für die Zeit vor 1892 in der Hauptsache zutreffen wird, daß dagegen dem Landtags-

Digitized by Google

abschied vom 28. Mai 1892 doch wohl größere Tragweite beizumessen ist, als v. Seydel demselben zugesteht. Allerdings hat dieses Nothgesetz eine Reihe von Fragen unbeantwortet gelassen; allein dasselbe hat, wie auch Meurer darlegt, die vorausgegangene Rechtsprechung des Verwaltungsgerichtshofs zur offenbaren Grundlage und nothwendigen Voraussetzung. Soweit die einschlägigen Bestimmungen des Landtagsabschieds sich erstrecken, ist auch die mit deren Gegenstand in unmittelbarem Zusammenhang stehende frühere Praxis gesetzlich sanktionirt worden; denn losgelöst von dieser Rechtsprechung waren jene Bestimmungen selbst inhalts- und zwecklos, weder verständlich noch durchführbar.

Nachdem Meurers Darstellung des rechtsrheinischen Kirchenstiftungsrechts sich zuerst mit der Organisation der Kirchenverwaltungen, dem Kirchengemeinde- und Umlagenrecht eingehend beschäftigt hat, wendet sich der Verfasser (S. 145 ff.) zu jener Vermögensverwaltung, welche seit 1834 den Kirchenverwaltungen zweifellos obliegt. Die Behandlung des eigentlichen Kirchenstiftungsvermögens, der formelle Geschäftsgang der Kirchenverwaltung, die Abgrenzung ihrer Zuständigkeiten gegenüber dem Einflusse der staatlichen Kuratel u. dergl. hat in weit geringerem Maße als das Kirchengemeinderecht zu Streitfragen Anlaß geboten; die Schwierigkeit der Darstellung liegt hier in der großen Fülle des Materials, welches zudem höchst zersplittert ist, nur zum Theil offiziell veröffentlicht wurde und im übrigen daher in Sammelwerken oder Handbüchern älterer und neuerer Zeit gesucht werden muß. Chr. Meurer hat mit außerordentlicher Sorgfalt den umfangreichen Stoff zusammengestellt, durch Ausscheidung der wiederaufgehobenen oder veralteten Bestimmungen gesichtet, glücklich gruppirt und übersichtlich gegliedert. Einzelheiten, bei welchen ich dem Verfasser bei seiner Entwicklung des diesrheinischen Kirchenstiftungsrechts nicht beizustimmen vermag, sind hier nicht zu besprechen.

Die zweite Hauptabtheilung des Werkes (S. 287—351) entwickelt das pfälzische Kirchenstiftungsrecht. Während M. v. Seydel (Bayerisches Staatsrecht, II. Aufl. Bd. 3 S. 597) diesem Rechte den Vorzug vor dem Rechte der Landestheile diesseits des Rheins einräumt, vertritt Chr. Meurer (S. 329, 352) die Auffassung, das Kirchenstiftungsrecht sei nirgends so schlecht entwickelt wie in der Pfalz und hier daher reformbedürftiger als das einschlägige Recht im diesrheinischen Bayern. Die Verschiedenartigkeit der Auffassung beider Rechtslehrer in Bezug auf den Werth des pfälzischen Kirchenstiftungsrechts ist eben ein Reflex der gegensätzlichen Stellung, welche sie bei Beurtheilung der diesrheinischen Rechtszustände einnehmen. Das großentheils noch auf älteren französischen Gesetzen beruhende, für die beiden großen Konfessionen auch nicht ganz gleichförmige Kirchenstiftungsrecht der Pfalz bietet für die Anwendung zwar eine festere Grundlage als die rechtsrheinische Gesetzgebung, zeigt aber, was auch M. v. Seydel andeutet, erhebliche Fehler in der Anlage und Durchführung des Systems. Das meiste Interesse in politischen und kirchlichen Kreisen wird jedenfalls der Schlußabschnitt der Schrift Meurers (S. 352 ff.) erwecken, in welchem seine Vorschläge für die künftige bayerische Kirchengemeindeordnung niedergelegt sind. Viele dieser Anträge werden voraussichtlich das Schicksal haben, daß sie von der einen Seite als zu weitgehend, von der anderen Seite als unzulänglich zurückgewiesen werden. Ein gedrängter Ueberblick über Meurers Programmsätze wird dem Leser ein wenigstens vorläufiges Urtheil ermöglichen.

Keinem Widerspruch dürfte Meurers Forderung begegnen, daß die Kirchengemeindeordnung eine einheitliche sein, also für das rechtsrheinische Bayern wie für die Pfalz, für die katholischen wie für die protestantischen Kirchengemeinden gelten müsse, daß sie ferner auf dem Grundsatz der Selbstverwaltung beruhen und daher den Satz an die Spitze stellen solle, die Kirchengemeinden seien öffentliche Körperschaften mit dem Recht der Selbstverwaltung. Den Kirchenverwaltungen würde hienach die Verwaltung des Kirchenvermögens wie auch die Vertretung der Kirchengemeinde obliegen; letztere hätte aber auch für die Bestreitung ihrer Bedürfnisse — nöthigenfalls durch Umlagen — selbst aufzukommen. Infolgedessen müßten nach Meurers Ausführungen daher auch freiwillige Leistungen der politischen Gemeinden für Kultuszwecke grundsätzlich ausgeschlossen werden, freiwillige Staatszuschüsse zur Deckung örtlicher Kirchenbedürfnisse künftig hinwegfallen und durch allgemeine Kirchensteuern ersetzt werden. Dagegen würde auch jegliche Theilnahme der politischen Gemeinden am Kirchenwesen beseitigt und die Kirchenverwaltung einer Staatsaufsicht nur in beschränktem, gesetzlich abzugrenzendem Umfang unterworfen werden. Während Chr. Meurer einer Rückkehr zur kanonischen Verwaltung des Kirchenvermögens entschieden entgegentritt, will er den höheren Kirchenbehörden (Ordinariaten und Konsistorien) doch ein weit größeres Maß aufsichtlicher Befugnisse als ihnen jetzt zusteht, eingeräumt wissen: sie sollen für wichtigere Handlungen der örtlichen Kirchenvermögensverwaltung nicht nur ein förmliches Zustimmungsrecht erhalten, sondern mit den Kreisregierungen in Bezug auf die Zuständigkeit zur Geschäftsbeaufsichtigung und Genehmigungsertheilung sogar auf gleiche Stufe gestellt werden, so daß ein Einverständniß beider Aufsichtsbehörden stets erforderlich wäre und Mangels eines solchen die Entscheidung dem Kultusminister zukäme. In Bezug auf die künftige Verfassung der Kirchengemeinden empfiehlt Chr. Meurer hauptsächlich eine Kodifikation der rechtsrheinischen Normen, welche im wesentlichen auch für die Zusammensetzung der Kirchenverwaltungen vorbildlich werden sollen. Mit der Uebertragung des im diesrheinischen Bayern geltenden Kirchenwahlrechts auf die künftige einheitliche Kirchengemeindeordnung erklärt sich Meurer einverstanden; nur bezüglich der Bescheidung von Wahlbeschwerden und Wahlstreitigkeiten macht er eigenartige Vorschläge, welche sich an die Gesetzgebung in anderen deutschen Staaten anlehnen und theilweise etwa mit den jetzigen pfälzischen Verhältnissen Berührungspunkte haben. Der Kirchenverwaltung soll ferner eine selbständige Kirchengemeindevertretung mit dem Rechte der Zustimmung für gewisse Verwaltungsgeschäfte als organische Einrichtung gegenüber gestellt werden. Nach erfolgter gesetzlicher Festlegung der Zuständigkeiten empfiehlt Meurer die näheren Verwaltungsvorschriften dem Verordnungswege zu überlassen, wobei die bisherigen Instruktionen einer Revision zu unterstellen wären und unter Vermeidung ängstlicher Bevormundung das Hauptinteresse der Aufsichtsbehörde sich der kirchengemeindlichen Etatsaufstellung und Rechnungslegung zuwenden soll.

Dies sind — mit Uebergehung minder wichtiger Punkte — die Grundzüge, welche Chr. Meurer in der neuen Kirchengemeindeordnung verwirklicht zu sehen wünscht. Zum Schluß bespricht er kurz „die Frage der Zukunft“, d. h. die spätere Trennung von Staat und Kirche; in der Auflösung ihrer bisherigen Verbindung erblickt er den einzigen Weg zur Herbeiführung eines Verhältnisses, welches jedem Theile die freie Entfaltung seiner Kräfte gestatten und insbesondere auch auf dem Vermögensgebiete eine Interessenregulirung entbehrlich machen würde. Unverkennbar sind übrigens schon Meurers Reformvorschäge für die nächste Zeit von dem Gedanken beherrscht, jenen Weg anzubahnen und allmählich in denselben einzulenken; die Zugeständnisse, welche er den Kirchenbehörden in Bezug auf umfassendere Mitwirkung bei der Vermögensverwaltung gemacht wissen will, sind an die Bedingung des Verzichts auf gewisse staatliche

Beihülfen geknüpft und die den Kirchengemeinden einzuräumende Selbstverwaltung betrachtet er als Vorschub für eine Zeit, in welcher die kirchlichen Verbände sich völlig frei bewegen, aber auch auf die eigene Lebensfähigkeit angewiesen sein sollen.

Aus obigem grundsätzlichen Standpunkte Meurers ist diese hinüberleitende Methode wohl begreiflich. Da aber — nach seinen eigenen Worten — „die Verwirklichung des Systems der Trennung von Staat und Kirche noch in weiter, weiter Ferne liegt“ und die bevorstehende Kirchengemeindeordnung für unabweisliche Bedürfnisse der Gegenwart zu sorgen hat, wird sich dieselbe mit jenem Zukunftsprogramm, also auch mit der Anbahnung von Wegen, welche jedenfalls erst in unabsehbarer Zeit wirklich zu beschreiten wären, kaum schon befassen können. Aber auch noch ein anderer Zug, welcher vielen Vorschlägen des Verfassers gemeinsam ist, bietet zu Erinnerungen Anlaß; sie entbehren häufig, indem sie auswärtigen Mustern nachgehen, des erforderlichen Anschlusses an die thatsächlich bestehenden Verhältnisse, insbesondere an die allgemeine Organisation der bayerischen Staatsverwaltung und Verwaltungsrechtspflege. Gewiß wird bei Erlassung einer bayerischen Kirchengemeindeordnung die Gesetzgebung anderer deutschen Staaten nicht unberücksichtigt bleiben dürfen; indessen — Eines paßt nicht für Alle. Selbst Einrichtungen, welche sich in benachbarten Ländern bewährt haben mögen, lassen sich nicht ohne weiteres auf Bayern übertragen und weder Staatsregierung noch Volksvertretung werden geneigt sein, die Organisation, den Zuständigkeitskreis und Instanzenzug der staatlichen Verwaltungsbehörden ohne zwingenden Grund mit fremdartigen Neubildungen zu durchbrechen.

Auf die Einzelvorschläge Meurers kann ich hier nur insoweit eingehen, als sie die innere Organisation der Kirchengemeinden und deren rechtliche Stellung nach außen, insbesondere die Gestaltung ihres Verhältnisses zu Staat und Kirche unmittelbar betreffen. Gegen die Mehrzahl der Forderungen, welche der Verfasser hiebei in Bezug auf die Durchführung einer Selbstverwaltung der Kirchengemeinden, die Bethätigung einer selbständigen Finanzgewalt, Bildung der Vertretungsorgane u. s. w. aufstellt, wird im wesentlichen nichts zu erinnern sein. Schwierigkeiten bietet hauptsächlich die Abgrenzung des Einflusses, welcher den Staats- und den Kirchenbehörden auf die Verwaltung des örtlichen Kirchenvermögens einzuräumen ist. Man wird Meurers Vorschlägen darin beipflichten müssen, daß die ausgedehnte jetzige Staatskuratel auf ein „maßvolles Aufsichtsrecht“ zurückzuführen ist und daß andererseits eine Mitwirkung der höheren Kirchenbehörden bei Beaufsichtigung jener Verwaltung in viel weiterem Umfang, als bisher der Fall war, einzutreten hat; insbesondere ist für wichtigere Verwaltungsakte ein Zustimmungs- und folgeweise auch Widerspruchsrecht der kirchlichen Stellen wohl gerechtfertigt. Indessen wird nicht übersehen werden dürfen, daß kirchengemeindliche Selbstverwaltung, kirchliches Zustimmungsrecht, staatliche Aufsicht und Verwaltungsgerichtsbarkeit grundverschiedene Dinge sind und streng auseinandergehalten werden müssen. Es ist schon bedenklich, die Ordinariate und Konsistorien in die kirchengemeindliche Geschäftsführung unmittelbar hineinregieren zu lassen. Noch weniger ist aber für Bayern das von Meurer in Anlehnung an andere Gesetzgebungen vorgeschlagene aufsichtliche Kondominat der höheren Kirchenbehörden und der Kreisregierungen zu empfehlen; dasselbe würde unvermeidlich zu Mißhelligkeiten führen und die Stellung des bei Meinungsverschiedenheiten alsdann zur Entscheidung berufenen Kultusministers sehr unerquicklich machen. Seine Entscheidung würde unter Umständen von Seite der Kirchenverwaltung zum Gegenstand einer „Beschwerde“ wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte (vergl. v. Seydel, bayerisches Staatsrecht, 2. Auflage, Band 1, S. 363 ff.) gemacht und hiemit für eine Verwaltungsstreitigkeit der Landtag als Tribunal angerufen werden. Eine Zuständigkeit des Verwaltungsgerichtshofs zum Schutz des kirchengemeindlichen Selbstverwaltungsrechts wäre nach dem ganzen Aufbau des von Meurer gewünschten Systems künftig überhaupt ausgeschlossen. — Aber auch die von ihm befürwortete Konzentrirung der staatlichen Aufsicht bei den Kreisregierungen ist nicht zweckmäßig; denselben würde hiedurch eine schwer zu bewältigende, höchst verantwortliche Geschäftsaufgabe erwachsen, wobei nicht einmal eine erhebliche Verminderung der Vielschreiberei einträte. Denn die Kreisregierungen, welche den örtlichen Verhältnissen zumeist doch recht fernstehen, wären vor der Beschlußfassung auf den gutachtlichen Beirath und nachher bei der Beschlußdurchführung auf die Mitwirkung der Bezirksämter gleichwohl angewiesen. Es besteht kein Grund, in den mittelbaren Gemeinden die Kirchenverwaltungen der bezirksamtlichen Staatsaufsicht zu entziehen. Die Pfarrer, welche jetzt schon Kirchenstiftungsvoranschläge und -Rechnungen ihren kirchlichen Oberbehörden zur Einsichtnahme und Erinnerung einsenden können, wären später auch in der Lage, die Zustimmung dieser Stellen, soweit sie gesetzlich erforderlich wird, einzuholen und der Staatsaufsichtsbehörde vorzulegen.

Für verfehlt halte ich aber auch mehrere Vorschläge Meurers, welche die Behandlung der Kirchenwahlen betreffen. Die Uebertragung der Wahlleitung an die Pfarrer wäre für dieselben unter den heutigen Verhältnissen ein Danaergeschenk. Die Kirchenverwaltungen (abgesehen etwa von dem Listenberichtigungsverfahren) und die Wahlausschüsse können füglich nicht erst instanziell über Wahlstreitigkeiten und über die durch eine gültige Wahl begründeten Rechte und Pflichten zur Uebernahme oder Fortführung eines Amtes erkennen, weil sie alsdann häufig Richter in eigener Sache wären. Eine Theilnahme der kirchlichen Oberbehörden an der Entscheidung über Rekurse in derartigen Streitigkeiten wäre vollends nichts anderes als die Ausübung einer kirchlichen Gerichtsbarkeit in weltlichen, öffentlichrechtlichen Angelegenheiten. Kirchenwahlanfechtungen, Streitigkeiten über Stimmrecht und Wählbarkeit bei Kirchenwahlen u. s. w. beziehen sich ebensogut auf persönliche verwaltungsrechtliche Ansprüche und Verbindlichkeiten, wie die (auch nach Meurers Ansicht letztinstanziell vom Verwaltungsgerichtshof zu bescheidenden) Streitigkeiten über Umlagen oder sonstige Leistungen aus dem Kirchenverbande; die dort in Frage kommenden Rechte bedürfen daher nicht minder eines verwaltungsrichterlichen Schutzes, welchen Meurer jedoch grundsätzlich beseitigt wissen will. Für das diesrheinische Bayern enthalten diese Vorschläge — namentlich im Vergleich mit den für die Wahlstreitigkeiten der politischen Gemeinden geltenden Vorschriften — offenbar einen durch nichts gerechtfertigten Rückschritt; die Pfalz wird einer Verbesserung ihres gerade in dieser Hinsicht mangelhaften Rechtes schwerlich widerstreben.

Werden aber auch die Meinungen über Meurers Vorschläge vielfach auseinandergehen, unzweifelhaft hat sich derselbe ernstlich bemüht, jeder betheiligten Seite — dem Staat und der Kirche, der Gewissensfreiheit und dem religiösen Bedürfnisse, dem allgemeinen öffentlichen Interesse und der Selbstverwaltung — vom Standpunkt seiner persönlichen Auffassung und wissenschaftlichen Ueberzeugung thunlichst gerecht zu werden. Der historisch-dogmatische Theil seines Kirchenstiftungsrechts ist eine werthvolle Bereicherung der verwaltungsrechtlichen Literatur Bayerns; möge auch die seinen Reformplänen zugrunde liegende Bestrebung, widerstreitende Interessen zu versöhnen und tiefgehende

Digitized by Google

Parteigegensätze auszugleichen, bei den Berathungen über die künftige Kirchengemeindeordnung Anerkennung und Nachahmung finden; denn ohne gegenseitige Zugeständnisse wird dieses längstersehnte Gesetz überhaupt nicht zu erzielen sein.

## Neue Romane.

### II.

„Philister über Dir“ nennt sich die Statue der Delila, das Meisterwerk des Bildhauers Gerstenkorn. „Diese Delila ist das Weib, das den Simson, den stärksten Mann der Welt, bezwungen durch Ränke, durch Qual, durch Worte, durch Bitten, durch Flehen, durch Drohungen, durch Versagen, durch Gewähren, durch Sinnlichkeit. Sie ist nackend und kräftig, glatt, schön, heiß und doch kalt. Sie ist Siegerin....“ Delila, die den wackeren, großen Helden seiner Kraft beraubt, ist das Symbol für die Tragödie eines Künstlerlebens, das der Roman von Georg v. Ompteda[1]) behandelt, der den obigen Titel trägt. Er hat noch den Nebentitel „Das Leiden eines Künstlers“. Wie bei Frau Böhlau der Mann, so ist hier das Weib mit einseitiger Härte behandelt. Es war ein Unglück für den großen Maler Niki Sandtner, daß er von der schönen Außenseite Vera's, der Tochter des Generals v. Develhorst, bestochen, sich ein Idealbild ihres ganzen Wesens zurechtdachte, dem die Wirklichkeit so wenig entsprach. Auch die leise abmahnenden Worte des wackeren Generals, der den Werber auf die flache und leichte Natur seiner Tochter aufmerksam machte, wurden von ihm in der Gluth seiner Neigung nicht beachtet. Bald nach der Heirath werden ihm die Augen darüber geöffnet, daß er ein seelenloses Geschöpf an seiner Seite hat, und daß all sein Mühen, ihr Interesse an seinen Idealen oder Verständniß dafür einzuflößen, vergeblich bleiben muß. Seine Welt und ihre Welt sind ganz getrennte Welten. Sie kommen immer weiter auseinander. Ihre bösartigen Nörgeleien verbittern ihm das Leben und der Kampf gegen ihre Nadelstiche beraubt ihn der Schaffensfreudigkeit, bis er dann zu der Erkenntniß kommt, daß er als Mensch und Künstler verloren ist, wenn er sich nicht ganz von ihr losreißt. Nachdem die Scheidung vollzogen worden, fühlt er, daß „die Schöpferkraft, die ihn verlassen hatte, wiedergekehrt ist. Die glatte, leichte und gefällige Darstellungsweise, die wir aus früheren Büchern des gewandten Autors kennen, die saubere Charakteristik ist auch diesem neuen Roman eigen. Freilich fehlt ihm die Tiefe, und wir könnten uns die Tragik eines Künstlers, der so vom Weibe herabgedrückt wird, wohl an einem mächtiger und ergreifender wirkenden Beispiel behandelt denken. Das Ideal, das der Verfasser durch den Mund des Schriftstellers Günther für die Künstlerfrau entrollt, ist im Leben nicht so ganz leicht zu finden: „Es müßte eine Frau sein, die hingebend ist und klug, die Einen versteht, die einen umfängt mit Liebe und Güte. Sie soll eine Kameradin sein und Freundin. Sie soll Weib bleiben, soll Mutter werden und egoistisch sein in ihren Kindern. Sie soll des Mannes Kunst lieben und bewundern, aber nicht mithelfen wollen. Sie muß ihn aufrichten, wenn die Noth des Schaffens ihn beugt....“ Die Frau des Künstlers hat übrigens noch einen besonders schwierigen Stand, denn er selbst beruht ganz auf dem großen Egoismus, dem größten. „Wie die Mutter egoistisch wird für ihr Kind, alles vergißt, nur noch das sieht, was es angeht, was ihm frommt, so muß der Künstler nur für sein Werk da sein....“ Aber ist es nicht in jeder Ehe nöthig, daß Mann und Frau sich ineinander hineinleben, einander verstehen und sich ertragen lernen, daß die Frau an den Kämpfen und den Bestrebungen des Mannes erst theilnehmen lernt? Zwischen dem Ideal und dem Zerrbild gibt es noch manche Schattirungen, mit denen sich auskommen läßt. Niki Sandtner hatte eben bei der Wahl seiner Lebensgefährtin ausgesuchtes Unglück, und es gibt auch noch andere Ehen, die zum Schlechten gerathen. Aber wir haben es in dem Roman, wie viel auch darin an wirkliches Leben anklingen mag, mit einem Einzelfall zu thun, und es wäre verkehrt, darin das Allgemeinbild der Künstlerehe erblicken zu wollen.

Auch am Weib, dem unwürdigen, geht der Held des Romans „Rache“ von Wilhelm Wolters[1]) zugrunde. Dr. Link, ein Mann, dessen tiefe, seelische Eigenschaften in seiner unweltläufigen Persönlichkeit nicht recht erkennbar sind, wird von verzehrender Leidenschaft für die hübsche Welly Kröger erfüllt, die er zur Künstlerin heranbilden, zu seinem Weibe machen will. Sein Freund, der berühmte Schauspieler Herbert, hatte seine ganze Kunst, seine großen Erfolge nur dem Interesse zu danken, das Link an ihm nahm, der alle Rollen mit ihm studirte, der ihm Geist von seinem Geiste einflößte. Das junge Mädchen, dem Link die ganze Liebe seines reinen und reichen Herzens entgegenbrachte, war dem oberflächlichen und frivolen Schauspieler zu leichter Tändelei gerade gut genug, und als Link einmal, von böser Ahnung ergriffen, sie mit dem falschen Freunde zusammen antraf, da war er des ganzen Lebensglücks, der Kraft weiter zu leben, beraubt. Seine Leiche wird von Herbert auf einer Bank in der Anlage gefunden, und von diesem Augenblick an verläßt ihn das Bild nicht mehr. Als er einige Zeit später in einer seiner Glanzrollen auftrat, blickte er unwillkürlich nach dem Platz, von dem aus gewöhnlich Link sein Spiel beobachtet hatte. Plötzlich stand der Freund leibhaftig vor ihm. Entsetzt sah er auf die Erscheinung. Er verlor die Worte und der Vorhang mußte fallen. Das war die Rache des Todten. Seitdem sank der in eine Heilanstalt übergeführte, ehemals berühmte Schauspieler tiefer und tiefer und ging völlig unter. Das flott geschriebene Buch gehört zu der besseren Unterhaltungslektüre. Eine einzige Figur tritt einigermaßen aus der Schablone heraus, der Vater Herberts, den sein großer Sohn scheu zu verleugnen sucht.

„Nur ein Weib“, Roman von August Niemann,[2]) behandelt das oft dargestellte Gouvernantenschicksal, hier an einer jungen Russin. Jelena Petrowna war die geliebte und verhätschelte Tochter des Generals, der aber für ihre Zukunft nicht gesorgt hatte, so daß sie glücklich sein mußte, als sie bei einer Schulfreundin Olia Jegorowna eine Gouvernantenstelle bekam. Sie weiß den verzogenen, unrichtig behandelten Sascha, den heranwachsenden Sohn, gut zu nehmen, so daß er mit ganzem Herzen an ihr hängt. Dann erregt sie den Neid der Freundin, die sie im Flirt mit einem Freunde des Hauses stört. Nach mannichfachen Schicksalen, die sie nach Heidelberg und in die Schweiz führen und bei denen sie als sich klug und gut bewährt, findet sie in der Erziehung und Bildung heranwachsender Mädchen einen Lebensberuf. Das Buch ist ganz nett geschrieben, erhebt sich aber auch nicht über das Niveau des vorerwähnten.

„Im Unkraut“, Roman von P. Stursberg[3]) behandelt voll tiefsittlichem Ernst das Leben der Verlorenen, die in dem Luxusbade Deauville ein sündiges Dasein führen, die das Unkraut bilden. Solches Milieu hätte ja leicht zu heißen Schilderungen führen können, aber jeder frivole Ton

[1]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1899.

[1]) Leipzig, Robert Friese, Sep.-Verl.
[2]) Dresden und Leipzig, Ed. Pierson 1898.
[3]) Leipzig, C. F. Müllers Verlag 1898.

Digitized by Google

ist dem Buche fern, das von Mitleid und Wehmuth mit den Armen und den Aermsten, den vaterlosen Kindern der Sünde eingegeben ist, die verkommen oder auch zur Sünde heranwachsen. Die kleine liebliche vierjährige Rosette, die der fremde Maler und seine edle Tochter zu retten suchen, kommt als Sterbende in ihr Haus. — Die ganze Schilderung ist in einem gewissen Helldunkel gehalten. Auch die Figuren treten nur wie durch einen Schleier gesehen in die Erscheinung. Das Lokalkolorit scheint gut getroffen.

Ein herzgewinnendes Buch ist „Die Thalkönigin“[1]) von Hermine Villinger. Die Verfasserin, groß in ihrem kleinen Genre, unter deren ganz kurzen Geschichten einzelne wahre Kabinetsstücke sich befinden, hat hier ein größeres Lebensbild entrollt: das Schicksal einer ungleichen Ehe. Veldi, der junge Mooshofbauer, hat, hingerissen von der Schönheit und dem Liebreiz der jungen Zigeunerin Attala, nicht eher gerastet, bis sie ihm als sein Weib auf seinen Bauernhof folgte. Schroffer als die Gegensätze, unter denen der Held des Ompteda'schen Romans zu leiden hat, tritt der Unterschied zwischen den konservativen bäuerlichen Traditionen und dem lebhaften Temperament des Zigeunerkindes hervor, so daß es zu ernsten Konflikten kommt. Die ganze Gegend bewundert die Schönheit, den fremdartigen Reiz und die Allen bereitwillig zur Verfügung gestellte Heilkunst der jungen Bäuerin; nur zwischen ihr und dem Gatten wird das Leben immer unerträglicher. Seine Schroffheit, seine Härte hätte sie ertragen, daß er aber von seinem Kinde um dessen dunklerer Hautfarbe willen nichts wissen will, das bringt sie der Verzweiflung nahe, und da wieder einmal die Stammesgenossen ins Dorf kommen — der Gatte ist gerade fern, bei der Hochzeit der Schwester, zu der er sie nicht mitgenommen —, da verläßt sie mit den alten Kameraden die neue Heimath, wo sie so glückliche und so trübe Stunden verlebte. Veldi's Bruder war bis zu diesem Tage der Schwägerin feindlich gesinnt, ist aber durch einen Beweis ihrer Herzensgüte, den seine Frau ihm erzählte, gänzlich umgestimmt worden. Es kommt zur Aussprache zwischen den Brüdern, und nun soll Attala herbeigeholt werden, aber zu spät! Reuevoll verläßt Veldi Haus und Hof und erst nach Jahren findet er sein Weib wieder. Sie hatte in Paris bei einer vornehmen Dame, einer ehemaligen Sängerin, nachdem sie längere Zeit mit den Zigeunern gewandert war, Zuflucht gefunden. Die Gräfin, die von einer früheren Begegnung warmes Interesse für Attala hegte, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, sie zu einem ganzen Menschen zu erziehen, und da Veldi sie wiederfindet, sind Beide geläutert.

Die Verfasserin hält es für nothwendig, in der Vorrede zu bemerken, daß diese romantische Geschichte auf thatsächlichen Ueberlieferungen beruhe. „Wirkliche Vorgänge liegen ihr zugrunde. Familienereignisse haben ihr den Stoff gegeben und die scheinbar so fremdartigen Ereignisse haben sich in ihrer Heimath zugetragen. Sie erinnert dabei an das Sprichwort: „Truth is stranger than fiction.“

Das ist nun aber nicht das Wesentliche. Für ein Dichterwerk kommt es nicht darauf an, daß der stoffliche Inhalt thatsächlich, sondern daß er künstlerisch wahr ist. Mag nun auch der Inhalt dem wirklichen Leben entnommen, mag die Heldin noch so getreu nachgezeichnet sein, so muß doch diese Attala in ihrer idealen Schönheit und Herzensgüte romanhaften Eindruck machen. Manches geschieht im Leben, was dem Romanschriftsteller als unwahrscheinlich nicht durchgelassen würde. Selbst einem Dumas, wieviel man ihm auch nachsah, hätte man etwa die verschiedenen merkwürdigen Begebenheiten, die sich an den Fall Dreyfus knüpften, sicher als unerlaubte Ausschreitungen einer zügellosen Phantasie aufs Kerbholz gesetzt. Aber ein hübsches anheimelndes Buch ist es und unter den Gestalten ist besonders die vormalige Sängerin eine schöne und dabei echt wirkende Verherrlichung altruistischen Sinnes und werkthätiger Menschenliebe.

„Montblanc“ von Rudolph Stratz[1]) führt uns nach dem Berge, der dem Roman den Titel gegeben hat. Die Zauber und die Schrecken des Hochgebirges, in deren Darstellung dieser Autor seine große Kraft schon früher bethätigt hat, finden auch hier vortreffliche Wiedergabe. Zugleich ist der Titel symbolisch gehalten. Das Buch behandelt das rastlose Emporstreben eines titanischen Menschen, dem das versagt bleibt, was ihm das Leben erst begehrenswerth macht, die Frau, an der er mit tiefem Gefühle hängt und die sich ihm immer wieder entzieht. Der kühne Afrikaforscher und die ganz moderne „Frau Aventiure“ sind absichtlich in einem gewissen Dämmerlichte gehalten, das sie um so anziehender macht. Eine originelle Figur ist der Vater der Heldin, der seine Getreidespekulationen trocken mit den Worten rechtfertigt: „Wenn ich nicht spekulire, wächst kein Halm Getreide mehr und wird kein Mund mehr satt. Warum sollen also nicht wenigstens einige Bevorzugte aus dem Unglück Geld machen, da sie es doch nicht zurückhalten und ändern können? Schließlich habe ich die Welt nicht geschaffen und muß jede Verantwortung dafür ablehnen, wie es auf ihr zugeht.“ Kein eigentlicher Roman, keine straffe Handlung, aber eine Reihe hübscher, fesselnder Schilderungen und ein paar charakteristische interessante Figuren.

Mit den Romanen Adolf Wilbrandts hat Referent gerade das Gegentheil von dem erlebt, was er oben in Bezug auf diejenigen von Helene Böhlau sagte: sie haben ihm fast immer gefallen und auch die vielfache nachträgliche Gegenkritik, die Hinweise auf die Unwahrscheinlichkeiten, die übermäßig edlen Charaktere, die aus Nirgendheim und Phantasieland stammen, haben ihn in seiner Freude an diesen Büchern nicht beirren können. Es gibt Menschen, die sich im Leben das Schöne, das Heitere, das Erquickliche herauszusuchen wissen und Andere, die grämlichen Gemüths nur das Unerfreuliche sehen. „Wiesen, Bäume, Feld und Hain, blauen Himmel und Sonnenschein“ haben die beiden Wanderer in dem alten Gedicht gesehen, erst die Betonung zeigt uns, wie sie gesehen haben. Ob die helle Lebensauffassung gerade für die Kritik die richtige ist, das wollen wir nicht unbedingt behaupten, aber Jeder kann nun einmal nur mit seinen eigenen Augen sehen. — In Adolf Wilbrandts Büchern, namentlich den neuesten, treten immer einige Gestalten hervor, denen man die Freude anmerkt, mit denen der Verfasser sie geschaffen. Auch der neue Roman „Der Sänger“[2]) ist alte Schule, aber ein schönes Buch, das man liebgewinnen wird, mag auch der grübelnde Verstand manches dagegen einzuwenden finden. Wie der Schlossergeselle Ernst Prinzinger, dem die Natur eine wunderbare, zu Herzen gehende Baßstimme verliehen, nach verschlungenen Wegen das höchste Ziel erreicht, ein Hohepriester seiner Kunst zu werden, wie ihm nach schweren Prüfungen auch das schönste Lebensglück zutheil wird, das ist die Haupthandlung des Buchs. An diesen Lebenslauf in auf-, reihen sich andere in absteigender Richtung, der des Jugendfreundes des Helden, des Schlossergesellen August Müller, und seines vom Schicksal verwöhnten früh blasirten Halbbruders Erich Payer. Das Düstere liegt unserm Autor nicht so recht, und der Selbstmord Payers unter der Zuschauerschaft Müllers macht bizarren, befremdenden Eindruck,

[1]) Mit Illustrationen von C. Liebich. Stuttgart, Verlag von Ad. Bonz u. Co. 1899.

[1]) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1899.

[2]) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1899.

mögen auch Erinnerungen aus dem wirklichen Leben hier die Darstellung beeinflußt haben. Wie bei Prinzinger die Schwärmerei für das Theater und die schöne Schauspielerin Melanie Gilbert in Eins zerfließt, wie er den Weg zur Bühne findet und vom Schauspieler durch einen Zufall zum Opernsänger wird, bis er dann zu seinem eigentlichen Beruf dem Konzertsaale sich emporarbeitet, das ist gar fesselnd dargestellt und in der Schilderung des Theaterlebens beweist der Verfasser seine tiefe Kennerschaft dieses Terrains. Eine wahre Prachtfigur ist der kaustische, herzensgute Regisseur Petersen; auch die schöne Melanie, wenn auch ihr Bild im Verlauf des Buchs sich etwas trübt, trägt lebensvolle Züge. Nicht ganz einleuchtend erscheint es uns, daß der Held bei seiner Jugendentwicklung und seiner naiven Denkungsart es so rasch zu so großer künstlerischer Höhe und allgemeiner Bildung bringen kann. Ernst lernt freilich später mit einer Rastlosigkeit, einem Eifer, durch die seine Nerven bedroht werden, aber er erscheint schon bei seinen ersten Schritten auf der Bühne fertiger und reifer, als es nach seiner Entwicklung erwartet werden könnte. „Sollte nicht," heißt es im Wilhelm Meister, „ein glückliches Naturell den Künstler allein zum Ziele führen?" Und darauf lautet die sachkundige Antwort: „Das Erste und Letzte, Anfang und Ende möchte es wohl sein und bleiben, aber in der Mitte dürfte dem Künstler manches fehlen, wenn nicht Bildung das erst aus ihm macht, was er sein soll, und zwar frühe Bildung; denn vielleicht ist derjenige, dem man Genie zuschreibt, übler daran, als der, der nur gewöhnliche Fähigkeiten besitzt, denn Jener kann leichter verbildet und viel heftiger auf falsche Wege gestoßen werden als dieser." — Vielleicht stimmt es auch nicht ganz mit der Wirklichkeit überein, wenn der junge Sänger, da ihn der reiche Mäcen eingeladen, ihn durch ein paar Lieder zu erfreuen, verlegen in seinem Haare kraut. „Mir fällt nur ein: Wir haben die Guitarre nicht!" Solch ein Natursänger singt doch auch ohne Begleitung. Und daß er dann gleich die Mandoline bewältigen kann, erklärt er treuherzig mit den Worten: „Das geht von selbst. Wenn man ein bißchen musikalisch ist." — Die Handlung spielt abwechselnd im goldenen Mainz, dem gesegneten Rheingau und dem lieblichen Universitätsstädtchen Marburg. Ueberall, wohin der Verfasser uns führt, ist er mit Land und Leuten gut vertraut und weiß uns die Oertlichkeit plastisch und sichtbar vorzuführen. — Bei dem Idyll im Marburger Professorenheim erhebt er sich zu dithyrambischem Schwung, die Verherrlichung des Professors und seiner entzückenden Tochter ist sichtlich zum Theil von lieben Lebenserinnerungen beeinflußt worden. Und warum sollte es nicht auch Ausnahmerscheinungen geben können, die ja den Begriff des großzügigen, großherzigen, reinen Menschenthums verkörpern? Es macht vielleicht auf den ersten Blick etwas unwahrscheinlichen Eindruck, daß der Professor so ohne weiteres den fahrenden Sänger in sein Haus aufnimmt und ihn seiner Tochter nähert, aber wie uns dieser Professor Kirchheim dargestellt ist, verstehen wir, daß der große Seelenkenner das Echte in Ernst Prinzinger erkannt hat.

Ein himmelweiter Weg von der Weltanschauung und der Darstellungsart in diesem Buch und dem Böhlau'schen, aber — „das Haus der Kunst ist rund, steht allenthalben so, daß Sonne drüber stund". *Sigmund Schott.*

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* *Die älteste deutsche Uebersetzung von Corneille's „Cid"* befindet sich, wie W. Creizenach in der „Zeitschr. f. vergleichende Literaturgesch." mittheilt, in der Berliner kgl. Bibliothek, wohin sie neben vielen anderen Handschriften aus der Starhemberg'schen Bibliothek einst gekommen ist. Die Uebersetzung stammt aus dem Jahre 1641, wäre somit schon vier Jahre nach dem Erscheinen des Originals und neun Jahre vor dem Erscheinen von Greflingers „Cid" angefertigt. Die Handschrift umfaßt 69 Blätter. Der Verfasser der Uebersetzung scheint nach Stil und Sprache bayerisch-österreichischen Ursprungs zu sein. J. Bolte beabsichtigt demnächst die ganze Handschrift in „Sauers Bibliothek deutscher Uebersetzungen" herauszugeben.

* Ueber das *Lepraheim*, das am 20. Juli bei *Memel* in Gegenwart des Kultusministers Dr. Bosse feierlich eröffnet worden ist, veröffentlicht Prof. Dr. O. *Lassar* einen Aufsatz in der „Dermatol. Zeitschr.", dem wir folgende Einzelheiten entnehmen: Mit dieser Eröffnung ist ein bedeutsames Werk praktischer Volkshygiene in das Leben getreten. Gelegentlich der internationalen wissenschaftlichen Lepra-Konferenz zu Berlin im Oktober 1897 äußerte der preußische Kultusminister sich dahin, daß innerhalb des Deutschen Reiches Preußen das am meisten und zunächst von der Lepra bedrohte Land sei. Dementsprechend hat die Regierung der Krankheit ihre Aufmerksamkeit zugewandt, sobald es in überraschender Weise bekannt ward, daß die vermeintlich seit 300 Jahren ausgestorbene Seuche sich während der letzten drei Dezennien an der Ostgrenze des Landes in langsamer Ausbreitung befinde, glücklicherweise noch in geringem Maß, denn im Kreise Memel mit seinen 60,000 Einwohnern (von denen über 19,000 auf die bis jetzt gänzlich verschonte Stadt Memel kommen) sind seit 1870 im ganzen vierzig Fälle und außerhalb des Kreises nicht ganz zehn zu sicherer amtlicher Kenntniß gelangt. Als die bedeutsamste Maßregel zur Bekämpfung der Krankheit erschien die Absonderung thunlichst aller Leprösen und ihre Unterbringung in besonderen, zu ihrer Pflege geeigneten Anstalten. Hiemit ist jetzt der Anfang gemacht. Den von einem verhängnißvollen Schicksal schuldlos Ereilten, deren längeres Verweilen im Kreise der Gesunden auch diesen Verderben bringen würde, will man eine sichere Stätte, ein allen Unbilden für sie und Andere entrücktes Heim schaffen, wo sie liebevoller und sachgemäßer Pflege gewiß sein dürfen. Das hiezu ausersehene Grundstück liegt auf einem sechs Morgen großen Gelände im Kiefernwalde. Es ist für 16 Leidende berechnet. Hiefür sind ein einstöckiges Wirthschaftsgebäude und zwei gleichfalls einstöckige Pavillons eingerichtet. Sämmtliche Gebäude werden durch verdeckte Gänge mit einander verbunden. Jeder Pavillon enthält vier Zimmer zu je zwei Betten für die Kranken. Außerdem ist ein Tage-Raum für dieselben vorgesehen und es fehlt nicht an Badestube, Wärterzimmer und anderem Zubehör eines modernen Krankenhauses. Dazu ist vor allem ein Desinfektionshaus zu rechnen. Ein eigener Brunnen befindet sich im Hofe und außer dem großen Garten sind noch Stallungen für das Halten von Kühen, Schweinen und Geflügel vorhanden, kurz alle Einrichtungen, um das Leben der aus den einfachsten ländlichen Verhältnissen stammenden Pfleglinge zu einem für sie behaglichen zu gestalten. Die ärztliche Leitung ist dem hiefür besonders geeigneten und fachmännisch geschulten Physikus des Kreises Memel, Dr. Urbanowitz, übertragen. Derselbe wird von zwei Diakonissen unterstützt und ist durch telephonische Leitung stets mit der Anstalt verbunden.

w. Im Jahre 1898 war in Brüssel auf die Anregung des belgischen Malers Eugen Broërmann der *erste internationale Kongreß für öffentliche Kunst* zusammengetreten, der *zweite* wird im nächsten Jahre neben der großen Menge der anderen Weltkongresse in *Paris* abgehalten werden. Hier ist die Angelegenheit von der Stadtverwaltung thatkräftig in die Hand genommen worden. Vorsitzender des Kongresses ist der Municipalrath Labusquière, Generalsekretär Marius Vachon; die Verhandlungen werden am ersten Montag des Augusts nächsten Jahres im Hotel de Ville eröffnet werden. Es sind drei Klassen gebildet worden, die artistische, die technische und die administrative. Die erste soll sich mit den Verhaltungsmaßregeln, welche bei vorhandenen Denkmälern und Anlagen zu beobachten sind, beschäftigen, also mit den Fragen der Erhaltung, Wiederherstellung, Ausbesserung, theilweisen oder völligen Zerstörung. Die andere hat zum Gegenstande die allgemeinen Grundsätze, welche bei neuen Bauten und Verschönerungsanlagen zu befolgen sind, hier

Digitized by Google

wird über die Ursachen und Bedingungen des künstlerischen Aussehens von Neuschöpfungen gehandelt werden. Die dritte Gruppe endlich soll die Art und Weise besprechen, wie die Obrigkeit für die öffentliche Kunst zu wirken habe, wie Gesetze und Verordnungen zu erlassen seien, inwieweit man die private Bauthätigkeit zum Frommen des Kunstgeschmacks beeinflussen dürfe u. a. Jede dieser Abtheilungen hat einen Berichterstatter (rapporteur), welcher das Ergebniß der Verhandlungen am Ende der Sitzungen in kurzer, sachlicher Form vorzuführen hat. Es wird aber dem Kongreß auch die Anschauung nicht fehlen: im Hotel de Ville soll eine nach den Klassen geordnete Ausstellung den Besuchern den Gegenstand der einzelnen Fragen in verschiedenen Fassungen vorlegen, z. B. Stadtpläne, Muster für öffentliche und private Bauten, Massenansichten, Brunnen, Kioske, Säulengänge, Anschlagsäulen, Anpflanzungen, Gärten, Schilder, Straßenbezeichnungen u. s. w. Auch die Barbarei in der Zerstörung alter Kunstdenkmäler soll anschaulich dargestellt werden. Zur Beschickung der Ausstellung wird der Pariser Municipalrath die vornehmsten Städte einladen.

* **Die Erdbeben-Stationen in Lemberg und Triest.** Die Einrichtung der seismographischen Station in Lemberg seitens der Wiener Akademie der Wissenschaften hatte, wie das „Wiener Fremdenblatt" mittheilt, anfangs verschiedene Hindernisse zu überwinden. Doch konnten die Apparate am 5. Juni in Gang gesetzt werden und sie funktioniren, wie Professor Dr. Laska der Akademie berichtet, seitdem ununterbrochen und anstandslos. Nach den vorliegenden Registrirungen über die Beben im Monat Juni, die am Triester Seismographen seitens des Hrn. Mazelle beobachtet wurden, stimmen die Aufzeichnungen in Triest und Lemberg vollkommen überein. Danach kamen im vorigen Monat 18 Erderschütterungen vor, und zwar am 4., 5., 9., 10., 14., 17., 18., 19., 20., 21., 24., 26., 27., 28. und 30. Juni. An manchen Tagen setzten sich die Apparate zweimal in Bewegung. Besonders auffallend traten die Störungen am 26. und 27. Juni auf. Es war dies das Erdbeben in Civitavecchia, welches die Bevölkerung so sehr allarmirte, daß die Meisten die Nacht über im Freien kampirten, und dann das Beben im toscanischen und modenesischen Apennin. Ferner wurde ein leises Beben am 28. Juni an den Instrumenten in Triest wahrgenommen, das in Lemberg nicht verzeichnet ist. Es ist dies, wie sich herausstellte, das schwache Beben, das in Jagodina in Serbien in einer Dauer von 5 Sekunden gewährt hat.

* **Marburg.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Hans Glagau mit einer Antrittsvorlesung über Oliver Cromwell als Privatdozent für neuere Geschichte habilitirt.

* **Bremen.** Die 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird in den Tagen vom 26. bis 30. September hier stattfinden. Am Montag, dem 25. September, abends von 8 Uhr an, ist Begrüßung und geselliges Beisammensein im Kaisersaale des Künstlervereins in Aussicht genommen. Am 26. Sept. erfolgt die erste allgemeine Sitzung im großen Saale des Künstlervereins; daran schließt sich um 12 Uhr die Konstituirung der Sektionen im Oktogon desselben Hauses. Am Nachmittag findet unter orts- und sachkundiger Führung Besichtigung der Stadt und ihrer Sehenswürdigkeiten statt, abends freie Vereinigung im Bürgerpark. An den Vormittagen des 27., 28. und 29. September finden in der Zeit von 9—11 Uhr Sitzungen der verschiedenen Sektionen statt, und an denselben Tagen in der Regel von 11½—1½ Uhr allgemeine Sitzungen im großen Saale des Künstlervereins. Am Mittwoch, dem 27., vereinigen sich die Theilnehmer mit ihren Damen zum Festessen. Am Donnerstag Nachmittag sind Ausflüge nach Oldenburg, Zwischenahn oder Hasbruch und für den Abend ein vom Senat der freien Hansestadt dargebotenes Fest im Rathskeller unter Theilnahme von Damen festgesetzt. Am Freitag schließen sich an Ausflüge nach Vegesack oder nach Bremerhaven; am Abend ist Festvorstellung im Stadttheater. Für Samstag, 30. September, ist eine Seefahrt auf einem vom Norddeutschen Lloyd zur Verfügung gestellten Dampfer in Aussicht genommen worden. Für die allgemeinen Sitzungen sind Vorträge angemeldet von den Herren Professor Dr. Dziatzko (Göttingen), Professor Dr. Schreiber (Leipzig), Professor Dr. Morf (Zürich), Direktor Dr. Schuchardt (Hannover), Gymnasialdirektor Schneider (Friedeberg), Direktor Dr. Wernicke (Braunschweig), Privatdozent Dr. Bulle (München), Privatdozent Dr. Kräger (Zürich), Privatdozent Dr. R. Meyer (Berlin), Professor Dr. Wendt (Hamburg), Professor Dr. Lincke (Jena). — Der Preis der Mitgliederkarte beträgt 10 M. Wünsche in Bezug auf Wohnung sind an Dr. Reuling, Bremen, Rovastr. 5, zu richten.

* **Lübeck.** Bei der Aufnahme des Inventars in der hiesigen Aegidienkirche hat man einen werthvollen Fund gemacht. Hinter dem Altar angebracht, befanden sich zwei schwarze Tafeln, auf denen von Mitte des 17. bis Anfang des 19. Jahrhunderts die Zahl der jährlich an der Beichte Theilnehmenden verzeichnet wurde. Da die Befestigung der Tafeln eine eigenthümliche war, so beschloß man, sie abzunehmen. Man fand auf den Rückseiten der Tafeln ganz vorzüglich erhaltene Gemälde, die nach Ansicht der Sachverständigen aus dem 14. Jahrhundert stammen. Namentlich die Goldfarben sind auf den Bildern von einer wunderbaren Frische.

* **Aus Belgien.** In Löwen ist am 17. Juli der berühmte Orientalist de Harlez gestorben. In Lüttich im Jahre 1832 geboren, hatte er zunächst Jura studirt; dann trat er in das große Seminar seiner Vaterstadt ein und empfing im Jahre 1858 die Priesterweihe. Seine orientalischen Sprachstudien, die außerordentlich zahlreich sind, behandeln das Sanskrit, Prakrit, Chinesische, Mandschurische, Japonische und Persische. De Harlez hat Wörterbücher und Grammatiken von diesen verschiedenen Sprachen, poetische Anthologien und Uebersetzungen von vollständigen literarischen, theologischen und mythologischen Werken herausgegeben.

r. Am 17. Juli starb zu Hilversum (Holland) auf seinem Landsitz Jan Pieter Six im Alter von 74 Jahren. Er war das Haupt der seit mehreren Hundert Jahren berühmten Amsterdamer Familie, die viele bedeutende Männer zählt und insbesondere immer in engster Beziehung zu den hervorragendsten niederländischen Künstlern stand. Im Besitz dieser Familie ist bekanntlich die weltberühmte Gemäldegalerie niederländischer Meister in Amsterdam. J. P. Six war ein hervorragender Numismatiker auf dem Gebiet der antiken Münzforschung, speziell des kleinasiatischen Münzwesens, und seine scharfsinnigen Untersuchungen über phönikische, kyprische und lykische Münzen insbesondere sichern dem Heimgegangenen einen hohen Rang in der Geschichte der Wissenschaft.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

**Münchener Volkswirtschaftliche Studien.**

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.

Zweiunddreißigstes Stück:

**Die kommunale Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses in England.**

Von

**Robert Hallgarten.**

Preis geheftet 4 M. 80 Pf. (11101)

Die Lehre von der Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses, zum mindesten soweit er öffentlichen Anlagen zu verdanken ist, bedeutet eine Nutzanwendung der immer mehr Boden gewinnenden Theorie, daß in der Kommunalbesteuerung neben der Leistungsfähigkeit als Steuermaßstab auch die Besteuerung nach dem Interesse ganz besonders zu berücksichtigen sei. Eine eingehende Untersuchung, welcher die Behandlung dieser Frage in England zu Grunde gelegt ist, dürfte deshalb auch in Deutschland erwünscht sein.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 22. Juli. Nummer 165.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Ueber syntaktische Forschung.[1]

Von H. Reckendorf.

### I.

Jeder Mensch treibt, indem er spricht, fortwährend praktisch Syntax, und er treibt sie sogar mit einer gewissen Bewußtheit, wenn er an seinen Sätzen feilt. So tragen wir Alle ein reichhaltiges und leicht zugängliches syntaktisches Material mit uns herum und wären jederzeit in der Lage, unbefangenen Sinnes der Frage nachzuhängen, welches sein Wesen und seine Verwendung ist. Gestützt auf diese Thatsache, wage ich den Versuch, einen Blick in den Betrieb einer Wissenschaft thun zu lassen, die in weiteren Kreisen wenig gekannt ist und selbst in den engeren Kreisen der Sprachforscher von den Meisten gemieden wird. Man darf sich aber die Schrecknisse der syntaktischen Forschung nicht zu schlimm ausmalen, ja, auf die Gefahr hin, von Vielen unbegriffen zu bleiben, sei es gesagt, daß eine gute Syntax sogar eine ganz interessante Lektüre bilden kann.

Von dem praktischen Nutzen syntaktischer Kenntnisse kann hier abgesehen werden; denn — wie wir Menschen nun einmal sind — wir beschäftigen uns auch mit denjenigen syntaktischen und mit der Syntax zusammenhängenden Erscheinungen, deren Erkenntniß keinen direkten Nutzen verspricht. Wir erforschen Sprachen, die uns nie einen praktischen Vortheil bringen werden, und es ist auch nur der Reiz der Sache selbst, wenn die Sprachwissenschaft von Zeit zu Zeit Einkehr bei sich hält und zusieht, mit welchen Hülfsmitteln sie gearbeitet hat. Wer wie ich ein Jahrzehnt lang nahezu ausschließlich dem Studium syntaktischer Probleme obgelegen hat, darf wohl auf eine gewisse Theilnahme rechnen, wenn er sich zum Interpreten des Resultats einer solchen Selbstbesinnung über syntaktische Dinge macht. Ich möchte die Aufmerksamkeit auf einige der Schwierigkeiten syntaktischer Arbeit lenken und auf die Art und Weise, wie wir sie zu bewältigen suchen, wobei ich nicht die Erlernung der Syntax im Auge habe, sondern hauptsächlich jene Syntax, welche die vorliegenden Thatsachen zu verstehen trachtet, also eine kritische Syntax oder meinethalben eine „raisonnirende" Syntax. Vergessen wir auch nicht, den Blick in die Zukunft zu richten und einiger Aufgaben zu gedenken, deren Lösung zur Zeit in nicht unerreichbarer Entfernung liegt.

Es ist leider unbezweifelbar, daß in der modernen Sprachwissenschaft die Syntax noch nicht recht in die Höhe gekommen ist. Früher, wo die Sprachwissenschaft eine bloße Hülfswissenschaft in der Philologie war, wo man auf den Nutzen sah, den die Sprachwissenschaft für das Verständniß der literarischen Quellen besaß, war man berechtigt, zu verlangen, daß eine wissenschaftliche Grammatik eine Syntax enthielt. Seit die Sprachwissenschaft eine selbständige Wissenschaft geworden ist, hat sich nicht nur ihr Verhältniß zur Philologie, sondern auch das Verhältniß ihrer Theile zu einander geändert. Eine wissenschaftliche Grammatik hat sich mit Lauten, mit Worten und mit syntaktischen Gebilden zu befassen. Wie nun die Syntax nicht mehr ausschließlich dazu da ist, das Verständniß von Texten zu eröffnen, so ist auch das oberste Ziel der Lehre von den Worten nicht mehr, den Stoff für syntaktische Gebilde zu liefern, und die Lautlehre findet ihre Erfüllung nicht mehr ausschließlich in der Lehre von den Worten. Die Theile der Grammatik genügen sich selbst.

Als in unserm Jahrhundert die vergleichende Grammatik geschaffen wurde, war sie ganz überwiegend eine vergleichende Behandlung der Laut- und sogenannten Formenlehre; auch die Nachweise über die Verwandtschaftsverhältnisse wurden fast nur auf Grund der Lautgesetze und der Formenlehre geführt. Und so ist noch heute die Syntax hinter der Laut- und Formenlehre zurück, wenn wir auch einzelne hervorragende syntaktische Bücher besitzen. Ein Blick in die sprachwissenschaftlichen Zeitschriften überzeugt uns, wie stiefmütterlich die Syntax behandelt wird, und überrascht werden wir sein, wenn wir finden, daß selbst viele Grammatiken die Syntax im Hintergrund stehen lassen. Die Schulgrammatiken können sich selbstverständlich der Syntax nicht entschlagen; daß aber eine wissenschaftliche Grammatik eine Syntax enthält, ist keineswegs selbstverständlich. Auf die pompösen Abschnitte über Laut- und Formenlehre kann man ein dürftiges Anhängsel über Syntax folgen sehen, und es gibt berühmte Grammatiken, die sich von der Syntax überhaupt dispensiren. Wir lesen fadenscheinige Entschuldigungen, die etwa darauf hinauslaufen, daß der Verfasser es als das Zweckmäßigste erachtete, nur das für die Syntax der betreffenden Sprache spezifisch Charakteristische al fresco hinzuklecksen, oder wir erfahren, das Buch wäre sonst zu dick geworden. Die also reden, haben wenigstens ein böses Gewissen, und in der That finden wir die Erkenntniß, daß der Syntax die ihr gebührende Stellung eigentlich nicht vorenthalten werden dürfe. Das ist doch ein unhaltbarer Zustand, daß beispielsweise von etwa einem Dutzend Sprachbeschreibungen, die im Grundriß der germanischen und der romanischen Philologie stehen, nur der dritte Theil eine Syntax enthält und daß in der „Bibliothek indogermanischer Grammatiken" die Syntax von vornherein ausgeschlossen geblieben ist.

Die Beschaffung des Arbeitsstoffes ist allerdings in der Laut- und Formenlehre nicht so unbequem wie in der Syntax. Wollen wir sprachliches Material für eine Syntax haben, so können wir uns zunächst an die Angaben der Eingeborenen halten, die aus dem Vollen schöpfen. Darstellungen ihrer Muttersprache haben schon die Philologen des Mittelalters und des Alterthums verfaßt. Aber selbst wo lebende Sprachen und sogar Sprachen hochstehender

[1] Dieser Aufsatz bildete in stark verkürzter Gestalt eine akademische Antrittsrede in Freiburg i. B., gehalten am 18. Mai 1899.

Kulturvölker für uns in Betracht kommen, wären wir verrathen und verkauft, wollten wir auf die syntaktischen Schätze einheimischer Grammatiker rekurriren; nur allzu häufig geschieht es auch, daß sie gerade auf das nicht geachtet haben, was wir gern wissen möchten. Ferner ist auf ihre Ehrlichkeit nicht immer Verlaß; ich wüßte aus meinem speziellen Arbeitsgebiet Fälle anzugeben, wo die einheimischen Grammatiker in ihren Angaben geschwindelt und ihre Belege gefälscht haben. Wer syntaktisch arbeiten will, muß sich selbst sein Beleg- und Beweismaterial durch Beobachtung der Sprachen verschaffen. In keinem anderen Theil der Grammatik ist es dringender nöthig, in enger Fühlung mit den Texten zu bleiben, in keinem anderen Theil der Grammatik würde es sich schwerer rächen, wenn man seinen Stoff aus sekundären Hülfsmitteln beziehen wollte, und nirgends paßt besser das höhnende Wort Leo's von denen, „die hundert Wörterbücher durchflügeln und hundert Grammatiken durchklügeln“.

Man wird vielleicht fragen, ob Jemand, der die Syntax einer Sprache darstellen will, namentlich in der vertieften Weise darstellen will, wie ich sie im Sinn habe, vorher diese Sprache perfekt sprechen können muß? Gewiß wäre eine dahingehende Forderung theoretisch berechtigt, und auch in der Praxis dürfen wir sie aufstellen, wenn es sich etwa um Englisch, Französisch oder überhaupt um eine leicht erreichbare lebende Sprache handelt. Es wird auch nicht zu bezweifeln sein, daß es eine erhebliche Anzahl von Gelehrten gibt, die ein tadelloses Latein zu sprechen vermögen. Die, welche ein ebensolches Griechisch sprechen, werden schon eine kleinere Gemeinde bilden. Ein feines altes Sanskrit wird aus dem Munde europäischer Gelehrter kaum vernommen werden, und vollends eine flotte Konversation in der indogermanischen Grundsprache — — —. Wir müssen also erreichen, was zu erreichen ist, und im übrigen resigniren.

Eine gründliche Belesenheit allein genügt allerdings niemals. Wenn es nöthig ist, die verschiedenen Ausprägungen zur Hand zu haben, die ein syntaktischer Typus annehmen kann, so wird ein bloßes Sichbesinnen über diese verschiedenen Möglichkeiten häufig nicht zu einem erschöpfenden Resultat führen. Ich darf mich nicht dabei beruhigen, aus meinem Sprachgefühl heraus die mannichfaltigen Kombinationen, in denen ein mit „daß“ gebildeter Satz erscheinen kann, zu reproduziren, denn jeder Syntaktiker wird die Erfahrung gemacht haben, daß er in solchen Fällen Ausdrucksweisen übersehen oder gar für unmöglich gehalten hat, die in einem ganz bestimmten Sinn und Zusammenhang doch einmal vorkommen. Man muß also Sammlungen aller einigermaßen bemerkenswerthen syntaktischen Vorkommnisse anlegen, die einem bei der Lektüre von Texten aufgestoßen sind — ein umständliches und oft unfruchtbares Geschäft, das aber die unerläßliche Grundlage für ein solides syntaktisches Arbeiten bildet. Man kann sich eigentlich gar nie zu viel notiren; man ahnt oft nicht, wozu man Beobachtungen, die anfangs zwecklos schienen, später noch brauchen kann. Dadurch bewahrt man sich auch einigermaßen vor dem bisweilen recht leichtfertig hingeworfenen „Das kommt nicht vor“, eine Behauptung, die übrigens unverantwortlich ist, wenn uns ohnehin ein nur geringfügiges Quellenmaterial zu Gebote steht. Ueberhaupt — ein wohlgefüllter Zettelkasten ist das gute Gewissen des Syntaktikers.

Und doch, man lernt nie aus. Georg v. d. Gabelentz, der ein aufmerksamer Sprachbeobachter war, sagt einmal mit Bezug auf seine größere chinesische Grammatik: die Arbeiten seiner gegen 20 Vorgänger seien ihm bekannt gewesen; er selbst habe thunlichste Vollkommenheit angestrebt und geglaubt, sie in nahezu 1500 Paragraphen thunlichst erreicht zu haben, er habe sich einer erschöpfenden Behandlung der hier fraglichen logisch-sprachlichen Kategorien und ihrer Ausdrucksweisen ganz besonders beflissen. Was er aber seitdem — seit etwa 10 Jahren — hinzu gelesen und gesammelt, habe ihn immer von neuem belehrt, wie viele Früchte noch an dem reichen Baume zu pflücken seien.

Das Verfahren ist zeitraubend, da man häufig genöthigt ist, einen ganzen Satz auszuschreiben, wenn überhaupt die Sammlung einen Ueberblick über den Thatbestand geben soll. Oft werden gerade dadurch, daß man aufs einzelne achtet, Dinge, die mehr im größeren Zusammenhang liegen, übersehen. Es ist daher kein schlechter Rath, man solle Texte, die man sprachwissenschaftlich durchgearbeitet und exzerpirt hat, nochmals hintereinander weglesen; denn in der That gehen uns dabei manchmal Gesichtspunkte auf, die nur das große Ganze zu bieten vermag. Es geschieht ferner leicht, daß man über Dinge hinwegliest, die in irgend welcher sehr bekannten Sprache die gleichen sind.

Verhältnißmäßig bequem hat man es, solange man sich an hergebrachte Schemata halten kann. Anders, wenn der Stoff von neuer Seite behandelt, wenn mit einem unbrauchbar gewordenen System gebrochen und nicht nur die Auffassung, sondern mehr oder minder auch die Terminologie geändert, beziehungsweise aus freier Hand geschaffen werden soll.

Selbst die trivialsten syntaktischen Erscheinungen werden Gegenstand des Sammelns, nämlich um der Feststellung ihrer Häufigkeit willen. Häufigkeitsfragen lassen sich öfters durch die Erinnerung entscheiden; wir können ohne weiteres getrost behaupten, daß ein Attribut häufiger die Gestalt eines Adjektivs als eines Relativsatzes hat. Meist aber sind Sammlungen erforderlich und sie sind unerläßlich, wenn man bestimmte Verhältniß*zahlen* braucht. Sprachstatistische Erhebungen lassen sich mit Nutzen anstellen. Einmal dienen sie zur Charakteristik einer Sprache oder eines Sprachdenkmals. Dann aber können sie auf das Wesen der syntaktischen Vorgänge Licht werfen; sie können den Schlüssel zum Verständniß syntaktischer Analogiewirkungen bilden, die darin bestehen, daß eine Konstruktion eine andere aus irgend welchen Gründen beeinflußt hat, z. B. eben infolge ihrer relativen Häufigkeit. In denjenigen semitischen Sprachen, die über einen bestimmten Artikel verfügen, erhält das einen Genitiv regierende Substantiv nie den bestimmten Artikel; man sagt „Schwerter der Männer“ im Sinne von „die Schwerter der Männer“. Diese Ausdrucksform hat aus einem gewissen Grund, auf den es hier nicht ankommt, ihren Ursprung wahrscheinlich in Genitivverbindungen, deren Genitiv ein Eigenname oder ein Pronomen ist, wie „Schwerter Mohammeds“ und „ihre Schwerter“ (eigentlich „Schwerter ihrer“, ξίφη αὐτῶν); und die Uebertragung wird erklärlich, wenn in großem Maßstabe angestellte Zählungen zeigen, daß die Fälle einerseits, in denen der Genitiv ein Eigenname oder Pronomen ist, zusammengenommen doppelt so zahlreich sind wie andrerseits die Fälle, in denen er ein bestimmtes Appellativ ist.

Ein wichtiges syntaktisches Hülfsmittel ist der Tonfall. „Du gehst“ ist ein Aussagesatz, „Du gehst!“ ein Befehlssatz, „Du gehst?“ ein Fragesatz. Dreimal anscheinend die gleiche syntaktische Form. Wir hätten keine objektiven Sprachmerkmale, auf Grund derer wir hier drei wesensverschiedene Sätze annehmen könnten, wenn wir nicht in der Betonung ein wirkliches und ebenbürtiges syntaktisches Ausdrucksmittel erblickten. Man kann durch Beobachtung der Betonung unter Umständen weit feineren und mannichfaltigeren Nuancen folgen als sie durch die sonstigen syntaktischen Ausdrucksmittel hervorgebracht werden. Eben daraus folgt nun, daß die syntaktische Charakteristik an einer empfindlichen Unvollkommenheit leidet, solange sie nicht imstande ist, den Tonfall in so bestimmter Weise zu schildern, daß er im

Digitized by Google

einzelnen gedeutet werden kann. Das ist besonders bei solchen Sprachen im Auge zu behalten, deren syntaktischer Apparat im übrigen dürftig ist — und bleibt, solange man sie nur geschrieben vor sich hat, während sie gesprochen in ihrem Tonfall den Besitz weiterer syntaktischer Ausdrucksmittel bekunden.

Einigermaßen findet der Tonfall eine sichtbare Wiedergabe in der Interpunktion. Leider haben aber viele Sprachen in ihrer Schrift keine oder nur spärliche Interpunktion. Vereinzelt bildet auch das Accentuationssystem ein Abbild des Satztons. Syntaktische Untersuchungen über lebende Sprachen werden schon wegen der Möglichkeit, den Tonfall zu beobachten, einen wesentlichen Vorsprung vor Untersuchungen über todte Sprachen haben.

Ich brauche kaum zu bemerken, daß nicht alle Theile der Syntax gleichmäßig angebaut zu werden pflegen und daß verschiedene Bearbeiter verschiedene Interessen oder Steckenpferde haben. Auch ist noch keine Einigung darüber erzielt, was alles in einer Syntax zu stehen hat und was nicht. Der Eine rechnete etwas zu den vornehmsten Gegenständen syntaktischer Untersuchung, was der Andere von der Syntax überhaupt ausgeschlossen sehen wollte. Indeß scheint sich hier doch eine Klärung zu vollziehen. Einzelne Partien werden durchweg verhältnißmäßig vernachlässigt; dazu gehört die Wortstellung, deren große Bedeutung für die Syntax sich unmöglich in Kürze angeben läßt. Es wird ihr bei weitem noch nicht alles abgewonnen, was sie uns bieten kann; in den Grammatiken ist meist nur das Gröbste herausgearbeitet, das andere bleibt der Uebung, dem unbewußt wirkenden Takt überlassen. Wortstellungsverhältnisse sind allerdings auch die Verhältnisse, für die detaillirte Regeln am schwersten anzugeben sind. Manche Wortstellungsregeln wirken ja absolut, in der Weise, daß sie von keiner Seite her Störungen erfahren. Der deutsche Artikel steht ausnahmslos *vor* seinem Substantiv, man kann nur „der Mann" aber unter keinen Umständen „Mann der" sagen und was dergleichen mehr ist. Aber schon wenn wir in der französischen Grammatik erfahren, daß es im Französischen Adjektive gibt, die in gewisser Bedeutung stets vor ihrem Substantiv, in anderer stets nachstehen, daß zum Beispiel un nouveau livre ein neues, ein anderes Buch ist, dagegen un livre nouveau ein kürzlich entstandenes Buch, da sehen wir, daß nicht mehr die grammatische Kategorie, also hier die Kategorie Adjektiv an und für sich den Ausschlag gibt, sondern der Wortsinn dieses besonderen Adjektivs. Auch hier liegt jedoch der Fall vergleichsweise einfach, da der Sinn nur weniger Elemente in Betracht kommt; die erwähnte Wortstellung un nouveau livre und un livre nouveau bleibt dieselbe, einerlei welches im übrigen der Inhalt des Satzes oder gar der größere Zusammenhang ist, in dem der Satz ausgesprochen wird. Je mehr Elemente aber bei der Wortstellung zusammenwirken, d. h. je mehr die gesammte Situation, aus der heraus der Satz gesprochen wird, bei der Wortstellung zur Geltung kommt, je mehr Einfluß der individuellen Disposition verstattet ist, umsomehr kompliziren sich die Wortstellungsverhältnisse und um so unkenntlicher werden die Normen, nach denen sie sich regeln. Es wird z. B. nicht so einfach sein, eine exakte und durchgreifende Regel dafür zu formuliren, wann man sagt „Morgen verreise ich" und wann „Ich verreise morgen". Je mehr die Ausdrücke dem Sinne nach miteinander verwandt sind, um so mühsamer ist es, die Bedeutungsgrenzen zwischen ihnen festzulegen. Ueberhaupt ist es ein oft scheinbar pfadloses Gebiet.

Man sollte seine Quellen möglichst der Zeit entnehmen, in der die Sprache noch lebendig war, und zwar in weiteren Kreisen lebendig, nicht bloß etwa als Gelehrtensprache. Man sollte zweitens Texte wählen, welche den unmittelbaren Ausdruck der Gedanken ihres Verfassers bilden, Originaltexte, nicht aber Texte, die aus einer anderen Sprache übersetzt sind, und man sollte sich endlich im wesentlichen an die Prosa halten. Diese drei Forderungen gleichzeitig zu erfüllen, ist nicht so leicht, wie man glauben könnte, und wollten wir sie in ihrer vollen Strenge aufrecht erhalten, so müßten wir auf die syntaktische Behandlung nicht weniger Sprachen Verzicht leisten.

Manche Sprachen liegen uns nur als Uebersetzungen vor; so sehen wir uns für die Syntax einer so wichtigen Sprache wie das Gothische fast ausschließlich auf übersetztes Sprachgut angewiesen. Größere zusammenhängende Texte in den Sprachen literaturloser Völker lernt man häufig nur in Gestalt von Bibelübersetzungen kennen, und diese sind dann obendrein öfters nicht von Einheimischen, sondern von Ausländern angefertigt. Diesem an sich mißlichen Umstand läßt sich jedoch auch eine vortheilhafte Seite abgewinnen: Es ist immer belehrend, eine Uebersetzung mit dem Original zu vergleichen und auf die syntaktischen Differenzen zu achten; die Abweichungen der Uebersetzungen vom Original zeigen uns im allgemeinen, was in der Sprache der Uebersetzung *nicht* gesagt werden kann. Hat der Uebersetzer z. B. die Wortstellung des Originals verlassen, so schließen wir, daß ihm jene ursprüngliche Wortstellung für seine Sprache unnatürlich erschienen sein muß. Andrerseits wird allerdings gerade die Wortstellung leicht von der Sprache des Originals beeinflußt. Auch ein Originaltext kann mehr oder weniger unter dem Banne eines fremden Idioms stehen, und wo es sich um Studien in Dialekten handelt, die eine Schriftsprache zur Seite haben, da ist, namentlich wenn man auf schriftliche Quellen angewiesen ist, immer mit der Gefahr zu rechnen, daß eine Beeinflussung des Dialekts durch die Schriftsprache stattgefunden hat.

Poetische Texte haben insofern ihren eigenthümlichen Werth, als in ihnen bisweilen alterthümliche Ausdrucksweisen erhalten sind, die in der Prosa nicht mehr vorkommen. Auch können spätere Zeiten nicht immer so leicht nach Gutdünken an poetischen Texten Aenderungen vornehmen; Metrum und Reim müssen doch gewahrt werden. Wo ein Schriftsystem keine Vokale, sondern nur Konsonanten schreibt, da belehren uns in zweifelhaften Fällen unter Umständen Metrum und Reim, welcher Kasus oder Modus vom Dichter gemeint war. Allein Metrum und Reim werden auch zur *lästigen* Fessel; sie zwingen z. B. zu unnatürlichen Wortstellungen, und Gedichte sind daher in dieser Beziehung mit Vorsicht zu benutzen; man macht aus der Noth eine Tugend, wenn man da von dichterischer Freiheit redet. Auch sonst ist ja die Diktion der Dichter keineswegs immer geeignet, uns ein zutreffendes Bild der wirklichen Sprache zu machen. Nun sind aber in manchen Sprachen die erhaltenen Reste ganz oder überwiegend poetisch; oder es sind gerade die älteren und für uns wichtigeren Sprachstadien nur in poetischen Texten bewahrt. Man begreift also, wenn man all das Gesagte zusammennimmt, daß die Erfüllung der vorhin ausgesprochenen Forderungen vielfach rein unmöglich ist.

Vor dem Forum der Sprachwissenschaft sollten alle Sprachen gleiches Gewicht haben. Je unbedeutender die Literatur eines Volkes ist, in um so geringerem Maße wird vielleicht Neigung vorhanden sein, seine Sprache auf ihre Syntax zu untersuchen; im Grunde aber ist für uns nicht einmal ein Unterschied zwischen der Sprache hochzivilisirter und unzivilisirter Völker. Man darf es sich nicht verdrießen lassen, Strecken der entsetzlichsten geistigen Oede zu durchwandern; die Sprache ist immer als solche ein würdiges Objekt der Forschung. Mit welcher Inbrunst

Digitized by Google

kann man sich über einen blödsinnigen mandäischen Hymnus setzen, weil man weiß, hier ist ein aramäischer Dialekt, der sich von fremden Einflüssen frei gehalten hat und uns also das Bild eines genuinen Aramäisch liefert. Vielleicht ist nichts geeigneter, uns die Aufgabe unsrer Wissenschaft deutlich vor Augen treten zu lassen; sie hat es eben mit sprachlichen Formen und dem Sinne dieser Formen an sich zu thun, losgelöst von ihrem zufälligen literarischen Inhalt; Werth und Interesse der grammatischen Formen erleiden keine Einbuße durch die Bedeutungslosigkeit und Reizlosigkeit des Gedankenstoffes, den sie ausdrücken.

Der Stoff ist gesammelt; er soll weiter durchgeistigt und das Resultat soll vorgelegt werden.

Manche stellen an die Spitze ihrer Syntax eine Definition von „Satz". Ein Glück, daß eine Syntax sehr gut sein kann, ohne daß der Autor mit sich darüber ins Reine gekommen ist, wie er den Satz definiren will — und umgekehrt.

Die Gesichtspunkte, nach denen ein und derselbe Stoff behandelt wird, haben gewechselt. Die älteste griechische Grammatik zählt das Demonstrativpronomen, Fragepronomen und Indefinitpronomen nicht zum Pronomen, sondern zum Nomen, das Relativpronomen zum Artikel; für sie ist nur das Personalpronomen und das Possessivpronomen ein Pronomen, ein Vertreter eines Nomens. Es ist, wie wir nach genauer sehen werden, gar nicht immer so einfach, die syntaktischen Formen einer Sprache in dem Stoff zu entdecken, ihre syntaktischen Kategorien aufzustellen, und es läßt sich nicht immer eine absolute Bezeichnung finden, denn ein Wort kann verschiedenen Kategorien angehören, und daraus ergibt sich ein Schwanken in der Natur der syntaktischen Verhältnisse, in denen es erscheint. Das deutsche Wort „bis" ist eine Präposition, wenn ich sage „bis Montag", aber es ist eine Konjunktion, wenn ich sage „bis ich komme" u. s. w. So sind auch die Grenzen zwischen Adjektiv und Substantiv nicht fest. Das Eigenschaftswort „tapfer" ist in ein Substantiv verwandelbar und lautet dann „der Tapfere". In diesem Beispiel und ähnlichen ist der Zusammenhang zwischen Substantiv und Adjektiv noch lebendig, die Verwandlung des Adjektivs in ein Substantiv wird in jedem einzelnen Falle von neuem vollzogen. In anderen Wörtern ist aber der Kategorienwechsel abgestorben und das Adjektiv ist definitiv zum Substantiv geworden. So ist „der Junge" im Sinne von „der Knabe" heute reines Substantiv, ursprünglich aber nichts anderes als das Adjektiv „jung" mit Artikel. Auch der Komparativ dieses selben Adjektivs ist reines Substantiv geworden, wir haben ihn in dem Substantiv „der Jünger".

Man sollte glauben, das Ideal einer Sprache wäre, daß jedes Wort, auch wenn es aus dem Zusammenhang gerissen ist, durch seine Lautgestalt sofort seine Kategorie verräth, ob es z. B. Konjunktion oder Nomen oder Verbum, Präsens oder Imperfekt, Nominativ oder Genetiv u. s. w. ist. Das Extrem hiezu bilden Sprachen, die dem Worte selbst nie ein Merkmal seiner Kategorie verleihen, wie z. B. das Altchinesische. Da kann man also einem Worte, das den Begriff des Gebens darstellt, nicht ansehen, ob es z. B. als Nomen oder Verbum fungirt, ob es also = „er gibt" oder „die Gabe" u. s. w. ist, ferner ob „ich gebe" oder „du gibst" oder „er gibt" u. s. w., ob „die Gabe" oder „die Gaben" u. s. w. Das ist nur durch Sprachmittel, die außerhalb des Wortes selbst gelegen sind, durch Hülfswörter, durch Wortstellung auszudrücken; alles beruht auf dem Zusammenhang. Während dies im Chinesischen und sonst grundsätzlich so durchgeführt ist, zeigen andere Sprachen derartiges bald in höherem, bald in geringerem Maße. Im Deutschen z. B. läßt sich dem Wort „Hand", abgesehen von dem Sachbegriff, den es darstellt, nur noch ansehen, daß es Singular ist, dagegen ist nicht zu erkennen, welchen der vier Kasus es bezeichnet. Es gibt im Neuhochdeutschen nur eine einzige erste Person des Singulars im Indikativ, die eindeutig als solche zu bestimmen ist, nämlich „bin", alle anderen ersten Personen des Singulars, „nehme", „grüße" u. s. w. können noch andere Verbalformen als gerade die erste Person Singularis des Indikativs bezeichnen.

Die Aufstellung zutreffender Bezeichnungen für grammatische Kategorien läßt zu wünschen übrig; so haben wir zwar in dem Worte „Nomen" eine Bezeichnung, die Adjektiv und Substantiv zusammenfaßt und also angewendet werden kann, wo eine Sprache den Unterschied zwischen Adjektiv und Substantiv nicht kennt; aber wir haben z. B. keinen Terminus, mittelst dessen wir Adjektiv und Verbum zusammenfassen und ungeschieden bei einander lassen können, obwohl es Sprachen gibt, die Adjektiv und Verbum nicht geschieden haben, und so geht es bei zahlreichen Anlässen. Es ist das für uns eine beständige Mahnung, unsre Terminologie zu verbessern; die herkömmlichen termini sind nicht nur bei weitem nicht ausreichend, sondern vielfach taugen sie nichts. Wir sind ferner gezwungen, termini, die aus der Betrachtung der griechischen oder lateinischen Sprache gewonnen sind, auf Sprachen anzuwenden, wo sie nur ungefähr das bezeichnen, was damit gemeint ist. Wollten wir, statt uns solcher a potiori gewonnener Bezeichnungen zu bedienen, ganz korrekt sein, so müßten wir fast für jede Sprache eine neue Terminologie erfinden, was natürlich praktisch nicht durchführbar ist.

Die Syntax ist bestrebt, sich von der herkömmlichen Terminologie nöthigenfalls zu emanzipiren. Aber es ist leichter, Differenzen zwischen den grammatischen Kategorien zweier Sprachen wahrzunehmen, als sich Rechenschaft über das Wesen der neuaufgefundenen Kategorie zu geben und sie in der richtigen Weise zu benennen. Handelt es sich um völlig neue Kategorien, also z. B. um einen Kasus, der den uns geläufigen Sprachen fremd ist, so ist die Aufgabe manchmal gar nicht so schwierig. Das Prekäre liegt wo anders. Hat eine Sprache eine grammatische Kategorie, die mit einer uns vertrauten Kategorie zwar verwandt, aber unbestimmter ist, so kann es recht mühsam werden, sich über die spezielleren Ausprägungen, welche jene Kategorie bei uns hat, hinwegzusetzen. Wenn z. B. eine Sprache zwar die Kategorie des Verbums, aber nicht die des Aktivs und Passivs besitzt, so ist es nicht leicht, einen Einblick in das Wesen dieser Verba zu thun, bei denen man also Aktivität und Passivität wegdenken muß. Wir verstehen eher eine grammatische Kategorie, wenn wir dabei Merkmale zu unsern Kategorien hinzuzufügen haben, wenn wir ihren Inhalt reicher als den unsrer Kategorien zu denken haben, als wenn wir etwas von den uns geläufigen Merkmalen weglassen sollen. So gelingt es also eher, termini für verfeinerte Kategorien zu schaffen als für gröbere. Viele Sprachen haben die Differenzirung von Nomen und Verbum nicht vollzogen, aber es fehlt an einer Bezeichnung für den fraglichen Redetheil. In Uebersetzungen von Beispielen aus solchen Sprachen kann man an den betreffenden Stellen den Infinitiv finden, weil eben der Infinitiv sowohl zum Nomen als zum Verbum Beziehungen hat, oder man liest gar die schiefe Behauptung, jener Redetheil sei ein Infinitiv.

## Flibustier.

Von Dr. Herman Prowe.

Heute, da strategische Gründe den Kanal durch Nicaragua fordern und sich das imperialistische Gelüste der Vereinigten Staaten auf dieses Land richtet, gedenkt man

Digitized by Google

dort wieder der Mitte dieses Jahrhunderts. Damals wurde der Weg vom Osten der Union nach Californien mit Vorliebe über Nicaragua genommen, und sowohl das Bestreben, diese Straße vor den Störungen durch die ewigen politischen Unruhen zu bewahren, als auch die Leichtigkeit, inmitten der ohnmächtigen und unversöhnlichen beiden Parteien der tertius gaudens zu werden, stachelte die Abenteuerlust und Gier einiger Nordamerikaner zu dem Versuch an, in Nicaragua zu thun, was gestern mit Hawaii glatt und leicht gelungen ist. Die schwächere von zwei Regierungen, die sich einmal wieder um die Herrschaft stritten, nahm 1854 das Angebot eines spekulativen Yankee an, ihr für Geld und Ländereien, unter dem Vorwand der Kolonisation, 300 nordamerikanische Soldaten anzuwerben. Dazu wurde in San Francisco der Dr. Jameson jener Zeit, der Spezialist für bewaffnete Einfälle, William Walker, auserseben. Dieser merkwürdige Mann hatte zunächst in seiner Heimath Tenessee so schlecht und recht, wie es damals dort möglich war, Medizin studirt und dann gleich auch noch Rechtswissenschaft, da es ihn langweilte, auf Patienten und Ruhm zu warten. Als Advokaten verschlug ihn die Politik bald von Nashville nach New-Orleans und von da nach Californien. Dort unternahm er den kühnen Zug ins mexicanische Gebiet, um Nieder-Californien und Sanora zu erobern. Dem Plan war das Mäntelchen umgehängt: Schutz der armen Bewohner Guayma's und anderer Städtchen gegen die Apachen. Genau wie gestern Cubaner und Filipinos vor den grausamen Spaniern gerettet wurden. Nach langen Kämpfen und Mühen in dem wüsten und wasserlosen Lande gab Walker seinen Kriegszug auf und wurde Zeitungsschreiber in San Francisco. Das war in jenen Tagen, wo jeder Leser seine abweichende Meinung mit dem Revolver vertrat, und ein unbequemer Schriftsteller nicht bloß moralisch todtgeschlagen wurde, noch ein dem Soldaten näherstehender Beruf. Gern vertauschte ihn Walker mit der Arbeit in seinem Fache und segelte alsbald, freilich nur mil 56 Mann, nach Nicaragua. Das Erstaunen dort war groß, als statt des erwarteten bärtigen, fluchenden und nach Whiskey riechenden Abenteurers ein glattrasirter, zarter Herr erschien, im untadeligen Frack und Plätthemd, von sanfter Stimme und gewählten Ausdrücken und so puritanisch sittenrein, daß alsbald die Sage ging, er sei ein verkleidetes Frauenzimmer.

In Nicaragua fand der neue Helfer nun recht bunte Verhältnisse vor. Der Gegensatz, den man mit anderen geistigen Gütern unbesehen von Frankreich übernommen hatte, zwischen demokratischen Priesterhassern und konservativen Kirchenfreunden war noch verschärft worden seit der Italiener-Sprößling Moragan durch Pulsche für die Wiederherstellung der Union zwischen den fünf Republiken Zentralamerika's gewirkt hatte, bis er von dem immer vernunftigen Costarica erschossen worden war.

Den Märtyrer umgab der Liberalismus seither mit strahlendem Legendenschein und sein Bundesplan diente zum Aufputz der sonst etwas fadenscheinigen Ideale. Das andere Lager hatte dem Nationalhelden stets höhnischen Widerspruch entgegengesetzt und es für kein Unglück gehalten, frei nach Montesquieu die Vortheile kleiner Freistaaten zu genießen und einzeln genau so schwach zu sein wie zu fünfen. Zu dem Haß der Parteien, die sich bei näherem Zusehen oft in rein persönliche Gefolgschaft auflösen, kam nun noch der Neid zwischen den Städten Granada und Leon, aus denselben Gründen wie überall: Familienzank und Handelseifersucht. Granada liegt am See von Nicaragua, steht über diesem und dem San Juan-Fluß mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung und ist der Wohnsitz der alten Patrizier, die Finanzzölle der Einkommensteuer vorziehen. Leon dagegen war mit seinem neuen Handel auf das Stille Meer angewiesen und war und ist die Stadt der unbändigen Plebejer, welche durch Schmuggel gern ihren freihändlerischen Abscheu vor hohen Zöllen bethätigen und dabei damals die Kosten der langen Seefracht ihrer Waaren, die ums Kap Horn gehen mußten, herausschlugen.

Noch war 1859 der Name Moragan eine Art Kriegsruf. Sein alter Offizier Cabañas, Präsident von Honduras, unterstützte Leon, worauf der unversöhnliche Gegner Moragans, der Herrscher Guatemala's, Carrera, in Honduras einfiel, Cabañas zwang, seine Truppen zurückzuziehen und dadurch Granada unter Chamorro zum Siege verhalf. Dieser starb aber bald darauf und wurde von Estrada als Präsident und Corral als Oberbefehlshaber ersetzt.

Gegen den hatte nun Walker zu kämpfen, zunächst noch unter einem General, dann nach dessen Tod als oberster Heerführer, und bald steckte er seinen Leoneser Präsidenten Castellar nebst dem Minister Jerez in die Tasche, um nach Gutdünken zu schalten.

Ein großer Kriegführer ist der Flibustier-Gentleman, wie er alsbald genannt wurde, nicht gewesen, und einer seiner Gegner sagt sehr richtig, seine Taktik habe darin bestanden, einen wichtigen Punkt freiwillig aufzugeben und ihn gleich nachher wieder anzugreifen. In den meisten Gefechten zog er den Kürzeren, freilich ging er mit rücksichtslosem Muth immer gegen eine große Uebermacht an. Sein Häuflein war auf 35 Mann zusammengeschmolzen. Aber die guten Gewehre in der Hand geübter Schützen brachten dem Gegner große Verluste und die rasche Beweglichkeit der Truppe imponirte. Nach und nach kam auch etwas Zuzug. Unter ihm befand sich ein ehemaliger preußischer Artillerieoffizier, Bruno v. Natzmer, der mil v. Bülow zum Koloniegründen nach Costarica gekommen war. Walker hat später (1860) seine Memoiren veröffentlicht und, trotzdem darin das deutsche Element in seiner Truppe sehr schlecht wegkommt, spendet er dem Preußen das größle Lob und häufig ist zwischen den Zeilen zu lesen, wie werthvoll und nützlich er ihm war. v. Natzmer ist dann nach Salvador, wo sich ältere Deutsche seiner noch gern erinnern, Guatemala und Mexico verschlagen worden und ist dort, soviel man gehört hat, gestorben.

Die Zahl der Amerikaner betrug schließlich wieder 70, allein ihre Lage wäre doch recht übel geworden, wenn nicht im Juli 1855 ein gräßlicher Verbündeter im Lager Granada's gewüthet hätte, die Cholera, ein Glied der großen Pandemie 1846—1863. So wurde denn zwischen Walker und Corral — immerhin nach der Einnahme Granada's durch Handstreich — ein Vertrag geschlossen, wonach ein konservativ angehauchter Patricio Rivas statt Estrada's und und Castellars, den die Cholera hinweggerafft hatte, Präsident, Walker Obergeneral wurde. Die Schulden und Soldalen beider Parteien wurden auf die neue Staatskasse übernommen. Die rothen Abzeichen der Leonesen und die weißen der Gegner, die jeder vorsichtige Mann in Nicaragua bisher immer zugleich in der Tasche gehabt hatte, verschmolzen zu einem blauen.

Der Rath der eroberten Stadl bal in aller Demuth den „Flibustier“, die Präsidentenschaft zu übernehmen, und Rivas hatte nicht viel zu sagen. Corral dagegen richtete einen brieflichen Nothruf nach Honduras und meinte sehr richtig, bald würde nun auch den übrigen Staaten das seltene Glück der Yankee-Herrschaft zutheil werden, wenn sie sich nicht beeilten, Nicaragua zu Hülfe zu kommen. Der Brief wurde aufgefangen und der unvorsichtige Verfasser vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Danach aber wurde den Konservativen viel Entgegenkommen bewiesen, die Kirche war zufrieden und es begann eine hoffnungsvolle Zeit. Erlasse machten die Einwanderung von Nordamerikanern bequem und verlockend. Eine Zeitung

wurde gegründet. Unser Landsmann Maximilian v. Sonnenstern erhielt Unterstützung zu seinen ersten Landkarten und geographischen Arbeiten, die er mit bescheidenen Mitteln während seines ganzen Lebens aufs verdienstlichste fortgeführt hat. Cabañas, der inzwischen durch Carrera sein Thrönchen in Honduras verloren hatte, ward der mit Pomp empfangene Gast Walkers. Von Rivas war nicht mehr viel die Rede. Die Prophezeihung Corrals wäre wohl eingetroffen, wenn nicht die Geldinteressen Jankee gegen Jankee gehetzt hätten. Die Transportgesellschaft, welche die Reisenden von Meer zu Meer auf kleinen Dampfern über den San Juan-Fluß, den See und dann weiter zu Wagen beförderte, hatte recht gute Geschäfte gemacht, namentlich weil sie der Regierung die ausbedungenen Zohlungen stets schuldiggeblieben war. Die Konzession wurde ihr am 10. Februar 1856 entzogen und einigen Freunden Walkers unter viel günstigeren Bedingungen übertragen. Cornelius Vanderbilt, der weltbekannte, war Hauptlheilhaber der alten Gesellschaft und ließ nun sein Geld springen. Er bot den Nachbarstaaten bedeutende Subsidien, wenn sie den Flibustiern den Garaus machten. Costarica ging darauf ein und erklärte den Krieg. Als die Nachricht eintraf, verfügte aber Walker, dank den Kolonisationserlassen, über 2500 reisige Amerikaner. Gleichzeitig erlitt er freilich eine moralische Schlappe in der Heimath. Der Präsident der Vereinigten Staaten, Pierce, hatte bis dahin gegen die Ansicht seines Staatssekretärs Marcy sich den Weg offen erhalten, die Annexion des neuen Staatswesens in Nicaragua dem Kongreß vorzuschlagen. Plötzlich muß aber der Einfluß Vanderbilts sich in Washington geltend gemacht haben, und der Abgesandte der Republik Nicaragua, French, wurde nicht empfangen. Die böse Vorgeschichte des Botschafters erklärt das nicht, denn noch schlimmere amerikanische (und auch englische) Abenteurer haben mit dem Staatssekretairat oder Ministerium des Aeußern ihrer Länder öfters Fühlung gehabt, und die hohen Beamten pflegen sie gerne vorzulassen, um eine lebhafte Schilderung ihrer Pläne und fremder Verhältnisse selbst zu hören. Unsre armen Legationsräthe sollen sich ein klares Bild ferner Länder aus mit Curialien beschwerten Berichten im gespreizten und nichtssagenden Amtsstil machen und empfinden wohl schon bei dem Gedanken Ohnmachtsanwandlungen, einmal einen anrüchigen Patron zu empfangen, erzählen zu lassen und gar noch auszufragen. Den ganzen Gegensatz der Auffassung stellen der Frack des zur Audienz vom Minister befohlenen Deutschen und die Joppe des Hrn. Cecil Rhodes dar, die in unsrer Presse eine so große Wuth erregt hat. Die auswärtigen Aemter werden eben bei den Vettern wie Kaufmannskontore geführt, und wer etwas nützliches zu sagen hat, spricht vor und plaudert ungezwungen mit seinem Landsmann, den er nicht für ein Wesen höherer Ordnung zu halten gewöhnt ist. So erreichte denn auch der englische Konsul Thomas Manning, ein rühriger Gegner der Flibustier, daß Lord Clarendon Costarica aufstachelte und mit 2000 Flinten versah — zu dem nicht allzu billigen Marktpreise natürlich.

Walker quittirt darüber in seinen Memoiren mit der Bemerkung, daß zu seiner Zeit England überall gern die unordentliche Wirthschaft schwacher Regierungen beförderte, weil an skandalösen Kontrakten und am Schmuggel mehr zu verdienen wäre, als am normalen, der Konkurrenz des übrigen Europa's ausgesetzten Handel. Hinter jedem englischen Gläubiger eines Raubstaats stände die Flotte, und in Zentralamerika stützte den Schmuggel der Engländer ihr Landbesitz in Belize und an der Mosquitoküste, der sonst keinen ersichtlichen Werth hätte.

In dem nun ausbrechenden Krieg erlitt zunächst ein Offizier Schlesinger aus Ungarn eine so schlimme Niederlage, daß er in Ungnade fiel und flüchten mußte. Diesem Umstand verdankt er wohl sein Leben, das er heute noch in sehr behaglichen Verhältnissen in Paris genießt. Dem ersten Unglück folgte die alte, schlechte Taktik des planlosen und verlustreichen Hin- und Herziehens. Allein wieder kam die Cholera zu Hülfe, der Costarica-General Caños mußte vor ihr das Feld räumen und zwei Monate nach dem Tagesbefehl, der den Flibustiern die Verbrechern zukommende Strafe verheißt, die demüthige Bitte an den „Obergeneral des Heeres von Nicaragua, Hrn. William Walker", richten, für die zurückgelassenen Kranken und Verwundeten zu sorgen. Von 3000 Mann kehrten nur 500 zurück und schleppten die Cholera mit sich nach der Heimath, wo in kurzer Zeit etwa 10,000 Menschen daran starben.

Aber auch die Amerikaner erlitten große Verluste durch die Seuche, durch Fieber und Desertion.

Immerhin steht Walker auf der Höhe seiner Macht, zieht am 4. Juni 1856 im Triumph in Leon ein, wo ihn jubelnde Schaaren bunt gekleideter Menschen mit Musik und bombastischen Versen feiern. Wieder wird ihm die Krone von den Granadinern angetragen, welche fürchten, Leon könnte Hauptstadt werden. Der arme Rivas mit seinem Minister Jerez drückte sich in aller Stille aus der Stadt, und so groß war sein Ansehen schon, daß unterwegs ein Amerikanerleutenant, dem die Reise verdächtig erschien, nur mit Mühe sich davon abhalten ließ, den Landesvater zu verhaften. Seinem General hätte er einen schlechten Dienst damit erwiesen. Dem kam die Flucht des Patricio Rivas sehr gelegen. Er trat zum Katholizismus über und ließ sich im Juli zum Präsidenten wählen. In Granada wurde darauf der amerikanische Ministerresident in feierlicher Audienz empfangen, und in Washington der neue Gesandte Nicaragua's, P. Wijil. Beide Zeremonien hatte Hr. Pierce nach der Niederlage Vanderbilts und Costarica's allerdings angeordnet, unter der Voraussetzung, daß Rivas noch Präsident wäre, er wartete auf eine Bitte um Annexion und hielt den Gegenstand für wichtig genug, um in einer Botschaft dem Kongreß seine Gründe für die Anerkennung der Regierung von Nicaragua dorzulegen. Der Vertreter Frankreichs mochte ein schiefes Gesicht. Sein Kaiser interessirt sich sehr lebhaft für Nicaragua und den Kanal. Spanien war auch böse, da viele Cubaner unter Walker dienten und von ihm Hülfe erwarteten. Nur die englische Regierung blieb heiter. Sie kannte den Werth des Vanderbilt'schen Geldes, das jetzt nach Guatemala, Honduras, San Salvador und auch nach Costarica abging. Dort wurde nun in der That gerüstet, und Rivas mit seinem Jerez, der nicht genug gegen die Flibustier loben konnte und ganz vergessen zu haben schien, daß er sie selbst ins Land gerufen hatte, warteten im äußersten Eckchen Nicaragua's mit Sehnsucht auf die Bundesgenossen. Walker ließ sie gewähren und meint sehr richtig in den Memoiren, eine zentralamerikanische Revolution müsse man wie einen Absceß erst reifen lassen und dann aufschneiden. In der That gaben die guten Leute in Nicaragua den alten Hader nicht auf. Estrada, der in dem Vertrage zwischen Walker und Corral überhaupt nicht erwähnt worden war, besann sich plötzlich darauf, daß er auch Präsident wäre, und die Konservativen hofften, er würde den Verbündeten aus Guatemala lieber sein, als Rivas. Die Demokraten von Leon glaubten das auch und entschlossen sich kurzer Hand dazu, den unvorsichtigen alten Herrn ermorden zu lassen. Der Flibustier bemerkte dazu sehr wahr, daß dieselben Ursachen, welche in Italien die Carrara, Visconti und Borgia und in England nach dem Kampf der Rosen Richard III. erzeugt hätten, auch die grausamen und verschlagenen Politiker Hispanoamerikas' hervorbrachten, welche an Skrupellosigkeit, List und Verstellungskunst ihresgleichen nicht haben, wenn

Digitized by Google

sie auch einen genialen Theoretiker wie Machiavelli nicht aufweisen könnten.

Trotz solcher gerechten Auffassung stärkt der Vorfall in Walker doch den zähen Rassenhaß des Südstaatlers, der damals gewitterschwer in Nordamerika vor der Entladung stand und auch heute noch grollend den Weißen des Südens von der dem Neger Rechte gewährenden Union scheidet. Alle Hoffnung, meint Walker, die spanisch-amerikanischen Länder zu tüchtigen Gemeinwesen zu machen, ist vergebens, wenn nicht die reine weiße Rasse allein herrscht. Englands Besitzungen sind groß geworden, weil dies Prinzip dort mit eiserner Hand durchgeführt worden ist. Die spanischen Kolonien taugen nichts, weil in ihnen die Mischlingsbevölkerung dominirt. Der Neger und Indianer arbeitet nur wenn er gezwungen wird und die einzige Art diesen Zwang schonend und in methodisch erzieherischer Weise auszuüben, ist die Sklaverei. Die Rhapsodien des verrückten Genfers und die Theorien der übrigen französischen Aufklärer haben eine Art hydrophobischer Wuth gegen das Wort Sklaverei erzeugt, und die Menschheit ist falsch berichtet und aufgehetzt worden von Pastoren, die mehr Griechisch und Hebräisch verstehen als Nationalökonomie und von heuchlerischen ältlichen Baumwollspinnern in England, die es hartnäckig vermeiden, ihre Menschenliebe etwa näher an ihrer Heimath zu bethätigen als in Afrika. Der größte Fehler der nordamerikanischen Verfassung ist das Verbot, Personen in das Gebiet der Union hereinzulassen, die auf eine bestimmte Anzahl Jahre zur Arbeit verpflichtet sind.

So werthvoll sind dem Mann aus Tennessee diese feine Prinzipien, daß er ihretwegen des Präsidenten Pierce anerkennungsbereite Hand zurückstößt und die Konstitution Nicaragua's für aufgehoben erklärt, weil sie die Sklaverei untersagt. Eine Reihe von Dekreten über Grundbücher und Einziehung von Landeigenthum wird erlassen mit dem ausgesprochenen Zweck, den größten Theil des Grundbesitzes in weiße Hände zu bringen. Dieser Schlag ins Gesicht aller Mestizen reizte sie neben dem fremden Geld zum Widerstand.

Im September 1856 beginnen die Streitigkeiten, im Westen stehen die Kontingente von Guatemala und Salvador unter Belloso, im Süden der Präsident Mora von Costarica. Zavala befehligt die Truppen von Nicaragua. Die Flibustier bleiben allein und werden Schritt für Schritt zurückgedrängt, trotzdem der deutsche Artillerist Schwartz noch Erstaunliches leistet und der Engländer Henningsen sich als ein Held bewährt. Walkers eigene Landsleute desertiren in hellen Haufen und der Rest führt sich so auf, daß ihr Führer zu dem Ausspruch kommt, der Amerikaner müsse, wie im Frieden so auch im Kriegslager, alles laut und in ihr freien Worten besprechen, darunter litte die Sicherheit des Heeres und die Unzufriedenheit werde wegen jeder Kleinigkeit zu schroff und zu allgemein. Was auf allerlei Merkwürdiges vor Santiago de Cuba und hinter Manila auch heute noch paßt.

Nach der Aufgabe und grausamen Einäscherung Granada's, nachdem ein rühriger Agent Vanderbilts sich durch kühnen Handstreich des Flusses San Juan und des Sees nebst allen Schiffen bemächtigt hat und nach vielen blutigen Kämpfen ergibt sich Walker am 1. Mai 1857 dem Kapitän Davis des nordamerikanischen Kriegsschiffs „St. Mary". Seine Memoiren schließen mit dem Gedanken, daß eine niedere Rasse niemals zahm und freiwillig die Herrschaft der höheren anerkennt und daß, wo Barbarei und Zivilisation zusammenstoßen, Krieg sein muß.

1859 versuchte Walker von neuem, diesen Rassenkrieg zu unternehmen, wurde aber von seinem Landsmann, Kommodore Spaulding, aus dem San Juan-Fluß herausgeholt und nach Washington gebracht, wo er die Bundesregierung des Einverständnisses mit seiner Unternehmung bezichtigte.

Im folgenden Jahre warb er 200 Mann ganz öffentlich in New-York an, so daß sich ihm als Trommler ein kleiner Junge aus San Salvador anschloß, dessen Vater lange Zeit kein Schulgeld geschickt hatte, der auf die Straße gesetzt worden war, diese billige Gelegenheit nach Hause zu kommen benutzte, auch nach vierwöchigem Marsch sein Ziel erreichte und heute noch als ein sehr geachteter Mann dort lebt.

Mit seiner neuen Truppe schiffte sich Walker zunächst nach Honduras ein, nahm den Hafen von Trujillo und war schon ins Niraragua-Gebiet eingedrungen, als ihn auf dem Rio Tinto Honduras-Soldaten gefangen nahmen, die auf den Booten des englischen Kriegsschiffs „Icarus" dahingelangt waren. Er wurde von ihnen dem Kapitän des „Icarus" übergeben, von diesem wieder den einheimischen Behörden des Hafens Trujillo ausgeliefert und dort am 14. September 1860, 36 Jahre alt, erschossen.

Theuer bezahlte sein Anstifter den Flibustierkrieg, der neben den großen Erdbeben und anderen Schrecken im Gemüth des Volks von Zentralamerika haften geblieben ist und heute noch zur Zeitrechnung dient. Ein Bäuerlein zeigt, nach seinem Alter gefragt, mit der Hand überm Boden, wie groß er war, cuando los filibusteros, zur Zeit der Flibustier. Den Streitern von damals aus allen fünf Freistaaten ist vor einigen Jahren in Costarica's Hauptstadt ein großes Denkmal gesetzt worden. Einige alte Soldaten waren bei der Enthüllungsfeier zugegen und inmitten vieler pomphaften Reden über die gemeinsame, großartige Kraftanspannung zur glücklichen Befreiung des Vaterlands von der drohenden Fremdherrschaft meinten einige allzu Ehrliche unter ihnen, es sei der größte Irrthum ihres Lebens gewesen, die Nordamerikaner aus dem Lande zu treiben.

Mit Ausnahme der — nicht kleinen — Zahl von Leuten, die aus der Politik einen Beruf machen, wünscht die Bevölkerung der drei unruhigsten Staaten Salvador, Honduras und Nicaragua geradezu das Protektorat einer fremden Macht herbei. In Nicaragua ist seit Walkers Zeiten der Einfluß Nordamerika's immer sehr stark gewesen, weil viele „Flibustier" im Lande geblieben sind und Familien gegründet haben, weil die Söhne reicher Leute gewöhnlich in den Vereinigten Staaten erzogen werden und weil der zutrauliche Charakter der Bevölkerung den amerikanischen Diplomaten die beständige Einmischung in die Politik und ein gewisses Schiedsrichteramt gestattet hat. Dazu kommt die Hoffnung auf sehr große wirthschaftliche Vortheile aus dem Bau und Betrieb des Kanals. Freilich sind es heute nicht die Liberalen, welche die Amerikaner ins Land rufen würden, sondern die satten Patrizier, die ihres Eigenthums endlich einmal ohne Zwangsanleihen und Vermögenseinziehungen durch die gerade herrschenden gierigen Leonesen froh werden möchten. Doch sind sie infolge ihrer größeren Bildung, wie Viele in Salvador und Honduras, sich auch klar darüber, daß Walkers übertriebene Ansichten von der Ueberlegenheit der Weißen noch in vielen Amerikanern lebendig sind und sie zu einer unverhohlenen Verachtung der greaser bewegen, und daß ferner diejenigen Yankees, welche als Beutepolitiker das nächste Anrecht auf Beamtenstellen haben, alle schlechten Eigenschaften ihres Volkes und wenig gute besitzen. Das Kanalprojekt wird von den Panama-Leuten hintertrieben, es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die riesigen Kosten des Anschlags bei der Ausführung sich vervielfachen werden, denn die französischen Börsenleute, Abgeordneten, Bauunternehmer und Zeitungsbesitzer, die an Panama verdient haben, würden nach der Meinung von Farmern ihren nordamerikanischen

Digitized by Google

Kollegen gegenüber als reine Waisenknaben dastehen. Daher zögert Nordamerika mit Recht, an das kolossale Unternehmen sich zu wagen. Englisches Kapital wird vielleicht in Panama Disraeli's Geschäft mit den Suezkanalaktien wiederholen, nachdem seine Diplomatenkünste den Katzenjammer des imperialistischen Vetters so gesteigert haben werden, daß er die modernen Flibustierabsichten auf Nicaragua auffallen läßt. Vielleicht kann Graf Bülow einen solchen Moment ausnützen. Für den Kaufpreis der Karolinen ist im spanischen Amerika manche hübsche Kohlenstation zu haben. Das Ansehen, das sich der deutsche Gesandte in Zentralamerika, Hr. Dr. v. Voigts-Rhetz, durch festes Auftreten erworben hat, käme da zustatten.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** An der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität wurde Dr. Karl Schwarzschild als Privatdozent für Astronomie zugelassen. Seine Habilitationsschrift lautete: „Beiträge zur photographischen Photometrie der Gestirne.“ Die Probevorlesung handelte von der Bedeutung der photographischen Methode in der Astronomie.

B. **Heidelberg.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat dem aus dem Justizdienste scheidenden Oberlandesgerichtspräsidenten Schneider die Würde eines Doctor juris honoris causa verliehen. Dr. Schneider, der lange Zeit das Amt eines Richters ausgezeichnet verwaltet und sieben Jahre hindurch das Oberlandesgericht geleitet, hat sich während dieser Zeit auch an den gesetzgeberischen Arbeiten hervorragend betheiligt und namentlich bei Berathung der Ausführungsgesetze zum Bürgerlichen Gesetzbuche sehr bedeutende Verdienste erworben.

**Straßburg,** 19. Juli. Unmittelbar nach der Gründung der Straßburger Universität hatte der akademische Senat die Zulassung von Frauen zu den Vorlesungen und Uebungen für unzulässig erklärt. An diesem Beschlusse hatte die Universität seither streng festgehalten, und stand schließlich mit diesem Verfahren allein unter den deutschen Universitäten. Vor kurzem richtete nun der Vorstand des Vereins elsaß-lothringischer Lehrerinnen an die Universität die Bitte, Lehrerinnen, welche an höheren Mädchenschulen die Prüfung abgelegt haben, als Hospitantinnen zu den Vorlesungen und Uebungen der Universität zulassen zu wollen. Der Vorstand wurde dazu veranlaßt durch den Gang der wissenschaftlichen Vorbildung für Lehrerinnen, der im November vorigen Jahres für Elsaß-Lothringen neu geregelt worden ist. Danach wird die Befähigung zu der Anstellung als Oberlehrerin an einer höheren Mädchenschule durch die Ablegung einer ferneren wissenschaftlichen Prüfung bedingt. Diese Prüfung nun setzt ein wissenschaftliches Studium in verschiedenen Fächern voraus, das seiner Natur nach nur im Anschluß an die Universität erfolgen kann. Der akademische Senat hat nun im Anschluß an jene Bitte den früheren Beschluß von neuem geprüft und beschlossen, nicht nur die elsaß-lothringischen Lehrerinnen, sondern studirende Frauen überhaupt zuzulassen. Der frühere Beschluß ist ganz aufgehoben worden. Von jetzt an können also Dozenten der Universität Frauen, die den entsprechenden Grad von wissenschaftlicher Vorbildung haben, zu ihren Vorlesungen und Uebungen nach Belieben zulassen. Es ist also nunmehr an allen deutschen Universitäten den Frauen der Zugang zum akademischen Studium eröffnet.

* **Leipzig.** Hrn. Dr. phil. Ferd. Sommer aus Trier wurde von der philosophischen Fakultät unsrer Universität die venia legendi für indogermanische Sprachwissenschaft und keltische Philologie ertheilt.

* **Berlin.** Als Privatdozent an der theologischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Lic. theol. Dr. Karl Schmidt mit einer Probevorlesung über das apostolische Zeitalter in Tradition und Legende habilitirt.

* **Bonn.** Die medizinische Fakultät hat dem Geh. Sanitätsrath Dr. Bernhard Brandis in Rüngsdorf bei Bonn aus Anlaß seines 50jährigen Doktorjubiläums am 20. Juli das Doktordiplom ehrenhalber erneuert. Das neue Diplom rühmt von dem Jubilar seine Unverdrossenheit bei Ausübung seines ärztlichen Berufs, erwähnt seine musterhafte Amtsführung als Direktor des Krankenhauses in Aachen und seine Verdienste, wissenschaftliche wie praktische, um die Pflege und Förderung des Aachener Bades, und nennt ihn einen Mehrer und Freund der Wissenschaft, der sich auch als Mensch durch Nächstenliebe, Freundlichkeit und Anhänglichkeit ausgezeichnet habe.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

**Tauchnitz Edition.**
July 19, 1899.
**The Duenna of a Genius.**
A new Novel.
By (21720)
**M. E. Francis.**
1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen:

# Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes.

**Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende**
von
# Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.
**Bearbeitet von Wilhelm Stieda.**
Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 M. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter u. s. w.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird. (11102)

— Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.






Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.


Uebersicht.



## Kloster Alpirsbach.

Ein unerlöstes Kunst- und Geschichtsdenkmal.

Von Ferdinand Vetter (Bern).

Tief im Schwarzwald schläft ein altes Kloster, verträumt und halb vergessen, zwischen den tanndunklen Bergen, von denen herab die Große Kinzig den einzigen Reichthum des Landes, das Stammholz der uralten Forste, bewohnteren Gegenden zuträgt.

Aber Kloster Alpirsbach darf nicht vergessen bleiben. Längst kennen es die Geschichte und die Kunstgeschichte als historische und kunsthistorische Perle und beklagen seinen zunehmenden Zerfall. Es ist eine dringende Angelegenheit des heutigen Geschlechts, daß Kloster Alpirsbach von dem Banne der Gleichgültigkeit und der Mißachtung, worin es lange Zeit verfallen gewesen, völlig erlöst und der Geschichte und Kunst Deutschlands das werde, was es ihnen in unsrer Zeit der historischen Pietät und des Strebens nach dem künstlerisch Echten aller Zeiten zu werden bestimmt ist.

Die württembergische Staatsregierung, der das ehemalige Kloster heute untersteht, hat vor 20 Jahren den hervorragendsten Bestandtheil der ganzen Anlage, die gewaltige Klosterkirche des 12. Jahrhunderts, einigermaßen wiederherstellen lassen und damit den Bedürfnissen des örtlichen protestantischen Gottesdienstes, sowie einigen Ansprüchen an die würdige Instandhaltung eines frühmittelalterlichen Baudenkmals Genüge geleistet. Aber der größte Theil der übrigen Gebäude ist seither in den Privatbesitz einer katholischen Körperschaft im nahen Heiligenbronn übergegangen, die in ihren Verfügungen über den Bau Zwecke verfolgt, wobei die Erhaltung und Wiederherstellung des Alten und Echten nothwendigerweise in zweite Linie treten oder geradezu nothleiden.

Die Krone Württemberg ist Rechtsnachfolgerin der drei Geschlechter, aus deren Schenkungen Alpirsbach entstanden ist: der Geschlechter von Hausach, von Sulz, von Zollern, wovon nur das letzte heute noch lebt. Wo Württemberg und Zollern das Recht und den Beruf haben, zu einem Werk der Pietät, wie die Erlösung eines solchen Denkmals frommer Vorfahren aus jahrhundertelanger Versunkenheit es ist, die Anregung zu geben, sollten auch Sinn und Mittel dafür sich finden.

Vor nun 800 Jahren, am 28. August 1098 oder 1099, stund hier in der mächtigen Vorhalle des eben vollendeten Gotteshauses der Graf Adalbert von Zollern, neben ihm die Grafen von Hausach und von Sulz, die mit ihm zusammen im Jahre 1095 das Kloster gestiftet hatten, und andere Herren sammt einem leuchtenden Kranze hochgeborner Frauen, die zur Einweihung der großen Familienstiftung das Thal der Kinzig herauf und durch die Forste des Schwarzwaldes hergeritten waren: die Gemahlinnen der drei Stifter waren drei Gräfinnen von Kalw und mochten ihren Eheherren den gemeinsamen Besitz des Ortes in die Ehe gebracht haben. Die mächtigen erzbeschlagenen Thorflügel mit den löwenköpfigen Thürklopfern öffneten sich; Lichterglanz und Psalmengesang vom hohen Chor her empfing die Eintretenden, und unter den feierlichen Klängen des Tedeums weihte der Bischof Gebehart von Konstanz das neue Gotteshaus in der Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit, des siegreichen Kreuzes, der Mutter Gottes, des hl. Benedikt und aller Heiligen.

In dem neuen Kloster, wo außer den Mönchen auch alte Herren vom hohen Adel lebten, ging Graf Adalbert selbst in seinen alten Tagen als Laienbruder aus und ein; sein letzter Gang zur Kirche war der zur Gruft, in der er neben seiner Gemahlin bis heute ruht. Auf seine Familie aber, als Hauptstifterin offenbar, ging auch die Schirmherrschaft des Klosters über; so durfte sie denn bald nach der Gründung im Bogenfeld der Hauptpforte das Steinbild anbringen, das den Heiland zwischen zwei Engeln und den Gestalten Adalberts von Zollern und seiner Gattin — beide in Klostertracht — zeigt, ringsum die Worte aus Johannes 10, 9, die den Heiland als die Thür des Lebens preisen: Ego sum ostium, dicit Dominus; per me si quis intrat, salvabitur.

Seither sind die Häuser der beiden anderen Gründer erloschen: Hausach bereits im 12., Sulz im 17. Jahrhundert; Zollern aber folgte seinem Stern nach Norden und Osten. Die Schutzherrschaft von Alpirsbach kam an die Herren von Teck, dann vorübergehend ans Reich und endlich an die Grafen und Herzoge von Württemberg und blieb bei ihnen auch als das Kloster durch die Predigt seines Mönchs Ambrosius Blarer, durch die Reformation des Herzogs Christoph und die Stürme des 30jährigen Krieges abwechselnd protestantisch und wieder katholisch und zum zweitenmal protestantisch ward, während Graf Eitelfritz von Zollern vergeblich die Rechte seines Hauses auf die Familiengüter geltend machte.

Die Landesregierung verfuhr mit dem verwaisten Kloster nicht besser und nicht schlechter als man in früheren Zeiten überall mit solchen alten Stiftungen zu verfahren pflegte; für die Kirche wurden neuerdings, 1878—1881, gegen 50,000 M. aufgewendet.

Als pietätvolle Pilger zu dem Heiligthum der Vorfahren haben auch die Zollern in unsern Tagen dem Kloster ihre Fürsorge zugewandt.

König Friedrich Wilhelm IV. hat hier seines Urahnen gedacht und jenes ehrwürdige Steinbild mit den Gestalten des Zollernschen Stifterpaares in getreuer Nachformung als Schmuck des Vorhofs der Friedenskirche zu Potsdam aufstellen lassen. Zugleich setzte er 3000 Thaler aus zur Erhaltung der Wappenschilder und sonstigen Bildwerke in Kirche und Kloster. Auch König und Kaiser Wilhelm I. hat schon im Jahre 1857 frommen Sinns diese Stätte jahrhundertelanger Andacht seiner Vorfahren besucht.

Digitized by Google

Im September 1885 schien dem verlassenen und verfallenen Denkmal alter Kunst und Geschichte die Stunde der Erlösung schlagen zu wollen, die Stunde einer würdigen und verständnißvollen Herstellung. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm besuchte das Grab seines gräflichen Vorfahren: er sah in der Kirche, sah im Kreuzgang, sah an der Abtswohnung das Wappen seines erlauchten Hauses; der Sohn und Mitkämpfer einer großen Zeit vernahm in den öden Räumen des ahnherrlichen Klosters den Ruf einer fernen, geistig und künstlerisch großen Zeit nach Erlösung, nach Auferstehung. Der Kaisersohn und künftige Kaiser sprach es aus, daß diese Gebäude, gegenwärtig den verschiedensten und theilweise unwürdigsten Zwecken dienend, wieder in eine Hand kommen müßten. Mit seiner Frau, so verhieß er, werde er in zwei Jahren, im Sommer 1887, für längere Zeit herkommen und dann solle etwas für Alpirsbach geschehen.

Aber 1887 ward für Alpirsbach, ward für das deutsche Volk ein Jahr der Trauer um den kranken Thronfolger, 1888 das Jahr der Todtenklage um Kaiser Friedrich.

Wer wird sein Erbe hier in Alpirsbach antreten? das Kaiserwort gegenüber dem größten Zollern'schen Hausdenkmal einlösen? der Landesregierung zum schönen pietätvollen Werke die Hand reichen?

Traurig und hülfsbedürftig steht das ehrwürdige Heiligthum heute da.

Mächtig wie einst zwar steigt noch jetzt der hohe Bau über die Dächer des Ortes empor, die er wie eine Gluckhenne die Küchlein zu beschützen scheint: erst der gewaltige Firstenwall der ein Viereck bildenden Konventsgebäude, auf einer Ecke ein kleines Glockenthürmchen tragend; darüber das kreuzförmige Dach der Klosterkirche, wieder mit einem kleinen Dachreiter auf einem Giebel; endlich über allem der Thurm mit dem hohen Satteldach, den gothischen Maßwerkfenstern und Staffelgiebeln — alles zusammen, auf dem Hintergrund der immergrün bewaldeten Berge, ein stets noch ergreifendes Abbild gewaltigen Menschenwollens inmitten einer ewig gleichen, ewig ausgleichenden Natur. Noch stehen Kirche und Mönchswohnung fest gefügt aus demselben rauhen dunkelrothen Stein, woraus im ganzen Thal an den gemauerten Unterstockwerken der Häuser die kräftig profilirten Thüren und Fenster gebildet sind: die kleinen Quader der Wände roh behauen und mit dauerndstem Mörtel ausgefugt, die großen Steine der verzierten Theile noch heute in feinster Meißelbearbeitung der Verwitterung Trotz bietend. Aber rings um das eigentliche Klosterviereck sind in neuerer Zeit eine Anzahl von ihm zugehörenden Gebäuden der Zerstörung anheimgefallen. Vor 15 Jahren sah man noch, neben dem mit einer merkwürdigen Laube gegen das Kloster hin geöffneten Bade-, jetzt Pfarrhaus, einen gewaltigen Speicher mit romanischen Thüren und Fensterbögen; er hat der Bahnlinie weichen müssen. Gegenüber erhub sich bis 1836 als selbständiger feuersicherer Anbau des Klosters die Liberei oder Klosterbibliothek, eine spätgothische Halle mit reichem Netzgewölbe; sie ward damals um 500 Gulden auf Abbruch verkauft und lieferte die Steine zu einer Wollspinnerei, woselbst noch Reste ihres einstigen bildnerischen Schmuckes aufbewahrt werden. Von dem ummauerten Klosterhof und seinen Fischweihern ist seit 1867 und 1885 nur wenig mehr zu sehen; der letzte Rest der Mauer soll diesen Sommer einem Scheunenbau Platz machen. Der runde „Diebsthurm“ neben der „Burg“, der einstigen Wohnung des Klostervogts, ist 1861 abgebrochen worden, „altershalber“, wie man in solchen Fällen zu sagen pflegt; die Burg selbst, hinter deren jetzt vermauerten romanischen Fensterbögen einst die Zollern und die Württemberger als Vögte gehaust haben und Konrad Wiederhold sich vor seinen Verfolgern verborgen hielt, ist vielfach verstümmelt, um als Armenwohnung und Ortsgefängniß zu dienen. Die einst vor der Vorhalle der Klosterkirche gelegene „alte Kirche“ ist schon nach dem 30jährigen Kriege „zu Erhaltung der Ziegel“ von einem Verwalter „abgedeckt“ worden und heute bis auf einen Rest des Thurmes verschwunden. Auch die erhaltenen Klostergebäude selbst weisen im Aeußern manche Spur von der Unbill früherer Zeiten auf. Eine Ecke ist 1832 durch Brand zerstört und als reiner Bedürfnißbau wiederhergestellt worden; der obere Stock der Abtswohnung zeigt statt und neben der ursprünglichen einheitlichen Fensterreihe jetzt willkürliche kleine Oeffnungen, wie sie der wechselnde Gebrauch der Räume erheischte.

Aber wie echt und vollkommen ist dennoch das Bild mittelalterlichen Klosterlebens, das uns auf dem Gang durch das Gebäude entgegentritt!

Vor allem noch in der Klosterkirche! Die gewaltige kreuzförmige Säulenbasilika aus der Zeit der letzten salischen Kaiser ist in allem Wesentlichen noch wohl erhalten. Die späteren Theile des östlichen Abschlusses: der gothisch umgebaute Hauptchor, die Sakristeikapelle im Uebergangsstil und die reiche spätgothische Sulzer-Kapelle, sowie der im 15. Jahrhundert zur Kirche gezogene Theil des gothischen Dormentgangs, geben dem mächtigen Bauwerk denselben historischen Reiz, den überhaupt hier in Alpirsbach der Gegensatz der aus romanischer Zeit erhaltenen Theile zu der entwickelten Gothik der übrigen gewährt, und malerisch öffnen sich noch unter dem hohen lichten Chor die tiefen Nischen der ehemaligen romanischen Krypta. Fünf Säulen und ein Pfeiler tragen auf jeder Seite die Mauern des Mittelschiffes; die zwischen Sockel und Würfelkapitäl 4½ m messenden Steinkolosse stehen noch ebenso gewaltig und gebietend da, wie am Tage, da sie — der Sage gemäß — der ungeheure Ochse hieher geschleppt, der beim letzten Säulenschaft todt soll niedergefallen sein: der Zahn und Hüftwirbel eines vorweltlichen Mammuths, die in der Vorhalle an Ketten aufgehängt sind, werden als Horn und Knochen dieses hülfreichen Riesenthiers ausgegeben. In derselben Höhe von 67 Fuß und derselben lichten Breite von 30 Fuß schließt sich dem Mittelschiff das Querschiff an, dessen äußere Länge der halben äußeren Länge des Mittelschiffs (232 Fuß) entspricht; in halber Breite begleiten die Seitenschiffe das Hauptschiff; vier gewaltige Bogen wölben sich über der Vierung: alles mächtig, ernst und groß, dem Charakter des Aeußeren entsprechend. Von dem malerischen Schmuck, der früher zweifellos diese großartig gegliederten Räume und Flächen beherrschte, ist freilich außer einigen merkwürdigen Gemälden der ehemaligen Krypta wenig erhalten; wenn die Restauration vor 20 und mehr Jahren für ihre Schablonenmalerei, die übrigens, wie der Meßner klagt, schon überall „Mase kriegt“, nicht allzu schonungslos Platz geschaffen hat (die Vorhalle war noch bei Mannsgedenken mit ganzen übereinanderstehenden Reihen von Heiligen bemalt!), so dürfte jedoch bei einer richtigen Herstellung noch manches wieder zum Vorschein kommen. Auch den Fries aus rautenförmigen rothen und weißen Sandsteintafeln, der sich über die beiden Bogenreihen des Mittelschiffs hinzog und jetzt bloß aufgemalt ist, wird eine solche Wiederherstellung neuerdings zur rechten Wirkung bringen. Von den früheren Glasmalereien werden köstliche Bruchstücke, die als Muster dienen müßten, im Stuttgarter Alterthumsmuseum aufbewahrt. Merkwürdige Sitzbänke aus romanischer Zeit, mit einer Art Flechtwerk aus geschnitzten Holzstäben, stehen vorn im Mittelschiff, eine Reihe guter Chorstühle von 1493 mit dem Zollernschen und dem Hausachischen Wappen ist im südlichen Seitenschiff, der auch in seiner Verstümmelung noch großartige Hochaltar im nördlichen Querschiff geborgen. Auch Kanzel und Taufstein

Digitized by Google

der mittelalterlichen Kirche sind noch vorhanden, jene nur in Bruchstücken erhalten, dieser in der Kirche zu Freudenstadt aufgestellt. So wären Reste und Vorbilder der reichsten Innenausstattung für den Wiederhersteller in seltener Fülle gegeben und dazu in den überall unter dem Boden befindlichen Grüften und an den Wänden aufgestellten Grabdenkmälern ein Reichthum von Erinnerungen an eine große Vorzeit, der allein schon diesen nun achthundertjährigen Raum zu einer Stätte der Andacht ferner Geschlechter zu weihen geeignet ist. Da liegen der Stifter Adalbert v. Zollern mit seiner Gemahlin Adelheit v. Eberstein und Andere vom Zollernstamme, ferner die Sprossen der Geschlechter v. Sulz, v. Zimmern, v. Schenkenberg, v. Schenkenzell, v. Hornberg, v. Enzberg, v. Owe, sowie die Aebte des Klosters, von denen des 12. Jahrhunderts an, deren Grabplatten, zunächst dem Eingang, einen einfachen Hirtenstab zeigen, bis auf den vorletzten katholischen Abt, dem im Jahr 1638 ein stattliches Grabmal vor dem Chor errichtet worden ist.

Ebenso reich, aber mehr vernachlässigt und deßhalb stellenweise ursprünglicher erhalten, stellenweise gründlicher zerstört, schließen sich der Kirche südwärts die Konventsgebäude an, von denen wir auf unserm Gange zuerst den Kreuzgang betreten.

Herrlich ist auch jetzt noch der Anblick der vierarmigen spätgothischen Halle mit dem theilweise erhaltenen reichen Maßwerk in rothem Sandstein und mit den Ausblicken in die grüne Stachelbeerwildniß des Kreuzgartens. Aber die malerisch zerfallenden, grün bemoosten Stützpfeiler des Hofes rufen um Hülfe für die gefährdeten Oberbauten; die Maßwerke sind in drei Armen des Vierecks herausgefallen; im vierten, ursprünglich wohl dem reichsten, an den sich die Abtwohnung anschloß, ist das Gewölbe eingestürzt. Erhalten aber ist in den noch vorhandenen Wölbungen reicher bildhauerischer, heraldischer Schmuck: im Netzgewölbe des nördlichen Armes die Evangelistensymbole, mit Zeichen geistlicher Würden abwechselnd, und die Wappen der Gründer; im Sterngewölbe des Ostarmes die Zwölfboten und abermals die Wappen von Sulz, Hausach und Zollern; in dem prachtvollen Sterngewölbe der Südostecke der Stab und das Wappen des geistlichen Bauherrn u. s. w., alles dies, sowie die Schnittpunkte des Gewölbenetzes, in härterem, weißem Stein von dem rothen des sonstigen Steinwerks sich abhebend. Im Ostarm stehen nochmals über einer Seitenthür die „insignia fundatorum“: „zolrn, hvsach, sultz“; über einer anderen zierlichen Steinthür zeigt ein Engel die Jahrzahl 1473. Der Kreuzgang muß die Brände von 1508 und von 1513 überdauert haben, und Reste der ältesten romanischen Anlage zeigen noch die Thür- und Fensteröffnungen an der inneren Wand des Ostflügels, die nach dem anstoßenden Kapitelsaal (auch als ehemalige Geißelkammer bezeichnet) hinüberführen und an denen die tastende und spielende Erfindung des romanischen Baumeisters sich sogar einmal zu schiefgestellten Säulen als Seitenstreben einer Thür verstiegen hat. Dieser und die anderen ebenerdigen Räume, die sich dem Kreuzgang anschließen, haben stark gelitten; außer einem Saal für den evangelischen Jugendunterricht haben sich Vorrathskammern aller Art, Wohnungen, Stallungen, ein Eiskeller, eine große Malzdarre in diesen Gelassen eingenistet. In einer Ecke des Südflügels steigen wir eine Treppe hinan zum alten Konventssaal oder Refektorium. An der Außenmauer steht eingehauen: „anno Domini 1481 renovata est hec structura abbate ieronimo regnante ingente observancia“. Der Bau gemahnt im Innern, abgesehen von der wahrscheinlich durch die frühere Anlage gegebenen Fensteranordnung in acht Stichbögen, schlagend an den vor 1444 errichteten Konventssaal des Benediktinerklosters zu Stein a. Rh., der dem größeren Bruderstift hier wohl als kleineres Vorbild gedient haben könnte. Auch hier in der halben Länge der flachtonnigen Balkendecke ein mächtiger eichener Unterzug mit starkem Stabprofil in niedriger Wölbung die Halle überspannend und an den beiden Schmalseiten zwei entsprechende, einen Flachbogen bildende Balken mit dem gleichen Profil; auch hier, und in derselben Ecke des Saals, der viereckige steinerne Baldachineinbau für den Ofen, der einzige mit Steingewölbe überdeckte Theil des Raumes; auch hier das Licht durch eine lange Fensterreihe auf der rechten Seite einfallend; die Abmessungen des Saales und des Einbaues entsprechen denen jenes älteren Raumes fast genau im Verhältniß von vier zu drei. Vor 16 Jahren lagen hier auch noch die alten Bodenfliese mit Eichenblattmuster, wie sie sich kleiner in den Zellen zu Stein finden; jetzt hat die katholische Gemeinde des Ortes, der die Regierung den Saal eingeräumt und der Fürst von Fürstenberg einen Altar mit einem schönen Bilde des 16. Jahrhunderts geschenkt hat, einen neuen Fliesenboden legen lassen, aber der alte liegt noch unten im Kreuzgang. Wiederum an das entsprechende Gemach zu Stein a. Rh. erinnert die Stube der Abtswohnung, deren Gemächer eine Treppe hoch im Westflügel liegen; nur ist hier zweifellos das Schwarzwaldkloster Vorbild für das rheinische gewesen. Der chorartige Erkerbau der Lichtseite ist hier halbachteckig und mit einem hohen Netzgewölbe überspannt; unsymmetrisch schließt sich in der geradlinigen Fortsetzung der Mauer ein einzelnes breites Fenster daran, während in Stein das Motiv der tiefen stichbogigen Fensternischen neben dem Erkerbau zu einer dreifachen symmetrischen Fensteranlage ausgestaltet ist. Von den anstoßenden Abtsgemächern zeigt eines noch eine halbvermauerte romanische Fenstergruppe mit eigenthümlich ummantelter Theilsäule, ein anderes, jetzt als katholische Schule, früher als Spital und als Kanzlei dienend, wiederum eine flachgewölbte Balkendecke; der Schmuck geschnitzter Täfelungen, der gewiß hier so wenig fehlte wie in Stein, müßte freilich bei einer Herstellung wenigstens andeutungsweise neu beschafft werden. Aber was noch vorhanden, das ist alles so echtes und gutes Mittelalter, daß schon das Ausräumen und Absegen der späteren Ausstattung und Ueberstreichung das Bild einer spätmittelalterlichen Abtswohnung gewähren würde, dessen sich die außerhalb angebrachten und wohlerhaltenen Wappen der Zollern, Sulz, Hausach, Urslingen, Schenkenberg, Enzberg, sowie des Abts Andreas von Neuneck (um 1460) nicht zu schämen hätten.

Einfachste und doch höchst dankbare Arbeit würde die Wiederherstellung der Zellen bieten, die jetzt noch das Oberstockwerk des Ost- und des Südflügels einnehmen. Von der doppelten Zellenflucht des Ostflügels ist eine Reihe dieser einfachen Wohngemächer noch mit allen ihren vier Wänden erhalten und athmet jenen Zauber altklösterlicher Weltabgeschiedenheit und friedlicher Beschaulichkeit, wie man ihn vielleicht am stärksten in dem unvergleichlichen San Marco zu Florenz empfindet, aber auch hier in Alpirsbach durch Herstellung von Zwischenwänden und Fußböden, Thür- und Fensterflügeln und durch Beschaffung des einfachsten Zimmergeräthes annähernd wieder erzielen könnte; was an künstlerischem Schmuck hier fehlt oder verloren gegangen ist, würden die herrlichen Ausblicke auf den grünen Wald und den stillen Kreuzgarten, würden die Erinnerungen an die ehrwürdige Vorzeit dieser geistlichen Stiftung und an die großen Schicksale der Stifter für den sinnigen Beschauer wohl ersetzen. Noch steht ein Theil der Zwischenwände, die (auch wieder wie ehemals in Stein) aus Ruthengeflecht mit Lehmbewurf gebildet sind und theilweise noch die einfachen Malereien zeigen, womit ihre Bewohner sie geschmückt; noch stehen zu beiden Seiten des breiten Ganges die engen Thürgerichte — hüben spitzbogig als Stein, drüben aus

Digitized by Google

Holz zierlich im Kielbogen gearbeitet —, durch die einst die frommen Mönche und weltentsagenden Laienbrüder ein- und ausgingen. In jenen stichbogigen Fensternischen haben sie gesessen, auf den einseitig angebrachten, nur durch die vorspringende Mauer gebildeten Steinsitzen, wo den Lesenden und Schreibenden das Licht von links her auf Buch und Pergamentblatt fiel, und aufschauend haftete ihr Blick auf den dunklen Tannen des Frohnwaldes, auf den ernsten Gräberreihen des Kreuzganges, und kehrte dann beruhigt zurück zu der stillen Beschäftigung, die den Eintagsmenschen verbindet mit dem Unvergänglichen in der Vergangenheit und in der Zukunft.

* * *

Und wer wird nun das Verdienst sich erwerben, dieses seltene Denkmal mittelalterlichen Geistes und mittelalterlicher Kunst von dem verdeckenden Moder späterer Jahrhunderte, von der entstellenden Ausnutzung unsrer Tage zu erlösen?

Wer wird den drohenden Zerfall vorbauend aufhalten, das Verdeckte und Verlorene sorgfältig ans Licht ziehen und vorsichtig ergänzen und so der Nachwelt diese Stätte geschichtlicher und künstlerischer Andacht retten?

Nur starke, überlegene Hände können das leisten, können mit dem Gewichte der höheren Macht im Lande und des persönlichen Verhältnisses zu diesem Denkmal die Schwierigkeiten überwinden, die insbesondere aus den verwickelten Besitzverhältnissen für schwächere Hände sich ergeben müßten.

Werden nicht Württemberg und Zollern — jenes als Landesherrschaft, dieses als einzig überlebendes Gründergeschlecht und mächtigstes Geschlecht Deutschlands — sich zu diesem schönen Werke die Hände reichen?

Sie werden es thun, wir hoffen es, ehe es zu spät ist. Württemberg und Zollern werden das Vorrecht, das sie als Nachfolger und Nachkommen der Gründerfamilien auf diese köstliche Verlassenschaft der Vorzeit haben, das Vorrecht, für ihren Erbbesitz thun zu können, was sie thun wollen, kräftig geltend machen. Sie werden als fromme Erben der Stifter das stille Waldthal an der Kinzig aufsuchen und die Hoheit und die Erniedrigung Alpirsbachs mit eigenen Augen schauen. Sie werden die privaten Ansprüche, die an diesem ihrem moralischen Erbtheil haften, davon ablösen und die katholische Kirche und Schule Alpirsbachs instand setzen, auf diese zu höherer Andacht geweihten Räume zu verzichten. Sie werden die zerbröckelnden Pfeiler des Kreuzgangs stützen und auf die bereits zum Abbruch bestimmte Umfassungsmauer ihre schützende Hand legen. Sie werden im Verein mit den Freunden der Kunst und der Geschichte in ihren Landen die würdige Herstellung des Klosters Alpirsbach ins Werk setzen; sie werden dadurch den klösterlichen Perlen Württembergs — Maulbronn, Bebenhausen, Blaubeuren — eine weitere hinzufügen und zugleich dem Hause Zollern, dem Kaiserhause der Deutschen, ein Familiendenkmal wiedergeben, um das alle Fürstenhäuser Europa's es beneiden dürften.

---

## Ueber syntaktische Forschung.

Von H. Reckendorf.

### II.

Handelt es sich darum, grammatische Bildungen in möglichst knapper Weise zu schildern, so sind auf dem Gebiete der Wortlehre für die semitischen Sprachen nach dem Vorgange der arabischen Grammatiker schon seit einem Jahrtausend **Formeln** im Gebrauch, die sich ganz ausgezeichnet bewähren, man mag die Spachwissenschaft treiben so modern man will. Die unvollkommenen anubandhas der indischen Grammatiker halten damit keinen Vergleich aus. In der Syntax versuchten verschiedene Gelehrte Formeln aufzustellen. Bezeichnet man z. B. einen Hauptsatz mit a, einen Nebensatz mit b und will angeben, daß der Nebensatz in den Hauptsatz eingeschoben ist, wie „das Wort, das er sprach, hörten wir", so läßt sich das durch die Formel $\frac{a}{2}\,b\,\frac{a}{2}$ ausdrücken; und so hat man die Natur der mannichfaltigsten und komplizirtesten syntaktischen Verhältnisse auf Formeln gebracht. Derartige Vorschläge erfolgten aber immer nur so beiläufig, vielleicht auch als Spielerei. Es ist eigentlich kein Bedürfniß nach syntaktischen Formeln vorhanden; möglich, daß sie noch einmal eine Zukunft haben, wenn erst eine wirkliche allgemeine Syntax geschaffen sein wird. Ein Versuch in der rein schematischen Darstellung sind ferner die sogenannten Satzbilder. „Er trug eine schwere Last" würde nach einem solchen System folgendermaßen gezeichnet:

Finites Verbum (trug)

Subjektswort (er) — Objekt (Last)

Adjektivisches pronominales Attribut (eine) — Adjektivisches Attribut (schwere)

Während durch die Satzbilder, sowie durch die Formeln möglichst gedrungen und präzise dargestellt werden soll, fehlt es bedauerlicherweise auch nicht an einer anderen Sorte von Bildern. Wir haben sprachwissenschaftliche Schriften, die ihre Betrachtungen anschaulicher zu gestalten oder gar sie zu beweisen vermeinen, wenn sie sie mit recht aparten Vergleichen verzieren, deren Ausdeutung an sich schon eine Arbeit für den Leser ist. Das Gefährlichste sind Anthropomorphismen, durch welche den in der Sprache waltenden Kräften bewußte Neigungen unterschoben werden. Auch der Gebrauch logischer termini in der Syntax ist öfters geradezu eine Metapher, deren wir uns bedienen, weil wir es, offen gestanden, zu einer klaren Erfassung der **syntaktischen** Erscheinungen noch nicht gebracht haben.

Solche Unklarheiten aufzulösen ist die Aufgabe jener Behandlungsweise der Syntax, die das Wesen der syntaktischen Erscheinungen ergründen will. Es wäre nun ein Unrecht, syntaktische Bücher, die sich dieses letztere Ziel setzen, als die wissenschaftlichen Bücher den eigentlichen Lehrbüchern und den Nachschlagebüchern gegenüberzustellen. Es besteht zwischen ihnen ein fortwährender Zusammenhang, und das Lehrbuch kann zugleich wissenschaftlich sein. Es sind Uebergangsformen möglich, und ich wüßte syntaktische Bücher zu nennen, die bei scheinbar ganz nüchterner Mittheilung des Stoffs doch schon durch die Formulirung ihrer Sätze, ja durch die bloße Anordnung des Stoffes beweisen, wie sehr sie sich ein tieferes Verständniß der syntaktischen Thatsachen haben angelegen sein lassen. Andrerseits hat auch die praktische Syntax öfters ein Plus gegenüber der „wissenschaftlichen": Sie verfährt nicht nothwendig immer analytisch, indem sie den Stoff der fremden Sprache in mir bekannte Vorstellungen auflöst, sondern sie kann auch synthetisch vorgehen, lehren, welche Hülfsmittel der fremden Sprache herangezogen werden mußten, wenn ich einen mir vorschwebenden Gedanken in der fremden Sprache ausdrücken will. Die rein wissenschaftliche Syntax dagegen hat es nicht damit zu thun, wie man einen Satz **baut**, sondern wie ein Satz gebaut **ist**. Allerdings wird das aufbauende Verfahren in der Spracherlernung durchaus nicht für alle Sprachen in gleichem Umfange herangezogen; man macht wohl so gut wie nie davon Gebrauch, wenn man etwa Syrisch oder Aethiopisch oder altgermanische Dialekte u. s. w.

Digitized by Google

zu lehren hat; um es anders auszudrücken: man läßt nicht aus dem Deutschen in diese Sprachen übersetzen.

Die höchste Aufgabe der Syntax ist, die Natur der syntaktischen Formen zu erkennen. Die Syntax besteht noch immer wesentlich in der *Schilderung* des syntaktischen Formenschatzes, während das bisher für die *erklärende* Syntax Gethane noch recht lückenhaft ist. Da man bei kritisch-syntaktischen Arbeiten gelegentlich das Grenzgebiet der Logik oder Psychologie zu streifen hat, so geräth man wohl gar in den Verdacht, ein Philosoph zu sein, mit das Schlimmste, was unser Einem heutzutage passiren kann. Ueberhaupt, ein derartiges Arbeiten liegt nicht gerade jedem Syntaktiker und wird daher nicht immer gern gesehen. Da kann es Einem denn ergehen wie dem Bären der Fabel, der das Tanzen gelernt hatte und mit dieser seiner Errungenschaft zu seinen Mitbären in die Wildniß zurückkehrte.

Die im engeren Sinne vergleichende Syntax setzt verschiedene verwandte Sprachen zu einander in Beziehung, während die *historische* Syntax syntaktische Zustände ein und derselben Sprache in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung ins Auge faßt. Die *allgemeine* Syntax endlich vergleicht die Syntax der Sprachen ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft; sie untersucht sowohl die Syntax von Sprachen, die überhaupt nicht miteinander verwandt sind, als die Syntax von Sprachen, die zwar verwandt sind, deren Verwandtschaft aber augenblicklich nicht berücksichtigt wird. Die Behandlung der in all diesen Fällen in Betracht kommenden Probleme ist nicht zu der Raffinirtheit der Methode gediehen, die in der vergleichenden Laut- und Formenlehre erreicht ist. — Nicht zu vergessen ist die Sprachgeographie, mittelst deren wir uns ein Bild von der räumlichen Vertheilung der Spracherscheinungen machen wollen.

Indem die historische Syntax die zeitliche Folge der syntaktischen Erscheinungen einer Sprache bearbeitet, sucht sie die Einzelerscheinungen entweder chronologisch absolut zu fixiren, oder muß sich begnügen, einfach das Vorher und Nachher festzustellen. Zu einer historischen Betrachtungsweise der Syntax werden wir schon deßhalb gedrängt, weil neue syntaktische Hülfsmittel aus bereits vorhandenem Sprachmaterial geschaffen werden. Ueberlieferte syntaktische Formen werden mit neuem Inhalte erfüllt, oder Sprachbestandtheile, die nicht syntaktisch waren, werden in syntaktische Hülfsmittel umgewandelt. Manche syntaktische Hülfsmittel werden aufgegeben, andere werden neu geschaffen. Das Deutsche hat von den alten indogermanischen Kasus einige aufgegeben, im heutigen deutschen Dativ z. B. sind die Funktionen einiger anderer alten Kasus vereinigt. Ein Beispiel für Neuschöpfungen bildet das romanische Tempus- und Modussystem, das einige Kategorien zu den alten lateinischen hinzugefügt hat. Diese beiden Prozesse können in ein und derselben Sprache nebeneinander herlaufen; während also ihr syntaktischer Apparat auf der einen Seite verarmt, erfährt er gleichzeitig auf der anderen Seite eine Bereicherung.

Die Sprache steht nicht still; nicht nur durch die Jahrtausende hindurch hat sie ihre Geschichte, sondern auch in der Sprache des einzelnen Individuums vollziehen sich fortwährend kleinste Veränderungen. Die Grammatik muß das Meiste davon ignoriren, denn sie kann sich um Kleinstes nicht kümmern, sondern muß darauf bedacht sein, Durchschnittsbilder zu liefern. Der immerwährende Wechsel, in dem sich die Sprache befindet, könnte der Meinung Nahrung geben, als sei die Sprachwissenschaft und mit ihr die Syntax eine ausschließlich geschichtliche Wissenschaft. Das ist sie jedoch mit nichten. Es genügt schon der Hinweis auf den einen Umstand, daß die wissenschaftliche Durchdringung einer Syntax auch dann erfolgt, wenn die ihr vorangegangenen Sprachzustände unbekannt sind. Ein solches Versagen historischer Hülfsmittel wird immer unerfreulich sein, aber es ist nicht imstande, das Verständniß der Syntax gänzlich zu lähmen. Die erklärende Syntax hat nicht bloß zu fragen, wie der syntaktische Zustand einer Sprache geworden ist, sondern eine mindestens ebenso bedeutsame Aufgabe ist es für sie, das Wesen der syntaktischen Produkte in einem gegebenen Augenblick zu erforschen. Eine nichthistorische und doch wissenschaftliche Behandlung der Syntax braucht sich aber nicht einmal auf momentane Zustände zu beschränken; sie kann ganze Jahrhunderte als eine einzige Etappe der Sprachgeschichte zusammenfassen, die Veränderungen, die sich im Laufe dieser Zeit eingestellt haben, entweder ganz außer Betracht lassen oder als etwas nebensächliches behandeln, das den Plan des Arbeiters nicht bestimmt und das Resultat der Arbeit nicht beeinflußt.

Eine Behandlung der Syntax, die in den Geist der Sache eindringen will, kann nun theilweise eine historische Wissenschaft sein, wenn sie nämlich zu ergründen sucht, wie ein syntaktisches Gebilde dazu kommt, den ihm innewohnenden Sinn zu haben. Während bei einer solchen Fragestellung die historische Syntax mehr nur helfend eintritt, kann allerdings die Darstellung des geschichtlichen Ablaufs auch Hauptgegenstand werden. Wir müssen uns aber hüten, den historischen Gesichtspunkt einseitig hervorzukehren. Ein Sprachmittel kann sich im Laufe der Zeit differenziren, seine einheitliche Funktion kann sich in eine mehrfache verwandeln. Das Neutrum des deutschen Demonstrativpronomens „das" gebrauchen wir noch heute in eben dieser Bedeutung als Neutrum des Demonstrativpronomens. Andererseits aber ist dieses Pronomen Konjunktion geworden, „daß". Die Konjunktion „daß" nun hat nichts demonstratives mehr, ja sie ist jeder Sachbedeutung entkleidet, sie *zeigt* nicht mehr auf einen Gegenstand, beziehungsweise auf einen Zusammenhang, sondern ist ein rein formal-syntaktisches Hülfsmittel geworden. Sie assoziirt sich denn auch für Niemand mehr mit „das", dem Neutrum des Demonstrativpronomens, und selbst wer über den historischen Hergang aufgeklärt ist, wird einige Zeit brauchen, bis ihm der Vorgang, der ehedem in ganz natürlicher Weise erfolgte, wirklich als etwas ungekünsteltes verständlich wird. Eine unentwegt historische Behandlung des Neuhochdeutschen müßte zwei so disparate Dinge, wie das heutige Demonstrativpronomen „das" und die heutige Konjunktion „daß" zusammenkoppeln und die Lehre von den Funktionen der Konjunktion „daß" bei der Lehre vom Demonstrativum abhandeln.

Die unzeitige Anwendung des historischen Standpunkts kann geradezu verhängnißvoll werden. Allerdings bildet der Sinn einer syntaktischen Formation in einem beliebigen Moment der Sprachgeschichte den Abschluß einer Entwicklung, die er durchlaufen hat, aber man darf ältere Bedeutungen, namentlich die Grundbedeutung, nicht ohne weiteres in den späteren Gebrauch hineintragen. Wenn in einer Sprache Indikativ und Konjunktiv infolge lautlichen Verfalls vereinerleit und durch nichts anderes ersetzt sind, so kann in dieser späteren Zeit kein Modusgefühl mehr für indikativische und konjunktivische Handlung existiren, und ein bloß historisches Interpretiren würde künstliche Unterscheidungen statuiren und der Sprachgemeinschaft Vorstellungen zuschreiben, die sie nicht hat. Es gibt hier verborgene Klippen für den Syntaktiker, der geneigt sein wird, historisch festgestellte Thatsachen in den Erscheinungen einer späteren Zeit wiederzufinden, obwohl sie ihre Wirksamkeit verloren haben; sein Stoff erscheint dadurch feiner gegliedert. Eine syntaktische Bildung hat zunächst immer den Sinn, der ihr zu einer einzigen bestimmten Zeit eigen ist; von den erstorbenen Antecedentien der Bildung hat das sprechende

Digitized by Google

Individuum keine Kunde. Diese theoretische Bemerkung ist gewiß einleuchtend, in der Praxis demgemäß zu handeln, kommt uns aber oft hart an.

Eine Sprache soll aus sich selbst heraus verstanden werden! Man soll nichts hineinlegen, was sie nicht enthält! Das ist heutzutage ein wohlfeiler Grundsatz, den Jeder im Munde führt. Man soll auch vor allem keine grammatischen Unterscheidungen vornehmen, keine Unterabtheilungen aufstellen, wo diesen nicht sprachlich wahrnehmbare Verschiedenheiten zur Seite stehen, wo also die Unterscheidung von der Sprache nicht deutlich vorgezeichnet ist. Dennoch wird bewußt und unbewußt hiegegen gefehlt, indem man etwa das Griechische vom Standpunkt des Deutschen betrachtet und ihm Vorstellungen unterschiebt, die nur in der deutschen Uebersetzung liegen. So liest man in einem neueren allgemein sprachwissenschaftlichen Werk, manche Sprachen böten ein Verbum „als Ersatz für“ ein Adverbium. So sage man im Französischen commencer par faire quelque chose für „anfänglich etwas thun“, wo also das Verbum commencer ein Adverbium „ersetzen“ soll. Im Griechischen bedeute die Verbalform τελευτῶν „zuletzt“, sei also so viel wie ein Adverbium u. s. w. Es ist kaum zu vermeiden, daß sich hier die Anschauung einstellt, als dächten jene Sprachen wirklich ein adverbiales Verhältniß, bedienten sich aber dazu eines Verbum finitum, beziehungsweise Particips.

Ein syntaktisches Verhältniß, z. B. die Verbindung eines Substantivs mit einem Genitiv, hat eine Menge von einzelnen Anwendungen, und wir stehen nun vor der dornenvollen Aufgabe, zu prüfen, ob sich diese Anwendungsweisen in Gruppen ordnen lassen, ohne doch Unterscheidungen vorzunehmen, die der betreffenden Sprache am Ende fremd sind. Je spezialisirter die Nuancen der Gebrauchsarten werden, um so umständlicher und verwickelter ist oft ihre Schilderung. Das sieht dann aus, als spüre man Feinheiten aus, die nicht vorhanden seien, die in der Sprache eines vielleicht wenig zivilisirten Volkes nicht vorhanden sein könnten. Man weicht der Unannehmlichkeit aus, indem man nur die obersten Regeln wirklich ausspricht, da und dort noch zu Vereinzelungen weiterschreitet, von den zartesten Schattirungen aber nichts mehr sagt, sondern die Spezialfälle einfach durch Beispiele belegt. Das macht dann noch den Eindruck besonderer Empirie, die der Sprache nichts zuschreiben will, was ihr nicht angehört, ist aber doch nur eine Verschleierung des Sachverhalts: Man vermeidet es, das Charakteristische der Beispiele zu formuliren, aber man gestattet dem Leser, ja man muthet ihm zu, sich von dem Wesen der kleinsten Differenzen, die sich in den Beispielen verbergen, eine mehr oder weniger verschwommene Vorstellung zu machen. Aus äußerlich praktischen Gründen ist das durchaus gerechtfertigt; wollte man nicht so verfahren, wollte man die Eigenthümlichkeiten der Spezialfälle haarklein darstellen, so wäre des Bücherschreibens kein Ende. Nur soll man sich da nicht einreden, den Vorzug größerer Exaktheit zu genießen. Ohnehin bleibt übrigens dem sprachlichen Takt, den man nicht in Worte zu kleiden vermag, immer noch sein Spielraum. Syntaktische Regeln bestehen latent oft lange, ehe sie klar erkannt und formulirt sind. Man weiß von einer Sprache, daß in diesem Bedingungssatze ein Perfekt, in jenem ein Imperfekt angezeigt ist, auch wenn man keine strikte Regel vorfindet, an die man sich dabei halten kann, und ohne daß man sich selbst über sein Verfahren Rechenschaft gibt.

Will man sich vor Schaden bewahren, so scheint eine vorzügliche Vorsichtsmaßregel zu sein, daß man sich streng an die sprachlichen Thatsachen hält und nur das anerkennt, was sich deutlich aus ihnen ergibt. Allein es zeigt sich, wie unzulänglich vorerst unsre Kraft noch ist, diesen Grundsatz immer einzuhalten. Es sei nur auf einen Punkt aufmerksam gemacht. Indem wir den Inhalt eines Textes durch eine Uebersetzung klar machen, sind wir zwar öfters in der Lage, uns syntaktischer Hülfsmittel zu bedienen, deren Anwendungsgebiet sich mit dem des Originals deckt, so z. B. wenn die Bedingungssätze einer Sprache in unsrer Sprache immer ebenfalls mit Bedingungssätzen wiedergegeben werden können. Der Inhalt unsrer syntaktischen Formen ist dann ebenso reich und nicht reicher als der der Formen des Originals. Häufig aber besitzen wir überhaupt kein syntaktisches Hülfsmittel von solcher Armuth des Inhalts wie das der Sprache des Originals; welche Uebersetzung wir auch anwenden mögen, wir sagen mehr als dasteht. Wir müssen aber doch eine Entscheidung darüber treffen, welcher spezielle Fall vorliegt und welche der Formen, durch die sich der unbestimmtere syntaktische Ausdruck des Originals an sich wiedergeben läßt, hier durch den Sinn erfordert ist. Es gibt Sprachen, die sich der einfachsten und allgemeinsten Beiordnung zweier Sätze, wie sie etwa durch unser „und“ erfolgt, in einem Umfang bedienen, der weit größer ist als der Gebrauchsumfang unsres „und“. Solche Sprachen also sagen „und“, wo wir die Sätze nicht so einfach aneinanderreihen, sondern mehr detailliren, indem wir ein adversatives Verhältniß erblicken, das also durch „aber“, „sondern“ wiederzugeben wäre, oder indem wir überhaupt nicht beiordnen, sondern unterordnen mittelst „indem“ oder „damit“ u. s. w. Sobald wir in dieser Weise verfahren, haben wir der vageren Darstellungsweise, die in der Sprache des Originals begründet ist, einen bestimmteren, reicheren Inhalt gegeben, und wir müssen das thun, wenn anders wir einem Leser die Möglichkeit gewähren wollen, sich mit Leichtigkeit eine deutliche Vorstellung von dem Sinn des gelesenen Satzes zu machen. Das ist gewiß gut gemeint; aber sind wir dabei wirklich dem Original gerecht geworden oder haben wir nicht vielleicht der Sprache des Verfassers Prozesse untergeschoben, die sich in ihr gar nicht abgewickelt haben, stünden also vor dem Paradoxon, daß wir dem Leser das Verständniß für Gedanken des Autors in der befriedigendsten Weise dadurch vermittelt haben, daß wir diese Gedanken einigermaßen gefälscht haben?

Die indogermanischen Sprachen mit ihrer hochentwickelten syntaktischen Organisation sind das denkbarst ungeeignete Mittel, um die Natur primitiver Sprachen zum Bewußtsein zu bringen. Indeß primitive Sprachen können in einzelnen Punkten auch ihrerseits über mannichfaltigere Hülfsmittel verfügen; wir treffen z. B. einen großen Kasusreichthum an oder eine bunte Fülle von Verbalstammbildungen, die es ermöglicht, einem Verbalbegriff verschiedenartige Wendungen zu geben. Auf diese Weise werden Satzgefüge hergestellt, die für uns schwer oder gar nicht nachahmbar sind und daher in der That nicht nachgeahmt zu werden pflegen, sondern in der Uebersetzung verflacht werden, zum Schaden einer allseitigen Beurtheilung der betreffenden Sprache. Indeß, halten wir uns nochmals gegenwärtig: Es gelingt uns mit nicht allzu großer Mühe, uns Kategorien einer fremden Sprache vorstellig zu machen, die wir nicht besitzen, und nur das kostet Ueberwindung, Kategorien, die in unsern Sprachen vorhanden sind, nicht zu denken.

Es ist nun naiv, in irgend einer Sprache, z. B. der Muttersprache, die wahre Norm für die Aufstellung grammatischer Kategorien zu finden. Es handle sich um die Tempuslehre. Gegenwart, Mitvergangenheit, Vergangenheit, Vorvergangenheit, Zukunft und Vorzukunft — das ist das einzig Richtige. Man genirt sich wohl, es in solcher Schroffheit theoretisch zu behaupten, aber man möchte eben doch aus dem Verbalsystem jeder Sprache diese Tempusverhältnisse heraushören, als müsse eine Sprache nun einmal bestrebt

Digitized by Google

sein, diese Verhältnisse in ihrem Tempussystem irgendwie unterzubringen.

So fern es mir sonach liegt, ein derartiges Verfahren prinzipiell zu billigen und es zu vertheidigen, wo es unnöthigerweise eingeschlagen wird, so muß ich denn doch für gewisse Fälle auf mildernde Umstände plaidiren. Schon um einen richtigen und lückenlosen Begriff von syntaktischen Verhältnissen zu geben, kann es erforderlich werden, auf Dinge aufmerksam zu machen, zu deren Feststellung die sprachlichen Ausdrucksmittel keinen Anhalt bieten. Es gibt eine Menge von Sprachen, deren Sätze zum Prädikat kein Verbum finitum haben, die also z. B. sagen können „er fröhlich“, wo wir sagen „er ist fröhlich“. Der Satz enthält hier ein Subjekt „er“ und ein adjektivisches Prädikat „fröhlich“. Das Adjektiv enthält keine Zeitbestimmung. Stellt die Syntax die Existenz solcher „Nominalsätze“ fest, so kann sich die Meinung bilden, als sei der Nominalsatz, da sein Prädikat an sich keine Zeitangabe enthält, immer präsentisch, als beziehe er sich immer auf die Zeit, in der er ausgesprochen wird: „er ist fröhlich“. Um einem solchen Mißverständniß vorzubeugen, muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß er auch präterital und futurisch sein kann, daß „er fröhlich“ auch gesagt wird, wo der Zusammenhang zeigt, daß es „er war fröhlich“ oder „er wird fröhlich sein“ ist, und es muß das durch Beispiele belegt werden, obwohl der präteritale und futurische Nominalsatz nicht anders aussieht als der präsentische.

Wir sind beim besten Willen noch nicht imstande, eine absolut voraussetzungslose Arbeit zu liefern, und sollten uns da keinen Illusionen hingeben. Wir haben nicht überall die Methoden, um dem syntaktischen Stoff alle Seiten abzugewinnen, die ihm abzugewinnen sind, und dabei doch den Boden der Sprache selbst nicht zu verlassen. Man darf uns keinen Vorwurf machen, wenn wir hin und wieder die Masse des Stoffes provisorisch mittelst der uns geläufigen Kategorien bewältigen. Natürlich ist das immer nur die ultima ratio. Man muß nicht gleich die Flinte ins Korn werfen, sondern Mittel und Wege suchen, den Stoff in seine wirklichen Bestandtheile zu zerlegen.

Wir können an das Sprachgefühl appelliren. Wenn ich sage, „er liest den ganzen Abend“, so ist zunächst nicht abzusehen, mit welchem Recht der Accusativ „den ganzen Abend“ als eine besondere Art des Accusativs, als Accusativ der Zeit und als verschieden vom Objektsaccusativ soll bezeichnet werden können. Nun entsinnen wir uns wohl aus unserer Jugendzeit, daß im Robinson die Kapitel nicht Kapitel, sondern Abend genannt werden, „Erster Abend“, „Zweiter Abend“ u. s. w. Sage ich nun von einem Knaben, der ein Kapitel im Robinson gelesen hat, „er hat den ganzen Abend gelesen“, so werden wir sofort die Empfindung haben, daß hier der Accusativ „den ganzen Abend“ in anderer Weise als vorhin gebraucht ist. Nicht nur das Wort Abend hat eine andere Bedeutung, sondern der Unterschied wird ebensosehr durch das verschiedene Verhältniß des Subjekts und Prädikats „er liest“ zu dem Accusativ „den ganzen Abend“ hervorgebracht.

In dem Satz, in dem „Abend“ so viel wie „Kapitel“ ist, nimmt das Subjekt „er“ mit dem Accusativ „Abend“ eine Handlung vor, was da, wo Abend in rein zeitlichen Sinn steht, nicht der Fall ist. Daß das Sprachgefühl hier nicht täuscht, daß wirklich eine Verschiedenheit nicht nur im Gebrauch des Wortes „Abend“, sondern auch im Gebrauch des Accusativs vorliegt, das bestätigt sich sofort, wenn wir jenen zweideutigen Satz ins Passiv verwandeln. Der Accusativ der Zeit bleibt; man sagt „den ganzen Abend wird gelesen“, der Objektsaccusativ wird Nominativ, „der ganze Abend wird gelesen“. Dies Beispiel zeigt uns also, wie man, auch ohne die Entscheidung des subjektiven Sprachgefühls anzurufen, auf Umwegen dem weniger trügerischen grammatischen Befund selbst einen Eintheilungsgrund abringen kann.

Es kommt vor, daß der Gebrauchsumfang einer Konstruktion im Lauf der Zeit eingeschränkt wird. Wir sagen im Deutschen heute nicht mehr „ein Tisch Holzes“ im Sinn von „ein Tisch aus Holz“, aber noch im Mittelhochdeutschen verwendete man solche Genitive des Stoffes. Bei einer derartigen Ausdrucksweise steht das regierende Substantiv „Tisch“ zu seinem Genitiv „Holzes“ im Verhältniß der Form zum Stoff. Es ist nun klar, daß der Genitiv des Stoffes nicht hätte aussterben können, während andere Genitive erhalten blieben, wenn nicht der Genitiv des Stoffes syntaktisch durch irgend etwas von den anderen Genitiven verschieden gewesen wäre, oder mit anderen Worten, wenn der Genitiv des Stoffes nicht zum mindesten in der Zeit, in der sich sein Untergang anbahnte, eine besondere Kategorie innerhalb des Genitivs überhaupt gebildet hätte. Wir tragen also in das damalige Deutsche nichts fremdartiges hinein, wenn wir behaupten, eine der Arten des Genitivs sei der Genitiv des Stoffes.

Und so ließen sich noch andere Kriterien anführen, mittelst derer wir unterschiedene syntaktische Kategorien noch da zu erkennen vermögen, wo wir beim ersten Anblick rathlos waren. Wir werden allmählich der Willkür ein Ende machen, die darin liegt, daß man die syntaktischen Verhältnisse einer Sprache nach denen eines früheren Zustandes dieser Sprache oder, was auf dasselbe hinauskommt, nach den Verhältnissen einer fremden Sprache beurtheilt. Wir werden auch dem verwandten Mißgriff vorbeugen, der darin besteht, daß man die syntaktischen Kategorien für logische nimmt. Wiederum ist nicht eigentlich über einen prinzipiellen Fehler Klage zu führen, denn es scheint im allgemeinen nicht verkannt zu werden, daß Grammatik und Logik auseinander zu halten sind; aber die guten Grundsätze finden in der Ausübung ihre Schranken.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 13. Juli. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. **Schmoller** las über die **Größe der Bevölkerung in älterer und neuerer Zeit.** Er ging aus von einer kritischen Prüfung der überlieferten Zahlen und der an sie geknüpften Schätzungen, wies die Uebertreibungen beider und ihre Ursachen nach; er suchte dann zu zeigen, daß nur durch Nebeneinanderstellung zahlreicher, historisch und geographisch vergleichbarer Relativzahlen die Kritik festen Boden gewinnt, und legte dann die wichtigeren kritisch berichtigten Resultate für die historische Veränderung der absoluten Bevölkerungszahlen der wichtigeren Kulturländer vor. 2. Der **Vorsitzende** legte vor: Anaritii in decem libros priores elementorum Euclidis commentarii ex interpretatione Gherardi Cremonensis ed. Maximilianus Curtze. Lipsiae 1899. — 3. Hr. Berend Bessel **Lorck** in London hat eine aus nahe 3000 Stücken bestehende, aus dem Nachlaß der im Dezember 1885 zu Königsberg verstorbenen Frau Geheimrath **Bessel** in seinen Besitz übergegangene Sammlung der wissenschaftlichen **Korrespondenz** seines Großvaters Friedrich Wilhelm **Bessel** der Akademie übereignet, damit dieser ein kostbares Material für die Geschichte der Astronomie enthaltende Schatz für die Dauer gesichert und der Verwerthung zugänglich gemacht werde. Die Sammlung enthält 2946 an Bessel gerichtete Briefe von 234 verschiedenen Gelehrten und Künstlern u. s. w.: Astronomen, Geodäten, Mathematikern und anderen akademischen Kollegen, Mechanikern und Optikern, Uhrmachern und anderen mit Bessel in regelmäßige oder gelegentliche, vorwiegend wissenschaftliche Korrespondenz getretenen Personen, außerdem 34 eigene wieder in Bessels Besitz gelangte Briefe an einen seiner Korrespondenten. Fast ein Fünftel der ganzen

Sammlung bilden die von 1809 bis 1846 reichenden Briefe van Schumacher, 574 an der Zahl; 576 entfallen auf die vier Briefwechsel mit Encke (196), Olbers (168), W. Struve (106), Harding (106); 399 auf die fünf mit Lindenau (97), Baumann (97), Bade (84), Tealles (61, wozu die 34 Besselschen Beiefe die Ergänzung bilden), Argelauber (60). Mit 51 bis herunter zu 32, zusammen 534 Briefen sind vertreten: A. v. Humbaldt, A. Arman, Pistar, C. A. Steinheil, Brandes, Feldt, G. Hagen, Strehlke, A. Repfald, C. G. J. Jacobi, Rasenberger, Hansen, Fuß; mit 29 bis zu 20, zusammen 218 Briefen: Utzschneider, Schwinck, J. G. Repiold, Kessels, Benzenberg, Boguslawski, Westphal, Littrow, Tenner; mit 18 bis 12, zusammen 199: Reichenbach, Schert, W. Beer, Bille, Stawinski, Baily, Ertel, Greig, Haßler, Schubert, John, Herschel, Weiße, Ideler, Nehus. Van weiteren 16 Karrespandenten, darunter Airy, L. v. Buch, K. F. Knorre, Mädler, Nicolai, Olufsen, Rümker, Tiede, rühren je 7 bis 10 Briefe her, zusammen 125, 94 von 19 Verfassern mit je 4 bis 6; von 20 Verfassern sind 3, von 34 2 Briefe vorhanden, einzelne endlich von 99 Personen. Ersichtlich hat Bessel auf die Aufbewahrung eines jeden an ihn gelangenden Briefes Werth gelegt und große Sargfalt verwandt. Die Akademie hat bereits 1878 die 74 Briefe van Gauß an Bessel erwarben, welche nach ihrer 1880 erfolgten Veröffentlichung der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen zur Ergänzung ihrer die 119 Briefe van Bessel an Gauß enthaltenden Gauß-Sammlung übergeben warben sind. Die Gesammtzahl der aus Bessels Nachlaß übernommenen fremden Beiefe beläuft sich alsa auf 3020. Es ist anzunehmen, daß diese Zahl, bis auf eine ganz geringfügige Differenz abhanden gekommener Stücke, die Gesammtzahl der an Bessel gerichteten Briefe wissenschaftlichen Inhalts oder Ursprungs darstellt. — Hr. Lark hat die Akademie durch seine graße und für die Geschichte der Wissenschaft überaus werthvolle Schenkung zum größten Dank verpflichtet. Es leuchtet ein, welche hohe Steigerung der Werth derselben nach erhalten würde, wenn noch ein ansehnlicher Theil der van Bessel selbst herrüheenden, nach nicht anderweitig der Wissenschaft gesicherten Briefe der akademischen Sammlung hinzugefügl werden könnte. Leider destehl kein Zweifel darüber, daß mehr als eine interessante Einzelreihe inzwischen verstreut und verschwunden, eine an Umfang graße und sicher auch an Inhalt werthaolle einer geflissentlichen Vernichtung mit zum Opfer gefallen ist, welche die deutsche Astronomie aufs schmerzlichste, und nicht allein im Interesse ihrer Geschichte, zu beklagen hat. Aber gewiß wird manche Reihe bis heute noch sargsam, jedach unzugänglich und ahne Sicherung gegen künftige Gefährdung aufbewahrt, welche nunmehr der Akademie zu übergeben nur Pietät gegen ihren Urheber und ihren ersten Empfänger, für die Wissenschaft und ihee Geschichte eine hachverdienstliche Darbietung sein würde. Ihrem korrespondirenden Mitgliede, Hrn. Otto Struve, dessen Vermittelung überhaupt wesentlichen Antheil an der günstigen Ordnung dieser Angelegenheit hat, verdankt die Akademie bereits ein besanders werthvalles Geschenk salcher Art in den ihr übereigneten 106 van Bessel an Wilhelm Struve gerichteten Briefen. Die genaue Durchsicht des die Zeit 1814—1845 umfassenden Briefwechsels zwischen Bessel und Struve hat ergeben, daß dieser in den nunmehr in der Sammlung der Akademie vereinigten 212 Briefen in lückenlaser Vollständigkeit enthalten ist mit einer einzigen Ausnahme: ein Brief van Struve fehlt, der bereits im Winter 1837/38, unmittelbar nach seiner Ankunft in Königsberg, erst theilweise gelesen, durch Zufall verschwunden ist.

* Im „Repertor. f. Kunstwiss." theilt Robert Davidsahn eine Florentiner Karikatur aus dem Jahre 1320 mit, die wahl die früheste auf uns gekommene Karikatur eines Ritterkampfes sein dürfte. Die Federzeichnung, die sich in einem Aktenheft des Florentiner „Mercancia", des Handels- und Repressalientribunals der Arnostadt, befindel, stammt somit bezeichnenderweise aus den Kreisen der Schreiber des Handelstribunals (diese waren Natare). Sie zeigt einen höchst philiströs aussehenden Ritter, der mit seiner Lanze, die etwa $1\frac{1}{2}$ mal sa lang ist als sein Roß, gegen einen anderen Gepanzerten reitet, der gekeümmt in seiner eisernen, für seine hagere Gestalt zu weiten Rüstung steckt. Ueber die karikirende Absicht kann kein Zweifel bestehen. Die Karikatur richlet sich offenbar gegen das verfallende städtische Ritterthum, und sie ist auch deßwegen aan Bedeutung, weil sie zeigt, wie früh in Florenz die herrschenden Gedanken des Mittelalters geistig überwunden wurden. Denn es spricht aus ihr bereits eine Auffassung, der in spälteren Jahrhunderten Bojardo, Ariost und Cervantes literarischen Ausdruck geliehen haben.

* **Berlin.** Der Geh. Regierungsrath und Peafessoe an der hiesigen landwirthschaftlichen Hachschule, Dr. Max Delbrück, ist zum etatsmäßigen Professor ernannt worden.

* **Aus England.** Am vorigen Donnerstag wurde dem Schauspieler Sir Henry Irving und dem Obersten Macdonald von der Uniaersität Glasgow der juridische Doktorgrad verliehen. Die neuen akademischen Würdenträger wurden — wie dies bei solchen Gelegenheiten Sitte ist — von der Studentenschaft mit humaristischen Zurufen begrüßt.

* **St. Petersburg,** 22. Juli. Der Kaiser wies der Akademie der Wissenschaften 60,000 Rubel zum Ankauf eines Schiffes an, auf dem eine Expedition zur Erfarschung der Neusibirischen Inseln und des Sannikowlandes unteenommen werden soll.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Die Gesetze über die direkten Steuern im Königreich Bayern vom 9. Juni 1899. I. Einkommensteuergesetz. — II. Kapitalrentensteuergesetz. — III. Gewerbesteuergesetz mit Tarif. Textausgabe mit ausführlichem alphabetischem Sachregister. IV und 223 S. 8°. Eleg. geb. 2 M.

☞ Da noch in diesem Jahre nach den neuen Sätzen fatiert werden soll, haben diese Gesetze für alle Steuerzahler größtes Interesse. Alle drei Gesetze, insbes. abee das Gewerbsteuergesetz, enthalten außer den veränbeeten Steuersätzen eine ganze Reihe neuer Bestimmungen, deeen Kenntnis bei dee Fatierung unerläßlich ist. (11759)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Vor kurzem erschienen!

Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland.

1859—1866.

Von

Heinrich Friedjung.

2 Bände.

Dritte verbesserte Auflage. Mit neun Karten.

Preis geheftet 24 Mark. — In Halbfranz gebunden 28 Mark.

Friedjungs Werk über den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland ist allseitig als eins der heevoeeagendsten Werke der zeitgenössischen histoeischen Litteeatur anerkannt worden und hat solche Verbeitung gefunden, daß bereits eine dritte Auflage nötig wurde. Dee Verfasser hat dieselbe in sorgfältigster Weise unter Berücksichtigung der neu hinzugekommenen und unaufhörlich anwachsenden Litteratur revidiert und durch wichtige Zusätze vermehrt. (11103)

Das Werk wendet sich nicht nur an Historikee, Pallitikee und Militärs, sondern ebenso an die weiten Keeise der Gebildeten, die Freude an dee Lektüre guter und anregend geschriebener historischer Werke finden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 25. Juli. Nummer 167.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Ein Mahnwort zur bayerischen Landtagswahlstatistik.

Die soeben vollzogenen bayerischen Landtagswahlen geben mir willkommene Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß die Statistik der bayerischen Landtagswahlen in der Art, wie dieselbe bei den letzten Wahlen veröffentlicht worden ist (vgl. die einschlägige Publikation des kgl. bayerischen Statistischen Bureaus in seiner Zeitschrift, Jahrgang 1893, Heft 1 und 2), in verschiedenen Punkten eines zweckmäßigeren Ausbaues bedarf. Die Statistik hat in erster Linie die Aufgabe zu erfüllen, der Gesetzgebung das für ihre Arbeiten erforderliche statistische Material zu liefern, und bei der Verarbeitung desselben muß sie sich vor allem denjenigen Fragen anpassen, welche bei den Erörterungen der Gesetzgebung, also ganz besonders bei den Verhandlungen des Landtags im Vordergrund stehen. Da kann es nun keinem Zweifel unterliegen, daß die Frage der Ersetzung des indirekten durch das direkte Wahlverfahren, welche schon bisher im Landtage zu lebhaften Erörterungen Veranlassung gegeben hat, im neuen Landtage in den Vordergrund der parlamentarischen Debatten treten wird; denn in der That drängt keine Frage so sehr auf ihre endliche Lösung hin, wie gerade diese. Demnach ist auch an die statistische Landesbehörde der dringende Appell zu richten, die statistische Behandlung der jetzt vollzogenen Abgeordnetenwahlen dieser Sachlage entsprechend zu gestalten und auszubauen. Indem ich auf Grund meiner Erfahrungen in wahlstatistischen Arbeiten Veranlassung nehme, einige hierauf Bezug habende Wünsche an dieser Stelle zu formuliren und zur öffentlichen Erörterung zu stellen, nehme ich auf das von mir im vorjährigen Maiheft von Hirths Annalen veröffentlichte „Mahnwort betreffs Herstellung einer vollständigeren Statistik der kommenden Reichstagswahlen“, welches seitens des Kaiserlichen Statistischen Amts bei der Herausgabe der letzten Reichstagswahlstatistik größtentheils berücksichtigt worden ist, sowie auch auf mein „Mahnwort zur Statistik der preußischen Landtagswahlen von 1898“ Bezug, welches ich zuerst in der Berliner Zeitschrift „Die Kritik“ vom 15. Oktober 1898 veröffentlicht und sodann als eigene Broschüre habe erscheinen lassen. (Berlin 1899. Dr. R. Wrede, Verlag.) Gerade in der letzteren Schrift habe ich auf die bis jetzt durchaus unzulängliche statistische Behandlung des indirekten Wahlverfahrens nachdrücklich hingewiesen.

Die Hauptschwäche der eingangs angeführten Wahlstatistik von 1893 finde ich vor allem darin, daß sie nicht auf die einzelnen Urwahlbezirke heruntergeht. Nur auf Seite 3 der Einleitung ist angeführt, in wieviel Gemeinden kein Wahlberechtigter und in wievielen derselben nur einer an der Urne erschienen ist. Die Gemeinden und die Urwahlbezirke sind aber durchaus nicht identisch, denn von ersteren gab es 1893 in ganz Bayern 8021, von letzteren 2145. Außerdem sind die Gemeinden in ihrer Größe außerordentlich ungleich, wogegen die Urwahlbezirke, welche auf einen Wahlmann je 500 Seelen umfassen, weit eher als vergleichbare Einheiten behandelt werden können.

Gegen das indirekte Wahlsystem ist ganz besonders der Vorwurf zu erheben, daß die Anzahl der Wahlberechtigten, welche auf einen Wahlmann kommt, von Urwahlbezirk zu Urwahlbezirk außerordentlich schwankt, daß ferner die Wahlbetheiligung in den einzelnen Urwahlbezirken desselben Wahlkreises sich höchst verschieden gestaltet, und daß infolge dessen das indirekte Wählen häufig zu einer Fälschung des Volkswillens führt.

Wie außerordentlich ungleich sich die auf einen Wahlmann entfallende Anzahl von Urwählern stellt — dies bedeutet nämlich nichts anderes als die unter Zugrundelegung des Wahlmanns als Einheit berechnete ungleiche Größe der Urwahlbezirke —, dafür sprechen wohl am besten die von mir für die Berliner 1893er Urwahlen ermittelten Zahlen, bei deren Feststellung ich durchweg amtliches Material benutzt habe. Zu bemerken ist dabei, daß in Preußen auf je 750—999 Seelen 3 Wahlmänner, auf 1000—1249 Seelen 4 Wahlmänner, auf 1250—1499 Seelen 5 Wahlmänner und auf 1500—1749 Seelen 6 Wahlmänner entfallen, während in Bayern immer auf je 500 Seelen ein Wahlmann gerechnet wird und überschießende Bruchtheile von 250 Seelen zu einem weiteren Wahlmann berechtigen. Somit hat man in Bayern auf 1250—1749 Seelen 3 Wahlmänner, auf 1750—2249 Seelen 4 Wahlmänner rc. Die in Bayern für einen Wahlmann erforderliche Seelenzahl ist demnach ungefähr doppelt so groß wie in Preußen, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß in Preußen die Zahlen der vorhergehenden Volkszählung, in Bayern dagegen diejenigen der Volkszählung von 1875 zugrunde gelegt werden. In Berlin stellten sich also bei den Urwahlen von 1893 folgende Ziffern heraus: es entfielen

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| bis 30 | Urwähler | in 18 | Urwahlbezirken | auf | 99 | Wahlmänner |
| über 30— 40 | „ | „ 15 | „ | „ | 80 | „ |
| „ 40— 50 | „ | „ 128 | „ | „ | 708 | „ |
| „ 50— 60 | „ | „ 490 | „ | „ | 2748 | „ |
| „ 60— 70 | „ | „ 304 | „ | „ | 1481 | „ |
| „ 70— 80 | „ | „ 70 | „ | „ | 324 | „ |
| „ 80— 90 | „ | „ 21 | „ | „ | 102 | „ |
| „ 90—100 | „ | „ 10 | „ | „ | 51 | „ |
| „ 100—125 | „ | „ 12 | „ | „ | 69 | „ |
| „ 125—150 | „ | „ 14 | „ | „ | 64 | „ |
| „ 150—200 | „ | „ 7 | „ | „ | 31 | „ |
| über 200 | „ | „ 4 | „ | „ | 16 | „ |

Dabei ist zu bemerken, daß hier von irgendwelchem Einfluß des preußischen Dreiklassenwahlsystems, welches einer verschwindend kleinen Zahl von Wählern 1. Klasse und einer auch immerhin nicht bedeutenden Zahl von Wählern 2. Klasse ein unverhältnißmäßig großes Wahlrecht

Digitized by Google

einräumt, gar nicht die Rede sein kann, da die gesammte Wählerschaft eines jeden Urwahlbezirks vor ihrer Drittelung nach den Steuern den vorstehenden Zahlen zugrunde gelegt ist. Auf der einen Seite tragen Kasernen, Krankenhäuser, Erziehungsanstalten ꝛc. zu einer bedeutenden Schwächung der Wählerzahl bei, wogegen auf der anderen Seite die seit der letzten Volkszählung entstandenen Neubauten die Wählerzahl unverhältnißmäßig vergrößern; aber auch davon abgesehen, tragen außerordentlich viele Umstände dazu bei, das Prozentverhältniß der Wahlberechtigten zur Bevölkerung von Urwahlbezirk zu Urwahlbezirk äußerst schwankend zu gestalten. In Bayern kommt gegenüber Preußen als besondere Eigenthümlichkeit noch der Umstand hinzu, daß seit der Volkszählung von 1875, deren Zahlen bei der Eintheilung der Urwahlbezirke zugrunde gelegt werden, die Bevölkerung einzelner Urwahlbezirke, namentlich in den großen Städten, ganz unverhältnißmäßig gestiegen ist; das sind aber gerade Verhältnisse, deren statistische Fixirung von der größten Wichtigkeit wäre.

Wenn ich es nun möglich gemacht habe, diese Berechnung für die 1093 Berliner Urwahlbezirke und die 5773 Berliner Wahlmänner von 1893 zu machen, so muthet man dem kgl. bayerischen Statistischen Bureau gewiß nicht zu viel zu, wenn man von ihm dieselbe Feststellungsarbeit für ganz Bayern verlangt, wo es sich 1893 nur um 2145 Urwahlbezirke und 10,053 Wahlmänner, also nur um doppelt so große Zahlen handelte. Nur ist bei der künftigen Statistik zu beanspruchen, daß die Stufentabellen für die auf einen Wahlmann entfallende Anzahl von Urwählern auch auf die einzelnen Wahlkreise und die Unterabtheilungen dieser Wahlkreise heruntergeht. Mit Hülfe von Tabellen, die sich über einige Doppelseiten erstrecken, wird sich dies sehr leicht erreichen lassen.

Beinahe noch wichtiger als die anschauliche Darstellung der ungleichen Zahl der Wahlberechtigten der einzelnen Urwahlbezirke ist die bis auf die Urwahlbezirke heruntergehende Darstellung der ungleichen Wahlbetheiligung. Worum handelt es sich denn hier? In einzelnen Bezirken eines Wahlkreises ist keine oder fast keine Betheiligung an der Wahl, in anderen Bezirken desselben Wahlkreises geht sie weit über die für den ganzen Wahlkreis berechnete Wahlbetheiligungsziffer hinaus. Die Wahlbetheiligung fällt also in demselben Wahlkreis aus einem Extrem in das andere. Bereits aus der jetzigen Wahlstatistik ist dies einigermaßen zu erkennen, indem sich aus der getrennten Darstellung der 3—10 Unterabtheilungen, in die der nämliche Wahlkreis in Tabelle II zerlegt ist (in Tabelle I findet sich übrigens dieselbe Zerlegung durchgeführt), eine sehr ungleiche Wahlbetheiligung ergibt, worauf auch in der Einleitung zur offiziellen Statistik auf Seite 3 aufmerksam gemacht wird.

Infolge der in dem innerhalb des nämlichen Wahlkreises von Urwahlbezirk zu Urwahlbezirk so äußerst schwankenden Wahlbetheiligung muß man, wenn man die für die Wahlmänner desselben Wahlkreises abgegebenen Urwählerstimmen ihrer Parteistellung nach ordnet und addirt, häufig zu einem ganz anderen Resultat kommen, als die von den Wahlmännern zu vollziehende Abstimmung ergibt. In der letzten Wahlstatistik sind die auf die Wahlmänner entfallenen Stimmen (also die Urwählerstimmen) gar nicht nach ihrer Parteistellung unterschieden, so daß man sich über diesen höchst fragwürdigen Punkt gar kein Bild machen kann — und das wäre doch so leicht gewesen, da man die Parteistellung der sämmtlichen aufgestellten Wahlmänner kannte und sich danach die Parteistellung der für sie abgegebenen Urwählerstimmen ohne weiteres hätte bestimmen lassen. Es wäre also durchaus nothwendig, in jedem einzigen Wahlkreise, eventuell auch den Unterabtheilungen desselben die Urwahlbezirke nach ihrer Wahlbetheiligungsstärke zu klassifiziren, wobei behufs richtiger Würdigung auch noch die Anzahl der Wahlmänner und Wahlberechtigten bei der Anzahl der Urwahlbezirke hinzuzufügen wäre.

* * *

Das kgl. bayerische Statistische Bureau hat über die letzten Reichstagswahlen unter dem Titel: „Ergebniß der Reichstagswahlen vom Juni 1898 in Bayern“ in seiner Zeitschrift Jahrgang 1898, Heft 2, eine höchst rühmliche Arbeit veröffentlicht, in welcher dasselbe die Wahlstatistik in durchaus selbständiger Weise behandelt. Diese Publikation läßt hoffen, daß die statistische Landesbehörde der Behandlung der indirekten Wahlen, welche statistisch weit schwieriger zu erfassen sind als die direkten Wahlen, neue Seiten abgewinnen und unter Benutzung der vorstehend gegebenen Fingerzeige die Welt mit einer neuen glänzenden Arbeit über die jetzt vollzogenen bayerischen Landtagswahlen erfreuen wird. Die ersprießliche Weiterführung der Wahlreformfragen im nächsten bayerischen Landtage würde hieraus sicher nur den größten Nutzen ziehen.

Königsberg i. Pr. R. Siegfried.

---

## Ueber syntaktische Forschung.

Von H. Reckendorf.

III. (Schluß.)

Stellen wir, wenn wir auf das Verhältniß zwischen Syntax und Logik einen flüchtigen Blick werfen wollen, an die Spitze die triviale Thatsache, daß die Syntax Gedanken zum Ausdruck bringen hilft, so werden wir zunächst weiter muthmaßen, daß sich die Formen des Denkens in der Syntax wiederfinden. In der That spricht die Logik von Subjekt und Prädikat ganz wie die Syntax; die Logik untersucht den Kausalbegriff, den Zweckbegriff, den Zeitbegriff — und die Syntax hat ihre Kausalsätze, Finalsätze und Temporalsätze. So scheinen sich denn in diesen und noch anderen wichtigen Stücken logische und grammatische Form zu decken. Demgegenüber ist aufs nachdrücklichste zu betonen, daß eine solche Annahme grundfalsch wäre, und daß es zu den verhängnißvollsten Prämissen syntaktischer Forschung gehört hat, wenn sie die allgemeinen Denkformen in den syntaktischen Kategorien antreffen zu müssen glaubte.

Indem wir Gedachtes aussprechen, bringen wir syntaktische Gebilde hervor, die also durch logische Gebilde veranlaßt sind. Beim Zuhörer nimmt die Sache den umgekehrten Gang: Zuerst vernimmt er eine in syntaktischen Formen verlaufende Rede; diese reproduzirt bei ihm logische Verhältnisse. Allein wir müssen den sachlichen Inhalt des Ausgesprochenen von seiner syntaktischen Form scheiden und können nur behaupten, daß der I n h a l t des Gesagten jene logischen Verhältnisse reproduzirt. Die syntaktischen Formen an sich sind hiebei nur sehr theilweise wirksam. Es werden fortwährend syntaktisch vollkommene Sätze ausgesprochen, die dennoch nicht die logischen Verhältnisse zum Ausdruck bringen, welche im Geiste des Redenden bei seinen Worten entschieden vorhanden waren, und umgekehrt werden beim Zuhörer die logischen Verhältnisse durch die Worte nacherzeugt, obwohl in den Worten direkt keine Formen liegen, welche die betreffenden logischen Prozesse auslösen könnten.

Die Differenzen zwischen Grammatik und Logik bestehen theils darin, daß es für irgendwelche logischen Verhältnisse überhaupt keinen grammatischen Ausdruck gibt, theils darin, daß die Sprache grammatische Formen enthält, denen die Logik nichts genau Entsprechendes zur Seite zu setzen hat,

Digitized by Google

wenn auch vielleicht die sprachliche Kategorie recht charakteristische Merkmale der entsprechenden logischen Kategorie aufweisen mag. Auf alle Fälle bilden die Kategorien der Sprache nur bescheidene Hülfsmittel, um die Kategorien des Denkens wiederzugeben. Wir müßten z. B., wenn wir uns an die syntaktischen Kategorien halten wollten, für Sprachen, die noch keine Bedingungssätze entwickelt haben, annehmen, dem betreffenden Volke fehle das logische Verhältniß des Bedingenden zum Bedingten. Die ganze Möglichkeit einer Wissenschaft der Logik ruht auf der Voraussetzung, daß alle Menschen hinsichtlich ihrer logischen Fähigkeit gleich organisirt sind, und daß sich die logischen Prozesse bei allen Menschen innerhalb der gleichen Kategorien abspielen. Dahingegen sehen wir die syntaktischen Kategorien von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft, ja streng genommen fast von Mensch zu Mensch, wechseln. Die mehr oder minder gelungenen Versuche des Menschen, logische Formen durch Sprachformen wiederzugeben, mögen sich vom Standpunkt der Logik betrachtet oft recht naiv ausnehmen, aber sie machen das tiefste Wesen der Sprache aus, ihre Summe stellt uns die sogenannte innere Sprachform dar.

Man hat zwischen der sprachlichen Benennung logischer Formen und der grammatischen Form zu unterscheiden. Wenn eine Sprache Worte für Benennung der Begriffe „Eins", „Viele", „Zeit" u. s. w. hat, so braucht sie darum noch nicht die grammatischen Formen für Einheit, Vielheit, Tempus zu haben, d. h. keinen Singular, Plural, keine Zeitsätze u. s. w. Wie wenig sich innere Sprachformen und logische Form decken, ersieht man noch aus dem Umstand, daß man Gedanken, die nicht nur sachlich unrichtig sind, sondern auch grobe Verstöße gegen die Logik enthalten, in grammatisch tadellosen Sätzen aussprechen kann, wie man andrerseits korrekt Gedachtes und materiell Richtiges in grammatisch fehlerhaften Sätzen aussprechen kann.

Wenn es nun auch nicht angängig ist, die Formen der Logik in die Syntax herüberzunehmen, so ist doch nicht zu leugnen, daß wir der Logik vielerlei Anregung verdanken und bei ihr bisweilen die Direktiven für syntaktische Untersuchungen entnehmen können, wofern wir uns nur gegenwärtig halten, daß wir auf Verschiedenheiten zwischen den syntaktischen Verhältnissen und den logischen stoßen werden. Bis tief in unser Jahrhundert aber trieb man mit der Förderung, die man bei der Logik fand, groben Mißbrauch, indem man Logik und Grammatik durchweg zur Deckung bringen wollte und dem zuliebe mit den sprachlichen Thatsachen ungeheuerliche Verrenkungen vornahm. So absurd uns vieles davon erscheint, so haben doch auch wir uns sicherlich nicht genügend von den Fesseln der Logik befreit, und eine spätere Zeit dürfte erkennen, wie tief auch wir noch in dieser Art von konstruktiver Grammatik stecken; die Zukunft wird sich eben auf ein reicheres und besser durchforschtes syntaktisches Material stützen. Gottfried Hermann bewies einst mit dialektischer Schärfe, daß es genau sechs Kasus, aber nicht mehr geben könne. Doch da ist es ihm ergangen wie Hegel, der aus philosophischen Gründen darthat, daß es nur sieben Planeten geben könne, nicht lange ehe der achte Planet entdeckt wurde: In unsrer Zeit konnte der Behauptung des großen Philologen die Thatsache gegenübergestellt werden, daß gar bald im Indogermanischen zu den sechs Kasus ein siebenter und achter hinzuentdeckt wurde.

Auch die Selbstgerechten unter uns schwanken zwischen Logik und Grammatik hin und her. Ueberhaupt tappen wir hinsichtlich des Verhältnisses der inneren Sprachformen zur Denkform noch im Dunkeln. Es müßte nun eine reizvolle Aufgabe sein, für eine Sprache oder gleich für eine Reihe von Sprachen Untersuchungen darüber anzustellen, inwieweit sich Denkformen und grammatische Formen decken und voneinander abweichen, und inwieweit überhaupt für die Denkformen besondere grammatische Formen geschaffen sind. Wohl war es ein Fehler, als man die grammatischen Formen in die logischen hineinzupressen trachtete, aber es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn man den syntaktischen Stoff nach rein logischen Gesichtspunkten anordnen und fragen wollte: Welche Mittel besitzen die Sprachen in ihrem Vorrath syntaktischer Formen, um den Anforderungen der Logik einigermaßen gerecht zu werden? Nur muß man sich dabei zwei Dinge vor Augen halten. Erstens, daß es sich nicht darum handelt, e i n e grammatische Kategorie mit e i n e r logischen zur Deckung zu bringen, sondern daß in der Sprache mehrere Formen für eine logische Kategorie zu Gebote stehen mögen, von denen vielleicht keine einzige den logischen Anforderungen ganz entspricht, und zweitens, daß die Sprache für manche logischen Kategorien vielleicht überhaupt kein syntaktisches Ausdrucksmittel besitzt.

Das Verhältniß, das Mißverhältniß zwischen logischer und syntaktischer Kategorie veranlaßt mich, der Frage näherzutreten, wie sich denn das Sprechen, das ja immer syntaktisch ist, zum Denken verhält.

Wir machen überall die Beobachtung, daß das Gesagte meist nicht dem Gedachten entspricht. Häufig findet man in einer Sprache neben eindringender Rücksichtnahme auf gewisse psychische Prozesse eine merkwürdige Oberflächlichkeit in der Behandlung anderer, z. B. neben einer bei uns ungewohnten minutiösen Genauigkeit in der Auffassung der Bestimmtheit und Unbestimmtheit der Nomina, also im Gebrauch des bestimmten und unbestimmten Artikels, eine uns kaum faßbare Verschwommenheit in der Behandlung der Tempusverhältnisse. Daß aber auch mit einer verhältnißmäßig dürftigen Ausstattung an syntaktischen Hülfsmitteln komplizirte und tiefe Gedanken ausgedrückt werden können, zeigt das Chinesische.

Sehr schön läßt sich das Verhältniß des Sprechens zum Denken an den sogenannten Ellipsen studiren. In früheren Zeiten hat man Ellipsen in größtem Umfang angenommen; heute ist die Ellipse ein vielumstrittener Prozeß. Bei den Ellipsen scheint es handgreiflich, daß der sprachliche Ausdruck nicht all das darstellt, was im Gedanken vorhanden ist; man hat etwas im Sinne behalten. Aber in vielen Fällen ist es eben gleichwohl fraglich, ob wirklich etwas im Sinne behalten ist, und ob es nicht vielleicht doch ausgesprochen ist. Klar ist z. B. der Ausdruck „die schwarzen und die heitern Loose"; in dieser kopulativen Verbindung ist hinter „die schwarzen" das Wort „Loose" nicht zu ergänzen, sondern auf „Loose" ist gleichermaßen „die schwarzen" und „die heitern" zu beziehen.

Während hier das zu ergänzende Wort thatsächlich vorhanden ist, steht es in anderen Fällen zwar nicht da, ist aber doch auch nicht zu ergänzen. Wenn man sagt „der Junge" im Sinne von „der Knabe", so ist das nicht mehr grammatisch zu der attributiven Verbindung „der junge Mensch" zu ergänzen, sondern der Ausdruck „der Junge" hat in diesem speziellen Falle einen vergrößerten Bedeutungsinhalt, er ist vermehrt um den allgemeinen Personenbegriff und stellt ein ganz neues Wort dar. Nicht von außen her ist etwas syntaktisch zu ergänzen, sondern in dem Worte selbst liegt schon das beschlossen, was man ergänzen zu sollen meint. So gibt es noch viele Ausdrücke, wo in einem Worte der Begriff eines anderen vollständig, um mich so auszudrücken, resorbirt ist.

Weiter gehen schon Konstruktionsweisen, wie die folgenden. Es sagt Jemand zu mir: „Sie kennen ihn nicht, aber ich." Das ist ein Satz, an dessen grammatischem Bau Niemand Anstoß nehmen darf, und die Wenigsten werden sich, indem sie ihn aussprechen, bewußt sein, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Der Plural „kennen" paßt nämlich

Digitized by Google

bloß zu dem Subjekt „Sie", aber nicht zu „ich" in dem darauffolgenden Sätzchen „aber ich"; genau genommen müßte es ja lauten „Sie kennen ihn nicht, aber ich kenne ihn." Der Fall liegt also hier nicht ganz so, wie in „die schwarzen und die heitern Loose", wo „Loose" genau die gleiche grammatische Funktion gegenüber „die schwarzen" und „die heitern" ausübt. Wir wollen vor allem feststellen, daß, wenn in „Sie kennen ihn nicht, aber ich" überhaupt eine Ellipse vorliegt, dies nur eine partielle Ellipse ist. Die Vorstellung des Kennens an sich ist ausgesprochen und sowohl mit der dritten Person des Plurals „Sie" als mit der ersten Person des Singulars in Beziehung gebracht; was der Vorstellung des Kennens im Hinblick auf das Subjekt „ich" fehlt, ist bloß die Natur der ersten Person des Singulars; die möchten wir ergänzen. Allein wir müssen nicht von einer Ergänzung, sondern von einer Unterschiebung reden. Wer den Satz „Sie kennen ihn nicht, aber ich" ausspricht, hat aus den Augen verloren, daß er eine dritte Person des Plurals gebraucht hat und fährt fort — wir können nicht anders sagen, als er fährt nachlässigerweise fort — so zu reden, als sei die erste Person des Singulars vorangegangen. Der Unterschiebung ist dadurch vorgearbeitet, daß der Verbalbegriff des Kennens aus dem Vorangehenden noch vorschwebt. Andrerseits ist dann die Aufmerksamkeit bereits auf die folgende Vorstellung des Pronomens der ersten Person Singularis gerichtet, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit, daß die dritte Person Pluralis darüber aus dem Bewußtsein schwindet. Die aus dem Vorangehenden noch nachwirkende Vorstellung des Kennens befreit von der Vorstellung der dritten Person Pluralis und die aus dem Folgenden schon herübergreifende Vorstellung einer ersten Person Singularis verschmelzen dem Sprechenden zu einer ersten Person Singularis des Verbalbegriffs „kennen". Kurz, für ihn ist eine erste Person Singularis „kenne" vorangegangen.

Derartige Unterschiebungen darf man sich aber keineswegs ad libitum gestatten; der Sprachgebrauch zieht seine Grenzen. Goethe durfte noch sagen „mit seiner gewöhnlichen Trockenheit und Ernst", wo wir unbedingt verlangen „mit seiner gewöhnlichen Trockenheit und seinem gewöhnlichen Ernst", und so gibt es im älteren Deutschen noch mancherlei auf demselben Vorgang beruhende und damals unbedenklich gebrauchte Ausdrucksweisen, die heutzutage verpönt sind. Diese Thatsache ist instruktiv. In dem Goethe-Beispiel besteht für uns Heutige eine Ellipse in des Wortes verwegenster Bedeutung; sie ist für uns so kraß, daß sie sofort unangenehm auffällt. Hingegen an dem Beispiel „Sie kennen ihn nicht, aber ich" geht man vorüber, ohne etwas anstößiges zu bemerken. Das *Gefühl* für die Existenz von Ellipsen verändert sich im Laufe der Zeit, wie es denn auch in den verschiedenen Sprachen verschieden ist.

Fügen wir schließlich noch Ausdrucksweisen wie „Guten Morgen", „schönen Dank" u. s. w. hinzu. Hier ist weit und breit kein Wort vorhanden, von dem der Accusativ abhängen könnte; es ist also auch nicht mehr an eine Unterschiebung zu denken.

Während auf der einen Seite mehr gedacht als syntaktisch ausgedrückt wird, haben wir andrerseits syntaktische Formungen, die ursprünglich nichts gedachtes enthalten. Dahin gehören zum Theil die Kongruenzverhältnisse. Zum Beispiel hat ein attributives Adjektiv mit seinem Substantiv im Genus, Numerus und Kasus zu kongruiren. Nun mache man sich einmal eine Vorstellung davon, was das heißt! Man kann sich männliche und weibliche Wesen denken, aber nicht männliche und weibliche Eigenschaften. Daß in „vir magnus" vir ein Maskulinum ist, verstehen wir, aber ein männliches oder weibliches „groß" gibt es so wenig wie etwa einen männlichen oder weiblichen Thätigkeitsbegriff „Sehen", „Hören" u. s. w. Auch eine Einzahl und Mehrzahl eines reinen Eigenschaftswortes läßt sich nicht ausdenken. Wenn wir also ein Adjektiv mit einem Substantiv kongruiren sehen, so ist das ein rein syntaktisch-formaler Prozeß, nicht der Ausdruck für etwas gedachtes. Außer der Kongruenz in Genus, Numerus und Kasus besteht nun weiter in manchen Sprachen auch noch Kongruenz hinsichtlich der Determination, d. h. hinsichtlich der Bestimmtheit und Unbestimmtheit der Nomina. Ist das Substantiv bestimmt, hat es z. B. den bestimmten Artikel, so erhält auch das Adjektiv den bestimmten Artikel. Als Beispiel diene etwa ὁ ἀνὴρ ὁ ἀγαθός; weil hier das Substantiv „der Mann" den bestimmten Artikel hat, muß ihn auch sein Adjektiv „gut" erhalten. Und doch gibt es ein bestimmtes oder unbestimmtes „gut" so wenig wie es ein männliches oder weibliches „gut" gibt.

Es zeigt sich also, wie unter Umständen in der Syntax Verhältnisse zum Ausdruck gelangen, die nur in ihr allein Gültigkeit besitzen und im Denken nicht motivirt sind. Man darf sich aber nicht verleiten lassen, hinter solchen syntaktischen Strukturen einen Sinn zu suchen.

Bisweilen scheinen die syntaktischen Kategorien miteinander selbst im Widerstreit zu sein. Manche Sprachen sind in der Lage, einen Infinitiv zugleich mit einem Genitiv und mit einem Accusativ zu verbinden und z. B. zu sagen „das Schlagen des Herrn den Sklaven". Der Infinitiv „schlagen" ist sowohl nominal (mit dem Genitiv), als verbal (mit dem Accusativ) konstruirt. In dem Relativsatz „der Helm, den er trug" ist „den" einerseits Objekt zu trug und hat im Accusativ zu stehen, andererseits Attribut zu „der Helm" und hätte im Nominativ zu stehen. Bei uns ist der Accusativ, also der Kasus des Relativsatzes herrschend geworden; es hätte aber auch der Kasus des Hauptsatzes durchdringen können, und anderwärts ist das in solchen Relativsätzen in der That geschehen.

Auch die Betonung, deren syntaktischen Werth ich bereits hervorgehoben habe, geräth gelegentlich in Konflikt mit den verhältnißmäßig starren anderweitigen syntaktischen Hülfsmitteln. Wo die Verbindung eines Adjektivs mit einem Substantiv vorliegt, werden wir zunächst das Adjektiv als das Bestimmende, das Substantiv als das Bestimmte fassen. Das Substantiv ist, werden wir sagen, das gegebene Substrat, an dem wir Beobachtungen machen; das Adjektiv ist eine solche Beobachtung und unterscheidet sein Substantiv von anderen Substantiven des gleichen Namens. Wenn ich von einer weißen Wolke rede, unterscheidet „weiß" diese Wolke von grauen oder röthlichen Wolken. Das ist ja klar. Setzen wir jetzt den Fall, ein Wanderer erblickt am Horizont einen schmalen weißen Gegenstand. Er macht seinen Gefährten darauf aufmerksam und vertritt die Meinung, es könne wohl ein weißer Gebirgszug, die Alpen, sein. Der Andere, skeptisch angelegt, widerspricht und meint, es sei vielmehr eine weiße Wolke. Jetzt haben Bestimmendes und Bestimmtes die Rollen getauscht. Das Gegebene ist nun nicht die Wolke oder der Gebirgszug, sondern die Vorstellung von etwas Weißem, und es handelt sich darum, zu beobachten, ob es durch Gebirgszug oder durch Wolke zu bestimmen ist. Dann ist es nicht mehr „eine *weiße Wolke*", sondern „eine weiße *Wolke*". Weder die Wortstellung noch ein anderes syntaktisches Ausdrucksmittel läßt den Unterschied erkennen, nur die Betonung legt Zeugniß dafür ab, daß sich unser Denken bei diesen beiden Verbindungen in entgegengesetzter Richtung bewegt hat. Die Syntax verlangt, daß das Adjektiv mit dem Substantiv kongruirt; also ist für den syntaktischen Prozeß immer das Substantiv zuerst da, denn es übt ja Einflüsse auf das Adjektiv aus. Das ist wenigstens in vielen Sprachen eine strenge Regel, die

Digitized by Google

durch die thatsächliche Richtung des Ablaufs unsrer Vorstellungen nicht alterirt wird.

Die Wortstellung ist im heutigen Deutschen dahin präzisirt, daß das Adjektiv vor dem Substantiv steht, und zwar wird diese Anordnung auch dann eingehalten, wenn das Substantiv gegeben, bekannt ist und das Adjektiv als etwas Bestimmendes hinzutritt. Man erkennt die Strenge dieser Wortstellung namentlich dann, wenn wir eine Verbindung aussprechen wollen, deren Substantiv uns wohlvertraut ist, während uns das Adjektiv im Augenblick nicht einfallen will, sei es, daß uns der passende Ausdruck für die Eigenschaft, die wir im Sinne haben, fehlt, sei es, daß wir überhaupt noch nicht wissen, was wir ausdrücken wollen. Wir wollen z. B. von „einem brokatenen Mantel“ reden, das Wort „brokaten“ ist uns aber nicht sofort zur Hand. Wir beginnen korrekt mit dem unbestimmten Artikel „ein“; statt dann aber das Erreichbare zu erledigen und das Wort „Mantel“ auszusprechen, müssen wir eine uns selbst peinliche Pause eintreten lassen, weil das Wortstellungsgesetz verlangt, daß zuerst das Adjektiv darankommt.

Oder kehren wir zu dem Beispiel von dem weißen Gebirgszuge, den ein Anderer für eine weiße Wolke erklärte, zurück. Die Abfolge der Wörter steht hier im Einklange mit der Abfolge der Gedanken; zuerst das Weiße, das die bestimmte Grundlage bildet, dann die Wolke, die eine nähere Bestimmung zu dem Weißen hinzufügt. Die Wortstellung wäre aber die gleiche, auch wenn es hieße „die *weiße* Wolke“, wo „Wolke“ das Bestimmte und „weiße“ das Bestimmende wäre. Andere Sprachen befolgen durchweg die umgekehrte Wortstellung, sie setzen das Substantiv immer *vor* das Adjektiv; wieder andere genießen hinsichtlich der Stellung des Adjektivs größere oder geringere Freiheit. Sehen wir von diesen letzteren Sprachen ab, so zeigt sich also, daß die Wortstellung mit solcher Entschiedenheit konventionell werden kann, daß sie sich gegen die unverkennbare Richtung des natürlichen Ablaufs der Vorstellungen behauptet.

Allein hier muß ich ergänzend eine Erwägung hinzufügen, die manche derartigen Fälle in etwas anderem Lichte erscheinen läßt. Gewiß ist die Sprache zunächst eine Folge des Denkens; aber gibt es nicht vielleicht einen Rückeinfluß der Sprache auf das Denken? Ich glaube ihn behaupten zu dürfen. Fassen wir die Stellung des Adjektivs nochmals ins Auge. Wir werden von Kindheit an daran gewöhnt, das Adjektiv vor das Substantiv zu stellen, und der Umgang mit Menschen verlangt andererseits von uns, daß wir möglichst flüssig reden und Stockungen nach Kräften vermeiden. Wir müssen also, wenn es gilt, im Deutschen die Verbindung eines Adjektivs mit einem Substantiv auszusprechen, vor allem danach trachten, uns des Adjektivs zu versichern, da es voransteht; mit dem Substantiv hat es noch etwas Zeit. Die Folge muß sein, daß sich unser Verstand darauf einrichtet, sobald attributive Verbindungen ausgesprochen werden, aus dem Komplexe von Eindrücken, denen er ausgesetzt ist, ceteris paribus rascher die Eigenschaftsbegriffe als die Gegenstandsbegriffe auszusondern, während in einer Sprache, welche die Stellung Substantiv—attributives Adjektiv befolgt, die Substantive von der Beobachtung bevorzugt werden dürften. So wird die Dressur der Sprache eine Dressur des Denkens erzwingen.

Man darf sich den Gebrauch der syntaktischen Ausdrucksmittel im allgemeinen nicht als etwas bewußt Erfolgendes vorstellen. Er erfolgt mechanisch auf Grund einer festen Gewohnheit, und erst wenn irgendwo ein Fehler gemacht wird, erlangt man die Empfindung dafür, daß es überhaupt Regeln gibt. Gelegentlich erfolgen ja allerdings die Sprachäußerungen reflexionsmäßig, daß aber der Vorgang so dargestellt wird, als geschehe die Anwendung der syntaktischen Ausdrucksmittel aus bestimmten, bewußten Erwägungen heraus, ist ein Fehler, der sich noch immer in den Grammatiken findet, manchmal in einem ganz unglaublichen Grade.

Bei alledem verbergen sich in den syntaktischen Erscheinungen komplizirte Prozesse und gerade die gewöhnlichsten und am bequemsten anzuwendenden Konstruktionen sind nicht immer auch die verständlichsten und ihre Schilderung gestaltet sich bisweilen recht verwickelt.

Die Sprachcharakteristik besteht zum guten Theil aus einer Charakteristik syntaktischer Typen, und die Sprachwissenschaft bedarf eines zweckmäßigen Verfahrens, wenn sie die Aufgaben einer exakten Sprachcharakteristik erfüllen will. Allein trotz schöner Versuche hat es damit noch gute Wege. Mit Vorliebe hat man die Sprachcharakteristik von einem Gesichtspunkt aus behandelt, der eigentlich erst in letzter Linie stehen sollte, man hat die ästhetische Befriedigung untersucht, die eine Sprachschöpfung gewährt und überhaupt die Charakteristik aus absoluten Werthurtheilen zusammengesetzt. Man liebt es, die Frage immer gleich auf schön und häßlich, klug und thöricht der Spracherscheinungen zu stellen. Das eine Volk hat sehr weise gehandelt, indem es die und die sprachliche Einrichtung traf, das Verfahren des anderen ist scharf zu verurtheilen; und so werden Lob und Tadel unter die verschiedenen Sprachen vertheilt.

Der Maßstab für solche Urtheile ist recht ungenau, und die Schlußfolgerungen aus den sprachlichen Thatsachen sind höchst subjektiv. Ebenso steht es mit den Versuchen, aus syntaktischen Verhältnissen Aufklärungen über gemeinsame Charakter- und Geisteseigenthümlichkeiten von Sprachgemeinschaften zu gewinnen. Ich will nicht in Abrede stellen, daß wir noch einmal dahin kommen können, zuverlässige Resultate zu erhalten, aber das Verfahren ist vorerst noch wenig vertrauenerweckend. Man kennt den Volkscharakter, sucht dann sprachliche Einzelfälle auf, die mit ihm im Einklange sind oder zu sein scheinen und hat dann den Volkscharakter in der Sprache wiedergefunden. Aber daneben liegen andere sprachliche Züge, die damit in schroffstem Widerspruche stehen und die Züge, die man für ausschlaggebend erachtet hat, sind selbst keineswegs immer eindeutig; es läßt sich aus allem alles beweisen. Ferner liegen in anderen Sprachen, die durchaus anders gearteten Völkern angehören, Züge vor, die sich in ganz demselben Sinne deuten lassen.

Wir müssen bei der Sprachcharakteristik danach trachten, einen inneren Zusammenhang zwischen einzelnen der syntaktischen Erscheinungen zu finden, so daß sie gruppenweise als Spezialfälle eines umfassenden syntaktischen Typus erscheinen. Aber wir müssen uns in den durch die Vorsicht gebotenen bescheidenen Grenzen halten, und der ist gewiß auf einer falschen Fährte, der gleich von vornherein darauf aus ist, die gesammten syntaktischen Eigenthümlichkeiten einer Sprache aus einem einzigen ihr innewohnenden Prinzip begreifen zu wollen.

Außer der Vergleichung der Syntax verwandter Sprachen haben wir die vergleichende Syntax unverwandter Sprachen. Das bloß äußerliche Aneinanderreihen ähnlicher syntaktischer Erscheinungen aus verschiedenen Sprachen bleibt aber solange zwecklos und eine bloße gelehrte Spielerei, als es nicht gelingt, das Wesen der syntaktischen Gebilde klarzulegen; nur eine von da aus unternommene Vergleichung unverwandter Sprachen *kann* einen wissenschaftlichen Werth erhalten. Wer mich bloß lehrt, im Deutschen sage man so, im Botokudischen sage man *ebenso*, der hat mich einen Einblick in eine sprachwissenschaftliche Kuriositätensammlung thun lassen.

Die vergleichende Syntax unverwandter Sprachen macht

Digitized by Google

den einen Theil der allgemeinen Syntax aus, den anderen bildet die syntaktische Prinzipienwissenschaft. Beides sind Disciplinen, die noch keine Selbständigkeit errungen haben, sondern unter dem Schutz irgend einer fremden Flagge zu segeln pflegen. Wenn übrigens die sprachwissenschaftliche Methodenlehre ihren Werth nicht in sich selbst trüge, so wäre es um ihre Berechtigung schlecht bestellt. Die Methoden werden empirisch gefunden, und den Prüfstein ihrer Brauchbarkeit bildet gleichfalls in erster Linie die Erfahrung. Theoretische Auseinandersetzungen über streitige Methoden enthalten sofort den Zündstoff für neue Meinungsverschiedenheiten, und die Methode, Methoden zu untersuchen, ist doch auch nicht untrüglich. Wer vollends in der Methodenlehre das Repertorium der Rezepte erblickt, nach denen er zu verfahren hat, wenn er auf syntaktische Entdeckungen ausgeht, der wird gewiß nicht auf seine Kosten kommen.

Alle Sprachen der Erde in einer allgemeinen vergleichenden Syntax zu versammeln — das wäre ein uferloser Plan, denn mit einem bloßen Naschen an allen möglichen Sprachen ist es nicht gethan. Aber so erdrückend ist doch andrerseits die Stoffmasse noch nicht, daß es Jemandem, der ernstlich wollte, nicht möglich wäre, die Hauptrepräsentanten der Sprachthätigkeit in einer genügend gründlichen Weise kennen zu lernen. Die sprachwissenschaftliche Prinzipienlehre ist ja ebenfalls imstande, auf einem willkürlich begrenzt gewählten Gebiet Großes zu erreichen. Denn man muß nicht glauben, daß für ein gedeihliches allgemeinsprachwissenschaftliches Arbeiten die Kenntniß einer Unsumme von Sprachen unerläßliche Voraussetzung ist; auch ein Werk wie Pauls „Prinzipien" zeigt seine Meisterschaft unter anderem in der Beschränkung und ersetzt durch Intensität der Forschung, was ihm an Extensität des Stoffes abgeht. Auch hier heißt es non multa sed multum.

Ein zentrales Problem der allgemeinen Sprachwissenschaft war noch vor wenigen Dezennien die Frage nach dem Ursprung der Sprache. Das ist sie heute nicht mehr. Wahrscheinlich werden sich ja die meisten Sprachforscher für den Hausbedarf eine Meinung darüber bilden, wie die Sprache entstanden sein mag, aber man liest nicht mehr so sehr viel davon, denn die Beschäftigung mit dem Gegenstand scheint etwas in Mißkredit gekommen zu sein. Dennoch ist die Forschung hier nicht eigentlich still gestanden. Was sie leistet, ist weniger eine direkte Lösung des Problems als die Herbeischaffung des Rüstzengs für die Lösung. Sie sucht die Kräfte zu erkennen, die am Ausbau der Sprache wahrgenommen werden, und indem sie annimmt, daß diese Kräfte nicht erst im Verlauf der Sprachgeschichte neu aufgetaucht sind, sondern im wesentlichen von jeher für alle Sprechthätigkeit maßgebend waren, darf sie hoffen, allmählich auch über die ältesten Phasen der Sprechthätigkeit etwas Klarheit zu verbreiten. Auch die Syntax hat an diesen Untersuchungen ihren Antheil. Der anfangs ärmliche Bestand an syntaktischen Formen wird nur ganz allmählich größere Fülle erlangt haben. Wir haben die natürliche Neigung, syntaktische Hülfsmittel, die uns unentbehrlich scheinen, in die sprachliche Urzeit hineinzuprojiziren. Der Blick auf vor uns liegende primitive Sprachen, denen diese Hülfsmittel fehlen, belehrt uns eines Besseren, und die Syntax zeigt uns bisweilen, wie es möglich wurde, daß solche Hülfsmittel entstanden, wie in der Sprache Neuschöpfungen erfolgen. So können wir zum Beispiel wahrnehmen, wie in Sprachen, welche die Kopula „ist" noch nicht besitzen, sondern einfach sagen „der Löwe ein Thier", doch da und dort Ansätze zur Bildung einer Kopula auftauchen, durchaus nicht immer in Gestalt eines Verbums. Und so vermögen wir auch sonst bisweilen in einen syntaktischen Werdeprozeß mitten hineinzublicken, oder aber, es ist uns zwar nicht durch glückliche Zufälle vergönnt, das Vorleben unmittelbar zu überschauen, aber das syntaktische Gebilde hat Kennzeichen mit sich geschleppt, die dem Auge des Syntaktikers die gesammte Vorgeschichte bis zur Entstehung hinauf enthüllen. —

Es ist nicht nur der Laie, den man, wenn man ihm sprachliche Dinge erläutern will, am besten auf sein eigenes Sprechen verweist. Auch für den Sprachforscher bildet die Selbstbeobachtung eines der wichtigsten Hülfsmittel.

Nun gibt es eine Sprache, in die sich Jeder von Kindheit an hineingelebt hat, und zwar nach der allermodernsten empirischen Methode. Diese Sprache ist die Muttersprache. Sie muß den Ausgangspunkt für alles Nachdenken über syntaktische Verhältnisse bilden, denn wenn irgendwo, so können wir hier Klarheit über die Natur syntaktischer Vorgänge gewinnen, und von ihr aus können wir uns weiter orientiren. Es ist darum bedauerlich, wenn man sich in Grammatiken, welche die Syntax der Muttersprache darstellen, ausschließlich an den Stil der poetischen und prosaischen Kunstsprache hält und die lebendige Umgangssprache als quantité négligeable betrachtet. Die gedruckten Quellen werden uns immer bleiben und können jederzeit erforscht werden; die in ungezwungenem Verkehr gebrauchte Sprache rauscht vorüber und kann nur von dem, der in ihr lebt, dargestellt werden, und das gilt namentlich für die Dialekte.

Von dem relativen Werth der Muttersprache im Vergleich mit anderen Sprachen können wir völlig absehen. Mögen Andere größeren Reichthum der syntaktischen Gestaltungen an den Tag legen, mögen sie strenger in der gleichmäßigen Verwendung der syntaktischen Hülfsmittel sein, mögen sich ihre syntaktischen Kategorien enger an die logischen anschließen: es fragt sich, wie viel man von all diesen Herrlichkeiten wahrhaft zu würdigen weiß. Die Sprache, in der man die Bedürfnisse im Drang des täglichen Lebens ausdrückt, die Gefühle, von denen die Seele beherrscht ist, die Ueberzeugungen, für die man mit seiner Person eintritt, sie wird stets eine Fülle von Feinheiten offenbaren, die Ersatz für alles andere bietet. Durch Untersuchung ihres heimathlichen Dialekts könnten sich Viele nützlich machen; es kommt nicht auf die welthistorische Wichtigkeit einer Sprache an, sondern darauf, was Einer aus dem gesammelten Stoff zu machen weiß.

Solche Studien kommen nicht nur der Muttersprache und dem allgemein sprachwissenschaftlichen Arbeiten, sondern mehr oder weniger den Arbeiten in jeder einzelnen anderen Sprache zugute. Der Syntaktiker wird sich auch mit einer Sprache, die außerhalb seines eigentlichen Arbeitsgebiets liegt, nie ohne unmittelbaren Nutzen für seine spezielleren Interessen beschäftigen, auch wenn es eine unverwandte Sprache ist, und ich bezweifle, ob auf einem anderen Gebiet der Sprachwissenschaft die Kenntniß unverwandter Sprachen verhältnißmäßig so viel Anregung zu bieten vermag wie in der Syntax. Nicht selten wird mit der Klarstellung syntaktischer Verhältnisse einer Sprache ein überraschendes Licht auf analoge Verhältnisse einer mit ihr durchaus unverwandten Sprache geworfen. Es geschieht zum Beispiel, daß syntaktische Bildungen in der einen Sprache oder Sprachfamilie zu einem gewissen Abschluß gelangt sind und das Resultat einer Entwicklung darstellen, die vielleicht eine tiefgreifende Veränderung des Wesens mit sich gebracht hat, während eine andere, völlig fremde Sprache ganz die gleiche Erscheinung, aber auf einer früheren Entwicklungsstufe, aufweist und uns daher einen Einblick in den Hergang gestattet.

Bei alledem darf aber in der Syntax keine Oberflächlichkeit einreißen; man muß die Sprachen wirklich gelernt haben und muß leidlich auf dem Laufenden bleiben. Selbst in den besten sprachwissenschaftlichen Werken kommt es gelegentlich vor, daß infolge von halber Kenntniß Miß-

verstandenes und Halbrichtiges, sowie Veraltetes gelehrt wird. Soweit ich es übrigens beurtheilen kann, läßt man sich durch Herumplätschern in möglichst vielen Sprachen heutigestags nicht mehr imponiren. Eine gewisse Weite des Gesichtskreises, gepaart mit Gründlichkeit, wird nicht nur positiv förderlich sein, sondern auch einigermaßen davor bewahren, syntaktischen Eigenthümlichkeiten einer Sprachfamilie eine Deutung zu geben, die sich als hinfällig erweist, sobald man sie auf die gleichen Eigenthümlichkeiten einer fremden Sprachfamilie anwendet.

Denn wo wir hinschauen, treffen wir auf Sprachen, die unabhängig voneinander syntaktische Züge von einer uns oft in Staunen setzenden Aehnlichkeit durchgeführt haben, weil die Bedürfnisse des Denkens und das Verhalten der Phantasie ähnlich waren. Wer in den verschiedenen Sprachfamilien eine zusammenhangslose Mannichfaltigkeit syntaktischer Phänomene vor sich gesehen hat, weil er jener phantastischen Sprachbetrachtung abhold war, die ohne viel Federlesens zwischen beliebigen Sprachen darauf los vergleicht, als wären sie verwandt, weil er überzeugt war, daß es zwischen Sprachen, deren Verwandtschaft nicht erwiesen ist, keinerlei Band gibt, der wird vielleicht im Lauf der Zeit auf einem anderen und solideren Weg die vermißte Einheit der Sprachen dennoch finden.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*yσ.* **Berlin.** In der Julisitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" konnte der Vorsitzende, Frhr. v. Richthofen, die Mittheilung machen, daß der Gesellschaft anläßlich des Erwerbs ihres eigenen Hauses eine beträchtliche Summe bereits zugegangen sei zur Tilgung der bei diesem Erwerb übernommenen Schuld, ebenso daß 230 Mitglieder aus dem gleichen Anlaß freiwillig ihre Beiträge erhöht haben. Zum „Internationalen Geographenkongreß" liegen bereits 600 Meldungen vor, von denen ein Drittel solche von Ausländern sind. Der Kongreß selbst wird als die Säkularfeier des Beginns der Forschungsreisen A. v. Humboldts gefeiert werden, von denen her der Aufschwung neuer deutscher geographischer Forschung datirt. — Aus der reichen vorliegenden Litteratur seien hervorgehoben: die Publikation des Commercial Directory sämmtlicher amerikanischen Republiken, besonders werthvoll für die Handelsstatistik; ein Band des Reisewerks vom Grafen Szechenyi, Paläontologie der bereisten Gegenden enthaltend von Loczy; Gerard: Nach den Tagebüchern Dutreil du Rhins' (1890—95), Theil 3 der Reise in Tibet, und Dr. Sandler: München, Dichtigkeitskarten zur Kenntniß der Bewegung der Bevölkerung, die einen bedeutenden methodischen Fortschritt zeigen. — Dr. Th. Fischer, Professor in Marburg, bekannt als der beste Kenner der Mittelmeerländer, deren Studium er seit 25 Jahren sich gewidmet hat, berichtete über seine im jüngsten Frühjahre (Februar bis Juni 1899) ausgeführten Reisen im marokkanischen Atlas-Vorland, die durch Mittel der Gesellschaft unterstützt worden waren. Der Hauptzweck dieser Reisen war, durch eigene Beobachtung die völlig irrthümliche Karte dieser Gegenden richtigzustellen, sowie den Grund für eine systematische Darstellung der Atlas-Länder zu legen. In dem wenig durchforschten Atlas-Vorlande galt es dann ferner, noch die Flußläufe der drei größten Flüsse dort, des Sebu, des Um-er-Rbia und des Tensift, festzulegen, sowie eine geologisch richtige Anschauung des Baues der Hochebene von Marakesch zu gewinnen. Eine weitere Aufgabe, die Lösung des Problems des kühlen Küstenklimas, bei dessen Erscheinung neben den der Küste theils parallel streichenden Winden auch abländige Winde eine Rolle spielen, und das kühle Auftriebwasser mitwirkt, kann nur vom Bord eines großen Schiffes ausgeführt werden und mußte deßhalb einer ferneren Reise vorbehalten bleiben. In Begleitung des Grafen Joachim Pfeil und des österreichischen Hauptmanns Wimmer, sowie eines Arabers, der als ehemaliger französischer Soldat ein guter Dolmetscher war, ging Professor Fischer von Tanger aus zunächst zur See der Küste entlang nach Mogador, dem Haupthafen Marokko's. Der Ausgleich des Luftdrucks, der hier zwischen dem Mittelmeer und dem Atlantik stattfindet, macht Tanger selbst zu einem argen Zugloch. An der ganzen Küste ist eine Landung infolge der ungemein starken Dünung nicht leicht zu bewerkstelligen, und man bedient sich großer Brandungsboote, um an den einzelnen Küstenplätzen Rabat, Casablanca, Mazagan, die der Dampfer anläuft, ans Land zu gehen. Macht die Brandung das Landen schon schwer, so besteht fast gar keine Straße von den einzelnen dieser Küstenplätze ins Innere des Landes, und obgleich nach Beseitigung der Barre an der Mündung des Bu-Regreg daselbst eine Hafenanlage ohne erhebliche Kosten möglich wäre, ist dergleichen noch nicht in Angriff genommen. Rabat-Sale, das im 18. Jahrhundert ein Seeräubernest war, ist heute noch ebenso unzugänglich von der See her, wie in jenen Tagen. In Mogador wurde die Maulthierkarawane zusammengestellt und von dort aus die Oase Aïn Hadschar, sowie der nördlich davon gelegene Djebel-Hadid besucht. Aïn Hadschar dient dem deutschen Vizekonsul in Mogador zum Sommeraufenthalt. Es war nunmehr die Verfolgung des Stromlaufes des Tensift von der Mündung an aufwärts bis zur Hochebene von Marakesch hin, wo er seine Wasser sammelt, nothwendig. In dem ungangbaren, vielgewundenen und verkehrlosen Thale, das der Fluß in tiefem Bette durchströmt, war ein Vordringen nicht leicht. Das Flußbett mußte fünfundzwanzigmal durchkreuzt werden, und da die Schneeschmelze noch nicht eingetreten war, konnte man noch den Weg verfolgen, obgleich das Gefälle 500 m auf 200 km hier beträgt, während etwa der Lech von Füssen bis zur Donau auf 150 km 400 m Höhenunterschied hat. Am 4. April gelangte die Expedition nach Marakesch, das unter seinen 80,000 Einwohnern nur zehn Europäer, darunter einen Deutschen, zählt. Diese Stadt ist ebenso wie Fez den Fremden völlig verschlossen. Während des 17tägigen dortigen Aufenthalts machte Professor Fischer Ausflüge in die Umgebung, um topographisches Material für eine neue Karte zu sammeln, und es gelang ihm, einen Einblick in die tektonische Gestaltung der Hochebene wie in das sie auszeichnende Berieselungssystem zu gewinnen. Die ganze Ebene stellt sich als ein Senkungsfeld dar, dessen eine Seite durch das relativ 3000 m hohe Faltengebirge des Atlas, wie die Po-Ebene durch die Alpen oder die an der inneren Seite der Karpathen belegene Ebene durch diesen Gebirgszug begrenzt wird. Basaltische Durchbrüche finden wir an der Nordseite. Die Seitenwände der Flußthäler werden durch feste Geröllmassen gebildet. Von Süden nach Westen zeigen sich Kieselhaufen und Kieselwellen durch die Ebene, die durch Schuttansammlungen entstanden sind, wie wir sie ähnlich im Adda-Thale und Comer See finden. In der Nähe dieser Kieshaufen nun sieht man bis zu 10 Meter Tiefe Schächte eingebohrt, die unterirdisch durch parallellaufende Stollen miteinander verbunden sind. In solchen unterirdischen Kanälen sammelt sich das Grundwasser und wird von hier aus den Flächen der Hochebene zugeführt und oft an weitentlegene Punkte gebracht. Diese Art der Berieselung, nur auf der Hochebene von den Arabern seit Jahrhunderten angewendet, ist bisher bei uns völlig unbekannt gewesen. Sonst findet man in Marokko steinerne Sammelbecken, denen mittelst eines Schöpfwerks, das durch ein Kamel betrieben wird, das nöthige Wasser entnommen wird. Die Schottermassen, welche die Hochebene von Marakesch bilden, sind sehr fest, so daß ein Einstürzen der Schächte nicht zu befürchten ist. Diese Kanäle, Catarra genannt, laufen an ihrem Ende in einen Bach aus. Die mit Dattelpalmen reich bestandene Hochebene könnte mehr Anbau tragen als sie heute aufweist. Mit einem Schutzbrief des Sultans versehen, der ihm überall förderlich war, ging Prof. Fischer am 21. April von Marakesch aus ostwärts bis Dannat, wandte sich alsdann nordwärts, streifte das Gebiet der Viehzucht treibenden Beni Meskin im Steppengürtel, der der Berieselungsoase nach der Küste hin vorgelagert ist und folgte dem Laufe des Um-er-Rbia, den er bei Meschra-Tschair auf Ziegenfellschläuchen überschritt, um nach Casablanca zu gelangen. Der Um-er-Rbia hat das dem Tafelland zugrunde liegende Grundgebirge angeschnitten, denn das ganze Atlasvorland ist als ein junges Tafelland zu

Digitized by Google

betrachten, dem ein Gebirge als Grundlage dient, dessen Gestein dem unsres rheinischen Schiefergebirges ähnlich ist und fast senkrecht gefaltet Thonschiefer und Grauwacken aufweist. Das jüngere Deckgebirge ist abgetragen und die Tafelberge dienen als Zeugen der früheren Höhe des Grundgebirges, die ehedem von jungen Schichten bedeckt waren. Das relativ nicht hohe Grundgebirge zeigt mit seinen linearen Höhenzügen und parallelen Faltensätteln andere Formen als das Tafelland. Der Djebilet, nördlich von Marakesch, ist solch alter Höhenzug aus dem Tafellande. Zwischen Meschra-Tschair und Casablanca liegt der bisher in der Literatur völlig unbekannte Streifen der marokkanischen Schwarzerde, der, allein durch sehr reichlichen Thau ohne Düngung ungemein befruchtet, eine reiche Maisernte von nur dreimonatiger Vegetationsdauer hervorbringt. Dieser 400 km lange und 40 km breite Gürtel kennzeichnet sich durch Regenmangel, doch ersetzt der Thau hier die Regen völlig. Die kühlen Nächte in diesem Gebiet gegenüber dem sonst in Marokko sehr hohen Temperaturmittel stehen mit der Thatsache des kühlen Auftriebwassers an der Küste wohl in kausaler Verbindung. Mais gedeiht sonst in den Mittelmeerländern nur bei künstlicher Bodenberieselung. Die Expedition ging von Casablanca dann nach Rabat und durch die Landschaft El-Gharb zum Sebu über Mekines, dann weiter nach Fez, von wo sie nach Tanger zurückkehrte. Im allgemeinen ist das marokkanische Vorland so gegliedert, daß hinter der Schollenküste ein Kulturlandgürtel mit der sogenannten Schwarzerde gelegen ist. Es folgt der Steppengürtel, dann im Süden die Hochebene von Marakesch, der sich nach Nordost der Gürtel der voratlantischen Berieselungsoasen anschließt, hinter dem das Faltengebirgsland des Atlas aufsteigt. Marokko, das reichste der Atlasländer, ist heute despotisch beherrscht und befindet sich in voller Verwahrlosung. Es ist seiner Weltstellung nach doch von Bedeutung. Griffen doch meist von hier aus die Araber nach Spanien hinüber, und Tumbaktu, die Hauptstadt des Sudans, war einst ein Theil ihres Reichs. Bodenfrüchte und Vieh sind in Fülle in Marokko zu erzeugen. Freilich sind die Atlasbewohner, die Römern einst und Arabern getrotzt hatten, heute noch fast völlig unabhängig und jedem Fremden feindlich. Die Zahl der Marokkaner, die wegen der Unsicherheit von Eigenthum und Erwerb sich unter den Schutz der europäischen Mächte, namentlich Deutschlands stellen, ist stetig im Wachsen mit der großen Zunahme, die deutsche Interessen dort im letzten Jahrzehnt erfahren haben. In Mogador ist die Ausfuhr und Einfuhr vorwiegend in deutschen Händen. Frankreichs und Englands Handel ist hier zurückgegangen. Es wird von drei deutschen Dampferlinien regelmäßig angelaufen. Wir haben darum ein Interesse, den marokkanischen Zuständen, denen eine Krisis droht, unsre Aufmerksamkeit dauernd zuzuwenden. Eine Reihe guter Lichtbilder gab zu den Ausführungen eine lehrreiche Illustration.

*γ.* Wer den berühmten Hildesheimer Silberfund kennt, dem wird es gewiß erstaunlich erschienen sein, daß die von solch hoher Kunstvollendung Zeugniß gebenden Stücke erst der ersten Kaiserzeit entstammen. Denn wenn wir auch in den Reden Cicero's gegen Verres die Nachricht besaßen, daß der habgierige Prokonsul in seinen Raubzügen durch die sicilischen Städte zahlreiche Silbergefäße zusammenbringen ließ, um sie nach Herausnahme der kunstvollen Embleme dem Eigenthümer wieder zurückzugeben, so war es doch bis jetzt noch nicht gelungen, ähnliche Schalen mit eingelegten Mittelreliefs in der früheren griechischen Kunst nachzuweisen. Der Boden Aegyptens, der für die Erschließung der Kultur der hellenistischen Zeit eine immer wachsende Bedeutung gewinnt, hat auch hier unsre Kenntniß weiter gefördert. Am westlichen Nilufer, in der Nähe der heutigen Bahnstation Roda, war vor nicht langer Zeit auf dem Boden des alten Hermopolis ein bedeutender Silberfund gemacht worden. Das meiste davon ging durch Einschmelzung der Wissenschaft verloren, nur ein kleiner Theil konnte rechtzeitig vor dem Untergange gerettet werden: er befindet sich nun im Antiquarium der kgl. Museen zu Berlin. Indessen barg der Rest noch zwei Glanzstücke von hohem Werthe. Es sind zwei weite flache Schalen und sie tragen ähnlich wie die Hildesheimer Attisschale in der Mitte ein rundes Emblem, dessen dünne Silberwand mit Blei gefüttert ist. Das eine Relief stellt einen jugendlichen Herakleskopf dar, um den sich das Löwenfell mit Rachen und zusammengebundenen Tatzen legt, das andere zeigt den Kopf einer jungen weiblichen Persönlichkeit, vielleicht eine Mänade. Die Arbeit ist nicht sehr fein ausgeführt, um so wirkungsvoller aber ist der Gesammteindruck der festen, sicheren Züge, besonders bei dem Herakles. Die Schalen sind allem Anschein nach Originale; sie zeigen starke Spuren von Benutzung und auf der einen sind Schriftzüge eingezeichnet, welche Preis und Gewicht angeben. Stammt nun die Schrift auch aus dem zweiten christlichen Jahrhundert, so muß doch der Verfertiger dem Kunstcharakter nach in die Ptolemäerzeit gesetzt werden, spätestens in eben die Zeit der verrinischen Prozesse. Damit ist für die Silberfunde von Hildesheim, Boscoreale und Bernay die hellenistische Quelle erwiesen. Doch noch ein Anderes hat sich Erich Pernice, der diese Schalen in dem Juliheft der Zeitschrift für bildende Kunst unter Beifügung vorzüglicher Abbildungen behandelt, aus dem neuen Funde bewiesen: Reste anderer Gefäße deuten darauf hin, daß verschiedene Stücke zweifach vorhanden gewesen waren. Diese Beobachtung ist auch an manchen Stücken von Hildesheim und Boscoreale gemacht worden. Nimmt man die nicht eben vereinzelten literarischen Zeugnisse hinzu, so ergibt sich daraus, daß es in hellenistischer Zeit ein weit verbreiteter Brauch gewesen ist, einem hervorragenden Kunstwerke von Edelmetall sein Gegenstück beizugeben, eine Sitte, deren Anfänge freilich noch vor dem Zeitalter der Diadochen liegen.

* **Heidelberg.** In der medizinischen Fakultät unsrer Hochschule habilitirte sich Dr. Hugo Stark von hier. Die Probevorlesung handelte über „Bedeutung und Wesen psychischer Beeinflussung“.

* **Tübingen.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat den Senatspräsidenten a. D. v. Knapp und den Oberlandesgerichtsrath v. Miller, die längere Zeit Mitglieder der juristischen Prüfungskommission waren, zu Ehrendoktoren ernannt.

* **Straßburg.** Hier wird vom 25. bis 28. Sept. d. J. die Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Verbindung mit dem ersten allgemeinen deutschen Archivtag abgehalten werden.

n. **Jena.** Die in einer neulichen Korrespondenz aus Straßburg (Beilage vom 22. Juli) über die Zulassung von Frauen zu akademischen Vorlesungen geäußerte Annahme, daß „nunmehr an allen deutschen Universitäten den Frauen der Zugang zum akademischen Studium eröffnet“ sei, ist nicht zutreffend. Die bei der Universität Jena betheiligten Regierungen (oder doch ihre Mehrzahl) verhalten sich zur Frage des Frauenstudiums durchaus ablehnend. Wiederholt hat die Universität das Gesuch gestellt, es möchte Frauen die Theilnahme an Vorlesungen im Bereich der philosophischen Fakultät unter den in Preußen dafür bestehenden Bedingungen gestattet werden, aber es ist nicht nur ein solches Gesuch abgelehnt worden, sondern es ist insofern praktisch noch eine Verschärfung eingetreten, als die bis dahin übliche Theilnahme von Lehrerinnen an der Uebungsschule des pädagogischen Seminars im Verwaltungswege für unstatthaft erklärt worden ist. So besteht in Jena für Frauen durchaus keine Möglichkeit eines Zugangs zum akademischen Studium.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Jul. Cramer: Die Geschichte der Alamannen als Gaugeschichte. (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Herausgegeben von Dr. O. Gierke. 57. Heft.) Breslau, M. u. H. Marcus 1899. — *Compte rendu* des Travaux de la Commission de la *Dette publique d'Egypte* pendant l'année 1898. XXIII. année. Le Caire, M. Roditi 1899. — *Cam. Trivero:* Classificazione delle scienze. (Manuali Hoepli.) Milano, Ulrico Hoepli 1899. — Dr. J. Bernstein: Die Vorbildung der Medizin-Studirenden im Hinblick auf den Entwurf der neuen Prüfungsordnung. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1899. — K. Barthel: Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. 10. Aufl. Neu bearbeitet von M. Vorberg. 4. Lfg. Gütersloh, C. Bertelsmann 1899.

[Jahr]gang 1899. München, Mittwoch, 26. Juli. Nummer 168.

# [B]eilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Wie denkt das Volk über die Sprache?

Keinem Volke ist in gleichem Maße wie dem deutschen das Bedürfniß eigen, die Sprache, die es spricht, theoretisch zu betrachten und sich des Formellen an ihr bewußt zu werden: wie oft sehen wir im Leben Leute, die von Haus aus aller wissenschaftlichen Methode fern standen, in dem bemerkenswerthen Bemühen begriffen, die Sprache, gewissermaßen die Münze, in welcher sie ihr Gefühlsleben prägen, ins Auge zu fassen und sie auf ihren Feingehalt zu prüfen. Möglich, daß bei uns Deutschen die fortwährende Berührung mit dem Mundartlichen dieses Interesse an der sprachlichen Form wach erhält, oder daß noch von den Zeiten des Reuchlin her sich ein vererbter Sprachtrieb in uns erhalten hat, oder daß die übereifrige Propaganda der Sprachreiniger den Blick der Zeitgenossen immer wieder der Form zuwendet — sei dem wie immer, das Eine ist sicher, daß das Interesse am Sprachlichen auch in der Epoche der himmelstürmenden technischen Erfindungen in stetem Wachsthum begriffen ist und weite Kreise der Nation nachhaltig fesselt. In den letzten Jahren sind einige Publikationen diesem Triebe geschickt entgegengekommen und haben reichlich zur Schärfung des sprachlichen Verständnisses beigetragen: wir meinen da zunächst Harders „Werden und Wandern unsrer Wörter", in welchem Buche die Bezeichnungen einer großen Zahl der uns im Leben umgebenden Gegenstände unter die Lupe des Sprachforschers genommen und in Bezug auf Abstammung und Zugehörigkeit untersucht werden. In übersichtlicher Weise wird da gezeigt, wie viele von den Wörtern, mit denen wir Nahrung, Kleidung, Pflanzen, Thiere &c. bezeichnen, fremdem Sprachgut angehört: durch derartige Untersuchungen wird nun, wie wir oft im Leben zu beobachten Gelegenheit haben, auch der Mann aus dem Volke zum Nachdenken angeregt, zum richtigen Sprechen und Schreiben der Fremdwörter bewogen und besonders von der mißbräuchlichen Verwendung derselben abgehalten.

Tritt dieses Buch mit dem Rüstzeug der Methode an den Stoff heran, so steht Friedrich Polte's[1]) „Wie denkt das Volk über die Sprache?" von vornherein und bewußt auf einem anderen Fußpunkt der Beobachtung und Beurtheilung: in der anspruchslosesten Form stellt Polle sich zum Ziel, rein empirisch die Ansichten und Aeußerungen des Volkes über die Sprache zu registriren, den unbewußten Tiefsinn, der in den volksthümlichen Anschauungen über die Sprache liegt, an das Licht zu fördern und mit den Ergebnissen der Sprachphilosophie zu vergleichen. Um aber von dem, was das Volk über die Sprache denkt, ein plastisches Bild geben zu können, muß man sich so vorurtheilslos und so liebevoll mit allen Regungen und impulsiven Aeußerungen der Volksseele vertraut machen, wie Polle dies gethan hat: er hat sich, als er unter das Volk ging, um es jahre- und jahrzehntelang zu belauschen, ganz und gar der Wehr und Waffen des Gelehrten entäußert, er hat, wenn er mit Bauern oder mit Dienstboten sprach, sich ganz unbefangen und vorbehaltlos auf das Niveau ihres oft nur rudimentär entwickelten Sprachsinns gestellt und alle ihre Aeußerungen getreu beobachtet, verglichen, gesammelt und geordnet. In der Beurtheilung jeder Einzelheit ist er von bewundernswerther Vorsicht und Zurückhaltung, er hütet sich, das Material mechanisch zu schematisiren und vermeidet es klug, um eines sogenannten „höheren" Gesichtspunktes willen den Einzelerscheinungen in der Erklärung Gewalt anzuthun, und ebenso fern liegt ihm auch, in einfache Aeußerungen des gemeinen Mannes vermeintlich tiefsinnige Ideen hineinzugeheimnissen: nein, alles, was er vorbringt, sei es aus eigenster Erfahrung, sei es von verläßlicher Freundeshand gesammelt, trägt den Stempel des Urwüchsigen, Wahren und Unverfälschten an sich und athmet den frischen Erdgeruch der Natur. Man kann überraschend viel aus diesem Buche lernen, das so ganz und gar auf die Pose der Gelehrsamkeit verzichtet. Um dieses reichen Inhaltes willen möchten wir nun im folgenden ein möglichst getreues Bild einiger der wichtigsten Gedanken des Buches geben, indem wir dabei zumeist den Verfasser mit seinen eigenen schlichten Worten sprechen lassen: Gewiß wird aus unsrer dürftigen Skizze, hinter der wir selbst ganz zurücktreten, sich so viel Interessantes für die Leser ergeben, daß schon dadurch unsre anerkennenden Worte für das Buch ihre Rechtfertigung finden werden.

Polle weist zunächst auf die gewichtige Thatsache hin, daß das Volk im Prinzip immer richtig versteht und daß es überall dem Redenden den guten Willen entgegenbringt, richtig und ohne pedantische Silbenstecherei das, was gesprochen wird, aufzufassen, während der Gebildete schon dadurch, daß er fremde Sprachen lernt, in sich die unbefangene und naive Auffassung der eigenen Sprache trübt. Und dieses richtige und ungestörte Sprachgefühl bleibt dem gemeinen Manne nur durch völlige Unberührtheit von allem Schriftlichen erhalten, da er, wenn er die Feder in die Hand nimmt, sofort glaubt, mit reinem Stil auf Stelzen einhergehen zu müssen und den naiven Ton der Natürlichkeit verliert. Ja man hat sogar die charakteristische Beobachtung gemacht, daß ein Mann vom Lande, der durch das Telephon spricht, seine Mundart fallen läßt und sich bemüht, hochdeutsch zu reden, weil ihm in diesem Falle offenbar zumuthe ist, als hätte er die Feder in der Hand.

Dieses naive und unverdorbene Sprachempfinden befähigt den gemeinen Mann nun, auch dann leicht und richtig zu verstehen, wenn der Gebildete infolge jenes Raffinements, mit welchem er jede Aeußerung eines Anderen anhört, nur schwer zu verstehen vermag. Polle bringt dafür drastische Beispiele bei: Ein Bauer, der auf dem Dampfer am Dresdner Waldschlößlein vorbeifährt,

[1]) Leipzig, B. G. Teubner 1897, 2. Aufl.

Digitized by Google

sagt zu seinem Genossen: „Das Waldschlößlein hätt' ich mir höher gedacht!“ Darauf antwortete der Andere: „Es ist auch höher!“ In der Miene des also Belehrten zeigte sich keine Spur von Erstaunen; er hatte die Antwort offenbar verstanden, wie sie gemeint war: von hier aus täuscht man sich leicht über die Höhe, aber beim Hinaufsteigen oder Herabsehen von oben bemerkt man doch, daß diese Höhe nicht unbedeutend ist. Der Bauer sprach also in seiner unbeholfenen Weise etwas ganz vernünftiges aus, und der Andere verstand auch ohne pedantische Wortklauberei, was Jener sagen wollte.

Es gibt aber auch sehr sorgfältig schreibende Autoren, die nicht bloß etwas ganz anderes sagen, als was sie sagen wollen, sondern die, wenn man sich an den Buchstaben hält, das gerade Gegentheil von demjenigen sagen, was sie sagen wollten. Das läßt sich sehr charakteristisch an der mißbräuchlichen Verwendung der Negationen erweisen. Luther sagt: „schärfer, denn kein zweischneidig Schwert“; Claudia Galotti zu ihrer Tochter: „Gott! Gott! Wenn das dein Vater wüßte! Wie wild war er schon, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen.“ Man erwartet doch offenbar: „Nicht ohne Wohlgefallen.“ Aehnliche Irrthümer sind „nicht unschwer“ für „unschwer“ oder „ohne daß es aufhört, den Charakter eines Kampfes zu verlieren“ (für „ohne daß es aufhört, . . . zu haben“ oder „ohne . . . zu verlieren“), oder „Dante besaß nicht ungewöhnliche kosmographische Kenntnisse“ (offenbar statt „nicht gewöhnliche kosmographische Kenntnisse“), oder „die wenigsten Menschen können dem Versuch widerstehen, einen Witz zu unterdrücken“, oder „man versäume nicht, die günstige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen“. Alle diese Versehen sind nicht etwa Erfindungen Polle's, noch auch etwa von irgend einem beliebigen Menschen von unbeholfener Ausdrucksweise herrührend, sondern von Schriftstellern von Rang und Ansehen, wie Justus Moeser, Wachsmuth, Oskar Peschel rc. Was die psychologische Erklärung dieser Erscheinungen betrifft, so glaube ich nicht an die von Polle beigebrachte höchst komplizirte Deduktion H. Steinthals, die hier auszuführen und zu widerlegen der Raum uns nicht gestattet; nach meiner Meinung liegt in der einen, der einfacheren Art von Versehen, wie „nicht unschwer“ für „unschwer“ oder „nicht ungewöhnlich“ für „nicht gewöhnlich“ nichts anderes vor als Flüchtigkeit und Unachtsamkeit des Schriftstellers. Fälle aber, wie „man versäume nicht, die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen“ sind anders zu erklären: hier liegen offenbar zwei dem Sinne nach gleichbedeutende und ursprünglich voneinander unabhängig empfundene Gedanken vor: man versäume nicht! Die Gelegenheit geht unbenutzt vorüber!“, wobei dann, als durch Unachtsamkeit des Schreibenden, die beiden Gedanken eine unstatthafte Verbindung miteinander eingingen, dem Schreiber die beiden Negationen „nicht“ und „un“benutzt sich scheinbar gegenseitig verstärkend in den Ohren klangen. Man vergleiche die Konstruktion nach den Verben des Fürchtens im Lateinischen, wo es immer heißt: „ich fürchte, daß nicht“. In Wirklichkeit lautete der Satz ursprünglich: „Ich fürchte! Daß mir nicht das und jenes geschähe!“ Später verband man dann die beiden Sätze und die Negation blieb, obzwar sie nun (nach der vollzogenen Verbindung) keine logische Existenzberechtigung mehr hatte.

Alle diese Mißverständnisse sind aber für das naiv hörende Volk keine Mißverständnisse: des Volkes guter Wille, den Sinn richtig zu verstehen und nicht pedantisch am Wortlaut zu nörgeln, hilft ihm über derartige Versehen leicht hinweg. Sehr fein zeigt Polle, daß die Abneigung gegen diese Silbenstecherei der Gebildeten sich im Volksmunde zu der Karikatur des Eulenspiegel als desjenigen, der sich mehr an den Wortlaut als an das Gemeinte hält, symbolisch verdichtet hat. In dieser Bereitwilligkeit des Volkes aber, auch etwas in nicht tadelloser Form gesprochenes richtig zu verstehen, liegt zunächst nur ein negativer Zug der Volksseele in der Bethätigung von Sprachgefühl. Etwas positives ergibt sich erst, wenn wir die Ansichten des gemeinen Mannes über die Beziehungen des Dinges und des dasselbe bezeichnenden Namens in Betracht ziehen. Der Streit, ob das Ding oder sein Name älter ist, geht bekanntlich bis auf Pythagoras und auf die platonische Ideenlehre zurück und hat speziell im Mittelalter eines der meistbehandelten Probleme gebildet; das Volk nun schlägt diese Frage nach der Priorität des Einen vor dem Anderen in den Wind, es identifizirt einfach Ding und Namen, ja es kann sich weder das Ding ohne den Namen, noch den Namen ohne das Ding vorstellen. Man wird dem Mann aus dem Volke schwerlich klar machen, daß wir nur willkürlich und nach Uebereinkunft den Stuhl Stuhl und den Tisch Tisch nennen und daß es Sprachen geben könne, in denen umgekehrt der Tisch Stuhl und der Stuhl Tisch heißen. (Das Volk sagt auch: „Das Schwein führt seinen Namen mit Recht.“) Der gemeine Mann glaubt eben, daß jedem Ding von Ewigkeit her sein Namen anhafte: hier ist die überaus bezeichnende Aeußerung eines Bauern anzuführen, der von den Astronomen sagte: „er wundere sich nicht, daß sie wüßten, wie groß und wie weit die Sterne voneinander entfernt seien, aber wie sie nur die Namen der Sterne herauskriegen mögen!“, oder bei einer ähnlichen Debatte: „Wer steht uns dafür, daß Jupiter wirklich Jupiter sei!“ Dieselbe Ansicht von der Identität von Ding und Namen bekundet sich in dem Satze: „Im Deutschen heißt das Brot Brot und ist auch Brot. Im Französischen heißt es pain und ist auch weiter nichts als Brot.“

Solche Leute glauben also, wie sich aus der letzten Aeußerung ergibt, auch nicht an den Bestand fremder Sprachen; sie kennen nur ihre Muttersprache und meinen, daß alle anderen Sprachen nur Verunstaltungen jener einen Sprache sind. Polle erzählt zum Beweis hiefür von einem aus Wiesbaden nach Berlin zugewanderten Mädchen, welches in Berlin auf dem Wege in die Kirche durch einen Irrthum in die französische Kirche gerieth und dann zuhause erzählte, von der Predigt habe sie nicht ein Wort verstanden, das Berlinische sei doch eine gar zu schwierige Sprache. Oder: Eine nach Brasilien eingewanderte Schwäbin sagt einem Landsmann, das Portugiesische sei dem Deutschen sehr ähnlich; die Kuh heiße dort aquila (sprich akila) und so hätten sie auch einst in der schwäbischen Heimath gesprochen (nämlich a Kuhla).

Was diese Bauernfrau in ihrer urwüchsig-unverständigen Form aussprach, das war und ist — von einem höheren Standpunkt betrachtet — die Auffassung ganzer Völker, die in sprachlicher Beziehung einen so engen Horizont haben, daß sie ihre eigene Sprache als die κατ᾽ ἐξοχήν betrachten und allen anderen Sprachen die gleichberechtigte Existenz versagen: die Slaven nennen bekanntlich die Deutschen nemci „die Stummen“, sich selbst „die Redenden“. Die Griechen erkannten den Nichthellenen nicht einmal die Attribute einer Menschensprache zu: sie sagten, die Barbaren („Barbare“ heißt „Stammler“) sprächen die Sprache von Vögeln. Dem Volke ist also, wie die obigen Beispiele zeigten, die Annahme einer ungeheuerlichen Entstellung der eigenen Sprache wahrscheinlicher als die Existenz einer fremden Sprache. Damit hängt es zusammen, daß das Volk, wo es einem Fremdwort begegnet, dasselbe so lange ummodelt, bis es sich dasselbe durch Assimulation an sein eigenes Sprachgut vertraut und biegsam gemacht hat. Schon Goethe hat, wie Polle zeigt, das Wesen dieser Erscheinung in die Worte gefaßt: „Niemand hört, als was

Digitized by Google

er weiß, und Niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginiren und denken kann." Es macht also das Volk aus dem ihm fremden Worte „Interimsquittung" eine „Unterunsquittung", spricht von Reiß-matismus, von Ammerika, Rinsetzekosten für Insertionskosten u. s. w. Hand in Hand mit diesem mangelhaft entwickelten Respekt vor der Unantastbarkeit fremden Sprachguts geht beim Volke nun aber die Unfähigkeit, sich überhaupt den Begriff des Uebersetzens vorzustellen. Die Lausitzer Wenden sprechen wendisch und deutsch gleich geläufig: trotzdem pflegt der gemeine Mann, wenn man ihn bittet, etwas aus der einen Sprache in die andere zu übersetzen, dies abzulehnen mit der Bemerkung, „das könne er nicht"; aber nichtsdestoweniger kann er jede Erzählung deutsch oder wendisch erzählen, er weiß nur eben nicht, was „übersetzen" heißt. In diesem befremdenden Unvermögen, den Begriff des „Uebersetzens" zu erfassen, liegt, wie Polle näher hätte ausführen können, eine instinktive, tiefsinnige Erkenntniß von der Unübersetzbarkeit der einen Sprache in die andere, ein Gedanke, der den Sprachphilosophen schon viel Stoff zum Nachdenken gegeben hat: denn in Wirklichkeit steht ja jedes Wort in jeder Sprache auf eine ganz spezifische Entwicklung seiner Bedeutung zurück, die der kulturellen Entwicklung des betreffenden Volks proportionirt ist, und namentlich die technischen Begriffe haben sich ja bei jedem Volk anders entwickelt und erleiden daher durch das Uebersetzen Einbuße an ihrer historisch gewordenen und entwickelten Bedeutung.

Kehren wir aber nun zurück zu dem, wie wir sahen, vom Volk als Axiom anerkannten Satz von der Identität von Ding und Namen: das Volk gibt diesem Satz nun auch eine andere — von einer unbewußten Logik eingegebene — Wendung und sagt: Wenn Ding und Namen identisch sind, so muß alles, was einen Namen hat, auch ein Ding sein. Aus diesem Glauben entspringt, wie Polle sehr schön und überzeugend darlegt, der Glaube an Gespenster. Hätten Gespenster, Irrlichter, Hexen, Vampyre, Werwölfe nicht alle diese eben genannten Namen, so wäre der Kampf gegen den Aberglauben nicht ein so schwieriger und hoffnungsloser; aber eben der Wahn des Volks, daß es keinen Namen gäbe, wenn nicht etwas reales dahinterstecken würde, erhält den Aberglauben von Generation zu Generation und pflanzt den phantastischen Inhalt, der zu dem Namen erfunden ist, immer wieder fort.

Der Glaube nun, daß Gegenstand und Name identisch sind, führt aber noch zu einer anderen, und zwar zu der vom sprachphilosophischen Standpunkt gewichtigsten Konsequenz: Besteht zwischen dem Dinge und seinem Namen ein solch inniger Zusammenhang, so muß diese Zusammengehörigkeit in den lautlichen Bestandtheilen des Wortes begründet sein; hieraus folgt unmittelbar, daß die Laute eines Wortes etwas dem Wesen dieses Dings, das sie bezeichnen, Verwandtes enthalten: daß das bei den sogenannten Schallwörtern der Fall ist, ist eine altbekannte Thatsache; das Volk aber bleibt bei dieser Beurtheilung onomatopoetischer Erscheinungen nicht stehen, sondern behauptet, daß jedes Ding infolge einer bestimmten geheimnißvollen Lautsymbolik denjenigen Namen haben muß, den es gerade hat, und daß ein anderer Name für das Ding unpassend wäre. Und dieser Behauptung von der inneren Verwandtschaft von Laut und Begriff liegt mehr als ein volksthümlich nebelhaftes Gefabel zugrunde: die Sprachwissenschaft ist mit ihren ernstesten Vertretern, mit Humboldt und Bopp an das Problem herangetreten und diese haben auch wirklich weithin sichtbare Grundlinien für diese Erkenntniß gezogen. Alle Völker z. B. vom Ganges bis zum Atlantischen Ozean drücken den Begriff des Stehens durch die Lautgruppe „sta" aus: die Erklärung dieser wunderbaren Thatsache hat Steinthal in einer sehr tiefsinnigen Weise versucht und wir wollen seine Erörterung in knappem Umriß hier skizziren: „In der Urgesellschaft sehe Jemand einen Anderen in einer gewissen Entfernung gehen, ohne von ihm gesehen zu werden; er wünsche, der Andere möchte stehen bleiben.... Dieser Wunsch setzt unmittelbar die Arme in Bewegung, um denselben zu fassen und festzuhalten. . . . Die Armbewegungen werden heftiger. . . . Ungewollt bricht auch der Laut st hervor: das Streben entladet sich in den motorischen Nerven, die diesen Laut hervorbringen. Er ist da, ungewollt, wird aber gehört, von dem Einen wie von dem Anderen. Dieser, der Andere, wendet unwillkürlich den Kopf nach der Seite, woher der Laut kam; so sieht er den Rufenden, der immer noch mit den Händen nach ihm greift. . . . Der Rufende aber sieht am Erfolge, daß ein Laut ein langer Arm ist, der meist in die Ferne greift. . . . Der Fall wiederholt sich: dasselbe Bedürfniß, verstärkt durch die Assoziation, erzeugt dasselbe st und ruft zugleich die mit ihm assoziirte Vorstellung vom Erfolg hervor. . . . Noch ist jenes st bloß Ruf nicht Wort. . . . Nun soll aber einer jener Beiden einem Dritten diesen Vorgang erzählen wollen, dem dasselbe Ereigniß schon begegnet ist, der also schon weiß, was der von ihm will, der ihm st zuruft. . . . Um nun zu erzählen, was sich begab, bleibt kein anderes Mittel, als st zu rufen. . . . Hier ist das st schon nicht mehr Ruf, sondern Erzählung eines solchen und gewissermaßen schon Wort; es bedeutet: „er rief mir, stehen zu bleiben". Durch solchen ähnlichen Gebrauch wird endlich sta zur Wurzel mit der Bedeutung „zur Ruhe bringen, zur Ruhe kommen".

So geistvoll diese Erörterung auch ist, so ist es doch fraglich, bei wie vielen unsrer Sprachwurzeln sich eine derartige Ableitung auf physiologischer Grundlage durchführen lassen wird: denn das Band zwischen Laut und Begriff ist, wie ein großer Sprachforscher sagt: „geheimnißvoll und schwer auffindbar." Aber so viel scheint, wie ein Meister der Sprachvergleichung, Georg Curtius, sagte, gewiß, daß für das Gefühl der Völker zwischen Vorstellung und Laut ein inneres Band bestand, d. h. „daß für sie ein Trieb vorhanden war, **diese** Vorstellung gerade mit **diesem** Worte auszudrücken. Die Sprachphilosophie muß das Postulat einer physiologischen Geltung der Laute aufstellen und kann den Ursprung der Wörter nicht anders als durch die Annahme einer Beziehung ihrer Laute zu dem Eindruck erklären, den die durch sie bezeichneten Dinge in der Seele des Redenden hervorbringen". Und Steinthal erläutert diesen Gedanken durch die lapidaren Worte: Die Gleichheit zwischen Wort und Bedeutung liegt darin, daß der Gefühlston — Ton im übertragenen Sinne, wie man von Farbenton spricht —, den die Anschauung des Dinges in uns erweckt, etwa derselbe ist, welcher durch den Sprachlaut erregt wird. . . .

Wir haben da kühn an eines der größten Probleme der Sprachphilosophie gerührt und an der Hand Polle's uns also dahin führen lassen, zu erkennen, daß der Glaube des Volks an die innere Verwandtschaft von Laut und Begriff mehr ist als ein phantastischer Traum. Wir haben also da eine überraschende Bestätigung, daß ein vom Volk roh empfundener Gedanke auf einen unverhofft ernsten Kern zurückgeht: vielleicht, meine ich, wird sich auch für viele andere sogenannte volksthümliche Anschauungen über die Sprache mit der Zeit eine strengwissenschaftliche Bestätigung ergeben und vielleicht ist in dem Volk, als dem Träger der sprachschöpferischen Traditionen, impulsiv manche Erinnerung an jene Epoche lebendig, welche am sausenden Webstuhl der Zeit der Sprache lebendiges Kleid wob: vielleicht erweisen sich diese Erinnerungen der vielgestaltigen Volksempfindung fruchtbarer als manche haarscharf ausgeklügelte Hypothese der Gelehrten: Aehnlich, wie einst

Digitized by Google

Antäus immer durch die Berührung mit der Erde Kraft gewann, wird die Sprachforschung durch die liebevollste und aufmerksamste Belauschung des Volksthümlichen ungeahnte Bereicherung empfangen, und im Sinne dieser Erkenntniß stellen wir das Buch von Polle noch höher, als wir es um seiner fesselnden Details willen schon schätzten.

Prag. Dr. Eugen Holzner.

---

## Medizinische Literatur.

J. B. Ughetti: Zwischen Aerzten und Klienten. Erinnerungen eines alten Arztes. Deutsch von Dr. Giovanni Galli. Wien und Leipzig 1899. Braumüller. — Wilhelm Ueberhorst: Amethysta, ein Versuch zur Lösung der Alkoholfrage. Leipzig 1899. Chr. G. Tienken. — M. Rubner: Hygienisches von Stadt und Land. München und Leipzig. R. Oldenbourg. — Bodo Cornelius: Schafft bessere Generationen! Leipzig. Arwed Strauch. — H. Dekker: Die Schutz- und Kampfmittel des Organismus gegen die Infektionskrankheiten. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge (Virchow-Holtzendorff). Homburg 1898. — W. Kley: Die Schwindsucht im Lichte der Statistik und Sozialpolitik. Leipzig 1898. Duncker u. Humblot. — R. Koch: Aerztliche Beobachtungen in den Tropen. Berlin 1898. Dietrich Reimer. — E. Kromayer: Zur Austilgung der Syphilis. Berlin 1898. Gebr. Borntraeger. — Wesche: Die animale Vaccination im Herzogthum Anhalt. Leipzig 1898. Dr. P. Stolbe. — P. Thimm: Die Lehre und Pflege der Schönheit des menschlichen Körpers. Leipzig 1898. Georg Thieme.

Wohl jedem deutschen Leser, der das erstgenannte Werk in die Hand nimmt, wird schon der Titel einen Vergleich mit den „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ von Adolf Kußmaul aufdrängen. Und in der That, die beiden literarischen Erscheinungen weisen viele gemeinsame Züge auf und bieten trotzdem auch wieder eine große Reihe von Verschiedenheiten. Aus beiden leuchtet das ruhige Auge des Philosophen, der in einem langen, an Erfahrungen reichen Leben die Menschen und ihre Schwächen kennen gelernt hat. Beide zeigen uns, wie gerade der Arzt in seinem innigen Verkehr mit Personen aller Stände, die Alle gezwungen sind, ihr ganzes Ich zu offenbaren, eine Kenntniß der Menschen erwirbt, die leider bei uns in Deutschland nicht einmal auf denjenigen sozialpolitischen Gebieten ausgenützt wird, wo sie die reifsten Früchte zeitigen könnte. Und doch ist die Darstellungsweise eine grundverschiedene! Bei Kußmaul kommt die harmonische Natur auch in der ganzen Art, wie er die Vorgänge beschreibt, zum Ausdruck. Als echter Deutscher enthält er uns sogar die lyrischen Ergüsse seiner Jugendzeit nicht vor. Ughetti's Betrachtungen sind zum großen Theil mit Satiren gewürzt, ja es fehlt ihnen nicht eine kleine Dosis von Cynismus, den man bei älteren Aerzten häufiger antrifft. Beiden gemeinsam ist die Vorliebe, anekdotenhafte Erzählungen einzustreuen, durch zahlreiche Citate aus den verschiedensten Gebieten der Literatur ihre Belesenheit — jedenfalls nicht zu verbergen. Und man kann namentlich Ughetti in dem letzteren Punkt eine gewisse Bewunderung nicht vorenthalten. Werden doch manche deutsche Leser sich vielleicht erst durch den Rath des Italieners bewogen fühlen, Feuchterslebens „Diätetik der Seele“, die Ughetti als das Buch der Bücher preist, einmal in die Hand zu nehmen. Man muß es sagen: zart geht Ughetti in seinen Erinnerungen weder mit den Aerzten, noch mit den Klienten um. Farblose „Kollegialität“ gegen die Aerzte, Liebedienerei gegen das Publikum sind nicht seine Sache. Er steht eigentlich — über beiden: denn er hat sich von aller kleinlichen Parteilichkeit frei gemacht, er fordert vom Arzt, daß er ein wahrheitsliebender, gewissenhafter, human denkender Mann sei, vom Publikum, daß es von einem solchen Arzt nichts übermenschliches verlange. Köstlich sind seine Schilderungen der verschiedenen Typen unter den Aerzten, der Konsilien, der Honorarverhältnisse, seine Betrachtungen über die Dankbarkeit des lieben Publikums, die Kollegialität unter den Aerzten, die Mode in der Medizin, deren Lektüre sicher für jeden Arzt, der Sinn für Humor hat, eine Quelle reinsten Vergnügens sein wird. Besonders erfreut haben den Referenten die Zeilen, welche den weiblichen Aerzten gewidmet sind. Wer einmal im Ausland das Studium und die Thätigkeit der weiblichen Aerzte mit angesehen hat, darf sich billig wundern, daß diese ganze Frage bei uns in Deutschland so viel Staub aufgewirbelt hat. Die Versicherungsgesetzgebung, die einen so gewaltigen Umschwung im Erwerbsleben unsrer Aerzte hervorrief, ist von den Aerzten — und man darf ihnen das hoch anrechnen — im Anfang als etwas selbstverständliches ohne Murren hingenommen worden. Einem solchen eingreifenden Ereigniß gegenüber kann die Konkurrenz von ein paar Frauen, welche die Zahl der Aerzte, die in den großen Städten wenig Praxis haben, noch vermehren, gar nicht in Betracht kommen. Aehnlich betrachtet auch Ughetti das Frauenstudium. Man darf dem Uebersetzer, der seine Aufgabe vortrefflich gelöst hat, Dank wissen, daß er das ausgezeichnete Büchlein weiteren Kreisen in Deutschland zugänglich gemacht hat.

Es wurde schon erwähnt, daß Ughetti sich auch in satirischer Weise über die Mode in der Medizin ergeht. Zu solchen Modebestrebungen muß unzweifelhaft auch die Sucht gerechnet werden, alles Uebel in der Welt auf den Alkoholmißbrauch zurückzuführen. Kein verständiger Arzt wird heute mehr die Gefahren leugnen, die vom Alkoholmißbrauch ausgehen können. Ein jeder Tag bringt neue Beweise für die Nothwendigkeit, dem Uebel entgegenzuarbeiten, und der beste Beweis dafür, wie weit diese Erkenntniß schon unter Aerzten gediehen ist, ist wohl die Thatsache, die z. B. auf dem vorjährigen internationalen Physiologenkongreß unzweifelhaft zu konstatiren war, daß die Aerzte selbst im Trinken mäßiger geworden sind. Ob man aber mit solchen Schriften, wie die von Ueberhorst, etwas erreicht, das erscheint denn doch mindestens zweifelhaft. Was sollen solche Uebertreibungen, wie „die deutschen Städte machen vielfach den Eindruck, als ob sie mehr des Trinkens als des Wohnens wegen da wären“, „die Münchener Ammen werden den ganzen Tag mit Bier gestopft“. Derartiges schadet nur einer an sich guten Sache, und die strikten Abstinenzler haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sich so viele vernünftige Menschen von einer Bewegung fernhalten, deren Grundlagen sie billigen, deren Form sie aber abstößt. Einzelne Vorschläge, wie „die Festsetzung einer Anzahl von alkoholfreien Getränken zu angemessenen Preisen, welche von jedem Wirth auf Wunsch zu verabreichen sind“, würden gewiß mehr Beifall finden, wenn die Abstinenzler nicht so intransigeant wären, nun z. B., wie es Ueberhorst thut, auch den Kwas schon zu verwerfen, weil er 1 Proz. Alkohol enthält. Die Beschreibung, die Ueberhorst vom deutschen Studentenleben liefert, kann nicht ganz richtig sein: denn da jeder Student infolge Alkoholgenusses nach Ueberhorst zu spät ins Kolleg kommt, müßte der Dozent immer vor leeren Bänken beginnen, was doch im allgemeinen wohl nicht geschieht. Uebrigens trägt Ueberhorst durch seine Schrift auch zur Verbreitung eines Giftes bei — nämlich des schlechten Stils.

Mehr Erfolge als durch derartige „Traktätchen“ wird man im Kampf gegen den Alkohol jedenfalls erzielen, wenn man die von Rubner in seiner oben angeführten kleinen Schrift gegebenen Gesichtspunkte befolgt: „Nicht nur den Alkoholmißbrauch soll man einschränken und bekämpfen, sondern auch die Ursachen, welche auf die Bahnen des

Digitized by Google

übermäßigen Alkoholgenusses leiten." Dazu gehört ohne Zweifel für die geistig Arbeitenden auch die übermäßige geistige Anstrengung, die Rubner anführt. Aber für die Minderbemittelten, körperlich Arbeitenden kommen hier sicher vor allem andere hygienische Mißstände in Betracht, vor allem die schlechten Wohnungsverhältnisse, die auch Rubner eingehend würdigt. Die kleine Schrift, die sich allerdings vorwiegend mit der Hygiene der geistig Arbeitenden beschäftigt, enthält eine sehr eingehende, zum Theil auf Statistik gegründete Darstellung der Unterschiede, die sich aus den hygienischen Bedingungen im Land- und Stadtleben ergeben. Manche höchst bemerkenswerthe Anregung wird hier von dem erfahrenen Hygieniker gegeben, die wohl die Aufmerksamkeit unsrer Behörden wachrufen sollte. Besonders empfohlen sei ihnen die Lektüre des Abschnitts, der von der Schädlichkeit des „Lärms" in den Großstädten handelt. Ausrufen, Holzhacken und Teppichklopfen zu jeder Tageszeit sind Einrichtungen, die sich mit dem Getriebe einer großen Stadt, das schon an sich viel unvermeidbaren Lärm mit sich bringt, nicht vereinen lassen. Durch den klaren und flotten Vortragsstil empfiehlt sich die Rubner'sche Broschüre ganz besonders.

Ueber eine große Zahl von hygienischen Uebelständen der Großstädte würden wir freilich hinwegkommen, wenn wir dem Mahnrufe von Bodo Cornelius folgen könnten: Schafft bessere Generationen! Ja, wenn das so leicht wäre! Die Ausführungen des Verfassers liegen wesentlich auf ethischem Gebiet, einen klaren und gangbaren Weg zum Ziele geben sie aber weder auf diesem, noch auf medizinischem. „Es gibt Väter, die ihren Stolz in den Besitz einer möglichst großen Zahl von Jungen setzen. Thoren, wenn sie nicht energisch auf gute Beschaffenheit halten und nach einem halben Menschenalter auch diese gute Beschaffenheit nachweisen können." Das sind gut gemeinte Mahnungen, aber sehr schwer erfüllbare Forderungen, zumal wenn die Leser über die Diätetik und Hygiene nur so oberflächlich unterrichtet werden, wie durch Cornelius, der diese für die vorliegende Frage doch nicht unwichtigen Gegenstände auf ganzen zwei Seiten behandelt. Eine halbe Seite widmet er davon den Hämorrhoiden, die er augenscheinlich für eine der wichtigsten Erkrankungen hält.

Höher scheint H. Dekker den Werth einer individuellen Hygiene im Kampf gegen die Infektionskrankheiten zu stellen. Aber auch Dekker beschäftigt sich in seinem Vortrage vielleicht etwas zu viel mit den modernen Ansichten über angeborene und künstlich erzeugte Immunität, statt die Nothwendigkeit einer individuellen Hygiene, die jetzt, nachdem die öffentliche Hygiene so weit gediehen ist, mehr betont werden muß, in den Vordergrund zu stellen. Im übrigen darf die Darstellung der Schutzmittel, über die unser Körper im Kampf gegen die Bakterien verfügt, der Entwicklung der Serotherapie als eine äußerst klare und in gutem Sinne populäre bezeichnet werden. Die keimtödtende Wirkung des Magensafts und der Galle scheint Dekker etwas zu überschätzen.

Wohl bei keiner Krankheit tritt die persönliche Widerstandsfähigkeit und damit auch der Werth einer individuellen Hygiene so sehr in Erscheinung wie bei der Tuberkulose. Und wenn man in neuerer Zeit wieder den natürlichen Schutzmitteln des Organismus mehr Werth zuspricht und einer Erhöhung der persönlichen Resistenz das Wort redet, so geschieht dies hauptsächlich auf Grund der guten Erfahrungen, die man in der Tuberkulosebehandlung mit dem diätetisch-klimatischen Verfahren gemacht hat, während die spezifische arzneiliche oder gar antitoxische Therapie hier im allgemeinen nur Enttäuschungen gebracht hat. Das Interesse an dem Kampf gegen die Tuberkulose beginnt erfreulicherweise mehr und mehr zu steigen. Jedes Rüstzeug muß in diesem Kampf willkommen sein, der „vor allem Geld und abermals Geld kostet". Nun gibt es aber bekanntlich eine Wissenschaft, die sehr häufig auch von Staatsmännern zuhülfe gerufen wird, wenn es gilt, die Opponenten zur Bewilligung von Geldmitteln zu veranlassen: die Statistik. Von solchen Gesichtspunkten aus müssen wir die Arbeit von Kley aufs dankbarste begrüßen. Es ist ein äußerst werthvolles statistisches Material, das hier zusammengetragen ist, besonders werthvoll, weil der Verfasser den Schaden, den die Tuberkulose unter Menschen und Thieren anrichtet, möglichst klar dadurch zu stellen sucht, daß er ihn in Geldwerth umsetzt. In der Bekämpfung der Thiertuberkulose empfiehlt Kley staatlich subventionirte, bezw. beaufsichtigte Gegenseitigkeitsversicherungen, keine Reichsversicherung. In einer Anmerkung meint Kley, eine Reichsversicherung sei jetzt doch denkbar; denn „nach Versuchen von Geh. Rath Professor Behring sollen von 100 siechen Thieren 90 zu heilen, bezw. zu sichern sein". In extenso sind diese Versuche unsres Wissens nie publizirt worden, und es wird wohl noch manches Jahr vergehen, ehe eine der schönen Hoffnungen, die in uns durch die Berichte Behrings über die spezifische Tuberkulosetherapie erweckt werden, in Erfüllung geht. In der Bekämpfung der menschlichen Tuberkulose vertritt Kley einen Standpunkt, der wohl von der Mehrzahl der verständigen Aerzte, leider aber nicht von allen Laien getheilt wird. Seine Erfahrenheit auf sozialem Gebiet hat ihn richtig geleitet, wenn er nicht die Vernichtung der Tuberkelbazillen, die einigen Bakteriologen noch immer als Ideal vorschwebt, sondern die Verminderung der Disposition in den Vordergrund stellt. Besonders empfohlen sei die Schrift den Vorständen der Krankenkassen und Versicherungsanstalten: sie können daraus ersehen, welche materiellen Vortheile der Kampf gegen die Tuberkulose bringt.

Ungefähr die gleiche Wichtigkeit, welche die Tuberkulose als Volkskrankheit in Europa besitzt, hat die Malaria in den Tropen. Um so dankbarer ist es zu begrüßen, daß einer unsrer ersten deutschen Gelehrten, Robert Koch, sich nunmehr der Erforschung der Malaria gewidmet hat, besonders im Interesse unsrer Kolonien. Der Malariaparasit ist uns bekannt, aber die Art der Uebertragung auf den Menschen war bisher dunkel geblieben. Koch, der die tropische Malaria und das Auftreten des Parasiten in allen seinen Phasen genau verfolgt hat, tritt auf Grund seiner Experimente und Beobachtungen einer — allerdings schon früher ausgesprochenen — Anschauung bei, daß die Mosquitos die Uebertragung der Malariaparasiten bewirken: der Mosquito nimmt die Parasiten auf, überträgt sie dann weiter auf seine Eier und die jungen Larven und erst die nächste Generation würde wieder imstande sein, mit Malariaparasiten zu infiziren. Mosquitonetze und ein richtiger Chiningebrauch sind nach Koch die besten Schutzmittel. Aber das Chinin wird nach Koch sehr viel in unrichtiger Weise gebraucht, d. h. vor allem übermäßig: nach Koch ist das sogenannte Schwarzwasserfieber nichts anderes als eine Chininvergiftung. Dem Kranken soll man das Chinin (1 g) 4 bis 6 Stunden vor dem zu erwartenden Anfall geben, dem Rekonvalescenten 1—1½ Monate hindurch alle fünf Tage je 1 g. Nach Koch gibt es eine Immunität gegen Malaria und es ist nach ihm Aussicht vorhanden, daß wir auch zu einer künstlichen Immunisirung gelangen können. Kochs Mittheilungen sind nicht ohne Widerspruch geblieben, aber das Interesse an der Malariaforschung ist durch seine Arbeiten sicher belebt worden, er hat — der Referent kann hier die eigenen Worte Kochs einsetzen — „der Malariaforschung neue Wege gebahnt und neue Ziele gesteckt".

Wenn man freilich das Kromayer'sche Buch über die Ausbildung der Syphilis in die Hand nimmt, ist man versucht, unsrem berühmten Landsmann Koch etwas vom „in

Digitized by Google

die Ferne schweifen" und vom „schlechten", was so nahe liegt, zuzurufen. Bei der Syphilis kennen wir allerdings den parasitischen Erreger noch nicht, aber wir kennen seit Jahrhunderten — und das ist für die Prophylaxe eigentlich wichtiger — den Uebertragungsmodus und das spezifische Heilverfahren. Und doch kann man sagen: es steht heute noch mit der Prophylaxe gegen die Syphilis nicht viel besser als vor etlichen hundert Jahren. Noch immer ist auf diesen Gebieten eine gewisse Vogelstraußpolitik maßgebend, die nicht zum wenigsten ihre Ursache in der Prüderie hat, mit der man in maßgebenden Kreisen nun einmal diese Dinge zu betrachten sich gewöhnt hat. Man möchte wohl wünschen, daß auch hier einmal eine machtvolle Persönlichkeit auf den Kampfplatz träte. Das Buch von Kromayer bringt statistische Beweise genug, welcher Schaden durch diese Krankheit unter den im blühendsten und erwerbsfähigsten Alter Stehenden angerichtet wird. Wir können den abolitionistischen Standpunkt von Kromayer nicht in allen Einzelheiten theilen, aber es handelt sich sicher um ein Werk, das von einer gesunden Philanthropie und einem guten hygienischen Geist erfüllt ist und jedenfalls dazu beitragen wird, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wieder der Frage zuzulenken.

Einen Lichtblick gewährt dem Hygieniker immer die Betrachtung der Erfolge, die durch die Vaccination im Kampf gegen die Pocken erzielt sind. Wir Deutsche dürfen stolz auf unser Impfgesetz sein und die Einrichtung unsrer animalen Impfanstalten. Das Jenner-Jubiläumsjahr hat eine Masse von literarischen Erscheinungen gezeitigt, aber es kann die Geschichte der Pocken und der Vaccination nicht oft genug dem größeren Publikum vorgeführt werden. Es ist eines der lehrreichsten Kapitel, nicht nur der speziellen medizinischen Geschichte, sondern der Kulturgeschichte im allgemeinen. Von diesem Gesichtspunkte aus muß auch das Büchlein von Wesche dankbar begrüßt werden, das uns außer der Geschichte der Pocken und der Vaccination noch die reichen Erfahrungen eines Impfarztes auf dem Gebiete der animalen Vaccination übermittelt.

Ob der Eingangs erwähnte alte italienische Arzt wohl den Verfasser des „Lehre und Pflege der Schönheit" zu dem Typus der philosophischen Aerzte gerechnet hätte? Er würde wohl nicht umhin können: denn auf über 200 Seiten entwickelt Hr. Thimm zunächst eine Schönheitslehre; der Leipziger Dermatologe schreckt selbst vor der Definition der Begriffe „Wahr, Gut, Schön" nicht zurück! Und das alles endet nachher im zweiten Theile mit Rezepten von Mundwässern, Schminken, Räucherkerzen! Ueber den philosophischen Theil zu urtheilen, liegt für einen medizinischen Referenten keine Veranlassung vor. Im medizinischen Theil stellt Thimm für die Erhaltung eines guten Teints die Wichtigkeit einer geregelten Verdauung merkwürdig wenig in den Vordergrund: ein paar Seiten mehr, die diesem Gegenstande gewidmet gewesen wären, hätten vielleicht von dem philosophischen Theile abgespart werden können. Sehr dankenswerth ist es, daß Thimm die Zusammensetzung der wichtigsten im Handel vorkommenden Cosmetica gibt. Das Buch wird dadurch zu einem sehr werthvollen Hülfsmittel für den Arzt, der z. B. oft genug von seinen Patienten gefragt wird, ob dieses oder jenes Haarfärbemittel schädliche Stoffe enthalte.

Dr. M. Hahn.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Wilhelm Christ: Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians.** Dritte vermehrte und verbesserte Auflage (Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft, herausgegeben von Iwan v. Müller, VII. Band), München 1898, C. H. Beck, XIII, 945 S. mit 28 Abb. — In einem Aufsatze in Nr. 294 der Beilage zur Allg. Ztg. vom 19. Dezember 1896 konnte der Referent das seit 1890 in zweiter Auflage vorliegende Werk des Münchener Gelehrten bei einem Citat aus demselben „Christs unentbehrliche griechische Literaturgeschichte" nennen. Inzwischen hat das Buch eine dritte Auflage erlebt, eine verbesserte und vermehrte, wie es nach Titelblattusancen heißt und in Wahrheit sich verhält. Denn was haben die Jahre von 1890 bis 1898 nicht alles Neues hervorgebracht, dessen Fehlen in einer griechischen Literaturgeschichte das frühere Ganze in einen Torso verwandelt haben würde und dessen Erscheinen neue Gesichtspunkte für die ganze Betrachtung aufkommen ließ? Ich erwähne nur die Menander-Fragmente, die Päane auf Apollo, Herondas, Bakchylides, die Athenaion Politeia, Grenfells Erotic Fragment, den Ninos-Roman, den ungeheuren Schatz der ägyptischen Papyri — alles Funde, die durch Otto Crusius' berufene Feder an dieser Stelle schon volle Würdigung gefunden haben. Mußten sie nicht den Gelehrten, dem die Aufgabe zugefallen ist, das Neue systematisch zu verwerthen, zur neuen Auflage drängen? Und in gleicher Weise wirkte die Spezialliteratur über einzelne der in Christs Literaturgeschichte behandelten Doktrinen, wie sie die bahnbrechenden Werke von Susemihl, Harnack, Wachsmuth, Reitzenstein, Wilamowitz, Hirzel, Diels, Dörpfeld, dessen Orchestratheorie Christ übrigens nicht annimmt, und Andere mehr, wie sie die Ausgaben der alten Autoren durch Crusius, Wecklein, Stadtmüller, Cohn und Wendland u. s. w. der gelehrten Welt geboten halten. Wer in das Detail der Veränderungen und Zusätze, die seit der zweiten, 769 Seiten umfassenden Auflage der Christ'schen Literaturgeschichte zu der dritten, 944 Seiten enthaltenden, vorgenommen sind, eindringt — ich verweise auf meine Aufstellung in Nr. 38 der „Berliner Wochenschrift für klassische Philologie" vom 14. September 1898, die, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit machen zu können, über 80 besonders hervortretende Aenderungen, Zusätze und Neuerungen aufzählt —, der wird erkennen, welch ein mächtig angeschwollener Grundstoff und welche neue Literatur für den gelehrten Verfasser bei seiner Neuauflage zu verwerthen waren; aber auch, wie bescheiden und wie zurückhaltend er das Neue behandelt hat, um das Buch nicht zur unhandlichen Größe anschwellen zu lassen. — In der Gesammtanlage der Christschen Literaturgeschichte ist nichts geändert. Wenn ich an dieser Stelle, die nicht allein die Philologen, sondern auch alle diejenigen Leser anspricht, für die Christ sein Buch ebenfalls bestimmt hat, „den Freunden der klassischen Literatur", einzelnes hervorheben darf, so seien es: die maßgebende Behandlung der homerischen Frage, die sowohl den archäologischen wie den philologischen Voraussetzungen gerecht wird; die Einleitung in die Geschichtschreiber und deren Charakteristik, wie z. B. die Herodot-Literatur knapp und treffend verwerthet wird, ohne daß der Leser mit der Aufzählung der Masse der Spezialschriften überschüttet wird; die Charakterisirung der Aeschyleischen Lebensauffassung (Zweifel an der Richtigkeit der Ansichten des Dichters über das Schicksal und die Stellung der Religion zur Sittlichkeit); die Rettung Sappho's (s. auch Beil. z. A. Z. Nr. 270 von 1896); die allgemeine Charakteristik der römischen Periode der griechischen Literatur, die Befruchtung Italiens vom Beginn der griechischen Kolonisationen im Westen und später der Einfluß der gewaltigen Hülfsmittel des römischen Weltreichs auf die griechische Literatur rc. Einst sagte Goethe (in „Antik und Modern") von den echt griechischen Werken der bildenden Kunst sowohl wie der Schriftstellerei: „Was uns an ihnen entzückt, ist die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung." Christs Darstellung der griechischen Literatur fehlen die Eigenschaften nicht, welche Goethe an den Originalwerken des geliebten Griechenvolkes erkannt hat. Wir wüßten keine Bücher zu nennen, die mehr wie die drei Literaturgeschichten aus Iwan Müllers Handbuch — Christs griechische, Krumbachers byzantinische und Schanzens römische Literaturgeschichte, alle drei Werke bayerischer Gelehrter und Universitätslehrer — dazu beizutragen imstande sind, das neuerdings wieder frisch zu Ehren kommende sogenannte Dogma vom klassischen Alterthum zu beseitigen. Sie sind die besten Helfer für den neu gegründeten Verein zum Schutz der humanistischen Studien.

M.

Digitized by Google

**Der Darwinismus und die moderne Malerei** im Spiegel einer möglichst richtigen Weltanschauung von **K. Weysser.** Heidelberg, J. Hörning 1898. 99 S. — Der Verfasser hat sich vorgesetzt, den schlechten Einfluß des Darwinismus in der modernen Malerei nachzuweisen, und zwar bildet die vorliegende Schrift den ersten Theil dieses Nachweises; sie ist als erster Theil: Vorstudien und Skizzen bezeichnet. Die moderne Musik hält Weysser für weniger beeinflußt durch den Darwinismus: „Fragen wir uns, warum denn in der ‚modernen‘ Musik, mit der man die ‚moderne‘ Malerei so gern vergleicht, ähnliche Verirrungen gar nicht vorkommen, so dürfen wir nur bedenken, daß die unschönste Kleckserei auf das Auge lange nicht so unangenehm wirkt, wie z. B. eine Katzenmusik auf das Ohr. Darum würde aber auch, ohne Mithülfe einer strengen Kritik, ähnlichen Ausschreitungen in der Musik, wenn sie häufiger vorkämen, schon die Polizei ein baldiges Ende bereiten.“ (Seite 12.) Hiebei übersieht der Verfasser, daß die Aufführung moderner Musikwerke in geschlossenen Räumen stattfindet und es Jedem freisteht, ob er sie sich anhören will oder nicht; auf sie kann daher weder § 360, 11 des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich angewandt werden, wo unter Strafe gestellt wird, „ungebührlicherweise ruhestörenden Lärm“ zu erregen, noch § 366, 10, wo die Polizeiverordnungen zur Erhaltung der „Ruhe auf den öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder Wasserstraßen“ geschützt werden. Auch ließe sich wohl ein Zusammenhang zwischen der modernen Musik und der modernen Naturphilosophie nachweisen (so arbeitet der Komponist Richard Strauß zur Zeit an der Komposition von Darwins „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein“ [nach der sechsten englischen, vielfach umgearbeiteten Auflage]); indessen hat Weysser offenbar sein Augenmerk vorzugsweise auf die Malerei gerichtet. Er verwirft die moderne Richtung hier ebenso wie in der Wissenschaft und stellt ihr seine eigene, von religiösen Voraussetzungen ausgehende Weltanschauung gegenüber; er verfolgt diese ins einzelne und gibt eine „Kurze Erklärung des allgemeinen Zusammenhangs der scheinbar willenlosen Welt“, eine „Genauere Prüfung der vermeintlich mathematischen Naturgesetze“, eine Darlegung „Von der göttlichen, menschlichen und thierischen Willensfreiheit“, eine „Allgemeine Prüfung der menschlichen Erkenntnißmittel“ und vieles andere. Er wendet sodann die gewonnenen Ergebnisse auf Kunst und Kunsthandwerk an; er warnt vor der den Darwinisten eigenen Ueberschätzung menschlicher Leistungsfähigkeit, ist aber selbst von solcher nicht frei, wenn er sich zutraut, über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie zu urtheilen; seine Bemerkungen mögen eine thatsächliche Unterlage haben, aber diese muß eine sehr beschränkte, vielleicht gar an einem einzigen Vertreter gewonnene, gewesen sein; es ist nicht die Regel, daß Philosophen meinen, man müsse von der Geschichte der Philosophie ausgehen (Seite 68) und es nicht der Mühe werth finden, sich nach einem einfachen Falle ihrer Aufgabe umzusehen (Seite 68), sondern — so dürfen wir wohl im Sinne des Verfassers ergänzen — sich mit allgemeinem Schwefel begnügen. Andrerseits gehen sie dann auch wieder zu sehr ins Einzelne, indem sie, „wenn sie auch hundertmal ihren Kopf oder Körper in unliebsamer Weise angestoßen haben, doch immer noch den Beweis ihres eigenen Ichs oder den der Außenwelt glauben liefern zu müssen und nicht einsehen, daß es sich hier nur um Scheinbeweise handeln kann“. (Seite 68.) Dann kommen u. a. eine „Kurze Erklärung der menschlichen Kultur und weitere Vermuthungen über die geistige Anlage der ersten Menschen“ und eine „Genauere Begründung der jetzigen Geschmacksverwilderung in der Malerei“. — Ein zweites Buch soll den Darwinismus noch gründlicher prüfen, ein drittes hauptsächlich wieder der modernen Malerei gewidmet sein. P. N. C.

H. **v. Bernhardi,** Friedrich, Oberst und Abtheilungschef im großen Generalstab: **Unsre Kavallerie im nächsten Krieg.** Betrachtungen über ihre Verwendung, Organisation und Ausbildung. Berlin 1899. E. S. Mittler u. Sohn. — v. Bernhardi entwickelt zunächst die operativen und taktischen Aufgaben der Kavallerie im nächsten Krieg und weist nach, daß die Kavallerie in Masse auftreten und die gegnerische Kavallerie zu überwinden bestrebt sein muß. Deßhalb und mit Rücksicht auf die zahlreiche feindliche Kavallerie hält v. Bernhardi eine ausgiebige Vermehrung der verhältnißmäßig numerisch weit hinter den anderen Waffen zurückgebliebenen deutschen Reiterei für eine zwingende Nothwendigkeit. Hand in Hand damit fordert v. Bernhardi, daß die Mittel bereit gestellt werden, um der gesammten Kavallerie des deutschen Heeres die Möglichkeit zu gewähren, alljährlich in großen Verbänden zu üben. Diesen Forderungen reihen sich noch eine Reihe von Vorschlägen an, welche lediglich für den Fachmann Interesse haben und das Pferdematerial, die Ausbildung des Pferdes und des Reiters, die Taktik u. s. w. betreffen. Ich halte es für eine erfreuliche Erscheinung, daß ein Offizier in dieser Stellung freimüthig seine Ansicht sagt und sagen darf, und gewiß werden die Ausführungen des Verfassers in der Truppe und an maßgebender Stelle die gebührende Beachtung und Prüfung finden.

Bei allem wissenschaftlichen Ernst spricht aus jeder Seite des Buches ein frischer Reitergeist und nur ein solcher kann mit Erfolg zur Förderung seiner Waffe beitragen.

K. **Reise um die Welt.** Von **Wilh. F. Brand.** Leipzig, B. Elischer Nachfolger. — Ein ganz gut geschriebenes Buch, mit Humor durchtränkt, aus dem eine scharfe Beobachtung von Menschen und Verhältnissen hervorblitzt. Es ist die liebenswürdige Plauderei eines Reisenden, der uns nicht seine subjektiven Anschauungen aufdrängen will, sondern mit heiterer Miene erzählt, was er da und dort gesehen oder erlebt hat und ihm der weiteren Bekanntgabe werth erscheint. Er schiebt bei seinen Schilderungen zwar seine Person keineswegs in den Hintergrund, thut dieß aber doch nur sichtlich deßhalb, um Jenen den Eindruck des Unmittelbaren zu verstärken, und dadurch macht er sich dem Leser zum amüsanten Gesellschafter. Er verschont uns mit zu grellen Kontrasten und hinkenden Vergleichen, ohne doch so überbescheiden zu sein, mit der eigenen Meinung über Dinge und Personen hinter dem Berge zu halten; auch von langathmigen Beschreibungen ist er kein Freund, mit kurzen Worten umreißt er das Bild, das er vorführen will, und regt dadurch den Leser an sich dieses weiter auszumalen. Besonders interessant sind seine Auffassungen über Kiau-tschou, Japan und Amerika, er versteht es in diesen Kapiteln ganz besonders gut, sich den Standpunkt zu wahren, von dem aus er Sonne und Wind am gerechtesten vertheilen kann. Wer fremde Länder und Völker aus der Anschauung eines Dritten kennen lernen will, ohne sich hiebei von vorgefaßten Meinungen beeinflussen zu lassen, der wird an W. F. Brand einen ganz wackeren Führer finden, der ihn nicht durch die Irrgänge politischer Erwägungen zerrt, sondern frank und frei ohne nationale Voreingenommenheit mit ihm Meere und Länder durchstreift und dabei den Menschen am Menschen selbst mißt mit lustiger Bonhomie, die er recht gut auf seinen Begleiter zu übertragen versteht.

w. **Vom französischen Volkshochschulwesen.** In Frankreich ist eine Société des Universités populaires gegründet, welche den Zweck verfolgt, die Hochschulbildung den niederen Volksklassen zu übermitteln und so zu einem wichtigen Unternehmen in der Lösung ethisch-sozialer Fragen zu werden. Unter Ausschließung politischer und religiöser Gebiete will sie Bibliotheken und Museen gründen, Vorträge veranstalten, Uebungen einrichten, und zwar in allen größeren Orten des Landes, zunächst in Paris selbst. Da die Gesellschaft, welche von Séailles, einem Professor an der Sorbonne, geleitet wird, kaum erst über die Anfangszeit hinaus gelangt ist, so läßt sich über ihre Erfolge noch nichts berichten. In **Marseille** geht man selbständig vor. Hier hat sich eine Vereinigung gebildet, welche den Volksunterricht für aus der Schule Entlassene (enseignement postscolaire libre) auf jede Weise fördern will. In allen Vierteln der Stadt, sowie in den Vororten richtet sie Vorlesungen und Uebungen ein, und sie glaubt in der Erreichung ihres Zieles schon so weit fortgeschritten zu sein, daß sie eine ihre Unterrichtsweise und -erfolge vorführende Ausstellung für die Pariser Weltausstellung angemeldet hat. Doch kehren wir zur Landeshauptstadt zurück. Hier finden wir einen eigenthümlichen Zug des französischen Studententhums, das es sich nicht nehmen lassen will, auf eigene Art zur Volksaufklärung

Digitized by Google

beizutragen. Die Fondation universitaire de Belleville ist eine Studentengruppe, welche sich als Arbeitsfeld das Viertel Belleville, eines der volkreichsten und zugleich berüchtigtsten von Paris, auserwählt hat. Hier wollen die jungen Leute durch ein stetes Zusammenleben mit Handwerkern und Arbeitern ethische und wissenschaftliche Bildung unter die Massen bringen, selbstverständlich auch hier unter Vermeidung politischer und religiöser Punkte. Schon haben sie sich in einem Arbeiterhause von Belleville eingerichtet, und bedeutende Männer, wie Berdoux, Aynard, Jean de Schlumberger, haben ihre Arbeit unterstützt.

-rt- **Neues Kabel nach Island und den Fär-Oer.** Die Herstellung einer Kabelverbindung zwischen den Shetlands-Inseln und der Insel Island mit Berührung der Fär-Oer, die außer wirthschaftlichen und politischen Zwecken hauptsächlich zur Uebermittelung täglicher telegraphischer Wetterberichte von dort an die interessirten meteorologischen Institute dienen soll, ist entgegen früheren Nachrichten noch immer nicht vollständig gesichert. Die „Grande Compagnie des Télégraphes du Nord“, die ihre Hauptniederlassung in Kopenhagen hat, hat sich zum Bau und zur Unterhaltung des erwähnten Kabels bereit erklärt, verlangt jedoch, daß ihr von den betheiligten Staaten ein jährliches Erträgniß von mindestens 270,000 M. auf die Dauer von 20 Jahren garantirt wird. Interessirt an dem Unternehmen ist selbstverständlich zunächst die dänische Regierung, sie hat sich denn auch erboten, die nöthigen Beobachtungsstationen auf Island und den Fär-Oer zu errichten und zu unterhalten, ferner die zur Legung des Kabels erforderlichen hydrographischen Arbeiten ausführen zu lassen und endlich auf die Dauer von 20 Jahren für 100,000 M. Einnahme die Garantie zu übernehmen. Da somit auf die übrigen interessirten Staaten (insbesondere England, Deutschland und Nordamerika) lediglich die Garantieübernahme für den Restbetrag des geforderten Einnahmeminimums, nämlich für 170,000 M., trifft, darf dem Zustandekommen der neuen Kabelverbindung nunmehr wohl mit einiger Sicherheit entgegengesehen werden.

* **Entdeckung eines „Mylodons“ in Patagonien.** Dr. R. Hauthall, der bekannte deutsche Leiter des Laplata-Museums, ist soeben hieher zurückgekehrt, nachdem er mehrere Monate hindurch in den Wildnissen Patagoniens nach Ueberresten des vielerwähnten Mylodons geforscht. In einer den Indianern unter dem Namen „Seno de la Ultima Esperanza“ bekannten Höhle stieß er nach tiefgehenden Ausgrabungen auf eine überraschend große Anzahl riesiger Knochen, vollständig erhaltener Schädel und mächtiger Klauen des Mylodons. Die Indianer Patagoniens behaupten bekanntlich, daß das Thier, dem sie eine märchenhafte Beschreibung geben, noch heute in den dunkelsten Schlupfwinkeln der patagonischen Urwälder, und zwar hinter undurchdringlichem Dickicht in versteckten tiefen Höhlen lebe. Aber die Wahrheit dieser Behauptung hat trotz wiederholter Versuche und besonderer Expeditionen nicht erwiesen werden können. Bis vor 50 Jahren scheint es thatsächlich existirt zu haben, worauf wenigstens zum Theil ein Fund Dr. Hauthalls hinweist, der in einer der untersuchten Höhlen thatsächlich ein trefflich erhaltenes vollständiges Fell des Mylodons fand. Es heißt, Dr. Hauthall werde seine Forschungen in kurzem wieder aufnehmen.

* Eine **Expedition** zur Untersuchung der mit dem **Nordlicht** in Verbindung stehenden Erscheinungen wird in diesen Tagen von **Kopenhagen** aus nach der **Nordküste Islands** abgehen. An der Spitze derselben steht der Direktor des Kopenhagener meteorologischen Instituts, Adam **Paulsen**, der von drei jüngeren Gelehrten begleitet ist.

* **Straßburg.** An der hiesigen Universität ist vor kurzem eine neue **Stiftung** begründet worden, welche die Förderung von Studirenden der **Geographie** zum Zweck hat. Eine Straßburger Familie, zu der die auf dem Sustenpaß verunglückten jungen Geographen Dr. Ehlert und Dr. Mönnichs in nahen Beziehungen standen, hat zu deren Gedächtniß der Universität einen namhaften Betrag für die Begründung einer „**Mönnichs-Ehlert-Stiftung**“ zur Verfügung gestellt. Die Zinsen der Stiftung werden nach dem Vorschlag des jeweiligen Professors der Geographie, dem dabei keinerlei besondere Beschränkungen auferlegt sind, an solche Studirende verliehen, die als Mitglieder des geographischen Seminars sich speziell mit geographischen Studien befassen.

* **Jena.** Der Privatdozent Dr. **Gumprecht**, Lehrer der gerichtlichen Medizin, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Breslau.** Der Privatdozent der Theologie (Dogmatik) an der hiesigen Universität, Lic. M. **Schulze**, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Greifswald.** In der theologischen Fakultät der hiesigen Universität habilitirte sich für neutestamentliche Exegese Lic. Dr. **Julius Kögel**, ein Sohn des verstorbenen Oberhofpredigers. Seine Antrittsvorlesung handelte von der Kanonsgeschichte des Hebräerbriefs.

* **Königsberg.** Der vor kurzem hieher berufene außerordentliche Professor der dogmatischen Theologie, Dr. **Link**, ist nach längerem Leiden gestorben. — Der außerordentliche Professor der Kirchengeschichte an der hiesigen Universität, Dr. **Voigt**, ist nach **Kiel** an die Stelle des nach Greifswald übergesiedelten Prof. Bosse berufen worden.

* **Wien,** 25. Juli. Der Oberst d. R. Heinrich **Hartl**, jetziger Professor für Geodäsie an der hiesigen Universität, wird morgen zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät promovirt werden. Der Vorschlag wurde vom Professorenkollegium einstimmig gemacht und vom akademischen Senat befürwortend an den Kaiser geleitet. Oberst Hartl begann seine akademische Lehrthätigkeit im abgelaufenen Schuljahr mit Geodäsie, die vorher an der Universität gar nicht vorgetragen wurde.

it **Paris,** 23. Juli. Frankreich hat einen seiner tüchtigsten Sinologen durch einen frühzeitigen Tod verloren. Gabriel **Devéria**, früher chinesischer Sekretär bei der französischen Gesandtschaft in Peking, wirkte seit etwa zehn Jahren an der Pariser „Ecole des langues orientales“ als Professor der chinesischen Sprache und war Mitglied des Institut de France als Nachfolger Stanislas Juliens und des Marquis d'Hervey de St. Denis. Eine Reihe in der sinologischen Literatur wohlbekannter Gelehrter verdanken ihm ihre Ausbildung.

* **St. Petersburg.** Am 4. September d. J. wird hier die **alljährliche internationale Meteorologenkonferenz** eröffnet werden. 16 Vertreter verschiedener Staaten werden erwartet. Die Arbeit des Kongresses besteht in diesem Jahre darin, die Vorträge für die Konferenz, welche im nächsten Jahre während der Weltausstellung in Paris stattfindet, zu bestimmen und vorzubereiten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

**Jahresbericht** des Deutschen Volksgesangvereins in Wien über das 9. Vereinsjahr. 1. Januar bis 31. Dezember 1898. Herausgegeben von Dr. K. Preißecker. Wien, Deutscher Volksgesangverein 1899. — **Denens-Rocholl**: Das deutsche Roß in der Geschichte, in Sitte, Sang und Sage. 2. Lfg. Leipzig, in Kommission: E. F. Steinacker. — Dr. M. **Schwann**: Die Rheinlande von Mainz bis Koblenz, die Thäler der Lahn und der Nahe. 1. Lfg. Leipzig und Zürich, Th. Schröter. — **Die Erbfolge nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch** erläutert an Stammbäumen von einem praktischen Juristen. Straßburg, Trübner u. Bussenius Nachf. 1899. — **Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht.** Hggb. von Karl Stooß. 12. Jahrg. 1. und 2. Heft. Basel, Georg u. Co. 1899. — **W. H. Riehls** Geschichten und Novellen. Lfg. 7 bis 14. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — **Paul Thiem**: Kunstverständniß und vornehme Leute. München, Karl Haushalter 1899. — **Max Falkenfeld**: Marx und Nietzsche. Leipzig, Wilh. Friedrich. — **P. Wittichen**: Die polnische Politik Preußens 1788—90. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1899. — **H. Könige**: Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897. Berlin, J. Guttentag 1899. — **Julius Mosen**: Ausgewählte Werke. Hggb. von Dr. M. Zschommler. 2. Bd. Leipzig, Arwed Strauch. — **E. v. Walzogen**: Das dritte Geschlecht. (Ecksteins illustr. Romanbibliothek. 2. Jahrg. 1.) Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 27. Juli. Nummer 169.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Die Entwicklung der Zoologie im 19. Jahrhundert.

Von Dr. A. Fleischmann.[1]

### I.

An dem gewaltigen Einfluß, welchen die Naturwissenschaften auf die moderne Kultur ausüben, hat die Zoologie nicht geringen Antheil genommen. Es war ihr zwar durch die Natur ihres Studiengebiets nicht beschieden, gleich ihren Schwesterdisciplinen dem praktischen Leben durch technisch ausnutzbare Entdeckungen große Förderung zu spenden; jedoch ihre Einwirkung auf die allgemeinen Vorstellungen von der Rolle, welche der Mensch in der Natur zu spielen berufen sei, und von den Gesetzen, welche die Entwicklung der Lebewelt beherrschen, ist so bedeutend geworden, daß bei der Erörterung allgemeiner philosophischer oder sozialer Probleme Niemand des Gebrauchs der Begriffe entrathen zu können glaubt, welche durch die neubelebte Abstammungslehre in die Diskussion eingeführt worden sind.

Dadurch hat sich eine Ueberschätzung des Werthes zoologischer Lehrmeinungen verbreitet, in welcher eine Unwahrheit verborgen liegt, die nothwendigerweise einen Rückschlag herbeiführen muß, obwohl die zoologische Wissenschaft selbst hiezu keinen Anlaß bietet.

Eine Betrachtung ihrer Geschichte während des 19. Jahrhunderts wird am besten geeignet sein, das Urtheil über die Aufgaben und Leistungen meiner Fachwissenschaft auf das rechte Maß zurückzuführen. Ich will daher heute, da ich durch eine öffentliche Rede das mir übertragene Lehramt für Zoologie und vergleichende Anatomie antrete, Ihre Aufmerksamkeit auf die Entwicklung dieser Disciplinen lenken. Dabei beabsichtige ich weniger die Reihenfolge thatsächlicher Entdeckungen, als vielmehr die logische Vervollkommnung der zoologischen Denkarbeit zu schildern, weil der Glanz der neuen, in unserm Zeitalter gewonnenen exakten Erkenntnisse dem Fernerstehenden nur allzu leicht die engen Grenzen menschlicher Forschung verhüllt, welche die Zoologie gleich anderen Wissenschaften auf die Beschreibung und Gruppirung verweisen. Die einfachen Regeln derselben haben Ray, Artedi, Linné im vorigen Jahrhundert angegeben. Dank dem Verdienst dieser Forscher, unter denen Linné von besonderem Ruhm umglänzt ist, sind die Prinzipien der Abstraktion und Elimination auf die zoologische Arbeit angewendet und dadurch der in den übrigen Geisteswissenschaften längst geübte Gebrauch von allgemeinen Gattungsbegriffen zu auffallend später Zeit in die beschreibende Naturwissenschaft eingeführt worden. Wie fremd und ungewohnt dieselben dem vergangenen Jahrhundert vorgekommen sind, geht aus der Thatsache hervor, daß Linné es für nothwendig hielt, die hieraus entspringenden Vortheile durch den Vergleich mit der Heeresgliederung zu verdeutlichen.

Linné selbst hat in einem die drei Reiche der Naturgeschichte umfassenden Versuch, dem Systema naturae, die übersichtliche Gruppirung des gewaltigen Stoffes so anschaulich dargestellt, daß er mit größerem Erfolg als seine Vorgänger die ausgedehnte Verwendung der Gruppenbegriffe und ihre rationelle Anordnung in der zoologischen Wissenschaft einbürgerte.

Die Hoffnungen, welche sein erster, 1735 in Tabellenform gedruckter Entwurf erweckte, sind nicht sogleich in Erfüllung gegangen, erst unserm Jahrhundert war es vergönnt, die Früchte zu ernten.

Denn ehe die neu vorgeschlagenen Gruppenbegriffe verschiedenen Umfangs, wie die Gattungen, Ordnungen, Klassen, durch generalisirende Abstraktion aus den Eigenschaften der Thierarten mit konkretem Inhalt erfüllt werden konnten, mußte die Grundlage der Vergleichung, d. h. die Speziesbegriffe, gesichert sein. Der Erbe eines gänzlich verwahrlosten Zustands der Thierbeschreibung, hatte Linné zunächst der damaligen Verwirrung der Artbegriffe ein Ende zu machen, damit die Thierkunde wenigstens in den Stand gesetzt wurde, über den Namen und die näheren Verwandten eines just zur Beobachtung kommenden Lebewesens sicheren Aufschluß zu gewähren.

So begann er die unklaren Artbeschreibungen der älteren Autoren zu revidiren, mit den natürlichen Objekten selbst zu vergleichen, die Synonymik zu klären und an Stelle eines Wustes von Angaben, die nicht in eine zum Wiedererkennen der Thiere bestimmte Schilderung gehören, sichere Merkmale aufzusuchen.

Zu diesem Zweck erschienen ihm wie seinen Zeitgenossen die äußeren Skulpturformen der Thiere, das heißt spezifische Eigenthümlichkeiten der Gestalt, des Oberflächenreliefs, der Körperanhänge am besten geeignet. Mit ihrer Hülfe stellte er diagnostische Grenzmarken für eine der damaligen Erfahrung ungeheuer groß erscheinende Zahl von Artbegriffen fest und eiferte seine Schüler zur gleichen Arbeit an. Aber indem sich nun dank den fleißigen Bemühungen der Linné'schen Schule die Sicherheit der Artdiagnosen durch Betonung der unterscheidenden äußeren Merkmale erhöhte, trat die andere Aufgabe, den Umfang der weiten systematischen Gruppenbegriffe durch scharfe Kennzeichen zu begrenzen, stark in den Hintergrund. Sie ist erst in unserm Jahrhundert wirklich in Angriff genommen und gelöst worden. Linné's Nachfolger wähnten in der Begründung der Spezies allein die wissenschaftliche Hauptaufgabe gefunden zu haben und lähmten durch ihre allzu pedantische Einseitigkeit lange Zeit den weiteren Fortschritt. Freilich war die Festsetzung des Geltungsbereichs der Art damals ein dringliches Erforderniß, weil durch häufige Forschungsreisen neues, noch nicht registrirtes Material zufloß und außerdem jene großen Thierkreise der Ordnung

[1] Rede, gehalten beim Antritt der ordentlichen Professur für Zoologie und vergleichende Anatomie in Erlangen.

Digitized by Google

harrten, welchen Linné selbst aus Mangel an Beobachtungsmaterial weniger Aufmerksamkeit geschenkt hatte, wie zum Beispiel den meisten Gruppen der wirbellosen Thiere, den *Insekten*, *Mollusken*, *Würmern*, *Echinodermen*, *Coelenteraten* und *Protozoen*.

Durch einseitige Bemühungen um die Artbegriffe entstanden allmählich sehr genaue Verzeichnisse der feinsten unterscheidenden Merkmale von einem Umfang, daß Jeder, der nicht Zeit seines Lebens sich mit derartigen Dingen beschäftigte, den Ueberblick verlor.

Das einigende logische Band *gemeinsamer Merkmale* für mehrere Artbezirke aber ward immer mehr aufzusuchen vergessen.

Die Systematiker der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts fanden ihre Befriedigung so ausschließlich in der scharfen Unterscheidung der länger bekannten Thierarten, in der richtigen Einreihung neuer Spezies unter die bestehenden systematischen Gruppen, sowie in der genauen Beschreibung der äußeren Merkmale, daß sie später von den Anhängern einer unzufriedenen Schule mit Recht als langweilige *Balg-Zoologen* verurtheilt werden durften. Zur Entschuldigung dieser tief in unsre Zeit hereinragenden Schule sei bemerkt, daß sie gleich früheren, durch die Herrschaft einer irrthümlichen Meinung charakterisirten Perioden wissenschaftlicher Entwicklung ein nothwendiger Durchgangspunkt gewesen ist, während dessen sich eine falsche Anschauung ausleben und eine rationellere Disposition der Arbeit einbürgern mußte. Die sonderbare Stoffvertheilung, welche den akademischen Lehrern der Naturgeschichte zur Aufgabe machte, über die Unterscheidungsmerkmale, die nützlichen und schädlichen Eigenschaften der Thiere vorzutragen, während die Lehre vom thierischen Körperbau zumeist den Dozenten der menschlichen Anatomie als Pflichtfach zugewiesen war, bewirkte, daß die meisten Systematiker sich überhaupt nicht mit dem inneren Bau und der Entwicklung des Thierkörpers befaßten, bis endlich der Widerspruch gegen die veraltete Einrichtung die innige *Vereinigung der systematischen und anatomischen Betrachtung* nicht bloß in der wissenschaftlichen Denkarbeit, sondern auch praktisch in der Hand eines Lehrers herbeiführte.

Der moderne Historiker, welchem die untrennbare Berücksichtigung der äußeren und inneren Formmerkmale zum Zweck des systematischen Aufbaues als selbstverständlich erscheint, sieht mit Verwunderung, wie spät die Verknüpfung erreicht wurde. Das Staunen legt sich aber, sobald man den Zustand der anatomischen Einsicht am Ende des 18. Jahrhunderts genauer betrachtet, denn das Gebiet, welches damals *vergleichende Anatomie* genannt wurde, war weit entfernt, den wissenschaftlichen Rang der gleichzeitigen Systematik einzunehmen und glich nicht im mindesten der imponirenden Wissenschaft von der *Stilistik des Körperbaues*, welche die moderne Zeit als Grundlage für jeden Eintheilungsversuch der Thierwelt geschaffen hat. Es umfaßte nur eine Darstellung allgemeiner physiologischer Ansichten, untermischt mit mancherlei anatomischen Angaben. Der Anatom sah im Thierkörper einen natürlichen Mechanismus, dessen Einrichtungen er fast ausschließlich nach einem der Untersuchung todten Materials eigentlich fernliegenden Gesichtspunkt, d. h. in Rücksicht auf seine Leistungen, noch obendrein in gänzlich ungenügender Weise, nämlich ohne experimentelle Prüfung zergliederte, ohne die Formeigenthümlichkeiten besonders zu beachten oder gar in denselben gemeinsame Züge aufzusuchen.

Die zahlreichen Sektionen jener Zeit hatten nur die Vorstellung mannichfaltiger, lose nebeneinander stehender Bauverhältnisse erweckt und die wenig interessante Aufklärung gegeben, daß die anatomischen Unterlagen bei einfachen Thieren einfach seien, daß mit der Spezialisirung der Leistungen immer mehr zusammengesetzte Organe auftreten. Zwischen den Jahren 1790 und 1820 wurden die Thatsachen der thierischen Anatomie so dargestellt, daß dieselbe gemeinsame Eigenschaften nicht offenbaren konnten und gleich den von der Artsystematik gesammelten äußeren Merkmalen nur wissenschaftlichen Werth für Unterscheidung der Spezies zu besitzen schienen.

Die anatomische Forschung mußte erst den richtigen Gesichtspunkt der Betrachtung finden, welcher ihr gestattete, die unterscheidenden Momente geringer anzuschlagen und die gemeinsamen Charaktere der Organbildung für weite Gruppen aufzudecken, ehe sie wissenschaftliche Resultate von allgemeinem Interesse fördern konnte.

Französische Anatomen, *Cuvier* an der Spitze, dann *Lamark* und *Geoffroy St. Hilaire* haben an der Wende des Jahrhunderts den Fortschritt angebahnt. Während diese Männer, noch aufgewachsen in der physiologischen Denkweise ihrer Zeit, der funktionellen Bedeutung der Organe nachspürten, begannen sie einzusehen, daß der von Physiologen aller Perioden besprochene innige *Konnex jeglicher Organarbeit* auch in der gegenseitigen *Formabhängigkeit ihrer anatomischen Grundlage* mehr oder minder klar zu erkennen ist, daß die plastischen Eigenthümlichkeiten der Organe in einer gewissen Verbindung stehen, so daß die spezifische Gestalt eines Werkstücks auch die Form anderer Organe bedingt. Die Beispiele solcher Beziehungen waren längst bekannt, jetzt begann man, sie mit bewußter Absicht zu verfolgen. Trägt z. B. ein Knochen einen Gelenkkopf, so ist das ein sicheres Anzeichen dafür, daß der anstoßende Skelettheil an der Fugstelle eine Pfanne besitzen muß. Aehnliche Beweise für das konstante Verhältniß der Koexistenz von Formcharakteren wurden auch für weit entfernte Körpertheile gefunden. Wenn z. B. der Darm eines Raubthieres nur frisches Fleisch zu verdauen imstande ist, so hat das Thier ein System von Muskeln und kräftigen Beinen, um der lebenden Beute nachzujagen, es ist mit Krallen versehen, um sie in das Opfer einzuschlagen, seine Kiefer tragen spitzhöckerige Zähne, um das Fleisch zu zerreißen u. s. w. *Cuvier* war so glücklich, die neue Ansicht in eine kurze Formel, *das Prinzip der Korrelation* zu fassen: „Jedes organisirte Wesen bildet ein Ganzes, einen einheitlichen, in sich geschlossenen Aufbau, dessen Theile nicht regellos gehäuft, sondern mit innerer Nothwendigkeit wechselseitig verbunden sind, so daß ein einzelnes Stück ohne Zusammenhang mit anderen weder bestehen, noch einen bestimmten Werth für die Befriedigung der Lebensbedürfnisse besitzen kann. Keiner dieser Theile kann sich ändern, ohne daß alle übrigen auch eine Aenderung erführen. Deßhalb zeigt jeder von ihnen allein genommen alle übrigen an. Damit war in präziser Fassung der nothwendige Zusammenhang von Formcharakteren ausgesprochen, deren Vergesellschaftung man bis dahin wohl gesehen, aber nicht denkend erfaßt hatte.

In *Cuviers* Hand zeugte dieses Prinzip sogleich glänzende Entdeckungen; denn mit seiner Hülfe hat er die isolirten und durcheinander geworfenen fossilen thierischen Reste zu vollständigen Skeletten geordnet und einer längst verschollenen Thierwelt die Auferstehung im Geistesleben der Wissenschaft gewonnen. Das großartige Beispiel, welches zugleich den alten Irrthum beseitigte, als seien die paläontologischen Funde bedeutungslose Gebilde der anorganischen Natur, zog das Denken der Anatomen unaufhaltsam von der einfachen Beschreibung des Sektionsbefunds ab. Immer mehr verbreitete sich die Ansicht, daß die Formen der Körpertheile auf einander abgestimmt sind, daß irgend eine spezifische Krümmung oder ein Vorsprung oder eine Abplattung, kurz alle Skulpturbesonderheiten der Organe nicht zufällige Spielereien der großen Bildhauermeisterin

Digitized by Google

sind, sondern Kennzeichen für Formeigenschaften benachbarter Organe. Man begann dem *Zusammenhang der Organmerkmale* nachzugehen und die besondere Natur dieses neu beachteten Verhältnisses für viele Einzelfälle festzustellen. Dadurch wurde unserm Zeitalter die Möglichkeit eröffnet, die gleichartigen Züge anatomischer Gestaltung aufzudecken. Denn über den vielen Unterschieden, welche an den Zonen des thierischen Organismus zutage treten, kommt allen die gemeinsame Eigenschaft zu, Glieder eines einheitlichen Körpers zu sein, sich in dessen Gerüste einzupassen und darin eine bestimmte Lage zu behaupten.

Die einfache *Beschreibung von Formmerkmalen* verwandelte sich in die *Lehre von der gegenseitigen Abhängigkeit derselben*. Diese neue anatomische Erkenntniß hat sich bald als ein vortreffliches Mittel bewährt, um in dem mäandrischen Formgewirre des Thierkörpers, wo dem ungeübten Blick nur unterscheidende Charaktere auffallen, die Gleichwerthigkeit oder „*Homologie*" vieler in der speziellen Modellirung oft höchst abweichend geformter Theile zu entdecken.

Ich will die während unsres Jahrhunderts zur leitenden Methode ausgebildete Art der anatomischen Betrachtung an einem einfachen Beispiel erläutern: Ein Schädelknochen der Wirbelthiere, das Os quadratum, war längst als ein typisches Baustück am Kopfskelet der Reptilien und Vögel bekannt, wo er als Träger des Unterkiefergelenks eine wichtige Rolle spielt. Aber bei den Säugethieren war er vergeblich gesucht worden. Er kommt trotzdem den letzteren zu und war nur nicht erkannt worden, weil er recht klein ist, verborgen in der Paukenhöhle liegt und einer ganz anderen physiologischen Funktion als bei den Reptilien und Vögeln dient, indem er als sogenannter Ambos einen Bestandtheil der dreigliedrigen Kette von schallleitenden Knöchelchen darstellt, welche zwischen dem Trommelfell und dem ovalen Fenster der Labyrinthkapsel eingefügt sind. Die anatomische Gleichwerthigkeit der funktionell ungleichwerthigen Stücke hat *Geoffroy St. Hilaire* durch Verfolgung der Beziehungen zu den benachbarten Knochenplatten des Schädels und anderen Organen erkannt. Denn die topographische Relation des Ambos zu den ihn umgebenden Theilen stimmt mit derjenigen des Quadratbeins bei Reptilien und Vögeln so sehr überein, daß man nach ihrer Kenntnißnahme keinen Moment zögern kann, die volle Homologie beider Knochen auszusprechen.

Als Resultat einer großen Zahl gleichgerichteter Untersuchungen verbreitete sich während der ersten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts die Ansicht: die Organe des Körpers bleiben bei sehr vielen ähnlich oder abweichend gestalteten Arten auf demselben Flecke, sie behaupten ihre Stellung im Verhältniß zu benachbarten Theilen; mag es vergrößert oder mit benachbarten Stücken verschmolzen sein, mag es seine Funktion gewechselt oder eingebüßt und seine Gestalt bedeutend verändert haben, stets nimmt jedes Glied des Körpers eine gewisse topographisch bestimmbare Lage ein und ist an seinem Lageverhältnisse, nicht an seiner besonderen Form, jederzeit erkennbar. Man muß also die *Lagebeziehungen* der Körpertheile oder wie man seit 1820 sagte, die *Morphologie* der Organe studiren, um gemeinsame Eigenschaften des thierischen Körperbaues zu erkennen.

Meister der vergleichenden Anatomie, wie *Bär, Rathke, Müller, Remak, Owen, Gegenbaur* haben alsbald die topographische Anordnung der Organe verfolgt. Sie bewiesen ihren staunenden Zeitgenossen, wie weit verbreitet der Besitz gemeinsamer morphologischer Merkmale sei.

So verschiedenartig auch das äußere Ansehen kleinerer oder größerer Körpertheile war, stets offenbarte das genaue Studium eine gewisse Zahl von morphologischen Grundeigenschaften. Innerhalb großer systematischer Gruppen wurde eine sich gleichbleibende Fügungsweise der einzelnen Theile zu einander festgestellt und damit konnten die gemeinsamen morphologischen Charaktere immer häufiger zur Begrenzung der weiten Gruppen des Systems verwendet werden. Die von der älteren systematischen Schule so sehr betonten äußeren Formmerkmale verloren ihren Werth für die Zusammenfassung.

Die morphologische Analyse trifft neben den übereinstimmenden Eigenschaften auch durchgehende Unterschiede des Organbaues an, deren Werth für die Umschreibung größerer systematischer Bezirke bald ausgenützt wurde.

Die Athemorgane z. B. liegen bei den luftathmenden Wirbelthieren im vordersten Raum der Leibeshöhle, bei den Insekten durchspinnen sie als verzweigte Röhren den gesammten Körper, bei vielen Krebsen treten sie als Fadenbüschel an den Beinen auf, bei Röhrenwürmern endlich drängen sie sich gleich dünnen cylindrischen Fortsätzen um das vordere Ende des Körpers.

Die Detailerforschung der hiehergehörigen Thatsachen stellte fest, daß die wichtigen Organsysteme innerhalb des Thierreichs in verschiedener Weise längs der idealen Symmetrieebene des Körpers angeordnet sind und verschiedene Grundformen besitzen.

Indem dann die gemeinsamen und die unterscheidenden morphologischen Eigenschaften der Organismen zusammengefaßt wurden, ergaben sich zahlreiche für je eine bedeutende Zahl von Thierarten giltige Merkmale, welche als Bestimmungsmarken für die weiteren Abtheilungen des zoologischen Systems dienten.

Da aber die Systematiker den Fortschritten der morphologischen Analyse wenig Beachtung schenkten, so wurde nicht sogleich die nothwendige Rückwirkung auf den Ausbau des zoologischen Systems bemerkbar. Die vergleichenden Anatomen bildeten selbständig ihre großen Gruppenbegriffe und nannten sie die *Organisationstypen des Thierreichs*. Unter diesem Terminus ist jedoch nichts anderes verstanden, als ein Verzeichniß der gemeinsamen Merkmale der großen Abtheilungen des zoologischen Systems wie der zwischen denselben bestehenden Unterschiede.

Diese nur in zufälligen äußeren Verhältnissen, nicht im Wesen der Sache bestehende Trennung blieb nicht auf die Dauer erhalten. Mit dem Auftreten junger Kräfte in der wissenschaftlichen Arena schritt die Einigung vorwärts und in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts vollzog sich die Verschmelzung der früher getrennten Disciplinen als zweier das gleiche Ziel anstrebenden Richtungen in den Rahmen der *modernen Zoologie*, welche nunmehr durch genaue Kenntnißnahme des viel intimeren und starken Zusammenhangs der inneren Organisationscharaktere die weiten systematischen Begriffe: des Typus, der Klassen, der Familien definitiv umgrenzen konnte.

Hatten die vergleichenden Anatomen während der ersten Jahrzehnte ihr Interesse mehr den Wirbelthieren zugewendet, so führte die auf anatomischer Grundlage reformirte moderne Zoologie das vergleichende morphologische Studium in der wirbellosen Thierwelt weiter und deckte hier die gemeinsamen Züge des Körperbaues auf, auf Grund welcher die Anordnung der Schnecken, Muscheln, Würmer, Seeigel, Seerosen u. s. w. in systematischen Gruppen auf zufriedenstellende Weise erfolgte; denn nirgends hatte sich die Betonung der äußeren Merkmale so wenig stichhaltig erwiesen, wie gerade bei den niederen Thieren.

Aus dem vorigen Jahrhundert war noch eine andere Auffassung in den Beginn unsres Zeitalters vererbt und hatte lange den Fortschritt verzögert. Ich meine die Vorschrift *Linné's*, daß für die Begründung der systematischen Gruppen ausschließlich das geschlechtsreife Individuum

Digitized by Google

in Betracht gezogen werde. Als Linné sein großes Werk rüstete, war diese Regel eine weise Beschränkung, aber die pedantische Befolgung seines Raths hat Unzuträglichkeiten herbeigeführt, welche die Aufhebung der Regel erzwangen. Denn die Systematiker verschlossen durch die strikte Observanz des Gebots wissentlich ihr Auge dem allgemeinen Gesetz, daß der thierische Leib tiefgreifenden Wandlungen unterliegt, welche während des ganzen Lebens in ununterbrochenem Wechsel andauern und nur periodischen, keinen dauernden Stillstand kennen, bis sie im Tod enden.

Für die anatomische Betrachtung erscheint dieser ständige Prozeß als ein Vorgang morphologischer Umbildung, der einen Abschnitt aufsteigender Verfeinerung der Organisation und eine Periode des Rückschritts, der Abschwächung und Verkümmerung von Formeigenthümlichkeiten unterscheiden läßt. Die einzelnen Phasen des umbildenden Vorgangs, die verschiedenen Umwege, welche die modellirende Natur bei der Ausgestaltung der definitiven Körperform nothwendig hält, sind so merkwürdig, die meisten Formcharaktere der früheren Entwicklungsstadien zum Theil so abweichend gegenüber späteren Zuständen, daß von der Zeit an, wo man im Widerspruch zur Autorität der alten Schriftsteller eigene Beobachtungen anzustellen wagte, viele Forscher das genauere Studium der Entwicklungsgeschichte als höchste Lebensaufgabe schätzten.

Aus dem tiefen Mittelalter grüßen uns tastende Versuche, in dem noch unverstandenen Formenchaos einer absonderlichen Keimeswelt sich zurechtzufinden. Jahrhundertelang blieb dieselbe jedoch nur das abliegende Spezialfach einzelner Liebhaber und übte keinen Einfluß auf die wissenschaftliche Behandlung systematischer Fragen. Ihre zusammenhanglosen Erfahrungen gewannen erst Werth, nachdem die Analyse der Lagebeziehungen von der vergleichenden Anatomie begonnen worden war.

Karl Ernst v. Baer war der Erste, welcher die neue morphologische Denkweise auf die entwicklungsgeschichtlichen Studien übertragen und festgestellt hat, daß die gemeinsamen topographischen Beziehungen der Organe jedes Thieres um so deutlicher erkennbar sind, je frühere Zeit der Eientwicklung man das Studium zurückführt. Um die Vortheile seiner Anregung an einem einfachen Beispiel zu erläutern, will ich an die Gruppe der Vögel erinnern, deren Körperbau so sehr von dem der übrigen Wirbelthiere abweicht. Ihre Eigenart spricht sich durch viele Besonderheiten aus, z. B. durch die Neigung mehrerer Abschnitte der Wirbelsäule in starre Abschnitte zu verschmelzen, durch die Breite des Brustbeins, das einen mächtigen Knochenkamm trägt, durch die Processus uncinati der Rippen, durch die Unterdrückung diskreter Elemente im Knochengerüst der Flügel und Beine, durch die breite Anlagerung des Beckengürtels an die Lumbal- und Sakralregion des Achsenskeletes. Auch ihr Schädel war lange als eine Bildung ganz besonderer Art betrachtet worden, weil er nicht wie das Kopfskelet der Säugethiere, Reptilien, Amphibien und Fische aus einzelnen Knochenplatten aufgebaut erscheint, sondern eine einheitliche Kapsel bildet.

Da fand Geoffroy St. Hilaire, als er einmal ganz junge Vögel untersuchte, daß bei denselben der Schädel noch aus getrennten Platten zusammengefügt ist, unterschied die gleichen Schädelknochen wie bei anderen Wirbelthieren und konnte die später erfolgende Verschweißung der ursprünglich getrennten Stücke in eine knöcherne Kapsel direkt nachweisen. Im jugendlichen oder im embryonalen Körper sind eben die gesetzmäßigen Beziehungen oder, systematisch ausgedrückt, die gemeinsamen Merkmale des anatomischen Aufbaues viel klarer ausgeprägt als späterhin, wo die aus physiologischen Gründen nothwendige Massenentfaltung einzelner Komplexe, z. B. der Bindesubstanz, des Skelets, der Muskulatur, sich geltend macht, Verschiebungen und Verwachsungen eintraten, wodurch topographisch zusammengehörige Organe auseinandergerissen oder ursprünglich fremde Bezirke verschmolzen werden.

Unser Jahrhundert wendete sich daher immer lebhafter dem Studium der Entwicklungsgeschichte zu, um besser, als es die Sektion des ausgebildeten Thieres erlaubt, einen Einblick in die allgemeinen topographischen Beziehungen aller Regionen des Körpers zu erlangen.

Die zunehmende Zahl embryologischer Untersuchungen erhöhte das Maß unsres Verständnisses. Früher angenommene Unterschiede zwischen großen Artkomplexen erwiesen sich als weniger bedeutsam, sobald man ganz jugendliche oder embryonale Zustände zum Vergleich herbeizog. Während ehedem zum Beispiel die Säugethiere und Fische durch scharfe Kennzeichen getrennt schienen, deckte Rathke den gemeinsamen Besitz von mehreren Paaren von Schlundtaschen der Vorderdarmregion in beiden Gruppen auf und verbreitete so auf das bisher als ganz eigenartig betrachtete Vorkommen der Kiemen ein neues Licht. Hatten letztere als eine ausschließlich den wasserbewohnenden Fischen zukommende Organbildung zur Unterhaltung des Athemprozesses gegolten, so stellten sie sich jetzt als ein allen Wirbelthieren gemeinsames Besitzthum dar, welches innerhalb der niederen Gruppe mit einer besonderen physiologischen Leistung betraut, mächtig entfaltet wird und während des individuellen Lebens dauert, bei den höheren Gruppen aber zum größeren Theil zugrunde geht. Damit war wieder ein allen Wirbelthieren gemeinsames Merkmal gefunden, welches zur Begrenzung der umfassendsten systematischen Stufe, des Typus, gute Dienste leisten konnte.

Das entwicklungsgeschichtliche Studium deckte noch für viele andere Körperzonen den Zusammenhang höherer und niederer Organisation auf und ward dadurch immer mehr berufen, dem Systematiker die morphologenetischen Anhaltspunkte für die Begrenzung und Schilderung der allgemeinen Gruppen darzubieten.

---

## Aus Westindien und Nordamerika.[1]

### Reiseskizzen eines Naturforschers.

Von Dr. Franz Doflein.

### X. Bei den Holzfällern im californischen Wald.

Californiens Stolz sind seine uralten Baumriesen. Zwei Arten von ungeheuren tannenartigen Bäumen erfüllten in früheren Zeiten die Thäler und Berghänge weiter Gebiete des Goldlandes und zwar die eine, Sequoia (Wellingtonia) sempervirens vorzüglich die Küstengebirge, während die andere S. gigantea auf die hohen Sierren des Innern beschränkt ist. Der Gesammtcharakter Californiens ist jetzt nicht mehr der eines Waldlandes, denn die Waldgebiete der beiden Bergketten sind durch ungeheure Sommerdürre und waldlose Distrikte geschieden. Steppe, Wüste und die fruchtbaren Ebenen mit ihren wogenden Feldern und lichten Hainen immergrüner Eichen erfüllen den größten Theil der Oberfläche des Landes. Aber die Wucht des Eindrucks, welche die majestätische Pracht seiner Wälder auf jeden Beschauer macht, ist so überwältigend, daß man sich jene Thatsache immer wieder vorhalten muß, um nicht Californien das typischste Land der Wälder zu nennen.

Die gesetzmäßige Vertheilung der großen Waldungen hat ihre Ursache in den meteorologischen Verhältnissen und äußert sich am auffallendsten gerade bei den Mammutbäumen. Die eine Art (S. gigantea) ist heutzulage nirgends

[1] Vergl. Nr. 267 u. 282 der Beilage v. J. 1898 u. Nr. 10, 57, 66, 88, 107, 115 u. 150 d. J. 1899.

Digitized by Google

mehr in geschlossenen großen Wäldern zu finden. Ihre Haine bestehen aus zählbaren Mengen von Stämmen, die kleinen aus wenigen Hundert, die größten aus wenigen Tausend Bäumen. Sie alle finden sich in der Sierra Nevada und zwar in einer Region, welcher häufige Niederschläge ein feuchtes Gebirgsklima verleihen. Sie folgen in ihrer Höhenverbreitung dem Bereich dieses Klimas, und während sie im nördlichen Theil des Gebirges in einer Höhe von etwa 1600 m gedeihen, finden sie weiter südlich am Kingsfluß die Bedingungen zur üppigen Entfaltung erst bei 2500 m Höhe. Ueberall aber ist der Nachwuchs gering und trotzdem sie durch staatliche Gesetze vor der industriellen Vernichtung geschützt sind, sind diese Riesen des Pflanzengeschlechts mit derselben Gewißheit wie z. B. die Elefanten dem Aussterben verfallen; der Grund zu diesem Verhängniß ist gänzlich rätselhaft und nicht etwa wie bei jenen thierischen Riesen eine Verschuldung des Menschen. Bei dem hohen Alter, welches sie zu erreichen befähigt sind, ist ihr Verschwinden denn wohl auch auf Jahrhunderte hinausgeschoben und unter dem Schutze des Staats werden sie noch eine lange Zeit hindurch allen Besuchern des Yosemitathals einen erhabenen Genuß darbieten, wenn nicht ein jähes Ereigniß sie vor der Zeit vernichtet.

So herrscht denn in den Hainen der Mammutbäume im Hochgebirge eine feierliche Stille, welche nur im Sommer durch Touristen und dergleichen Volk unterbrochen wird; dort tönt kein Axtschlag und die Wasser der Gebirgsbäche können zu Thal eilen, ohne gezwungen zu werden, die Räder der Sägmühlen zu treiben. Wie anders ist dies in den Thälern des Küstengebirges, wo die Sequoia sempervirens, das „Redwood“, noch sehr große Bestände bildet! Ich schlug mich von S. Cruz landeinwärts in das Gebirge, um hier die urwüchsige Natur zu genießen, wo sie, von den Stätten der Kultur rings umgeben, dennoch ihre jungfräuliche Unberührtheit erhalten hat. Am Nachmittag war ich in einem Thal angelangt, durch welches ein Fluß sein klares Wasser zum Meere niederschickte. Der angelegte Weg und selbst eine neue Bahn folgen hier den Spuren der Holzfäller. Riesige Haufen gesägten Holzes verbargen zunächst den Anblick einer Ortschaft, welche an der Vereinigung dreier Bäche zu jenem Flüßchen auf einer Waldlichtung gelegen ist. Diese Lichtung ist erst vor wenigen Jahren entstanden; noch fügen sich ringsum die Riesenstämme des Waldes zu einer düsteren Mauer zusammen und zwischen den Häusern des Dorfes steigen noch einzelne Bäume und Gruppen von stehengebliebenen Prachtexemplaren thurmgleich zum Himmel auf. Die Häuser von „Boulder Creek“ sind alle aus dem Holz des umgebenden Waldes errichtet; seine Bewohner setzen sich zusammen aus Holzknechten und Fuhrleuten und denjenigen, welche nothwendig sind, um diese zu speisen, zu tränken, zu kleiden u. s. w. Die drei Thäler, welche sich ins Gebirge verlieren, beherbergen jedes eine Sägemühle; somit hat jedes einen leidlich gebahnten Weg, und diese Wege beginnen der eindringenden Kultur die Bahn zu weisen.

Ich bestellte mir in dem einfachen Wirthshaus ein Zimmer für die Nacht und machte mich sogleich wieder auf den Weg, den Wald zu sehen. Ich wählte aufs Gerathewohl eines der Thäler und hatte das Glück, das kürzeste zu treffen, dasjenige, welches mich rasch an seiner Sägemühle vorbei in den tiefen Wald führte. Ich kletterte auf verlassenen Pfaden am Berghang dahin, während allmählich ein milder Abend den Himmel erglühen ließ. Aus der düsteren Tiefe stiegen die kerzengeraden Stämme zu mir wie Säulen herauf. Beugte ich mich über den Hang, so konnte ich in dem feierlichen Dunkel dort unten kaum etwas erkennen. Das Gewirre der Büsche und Farnkräuter, welches neben mir hoch aufstieg, erschien dort unten wie eine kurze Rasendecke. Die Sonnenstrahlen vermochten nicht in den dichten Wald einzudringen, nur hier und da sah man einen Lichtschein auf dem Wasser des brausenden Wildbachs aufblitzen.

Ununterbrochen dehnte sich dieser majestätische Forst meilenweit aus, ausschließlich aus den schönen Stämmen der Sequoia sempervirens gebildet. Wie eine mächtige Säulenhalle, so erhoben sich weithin die schlankgewachsenen Bäume. Aber trotz der gewaltigen Höhe und Dicke, welche die Mehrzahl der Stämme erreichte, war der Gesammteindruck vertraut und heimathlich. Denn der schlanke, tannenartige Wuchs, das frische Grün der Nadeln, das üppige Unterholz, die bemoosten Steine hier und da auf dem Waldesboden: all das erinnerte an die geliebten Wälder der heimathlichen Alpen. Zudem fehlte in der grenzenlosen Einsamkeit jegliches Maß menschlicher Verhältnisse: es gab kein Haus, keinen Wanderer und kein grasendes Thier, an dem man die Höhen der Wipfel, die Riesendicke der Stämme hätte ermessen können.

Aus dem dichten Forst trat ich in ein Thal ein, dessen Fläche vom Wald durch einen verheerenden Waldbrand entblößt worden war. Nun sproßte auf dem Boden ein üppiges Gebüsch, welches einen Ueberblick nur gestattete, wenn man hoch auf einen zurückgebliebenen, halbverkohlten Baumstumpf hinaufkletterte. Da sah man vor sich die traurigen Reste eines Waldes, den die Macht der Elemente zerstört hatte. Wie riesenhafte, erloschene Fackeln ragten noch einzelne, gänzlich astlose Stämme bis zu 30 m Höhe empor, andere waren schon vom Sturm gebrochen und, in wirren Haufen den Boden bedeckend, begannen sie, schon vermodernd, den Boden für neue Baumgeschlechter zu düngen. Das ist das Erfreuliche in dem von dem natürlichen Feuer zerstörten Redwoodwald, daß frischer Nachwuchs emporgrünt und die Natur, ihr Vernichtungswerk bereuend, neues erstehen läßt. Das Feuer hat auch nicht allen Bäumen etwas anhaben können; zum Theil sind gerade die stärksten und ältesten Riesen am Leben geblieben. Die emporleckenden Flammen haben wohl bis zu einer Höhe von 40—50 m alle Aeste zerstört. Was aber darüber sich ausbreitete, zeigt die ungeschwächte Kraft des frischen Grüns. Durch den neuen Trieb ist allerdings das äußere Aussehen der Bäume sehr abweichend vom Typus geworden. Während der unter normalen Umständen aufgewachsene Rothholzbaum, wenn er freisteht, bei allem Uebermaß seiner Dimensionen dennoch schlank und graziös wirkt, so liegt das vor allem an den schönen Umrissen seiner Krone. Man findet nichts unnatürlich monströses an seiner Höhe, sie erscheint so selbstverständlich wie die Kleinheit des Mooses; denn mühelos gleitet das Auge an seinen ebenmäßigen Formen entlang bis zum luftigen Wipfel. Die starke Skulptur der Rinde gemahnt an die Kannelirungen einer Säule; in der Regel ist der Stamm bis zu einem Fünftel oder Sechstel der Höhe sichtbar, dort stößt an das kräftige Rothbraun seiner Rinde das zarte, duftige Grün der Nadelkrone, welches viel heller ist als bei unsern Tannen. Die Aestchen zeigen ein krauses, dichtes Gefüge, welches eher an Cypressen erinnert denn an die deutschen Nadelbäume.

Stehen die Bäume im dichten Wald geschaart, so beginnen die Aeste erst in bedeutenderer Höhe sich auszubreiten; unterhalb gibt es nicht so viel dürre Aeste wie in unserm Nadelwald. Ragen in einem solchen Wald weithin die hohen Säulen zum Himmel, so wandelt der Mensch in dem ehrfurchtgebietenden Schatten dieser Tausendjährigen als ein Geringer und Armseliger dahin.

Es ist merkwürdig, wie sehr der Rothholzbaum dem Feuer widerstehen kann. Bäume, deren sämmtliche Aeste abgebrannt waren, schlagen wieder aus und treiben nun von oben bis unten an ihrem ganzen Stamm kleine, grüne

Aeste. Das bietet zunächst einen ganz seltsamen Anblick, wie die hohen Säulen gleichsam mit einer dichten Moosdecke überzogen dastehen. Doch bald treiben die Aeste stärker und der Baum wird zu einem schlanken, spitz zulaufenden Nadelholz: einem ganz von dem ursprünglichen Typus abweichenden Gewächs. So stand auch jene Waldlichtung voll dieser neugeschaffenen schlanken Cypressen, deren dunkle Silhouetten sich jetzt scharf vom glühenden Abendhimmel abhoben.

Eilends suchte ich aus dem wilden Wald meinen Weg zum Dorf zurückzufinden. Der aufgehende Mond schuf mit seinem scharfen Licht seltsame Bilder, welche besonders eigenartig wurden, als ich mich der Ortschaft selbst näherte. Eine Gruppe riesenhoher Rothholzbäume, welche isolirt stehen geblieben und von kleineren Bäumen umgeben war, bot einem kleinen Lager Schutz vor den Unbilden der Witterung. Aus der Ferne sah man mehrere Lagerfeuer leuchten, deren Licht sich phantastisch mit dem Mondschein vermischte. Als ich näher kam, erkannte ich einige Zelte und mit Leinwand überspannte Wagen; am Rand des Haines weideten ein halb Dutzend Pferde, welche neugierig die Ohren mir zudrehten und durch leises Schnauben mein Nahen ankündigten. An den Feuern wurde gekocht, Frauen und Männer gingen ab und zu, während Kinder zwischen den Stämmen spielten. Ein Mann setzte sich auf die Wagendeichsel und begann auf einer Ziehharmonika zu spielen. Da hatte ich das Urbild einer Auswandererfamilie, ich konnte mir ausdenken, wie sie voll Hoffnung der neuen Heimath entgegenfahren, wie sie sehnsüchtig der alten gedenken und doch — war alles anders! Es waren keine Auswanderer, sondern Touristen! Der echte Amerikaner liebt in seiner Unruhe das Wandern und aus dem raffinirten Luxus seiner Großstädte flüchtet er sich mit Vorliebe in die einsamste Natur. Oft sucht der Reichste seine sommerliche Erfrischung unter den allerprimitivsten Verhältnissen: in einem gewöhnlichen Planwagen, der aber in seiner inneren Ausstattung nicht eines gewissen Komforts entbehrt, fährt er, mit der Flinte in der Hand, in die Berge und Wälder und sucht in der wilden Natur seine Großstadtnerven wieder aufzufrischen.

Ein Hund schlug an; indem ich vorbeischritt, rief ich den Fremden einen Gruß zu und dazu: Dont burn the wood! ein Zuruf, der in der Gegend gebräuchlich ist. Denn diese Kampers sind die größte Gefahr für die Wälder. Sie haben durch vernachlässigte Lagerfeuer schon manchen herrlichen Wald zerstört; auch jener, dessen Reste ich am Abend auf der Lichtung gesehen hatte, war einer solchen Unvorsichtigkeit erlegen.

Als ich dann in das Gasthaus kam, fand ich die Gäste in einer wunderlichen Gruppe vereinigt; trotzdem sie an der Bar eine Menge der stärksten Getränke zu sich genommen hatten, waren es doch stille Leute, welche Alle mit der größten Geschäftigkeit um einen merkwürdigen Apparat herumstanden: es war dies ein Hazardspielautomat, ein großer Kasten, in den man oben eine gewisse Summe hineinwarf und aus welchem, nachdem man an einer Kurbel gedreht hatte, unten entweder ein Vielfaches des Einsatzes oder nichts herauskam. Viele verspielten da an einem Abend ihren ganzen Tagesverdienst, Alle standen sie mit glühenden Köpfen und gierigen Augen um den merkwürdigen Apparat herum. Es war eine nicht ganz unverdächtige Gesellschaft und ich vergaß an jenem Abend nicht, den Revolver unter mein Kopfkissen zu legen. Am nächsten Morgen wanderte ich im frohen Sonnenschein in eines der anderen Thäler, um die Sägemühlen selbst in Thätigkeit zu sehen. Das Thal aufwärts war der Wald schon verwüstet; um den Weg erhob sich Gebüsch und nur diejenigen Bäume waren stehen geblieben, deren Holz durch Verkrümmung oder spiralige Verdrehung während des Wachsthums minderwerthig geworden war. Bald kam ich an einer verlassenen Sägemühle vorbei: sie war unbrauchbar geworden, da der Wald sich zu weit von ihr zurückgezogen hatte. Hier und da begannen Farmen sich zu erheben, aber meist lag das Land noch wüst. Die rasche Entwaldung hatte den Boden sehr trocken gemacht; auf dem Weg lag der Staub fußhoch und wurde durch Sprengwägen mit Wasser begossen, um die Holzfuhrwerke vor dem Steckenbleiben zu bewahren. Endlich nahte ich wieder dem Wald. Schon von ferne schallte das Getöse von Axthieben, das Schnarren von Sägen herüber und dann mischte sich schließlich in das Brausen des Waldbaches das Zischen und Schrillen der Sägemühle.

Schon breitete sich um diese selbst wieder eine weite Lichtung. Sie stand im Schatten einer Gruppe gewaltig hoher Sequoien, neben welchen einige große Ahornbäume klein und zwerghaft standen. Stöße von Brettern und Balken erhoben sich meterhoch zu beiden Seiten des Weges und unablässig wurden Wagen beladen und fuhren mit starken Holzlasten das Thal abwärts, während leere Wagen zurückkamen. Die Sägmühle wurde jetzt in der wasserarmen Zeit mit Dampf betrieben; es war eine offene Halle, welche eigentlich nur gerade eben die Maschinen vor den Unbilden der Witterung schützte, alles war darauf berechnet, daß man es rasch abbrechen konnte, um wieder nachzuwandern, wenn der Wald in der Umgebung erschöpft war. Der Zeitpunkt schien nicht sehr entfernt zu sein; denn rings umher war alles niedergehauen und in der schrecklichsten Weise verwüstet, ein wahrhaft fürchterlicher Kontrast zu dem herrlichen Urwald, den ich am Abend vorher gesehen hatte. Auch hier hatte vielleicht noch vor sechs Monaten der gleiche frische, köstliche Wald gestanden, jetzt wirbelte zwischen den dürren Baumstümpfen der Staub in die Höhe, unerträgliche Hitze herrschte auf der Lichtung und dazu gesellte sich der betäubende Lärm der menschlichen Arbeit. Alle Freude an dem Fortschritt der Kultur wird einem durch diese kurzsichtige Schonungslosigkeit vergällt. Oben am Bergeshang waren die holzhauenden Pioniere der Kultur thätig; ein ganzes Heer von Arbeitern war mit Sägen und Aexten thätig und in kurzen Abständen sah man immer wieder einen der Riesen des Urwaldes an langen Tauen geleitet zu Boden sinken oder krachend niederstürzen. Von ihrem Orte aus wurden die Stämme, nachdem alle Aeste abgehauen waren, von Pferden zu einem gestauten Bach geschleppt und auf dessen Wellen gelangten sie polternd zur Sägmühle hinab, wo die kreischende Kreissäge sie in lange Bretter zerlegte. Die ganze Umgebung der Mühle war von dem süßen aromatischen Duft des Holzes erfüllt, dessen schöne rosenrothe Farbe es dem Cedernholz ähnlich erscheinen läßt. Es ist aber viel gröber in der Struktur und mehr zu Bauholz als zu feineren Zwecken geeignet. Zu ersterer Verwendung eignet es sich auch deßwegen, weil es sehr schwer Feuer fängt und dann langsam und kohlend brennt. Es ist auch in ganz Mittelcalifornien fast das ausschließliche Bauholz, aus welchem die Häuser ganz und gar erbaut werden, da Steinhäuser auf dem Lande in Californien so gut wie unbekannt sind. Auch in den großen Städten hat man erst in den letzten Jahrzehnten angefangen, steinerne Bauten aufzuführen, doch besteht auch heute noch San Francisco bei weitem zum größten Theil aus Redwoodhäusern.

Aus diesen verwüsteten Waldbezirken führte mich ein kleiner Wagen das Thal abwärts. Ich kam eine Strecke durch frischen Wald, dann durch weite Gefilde, wo der Boden des ehemaligen Urwaldes alle Stufen der Umbildung zum Kulturland aufwies. Zunächst kamen wilde Gestrüppe, zwischen denen einzelne grüne Bäume noch aufragten, meist

Digitized by Google

aber nur Stümpfe von gefällten Bäumen sichtbar waren; hier waren die Ansiedler und Farmer den rasch vordringenden Holzfällern nicht nachgekommen. Dann fanden wir die „Urbarmacher" bei der Arbeit. Neuzugewanderte, deren vorläufige Behausung, flüchtig aus Brettern zusammengenagelt, am Fuß eines Hügels sich erhob, waren beschäftigt, das Gestrüpp zu beseitigen, die Baumstümpfe zu verbrennen und soweit wie möglich zu zerstören. Noch etwas weiter das Thal abwärts fanden wir die Felder schon zur Einsaat vorbereitet, mit Zäunen umgeben; die Ansiedler nahmen sich nun die Zeit, auch für ihre eigene Unterkunft besser zu sorgen: sie bauten sich Wohnhäuser und Schuppen.

Als der Weg um ein Wäldchen herumbog, lagen vor uns wogende Felder, dazwischen solche, wo der gemähte Weizen schon in Haufen zusammengetragen war. Fettes Vieh weidete am Hang des Hügels, und in gutem Schweizerdeutsch schimpfte der Bauer seine Stallmagd, daß sie eine Kuh ungemolken hinausgelassen habe. So lagen dicht nebeneinander alle Stufen der steigenden Kultur, und je weiter wir das Thal abwärts kamen, desto mehr steigerte sich dieser Eindruck bis zum Bizarren. Ein Städlchen, in dem wir kurze Rast machten, bot den typischen Eindruck eines Randstädtchens im fernen Westen; bald darauf kamen wir aber durch einen wohlgepflegten Kurort! So schreitet hier die Kultur vorwärts, daß man wenige Stunden vom unberührten Urwald den raffinirtesten Luxus des Modebades finden kann.

Nachdem mein Wagen ein Flüßchen über eine Furth passirt hatte, betrat ich den wohlumhegten Hain der alten Mammutbäume. Hier mußte man sogar eine Eintrittstaxe bezahlen, und nun sollte ich den vorschriftsmäßig unvergeßlichen Eindruck von den Riesenbäumen mitnehmen. Nachdem ich aber am Abend vorher die herbe Schönheit des freien Waldes gekostet hatte, wollten mir diese „Menageriebäume", die mit allerhand Albernheiten geziert waren, gar nicht mehr recht imponiren, trotzdem sie zu den riesenhaftesten Bäumen gehören, welche auf der Erde stehen. Der Umfang einiger Exemplare ist kolossal; eines mißt 21 m im Umfang, alle zwischen 3 und 7 m im Durchmesser. Doch wie soll die Schönheit der Natur noch auf den Menschen wirken, wenn auf einem glatt abgesägten Riesenbaumstumpf zum Klang einer Drehorgel eine Gesellschaft sich im Tanze dreht, wenn aus der Höhe eines Stammes Einer das Waldhorn bläst und man in der Höhle eines der Baumstämme die Wände mit Hunderten von Visitenkarten benagelt findet!

Indem ich mich etwas seitab in den Wald flüchtete, fand ich ein stilles Plätzchen, wo man von all dem Firlefanz nichts mehr sah noch hörte. Denn der Wind brauste und dröhnte gewaltig in den Aesten und Stämmen, der schöne Sonnenschein fiel hoch, hoch oben durch die Nadeln der Bäume und ließ das Laub der Büsche am Boden gründgolden in der sanften Dämmerung erglänzen. Fast glaubte ich mich wieder der reinen Natur hinwandelnd erfreuen zu können, da kam ich an einen hohen Zaun, der mit Reklamen bedeckt war; eine kleine Pforte führte mich ins Freie: ich stand an den Geleisen, auf welchen mein Eisenbahnzug durch den hohen Wald heranschnaubte. Indem ich aus dem Gebirge hinabfuhr, mußte ich bei mir denken: Wie viel hundertmal schöner wärst du, du schönes Land der Yankees, wenn deine Bewohner nur ein klein wenig geschmackvoller wären!

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Das Wörterbuch der elsässischen Mundarten von Martin und Lienhart** ist mit der 5. Lieferung (Straßburg, Trübner 1899) zur Vollendung des ersten Bandes und bis zum Schlusse des Buchstaben n gediehen. Nach dem bisherigen raschen Tempo der Publikation läßt sich erfreulicherweise das baldige Erscheinen des zweiten und letzten Bandes in Aussicht stellen. Ebenso erfreulich ist, daß im Umfang ein schönes Maß gehalten wird: der vorliegende erste Band zählt 798 Seiten gr. 8⁰. Dieses äußere Ebenmaß wird erreicht durch weise Sparsamkeit in den Belegsätzen; Citate, welche ein Wort nicht von einer neuen Seite zeigen, unterblieben. Auch auf etymologische Erörterungen wird nicht eingegangen; wo die Ableitung eines Wortes nicht aus seiner Geschichte sich von selbst ergibt, ist auf das schweizerische, bayerische, sowie auf das Grimm'sche Wörterbuch verwiesen. Eine weitere Folge des geschilderten Verfahrens ist die Uebersichtlichkeit, noch erhöht durch den musterhaften Druck. — Zwei Charakteristika der Elsässer Mundart fallen beim Durchblättern sofort in die Augen: die massenhaften Entlehnungen aus dem Judenjargon, fast auf jeder Seite zu finden, ein dralliger Wortschatz; dann die Wörter aus dem Französischen. Hier zeigt es sich, daß die Fähigkeit der altdeutschen Sprache, Fremdwörtern eine deutsche Struktur zu geben, der heutigen Volkssprache ebensogut noch innewohnt: **Maschänteri** „Schadenersatz" kommt von dammages et intérêts. Von alten Fremdwörtern notiren wir **Luzern** „Laterne" (lucerna), vom alten deutschen **Meth**: „steß wie Mät". — Dem Volksglauben, soweit er in der Sprache nach zutage tritt, wird besondere Beachtung geschenkt. Hievon einige Proben. **Erdmännel**: sagenhafte Männchen mit Gänsefüßen, die, gleich den Heinzelmännchen, früher abends oft in die Häuser der Bauern gekommen sein sollen, um braven Leuten Beistand zu leisten. Alpdrücken: 's Erdmännel hat am (an ihm) gfaff. Um das Erdmännel von Kindern fern zu halten, werden drei Knoten in das Wiegenseil gemacht. — **Letzel**: Alpdrücken. 's Letzel sufft am (an ihm), er wird von Alpdrücken geplagt. 's Letzel hat anem getrunke, wenn aus der Brustdrüse Neugeborener Milch oder seltener Blut ausgeschieden wird, wie das bisweilen vorkommt. Das Letzel gilt in der Vorstellung des gemeinen Mannes als eine unsichtbare Hexe. Um dasselbe zu vertreiben, wird von einer zweiten Person ein über ein brennendes Licht gestürzter Topf weggenommen; sowie es hell im Zimmer wird, verschwindet das Letzel. Die vom Alp geplagten Mädchen legen an das Fußende ihres Bettes eine Kunkel, die Knaben eine Peitsche, den kleinen Kindern bindet man von ihren eigenen Exkrementen auf die Brustwarzen, damit das Letzel sie in Ruhe läßt. Beispiele dieser Art sind für die Mythologie prinzipiell wichtig: hinter Erscheinungen, deren Ursache nicht zutage liegt, sucht das Volk ein konkretes Wesen als Urheber, und dieses konkrete Wesen wird weiterhin zur Hauptsache, füllt die ganze Vorstellung, Ursache und Wirkung zugleich aus. — Ein anmuthiges Bildchen der Volkssitte wird enthüllt bei **Abendmarkt**: 1. größerer, freier Platz, ursprünglich im Dorfe vor der Laube, jetzt vor dem Dorfe, wo an den Sonntag-Abenden die männliche und weibliche Jugend von über 16 Jahren zu allerhand Spiel und Kurzweil zusammenkommt; 2. diese Zusammenkunft selbst; zu gleicher Zeit halten die Alten gruppenweise Abendmarkt vor den einzelnen Hofthoren. — Eine andere Zusammensetzung mit Markt bildet der Trödelmarkt: Gimpelmärk, Gempelmärk, Grempelmärk, Grimpelmärk. Diese vier Formen, obschon völlig das Gleiche bedeutend, hätten etymologisch auseinandergehalten werden sollen. Die dem Elsässischen nächstverwandte Schweizer Mundart unterscheidet nämlich deutlich: 1. gümple „trödeln", verwandt mit 2. vergämperle „verplempern", 3. Grempel „Krempel", eigentlich Verkrüppeltes, Gremper, „Trödler" schon 1328, 4. Grümpel „Gerümpel", zu rumpeln gehörig. — Deßgleichen wären die beiden **nit**: 1. nicht, 2. nichts zu unterscheiden. Sie sehen nur im Schriftbilde gleich aus, in der Aussprache sind die beiden i verschieden. Nit („einen bessern findst du nit") ist gleich mittelhochdeutsch niht; dagegen ist nit im Sinne von nichts gleich mittelhochdeutsch niuwet und lautet bei Hebel nüt. Dieses zweite nit ist im Elsaß ein Merkwort des südlichsten Streifens, der bereits in den Typus der Schweizer Mundarten übergeht. Sonst sagt man im Elsaß **nix**, und dieses kommt hier, wie die Belege zeigen, von spätmittelhochdeutsch nühit. — Noch sei hingewiesen auf den Artikel **Nase**: die Redensarten, zu denen dieser Gesichtstheil die Grundlage liefert, sind ein schlagender Beweis für den Sarkasmus des Elsässers.

Digitized by Google

Das Elsässische Wörterbuch darf jetzt schon zu den hervorragenden Leistungen der Germanistik gezählt werden, seinen Bearbeitern stellt es das Zeugniß knapper und klarer Darstellungsgabe aus, und die Hunderte, die den Stoff zusammengetragen haben, wissen nun, daß ihre Mühe nicht umsonst gewesen. Glückauf zum zweiten Band!

Basel. Adolf Socin.

**Eine friesische Antiquität mit Runeninschrift.** Antiquitäten mit Runeninschriften gehören heutzutage mehr oder weniger zu den Seltenheiten. Von den Germanen auf dem Festland sind deren etwa 16 bekannt, während in Niederland, mit Ausnahme der angelsächsischen Scealtas mit Runen und einer goldenen Münze im friesischen Museum — angelsächsische Nachbildung eines Byzantiners (Theodosius) — keine zu dieser Kategorie gehörigen Antiquitäten gefunden worden sind. Ich war denn auch nicht wenig überrascht, als ich plötzlich sieben derselben entdeckte, und zwar auf einem hölzernen Miniaturschwert, eine Antiquität, die bei Tiefgrabungen in der Gegend des friesischen Dorfes Arum in 1895 gefunden und für das friesische Museum angekauft wurde. Zugleich fand man damals auch noch eine dicke Koralle und einen Spinnstein aus Lehm. Unser Objekt, dessen Spitze verbrannt ist, mißt nur 23 cm; die Klinge trägt die sieben genannten, sehr deutlichen Runenzeichen, vor denen noch eine ornamentförmige Figur steht, vielleicht eine zusammengesetzte Rune. Bekanntlich hält man die Runen jetzt allgemein für Umbildungen römischer Buchstabentypen aus der ersten Kaiserzeit. Die Struktur des Holzes, auf das man schrieb, duldete keine gebogenen oder rechteckig ineinander laufenden Linien; zwei der hier vorgefundenen Runenzeichen kommen bei den oben erwähnten 16 nicht vor. Prof. Cosijn in Leiden hält diese denn auch für angelsächsisch und liest aus der Inschrift: edaeboda = Eidanbeter. Dies bezüglich der Runen. Aber auch der Gegenstand selbst ist hochinteressant und meines Erachtens nur als ein Symbol zu erklären, denn zum praktischen Gebrauch ist das Schwert vollständig ungeeignet. Welche symbolische Bedeutung unser Objekt aber hat, das läßt sich mit Sicherheit kaum feststellen. Am richtigsten kann man noch die Benutzung bei einer eidlichen Erklärung vermuthen, als ein Zeichen, daß der Meineidige durch Schwert und Feuer vertilgt werden soll. Eine von Grimm citirte Stelle aus Saxo-Grammatikus in „Deutschen Rechtsirrthümern" Seite 162, beweist den symbolischen Gebrauch von hölzernen Waffen — „solebat *sagitta lignea ferreae speciem habens* nuncii loco viritim per omnes mitti, quoties repentina belli necessitas incidisset." Derselbe Autor vermeldet halb verbrannte Stöcke als Symbole für Vernichtung durch Feuer. In Skandinavien u. a. schickte man bei drohender Kriegsgefahr einen halb verbrannten Stock, bad (Bote) genannt, im Lande herum, um durch dies Zeichen das Volk zu sammeln.

Nun wirft sich noch die Frage auf, welchem Stamm unser Gegenstand angehört hat? Die Thatsache, daß die Runen mit den Typen des angelsächsischen Alphabets übereinstimmen, ist noch kein absoluter Beweis für den Import aus England. Die germanischen Stämme, die in Verbindung mit den Friesen im fünften und sechsten Jahrhundert Britannien eroberten, machten auf ihrem Marsch auch in Friesland Halt. Spuren des Aufenthaltes sind noch im letzten Quartal unsres Jahrhunderts sowohl in Friesland als in Drenthe entdeckt worden. So fand man bei Beetgum bis 1890 herum typisch verzierte Urnen mit verbrannten Menschenknochen, zuweilen mit etwas Bronze und Eisen vermischt; diese stimmen mit den in Norddeutschland, Schleswig und England vorgefundenen Urnen völlig überein. Die in Beetgum gefundenen Urnen verdeutlichen ihre zeitliche Herkunft noch dadurch, daß sie auch merowingische Töpfe aus dem sechsten Jahrhundert enthielten, die ebenfalls mit Asche gefüllt waren; sie alle befinden sich heute im friesischen Museum. Der Import aus England ist mithin nicht als sicher anzusehen. Auch die nahe Sprachverwandtschaft zwischen den Friesen und obenerwähnten Stämmen berechtigt zu der Frage, ob nicht Friesen, Angeln und Sachsen dieselben Runenzeichen benützten. Hoffentlich wird die Wissenschaft auch diese Frage einst endgültig lösen.

Leeuwarden. Mr. P. C. J. A. Boeles jun.

* **München.** Eine Statistik über den Besuch der medizinischen Fakultäten der deutschen Universitäten ergibt, daß München fortwährend an der Spitze steht. Im ablaufenden Sommersemester war die Reihenfolge: München 1165 Mediziner, dann Berlin 1093, Leipzig 568, Würzburg 566, Kiel und Freiburg je 443, Bonn 337, Straßburg 322, Greifswald 317, Erlangen 304, Breslau 302, Heidelberg 298, Tübingen 271, Marburg 267, Königsberg 247, Göttingen 233, Halle 231, Jena 190, Gießen 164 und Rostock 113. Von den 7874 Medizinstudirenden war also ein Siebentel in München immatrikulirt, darunter 724 Nichtbayern.

* **Heidelberg.** In der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät der hiesigen Hochschule habilitirte sich Dr. Robert Stolté aus Köln für das Fach der Chemie. Die Probevorlesung handelte über die Benzoltheorien.

* **Darmstadt.** Dem Regierungsbaumeister Adolf Zeller zu Darmstadt wurde die venia legendi für künstlerische und technische Erläuterung mittelalterlicher Bauwerke an der hiesigen großh. Technischen Hochschule ertheilt.

* **Straßburg.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Ernst Polaczek aus Reichenberg in Böhmen als Privatdozent für mittelalterliche und neuere Kunstgeschichte habilitirt.

* **Berlin.** Dem Privatdozenten an der Technischen Hochschule zu Berlin Dr. Wilhelm Müller und dem Lektor der englischen Sprache an der Universität Halle Dr. Georg Thistlethwaite ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Wien.** Der ordentliche Professor des österreichischen Zivilprozesses an der hiesigen Universität, Hofrath Dr. Anton Menger, ist mit Rücksicht auf seine geschwächte Sehkraft um seine Pensionirung eingeschritten. Hofrath Dr. Menger ist gestern in Gesellschaft seines Bruders, des Professors der politischen Oekonomie, Hofrath Dr. Karl Menger, nach dem Brenner abgereist, um sich später — im Herbst — nach Ajaccio auf Corsica zu begeben, wo er ein wissenschaftliches Werk zu vollenden gedenkt, an dem er bereits vor 22 Jahren zu arbeiten angefangen hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Friedrich Delitzsch: Babylon. (Sendschriften der Deutschen Orient-Gesellschaft. Nr. 1. Juni 1899.) Leipzig, J. C. Hinrichs 1899. — *The American-German Review:* Vol. 1. Nr. 3. New-York, Chicago, The American-German Review Publishing Co. 1899. — Dr. Ludwig Wilser: Germanischer Stil und deutsche Kunst. Heidelberg, Ad. Emmerling u. Sohn 1899. — Karl Ballod: Die mittlere Lebensdauer in Stadt und Land; Georg Schneider: Die finanziellen Beziehungen der florentinischen Bankiers zur Kirche von 1285 bis 1304. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Hggb. von G. Schmoller. Band 16 und 17. Heft 5 und 1.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1899. — Lothar Seuffert: Deutsches Konkursprozeßrecht. (Binding: Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft. IX. 3.) Ebd. 1899. — *Gille Lampert:* Versailles et les deux Trianons. In Kommission: G. Hedeler, Leipzig. — Dr. J. Huggenberger: Die staatsrechtliche Stellung des landsässigen Adels im alten Bayern. (Sonderabdruck aus der „Archivalischen Zeitschrift". Neue Folge. VIII. Band.) München 1899. — F. R. Stockton u. M. Walter: Zum Nordpol und Erdkern. Erzählung aus dem 20. Jahrhundert. Leipzig, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1899. — Kasimir Tetmajer: Der Todesengel. Roman in zwei Bänden. Aus dem Polnischen übersetzt von S. Horowitz. Ebd. 1899. — Deutsche Alpen. III. Theil. 4. Aufl. Mit 12 Karten, 6 Plänen und 6 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut (Meyers Reisebücher) 1899. — Woide-Klingender: Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870. 2. Bd. 2. Aufl. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Fritz Hoenig: Die Wahrheit über die Schlacht von Vionville—Mars la Tour auf dem linken Flügel. Berlin, Militär-Verlag, R. Felix 1899. — Mittheilungen des k. u. k. Kriegsarchivs. Hggb. von der Direktion des k. k. Kriegsarchivs. 11. Bd. Wien, L. W. Seidel u. Sohn 1899.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 28. Juli. Nummer 170.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Zur Aesthetik des Musikdramas.

Von August Gallinger.

In dem Meinungsaustausch über die ästhetische Berechtigung des Musikdramas haben manche Begriffe, wie z. B. der des „Darstellens“, einen besonders breiten Raum eingenommen. Leider unterließ man es meistens, zu definiren, was man unter diesen Begriffen eigentlich verstehen wolle, und nicht zuletzt ist die Verwirrung, die auf diesem Gebiet herrscht, eine Folge dieser Unklarheit. Beseitigt man letztere, so muß eine Verständigung unter ernsten Forschern — die blinden Schwärmer nehme ich aus — zum mindesten möglich sein.

Ueber den Begriff des „Darstellens“, der auch in vorliegender Studie öfters Anwendung findet, möchte ich mit Niemand hadern und opfere diesen Terminus gern dem, der mir einen treffenderen Ausdruck dafür weiß. Um aber Unklarheit zu vermeiden, will ich im folgenden ausführen, wie ich ihn aufgefaßt zu sehen wünschte.

A hat das Bedürfniß, dem B eine Mittheilung zu geben. Zu diesem Zweck muß er versuchen, bei B die Vorstellung seines Bewußtseinsinhalts zu erzeugen; oder anders ausgedrückt, B muß imstande sein, den Bewußtseinsinhalt des A bei sich zu reproduziren, bezw. zu verstehen. In diesem Fall hat A dem B dann seine Gedanken „dargestellt“. Die Vermittelung derartiger Beziehungen geschieht bei den meisten Geschöpfen durch Töne. So zeigt die Nachtigall durch ihren Schlag dem Weibchen ihren Liebesdurst an; der Hund bethätigt seine Freude durch Bellen u. s. w. Auch der Mensch hat ursprünglich auf einer sehr niedrigen Kulturstufe wohl nur wenige Töne oder Tonfolgen zu seiner Verfügung gehabt. Mit der gesteigerten Kultur und dem wachsenden Bedürfniß nach Verständigung sind die Klangkomplexe dann mannichfaltiger geworden, und daraus ist dann unsre Sprache entstanden, die sich aus nichts anderm als einer Reihe von Klängen zusammensetzt, deren Verständniß auf Erfahrungsassoziationen beruht. So kann z. B. doch der Klang des Wortes „Tisch“ oder „Haus“ die Vorstellung eines Hauses, bezw. Tisches nur erwecken, weil wir beides schon einmal gesehen haben. Allerdings wird unter diesen Worten allein sich Jeder einen besonders geformten Tisch, bezw. ein Haus aus der Reihe derer, die er schon einmal gesehen hat, vorstellen.

Daraus erhellt zunächst, daß auch die Sprache kein ausreichendes Mittel ist, den Gedanken adäquat auszudrücken, sondern nur den Ausdruck des Denkens zu vereinfachen. Hienach ist es die Aufgabe des A, seinen Begriff so zu umschreiben, daß die Auffassungsneigung des B unterstützt wird, dieser aber muß den Gedanken erst des sprachlichen Kleides entblößen, um den gedanklichen Kern in seiner Vorstellung aufzunehmen. Wenn wir z. B. in einer Novelle die Beschreibung einer Landschaft lesen, werden wir versuchen, diese uns vorzustellen. Dabei spielen die Worte nur die sekundäre Rolle, unsre Auffassung zu unterstützen, und haben damit ihren Zweck erfüllt.

Der Epik und Lyrik fiele demnach die Aufgabe zu, so viel Wortbegriffe aufzustellen, daß sie sich beim Leser zu einem festen Bild vereinigen. Aber auch hier fällt der Klangbegriff der Sprache nicht fort, denn unbewußt hört der Lesende den Wortklang, und nur daran wird er auf stilistische Plumpheiten aufmerksam. Mit Recht meinte denn auch Nietzsche, jeder gewissenhafte Schriftsteller — Prosaisten nicht ausgenommen — müsse sich die geschriebene Seite laut vorlesen und nur, was sich klar und angenehm höre, könne guter Stil sein. Besonders mag dies wohl für Blinde zutreffen, während der Taube seine Auffassung mehr aus der optischen Aufnahme abzuleiten scheint. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich berichten, daß bei der Lektüre besonders verwickelter Sätze ein tauber Freund besser als alle anderen gut Hörenden auffaßte, ohne ihnen sonst an Begabung überlegen zu sein.

Zur Anknüpfung von Erfahrungsassoziationen bildet sonach der Klang des Wortes das wesentlichste Moment, falls es sich um einfachere Bewußtseinsinhalte handelt. Zum Ausdruck von Gefühlen genügt uns der einfache Klang nicht mehr, sondern hier tönen wir schon ab. Die physikalische Wirkung ist hier das zunächst Wahrnehmbare, und sie wäre uns, wie z. B. ein schreiender Klang, nicht das Zeichen zorniger oder schmerzlicher Stimmung, wenn ähnliches in unsrer Erfahrung nicht vorhanden wäre. Sogar durch Umschreibungen — und wären sie noch so geschickt — könnte wenig geholfen werden, obwohl ich zugebe, daß in den Beziehungen der Worte zu einander schon das Zeichen der Stimmung liegen kann. Wirklich verständlich wird sie erst durch den Tonfall. Wir heben und senken die Stimme, sprechen kurz oder gedehnt und kennen überhaupt Nuancen für freundliche, unfreundliche, ironische, ärgerliche u. s. w. Stimmungsmomente, deren Klangfarbe sich aus der Erfahrung von selbst ergibt. Schließlich sind auch hier wieder die Individuen recht verschieden, und die oft so widersprechenden Urtheile über ein Kunstwerk haben ihren Ursprung im Grund darin, daß eben Gefühle, die noch nicht erlebt worden sind, nicht begriffen und gewürdigt werden. In dem Märchen vom Hans, der das Gruseln lernen wollte, liegt demnach eine tiefe Wahrheit, und vielleicht darf auch an Wagners „Siegfried“, der das Fürchten nicht kannte, erinnert werden.

Eine weitere Unterstützung erhält die Sprache durch die Geberde. In der Epik wird auch hier beim Leser das Eintreten einer Erfahrungsassoziation meistens vorausgesetzt, besonders wenn Wendungen, wie „abwehrende Geberde“ 2c., gebraucht werden. Oft aber lesen wir z. B. auch, „er fuhr mit der Hand durch die Haare, ein Zeichen, daß er in ärgerlicher Stimmung war“, und sind hier nicht auf eine Erfahrungsassoziation angewiesen, weil eine solche Geberde

Digitized by Google

ja verschieden gedeutet werden könnte. Man will aber mit diesem Symbol etwas ganz bestimmtes ausdrücken oder wenigstens darauf hinweisen, und in ähnlichem Sinn gebraucht Wagner z. B. seine Leitmotive.

Nach der besonderen Beschaffenheit des darzustellenden Inhalts ist man geneigt, den Stoff der Epik, Lyrik oder dem Drama zuzuweisen, ähnlich wie in der Malerei, der Radirung, Zeichnung oder farbigen Maltechnik, in der Plastik, der Ausführung in Marmor, Bronze ꝛc., und das Kunstwerk nach Maßgabe der Darstellung zu bewerthen.[1])

Richard Wagner, der — mag man wollen oder nicht — nun doch einmal im Mittelpunkt einer jeden Erörterung über das Musikdrama stehen muß, bekämpft diese, fast unangefochtene, Anschauung. In seinem Buch „Oper und Drama“ erklärt er, ausgehend vom Ideal der griechischen Tragödie als Ausfluß des Volksmythos, das in seinem Sinn vollendete Drama als die Kunst, die alle anderen Theilkünste in sich schließt. Und an Liszt schreibt er, „vor dem mit dem Musiker vereinten Dichter müßten sowohl Maler wie Bildhauer die Konkurrenz ablehnen und sich in ehrerbietiger Scheu vor einem Kunstwerk vereinigen, gegen das ihnen ihre eigenen Werke nur als leblose Bruchstücke der Kunst erscheinen würden“. An dem vollendeten Kunstwerk sollten sich die Einzelkünste dann aufs neue beleben und erheben. Das vollendete Kunstwerk hat bei ihm aber auch einen ethischen Zweck und soll erbauen, versittlichen oder, wie er sich mit Vorliebe ausdrückt, „erlösen“.

Die erlösende Macht aber, die alle rein menschlichen, also guten Eigenschaften in sich schließt, ist ihm die Liebe; nicht die sinnliche Liebe, die im Genuß aufgeht, sondern die ihr Ziel in der Hingabe für gemeinsame, gegenseitig gegebene Aufgaben erblickt. Sein Drama soll also der aus dem klarsten menschlichen Bewußtsein gerechtfertigte und, der Anschauung des entsprechenden, gegenwärtigen Lebens gemäß, zur verständlichsten Darstellung gebrachte Mythos sein. Diese Darstellung sei aber nur eine vollkommene, wenn das Wort entsprechend seines durch die historische Entwicklung gegebenen Tonfalls zum Ausdruck kommt und das Unaussprechliche, das im Wort nicht liegen kann, durch die Musik angedeutet wird. Den Hauptfehler der herkömmlichen Oper sieht Wagner darin, daß die Musik, anstatt ein Mittel des dramatischen Ausdrucks zu sein, Selbstzweck geworden sei, die Handlung der Oper aber Mittel zu diesem Zweck und so nur die Möglichkeit einer Ausdehnung der tonsetzerischen Geschicklichkeit geboten habe.

Auch Shakespeare, Goethe und Schiller treffen nach Wagner nicht die Form einer völlig verständlichen Darstellung. Bei Ersterem vermißt er das dekorative Milieu; die beiden Letztgenannten lassen infolge des Mangels an Musik der Phantasie zu weiten Spielraum und setzen den Beschauer nicht in Klarheit über das dichterisch Gewollte. Goethe müsse dies selbst empfunden haben, als er zur Schlußscene des „Egmont“ Musik vorschrieb. So sieht Wagner in seinem Kunstwerk der Zukunft die Vollendung und den Inbegriff aller Künste in höchster Vollkommenheit vereint und meint, da er im einzelnen alles auf die höchste Stufe bringe, müßten sich die Einzelkünste der Musik, Dichtung, Malerei und Plastik daran aufs neue erholen können. Soweit eine relative Vollkommenheit der Einzelkünste innerhalb des Gesammtkunstwerks in Frage kommt, wird man zustimmen dürfen. Wagner hat die Künste in genialer Weise verwendet und seine fertigen Werke sind in der That ein Höhepunkt dieses Prinzips. Daß daneben aber die einzelnen Künste verschwinden oder eine unfreiere Stelle einnehmen, muß ich bestreiten. Schon unsre psychische Kraft reicht nicht aus, um gleichzeitig verschiedene Künste mit gleicher Aufmerksamkeit zu verfolgen, bezw. zu genießen, und Wagner muthet uns zu, die übrigen Künste nur als Hülfskünste des Dramas anzusehen, weil sie, allein für sich gegenommen, eine Lücke in der Darstellung ließen und keine Klarheit über den Inhalt gäben. Das Orchester sollen wir als einzelnen Bestandtheil gar nicht hören, sondern uns von ihm in der Auffassung des Dargestellten nur unterstützen lassen. Ihm selbst ist aber doch das Orchester unter den Händen gewachsen, er hat auf die selbständige künstlerische Ausgestaltung immer mehr Sorgfalt verwandt, so daß auch bei ihm, im Gegensatz zu seinem eigenen Prinzip, die Musik der hauptsächlichste, künstlerische Theil wurde. Das gilt besonders für „Die Meistersinger“ und „Tristan und Isolde“, deren orchestraler Theil mich periodenweise derartig in Anspuch nimmt, daß mich zuweilen schon die Singstimmen stören, und Aehnliches ist mir oft versichert worden. Trotzdem halte ich es fur verfehlt, wenn in Wagner immer und immer wieder der Musiker angegriffen wird, denn er selbst bezeichnet sich ausdrücklich als Dramatiker, für den nach seiner Auffassung aber der Musiker Vorbedingung ist. Er betont sogar, daß er sich sehr wohl eine Arbeitstheilung beim Drama vorstellen könne, dabei aber der Musiker sich dem Dichter unterzuordnen habe, weil dieser den Gedanken gebe, den der Tonsetzer erst im Sinne des Dichters illustrire.

Damit stellt sich das Wagner'sche Schaffen aber in erster Linie als historische Konsequenz heraus. Von Italien, das mit der Schule Palestrina's in der Kirchenmusik alles Uebergewicht besaß, war auch die Oper nach Frankreich herübergekommen. Auf die Textbücher wurde aber so wenig Werth gelegt, daß berühmte Werke öfters von verschiedenen Komponisten gesetzt wurden und selbst Gluck benutzte bei der „Armida“ einen schon von Lully früher komponirten Text. Die Secco-Recitative, die vom Sänger frei vorgetragen und vom Kapellmeister am Spinett begleitet wurden, waren gewöhnlich nicht einmal vom Komponisten selbst, sondern einem seiner Schüler geschrieben. Damals schon stellte Heinse in seinem sonst nicht sehr empfehlenswerthen Buche „Hildegard von Hohenthal“ musikalische Regeln auf; eine wirklich bahnbrechende Thätigkeit entfaltete aber Lully, der als Geiger an den Hof Ludwigs XIV. gekommen war. Zunächst setzte er sich mit Molière, dann auch mit Quinault in Verbindung und schuf so Tondichtungen, die als die eigentlichen Vorläufer der heutigen Musikdramen betrachtet werden dürfen. Die Arien und im Gang des Dramas überflüssigen, abgeschlossenen Musikstücke fehlen, die Recitative sind obligat und halten den Fluß der Handlung nicht auf. Da nach der französischen Ueberlieferung jede Oper heiter schließen sollte, so brachte Lully, um die Recitative durch Melodien zu beleben, das Ballet in die Oper. Die komische Oper, die so auf Deutschland überging, entwickelte sich selbständig nun aus dem Volksschauspiel, in das man Volkslieder einfügte, die jedoch von den Schauspielern gesungen wurden. Diese Kunstgattung wurde besonders an den deutschen Höfen gepflegt, oft sogar waren die Mitwirkenden Mitglieder der Hofgesellschaft. Mozarts „Entführung“ entstammt noch dieser Periode, während der „Figaro“ sich schon dem Musikdrama nähert. Hier wird schon durch Wiederholung charakteristischer Motive die Stimmung lebhafter illustrirt und der Dialog durch die Musik unterstützt. Mit ihrer Hülfe wird der Beschauer leichter in das vom Dichter Gewollte eingeführt. Wagner, der im „Don Giovanni“ die vollkommenste Musik sieht, bezeichnet Mozart als den Komponisten, der das Ideal des Musikdramas geschaffen hätte, wenn ihm der geeignete Dichter begegnet wäre. Er hebt die naive Natur Mozarts hervor, die nur fähig war, gute dramatische Musik zu schreiben,

[1]) Daß es auch Stoffe gibt, die sich für verschiedenartige Bearbeitung eignen, ändert an dieser Auffassung nichts.

Digitized by Google

wenn ihn der Text zu solcher begeisterte und ihn in die der Dichtung unterliegende Stimmung versetzte. Auf diese Weise erklärt er sich auch den Unterschied zwischen der Musik des „Titus" und des „Don Giovanni" z. B. und stellt im übrigen die Opernkompositionen Mozarts weit über dessen sonstige instrumentale Tondichtungen. In dem fertigen Kunstwert (Oper) sieht er dennoch nur Stümperei und zwar auf Grund der mangelhaften Texte. Darüber läßt sich im übrigen streiten, aber selbst alle Voraussetzungen über die Natur dieses ideenreichsten aller Musiker zugegeben, werden wir gewiß gern einige Mängel des Textes mit in den Kauf nehmen, wenn uns dadurch eine sonst versagt gebliebene Musik so herrlicher Art geschenkt wurde.

Gluck, der erst eine Reihe von italienischen Opern schrieb und durch Klopstock auf das Musikdrama aufmerksam wurde, stellt nun den Grundsatz auf, daß die Musik sich dem dramatischen Aufbau genau anpassen müsse, dabei aber doch nicht formlos sein solle. Er fügte dem Orchester zum erstenmale die seither nur in der Kirchenmusik vorgekommenen Posaunen bei. Im ganzen behält aber auch er den alten Opernstil des Arientextes bei und begleitet nur den sprachlichen Ausdruck mit den ihm entsprechend scheinenden Tönen.

Hatte sich, wie Wagner meint, einerseits durch Gluck, andrerseits durch Spontini, Cherubini und Méhul die Unmöglichkeit ergeben, durch Vollendung des musikalischen Theils allein das wirkliche Drama zu schaffen, so wandte sich mit Rossini die Oper hauptsächlich der Pflege der Melodie zu. Rossini soll den Sängern oft gesagt haben, es sei ganz gleich, welche Worte sie sängen, wenn nur die Kadenzen und die melismatischen Verzierungen gut herauskämen. Immerhin konnten die italienischen Sänger sich noch einigermaßen an den Text halten, weil sich die Musik ihrer Muttersprache anpaßte. In der deutschen Uebersetzung aber, die sich ganz an die Musik halten mußte, nahm man ganz willkürliche Aenderungen vor, wenn man die Wortdichtungen fremder Verfasser übertrug.[1]) Wagner, der dem Schaffen Webers hohe Anerkennung zollt, dagegen Marschner und Lortzing gar nicht erwähnt, will zunächst der Dichtung neben der Musik wieder größere Bedeutung beilegen, ein Streben, das schon in seinem Jugendwerk „Die Feen" erkennbar ist.

Inzwischen war durch Beethoven die reine Instrumentalmusik ganz wesentlich weitergebildet und in ihr bis dahin ungewohnte Klangfarben gewonnen worden. Wagner ist nun der Ansicht, durch die Unmöglichkeit, in der Musik allein bestimmte Gefühle auszudrücken und die Absicht Beethovens, diese Unmöglichkeit doch zu verwirklichen, habe Beethoven das Sprachvermögen der Musik gerade bei diesem Streben so enorm vermehrt. Auch hier verurtheilt er die Neigung, ganz bestimmte Interpretation einer Kunst zu versuchen, die ihrer Natur nach nur Gefühle in ihrer Allgemeinheit ausdrücken könne. Wir haben, nach Wagner, bei Beethoven den Eindruck, als ob Beethoven uns vieles zu sagen hat, was er nicht deutlich mittheilen kann, im Gegensatz zu Leuten, die uns auf eine oft reizend umständliche Art und Weise mittheilen, daß sie uns nichts zu sagen haben. Beethovens eigenthümlichstes Schaffen sei, daß er vor unsern Augen aus den zerlegten Stücken sein stolzes Gebäude errichte.

Leider muß ich es mir versagen, im Rahmen dieser knappen Studie auf die Schrift „Oper und Drama" näher einzugehen, schon deßhalb, weil die besondere Art Wagners, Kunstbetrachtungen anzustellen, ihm die Gelegenheit abgibt, sich über alle künstlerischen sowohl wie auch ethischen, sozialen und kulturellen Fragen auszusprechen, die hier keinen Raum finden können.

Als Wagner dieses Buch schrieb (1851), hatte er bereits die bedeutenderen Dichtungen „Rienzi", „Holländer", „Lohengrin", „Tannhäuser" verfaßt. Er gesteht zu, daß es ihm selbst bis dahin nicht gelungen sei, sein Ideal in seinen eigenen Werken auszuführen, aber ein dahin gehendes Streben müsse Jeder erkennen, der ihn verstehen wolle. Vom „Rienzi", der sich zum Theil in den Bahnen des vielgeschmähten Meyerbeer bewegt, darf man dabei wohl ganz absehen, denn gerade diesen Komponisten bezeichnet Wagner als die ihm widerwärtigste Figur der modernen Operndichtung. Wie sehr aber selbst bei diesem nur auf Aeußerlichkeiten bedachten Autor die Stimmung des Textes den Tondichter beeinflusse, das zeige sich an der Liebesscene der „Hugenotten", die in ihrer warmen Empfindung selbst diesen gedankenarmen Musiker so mit begeistertem Hauche erfüllt habe, daß ihr nur sehr wenig gleich Vollendetes an die Seite zu stellen sei.

Wenn Wagner selbst zugibt, daß die vier eben genannten Werke noch nicht als fertige Vertreter seiner Kunstanschauung gelten können, so stellen seine grundsätzlichen Gegner unter Führung Hanslicks diese Schöpfungen gerade an die Spitze, weil er in ihnen die Melodie noch nicht verlernt habe. Nun hat die Melodie als solche mit den Wagner'schen Prinzipien insofern wenig zu thun, als er sie durchaus nicht verwirft, sondern sie nur dem durch den Gang der Handlung bedingten dramatischen Ausdruck untergeordnet sehen will. Sein „Tristan und Isolde", „Meistersinger" und von den Nibelungen besonders „Rheingold" sind ein Beweis dafür und selbst in der „Walküre" findet sich noch ein vollständig abgeschlossenes Liebeslied. Auch ein so strenger Systematiker, wie Köstlin, hat zugegeben, die Forderung, eine Oper dürfe nur aus einer Reihe streng abgeschlossener Thematas bestehen, habe sich durch den neuen Opernstil überlebt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die geschlossenen Thematas keinerlei Berechtigung mehr haben, denn es ist kein Grund gegen das Bestehen der beiden Kunstformen nebeneinander vorhanden und wer nur die Eine anerkennt, macht sich eben einer bedauerlichen Einseitigkeit schuldig. Für die reine Instrumentalmusik gilt dasselbe und Hanslick widerlegt gar nichts, wenn er behauptet, die Tonkunst sei als rein formelle eine Arabeske in Tönen ohne Inhalt. Denn selbst die Arabeske kann von den Beziehungen zum Beschauer ebensowenig gelöst werden, auch sie ist imstande, Gefühle oder Stimmungen zu erwecken. Schließlich gibt aber Hanslick den symbolischen Charakter der Musik selbst zu und fühlt aus den Symphonien Beethovens sogar ein Ringen und unbefriedigtes Sehnen heraus. Damit hat aber doch die Musik die von dem Komponisten gewollte Stimmung erzeugt und das ist „Darstellung".

Auch David Friedrich Strauß äußert sich ähnlich und meint, Hanslick hätte als Beispiel ebensogut einen schönen menschlichen oder thierischen Körper, eine schöne Landschaft 2c. anstatt der Arabeske gebrauchen können. Selbst Hanslicks Behauptung, daß die Musik keinen Vorgang darstellen könne, hat Wagner in seinem späteren Schaffen widerlegt. Daß die Musik unter allen Umständen etwas bestimmtes ausdrücke, soll damit nicht gesagt sein, wohl aber, daß sie bei geschickter Verwendung Vorgänge mit großer Deutlichkeit illustriren kann. Grillparzer erzählt, daß er zu derselben Zeit, als er gewisse Sonaten übte, einen Roman gelesen habe, der seine Phantasie in so hohem Maße in Anspruch nahm, daß er zuletzt weder die Sonaten spielen konnte, ohne an die Begebenheiten des Romans zu denken, noch den Roman zu lesen imstande

[1]) Das hat selbst bei gewissenhaftester Behandlung auch heute noch seine Schwierigkeiten, wie Jedermann zugeben muß, der etwa die französischen Uebersetzungen Wagners in ihrem Verhältniß zur Komposition oder der Originaldichtung vergleicht.

Digitized by Google

war, ohne dabei die Melodien der betreffenden Sonaten zu hören. Nach demselben psychologischen Prinzip verweben sich die Vorgänge eines Musikdramas bei uns mit den Leitmotiven, die uns oft den Gang der Handlung charakterisiren, ohne daß diese aus den Worten der handelnden Personen direkt hervorgeht.

Beispiele dafür sind gerade in der Tetralogie sehr zahlreich zu finden, doch ergänzen sich auch hier schließlich immer Musik und Dichtung und niemals fällt die ganze Aufgabe der Musik zu. Die Behauptung, daß dem Hörer der Wagner'schen Werke zugemuthet werde, auf alle Motive streng zu achten, wenn er volles Verständniß erlangen wolle, läßt sich nicht bestreiten und Wagner befindet sich in einem geradezu unbegreiflichen Irrthum, wenn er glaubt, seine Werke seien gerade für das große Publikum berechnet.[1]) Aber wird der Durchschnittsbesucher etwa eine Beethoven'sche Symphonie oder eine Bach'sche Messe beim erstenmale wirklich würdigen können?

Der konsequenteste unter allen Wagner-Gegnern ist schließlich doch Nietzsche, weil er seine Angriffe nicht nur auf die Musik beschränkt, sondern auch die Dramen als solche unbarmherzig zerzaust. Den großen Erfolg der Wagner'schen Kunst sucht er damit zu erklären, daß er in Wagner den typischsten Vertreter der herrschenden Kulturperiode sieht, dessen Kunst auf alle Fälle dem Verstande oder der Empfindung Anregung gebe, und diese Aufgabe der Kunst leugnet Nietzsche. Es ist bekannt, daß er die schärfsten Invektiven gegen Wagner schleuderte und schließlich Bizets „Carmen“ als vollkommenstes Kunstwerk bezeichnete. Einen besonderen Haß aber bringt er der literarischen Thätigkeit Wagners und seiner blinden Anhängerschaar entgegen. Der Wagnerianer ist für ihn der Inbegriff eines Idioten. Und eines muß man ihm mindestens zugeben. Wagners Art, seine Ansicht zu vertreten, alles andere für inferior zu erklären und Jeden rücksichtslos zu bekämpfen, der ihm nicht bedingungslos zustimmte, hat in ihrem Uebergang auf seine Anhänger recht üble Folgen gezeitigt. Seine Epigonen haben nicht nur in der Kunst alles niedergeschrien und ernsthafte, kenntnißreiche Männer, wie z. B. Hanslick, beschimpft (Nohl z. B. nennt ihn den Wiener Thersites); auch den Menschen Wagner haben sie so enorm überschätzt, daß ein gewisser Hr. Wirth, der in Leipzig Vorlesungen über den Nibelungenring hielt, sagen konnte, „Wagner, trotzdem er nur nebenbei philosophirte, war ein viel größerer Philosoph als Schopenhauer, und wenn Wagnerianer neben Wagner noch von dem großen Philosophen Schopenhauer reden, so wird man dies einst ebenso lächerlich finden, wie wenn man neben Schopenhauer noch von dem großen Frauenstädt sprechen wollte“. Leider ist dies nicht etwa eine vereinzelte Wendung, sondern man kann ähnliches in den Schriften der Wagner-Biographen und Interpreten auf Schritt und Tritt finden und die Erkenntniß dieser Uebertreibungen ist für eine vorurtheilsfreie Würdigung Wagners geradezu Vorbedingung.

Auch der ästhetische Einfluß Wagners kann nicht als ein heilsamer bezeichnet werden und entspringt ebenfalls der Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit seiner Meinungsäußerung. Sein musikalischer Stil ist denn auch weidlich nachgeahmt worden, wie ehedem der Mozarts, aber die Erfindungsgabe fehlt meistens und so haben sich talentvolle Musiker, die vielleicht sonst wesentliches geleistet hätten, darauf kaprizirt, „wagnerisch“ zu schreiben, weil sie nach dem Vorbild des Meisters alles andere für minderwerthig halten mußten. Das gilt auch für den Konzertsaal, wo seine Musik — und das soll gerade zur Vertheidigung seines Prinzips gesagt sein — nur dann ein wirklicher Genuß ist, wenn der Hörer die Dramen kennt und die Vorstellung des dramatischen Sinnes damit verbindet. Gerade hier zeigt sich, wie eng bei Wagner Wort und Ton verwachsen sind.

Das Ergebniß dieser Betrachtungen wäre demnach, daß verwickelte, mit Einzelheiten erfüllte Handlungen sich eher für das Wortdrama eignen, während die Stärke des Musikdramas in der Darstellung eines klaren, übersichtlichen Aufbaues, mit deutlich erkennbarem Grundmotiv bestehen dürfte. Wagners Verdienst ist, daß er auf der einen Seite eine Reihe Dramen geschaffen hat, die diesen Anforderungen in glänzender Weise gerecht werden; andrerseits, daß er, wo diese Vorbedingungen nicht in gleichem Maße erfüllt scheinen, durch die Behandlung des Orchesters als Unterstützung des dramatischen Ausdrucks und somit des vermehrten musikalischen Sprachvermögens sich einen ersten Platz unter den Tonmeistern sichert. Seine Kunst, neben der die übrigen Kunstzweige, wie ich hoffe und wünsche, weiter bestehen mögen, ist als Höhepunkt der meisterhaften Durchführung eines Prinzips zu betrachten und besonders die schlechten Texte hat er wohl für immer unmöglich gemacht. Immerhin sehe ich darin nicht den Anfang einer neuen Periode, sondern das Ende einer auf diese Form zielenden Epoche, denn der Höhepunkt einer Kunst ist fast stets ein Abschluß gewesen.

Die Studie, die ich hiemit beschließe, will nur eine Zusammenstellung und Uebersicht der wesentlichen Gesichtspunkte geben und konnte deßhalb das Einzelne nur berühren. Auf Verschiedenes näher einzugehen, mag einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

---

## Die Entwicklung der Zoologie im 19. Jahrhundert.

Von Dr. A. Fleischmann.

### II.

Durch das im vorhergehenden skizzirte Eindringen vergleichender Gesichtspunkte in die anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Disciplinen und die daraus resultirende Rückwirkung auf die Systematik hat unser Jahrhundert das ideale Ziel, von welchem Linné und Cuvier träumten, fast erreicht. Das Systema naturae verleugnet zwar heute seinen Werth für den praktischen Zweck der ersten Orientirung in der Thierwelt nicht im geringsten. Es besitzt die am Beginn unsrer Zeitperiode ihm beigemessene Bedeutung eines rationell geführten Katalogs, der die Diagnosen der bekannten Thierarten registriren und die Auffindung des ihnen durch Uebereinkunft gegebenen Namens vermitteln soll. Allein die Auswahl der Kennzeichen wird nicht mehr nach dem pedantischen Prinzip der leichten Sichtbarkeit getroffen. Die äußeren Formmerkmale haben an allgemeiner Bedeutung verloren und werden nur dazu gebraucht, wofür sie allein passen, nämlich zur Umgrenzung der engsten systematischen Bezirke, der Spezies.

Sobald eine bedeutende Zahl von Arten in eine weitere begriffliche Gruppe zusammengefaßt werden soll, treten die topographischen und morphogenetischen Merkmale in ihr Recht. Die Arbeit mehrerer Generationen hat sie und ihren hohen definirenden Werth für die Bildung allgemeiner Begriffe festgestellt. Sie sind die unerschütterlichen Grundfesten des großen logischen Aufbaues geworden, der das umfassende Verzeichniß der gemeinsamen und abweichenden Eigenschaften weiter Thierkreise darstellt und immer mehr berufen wird, die gesetzmäßig bestehenden und beständigen Verhältnisse der Organisation lebender Wesen auszusprechen.

[1]) In der Vorrede zur zweiten Auflage (1869) von „Oper und Drama“ entschlüpft Wagner allerdings das Geständniß, seine Erfolge seien nicht dem Verständniß seiner Werke zuzuschreiben, sondern eher dem Gegentheil.

Digitized by Google

Während Linné's Anregung, allgemeine Gruppen zu bilden, herrliche Früchte getragen und die wissenschaftliche Erforschung der Zoologie unter den Augen unsres Geschlechts fortgeschritten ist, sind lebhafte Meinungsdifferenzen unter den Fachgenossen entstanden durch eine falsche Beurtheilung des Werthes, welchen die moderne Systematik für die Aufklärung der Entstehungsgeschichte der Thierwelt gewinnen kann.

Die Wurzeln dieser Ansicht reichen ins vorige Jahrhundert zurück. Kaum hatte Linné die vernunftgemäße Disposition der Thierkenntnisse gelehrt, so fing die Spekulation seiner Schüler an, in dem neuen übersichtlichen Thierkataloge, der auf dem einfachen logischen Prinzip der gruppenweisen Zusammenfassung basirt war, ein tieferes Verhältniß der Geschöpfe aufgedeckt zu glauben und das Produkt einer logischen Ordnung als den Ausdruck einer natürlichen in den Objekten selbst verborgenen Stufenfolge zu betrachten. Die Anhänger dieser Meinung haben also die durch Linné's Reform sowohl ins gedruckte Schriftwerk, wie in die Sammlungen eingeführte Ordnung, die in der räumlichen Vertheilung der einzelnen Gruppen in verschiedene Schränke oder auf verschiedene Druckseiten besteht, nicht als eine bei jeder übersichtlichen Aufstellung eintretende Begleiterscheinung betrachtet, sondern symbolisch gedeutet und sind so einer Täuschung einheimgefallen, welche heute noch ebenso gut, wie vor 100 Jahren ihre Opfer anlockt.

So lange nur die äußeren Merkmale gesammelt wurden, ward die Idee von einzelnen dichterisch angelegten Anatomen und Embryologen andeutungsweise ausgesprochen. Als aber die Aufklärungen der vergleichenden Morphologie und die morphogenetischen Forschungen wuchsen, hat das Bekanntwerden der gleichartigen Merkmale oder wie der Morphologe sich ausdrückt, der stilistischen Eintönigkeit größerer Gruppen von Geschöpfen die Gedanken lebhafter auf die Erörterung eines intimen verborgenen Zusammenhangs der Thierwelt geleitet.

Zu einer solchen allgemeinen Stimmung bedarf es nur eines kleinen Schrittes — die tropischen Redewendungen unsrer Sprache verleiten nur allzu leicht, ihn zu thun —, um den Gedanken zu fassen, daß die auf verschiedenen Sprossen der logischen Stufenfolge stehenden Artenkreise durch Umbildung naheſtehender Stufen entstanden seien. Die gemeinsamen anatomischen Merkmale sind dann als Gründe für die engere Blutverwandtschaft geltend zu machen. Analoge Erscheinungen liegen nahe genug. Man brauchte nur an die getreuliche Ueberlieferung gewisser individueller Formcharaktere innerhalb der Glieder einer Familie denken, um durch eine tropische Sprache auch die jedem Artindividuum zukommenden Merkmale seiner weiteren systematischen Gruppe als Beweise einer wahren Blutverwandtschaft zu proklamiren. Zwar stand der allgemeinen Billigung die vorsichtige Reserve mancher mit den Einzelthatsachen und der logischen Methode ihrer Arbeit genau vertrauten Fachmänner eine Zeitlang hindernd entgegen. Endlich jedoch hat der berauschende Zauber der durch bildliche Redewendungen über die bestehenden Schwierigkeiten hinwegtäuschenden Entwicklungsidee alle Bedenken beseitigt.

Der durch scheinbare Beweisgründe gestützte Versuch Darwins, die Umbildung der systematischen Stufen durch natürliche Zuchtwahl begreiflich zu machen, wurde begeistert aufgenommen. Da aber die Zoologie, wie ich oben darlegte, nur eine beschreibende Rolle spielt und den Beweis für die kühne theoretische Verallgemeinerung durch direkte Beobachtung des Umbildungsprozesses allein liefern könnte, so traten rasch die Schwierigkeiten zwingender Begründung zutage. Niemand war bis heute imstande, den Vorgang fortschreitender Abänderung einer Gruppe von Arten zu einer höher organisirten Gruppe neuer Arten uns vor Augen zu führen. Ist aber der verschlagene menschliche Sinn einmal für eine schöne Idee begeistert, so sucht er Trugbilder von Beweisen, wo er sie gerade finden kann.

In unserm Fall wurden sie der morphologischen Systematik entlehnt.

Das gemeinsame Vorkommen gewisser allgemeiner topographischer Verhältnisse ward jetzt einem anderen Zweck als dem rein systematischen Bedürfnisse dienstbar und die Verzeichnisse der verschiedengradigen Ausbildung ein und desselben morphologischen Werkstücks verwandter Arten wurden gegen alles logische Recht im konkreten Sinne des Worts — nicht, wie es einzig erlaubt ist, in bildlicher Redewendung — als „phylogenetische Stammbäume“ bezeichnet. Die Schwierigkeit, die Beschreibung des Resultats einer morphologischen Analyse weiter Formenkreise so zu stilisiren, daß der Charakter des Vergleichs gegebener Formen in der Darstellung gewahrt bleibt, ohne die Schilderung selbst dem Fluch der Langweiligkeit verfallen zu lassen, hat viele Autoren zu einer Fassung ihrer Berichte verführt, welche den Eindruck erwecken, als folge der vergleichende Morpholog da, wo er nur gegebene Formen beschreibt und deren gemeinsame Züge hervorhebt, wirklich einem formändernden Vorgang!

In den letzten Jahrzehnten sind viele derartig stilisirte Arbeiten veröffentlicht worden und haben als gute Beweise für die Abstammungslehre gegolten, trotzdem sie nichts anderes sind, denn einfache Schilderungen der stilistischen Modifikation einzelner morphologischer Kennzeichen größerer systematischer Gruppen, die wohl nach Analogie eines Stammbaumes geordnet werden, aber trotzdem nie ein wahres genetisches Verhältniß nachweisen konnten. Weil in solchen stammesgeschichtlichen Darstellungen die Arten häufig nach dem höheren oder niederen Ausbildungsgrad irgend eines einzelnen beliebig herausgegriffenen Organs in eine scheinbare Ahnenreihe geordnet wurden, machten sich bald Widersprüche geltend. Jede neue phylogenetische Untersuchung glaubte einen anderen Weg der Stammesgeschichte beweisen zu können und die Meinungsverschiedenheiten haben bis heute nur an Schärfe zugenommen.

Man hoffte zwar den Nachweis für die Descendenz der Arten durch Berücksichtigung der gesammten Organisation zu erbringen, allein die mühevolle Arbeit der eingehenden stilistischen Prüfung einer großen Gruppe war nicht vom ersehnten Resultat gekrönt, wie z. B. das imponirende Werk von Max Fürbringer über die Vögel lehrt, deren Abstammung von hypothetischen, Eidechsen ähnlichen Vorfahren heute in viel größeres Dunkel gehüllt ist, als vor dem Erscheinen des umfangreichen Buches von 1750 engbedruckten Folioseiten, 30 Tabellen und 30 Tafeln.

Ebensowenig haben sich die auf die paläontologischen Reste begründeten logischen Gruppen des Systems in einer von Darwin und seiner Schule geträumten Bündigkeit als aufklärende Urkunde verwenden lassen.

Endlich sind bestimmte Vorstellungen, in welcher Weise aus einfachen Vorfahren die verschiedenen Stiltypen des Thierreichs entwickelt wurden, welche durch fundamentale Grenzmarken der Anordnung und Ausbildung der wichtigen Organe voneinander unterschieden sind, niemals gewonnen worden.

Noch vor wenigen Jahrzehnten hoffte E. Haeckel sammt seiner Schule die in den Typen bestehenden Unterschiede durch das Studium der frühen Bildungsstufen zu entkräften, indem sie großes Gewicht auf die übereinstimmende Entstehung fast aller Lebewesen aus einem Ei legten. Durch Theilung mehrt sich die Eizelle zu einem großen Komplex von Zellen, und Haeckel glaubte, es müsse der Nachweis gelingen, daß der Verein von Furchungszellen

bei allen Thieren die wichtigen Primitivorgane der drei Keimblätter in übereinstimmender Weise entstehen läßt, daß aus diesen wieder durch gleichartige Faltungsprozesse die nächsthöheren Organgrundlagen hervorgehen. Für einige Zeit schienen seine zugleich die Feststellung eines bedeutenden thatsächlichen Materials fördernden und deßhalb immer werthvoll bleibenden Untersuchungen die Ansicht zu stützen, als folgten die Individuen aller höheren Typen, mit Ausnahme der Protozoen, dem sogenannten *biogenetischen Grundgesetze* und durchliefen ein gemeinsames Stadium der *Gastrula*. Aber mit der genaueren Kenntnißnahme der Entwicklungsgeschichte vieler Arten bricht sich die Ansicht immer mehr Bahn, daß *Haeckels* Deutungen den objektiven Thatsachen Zwang angethan und eine theoretische Aehnlichkeit zwischen ontogenetischen Prozessen statuirt haben, welche in der That grundverschieden sind.

So rächt sich die moderne Symbolik des zoologischen Systems! Kein Prometheus hat der Phylogenie das Feuer vom Himmel gebracht. Trotz des Aufgebots so vieler scharfsinnigen Männer, trotz kühner tropischer Vergleiche und der Belehnung mit stammesgeschichtlichen Namen sind die systematischen Gattungsbegriffe höheren oder niederen Grades wesenlose Denkformen, nackte logische Auszüge aus den zahllosen Eigenschaften vieler thierischen Individuen geblieben, welche aller Versuche spotten, ihnen wirkliches Leben einzuhauchen.

Wenn wir jetzt von dem die zweite Hälfte unsres Jahrhunderts charakterisirenden Irrweg absehen und die Leistungen des 100 jahrigen Abschnitts der zoologischen Geschichte beurtheilen, so erscheint als feststehendes Resultat desselben die Bearbeitung der großen logischen Begriffe des Systems und ihre scharfe Begrenzung durch allgemein güllige Merkmale, welche den topographischen und morphognetischen Verhältnissen entnommen sind, sowie eine allmählich sich steigernde Abwendung von den einfachen Gruppen, den Artbegriffen.

Diese ungleichmäßige Behandlung der wissenschaftlichen Aufgabe beginnt eben jetzt, sich auszugleichen, und zwar sind die stammesgeschichtlichen Spekulationen die treibende Ursache. Haben dieselben vor 40 Jahren die führenden Geister von der Beschäftigung mit den Artmerkmalen abgezogen, so weisen sie heute wieder eindringlich die Aufmerksamkeit auf die Arten zurück; denn die oft ausgesprochene Behauptung, die Arten seien zu sehr im Flusse, als daß eine genaue Beschreibung und Abgrenzung derselben nothwendig und wissenschaftlich erscheine, läßt sich eben nur durch das Studium der engsten systematischen Bezirke prüfen, welche als eine Vielheit von unter sich am meisten ähnlichen Individuen den Angriffspunkt der exakten Analyse darbieten.

Die an den historischen Ausgangspunkt zurückkehrende Forschung hat heute aber ein anderes Gesicht gewonnen, sie will nicht mehr bequeme Erkennungsmittel der Spezies suchen, sondern den *Werth dieser Merkmale* selbst beurtheilen, sie will feststellen, ob die von uns zur Begrenzung der Artgruppen ausgewählten Formcharaktere für alle Zeiten gültige Merkmale bilden, oder ob sie im Wandel der Generationen durch neue Modifikationen verdrängt werden. Da die von Darwin nachdrücklichst betonte individuelle Mannichfaltigkeit die alten Schulvorstellungen weit übertrifft, hat die moderne Systematik das bequeme Verfahren bereits verlassen, nur einzelne wenige Artexemplare zu vergleichen und auf Grund der an denselben beobachteten Merkmale die Speziesbegriffe zu definiren. Jetzt werden umfassende Reihen von Individuen, sowohl in Bezug auf ihre äußere Gestalt, wie auf ihre innere Organisation der morphologischen Prüfung unterworfen und eine Statistik der häufigen Formcharaktere angelegt. Um in der dadurch bekannt werdenden Fülle die Uebersicht nicht zu verlieren, hat sich die von Linné bereits geahnte und durch Einführung des Gruppenbegriffs der Varietät bekundete Zerlegung der Artbegriffe in mehrere noch engere Gruppen: der Rassen, Unterrassen, Familien und Stämme als nothwendig erwiesen.

Nachdem die Diskussion der Darwin'schen Periode zur Genüge erhellt hat, daß die Sicherheit der einfachen Speziesbegriffe durch die früher fast ausschließlich dafür beigezogenen morphologischen Merkmale *einer* just der Beobachtung aufstoßenden Generation nicht völlig gewährleistet werde, bricht sich heute die Erkenntniß immer mehr Bahn, daß man sich vom Zufall, welcher heute wenig, morgen viele Individuen der gleichen Art in die Hände des Forschers spielen kann, frei machen und aus dem genetischen Flusse der einander folgenden Generationen jeder Art viele durch die Fortpflanzung direkt verknüpfte Individuen, die unter dem Auge des Forschers erzeugt und erzogen wurden, miteinander vergleichen muß, um auf diese Weise den Streit gegen das Dogma von der Konstanz logischer Speziesmerkmale zu schlichten. Dadurch ist anerkannt, daß die schwierige Definitionsfrage, was ist eine Art? auch *vom physiologischen Standpunkt*, d. h. *durch das Experiment*, bearbeitet werden soll. Wie sich letzteres in dem rein systematischen Gebiet mehr und mehr einbürgert, so hat es bereits in den anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Disciplinen die Herrschaft erobert und viele Truglehren über die Funktion von Organen zerstört, welche bisher nur durch vage Ueberlegung des Sektionsbefundes „erschlossen“ worden waren.

Durch die neue Art der Fragestellung sind die *biologischen Beziehungen* zwischen den lebenden Wesen und den äußeren Verhältnissen, welche die alten Systematiker nur beiläufig erwähnten, in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Hier hat sich die Darwin'sche Schule ein unleugbares Verdienst dadurch erworben, daß sie in dem Bestreben, die Beweise für eine unzulässige theoretische Verallgemeinerung zu finden, solche Beobachtungen sammelte, welche zwischen den meisten Eigenschaften des Thierkörpers und seinen physischen Lebensbedingungen eine ebenso enge Korrelation anzeigen, wie sie die Morphologie zwischen den Körperzonen aufgedeckt hat.

Da für einzelne Beispiele bereits sicher bewiesen ist, daß gewisse Eigenthümlichkeiten der Organismen durch unmittelbare Einwirkung abnormer Lebensbedingungen verändert werden, so muß das physiologische Experiment künftighin ausgiebiger angerufen und mittelst wohl überlegter Veränderungen der äußeren Verhältnisse deren Einfluß auf die Formbildung und Lebensthätigkeit geprüft werden.

Solche Untersuchungen können selbstverständlich am werdenden, weniger am gereiften Individuum greifbare Resultate ergeben, deßhalb tritt der beherrschende Rang, welchen in neuer Zeit die Entwicklungsgeschichte für den Aufbau des Systems gewonnen hat, auch auf diesem Gebiet hervor. Die *experimentelle Embryologie* ist bereits am Werk, den Grad der Reizwirkungen auf den Verlauf der ontogenetischen Formgestaltung zu messen. Sowohl Beobachtungen über Eier, welche unter verschiedenen äußeren Bedingungen zur Entwicklung gebracht wurden, als auch operative Eingriffe, wie Zerstückelung der ersten Furchungsstadien u. s. w., haben interessante Thatsachen an das Licht gebracht, aus welchen im nächsten Jahrhundert zur Ergänzung der rein katalogisirenden Zweige der Zoologie die allgemeinen Gesetze des biologischen Geschehens werden abgeleitet werden.

Wir dürfen darum die freudige Hoffnung hegen, daß die experimentelle Reform der zoologischen Systematik auch den Werth der Speziesmerkmale kritisch klären und dereinst

Digitized by Google

die logische Unterscheidung gestatten wird, wie weit die morphogenetischen und physiologischen Eigenschaften eines Thieres von Kombinationen äußerer Faktoren abhängig, wie weit sie inneren Stilgesetzen unterworfen sind. Durch sie wird der ungleich weite Geltungsbereich der einen Artbegriff definirenden individuellen Merkmale und die verschiedenen Grade der Beständigkeit derselben aufgedeckt werden.

An der Wende des Jahrhunderts kommt also eine neue Richtung zu Recht, welche die fast 150jährige Herrschaft der einseitigen formalen Analyse thierischer Leichen brechen und die umfassende Beachtung aller den lebenden Organismus auszeichnenden Eigenschaften für den systematischen Aufbau herbeiführen wird. Die Entwicklung der zoologischen Wissenschaft schreitet in folgerichtiger Weise vorwärts zu einer Universitas notitiarum de natura animalium, welche alle früher betriebene Sonderforschung künstlich getrennter Eigenschaftskomplexe der Thiere, die systematischen, anatomischen, ontogenetischen, physiologischen und biologischen Disciplinen in ein großes ideales System verschmelzen und die Unzulässigkeit der Diskussion über das Descendenzphantom erweisen wird. Der jetzt lebenden Generation aber ist das Glück beschieden, sich um die Feststellung der grundlegenden Thatsachen und neuen Methoden bemühend, in dem fortdauernden Streben nach weiterer Einsicht den wahren Lohn wissenschaftlicher Thätigkeit zu finden!

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

H. v. Blume, General d. Inf.: Die Beschießung von Paris 1870/71 und die Ursachen ihrer Verzögerung. Berlin 1899. E. S. Mittler u. Sohn. — v. Blume wurde 1870/71 als Major des Generalstabs und Kabinetschef Moltke's im großen Hauptquartier verwendet, und wir verdanken seiner Feder u. a. die aktenmäßige Schilderung der Operationen der deutschen Armeen von der Schlacht von Sedan bis zum Ende des Krieges. Das seinerzeit vielgelesene Buch erschien bereits Ende 1871 und eröffnete damals in würdiger Weise die offiziellen Darstellungen des Krieges. In der hier vorliegenden kurzen Arbeit wendet sich der Verfasser als einer der wenigen Ueberlebenden, welche tieferen Einblick in die Entwicklung der Verhältnisse vor Paris gewonnen haben, gegen den weit verbreiteten und selbst von Bismarck und Roon festgehaltenen Glauben, daß das Zögern vor Paris auf den Einfluß hochstehender Frauen, meist englischer Geburt, zurückzuführen sei, welche das große Hauptquartier (Kaiser Wilhelm, Moltke) und das Oberkommando der III. Armee (Kronprinz, Blumenthal, Gottberg) für die Schonung gewonnen hätten. v. Blume schildert zunächst, wie sich die Stellung des „äußerlich fast schüchtern erscheinenden“ Moltke als Generalstabschef in den Jahren 1864—1870/71 erst allmählich so festigte, daß er den ihm gebührenden Platz als erster Berather des Königs für die militärische Aktion voll und ganz einnehmen konnte. Roon und Bismarck mußten sonach etwas zurücktreten; der Erstere, obwohl eigentlich mehr hievon berührt, ertrug es verhältnißmäßig leichter, weniger die machtvolle, aber auf Wahrung der Stellung fast eifersüchtig bedachte Natur Bismarcks. So entstanden Reibungen, Meinungsverschiedenheiten und Verstimmungen im Hauptquartier, und in diesen unerquicklichen Verhältnissen sieht v. Blume den Grund, warum solche Gerüchte bei Roon und Bismarck überhaupt Glauben finden konnten. — An der Hand der militärischen Korrespondenz Moltke's 1870/71 weist dann v. Blume nach, daß die Ursachen der Verzögerung lediglich auf militärischem Gebiete lagen. Schuld war die Unterschätzung der Ausdauer von Paris, schlechte Eisenbahnverbindung und besonders die Schwierigkeiten des Landtransports des Belagerungstrains vom Endpunkt der Eisenbahn bis zum Belagerungsparke. Allerdings hätte, wie v. Blume zeigt, nach mancher Richtung militärischerseits mehr Energie entwickelt werden können.

-rt- Bericht über die totale Sonnenfinsterniß von 1898. Der einen starken Band füllende ausführliche Bericht der englischen astronomischen Gesellschaft über die in Indien erlangten Beobachtungen der totalen Sonnenfinsterniß vom Januar 1898 ist jüngst veröffentlicht worden. Er enthält, wie englische Blätter melden, nicht nur eine Reihe streng wissenschaftlicher Berichte der verschiedenen Beobachter, sondern auch zahlreiche und vortreffliche Abbildungen der benutzten Instrumente, ihrer Aufstellung auf den Beobachtungsstationen nebst der allgemeinen Einrichtung der letzteren, sowie endlich der mit Hülfe photographischer Instrumente, des Spektroskops, des Spektrographen u. s. w. erlangten Resultate. Herausgeber des Berichts ist der durch seine zahlreichen populären Aufsätze auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene englische Astronom E. W. Maunder.

l. Die Ursache der Krebserkrankungen aufgeklärt? Große Anstrengungen werden seit einiger Zeit in England gemacht, um der immer noch nicht bekannten Ursache der Krebserkrankungen auf die Spur zu kommen. Wie die Zeitschrift „English Mechanic and World of Science“ in einer ihrer letzten Nummern mittheilt, soll bezüglich dieser Frage jüngst in London eine Entdeckung von größter Wichtigkeit gemacht worden sein. Dr. Lambert Lack, Chirurg am Throat Hospital in London, ist gleich vielen Anderen seit geraumer Zeit bemüht gewesen, die Ursachen der heimtückischen Krankheit aufzudecken. Die meisten Forscher haben bisher nach einem Krebsbazillus gesucht. Anders Dr. Lack. Er gelangte auf Grund von umfangreichen, durch Thierversuche unterstützte Studien, zu der Ansicht, daß die erste Ursache der Krebserkrankungen in vereinzelten tiefgehenden Verletzungen der Schleimhäute und ihrer Basis zu suchen sei. Einen Beweis dieser „Theorie“ erblickt er darin, daß es ihm in der That gelungen ist, durch Hervorrufung solcher Verletzungen bei einigen Thieren Krebs zu erzeugen. Die pathologische Gesellschaft in London, der Dr. Lack seine Untersuchungen und ihre Ergebnisse vorlegte, ließ diese durch eine eigens hiefür gewählte Kommission prüfen: nach dem Urtheil der letzteren wäre die Entdeckung Dr. Lacks thatsächlich als eine höchst wichtige und entscheidende zu betrachten. Man darf somit der für die nächste Zeit in Aussicht gestellten ausführlichen Veröffentlichung des Entdeckers mit einiger Spannung entgegensehen.

* Das Museum für die Limes-Alterthümer. Gelegentlich seines Manöveraufenthalts in Wiesbaden im Herbst 1897 hat der Kaiser die Absicht kundgethan, das Prätorium des Limes-Kastells Saalburg bei Homburg v. d. H. als Museum für sämmtliche Limes-Alterthümer aufbauen zu lassen. Da auch der Wunsch vorlag, das Hauptthor, die porta decumana, wieder herzustellen, so hat der Kaiser zu diesem Zweck schon damals 15,000 M. aus seinen Verfügungsgeldern bewilligt und dieser Summe vor kurzem noch 20,500 M. hinzugefügt. Die Wiederherstellung ist, wie das „Zentralblatt der Bauverwaltung“ berichtet, jetzt einschließlich der angrenzenden Mauer beendet. Als Bausteine sind zum Theil die abgestürzten Trümmer benutzt, theils hat man die alten römischen Brüche wieder aufgesucht und dort das Material gebrochen. Auch gelang es, die von den Römern ausgebeuteten Basalt- und Sandsteinbrüche für Bogensteine, Zinnenabdecksteine und Schwellen in der Nidda-Ebene wieder aufzufinden, so daß es bei der sorgfältigen Nachahmung der alten Werkweise schwer hält, Altes von Neuem zu unterscheiden. Anhaltspunkte für den Aufbau boten außer den Darstellungen der Trajanssäule die Kastelle von Bandjem und Lambesis in Nordafrika, die in ihren oberen Theilen erhalten sind. Von besonderer Wichtigkeit für die Kastellforschung war es, bei dieser Gelegenheit endlich die vielumstrittene Zinnenfrage dahin zu lösen, daß die Zinnen, genau wie heute noch an der Aurelianischen Mauer in Rom, Winkelzinnen waren, die einerseits eine schwache Brüstungsmauer zum bequemeren Hinüberlehnen, andererseits eine Deckung für die linke Seite gewährten, ohne deßhalb die Standfestigkeit der Mauer zu schwächen. Abdecksteine solcher Zinnen sind nicht nur auf der Saalburg, sondern auch in vielen anderen Kastellen am Limes gefunden worden, wurden aber früher für Eckzinnen von Thürmen gehalten, die man deßhalb gern ohne

Digitized by Google

Dach rekonstruirte. Besonders wichtige Kleinfunde wurden bei diesen Arbeiten nicht gemacht. Mittlerweile sind die Pläne zum Wiederaufbau des Prätoriums als Museum von den maßgebenden Stellen genehmigt worden, und vor kurzem haben beide Häuser des preußischen Landtags die in den Nachtragsetat eingestellte Summe von 350,000 M. für den Aufbau, sowie 50,000 M. für die innere Einrichtung bewilligt, so daß nunmehr mit den Arbeiten begonnen werden kann. Auch Privatkreise haben Mittel zur Verfügung gestellt, um das Werk zu fördern. So hat im vorigen Jahre der Gesangverein „Liedertafel" in Elberfeld durch ein Konzert in Homburg 3000 M. ersungen, die Stadt Homburg selbst 10,000 M. und der Kreisausschuß 5000 M. beigesteuert, so daß die Ausführung nach jeder Richtung hin gesichert ist. Eine besondere Förderung in anderer Richtung hat die Sache durch den Kammerzienrath Dessauer aus Stockstadt erfahren, der bereitwillig den größten Theil der im dortigen Limeskastell auf seinem Grund und Boden gefundenen Inschriftsteine dem Reich für das neue Limes-Museum überwiesen hat. Dieser Fund darf mit zu den bedeutendsten gerechnet werden, die in den letzten Jahren nicht nur am Limes, sondern überhaupt in Deutschland gemacht worden sind. Es handelt sich um tadellos erhaltene, zum Theil reich geschmückte Votivsteine aus Main-Sandstein, die fast alle von den Beneficiarii consulares gewidmet sind. Dies sind die Intendanturbeamten des römischen Heeres, die nach Stockstadt, als der prima statio, wie es auf einem Steine heißt, abkommandirt waren. Gewidmet sind die Denkmäler dem Jupiter, der Juno, dem Merkurius, dem Genius loci, den Nymphen u. a., sowie — ein erstes Vorkommen auf deutschem Boden — den ägyptischen Göttern Isis und Serapis, deren Büsten über der Inschrift eingemeißelt sind. Sie sind sämmtlich datirt und stammen aus dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. Von besonderem Interesse ist darunter ein Stein, dessen reiche Ornamentirung vollständig romanische Formen aufweist.

w. Lange bevor die Politik von Nordamerika die Philippinen in den Bereich ihrer näheren Interessen zog, hat die Wissenschaft des Landes von jener Inselgruppe Besitz ergriffen. Zahlreich sind die zoologischen und botanischen Ausflüge, welche nordamerikanische Forscher nach den Philippinen machten, und es ist vornehmlich die Vogelwelt gewesen, welche der Gegenstand einer Reihe von Untersuchungsreisen geworden ist. Das Ergebniß aller bisherigen Forschungen, zu denen auch die deutschen Reisenden Wilhelm Blasius, Hartert, Kutter und Meyer beigetragen haben, ist kürzlich von Dean C. Worcester, dem Professor an der Zoologischen Universität von Michigan, und Frank S. Bourn in dem 20. Bande der „Proceedings of the United States National Museum" zusammengefaßt worden. Die Philippinen gehören ihrer Thierwelt nach zur Borneo-Gruppe und befinden sich auf dem äußersten östlichen Flügel des großen orientalischen Thierkreises. Diese bislang verbreitete Ansicht erfährt nun insofern eine Veränderung, als die mit den Philippinen eng verbundene Palawan-Gruppe eine selbständige Bedeutung erhält. Diese den Philippinen westlich vorgelagerte Gruppe besteht aus der langgestreckten Insel Palawan, woran sich nördlich, östlich und südlich kleinere Inselchen anschließen. In diesem Bezirk herrscht eine große Aehnlichkeit mit der Vogelwelt Borneo's, während die Philippinen durch eine ganze Reihe von eigenen Arten sich abscheiden. Im ganzen sind bis jetzt 526 Vogelarten auf den Philippinen und außerdem noch 88 eigene Arten auf den Palawan-Inseln festgestellt worden, der Zahl nach etwa der 15. Theil aller bisher bekannten Vogelarten. Jene beiden Amerikaner haben bei ihren Vogeljagden noch 32 neue Arten auftreiben können, die meist dem Bereiche der Sperlingsvögel angehören. Wann der Zoologe Withehead, welcher die Forschungen weiter fortführen soll, mit seiner Arbeit einsetzen kann, läßt sich infolge der politischen Lage des Inselgebiets noch nicht absehen.

-e- **Leipzig,** 27. Juli. Der bekannte Balkan-Forscher Prof. Dr. Gustav Weigand wird auch die diesjährigen großen Universitätsferien zu einer Reise nach der Balkan-Halbinsel verwenden und diesmal seine Schritte nach der großen Walachei lenken, um seine rumänischen Dialektstudien fortzusetzen. Von seinem „Linguistischen Atlas des dako-rumänischen Sprachgebiets" ist unlängst die erste Lieferung erschienen. Während Weigand früher, von einer Abtheilung türkischen Militäres begleitet, zu Pferd reiste, wird er heuer einen zweispännigen Wagen benutzen und trotz der Gefährlichkeit der Reise in entlegenen, vielfach unsicheren Gegenden nur von einem Diener begleitet sein.

* **Berlin.** Der bisherige Privatdozent Dr. Ernst v. Halle, Hülfsarbeiter im Reichsmarineamt, ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden. — Dem Hülfslehrer an der hiesigen Technischen Hochschule, Ingenieur Emil Wittfeld, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* Prof. Rudolf Virchow wiederholt seinen Aufruf betreffend die armenische Expedition der DDr. W. Belck und C. F. Lehmann. Der erste Aufruf im Januar hatte ca. 15,000 M. ergeben. Diese Summe genügt noch nicht, da die Reisenden und ihr Gepäck nach zurückgeschafft werden müssen. Virchow wendet sich daher nochmals an alle Freunde der vorderasiatischen Geschichte, „jener Geschichte, welche anscheinend die ersten Anfänge der menschlichen Kulturgeschichte enthält", mit der Bitte, recht reichlich beizusteuern. Seiner Schätzung nach würden noch mindestens 5000 bis 6000 M. erforderlich sein. Etwaige Beiträge sind an die HH. Delbrück Leo u. Co., Berlin W., Mauerstraße 61/62 (Separatkonto der armenischen Expedition Belck-Lehmann, zur Verfügung des Hrn. Prof. Dr. Rudolf Virchow) zu zahlen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

*H. Bonnal:* Fraeschwiller. Récit commenté des Evénements militairs du 15 juillet au 12 août 1870. (Mit Kartenbeilage.) Paris, R. Chapelot et Cie. 1899. — Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz. Hggb. von Dr. J. v. Staudinger. 6. und 7. Lfg. München, J. Schweitzer (Arth. Sellier) 1899. — Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder. Hggb. von dem geschäftsführenden Ausschuß. 1. Heft. Berlin, Aug. Hirschwald 1899.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Princip des
Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von
**Georg Freiherrn von Hertling.** 8°. (IV u. 102 S.) 90 Pf.

Inhalt: Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allseitig lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage neuerdings Stellung nimmt. (12008)

Tauchnitz Edition.
July 26, 1899.
The
Amateur Cracksman.
A new Novel.
By (11904)
Ernest William Hornung.
in 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 29. Juli. Nummer 171.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Berufskombinationen.

Bei der starken Sommerhitze würde ich — im Interesse der Leser der Beilage — es nicht wagen, in die von Hrn. Unterstaatssekretär z. D. Professor Dr. Georg v. Mayr, München, contra Dr. Fr. Zahn, Berlin, angeschnittene Erörterung über „Die Bedeutung des Nebenberufs im Deutschen Reich“ einzugehen, wenn ich nicht den bestimmten Eindruck gewonnen hätte, daß hier eine Vermittelung angezeigt sei und daß hiezu bei aller Bedeutung der Frage doch wenig Leute im Deutschen Reich Lust und Gelegenheit haben.

Um aber diesen Gegenstand überhaupt für Nichtstatistiker genießbar und leichter übersehbar zu machen, muß ich mir erlauben, mit zugespitzten Beispielen zu arbeiten.

Als vor einiger Zeit die erste wirkliche Volkszählung in Rußland vom Jahre 1897 in der deutschen Presse besprochen wurde, konnte man unter dem „Allerlei“ auch lesen, daß der Zar Nikolaus II. als seinen Hauptberuf „Kaiser aller Reussen“ angegeben habe. Wie sich der Deutsche Kaiser Wilhelm II. bei der allgemeinen Berufszählung vom 14. Juni 1895 in die „Haushaltungsliste“ eingetragen hat — und ob er es überhaupt selbst gethan hat —, ist meines Wissens nicht bekannt geworden; sicher ist, daß dieser Fall mit zu den schwierigsten gehört und demnach sehr leicht zur Beleuchtung der hier obwaltenden sachlichen Differenzen benutzt werden kann. Dem Kaiser gebührt in seiner Eigenschaft als obersten Kriegsherrn nach der vom Bundesrath des Deutschen Reichs vorgeschriebenen „Klassifikation der Berufsarten“ das Berufszeichen E 1a, in seiner Eigenschaft als Kaiser von Deutschland und König von Preußen das Berufszeichen E 2a, in seiner Eigenschaft als Bischof der evangelischen Kirchen Preußens das Berufszeichen E 3a, als großem Grundbesitzer das Zeichen A 1a, als großem Forstbesitzer das Zeichen A 4a, als dem obersten Chef der preußischen Posten und Telegraphen das Berufszeichen C 11a und als dem obersten Chef der preußischen Eisenbahnen das Berufszeichen C 12a. Das sind sieben Berufszeichen. Was ist nun als Hauptberuf anzusehen, was als Nebenberuf, was davon ist so nebensächlich, daß es als Beruf überhaupt nicht in Betracht gezogen werden kann und darf?

Was von dieser obersten Berufsspitze des Deutschen Reichs gilt, gilt mehr oder weniger von sehr vielen anderen Personen, die im werkthätigen Leben des deutschen Volks mitten inne stehen, und zum Beweis dafür mag eine kleine Geschichte aus den niederen Schichten des Erwerbslebens erzählt sein.

Als ich kurz vor dem Tag der Berufszählung vom 14. Juni 1895 eine Fußtour über die schwäbische Alb machte, kehrte ich mit einem befreundeten Pfarrer in einem Wirthshaus ein. Wir verlangten etwas zu essen; da sagte uns der Wirth, ein stämmiger Schwabe, er habe heute Vormittag frische Leberwürste gemacht. Wir aßen je eine mit großem Appetit, tranken den leichten, aber lieblichen „Beuremer“ Schillerwein dazu und gingen weiter; unterwegs sagte mir mein Freund, daß dieser Wirth und Metzger einer der größten Bauern des Ortes sei. Ich war begierig, zu hören, welcher Beruf wohl sein Hauptberuf sei, und vernahm, daß dieser Mann allgemein als der „Kronenwirth“ bezeichnet werde und daß er vermuthlich selbst dieses als seinen Hauptberuf ansehen werde; er hat es wahrscheinlich auch gethan. Diesen Wirth nun und alle in gleichartigen Berufsanhäufungen Stehenden, soweit sie mit Landwirthschaft zu thun haben, nimmt Hr. v. Mayr mit vollem Recht in besonderem Maße für die Landwirthschaft in Anspruch; Hr. Dr. Zahn erwidert ihm höflich und bestimmt: Es thut mir leid, aber er hat sich als Kronenwirth im Hauptberuf und als Landwirth und Metzger im Nebenberuf selbst bezeichnet, man hat ihn deßhalb zunächst als „Person“ in den Hauptberufszweig der Wirthe zu C 22 versetzt, sodann aber hat man ihn zuerst unter die Landwirthe A 1 und später wieder unter die Fleischer B 111 je als „Nebenberufsfall“ gebucht und — dabei muß es bleiben. Schön. Hr. Dr. Zahn hat ganz recht, allgemeine Ordnung muß sein. Wo wäre eine auch nur entfernte Möglichkeit, die Angaben der Berufsbevölkerung selbst mit Anspruch auf völlige Zuverlässigkeit abzuändern, soweit nicht Irrthümer vorliegen? Aber — Hr. G. v. Mayr hat auch recht. Sonderung und Spezialisirung, Genauigkeit nach allen Richtungen muß auch sein.

In **Württemberg** nun, wo man die durch Professor v. Mayr mit Recht nachdrücklich betonten Schwierigkeiten am stärksten empfand, weil sie hier sehr oft vorliegen, hat man deßhalb den Versuch gemacht, die Nebenberufe da, wo dies erforderlich erscheint, als Berufskombinationen aufzufassen und auch als solche herauszustellen. Ich entnehme zu diesem Zweck dem im Druck befindlichen Textband zu dem betreffenden Tabellenwerk für das Königreich Württemberg die hiehergehörigen Ziffern für einen charakteristischen Beruf, für die Schuhmacherei.

In Württemberg hat es am 14. Juni 1895 gegeben in:

Schuhmacherei:

| Berufsverhältnisse: | Württemberg | | Gemeinden von 2000—5000 E. | | Gemeinden bis zu 2000 E. | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Selbständige | Unselbständige | Selbständige | Unselbständige | Selbständige | Unselbständige |
| 1. Erwerbsthätige im Hauptberuf . . . | 11412 | 8974 | 1971 | 1633 | 6727 | 3390 |
| 2. Erwerbsthätige im Nebenberuf . . . | 3225 | 200 | 209 | 25 | 2899 | 152 |
| 3. Erwerbsthätige überhaupt (Ziff. 1/2) | 14637 | 9174 | 2180 | 1658 | 9626 | 3542 |

Digitized by Google

| Berufsverhältnisse: | Württemberg | | Gemeinden von 2000—5000 E. | | Gemeinden bis zu 2000 E. | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Selbständige | Unselbständige | Selbständige | Unselbständige | Selbständige | Unselbständige |
| 4. Von den Erwerbsthätigen im Hauptberuf (s. Ziff. 1 oben) treiben Landwirthschaft im Nebenberuf | | | | | | |
| a) selbständig | 5736 | 213 | 983 | 60 | 4329 | 86 |
| b) unselbständig | 350 | 559 | 27 | 80 | 308 | 444 |
| 5. Von den Erwerbsthätigen im Nebenberuf (s. Ziff. 2 oben) treiben Landwirthschaft im Hauptberuf | | | | | | |
| a) selbständig | 2766 | 18 | 142 | — | 2597 | 18 |
| b) unselbständig | 195 | 122 | 12 | 1 | 181 | 120 |
| 6. Von den Erwerbsthätigen überhaupt (Ziff. 3) sind also mit Landwirthschaft verbunden | 9047 | 912 | 1164 | 141 | 7415 | 668 |
| | 61.1 % | 9.9 % | 53.4 % | 8.5 % | 77 % | 18.9 % |

Von den 23,811 Fällen, in denen haupt- oder nebenberufliche Schuster oder Schustergesellen und -lehrlinge, Arbeiter in Schuhfabriken u. s. w. festgestellt wurden, waren demnach 9959 oder 42 Proz. in irgend einer Weise gleichzeitig mit der Landwirthschaft beruflich verbunden. Hier ist der Punkt, wo die Darstellung der Berufskombinationen einsetzt, und Hr. Georg v. Mayr ist thatsächlich vollkommen im Recht, wenn er diesen eigenartigen Verkettungen des wirthschaftlichen Lebens eine sehr große Bedeutung zumißt.

Auf den ersten Blick ist zu ersehen, daß es sich hier um eine hervorragende Hereinwirkung der landwirthschaftlichen Erwerbsarbeit in das gewerbliche Gebiet handelt. Ganz deutlich werden die Verhältnisse, wenn wir hervorheben, daß von je 100 haupt- oder nebenberuflichen Schustermeistern, also selbständigen Schustern, in Württemberg mit der Landwirthschaft folgendermaßen gleichzeitig beruflich verknüpft waren in den:

| | Landwirthschaft (A): selbständig | unselbständig | überhaupt |
|---|---|---|---|
| Landgemeinden bis zu 2000 Einwohner | 71.9 | 5.1 | 77.0 |
| Kleinstädten von 2000—5000 Einw. | 51.6 | 1.8 | 53.4 |
| 35 Gemeinden von 5000 und mehr Einwohnern | 15.9 | 0.9 | 16.8 |
| Württemberg | 58.1 | 3.7 | 61.8 |

Diese Uebersicht enthüllt mit einem Schlag eine wirthschaftliche, soziale und gewerbe-morphologische Sachlage, welche für die Beurtheilung aller derjenigen Fragen, die man mit dem Wort „Handwerkerpolitik" zu bezeichnen pflegt, von der allereinschneidendsten Bedeutung ist. Wir sehen, wie bei dem weit überwiegenden Theil der Gesammtbevölkerung die Schuster, welche sich theils haupt-, theils nebenberuflich als solche bezeichnet haben, größtentheils gar keine wirklichen Schuster sind, sondern nur Viertels-, Drittels-, Halb-, Dreiviertels- und Fünfsechstels- u. s. w. -schuster; umgekehrt sehen wir, daß wir es mit Viertels-, halben, Dreiviertels- und mehr „Bauern" zu thun haben, welche nebenher Schuhe machen; wir haben also sowohl Bauernschuster als Schusterbauern und bloße Schuster. Es ist bedauerlich, daß bei der Handwerkerenquete, welche vor Erlaß der hierauf bezüglichen Novelle zur Gewerbeordnung als eine stichprobenartige Untersuchung der hauptsächlichsten, für Innungen in Betracht kommenden Gewerbe veranstaltet worden ist, diese Kombination zwischen Urproduktion und Verarbeitung nicht berücksichtigt worden ist. Man wird aber zuzugeben haben, daß der Landschuster, welcher gar nicht von dem Ertrag seiner Schusterei leben kann, ganz andere wirthschaftliche und soziale Interessen hat als der Schuhmacher in einer Stadt von 10,000 und mehr Einwohnern, der nicht einmal einen Garten besitzt; in den größeren Orten bilden die vom Lande völlig losgerissenen Schuster die überwältigende Mehrzahl, in den kleineren Orten dagegen umgekehrt die in lebhafter und starker Verbindung mit der Landwirthschaft lebenden Schuster.

Es ist nicht beabsichtigt, die hieraus sich ergebenden Winke und Folgerungen in diesem Zusammenhang darzulegen; sie sind für die einzelnen Berufe je nach dem Befunde verschieden. Dagegen wird aus den angeführten Ziffern das erhellen, daß gerade die Berufszählung vom 14. Juni 1895 zum erstenmale die Gelegenheit geboten hat, diesen so wichtigen und schwierigen Verhältnissen auch in der Darstellung einigermaßen gerecht zu werden. In gewissem, freilich beschränktem Umfang ist dies auch durch die nach der Ortsgröße klassifizirende Darstellung des Tabellenwerks fürs Reich geschehen. Wir entnehmen zu diesem Zweck dem Band 110, beziehungsweise Band 107 der Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge, für Württemberg (beziehungsweise das Deutsche Reich) folgende Zahlen:

**Selbständige Schuster:**

| | Hauptberufliche | Nebenberufliche | Von den Hauptberuflichen haben Nebenberuf |
|---|---|---|---|
| 1. In Stuttgart (bezw. in den Großstädten) | 635 (34583) | 20 (675) | 68 (1894) |
| 2. Gemeinden von 20,000 bis 100,000 Einwohnern | 477 (28009) | 12 (678) | 70 (2614) |
| 3. Gemeinden von 5000 bis 20,000 Einwohnern | 1700 (39567) | 80 (1353) | 502 (10409) |
| 4. Gemeinden von 2000 bis 5000 Einwohnern | 2051 (39467) | 209 (2281) | 1105 (18508) |
| 5. Gemeinden bis zu 2000 Einwohnern | 6792 (97263) | 2899 (23440) | 4757 (58251) |

Auf je 1000 hauptberufliche selbständige Schuster kommen also in Württemberg (bezw. im Reich):

| | Nebenberufliche selbständige Schuster | Solche, die einen Nebenberuf haben |
|---|---|---|
| 1. Großstädte | 32 (19) | 107 (65) |
| 2. Gemeinden von 20,000—100,000 E. | 25.2 (24) | 147 (93) |
| 3. „ „ 5,000— 20,000 E. | 47 (34) | 295 (263) |
| 4. „ „ 2,000— 5,000 E. | 102 (57) | 539 (469) |
| 5. „ unter 2,000 E. | 427 (241) | 700 (599) |

Diese Zahlen sprechen, um nicht zu sagen „Bände", ja doch für sich selbst. Ganz deutlich treten die verschiedenen Ortsgrößenklassen als verschiedene Unterlagen für die Formen des Schusterberufs hervor. Deutlich übertreffen auch die Verhältnißzahlen für Württemberg diejenigen des Reichs, so den kleinstädtischen Charakter des Württemberger Landes offenbarend. Allerdings ist in dem Reichstabellenwerk nicht ausdrücklich angegeben, in welchem Umfang dabei die Landwirthschaft als Haupt- oder Nebenberuf betheiligt ist, aber es darf im allgemeinen stets angenommen werden, daß es in der Hauptsache die Verbindung mit der Landwirthschaft ist, welche das Anwachsen hervorruft. Was nun die Vermuthung von Hrn. Georg v. Mayr anlangt, daß die Landwirthschaft bei der Berufsstatistik in zweifacher Richtung zu kurz gekommen sei, „einmal in der Art, daß mancher wirkliche Landwirth diesen seinen Beruf nicht als Haupt-, sondern als Nebenberuf angegeben habe, und sodann dadurch, daß mancher recht beachtenswerthe landwirthschaftliche Nebenberuf bei der Berufsstatistik gar nicht angegeben worden sei", so ist die erstere, wie schon gezeigt, richtig, aber dadurch erledigt, daß man hier eben die Fälle zu kombiniren hat, da man auf diese Weise der Wahrheit am nächsten kommt. Auch eine „stichprobenweise durchgeführte Enquete" würde nichts nützen, da unser oben aufgeführter Bauer-Metzger-Wirth dann sein Einkommen aus der Wirthschaft, Metzgerei und aus seinem Landbau angeben müßte und sehr in

Digitized by Google

Verlegenheit käme, wenn man ihn fragen würde, ob seine Gäste wegen der guten Würste kommen und gelegentlich Wein dazu trinken, oder zu dem guten Wein und gelegentlich eine Wurst dazu essen. Aehnlich liegt es bei unsern „Nichts- als -Schustern", bei unsern „Bauernschustern" und bei unsern „Schusterbauern".

Das wirkliche Leben spottet eben oft jeder Beschreibung, und leider auch der Statistiker, auch wenn sie mit sozialistischen Mikroskopen ins Feld ziehen.

Weniger richtig ist, daß in der Berufsstatistik beachtenswerthe Nebenberufe nicht angegeben worden seien. Thatsächlich ist das natürlich vorgekommen, wie bei allen solchen Massenerhebungen Einzelfälle entschlüpfen und auch ohne Gefahr für das ganze Ergebniß entschlüpfen können; aber erheblich sind diese Verluste nicht. Für Württemberg wenigstens kann das annähernd sicher bewiesen werden. Die Zahl der landwirthschaftlichen Betriebe mit 306,643 überhaupt und der landwirthschaftlichen Fläche vertheilt sich auf die landwirthschaftlichen Hauptbetriebe, Nebenbetriebe und solche Betriebe, welche gar keinen landwirthschaftlichen Beruf ihres Inhabers zeigen, wie folgt:

| | Betriebe | | Landwirthschaftl. Fläche (ha) | |
|---|---|---|---|---|
| | überhaupt | in % | überhaupt | in % |
| 1. Landwirthschaftliche Hauptbetriebe | 182,549 | 59.5 | 1,014,871 | 87.0 |
| 2. „ Nebenbetriebe | 81,750 | 26.7 | 130,766 | 11.2 |
| 3. „ Betriebe ohne gleichzeitige landwirthschaftliche Berufsangaben . . . . . . . . | 42,344 | 13.8 | 20,856 | 1.8 |
| Insgesammt: | 306,643 | 100 | 1,166,493 | 100 |

Wir ersehen daraus, daß die mit der Landwirthschaft als beruflich nicht verbunden angegebenen Betriebe zwar durch ihre Stückzahl außerordentlich ins Gewicht fallen, keineswegs aber durch ihre landwirthschaftliche Fläche.

Daraus scheint denn doch hervorzugehen, daß die nach Aussage der Befragten mit der Landwirthschaft beruflich nicht in Verbindung stehenden Flächen auch thatsächlich für das Berufsleben keine sehr erhebliche Rolle spielen. Gerade die prozentual so häufigen Angaben landwirthschaftlicher Nebenberufe in den kleineren Gemeinden und das allmähliche Zusammenschrumpfen in den größeren ist ein starker Beweis für die im großen Ganzen genügende Sicherheit der Angaben. Damit sollen gewisse Unvollkommenheiten durchaus nicht in Abrede gezogen sein.

In dem Vorstehenden glaube ich — natürlich möglichst kurz — gezeigt zu haben, daß Professor Georg v. Mayr eine sehr verdienstliche That gethan hat, beziehungsweise thut, wenn er gegen die üblichen Redensarten von Verwandlung des Deutschen Reichs aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat seine gewichtige Stimme erhebt. Er könnte dies meines Erachtens in noch viel schärferer Form thun und zwar gerade durch eine Hervorkehrung der eigenartigen Bedeutung der sogenannten „Nebenberufe", denn es sind eben „sogenannte" und sehr oft keine wirklichen „Neben"berufe. Es ist jedoch, wie die oben aufgeführten wenigen Ziffern beweisen werden, nicht unbedingt erforderlich, gegen jene Redensarten dadurch zu Felde zu ziehen, daß man die Unvollständigkeit der Berufszählung vom 14. Juni 1895 hervorkehrt; die Beweismittel liegen vielmehr gerade in der außerordentlich reichen und zweckmäßigen Spezialgliederung dieses Werkes selbst. Man darf wohl als sicher annehmen, daß das deutsche Berufszählwerk von 1895 nicht nur das reichhaltigste, sondern gleichzeitig auch das zuverlässigste derartige Werk ist, welches überhaupt für einen Staat der Erde vorhanden ist.

Stuttgart, 20. Juli 1899. Dr. Hermann Losch.

---

## Justizmorde und Revision im päpstlichen Rom.

Wenn Hauptmann Dreyfus vor einem Gerichtshof des Kaisers Napoleon verurtheilt worden wäre, so hätten die jetzigen Machthaber der Republik sich der Revision seines Prozesses wohl nicht besonders eifrig widersetzt, und umgekehrt, hätte eine durch einen Staatsstreich wiederhergestellte Monarchie nicht gezögert, das Urtheil des republikanischen Gerichtshofes zu revidiren. Aber nicht bloß bei Aenderung der Regierungsform, auch innerhalb der Monarchie treten oft mit einem neuen Monarchen Aenderungen, ja sogar Umwälzungen in der ganzen Politik und Regierungsweise ein. Indessen auch wo solche Veränderungslust vorhanden ist, findet sie manchmal ihre Schranke in der Pietät des neuen Regenten für seinen ihm nahe verwandten Vorgänger, eine Pietät, die freilich in Wahlreichen fehlt. So hat denn auch im Kirchenstaat, besonders in früheren Jahrhunderten, fast jeder Papst eine der seines Vorgängers entgegengesetzte Politik befolgt, seine eigene Familie statt der seines Vorgängers mit Macht und Reichthum begnadet. Und auch die Justiz war dem Einfluß solcher Veränderungen nicht immer entzogen. Was früher Recht war, ward Unrecht, das Unrecht ward Recht. Da man aber in der guten alten Zeit die schöne Gegend der Teufelsinsel noch nicht kannte und sich überhaupt mit dem Bewachen von Gefangenen nicht gern abgab, so bestand die einzige Genugthuung für den zu Unrecht Verurtheilten und Hingerichteten darin, daß seine Richter oder Gegner ebenfalls hingerichtet wurden.

Besonders in dem wegen seines Humanismus, seiner Begeisterung für die Schönheit, für antike Kunst und Literatur so hochgepriesenen 16. Jahrhundert waren religiöse und politische Meuchelmorde, Hinrichtungen und Justizmorde häufiger als in anderen, minder bewunderten und gerühmten Zeiten. Neben den Massenmorden des deutschen Bauernkrieges und der französischen Bluthochzeit finden wir da eine Reihe von Einzelattentaten und Justizmorden, die wegen der betroffenen Personen oder der Begleitumstände von besonderem Interesse sind. Bloß dem Gedächtniß folgend finde ich beinahe ein volles Dutzend: Im Jahre 1536 wird Königin Anna Boleyn, 1542 Katharina Howard, 1554 Johanna Gray, 1587 Maria Stuart hingerichtet. Den vier Königinnen folgt 1599 Beatrice Cenci, die am Tode ihres Vaters wahrscheinlich höchst unschuldig war. Im Jahre 1537 wird Herzog Alexander Medici von seinem Verwandten Lorenzo, 1584 Wilhelm von Oranien vom Fanatiker Balthasar Gerard ermordet. König Heinrich III. von Frankreich läßt in seinem Schloß zu Blois, fast unter seinen Augen, den Herzog von Guise am 23. Dez. 1588, einen Tag später den Kardinal von Guise ermorden und wird ein halbes Jahr später von dem Dominikaner Jaques Clément erdolcht.

König Philipp II. hat einen Preis auf den Kopf des Prinzen Wilhelm von Oranien ausgesetzt und von Spanien wurden gegen ihn Meuchelmörder ausgeschickt. Alle gegen den Oranier, gegen Königin Elisabeth von England und Andere mißlungenen Attentate zu erwähnen, würde zu weit führen und gehört auch nicht in das Kapitel der Justizmorde. Das gräßlichste Beispiel eines wahren Rattenkönigs von Justizmorden, wobei man am Ende nicht weiß, ob das erste, das zweite oder das dritte Urtheil das ungerechteste war, bietet uns aber die römische Justiz um die Mitte jenes Jahrhunderts.

Am 23. Mai 1555 hatte Kardinal Johann Peter Caraffa als Paul IV. den päpstlichen Thron bestiegen. Er war der größte Freund der Inquisition und der größte Feind der Ketzer und Ungläubigen, was für jene Zeit viel sagen will.

Er hat die römischen Juden ins Ghetto eingesperrt, ihnen jeden Erwerb, selbst den Handel mit Ausnahme des Trödelhandels verboten und das „Judenzeichen“ wieder eingeführt.

Und mehr noch als die Juden haßte er die Spanier und ihre Beherrscher. Kaiser Karl V. und König Philipp waren in seinen Augen Gönner der Ketzer und Schismatiker. Gegen sich selbst streng wie gegen Andere und sittenrein, ließ der leidenschaftliche Achtzigjährige doch seine Nepoten in ihrer Sittenlosigkeit und Habsucht gewähren. Wenige Tage, nachdem er den Stuhl Petri bestiegen, ernannte er seinen Neffen Carl Caraffa zum Kardinal, nachdem er ihn zuvor absolvirt hatte ab omnibus excessibus et quibusvis rapinis, sacrilegis, furtis, depredationibus, vulnerum illationibus, percussionibus, homicidiis etc.[1])

Ob der brave Neffe für alle diese Sünden und Verbrechen Absolution nöthig hatte, weiß ich nicht. Jedenfalls scheint er beflissen gewesen zu sein, bald Stoff für frische Absolutionen zu liefern. Wie es bei einem Souper am Neujahrstage 1559 zuging, an dem er, der Kardinal del Monte, andere Geistliche und die berühmteste Courtisane Roms theilnahmen, mag, wer Lust hat, im ersten Bande der „Beiträge zur italienischen Geschichte“ von Alfred v. Reumont nachlesen.

Der Kardinal hatte zwei Brüder: Giovanni, Graf von Montorio und Herzog von Paliano, und Antonio, Marchese von Montebello. Ein Jahr nach seinem Regierungsantritt hatte Paul IV. die Colonna ihrer Lehen im Kirchenstaat verlustig erklärt und Cavi und Paliano seinem Neffen verliehen, der von letzterer den Herzogstitel führte. Der Kardinal Caraffa, der jüngste der Brüder, war aber sehr zur Unzufriedenheit der älteren der eigentliche Machthaber. Kühn, herrschsüchtig und mit hochfliegenden Plänen, schaltete er ziemlich willkürlich in Rom.

Doch mit der Zeit mehrten sich die Klagen gegen ihn und die anderen Nepoten, und das erwähnte Souper machte das Maß seiner Sünden voll. Der Papst polterte und drohte, als er davon erfuhr, und sprach gar eifrig von nöthigen Reformen, aber erst als der Kardinal Pacheco ihm sagte: „Heiliger Vater, die Reform muß bei uns selbst beginnen“ und als auch vom Herzog Cosmus von Medici gegen die Nepoten gehetzt wurde, entschloß er sich, gegen sie einzuschreiten. Zum Theil mag er auch damit beabsichtigt haben, die von seiner Regierung verursachte Unzufriedenheit von sich abzulenken und die Neffen der öffentlichen Meinung als Opfer hinzuwerfen. Gar zu streng verfuhr er freilich mit ihnen nicht. Sie wurden im Januar 1559 ihrer Aemter entsetzt und alle drei auf ihre Güter verwiesen.

Der Herzog von Paliano, der bis dahin Generalkapitän der Kirche gewesen war, begab sich mit seiner Gattin Violante auf sein Schloß bei Galese, einer elenden, erbärmlichen Ortschaft mit jetzt kaum 1000 Einwohnern, im Gebiet von Viterbo. Dahin kamen auch sein Schwager, Don Ferrante Garlone, Graf v. Alife, ein anderer Verwandter (vielleicht Onkel), Don Leonardo di Cardiens und Marcello Capece, ein vornehmer Neapolitaner im Dienste des Herzogs, aber mehr Freund und Genosse seiner Ausschweifungen als Diener, ein schöner und geistvoller junger Mann. In Begleitung der Herzogin befand sich ihre unzertrennliche vertraute Freundin, das rothhaarige schon 30jährige Fräulein Diana Brancaccio, von vornehmer Abkunft und leidenschaftlichem Wesen.

Der Herzog scheint ein schwächlicher und gutmüthiger, aber leicht reizbarer und dann jede Selbstbeherrschung verlierender Mann gewesen zu sein. Obwohl seine Gattin Violante, Schwester des Grafen v. Alife, aus dem spanisch-neapolitanischen Hause der Diasgarlona, eine sehr fromme, tugendhafte, schöne und hochgebildete Dame war, ihm eine große Mitgift gebracht und drei Kinder geboren hatte und von ihm geliebt wurde, ließ er sich doch manche Untreue gegen sie zuschulden kommen, soll sogar seine Dirnen ins Haus gebracht haben. Und gerade weil er selbst sich schuldig fühlte, war er um so eifersüchtiger und mißtrauischer.

Bis hieher bewegten wir uns auf sicherem historischen Boden. Ueber das, was nun in dem einsamen Bergschlosse von Gallese folgte, über die durch die Folter erpreßten Geständnisse besitzen wir nur indirekte Nachrichten in den unvollständigen Akten des später in Rom geführten Prozesses, in dem die jetzigen Richter die Angeklagten waren. Nur die Resultate, die Mordthaten und Hinrichtungen sind über allen Zweifel sicher, und beinahe eben so sicher ist, daß in der nun folgenden Tragödie in drei Akten nicht die poetische, sondern menschliche und göttliche Gerechtigkeit wiederholt schändlich verletzt wurden.

Auch daß die Herzogin unschuldig war, können wir mit Sicherheit annehmen, dagegen scheint Marcello in sie verliebt gewesen zu sein, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er ihr seine Liebe eingestanden und von ihr mit gebührender Strenge abgewiesen wurde. So wäre wohl alles ohne tragische Folgen abgelaufen, wenn nicht die überspannte Diana mit ihren Intriguen und Angebereien dazwischen gekommen wäre. Doch scheint das, was Neumont als Motiv ihres Vorgehens angibt, etwas zu weit hergeholt. Möglich ist eher, daß sie, von einem früheren Liebhaber (Domiziano Fornari) verlassen, sich in Marcello Capece verliebt hatte und sich an diesem und der Gräfin rächen wollte, weil er, in die Herzogin verliebt, sie zurückwies oder ihr untreu ward.

Wie dem auch gewesen sein mag, Diana war es, welche dem Herzog Mittheilung von einem Verhältniß zwischen der Herzogin und Marcello machte und durch wiederholte Angebereien seine Eifersucht rege zu machen suchte. Da sie bei ihm keinen Glauben fand, rief sie ihn einmal herbei, als Marcello sich im Gemache der Herzogin befand. Der Herzog eilte dahin und fand seine Gattin im Bett, beschäftigt, Hausausgaben aufzuzeichnen. Marcello stand drei Schritte von ihr und eine Kammerfrau befand sich auch im Zimmer. Der Herzog ließ Marcello seinen Degen abnehmen und als Gefangenen auf sein benachbartes Schloß in Soriano bringen. Die Herzogin blieb unter strenger Bewachung in Gallese zurück. Es scheint, daß der Herzog noch immer nicht von der Schuld seiner Gattin überzeugt war oder sie verheimlichen wollte, denn er gab vor, Marcello eingesperrt zu haben, weil dieser ihn vergiften wollte. Aber der Kardinal Caraffa erfuhr — vielleicht durch die intrigante Diana — von den Vorgängen in Gallese und mahnte seinen Bruder, die „Schmach der Familie“ im Blut der Schuldigen abzuwaschen. Noch empörender ist es, daß selbst der vom Herzog herbeigerufene Schwager, der Graf von Alife, auf die strengste Bestrafung seiner eigenen Schwester drang. Nach dem damaligen Ehrbegriff des Adels war der Ehebruch einer Frau eine Schande, die ihre und ihres Mannes Familie traf und nur mit ihrem Tode getilgt werden konnte.

Der Herzog, sein Schwager und noch ein dritter Verwandter, ein gewisser Toraldo, konstituirten sich nun als geheimes Blutgericht in Soriano. Der Herzog als Feudalherr hatte wohl das unbeschränkte Recht, seine Unterthanen zu richten und zu strafen, aber auf seine Gattin und einen Edelmann wie Marcello Capece erstreckte es sich wohl schwerlich. Ueberdies geschahen Untersuchung, wenn das Wort hier anwendbar ist, und Aburtheilung unter Verletzung aller Formen, im Geheimen, ohne Zeugen, Protokoll-

[1]) *Luigi Amabile*, Il santo officio della Inquisizione in Napoli Città di Castello 1892, I. p. 223.

führer und Vertheidiger. **Das einzige Untersuchungsmittel** war die Folter, und damit erpreßte man, nach wiederholter Anwendung, von zwei Dienern das Geständniß eines Liebesverhältnisses zwischen der Herzogin und Marcello. Nun wurde dieser auf die Folter gespannt. Nach zweimaliger Folterung sagte er aus, er habe sich ins Gemach der Herzogin begeben, weil er ein Verhältniß mit ihrer Gesellschafterin, Diana Brancaccio, hatte, der er die Ehe versprochen habe. Die herbeigerufene, uns schon von nicht vortheilhafter Seite bekannte Diana erklärte dem Capece ins Gesicht, er habe gelogen. Dieser, gebrochen und zu schwach oder zu feig, um die angedrohte dritte Folterung zu ertragen, gestand nun, daß er die Gunst der Herzogin genossen habe.

Nun stürzte sich der Herzog auf ihn, biß in wüthend in die Wange und tödtete ihn mit 27 Dolchstichen. Dann erdolchte er auch die nach anwesende Diana, der er zugerufen haben soll: „Um deiner bösen Lüste willen hast du Schande und Unglück über mich gebracht."

Als die Nachricht von dem Geschehenen dem Papste gebracht wurde, fragte er nur: „Und was ist mit der Herzogin geschehen?" Er selbst war damals schon dem Tode nahe und scheint sich um die Familienangelegenheiten weniger als um die Inquisition gekümmert zu haben. Auch stand der König von Spanien bei ihm jetzt in hoher Gunst, da er eben wieder einen Schub Ketzer hatte verbrennen lassen.[1]) Um so angelegentlicher wird der moderne Leser, dessen Interesse nicht von Autos de fe in Anspruch genommen wird, sich nach dem Schicksal der Herzogin erkundigen.

Sie hat den am 18. August 1559 verstorbenen Papst nur um zwei Wochen überlebt, und es scheint, daß sein Tod Mitursache des ihrigen war. Ihr Gatte, der im Grunde kein grausamer Bösewicht war, hätte sie wahl auch lieber zu lebenslänglichem Kerker als zum Tode verdammt. Dazu kam noch, daß sie guter Hoffnung war und daher mit ihr das ungeborene Kind das Leben, und weil ungetauft, die ewige Seligkeit verloren hätte. Aber in Rom war nach dem Tode des Papstes die allgemeine Unzufriedenheit mit seiner Regierung in heftigster Weise zum Ausbruch gekommen. Sie kehrte sich gegen die Statuen des todten Papstes und gegen seine lebenden Verwandten. Die Colonna regten sich wieder und die Römer bereiteten eine Expedition vor, um sie wieder in den Besitz der ihnen von Paul IV. weggenommenen Güter zu setzen. Es hieß sogar, die gefangene Herzogin Violante habe sich mit ihnen in Verbindung gesetzt, um ihnen Paliana auszuliefern.

Mehr aber noch als diese Vorgänge und Befürchtungen war es das Drängen des um die sogenannte Familienehre besorgten Bruders der Herzogin und des Kardinals Caraffa, welche den Herzog zur Hinrichtung oder vielmehr Ermordung seiner Gattin bewogen. Am 30. August traf dieser liebevolle Bruder mit Soldaten des Herzogs und zwei Kapuzinern in Gallese ein und wies der Herzogin das von ihrem Gatten unterschriebene „Todesurtheil" vor. Sie ergab sich gefaßt in ihr Schicksal in der Beichte und wiederholt laut ihre Unschuld betheuernd. Die Bitte eines der Kapuziner, die Hinrichtung wenigstens bis zur Geburt des Kindes zu verschieben, wurde mit der Begründung, der Vater sei ja gewiß Marcello Capece, abgewiesen. Als ob ein uneheliches Kind nicht zu leben und nicht getauft zu werden verdiente.

Der Graf von Alife hatte Eile und übernahm es selbst, die Schwester zu erdrosseln. Doch er hatte nur das Herz, aber nicht das Geschick des Henkers. Er verhüllte ihr die Augen und legte ihr die Schnur um den Hals, die sich aber nicht geeignet erwies, weßhalb er sie wieder wegnahm. „Was gibt's?" fragte die Herzogin. „Die Schnur ist nicht gut, ich hole eine bessere, um dich nicht lange leiden zu lassen" antwortete der zärtliche Bruder. Dann kam er mit einer anderen Schnur zurück, legte sie ihr um den Hals, machte einen Knoten, in den er einen Stock hineinsteckte, und erdrosselte sie. Ein Testament zu machen, hatte man der Herzogin, die eigenes Vermögen besaß, nicht gestattet.

Verläßlicher, als über die früheren Vorgänge, sind diese Nachrichten über die letzten Stunden der unglücklichen Herzogin, da die anwesenden zwei Kapuziner wohl als unparteiische Zeugen gelten können.

So schloß der erste Akt der schauerlichen durchaus nicht klassischen Tragödie. Der zweite spielt ungefähr ein Jahr später und auf einem anderen Schauplatz — in Rom.

Beinahe vier Monate hatte das Conclave nach dem Tode Pauls IV. gewährt und erst am 26. Dezember 1559 wurde Kardinal Medici (kein Verwandter der Florentiner) zum Papst gewählt, der den Namen Pius IV. annahm. Kardinal Caraffa hatte für ihn gestimmt und hatte auch sonst Ursache, Dankbarkeit von ihm zu erwarten. So fühlten denn die Caraffas sich vollkommen sicher, und ohne das Gewitter zu ahnen, das sich über sie zusammenzog, reizten sie noch die Familie Colonna durch eine falsche Anklage. Diese ihrerseits strebte nach Wiedererlangung der ihr von Paul IV. konfiszirten Güter und erlangte durch eine Familienverbindung mit dem neuen Papste großen Einfluß. Auch Cosmus, Herzog von Florenz, schürte das Feuer gegen die Caraffa. Am 6. Juni 1560 fand beim Kardinal wieder ein lustiges Banket statt, wie damals üblich, in Gesellschaft leichtfertiger Frauen, und am nächsten Tag wurde er nebst seinem Neffen, dem jungen „Kardinal von Neapel", beim Betreten des Vatikan verhaftet. Der Herzog von Paliana, der Graf von Alife, Leonardo di Cardines und mehrere ihrer Anhänger und Dienstleute wurden in ihren Wohnungen verhaftet, alle Gefangene nach der Engelsburg gebracht.

Es begann ein Monstreprozeß gegen die Familie Caraffa, indem die Ermordung der unglücklichen Herzogin nur eine Episode, einen der 24, später auf 13 reduzirten Anklagepunkte bildete.

Was jetzt im Prozeß Dreyfus als Vorwand gebraucht wird, die Gefährdung der wichtigsten Staatsinteressen, bildete auch damals die schwerste Anklage gegen die Caraffa, besonders gegen den Kardinal, der jedenfalls in seiner Stellung unter Paul IV. mehr Gelegenheit zum Hochverrath hatte als ein Hauptmann im Generalstab.

Mehr aber noch als der Inhalt erinnert die Art, wie der Prozeß geführt wurde, an die Affaire Dreyfus. Das Verlangen des Kardinals, unter Berufung auf eine von Pius IV. im Conclave gegebene Zusicherung, vor einen Gerichtshof seiner Pairs gestellt zu werden, wurde abgewiesen, und nur acht Kardinäle wurden als Beisitzer ohne entscheidende Stimme delegirt. Dem Gerichtshof präsidirte der Gouverneur von Rom, Girolamo Federici, Bischof von Sagona, ein erklärter Feind der Caraffa, dem der Papst noch den Befehl gegeben hatte, ohne Rücksicht auf Form und Rechtsordnung (nulla juris ordine, nullis servatis terminis) vorzugehen. Es wurde ihm auch gestattet, Kardinäle foltern zu lassen, und dem Kardinal Caraffa wurde auch mit der Tortur gedroht. Aber sie wurde weder gegen ihn, noch gegen einen seiner Kollegen angewendet, nur gegen den Herzog von Paliano, der nach dem ersten Schmerz gleich alles gestand, was man wollte, und gegen einige andere Zeugen oder Mitschuldige. Ein Zeuge wurde gleich

[1]) Es wurden am 21. Mai 1559 zwar nur elf Ketzer (zehn Lutheraner und ein „Judaisirender") in Valladolid in Gegenwart des Prinzen Don Carlos verbrannt, aber es waren fast Alle sehr angesehene Personen — Geistliche, Gelehrte, Adelige und auch eine Frau. (S. J. A. *Llorente:* Historia critica de la Inquisicion de España, Madrid 1822, Kap. 20, Art. 1.)

Digitized by Google

nach dem Verhör im Gefängniß erdrosselt; man sagte aber nicht, wie von Oberst Henry, daß er einen Selbstmord begangen habe. Andrerseits erinnert wieder die Art, wie der Herzog von Paliano durch Fälschung eines Briefes einen Unschuldigen der Tortur und dem Kerker überlieferte, um sich rein zu waschen, an das Esterhazy'sche Borderau.

Die abstoßendste Figur in diesem Prozeß war aber der öffentliche Ankläger, der Fiskal Alessandro Pallantieri, Jurist und Geistlicher. Unter dem früheren Papst hatte ihn der damals mächtige Kardinal Caraffa wegen Unterschleifs aus dem Amt gejagt, und er ist dessen erbitterter Feind geworden. Unter Pius wurde er für unschuldig erklärt und wieder in sein Amt eingesetzt, wahrscheinlich in Voraussicht des bevorstehenden Prozesses.

„Dieser Prozeß ist durchaus monstruöser Natur gewesen," sagt Reumont, „man scheute sich nicht, viele Geheimnisse des vorigen Pontifikats aufzudecken und das Andenken Pauls IV. bloßzustellen, um seine Neffen zu verderben." Unter anderem wurde der Kardinal des Einverständnisses mit Türken und Lutheranern angeklagt. Und auch der „Prussien" fehlte nicht: Caraffa unterhandelte durch einen gewissen Friedrich Spät mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Ebenso fehlt nicht der Doppelspion, der während des Krieges des Papstes mit Spanien beiden Parteien diente und beide verrieth.

Interessant ist manches aus der Vertheidigung des Kardinals. Da man auch seine vor dem Pontifikat Pauls IV. begangenen Verbrechen in die Klage einbezog, erklärte er, dagegen habe er sich nicht zu vertheidigen, und berief sich auf die ihm von seinem Onkel am 7. Juli 1555 ertheilte, von uns bereits erwähnte Absolution. Er scheint also angenommen zu haben, der Papst habe ihn als Nachfolger Petri von seinen Sünden und als weltlicher Souverän von seinen Verbrechen absolvirt. In Bezug auf die Türken sagte er, Paul IV. habe im Krieg mit Spanien den König von Frankreich zum Verbündeten gehabt und dessen Alliirter sei der Sultan gewesen; er sei also berechtigt gewesen, dessen Hülfe anzurufen, und habe ihn übrigens nur ersucht, den Feldzug in Ungarn aufzugeben und mit seiner Flotte Neapel und Sicilien anzugreifen. Und auch dies sei nur im Auftrag des Papstes geschehen.

Der Herzog von Paliano und sein Schwager Alife wurden hauptsächlich wegen der Ermordung der Herzogin und Capece's angeklagt. Aber während der Kardinal sich muthig und kraftvoll vertheidigte, waren diese feig, gestanden bald und schoben alle Schuld auf Jenen, mit dem sie aber nicht konfrontirt wurden!

Indessen, wie viel Unrecht und Willkür auch bei diesem Prozeß vorgekommen sein mag, wie viel persönlicher Haß auch mitspielte, am Tode der Herzogin und Capece's waren die Drei jedenfalls schuldig, und dafür haben sie, nach unsrer Anschauung, den Tod verdient. Ehemänner, die den ertappten Liebhaber und die Frau in der ersten Aufwallung tödten, werden ja auch in der Gegenwart oft freigesprochen. Aber hier lag der Fall ganz anders: die Frau war unschuldig und an ihrem Tode war der Gatte der am wenigsten Schuldige.

Am 3. März 1561, drei Vierteljahre nach den Verhaftungen, verlas der Gouverneur von Rom im Konsistorium das Resumee des Prozesses. Die Verlesung dauerte acht Stunden, worauf einige Kardinäle zugunsten der Caraffa sprachen, die meisten schwiegen. Das Urtheil, das der Papst dann dem Gouverneur versiegelt übergab, hat er allein gefällt — ob vor oder nach dem Resumee und ob ganz demselben entsprechend, ist aus den erhaltenen Akten und Berichten nicht ersichtlich. Es erklärte die Herzogin Violante für unschuldig, ihren Gatten, den Bruder, den Schwager Kardinal und Don Leonardo des Todes schuldig.

Vergebens verwendete sich der spanische Botschafter beim Papst um Milderung der Strafe. Wie Muratori, sich auf Kardinal Pallavicino berufend, erzählt, soll aber gerade König Philipp II. gegen die Caraffa gehetzt und ihren Untergang herbeigeführt haben. Pius IV. selbst soll wieder später gesagt haben, es sei ihm in seinem ganzen Leben keine Sache so schwer und betrübend gewesen wie diese Verurtheilung, aber er habe Strenge walten lassen müssen, um den Verwandten späterer Päpste ein warnendes Exempel zu geben. Er selbst hat freilich seinen eigenen Neffen ungeheuer bereichert, zum Theil aus dem Erbe der Caraffa.

Indessen, wie es sich auch mit den Motiven des Papstes verhalten haben mag, die vier Verurtheilten wurden am 5. März hingerichtet, der Kardinal durch den Strick, die drei Anderen durch das Schwert. Die Leichen wurden später in Santa Maria sopra Minerva, in der Kapelle Caraffa, beigesetzt, neben dem Grabmal Pauls IV. und den Fresken Filippino Lippi's und des Beato Angelico. Der junge Kardinal Caraffa, genannt „von Neapel", der auf die Nachricht von der Hinrichtung seiner Oheime einen Selbstmordversuch im Gefängniß gemacht hatte, wurde ein Jahr später gegen Bezahlung einer Geldstrafe von 100,000 Scudi freigelassen.

Bei der Hinrichtung des Kardinals Carlo riß der ihm bereits angelegte Strick, trotzdem ein Henker von Beruf seines Amtes waltete. Es mußte ein anderer geholt werden, mit dem er endlich erdrosselt wurde. Man könnte darin die Vergeltung für den ähnlichen Vorfall bei Erdrosselung der Herzogin sehen. Dem Pornographen und Libellisten Niccolò Franco, der frech und habsüchtig wie sein Freund und späterer Feind Pietro Aretino, weniger Talent und pekuniären Erfolg als dieser hatte, gab der gräßliche Vorfall Gelegenheit zu dem boshaften Epigramm:

Extinxit laqueus vix te, Carafa, secundus;
Tanto enim sceleri non satis unus erit.

Franco, der gegen die Caraffa ungefähr die Rolle des Drumont gespielt hat, wurde acht Jahre später von dem verdienten Schicksal erreicht. Ob der Henker zu seiner Hinrichtung drei Stricke brauchte, wird nicht berichtet.

Der erste Akt des blutigen Trauerspiels hat mit zwei, der zweite mit vier Tödtungen geendet. Zur Beruhigung empfindlicher Leser will ich gleich mittheilen, daß der nun beginnende letzte Akt nicht mit acht Todesfällen endet. Er spielt, wie der zweite, in Rom, sechs Jahre später. Pius IV. war inzwischen gestorben und der Dominikaner und Großinquisitor Kardinal Ghisleri am 7. Januar 1566 zum Papst gewählt worden. Er nannte sich Pius V., ließ in Rom Ketzer verbrennen und exkommunizirte Königin Elisabeth von England.

Bei ihm reichten der Herzog von Montebello, Bruder der hingerichteten Caraffas, und Diomed, Sohn des Herzogs von Paliano, das Gesuch um Revision des Prozesses ein. Pius V., den Paul IV. zum Kardinal gemacht hatte und der den Caraffa wohlgesinnt war, willfahrte bald ihrem Gesuch und verfügte schon im ersten Jahre seines Pontifikats die Revision. Er übertrug sie dem Gouverneur von Rom. Dieser war aber nicht mehr Federici, Bischof von Sagona, auch nicht sein unmittelbarer Nachfolger, der uns wohlbekannte Fiskal Pallantieri, den Pius V. zum Gouverneur von Perugia degradirt hatte, sondern Baldo Ferratino, Bischof von Amelia.

Da es in Rom keine sich in die Justiz einmengende Generalstäbler und Antisemiten gab, begegnete die Revision keinen Schwierigkeiten. Schon im Oktober 1567 wurde das Urtheil vom März 1561 vollständig kassirt, die Caraffas für unschuldig (ob auch am Mord der Herzogin?) erklärt, ihre Ehre retablirt.

Digitized by Google

Und das freisprechende Urtheil hatte noch ein Nachspiel: am 17. September 1569 wurde der frühere Fiskal Monsignore Pallantieri verhaftet und ihm wegen seiner Thätigkeit im Prozeß Carafa, wegen Bestechlichkeit und anderer Verbrechen der Prozeß gemacht. Er saß zwei Jahre im Kerker der Inquisition, wurde dann zur Degradation und zum Tode verurtheilt, am 7. Juni 1571 enthauptet, sein Vermögen konfiszirt.

Damit endigte die Tragödie, an jene dramatische Parodie erinnernd, in der am Schluß der Souffleur erscheint und meldet, das Stück sei aus, weil alle Personen schon todt seien. In der That sind aber auch die Mordthaten und die Hinrichtungen das sicherste in dieser Tragödie, und der Leser wird bemerkt haben, daß ich in meiner Erzählung mehr als einmal Zweifel in Bezug auf einzelne Umstände, auf Schuld und Unschuld ausgedrückt habe. Die Ursache davon ist die Lückenhaftigkeit der Quellen. Die über 10,000 Bogen starken Prozeßakten sind bald nach der Revision auf Befehl Pius' V. verbrannt worden, so daß die neueren Forscher nur einen in der Bibliothek der Accademia etrusca in Cortona befindlichen Auszug in 1209 Blättern benutzen konnten. Dieser Auszug, dessen Herkunft unbekannt ist, betrifft aber nur den Kardinal Carafa. Der älteste Historiker, der als Quelle dienen kann, ist Pietro Nores, der am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Rom lebte. Er hatte, in Diensten Clemens' VIII. und verschiedener Kardinäle stehend, wohl Gelegenheit, sich über den Prozeß genauer zu unterrichten, aber dieser bildet doch nur eine Episode in seiner erst 1847 (im Archivio storico italiano, mit Einleitung und Dokumentenanhang von Luciano Scarabelli) gedruckten Storia della guerra di Paolo IV contro gli Spagnuoli, die nur bis 1561 geht. Auch ist zu berücksichtigen, daß Nores von den Jesuiten protegirt wurde und daher wohl gegen Paul IV. eingenommen war, der nicht für ihren Freund galt. Neuere Forscher, wie Gnoli und Reumont, haben noch manche handschriftlich erhaltene Berichte benutzen können, aber diese betreffen meistens unbedeutende Aeußerlichkeiten.

So bleibt der Phantasie des Dichters, der etwa die römische „Affaire“ des 16. Jahrhunderts dramatisiren wollte, noch reichlicher Spielraum. An Tragik fehlt es nicht und vom Kardinalpalast und hochragender Ritterburg eines machtvollen Feudalherrn bis zum Blutgerüst ist ein stärkerer Kontrast als vom Bureau des Generalstabs zur Teufelsinsel. Auch sind Paul IV. und Pius IV., die Carafa und die Colonna heroischere Gestalten als die Mercier und Cavaignac, die Faure und Dupuy. Ob Niccolo Franco mehr Ehrenmann war als Rochefort oder Drumont, wage ich nicht zu entscheiden.

Dr. M. Landau.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*The Right to the whole produce of labour* by Dr. *Anton Menger*, translated by *M. E. Tanner*, with an introduction and bibliography by Professor *Foxwell*, London, Macmillan and Co., 1899. — Angesichts der banausischen Büchermacherei unsrer Tage thut es wohl, an ein Buch erinnert zu werden, das wie ein einsames Kunstwerk aus dem Flachlande der Alltagsliteratur hervorragt. In den 13 Jahren seit dem Erscheinen der ersten Auflage hat Anton Mengers „Recht auf den vollen Arbeitsertrag“ nach drei Richtungen hin bahnbrechend gewirkt. Wohl am mächtigsten nach der juristischen. Es hat mit den Anstoß zur Entwicklung der auf sozialkritische Revision des positiven Rechts gerichteten Literatur gegeben, zu welcher Anton Menger selbst in seiner bekannten Schrift über „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen“ (Tübingen 1890) einen vorbildlichen Beitrag geliefert hat. Nach der rechtsphilosophischen Seite hin hat das „Recht auf den vollen Arbeitsertrag“ die sozialistischen Schriftsteller der Zukunft zur Klarstellung ihrer obersten Prinzipien gedrängt. Der Verfasser hat durch Zurückführung der sozialistischen Postulate auf zwei Grundrechte („Recht auf den vollen Arbeitsertrag“ und „Recht auf die Existenz“) und durch Aufdeckung des inneren Widerspruchs beider Forderungen eine unvergängliche Denkarbeit geleistet; auch hat er durch Beschränkung seiner unmittelbaren praktischen Folgerungen auf zwei innerhalb der gegenwärtigen Rechtsordnung erfüllbare Programmsätze (Vermeidung arbeitslosen Einkommens und expropriirender Klassengesetzgebung) ein Beispiel maßvoller Zurückhaltung von Umsturztendenzen trotz freiester Kritik der Rechtsordnung gegeben. Auf diese Weise hat Anton Menger, zu den Traditionen der großen Naturrechtslehrer zurückkehrend, den Forderungen der Zeit geläuterten Ausdruck gegeben. — Wenn nach diesen Richtungen hin die Kerngedanken des Buches bereits Gemeingut geworden sein dürften, so hat es ihm in einer anderen Beziehung bisher an allgemeiner Zustimmung gefehlt. Die literaturhistorische Bedeutung dieser Monographie besteht in der Aufdeckung des literarischen Milieus, aus welchem das Schriftthum eines Rodbertus, eines Karl Marx hervorgewachsen ist. Die Feinde des Sozialismus erklärten diese Schriftsteller als zu unbedeutend, um einer so sorgfältigen Erforschung ihrer Quellen würdig zu sein; die Nachbeter jener Selbstdenker konnten die Entgötterung ihrer Abgötter, die Anerkennung der Thatsache, daß auch die Offenbarungen eines Karl Marx keine proles sine matre creata bedeuten, nicht recht vertragen. Dieser Theil von Mengers Leistung hat nun durch Prof. Foxwell, den berufensten Kenner der sozialistischen Literatur Englands, eine bedeutsame Fortsetzung gewonnen. Seine „Introduction“ (CX pp.), eine quellenmäßige Geschichte des englischen Sozialismus in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts, und die „Bibliography of the English socialist school“ (79 S., gegen 600 Nummern) machen die soeben erschienene englische Ausgabe zu einem neuen Buch, während die sorgfältige Uebersetzung ihr für englische Leser fast den Werth des Originals gibt. Es ist nicht unmöglich, daß Anton Mengers bahnbrechende Arbeit, offenbar aus der geistigen Atmosphäre des vormarxistischen französisch-englischen Sozialismus hervorgewachsen, auch auf französisch-englischem Boden, wo der Bann des orthodoxen Marxismus noch nicht die Mannichfaltigkeit der sozialphilosophischen Auffassungen verdrängt hat, erst ihre volle Wirkung hervorrufen wird.

Professor Dr. Siegmund Feilbogen.

K. **Abseits der Touristenstraße.** Reisebilder aus Dalmatien von Prof. M. **Kleiber.** J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping), München. — Nicht nur ein liebenswürdiges, sondern auch ein ehrliches und dabei grundgescheites Büchlein ist das, doppelt erfreulich dadurch, daß jeder Versuch vermieden ist, gelehrt erscheinen zu wollen. Die Schilderung der eigenartigen, prächtigen Scenerie, die in der Küstenstrecke an der blauen Adria von Triest bis hinab zu dem wild zerklüfteten kahlen Felsenlabyrinth der Krivoscie den Reisenden mit ihren hochromantischen Reizen gefangen nimmt, ist trefflich. Das Stückchen Welt dort unten, bei dessen Betreten der Begriff des modernen Reisens zurückgelassen werden muß, will man anders Land und Leute richtig kennen und beurtheilen lernen, erschließt Prof. M. Kleiber unserm Blick ganz meisterlich. Als echter, wanderfroher Tourist hat er die auf diesem Boden nicht ganz leichte, aber unerläßliche Kunst zu üben verstanden, sich in die total fremdartigen Verhältnisse zu fügen, sie zu nehmen, wie sie sind. Mit gesundem, scharfem Blick erfaßt er das dem Auge Gebotene und hält es in der Erinnerung fest, um es mit sonnig goldenem Humor dem Leser zu übermitteln, den am Ende der Lektüre ein förmliches Bedauern beschleicht, daß das Büchlein nicht mindestens dreimal so dick ist, als es sich ihm präsentirt. Das dickleibigste Reisehandbuch mit all seinen historischen, geographischen und sonstigen Anmerkungen ist nicht imstande, uns ein solch anschauliches Bild von dem Leben und Treiben dort unten zu geben, wie diese kleine Broschüre. Wer je einmal Lust verspürt, der Wunderwelt der Dinarischen Alpen einen Besuch abzustatten, der mehr umfassen soll, als das Verträumen von ein paar Wochen in Abbazia oder auf Lacroma, wer für interessante Genrebildchen

aus von der überfeinerten Kultur noch nicht beleckten Gegenden nur ein wenig Vorliebe hat, dem sei dies Büchlein des wackeren Alpenvereinlers nach bestem Gewissen warm empfohlen, er wird es nicht unbefriedigt aus den Händen legen.

* Leuchtende Nachtwolken und ihre Bedeutung. Von der Königlichen Sternwarte in Berlin wird dem „Reichsanzeiger“ folgendes mitgetheilt: „Die sogenannten leuchtenden Nachtwolken, deren Erscheinen in den letzten Jahren seltener und lichtschwächer geworden war, sind in den letzten Wochen in den russischen Ostseeprovinzen auf's neue deutlich wahrgenommen worden. Im Interesse der Erforschung der sehr merkwürdigen Erscheinung ist es angezeigt, die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise wiederum auf diese Wahrnehmung zu richten. Jene Wolken, die in ihrer Struktur den feinsten Federwolken ähneln, sind in den Sommernächten vom Ende Juni bis Anfang August in der Nähe des nördlichen Horizonts gegen Mitternacht in eigenthümlich weißem Glanz zu erblicken, und zwar leuchten sie in der Regel am hellsten etwas nach Mitternacht am nordnordöstlichen Himmel. Bedingung der Sichtbarkeit in unsern Breiten ist es, daß nicht nur für uns der Himmel in der Nähe des Nord-Horizonts völlig frei von tieferliegenden Wolkenbildungen ist und uns so den Ausblick auf jene in großer Höhe über der Erdoberfläche über den mittleren Parallelkreisen von Schweden und Norwegen schwebenden Gebilde öffnet, sondern daß der Weg von der über den nördlichsten Regionen der Erde die Nacht hindurch leuchtenden Sonne bis zu jenen hohen Wolken ebenfalls nicht durch tiefer liegende Wolkenbildungen im höheren Norden verlegt ist. Man darf sich deßhalb nicht irremachen lassen, immer und immer wieder in hellen Nächten nach der eigenthümlich eindrucksvollen Erscheinung zu spähen, wenn man auch wiederholt bei einer am Beobachtungsort ganz durchsichtigen Himmelsbeschaffenheit nichts davon erblickt hat. Es hat eben dann infolge von Trübungen der Luft im höheren Norden die gehörige Beleuchtung der Wolken durch die Mitternachtssonne gefehlt. Wodurch jetzt eine erneute größere Ausdehnung und Helligkeit jener Wolken verursacht sein könnte, steht noch dahin. Offenbar können dieselben sowohl durch vulkanische Emporschleuderungen, als durch Einströmungen von Massentheilchen aus dem Himmelsraum Zuzug empfangen. Es ist festgestellt worden, daß jene Wolkengebilde seit 1885 anhaltend in einer und derselben Höhe, nämlich 82 Kilometer über der Erdoberfläche, geschwebt haben, und daß sie in dieser hohen Region eigenthümliche Bewegungen erfahren, welche auf die Zustände in den Grenzschichten der Atmosphäre ein völlig neues Licht werfen, das möglicherweise zur Aufhellung des Problems der gesammten Bewegungserscheinungen in unsrer Atmosphäre beitragen wird. Schon die zweifellos erwiesene Thatsache, daß Stofftheilchen, welche das Sonnenlicht in ähnlicher Weise reflektiren wie die Eiskrystalle der tiefer (unterhalb 30 km) gelegenen sogenannten Cirruswolken, sich jahrelang in jener großen Höhe schwebend erhalten, ist von solcher Wichtigkeit, daß die Fortführung und Bestätigung jener Ergebnisse durch alljährlich wiederholte Beobachtungen und Messungen nicht genug empfohlen und gefördert werden kann. Noch wichtiger wird aber die Fortführung und Vervollständigung der Messungen hinsichtlich der Geschwindigkeiten und Richtungen der Wolkenbewegungen in jenen großen Höhen sein. Gerade die Gegenden zwischen Mitteldeutschland und dem südlichen Schweden sind hiefür sehr geeignet. Wer für photographische Meßbildaufnahmen, bei deren Ausführung die Berliner Sternwarte gern rathen und helfen würde, nicht eingerichtet ist, wird schon einen werthvollen Beitrag liefern, wenn er in einem möglichst genau präzisirten Zeitpunkt die Lage der Wolken zu bestimmten Punkten des Nordhorizonts womöglich durch sorgfältige Zeichnung, unter genauer Angabe seines eigenen Standorts, feststellt.“

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 20. Juli. I. Physikalisch-mathematische Klasse. 1. Hr. Kohlrausch berichtete über eine von ihm mit Miß M. E. Maltby ausgeführte Untersuchung über das elektrische Leitvermögen wässriger Lösungen von Alkali-Chloriden und Nitraten. 2. Hr. Königsberger, korrespondirendes Mitglied der Klasse hat eine Mittheilung eingesandt über die Irreducibilität algebraischer Funktionalgleichungen und linearer Differentialgleichungen. 3. Hr. Vogel legte eine Abhandlung des Hrn. Dr. J. Hartmann in Potsdam vor: Ueber die relative Helligkeit des Planeten Mars und Jupiter nach Messungen mit einem neuen Photometer. 4. Hr. Kohlrausch legte eine Abhandlung der HH. Prof. L. Holborn und Dr. A. Day in Charlottenburg vor: Ueber die Thermoelektrizität einiger Metalle. 5. Die folgenden Druckschriften wurden überreicht: durch Hrn. Vogel: Région b—f du Spectre Solaire, dessinée par Eugène Spée, Bruxelles 1899. (Text und Atlas); durch Hrn. Möbius: Mittheilungen der Zoologischen Sammlung des Museums für Naturkunde in Berlin. Band I. Heft 2 und 3. Berlin 1899, mit einer Mittheilung des Reisenden der Humboldt-Stiftung Prof. Fr. Dahl über seine Studien auf den Bismarck-Inseln; ferner: Die Figur des Mondes. Von Prof. Dr. J. Franz. Königsberg 1899, als Bericht über Ergebnisse der Ausmessung von Mondphotographien der Lick-Sternwarte mit dem Repsold'schen Meßapparat der Akademie. — II. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Dilthey las eine Abhandlung: Ideen zu einer Bildungslehre und Klassifikation der philosophischen Systeme. Er ging von einer vergleichenden Behandlung der Systeme aus und unterschied nach der Struktur derselben besonders drei Typen der Weltanschauung: Naturalismus und Positivismus, Idealismus der Freiheit und objektiven Idealismus. 2. Hr. Harnack legte eine Mittheilung des Hrn. Dr. Johannes Geffcken in Hamburg vor: Eine gnostische Vision. Der Verfasser untersucht die vv. 512—531 des 5. Buchs der Oracula Sybillina und zeigt, daß sie aus dem Rahmen der übrigen Orakel herausfallen, dagegen ihre Parallele an einem alten, von antiken Religionsphilosophen beachteten Mythus haben. 3. Hr. Sachau legt der Akademie im Namen Seiner Exzellenz des Herzogs de Loubat, Paris, die Ausgabe des Codex Cospianus vor, einer in der Universitätsbibliothek zu Bologna aufbewahrten mexicanischen Hieroglyphen-Handschrift, von welcher der Herzog eine photolithographische Reproduktion mit einer ausführlichen Beschreibung veröffentlicht hat.

* **München.** Als Privatdozent der Philosophie an der hiesigen Universität wurde Dr. Dyroff aus Damm bei Aschaffenburg zugelassen. Seine Habilitationsschrift betraf „Demokritstudien“. Die Antrittsvorlesung handelte von dem „Platonismus in der Philosophie des Mittelalters“.

* **Berlin.** Die bisherigen außerordentlichen Professoren in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität, Geheimer Medizinalrath Dr. August Lucae und Geheimer Medizinalrath Dr. Hermann Senator, sind zu ordentlichen Honorar-Professoren in derselben Fakultät ernannt worden. — Dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen, Dr. Georg Wentzel, ist das Prädikat Professor beigelegt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

v. Diest-Daber: Berichtigung von Unwahrheiten in den Erinnerungen des Fürsten Bismarck und deutsches Rechtsbewußtsein. Zürich, Cäsar Schmidt 1899. — Arthur Gutheil: Nur ein Spiel. Novelle. Leipzig, Grübel u. Sommerlatte 1899. — K. Voßler: Benvenuto Cellini's Stil in seiner Vita. Versuch einer psychologischen Stilbetrachtung. Halle a. S., Max Niemeyer 1899. — *The Journal of Germanic Philology.* Ed. by Gust. E. Karsten. Vol. II — 1899 — Nr. 3. In Kommission: Gust. Fock, Leipzig. — Oesterreichisch-ungarische Revue. Hggb. von A. Mayer-Wyde. 25. Bd. 2. und 3. Heft. 13. Jahrg. Wien, Verlag der Oesterreichisch-ungarischen Revue 1899. — Dr. Jos. Geyser: Das philosophische Gottesproblem in seinen wichtigsten Auffassungen. Bonn, P. Hanstein 1899. — Dr. Arth. Pfungst: Ein deutscher Buddhist (Oberpräsidialrath Theodor Schultze). Biographische Skizze. Stuttgart, Fr. Frommans Verlag (E. Hauff) 1899. — B. Tschitscherin: Philosophische Forschungen. Aus dem Russischen übersetzt. Heidelberg, Otto Petters 1899.

Digitized by Google

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Hans Memling.[1])

### I.

Velhagens reich illustrirte Künstlermonographien, die an sich vorzugsweise populären Zwecken dienen sollen, haben schon im vorigen Jahre Gelegenheit gegeben, eine wissenschaftliche Materialsammlung über einen der bedeutendsten Maler aller Zeiten zu veranstalten. An Kämmerers verdienstvolle Studie über Hubert und Jan van Eyck schließt sich nun heuer eine Monographie vom gleichen Verfasser über den bei uns am meisten beliebten Maler des 15. Jahrhunderts an, über Hans Memling. Auch sie verfolgt das richtige Prinzip, endlich einmal alles, was über den Künstler bekannt ist, zusammenzustellen und, soweit irgend möglich, alle die ihm mit einigem Rechte zugeschriebenen und mit ihm irgendwie in Zusammenhang befindlichen Werke zu publiziren. Kämmerer ist sich völlig bewußt, daß aus dieser großen Menge nicht wenige als Schulgut oder Fälschung ausgeschieden werden; aber um Klarheit zu schaffen, stellte er das ganze Material zusammen, was auch wirklich ein Bedürfniß war. Dem Kunstfreund, der sich um die Richtigkeit der Zuschreibung wenig kümmert, geschieht dadurch kein Leid, der Historiker aber freut sich, wenn er in einem verhältnißmäßig kleinen Bande den umfangreichen Apparat vorgelegt findet.

Hans Memling war, wie von einem wohlunterrichteten Zeitgenossen angegeben wird, aus dem Mainzischen gebürtig und zwar dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß er aus dem Dorfe Mümling in der Nähe von Aschaffenburg stammte. Er ist also von Geburt ein Deutscher, wenn er auch als Maler zu der vlämischen Schule gehört. Es ist eigenthümlich, daß diese ihre größten Meister nicht selbst hervorgebracht hat. Wie Memling auch nach heutiger Geographie ein Deutscher gewesen ist, so waren die beiden Eyck, die von Maas-Eyck stammten, nach damaligen Begriffen Deutsche, ebenso Dirk Bouts, der von Holland nach Löwen übergesiedelt war, und Roger van der Weyden, der von Tournai nach Brüssel kam und ebenfalls kein Vlaame im eigentlichen Sinn des Wortes war. Die vlämischen Städte zogen infolge ihres Reichthums und der starken Bevölkerung die auswärtigen Künstler an sich, gerade wie in späterer Zeit das von Haus aus kunstarme Rom die bedeutenden Künstler aus Florenz und anderen kunstreichen Städten zu sich rief und endlich sogar die großen Rivalinnen überflügelte.

Warum Memling nach Flandern gezogen ist, kann nicht zweifelhaft sein. Das Leben war dort interessanter, der ideale und materielle Lohn für die Künstler größer als in Deutschland, und vor allem war dort für einen Maler viel zu lernen. Nicht als ob die Ziele der niederländischen und der deutschen Malerei sehr verschieden gewesen wären. Sie beide hatten viele Berührungspunkte, und es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß von dem deutschen Rhein, besonders aus den alemannischen Gebieten, Basel mit einbegriffen, mannichfache Anregungen auf die niederländischen Künstler ausgegangen sind. Aber trotz der Gemeinschaftlichkeit der Anschauungen waren die Niederländer in den rein technischen Fragen den Deutschen weit überlegen, und das wußte man in Schwaben so gut wie in Franken.

Memling gehört zur Brügger Schule; wann er aber nach Brügge gekommen ist und ob er vorher erst in anderen niederländischen Städten gewesen sei, darüber wissen wir gar nichts. Bis jetzt hat man sich auf Grund — ganz unbestimmter und unkontrolirbarer — alter Nachrichten immer zu der Meinung geneigt, daß er ein Schüler des Roger van der Weyden gewesen sei. Auch Kämmerer schließt sich ihr an und bringt mancherlei Stützen für diese Ansicht bei, die — abgesehen von jenen unbestimmten Nachrichten — im wesentlichen darauf hinausgehen, daß in unzweifelhaften Werken Memlings sich direkte Anlehnungen an gesicherte Werke Rogers finden lassen sollen. Aber so ganz klar liegt die Sache nicht.

Mit viel mehr Glück, aber zu wenig eingehender Begründung hat Kämmerer wiederholt auf die Möglichkeit hingewiesen, daß Hugo van der Goes, der skrupelvolle Maler von Gent, Memling nachhaltig beeinflußt habe. Memling war in seiner Form- und Farbenanschauung nicht recht selbständig, und Kämmerer betont diesen Umstand mit Recht sehr nachdrücklich. Seine übertrieben runde Modellirung, sogar ein gewisser röthlich-gelber Fleischton, endlich die Vorliebe für violette Tönung können wohl von Hugo van der Goes herrühren. Vor allem aber ist Memlings Verhältniß zu Dirk Bouts ins Auge zu fassen. Dieser viel genannte, nicht sehr hoch geachtete und nicht genug in seiner hohen Bedeutung erkannte Künstler hat unter allen niederländischen Malern des 15. Jahrhunderts den größten unmittelbaren Einfluß ausgeübt. Man hat schon lange bemerkt, daß die außerordentliche Größe Eyckischer Kunst direkte Schüler und Nachfolger nicht nur nicht hervorgebracht, sondern sie vielmehr abgeschreckt hat; die Gefahren der Konkurrenz mit dem gewaltigen Jan waren allzu klar ersichtlich. Man nannte gewöhnlich Roger als den Vermittler Eyckischer Ideen, die erst durch ihn, also aus zweiter Hand, an die späteren Künstler gelangt sein sollen. Diese Ansicht wird sich wohl nicht mehr lange halten lassen. Unbeschadet der persönlichen Bedeutung Rogers muß sein Einfluß viel geringer angesetzt werden als der des Dirk Bouts. Die Kölner wie überhaupt die niederländische Schule empfingen ihre wichtigsten Anregungen von diesem Künstler, unter dessen Zeichen auch die südfranzösische Schule (Nicolas Froment) und die spanische, hauptsächlich aber die niederländische Malerei des ausgehenden 15. Jahrhunderts stehen.

Anstatt der Gegenständlichkeit von Eycks Stil hat Bouts das erzählende Element kultivirt. Die Stimmung

[1]) Ludwig Kämmerer: Memling. Velhagen u. Klasing. Bielefeld 1899.

und der beredte Ausdruck waren sein Hauptziel. So hat er hinübergeleitet zu der mehr lyrischen Kunstauffassung vom Ende des 15. Jahrhunderts, deren Hauptvertreter Hans Memling war. Das würde nun allerdings kein direktes Schulverhältniß von einem zum anderen bedingen; aber es finden sich außerdem bei Memling Züge, die wohl daher kommen mögen, daß er bei Bouts gelernt hat, sei es in dessen Atelier, sei es durch das Studium seiner Werke. So hat er in seinen Jugendarbeiten das strahlende prachtvolle Roth des Bouts beinahe wörtlich herübergenommen, z. B. im hl. Laurentius der Londoner National Gallery. Der Typus seiner hochstirnigen Engelsköpfe läßt sich am leichtesten aus dem Formenschatz des Dirk Bouts ableiten, vor allem aber seine wenig scharfe Auffassung des Portraits und seine typisirende Behandlung des Nackten.

Von dieser Seite betrachtet, erledigen sich manche neuerdings gemachte Zuschreibungen an Memling, denen gegenüber Kämmerer sich mit Recht ungläubig verhält. Der jüngere Wauters hat in sehr wenig geschickt begründeter Weise zwei der wenigen echten Arbeiten Rogers als Jugendwerke Memlings bezeichnen wollen, nämlich den prachtvollen Middelburger Altar der Berliner Galerie und die Anbetung der hl. drei Könige in der Münchener Pinakothek. Wenn wir nun Rogers Einfluß auf Memling weniger hoch anschlagen dürfen, als das bis jetzt zu geschehen pflegte, so ist bei Werken, wo Rogers Name an erster Stelle genannt wird, Memling an letzter oder überhaupt nicht zu nennen. Das Gleiche gilt auch von dem künstlerisch ganz unbedeutenden Sforza-Altar der Brüsseler Galerie, der mit Memling nichts zu thun hat und ein lediglich historisch interessantes Schulbild Rogers ist. Auch die Haager Beweinung Christi, die Manchen noch als echter Roger gilt und von dem jüngeren Wauters unbegreiflicherweise für Memling in Anspruch genommen wurde, erweist sich als eine apokryphe Nachbildung und fremde Weiterbildung von Rogers Kreuzabnahme im Escorial.

Als ältestes uns erhaltenes Werk Memlings dürften wir das Portrait Antons von Burgund in Chantilly ansehen, das gegen 1460 entstanden sein wird — wenn es dem Memling mit Gewißheit zuzuschreiben wäre. Wir wissen leider nichts genaues über den Meister des Bildnisses, von dem die Galerien von Hampton-Court und Dresden wesentlich geringere Repliken besitzen. Es gehört seinem Stile nach ebensogut zu Bouts wie zu Memling, ohne daß es einem von Beiden mit Sicherheit zuzuweisen wäre.

Mit Bestimmtheit aber darf man aus Memlings Werken das gegen 1465 entstandene Diptychon der Jeanne de Bourbon ausscheiden, das sich ebenfalls in Chantilly befindet. Das kleine Altärchen enttäuscht im Original ebenso sehr wie es in den Reproduktionen entzückt, und es ist kein Zweifel, daß hauptsächlich der von Photographien gewonnene günstige Eindruck die Zuschreibung noch immer stützt. Es ist nun nicht zu übersehen, daß in diesem glattweg abzuweisenden, sehr unbedeutenden Werk deutliche Beziehungen zu Roger zu konstatiren sind, und es regt bedenkliche Erwägungen an, daß gerade diejenigen Arbeiten sich nicht für Memling halten lassen, die Rogers Art so nahe stehen.

Auf festem Boden stehen wir erst bei dem wunderschönen Altar des Sir John Donne beim Herzog von Devonshire. Das Bild ist nach dem von Weale beigebrachten urkundlichen Material nicht nach 1469 entstanden und zeigt Memlings Stil schon ganz entfaltet. Von Bedeutung ist besonders die Raumauffassung und Anordnung, die vielleicht am deutlichsten den Unterschied zwischen ihm und Roger zeigt. Während dieser bei einer alterthümlichen teppichartigen Anordnung der Figuren stehen bleibt, komponirt Memling die Personen in den Raum. Das Aufreihen auf ein Band, das Rogers Charakteristikum ist, hat schon Hugo van der Goes zugunsten einer weiter fortgeschrittenen Raumentwicklung aufgegeben, und es ist nicht unmöglich, daß Memling ihm hierin nachgefolgt sei; wenigstens ist die räumliche Behandlung des Bildes beim Herzog von Devonshire viel näher mit der von Hugo's großem Altarwerk verwandt, als mit irgend einer Komposition Rogers, der bis in seine letzte Zeit Hintergrund und Vordergrund niemals einheitlich empfunden und zusammengehalten hat.

Das nächste Werk, noch dazu von sehr großem Umfang, ist das jüngste Gericht in Danzig, das für 1467 datirt zu sein scheint. Die Frage nach der Authentizität ist jedoch noch nicht ganz klar. Mit großer Wahrscheinlichkeit dürfen wir den heiligen Johannes der Münchener Pinakothek in das Jahr 1470 setzen.

Die Galerie Liechtenstein bewahrt eine von 1472 datirte schöne Madonna mit Stifter. Die Jahreszahl ist wegen der für jene Zeit einigermaßen ungewöhnlichen Form der Ziffern vielfach angezweifelt worden; aber sie wird doch wohl alt und echt sein. Sie ist so vorsichtig in die Tonstimmung des Bildes mit einbezogen worden, wie das kein Fälscher thun würde. Der schmale Wandstreifen, auf dem sie steht, ist nämlich an sich von der Sonne beschienen, aber ein Theil liegt unter einem schweren Schatten. Die Inschrift aber steht halb auf dem sonnigen, halb auf dem beschatteten Theil. Die Zahlen aber sind dementsprechend mit verschiedener Farbe aufgetragen und, obwohl ganz deutlich sichtbar gehalten, werden sie doch einem malerischen Prinzip mit jenem Bedacht untergeordnet, der verräth, daß wir es hier mit einer Originalinschrift zu thun haben. Im übrigen ist diese Madonna in ikonographischer Hinsicht sehr beachtenswerth. Das Christuskind trägt ein Hemdchen, was in jener Zeit sehr selten ist und bei Memlings vielen Jesusbildern nie wiederkehrt. Es wäre interessant, zu erfahren, von wo er dieses Motiv, das er kaum selbst erfunden hat, genommen haben mag. Es darf überhaupt nicht verschwiegen werden, daß dieses Bild besonders in der Gewandbehandlung allerlei für Memling überraschende Züge aufweist. Da die Arbeit aber der Jahreszahl zufolge in den uns wenig bekannten Anfang seiner selbständigen Thätigkeit gehört, so sind wir einstweilen nicht in der Lage, die vielen Fragen zu beantworten, die uns hier gestellt werden. Jedenfalls ist die Madonna mit dem Stifter das einzige Werk der Liechtenstein-Galerie, das Anspruch darauf erheben kann, von Memling selbst herzurühren. Das kleine Brustbild der Madonna mit dem göttlichen Kind ist späte und fremde Arbeit.

Es besteht aller Grund zur Annahme, daß Memling von jetzt ab außerordentlich produktiv gewesen ist, wir sind aber leider nur äußerst selten in der Lage, ein Datum angeben zu können. Ungefähr um 1475 werden, dem Alter des Dargestellten nach zu schließen, die schönen Portraits des Willem Morel und seiner Frau entstanden sein. (Brüssel.)

Memling war als Portraitist offenbar sehr beliebt, wie es ja überhaupt zu den Hauptaufgaben der altniederländischen Maler gehört hat, die Bildnisse ihrer Zeitgenossen sorgsam und treu für die Nachwelt auszuführen. Er nimmt unter seinen Berufsgenossen eine eigenartige Stellung ein. Er hat sich weiter als ein Anderer von der Sachlichkeit ferngehalten. Seine Portraits sind in Bezug auf äußere Aehnlichkeit vermuthlich keine hervorragenden Leistungen gewesen. Memling hat sich von stehenden Formeln nicht freigehalten und bildet die einzelnen Körpertheile nach einem gewissen Schema; selbst für so wichtige Organe, wie die Augen hat er eine Schablone besessen; da seine Manier obendrein leicht nachzumachen war, so ist die Frage nach authentischer Ausführung bei den ihm zugeschriebenen

Digitized by Google

Portraits so äußerst selten mit voller Sicherheit zu unterscheiden, wenn man nur nach äußeren Kriterien urtheilt. Aber Memling gab seinen Werken eine Eigenschaft, die für alle Mängel reichlich entschädigt: Empfindung und Fülle des Lebens. Es liegt etwas Elektrisches, ganz Plötzliches in jedem echten Portrait Memlings und wo dieses — allerdings unwägbare, mit dem Verstande nicht zu kontrolirende — unsagbare Etwas fehlt, da fehlt auch der entscheidende Beweis für Echtheit.

Nur wenig später, vielleicht 1476, ist das berühmte Bild der Turiner Galerie entstanden, die Passion Christi. Auf einer einzigen Tafel wird hier die in viele Abschnitte zerlegte Handlung erwählt. Dieser, den Zeiten primitiver Kunstübung eigene Verzicht auf geordnete Komposition und klare Uebersichtlichkeit stört uns heute um so mehr, als Memling einen sehr kleinen Maßstab für seine Figuren gewählt und den Raum so viel wie möglich ausgenutzt hat. Als er dann 1480 die nach dem gleichen Prinzip behandelte Tafel der mit Unrecht so genannten sieben Freuden Mariä malte (Münchener Pinakothek), hat er sich nicht mehr auf so engen Raum beschränkt. Aber es muthet uns noch immer befremdlich an, auf einem Bilde gegen 30 Vorgänge dargestellt zu finden, von denen jede einzelne anderen Malern Stoff genug geboten hat, große Flächen zu füllen. Das thut jedoch der Thatsache keinen Eintrag, daß gerade dieses Werk äußerst sympathisch wirkt, sowohl durch die reichen Farben, als vor allem durch die Poesie der Erzählung. Nicht umsonst hat Moriz v. Schwind es zu seinem Lieblingsbild erkoren. Zwischen diesen beiden Tafeln hat Memling zwei Gemälde geschaffen, die sich beide noch im Besitz des Brügger Johannesspitals befinden und für das Jahr 1479 datirt sind: Die sehr schlecht erhaltene Epiphanie, von der später noch die Rede sein wird, und sein liebenswürdiges Hauptwerk, die mystische Verlobung der heiligen Katharina, deren Datirung ohne zureichenden Grund angezweifelt worden ist.

Man wird nicht so weit gehen, dieses große, farbenreiche, stimmungsvolle Werk als das vollkommenste Altargemälde der altniederländischen Malerei zu betrachten, dazu ist die Farbe trotz ihres Reichthums zu kalt und die Anschauung nicht groß genug: aber kein anderes Altarwerk jener Zeit hat eine gemüthvollere religiöse Stimmung. Die Absicht, feierlich zu stimmen und uns dabei menschlich zu ergreifen, hat kein anderer Meister des 15. Jahrhunderts besser erreicht, und in dieser Hinsicht haben wir in der mystischen Verlobung Katharina's vielleicht die abgeklärteste Erscheinung der gothischen Kirchenmalerei zu erblicken.

Aus dem Jahre 1480 haben wir vorgreifend bereits das große Münchener Bild erwähnt; es bleibt nur das ebenfalls aus diesem Jahre stammende weibliche Portrait der Sammlung des Johannesspitals zu nennen, das unter dem Namen Memlings Sibylle weltberühmt ist. Es verdient alle Beachtung nicht nur wegen seiner feinen malerischen Behandlung, sondern weil es zu den frühesten weiblichen Portraits altniederländischer Schule gehört, die sich vom Einfluß des Madonnenideals befreit haben und auf die darzustellende Persönlichkeit selbst scharf individualisirende Rücksicht nehmen.

Memling war ein wohlbegüterter und angesehener Maler, von dem sich hohe Herren gern portraitiren ließen. Ein besonderes Interesse hat der Bürgermeister von Brügge, Willem Morel, an ihm genommen. Er wurde mehrmals von Memling gemalt; das letzte dieser Bildnisse findet sich auf dem 1484 gemalten Christopharusaltar in der Brügger Akademie. Morel ließ sich mit seiner ganzen vielköpfigen Familie auf den Flügeln portraitiren und wir dürfen diese jedenfalls als eigenhändiges Werk Memlings annehmen, während an dem ziemlich matten Mittelbilde selbst wohl seine Schüler mitgearbeitet haben mögen. Wir wissen ja einerseits urkundlich, daß Memling Schüler hatte und kennen deren Namen, andererseits läßt seine große Fruchtbarkeit zwischen den Jahren 1475 und 1485 den Schluß zu, daß er nicht alle der ihm zugeschriebenen und nicht einmal alle der bezeichneten Werke ohne fremde Beihülfe ausgeführt hat. Gerade um die Wende zum 16. Jahrhundert, wo die Brügger Malschule ihre Bedeutung verlor, hatte sie außerordentlich viel Aufträge zu erledigen, und wir müssen uns darum die großen Meisterateliers als Bilderfabriken denken, von denen man alles haben konnte, ein echtes Kunstwerk und eine hübsche Handwerksarbeit.

Aus dem Jahre 1487 stammen ein Portrait in den Uffizien und das berühmte Bildniß des jungen Niewenhove, das sich im Besitze des Johannesspitals befindet. Das schöne Bildniß gilt als bestes Portrait Memlings, ein Lob, das es trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften nicht verdient. Viel besser erscheint mir noch das neuerdings in die Kölner Sammlung Oppenheim gelangte männliche Bildniß zu sein, über dessen Herkunft und Entstehung wir leider gar nichts wissen.

1489 malte Memling zum Theil unter Beiziehung von Schülerhülfe den berühmten Reliquienschrein der heiligen Ursula für das Johannesspital, wo er noch als größter Schatz des Klosters aufbewahrt wird. Die einzelnen Felder des Reliquiariums sind mit reizenden Miniaturen angefüllt, die die Reisen und den Tod der englischen Königstochter in der liebenswürdigsten Weise erzählen. Der poetische — und auch der kulturhistorische — Werth dieser kleinen Tafeln ist nicht hoch genug zu schätzen; die malerische Behandlung aber ist häufig flüchtiger, als wir das selbst bei Memling gewöhnt sind.

Die übel zugerichtete Kreuzigung in der Marienkirche in Lübeck trägt das Datum 1491 und würde als das letzte von Memlings Werken zu gelten haben, wenn wir über ihn als Urheber völlig im klaren wären; sicher ist nur, daß die Pester Wiederholung des Mittelstücks nebst den in Wien befindlichen Flügeln, die Kämmerer für zweifellose Originale von Memlings eigener Hand hält, späte und schlechte Kopien sind, als welche sie schon Wilhelm Schmidt in seinen werthvollen Bemerkungen zur Wiener Galerie erkannt hat.

Am 11. August 1494 starb der Künstler, mit irdischen Gütern, wie es scheint, reichgesegnet. Er war der letzte Vertreter der reinen altniederländischen Schule, soweit das Figurenbild in Betracht kommt. Schon zu seinen Lebzeiten hatte der Verfall begonnen. Die alte strenge Zucht hörte auf; leicht- und eilfertige Routine begann das reiche Erbe der großen Meister in kleiner Münze zu verausgaben. Daneben war eine neue Schule aufgekommen, die unter Patinirs Führung, nach dem Vorgang des Hieronymus Bosch und vielleicht auch der Holländer, die Landschaftsmalerei zu hoher Blüthe brachte, so daß diese der Figurenmalerei ernstliche Konkurrenz bereiten konnte. In Gerhard David, der mit Patinir in engem Zusammenhang stand und der zugleich Memlings Nachfolger im Range wurde, vereinigten sich beide Richtungen, die abgelöst wurden durch eine archaisirende; diese versuchte unter Quentin Matsys wieder der guten Tradition der alten Eyck'schen Kunst zum Siege zu verhelfen; aber gerade sie leitete mit ihren gelehrten Tendenzen hinüber zu jener neuen Kunst, die die bodenständigen germanischen Elemente und Interessen aufgab und die im Anschluß an die italienische Kunst die Kraft zu erwerben suchte, die der niederländischen Malerei gegen Ende des 15. Jahrhunderts abhanden gekommen war. So steht Memling da als Letzter einer absterbenden Generation, mit allen liebenswürdigen Vorzügen und mit allen Schwächen des letzten Sprossen eines alten Geschlechts. Schon

Digitized by Google

wenig Lustren nach seinem Tode bot die niederländische Schule jenes Bild der allgemeinen Verwirrung, die uns heute noch so unverständlich ist und dem Historiker so viel undankbare Mühe bereitet.

Karl Voll.

## Neue Musikliteratur.

Ueber Friedrichs II. Verhältniß zur Musik haben wir wenig verbürgte Nachrichten. Nicht einmal Zeitgenossen wie Marpurg, Mattheson, Forkel, Reichardt, die in ihren gründlichen Schriften sonst die kleinste Kleinigkeit nicht unerwähnt lassen, sind, soweit sie überhaupt vom preußischen Hof sprechen, genügend unterrichtet und die Anekdoten, die sie uns überliefern, beziehen sich meist mehr auf betheiligte Künstler aus der königlichen Umgebung als auf den König selbst. Die natürliche Folge dieser mangelhaften Kenntniß der Mitwelt war das bis in die Mitte unsres Jahrhunderts nachhaltende geringe Interesse der Nachwelt an dem königlichen Musiker und nicht selten die oft völlig verkehrte Schätzung seiner musikalischen Qualitäten. Erst die neuere Musikforschung hat sich der Pflicht gegen Friedrich erinnert und aus den Briefen, Aufzeichnungen und vor allem aus den zahlreichen Notenmanuskripten seiner Hand ein neues, ungleich vortheilhafteres Licht auf sein internes Musikleben geworfen. Um die Mitte des Jahrhunderts beschäftigten sich mit ihm die Biographen Müller und Kothe; später hat Spitta, der auch in der Bach-Biographie gelegentlich von ihm spricht, seine Kompositionen mit einem Geleitwort herausgegeben. Und nun liegt uns eine neue Arbeit vor: „Friedrich der Große als Musikfreund und Musiker"[1]) von Georg Thouret, ein Buch, das nicht allein alles, was über diese Materie geschrieben wurde, in Kürze zusammenfassen, sondern auf Grund eingehender Untersuchungen der musikalischen Persönlichkeit des Königs zum erstenmal die volle Würdigung angedeihen lassen will. Man darf sagen, der Verfasser, der durch seine umfassende Kenntniß der königlichen Hausbibliothek gerade für diese Aufgabe als besonders geeignet erscheint, ist hinter dem gesteckten Ziel nicht zurückgeblieben. Das Bild, das er uns entwirft, ist scharf. In drei Kapiteln zeigt er uns den „Kronprinzen", das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, dessen Aufenthalt zu Ruppin und Rheinsberg, dann den „König", sein Verhältniß zur Berliner Oper und zu seinen Kapellmeistern, zuletzt den „König-Musikus" als Flötenspieler und Komponisten. Und wir sehen aus allem — das ist die Quintessenz der Thouret'schen Darstellung —, daß Friedrichs Verhältniß zur Musik auf wahrhaft künstlerischen Motiven begründet war. Was den jungen König in Küstrin und Rheinsberg, den rastlos arbeitenden Helden in Sanssouci, den duldenden Helden im Kriege stets wieder zu seiner geliebten Flöte hinzog, war nicht Selbstgefälligkeit oder flüchtige Laune, sondern eine mit wahrem Verständniß gepaarte tiefwurzelnde Neigung zur Tonkunst. Friedrich der Große war, wenn er auch deutsches Wesen und deutsche Kunst noch nicht erkannte, eine echte Künstlernatur, und die Worte, welche er einst nach der Rückkehr aus dem bayerischen Erbfolgekrieg in Potsdam zu seinem Premier Violon de Chambre, Franz Benda, sprach: „Mein lieber Benda, ich habe meinen besten Freund verloren!" — es hatte sich nämlich im Winterquartier, wo er gelegentlich wieder einmal seine Flöte zur Hand nahm, herausgestellt, daß durch die Gicht seine Finger zum Spielen gänzlich untauglich geworden waren, weßhalb er nach der Heimkehr alle Flöten für immer einpacken ließ, — diese schlichten Worte sind Beweises genug. Thourets Buch birgt derartige interessante Aussprüche in ansehnlicher Zahl, wie es sich denn ob seiner vielen, in fließender Sprache gegebenen Anekdoten auch sehr unterhaltend liest. Es verschmäht äußerlich das die Lektüre so sehr erschwerende Fußnotenrüstzeug, obwohl wir es hin und wieder nicht ungern gesehen hätten, verräth aber nichtsdestoweniger eine sorgfältige Quellenbenutzung. Nur einmal passirt dem Verfasser ein arger lapsus historiae. Seite 38 lesen wir „der König schätzte den — Opernkomponisten Hasse, weil ihn seine Musik, als die wahrste, am tiefsten ergriff. Und wir erblicken in seinem Wahrheitsgefühl einen Hauptgrund seiner Vorliebe für deutsche Musik in italienischem Gewande". Deutsche Musik in italienischem Gewande bei Hasse, dessen Musik, vor allem dessen Schreibart für Gesang, durch und durch italienisch ist? Der musikalische Theil ist die stärkste Seite des Buches nicht; manche der citirten Stücke fordern für die Beurtheilung einen erhöhten Standpunkt. Auch hätte Hr. Thouret die Musikpraxis des Auslands mehr ins Auge fassen müssen. Das Buch hat eben auch seine Mängel. Aber es bildet immerhin einen recht werthvollen Beitrag zum Verständniß der Fredericianischen Kunstepoche.

Daß es heutigestags noch Musikschriftsteller gibt, die, abgesehen von den musikalischen, auch die tieferen historischen Fachkenntnisse missen zu können glauben, sollte eigentlich am Ende des Jahrhunderts, das in seinem letzten Viertel eine junge, von Tag zu Tag mehr erstarkende Musikwissenschaft hat erstehen sehen, ausgeschlossen sein. Wir wollen nur auf den großartigen Aufschwung hinweisen, den das gesammte Musikschriftthum, Biographistik, Belletristik, Kritik vor allem der praktischen Verwerthung historischer Erkenntnisse verdanken, und wir möchten den finden, der unsern gewaltigen musikalischen Erscheinungen vollauf gerecht zu werden vermöchte, ohne daß er sie auch aus ihrem Verhältniß zur gewaltigen Vergangenheit, sozusagen in ihrer Wurzel zu erkennen wüßte! Ja, die Wichtigkeit und unabweisbare Nothwendigkeit historischen Ganzwissens für den modernen Musikliteraten ist so klar, daß ihre besondere Betonung fast lächerlich klingt.

Und doch! Eine jüngst erschienene Broschüre über „Deutsche Musik im neunzehnten Jahrhundert"[1]) von Dr. Max Graf belehrt uns, daß das Selbstverständliche keineswegs überall als solches erkannt wird. Der Verfasser hat sich gewiß keine leichte Aufgabe gestellt. Das ganze riesenhafte 19. Jahrhundert rückschauend zu durchfliegen, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu finden, das Wichtigste zu fixiren, gleichsam die ganze Geschichte der musikalischen Neuzeit wie mit einem einzigen Blitz rasch zu durchleuchten, dazu gehört aber mehr als harmlose Musikliebhaberei und der Besitz des illustrirten Reißmann! Wenn auch Hr. Graf da und dort das Abwasser längstgekochten Thees mit etwas Kunstgeschichte und Philosophie genießbarer macht, so vermag er uns doch über die zahlreich darauf herumschwimmenden, eben lediglich aus der musikalisch-historischen Halbheit resultirenden Unklarheiten und Irrthümer nicht hinwegzutäuschen. Erschöpfende Tiefe zu verlangen bei einem in 198 kleinen Druckseiten von Beethoven über Schubert—Schumann—Mendelssohn—Wagner—Liszt—Brahms ... bis Bruckner zu vollführenden Geistesflug wäre grausam. Das liegt uns auch fern. Aber wir hätten doch vor allem über Schubert, Schumann, Liszt und Brahms weniger Worte und mehr Inhalt erwartet. Gewiß, Hr. Graf hat seine eigene Art zu schreiben und sein Stil liest sich mitunter ganz vortrefflich; allein diese Art ist eine gefährliche Art, weil sie nur zu leicht den

[1]) Mit sieben Abbildungen und einem Notenfacsimile. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. 192 S.

[1]) Berlin 1898. Verlag von S. Cronbach. (Am Ende des Jahrhunderts, herausgeg. von Dr. Paul Bornstein, V. Bd.)

Digitized by Google

Wissensdefekt des Stilistikers zu verhüllen und den arglosen Leser hinters Licht zu führen geeignet ist; an Proben von solcher Gefährlichkeit fehlt es dem Buche wahrlich nicht. Hier einige zum Exempel: S. 32: „Andere Zeiten ... werden Tonformen finden, welche den klassischen so wenig gleichen, wie diese einem Madrigale von Josquin des Prés. ...“ Deprès starb 1521 und hat Messen, Motetten, Chansons geschrieben. Die ersten Madrigale aber haben wir aus dem Jahre 1533! S. 46: „... eine symphonische Schöpfung Beethovens ist: das Rondo, welches an Stelle des Menuetts tritt. ...“ Welcher Musiker kann bei Beethovens Symphonien das Scherzo für ein Rondo halten? S. 49: „Poesie der realen Wirklichkeit“ u. a. m. Die Art, wie der Verfasser über Schumann redet, beweist, wie oberflächlich er diesen Meister kennt. S. 74 heißt er ihn „poetisirenden Stubenhocker“, S. 76 fehlt seiner (Schumanns) Lyrik die „Naivität“, sie ist ihm nur sentimental; S. 108 ist Schumann „der Liebling des musikalischen Philisterthums und die unmusikalischsten (!) Leute schwärmen für seine Werke“, S. 109 wird er gar zum „Pubertätslyriker des deutschen Volkes“, S. 112 hat er „die Schubert'sche Dur-Symphonie (?!) aus dem Archiv entdeckt“. Wem das zur inneren Charakteristik des Buches nicht genügt, der lese noch den köstlichen Satz auf S. 95: „Und Lanner mag nicht geringer erscheinen als Beethoven, Offenbach nicht unbedeutender als Wagner“ und die Artigkeit auf S. 128: In Wagners Bewunderung vereinen sich mit den übrigen Menschen „sogar die Kanalräumer der Bildung: die Zeitungsschreiber“!

Aber wir sind schon über Gebühr weitläufig geworden, und wir haben doch nur einen kleinen Bruchtheil unsrer Blüthenlese hier mitgetheilt. — Sachlich nicht viel höher als das Graf'sche Buch stehen Dr. Hermann Frhr. von der Pfordtens „Musikalische Essays“,[1]) wenn auch ihr Ton gemäßigter, der Stil ungleich vornehmer ist. Auch Hr. v. d. Pfordten scheitert an dem Mangel tieferer, vor allem historischer Grundlagen. Er spricht über das „Nationale in der Tonkunst“ und erwähnt vom Volkslied, dem Ausgangspunkt jeglichen nationalen Wesens in der Musik, kein Sterbenswörtchen; er kennt von der italienischen Oper nur die Weise Bellini's, Donizetti's — von den alten hochdramatischen Werken eines Cavalli und Cesti hat er offenbar keine Ahnung; und doch wäre ihm ihre Kenntniß für seine „Essays“ unendlich nützlich gewesen. Auf S. 34 heißt es, die Begabung der Italiener dränge zur Oper hin, es gerathe ihnen alles opernhaft, was sie schreiben; daher auch der Enthusiasmus, mit dem die ersten Opern aufgenommen worden seien ...! „Opernhaft“ sagt man seit Meyerbeer; oder sollten am Ende Monteverdi's, Cesti's, ja auch Scarlatti's, Traetta's oder der alten Florentiner Werke „opernhaft“ gewesen sein? Was der Verfasser uns über „das Leitmotiv als Stilprinzip“ mitzutheilen hat, ist theils allbekannt, theils unrichtig. Wenn er S. 259 behauptet, im Vorausgegangenen eine Geschichte des Leitmotivs skizzirt zu haben, so befindet er sich in gewaltigem Irrthum. Um eine Geschichtsskizze des Leitmotivs zu liefern, muß man erstens eine richtige Definition des „Leitmotivs“, eingeschlossen die Unterscheidung zwischen Erinnerungs- und Leitmotiv (für letzteres überhaupt besser „Tonsymbol“), geben können, muß man zweitens wissen, daß das Leitmotiv nicht erst aus den Tagen der deutschen Romantik, sondern bereits aus Venedigs erster Opernblüthe stammt und daß es nur eine Zeitlang aus der Praxis verschwand, um dann bei den Franzosen des 18. Jahrhunderts wieder aufzutauchen, muß man drittens nicht den bezeichnenderweise vom Verfasser hoch gelobten Reitzel'schen Opernführer und etliche Klavierauszüge ansehen, sondern einzig und allein die Partituren zur Hand nehmen und, so man sie lesen kann, analysiren. Auch in den beiden anderen Essays, „‚Wilhelm Tell‘: ‚Schillers Drama und Rossini's Oper‘, sowie Goethe's ‚Faust‘ und Gounods ‚Margarethe‘“ stoßen wir auf direkte Geschichtsschnitzer und verkehrte Anschauungen. Im übrigen können wir uns mit bestem Willen nicht von der Wichtigkeit der betreffenden Vergleiche überzeugen, wenn uns auch der Verfasser noch so sehr ins Herz redet, daß man Vieles aus der Gegenüberstellung der bewußten Bühnenwerke lernen könne. Wir sind vielmehr bei der Lektüre der beiden Essays am Schluß jedesmal so klug wie am Anfang. Ist etwa neu: daß Schillers Tell ein Held, Rossini's Tell ein Schützenkönig, Goethe's Faust der „Faust“, Gounods Faust ein Tenor sind? Können dieselben überhaupt miteinander „verglichen“ werden? Ausreichendes Wissen hätte den Autor vor der ganzen unnützen Arbeit bewahrt, und ausreichendes musikalisches Wissen, sei es nun historischer, ästhetischer oder rein technischer (vergl. S. 244, „... der ‚sogenannte‘ Kontrapunkt ...“) Natur, fehlt dem Buch überall. Die Abschnitte, die nicht oder nur obenhin „musikalisch“ sind, geriethen entschieden am besten; sobald aber der Stoff den Verfasser verleitet, über den landläufigen musikalischen Alltagsgedankenkreis hinauszugehen, wird die Wurzelfäule seiner Darlegungen evident. Auch der Titel „Essays“ ist irreführend. „Essay“ bedeutet eine Darstellung wissenschaftlicher Resultate in populärer Form. Hievon kann bei diesem Buch keine Rede sein.

Da ist Heinrich Adolf Köstlins „Geschichte der Musik im Umriß“,[1]) die nunmehr in fünfter verbesserter Auflage vorliegt, doch aus ganz anderem Holze geschnitzt. Auch Köstlin ist Dilettant. Aber er gibt wenigstens im Ernst der Absicht dem Fachmann nichts nach. Ein Blick auf die Anmerkungen zu seiner Geschichte belehrt uns, daß er sich mit den neuesten Resultaten vertraut zu machen suchte und fast alle wichtigeren Arbeiten über die verschiedenen Zweige sich aneignete. Das schließt freilich nicht aus, daß der Fachmann das Buch doch nur mit gemischten Gefühlen lesen kann. Denn während z. B. der Artikel über den liturgischen Gesang (II, 1a) ganz gut geschrieben ist, sind die Abschnitte 3 und 4 des 2. Hauptabschnitts (1. Kapitel) und der Abschnitt „über die Ausbildung des mehrstimmigen Gesangs unter der Führung niederländischer Meister“ wenig erschöpfend bearbeitet. Besonders die Daten über die Entstehung und Weiterentwicklung des Madrigals hätten bei dem heutigen Stand der Hülfsmittel viel genauer präzisirt werden können. Woran das wohl liegt? Wir meinen, die Hauptschuld tragen nicht Köstlin, noch seine beiden fleißigen Mitarbeiter Karl Schmidt und Dr. Willibald Nagel, sondern eben die Musikgeschichte selbst, weil sie zur universalistischen Bearbeitung einfach noch nicht reif ist. Wie viele Tonmeister harren noch ihres Monographen, wie viele Strecken des gesammten Gebiets liegen noch brach in tiefem Dunkel! Was wissen wir vom ganzen 17. Jahrhundert? Wie wenig doch eigentlich von Josquin, Willaert, Glarean, Gabrieli, Lulli, Steffani! Es fehlen noch so viele wichtige Glieder des inneren Zusammenhangs der einzelnen Erscheinungen. — Die Entstehungsursache dieser historischen Nebelflecke beruht einestheils in der Sorglosigkeit, mit der frühere Jahrhunderte oft das werthvolle Noten- und Aktenmaterial der zeitgenössischen Komponisten und Schriftsteller behandelten, anderntheils auch in dem geringen Sinn für Chronistik und Statistik. Selbst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist von einem Erwachen dieses Sinnes noch wenig zu spüren. Wenn nicht die Kirchen- und Hofarchive, oft aber nur der blinde Zufall, uns so manche Rechnung oder Privatkorrespondenz

[1]) Neue Folge. München, Beck'sche Verlagshandlung 1899.

[1]) Berlin, Reuther u. Reichard, 1898.

Digitized by Google

bewahrt hätten, wüßten wir über die größten Meister kaum das Nöthigste. Erst das 18. Jahrhundert nahm es hierin genauer, seit die Brossard, Burney, Forkel ihre Kompendien zu schreiben begannen. Heute könnte man fast von einer statistischen Ueberproduktion reden, wenn man die verschiedenen Jahrbücher und Monatsschriften mit den meist am Schluß aufgeführten Bücherverzeichnissen betrachtet, ich erinnere nur an das Peters'sche Jahrbuch und die Vierteljahrschrift. Für die Gegenwart haben solche Statistiken verhältnißmäßig wenig Werth, aber die Nachwelt wird dafür um so dankbarer sein.

In diesem Sinn repräsentirt auch die bereits im 4. Jahrgang erscheinende Broschüre „La musique à Paris",[1]) 1897—1898, par Gustave Robert eine sehr verdienstvolle Arbeit. Es wird für die Musikforscher des zweiten Jahrtausends von großem Interesse sein, zu erfahren, wie und was man am Ende der Musikepoche Beethoven-Wagner in Paris musizirt hat. Nach Hrn. Roberts Aufzeichnungen wurde letztes Jahr sehr viel häufiger deutsche Musik aufgeführt als 1897. Wir begegnen den Namen J. S. Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Schumann, Mendelssohn, Richard Wagner alle Augenblicke und können die für uns sehr schmeichelhafte Thatsache konstatiren, daß die meisten Konzertprogramme über 50 Prozent deutsche Musik enthalten. Dagegen kommt das italienische Element in Paris augenscheinlich sehr schlecht weg; es ist mit nur fünf Prozent vertreten, während auf Rußland etwa zehn Prozent (Balakirew, Rimsky-Korsakow) entfallen, der Rest aber den Franzosen und Belgiern gehört. Wer übrigens der französischen Musikproduktion bisher einige Aufmerksamkeit widmen konnte, dürfte leicht bemerkt haben, wie viel hochbegabte, eigenartige Künstlerpersönlichkeiten (C. Frank, d'Indy, Debussy, Chausson) in den letzten Jahrzehnten da erstanden sind. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man diesem merkwürdigen, allerdings durch Wagner-Liszt stark beeinflußten Aufschwung der französischen Musik eine Zukunft prophezeit.

Dr. Theodor Kroyer.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Der gestirnte Himmel im Monat August** (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). In mondfreien Augustnächten kommt der Anblick des gestirnten Himmels hinsichtlich des Glanzes und der Anzahl der sichtbaren Sterne jenem in klaren Winternächten ziemlich nahe. Die Milchstraße hat nunmehr ihren höchsten Stand erreicht, in leicht geschwungenem Bogen zieht sie, den sichtbaren Theil der scheinbaren Himmelskugel nahezu halbirend, vom nordöstlichen Horizont nahe am Zenithpunkt vorbei zum südwestlichen Horizont.

Im Scheitelpunkte, inmitten der Milchstraße, steht das Sternbild des Schwans mit dem Stern erster Größe Deneb, während im Süden, am unteren Rande der Milchstraße, das Sternbild des Adlers glänzt, dessen hellster Stern Atair eben durch den Meridian geht. Zwischen Schwan und Adler befindet sich der Fuchs mit der Gans und östlich von den beiden letzteren, am Ostrande der Milchstraße, das Sternbild des Delphins. Südlich vom Adler kulminirt ferner das Sternbild des Antinous. Die gleichfalls im Süden stehenden Sternbilder des Schützen und des Steinbocks erheben sich nur wenig über den Horizont. Ein breiter dunkler Kanal zieht sich, in der Nähe des Zenithpunktes beginnend, durch den südlichen Theil der Milchstraße hindurch bis zum Horizont, in ihm liegt, südwestlich vom Adler, der Sobieski'sche Schild, an welchen sich weiter westlich das Sternbild des Schlangenträgers anschließt.

Westlich vom Scheitelpunkt, nur wenig außerhalb der Milchstraße, steht das Sternbild der Leier mit dem Stern erster Größe Wega, noch weiter westlich und nahezu auf dem gleichen Parallelkreise stehen die Sternbilder des Herkules und der Schlange, ersteres mit einem außerordentlich reichen und prächtigen Sternhaufen. Die Waage und der Skorpion sind im Westen schon theilweise untergegangen, doch ist der rothfunkelnde Antares, der hellste Stern im Skorpion, noch immer sichtbar.

Im Nordwesten steht die Nördliche Krone, unter ihr, schon ziemlich tief, das Sternbild des Bootes mit dem hellen Stern Arktur, ferner die Jagdhunde und, noch weiter gegen Norden, der Große Bär.

Im Südosten ist der südliche oder Große Fisch mit dem glänzenden Stern erster Größe Fomalhaut im Aufgang begriffen; in etwas größerer Höhe steht daselbst der Wassermann und zwischen diesem und dem Delphin das Füllen.

Im Osten steht noch ziemlich tief das Sternbild der Fische und über diesem das ausgedehnte Sternbild des Pegasus. Im Nordosten erblicken wir endlich noch die Sternbilder der Andromeda und des Widders und im nördlichen Theile der Milchstraße die Sternbilder des Cepheus, der Cassiopeja und des Perseus, letztere noch ziemlich tief am Himmel stehend.

---

Die Sonne nähert sich im Monat August dem Aequator um weitere 9½°, um die Mitte des Monats steht sie noch rund 14° nördlich von ihm, wonach ihre Kulminationshöhe um diese Zeit für die Breite von München immer noch 56° beträgt. Die Entfernung der Sonne von der Erde nimmt im Laufe des Monats um 120,000 Meilen ab, was ein Anwachsen des scheinbaren Durchmessers ihrer Scheibe von 30' 31.0" auf 30' 42.3" zur Folge hat.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

| August | Aufgang | | | Untergang | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | 4 h | 50 m | früh | 7 h | 49 m | abends |
| 8. | 4 | 59 | „ | 7 | 39 | „ |
| 15. | 5 | 9 | „ | 7 | 27 | „ |
| 22. | 5 | 18 | „ | 7 | 14 | „ |
| 29. | 5 | 28 | „ | 7 | 1 | „ |
| 31. | 5 | 30 | „ | 6 | 58 | „ |

Die Tageslänge nimmt hienach im Verlauf des Monats August fast genau um 1½ Stunden ab, am Ende des Monats beträgt sie noch 13 Stunden 28 Minuten, wozu noch je etwa 50 Minuten für die Morgen- und Abenddämmerung kommen.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat August sind folgende:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 6. | August | 1 h | nachm. | Neumond |
| 6. | „ | 11 | nachts | Erdferne |
| 14. | „ | 1 | nachm. | Erstes Viertel |
| 20. | „ | 11 | nachts | Erdnähe |
| 21. | „ | 6 | vorm. | Vollmond |
| 28. | „ | 1 | nachts | Letztes Viertel. |

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

| August | Aufgang | | | Untergang | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | 12 h | 5 m | nachts | 4 h | 27 m | nachm. |
| 8. | 7 | 3 | vorm. | 7 | 59 | abends |
| 15. | 2 | 47 | nachm. | 11 | 15 | nachts |
| 22. | 7 | 28 | abends | 6 | 57 | vorm. |
| 29. | 11 | 44 | nachts | 8 | 12 | nachm. |
| 31. | 12 | 42 | „ | 4 | 30 | „ |

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten gestalten sich allmählich wieder ungünstiger.

Merkur bewegt sich noch bis zum 4. August rechtläufig, dann rückläufig und vom 28. August ab neuerdings rechtläufig im Sternbild des Großen Löwen, er durchläuft also während des Monats August scheinbar eine Schleife unter den Fixsternen. Seine Entfernung von der Erde beträgt durchschnittlich 14.5 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner fast voll erleuchteten Scheibe 11.0". Merkur erreicht am 16. August seine größte südliche heliozentrische Breite, am 19. August kommt er in untere Konjunktion mit der Sonne zu stehen. Am Anfang des Monats geht Merkur etwa ½ Stunde nach der Sonne unter, um die Mitte des Monats

[1]) Paris, Libraire Ch. Delagrave.

verschwindet er in ihren Strahlen. Gegen den Schluß des Monats geht er etwa $1^1/_2$ Stunden vor dem Tagesgestirn auf, so daß er in der letzten Augustwoche in den frühen Morgenstunden für das unbewaffnete Auge als **Morgenstern** am östlichen Himmel sichtbar ist.

**Venus** geht in rascher rechtläufiger Bewegung vom Sternbild der Zwillinge in das des Großen Löwen. Ihr Abstand von der Erde steigt im Laufe des Monats von 33.7 auf 34.7 Mill. Meilen an, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 99 Proz. beleuchteten Scheibe beträgt im Mittel 9.9". Am 20. August geht Venus durch das Perihel ihrer Bahn, am 5. August kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Venus geht im Monat August durchschnittlich eine Stunde vor der Sonne auf, sie ist also unter günstigen Umständen — freilich nur für kurze Zeit — am östlichen Morgenhimmel als **Morgenstern** wahrzunehmen.

**Mars** setzt seine rechtläufige Bewegung im Sternbild der Jungfrau noch weiter fort. Sein Abstand von der Erde wächst, im Mittel beträgt er 43.6 Mill. Meilen, was einem scheinbaren Durchmesser seiner (zu 95 Proz. beleuchteten) Scheibe von 4.4" entspricht. Da Mars im Monat August durchschnittlich $1^1/_2$ Stunden nach der Sonne untergeht, kann er in der Abenddämmerung während kurzer Zeit am westlichen Himmel beobachtet werden. Am 10. August kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

**Jupiter** geht in langsamer rechtläufiger Bewegung vom Sternbild der Jungfrau in das der Waage. Seine Entfernung von der Erde beläuft sich am 1. August auf 109.5, am 31. August auf 118.5 Mill. Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe sinkt dementsprechend von 33.5" auf 31.0" herab. Jupiter geht durchschnittlich um 10 Uhr nachts unter, ist daher ziemlich tief am südwestlichen Horizont nach Sonnenuntergang noch für einige Stunden sichtbar. Am 12. August nachts kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

**Saturn** ist fast während des ganzen Monats August stationär (unter den Fixsternen scheinbar stillstehend) im Sternbild des Schlangenträgers, entfernt sich aber dabei um fast 10 Mill. Meilen von der Erde, so daß am Schluß des Monats sein Abstand von dieser sich auf 198.5 Mill. Meilen beläuft. Der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe beträgt im Mittel 16.0", die scheinbaren Dimensionen seines gegenwärtig noch immer völlig geöffneten elliptischen Ringes sind: große Achse 39.0", kleine Achse 17.6". Saturn geht im Monat August durchschnittlich gegen Mitternacht unter; abgesehen von seinem tiefen Stand am südwestlichen Himmel bildet er also immer noch ein dankbares Beobachtungsobjekt. Am 16. August kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

**Uranus** ist im gleichen Sternbild wie Saturn, dem er noch immer um eine Stunde fast auf dem gleichen Parallelkreis vorangeht, ebenfalls fast während des ganzen Monats stationär. Seine Entfernung von der Erde beträgt durchschnittlich 378 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 3.8". Am 27. August kommt er in Quadratur zur Sonne zu stehen. Uranus geht im Durchschnitt etwa eine Stunde vor Mitternacht unter, ist daher ebenfalls fast während des ganzen Monats sichtbar.

**Neptun** setzt seine äußerst langsame rechtläufige Bewegung im Sternbild des Stiers in gleicher Weise wie bisher fort. Er nähert sich im Laufe des Monats der Erde um weitere 9 Mill. Meilen, im Durchschnitt ist er 612 Mill. Meilen von ihr entfernt. Neptun geht um die Mitte des Monats gegen Mitternacht auf, kann also (mit größeren Instrumenten) in der zweiten Hälfte der Nacht am Himmel beobachtet werden.

**Kometen.** Die gegenwärtig noch am Himmel stehenden Kometen **Swift**, **Tempel II** und **Holmes** sind sämmtlich so schwach, daß sie nur ganz großen Instrumenten zugänglich sind.

**Sternschnuppen.** Einer der schönsten und am längsten (seit mehr als 1000 Jahren) bekannten periodischen Sternschnuppenschwärme, der scheinbar von dem Stern $\eta$ im Perseus ausstrahlt und deßhalb den Namen **Perseiden** (nach früherer Bezeichnung auch „**Laurentiusstrom**" oder „feurige Thränen des heiligen Laurentius") führt, erreicht am 10. August das Maximum seiner Frequenz. Bemerkenswerth ist dieser Sternschnuppenschwarm noch dadurch, daß er, wie **Schiaparelli** zuerst zeigte, gleich den Leoniden und Bieliden in einer elliptischen Bahn die Sonne umkreist, die mit der Bahn eines periodischen Kometen (1862, III) zusammenfällt. Da um die Zeit vom 8. bis 12. August die Nächte mondfrei sind (siehe oben), dürfte die diesjährige Erscheinung der Perseiden bei günstiger Witterung sich zu einer besonders glanzvollen gestalten. — Vereinzelte Sternschnuppenfälle mit mehr oder weniger starker Frequenz sind während des Monats August noch aus dem Wassermann (**Aquariden**), aus dem Pegasus (**Pegasiden**), aus dem Drachen und endlich aus dem Cepheus zu erwarten. -rl-

**Wilhelm Gundlach: Heldenlieder aus der deutschen Kaiserzeit** aus dem Lateinischen übersetzt, an zeitgenössischen Berichten erläutert und eingeleitet durch Uebersichten über die Entwicklung der deutschen Geschichtsschreibung im 10., 11. und 12. Jahrhundert zur Ergänzung der deutschen Literaturgeschichte und zur Einführung in die Geschichtswissenschaft. 3. Band: **Barbarossa-Lieder.** Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung, 1899. pp. XXIII, S. 1061. — Die ersten beiden Bände dieses groß angelegten Werkes, „Hrotsvitha's Otto-Lied" (1894) und den „Sang vom Sachsenkrieg (1890)" enthaltend, sind dereinst in diesen Blättern besprochen worden; nun liegt der Abschluß der mühevollen verdienstreichen Arbeit vor. Es ist anzunehmen, daß dieser Theil dem Herrn Verfasser minder schwere Mühe machte als die früheren, die nicht nur den Forscher, auch den Dichter — oder doch Umdichter — in ihm stärker in Anspruch nahmen. Nun ist Hr. Dr. Grundloch allerdings in beiden Sätteln gerecht und, wie bei den ersten Theilen rühmend anerkannt wurde, ist auch diesmal über die Versbehandlung nicht nur nichts übles, vielmehr nur löbliches zu sagen: auch diese nicht immer leichte, vielmehr oft undankbare Aufgabe ist glücklich gelöst. Allein der Herr Verfasser fühlt sich doch wohl in der Wissenschaft mehr zu Hause denn in der Dichtung: und das ist gut! Denn auch minder gelungene Versverdeutschung würde der Arbeit weniger schaden als geringe wissenschaftliche Leistung. Hr. Gundlach hat sich vielfach als vortrefflichen Forscher bewährt, zumal auch in seiner Ausgabe der westgothischen Briefe in den „Monumenta" und den beigefügten Erläuterungen: wer je auf diesem Gebiet gearbeitet hat, weiß von dessen Dornen zu erzählen. So wird man wohl dem Werk und dem Verfasser nicht unrecht thun, findet man das Schwergewicht der Leistung in den überaus gründlichen wissenschaftlichen Erläuterungen der „Lieder", von denen nur die „Märe von Mailands Eroberung" (anno 1158), Gottfrieds „Gesta Friderici" (anno 1148), das „Drama vom Ende des römischen Reichs" und einige der köstlichen „Vagantenlieder" metrisch übertragen sind: diese letzteren mit ihren kurzen (vierfüßigen) Verszeilen boten dem Uebersetzer die größten Schwierigkeiten: sie sind glücklich überwunden.

Der gelehrte Inhalt des Buches behandelt in einer tief schöpfenden Einleitung die deutsche Geschichtschreibung unter Kaiser Lothar und den Staufischen Herrschern des 12. Jahrhunderts, die Reichs- und Weltgeschichten im thüringisch-sächsischen und im welfischen Bereich, Stifterbiographien und Stiftungsgeschichten, süd- und westdeutsche Biographien kirchlicher Persönlichkeiten, endlich Reichs- und Weltgeschichten in West- und Süddeutschland. Auf die Wiedergabe der Barbarossa-Lieder folgen dann die werthvollen Erklärungen: zeitgenössische Berichte über Friedrich Barbarossa und sein Reich. Auch wer mit jenen Quellen gut vertraut, wird in diesen Ausführungen mannichfache Anregung und Belehrung finden. Großes Gewicht legt der Verfasser mit Recht auf die Germanisirung des Nordostens — Wagrien, Mecklenburg, Brandenburg — eine Kulturarbeit mit Pflug und Schwert, die in den Geschichtswerken oft hinter die glänzenderen Bilder der Kämpfe in Italien allzu sehr zurückgedrängt erscheint.

Da ich gerade beim Worte bin, will ich die Forscher in diesen Dingen hinweisen auf einen karolingischen Fall, der in die Geschichte zum Heldensang verarbeitet wurde oder richtiger ihn geweckt hat. Nachdem schon Waitz die anziehende Vermuthung ausgesprochen hat, der Beiname „Karls des Hammers"

Digitized by Google

sei zuerst in Lagerliedern aufgekommen, und zwar bei den Austrasiern, da bei den Vulgär-Latein sprechenden Neustriern und Aquitanern eine doppelte Uebersetzung — „Martell“ und „Tundites“ — begegnet, habe ich im dritten Band der „Urgeschichte“ III, S. 795 1887 darauf hingewiesen, daß die Schilderung, die der sonst so überaus nüchterne und trockene Isidor von Beja in seiner Chronik von dem Sieg Karls bei Conon am Clain (anno 732) gibt, unmöglich auf dem Sandboden seiner Gedanken erwachsen sein kann, sondern in dessen schwungvollen, echt dichterischen Ausdruck aus Liedern des siegreichen Lagers, diesmal aber von den Südvölkern ausgegangen ist, die bewundernd die Armeskraft in den Hieben der „Naturvölker“ preisen. Amtsgenosse Suchier in Halle hat meiner Vermuthung zugestimmt, aber genauere Untersuchung wäre erwünscht.

Ich kehre zu dem Werk des Hrn. Gundlach zurück, ihm und seinen Lesern Glück dazu zu wünschen. Der nicht wortarme Titel sagt doch mit keinem Wort zu viel. Der Geschichtswissenschaft wie der Literaturgeschichte kommen diese Arbeiten zustatten.

Breslau, 23. Juli 1899. Felix Dahn.

Dr. Dresdner: Oekonomische ärztliche Verordnungsweise. Verlag Piloty u. Löhle, München 1899. — Mit Einführung der freien Aerztewahl für bestimmte Kassenangehörige in München hatte Dresdner ein Arzneibuch nach dem Titelprinzip verfaßt. Dasselbe hat große Anerkennung gefunden und dies wohl ungetheilt in den Münchener betheiligten ärztlichen Kreisen. Nun liegt ein erweitertes, nicht bloß für Münchener Kassen, sondern für ganz Bayern bestimmtes Rezeptbuch vor, unter Mitwirkung von Dr. Rieder und Apotheker Dantze. Daß der wissenschaftliche Inhalt nur auf soliden Erfahrungen begründet ist, braucht hier nicht hervorgehoben zu werden; es genügt hier, auf die in praktischer Beziehung musterhaft durchgeführte Arbeit hinzuweisen. Bei Feigelristung der Grundsätze, auf welchen das Werk angelegt ist, hat der Arzt reichlichst Gelegenheit, dem wirthschaftlichen Interesse der Verbände und Klienten zu nützen. Von fachmännischer Seite zollen wir rückhaltlosen Dank, sicher, daß das Buch die gebührende Verbreitung und Benutzung über München hinaus finden wird. Druck, Form, Uebersichtlichkeit sind sehr gut. Dr. v. Noorden.

* Ueber die Ausgrabungen auf den Inseln Thera (Santorin) und Paros, die das Deutsche Archäologische Institut jetzt wieder aufgenommen hat, wird der „Voss. Ztg.“ aus Athen geschrieben, daß die Arbeiten, nach einem soeben eingelaufenen Bericht des Ephoros Sotiriadis, von bedeutendem Erfolg begleitet gewesen sind. So wurden auf Paros sehr reiche Gräber aus römischer Zeit und auf der Akropolis dort reiche prähistorische Gräber aus der sogenannten Inselkulturepoche entdeckt, die gleichzeitig oder älter ist als die sogenannte Mykenische. In Thera wurde an dem Punkt „Messa-Vonao“ die ganze alte Stadt mit ihren Säulenhallen, Märkten und Privathäusern aufgedeckt — ein wahres griechisches Pompeji! Außerdem wurden in Paros durch Hrn. Dr. Rubensohn und in Thera durch Prof. Hiller v. Gärtringen zahlreiche Inschriften und Reliefs gesammelt. Der letztgenannte Gelehrte überwies vor kurzem eine reiche Sammlung prähistorischer Vasen an das provisorische Museum zu Thera und spendete außerdem noch 2000 Drachmen für die Errichtung eines ständigen Museums, in welchem die werthvollen Funde der Insel Aufnahme finden sollen.

* Ueber die leuchtenden Nachtwolken und ihre Bedeutung veröffentlichten wir in der letzten Nummer einen Aufruf, mit dem die kgl. Sternwarte in Berlin um die Mittheilung von Beobachtungen über das Phänomen der leuchtenden Nachtwolken ersuchte. Es hieß darin: „Wodurch jetzt eine erneute größere Ausdehnung und Helligkeit jener Wolken verursacht sein könnte, steht noch dahin. Offenbar können dieselben sowohl durch vulkanische Emporschleuderungen als durch Einströmungen von Massentheilchen aus dem Himmelsraum Zuzug empfangen.“ Die Annahme, daß vulkanische Eruptionen die Ursache der Erscheinungen seien, scheint sich in der That zu bewähren. Wie ein Telegramm der „Frankf. Ztg.“ aus New-York am 29. Juli meldet, bedecken die Eruptionen des Vulkans Mauna Loa die ganze Insel Hawaii mit einer dichten Rauchwolke, die Hunderte von Meilen auf See nach bemerkbar ist. Diese Meldung deutet auf einen Ausbruch von ganz ungewöhnlicher Stärke hin und es dürften sich ja die Lichterscheinungen wiederholen, die beim Ausbruch des Krakatoa in der Sundastraße im August 1883 bis in sehr nördliche Breiten beobachtet werden konnten.

* **München.** Der Oberingenieur Robert M. Friesl aus Nürnberg wurde zum ordentlichen Professor der Elektrotechnik an der mechanisch-technischen Abtheilung der hiesigen Technischen Hochschule ernannt.

* **Zürich.** Der früher in Leipzig thätige, hier seit zwei Jahren als Professor der Physiologie an der Universität angestellte Prof. Dr. Max Frei hat einen Ruf als Ordinarius an die Universität Würzburg angenommen, wo er die Stelle des in den Ruhestand tretenden Physiologen Prof. Fick übernehmen wird.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Puschmann: Stellung und Ansprüche des unehelichen Kindes und seiner Mutter, sowie die Legitimation unehelicher Kinder nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. 2. Aufl. Cöthen, Paul Schetters Erben. — Dr. Heinrich Schröder: Justitia regnorum fundamentum. Beiträge zur Statistik des höheren Lehrerstandes in Preußen. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer 1899. — Dr. Rud. Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. 4. Lfg. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Adolf Merkel: Gesammelte Abhandlungen aus dem Gebiet der allgemeinen Rechtslehre und des Strafrechts. II. Theil, 1. und 2. Hälfte. Straßburg, Karl J. Trübner 1899. — Dr. M. Hachenburg: Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Vorträge. 2. Aufl. (Der Geist des Bürgerlichen Gesetzbuchs. I. Theil.) Mannheim, J. Bensheimer 1899. — Graf Vandalin-Mniszech: Der spanisch-amerikanische Krieg und seine Rückwirkung auf die deutsche Flotten- und Kolonialpolitik. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer 1899. — Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Hggb. v. Brandl-Keller. 35. Jahrg. Berlin, Langenscheidt'scher Verlag 1899. — Ostseebäder und Städte der Ostseeküste; Rheinlande; Wegweiser durch den Schwarzwald. 8. Aufl. (Meyers Reisebücher.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1899. — Paul Heichen: Charles Dickens sämmtliche Romane und Erzählungen. 2. Aufl. Heft 3 bis 10. Naumburg a. S., Albin Schirmer. — Ernst-Sunkel: Das Volksblatt für Hessen und Waldeck vom Sommer 1898 bis zum Sommer 1899. Beitrag zur Kenntniß der deutschen Sozialdemokratie. Kassel, in Kommission: Keßler 1899. — Alex. Otto: Hemmungen des Christenthums. Orthodoxien und Gegner. 1. Heft. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1899. — C. Gößgen: Die Beziehungen König Rudolfs von Habsburg zum Elsaß. (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen. 24. Heft.) Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1899. — Cav. Lino Ferriani: Schlaue und glückliche Verbrecher. Beitrag zur gerichtlichen und gesellschaftlichen Psychologie. Deutsch von A. Ruhemann. Berlin, Siegfr. Cronbach 1899. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bukowina. 11. Heft. Lfg. 327. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hofbuchhandlung.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Zum 150. Geburtstage Goethes.

Goethes Briefe an Leipziger Freunde.

Herausgegeben von Otto Jahn.

2. vermehrte Auflage. Mit drei lithographirten Bildnissen. VI, 444 S. 8°. (12102)

Preis geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Digitized by Google

**Jahrgang 1899.** München, Dienstag, 1. August. **Nummer 173.**

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Charles de Villers.

Von Robert Philippsthal.

Zu den Gegnern der Revolutionsgedanken im 18. Jahrhundert, die vor kurzem P. Sackmann in dieser Beilage (Nr. 155 u. 156) besprach, kann man auch Charles de Villers rechnen. Da er durch die Stürme der großen französischen Revolution nach Deutschland vertrieben wurde, so suchte er die revolutionären Gedanken anders zu überwinden, als die in Frankreich lebenden Linguet, Galiani und de Deffand. Er drang als eifriger und vielseitiger Gelehrter so tief in deutsches Wesen und germanische Geistesart ein, beschäftigte sich fast ausschließlich mit deutscher Wissenschaft und Literatur, daß er den Plan erfaßte und jahrelang hartnäckig verfolgte, das Frankreich von der Revolution zugefügte Unheil durch die Einführung deutscher Literatur und Philosophie zu heilen, ein Plan, auf den er vollständig neben der Frau v. Staël gekommen war. Dem für alles Hohe und Große leicht begeisterten, allen Neuerungen entschieden abgeneigten Manne gelang es außerdem, sich dem Lande seiner Wahl in wichtigen Angelegenheiten nützlich zu erweisen, indem er für die von Napoleon bedrohte Freiheit der Hansastädte eintrat und die Erhaltung der Göttinger, Marburger und Hallischen Universität sicherte. So kam es, daß er, der als flüchtiger Hauptmann über die deutsche Grenze gekommen war, als Ehrendoktor der Göttinger Universität, Ehrenbürger der freien Stadt Bremen und Mitglied des französischen Nationalinstituts in deutsche Erde gebettet wurde.

Die eigenthümliche Erscheinung dieses Mannes, ein Typus des Kosmopolitismus, der sich zugleich als guter Franzose und überzeugter Deutsche fühlte, hat nicht nur seine Zeitgenossen angezogen, sondern auch später einige Literarhistoriker beschäftigt. Aber während man aus seinem reichen Briefwechsel die bedeutendsten Briefe deutscher Gelehrten herausgegeben und seine Beschäftigung mit der deutschen Literatur dargestellt hat, ist in den umfassenderen Werken über den Einfluß der deutschen Literatur auf die französische seine Thätigkeit wohl deßhalb meist unterschätzt worden, weil Frau v. Staëls leuchtendes Gestirn sein Licht überstrahlte. Wie wenig gerechtfertigt dieses Verfahren ist, zeigt ein kürzlich erschienenes Werk über ihn,[1]) das den Lebensgang dieses bedeutenden Mannes eingehend und klar schildert und zum erstenmale seinen großen Einfluß auf Politik und Literatur richtig einschätzt.

Schon Villers' Leben entbehrt nicht des Reizes. Er war am 4. November 1765 in der lothringischen Kreisstadt Bolchen geboren und in Metz für die militärische Laufbahn vorgebildet. Dem jungen Offizier genügte in reifen Jahren die übliche Schulbildung nicht; deßhalb widmete er sich in der Muse seines Garnisonslebens wissenschaftlichen Studien und dichterischen Versuchen, deren reiche Frucht sich in seinem literarischen Nachlasse auf der Hamburger Stadtbibliothek befindet, aus dem Ulrich manches für seine Schrift verwerthen durfte. Die durch seine wissenschaftlichen Arbeiten gewonnene tiefere Einsicht in die Bedürfnisse der Völker drängte ihn gleich zu Beginn der französischen Revolution in eine Kampfstellung und drückte ihm zur Widerlegung gefährlich scheinender mächtiger Schlagworte die Feder in die Hand, die einzige Waffe, die er ohne Befehl führen konnte. In der Abhandlung „Ueber die Freiheit“, der bedeutendsten seiner vier Revolutionsschriften, wagt er es zu tadeln, daß Alle von Freiheit sprächen, ohne sie zu kennen, daß sie Hoffnungen erweckten, ohne sie zu erfüllen; er behauptete, daß Alle zwar vor dem Gesetz gleich sein müßten, aber doch nicht überall unter allen Umständen. Denn „die Natur schafft uns alle ungleich; vom Zwerg bis zum Riesen, vom Dummkopf bis zum Genie, bringt sie nicht zwei gleiche Wesen hervor“. Aber in einer Zeit, wo Rousseau's Predigt, daß alle Menschen von Natur gleich und deßhalb zu gleichem Antheil an Herrschaft und Genuß berechtigt seien, täglich mehr Gläubige gewann, verhallte Villers' Warnung ohne Nutzen und bewirkte nur, daß er nach Jahresfrist, trotzdem er inzwischen zum Hauptmann befördert war, vor den neuen, ihre Widersacher immer grausamer verfolgenden Gewalthabern aus Frankreich weichen mußte. Zwar kehrte er mit dem Condé'schen Heere noch einmal zurück, aber von seinen Gegnern erkannt, mußte er als Bauer verkleidet, fliehen. Ueber Lüttich und Aachen flüchtete er nach Westfalen, lebte zwei Jahre in Münster, Holzminden, Corvey und Driburg, bis er im Herbste 1796 nach Göttingen übersiedelte, wo er sich immatrikuliren ließ. Sobald er sich überzeugt hatte, daß seine Rückkehr nach Frankreich ganz ausgeschlossen war, verließ er im Jahre 1797 Göttingen in der Absicht, sich in Rußland, wo sein jüngerer Bruder Offizier war, eine gesicherte Lebensstellung zu erwerben, kam aber nur bis Lübeck, wo ihn Dorothea v. Rodde, die berühmte Tochter des Göttinger Historikers Schlözer, die erste in Göttingen promovirte Frau, zurückhielt. Hier entspann sich zwischen Beiden ein Verhältniß, das an das Goethe's zu Frau v. Stein erinnert. Sie vermittelte seine Bekanntschaft mit Voß, Jacobi, Stollberg, Gerstenberg und Claudius, die im nahen Holstein und Hamburg lebten. Bald fühlte er sich so heimisch im deutschen Lande, daß er auf die ihm gewährte Heimkehr um so leichter verzichtete, als wiederholte Reisen nach Paris ihn lehrten, daß er mit der herrschenden französischen Geistesrichtung sich nie und nimmer befreunden könnte. Um so mehr sollten ihm seine neuen Mitbürger verdanken. Als Lübeck von Davousts Korps genommen und einer

[1]) O. Ulrich. Charles de Villers. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich. Mit Villers' Lettre à Mademoiselle D. S. Sur l'abus des grammaires dans l'étude du français, et sur la meilleure méthode d'apprendre cette langue. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher 1899.

Digitized by Google

entsetzlichen Plünderung preisgegeben war, stellte er sich mit einem alten Waffenrock bekleidet und den gezogenen Degen in der Hand vor Rodde's Haus und schützte es vor Zerstörung. Bei Bernadotte, den er von Paris aus kannte, setzte er es durch, daß ihm die Stelle des Sekretärs der französischen Kommandantur übertragen wurde, und verfaßte dann sofort ein Schreiben, das jede weitere Plünderung verbot und wirklich verhinderte. Wie er hier versöhnte, so wirkte er wunderbarerweise auch in der Ferne. Als nach der Schlacht bei Jena plündernde Franzosen in Goethe's Wohnung drangen, bewog sie ein zufällig auf dem Tische liegender Brief Villers' an den Dichter zum Verlassen des Hauses, weil sie nach ihrem Geständnisse keinem Freunde ihres ausgezeichneten Landsmannes Schaden zufügen wollten. Bald nach der Erstürmung Lübecks ging Villers wieder nach Göttingen und wurde hier Professor der französischen Sprache und Literatur. Durch eine Schilderung der französischen Greuel in Lübeck hatte er sich den Haß Davousts zugezogen. Dieser setzte Villers' Verbannung aus dem Königreich Westfalen durch, aber Villers' Einfluß auf maßgebende Pariser Kreise gelang es, sie rückgängig zu machen. Als die hannover'sche Regierung zurückkehrte, wurde er seiner Stellung enthoben, ohne daß sein großer Antheil an der Erhaltung der Göttinger Universität berücksichtigt wurde. Daß diese von Patrioten wie Stein bedauerte und heftig getadelte Handlungsweise der Regierung aus Eifersucht und Neid hervorging, ist jetzt von Ulrich aus Briefen Rehbergs nachgewiesen. Dieser Undank und die sich darin zeigende Verkennung seiner Verdienste brach ihm das Herz. Am 26. Februar 1815 beendete zu Göttingen ein sich wiederholender Schlaganfall sein Leben.

Sein Charakter und seine Thätigkeit zeigen eine seltene Vereinigung von Heldenmuth und Gelehrtensinn, von Aufopferungsfähigkeit und Selbständigkeit, von bescheidener Unterordnung und bewußtem Stolze, von beharrlichem Fleiß und schneller Ausnutzung des Augenblicks. Auf Fernerstehende, die nur eine Seite dieses Charakters wahrnahmen, machte er wohl den gleichen Eindruck wie auf Goethe, der bei aller Hochschätzung seiner Thätigkeit doch einmal über ihn schrieb: „Er ist sehr brav, scheint mir aber doch leidenschaftlich verworren." Wenn Jérôme's Minister Reinhardt darauf bestätigte: „Es ist eine gutmüthige, kindliche, etwas Don Quixotische Leidenschaft für das von ihm anerkannte Bessere in der deutschen Nation und Literatur, wobei ihm aber durchaus eine klare Ansicht der Mittel mangelt, seinen Zweck zu erreichen, oder der Ursachen, die ihn unerreichbar machen. Ein Rächer alles Unrechts, steht er da und meint immer, es liege nur daran, den Anderen ihr Unrecht begreiflich zu machen", so verkennt er Villers' Lage, der, als Schriftsteller mit Worten kämpfend, überreden und überzeugen mußte, und nicht wie ein General oder ein Minister, dessen einmaliger gemessener Befehl Soldaten marschiren, Gewehrsalven knattern läßt. Richtiger bezeichnete Frau v. Staël in einer Empfehlung Villers' an den Pariser Literaten Gerando ihn „als Einen, der alle Ideen des deutschen Nordens im Kopf und wirklich sehr viel Verstand hat".

Wie sehr sich diese Größe des Verstandes mit Witz und Lebhaftigkeit, Klarheit und Beweglichkeit des Geistes verband, zeigt schon der kleine an Dorothea Schlözer gerichtete Brief: „Sur l'abus des grammaires dans l'étude du français, et sur la meilleure méthode d'apprendre cette langue", den Ulrich mit Recht im zweiten Theile seines Buches wieder herausgegeben hat. Er war ganz verschollen, verdient es aber, nach Form und Inhalt von neuem bekannt zu werden. In anmuthigem Plauderton weiß Villers hier Ansichten zu verfechten, die heute wieder ganz zeitgemäß sind. Verweist er doch das Uebermaß der Grammatik aus dem Anfangsunterricht an das Ende des Sprachstudiums, in die wissenschaftliche Sprachbetrachtung, während er schnelles Eindringen in die fremde Sprache durch fleißiges Lesen leichter Schriften als den natürlichsten Weg der Spracherlernung empfiehlt. War dieses nur eine Gelegenheitsschrift, so wandte er in den nächsten Jahren seinen Fleiß und seine Aufmerksamkeit ganz der Erforschung und der Darstellung dessen zu, was er als Vorzug der Deutschen vor anderen Völkern erkannt hatte. In der Verbannung beobachtet er mit schmerzlichen Empfindungen das Emporkommen wüster und roher Volksklassen und den Niedergang der alten Ideale Frankreichs, während er es in seiner neuen Umgebung blühen und sprießen und im deutschen Geistesleben ein glänzendes Gestirn nach dem anderen aufgehen sah. Selbst die unvergleichlichen kriegerischen Erfolge Frankreichs und die gewaltige Persönlichkeit Napoleons erschütterten seine Ansichten von der Ungesundheit der französischen Zustände nicht. Während Napoleon dekretirte: „Der Dreizack soll sich mit dem Schwert vereinen und Neptun sich mit Mars verbinden zur Errichtung des römischen Reiches unsrer Tage. Vom Rhein bis zum Atlantischen Ozean, von der Schelde bis zum Adriatischen Meer soll es nur ein Volk, einen Willen und eine Sprache geben," sagte Villers bei der Auflösung des alten römischen Reiches deutscher Nation: „Die französischen Heere haben die germanischen Heere besiegt weil sie stärker waren. Aus demselben Grunde wird der deutsche Geist zuletzt den französischen überwinden. Mich deucht, ich sehe schon einige Vorzeichen dieses Ausgangs der Dinge. Die Vorsehung hat ihre eigenen Wege." Ein halbes Jahr nach dem Tilsiter Frieden schreib er die für einen Franzosen doppelt denkwürdigen Worte: „Gott bewahre alles, was deutsch ist, vor Entmuthigung und Selbstverachtung; ein Deutscher soll fest und stolz bleiben im Bewußtsein, daß keine andere Bildung die seinige übertrifft, daß er weiter als irgend ein Anderer auf dem Wege zum Großen und Ewigen vorgedrungen ist." Als er dieses sagte, gehorchte er nicht einer vorübergehenden Laune des Mißmuths, einer flüchtigen Aufwallung der Erbitterung; nein, diese Worte entsprangen aus der Tiefe des Herzens und flossen aus der felsenfesten Ueberzeugung eines charakterstarken Mannes. Denn jahrelang verfolgte er denselben Ideengang: Das französische Volk muß neue Kraft aus der deutschen Poesie und Philosophie gewinnen. Sie waren für ihn der Jungborn, aus dem Frankreich Verjüngung und Gesundheit schöpfen sollte. Zuerst schrieb er in seinen „Lettres westphaliennes", dann im „Spectateur du Nord", der in Hamburg für die Emigranten herausgegeben wurde, kurze Aufsätze über Volk und Land, Sitten und Gebräuche, Kant und Goethe. Als einer der Ersten stellte er sich bei diesen Betrachtungen auf den ganz modernen Standpunkt, daß die Völker ihren eigenen Charakter hätten. Um dieses nachzuweisen, vergleicht er einmal die Art, wie französische und deutsche Dichter die Liebe auffaßten, wie jene tändelten, wo die Deutschen tief ergriffen würden, und sucht diesen Unterschied auf die ursprünglichen Anlagen der Völker zurückzuführen. Diese Ansichten beherrschten seine Thätigkeit vollständig. Noch in der vom 20. Juli 1814 datirten Vorrede für Frau v. Staëls Werk über Deutschland zeigt sich der Gesichtspunkt, daß der Franzose von Ursprung an voll Geist, leicht erregbar, auf äußere Wirkung bedacht sei, während der Deutsche ganz innerlich, stets nachdenklich, auf sachliche Wirkung gerichtet sei. Daher liebe der Franzose einen äußerlichen, prunkenden Kult, während der Deutsche den einfachen, innerlichen vorziehe. Seine Stellung zwischen beiden Völkern hatte ihm diese Betrachtungsweise nahegelegt. Goethe nannte ihn deßhalb einen „Janus bifrons", während wir ihn wohl deßhalb zu den Begründern der Völkerpsychologie zählen könnten.

Digitized by Google

Diesen Standpunkt hatte er aber durch sein Studium Kants gewonnen. Wie er selbst ihm eine feste Grundlage seiner Ansichten verdankte, so glaubte er, daß die Kenntniß der Kant'schen Philosophie für die wissenschaftliche Belebung und moralische Stärkung Frankreichs nothwendig sei, und stellte sie in einem weitläufigen Buche dar, das den Beifall Kants erhielt, was um so mehr zu bewundern ist, als die nothwendigsten philosophischen Kunstausdrücke der damals ganz materialistischen französischen Philosophie fehlten und Villers erst entsprechende Ausdrucksmittel suchen mußte. Das Aufsehen seiner Schrift war so groß, daß Villers bei einem Aufenthalt in Paris von Napoleon beauftragt wurde, ihm Kants Theorien auf vier Seiten zu entwickeln, wozu er Villers, da er keine Zeit zum Warten hätte, nach Villers' eigenen Angaben nur vier Stunden gewährte. Das einzige Exemplar dieses für Napoleon in einem Privatdruck hergestellten Auszuges ist in Goethe's Privatbibliothek erhalten und danach kürzlich wieder abgedruckt. Aber so wenig sich Napoleon von nun an nach Kants kategorischem Imperativ bei seinen Handlungen richtete, so wenig mundete die Kant'sche Philosophie den französischen Gelehrten. Während die deutsche Wissenschaft von äußeren Rücksichten frei war, diente die französische damals dem Staate. Dieser schloß gerade ein Konkordat mit dem Papste, dessen Hülfe er bedurfte, und von dem er sich doch möglichst unabhängig machen wollte. Der Zwiespruch lenkte die Mitglieder des Instituts, der ersten wissenschaftlichen Gesellschaft Frankreichs, auf die Bedeutung der Reformation und die Lage der protestantischen Völker. Sie stellten die Preisaufgabe: „Welches ist der Einfluß von Luthers Reformation auf die Lage der verschiedenen europäischen Staaten und der Fortschritt der Aufklärung gewesen?" Obwohl Villers erst spät Kenntniß dieser Preisaufgabe erhielt, so gelang es ihm doch, in fünf Monaten den umfangreichen Stoff zu sammeln und zu bewältigen. Seine Darstellung war so erschöpfend und glänzend, daß sie den Preis erhielt. Frankreichs mißliche Lage, die Nothwendigkeit der Revolution mit ihren traurigen Folgen führt er auf die Unterdrückung der schon begonnenen religiösen Reformation zurück. Wo immer diese durchgeführt sei, habe sie die Völker befreit und zu selbständigem Denken erzogen. Darum seien alle Fortschritte in politischer Hinsicht, alle wichtigen Entdeckungen in den Naturwissenschaften seitdem von protestantischen Völkern errungen. Denn die römische Religion sage: „Unterwirf dich der Autorität ohne Prüfung." Die protestantische erkläre dagegen: „Prüfe und unterwirf dich nur deiner Ueberzeugung." Die eine befehle, blind zu glauben, die andere lehre mit dem Apostel, man solle das Böse verwerfen und das Gute annehmen. Dieser Geist durchzieht das Buch, das in Frankreich schnell vier Auflagen erlebte und bald in die Sprachen aller protestantischen Völker übersetzt wurde. Es war eine hervorragende wissenschaftliche Leistung, aber zugleich eine politische That, die wohl dazu beitrug, das napoleonische System, das ihm verhaßt war, zu erschüttern.

Trotz dieser weitreichenden, auf den Höhen menschlichen Wissens ausgeübten Thätigkeit beschäftigte er sich mit den Angelegenheiten des Landes, in dem er lebte. Als 1803 das Kurfürstenthum Hannover von den Franzosen besetzt wurde, richtete er in französischer Sprache einen „Aufruf an die französischen Offiziere der hannoverischen Armee, die aus ihrer Muße Nutzen ziehen können und wollen". Warmherzig fordert er sie darin auf, Land und Leute, Sprache und Sitte zu studiren und sich der reichen Bildungsmittel, wie Museen, Schulen und Akademien, zur Erwerbung umfassenderen Wissens zu bedienen, ja, er empfiehlt ihnen sogar einzelne Gelehrte der großen Garnisonsplätze zu Privatunterricht. Allein er fand leider wenig Anklang bei seinen Landsleuten. Ein andermal trat er mit größerem Erfolg für eine althannover'sche Bildungsanstalt in die Schranken. Als der König von Westfalen beabsichtigte, die Universität Göttingen aufzuheben, verfaßte Villers auf Ersuchen Johannes v. Müllers eine Schrift, in der er dem Könige den hohen Werth der deutschen Universitäten auseinandersetzte; er zeigte, daß es außerhalb Deutschlands nichts ähnliches gäbe. Er behauptete: „Die westfälischen Universitäten werden durchaus nicht zurückgehen, sondern unter dem Wohlwollen eines Fürsten wieder emporblühen, der, ein Freund alles Hohen und Nützlichen, auf allen Gebieten nach Ruhm strebt und bei dem Einsicht und Erfahrung den Lebensjahren vorangeeilt sind." Indem er so dem Könige schmeichelte und die Rolle eines Mäcens zuwies, den Ministern und französischen Gelehrten aber tiefere Gründe für den Bestand der Universitäten vorlegte, gelang es ihm, zu überzeugen und zu überreden. Während zwei Jahre später Rinteln und Helmstedt aufgehoben wurden, blieben Marburg, Göttingen und Halle in vollem Umfang bestehen. Weit geringer war der Erfolg seiner Bemühungen für die Selbständigkeit der Hansastädte. Er übersetzte die Verfassung der drei freien Städte, um so ihre eigenthümliche Bedeutung klarzulegen; er schrieb einen noch heute lesenswerthen Aufsatz über ihre Handelsthätigkeit, in dem er Frankreichs Hafenstädten den Süden, den Hansastädten den Norden Europa's als Handelsgebiet zuwies und betheuerte, daß nur die Unabhängigkeit ihnen die Erfüllung ihrer ganz Europa berührenden Aufgabe des Waarenaustausches gewährleisten könnte. Seine originellen Auseinandersetzungen vermochten nichts gegen die Macht der Umstände. Am 10. Dezember 1813 wurden die Hansastädte dem französischen Kaiserreiche einverleibt.

Die vielseitige Thätigkeit Villers' entstammte einer einheitlichen Weltauffassung und strebte ganz bestimmten Zielen zu. Er lebte mitten in den politischen Wirren; sie gaben die Anregung, die er aber höheren Gesichtspunkten unterzuordnen wußte. Wenn er in erster Linie Frankreich dienen wollte, indem er deutsche Moral, deutsche Philosophie und deutsche Literatur verbreitete, diente er zugleich den Deutschen, deren hervorragendste Männer das empfanden und seine fördernden Freunde wurden. Indem er der neuen Heimath nützen wollte, mußte er gleichzeitig gegen Mächte kämpfen, denen er das Unheil seiner alten Heimath zuschrieb. Da er alles mit echtem sachlichen Eifer erledigte, so zeigt seine ganze Thätigkeit eine seltene Harmonie.

---

## Hans Memling.

### II.

Es ist ein unvermeidlicher, aber verhängnißvoller Fehler der Kunstforschung gewesen, daß sie sich lange Zeit zu sehr mit Aufstellung von Kollektivnamen beschäftigte und die Frage nach persönlicher Ausführung durch den Meister entweder in den Hintergrund stellte oder gar zu leicht nahm. Die Geschichte der italienischen Kunst hat sich schon längst hievon emanzipirt und Namen wie Michelangelo, Correggio und Giorgione, die früher nicht mehr als oberflächliche Bezeichnungen für große Gruppen einander mehr oder minder ähnlicher Werke waren, sind längst zu ihrem Recht gekommen. Sie decken nur noch die Lebensarbeit ihres Trägers. Die Kunstgeschichte hat durch dieses Auflösen der verworrenen Begriffe nur gewonnen, und sie sieht sich heute — in Bezug auf die italienische Malerei — imstande, neuen und vielleicht höheren Aufgaben, als die reine Bilderkritik sie bietet, nachzugehen. In Bezug auf die altniederländische Malerei sind wir aber noch weit von solchen

Digitized by Google

günstigen Verhältnissen entfernt. Sowohl unsre allgemeinen, wie die Einzelvorstellungen über sie, die eine der wichtigsten Perioden der gesammten Kunstgeschichte war, sind mehr als unklar, und bis heute haben wir so gut wie keine Einsicht in das Wesen der großen Meister jener Zeit. Und zwar um so weniger, je mehr sie uns zeitlich nahestehen. Ueber Jan van Eyck sind wir leidlich gut unterrichtet, aber die Künstlernamen des ausgehenden 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts, z. B. Memling oder Gerhard David, sind lediglich vage Kollektivbegriffe für verschiedene Epochen der Brügger Schule.

Kämmerer hat in seiner Schrift wenige Versuche gemacht, zur Klärung dieser Vorstellungen beizutragen. Es seien darum im Nachfolgenden einige Arbeiten Memlings besprochen: Zunächst jene Bildergruppe, die die thronende Madonna zeigt, neben der ein Engel kniet, mit der einen Hand dem göttlichen Kinde einen Apfel reichend, mit der anderen die Violine haltend. Das liebliche Motiv findet sich zuerst auf dem gegen 1465 gemalten figurenreichen Altar des Sir John Donne. Außerdem kommt es noch mehrmals auf einfacher gehaltenen Bildern vor, wo es beinahe als Selbstzweck behandelt ist: auf der berühmten Madonna in den Uffizien, auf der ganz nahe verwandten des kaiserlichen Hofmuseums in Wien und endlich auf der kleinen Madonna des gothischen Hauses in Wörlitz. Die letztgenannte wurde von Kämmerer bereits als eigenhändiges Werk aufgegeben und unter das Schulgut versetzt. Anders steht es mit den beiden übrigen Exemplaren. Sie gelten für echt und meines Wissens sind sie noch nicht ernstlich bezweifelt worden. Der Fall liegt jedoch nicht so einfach. Zunächst ist das eine sicher, daß sie zwar im allgemeinen gleich, aber in allen Einzelheiten voneinander verschieden sind. Während bei dem Wiener Exemplar zur rechten Seite des Thrones der Stifter kniet, nimmt dessen Stelle auf dem Florentiner ein harfenspielender Engel ein; auch in allen übrigen Beziehungen weichen die beiden Bilder voneinander ab. Der Typus der Madonnen ist verschieden, die Haltung des Kindes, sowie die des Engels, das Muster des Teppichs und des Baldachins und der berühmten Blumenguirlande, endlich auch die Putten auf den Säulenkapitälen u. s. w.

Bei solchen Verschiedenheiten liegt der Gedanke nahe, daß der Künstler das gleiche Motiv in zwei Varianten behandelt habe, und in der That war man bis jetzt dieser Meinung. Aber eine genauere Nachprüfung führt zu mancherlei Bedenken. Die Meister des 15. Jahrhunderts haben sich gern im gleichen Vorstellungskreise bewegt, aber wir kennen keinen über alle Zweifel erhabenen Fall, wo sich Einer unter ihnen dazu verstanden hätte, ein Motiv gewissermaßen auszuschlachten. Selbst bei Memling begegnen wir, sowie die Schülerarbeiten und die fremden Nachahmungen ausgeschieden sind, einer reichen Abwechslung. Demgegenüber muß uns der Umstand sehr auffällig erscheinen, daß das Wiener und das Florentiner Bild trotz aller Verschiedenheiten im Detail doch im großen Ganzen nahezu identisch sind. Wenn wir sie nun untereinander vergleichen, so ergeben sich künstlerische Differenzen von großer Bedeutung. Die malerische Ausführung, die bei der Frage nach Authenticität doch in erster Linie zu berücksichtigen ist, deckt sich gar nicht. Das Florentiner Exemplar ist fleißig, aber sehr hart und spitz gemalt, die Formengebung ist trocken, die Gewandbehandlung flach und geistlos, inneres Leben mangelt durchaus, und an Stelle der bei aller Stille doch so köstlichen frischen Stimmung der gesicherten Werke Memlings herrscht eine Mattheit vor, die gerade in den wichtigsten Motiven, u. a. in der Bewegung des Kindes, beinahe täppisch wird. Dem Mangel an Frische der Ausführung verbindet sich also die Ausdruckslosigkeit der inneren Haltung. Wenn man nun bedenkt, daß das Gemälde mit pedantischem Fleiß ausgeführt ist, so wird man diese Schwächen doppelt peinlich empfinden.

Ganz anders ist der Eindruck des Wiener Bildes, das doch nicht so gut erhalten ist. Ein köstlicher, lustiger Schmelz der Farbe, der nichts zu thun hat mit der kalten Glätte des Kolorits beim Florentiner Exemplar, eine feine, ausdrucksvolle Zeichnung, frischer, leichter Farbenauftrag, klare Behandlung des Raumes, sichere Formengebung, lebendige Bewegungen und inhaltsreiche, trauliche, innerlich lebensvolle Stimmung geben dem schönen Werke allen Anspruch darauf, ein Originalgemälde, und zwar des Memling selbst, zu sein. Bedenklich könnte nur das Antlitz des Stifters erscheinen, das nicht zu Memlings gesicherten Portraits passen will; aber das Urtheil muß hier stille stehen, weil das Portrait unter starker Verputzung und ungeschickter Restaurirung sehr schwer gelitten hat und eine wesenlose Ruine geworden ist. Das Florentiner Stück wird wohl nur Atelierarbeit sein, die vielleicht noch unter Memlings Aufsicht entstanden ist.

Einen ähnlichen Fall von Wiederholung haben wir in der Anbetung der heiligen drei Könige, die sich sowohl im Museum des Brügger Johannesspitals, wie im Prado zu Madrid befindet. Schon die Herkunft würde dem ersten den Vorrang geben, auch wenn es nicht inschriftlich beglaubigt wäre. Es sei übrigens nebenbei bemerkt, daß das Bild sehr schlecht erhalten ist, wie denn überhaupt das genannte Spital seine schöne Memling-Sammlung recht mißhandelt hat. Sowohl das Brügger wie das Madrider Bild ist ein Triptychon. Das Mittelstück stellt die Epiphanie in der dem ganzen 15. Jahrhundert geläufigen Form dar. Die Madonna thront in der Mitte, das Jesuskind auf dem Schoß haltend. Der älteste der Könige kniet weit nach vorn gebeugt, um die Füße des göttlichen Knaben zu küssen. Der andere kniet ebenfalls, aber mit aufrecht gehaltenem Oberkörper und bietet ein kostbares Gefäß dar, während der dritte, wie gewöhnlich der schlanke Mohr, in die verfallene Ruine tritt, die als Stall dient. Die Flügel behandeln die Darstellung im Tempel und die Geburt Christi. Beide Gemälde sind in Auffassung und Komposition so nahe miteinander verwandt, daß ein Zusammenhang zwischen ihnen bestehen muß, sie weichen aber in allen Einzelheiten so weit voneinander ab, daß keines zum anderen im Verhältniß von Original zu Kopie stehen kann. Auch ist das Madrider Exemplar dreimal so breit und zweimal so hoch wie das Brügger. Bis jetzt wurde nun dieses für das Original und jenes für fremde Kopie gehalten. Hymans dagegen nahm in seinem verdienstvollen Aufsatz über die Altniederländer des Prado, den er in dem von der „Gazette des Beaux-Arts" herausgegebenen Sammelwerk „Les musées de Madrid" veröffentlicht hat, beide als eigenhändige Werke des Meisters in Anspruch, und Kämmerer folgte ihm darin. Ich habe nun beide Gemälde im vorigen Jahre genau daraufhin untersucht und glaube, daß die frühere Meinung die richtige war. Die Madrider Epiphanie ist, ehrlich gesagt, ein schlechtes Bild von dumpfem, gedrücktem, pfäffischem Leben. Die Formen sind hart und akademisch aufgefaßt. Das Koloeit ist höchst einförmig, was ebenfalls nicht zu Memling paßt. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß der Kopf der Maria wesentlich besser als das übrige ist und sich vortheilhaft aus der traurigen Umgebung abhebt.

Beachtung verdient die auf dem Flügel angebrachte Darstellung der Epiphanie selbst. Man hat direkte Anlehnung an das ähnliche (und authentische) Bild Rogers van der Weyden in der Münchener Pinakothek darin erblicken wollen. Es sind auch wirklich Beziehungen zwischen diesen zwei Bildern unverkennbar; aber sie führen keine

so deutliche Sprache, daß sie uns erlauben, einen unmittelbaren Zusammenhang sowohl zwischen den Gemälden, wie auch zwischen Roger und Memling anzusehen. Die Maler des 15. Jahrhunderts haben noch sehr an den alten, ikonographischen Vorschriften festgehalten und Aehnlichkeiten, die wir bei unsrer Armuth an alten Werken oft genug durch Beeinflussung und Nachahmung erklären, mögen in der Regel nur die Folge davon sein, daß in ikonographischer Hinsicht alle Maler jener Schule mehr oder weniger der gleichen Anschauung waren. Jedenfalls ist es nützlich, darauf hinzuweisen, daß die Epiphanie eines deutschböhmischen Malers im Wiener Hofmuseum, die vor Rogers Gemälde entstanden und sicher nicht von ihm beeinflußt ist, in der Komposition ebenso nahe mit diesem verwandt ist, wie Memlings Darstellung.

Aehnlich mag es sich mit der Darbringung im Tempel verhalten, die für unser Auge allerdings überraschend laute Anklänge an Rogers gleichnamiges Bild in der Münchener Pinakothek enthält. Aber es erscheint auf Memlings Bild alles so völlig in den Stil einer späteren Zeit übersetzt, es fehlt das Kopienhafte so durchaus, daß wir auch hier des direkten Beweises für den Zusammenhang entbehren. Das wird um so deutlicher, wenn wir jene Darbringung im Tempel betrachten, die als ein von Eyck in der Czernin-Gallerie hängt und von der neueren Forschung als echter Roger genommen wird. Sie erweist sich trotz einiger Veränderungen und Zuthaten deutlich als Kopie und zwar aus Memlings Zeit. Es sind nicht nur die räumlichen Verhältnisse mit herübergenommen, nicht nur die Typen der Hauptpersonen, sondern sogar deren Gewänder und die farbige Behandlung. Das merkwürdige Bild schwankt ebenso sehr zwischen Roger und Memling, wie der Brüsseler Sforza-Altar, ohne zu erlauben, daß es für einen der beiden Meister in Anspruch genommen werde. Aber ihm gegenüber zeigt sich Memlings Behandlung der Epiphanie als selbständige Arbeit.

Ein besonders wichtiger Fall ist das Martyrium des hl. Sebastian der Brüsseler Galerie. Die ältere Literatur hat sich nicht sehr viel mit dem schönen Bild beschäftigt; in neuerer Zeit aber wurde es häufiger besprochen und für Memling in Anspruch genommen. Auch der sonst mit Recht so vorsichtige Kämmerer schließt sich dieser Ansicht an. Die Gründe für diese Zueignung wiegen nicht gerade leicht. Es kehrt der Typus der Bogenschützen auf dem Ursulaschrein wieder, der alte Herr mit dem Turban findet sich auf dem großen Münchener Memling. Nun haben wir aber im Louvre ein authentisches Gemälde des Meisters, das den Tod des hl. Sebastian darstellt. Es bildet den linken Flügel des berühmten Auferstehungsbildes und zeigt sich in allen Details der Malerei als sicheres Werk des Meisters. Mit ihm kann sich aber das Brüsseler Bild in gar keiner Weise vergleichen. Dieses geht vielmehr in der Malweise und in der Behandlung des Nackten am nächsten zusammen mit der Kreuzigung im Louvre, die von Scheibler als Dirk Bouts bezeichnet wurde und, wenn sie auch nachweisbar kein echtes Werk dieses Künstlers ist, jedenfalls die beste der verschiedenen noch erhaltenen Kopien nach dem verschollenen Original ist. Wie aber einerseits die Malweise so nahe zu einem Schulwerk aus der Richtung des Löwener Stadtmalers führt, so lehrt andererseits der Vergleich mit dem in der Komposition nahe verwandten Hippolytus-Altar des Dirk Bouts in Brügge — der allerdings auch nur als treue alte Kopie angesehen werden darf — aufs neue den Zusammenhang des Brüsseler Sebastian mit der Schule von Löwen. Die Berührungen mit Memling sind jedoch auch nicht abzuleugnen und so müssen wir bis auf weiteres das tüchtige Werk in die Mitte zwischen beide Meister setzen. Man sträubt sich heutzutage ziemlich dagegen, die alten Bilder ungetauft zu lassen, vor allem liebt man bei nur einigermaßen guten Bildern nicht, den Mischungen der verschiedenen Meistereinflüsse nachzugehen. Jedoch müssen wir es als ein Axiom anerkennen, daß zu allen Zeiten, schwächere Talente in eklektischer Weise sich eine Art Stil aus den Manieren verschiedener großer Meister zusammengebraut haben. Das ist heute so und war schon in der antiken Kunst so, wird auch wohl immer bleiben. Zudem ist der Meister des hl. Sebastian nicht der einzige Künstler, der die Weise des Bouts und des Memling zu einer neuen Manier zusammengebunden hätte.

Ein eigenes Ding ist es mit den Portraits, die man Memling mit vieler Freigebigkeit anzuweisen pflegt. Nicht alle lassen sich aufrecht halten: so ist das männliche Bildniß, das vor nicht langer Zeit für das Mauritshuis im Haag angekauft wurde, nur Schulgut und zwar geringwerthiges. Günstiger liegt der Fall bei dem vor einigen Jahren für das Berliner Hofmuseum gekauften Portrait eines Alten, das sich in Technik und Formbehandlung sehr nahe mit dem unbezweifelten, aber nicht bezeichneten Memling des Städel'schen Instituts berührt. Wie vorzüglich die beiden Gemälde auch seien, so kann ein abschließendes Urtheil nicht abgegeben werden, so lange nicht auf einem authentischen Werk des Meisters die eigenthümlich flache Modellirung und feste Fleischbehandlung nachgewiesen ist, die diese Portraits von allen gesicherten und glaubhaften Memlings unterscheidet. Jedenfalls muß aber eingestanden werden, daß sie dem Meister sehr nahe stehen.

Es ist bekannt, daß die Italiener des 15. Jahrhunderts einigermaßen von der altniederländischen Maltechnik beeinflußt worden sind. Diese Einflüsse gehen so weit, daß gerade bei den Portraits aus dem Ende des Jahrhunderts es noch heute nicht immer leicht zu entscheiden ist, ob wir italienische oder Brügger Arbeit vor uns haben. Ein solcher heikler Fall ist das schöne männliche Bildniß der Florentiner Sammlung Corsini. Kämmerer gibt es im Einverständniß mit anderen Kennern an Memling; es scheint mir aber trotzdem italienische Arbeit zu sein, und sicher ist es, daß Memling nicht daran betheiligt war. Wir haben genügend authentische Bildnisse junger Männer von seiner Hand, um aus einem Vergleich mit ihnen ersehen zu können, welcher Unterschied hier in Anschauung und in der Arbeitsweise herrscht.

**Karl Voll.**

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**H. Kunz, Major a. D.: Die kriegerischen Ereignisse im Großherzogthum Posen im April und Mai 1848.** Mit sechs Kartenbeilagen. Berlin 1899. E. S. Mittler u. Sohn. — Seit 1889 verdanken wir der rührigen Feder des Majors Kunz eine Reihe kriegsgeschichtlicher Darstellungen. Das obige Werk führt auf ein nicht nur militärisch, sondern auch politisch besonders interessantes Gebiet. Fürst Bismarck hat bekanntlich „die polnische Frage" sehr ernst aufgefaßt, und so müssen wir es Kunz zu Dank wissen, daß er uns einen schätzenswerthen Beitrag liefert, um die Bedeutung dieser Frage für unser deutsches Volksleben zu würdigen. Der Uebermuth des polnischen Adels, die Hetzereien der Geistlichkeit, die Ausschreitungen eines heldenmüthig tapferen, aber beschränkten und leicht irrezuführenden Volksstammes finden hier einen trefflichen geschichtlichen Beleg. Ein energischer Mann hätte die ganze Erhebung leicht im Keime ersticken und dadurch all das spätere Blutvergießen verhindern können; doch keiner der hohen Generale und Beamten war seiner Stellung gewachsen und das gänzliche Ausbleiben energischer Befehle aus Berlin, die kaum glaubliche Schwäche des Berliner Ministeriums waren ein Unglück für die Provinz Posen. Besonders das von edlen Beweggründen geleitete, in seinen Wirkungen aber unheilvolle Auftreten des Generals v. Willisen rächte sich bitter. Erst nach-

Digitized by Google

dem dieser durch die thatkräftige Initiative des Generals v. Colamb endlich aus der Provinz entfernt war, kam allmählich ein frischerer Zug in die preußischen Maßnahmen. (Eingehend schildert Kunz die Gefechte bei Xions [29. April], Miloslaw [30. April] und Sokolowo [2. Mai], denen leider der operative Zusammenhang fehlte. Nur bei Xions vermochten die Preußen zu siegen.) Am 5. Mai begannen dann unter General v. Wedell die entscheidenden Operationen gegen Mieroslawski; dieser wagte jedoch keinen offenen Kampf und in fünf Tagen hatten die sorgfältig ausgebildeten und in strenger Manneszucht erzogenen Truppen die im Marschiren ungeübten polnischen Haufen gewissermaßen zu Tode marschirt. Gefochten haben die Polen tapfer und auch mit Geschick, aber marschiren konnten sie nicht, weil Uebung und Marschdisciplin fehlte.

* A. Sperling: Ehrengericht und Medizinalreform. Denkschrift an das hohe Abgeordnetenhaus. Verlag von H. Kornfeld, Berlin 1899. — Die Denkschrift an das preußische Abgeordnetenhaus redet deutsch, item klar und bündig. Den Minister trifft es hierin, daß er zu einem der Medizinalreform nicht günstigen Gesetz schließlich seine Zustimmung gegeben hat, die Aerztekammern müssen sich sagen lassen, daß sie längst in unbewußter staatlicher Beeinflussung sind und eigentlich recht wenig bisher geleistet haben, und die Aerzte selbst erfahren, wenn sie es noch nicht wissen, daß sie in Wahrung ihrer eigensten Interessen auf dem bedenklichen Pfad des Sichgehenlassens angekommen sind. Zwischen den Aerzten und den Kammern besteht in Bezug auf die Ehrengerichte keine wünschenswerthe Einigkeit, vielerseits wird nichts gutes erwartet. Sperling bezweifelt die Nothwendigkeit der Einrichtung, weil die Ehrengerichte sich wohl zum größten Theil nur mit internen ärztlichen Wäschereien zu beschäftigen haben. Daß die große Schaar der beamteten Aerzte in ihrer Privatthätigkeit dem Gesetz entzogen sind, vergrößere die Kluft unter den Aerzten. Das Citiren vor ein Ehrengericht ist leicht gemacht, steht schließlich Jedermann, selbst faulen Zahlern zu und stellt somit schöne Dinge in Aussicht, andrerseits werden Dinge, durch welche die Aerzte wirthschaftlich geschädigt werden (Fanggelder der Gebäranstalten, Großbetrieb gewisser Polikliniken), in Zukunft kaum fallen. Eine Standesreform ist nothwendig, wenn staatliche Beamte an den Ehrengerichten theilnehmen, nicht, wenn diese aus Aerzten zusammengesetzt werden. Bezüglich der Medizinalreform zeichnet Verfasser vor, daß zunächst nicht das Wohl und Wehe der Aerzte ihre Generalidee sein darf, sondern der große Gesichtspunkt der Hebung der Volksgesundheit, und daß auf dieser Grundlage die Hebung, Förderung und Ausbildung zu erfolgen habe, welche wiederum am besten von der Aerzteschaft selbst ausgehen muß. — Die Begründung des Umlagerechts der Aerztekammern läßt zu wünschen übrig und dem geplanten Vorhaben wird Zentralisation und Kapitalkraft fehlen. Nach allem sind die ersten Schritte zur Medizinalreform als nicht zielbewußt zu bezeichnen. Sperling setzt mit einem energischen Vorschlag ein. Analog anderen Unternehmungen, kann die Kapitalkraft der Aerzte geweckt werden, und eine Berechnung ergibt, daß ein Verband eventuell mit Beitrittszwang, mit Beisteuer von 10 Mark, nach zehn Jahren anderthalb Millionen zur Verfügung haben wird. Die Zwecke des Verbandes liegen auf der Hand: Förderung der Volksgesundheitspflege, der wissenschaftlichen und technischen Ausbildung der Aerzte in allen Zweigen, Fürsorge für Mitglieder und Hinterbliebene, Förderung aller ärztlichen Zweige bezüglich des Wissens und Könnens. Dies zu erreichen, muß Neues geschafft werden. Die Ehrengerichtsbarkeit übernehmen die Kammern, in der Berufungsinstanz fungirt der Direktor der Medizinalangelegenheiten im Kultusministerium. Auch für die wissenschaftliche weitere Ausbildung nach Verlassen der Universität sind Winke gegeben. — Der Referent glaubt, daß die überzeugungstreue Schrift unter den Kollegen vielfache Anhänger finden wird; die Denkschrift selbst kann aber referendo nicht gewinnen, sie wird gelesen in vielem weit mehr überzeugen und zum Nachdenken veranlassen. Dr. v. Noorden.

R. Pöhlmann: Sokrates und sein Volk. Historische Bibliothek, VIII. Bd. München, Oldenbourg 1899. 133 S. — Welch wunderbare Wechselbeziehung herrscht doch zwischen der jeweiligen Gegenwart und der näheren oder ferneren Vergangenheit alles menschlichen Geschehens? Nicht weniger als die Vergangenheit dazu dient, die Gegenwart zu verstehen, trägt diese dazu bei, uns jene immer vollständiger begreifen zu lassen. Wie der elektrische Scheinwerfer plötzlich fernste Gegenstände und Vorgänge der Nacht entrückt und in hellstes Licht setzt, so sind auch neue Entwicklungsphasen der Gegenwart und die geistvolle Erfassung derselben geeignet, auf verwandte Epochen aus dem Dunkel der Vergangenheit neues Licht zu werfen und sie dadurch unserm Verständniß näher zu bringen. So ist es auch dem Verfasser der vorliegenden Schrift, dank seiner nicht bloß philologischen, sondern auch philosophischen, nationalökonomischen und soziologischen Einsicht, gelungen, vorher unbekannte Beziehungen aus jener Epoche hellenischer „Volkkultur" aufzuhellen und namentlich das Verhältniß der „Persönlichkeit" des Sokrates zu der „Masse" seines Volkes, das schließlich zu dem kulturhistorisch wie psychologisch-ethisch gleich bedeutungsvollen „Prozeß" führte, der historischen Wahrheit und Wirklichkeit näher zu bringen, als dies nach der durch Hegel, Gomperz und Köchly vertretenen bisherigen Auffassung geschah. Während diese Männer in dem Prozeß des Sokrates einen tragischen, aber gerechten Akt nothwendiger Selbsterhaltung des Gemeinwesens gegen die auflösenden Tendenzen des Sokratischen Subjektivismus und Rationalismus erblickten, sucht ihn der Verfasser als einen massenpsychologischen Vorgang, als eine Reaktion künstlich aufgereizter Masseninstinkte gegen die Kritik und Reformversuche einer überlegenen, freien, hochgesinnten Persönlichkeit darzustellen. Der Verfasser geht nämlich aus von der seit dem Verblassen der liberal-demokratischen Ideale und Illusionen immer deutlicher aufdämmernden Anschauung, daß in der Epoche der Volkskultur eine immer mehr sich vertiefende Kluft zwischen Individualität und Massengeist sich aufthue, daß die durch die liberal-demokratischen Einrichtungen geförderte Massenherrschaft nach dem theils nothwendigen, theils freiwilligen Zurücktreten aller an Geist und Charakter hervorragenden Persönlichkeiten das öffentliche Leben immer mehr ihren niederen Interessen gemäß gestalte, daß mit einem Worte die Gleichheit die Freiheit (vor allem die Denk- und Gewissensfreiheit) zu erdrücken drohe. Wer die bald offene, bald geheime Minirarbeit unsrer ultramontanen Majoritäten gegen die Freiheit der Wissenschaft sich vergegenwärtigt, welcher selbst eine über den Parteien stehende monarchische Regierung nur schwer stand zu halten vermag, der wird begreifen, welche Gefahren auch heutzutage „sokratischen" Bestrebungen von seiten solch unduldsamer Massenherrschaft drohen. Nur wird er zum Verständniß jenes „Racheaktes" der antiken Demokratie, deren religiöse Unduldsamkeit an diejenige ihrer „christlichen" Schwester — weder vor noch nach dem Prozeß des Sokrates — bei weitem nicht heranreichte, ein Motiv heranziehen müssen, das der Verfasser nicht genügend in Rechnung bringt. Der „hellenische Kulturstaat" hat, wie im sechsten Kapitel ausgeführt wird, die „Denkfreiheit" zu einer Höhe sich entfalten lassen, wie dies in der Menschheitsgeschichte nur in wenigen Jahrzehnten unsres Jahrhunderts der Fall war, die „Masse" hat nicht nur in Lampsakus (S. 123), sondern auch in Paris der „Vernunft" einen Altar erbaut und auch heute tritt sie (in der Sozialdemokratie) vielfach für Denk- und Gewissensfreiheit ein. Was also im Falle des Sokrates den athenischen Demos zur Verurtheilung des „gottlosen" Philosophen bestimmte, waren im letzten Grunde nicht sowohl die „Leidenschaften und der Unverstand der Masse", sondern vielmehr ein vorübergehendes Mißtrauen gegen Aufklärung und Wissenschaft, welches infolge der vorausgegangenen tieftraurigen politischen Ereignisse (405—399) — vgl. die geistigen Reaktionsperioden in Deutschland nach den napoleonischen Kriegen, nach 1848/49, nach den Kaiserattentaten — zeitweilig das dem Alterthum bis zu seiner physischen und moralischen Decadence eigenthümliche naiv-optimistische Vertrauen in die eigene (individuelle) Vernunft und Kraft ablöste. Dieser psycho-ethischen Depressionsstimmung, der zu allen Zeiten selbst hervorragende Denker und Staatsmänner unterlagen, nicht so sehr einem dauernden Charakterzug des „Massengeistes" ist Sokrates zum Opfer gefallen (vgl. viertes Kapitel). Hoffentlich macht auch im 20. Jahrhundert das heute gerade die „gebildeten" Kreise der

Digitized by Google

Nation beherrschende Mißtrauen gegen Aufklärung und Wissenschaft einer besonnenen, aber vertrauensvollen Hingabe an diese einzigen Führer der Völker auf der Stufe der Vollkultur und damit einem erneuten geistigen und sittlichen Kulturfortschritt Platz!

München. Unold.

K. Für Nordlandsfahrer. Seit Ibsen, Björnstjerne Björnson, Strindberg u. A. sich mit ihren Dramen, Romanen und sonstigen Dichtungen die deutsche Bühne und den Lesetisch deutscher Familien erobert haben, ist das Interesse für die germanischen Stammesgenossen im hohen Norden unsres Erdtheils mächtig angewachsen und gar manch Einer pilgert nun hinauf nach dem Lande der Mitternachtssonne, um das kraftvolle, im unablässigen Kampfe mit den Naturgewalten eisenhart gewordene Volk aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Unsre Künstler holen sich zahllose Motive aus jenen Gegenden, wo das Phantastische, in Fleisch und Blut übergegangen, sich in merkwürdigem ornamentalen Zierath äußert, vom simplen Balken zum wetterfesten Blockhaus, bis zur Stickerei am Hemd der einfachen Bäuerin. Kein geringes Verdienst an der Erschließung Skandinaviens, insbesondere dessen wildzerklüfteter Westküste für den modernen Touristenverkehr gebührt unserm Kaiser, der an der großartigen, wildromantischen Scenerie nicht weniger Gefallen findet als an dem biederen Charakter der Einwohner, die ihr zur ergänzenden Staffage dienen. Wer nun eine Fahrt da hinauf zu unternehmen gedenkt, der vertraue den Rathschlägen des Dr. Yngvar Nielsen, Professor an der Universität Christiania, aus dessen Feder für das Bibliographische Institut in Leipzig und Wien in einem der als trefflich bekannten Meyer'schen Reisebücher ein umfassender und verläßlicher Führer durch Norwegen, Schweden und Dänemark entstammt ist. Eine Anzahl von Karten und Plänen erleichtern die Uebersicht zur Feststellung der geplanten Routen, auch sonst findet sich alles hier angegeben, was dem fremden Reisenden zu wissen nöthig ist, man weiß, wie sorgfältig und korrekt die Meyer'schen Reisehandbücher zusammengestellt sind, und auch bei diesem ist von dem gediegenen Grundsatz nicht abgegangen, das erweist wohl am besten der Umstand, daß es nun schon in siebenter Auflage erschien. — Eine vorzügliche Ergänzung zu dem vorerwähnten Führer findet sich in dem Werkchen „Norwegen“ von Professor Dr. Sophus Ruge. (3. Band des Sammelwerkes „Land und Leute. Monographien zur Erdkunde“. Verlag von Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig.) Mit wohlgelungenen Landschafts- und Kostümbildern reichlichst ausgestattet, bietet es in seinem schriftlichen Theil eine reiche Fülle des Interessanten und Wissenswerthen in knapper und dennoch erschöpfender Darstellung. Eine treffliche Schilderung der Naturschönheiten des Landes ist mit ethnographischen, historischen und anderen interessanten Erörterungen geschickt verbunden und macht die Lektüre dieses Buches auch zu einem Hochgenuß für den, dem die Umstände nicht gestatten, eine Fahrt nach dem Nordkap anzutreten. Unbefriedigt wird das splendid ausgestattete Buch sicher Niemand aus der Hand legen.

γ. Dr. Baeßlers ethnographische Sammlungen aus der Südsee und aus Peru. Im Berliner kgl. Museum für Völkerkunde sind gegenwärtig die ungemein reichen und für die Kulturgeschichte vielfach ganz neue Aufschlüsse bietenden Sammlungen ausgestellt worden, die der Forschungsreisende Dr. Arthur Baeßler auf seinen Reisen zusammengebracht hat. Auf großen, den Erdball umspannenden Fahrten hat dieser Forscher seit 1887 die Ethnographie bedeutsam gefördert. Die Bearbeitung der heimgebrachten Schätze wird ihn noch jahrelang in Anspruch nehmen und ihre Resultate dürften das Staunen der Fachgelehrten nicht allein, sondern auch des gebildeten Publikums erregen. Die Fülle des Materials scheint den Gedanken zu widerlegen, als habe der Reisende doch eigentlich nur eine Nachlese auf schon vielfach besuchtem Boden gehalten. Auf drei großen Reisen hat Dr. Baeßler den Malayischen Archipel von Nias bis nach Neu-Guinea kreuz und quer durchstreift, die Sulu- und Philippinen-Gruppe bereist und sich außerdem in Indien, auf Ceylon, in Birma, Siam, China, Korea und Japan umgesehen, um endlich den Bismarck-Archipel, die Neu-Hebriden, Fidschi-Inseln, Neu-Caledonien, Australien, Neu-Seeland, Samoa, Tonga, Hawaii nochmals genauer zu erforschen. Auf seiner letzten, 1895—1898 dauernden Tour hat er dann Polynesien bis zu den am weitesten nach Osten gelegenen Inselgruppen bereist, um dann den größten Theil des amerikanischen Kontinents von San Francisco südwärts zu durchstreifen; hat die Marquesas-Gruppe im Pacific besucht und besonders lange auf den Paumotu-, den „Gesellschafts-“ und Cook-Inseln verweilt, um auf einer zweiten Tour von San Francisco durch den Yellowstone-Park, Arizona, Mexico, Zentral- und Südamerika bis zur Magalhaes-Straße zu bereisen. Von dort aus wandte er sich nach Argentinien, folgte dem Paraguaystrom aufwärts und durchquerte Nord- und Westbrasilien, um dann, nachdem er auch Westafrika besucht, seine Reisen abzuschließen. Seine „Beiträge zur Kenntniß des Malayischen Archipels“ und die „Südsee-Bilder“ geben Rechenschaft über die früheren Studien. Zunächst sind aus seinen von der jüngsten Reise heimgebrachten Dingen mehrere Hundert ihrer Herkunft nach wohl bestimmte Schädel zu nennen, die zum Theil nur mit Lebensgefahr auf den Inseln der Südsee von ihm zusammengebracht werden konnten und aus denen wir Aufschlüsse über die Rasse der dortigen Natives zu gewinnen vermögen. Auf den Marquesas-Inseln werden die Häuptlinge und die Vornehmen in steinernen Gräbern, sogenannten „Paepaes“, beigesetzt, während die minder Begüterten in schwer zugänglichen Grotten und Felshöhlen ihre Ruhestätte finden, oder die Schädel der Gestorbenen werden auch vom Rumpfe getrennt und auf den Aesten und Zweigen heiliger uralter Banianen befestigt, woher sie nun für den Forscher schwer zu erlangen sind, zumal diese Gegenden von den Eingeborenen als „tabu“, d. h. als ein „Wohnort von Geistern“, gemieden werden und keinerlei Auskunft über sie ertheilt wird. Auf der Insel Na-uka sprechen die Kanakas davon niemals, auf den „Gesellschafts-Inseln“ aber gelang es Dr. Bäßler, bei alten Opferplätzen (Marae) solche Schädelfunde in Felsenhöhlen zu machen, die er nur schwer bergen konnte, da an diesen Orten nach dem Glauben der Eingeborenen die „Tupapau“, d. h. die „Geister der Verstorbenen“, ihr Wesen treiben und mit jenen Menschen, die diese Stätten besuchen, die Gemeinschaft scheuen. Auch auf Mangaia wie der Cook-Gruppe konnten Schädel geborgen werden, und auf Neu-Seeland wurde die eigenthümliche Sitte der Exhumirung von Leichen vornehmer Personen festgestellt, der dann eine zweite Bestattung folgte, auch fanden sich Häuptlingsschädel, die mit rother Farbe gefärbt waren, bei Auckland in Felsenhöhlen vor. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die zahlreichen Flechtwerkarbeiten der Südsee-Völker; so sind in den Sammlungen von den Gesellschaftsinseln schöne Gürtel aus sorgsam, dicht geflochtenem, tiefschwarzem Frauenhaar vorhanden, die zu tragen als ein Ehrenschmuck der Häuptlinge gilt; daneben zieren eine große Anzahl aus Zuckerrohr-, Farnkraut-, Bambus-, Pandanus- und Pia- (Pfeilwurz-) Faser geflochtener Strohhüte die Ausstellung, die unsern Produkten gegenüber freilich viel zu theuer sind, deren kunstvolle Herstellung indessen eben so große Anerkennung verdient, wie der aus „Revo revo“, das ist aus den Fasern der Ansatzblätter der Kokospalme, wenn diese selbst noch kein Chlorophyll hat, gewonnene Kopfschmuck, der indeß nur einen Luxus für Reiche bilden kann, da die Gewinnung dieser Faser das Eingehen der betreffenden Kokospalme zur Folge hat. Die duftigen Fächer und Blumenkörbe der Eingeborenen stehen den schönsten europäischen Arrangements kaum an Anmuth nach. Von den Marquesas-Inseln begegnen wir einer Menge von Gegenständen aus sehr hartem Holz, Muscheln, mit denen die Brotfrucht zerrieben wird, Schmuck aus Schildpatt und Knochen wie aus Delphinzähnen. Mit kleinen Götterbildern (Tiki), aus Menschenknochen hergestellt, wird dort ein großer Luxus getrieben. Die Canumodelle gestatten eine Vergleichung mit den Fahrzeugen von Manihiki, Paumotu, Celebes und Neuseeland. Auch aus der großen Mannichfaltigkeit der heute in Mexico und Zentralamerika hergestellten Gegenstände, so insbesondere der aus Onyxstaub gefertigten Früchte, stellt die Sammlung schöne Proben dar. Was jedoch ihre Hauptbedeutung für die Ethnographie betrifft, so ist diese in den Gräberfunden zu suchen, die in dem trockenen,

Digitized by Google

tiefen Küstensand Peru's gemacht werden konnten, deren Reichthum mit ihrer Schönheit und trefflichen Erhaltung wetteifert. Das Ausgrabungsgebiet hat im Norden Piura, im Süden Arica, im Westen die Meeresküste und im Osten Cuzco zur Grenze. Diese Dinge geben die Ergänzungen zu den von Stübel und Reis gemachten Funden und geben über vielfache Mißverständnisse Aufschluß. Es sind meist hockende Mumien, die in große Säcke eingenäht und denen künstliche Schädel aufgesetzt sind. In den Säcken fanden sich jedoch als Beigaben alle Gebrauchsgegenstände der gesammten Kultur einer weit vor den Inkas, mit denen Pizarro zusammentraf, hinaufreichenden Zeit. Bei Patschatamok, dem Orte, wo der Sonnentempel der alten Peruaner stand, sind gestreckt liegende Mumien sowie Kindermumien gefunden worden, denen die Augen des Tintenfisches eingesetzt sind. Die aus den Gräbern gewonnenen 2371 Töpfe, die noch leicht aus den vielen noch gar nicht ausgewickelten Mumiensäcken sich vermehren werden, stellen eine vollendete lebendig bemalte Keramik in allen erdenklichen Typen dar. Neben einer großen Reihe von Portraitfiguren finden wir alle Thiere dargestellt, die den Bewohnern dieser Gegenden bekannt waren; vom einfachen Krieger bis zum Häuptling und Fürsten sind die Figuren an ihrem Kopfschmuck erkennbar und auch die Uebergänge zu den Heroen- und Götterbildern werden deutlich: die Krabben spielen neben dem verehrten Fuchs eine große Rolle, Darstellungen von Opfern, Strafen, von Kranken, alles in durchaus naturalistischer Art, von stark erotischen Scenen, die ganze Mythologie und die religiösen Vorstellungen lassen sich aus dieser hochentwickelten Keramik, die gleichsam die Texte dieser Stämme vertritt, ahnen und mit Zuhülfenahme von vergleichenden Studien wohl auch deuten. Ohne allen Zweifel sind alle diese in den Gräbern gefundenen Dinge gebraucht worden, mögen es diese Töpfe sein oder die bisher entfalteten 2400 Baumwollwebstoffe, die, schöngefärbt und mit Bildgeweben oder durch aufgenähte silberne Platten geschmückt, von den duftigsten, zartesten Geweben an, bis zum Teppich hinab sich finden, oder aber jene Werkzeuge wie Spindeln, Metallwagen, Becher, Schalen aus Gold und Silber, silberne Götterbilder, prachtvoll farbenschillernder Federnschmuck, Ketten aus Muscheln und Gold, Schmuck- und Gebrauchsgegenstände der mannichfachsten Art, Knotenschnüre und Diademe, Farben und Farbenbeutelchen, Waffen und Feldstandarten mit eingelegter Arbeit an den Stangen bis zum Schminktöpfchen und dem chirurgischen Besteck; die gesammte Kultur Alt-Peru's, von der wir bisher so wenig gewußt, ersteht uns aus diesen Grabfunden, und ihre Erforschung dürfte ungeahnte Aufschlüsse für Kultur- und Völkergeschichte bieten. Die reichbekleidete und mit Silber- und Goldspangen an den Beinen geschmückte Mumie eines zahmen Puma (amerikanischen Löwen), der als Fürst gleichsam allein bestattet war, mit Muschel- und Federschmuck angethan, bietet besonderes Interesse und leitet vielleicht zum Verständniß gewisser religiöser Vorstellungen der Peruaner, die mit Hülfe der keramischen Darstellungen gedeutet werden dürften. Fast 9000 Gegenstände sind aus diesen Grabfunden bisher aufgestellt, doch hoffte Dr. Baeßler noch manchen Pondscho (Gewand) und manche Goldmaske zu finden. Auch aus Zentralamerika, von den Chiroki hat der Reisende goldene Vogeldarstellungen mitgebracht. Er hat eine Anzahl seiner Fundstücke auch aus Privatsammlungen erworben, so insbesondere goldene Gefäße, wie denn Gold nur selten außer bei den eingenähten Mumien gefunden wird. Die Thongefäße sind alle sogenannte silladores, d. h. Pfeifentöpfe, sie pfeifen, sobald man in eine ihrer Oeffnungen eine Flüssigkeit gießt, auch die Platten und Tuben mit Schallvorrichtung, die wahrscheinlich bei Orakelverkündigungen benutzt wurden, kommen in reicher Zahl vor. Neben diesen Zeugen alter Kultur interessiren in den Sammlungen nicht minder Webstühle, Tanzmasken, Pfeile und Bogen, Schmuckketten aus Käferdeckeln, Thierzähnen, wie solche aus Federbüscheln hergestellt, die von den heutigen Indianern Peru's am Chanchamayo über der Cordillere benutzt werden; auch bei ihnen dient das Frauenhaar, wenngleich nicht so kunstvoll geflochten wie in Ozeanien, als Schmuckgürtel. Dazu kommen die mit eingewebten Vogelfedern hergestellten Teppiche. Außer der neu aufgedeckten altperuanischen Kultur lernen wir aus diesen ethnographischen Sammlungen, die sorgfältig Herkunft und Gebrauch der einzelnen Stücke angeben, die große technische Begabung und die hohe Ausdauer kennen, die die Südsee-Völker für ihr großes Bedürfniß nach Schmuck besitzen und zur Anwendung bringen.

* Vom 4. bis 8. September wird in Brüssel eine **Internationale Konferenz zur Bekämpfung der Syphilis und der venerischen Krankheiten** tagen, zu welcher die Regierungen fast aller europäischen Staaten ihre Vertreter entsenden werden. Als Sekretäre Deutschlands fungiren Dr. Blaschko (Berlin) und Prof. Neisser (Breslau). Die Konferenz wird sich in erster Linie mit der bekannten Streitfrage beschäftigen, ob die übliche Reglementirung der Prostitution in sanitärer Beziehung gute Dienste geleistet habe und wie man eventuell dieselbe wirksamer gestalten könne. Neben der rein hygienischen Seite der Angelegenheit wird auch deren öffentlich-rechtliche und ethische Seite auf der Konferenz erörtert werden; so hat u. A. Frau Bieder-Böhm ein Referat über die gesetzlichen Maßnahmen zur Einschränkung der Prostitution übernommen.

* **Leipzig.** Die chirurgische Klinik der hiesigen Universität wird im Oktober ihr 100jähriges Bestehen feiern. Aus diesem Anlaß soll die Büste des Prof. Thiersch, des einstigen hochverdienten Leiters der Klinik, im Garten des städtischen Krankenhauses aufgestellt werden.

* **Krakau.** Dr. Bronislaus Kader, Privatdozent an der Universität Breslau, wurde zum ordentlichen Professor der Chirurgie an der Universität Krakau ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Otto Pfülf S. J.: Bischof von Ketteler 1811—1877. Geschichtliche Darstellung. 1. Band. Mainz. Franz Kirchheim 1899. — *F. Baldensperger:* Gottfried Keller. Sa Vie et ses oeuvres. Paris, Hachette & Cie. 1899. — Prof. Dr. Thomé's Flora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz in Wort und Bild für Schule und Haus. Lfg. 1. Gera (Reuß j. L.), Fr. v. Zezschwitz, vorm. Fr. Eug. Köhlers Botanischer Verlag. — Führer durch Hall in Tirol und Umgebung. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung 1899. — R. Stephan u. P. Schmid: Der Schutz der gewerblichen Urheberrechte des In- und Auslands. (Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften. I. Abth.: Volkswirthschaftslehre. 13. Bd.) Leipzig, C. L. Hirschfeld 1899. — Dr. O. Neustätter: Das Frauenstudium im Ausland. München, Aug. Schupp 1899. — Ant. Renk: Unter zwei Sonnen. Nocturno. Ebd. 1899. — E. Neresheimer: Die Komödie der Liebe. Ein wunderliches Gedicht und Anderes. Ebd. — Dr. Herm. Staub: Kommentar zum Handelsgesetzbuch (ohne Seerecht). 6. und 7. Aufl. 4. Lfg. Berlin, J. J. Heine's Verlag 1899. — Jul. Raphaels: Photographie für Maler. Düsseldorf, Ed. Liesegang 1899. — E. Bernheim: Die gefährdete Stellung unsrer deutschen Universitäten. (Festreden der Universität Greifswald. Nr. 8.) Greifswald, Jul. Abel 1899. — Die Schulüberbürdungsfrage. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für pädagogische Psychologie. Jahrg. 1. Heft 4.) Berlin, Herm. Walter. — Taschenfahrplan für den Bodensee bis zum Rheinfall. Sommer 1899. Hggb. vom Verband der Gasthofbesitzer am Bodensee und Rhein. Selbstverlag. — Die deutsche Kolonial-Gesetzgebung. III. Theil. 1897—98. Hggb. von Dr. Alfr. Zimmermann. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Dr. Th. Sommerlad: Die soziale Wirksamkeit der Hohenzollern. Leipzig, J. J. Weber 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

# Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1899. 124. Band. Drittes Heft.

Inhalt: Das 500jährige Jubiläum der deutschen Nationalstiftung der Anima. — Die Ursachen des Bauernkrieges 1525. (Die Lage des Bauernstandes um 1500.) — Die Brüder Grimm. — Ein neues Werk über die Bußbücher. — Zeitläufe. Der Wahlgesetzsturz in Belgien als erstes Beispiel. — Zum Sprachenstreite in Oesterreich. — Baumann's Schwäbische Forschungen. — Ein spanisches Pilgerbuch. (12109)

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 2. August. Nummer 174.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Reisebrief eines Technikers aus der Schweiz.

Die Rolle, welche die Technik im Schweizerland spielt, ist bedingt durch die Natur des Bodens, auf dem sie erwachsen ist. Die Berge und die Fülle der wilden, wasserreichen Flüsse und Bäche, die den landschaftlichen Charakter der Republik bestimmt, haben auch dem Techniker hier eine Fülle von Aufgaben gestellt, die ihm im Auslande seltener oder nie entgegentreten. Es sollen nur einige flüchtig aufgenommene Eindrücke dieses Gebiets hier ebenso flüchtig behandelt werden, denn die wenigen Wochen, die ich im Juli in den Bergen der Schweiz zubringen durfte, mußten der Erholung und nicht dem Studium gewidmet werden. Trotzdem mag dem Auge des technischen Publizisten auch im Vorüberstreifen manche interessante That der Ingenieurskunst auffallen, an welcher der Schwarm der übrigen Reisenden achtlos vorüberfährt.

Bei Schaffhausen betrat ich den Boden der Schweiz. Der Rhein, der eine Stunde stromabwärts über den berühmten Katarakt von Laufen stürzt, bereitet sich schon in den Mauern der schönen ehemaligen Reichsstadt durch ein recht ungeberdiges und geräuschvolles Wesen würdig auf den baldigen Sprung in die Tiefe vor, und man hat diese Fülle lebendiger Kraft, die er im Weichbild einer von jeher gewerblustigen Stadt entwickelt, nicht ungenützt gelassen. Im Gegentheil sind die Rheinkraftwerke von Schaffhausen älter als elektrische Kraftübertragung und Drehstrom. Auf beiden Seiten des Stroms ziehen sich die langen Zeilen schwankender Drahtseile kilometerweit hin, durch welche die Kraft, die in Turbinenanlagen an den Stellen des stärksten Gefälls gewonnen ist, auf die Seilscheiben der Fabriken und Mühlen übertragen wird, die den Strom auf beiden Ufern innerhalb der ganzen Stadt und noch über sie hinaus begleiten. Hier und da reicht zwischen den Häusern ein Gang bis an das, durch eine Brustwehr geschützte Ufer, wo sich ein malerischer Blick öffnet auf den breiten, schäumenden Strom, dessen lautes Brausen das Schwirren und Rasseln der Seile und Räder übertönt, die den Wasserlauf hüben und drüben garniren und die Energie des brüllenden Flusses in geheimnißvollen alten, zum Theil auf Pfeilern bis in den Wasseraufruhr hinausgebauten Fabriken verschwinden lassen. Da und dort ergießt sich in breiter Flanke oder dickem Strahl ein weißschäumender Seitenarm in den Rhein; es sind die Stellen, wo die oberhalb abgedämmten Antriebswässer der Turbinen, nachdem sie ihre Arbeit gethan haben, der Freiheit froh, in den Schoß des Flusses zurückkehren.

Doch kommen wir zum Rheinfall selbst. Ich werde mich hüten, den tausend vergeblichen Versuchen, das merkwürdige Naturspiel zu schildern, einen weiteren hinzuzufügen; ist auch der Rheinfall nur eine große Stromschnelle, so kann er sich doch neben den berühmtesten Wasserfällen der Erde um so eher sehen lassen, wenn man sich, anstatt weite Ueberblicke über das ganze Phänomen zu suchen, in die Betrachtung einzelner Phasen versenkt, an denen dieser großartige Kampf der Schwerkraft mit der Elastizität so reich ist. Von den umfangreichen technischen Anlagen, die am Rande des Katarakts entstanden sind und seine Energie im weitesten Umfang ausnutzen, läßt sich in Hinsicht auf ihre ästhetische Wirkung nichts günstigeres, ja kaum soviel günstiges sagen, wie über die bekannten größeren Kraftwerke an den Niagarafällen, wenigstens soweit ich die letzteren vor fünf Jahren gesehen habe. Wer zwar glaubt, daß ein großer Wasserfall durch die Entnahme von 10,000 bis 20,000 Pferdekräften in seiner malerischen Wirkung ruinirt wird, ist ganz im Irrthum. Man baut ja die Turbinen und Maschinenhäuser nicht ohne weiteres mitten in die Katarakte hinein, sondern hat es im Gegentheil in der Hand, sie fast beliebig weit davon zu entfernen und doch das ganze Gefäll ergiebig auszunützen. Die erforderliche Wassermenge wird dem Strom oberhalb der Fälle durch einen Oberwasserkanal mit Hülfe von Wehren oder einfach durch eine Abzweigung entzogen und nach dem Gebrauch durch den meist in den Fels gesprengten Unterwasserkanal wieder in den Unterlauf eingeführt. Die obere Abzweigung ist an der Stirnseite des Falls gar nicht bemerkbar, sondern höchstens vom Laufsteg der Eisenbahnbrücke oberhalb des Katarakts, der Einsturz des Unterwassers am rechten Fuß des Falls ist auch nicht besonders störend; in hohem Grade und von den meisten Standpunkten dagegen sind es die nüchternen, Wellblechbaracken ähnlichen Fabrikgebäude der Aluminiumgesellschaft Neuhausen, die sich auf der rechten Seite ziemlich aufdringlich zwischen das Dorf und den Fall geschoben haben. Eine etwas entferntere Lage hätte wohl einige, aber gewiß keine unerschwinglichen Opfer gefordert, die Zu- und Ableitungskanäle wären etwas länger geworden (am Niagara sind sie mehrere Kilometer lang und haben Millionen gekostet) — und die hunderttausend Besucher des Rheinfalls würden von der erklecklichen Anzapfung seines Wasserreichthums gar nichts gemerkt haben, denn dem Eindruck und der Wassermenge des Falls thut eine Turbinenanlage von diesem Umfang noch keinen Abbruch. Es ist übrigens wohl nicht allgemein bekannt, daß die konstruktiven Einzelheiten der Neuhausen'schen Turbinen- und Dynamoanlage, d. h. der neuen, im Jahr 1890 vollendeten Maschinensätze, für die kolossalen Turbinen und Dynamos der Niagarakraftwerke vorbildlich geworden sind. Es ist hier m. W. zum erstenmale die übliche horizontale Lagerung der Dynamomaschinen verlassen und der Drehungsebene eine horizontale, den Achsen dagegen eine vertikale Richtung gegeben. So konnte man die rotirenden Armaturen direkt auf die stehenden Wellen der Turbinen aufsetzen, erreichte eine bessere Lagerung der schweren Rotationsmassen und vermied zwischen den Antriebsmaschinen und Generatoren alle störenden oder kraftverzehrenden Zwischenglieder.

Digitized by Google

Die bekannte, m. W. auch an den Niagarawerken als Erfinderin der dortigen 5000pferdigen Doppelturbinen betheiligte Firma Escher, Wyß u. Co. und die berühmte Fabrik Oerlikon, der ein Theil des Ruhmes für die Unternehmung der großen historischen Kraftübertragung Lauffen-Frankfurt im Jahre 1889 gebührt, sind die Haupturheber der gelungenen Kraftanlage an den Rheinkatarakten. Die gewaltigen Werkstattbauten der letzteren Fabrik, deren Name mit dem Entstehen und Aufblühen der elektrischen Kraftübertragung, mit der Ausbildung der Wechselstromtechnik und der Dynamomaschine auf ewig verknüpft ist, steht der von Schaffhausen nach Zürich Reisende an sich vorübergleiten, kurz bevor sein Zug im Tunnel die letzten Hügelreihen durchbricht, die ihn von „Limmat-Athen" trennen. Die Anlagen der erstgenannten, über die Welt hin berühmten Turbinenfabrik dagegen finden wir in Zürich selbst, wo ein stattliches Escher-Denkmal am Alpenquai zeigt, einen wie guten Klang der Name des Begründers der bedeutenden europäischen Turbinenfabrik in seiner Heimath hat. Kein Wunder, ist doch die Stadt und die Umgebung seiner Werke voll. Rechtfertigt auch der hohe Stand des Schriftthums und der Gelehrsamkeit den oft gebrauchten, eben angeführten Ehrennamen Zürichs vollauf: Technik und Gewerbe haben hier, im thatsächlichen, wenn auch nicht nominellen Vororte der Schweiz, erst recht ihre Stätte. Auf beiden Ufern der grauen, schäumenden Limmat braust und rasselt es von Fabriken, von Turbinen und Drahtseilanlagen, ähnlich wie in Schaffhausen. Kurz entfernt von der inneren Stadt, auf dem Weg zum Bahnhof der originellen Uetlibergbahn, lenkt eine große Maschinenhalle von seltenem Inhalt unser Auge auf sich. In vier gewaltigen Maschinensätzen, deren blanke Ankersterne mit der funkelnden Kupferarmatur sich leise und majestätisch drehen, wird der Wechselstrom, den ein entferntes Primär-Elektrizitätswerk an der Sihl liefert und hochgespannt hieher sendet, in Gleichstrom verwandelt, der für die Zwecke der städtischen Beleuchtung besser geeignet, aber für die Uebertragung auf große Entfernungen nicht gut zu brauchen ist. — Die Adhäsionsbahn zum Uetliberg, der ich von hier meine Schritte zulenkte, verdient Beachtung als eines der wenigen Beispiele, daß Bergbahnen von recht bedeutender Höhenentfaltung ihr Ziel weder am Seil, noch an der Zahnstange erreichen, sondern auf glatter Schiene mit der höchsten zulässigen, aber nach vollkommen gefahrlosen Steigung erstreben. Gewaltige Schleifen und Windungen, um die der Gesammtsteigung entsprechende Bahnlänge herauszubringen, kennzeichnen dieses Bergbahnsystem und machen die Fahrt auf solchen Linien besonders interessant, da sich mehr Gelegenheit zu Einblicken in die Topographie des betreffenden Gebirgs ergibt, als auf den steilen, ziemlich geradlinig zum Gipfel geleiteten Kunstbahnen. Die deutsche Brockenbahn ist das neueste Beispiel dieser Methode der Höhenüberwindung, und es berührt seltsam, daß der Harz, der einst bei dem Uebersteigen verhältnißmäßig geringer Höhenzüge zwischen Blankenburg und Tanne dem gemischten Abt'schen System des wechselnden Zahn- und Adhäsionsbetriebs zu einer glänzenden Empfehlung verhalf, heute beim Erklimmen seines stolzesten Gipfels die Zahnstange verschmäht hat.

Zürich bietet den Besuchern jedes Faches eine zu große Fülle von Anregung auf ihrem eigenen Gebiet, als daß ihnen viel Zeit bliebe, von fremden zu naschen. So darf denn der Techniker gewiß an allen den großen Schöpfungen auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft, an den landschaftlichen Reizen der großen Stadt vorübergehen, wenn er ihre Bedeutung für das Ingenieurwesen, die Technik und Industrie mit ein paar Worten gestreift hat. Ich erwähne auch von allen den interessanten Objekten, die es für den Fachmann auf der Weiterreise ins Gebirge zu besichtigen gibt, nur einige von den Bergbahnen, die sich vom Vierwaldstättersee wie ein Strahlenkranz in die umgebende Bergwelt erstrecken. Allbekannt sind die Rigibahnen und die das Zahnradsystem auf die Spitze treibende Pilatusbahn mit ihren Steigungen von 480 pro Mille, deren kunstvolle Anlagen ich durch einen Zufall nicht nur vom bequemen Wagen aus, sondern auch durch Begehung eines großen Theils der Strecke kennen lernen durfte. Da das einseitig von oben in die Zahnstange eingreifende Rad bei so enormen Steigerungen nicht mehr volle Sicherheit gegen das Ueberspringen der Zähne und das Abgleiten verspricht, so wird die doppelte und nach beiden Seiten hin gezahnte oder vielmehr gestickte Stange von zwei Zahnrädern hüben und drüben gefaßt und derart eingezwängt, daß ein Entwischen ausgeschlossen ist. So ist es möglich geworden, an Wänden, wo die Geleise, von weitem gesehen, fast senkrecht emporzusteigen scheinen, die schwere Lokomotive mit ihrem Wagen langsam, aber mit vollständiger Sicherheit hinaufklimmen zu lassen.

Von ganz anderer Art ist die Konstruktion der Bergbahn auf das Stanserhorn, das jenseits des Alpnachsees, wenn man beim Aufstieg zum Pilatus hinter sich blickt, seine gewaltige Pyramide durch die niedrigeren Wolkenschichten emporreckt. Die erst vor wenigen Jahren vollendete Stanserhornbahn schließt sich an die elektrische Straßenbahn, die Stans mit dem Vierwaldstättersee verbindet und deren Vereinigung mit der ebenfalls elektrischen Kleinbahn ins Engelberger Thal im vorigen Jahre vollzogen ist. Das Stanserhorn wird mittelst Drahtseils in anfänglich geringer, am Gipfel aber überaus steiler Steigung von den verhältnißmäßig leichten Wagen erklommen. Die letzteren haben, wie alle Seilbahnwagen, keinen Antriebsmechanismus und keine besondere Lokomotive, aber sie unterscheiden sich auch sehr vortheilhaft von denjenigen der ersten Drahtseilbahnen, bei denen man die Betriebskraft zu sparen suchte, indem man den aufsteigenden Wagen vom abwärtsfahrenden emporziehen ließ. Zu dem Zwecke wurden die Fahrzeuge mit großen Wasserkästen von 8 cbm Inhalt ausgestattet, die leer heraufgingen, oben gefüllt wurden und dem abwärtsfahrenden Wagen unter allen Umständen das Uebergewicht verliehen. So sind die Bahnen auf den Malberg bei Ems, den Schloßberg bei Heidelberg, die Brienzer Gießbachbahn und viele andere konstruirt. Sie erfordern sehr schwere Wagen und eine entsprechend schwere Geleisanlage, die noch dadurch vertheuert wurde, daß man es nöthig fand, zwischen den Schienen eine durchgehende Zahnstange zu verlegen. Dieselbe ist zwar für den Betrieb nicht erforderlich, aber man hatte für den Fall eines Seilbruches kein anderes Mittel, den oder die herabsausenden Wagen aufzuhalten, als den festen Eingriff eines Rades oder Triebes in die Zahnstange.

Der Betrieb der Stanserhornbahn erfolgt derart, daß das Seil, an dessen Enden sich die Wagen befinden, in seiner Mitte um eine starke Trommel geschlungen und durch die Rotation derselben auf- und abgewickelt wird. Natürlich ist auch hier das Gewicht der Wagen so weit wie möglich ausgeglichen, so daß die Betriebsmaschine nur das Uebergewicht der einen Seite an Passagieren und Seillänge zu überwinden hat. Für den Antrieb der Seiltrommel, der durch eine stationäre Maschinenanlage besorgt wird, ist dieselbe elektrische Kraft herangezogen, die auch die benachbarte Bürgenstockbahn treibt. Eine zweite, am Stanserhorn zum erstenmal angewandte Neuerung ist aber der Ersatz der Brems-Zahnstange durch eine sogenannte Backenbremse, die sich an jedem Wagen befindet und direkt auf eine der Laufschienen einwirkt. Sie besteht aus zwei offenen, nach unten hängenden Backen und ist einem Schraubstock ähnlich, der vom Wagen aus mit einem Ruck geschlossen werden

Digitized by Google

kann, resp. sich bei Seilbrüchen automatisch schließt. Die zusammenschlagenden Bremsbacken schließen sich alsdann mit solcher Gewalt um den Schienenkopf, daß der herabsausende Wagen, Versuchen zufolge, auch auf dem steilsten Gefälle fast augenblicklich zum Stehen kommt. Die Einrichtung hat sich bewährt und ist mit Erfolg bereits nachgeahmt worden.

Rasch gleitet das Dampfboot auf dem dunklen Spiegel des Vierwaldstättersees dem höher und höher gethürmten Gebirge entgegen. Zwischen den dunklen, hier und da mit kleinen Schneefeldern betupften Gipfeln des Pilatus, des Stanser und Brochser Horns schieben sich, wie ein silberner Hintergrund zwischen düsteren Coulissen, die fernen Eishäupter des Berner Oberlandes vorüber, näher winken auf kurze Zeit die schimmernden Gipfel des Titlis, Urirothstocks und anderer Riesen im Bannkreis des Sees. Eng schließt sich der Felsenpaß zwischen dem jähen Bürgenstock und dem schienenumsponnenen Rigi, der die Reihe der kühnen, weitausschauenden Spekulationen auf den Fremdenstrom eröffnete und insofern zur Jungfrau, dem jüngsten Opfer derselben Unternehmungslust, in enger Beziehung steht. Wieder treten die dunklen Coulissen auseinander, und im Hintergrund öffnet sich jener einzige Blick auf die große, von Geschichte und Sagen, von Dichtung und Kunst, von Technik und Weltverkehr gleich bevorzugte Alpenstraße, den Gotthard. So einsam es droben zwischen seinen eisigen Häuptern und kalten Seen geworden ist, seit der Schnellzug und die lange, unabsehbare Reihe der Güterwagen sich wie Eingeweidewürmer durch die Berge winden —, der herrlichen Axenstraße und dem düsteren Schlund des Felsenthors zwischen Göschenen und Andermatt hat auch die modernste Reisehast und der billigste Eisenbahntarif den Wandererverkehr nicht rauben können. Im frühesten Morgengrauen, als noch kein Dampfer den ruhigen Seespiegel trübte, und nur der rollende Donner eines Zuges tief unter der Straße und nahe am Wasserspiegel bald das gewaltige Echo der Berge weckte, bald in einem der zahlreichen Tunnels, deren Eingänge man von der Axenstraße erblickt, lautlos verschwand, wanderte ich der ungeheuren Kluft entgegen, die der wüthende Reißstrom in den Gebirgsriegel gegraben hat. In Flüelen freilich zwang dann auch mich die karge Zeit und die Rücksicht auf die technische Anlage der Bahn, mich bis Göschenen der Lokomotive anzuvertrauen. Von der Plattform der Wagen aus läßt sich, wenn man das Rütteln und den Rauch nicht scheut und bei der Einfahrt in die größeren Tunnels rechtzeitig ins Innere des Wagens flüchtet, ein guter Ueberblick über die verzwickte Linie gewinnen, längs deren sich die Bahn an den Bergabhängen von Stufe zu Stufe tastet. Ich widerstehe der Versuchung, über die Kühnheit, aber auch über die enormen Kosten dieser bekannten Bahnanlage und über die Art, wie im Gegensatz dazu die Amerikaner den breiten Rücken der Felsengebirge überschient haben, etwas zu sagen. Ich verliere auch kein Wort über die herrliche Schöllenenstraße, die längst derselben traurigen Vereinsamung verfallen wäre wie der obere, eigentliche Gotthardpaß, wenn sie nicht gleichzeitig den Zugang zur Furka und Oberalp bildete und als Eintritt zu den wichtigsten Befestigungen der ganzen Schweiz schon etwas von dem militärischen Charakter athmete, der der ganzen Umgebung von Andermatt und dem Orte selbst eigen ist. Das sichert der wunderbaren, lawinengefährlichen Straße durch die Schöllenenenge ihren stetigen guten Zustand, von dem die lustige, fünfspännige, dort oben mit turnerartiger Kühnheit um die grausigen Kurven sausende Post den größten Nutzen zieht. Schon lange bevor ich die Teufelsbrücke erreichte, begann die Riesenkluft vom Donner gewaltiger Sprengschüsse dumpf zu widerhallen und am Ausgang aus dem langen, wassertriefenden Urnerloch, angesichts des lachenden Urserenthals, wehrte mir ein baumlanger, italienischer Straßenaufseher mit rother Fahne, weiterzugehen. Es galt eine halbe Stunde unerwarteter, aber nicht unerwünschter Rast, während deren drüben am Bützberg unter den bombensicheren Deckungen der Grusonschen Panzerthurm-Batterien der krachende Donner der Sprengungen weiter rollte, mit deren Hülfe Raum für weitere Vertheidigungsanlagen an den schroffen Felshängen gewonnen wird.

Zwischen dem Urserenthal und Brig ist für den Techniker auf der langen, zweitägigen Reise über die Furka und durchs Oberwallis wenig bemerkenswerthes zu sehen. Der Naturgenuß kommt voll zu seinem Rechte, wenn nicht neidische Wolken die Schneezacken verschleiern, die sonst zwischen den grünen Alphängen des Urserenthals herausblicken und rückwärts über den Schlangenwindungen des Oberalppasses, vorwärts über dem Einschnitt der Furka sich gewaltig aufthürmen. Nur denjenigen, der die Künste des Straßenbaues zu würdigen versteht, werden diese an breiten Bergflanken und senkrechten Wänden, über starrenden Gletschern, zwischen alten Lawinen und neuen Schneefeldern auf- und abwärtskriechenden glatten Straßen, mit ihren Felssprengungen und aufgemauerten Böschungen, ihren scharfen Kehren und eleganten Windungen, ihren Schutzgalerien, Tunnelen und überhängenden Felsmassen immer wieder zu Staunen und Bewunderung hinreißen. Die von der Furka an den schaudervollen Abgründen des Rhonegletschers sich hinablassende Straße, auf der man in unaufhörlichem Hin und Wider jetzt den Gletscher und hinter ihm in unendlichen Fernen die blendenden Zinken des Zermatter Thals ins Auge faßt, jetzt rückwärtig auf die Eishäupter des Furkastocks und die Zacken des Gotthardmassivs zuzuschreiten meint —, die neue Grimselstraße, die sich an dem jähen, grausigen Hang der Maienwand empor- und jenseits hinabwindet, wo vor hundert Jahren nicht einmal ein Saumweg ging, sondern der dreistündige Umweg über Obergestelen nöthig war —, die schwindelnde Kehrenpassage hinter Laax im Oberwallis, wo die Thalsohle schmaler und schmaler wird und plötzlich in tollkühnem Sprunge 200 m jäh in die Tiefe stürzt, während der Rhonefluß in nachtdunkler Klamm zwischen triefenden Felswänden gurgelt —, diese Stellen sind Glanzpunkte der Straßenbaukunst, die in der ganzen Welt wenig ihresgleichen haben.

Reichlich eine halbe Stunde vor Brig gelangt der aus dem Oberwallis kommende Wanderer an eine der jüngsten und bedeutendsten Anlagen, mit deren Hülfe die Wasserkraft des brausenden Gletscherstromes, der hier bereits durch den Zufluß der kräftigen Binna, die schäumenden grauen Abflüsse des Vinscher- und Aletschgletschers und hundert kleinere Bäche verstärkt ist, in nutzbare Arbeit umgesetzt wird. Neben dem rechten Ufer der Rhone ist ein breiter Kanal in den Fels gesprengt, dessen Sohle erheblich unter dem tiefsten Wasserstand des freilich sehr veränderlichen Flusses liegt. Zwei Wehranlagen mit verstellbaren Schützen ermöglichen es, jedes beliebige Wasserquantum, soweit der Querschnitt des Kanals reicht, in letzteren übertreten zu lassen. Hier rinnt nun das Nutzwasser mit leichterem, aber für eine kräftige Strömung ausreichenden Gefäll neben dem Fluß dahin, der sich rasch weiter in die Tiefe senkt, während der Kanal anfangs der Böschung des Ufers folgt, bald um einige Meter über die Rhone hinzieht und endlich in die Form eines Aquädukts übergeht, der seinen Weg, höher und höher und höher über dem Strom, auf massigen, gut verstrebten Holzpfeilern verfolgt. Es ist hier ein neues, dem Monier-Verfahren ähnliches System für die Leitung zur Ausführung gekommen, von dem man sich eine große Lebensdauer bei verhältnißmäßig niedrigen Kosten ver-

Digitized by Google

spricht. Die auf Holzjochen und dann, nachdem sie sich der rechten Thalwand genähert, an dem Fels hinlaufende Leitung besteht aus einem eckigen Rohr von quadratischem Querschnitt und $1^{1}/_{2}$—2 m Weite, dessen Wandungen aus eisenarmirtem Zement hergestellt sind und dessen Leistungsfähigkeit für mehrere tausend Pferdekräfte ausreichen dürfte. Man sieht den grauen Streifen des Aquädukts lange Zeit an den dunklen Felswänden rechts vom Wege dahinkriechen und ihren Windungen folgen, anscheinend höher und höher emporklimmend, in Wirklichkeit nur das Gefäll soweit ermäßigend, daß nach einigen Kilometern ein Niveauunterschied von 20—30 m zwischen Leitung und Rhone gewonnen und damit die Bedingung für eine ausgiebige Kraftentfaltung geschaffen ist. In mächtigen eisernen Druckrohren stürzt das Wasser aus der Höhe auf die Turbinen herab, die in großen, auf einem massiven Damm an der Rhone erbauten Maschinenhäusern aufgestellt und zum Theil für die bedeutenden Wasserbedürfnisse des Briger Tunnelbaues benutzt, zum Theil mit den Dynamomaschinen verbunden werden.

Und nun zum Simplontunnel selbst, dessen Zufahrtsrampe und Eingang wir, Naters passirend und Brig uns nähernd, drüben an der linken Thalwand wahrnehmen können. Es ist unmöglich, im Rahmen eines Reisebriefes mehr als einige kurze Andeutungen über dieses Riesenwerk zu geben, dessen Ausdehnung fast diejenige des seit Jahrzehnten geplanten Kanaltunnels zwischen Frankreich und England erreicht. Es ist ein prachtvolles Landschaftsbild, das sich dem Wanderer zwischen Naters und Brig auf der südöstlichen Seite des Wallis entrollt. Zwischen den massigen, breiten und hoch hinauf bewaldeten Flanken des Glishorns und Bettlihorns, die durch den tief erodirten Einschnitt der Saltineschlucht gespalten sind, ragen die vergletscherten Häupter des Monte Leone empor, die der geplante Riesentunnel an ihrem östlichen Abfall, unter dem Forchetta-Paß, unterführt. Mehr als 2000 m Gestein lagern hier, in der Tunnelmitte, über der engen Röhre, die 650 bis 700 m Seehöhe besitzt und deßhalb keine Serpentine, keinen Vortunnel, nichts von allen jenen Kunstbauten nöthig hat, mittelst deren die Gotthard- und Cenisbahn ihre Tunnelportale erreichen. Der Eisenbahnübergang unter dem Simplon wird aus diesem Grunde für den Verkehr von Frankreich und der Westschweiz mit Italien von unvergleichlichem Vortheil sein; für die Schweiz selbst besonders, nachdem die noch schwebenden Untersuchungen über einen neuen direkten Eisenbahnweg zwischen dem Wallis und dem Berner Lande (Lötschbergbahn) befriedigend erledigt sein werden. Was die Arbeiten im Simplontunnel betrifft, so haben sie an Schnelligkeit den hohen Voranschlag der, beiläufig bemerkt, deutschen Unternehmer nicht nur erreicht, sondern in ihrem Fortschreiten noch übertroffen. Die fast durchweg italienischen Arbeiter, gegen 2000 an der Zahl, die dem Orte Brig geradezu den Stempel ihrer Heimath aufgedrückt haben und denen ein ganzes Viertel italienischer Schenken auf dem Fuße gefolgt ist, sind in drei achtstündige Schichten getheilt und haben den Bau nach einem kurzen Strike im März unter energischer Leitung ununterbrochen und kräftig gefördert. Die Gesammtlänge des Hauptstollens, der einen Querschnitt von etwa 23 qm besitzt, beträgt jetzt auf beiden Enden zusammen rund 2 km, für eine siebenmonatige Arbeit eine enorme Leistung, da gleichzeitig auf dem 15—20 m entfernten Parallelstollen, der anfangs zur Lüftung, später zur Anlage des zweiten Geleises dienen soll, in demselben Maßstab vorgetrieben und alle 200 m einmal durch einen Querschlag mit dem Haupttunnel verbunden wird. Der tägliche Fortschritt beträgt jetzt auf der Schweizer Seite $5^{1}/_{2}$ m, auf der italienischen, wo man in kompaktem Gneiß zu bohren hat, 4 m. Allerdings muß die Geschwindigkeit auf beiden Seiten noch gesteigert werden, um den Tunnel in der vertragsmäßigen Zeit von $4^{1}/_{2}$ Jahren fertigzustellen, aber es wächst die Schnelligkeit der Arbeit bei solchen Ausführungen erfahrungsmäßig sehr bedeutend, wenn die ersten Schwierigkeiten und Versuche überwunden sind. Trotz der zu bewältigenden Gesteinsmasse von 40 cbm (2000 Ztr.) auf den laufenden Meter rechnet man mit Bestimmtheit auf einen täglichen Fortschritt von 12 m im ganzen, sobald die hydraulisch-elektrischen Kraftwerke an beiden Tunnelausgängen vollendet und die vortrefflich wirkenden Wasserdruck-Bohrmaschinen mit der geplanten elektrischen Materialabfuhr und der zur raschen Gesteinsentfernung nach jeder Sprengung erfundenen Schutterkanone gemeinsam arbeiten werden. Welch ein Riesenfortschritt im Lauf einiger Jahrzehnte! Beim Bau des Cenistunnels erforderte jeder Kilometer ein Jahr Arbeit und 6 Millionen Francs, beim Gotthardtunnel wurde er für 4 Millionen in einem halben Jahr fertiggestellt und der Erbauer des Simplontunnels hat sich, bei kolossalen Bußen im Nichterfüllungsfall, verpflichtet, ihn in kaum einem Vierteljahr für 3 Millionen zu vollenden.

Die Elektrizität, die mit Hülfe der Kraftanlagen an der Rhone und der Diveria im größten Umfang erzeugt werden kann, wird beim Bau des Simplontunnels eine größere Rolle spielen als je zuvor bei ähnlichen Arbeiten. Während die Bohrmaschinen zum Zweck der gleichzeitigen Tunnel- und Gesteinskühlung und behufs möglichst großer Kostenersparniß nach dem bewährten Brandt'schen System hydraulisch angetrieben werden, sollen die großen Ventilatoren, die bestimmt sind, in der Sekunde 50 cbm Luft in den Parallelstollen einzublasen, um sie am Arbeitsort frisch und kühl in den Haupttunnel treten zu lassen, elektrisch angetrieben werden. Ferner sind an jedem Tage rund 26,000 Ztr. oder 130 große Wagenladungen losgebrochenes Gestein zu entfernen und zwar jetzt nur auf 1—2, zuletzt aber auf 9—10 km. Dampflokomotiven, wie sie anfänglich für diese Arbeit in Aussicht genommen waren, würden auch bei der besten Konstruktion die Wärme und schlechte Luft im Tunnel erheblich steigern. Durch die zum erstenmal für diesen Zweck angewandte elektrische Zugkraft hofft man sehr große Vortheile zu erzielen. Daß endlich der elektrische Strom für die Sprengungen, die Beleuchtung und Signalgebung unentbehrlich ist, braucht kaum erwähnt zu werden.

Wenige Minuten genügen, um uns von Brig auf der Jura-Simplonbahn nach Visp zu bringen und damit an den Eingang des höchstumwallten Thales, das die Schweiz besitzt. Man besteigt hier, da der Weg bis Zermatt zur Hälfte Saumpfad, zur Hälfte Fahrstraße, etwa neun Stunden erfordert, am besten die hochinteressante, seit einigen Jahren Visp mit Zermatt verknüpfende Bahn, welche den Weg von 36 km bei 1000 m Steigung in etwa zwei Stunden zurücklegt. Die Bahn ist wohl das bedeutendste Beispiel der Anwendung des Abt'schen gemischten Systems, nach welchem in der Schweiz u. a. auch die Wengernalp- und Grindelwaldbahn ausgeführt sind. An sechs Stellen, wo die Steigung des Thalbodens eine schärfere wird, oder wo es gilt, einem plötzlichen Abbruch des Thals zu einer höheren Stufe rechtzeitig Terrain abzugewinnen, setzt die Zahnstange ein und räumt auf der Lokomotive die Adhäsionsmaschine der Zahnradmaschine den Platz. Langsam und rasselnd kriecht alsdann die Lokomotive mit ihren zwei bis drei Anhängewagen die Steigung hinauf, um oben, wenn sich die Linie wieder mehr der Horizontalen nähert, ein rascheres Tempo anzuschlagen. Seitlich rauscht machtvoll, das Gerassel der Dampfmaschinen übertönend, das graue Gletscherwasser der Visp und von den nackten, erhabenen Bergwänden hängen in weißen Falten andere Gletscherbäche herab. An Tunnelen und Brücken besitzt die Bahn

Digitized by Google

wohl zahlreiche, aber keine bedeutenden Bauwerke, dagegen ist ihr Reiz in landschaftlicher Beziehung ein sehr hoher, sei es, daß zwischen den dunklen Bergwänden zu beiden Seiten die geisterhaften Firndächer des Weiß- und Rothhorns oder der Mischabelhörner herüberwinken, sei es, daß schimmernde Gletscher drohend durch breite Spalten sich herabwinden, sei es, daß plötzlich im Vordergrunde bei einer Thalbiegung die Schroffen des Monte Rosa, der gewölbte Rücken des furchtbaren Lyskammes oder die erhabene Pyramide des Matterhorns erscheinen.

In Zermatt angekommen, zog mich natürlich die erste helle Stunde auf den Gornergrat, dessen im Jahre 1898 vollendete Eisenbahn der Jungfrau-Bahn den Rang abgelaufen hat und unter den Bergbahnen Europa's unstreitig die lohnendste und die bemerkenswertheste ist. Nicht in meilenlange Tunnels, wie die geplante und bis nahe ans Eigerjoch ausgeführte, in ihren letzten Sektionen allerdings nach dem Tode Guyer-Zellers aufgegebene Jungfrau-Bahn, erreicht die Zahnradbahn auf den Gornergrat ihr Ziel, sondern zwischen Matten und Wäldern, zwischen Alpenrosen, und Wettertannen, endlich zwischen Edelweiß und steilen spärlichen Alpen und ganz oben zwischen Eis und Schnee, der sich heuer noch im Juli 2—3 m hoch zu beiden Seiten des ausgegrabenen Geleises häufte. Welch weißer, funkelnder, jungfräulicher Schnee hoch im Sommer in diesen Zonen von 2500—3000 m Höhe! Es war gewiß nicht leicht, den Bahnbau, für den täglich 50 Maulthiere das Material zur Höhe trugen, in Regionen zu fördern, wo die Athmung bereits stark durch den schwächeren Luftdruck beeinträchtigt wird. Die Arbeiter leisteten im oberen Drittel der Trace kaum halb soviel als im Thale, und zudem standen jährlich nur einige Sommermonate zur Verfügung. Mit durchschnittlich 1200 Mann wurde in 2½ Sommern das Werk vollendet. Die Bergbahn, deren kleine, aber ungewöhnlich kräftige Lokomotiven mehrere gewaltige Aussichtswagen vor sich herschieben, beginnt unmittelbar am Bahnhof der Eisenbahn Visp-Zermatt. In einer ungeheuren Schleife am Abhange des breiten Riffelberges wird die Station und das berühmte Hotel Riffelalp gewonnen; die Trace bewegt sich fortwährend im Walde, entzückende Ausblicke auf das mehr und mehr zurücksinkende Zermatt öffnen sich und das einzige größere Bauwerk der Bahn, der großartige Fiedelenviadukt auf seinen zwei schwindelnden Pfeilern, wird überschritten. Nach oben blickt man in eine düstere schroffe Klamm, durch welche der Abfluß des Fiedelengletschers herabstürzt. Jetzt hat der muthige Gletscherbach ziemlich bescheidene Dimensionen angenommen, denn dort oben, im Hintergrunde der Schlucht, sperrt ihn ein Staudamm zum größten Theile ab und das hinter ihm sich sammelnde Wasser stürzt in jener mächtigen eisernen Röhre zu Thal, die am linken Abhang der Klamm mehr hängt als liegt. Sie leitet das Druckwasser in ein tief unter dem Viadukt gelegenes Turbinenhaus, wo jetzt 750 elektrische Pferdekräfte zum Antrieb der Berglokomotiven erzeugt werden. Der Zug, dessen ruhige, stoßfreie Bewegung uns den Vortheil der elektrischen Triebkraft vor dem Dampfe überzeugend zur Anschauung bringt, rollt langsam weiter in die Höhe. Das lästige Anhalten an den Wasserstationen der älteren Bergbahnen ist hier vermieden und nur auf der Station Riffelhaus, in rund 2600 m Höhe, wird für die Gäste des von Engländern starrenden Hotels unter dem Riffelhorn ein kurzer Aufenthalt gemacht. Dann geht's weiter, die Alpenrosen weichen dem Schnee, die Eiszinnen des Monte-Rosa-Kranzes beginnen in der ganzen Runde ihre geisterbleichen Häupter emporzuheben und eine Stunde nach der Abfahrt befinden wir uns inmitten einer schweigenden Welt voll Gletscher, Firnhäupter, Zacken und blendendem Neuschnee. Einige Male kreuzen das Geleis die Starkstromleitungen der Hochspannungsanlage am Fiedelenbach, die auf dem kürzesten Wege zum Gipfel geführt und von denen an den Kreuzungsstellen die Bahnleitungen mit Hülfe von Transformatoren abgezweigt sind. Mehrere Tunnels werden durchfahren; sobald der Zug in den längsten von ihnen eintritt, flammt auf der Lokomotive und in den Wagen eine splendide elektrische Beleuchtung auf. Auf der obersten Strecke gestaltete sich der Bahnbau, wenn man von den Schwierigkeiten des Arbeitens in der verdünnten Luft absieht, am einfachsten, da man nur mit der mäßigen Steigung von 20 Proz. dem Grat zu folgen hatte. Von der etwa 3050 m hohen Endstation führt der Weg in kaum zehn Minuten zu dem gastlichen, vorzüglich geleiteten und im Verhältniß zu seiner einzigen Lage nicht einmal kostspieligen Seiler'schen Hotel auf der Spitze des Gornergrats, dessen Umgebung, jenen unbeschreiblich erhabenen Kranz eisbedeckter Giganten, unter denen freilich das Matterhorn den Blick immer wieder auf sich allein lenkt, ich nicht versuchen will, zu schildern.

Die beiden merkwürdigen Bahnen, die mich von der Rhone auf den Gornergrat gebracht hatten, führten mich auch wieder zurück. Den Schluß meiner Reise, die Wanderung von Leuk zum Leukerbad und über die abenteuerlich gewundenen Pfade der Gemmi nach Kandersteg weiter hinab, nach Thun und über den Brünig in die Heimath dürfte ich ganz übergehen, lenkte nicht an der unteren Kander und dem lieblichen Ufer des Thunersees ein neues und einziges Wunderwerk der Technik noch einmal die Blicke auf sich. Gleich allen Gletscherwässern führt auch die Kander, von den Firnen der Blümlisalp, vom Doldenhorn, Altels und Balmhorn gespeist, ein ziemlich starkes Niederwasser selbst zur trockensten Zeit, so daß sie die Anlage eines ständigen Kraftwerkes hervorragend rechtfertigt. Unterhalb Spiezwyler, von wo der Fluß die niedere, dem Thunersee vorgelagerte Hügelkette in weitem Bogen umfließt, ist er abgedämmt und eine nähere, an den Abhängen sich hinschmiegende Wasserleitung für 8 cbm sekundlichen Durchfluß nimmt bei mäßigem Wasserstand fast die ganze, bei Hochwasser einen beträchtlichen Theil der Wasserführung in sich auf. Wie es oben beim Rhone-Elektrizitätswerk geschildert wurde, zieht sich der Aquädukt bald hoch über dem Flusse hin, verläßt ihn schließlich ganz und erreicht den See zwischen Thun und Spiez mit einem Niveauunterschied von etwa 60 m und einer ebenso großen Druckhöhe. Die Turbinen von 900 Pferdekräften, zunächst vier, während für zwei weitere noch Raum vorhanden ist, liegen an einem kurzen Unterwasserkanal und erhalten das Wasser durch starke eiserne Druckrohre. Sie treiben 4000voltige Drehstromdynamos, und zwar ist die ganze Anlage in erster Linie für Kraftübertragungszwecke auf größere Entfernungen bestimmt und geeignet. Für die Energieversorgung des umliegenden Kranzes von Orten ist die Dynamospannung ohne weiteres hoch genug, aber daneben kommen noch zwei andere wichtige Zwecke in Betracht, für die der größte Theil des Kanderkraftwerkes bestimmt ist. Etwa die Hälfte der gewonnenen Kraft soll nach dem 40 km entfernten Bern geleitet werden, wofür die Spannung von 4000 auf 16,000 Volt erhöht wird. So wird eine Leitung aus fünf, je 6 mm dicken Kupferdrähten ausreichen, um eine Energie von etwa 2000 Pferdekräften zu übermitteln. Transformatoren bewirken die Erhöhung und nachfolgende Abschwächung der Spannung an beiden Endpunkten der Anlage. Ein anderer Theil der Kanderkraft ist für den Betrieb der 40 km langen elektrischen Vollbahn zwischen Burgdorf und Thun bestimmt, die Thun und das Oberland auf einem direkteren Wege mit Luzern und Zürich verbinden soll. Die Bahn wird zu den ersten gehören, welche direkt mit Drehstrom betrieben werden, aber die Unternehmerfirma für das Kanderwerk

Digitized by Google

und die Bahn hat bereits an mehreren Beispielen gezeigt, daß der auf weite Entfernungen am besten zu übertragende Drehstrom auch für den Eisenbahnbetrieb sehr gut geeignet ist.

Es ist nur ein kleiner Theil der Schweiz und auch in ihm nur eine begrenzte Zahl technischer Ausführungen, die der vorstehende Reisebrief umfaßt, aber um zu zeigen, daß gegenwärtig die Technik und vor allem die Elektrotechnik hier in den Bergen Triumphe über Triumphe feiert, werden diese Zeilen gewiß ausreichend sein.

W. Berdrow.

## Die Frauen- und Kinderarbeit in der italienischen Landwirthschaft.

Die Frau des italienischen Landarbeiters ist im treffendsten Wortsinn seine Arbeitsgenossin. Auf dem Gutshof wetteifert sie mit ihm in der Verrichtung aller landwirthschaftlichen Arbeiten, auch der anstrengendsten. Sie füllt den Platz eines freien Gutstaglöhners aus (eines sogenannten operai avventiri oder disobbligati im Gegensatz zum operai obbligati) und muß sich — wohlverstanden — mit einem dem Manneslohn inferioren, an manchen Orten unglaublich niedrigen Tagesverdienst begnügen. Daheim ersetzt sie den temporär auswandernden Mann, den Bruder, den Vater in der Besorgung des eigenen Anwesens. Sie hackt den trockenen, rissigen Boden auf, zerschlägt die großen Erdschollen, säet hinein und schneidet in der Erntezeit das reife Korn mit der Sichel.

In der ganzen Ausdehnung der karnischen Alpen (Belluno, Friaul) ruht die Last der Arbeiten in Haus, Hof und Feld für neun Monate auf ihren Schultern. Im März trägt sie den Dünger auf dem Rücken in großen Körben nach dem weit entfernten und in stattlicher Höhe gelegenen Grundstück, auf gewohnten Pfaden in klappernden „zoccoli“ mit sicherem Schritt die jähe Berghalde hinaufkeuchend; im Mai oder Juni führt sie auf den Bergwiesen mit geschickter Hand die Sense und schleppt die schweren Heubündel hinab in den dem Wohnhaus angegliederten kleinen Wirthschaftsraum. In den Bergwäldern holt sie Brennholz, Laub als Streu für die Kuh oder Ziege — kurz, sie ist Wirthschafterin an Mannesstatt.

Aber sie ersetzt den Mann nicht nur auf eigenem Grund, weiter unten, im Hügelland und in der Ebene, fungirt sie zu bestimmten Zeiten des Jahres, hauptsächlich in der Ernte, als Taglöhnerin des Grundbesitzers. Sie füllt die Lücken aus, die die Auswanderung in die Arbeiterreihen der Tenuta reißt. Wir verstehen, daß die Signori proprietari diese temporäre Auswanderung nicht gern sehen. Der größten und angesehensten einer läßt mir sagen: „È pur troppo doloroso che noi vediamo partire il fiore dei nostri operai agricoli, in cerca di una fortuna che spesso non trovano.“ Gewiß ist das an sich beklagenswerth; aber deßhalb bleibt noch kein Pflug in Italien stehen, und daß die Frauen dieser „Glücksucher“ stellenweise mit 0.30 bis 0.50 Lire bezahlt werden, scheint uns nicht minder beklagenswerth. Respekt vor den Leistungen dieser Frauen, vor ihrer Genügsamkeit und Selbstzucht! Man wähnt sich, die weltverlorenen Gebirgsdörfer der Carnica durchwandernd und diesen Stand der Dinge betrachtend, in die Urzeiten zurückversetzt, in die Zeit unsrer Altvordern, wo der Mann den Kriegspfad betrat und der Frau die Bestellung des Hauses und Hofes und die Feldarbeiten überließ.

Die Kinder werden im allgemeinen vom achten Lebensjahre an zu landwirthschaftlichen, ihren Kräften entsprechenden Dienstleistungen herangezogen. Sie überwachen die Weidethiere auf der Alp, im Busch des Hügels oder auf der grasreichen Wiese der Ebene; sie leiten die Zugochsen beim Pflügen u. a. m. Wenn sie etwas älter sind, werden sie hier und da in den Häusern der Theilbauern als Kleinknechte (garzoni) gegen Gewährung von Kost, Wohnung und Kleidung zu leichteren landwirthschaftlichen Arbeiten verwendet. Vom 14. oder 15. Jahre an nehmen sie mit Vater und Mutter zusammen an allen landwirthschaftlichen Verrichtungen theil. Sie helfen während der Ernte als Garbenbinder und lesen wohl nach Feierabend mit der Mutter auf den Weizen- und Reisfeldern Aehren, deren Ertrag in einem Sommer nicht selten die hübsche Summe von 50 Lire repräsentirt.

An manchen Orten Friauls (wie in Tarcento) befleißigen sie sich der Ziegel- und Backsteinfabrikation, an anderen Orten (wie in Ciseris) werden sie von Auswanderungsagenten mit nach Oesterreich-Ungarn und Bayern geführt, wo sie ihren Häuser bauenden Vätern und Brüdern den Mörtel und die Backsteine zuschleppen; Andere endlich (wie in San Giorgio di Nogaro) arbeiten in den Wäldern und in den Reisfeldern.

Die Frauen- und Kinderarbeit hat im allgemeinen in der italienischen Landwirthschaft wie anderswo nicht die nachtheiligen Folgen wie in der Industrie. Man begegnet dort nicht diesen Blaßgesichtern, diesen schwächlichen, in der Seidenindustrie beschäftigten jungen Mädchen, wie sie der deutsche Kurgast in und um Lugano bemerkt haben wird. Es ist ein großer Vortheil, daß die Arbeiten, wie sie die Landwirthschaft mit sich bringt, von den meisten Betheiligten nur in gewissen Zeiten des Jahres verrichtet werden und daß fast ausschließlich in freier Luft gearbeitet wird. Andrerseits soll nicht verschwiegen werden, daß nachtheilige Folgen der Frauen- und Kinderarbeit nicht ausgeschlossen sind. Daß die Arbeit der Frau und der Kinder das Einkommen der Familie vermehrt und andrerseits dem Gutsbesitzer oft erwünschte und werthvolle Hülfe leistet, daß ferner die Kinder frühzeitig an eine ihrer körperlichen und in gewissem Sinn auch geistigen Entwicklung förderliche Thätigkeit gewöhnt werden, ist ohne weiteres zuzugeben. Aber die elementarste Voraussetzung, daß jeder Kraft die ihr entsprechende Thätigkeit zugewiesen werden soll, fehlt vielfach, ja sie kann in vielen Fällen gar nicht berücksichtigt werden.

Die Frau ermüdet außerordentlich. Das Tragen von allzu schweren Lasten führt häufig zu Unterleibs- und Geschlechtskrankheiten, zu Frühgeburten (wie in San Pietro di Barbozza, Tarzo, Possagno — Provinz Treviso). Daß sie sich kurz vor oder nach der Niederkunft die erforderliche Schonung auferlegen könnte, daran ist gar nicht zu denken. Und wenn die Frauen in den Reisfeldern der Polesina (Rovigo) stundenlang im Wasser stehend arbeiten müssen, so ist das ebensowenig der Gesundheit zuträglich.

Es ist wahr, daß die Kinder an manchen Orten infolge von körperlicher Ueberanstrengung in ihrer physischen Entwicklung gehemmt werden; es ist ebenso wahr, daß mangelhafter Schulbesuch an vielen Orten ihre geistige Ausbildung hindert. Aber wenn ich in gewissen Gegenden Venetiens und auch anderswo in Italien auf dem Lande schwächlichen, in ihrer körperlichen Entwicklung zurückgebliebenen Kindern begegne, so bin ich geneigt, diesen Mangel viel mehr auf Rechnung ihrer ungenügenden und schlechten Ernährung zu setzen, als ihrer Ueberanstrengung im Alter von 6 bis 14 Jahren.

Es fragt sich, ob sich alle diese Uebelstände „bei gutem Willen und ohne erhebliche Schädigung des landwirthschaftlichen Betriebs“ an der Wurzel ausroden ließen? Wir wagen angesichts der gegenwärtigen thatsächlichen Lage der italienischen Agrar- und sonstigen wirthschaftlichen Verhältnisse daran zu zweifeln. Denn wer die Ursachen dieser nachtheiligen Wirkungen der Frauen- und Kinderarbeit

Digitized by Google

wegräumen wollte, der müßte ein anderes soziales Phänomen Italiens rundweg verbieten, das anerkanntermaßen eine große Wohlthat für den Staat und die Gemeinden konstituirt: seine bäuerliche Auswanderung.

Genf. Dr. Hans L. Rudloff.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

∞ **Bismarcks Bedeutung für Alt und Jung.** Festrede vor der Grundsteinlegung zur Bismarcksäule auf dem Schleßberg zu Freiburg i. B., gehalten in der Aula der Universität von **Alfred Dove.** Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1899. — Mit, neben, wenn nicht gar vor den meisten Bismarck-Reden und -Studien, die uns dieses Jahr gebracht, behauptet sich Dove's Festrede als eine Meisterleistung deutscher Künstlerprosa. Jeder einzelne Satz in Dove's Ansprache könnte den Text zu weiteren Excursen geben. Den Kern der Sache trifft gleich eingangs, Seite 4, der Gedanke: „Das 19. Jahrhundert verdankt seine geistigen Erfolge dem Entschluß, die Wahrheit mitten in der Wirklichkeit zu suchen" und dessen Nutzanwendung auf Bismarcks Realpolitik. Vor Rhetorik bewahrt Dove nicht nur die Anmuth seines Stilgefühls, durch seine, aus der eigenen Studentenzeit geschöpfte anekdotische und biographische Züge weiß er den rechten Wechsel der Themen und Töne vorzubereiten, die, wie in einer Symphonie, mit einem majestätischen Allegro einsetzen, Adagio und Scherzo in durchaus originellen Motiven behandeln und in einem feurigen Finale auf Deutschlands gegenwärtige und künftige Größe verklingen.

K. **Reisehandbücher.** Die Bahnhöfe sind gegenwärtig allüberall das erste Ziel derer, die nicht irgend ein Zwang an die heimische Scholle fesselt, die große Völkerwanderung friedlicher Natur, die alljährlich mit der Sommerszeit anhebt, ist in vollem Flusse, die Hotelbesitzer reiben sich vergnügt die Hände und die Eisenbahnschaffner büßen einen Theil ihrer Sünden ab, indem sie versuchen, dem Andrang der Reiselustigen gerecht zu werden. Der Norden schickt seine lebende Fluthwelle nach dem Süden, wo die bewaldeten Felswände der Alpen ihre Wunder bergen, und die „Landratten" wandern schaarenweise nach dem Norden, um an den Küsten der deutschen Meere die Herrlichkeiten des Neptun'schen Elements zu schauen. Unter diesen Umständen ist der Buchhändler ein gesuchter Mann, denn alle Welt will von ihm einen guten Rathgeber und Führer zur Entwicklung und Durchführung der geplanten Fahrt. Nun es herrscht kein Mangel an solchen, im Gegentheil, diese Literatur hat einen riesigen Aufschwung genommen, sie nimmt von Jahr zu Jahr an Umfang zu, schwillt an wie der Pudel im Faust, daß man Mühe hat, ihrer Herr zu werden. Den höchsten Rekord hat noch immer der wohlbekannte rothe **Baedeker,** und daß er der richtige Allerweltsberather ist, das erweist er wieder in seinem trefflichen „**Nordostdeutschland**", das in der 26. Auflage vorliegt und von der Elbe bis nach Thorn und Posen, von der Insel Sylt bis nach Eger und Karlsbad reicht und Dänemark noch mit einbezieht. Nicht weniger als 30 Karten und 40 Pläne erleichtern innerhalb dieses Gebiets das Auffinden jedes beliebigen Orts; mit Bienenfleiß ist zusammengetragen, was dem Reisenden nützlich ist. Ihm schließt sich an Trefflichkeit der nicht minder wohlbekannte und verläßliche braune **Meyer** an. Seine „**Ostseebäder und Städte der Ostseeküste**" sind nicht minder empfehlenswerth als seine „**Rheinlande**". Aufschlüsse über alles, was der zu wissen begehren kann, der an die Ufer des deutschen Meeres seine Pilgerfahrt richten will, sind darin enthalten, durch zwölf Karten und zehn Pläne erläutert, und Dänemark noch zugefügt. Nicht minder reichhaltig sind die Rheinlande bedacht. Von Frankfurt a. M. bis Aachen zieht der reiche Kranz von Städten und Ortschaften mit ihren ehrwürdigen Baudenkmalen vorüber und das romantische Heidelberg und stattliche Metz locken noch abseits. Zwanzig Karten, 17 Pläne und sieben treffliche Panoramen der ganzen Route erläutern den Text. — Ein gutes Büchlein ist auch „**Der Bodensee und Arlbergbahn**" (Darmstadt, Städtebilderverlag, Karl P. **Geuter**). Die Schilderungen sind knapp, aber zweckmäßig und durch hübsche Illustrationen unterstützt. — Eine recht nette und gewiß nicht unerwünschte Gabe für die Besucher des Bodensees und des Rheinfalles ist der **Taschenfahrplan** für den Sommer 1899, der vom dortigen Verband der Gasthofbesitzer an ihre Gäste gratis abgegeben wird. — „**Kurorte und Sommerfrischen der Rheinpfalz**" nennt sich eine kleine Broschüre von Pfarrer August Süß, die in kürzest gefaßten Beschreibungen alle jene Orte und sonst hervorragenden Punkte der bayerischen Pfalz einer Revue unterzieht. — Unter **Meyers** Reisebüchern hat sich dieses Jahr auch der gediegene Führer durch den „**Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Straßburg**", wieder eingestellt, und zwar bereits in achter Auflage. (Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.) Dieser gediegene Cicerone wird Allen hochwillkommen sein, die aus irgendwelchen Gründen den Hochtouren der Alpen entsagen müssen und dennoch die würzige Luft der Berge athmen wollen. Für die sagen-, wald- und rebenumkränzten Höhen der genannten Gegenden werden sie in dem Büchlein einen getreuen Begleiter finden, der in seinem mit 15 Karten und 9 Plänen versehenen Inhalt alles zusammenfaßt, was dem Wanderer Interessantes mitzutheilen ist. — Eine andere Publikation, mit gefälligen Illustrationen ausgestattet, hat sich bei Behandlung des gleichen Themas mehr der rein praktischen Seite zugewendet, die schon in der Kopfinschrift „**Wohin dieses Jahr? — Was kostet's**" ihren Ausdruck findet. Das Buch, das noch den weiteren Titel trägt: „**Illustrirter Führer durch die Bäder, Luftkurorte und Sommerfrischen des badischen und württembergischen Schwarzwaldes**" (Freiburg im Breisgau. Verlag des literarischen Instituts Curt **Stockhausen**) enthält über die einzelnen Orte nur ganz kurze, meist rein praktische Notizen, die jedoch vieles Gute für sich haben. — Eine sehr erschöpfend geschriebene Monographie von **A. Butsson** behandelt das ehemalige Kloster „**St. Blasien im Schwarzwald**" (Freiburg im Breisgau Verlag von G. **Ragoczy** [E. Jedete]). Das Büchlein ist recht interessant und wird dem wald- und hügelumschlossenen Terrainkurort manchen neuen Freund gewinnen. — Daß nun auch die neuen Reichslande in den großen Touristenverkehr eintreten, sagt ein neues Sammelwerkchen „**Streifzüge und Rastorte im Reichsland**" (Straßburg. J. H. Ed. Heitz), dessen erstes Heftchen, „**Der Kaiserstuhl**" von **C. Mündel**, vorliegt. Mit sichtlicher Liebe geschrieben und hübsch ausgestattet, wird es Jedem, der dem interessanten Höhenzug einen Besuch zugedacht hat, ein guter Wegweiser sein. — Eine verhältnißmäßig neue, originelle Erscheinung unter den Reisehandbüchern ist Wilh. **Schmidts** „**Vogesenführer für Touristen und Radfahrer**". (Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt.) Der sechste Gau des Deutschen Radfahrerbundes hat das reich mit guten Wegkarten versehene handliche Bändchen herausgegeben, das sich recht ausführlich über alles Sehens- und Wissenswerthe im Bereich des alten deutschen Wasgenwaldes verbreitet. Mit der Anführung seiner von bestimmten Stützpunkten ausgehenden Radtouren wird es Jedem, der das Land auf dem Stahlroß durchstreifen will, gute Dienste thun. — Das „**Bäder-Jahrbuch**", herausgegeben von **Paul Nickel** (Berlin W Bülowstraße 73), enthält neben einem Kalendarium und Notizblättern eine Reihe von praktischen Winken für die Reisenden im allgemeinen und für Jene, die irgend einen Badeort aufsuchen wollen, insbesondere, womit es seinen gewollten Zweck erfüllt.

# **Die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine** wird dieses Jahr in Verbindung mit dem ersten allgemeinen deutschen Archivtag, dessen Programm wir bereits berichtet haben, vom 25. bis 28. September in **Straßburg i. E.** stattfinden. Ein überaus reiches Programm ist vorgesehen, das von der Arbeitsleistung und dem frischen Unternehmungsgeist der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine ein erfreuliches Zeugniß ablegt. Es beweist auch, wie die Bestrebungen der Vereine, frei von Dilettantismus, ernsten wissenschaftlichen Zielen zugewendet sind und allseitig

Digitized by Google

willkommene Unterstützung finden durch die berufenen Vertreter der Wissenschaft. Die Hauptversammlungen am Morgen des 26., 27. und 28. September werden in der Aula, bezw. im Senatssaal der Universität abgehalten werden, die Sitzungen der vier Sektionen am Vor- und Nachmittag des 26. Sept. in den Räumen des philologischen und historischen Seminars, bezw. im Senatssaal. In der ersten Hauptversammlung wird Professor Varrentrapp über „Straßburgs Einwirkung auf Goethe's historische Anschauungen“ sprechen, in der zweiten werden Professor Henning (Aus der Vorgeschichte des Elsaß) und Privatdozent Bloch (Die geschichtliche Einheit des Elsaß) Vorträge halten. Schier überreich besetzt ist das Programm für die Vorträge und Berichte in den Sektionen. Domherr Keller (Straßburg) spricht über den „Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg“, Prof. Henning (Straßburg) über die deutschen Siedelungsfragen. Die Berichterstattung über den Fortgang der Grundkartenarbeit haben Professor Thudichum (Tübingen) und Prof. Lamprecht (Leipzig) übernommen. Ueber den Stand des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege werden Oberstudienrath Prof. Paulus (Stuttgart) und Architekt P. Wallé (Berlin) referiren. Die Sprachkarte des Elsaß behandelt Realschuldirektor Lienhart (Markirch). Von Seiten des Archivdirektors Wolfram (Metz) liegt ein Antrag vor: Die deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine wollen die Anfertigung historischer Ortsverzeichnisse in Angriff nehmen und einen einheitlichen Plan über die Abgrenzung der Bezirke entwerfen. Der Museums-Verein zu Arnstadt (Thüringen) beantragt: Der Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine wolle eine Zentralstelle für Flurnamenforschung und Ortsnamenforschung der jetzt deutschen Gebiete errichten, d. h. eine Sammelstelle für alle diesen Gegenstand behandelnde Literatur, die auch den Versand je eines Exemplars neuer derartiger Veröffentlichungen an die einzelnen Vereine bewirke. Für die Sektionen I und II sind folgende Vorträge in Aussicht genommen: Römische Skulpturen des rechtsrheinischen Gebiets (Oberlehrer Anthes-Darmstadt); Die Technik des Mauerbaues an Kastellen und Thürmen der Odenwaldlinie (derselbe); Neolithische Keramik am Mittelrhein (Dr. Koehl-Worms); Die vorrömischen und römischen Befestigungen in den Nordvogesen und im Haardtgebirg (Prof. Mehlis-Neustadt a. H.); Terra sigillata aus Rom unter Vorzeigung zahlreicher Stücke (Prof. Riese-Frankfurt a. M.); Das römische Straßburg (Prof. Thrämer-Straßburg); Aufgaben der westdeutschen Geschichtsvereine nach der Auflösung der Reichs-Limes-Kommission (Prof. Wolff-Frankfurt a. M.). In den Sektionen III und IV wird vorgetragen werden über die Themata: Der Stand der Forschungen über die deutsche Stadtverfassung (Prof. Breßlau-Straßburg); die Schlettstadter Stadtrechte (Stadtbibliothekar Abbé Gény-Schlettstadt); Wie können Vereine und Archive beitragen zur Förderung der mittelalterlichen Kalender- und Festkunde? (Geh. Archivrath Grotefend-Schwerin); Die deutsche Nation in Padua (Prof. Knod-Straßburg); Ueber kulturgeschichtliche Publikationen (Prof. Lamprecht-Leipzig); Verschiedene Anfragen betr. die Kolonisation des Ostens (Archivrath Prümers-Posen); Burggraf Friedrich III. von Nürnberg und der altzollernsche Besitz in Oesterreich (Prof. Witte-Hagenau); Die Ausbeutung der österreichischen Privatarchive und die Gründung der Wiener Historischen Kommission (Prof. v. Zwiedineck-Graz). Ein besonderer Genuß steht den Festtheilnehmern, die einer Reihe von Begünstigungen hinsichtlich der Sehenswürdigkeiten der Stadt sich erfreuen dürfen, bevor, indem zur Besichtigung des Münsters die Führung, verbunden mit einleitenden Vorträgen, durch die gründlichen Kenner des Baues, Prof. Dehio und Dombaumeister Arntz, vorgesehen ist. Das übliche Festessen, Konzert, Theater fehlt auch hier nicht, ein Ausflug auf den Odilienberg soll die Feier beschließen. Anmeldungen und Anfragen nimmt Generalsekretär Zimmer (Straßburg, Stadthaus) entgegen. — Das früher mitgetheilte Programm des allgemeinen deutschen Archivtags hat noch eine Erweiterung erfahren, indem Geh. Archivrath Koennecke über die von der kgl. sächsischen Staatsregierung nach Dresden berufene archivalische Konferenz (Mittel zur Erhaltung alter Schriftstücke) und Archivdirektor Wolfram über das elsaß-lothringische Archivwesen berichten werden.

* Die dänische Nordlicht-Expedition, die unter Leitung des Direktors des Kopenhagener meteorologischen Instituts, Adam Poulsen, im nördlichen Island Forschungen über die Nordlichterscheinungen ausführen soll, ist, wie der „Voss. Ztg.“ aus Kopenhagen berichtet wird, am 30. Juli von dort abgefahren. Ziel der Expedition ist Akureyri am Oefjord, Nordküste Islands. In dessen Nähe werden vor Eintritt der strengsten Kälte auf einem etwa 4000 Fuß hohen Gebirge Untersuchungen über die luftelektrischen Verhältnisse angestellt, und ähnliche Untersuchungen finden gleichzeitig an der Oberfläche des Meeres statt. Sie haben namentlich den Zweck, die Einwirkung des Nordlichts auf die Elektrizität der Luft zu ermitteln, und besonders wird die Einwirkung des Nordlichts auf die magnetischen Verhältnisse erforscht werden. Während diese Nordlichtforschungen im nördlichen Island stattfinden, stellt gleichzeitig der Professor der Physik an der Universität in Christiania, Birkeland, auf einer Gebirgsstation im nördlichen Norwegen Forschungen über die Nordlichterscheinungen an, und ebensolche Forschungen sollen von einigen Mitgliedern der schwedisch-russischen Gradmessung auf Spitzbergen ausgeführt werden. Die dänische Expedition, für die 40,000 Kr. bewilligt wurden, kehrt im Frühjahr 1900 wieder zurück.

* Tassilo v. Heydebrand und der Lasa, der vor einigen Tagen in Schlesien gestorbene preußische Gesandte a. D., war einer der hervorragendsten Schachtheoretiker aller Zeiten. Sein Weltruf genießendes Hauptwerk ist das „Handbuch des Schachspiels“. Vor zwei Jahren, als fast Achtzigjähriger, beschenkte von der Lasa die Schachwelt noch mit einem zweiten, ähnlich bedeutenden Forschungswerke, betitelt „Zur Geschichte und Literatur des Schachspiels“, das die mühsam erworbene Frucht 50jähriger Studien ist. Mit großem Scharfsinn wird darin die wohl nie endgültig zu lösende Frage, in welchem Lande und zu welcher Zeit das Schachspiel erdacht sein mag, behandelt, hinsichtlich welcher der Verfasser zu dem Ergebniß kommt, daß alles, was hierüber, sowie über die Umstände der Erfindung erzählt wird, nur den Werth von Fabeln besitzt, doch spreche die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Ort der Erfindung nach Indien zu verlegen sei und letztere ein dem heutigen Schach in den Grundzügen entsprechendes Kombinationsspiel zum Gegenstand gehabt habe.

* **Straßburg i. E.** Von der Kaiser Wilhelm-Universität wird soeben eine neue Preisaufgabe für die Lamey-Stiftung ausgeschrieben: „Die anakreontische Poesie des 18. Jahrhunderts in Deutschland in ihrem Verhältniß zu der französischen Gesellschaftspoesie.“ Der Preis beträgt 2400 M. Die Einlieferung der Arbeiten muß bis zum 1. Januar 1901 erfolgen, die Verkündigung des Preises findet am 1. Mai 1901 statt.

* **Berlin.** Geh. Justizrath Prof. Dr. Albert Berner, ist auf seinen Wunsch von der Verpflichtung, Vorlesungen an der Berliner Universität zu halten, entbunden worden. Geh. Rath Berner feierte im vergangenen Jahr das goldene Professorjubiläum und im November den 80. Geburtstag.

* **Breslau.** Sein 50jähriges Doktorjubiläum beging am Montag der Professor der Augenheilkunde in der medizinischen Fakultät der Universität Breslau, Geheimer Medizinalrath Dr. Richard Foerster.

* **Wien.** Der akademische Senat der Wiener Universität hat für die durch die Berufung des Professors Mitteis an die Universität von Leipzig erledigte Lehrkanzel des römischen Rechtes primo loco den Professor Dr. Wlassak aus Straßburg, secundo loco Prof. Dr. Hanausek vorgeschlagen. Beide Professoren sind Oesterreicher. Da die Unterhandlungen mit Prof. Wlassak auf Schwierigkeiten stoßen, dürfte Prof. Hanausek berufen werden.

* **Bern.** Das bakteriologische Institut der Berner Hochschule erhält in nächster Zeit zwei neue Abtheilungen. Die eine ist der Behandlung der Patienten gewidmet, die von wuthkranken Hunden gebissen wurden, also ein Pasteur'sches Institut; die andere verfolgt den nämlichen Zweck, den das Institut Haccius in Lancy bei Genf hat, die Herstellung von thierischer Lymphe. Dieses Institut wird auf Rechnung einer Gesellschaft betrieben.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 3. August. Nummer 175.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Jakob Bächtold.

Von Hermann Fischer.

Als Jakob Bächtold am 8. August 1897 starb, ein kranker, lange vor der Zeit gebrochener Mann, da war unter seinen Freunden die Trauer über den Verlust des Trefflichen übermächtig und übertönte völlig die Frage, was etwa aus dem Nachlaß des unermüdlichen Arbeiters für die Welt zu retten sein möchte. Inzwischen sind zwei Jahre dahingeflossen; unsre Trauer ist stiller geworden und wir können in ruhiger Stimmung nach dem schönen, mit seinem sprechenden Bildniß geschmückten Bande greifen, welchen uns die Pietät zweier nahe verbundenen Freunde des Todten auf den Tisch gelegt hat.[1])

Wenn Jemand gehofft haben sollte, daß aus Bächtolds Nachlaß noch große ungedruckte Stücke zum Vorschein kommen würden, so hätte er sich getäuscht. Wünsche hatten freilich er selbst und seine Freunde für zukünftige Werke. Vor allem für die Fortsetzung der Schweizer Literaturgeschichte, richtiger die Schilderung der neuen literarischen Schweiz, nachdem der Schluß des dicken, gehaltvollen Bandes mit Bodmer eine veraltete Zeit hatte zu Grabe gehen lassen. Es war aber ziemlich sicher, daß sich derartiges, wenigstens in druckfertiger Form, nicht vorfinden würde. War doch, nach Gottfried Kellers Tod und der endgültigen Eroberung seines Nachlasses, für Bächtold die Aufgabe gegeben und drängte alles andere in den Hintergrund, diesen Nachlaß und die Biographie des Meisters der Welt zu übergeben. Im nämlichen Jahr, 1892, in dem die schweizerische Literaturgeschichte vollendet war, erschienen Kellers nachgelassene Schriften und Dichtungen, zwei Jahre später der erste und zweite Band der Biographie in Briefen und Tagebüchern, in Bächtolds Todesjahr der dritte und die Bibliographie der Schriften Kellers. Daneben war eine ausgedehnte sonstige Thätigkeit umsoweniger möglich, als Bächtold schon vom Sommer 1895 an, als der Ruf nach Leipzig ihn im Innersten getroffen und erregt hatte, krank gewesen ist. Wir müssen uns also eben an das halten, was zu seinen Lebzeiten erschienen ist; und wie viel und wie bedeutend es ist, das zeigt die 14 Seiten lange Bibliographie, die den Schluß unsres Bandes bildet.

Aus dieser Menge von gedruckten Arbeiten, die eigentlich schon 1865 in der Zeit des Gymnasiums beginnen, galt es, einen Band zusammenstellen, in dem das Zuviel und das Zuwenig vermieden wäre. Es fand sich da so gar Verschiedenes zusammen, von kurzen Zeitungsanzeigen bis zu stattlichen Bänden hinauf, Gelehrtes und Populares, Lokales und Allgemeines; denn Bächtold hat mit der Feder nicht nur für seinen Ruhm, sondern auch für sein Brot arbeiten müssen. Wenn es etwas an ihm zu bewundern gibt, so ist es eben das, wie dieser Gelehrte ohne jede Spur von fachmännischer Beschränktheit und spezialistischem Dünkel gearbeitet hat und dabei doch stets der solide Mann des ernsten Wissens und Könnens geblieben ist, der sich nie zu flachem Popularisiren herabgelassen hat. Es ist das eine Erscheinung, für die wohl in erster Linie ihre schweizerische Heimath charakteristisch ist; und wiederum wird es Wenige geben, die so ganz Söhne ihres Heimathlandes und zugleich Angehörige der gesammten deutschen Kulturwelt waren und sein wollten, wie er. Bächtold ist viele Jahre lang Lehrer gewesen und hat dieses Amt mit Ehren und Erfolg geführt, hat als reife, süße Frucht desselben den höheren Lehranstalten der Schweiz sein deutsches Lesebuch geschenkt, um das die Schweiz mit Recht beneidet wird; er ist jahrelang Redakteur des Feuilletons der „Neuen Züricher Ztg." gewesen und hat für die Interessen des Tages und eines vielköpfigen lesegierigen Publikums arbeiten müssen. Dabei ist ihm nie das höchste Ziel der Thätigkeit aus den Augen gekommen, die Bereicherung des wirklichen, gründlichen Wissens, und nie hat er im Gedränge des Augenblicks die Forderung künstlerischer Gestaltung dessen, was er zu geben hatte, zu kurz kommen lassen. Es war in ihm so eine satte, gediegene, gesunde Ganzheit des Wesens, die ihn den Schwerpunkt des Daseins nie verlieren ließ. Daher ist aus allen seinen Aufsätzen etwas zu lernen, und es konnte dem Herausgeber die Wahl recht weh thun. Ich denke aber, er wird's den Freunden des Hingegangenen zu Danke gemacht haben, und sie werden in seiner Auswahl auch die Gabe des Freundes, des jahrelang mit Bächtold eng verbundenen, zu schätzen wissen.

Vetter hat die Aufsätze, die er ausgewählt hat, in zwei Theile gesondert. Die erste Abtheilung stellt uns den ohne Ermatten arbeitenden Forscher vor Augen, aber nicht in den Momenten, wo er mühsam Stein zu Stein zu fügen unternimmt, sondern in denen, wo er sich's wohl sein läßt und als Künstler, dessen reiner Hand sich Wasser ballen muß, vor uns die schönsten Gebäude hinstellt. Bächtold hat ja schon sehr frühe begonnen, die Literatur seiner schweizerischen Heimath ins Auge zu fassen. Als erste Nummer finden wir so schon vom Jahr 1870, als er 22 Jahre alt war, die Vorrede zu der Dissertation über den Lanzelot des Ulrich von Zatzikhoven voran gestellt, mit welcher er sich in Tübingen den Doktorhut geholt hat; hier ist die Forderung einer gründlichen Darstellung der deutsch-schweizerischen Literaturgeschichte schon ausgesprochen und als Beitrag zur Erkenntniß und Werthschätzung der Heimath betrachtet. Bächtold hat dieses Ziel nie mehr aus dem Auge verloren, erst in einer Anzahl der gründlichsten Spezialarbeiten darauf losgestrebt und dann in seiner Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz ein zusammenfassendes Meisterwerk der Forschung und Darstellung gegeben, wie es kein anderer Theil des deutschen Landes besitzt.

[1]) Jakob Bächtold. Kleine Schriften. Mit einem Lebensbild von W. v. Arx. Herausgegeben von Theodor Vetter. Mit Portrait und Bibliographie. Frauenfeld, Verlag von J. Huber 1899.

Vetter konnte nur ein paar kleinere, dem Inhalt nach interessante und formal gerundete Arbeiten herausheben. Zehn Jahre nach dem Dr. Bächtold kommt der Privatdozent zum Wort mit seiner am 19. Januar 1890 in Zürich gehaltenen Habilitationsvorlesung über „die Verdienste der Zürcher um die deutsche Philologie und Literaturgeschichte", welche in gedrängter Darstellung mit den Humanisten und Grammatikern des 16. Jahrhunderts anhebt und mit den vielseitigen, fruchtbaren Bemühungen Bodmers um die deutsche Vorzeit schließt. Aus jener Frühzeit unsrer germanistischen Forschung folgt sodann der Aufsatz über Josua Maler (Pictorius, 1529—1599) an der Hand seiner eigenen, zum Theil recht ergötzlichen Erzählungen. Aber die Perle des ganzen Bandes sind die aus dem Jahrgang 1883 der „Neuen Zürcher Ztg." wieder abgedruckten „Literarischen Bilder aus Zürichs Vergangenheit". Will man sehen, welchen bedeutenden Anziehungspunkt Zürich im 18. Jahrhundert für alle möglichen schönen Geister gebildet hat, so kann man nichts besseres thun, als diese Schilderungen lesen. Sie fließen so leicht, so mühelos dahin, sind im besten Sinne des Wortes unterhaltend, daß man sie schwerlich weglegen wird, ohne sie durchgelesen zu haben. Dieses reiche und bunte Bild ist aber nur dem Bienenfleiß eines sehr genauen Forschers möglich gewesen. Der natürliche Mittelpunkt des Bildes ist natürlich Johann Jakob Bodmer, dessen Leben von seinen frischen Anfängen bis zu der früh eingetretenen Verknöcherung des inneren Menschen und seinem unausstehlichen Patriarchenthum wir mit erleben. Dann erscheinen nacheinander die beiden Dichterjünglinge Klopstock, der unvorsichtige, sich im Jugendmuth unbedacht von dem alten Gönner und — Gläubiger Emancipirende, der weniger in Bodmers Zorn als in seiner eigenen späteren Hohepriesterlichkeit die viel zu harte Buße für seine frohe Jugend thun sollte, und der vorsichtige, schon damals mit dem Blick des Diplomaten begabte Wieland, dem es bestimmt war, den alten Herrn noch viel tiefer ins Herz zu verwunden, indem er so ganz allmählich vom Himmel zur Erde niederstieg; weiterhin Ewald v. Kleist, der zu gleicher Zeit mit Wieland die Schweiz besuchte, und endlich der junge, ungestüme und dabei hinreißend liebenswürdige Mann, der diese Sterne alle verdunkelt hat, Goethe. Dazwischen bewegen sich die Schöngeister des alten Zürich, die Hirzel, Geßner, Lavater hin und her, der Gottesspürhund Christoph Kaufmann, der Satiriker Hottinger, die mit vielstimmigem Chor sich einmischen. Ich wüßte wenig Schilderungen literarischer und gesellschaftlicher Zustände zu nennen, die so durchweg gelungen und von so lebendiger Gewalt wären; der Erzähler bewegt sich mit einer vollendeten Freiheit unter seinen Gestalten umher, wie solche nur durch treues Studium, aber auch durch dieses nur von einem echten Künstler erworben werden kann. Zu Hülfe kam ihm hier freilich das Lokal, das, zum Theil noch aufs beste erhalten, allem erst das Kolorit der satten Wirklichkeit gibt; oder wem, der im vorigen Jahr die schöne Bodmer-Ausstellung in Zürich besuchte, wäre nicht in den so gut wie unverändert erhaltenen Wohnräumen des alten Patriarchen, angesichts der überreichen Schätze von Büchern, Briefen und Bildern ein leiser Neid aufgestiegen auf diese Zürcher, die ein überreiches, oft so gut wie vollständiges Inventar ihrer Vergangenheit noch in ihren Mauern oder in nächster Nähe haben?

Wie ein leiser, halb humoristischer Nachklang zu diesen Schilderungen nimmt sich der Toast aus, den Bächtold am 14. Oktober 1888 bei der Goethe-Feier in Stäfa, der Heimath Heinrich Meyers, des „Weimarer Kunstfreundes", gehalten hat. — Und endlich enthält diese erste Abtheilung noch eine biographische Schilderung, die nicht in der Schweiz spielt, aber einen Mann behandelt, der, wie jedem deutschen Freunde des Schönen, so ganz besonders unserm Bächtold fest ans Herz gewachsen war. Es ist der der allgemeinen deutschen Biographie entnommene, ebenso herzliche wie eingehende Artikel über Eduard Mörike, 1885 geschrieben. Niemand hat sich so viele und große Verdienste um Mörike's Andenken erworben, wie gerade Bächtold. Er hat ein riesenhaftes Material von Briefen u. dergl. zusammengebracht und aus diesem Schatze mehrere gute Gaben gereicht: die Mittheilungen aus der Jugendzeit Mörike's, zahlreiche ungedruckte Briefe und Gedichte, namentlich die Briefwechsel mit Hermann Kurz, mit Theodor Storm, mit Moriz v. Schwind. Als eine Lieblingsidee hat er lange den Gedanken gehegt, aus solchen Originaldokumenten eine authentische Biographie des Dichters, nach dem Muster des kostbaren Buches der Frau Uhland über ihren Mann, zu gestalten. Er wäre der rechte Mann dazu gewesen, man braucht ja nur an seinen Gottfried Keller zu erinnern. Aber andere Arbeit, und vor allem die für Keller, ließ ihn den Plan aufgeben, und so wollen wir uns freuen, nun wenigstens die kürzere biographische Arbeit hier wiederzufinden.

Im Wanderkleide, mit Stock und Ranzen tritt ein anderer Bächtold, der stets wanderlustige, der jede schöne Gegend und jeden guten Tropfen kannte, in der leichter geschürzten zweiten Abtheilung vor uns. Vetter hat hier drei Reiseschilderungen Bächtolds in gar verschiedenen Gegenden und Umständen und aus verschiedenen Zeiten seines Lebens aneinander gereiht. Als Berichterstatter der „Neuen Zürcher Zeitung" hat der junge Doktor Bächtold im Oktober 1870 einen Ausflug nach Elsaß und Lothringen gemacht, der nicht ohne dramatische, wenn auch ohne alle tragischen Momente abgelaufen ist. Man wird die „Skizzen aus Elsaß und Lothringen" gewiß nicht zu den wichtigsten aber zu den unterhaltendsten Schilderungen aus dem großen Kriege zählen müssen und unsre Landsleute, die dabei waren, können, sofern sie noch leben, dem Schweizer für das schöne Zeugniß, das er ihnen mehrmals ausgestellt hat, Dank sagen. Von geographischem, historischem und sittengeschichtlichem Interesse sind die Schilderungen „Aus dem Wallis", 1883 für dieselbe Zeitung geschrieben; vor allem sind die mitgetheilten Volkssagen und die humoristische Schilderung des Lebens im Bade Leuk willkommen. Von dem 1889 in Bozen begangenen Waltherfest stammt die dritte Reiseskizze „Von der Vogelweide", von ritterlicher Romantik und dem Zauber des schönsten Landes deutscher Zunge erfüllt.

Bächtold selbst sollte zuerst zum Wort kommen. Es ist nun aber Zeit, daß auch dem trefflichen Biographen, dessen Arbeit den Anfang des Bandes bildet, der herzliche Dank Eines gesagt werde, der den guten Jakob nie vergessen wird. Gleich nach Bächtolds Tod erschien in der „Neuen Zürcher Zeitung" ein schöner Nekrolog von Theodor Vetter, der auch besonders abgedruckt wurde. Reichlich doppelt so ausführlich ist die Darstellung von Bächtolds Leben und Wirken, welche wir nunmehr erhalten. Sie stammt aus der Feder des Professors Walther von Arx in Solothurn, des früheren Kollegen Bächtolds, der aufs engste mit ihm befreundet geblieben ist und die Ferienreisen regelmäßig mit ihm gemacht hat. Hätten wir es noch nicht gewußt, wir hätten es aus dieser schönen Biographie erfahren, wie außerordentlich reich dieses Leben an inneren Erlebnissen, an harter Arbeit, aber auch an echter Freude und Befriedigung gewesen ist; und wenn Einen etwas besonders freuen darf, so ist es die Wärme, mit welcher der Biograph auch von der trefflichen Gattin Bächtolds gesprochen hat, die nicht nur dem Menschen, sondern auch dem Gelehrten und Schriftsteller eine treue Helferin gewesen ist. Es ist die Geschichte guter Menschen, die hier erzählt wird, und man glaubt, den vollen behäbigen Ton der Stimme daraus

Digitized by Google

zu vernehmen, die im Scherz und im Ernst manches gute Wort gesprochen hat. Die Erinnerung des Guten und guter Menschen festzuhalten, das ist mehr als einmal Bächtolds Amt gewesen; nun haben ihm selbst zwei Freunde diesen Liebesdienst und damit gar manchem Andern einen guten Dankes werthen Dienst gethan.

---

## Allerlei Ausland.

Von Albert Geiger.

Vielleicht war es zu keiner Zeit interessanter und dankbarer, Rassen- und Völkerphysiognomien an den Literaturerzeugnissen zu studiren als gerade jetzt. Die gährende Erregung der verschiedenartigsten Tendenzen und Ideen läßt die Züge schärfer und pointirter hervortreten; und dank dem sieghaft gewordenen obersten Satz des realistischen Kanons: dem Satz von der Wichtigkeit des Milieus, werden uns diese Züge in großer Unmittelbarkeit wiedergegeben. Läßt unsre moderne Schöpfung den oft beklagten Zug zur Schönheit mehr vermissen als Manchem im Klassischen Lebenden und Webenden lieb ist, so zeigt sie sich um so lebendiger, vielgestaltiger und interessanter damit beschäftigt, „dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen".

In vieler Hinsicht gilt dies auch von den Büchern, denen im folgenden unsre Aufmerksamkeit gewidmet sein soll. Der Zufall hat sie hier zusammengeführt wie Gäste eines kosmopolitischen Badeortes. Jedes ist voll und ganz Kind der Zeit; einer Zeit voll banger, nervöser Fragen, voll hastiger Sehnsucht nach Erlösung und Gesundung, voller Gegensätze der Anschauungen und Strebungen, wie sie stärker, heftiger selten sich geltend gemacht haben. Aber jedes variirt wieder, entsprechend dem nationalen Typus, dem es entsprossen ist.

Daß für den Engländer das politische und soziale Interesse im Vordergrund steht, daß es der Mittelpunkt seines Fühlens, Denkens und Arbeitens ist, daß er von der sozialen Wirksamkeit die Panacee aller Schäden, das endliche Ziel der Menschen- und Volksbeglückung erhofft, und daß diese Idee mehr denn in anderen Ländern die breitesten Volksschichten durchsetzt hat, das beweist der Roman **George Tressady** von Mrs. **Humphry Ward**[1]) aufs neue. Auf kein Volk paßt das aristotelische Wort vom ζῷον πολιτικόν mehr als auf die englische Rasse. Und wohl nirgends hat die Sozietät und ihr Urtheil eine größere, allerdings auch dem **Individuum** gefährlichere Macht als in England, wo ein Titane wie Byron vor dem Scherbengericht der öffentlichen Meinung flüchten mußte. Ich will nicht entscheiden, ob es im letzten Ende mit der Kulmination der Volksinteressen im politischen und sozialen Leben zusammenhängt, daß seit Byron und Shelley, diesen Individualisten erster Sorte, die englische Literatur immer mehr jenes Nivellirte, Abgeblaßte und Abgeflachte, jenes spezifisch Englisch-Konventionelle angenommen hat, welches auch vorliegendes Werk aufweist. Viel Tüchtiges, Interessantes, Feines — und doch wie wenig eigentliche „Blitze, welche aus der breiten Fluth des Ganzen schlagen"!

Das alles beherrschende und bestimmende Zentrum des englischen Lebens ist das Parlament, für dessen Wichtigkeit der Engländer ein von Jahrhunderten geschultes Interesse und Verständniß zeigt, das uns Deutschen, dem parlamentarisch noch jungen Volk, noch vielfach abgeht. Auch in George Tressady bildet es den Mittelpunkt des Ganzen, von dem alle Fäden aus- und zu dem alle wieder hinlaufen. Ja, es bedingt sogar geradezu die Tragik des Romans, das Problem des Helden. Ich möchte dieses Problem als ein **Rasseproblem** bezeichnen. Wir sehen in George Tressady einen Individualisten, einen schwermüthigen, schopenhauerisch angehauchten Skeptiker, einen Menschen, dessen Innenleben zu intim und zu reich ist, um durch Parlament und Sozialpolitik ausgefüllt und befriedigt werden zu können, einen Gemüthsmenschen, der, in einer Gesellschaft mehr oder minder praktisch und rationalistisch denkender und handelnder Menschen lebend, sich unglücklich fühlt und den die Ironie des Schicksals dank einem nicht gewöhnlichen Verstand und einer trefflichen Rednergabe zum Parlamentshelden macht. Aber dieser unruhige, schweifende, nervöse Mann hat tief innen nichts mit der Politik zu thun. Ohne die einseitige Beharrlichkeit, welche seinen Parteiführer auszeichnet, schwankt er von einem Standpunkt zum anderen und bietet endlich das merkwürdige Schauspiel eines Menschen, der im scheinbaren Zenith seines politischen Glanzes in Wahrheit unpolitischer denkt, fühlt und handelt als das unbedeutendste Mitglied seiner Partei, indem er sich zum Sprachrohr weiblicher Inspiration macht. Die Politik braucht Realisten und keine Gefühlsmenschen, seien sie nun Pessimisten oder Sanguiniker. In England, „wo von allen Gebildeten" — und nicht allein von ihnen — „nichts mit größerem Interesse und Vergnügen verfolgt wird als das politische Spiel", wo die Frauen Politik treiben trotz den Männern, muß eine nach Verinnerlichung, nach Ausleben ihres Selbst strebende Natur wie Tressady nur zu leicht sich unglücklich fühlen oder Schiffbruch leiden. Tressady fehlt das Rückgrat, die Steifnackigkeit seiner Rasse nicht minder als ihr kühler Blick, ihr praktischer Sinn — das bildet seine Tragik. Er ist zu sehr Romantiker — voilà tout!

Die Zeit, da Tressady seinen Einzug ins Unterhaus hält — nicht sowohl auf seine Initiative, sondern die seines Freundes und Parteichefs, des Tory Fontenoy —, ist eine parlamentarisch bedeutungsvolle. Sie steht unter dem Zeichen der sozialen Gesetzgebung. Und zwar in der Weise, daß die Regierung oder vielmehr das Ministerium unter seinem Premier Maxwell aufs engste mit dem Schicksal der von ihm eingebrachten Gesetzesvorlage: eines Fabrik- und Heimarbeitgesetzes für London-Ost, verknüpft ist. Einem demokratisch, ja fast sozialistisch gefärbten Ministerium und seiner Partei, welche die alten Liberalen so gut wie verdrängt hat, steht eine Reaktionspartei von meist Adeligen gegenüber, welche das unbedingte Frondiren gegen jeden Schritt weiter vorwärts auf der Bahn demokratischer und sozialer Gesetzgebung auf ihre Fahne geschrieben hat. Hie Gewerkvereine und Arbeiterschutz heißt es auf der einen — hie Arbeiterfreiheit im Sinne der Reaktionspartei, d. i. absolute Enthaltung von einer Einmischung auf gesetzgeberischem Weg in die Arbeiter- und Fabrikantenverhältnisse — das ist die Parole auf der anderen Seite. Die Gegensätze zu verschärfen, kommen noch die von den Gewerkvereinen organisirten Strikes der Bergwerkarbeiter hinzu. Als Tressady in den Kampf eintritt, ist er überzeugter Anhänger der Reaktion. Von den für den besseren Engländer fast typischen Reisen innerhalb seines Weltreichs ist er zurückgekommen „mit der Philosophie des gebildeten Aristokraten, beruhend auf seinem Glauben an die Größe Englands und die Unendlichkeit seiner Mission, auf den Rechten, welche die Fähigkeit zu herrschen verleiht, **auf der natürlichen Herrschaft der höheren Rassen....**" Aber diesem Programm bleibt er nicht treu. Ohne eigene Initiative, zum Grübler und Träumer mehr veranlagt als zum Thatmenschen, aus seinem Pessimismus heraus mehr als seine gefühlsstarken Parteigenossen zum Fühlen mit den Massen und ihrer Nothlage gezwungen, läßt er sich mehr und mehr

[1]) Von der Verfasserin autorisirte Uebersetzung von E. Gottheiner. Zwei Bände. Leipzig, Paul List.

Digitized by Google

auf die andere Seite herüberziehen. Zu diesem Prozeß, bilden häusliche Kalamitäten — eine verwöhnte, den Sohn mit Schulden beladende Mutter, eine zum Aeußerlichen neigende, für sein Wesen verständnißlose Frau —, weiterhin Tressady's Mißhelligkeiten mit seinen Bergwerksarbeitern, endlich der Parteikampf in London, mit allen Einzelheiten in breiten Zügen geschildert — eine interessante und wirksame Folie; in dieser Entwicklung nach links spielt die entscheidende Rolle das Weib.

Am wenigsten individuelles Leben zeigt das moderne englische Romanweib. Es ist viel Interessantes an ihm, das den Problemen der Zeit angehört; allein jenes innige und intime Leben, jene tausend feminellen Reize, jenes unbewußte Ausströmen der weiblichen Seele, jenes Variirende, das andere Literaturen der Gegenwart zu finden vermochten, fehlt ihm im großen Ganzen. Schablonenhafte Idealisirung muß nur zu oft den Mangel wirklichen Lebens und farbiger Bewegung ersetzen. Auch der Heldin des Ward'schen Romans, Lady Marcella Maxwell, kann dieser Vorwurf nicht ganz erspart bleiben. Unwillkürlich fällt einem bei dieser Gestalt der Spruch aus Goethe's Faust ein: „Das lange Faltenhemd ist übersittlich . . .“ Man würde oft an einen vom Himmel herabgestiegenen Engel denken, so edel, so rein, so ätherisch fast ist Lady Marcella geschildert, besäße sie nicht ein gehöriges Theil echt englischen Egoismus, welcher darthut, daß dieses Ideal auch menschliche Schwächen hat. Und dieser Egoismus gilt der Laufbahn ihres Mannes, des Premierministers Lord Maxwell. So emanzipistisch die Gestalt in Einzelheiten gedacht und gezeichnet ist, so sehr empfängt sie ihre ganze Direktive doch nur vom Mann. „Mit größerer Demuth hätte Diana ihr göttliches Haupt nicht vor Endymion beugen können —“ sagt die Verfasserin einmal vieldeutig von Marcella's Verhältniß zu ihrem Gatten. Sie hat hier offenbar versucht, die Emanzipationsfrage dahin zu lösen, daß das Weib die vornehmste Gehülfin des Mannes ist und sein soll. Sie kann ihm in Einzelheiten an Genie überlegen sein; ihr bestimmendes Moment empfängt sie vom Mann, dessen alter ego sie ist. Lord Maxwells sozialpolitisches Wirken ist denn auch der alleinige Lebensinhalt Lady Maxwells. In ihrem fieberhaften Ringen, ihm und seinen Ideen, speziell seiner Gesetzesvorlage Geltung zu verschaffen, verliert sie unwillkürlich die noble Linie. Ihr ganzes Streben ist krampfhaft darauf gerichtet, politische Proselyten zu machen. Die ganze Größe dieses echt feminellen Egoismus offenbart sich in ihrem Einwirken auf den gefährlichsten Gegner der feindlichen Partei: George Tressady. Sie weiß genau, daß ihr ganzes Ich nur von einem Manne ausgefüllt ist; daß sie einem anderen Mann nicht einmal geistig mehr sein kann als die Einpeitscherin auf die Ideen ihres Mannes und doch zieht sie Tressady an sich; sie webt einen Duftschleier von Ahnung um ihn herum; sie macht ihn zu ihrem gefügigen Sklaven, ihrem willenlos ergebenen Werkzeug; sie entfremdet ihn seinem Weibe. Die egoistische Leidenschaft zu ihrem Mann verblendet sie so, daß sie nicht darüber nachdenkt, wie es ausgelegt werden kann, als Tressady endlich, im Bann ihrer Schönheit und ihres Ideenkreises zur Demokratie herniedersteigt, für die Vorlage spricht und so den Sieg herbeiführt; daß sie sich nicht eher dessen bewußt wird, daß die einmal erweckte Liebe auch ihr Recht fordern könne; und daß ihr sonst so empfindliches Feingefühl ihr nicht nahelegt, welch eine klägliche Rolle sie in der ganzen Sache Tressady, den sie doch achtet und sogar platonisch liebt, und eigentlich auch ihren Mann spielen läßt. Es ist ein bei Frauen und, ich glaube, besonders bei englischen Frauen häufig auftretender Spezialfall von Egoismus, der Ehrgeiz, an dem Marcella Maxwell laborirt.

Mit dem bedeutungsvollen Moment, da Tressady mit klingendem Spiel zur Regierungspartei übergeht, ist seine politische Laufbahn abgeschlossen. Ehrlich genug sieht er selbst das Quallenhafte seines Wesens ein, das zur Politik am wenigsten befähigt. Was nachkommt, ist matt. Nach gewonnenem Spiel hat Marcella endlich Zeit, sich über die Tragweite dieses Spiels für Tressady klar zu werden. Nun erschreckt sie die Leidenschaft, welche doch sie geschürt hat. Mit viel Geschick, Geduld und Takt sucht sie Tressady wieder mit seiner jungen Frau zu versöhnen, die übrigens ein Vorbild an Thackeray's gelungener Becky in „Vanity fair“ hat. Es gelingt Marcella auch, ein nothdürftiges Glück für die Beiden zusammenzuleimen. Aber die Verfasserin selbst fühlt, daß diese Lösung im Sande verläuft. Und so muß ein Knalleffekt das Ganze schließen. Tressady, der so ziemlich die Lust an allem verloren hat, wird in seinem Bergwerk von einem schlagenden Wetter getödtet, da er eben anderen Verschütteten zuhülfe eilen will. So hat sie ihm, der den ganzen Roman durch nichts weniger als heldenhaft erschien, doch einen heldenmüthigen Abgang verschafft.

Den frischen Flug ethischen Geistes und liberaler Ideen wie in ihrem „Robert Elsmere“ hat die Verfasserin nicht erreicht. Auch ist das vorliegende Buch nicht ganz frei geblieben von den Wirkungen der typischen englischen „Moralinsäure“; in dem Schatten kühler Denkungsart der englischen Hochkirche scheint sich Frau Werd zuweilen beinahe wohl zu fühlen. Fast komisch aber wirkt die Episode von dem verlorenen Sohn, den die böse französische Literatur verdorben hat. Ob Mrs. Ward nie darüber nachgedacht hat, wieviel Lebenskraft gerade die sinnliche Rezeptivität der französischen Literatur eingefangt hat? Und daß gerade das Fehlen dieser Rezeptivität und das Ueberwiegen der abstrakten Momente eine Hauptschwäche der englischen Literatur ist? Aber freilich, gerade das sind Rassesachen, Grenzen, über die Wenige nur hinauskönnen. . . .

Stellt „George Tressady“ eine Tragödie der Willensunkraft dar, welche um so nothwendiger ihren Verlauf nimmt, je mehr gerade die Willenskraft das charakteristische Moment des Engländers ist, so finden wir ein ähnliches Problem in „Der Todesengel“ von Kasimir Tetmajer[1]) behandelt. Ist in dem englischen Roman zu wenig Individualität, so findet man hier deren fast zu viel. Und gilt in „George Tressady“ im großen Ganzen das Wort: der Einzelne hat seine Bestimmung und sein Glück im Leben und Arbeiten für die Gesammtheit, so zeigt sich uns hier der Mensch losgelöst von allen sozialen Interessen, sich abzeichnend auf dem Hintergrund eines politisch todten Volkslebens. So walten hier die denkbar größten Kontraste. Wenn aber George Tressady im Weib das Ziel seiner Sehnsucht, seine Erlösung und Vollendung erblickt, das er gleichwohl nie erreichen kann und darum elend wird, so ist derselbe Vorgang, nur wilder, schmerzlicher, unendlich sinnenstärker in dem polnischen Roman geschildert. Der Engländer resignirt, der Slave gehört zu dem Stamm der Asra, „die da sterben, wenn sie lieben.“

In dem Buch findet sich der Satz: „Weißt du, was es heißt, sein Mädchen zu haben? Wie man ihm schon dafür dankbar ist, daß es existirt, daß es geboren wurde?“ In diesen ekstatischen Worten des jungen Bildhauers Roman Ndzawicz spricht sich eine Liebe aus, oder besser gesagt: ein erotisches Empfinden, welches im Weibe das mysterium magnum erblickt, die geheimnißvolle Lebensbedingung, an welche alle Fäden des Daseins geknüpft sind und mit deren Aufhören sie zerreißen. Man mag sagen, daß diese Liebe nicht an Nationen oder Rassen

[1]) Aus dem Polnischen übersetzt von S. Horawitz. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

gebunden, daß sie individuell ist; und man kann dabei an Goethe's Werther denken. Dennoch hat die Form, in der sie sich hier ausspricht, etwas typisch slavisches. Dieses Besessensein, wie wir es an Rdzawicz sehen, welches alle anderen Interessen einfach aufhebt, dieses alle Phasen eines solchen Gefühls durchlaufende Temperament, steigend bis zur höchsten Raserei und dann wieder bis zur sanften Melancholie oder einer völligen Apathie sinkend, endlich aber der Zug dunkler geheimer Schwermuth, die leise immer vorhandene Unterströmung dieses Liebesempfindens, das sind slavische Charakteristica, welche unverkennbar sind. Der „Todesengel“ ist solchen Naturen die Liebe, wenn sie unerhört bleibt, ein Gefühl, das zwischen unendlicher Seligkeit und dumpfer Vernichtung kein Zwischenstadium kennt. Ein solcher Mensch hat auch nicht die Kraft, sich durch die Kunst zu erlösen. Das Liebesglück, der Liebeswahnsinn, die Liebesqual, sie werden niemals Vergangenheit für ihn; er wird sie nicht mit objektivem Auge umbilden und so sich frei schaffen können. Und so bedeutet denn auch für Rdzawicz die Statue, welcher er die Züge seiner ungetreuen Geliebten leiht, sein Verhängniß. Im Begriff, sie zur Ausstellung zu senden, zerschmettert er sie und wird wahnsinnig.

Damit kontrastirend und doch den Typus wieder ergänzend, zeigt Rdzawicz' erotisches Empfinden eine Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit, welche ihn im Vollgefühl seiner unglücklichen Liebe sich im Verlauf weniger Stunden in ein anderes Mädchen verlieben, oder gar einer Halbweltdame seinen Besuch abstatten läßt. Man mag dies Leichtsinn oder Frivolität nennen — und ein Werther würde das kaum gethan haben — so, wie dieser Volkscharakter beschaffen ist, erklärt er sich aus einer eminenten Sinnlichkeit, welcher das Weib überhaupt, abgesehen vom einzelnen Individuum, unentbehrlich ist. Daß die Liebe in solchen Fällen bei allem Dämonischen zu einer eigentlichen Vergeistigung kaum gelangt und im rein Sinnlichen stecken bleibt, liegt in der Natur der Sache. Und daß ferner das Leidenschaftliche eines solchen Liebestriebs, der mit dem Lebenstrieb selbst zuweilen eins zu sein scheint, sich für naive Naturen — und das ist der Slave in hohem Grade — leicht als etwas unbegreiflich gewaltiges darstellt, daß diese Liebe einen fatalistischen Charakter trägt, sei zur Vervollständigung des Bildes nicht unerwähnt gelassen. Auch Rdzawicz nennt seine Liebe sein Fatum.

Was die Frauengestalten dieser mit großer Kraft und Feinheit zugleich ausgeführten Liebestragödie betrifft, so bestätigen sie die in polnischen Romanen oft gemachte Erfahrung, daß ihre Frauen sich in zwei scharfe Kategorien theilen: unendlich gefühllos oder unendlich gefühlvoll. Das Milieu überhaupt weist eine Reihe scharf gezeichneter Figuren auf, welche ihren Nationalcharakter nicht verleugnen: viel Müdes, Abgelecktes, Dekadentes. Enggezogener Interessenkreis, inmitten immer das Sexuelle. Wenig Intellekt und Thatkraft, viel wahres und — falsches Gefühl. Beklemmend drängt sich Einem die Ueberzeugung auf, daß Polen seine Rolle im Völker- und Staatsleben so ziemlich ausgespielt hat. Und die Zügellosigkeit der in dem Buche auftretenden Leidenschaften, der unbändige Trotz, mit welchem das Individuum sein Recht an das Leben verlangt, für den Poeten sehr interessant und wirkungsvoll, thut doch nur von neuem dar, was dieser Volksschlag mit seiner vielbekannten Freiheits- und Menschlichkeitsphrase will.

Den interessantesten Gegensatz bilden die beiden Schweden Victor Hugo Wickström und August Strindberg mit ihren neuesten Büchern. Dort sieghafter Lebensglaube, Freude am positiven Schaffen, das ganze Dasein überhaupt erfaßt nach der goldenen Regel:

Tages Arbeit! Abends Gäste;
Saure Wochen! Frohe Feste!

Kurzum, ein Werk, das in der so problematischen nordischen Literatur einfach und erfrischend wirkt, wie am Nebelmorgen der erste Sonnenstrahl.... Bei Strindberg dagegen die Negation alles Daseins, alles Diesseits; die Ueberzeugung von der Verderblichkeit alles Genusses und die Verzweiflung am Positiven, am Segen der Arbeit; die Welt ein Jammerthal und die Menschen fluch- und schuldbeladene Büßer, ewig die Rücken krümmend vor der Peitsche eines unsichtbaren Weltenzuchtmeisters; eine wehe, mit Fratzen aller Art erfüllte Dämmerung, in welcher nur ganz von fern Strindberg den Stern Bethlehems, die Mystik der Religion flimmern sieht, aber auch ihn nicht rein, sondern verdüstert von der Phantasie eines Kranken, eines Skeptikers, dem angst geworden ist vor sich selbst und der sich ins Extrem stürzt mit der Leidenschaftlichkeit eines Trappisten. Bei Wickström vollste Vitalität; bei Strindberg absolute Degeneration und Decadence, steuerlos umhertreibend in einem Chaos von Verzweiflung und Aberglauben. Und doch, diese scharfen Gegensätze, verkörpern sie nicht in extremster Weise die zwei Seelen, die beiden Wesensseiten, die sich in der skandinavischen Literatur jedem tiefer Blickenden zeigen? Jene Disharmonie zwischen realistischer, ja besser rationalistischer und romantischer Auffassung des Daseins; zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden“; zwischen Diesseits und Jenseits....

Ich möchte den Leser dieser kleinen Arbeit gern mit einem freundlichen Eindruck entlassen und muß ihn daher bitten, zuerst mit mir sich in die unerquickliche Sphäre des Strindberg'schen Buches „Legenden“[1]) zu begeben. Zunächst sind diese Legenden ein neuer Beleg dafür, daß der einseitige Naturalismus abgewirthschaftet hat; denn hier sehen wir einen seiner lautesten Propheten (man denke an „Fräulein Julie“ und „der Vater“!) mit Orgelschall und Weihrauchduft ins Lager der waschechtesten Neoromantik übergehen. Mehr als dieser rein statistische und symptomatische Werth dürfte dem Opus Strindbergs kaum zuzusprechen sein. Höchstens möchte es für den in Frage kommen, welcher die fin de siècle-Literatur psychologisch erfassen und ihre verschiedenen Psychosen durchstudiren will. Für den bildet das Buch zweifellos einen interessanten Fall; künstlerischen Werth besitzt es nicht.

Man ist gewohnt, heutzutage alles mit Schlagworten abzuthun, und so hat man speziell für den Künstler das Wort „Entwicklung“ bei der Hand, wenn es gilt, auch die lächerlichsten oder ekelhaftesten Auswüchse mancher Persönlichkeiten begreiflich oder gar als künstlerische That plausibel zu machen. Nun ist aber Entwicklung im künstlerischen Sinne doch wohl zweierlei. Die eine Natur macht ihre Krisen und Gährungen durch und schenkt als Frucht derselben ein reiches Werk; und dies kann sie nur, weil ihr Innenleben ihr objektiv und künstlerisch spruchreif geworden ist. Andere Naturen, ewig im Subjektiven befangen, leiden an der echt romantischen Ueberschätzung ihrer individuellen Erlebnisse, Kämpfe und Schmerzen; sie halten sie für ein höchst werthvolles document humain, das sie dem Publikum nicht vorenthalten dürfen, und statt einem Kunstwerk kommt ein Zerrbild, statt der Frucht der Entwicklung und ihrer Krisen, die Krisis selbst zutage. Und das ist der Fall Strindbergs auch in seinem Buche „Legenden“.

Betrachten wir uns nun einmal den Büßer, den frommen, den katholischen Strindberg und seine Legenden etwas genauer. Daß religiöse Gefühle sich beim Kranken, seine Abhängigkeit fühlenden Menschen leichter einstellen, als beim Gesunden, Vollkräftigen, ist natürlich. Nicht zum wenigsten von diesem Gesichtspunkte aus ist Strindbergs Legendenbuch, ist sein ganzer Canossagang, wie er ihn im

1) Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1899.

Digitized by Google

„Inferno“, im vorliegenden Werk und in dem uns demnächst in deutscher Uebertragung verheißenen Doppeldrama „Damaskus“ geschildert hat, zu erfassen und zu beurtheilen. Weniger das Ergebniß einer wechselnden Weltanschauung, eines philosophischen Ideenganges sind diese Bücher als eine Gefühlssache; auch darin ist Strindberg vollkommener Romantiker. Und zwar ist es ein verwirrtes Gefühl, die überreizte, alles vergrößernde, argwöhnische, stets nach geheimnißvollen Ursachen suchende Empfindungsweise des Neurasthenikers. Eine erdrückende Summe von theils eingebildeten, theils faktischen Schmerzen und Unannehmlichkeiten steht in Strindbergs Leben. Er vermag sie nicht anders aufzufassen als unter dem Gesichtswinkel der als Buße verhängten Fügung. Und nun verzerrt sich ihm, nachdem diese mystische Ueberzeugung erst einmal bei ihm eingewurzelt ist, jegliches Erlebniß nach dieser Richtung hin. Alles wird ihm gespenstisch, der magische Swedenborg sein Brevier. Die Luft, das Leben um ihn her ist voll von Geistern, die ihn entweder vor Uebertretungen mit Schmerzen warnen oder für solche mit um so größeren Leiden strafen. Ein lächerlich einfacher Vorgang, z. B. der Schmerz, den ihm ein die Schuhsohle durchdringender Nagel verursacht, wird ihm zur Warnung und Vorbedeutung; ein Katzenjammer nach allzu erheblichem Toddy- oder Weingenuß eine Buße. Es sei ja gern zugegeben, daß der alternde Strindberg — er feierte vor einiger Zeit seinen 50. Geburtstag — nervös, leidend, arm viel auszustehen hat. Aber wozu nun die Welt mit seinen und seiner Freunde Nervengeschichten, Hallucinationen, Sinnesversetzungen &c. behelligen? Solcher „Legenden“ gibt es viele; Tausende leiden an derartigem. Aber nur einem Strindberg kann es einfallen, diese Decadence-Symptome als ein göttliches Strafgericht aufzufassen. Wer ein Buch wie Ola Hanssons „Goldene Jugend“ gelesen hat, in welcher das körper- und geistzerrüttende Treiben der schwedischen Modernen geschildert wird, der begreift wohl die mehr und mehr einreißende Neurasthenie und Degeneration, die Strindberg so viel zu schaffen macht. Sie ist das Ergebniß einer dissoluten Lebensführung, und man braucht keinerlei Mystizismus, sie sich zu erklären. Das Peinlichste aber an diesen modernen „Confessions“ ist der auch hier Strindberg treugebliebene Cynismus, mit dem er sie ablegt. Seine Beichte, so will er, sei die, daß „mea culpa schriftlich coram publico bekannt wird“. Vor dem coram publico hat er sich allerdings auch in diesem Buche nicht gescheut. Strindberg gleicht einem Manne, der sich auf offenem Markte die Kleider herunterreißt, um den Leuten die Krankheiten und Geschwüre seines Leibes ad oculos zu demonstriren.

Das merkwürdigste an diesem Schauspiel des sich öffentlich Kasteienden ist sein eigener Zweifel, ob all diese halb tragischen, halb komischen Vorgänge die letzte Phase seiner „Entwicklung“ sind. Der ganze halt- und rückgratlose Dekadent sieht aus seinen Worten heraus, wenn er im „Inferno“ sagt: „Angenommen, daß ich mein Leben aufs neue der Religion zu eigen geben werde, so bin ich gewiß, daß ihr nach zehn Jahren auch hier wieder durch euern Widerspruch den Zweifelnden zu Boden werfen werdet....“

Wer denkt hier nicht unwillkürlich an die innerlich ewig haltlosen Charaktere der Romantik des Jahrhundertanfangs: Schlegel, Zacharias Werner, Adam Müller, Gentz u. s. w.?

Nach Problemen irgendwelcher Art wird man in W. Hugo Wickströms Roman: „Abenteurerleben“[1]) vergeblich suchen. Ein schwedisches Buch ohne Probleme ist schon an sich etwas erquickendes. So flott geschrieben wie Wickströms Roman, mit so viel Keckheit und Tüchtigkeit zugleich, und so viel Sonne und blauen Himmel über dem Ganzen muß es entzücken. Stählung der Persönlichkeit, der Willenskraft, der Unerschrockenheit, der Gesundheit im Kampf ums Dasein, das ist seine Devise. Mit rothen Wangen lacht es uns an, und das thut wohl nach der Strindberg'schen Leichenfarbe. Was ferner das Buch auszeichnet und was ebenfalls in der nordischen Literatur ein seltener Gast, das ist die Fülle der Ereignisse und Lebensbilder, welche eines das andere drängen. Daß der Verfasser die Klippe des Sensationsromans dabei glücklich umschifft hat, mag als ein Beweis für seinen darstellerischen Takt gelten. Die Fabel des Ganzen ist einfach. Ein ausgewanderter Schwede, der in Amerika, im wilden Westen self made man in des Wortes bestem Sinne geworden, weiß für seinen Sohn keinen besseren Schatz fürs Dasein, als dieselbe Schule, die er durchgemacht hat. Allen Lagen des Lebens gewachsen sein können, heute an Sekt und Austern sich erlaben und morgen mit demselben Humor trockenes Schwarzbrot kauen, das ist eine Fähigkeit, die erworben werden und, wenn sie angeboren ist, geübt und gefestigt werden muß. Jener skandinavische Wagemuth, der schon frühe vor keinem Eismeer zurückschreckte, ist auch in dem Helden des Buches lebendig. Durch all die verschiedenen Abenteuer in den verschiedenen Ländern, die er besteht und die ihn bilden und stählen helfen, lasse sich der Leser von dem Buche selbst führen. Er wird ihm einige gute Stunden verdanken. Wie das Leben des Romans im ganzen, so ist auch die Liebe, die darin geschildert wird, gesund and sinnenfroh. Die Hedda Gabler-Natur mit ihren überstiegenen Gelüsten, überhaupt die räthselhafte Erotik des skandinavischen Weibes, deren wir nachgerade mehr als genug haben — sie spuken hier Gott sei Dank nicht. Alles ist hier unverfälschte Natur, volle Rasse. Zu dem frischen Ton des Ganzen stimmt auch die fröhliche Ironie, mit welcher der Verfasser Menschen und Sitten kritisirt: nicht jenes „sauersüße Zucken um das Maul“, von welchem Heine's Atta Troll spricht, sondern ein kluges Schelmenlachen. . . .

Ich möchte dem Dichter zu den Gaben, die er im vorliegenden Buche verräth, noch recht viel Präzision und Vertiefung wünschen und er wird bald neben seinem norwegischen Genossen Kielland als ebenbürtig genannt werden können. Sein „Abenteurerleben“ bildet übrigens ein interessantes Gegenstück zu dem jüngst an dieser Stelle besprochenen Kielland'schen Roman „Jacob“. Es zeigt im Gegensatz zu dieser Gesellschaftsironie, daß man im Kampf ums Dasein auch anständig bleiben kann.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*γ.* Inscriptiones Graecae insularum maris Aegaei, vol. II, *inscriptiones Lesbi, Nesi, Tenedi* consilio et auctoritate Academiae Litterarum Regiae Borussicae edidit *Guilelmus R. Paton*, Berolini 1899. — Langsam schreitet die Neubearbeitung des großen Böckh'schen Corpus der griechischen Inschriften vorwärts. Und das darf nicht wundernehmen. Denn einmal sind die Mittel, die der Berliner Akademie zur Verfügung stehen, nicht so reich, daß eine große Anzahl von Bezirken zu gleicher Zeit in Angriff genommen werden kann, dann läßt sich auch die neue Sammlung dem heutigen Stand der Wissenschaft nach nicht mehr nach der ursprünglichen Weise anfertigen. Während Böckh meist nur den veröffentlichten Stoff übersichtlich zusammenzog, wird jetzt in jedem Bezirk eine neue Bereisung und Durchforschung vorgenommen, und hatte man früher auf die genaue Wiedergabe des erhaltenen Inschriftbildes wenig Werth gelegt, so wird heute die Treue der auf Grund eines sicheren Abklatsches oder einer

[1]) Autorisirte Uebersetzung von L. Passarge. Berlin, F. Fontane u. Co. 1899.

Digitized by Google

Photographie hergestellten Bilder als die vornehmste Anforderung betrachtet, welche man an ein Inschriftenwerk zu stellen hat. Der vorliegende Band behandelt die äolischen Inseln. In der Wahl des Bearbeiters hat Kirchhoff, dem die Leitung der neuen Ausgabe des Korpus obliegt, einen glücklichen Griff gethan. Paton, ein englischer Philologe, hat sich durch die gediegene Durchforschung der Insel Kos in der Wissenschaft einen Namen gemacht, und die von ihm und seinem Landsmann Hicks veranstaltete Sammlung der koischen Inschriften ist ein so gelungenes Werk, daß es sehr gut zur Einführung in die griechische Inschriftenkunde benutzt werden kann. Paton erhielt seinen Auftrag im Jahre 1895. Auf Lesbos weilte er volle zehn Monate, in seiner Arbeit von den Griechen Petrus Papageorgiu und Xenophon Gkorziotis unterstützt. Während im Corpus aus dem Bereiche der äolischen Inseln 79 Inschriften gezählt werden, worunter 29 Steine von dem jungen Heinrich Kiepert auf einer kleinen Reise abgeschrieben worden sind, bietet die neue Sammlung 658 Nummern, also mehr denn das Achtfache. Die früheste Kunde, welche wir von lesbischen Inschriften besitzen, stammt von dem italienischen gelehrten Reisenden Cyriacus von Ancona aus dem 15. Jahrhundert, der überhaupt der Erste ist, welcher griechische Inschriften zu sammeln begonnen hat. Die Abschriften, welche Cyriacus gemacht hat, sind in italienischen Bibliotheken verstreut worden, und manches davon ist erst in ganz junger Zeit ans Licht gezogen. Dann hat der Engländer Pococke im vergangenen Jahrhundert die Insel Lesbos mit ziemlicher Ausbeute bereist. Die Hauptarbeit ist aber erst nach Böckh geleistet worden, und zwar von den Griechen Bernardakis, Papadopulos-Keromeus, Nikolaides und Aristeides, der Franzosen Pottier und Hauvette-Besnault, insbesondere aber von deutschen Forschern, nämlich Cichorius, Conze, Kaibl, Lolling, Mommsen, v. Prokesch und Wilhelm. Eine Anzahl von Steinen ist in das Britische Museum gewandert, sehr zum Vortheile der Wissenschaft, denn die lesbischen Steinmetzen sollen, wie Paton berichtet, eine besondere Vorliebe für alte Inschriftenblöcke besitzen. Rechnet man die fünf Steine von Tenedos und acht Inschriften von Nesos ab, so ist der Rest auf der Insel Lesbos gesammelt und weitaus der größte Theil auf dem Boden des alten Mytilene, nämlich 479 Inschriften. Aus diesem Kreis treten eine ganze Anzahl von Inschriften heraus, welche an den Wänden eines von dem berühmten lesbischen Rhetoren Potamon, dem Sohne des Lesbonax, zu Beginn der Kaiserzeit aufgeführten Prachtbaues angebracht waren. Es sind theils Ehrenbeschlüsse von Mytilene und anderen äolischen Städten, theils Senatskonsulte und Kaiserbriefe, und diese den Ruhm des Besitzers bildenden Ehrendenkmale sind in gleicher Weise Tafel um Tafel an dem Gebäude angebracht, wie man es am Palast des zu Hadrians Zeiten lebenden lykischen Großfürsten Opramoas gefunden hat, wo nun die fleißigen österreichischen Archäologen eine lange Reihe von Erlassen, Ehrenbeschlüssen und Briefen römischer Kaiser zutage gefördert haben. Weiter haben sich in Lesbos eine große Anzahl von Ehrenaufschriften gefunden, welche wohl zum größten Theil aus dem Sockel von Standbildern stammen. Ein Blick über diese Reihe lehrt, daß vornehmlich Pompejus der Große und Trajan in der lesbischen Stadt gefeiert worden sind. Die Grabschriften aus Mytilene, 185 an der Zahl, hat der Herausgeber so geordnet, daß er einmal das Vorhandensein oder Fehlen des Vaternamens beobachtet, dann weiter die einfache Aufschrift des Namens, die Beifügung von χαῖρε und von χρηστέ (χρηστή) χαῖρε und endlich die bei Lebzeiten der Verstorbenen errichteten Grabmäler. So ließ sich gewiß in dem großen Haufen einige Ordnung herstellen und es fand sich dabei, daß kein einziger Grabstein aus christlicher Zeit stammt, also etwa ein Kreuz zeigt oder die Worte μνήμη oder εὐψύχει enthält. Haben auch die Grabschriften im allgemeinen wenig anziehendes, so fehlt es auch nicht an solchen, die uns ein rührendes Bild zeigen, z. B. Nr. 444: „Ich heiße Herpis, bin sieben Jahre alt; beim Spiele fiel ich in den Teich. Weine um mich, der du hier vorübergehst!" Paton hat, wie seine Vorgänger, nur das aufgesucht, was an der Oberfläche lag, und daraus erklärt es sich, daß wir vom alten vorhellenistischen Mytilene fast gar nichts haben. Dieser Mangel ist uns am fühlbarsten, wenn wir die äolische Mundart aus inschriftlichen Zeugnissen wiederherzustellen uns anschicken. Gewiß haben wir eine große Reihe von äolischen Inschriften, aber das Meiste davon stammt aus der Kaiserzeit, und manchesmal können wir noch verfolgen, wie ein Uebereifer in der Anwendung der alten in ihren Feinheiten längst verschollenen Mundart zu falschen, pseudoäolischen Formen greift. Hier müßte also der Spaten einsetzen, vor allem auf der Burg, wo heute in den Mauern des Castells die Potamonsteine eingefügt sind. Und dann gibt es Orte auf Lesbos, von denen wir keinen einzigen Stein besitzen, z. B. Antissa. Auch die äolische Insel Pordoselene, deren Münzen man durch mehrere Jahrhunderte verfolgen kann, hat nichts inschriftliches aufzuweisen. Und ist es nicht merkwürdig, daß in dem Heimathland des Alkaios und der Sappho kaum ein Dutzend Gedichte auf Stein gefunden sind, während im Boden des nahen Festlandes, z. B. in Smyrna, fast jeder zehnte Stein ein Epigramm enthält? Man darf also wohl einen großen Gewinn erhoffen, wenn einmal ernstlich und mit Umsicht auf Lesbos gegraben wird. Bis dahin aber wird man zufrieden sein müssen, daß das bis jetzt Gefundene in so anschaulicher und schlichter Weise dem Forscher zum bequemen Gebrauch in die Hände gelegt ist.

H. S. Der Rikwa-See. Wir erwähnten in unsrer letzten Uebersicht über die Fortschritte der Afrika-Forschung der Wanderungen des Engländers Wallace am Rikwa-See. Jetzt ist seine Karte nebst einem eingehenden Bericht im Journal der Londoner geographischen Gesellschaft erschienen (Juni-Heft). Wallace's Reisen während der Jahre 1896—1898 erstrecken sich im übrigen auf das deutsch-englische Grenzgebiet zwischen Nyassa und Tanganika und auf die Gegenden zwischen der Südspitze des letzteren und dem Märu-See; für uns ist seine Karte jedoch nur insofern von Werth, als sie das deutsche Schutzgebiet betrifft. Sie gibt hier nämlich zum erstenmal ein leidlich zuverlässiges Bild von jenem eigenartigen, in der Größe stark wechselnden See, das um so willkommener ist, als die allerdings weit besseren Aufnahmen der Deutschen Ramsay und v. Elpons noch der Veröffentlichung harren. Der See, der bereits von Livingstone erkundet war, wurde 1880 von dem Engländer Thomson entdeckt und 1882 am Nordende von dem deutschen Forscher Dr. Kaiser berührt und seiner Lage nach festgelegt; seitdem war der See noch einigemale an verschiedenen Stellen flüchtig besucht worden. Wallace's Reisezweck war die Elefantenjagd; es gab dort aber keine Elefanten, und so benutzte er die Gelegenheit, den See zu umwandern und, so gut er es vermochte, aufzunehmen. Der größte Zufluß ist der von Südwesten kommende Saisi, der den kleinen lokalen Einbruchsgraben des Rikwa zum Theil ausgefüllt hat und heute in hochgrasigen Sümpfen mündet. Im Südosten fließt der Songwe ein, wo die mit Busch bedeckte Ebene fast unmerklich zum östlichen Steilabfall des Grabens ansteigt. Zwischen Saisi und Songwe münden noch ein paar kleinere Bäche, die aber nur zur Regenzeit Wasser führen. In der Trockenzeit findet man solches in ihren Betten stellenweise durch Nachgraben, und dort liegen einige kleine Dörfer. Das Wasser des Sees selbst ist für Menschen ungenießbar; es ist salzig und hat eine schmutziggraue Farbe. Die Tiefe ist gering. Krokodile und Wassergeflügel sind in Menge vorhanden, ebenso Löwen, die übrigens das Seewasser trinken. Um den See zog sich im Südwesten zunächst ein schmaler Sumpfstreifen und dann eine breite Zone von trockenem Schlamm. Der Grabenrand im Nordosten begleitet den See in dessen ganzer Ausdehnung und erhebt sich steil fast unmittelbar aus dem Wasser zu 150 m Höhe. Im August 1897, als Wallace dort war, endete der um diese Jahreszeit nur gegen 50 km lange See bei dem Dorfe Tschiubi, und es schloß sich daran nach Nordwesten eine freie, im Osten sumpfige Grasebene. Vom Plateau kamen einige Wasserläufe, die damals jedoch ebenfalls ausgetrocknet waren. Etwa 100 km weit über den See hinaus verfolgte Wallace den östlichen Grabenrand; dann kreuzte er nach Nordwesten die Grabensohle, die mit trockenem Schlamm angefüllt war, in der Regenzeit aber über 1 m hoch mit Wasser bedeckt ist. Der See dürfte dann die vier- bis fünffache Größe haben, als zur Trockenzeit, wo er ca. 700 qkm umfassen mag. Ein Eingeborener behauptete freilich, daß sich auf jener trockenen Ebene in der Regenzeit

Digitized by Google

ein zweiter, vom Rikwa getrennter See bilde, der Tschisi. Die Sache bedarf noch der Aufklärung. Am anderen Grabenrand, der 300 bis 400 m hoch aus der See-Ebene ansteigt und viele Kuppen trägt, kehrte Wallace zum Saisi-Fluß zurück. Hier ist die an die Höhe angrenzende Ebene dicht bevölkert, und zwar von dem Stamm der Wa-Fipa. Am Saisi und weiter südlich wohnen die Wa-Wanda, dann folgen am See nach Osten und Norden die Wa-Unga und schließlich in dünner bevölkerten, wasserarmen Gegenden mehrere kleine Stämme, oft so klein, daß eine politische Gemeinschaft sich auf ein einziges Dorf beschränkt. In zweien dieser Dörfer fand Wallace weibliche Häuptlinge, und auch bei den Wa-Wanda hatte der eine der beiden Oberhäuptlinge einige Dörfer seinen Töchtern unterstellt, denen die getreuen Unterthanen mit Achtung und Wahrung der Etikette begegneten. Es ist das ein Beispiel mehr für die Thatsache, daß auch in Afrika bei einigen wenigen Stämmen das Weib ausnahmsweise auf einer hohen gesellschaftlichen Stufe steht. Die Bewohner der Seeufer treiben Feldwirthschaft, aber nur wenig Fischfang; denn Wallace sah auf seiner Umwanderung im ganzen nur sechs schlechte Kanus, die nur je einen Mann tragen können. Die Weberei steht in hoher Blüthe; die Männer spinnen aus den Samenkapseln eines baumwollenartigen Strauches die Fäden und verweben sie zu Kleidungsstoffen; die Gewebe sind recht dauerhaft, werden aber durch die weit schlechtere europäische Schundwaare verdrängt. Alle Stämme benahmen sich Wallace gegenüber sehr freundlich und gefällig.

-nn- Der bisher von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich herausgegebene „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde" ist nunmehr als neue Folge von der Direktion des schweizerischen Landesmuseums übernommen worden und erscheint zugleich als amtliches Organ des Verbandes der schweizerischen Alterthumsmuseen und der Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler. Nachdem das Landesmuseum in den prachtvollen Räumen des Neubaues eine ebenso zweckmäßige wie würdige Unterkunft gefunden, schien auch die Herausgabe eines wissenschaftlichen Publikationsorgans ein nicht mehr von der Hand zu weisendes Bedürfniß. Die Zeitschrift, deren Redaktionskommission aus den HH. Direktor Dr. H. Angst, Dr. H. Lehmann, Prof. Dr. J. R. Rahn, Dr. H. Zeller-Werdmüller und Prof. Dr. J. Zemp besteht, soll mit reicher Illustration in einer dem nationalen Institut angemessenen Ausstattung vierteljährlich erscheinen, und zwar in zwei Hauptabtheilungen. Deren erste soll freie wissenschaftliche Beiträge, entweder Abhandlungen zur schweizerischen Alterthumskunde oder Quellenmaterial aus Archiven, bringen, während die zweite Mittheilungen aus dem Landesmuseum, aus dem Verbande der schweizerischen Alterthumssammlungen, der Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler und den verschiedenen Kantonen enthalten wird. Daran schließen sich Anzeigen der genannten Institute und Gesellschaften, sowie ein Literaturverzeichniß. Als Beilage erscheint separat unter Leitung des Professors Dr. J. R. Rahn die „Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler". Das erste Heft des neuen Unternehmens liegt bereits vor und weist einen erfreulichen Reichthum an werthvollem Material auf, dessen Bedeutung für die Alterthums-, Geschichts- und Kunstgeschichtsforschung noch erhöht wird durch die beigegebenen trefflichen Illustrationen. Wir verweisen hier nur auf die Mittheilungen über Aventicum und die beigegebenen Situationspläne und Abbildungen, sowie auf die Abhandlung „Die neu entdeckten Wand- und Gewölbemalereien in Mariaberg bei Rorschach", die gleichfalls durch Illustrationen vorzüglich erläutert wird. In der „Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler" hat Robert Durrer die Beschreibung der Kunst- und Architekturdenkmäler Unterwaldens begonnen, ein Unternehmen, dessen Fortführung und Ausdehnung auf die anderen Kantone der Wissenschaft außerordentlich werthvolles Material zuführen wird.

-rt- **Neue Camera.** Wohl mancher Amateur- oder Berufsphotograph hat schon die Wahrnehmung gemacht, daß einzelne Personen oder Gruppen von solchen, wenn der gewöhnliche photographische Apparat auf sie gerichtet wird, ihre vorher innegehabte natürliche Stellung sehr zum Nachtheil des Bildes unwillkürlich mit einer oft recht steifen, gezwungenen zu vertauschen pflegen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, bringt die Londoner Firma W. Watson and Sons, wie „Knowledge" meldet, eine neue Cameraform in den Handel, die dem Photographen gestattet, Aufnahmen von Personen oder Gruppen zu machen, ohne daß diese es bemerken. Die neue Camera hat die Form eines gewöhnlichen Doppelfeldstechers (Theaterglases). Der Photograph schaut ostentativ durch dieses Instrument in gerader Richtung vor sich hin, und um die Täuschung den Aufzunehmenden gegenüber zu erhöhen, sind in gewöhnlicher Weise vorn zwei (blinde) Objektivgläser angebracht. In Wirklichkeit befinden sich aber zwei Objektivlinsen an den Seiten des Instrumentes und erblickt der Photograph vermöge zweier im Innern der Camera angebrachter Prismen, welche die durch die seitlichen Objektivgläser eindringenden Lichtstrahlen um 90 Grad ablenken, Gegenstände oder Personen, die rechts oder links im rechten Winkel zur fingirten Gesichtslinie stehen. Die bis jetzt mit dieser neuen Camera erzielten Ergebnisse sollen in jeder Beziehung zufriedenstellend sein. — Insofern, als Personen mit ihr auch gegen ihren Willen photographisch abgebildet werden können, erscheint die neue Camera nach den gegenwärtigen Rechtsanschauungen vielleicht nicht ganz unbedenklich.

* **Berlin.** Dem Observator der kgl. Sternwarte zu Berlin, Privatdozenten Dr. Hans Battermann, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Halle a. S.** Prof. Dr. Frank von der juristischen Fakultät der Universität Gießen hat einen Ruf an die hiesige Universität erhalten, dem er Folge zu leisten bereit sein soll.

* **Budapest.** Auf Vorschlag des Unterrichtsministeriums wird Frl. Torma zum Ehrendoktor der Philosophie an der Klausenburger Universität promovirt werden. Frl. Torma entstammt einer Budapester Gelehrtenfamilie und ist eine namhafte Archäologin, deren Schriften auch in der deutschen Gelehrtenwelt bekannt sind.

* In **New-York** sind erfolgreiche Versuche mit flüssiger Luft in der Chirurgie und besonders bei gewissen Hautkrankheiten gemacht worden. Die flüssige Luft wird in einem Wattepaket auf die kranke Stelle gebracht, wodurch diese vollkommen blutleer und farblos wird. Die Flüssigkeit soll geradezu als Specificum in der Behandlung von Gürtelrose, von Ischias und gewissen Formen der Neuralgie wirken.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

B. Horowitz: Allgemeine Stenographie. Paris, E. Dubos 1898. — Joseph Meßner: Prachatitz. Ein Städtebild. 2. Aufl. Pilsen, Karl Maaschs Buchhandlung. A. H. Bayer 1899. — Dr. J. Reimers: Handbuch für die Denkmalspflege. (Hggb. von der Provinzialkommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Hannover.) Hannover, Theod. Schulze 1899. — Das Kaprunerthal (Herzogthum Salzburg). Ein Geleit- und Erinnerungsbuch. Salzburg, Herm. Kerber, k. k. Hofbuchhandlung. — G. Voigt: Kochen und Heizen mittelst des elektrischen Stroms. Eine Studie. Halle a. S., Wilhelm Knapp 1899. — Ernst Below: Mexico. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt. 2. Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur 1899. — Die Donauländer. Zeitschrift für Volkskunde. Hggb. von Adolf Strauß. 1. Jahrg. 6. und 7. Heft. Wien, Leipzig, Budapest, Karl Graeser 1899. — Aug. Süß: Kurorte und Sommerfrischen der Rheinpfalz. Handbuch. Kaiserslautern, Emil Thieme 1899. — Stockhausens illustrirter Führer durch die Bäder, Luftkurorte und Sommerfrischen des badischen und württembergischen Schwarzwaldes. 2. Aufl. Freiburg i. Br., Verlag des Liter. Instituts, Curt Stockhausen 1899. — Dr. W. Bormann: Der Schotte Home, ein physiopsychischer Zeuge des Transscendenten im 19. Jahrhundert. Leipzig, Oswald Mutze 1899. — Dr. J. W. Bruinier: Das deutsche Volkslied. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner 1899.

---

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 4. August. Nummer 176.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Ein auferstandener österreichischer Dichter.

Habent sua fata libelli! Das vor uns liegende Bändchen „Gedichte“, welches soeben erschienen ist, weiß davon eine Geschichte zu erzählen. Der Verfasser derselben, S. A. Weiß, konnte sich erst nach seinem Tode allmählich Geltung erringen. Nachdem einige Verleger die Gedichte zurückgewiesen, nahm sich ein Wiener Schriftsteller die Zeit und die Mühe, sie auf ihren Gehalt zu prüfen, und siehe da, er entdeckte einen Schatz, der es reichlich verdiente, an das Tageslicht gefördert zu werden. Von dieser Entdeckung überwältigt, führte er vor zwei Jahren zu Nutz und Frommen des heimgegangenen und völlig unbekannten Dichters in dem Wiener „Wissenschaftlichen Klub“ eine von Herzen kommende und zum Herzen dringende Auferstehungs-Symphonie auf. Seine Worte fielen auf günstigen, fruchtbaren Boden, seine Anregungen weckten lebhaften Wiederhall. Meister der Vortragskunst, wie Alexander Strakosch, fügten Gedichte von Weiß ihrem Repertoire ein, die erprobtesten Stützen des k. k. Hofburgtheaters, wie Josef Lewinsky und Adolph Sonnenthal, machten das andächtig an ihren Lippen hängende Publikum mit Theilen seines Vermächtnisses vertraut, vornehme Zeitschriften öffneten dem todten Sänger bereitwillig ihre Spalten, und damit war sein Schicksal besiegelt. Das liebliche Dornröschen war nun einmal aus seinem tiefen Schlafe geküßt und es dauerte nicht mehr lange, bis es in der Deutschen Verlagsanstalt Concordia zu Berlin freundliche und freudige Aufnahme fand. Man sagt, die Todten reiten schnell. Allein auch die Lebenden verstehen sich auf diese Kunst. Im allgemeinen, im großen und ganzen mag dies der Literatur und dem ästhetischen Geschmack keineswegs zum Heile gereichen, allein in unserm speziellen Fall haben wir allen Grund, uns dieser Thatsache zu freuen. Zeigt sie doch, daß das Wort vincit veritas ein Mahnwort ist. Ja wohl, die Wahrheit bleibt Siegerin. Wenn auch die Sonne derselben zeitweilig durch Wolken getrübt und verdunkelt wird, so bricht sie sich schließlich doch Bahn.

Kurz war das Erdenwallen des Dichters und höchst tragisch verlief es. Er ward in kleinbürgerlichen Verhältnissen am 19. Januar 1858 in dem österreichisch-schlesischen Städtchen Hruschau geboren, absolvirte das Gymnasium in Troppau und beschäftigte sich an der Wiener Universität vornehmlich mit germanischer und vergleichender Philologie, wobei er der psychologischen Seite der Linguistik besonderes Interesse zuwendete und sich in Shakespeare und Byron, in das Buch der Bücher und die Meisterwerke der Araber, Perser und Inder vertiefte. Es wurde ihm freilich schwer genug, seine Bildung zu vollenden; war er doch einer jener mittellosen Studenten, die hungern müssen, wenn sie nicht ein paar Lektionen erhalten, wenn sie nicht ihr Talent in den Dienst der Talentlosigkeit Anderer stellen können, eines jener Stiefkinder des Glücks, denen die immer nagende Sorge manchen hellglimmenden Geniefunken ausbläst, deren Viele verkommen, verbummeln und das geistige Proletariat vermehren. Vor diesem traurigen Schicksal wurde er nur durch seinen hochgestimmten Geist bewahrt, welcher ihn über die Niederungen des Daseins zu den erhabenen Sphären der Kunst und Wissenschaft erhob. Nachdem er in Wien zum Doktor der Philosophie promovirt worden, konzentrirte er all sein Sinnen und Trachten auf die Erlangung eines akademischen Lehramts. Zu diesem Zweck verfaßte er „Beiträge zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus“ und gab sich in einer weitläufigen Studie „Gedanken über Völkerpsychologie“ redliche Mühe, die von den Dioskuren Lazarus und Steinthal begründete neue Wissenschaft gegen die Bestrebungen, welche ihr zum Theil jede Existenzberechtigung absprechen, zum Theil ihr nur ein verhältnißmäßig ganz bescheidenes Gebiet als ausschließliche Domäne zuweisen, zu vertheidigen. Seine Habilitirung scheiterte indeß. Vergeblich strebte er dann die Stelle eines Amanuensis an der Universitätsbibliothek zu Czernowitz an und mußte durch weitere vier Jahre als Stundenlehrer und Hofmeister sein Brot erwerben. Niedergedrückt durch die steten Mißerfolge, verließ er 1889 die Hauptstadt der Bukowina und wurde Redakteur eines Provinzblattes in Mähren. Daß dies kein Wirkungskreis für einen offenen, überzeugungstreuen Mann war, versteht sich von selbst. Er war auch zu ernst und zu gründlich für einen solchen Posten. So gab er ihn denn auf und ging nach Wien, wo er im Jahre 1891 einen eigenen Herd gründete. Das Schicksal erhörte sein inbrünstiges Flehen:

So gönn' noch einmal, eh' des Todes Flügel
Mich sanft umwehen, frohe Sonnenblicke,
Erhob'ne Gottheit deinem treuen Sohne,
Noch einmal mir, des Lebens mich zu freuen,
Daß ich nicht mehr nur grommbtühle Tage
Und trübe Stunden einsam spinnen möge....
Mir winkt von ferne eines stillen Glückes
Von reinen Freuden mild verklärter Friede,
Und seine Strahlen wollen Licht und Wonne
In meines Lebens dunkle Stunden weben.
Wie Mondesglanz in lauen Sommernächten,
Wenn süße Ruh' den müden Pilger ladet:
Ein Mädchen lebt, der Anmuth holde Blüthe,
Das hochgesinnt zu treuem Lebensbunde
Dem Leidbedrückten Herz und Hand zu weihen
Entsagungsfreudig will vor Gott geloben....
Auf meinen Knieen lieg' ich hier im Staube,
Du übermächt'ges, allgewalt'ges Schicksal
Und fleh' zu dir aus meiner Seele Tiefen:
Nur einmal noch, laß mir zum letztenmale
Ein Zeichen werden deiner hohen Gnade,
Daß du nicht ganz, für immer mich verlassen,
Und gönne mir, mich dieses Glücks zu freuen.

Digitized by Google

Der Ehe entsproß ein entzückendes Knäblein. Allein das Glück sollte nur von sehr kurzer Dauer sein. Am ersten Geburtstag des Kindes, Ende März 1893, warf ihn eine tückische Influenza nieder, als deren Folge eine schwere Lungenkrankheit zurückblieb, welcher er am 21. Juni 1896 in Gries bei Bozen erlag. Die Tragödie seines Lebens erreichte ihren Höhepunkt, als er, fast schon ein Abgeschiedener, das einzige Kind, seinen Trost und seine Augenweide, die sein hoffnungsloses Krankenlager erhellte und verklärte, in die Grube fahren sah.

So gemahnt sein Schicksal an das der wilden Rose, welcher er folgendes Lied geweiht.

Wilde Ros' im grünen Hag,
Einsam durch den Sommertag
Träumst du hin dein Leben,
Wilde Ros'!

Viele, die am Weg dich sehn,
Achtlos weiter an dir gehn,
Strahlst im Glanz nicht eben,
Wilde Ros'!

Sonnenbrand und Wetter schier
Nehmen Schmelz und Krone dir,
Wirst gar bald verderben,
Wilde Ros'!

Wilde Ros' im grünen Hag,
Nur ein Vöglein schluchzt wie zag
Um dein frühes Sterben,
Wilde Ros'!

Ja wohl, er war bis auf eine kleine Ruhepause, welche ihm sein Mißgeschick nur noch deutlicher zum Bewußtsein brachte, dem Sonnenbrande und Wettern aller Art preisgegeben, achtlos ging man an ihm vorüber, denn er war von geradezu rührender Bescheidenheit, er verstand die Kunst der Reklame nicht und blühte im Verborgenen wie ein Veilchen, und nur seine Gattin, der er sein reiches Innenleben ganz erschließen konnte, schluchzte um sein frühes Sterben.

Des Dichters Liederquell ist nur spärlich geflossen; war es ihm doch überhaupt nicht lange vergönnt, aus dem castalischen Quell zu schürfen. Zudem gebrach es ihm an Muße, da sein Leben ein unausgesetzter harter Kampf war. Eben darum können wir es ihm nicht hoch genug anrechnen, daß er, dem bewährten Erfahrungssatze: inter arma silent musae Trotz bietend, seiner Muse die Zunge löste. Und das Wenige, was sie verkündete, ist wurzelecht. Er sang, weil er mußte. Er ließ sein Lied erklingen, weil der Herr ihm die Gabe des Sanges und Sagens verliehen hatte. Er griff nur dann zur Feder, wenn er sich innerlich dazu getrieben fühlte. Wovon ihm die Seele voll war, davon ging ihm der Mund über. Was ihm im Busen schwoll, ward ihm unbewußt Poesie. Seine Gedichte sind mit seinem Herzblut geschrieben. Sie sind nicht gekünstelt, geschraubt, gemacht, sondern der reine, treue Spiegel seiner ausgesprochenen, festgeprägten Persönlichkeit. Wirklich Erlebtes, Gefühltes und Gedachtes ist es, was seinem Saitenspiele Töne entlockt.

Friedrich Spielhagen charakterisirt das fin de siècle nichts weniger als schmeichelhaft in dem Vierzeiler:

Der Nervensaft verbraucht, die Muskelkraft erschlafft;
Der Lebensüberdruß in Permanenz;
Verachtung der Vernunft und Wissenschaft —
In Summa: hochmoderne Decadenz.

In einem wie ganz anderen Lichte erstrahlt doch S. A. Weiß! Seine Lyrik ist gedankentief, ein Gewebe von Dichtung und Wahrheit, Morgenduft und Sonnenklarheit, Anmuth und Würde. Er schuf nicht nach der äußeren, sondern aus der geistigen Anschauung der Natur heraus, welcher er, gleich wie ein Kind der Mutter, allezeit in zärtlicher Liebe zugethan war. Im innigen und regen Verkehr mit ihr belauschte er die ihr zugrunde liegende Idee, welche allein Geist, Freiheit, Wirklichkeit ist. Darin, daß ihn von den Dichtern, welche nur den Vordergrund des Daseins sehen und die Tiefenerstreckung leugnen, eine unüberbrückbare Kluft trennte, liegt der Schlüssel zur Erklärung der wunderbaren Thatsache, daß sich keine Klage seiner Kehle entrang, obwohl er des Lebens bitteren Kelch bis auf die Neige leeren mußte, daß er nicht Amboß war seinem Leid, sondern seines Leides Hammer. Durch den Glauben an die Einheit von Gott und Welt, Geist und Natur, durch den abgeklärten Pantheismus war er gegen den Weltschmerz gefeit. Er stellt sich uns in der an Orgelklänge gemahnenden „Sanften Lehre“ als ein begeisterter Jünger Spinoza's dar, dessen edle Harmonie in seinem heißen Sehnen nach Gottrunkenheit eingeschlossen ist. Indem sich Weiß an diesem einzig großen Manne emporrankte, ordnete sich ihm alles, sein Martyrium inbegriffen, einem großen Gedanken unter, oder vielmehr, er kannte nur das Wesenhafte und ließ alles Zufällige darin aufgehen:

Dein Sinn erhebt sich; flücht'ges Erdenleid,
Das kurz zuvor die Brust dir noch beengt,
Es sinkt wie Schatten vor dem Sieg des Lichts,
Und heil'ge Schauer wehn dich mächtig an:
Du ahnst, du fühlst, du denkst und glaubst jetzt — Gott.

Da unser Dichter sich in Gott und Gott in sich fand, war das Unendliche sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe. Er lernte „Nachgiebigkeit und Milde und Verzeihn und Frömmigkeit und Demuth und Geduld, auch Seelenstärke, Großmuth und Verzicht auf tausend Dinge, die nur äußerer Schein“ und ward dem von ihm besungenen alten morgenländischen Weisen Hillel, der sich zu einem Meister der Menschenliebe ausgestaltet hatte, kongenial. Unsre Bewunderung Hillels wird womöglich noch dadurch gesteigert, daß in zwei prächtigen Balladen der blindwüthige Besieger der heidnischen Sachsen und Torquemada aus ihren Gräbern heraufbeschworen werden.

Das größte Kontingent zu den Gedichten stellen diejenigen, welche zwischen „Natur und Leben“ seine, zarte Fäden spinnen. Sie sind von einem Wohllaute, welcher uns wie Musik anmuthet. Die Sprache fehlt uns, um ihre Schönheit auch nur ahnen zu lassen. Wir müßten selbst Dichter von Gottes Gnaden sein, um sie nach Gebühr würdigen zu können. Wir können nur sagen; daß sie wahre Perlen der Poesie sind und zu dem Besten gehören, was die moderne Literatur an lyrischen Ergüssen besitzt. Ergreifend sind die „Italienischen Frühlingstage“. Weiß, dem durch sein Lungenleiden die deutsche Dichtersehnsucht nach dem Lande, wo die Citronen blühn, gestillt ward, genießt die sich dort entfaltende Lenzespracht mit vollen Zügen. Er verbringt in Italien sonnige, herrliche Tage, „wie sie die liebliche Sage sonst nur den Göttern gewährt“, und er lebt sie doppelt, indem er sie auch im Liede auslebt. Er beherzigt mit Behagen die Mahnung, die ihm der Oelbaum im Silbergrau, der Veilchenduft, die blühende Rose, der leuchtende See, das schimmernde Grün, die Bläue des Himmels zuflüstert:

... Weile hier,
Nütze die Zeit,
Hier dir Rast sänftigt dir
Währendes Leid.

Und ein Genügen zieht
Still dir ins Herz.
Süße Ruh': Alles flieht,
Freude und Schmerz.

Digitized by Google

**Der „Nebel auf dem Gardasee“ erpreßt ihm den Seufzer:**

Licht! du reiner Quell des Lebens,
Dich entbehren kann ich nicht!
O, so laß mich nicht vergebens
Deiner harren: Kamm a Licht!

Wie sinnig ist es, wenn er dem die matte Natur erquickenden und neu belebenden Sommerregen die Thränen, welche oft als Segen auf der Seele Grund fallen, vergleicht, wenn das Zwielicht in ihm den Gedanken wachruft, daß die Fackel der Erinnerung des Menschen Leben beleuchtet, wenn sein Tag sich neigen will! Wie stimmungsvoll ist die Idee, daß im Winter

„in den feuchten
Wolken schläft das Sonnenlicht,
Um der Erde nicht zu leuchten
In das todte Angesicht.“

Weiß verstand es aber auch trefflich, seiner Leier Lieder zum Preise der allmächtigen Zauberin Liebe zu entlocken. Die Palme unter ihnen gebührt dem „Liebesgott“, in dem mit anmuthiger Würde und würdevoller Anmuth gedeutet wird, warum dee lose Schäker den Zeigefinger auf den Mund legt; es will dem Dichter bedünken, als könnte das muntere, kecke Flügelkind auch ernst sein, als wollte es den Liebenden zu bedenken geben, daß ein gewisses Schweigen Gold ist, — das keusche Schweigen über das, was heimlich sie im süßen Thun beglückt.

In den „Vagantenliedern“ erkennen wir den unglücklichen Dichter fast nicht mehr. Den sichern Tod vor Augen, in eine Matratzengruft gebettet, stimmt er flotte, feuchtfröhliche, burschikose Weisen an. Er besingt das ziellose Wandern in dulci jubilo, weiht des Bacchus edler Göttergabe ein Lied, welches wahrhaftig dem Kneipcomment einverleibt zu werden verdiente, schildert in verführerischen Farben, daß man sich ohne Skrupel dazu bekehren möchte, das Leben auf Borg, führt uns in herzzerbrechender Weise die Sorgen, welche das Geld seinem Besitzer verursacht, zu Gemüthe und beschreibt liebreizend die idyllischen Wandlungen, welche im Wald vor sich gehen, wenn der Jäger und sein Schatz im grünen Revier mit einander kosen.

Eisern ist unsre Zeit und sie verlangt, daß ihre Kinder ihre Farben tragen. Wie dee Zeitgeist naturgemäß auf das Genie abfärbt, so schaute unser Dichter sinnenden Blicks von hoher Warte in das Menschengewühl. Er schrieb zündende politische Gedichte, die zu Schlachtliedern dee um ihren Besitzstand kämpfenden Deutschen in Oesterreich wurden, und widmete der Arbeiterbewegung ein erschütterndes Bild „Aus der Großstadt“, wie es kein empörter „Genosse“ kraftvoller malen könnte.

Nach alledem hat Weiß, wenn er auch nur kurz hienieden geweilt, nicht umsonst gelebt. Er ist der Mission des Dichters vollauf gerecht geworden, denn er klärt, was uns das Herz erregt, in Leid und Lust, oft dunkel nur bewußt, es tief innerlich bewegt. Er läßt uns blicken in die eigene Brust.

Dr. Bernhard Münz.

---

## Eine Säkularerinnerung.

Es sind in diesem Sommer 100 Jahre, daß Schleiermachers Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern erschienen sind, eine Schrift, die ja in gewissem Sinne epochemachend wirkte und durch ihre tief ergreifenden, begeisterten Worte unter diejenigen Erzeugnisse gehört, in denen der deutsche Geist aus der Erschlaffung, Verschwommenheit und Nüchternheit, in die er herabgesunken war, sich kräftig zu erheben suchte. Es war, wie man mit Recht gesagt hat, ein Manifest, eine prophetische Weckstimme von tiefem und lang andauerndem Nachhall. Nicht bloß Dichter und Philosophen, wie Novalis, Tieck, Schelling, brachten damals diesen Reden ihre warme Anerkennung entgegen, sondern die junge, am Anfang unsres Jahrhunderts heranwachsende Generation überhaupt vertiefte sich in den religiösen, philosophischen und theologischen Gehalt derselben. Die vollständigste und durch Feinheit der Gedanken sich auszeichnende Würdigung dieses immer noch viel besprochenen Buches hat uns Wilhelm Dilthey in seinem berühmten „Leben Schleiermachers“ gegeben; wir erkennen hier am besten die geschichtliche und psychologische Entstehung desselben: die Keime zu diesen Reden wurden im August 1798 niedergeschrieben. Die erste und zweite Rede, in denen die überwältigende Beredsamkeit, der kunstvolle Aufbau, die erschöpfende Behandlung und der rhetorische Stil in oft hinreißender Weise sich darstellen, wurden im Februar 1799 dadurch unterbrochen, daß Schleiermacher plötzlich als Prediger oon Berlin, wo er an der Charité thätig war, auf einige Monate nach Potsdam gesandt wurde, um dort die Geschäfte des alten Hofpredigers Bamberger zu versehen. Bis das Werk wieder aufgenommen und vollendet werden konnte, vergingen für ihn Wochen der tiefsten innerlichen Erregung. Fast täglich wanderten seine Briefe nach Berlin an den Kreis seiner dortigen Freunde. „Am 15. des Monats April,“ schreibt er, „ist der Strich unter die Religion gemacht, des Morgens ein halb 10 Uhr. Sie mag nun gehen und sehen, wie ihr geschehen wird.“ In dieser Nacht vor dem Schluß fand er kaum den Schlaf. Der Gedanke ergriff ihn mit großer Lebhaftigkeit, daß es doch schade wäre, wenn er in dieser Nacht stürbe. Trefflich schildert uns Dilthey den Inhalt und die Bedeutung der Reden über Religion. Alles, was Schleiermachers Geist ergriff, sagt er, ward für ihn Religion, die Religion selbst zur Weltanschauung. Alle echte Welt- und Lebensanschauung ruhte für ihn auf dem heiligen Grunde der Religion. Rings um sich erblickte er den tiefsten Verfall, die Kirche fand er getheilt zwischen Naturalismus und Supernaturalismus; eine mechanische Scheidung Gottes und der Welt, die Unverträglichkeit der in Dogmen oder einer bestimmten Handlungsweise sich nach dem Glauben der Zeit ausprägenden Religion mit der Weltbildung und der Philosophie galt gerade bei den Besten und Gebildetsten der Nation als ausgemacht. Die Dichter und Denker Deutschlands hatten Weltanschauungen gestaltet, welche aus einem hohen Adel der Gesinnung entsprangen und ihm genug thaten. Goethe hatte ein paar Jahre zuvor im „Wilhelm Meister“ das Leben einer Christin als die Krankheitsgeschichte einer allzu zarten seelischen Konstitution dargelegt. Schillers von dem klassischen Ideal erfüllter Geist, ein Geist oom höchsten Adel der Gesinnung, zeigte kein bewußtes Verhältniß zum Christenthum. Eine Fülle von Glück und edler Gesinnung hatte sich im deutschen Leben entwickelt, abgekehrt vom Christenthum, als ob es nicht bestände. Nun unternahm es Schleiermacher, das religiöse Leben über einen solchen Zustand zu erheben durch das ihm gewordene tiefere Verständniß oon Religion und Christenthum, indem er unbewußt an das Tiefste in der Geschichte des Christenthums, an die deutsche Mystik, wieder anknüpfte. Mit großartiger Offenheit spricht er das Bewußtsein seiner religiösen Mission aus, als Mensch von den heiligen Mysterien dee Menschheit zu reden und sich dabei gerade an die Gebildeten in ihr zu wenden, um den Verächtern der Religion unter ihnen zu zeigen, aus welchen Anlagen der Menschheit sie hervorgeht, und wie sie zu dem gehört, was ihnen das Höchste und Theuerste sein sollte. Nicht als bloße Stütze für Recht und Sittlichkeit, sondern als ein in sich Werthvolles soll sie betrachtet werden, das aus dem Inneren

Digitized by Google

jeder besseren Seele nothwendig von selbst entspringt und eine eigene Provinz im Gemüthe besitzt, in welchem sie unumschränkt herrscht. Sie ist es deßhalb werth, durch ihre innerste Kraft die Edelsten und Vortrefflichsten zu bewegen. Sie ist ihrem Wesen nach weder Metaphysik, noch Moral, noch eine Mischung beider, sondern Anschauung und Gefühl des Universums, die das Gemüth in unbeschränkte Freiheit setzt. Stets ist die religiöse Anschauung mit einer Gefühlserregung verbunden, die aber nicht zum Beweggrund des handelnden Lebens werden soll. „Ich liege am Busen der unendlichen Welt, ich bin in diesem Augenblick ihre Seele, denn ich fühle alle ihre Kräfte und ihr unendliches Leben wie mein eigenes.“ Religion ist Sinn, Geschmack, Gefühl des Universums; in diesem Unendlichen haben wir unsre eigene Bestimmung der Unsterblichkeit, in ihm finden und fühlen wir Gott selbst, gerade dann, wenn wir Anstand nehmen, den Begriff des höchsten Wesens in die Schranken einer menschlich vorstellbaren Persönlichkeit zu bannen. Andächtig und erhebend wirkt die Natur durch den immer gleichen Eindruck und die unendliche Wiederkehr ihrer inneren Harmonien. Aber auch die Menschheit ist ein Universum und durch die Fülle ihrer Zeugnisse in der Geschichte zieht sich bei allem Wechsel doch ein tiefer Einklang und ein sicherer Grundton, und von der Wanderung durch die Reihe ihrer religiösen Erscheinungen kehrt das fromme Gefühl gebildeter in das eigene Ich zurück. Religion und Kunst dürfen ebenfalls nicht nebeneinander stehen wie zwei befreundete Seelen, die ihre innere Verwandtschaft nicht verstehen, sondern beide müssen innig miteinander verknüpft werden. Zugleich folgt aber auch aus dem Wesen der religiösen Anschauungen und Gefühle das Bedürfniß der religiösen Geselligkeit, der Kirche. Sie entsprang aus dem wahren Bedürfniß, zur Religion zu erziehen. Bis die Trennung der Kirche vom Staat herbeigeführt ist, muß der Geistliche wirken durch die Verkörperung des wahren Priesterthums in seiner Person, der religiös begabte Laie muß in seiner Häuslichkeit Priester sein. Nicht in der sogenannten natürlichen Religion, sondern in den positiven Religionen schauen wir aber die individuellen Gestaltungen der unendlichen Religion. Die Grundanschauung des Christenthums ist der Gegensatz zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen und seine Vermittelung. Christus selbst hatte das Bewußtsein von der Ursprünglichkeit seiner Religiosität, seines Mittleramtes und seiner Gottheit, behauptete aber nie, der einzige Mittler zu sein, und hat nie seine Schule verwechselt mit seiner Religion. Nie glaubte er, den ganzen Umfang der Religion in den Anschauungen und Gefühlen erschöpft zu haben, die er selbst mittheilen konnte, er hat immer auf die Wahrheit hingewiesen, die nach ihm kommen würde. So auch seine Schüler. Darum will auch das Christenthum nicht als die einzige Gestalt der Religion in der Menschheit allein herrschend sein, wenn es auch die Religion der Religionen ist.

Durch diese Reden geht vor allem, wie der Biograph Schleiermachers bemerkt, der leidenschaftliche, siegesgewiß geführte Kampf gegen den Intellektualismus in der Religion. Schleiermacher schied, das ist sein entschiedenes Verdienst, zuerst die Wissenschaft aus der Religion aus, bewirkte dadurch ihre Vertiefung und legte den Grund zu einer künftigen Versöhnung der Religion mit der intellektuellen Kultur des Abendlandes. Sein zweites Verdienst ist, daß er die Unabhängigkeit der Sittlichkeit und den selbständigen Werth der Religion feststellte, zugleich aber dafür eintrat, daß die Religion allein imstande ist, der Sittlichkeit die höchste Begründung, Vollendung und Harmonie zu verleihen. Doch ist, wie Dilthey hier richtig hervorhebt, seine Ausführung weder reif, noch folgerichtig, und die Anschauung, daß wir alles mit Religion, aber nichts aus Religion thun sollen, ist eben aus seinem damaligen religiösen Leben hervorgeflossen und von ihm selbst später berichtigt worden. Er hat eben in seiner Person, was einander feindlich erschien, verknüpft. Es ergriff aber die Zeitgenossen gewaltig, daß eine vom ersten bis zum letzten Wort vom lebendigen Athem der Religion durchwehte Schrift das Recht der Wissenschaft und der selbständigen Sittlichkeit anerkannte, daß andrerseits ein von diesem Recht erfüllter, von originaler Sittlichkeit und schöpferischer, wissenschaftlicher Thätigkeit bewegter Geist stolz darauf war, ein Verkündiger der Religion zu sein. Er bahnte die Versöhnung im wissenschaftlichen Gedanken an durch die lebendige Vergegenwärtigung des religiösen Vorgangs selbst, er beschrieb, was er in sich selbst erlebt und in Anderen wieder erkannt hatte. Er führte die Religion zurück in das heilige Innenleben des Gemüthes, in welchem noch nichts hatte, geschichtliche Gestalt, geschlossener Glaube, herrschende Ueberlieferung ist. Hier lag freilich die Stärke und die Grenze seines Verfahrens; er vermochte das Subjektive in seinem Verständniß der Religion nicht auszuscheiden und den Grenzen der eigenen Religiosität gemäß nicht die ausschließende Selbstgewißheit der ethischen geschichtlichen Religionen zu würdigen. Ihm steht die Individualität in der Mitte des religiösen Vorgangs. Das Leben des Priesters soll ein religiöses Kunstwerk sein und in jeder Bewegung soll er das Wesen der Religion darstellen. Schleiermacher entwirft zwar die Grundlinien einer tieferen Anschauung des Christenthums und zeigt das Bedürfniß der Gemeinschaft aus ihr, aber diese individuelle Auffassung hebt zugleich das objektive Bewußtsein der ethischen Religionen auf, die gewiß sind, den Willen Gottes ergriffen zu haben und daraus den Impuls empfangen, die Welt diesem Willen zu unterwerfen. „An Schleiermacher trat aber, das darf nie verkannt werden, als unsre geistige Kultur einen Höhepunkt erreicht hatte, eine religiöse Natur großen Stiles hervor, erfüllt von allen Ergebnissen der neuen Bildung, und stellte sich vermöge einer inneren Nothwendigkeit die Aufgabe, diese Bildung mit der Religion zu versöhnen.“

Noch ein Moment, die warme, patriotische, deutsche Gesinnung, die aus den Reden, besonders aus der Nachrede hervorgeht, verdient gewürdigt zu werden angesichts der politischen Verschwommenheit und Zerfahrenheit, die manche Kreise der damaligen Zeit kennzeichnete. „Strahlt wohl,“ fragt Schleiermacher, „irgend einem unverdorbenen Sinne aus den Heroen der Reformation die Gottlosigkeit entgegen oder nicht vielmehr Jedem eine wahrhaft christliche Frömmigkeit? Oder ist wirklich Leo X. frömmer als Luther und Loyola's Enthusiasmus heiliger als Zinzendorfs? Und wohin stellen wie die größten Erscheinungen der neueren Zeit in jedem Gebiete der Wissenschaft, wenn der Protestantismus die Gottlosigkeit ist und die Hölle? Deutschland ist immer noch da und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt und zu seinem Berufe wird es sich wieder einstellen mit nicht geahnter Gewalt, würdig seiner alten Heroen und seiner vielgepriesenen Stammeskraft. Denn es war vorzüglich bestimmt, diese Erscheinung zu entwickeln, und es wird mit Riesenkraft wieder aufstehen, um sie zu behaupten.“ λ.

---

## Entwicklungsgeschichte der phanerogamen Pflanzendecke Mitteleuropa's nördlich der Alpen.[1]

Von Dr. E. Roth.

Die meisten Formen der Flora dieses Gebietes, welche spontan, d. h. gänzlich unabhängig vom Menschen und seiner Kultur, nach Mitteleuropa gelangt sind, lassen sich in

[1] August Schulz, Entwicklungsgeschichte der phanerogamen Pflanzendecke Mitteleuropa's nördlich der Alpen. Stuttgart 1899, Engelhorn. 8°, 219 S. (Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. Band XI, Heft 5.)

Digitized by Google

vier durch ihre Anpassung an das Klima voneinander abweichende Hauptgruppen zusammenfassen.

Es gehören zu der ersten Hauptgruppe diejenigen Formen, welche hauptsächlich oder ausschließlich in Gegenden wachsen, deren Sommer- und Winterklima kühler als dasjenige der niederen Gegenden des mittleren Theiles des Elbegebietes ist. Zu dieser Hauptgruppe werden am besten die aus solchen Formen in Mitteleuropa nach ihrer Einwanderung hervorgegangenen neuen Formen ebenfalls gerechnet, obwohl sie sich zum Theil die klimatische Anpassung von Formen einer der anderen Hauptgruppen erworben haben.

Die zweite Hauptgruppe umfaßt diejenigen Formen, welche hauptsächlich oder ausschließlich in Gegenden wachsen, deren Sommer wenigstens in einigen Monaten heißer und trockener, deren Winter andauernd oder in einzelnen längeren und kürzeren Perioden kälter und trockener sind als diejenigen der bezeichneten mitteleuropäischen Gegend, sowie ferner die aus solchen Formen in Mitteleuropa hervorgegangenen, hinsichtlich ihrer Anpassung an das Klima von ihnen meist nur wenig abweichenden neuen Formen.

In der dritten Hauptgruppe sind diejenigen Formen vereinigt, welche hauptsächlich oder ausschließlich in Gegenden wachsen, deren Winter zum Theil bedeutend gemäßigter sind, als die der bezeichneten Gegend, und die zu einem sehr großen oder zum größten Theile oder sämmtlich wärmere oder ebenso warme, aber nicht oder nicht bedeutend trockenere Sommer als jene besitzen; außerdem gehören zu dieser Hauptgruppe die aus solchen Formen in Mitteleuropa hervorgegangenen Formen.

In der letzten Hauptgruppe finden wir die Formen, welche hauptsächlich oder ausschließlich in Gegenden wachsen, deren Winter gemäßigter als die der bezeichneten Gegend und die zu einem sehr großen Theile ein kühleres und feuchteres Sommerklima als jene besitzen, außerdem gehören zu dieser Hauptgruppe auch die aus solchen Formen in Mitteleuropa hervorgegangenen Formen.

Freilich zeigen sich nur die äußersten Glieder dieser Reihen scharf voneinander getrennt und vermitteln Gruppen von Formen, wie ja stets in der Natur, welche keine Sprünge liebt; oftmals verschwinden so die Grenzen zwischen den Hauptgruppen fast vollständig.

Als sicher können wir annehmen, daß sämmtliche Formen unsrer Pflanzengemeinschaft erst seit recht kurzer Zeit in Mitteleuropa dauernd leben. Die, welche am längsten in diesem Lande ansässig sind, wanderten frühestens in den wärmeren Abschnitten der dritten kalten Periode ein. Eine vielleicht ebenso unbedeutende Ziffer lebt seit der Zwischenzeit zwischen dem Ende der dritten kalten Periode und dem Beginn der vierten, eine größere Zahl seit der letzteren ununterbrochen in Mitteleuropa. Ja, die Einwanderung der meisten mitteleuropäischen Formen fällt sogar erst in die Zeit nach dem Ausgange der vierten kalten Periode. Zahlreiche, vielleicht darf man sogar sagen, die meisten Formen haben jedoch bereits vor ihrer endgültigen Ansiedelung in Mitteleuropa gelebt, sind aber in den Perioden mit dem für sie so ungünstigen Klima wieder zugrunde gegangen.

Vor der Ablagerung des älteren Löffes im Sinne der oberrheinischen Geologen müssen nämlich sehr heiße und trockene Sommer im Verein mit trockenen und kalten Wintern existirt haben, so daß Mitteleuropa einen vollständigen Steppencharakter trug. In diesem Zeitabschnitt vermochten nun nirgends in unserm Gebiet Formen der ersten oder vierten Hauptgruppe zu existiren, und selbst der Antheil der dritten dürfte damals nicht allzu groß bemessen gewesen sein. Formen der zweiten Hauptgruppe und ihnen in der Anpassung an das Klima gleichende, heute nicht mehr in Mitteleuropa wachsende, setzten wahrscheinlich fast allein die phanerogame Pflanzendecke des mittleren Theiles unsres Erdtheiles zusammen.

Die nun folgende dritte kalte Periode vernichtete aber dann wohl sämmtliche Formen der zweiten, dritten, ein vierten Hauptgruppe; ausschließlich aus solchen der ersten und ihnen gleichenden Vertretern setzte sich in ihnen während des kältesten Abschnittes jener Periode, in welchem das von der skandinavischen Halbinsel wie von den Alpen ausgehende Eis einen großen Theil der Oberfläche Mitteleuropa's bedeckte und die höheren seiner Mittelgebirge selbständige Gletscher aufwiesen, die phanerogame Pflanzendecke zusammen. Erst, als dieser Zeitabschnitt sich seinem Ende zuneigte, erschienen wieder Vertreter der vierten Hauptgruppe.

Auf diese dritte kalte Periode folgten dann wieder extrem heiße und trockene Sommer mit kalten und trockenen Wintern, während welcher sich Steppenthiere des heutigen südöstlichen Europa's und Asiens bis nach Südengland und an die französische Ozeanküste zogen. Wahrscheinlich starben in dieser heißen Zeit, selbst in den obersten Gebirgsregionen, die weitaus meisten der in dem dritten kalten Zeitabschnitt eingewanderten Formen aus, während der folgende ebenfalls kalte die vierte Hauptgruppe vernichtete.

Für das Vorhandensein dieser vierten kalten Periode spricht ungemein die heutige Verbreitung der Phanerogamen in Europa. Es finden sich nämlich, wie August Schulz ausführlich darlegt, an zahlreichen niederen Oertlichkeiten Mitteleuropa's Gewächse, welche dorthin nur in einer Anpassung an kaltes Klima aus weiter Ferne gewandert sein können. Nun hätten aber diese Gewächse in der nach der dritten Kälteperiode folgenden warmen Witterung nicht mehr gedeihen können; würden sie damals hier gelebt haben, so würden sie sich vollständig an das heiße Klima haben anpassen müssen und müßten gegenwärtig eine gänzlich verschiedene Verbreitung besitzen.

Betrachten wir nun die Hauptgruppen etwas näher, so lösen sie sich vielfach ungezwungen noch in mehrere Bestandtheile auf. So lassen sich die Formen der ersten Hauptgruppe in zwei, wenn auch nicht scharf getrennte Reihen einordnen, von denen die eine abermals in zwei, sich freilich nur sehr undeutlich voneinander abhebende Untergruppen zerlegt werden kann. Die erste umfaßt die Vertreter der Flora, welche vorzüglich in den Hochgebirgsregionen oberhalb der Baumgrenze oder an waldfreien Oertlichkeiten der höheren Theile der Waldregion oder an waldfreien Oertlichkeiten des höheren Nordens leben; in der zweiten schließen sich die Formen zusammen, welche vorzüglich in den Wäldern der Gebirge oder denen des höheren Nordens wachsen. Bei manchen Formen freilich erheben sich Zweifel, welcher Gruppe man die betreffende zurechnen soll.

Formen dieser ersten Gruppe wachsen in Mitteleuropa sowohl in höheren wie in niedrigeren Gegenden, am zahlreichsten aber in den oberen Regionen der höheren Mittelgebirge, vorzüglich des Gesenkes und des Riesengebirgs, des Schwarzwaldes und des Wasgenwaldes, sowie auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene, in geringerer Anzahl in zahlreichen niederen Berggegenden, sowie in manchen Strichen der Hügelgegenden und der Tiefebenen.

Was die zweite Gruppe anlangt, so leben die Formen der einen ihrer zwei Reihen vorzüglich oder ausschließlich im Fichtenwald, unter Tannen, in Gemeinschaft mit den nordischen Kiefern oder auch im Birkenwald und gehen mit diesen Bäumen meist hoch ins Gebirge oder weit nach Norden. Die Formen der anderen Reihe bevorzugen den Buchenwald oder leben ausschließlich in ihm, steigen wie die Buchen in das Gebirge des südlicheren Europa's viel

Digitized by Google

weniger weit hinauf als die Fichte und die Tanne, fehlen auch nördlich der Buchengrenze meist vollständig.

Hieher sind auch Pflanzen zu rechnen, welche vorzüglich an Ufern größerer oder kleinerer Ströme oder auf Sumpfboden leben, aber ähnlich wie die Formen der zweiten Hauptgruppe dem Klima angepaßt sind. Ihre Einwanderung dürfte wohl ebenfalls zu derselben Zeit wie der der Hauptgruppe erfolgt sein. Auf Einzelheiten können wir leider hier nicht eingehen.

Bei der zweiten Hauptgruppe sind hauptsächlich die Bewohner des trockenen, unbeschatteten oder leichtbeschatteten Bodens und die des dauernd nassen oder wenigstens stärker beschatteten Bodens auseinanderzuhalten.

Während für diese erste Gemeinschaft der heißeste Abschnitt der heißen Periode die günstigsten Ausbreitungsbedingungen schuf, da damals die Wälder am weitesten schwanden, die Austrocknung der nassen Niederungen und der Hochmoore den größten Umfang erreichte und das Sommerklima der höheren Gegenden am trockensten und wärmsten war, stellten andere Formen, welche wohl meist ebenso oder annähernd ebenso bedeutende Lufttrockenheit, sommerliche Hitze und winterliche Kälte wie jene zu vertragen vermögen, welche aber nur im wenn auch nicht sehr dichten Schatten oder auf dauernd nassem Boden — ja im Wasser selbst — zu leben imstande sind, in jenem Abschnitt in den niederen heißen Strichen des südlichen und östlichen Mitteleuropa's ihre Wanderung nicht nur vollständig ein, sondern sie starben auch streckenweise wieder aus und vermochten sich erst nach Ausgang dieses Zeitabschnitts, im letzten Theil der heißen Periode, von neuem auszubreiten.

Auch die Formen der dritten Hauptgruppe lassen sich nach ihrer Anpassung an den Boden und die sie umgebende Pflanzenwelt in drei Tribus sozusagen zusammenfassen: in die Bewohner des trockenen, unbeschatteten oder wenig beschatteten Bodens, diejenigen des Waldes oder des Gebüsches und diejenigen des dauernd oder periodisch durch Grundwasser nassen, zum Theil auch periodisch überschwemmten Bodens oder des Wassers selbst. Hervorzuheben ist dabei, daß aber die Formen dieser drei Tribus eine recht ungleiche Anpassung an das Klima zeigen.

Ferner lassen sich auch die Wanderungen der Formen der dritten Hauptgruppe weit schwerer beurtheilen als die der zweiten. Es entzieht sich, wie Schulze nachweist, vollständig einer sicheren Feststellung, ob die Ausbreitung der einzelnen Formen in der Periode der Einwanderung eine vollendete, bis zu den ihnen durch Klima, Boden und Organismenwelt gesetzten Grenzen fortgeschrittene war. Dagegen läßt sich meist sehr deutlich erkennen, daß die Ausbreitung in den Perioden der Neuausbreitung, also im letzten Abschnitt der ersten heißen Periode und in der zweiten heißen Periode, mehr oder weniger hinter diesen Grenzen zurückblieb und sehr ungleichmäßig war. Dieselbe Ungleichmäßigkeit wie in der Ausbreitung läßt sich überall bezüglich des Aussterbens sowohl im heißesten Abschnitt der heißen Zone wie in der kühlen Periode feststellen.

Während die meisten Formen der zweiten und der dritten Hauptgruppe nur durch schrittweise Wanderung nach ihren Wohnplätzen in Mitteleuropa gelangt sein können, ihre Gebietslücken, soweit sie natürliche sind, nicht erst durch den Menschen geschaffen worden, also keine ursprünglichen, sondern nur durch streckenweises Aussterben der Formen entstanden sein können, ist es nicht ausgeschlossen, daß die Gebietslücken der meisten Formen der vierten Hauptgruppe ursprüngliche sind, da diese Formen nicht nur schrittweise, sondern auch sprungweise durch Vermittelung von Thieren, vorzüglich von Vögeln, zu wandern imstande sind.

Die Gebietslücken der zweiten und dritten Hauptgruppe weisen auf eine mehrmalige Aenderung des Klimas seit der Einwanderung der Formen hin, während die Lücken fast sämmtlicher Vertreter der vierten Hauptgruppe als Ausdruck einer unvollendeten Ausbreitung angesehen werden können und auch größtentheils so betrachtet werden müssen.

Daß der Mensch vielfach durch seine Eingriffe die Pflanzendecke verändert hat, hier neuen Ansiedlern Raum schaffte, dort alte, ansässige Formen ausrottete, ist ja allgemein bekannt.

Berücksichtigt man, daß wahrscheinlich der Ackerbau und Viehzucht treibende Mensch wenigstens seit der zweiten heißen Periode dauernd in Mitteleuropa ansässig ist und seit jener Zeit ununterbrochen Ackerbau wie Viehzucht ausübt, so kann man sich vorstellen, welchen Einfluß er auf die Pflanzendecke ausüben mußte. Gleich bei seiner Einwanderung brachte er außer den Kulturgewächsen noch zahlreiche andere Pflanzen — Unkräuter — nach Mitteleuropa mit. Sowohl die Anzahl der ersteren, als auch diejenige der letzteren ist aber im Lauf der Zeiten stetig größer geworden und beider Anzahl übertrifft jetzt die der spontan eingewanderten Formen bereits um ein vielfaches, so daß es zuweilen sehr schwer hält, den Fußtapfen der letzteren zu folgen und ihren Ursprung wie ihre Einwanderungszeit zu ergründen.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

D. Albert Hauck: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von J. J. Herzog. III. Aufl. VI. Band. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1899. Gr. 8°. 808 S. — Mit musterhafter Pünktlichkeit schreitet die Hauck'sche, ehemals Herzog'sche theologische Encyklopädie, deren erste fünf Bände in der Beilage mit hoher Anerkennung früher angezeigt werden durften, in ihrem Erscheinen fort. Auch von dem jetzt vorliegenden Bande VI den Lesern zu berichten, gereicht dem Referenten zum aufrichtigen Vergnügen. Der Band umfaßt die Artikel „Feldgeister“ bis „Gott“. Die dritte Auflage steht mit diesem letzten Stichworte allerdings hinter der zweiten um anderthalb Bände zurück. Allein, selbst abgesehen davon, daß in verschiedenen zusammenfassenden Artikeln dem weiteren Verlauf schon vorgearbeitet wurde, wie z. B. in der bedeutenden Arbeit über die Bibelübersetzungen in Band III, wird dieser Nachtheil, wenn es ein Nachtheil ist, reichlich aufgewogen durch den gesteigerten Reichthum und Werth des Gebotenen. Dies im einzelnen nachzuweisen, kann nicht Aufgabe einer kurzen Anzeige sein. Aber jeder sachkundige Leser und Benutzer der Encyklopädie wird das Urtheil bestätigt finden. Namentlich gebührt fast uneingeschränktes Lob den geschichtlichen Beiträgen. Eine stattliche Reihe tüchtiger Kirchenhistoriker, unter denen neben dem Herausgeber selbst Harnack, Haupt, Kawerau, Kolde, Loofs, Mirbt, Tschackert mit Ehren zu nennen sind, ist allmählich in den Dienst der Encyklopädie eingetreten. Man hat überall auf diesem Gebiet den Eindruck, daß man das Neueste und Sicherste erfährt. Aber auch ältere Mitarbeiter haben tüchtig fortgearbeitet und sich auf der Höhe der neueren und neuesten historischen Forschung erhalten. In dieser Hinsicht sei z. B. auf Zöcklers Aufsatz über Franz von Assisi verwiesen, dessen Vergleichung mit der Arbeit Engelhardts in der ersten und der Zöckler'schen Ueberarbeitung in der zweiten Auflage überhaupt einen lehrreichen Eindruck von dem gewaltigen Anwachsen des zu bewältigenden Stoffes und von der Vertiefung der historischen Methode in der zweiten Hälfte unsres Säkulums gibt. Besondere Pflege haben mit Recht solche Kapitel der Kirchengeschichte erfahren, deren Bedeutung erst in neuerer Zeit mehr herausgetreten ist, wie die sogenannte Gegenreformation im 16. und 17. Jahrhundert und die byzantinisch-neugriechische Kirchen- und Dogmengeschichte (Ph. Meyer). Dieselbe Anerkennung verdient die fleißige Berücksichtigung der Aufgaben und Bestrebungen des modernen kirchlichen Lebens. Ausgezeichnet ist ebenfalls die alttestamentliche Wissenschaft bezüglich der sogenannten biblischen Alterthümer vertreten,

Digitized by Google

Graf Baudissin, Benzinger, Dalmann, Guthe u. A. haben hiezu Tüchtiges beigesteuert. Nicht ganz dasselbe Lob, wenigstens nicht uneingeschränkt, kann ich den Beiträgen zur biblischen Theologie zollen. Allzu oft vermißt man da das Charisma der διάκρισις πνευμάτων und bedauert man das unzeitige Eingreifen apologetischer Tendenzen, das den zunächst nothwendigen Nachweis, wie es nach unbefangenem Befund der Quellen in ihrem zeitgeschichtlichen Zusammenhang eigentlich gewesen und ursprünglich gemeint sei, trübt und seinen Zweck bei dem dennoch unvermeidlichen Einfluß moderner kritischer Forschung nicht einmal erreicht. Man lese die Artikel „Geist, heiliger“ und „Geist des Menschen“ (Cremer) und man wird einräumen, daß trotz aller bienenfleißigen Zusammentragung von Einzelheiten bei dieser Behandlung nichts rechtes und nichts klares herauskommt. Ganz fehlen könnten, ohne vermißt zu werden, Artikel so allgemeiner Art wie „Freundschaft“ (Lemme), „Frömmigkeit“ (Burger) u. ä. Sie nützen dem wissenschaftlichen Interesse kaum und verleiten den minder selbständigen Leser zu oberflächlichem Nach- und Absprechen. Als ein fast durchweg hervorstechender Vorzug der dritten Auflage, der auch diesem sechsten Bande zur besonderen Zierde gereicht, sei schließlich der umsichtige und reichhaltige Nachweis der Literatur anerkannt, der keinem der größeren Aufsätze fehlt. Er entlastet die Gesammtleistung wie den einzelnen Verfasser gegenüber der einzigen Gefahr, die solchen encyklopädischen Werken anhaftet, und schiebt es dem Nachschlager ins eigene Gewissen, wenn er, statt zu forschen, ob sichs also verhalte, wie die in der Apostelgeschichte (17, 11) belobten edlen Christen zu Beroia, den einmal geschriebenen Buchstaben als Orakelspruch annimmt und weiter gibt. Alles in allem kann man den hochverdienten Herausgeber der theologischen Encyklopädie auch angesichts des neuen Bandes nur herzlich wegen seines schönen Erfolges beglückwünschen. S-r.

E. P. Ueber „**Kunstverständniß und vornehme Leute**“ ist im Verlage von Karl Haushalter in München eine kleine Schrift von **Paul Thiem** erschienen. — Von wahrer Ehrfurcht vor der naturgeborenen Selbstherrlichkeit des echten Künstlers und der hohen Aufgabe der Kunst beseelt, hält sie den Machthabern in Staat und Gesellschaft ihre Pflicht vor, ihre Mittel der Pflege der Kunst zuzuwenden, doch sich dabei nicht unbescheiden vorschreibend dem freien Walten des Genius entgegenzustellen, und erhebt bittere Vorwürfe gegen die sogenannten vornehmen Leute, die ihren Reichthum nicht in den Dienst wahrer Bildung und edlen Lebensgenusses zu stellen wissen, sondern durch ihre finanzielle und soziale Freiheit sich nur zu immer materiellerer Verflachung und Verödung des Lebens verführen lassen. Sie dient also einer guten Sache, die allmählich in immer weiteren Kreisen in ihrer Bedeutung erkannt wird, namentlich seitdem Männer wie Lichtwark u. A. mit so viel Takt und Energie erfolgreich dafür eingetreten sind. Leider wird aber die löbliche Absicht durch die anspruchsvolle Manierirtheit des Stils übel geschädigt. Die Fülle von trivialen Gemeinplätzen, die Ueberfülle geschmackloser Bilder, die gesuchte Geistreichigkeit des Schriftchens legt die Befürchtung nahe, daß, was etwa für die bildende Kunst hier gewonnen werden könnte, durch den Verderb schriftstellerischen Geschmacks und Stilgefühls wieder wett gemacht wird. Ein Beispiel: S. 9 stößt sich die Kunst an den „Sentimentalitätsnägeln“ blutig. S. 10 saugt das Publikum an dem „Lutschbeutel Sentimentalität“. Solche Akrobatensprünge willkürlicher Phantasie nehmen den bestgemeinten Ausführungen ihr ernstes Gewicht; zum mindesten verrathen sie, daß der Verfasser die Bedeutung geschulten Geschmacks und bescheidener Zurückhaltung in litteris noch nicht recht würdigt, so eifrig er sie für die bildenden Künste geltend macht.

K. **Reisehandbücher.** Von Jahr zu Jahr wird auch **Oesterreich-Ungarn** mehr und mehr in den großen Fremden-, den eigentlichen Touristenverkehr einbezogen. Noch vor wenigen Dezennien war dieser der Hauptsache nach auf die großen Badeorte Nordböhmens und den Durchzug derer beschränkt, die über den Brenner hinüber nach dem sonnigen Italien pilgerten. Künstler, Gelehrte und Heilung suchende Kranke stellten das Hauptkontingent von denen, die das Nachbarreich aus anderen als lediglich geschäftlichen Ursachen aufsuchten, und an dem Grenzflüßchen Leitha, das die Monarchie in ihre zwei Hälften scheidet, fluthete die bescheidene Welle des Fremdenzuflusses überhaupt wieder zurück. Nur Wenige ließen sich auf des Danubius breitem Rücken weiter gegen Osten hinabtragen, um in Budapest Halt zu machen; darüber ging Keiner hinaus, der nicht mußte, und wer sich ohne zwingendste Gründe noch weiter hinunterwagte, der wurde noch vor einem Vierteljahrhundert genau so angestaunt wie einer in unsern Tagen, der dem Emir von Afghanistan einen Besuch abstatten will. Dies hat sich seit wenigen Jahren erheblich geändert. Der erste und rührigste Pionier zur Anbahnung des Touristenverkehrs in unserm Nachbarstaate war der Alpenverein. Die Fusion der beiderseitigen Sektionen desselben, das Zusammenschmelzen der auf das gleiche Ziel zustrebenden Theile in dem „Deutsch-österreichischen Alpenverein“ hat hier eine bedeutende Wandlung geschaffen, und mehrfach wurden ähnliche kleinere Verbände nach diesem Vorbilde ins Leben gerufen, deren Wirksamkeit heute schon recht wohl zu spüren ist. Tirol, Kärnten, Steiermark 2c., die ganze Gebirgswelt bis hinab an die Ufer der blauen Adria, das Erz- und Riesengebirge, der Böhmerwald und die Sudeten sind bereits der modernen Touristik erschlossen und eifrig geht man daran, die Karpathen, die Dinarischen und Transsilvanischen Alpen in gleicher Weise zugänglich zu machen. Eine reiche hierauf bezügliche Literatur hat sich dies- und jenseit der Grenzpfähle entwickelt und jedes Jahr bringt eine Vermehrung; insbesondere ist dies bezüglich der Kurorte und ihrer Heilquellen der Fall. So erscheint bei Wilhelm **Braumüller** in Wien und Leipzig eine eigene neue **Badebibliothek** in kleinen, handlichen, in sich abgeschlossenen Bändchen. **Johannisbad** im Riesengebirge von Dr. Fritz **Knaur**, Kurarzt, betitelt sich die kleine Monographie des reizenden, mitten in ein prächtiges Waldthal gebetteten Kurortes. Uralt ist die Kenntniß seiner Thermalquelle, deren Auffindung die Sage bis in das Jahr 1006 zurückverlegt. Nur $5\frac{1}{2}$ Stunden von der Grenze Preußisch-Schlesiens entfernt, hat es sich in den letzten Jahren rasch gehoben und ist ein viel besuchter Kurort geworden, der, von der Schneekoppe dominirt, auch einen äußerst regen Touristenverkehr aufweist, nachdem von ihm aus gute Eisenbahnverbindungen nach allen Richtungen hin diesen erleichtern. Es weilt wohl Jeder gern einige Tage an diesem freundlichen, rings von harzduftigen Wäldern umschlossenen Orte, dem das gut geschriebene Büchlein sicherlich zahlreiche neue Freunde erwerben wird. — Nicht allzuweit für unsre modernen Verkehrsmittel von Johannisbad und nur zehn Kilometer von dem Weltkurorte Karlsbad liegt das freundliche **Gießhübl-Sauerbrunn**, dem Dr. Joseph **Löschner** und Dr. Wilh. **Gastl** eine eingehende Beschreibung widmen, die als weiteres Bändchen der früher genannten **Braumüller**'schen **Badebibliothek** bereits die 13. Auflage erlebt. Der Gießhübler Sauerbrunn, meist nach seinem jetzigen Besitzer, H. v. Mattoni, kurzweg „**Mattoni**“ genannt, hat sich als erfrischendes Getränk längst den besten Ruf erworben. Hat doch schon die schöne Philippine Welser gelegentlich ihrer Aufenthalte in Karlsbad nach urkundlichem Zeugniß ihres Leibarztes Georg Handsch von Limusa den „Puchjänerling“ mit gutem Erfolge getrunken. Auch dieses Schriftchen enthält alles nur irgend Wissenswerthe und ist mit hübschen Illustrationen ausgestattet. — Die Stadt **Innsbruck** mit Umgebung, Ausflügen und Tagestouren von Dr. Isidor **Müller** (Innsbruck, Selbstverlag). Die Broschüre wird dem, der einige Tage in der schönen, alterthümlichen Hauptstadt des Landes Tirol verbringen will, eine nicht ganz unwillkommene Ergänzung zu seinem Reisehandbuch sein. — Wohl in noch verstärktem Maße gilt dies von dem prächtigen Büchlein „**Hall** in Tirol und seine Umgebung.“ (Innsbruck, Verlag der Vereinsbuchhandlung). Der Magistrat des hübschen Tiroler Städtchens, auf dessen Veranlassung es entstand, hat sich damit ohne Frage den Dank Vieler verdient, die eine Reise nach dem herrlichen Innthal unternehmen, um mehr von Land und Leuten kennen zu lernen, als ihnen die aphoristischen Bemerkungen der Reisehandbücher zu bieten vermögen. — Unter den klimatischen Kurorten Südtirols hat sich **Arco** schon seit Jahrzehnten einen gesicherten Ruf erworben, der mit gutem Recht besteht. Wer einmal dort eine kurze Reihe von Tagen verlebt hat, zu einer Jahreszeit, wo im heimischen Norden die

Digitized by Google

eisigen Stürme durch das Land fegen, der vergißt die milden Lüfte nicht mehr im Leben, die er dort geathmet. Ein kleines Eden ist's, ins Immergrün einer Thalsohle gebettet, dem Leidenden zur Genesung, dem Gesunden zur Erquickung. Es ist dem Verfasser der kleinen Broschüre „Der klimatische Kurort Arco in Südtirol“, Dr. Oskar Gerke (Braumüllers Badebibliothek), zum Verdienst anzurechnen, daß er sie schuf, und zwar mit Berücksichtigung alles dessen, was nicht nur dem Kurgast, sondern auch dem Touristen, der nur wenige Tage vielleicht für diesen gesegneten Fleck Erde übrig hat, wissenswerth ist. Eine gute Karte der Umgebung und mehrere gelungene Ansichten sind eine willkommene Beigabe. — Salzkammergut, dies Wort hat für Tausende von Freunden der Hochgebirgswelt Zauberkraft, der sie sich nicht zu entziehen vermögen. Da liegt, in einen Höhenkessel eingeschlossen, von gigantischen Felsmassen überragt, das romantische Wildbad Gastein, der Lieblingssommeraufenthalt Kaiser Wilhelms I. Donnernd stürzt die Gasteiner Ache in mächtigem Falle zerstäubend zu Thal, als sinne sie nur auf Verderben und Zerstörung, und dennoch sendet sie mitten aus ihren tosenden Wirbeln die heilkräftige warme Quelle empor, der sich in nächster Nähe noch eine Anzahl anderer zugesellen. Schon seit mehr als einem Jahrtausend ist Gastein eine Zufluchtsstätte für Erholungsbedürftige, ja bereits die Römer benutzten es als solche; sein Ruf ist mithin ein festbegründeter. Die kleine Monographie von Dr. Ludwig Wick „Die warmen Quellen Gasteins“ (Braumüllers Badebibliothek) ist eine gut durchgeführte Arbeit, deren Lektüre dem Laien ebenso warm empfohlen werden kann, wie dem praktischen Arzte. Wer aber nach dort wiedergewonnener Kraft eine herrliche Gebirgstour unternehmen will, dem sei das treffliche Büchlein „Das Kaprunerthal“ (Verlag der Hofbuchhandlung Hermann Kerber in Salzburg) bestens empfohlen. Es ist ein richtiger Touristenführer, knapp in der Form und dennoch anregend. — Die grüne Steiermark mit ihrer liederfrohen Bevölkerung bajuvarischen Stammes und Sinnes umschließt in dem kleinen Kurorte „Rohitsch-Sauerbrunn“ eine landschaftliche Perle, die der Oesterreicher seit geraumer Zeit zu schätzen weiß, die es jedoch auch verdient, daß der Fremde sich an ihrem Anblick erfreue. Dazu wird das Schriftchen „Der landschaftliche Kurort Rohitsch-Sauerbrunn in Steiermark“ von Dr. J. Hoisel (Braumüllers Badebibliothek) sicher das Seinige beitragen. — Wer der schönen Kaiserstadt an der Donau einen Besuch abstattet, der wird mit Griebens Führer, Band 8, „Wien und Umgebungen“ von Oswald Möbius (Verlag Albert Goldschmidt in Berlin) keine schlechte Wahl treffen. Das handliche Buch mit fünf Kartenbeilagen enthält alles, was zu wissen wünschenswerth erscheint, um die lustige, sich verjüngende Hauptstadt Cisleithaniens gründlich kennen zu lernen, ihre herrliche Umgebung bis über den Semmering hinüber genießen zu können. Daß das Werkchen gut ist, sagt am besten der Umstand, daß es bereits die 15. Auflage hinter sich gebracht hat. — Der Natur seiner geographischen Lage nach, als auch zufolge seiner Bodenbildung mit vorwiegendem Tiefland ist Ungarn vom Touristenverkehr bis in die jüngste Zeit sehr stiefmütterlich behandelt worden. Erst der Fremdenzufluß gelegentlich der Millenniums-Ausstellung in Budapest brachte es dem Vergnügungsreisenden etwas näher, und doch hat es landschaftliche Reize, kulturhistorische Stätten von solch eigenartigem Reize aufzuweisen, daß sich ein gelegentlicher Abstecher dorthin vollauf lohnt. So bergen die Kleinen Karpathen, die sich von Preßburg gegen Norden hinaufziehen, hart an der Waagthalbahn ein ganz reizendes Fleckchen Erde, das Warmbad Pistyan (ungarisch Pöstyén). Es ist ein Schlammbad, das bedeutende Heilwirkungen aufzuweisen hat. Dr. Kotaman v. Fodor gibt in seinem bezüglichen kleinen Buch (Braumüllers Badebibliothek) eingehende Aufschlüsse, und da die Umgebung manchen hübschen Ausflug ermöglicht, so ist bei der geringfügigen Entfernung von Wien ein kurzer Besuch recht wohl zu rathen. — Den stärksten Anziehungspunkt für den Touristen besitzt das Reich des heiligen Stephan in der grandiosen Gebirgskette der „Hohen Tatra“ mit ihren ganz eigenartigen Seen, die der Volksmund sehr treffend „Meeraugen“ nennt, obgleich offiziell nur einer davon diese Bezeichnung führt. Das kleine „Reisehandbuch durch Zipsen, Hohe Tatra und Zipser Mittelgebirg“ von Dr. Theodor Posewitz (Budapest, Franklinverein) ist ein ganz vorzüglicher Führer dahin, um so werthvoller, als er überall die ungarische Bezeichnung der Orte, Höhen, Thäler ꝛc. neben die deutsche setzt und dadurch Verständniß und Verständigung wesentlich erleichtert, obwohl für diese letztere der Reisende keine besondere Sorge zu hegen braucht; denn im Zipser Komitat stößt der Deutsche noch auf viele Landsleute, die, trotz ihrer bereits vor Jahrhunderten erfolgten Ansiedelung hier die Sprache und Sitten der alten Heimath treu bewahrten und das Gastrecht noch ebenso hoch hatten, wie ihre Vorfahren. Eine große Anzahl guter Karten und Illustrationen leihen dem Büchlein erhöhten Werth, und wer einmal etwas abseits von der großen Touristenstraße aparte Reisegenüsse einheimsen will, dem ist zu rathen, daß er es durchstudirt, in die Tasche steckt und sich aufmacht, um eine der interessantesten Wanderungen anzutreten, die er in Mitteleuropa vollführen kann.

* Ausgrabungen in Istrien. Neuestens wendet sich in Istrien das Interesse wieder den Forschungen nach den zahlreich vorhandenen Ueberresten der Vergangenheit zu. Kürzlich setzte die Istrianische Gesellschaft für Archäologie und Heimathkunde (Parenzo) ein Komitee, bestehend aus den HH. Dr. Cleva, Dr. Schiavuzzi, Professor Puschi und Professor Dr. Sticotti, ein, welchem die Aufgabe zufällt, die Ausgrabungen nach Ueberresten des alten Nefactium, der untergegangenen Hauptstadt Istriens, unter der Leitung eines Sachverständigen anzubahnen.

B. **Gießen.** Prof. Dr. R. Frank hat den Ruf nach Halle a. S. als Nachfolger Dr. Liszts angenommen, wird jedoch erst im künftigen Sommersemester nach dort übersiedeln.

* **Aachen.** Dem Dozenten an der Technischen Hochschule zu Aachen Dr. Max Wien ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Gotha.** Ein internationaler Entomologenkongreß ward am 2. d. M. unter dem Vorsitz des Lehrers Hofmann (Guben) hier abgehalten. Es waren 16 Vertreter aus allen Theilen Deutschlands zugegen.

* **Berlin.** Mit dem 1. August hat sich eine Veränderung im Personalbestand der chirurgischen Klinik und Poliklinik der hiesigen Charité vollzogen. Prof. Dr. Otto Hildebrandt, ein geborener Schweizer, tritt an Stelle des verstorbenen Prof. Socin als Ordinarius in die Klinik zu Basel. An seinen Posten kommt der bisherige Privatdozent Dr. Bennecke, der wiederum durch den ersten Assistenten Pels-Leusden von der chirurgischen Klinik zu Göttingen ersetzt wird.

* **Eberswalde.** Am 1. Juli ist bei der preußischen Hauptstation des forstlichen Versuchswesens zu Eberswalde eine mykologische Abtheilung eingerichtet worden, zu deren Vorstand Oberförster Dr. Möller, bisher Verwalter der Oberförsterei Eberswalde und forstlicher Lehrer an der Forst-Akademie, unter gleichzeitiger Ernennung zum Professor der Botanik berufen ist. Die Aufgabe der mykologischen Abtheilung ist das Studium der dem Walde schädlichen und nützlichen Pilze. An die Stelle des Oberförsters Dr. Möller wurde Forstmeister Dr. Martin berufen, der am 17. Juli seine Antrittsvorlesung gehalten hat.

* **Breslau.** Lic. Martin Schulze wurde zum außerordentlichen Professor in der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau ernannt.

* **Königsberg i. Pr.** Privatdozent Dr. Ernst Gutzeit in der philosophischen Fakultät hiesiger Universität wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Wien.** Zum Konservator der Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmäler wurde der Archivs-Adjunkt im Ministerium für Kultus und Unterricht, Franz Staub, ernannt.

* Die öffentliche Bibliothek in **New-York** hat aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Samuel Tilden, wie jetzt festgestellt worden, die gewaltige Summe von rund 11½ Mill. M. geerbt. Die Public Library in New-York, die von den Familien Astor, Lennox und Tilden begründet worden ist, war schon bisher das reichste derartige Institut der Welt.

---

Jahrgang 1899. München, Samstag, 5. August. Nummer 177.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Die Malthus'sche Bevölkerungslehre und der moderne Industriestaat.

Von Karl Helfferich.

### I.

Der Nationalökonom kann sich zu den großen wirthschaftlichen Entwicklungen, deren Zeuge er durch seine Zeit und seinen Standort wird, auf zwei verschiedene Arten verhalten: er kann diese Entwicklungen vom Gesichtspunkt des Wünschenswerthen und vom Gesichtspunkt des Nothwendigen aus betrachten. Im ersteren Fall wird er Erwägungen über das Für und Wider anstellen und sich von denjenigen, die ihm am stärksten erscheinen, bestimmen lassen, die bestehenden Entwicklungstendenzen für günstige oder ungünstige zu erklären, sie zu fördern oder sie zu bekämpfen. Dagegen nimmt, wer sich auf den Gesichtspunkt des Nothwendigen stellt, seinen Platz jenseits von gut und böse; er richtet sein Augenmerk auf die Erforschung der Ursachen und Kräfte, auf welchen die in Frage stehende Entwicklung beruht, und er findet seine Befriedigung darin, einen großen Vorgang als etwas nothwendiges zu begreifen. Die reinsten Wissenschaften sind unbestreitbar diejenigen, welche durch die Natur ihres Stoffs auf diese letztere gänzlich unsentimentale Betrachtungsweise angewiesen sind. Die Bahnen der Gestirne sind allen menschlichen Wünschen entrückt, und die Befriedigung eines Kepler und Newton konnte ausschließlich in der Entdeckung einer großartigen Gesetzmäßigkeit bestehen. Handelt es sich aber um Gebiete, auf welchen eine Wechselwirkung zwischen Mensch und Außenwelt vorhanden ist, wo die Entwicklung der Dinge den Menschen fördert oder schädigt und wo der Mensch die Entwicklung der Dinge beeinflussen kann, dann drängen sich die Erwägungen über das Wünschenswerthe naturgemäß in den Vordergrund, und oft überwuchern sie die Erkenntniß der ursächlichen Zusammenhänge und der geschichtlichen Nothwendigkeit in einem Maße, als ob das Wünschenswerthe allein bestimmend für den Gang der Dinge wäre. Wenn irgend eine Wissenschaft dieser Gefahr ausgesetzt ist, dann ist es die Nationalökonomie, soweit sie sich mit der Beurtheilung schwebender Entwicklungen beschäftigt, die zu einem fördernden oder hemmenden Eingreifen der praktischen Wirthschaftspolitik Veranlassung geben können.

Mit einer solchen Frage haben wir es zu thun bei dem lebhaften Meinungsstreit über einen der Grundzüge der neueren wirthschaftlichen Entwicklung unsres Vaterlandes, bei dem Streit, in welchem das Schlagwort „Industriestaat" die Losung für und wider ist.

Der Thatbestand, welcher diesem Streit zugrunde liegt, ist in kurzen Zügen der folgende:

Wir beobachten im letzten Vierteljahrhundert eine dauernd starke Zunahme der gesammten Reichsbevölkerung, die innerhalb einzelner der fünfjährigen Zählungsperioden mehr als 1 Proc. pro Jahr betrug. Innerhalb des Reichsgebiets sehen wir eine besonders starke Volkszunahme in den bereits dicht besiedelten Gebieten, namentlich in den großen Städten, während die dünn besiedelten Landestheile mitunter sogar einen kleinen Bevölkerungsrückgang aufweisen. Dieser lokalen Verschiedenheit der Bevölkerungszunahme entspricht eine Verschiedenheit in der Zunahme der großen Berufsgruppen. Nach den Erhebungen von 1882 und 1895 hat sich innerhalb dieses 13jährigen Zeitraums folgende Verschiebung ergeben: Die landwirthschaftliche Bevölkerung ist von 19.2 Millionen auf 18.5 Millionen Seelen zurückgegangen, die industrielle Bevölkerung ist von 16.1 auf 20.3 Millionen, die handeltreibende von 4.5 auf 6 Millionen gestiegen. Von der gesammten Reichsbevölkerung gehörten 1882 der Landwirthschaft 42.5 Proz., der Industrie 35.5 Proz. an, im Jahre 1895 dagegen der Landwirthschaft nur noch 35.7 Proz., der Industrie 39.1 Proz. Hand in Hand mit der verschiedenen Entwicklung der landwirthschaftlichen und der industriellen Berufsthätigkeit geht eine Zunahme der Ausfuhr von Fabrikaten und der Einfuhr von Nahrungsmitteln und von industriellen Rohstoffen. Während Deutschland vor wenigen Jahrzehnten noch ein Getreideexportland war, lebt heute vielleicht ein Sechstel seiner Bevölkerung von ausländischer Nahrung.

Deutschland steht in dieser Entwicklung nicht allein, sondern theilt sie mit den wichtigsten der alten europäischen Kulturländer. England ist uns in derselben Bahn weit vorausgeeilt. In Frankreich fehlt zwar die starke Volksvermehrung, aber die lokalen und beruflichen Verschiebungen innerhalb der Bevölkerung gehen nach derselben Richtung wie in Deutschland und England, und ebenso ist auch hier die Steigerung der Nahrungsmitteleinfuhr vorhanden.

Die Gesammtheit dieser Erscheinungen ist es, welche gemeinhin unter dem Schlagwort der Entwicklung zum Industriestaat zusammengefaßt wird; und darüber, ob diese Entwicklung wünschenswerth oder unerwünscht, bedenklich oder unbedenklich ist, wird in den letzten Jahren mit großem Eifer gestritten, während die nüchterne Untersuchung, auf welchen Ursachen diese thatsächlich nun einmal vorhandene Entwicklung beruht, sich nicht ganz derselben Pflege erfreut.

Als der springende Punkt der Streitfrage darf wohl der Umstand bezeichnet werden, daß ein erheblicher Theil der Bevölkerung von Nahrungsmitteln lebt, die nicht im Lande selbst erzeugt, sondern von außerhalb eingeführt werden. Das Problem gehört also durchaus in das Gebiet der Bevölkerungswissenschaft, und wie man sich auch zu ihm stellen mag, ob man über das Wünschenswerthe der Entwicklung nachdenkt oder ob man sie aus ihren Ursachen zu begreifen sucht, man wird nicht umhin können, die als feststehend geltenden Sätze der Bevölkerungslehre zum Ausgangspunkt zu nehmen.

Digitized by Google

Wenn man den Kern unsres Problems erfaßt als das Wachsen der Bevölkerung eines Landes über die von diesem Lande selbst erzeugten Nahrungsmittel hinaus, so liegt klar auf der Hand die unmittelbare Beziehung zu jenen lapidaren Sätzen, in welchen Malthus [1]) die Bevölkerung nach Zahl und Wohlbefinden in Abhängigkeit setzte von den Unterhaltsmitteln; zu jenen lapidaren Sätzen, die heute noch in der nationalökonomischen Wissenschaft als die unerschütterten Grundlagen der Bevölkerungstheorie gelten. Wenn auch die neueren Gelehrten zugeben, daß Malthus Einzelnes zu scharf formulirt habe, daß anderes nach den Erfahrungen unsres Jahrhunderts mehr oder minder modifizirt werden müsse, so sind sie doch in ihrer Mehrheit der Ansicht, daß Malthus auch heute noch im wesentlichen recht behalte.

Der wesentliche Inhalt der Malthus'schen Theorie läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

Die Volksvermehrung ist begrenzt durch die Unterhaltsmittel. Die Bevölkerung hat aber die natürliche Tendenz, sich schneller zu vermehren als die Unterhaltsmittel vermehrt werden können. Die Hemmnisse, welche die überlegene menschliche Zeugungskraft und ihre Wirkung unterdrücken, sind theils präventiver, theils repressiver Natur. Unter den letzteren sind akute und chronisch wirkende zu unterscheiden: Krieg, Seuchen, eigentliche Hungersnoth auf der einen Seite, das Elend der Massen und seine Folge, vermehrte Sterblichkeit, vor allem der Kinder, auf der anderen Seite. Wo nicht die Volksvermehrung durch die präventiven Hemmnisse eingeschränkt oder durch große Menschenverluste in Kriegen und Seuchen eine vorübergehende Erleichlerung geschaffen wird, ist deßhalb das Elend der Massen die naturgesetzliche Folge des Drucks, welchen die Bevölkerungsvermehrung auf die verfügbaren Unterhaltsmittel ausübt. Dasjenige, was wir heute die soziale Frage nennen, ist also nach Malthus durchaus ein Bevölkerungsproblem: das Massenelend besteht als Symptom der Uebervölkerung auf Grund naturgesetzlicher Nothwendigkeit, solange nicht das Volk in richtiger Erkenntniß der Ursache seiner Noth seine Vermehrung auf ein Maß einschränkt, daß die Vermehrung der Unterhaltsmittel mit ihr Schritt halten kann.

Für Malthus selbst war die Beziehung seiner Bevölkerungslehre zur sozialen Frage so wichtig, daß sie geradezu den Ausgangspunkt seiner ganzen Untersuchung gebildet hat. Er bezeichnet es als den Hauptzweck seines Werkes, die Wirkungen einer großen Ursache zu erforschen, welche bisher den Fortschritt des Menschengeschlechts zum Glück gehindert habe. Am Schluß des ersten Kapitels, welches bereits die wesentlichen Züge seiner Lehre enthält, stellt er fest: Da die Kraft der Vermehrung des Menschengeschlechts der Vermehrbarkeit der Nahrungsmittel in jeder Periode so weit überlegen sei, könne die Vermehrung des Menschengeschlechts nur durch die beständige Wirksamkeit des als Hemmung auf die überlegene Kraft wirkenden harten Gesetzes der Noth auf dem Niveau der Unterhaltsmittel erhalten werden. Schließlich bestreitet er die Wirksamkeit aller Versuche zur Linderung des Massenelends, mit Ausnahme desjenigen der vorbauenden Beschränkung der Volksvermehrung. Eine Schrift Godwins, in welcher die bestehende, auf das Privateigenthum begründete Gesellschaftsordnung für die Noth der Massen verantwortlich gemacht und eine kommunistische Ordnung empfohlen wurde, hat Malthus zu seinem Versuch uber die Bevölkerung angeregt. Er wollte zeigen, daß der Kommunismus nichts ändern würde, da die soziale Noth nicht auf menschlichen Einrichtungen, sondern auf einem für alle Zeiten und Gesellschaftsverfassungen gültigen Naturgesetz beruhe. Ebenso verwarf Malthus bekanntlich mit der größten Schärfe den in England durch die Armengesetze in großem Stil gemachten Versuch, die Bedürftigen auf Kosten der Gesammtheit zu unterstützen. Weniger bekannt ist, wie er sich über ein Mittel äußerte, das heute allgemein als eines der wichtigsten zur wirthschaftlichen Hebung der Massen angesehen wird, über die Arbeiterkoalitionen. Er sagt: „Solche Koalitionen sind nicht allein ungesetzlich — sie waren damals in England noch verboten —, sondern auch unvernünftig und unwirksam.“ Es könne als eine absolute Unmöglichkeit bezeichnet werden, daß alle verschiedenen Volksklassen sowohl gut bezahlt wie voll beschäftigt sein sollten, wenn das Angebot von Arbeitskräften die Nachfrage überschreite.“ [1])

In der That, wer die Sätze für richtig hält, welche Malthus selbst als den Kern seiner Lehre ansah, der wird über die Verkehrtheit der sozialpolitischen Bestrebungen unsrer Zeit nur die Achseln zucken können. Diejenigen, welche von einer Aenderung der Gesellschaftsordnung die Lösung der sozialen Frage erwarten, müssen dem echten Malthusianer als ebensowenig einsichtig erscheinen wie diejenigen, welche auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung das Loos der handarbeitenden Klassen durch Gewährung der Koalitionsfreiheit, durch Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungsgesetze zu verbessern bestrebt sind. Solange die Volksvermehrung nicht vorbauenderweise auf das Maß der Vermehrung der Unterhaltsmittel beschränkt wird, kann die allgemeine Gleichheit nur zum gleichen Mangel Aller führen; die Arbeiterkoalitionen müssen wirkungslos bleiben; jeder Arbeiter, dessen Gesundheit und Leben durch den gesetzlichen Arbeiterschutz länger erhalten und dessen Existenz durch die Arbeiterversicherung über die Dauer seiner Arbeitsfähigkeit hinaus ermöglicht wird, muß die Existenz der übrigen verhältnißmäßig beschränken.

Wenn wir nun die Malthus'schen Sätze auf unser Problem des Industriestaats anwenden, so lassen sich aus ihnen wohl einige Folgerungen über das Wünschenswerthe der neueren Entwicklung herleiten. Wenn das Gleichgewicht zwischen Bevölkerung und Nahrungsmittelproduktion die erste Voraussetzung für das Wohlergehen des Volkes ist, dann wird man eine starke Bevölkerungsvermehrung, der nicht eine Steigerung der einheimischen Nahrungsmittelproduktion entspricht, mit Besorgniß betrachten und die Thatsache, daß ein immer größerer Theil der Bevölkerung auf den Nahrungsmittelimport von außerhalb angewiesen wird, recht bedenklich finden. Malthus selbst hat diese Folgerung gezogen und die Unabhängigkeit von fremder Getreidezufuhr für so wichtig erklärt, daß er sogar das Opfer seiner freihändlerischen Ueberzeugung brachte und sich für eine Beschränkung der Getreideeinfuhr aussprach.[2])

Dagegen läßt sich aus der Malthus'schen Theorie schlechterdings nichts herleiten, was zur Erklärung der thatsächlich vorhandenen Entwicklung dienen könnte.

Der erste Satz der Malthus'schen Theorie, nach welchem die Bevölkerung durch die Unterhaltsmittel begrenzt ist, scheint zwar von einer geradezu selbstverständlichen Wahrheit zu sein. Aber er leidet an einer so unbestimmten Allgemeinheit, daß er auf konkrete Verhältnisse nicht anwendbar ist. Er kann nur für den ganzen Erdball gelten, aber nicht für ein einzelnes Land; und seitdem die Nationalökonomie sich darauf besonnen hat, daß es außer dem Individuum und der gesammten Menschheit auch Nationen gibt, steht für die volkswirthschaftliche Betrachtung gerade das einzelne Land im Vordergrund. Nun ist die Bevölkerung des einzelnen im Weltverkehr stehenden Landes keineswegs begrenzt durch die

[1]) In seinem Hauptwerk „An essay on the principle of population“ 1. Aufl. 1798. Deutsch nach der 7. Aufl. von F. Stöpel, Berlin 1879.

[1]) Versuch über die Bevölkerung, deutsch von Stöpel, S. 500.

[2]) Am entschiedensten in seinem 1815 erschienenen Aufsatz „Die Gründe einer Meinung über die Zweckmäßigkeit, die Einfuhr ausländischen Getreides zu beschränken“.

Digitized by Google

Nahrungsmittel, welche es selbst thatsächlich produzirt oder produziren kann. Unser Problem besteht ja gerade darin, daß unsre Bevölkerung über diese Grenze hinausgewachsen ist und sich allem nach in dieser Richtung noch weiter entwickelt. Diese Entwicklung kann aber unmöglich erklärt werden durch den Satz, daß die Volksvermehrung durch die Unterhaltsmittel begrenzt sei.

Günstiger scheint es mit dem Satz zu stehen, daß die Bevölkerung sich schneller zu vermehren strebe als die Unterhaltsmittel. Darin könnte vielleicht die Ursache unsrer Entwicklung gefunden werden. Da die Steigerung der Nahrungsmittelproduktion bei uns nicht Schritt halten kann mit der starken Bevölkerungszunahme, sieht sich ein immer größerer Theil des Volkes auf die Nahrungsmittelzufuhr vom Ausland angewiesen.

Nun hat aber jedes Land, das Nahrungsmittel importirt, zur Voraussetzung andere Länder, die Nahrungsmittel exportiren, in welchen also, entgegen dem Malthus'schen Prinzip, die Bevölkerung die thatsächliche Produktion von Unterhaltsmitteln nicht erreicht oder gar überholt. Ferner sprechen die Verhältnisse Frankreichs gegen die Möglichkeit, die Entwicklung der europäischen Staaten zu Getreideimportländern aus dem Drängen der Bevölkerung gegen die Unterhaltsmittel zu erklären. Denn auch in Frankreich ist, obwohl die Bevölkerung eine kaum nennenswerthe Steigerung erfahren hat, die Einfuhr von Nahrungsmitteln in den letzten Jahrzehnten beträchtlich gestiegen. Während die französische Mehreinfuhr von Weizen im Durchschnitt des Jahrzehnts 1871/80 8,626,000 dz pro Jahr betrug, belief sie sich im Durchschnitt der fünf Jahre 1891/95 auf 13,079,000 dz. — Schließlich haben sich in den Ländern der starken Volksvermehrung bis jetzt keineswegs die von Malthus in Aussicht gestellten schlimmen Folgen gezeigt. Es ist eine von keiner Seite bestrittene Thatsache, daß sich in Deutschland gleichzeitig mit dem starken Anwachsen der Bevölkerung die Lage der handarbeitenden Klassen in erfreulicher Weise gebessert hat. Während der Geldlohn der Arbeit, soweit die Beobachtungen reichen, nicht unbeträchtlich gestiegen ist, haben die Getreidepreise im großen Ganzen einen wesentlichen Rückgang erfahren; ebenso sind die Preise der wichtigsten Bekleidungsartikel infolge der Verbilligung der Textilrohstoffe und der Verbesserungen in der Textilindustrie stark gefallen; nur die Wohnungen sind fast überall gestiegen. Auch wenn man die Frage offen lassen will, ob die gestiegenen Wohnungspreise nicht etwa die Verfügung des Arbeiters über die Nahrungsmittel beeinträchtigt haben, so würde doch auch derjenige, welcher diese Frage bejaht, die Ursache der verschlechterten Lebenshaltung der Arbeiter nicht in einem Druck auf die Nahrungsmittel, sondern in einem Druck auf die Wohnungen finden müssen. Da aber die Wohnungen an sich zweifellos viel schneller vermehrt werden könnten als die im denkbar schnellsten Tempo zunehmende Bevölkerung, so kann die Theuerung der Wohnungen nicht — wie allenfalls eine Theuerung der Nahrungsmittel — aus dem Konflikt von Naturkräften hervorgehen, sondern lediglich aus der bestehenden Rechtsordnung, welche es den privaten Besitzern von Grund und Boden ermöglicht, infolge der gesteigerten Wohnungsnachfrage erhöhte Vergütung für die Ueberlassung ihres Wohnungsbodens zu verlangen.

In Wirklichkeit hat jedoch die Vertheuerung der Wohnungen die Verfügung der großen Masse über Nahrungsmittel nicht geschmälert, wenn man den hierauf bezüglichen statistischen Feststellungen glauben darf. Die Verbrauchsberechnungen des reichsstatistischen Amts ergeben: Von 1876/1884 bis 1896/1897 sind die pro Kopf der Bevölkerung verfügbaren Quantitäten von Nahrungsmitteln folgendermaßen gestiegen:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Roggen | von | 121.0 kg | auf | 131.3 | kg |
| Weizen | „ | 51.6 „ | „ | 75.7 | „ |
| Gerste | „ | 46.6 „ | „ | 61.7 | „ |
| Kartoffeln | „ | 339.9 „ | „ | 439.1 | „ |

Ueber den Fleischverbrauch liegen leider keine Erhebungen vor, wohl aber für andere Nahrungsmittel und Getränke, bei welchen sich gleichfalls ein stärkerer Verbrauch herausstellt; so namentlich beim Bier (1877/1878: 88.7 l, 1897/1898: 123.1 l) und beim Zucker 1877/1878: 6.7 kg, 1897/1898: 11.8 kg pro Kopf). Der Tabakverbrauch, welcher infolge der Besteuerung vom Jahre 1879 an einen Rückgang aufwies, hat in den letzten Jahren allmählich wieder seine alte Höhe erreicht. Der Verbrauch von Baumwolle ist von 2.9 kg in den Jahren 1876/1878 auf 6.3 kg im Jahre 1898 gestiegen.

Alle diese Zahlen, die sich leicht noch ergänzen ließen, zeigen deutlich, daß sich die Lebenshaltung der Massen trotz der starken Bevölkerungszunahme in den letzten Jahrzehnten wesentlich gebessert hat. Anstatt von der Volksvermehrung überholt zu werden, hat offenbar die Zunahme der für die Bevölkerung zur Verfügung stehenden Unterhaltsmittel die Bevölkerung überholt, obwohl die Nahrungsmittelproduktion des eigenen Landes nicht in dem Maße gestiegen ist wie die Bevölkerung.

Die Malthus'sche Theorie ist demnach nicht nur unfähig, eine Erklärung für unser Problem zu geben, sie befindet sich vielmehr in einem gewissen Widerspruch mit der thatsächlichen Entwicklung, und in diesem Widerspruch mag man vielleicht eine theilweise Erklärung für die Besorgnisse finden, mit welchen die Anhänger der Malthus'schen Theorie die moderne Entwicklung betrachten. Wer nach den vermeintlich feststehenden Wahrheiten einer Theorie das Für und Wider in Erwägung zieht, der ist leicht geneigt, jeden Entwicklungsprozeß für bedenklich zu halten, der in die wohlgeordneten Kreise seines Lehrsystems nicht passen will. Wer aber den Ursachen eines Entwicklungsprozesses nachgeht, wird aus einem solchen Widerspruch vielleicht zu einer Berichtigung und Fortbildung der Theorie kommen.

Unser bisheriges Ergebniß ist nun allerdings ein lediglich negatives. Wir fanden, daß die Bevölkerung des einzelnen Landes nicht begrenzt ist durch die von ihm produzirten Unterhaltsmittel, sondern daß sie über diese Grenze hinauswachsen kann. Dem positiven Prinzip, welches die Bevölkerung des einzelnen Landes begrenzt, kommen wir vielleicht näher, wenn wir die lokalen Verschiedenheiten der Bevölkerungszunahme innerhalb eines und desselben Staatswesens ins Auge fassen. Am schärfsten ausgeprägt sind diese Unterschiede in dem vereinigten britischen Königreich. Hier haben wir das stärkste Wachsthum der Bevölkerung in den industriellen Zentren und eine starke Bevölkerungsabnahme auf dem platten Land —, ein Unterschied, der besonders deutlich zutage tritt, wenn man das industrielle England dem agrarischen Irland gegenüberstellt. Während die großbritannische Halbinsel seit 1841 ihre Bevölkerung mehr als verdoppelt hat, ist von dem gleichen Zeitpunkt an die Bevölkerung Irlands um mehr als 40 Proz. zurückgegangen. Wenn irgendwo, dann hat sich in Irland gezeigt, daß das Wort Uebervölkerung kein leerer Schall ist. Die Bevölkerung ist, soweit sie nicht auswanderte, in der That durch das gräßlichste Elend mehr als dezimirt worden. Man denkt an Malthus, an das Drängen der Bevölkerung gegen die Grenze der Unterhaltsmittel und an dessen schreckliche Folgen. Aber was sehen wir bei genauer Beobachtung? Der irische Boden vermochte im Jahre 1841 mehr als 8 Millionen Einwohner zu ernähren. Seine Fähigkeit, Nahrungsmittel zu erzeugen, ist seither kaum geringer geworden, und doch wird die Bevölkerung unter den schwersten Leiden auf weniger als

Digitized by Google

5 Millionen hinabgedrückt. Und warum? Weil die Gestaltung der internationalen landwirthschaftlichen Konkurrenz, verbunden mit den eigenthümlichen Verhältnissen des Bodenbesitzes, eine Umwälzung in der irischen Landwirthschaft hervorrief. Irland hatte gleichzeitig an Großgrundbesitz und Zwergwirthschaft zu leiden. Nicht nur, daß neben einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Großgrundbesitzern vorwiegend englischer Nationalität eine große Anzahl ganz kleiner und unselbständiger Eigenthümer vorhanden war, auch der große Besitz wurde meist nicht in einheitlichem Großbetrieb ausgenutzt, sondern in kleinen Parzellen verpachtet, während die Eigenthümer zum großen Theil außerhalb Irlands lebten. Die verschärfte landwirthschaftliche Konkurrenz, welche in den 40er Jahren durch die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes auf dem damals noch ganz überwiegend agrarischen europäischen Kontinent hervorgerufen wurde, brachte die kleinen irischen Pächter in die äußerste Noth, setzte sie außerstande, ihren Pachtschilling zu zahlen und führte so zu ihrer Vertreibung und zu einer allmählichen, aber durchgreifenden Aenderung der Art der Bodenbenutzung. Der intensive Ackerbau wurde mehr und mehr verdrängt durch die Weidewirthschaft. Wohl könnte der irische Boden heute noch ebensoviele Menschen ernähren wie jemals zuvor, aber da die neue Art der Bodenbenutzung weniger Arbeitskräfte benöthigt als die frühere, tritt eine Uebervölkerung mit allen ihren schrecklichen Folgen ein. Und das merkwürdigste ist, daß die Betriebsänderung, aus welcher die Uebervölkerung entstand, hervorgegangen ist aus der wachsenden Konkurrenzfähigkeit des Auslandes, mit anderen Worten, aus einer weltwirthschaftlichen Erleichterung und Verbilligung der Produktion von Unterhaltsmitteln.

Auch bei uns in Deutschland hat sich die fortschreitende weltwirthschaftliche Verbilligung der Getreideproduktion für die einheimische Landwirthschaft schwer genug fühlbar gemacht. Trotz der hohen Schutzzölle für landwirthschaftliche Produkte hatte die Landwirthschaft schwere Zeiten durchzumachen; die günstige Entwicklung, welche sie bis in die 70er Jahre aufwies, wurde unterbrochen, und es ist, soweit die beiden deutschen Berufszählungen Aufschluß geben, ein Rückgang der landwirthschaftlichen Bevölkerung eingetreten.

Wir haben hier einen höchst auffallenden Widerspruch zu dem Grundgedanken der Malthus'schen Theorie. Nach dieser Theorie soll die wirthschaftliche Noth darauf beruhen, daß die Unterhaltsmittelproduktion mit der Volksvermehrung nicht Schritt halten könne. Hier finden wir wirthschaftliche Noth und alle Erscheinungen der Uebervölkerung als Folge der erleichterten Erzeugung der für den Weltbedarf nothwendigen Unterhaltsmittel. Wir haben vor uns eine auf der landwirthschaftlichen Bevölkerung großer Länder schwer lastende Krisis, die zu einer theilweise unerhörten Entvölkerung nicht unbeträchtlicher Gebiete geführt hat — das alles, weil die für den Weltmarkt verfügbare Nahrungsmittelproduktion der Bevölkerung vorausgeeilt ist, weil sich die Versorgung der Kulturwelt mit Getreide infolge der Aufschließung neuer Produktionsgebiete und anderer Umstände trotz der stark gestiegenen Bevölkerung so sehr erleichtert hat, daß der unter den ungünstigsten Bedingungen produzirende Theil des bisher zum Getreidebau verwendeten Bodens der alten Kulturländer zur Deckung des Nahrungsbedarfs nicht mehr nöthig ist. Weil er nicht mehr nöthig ist, deßwegen hört er in unsrer gegenwärtigen Wirthschaftsverfassung auf zu produziren, am schnellsten dort, wo der Charakter unsrer modernen Wirthschaftsverfassung, die kapitalistische Produktion für den Markt, am schärfsten ausgeprägt ist, wo der landwirthschaftliche Unternehmer darauf angewiesen ist, den weitaus größten Theil seiner Produkte gegen Geld zu verkaufen, um seine in Geld bestehenden Produktionskosten decken zu können; vor allem aber dort, wo der auf der Verschiedenheit der Produktionskosten beruhende Bodenwerth in Geldeswerth festgelegt und ganz oder zu einem erheblichen Theil an dritte Personen abgetreten ist, wie bei der langfristigen Pacht und bei der Bodenverschuldung.

Befänden wir uns noch im Stadium der Eigenproduktion, dann würde der Zustand des europäischen Bauern nicht dadurch verschlechtert werden, daß man jenseit des Ozeans mit geringerem Kostenaufwand dasselbe wirthschaftliche Resultat erzielen kann; hier wären die absoluten Produktionsbedingungen ausschlaggebend, die in nichts geändert würden. Produzirt aber ein Unternehmer mit bezahlten Arbeitskräften für den Weltmarkt, dann sind die relativen Produktionsbedingungen, mit anderen Worten: die Konkurrenzbedingungen maßgebend. Wird das für die Versorgung des Bedarfs nothwendige Quantum durch irgendwelche Verschiebungen anderwärts billiger hergestellt, dann hört der Unternehmer auf zu produziren, die Arbeiter verlieren ihre bisherige Beschäftigung und, wenn sie nicht Ersatz finden, die Möglichkeit der Existenz: sie müssen auswandern oder in Elend verkommen.

Wenn wir an unsern modernen „Industriestaaten“ gesehen haben, daß sich die Bevölkerung eines Landes beträchtlich über die Grenze der Unterhaltsmittel, welche es selbst produzirt, vermehren kann, so haben wir nun als Gegenstück die Thatsache, daß die Bevölkerung agrarischer Gebiete aus rein wirthschaftlichen Gründen unter allen Leiden der Uebervölkerung stark unter diejenige Zahl hinabgedrückt werden kann, für welche es die nothwendige Nahrung nicht nur produziren könnte, sondern thatsächlich bisher produzirt hat. Im letzteren Fall hat bei einem Gleichbleiben der absoluten Produktionsbedingungen die Arbeitsgelegenheit infolge einer anderwärtigen Verbesserung der Produktionsbedingungen — also durch eine Verschiebung der Konkurrenzbedingungen — abgenommen. Im ersteren Fall bietet die Arbeitsgelegenheit für eine größere Bevölkerung Spielraum als die thatsächliche Nahrungsproduktion, und infolgedessen wächst die Bevölkerung über den Spielraum der thatsächlichen Nahrungsproduktion hinaus. Daraus ergibt sich nun für die Bevölkerung des einzelnen Landes in unsrer Gesellschafts- und Wirthschaftsverfassung die Abhängigkeit von einem neuen Prinzip, von der Arbeitsgelegenheit.

Bei unsrer Gesellschaftsordnung, welche auf dem Privateigenthum, auch an den Produktionsmitteln, beruht, und bei dem Stand der Besitzverhältnisse, welcher die Produktionsmittel in den Händen eines kleinen Bruchtheils des Volkes konzentrirt, während die große Masse nur über ihre eigene Arbeitskraft verfügt, ist für den größten Theil des Volkes die Beschaffung der zu seiner Erhaltung und Vermehrung erforderlichen Unterhaltsmittel nur mittelbar abhängig von der größeren oder geringeren Schwierigkeit der Nahrungsmittelproduktion, unmittelbar dagegen von der größeren oder geringeren Schwierigkeit, Beschäftigung gegen Lohn zu finden. Beide Prinzipien sind, mindestens vom Gesichtspunkte des einzelnen Landes aus betrachtet, voneinander gänzlich unabhängig. Die Getreideproduktion kann eine Erleichterung und Verbilligung erfahren, ohne daß die lohnenden Beschäftigungen dadurch vermehrt werden, ja wir haben sogar gesehen, wie die große weltwirthschaftliche Erleichterung der Nahrungsproduktion auf großen Gebieten die Arbeitsgelegenheit verringert hat.

Die Beobachtung, daß die Arbeitsgelegenheit in unsrer Gesellschaftsverfassung auf die Bevölkerung der einzelnen Länder bestimmend einwirkt, drängt sich, sobald man sich mit konkreten Verhältnissen beschäftigt, so deutlich auf, daß es unmöglich ist, sich ihr zu entziehen. Auch Malthus hat dieses Prinzip, wo er sich im historischen Theil seines

Digitized by Google

Werkes mit den Zuständen einzelner Länder befaßt, in aller Deutlichkeit erkannt. So schreibt er über Polen:[1]) Die Bevölkerung scheine in diesem Lande ganz still zu stehen. Dennoch sei hier Getreide in Ueberfluß vorhanden und es werde jährlich in großen Mengen exportirt. „Es geht daraus hervor," so fährt er fort, „daß es weder die Produktionskraft des Landes, noch seine dermalige Produktion ist, welche die Zunahme der Bevölkerung begrenzt und regulirt, sondern die Menge und der Werth der Nahrungsmittel, die unter den dermaligen Verhältnissen den Arbeitern zugebilligt werden, und das Verhältniß, in welchem diese Fonds zunehmen. In diesem Fall ist die Nachfrage nach Arbeitskräften sehr gering und die Bevölkerung zwar nicht groß, aber doch zu groß, als daß das geringe Kapital des Landes sie voll beschäftigen konnte. Die Lage des Arbeiters ist daher gedrückt und er vermag nur über eine Nahrungsmenge zu verfügen, die eine stationäre oder sehr träge zunehmende Bevölkerung erhält." An einer anderen Stelle sagt Malthus ausdrücklich: Die Zunahme der Bevölkerung werde hauptsächlich durch die wirksame Nachfrage nach Arbeitskräften regulirt.[2])

Es möge vorläufig dahingestellt bleiben, ob dieses auch von Malthus für die Bevölkerung des einzelnen Landes beiläufig als maßgebend anerkannte Prinzip mit seinem Bevölkerungsgesetz, das sich seiner Natur nach nur auf die Gesammtentwicklung der Menschheit beziehen kann, in Einklang steht oder nicht. Hier genüge die Feststellung, daß weder Malthus, noch einer seiner Nachfolger den Versuch gemacht hat, aus dem allgemeinen Bevölkerungsgesetz, das die Volksvermehrung von der Nahrungsproduktion abhängig sein läßt, ein spezielles Bevölkerungsgesetz für die einzelnen Länder abzuleiten, das die Volksvermehrung zur Arbeitsgelegenheit in Beziehung setzt.

---

## England und Frankreich vor 200 Jahren.

Von Wolfgang v. Wurzbach.

Der Berner Edelmann **Beat Ludwig v. Muralt** (geb. 1665, gest. 1749), welcher in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts England und Frankreich bereiste, hat uns in seinen „Lettres sur les Anglais et sur les Français" ein für seine Zeit höchst charakteristisches und dem Inhalt nach interessantes Literaturdenkmal hinterlassen, dessen Bedeutung bereits die Zeitgenossen erkannten und das nach langer Pause in der jüngsten Zeit abermals die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Diese Briefe waren von ihrem Verfasser nicht bestimmt, in Buchform einem größeren Leserkreise zur Unterhaltung zu dienen. Muralt, der zu Lebzeiten seines Vaters in der französischen Armee Kriegsdienste leistete, unternahm nach dessen Tode (1694), dem Drange seines Herzens folgend, eine Reise nach London und von dort schrieb er an einen Freund, dessen Name nicht bekannt ist, sechs Briefe, in welchen er die Eindrücke, die er empfangen, schlicht und treu wiedergab. Ebenso machte er es kurze Zeit später von Paris aus, wo er sich länger aufgehalten zu haben scheint, als in der englischen Kapitale. Von dieser Reise zurückgekehrt, führte Muralt ein ziemlich zurückgezogenes Leben auf einem Landgute in der Nähe Berns, das er mit seiner ihm 1698 angetrauten Gattin Margaretha v. Watlenwyl bezog.

Muralt war keine gesellige Natur. Der Hang zur philosophischen Grübelei, den er seit jeher besessen, nahm mit den Jahren zu. Merkwürdigerweise waren es aber gerade seine philosophischen und religiösen Ansichten, welche ihn im Jahre seiner Heirath mit der Oeffentlichkeit in Konflikt brachten. Damals hatte die pietistische Bewegung in Bern stark um sich gegriffen, und Muralt, der sich für dieselbe begeisterte, hielt sich grundsätzlich vom öffentlichen Gottesdienste fern. Er wurde in einen Prozeß verwickelt und am 15. Februar 1701 durch Regierungsbeschluß aus seiner Heimath verbannt. Da er auch in Genf die gewünschte Ruhe nicht finden konnte, zog er sich nach seinem Landgut Colombier in dem preußischen Fürstenthum Neuenburg zurück, welches er nur mehr selten verließ. Er galt für einen Sonderling und soll Mitglied oder Haupt einer Sekte von „Inspirirten" gewesen sein. Nach dem Tode seiner ersten Frau heirathete er in hohem Alter noch ein zweitesmal, eine junge Zürcherin Cleophea Rahn, welche die innere Stimme (parole intérieure), die aus dem Greise sprach, verehrte.

Es ist hier nicht der Platz, um die Stellung Muralts in der Geschichte der Philosophie eingehend zu würdigen. In seinen Ansichten macht sich neben pietistischen Ideen auch der Einfluß des englischen Deismus jener Zeit bemerkbar. In dieser Hinsicht sind seine „Lettres fanatiques" (1736) für ihn am bezeichnendsten. Sie sind eine Vertheidigung des mystischen Christenthums. Nicht minder interessant für die Beurtheilung des Philosophen Muralt ist seine „Lettre sur l'esprit fort", „L'instinct divin recommandé aux hommes" 2c. Einer schwärmerischen Richtung wandte er sich erst in seinen späteren Lebensjahren zu.

Während Muralt sein Hauptaugenmerk auf die Philosophie richtete, war er emsig bemüht, von den Briefen, die er damals an seinen Freund geschrieben, nichts in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Es zirkulirten jedoch Abschriften und 1718 erschien eine (die VI.) seiner „Lettres sur les Français" ohne seinen Willen im Druck. Endlich brachten ihn die inständigen Bitten seiner Freunde dazu, eine Ausgabe der „Lettres" zu veranstalten. Muralt revidirte zu diesem Zweck seine Jugendwerke sorgfältig und so erschienen diese 1725, fast 30 Jahre nach ihrer Abfassung, in authentischer Form. Die Revolution, welche sie unter den Schöngeistern der damaligen Zeit verursachten, war keine geringe. Das Genre war neu, und wenn auch Gilbert Burnets Reisebeschreibungen (1686) und Sir William Temple's „Observations upon the United Provinces of the Netherlands" (1672) als Vorläufer des Muralt'schen Werkes gelten können, so ist letzteres doch durchaus originell. Es wirkte bahnbrechend und sein Einfluß läßt sich in des Abbé **Prévost** „Mémoires d'un homme de qualité" (1731) ebenso wenig in Abrede stellen, wie in **Voltaire's** berühmten „Lettres anglaises" (1734) und vielen anderen derselben Kategorie angehörigen Schriften. Für das Interesse, welches Muralts Briefe allerorts erregten, spricht die Anzahl der Neuauflagen und Uebersetzungen, welche sie noch im Laufe des vorigen Jahrhunderts erlebten. Muralt zieht mit ungewöhnlicher Nüchternheit gegen die Vorurtheile seiner Zeitgenossen zu Felde. Er scheut sich nicht, seinen gerechten Sympathien für England im Gegensatz zu Frankreich Ausdruck zu geben, und mit seltenem Scharfblick weiß er die tonangebende Nation Europa's all ihres Nimbus zu entkleiden. Seine Gedanken über den „Bel-Esprit français" sind wohl das Wahrste, was in jener Zeit über französische Poesie geschrieben wurde.

Da die alten Ausgaben der „Lettres" vergriffen sind und seit dem Jahre VIII keine mehr erschien, hat sich ein junger Schweizer Forscher, **Otto v. Greyerz**, durch eine kritische Neuausgabe des ersten Druckes von 1725 ein wesentliches Verdienst erworben.[1])

---

[1]) Versuch über die Bevölkerung, S. 514.
[2]) A. a. O., S. 459.

[1]) *Beat Ludwig v. Muralt:* Lettres sur les Anglais et sur les Français (1725). Herausgegeben von Otto v. Greyerz. Bern, Verlag von Steiger u. Cie. (vorm. A. Siebert) 1897. XXI und 299 S. in 8°.

Digitized by Google

Hören wir zuerst Muralts Ansichten über die Engländer.

Da Muralt diese in der Zeit ihrer eben erstarkten Freiheit zu Anfang der glücklichen Regierung Wilhelms III. und seiner Gattin Mary Stuart kennen lernte, wundert es uns nicht, wenn er sich für die politischen Zustände in ihrem Lande begeistert. Er sieht in den Engländern das Ideal eines freien Volkes. Man findet, so schreibt er, unter ihnen mehr Leute, welche starker Gedanken fähig sind, als in anderen Ländern. Ohne ihr Selbstbewußtsein zu verleugnen, sind sie durchaus nicht prahlerisch. Selbst der englische „Beau“ ist erträglicher als der französische Geck, denn er will bloß gesehen, nicht auch angehört sein. Wohldienerei und Servilität sind ihnen fremd. Während sich in Frankreich Bussy-Rabutin, als er den Hof verlassen mußte, schier nimmermehr trösten wollte, erfreut sich ein Engländer in solchem Falle der Glückwünsche seiner Standesgenossen. Die Selbstzufriedenheit des Engländers übt jedoch auch auf den Fremden einen wohlthätigen Einfluß. Das Militär genießt in England keine Privilegien. Man nennt dort jeden Tagedieb, der einen Degen trägt: „captain“. Es gibt keine Standesvorurtheile. Wenn in einer Gesellschaft nicht genug Leute sind, um zu tanzen, so zieht man die Dienstboten bei.

Dagegen entbehrt das Geistesleben der Engländer vollkommen des Idealismus. Von ihrer Religiosität hält Muralt nicht viel. Wie überall, so gebe es auch unter ihnen gewiß wahrhaft fromme Gemüther. Bei Todesfällen empfinden die Engländer keinen tiefen Schmerz, wie die bei ihnen in Verwendung stehenden, an die Antike mahnenden Klageweiber („pleureuses“) beweisen, welche durch ihren professionsmäßigen Jammer die Hinterbliebenen der Mühe überheben, Krokodilsthränen zu vergießen.

Den Beschluß, den der Engländer einmal gefaßt hat, gibt er nicht auf, koste es auch, was es wolle. Oft kommt es vor, daß Mädchen geloben, den ersten Mann zu heirathen, der ihnen begegnen würde, und sie halten ihr Gelübde. Selbstmorde geschehen dort viel häufiger als auf dem Festland, da jener zähe Selbsterhaltungstrieb, der bei vielen Völkern so stark entwickelt ist, den Engländern fehlt. Solche Beobachtungen veranlassen Muralt, sein Urtheil über die Letzteren in den Satz zusammenzufassen, daß sie im Guten wie im Schlechten übertreiben.

In Anbetracht der strengen Willenskonsequenz des Engländers wundert es uns, wenn Muralt erklärt, daß eine gewisse Arbeitsscheu für ihn charakteristisch sei. Er sei leichtgläubig, weil er zu faul sei, um zu prüfen. Der Dieb, welcher zur Strafe für einen kleinen Diebstahl zum Zuchthaus verurtheilt wird, entdeckt den Richtern selbst, daß er noch einen größeren begangen habe, weil er lieber sterben will als arbeiten. Die Frauen arbeiten vielfach für die Männer, und mit Recht können sich die Engländer daher der besten Frauen rühmen. Diese bezeichnet Muralt durchgehends als „blondes et blanches“; ihre Gesichter seien aber langweilig, unter hundert schönen Engländerinnen seien kaum zehn hübsch. An ihrem Aeußern sei der Wuchs am meisten zu loben. Ihre Schüchternheit und Bescheidenheit kenne keine Grenzen; sie schlagen bei jeder Gelegenheit die Augen erröthend zu Boden; Affektation und Koketterie sind ihnen so fremd, daß er sich oft versucht fühlte, einer Frau zu sagen, daß sie schön sei, nur weil er fürchtete, sie wisse es nicht. Dennoch verwenden sie viel Sorgfalt auf Kleidung und Putz, es sei daher um so sonderbarer, daß sie ihren Zähnen nicht die gehörige Pflege angedeihen ließen. Auch das häufige Tragen von Pflästerchen tadelt Muralt begreiflicherweise. Diese Unsitte, klagt er, wird sehr übertrieben. Er sah sogar eine alte Frau, welche „mouches“ über ihre Brillen klebte. Von der Eitelkeit der Engländerinnen gibt eine Anekdote Zeugniß, welche uns auch anderwärts überliefert ist. Als Graf Rochester, der als Lebemann eine der bedeutendsten Rollen am englischen Hof spielte, einst beim König in Ungnade gefallen, trat er im Theater als Astrolog auf und rühmte sich, unfehlbare Mittel zur Verschönerung des Teints zu besitzen. Die Damen sollen ihm hierauf die Thüren seines Hauses eingerannt haben. „Er aber verkaufte seine Geheimmittel an einige unter ihnen und lehrte sie, sich der Gegenwart nach seiner Weise zu freuen, ohne sich um die Zukunft Sorgen hinzugeben.“

Das Loos der englischen Ehefrauen ist nach Muralts Mittheilungen besonders in den niederen Ständen ein sehr wenig beneidenswerthes. Sie werden für ihre Treue und Ergebenheit von den Männern schlecht belohnt. Diese nehmen Kebsweiber ins Haus und zwingen ihre Gattinnen, mit diesen an einem Tisch zu essen. Zwei Frauen zu haben, ist nach englischem Gesetz verboten, doch umgehen die schlauen Engländer, die sich strikte an den Wortlaut halten, diese Vorschrift, indem sie ihrer drei nehmen. Erst als der Gerichtshof erklärte, daß auch dies strafbar sei, indem Jeder, der drei Frauen habe, deren zuerst zwei gehabt haben müsse, wurde dem Unfug gesteuert. Der Mann ist verpflichtet, alle von seiner Frau geborenen Kinder als die seinigen anzuerkennen. Wenn er das Königreich nicht verlassen hat, sind alle Beweise, daß er ihr nicht beigewohnt habe, kraftlos und Ehebruchsklagen führen nicht zum Ziel. Der Ehebrecher wird wie ein bloßer Beleidiger des Gatten behandelt; wenn er die Frau verführte, so wird dies als Ehrenbeleidigung angesehen, wie wenn er ihn selbst geohrfeigt oder beschimpft hätte.

Ueber die englischen Gesetze gibt Muralt überhaupt manches interessante Aperçu; sie scheinen ihm einerseits zu streng (z. B. die Bestrafung des Diebstahls mit dem Tode), andrerseits sei ihre Milde oft der Grund furchtbarer Verderbniß des Volks. Anerkennend gedenkt der Schweizer des Umstands, daß man sich in dem Inselreich der Tortur nicht bediene und daß es stets des Erkenntnisses zweier Instanzen bedürfe, um einen Angeklagten zum Tode zu verurtheilen. Zu jedem dieser Erkenntnisse ist aber Stimmeneinheit des Richterkollegiums erforderlich. Dennoch läßt ein Staat von so humanen Prinzipien alljährlich unzählige Gefangene Hungers sterben! Zu besonderen Mißbräuchen gibt die Verordnung Anlaß, daß eine schwangere Frau nicht getödtet werden dürfe, weßhalb die Verurtheilten emsig darauf bedacht sind, Mütter zu werden. Mitgefangene und Kerkermeister sind da stets zu galanten Diensten bereit.

Von dem Charakter der tieferen Schichten des Volks erhalten wir nach den Darlegungen Muralts kein ansprechendes Bild. In seinen Vergnügungen macht sich ein bestialischer Zug geltend. Wein, Würfelspiel und Dirnen spielen die Hauptrollen, und auch bei Belustigungen, wie der Hahnenkampf, wird eine ungewöhnliche Gemüthsroheit offenbar. Bei diesem kommt es oft zu ernsten Kämpfen zwischen den Wettenden. Zu den Vergnügungen des Volks zählt Muralt auch die Exekution der Verbrecher, die in ihren schönsten Gewändern, mit Blumen geschmückt und in weißen Handschuhen, zum Galgen geführt werden. Ist ein Verurtheilter gehangen, so ziehen ihn seine Verwandten an den Füßen, um seinen Tod zu beschleunigen. Die Gesittung, welche die besseren Stände bei ihren Vergnügungen an den Tag legen, führt der pessimistische Briefschreiber gleichfalls auf Beweggründe zurück, welche für die Theilnehmenden wenig schmeichelhaft sind. Die Ruhe, welche zum Beispiel bei Konzerten zu herrschen pflegt, erklärt Muralt nicht etwa aus dem Interesse des Publikums an den Produktionen, sondern folgendermaßen: Die Männer, welche sich einfinden, seien überrascht, sich an einem Ort zu sehen, wo man nicht

trinken und spielen könne, und da sie auch bemerken, daß sie anständigen Frauen gegenüber seien, was ihnen selten begegnet, so werden sie still. Die Frauen, ihrerseits an nichts besseres gewöhnt, freuen sich über den ihnen bezeugten Respekt und sprechen auch nicht. Daher die Ruhe.

Bei alledem sind die Engländer noch ein Volk nach Muralts Geschmack. Das Leben in den Städten bezeichnet er zwar im Hinblick auf die Staub- und Kothplage als geradezu unleidlich, mit Begeisterung spricht er dagegen von dem Aufenthalt auf den idyllischen Landsitzen der reichen Engländer. Der schon eingangs erwähnte Chevalier Temple, sowie der Herzog von Somerset hatten ihn auf den ihrigen mit der größten Gastfreundlichkeit aufgenommen. Ueber die Freundlichkeit, mit welcher man ihm, als einem Fremden, in Frankreich entgegenkam, konnte sich Muralt ebensowenig beklagen, aber sein Urtheil über die Franzosen fällt doch weit schlechter aus als jenes über die Engländer, zu denen sie in mancher Hinsicht in schroffem Gegensatz stehen.

Ein Bedürfniß nach gesellschaftlichem Umgang ist den Franzosen mehr eigen als allen anderen Nationen. Aber wie wenig herzlich, wie gezwungen, ist der Verkehr mit ihnen, bei welchem sie sich der größten Höflichkeit befleißen! Ihre Liebenswürdigkeit, die sie dem Anderen in jedem Satz aufdrängen, hat ihren Grund nicht in einem Vorzug ihres Herzens, sondern lediglich in ihrer Affektation und in ihrer grenzenlosen Eitelkeit. Niemand lebt in Frankreich für sich selbst; man ist nur darauf bedacht, dem Anderen einen möglichst großen Eindruck zu machen. Daraus erklären sich die unzähligen Variationen, in welchen Betrug und Schwindelsucht in den besten Kreisen der französischen Gesellschaft täglich auftreten; darum sucht der Franzose auch den Hof. Servilität ist ihm angeboren; die französische Nation stellt das größte Kontingent an Lakaien. Die Affektation erklärt es, daß der Franzose Bagatellen eine Bedeutung beimißt, die ihnen gar nicht innewohnt. Das beste Beispiel hiefür ist die Herrschaft der Mode, welche in Frankreich zu allen Zeiten in der höchsten Blüthe stand.

Lächelt der nüchterne Schweizer über die Sitte, daß sich Eheleute mit „Monsieur“ und „Madame“ ansprechen, so weiß er andrerseits auch die schlimmen Folgen zu ziehen, welche sich aus der Zerrüttung des französischen Familienlebens ergeben. Er charakterisirt die Mängel der Erziehung, welche solche Eltern ihren Kindern angedeihen lassen, und schildert uns mit lebhaften Farben das Treiben in den Salons, wo junge Leute beiderlei Geschlechts bereits frühzeitig gewöhnt werden, ihre Individualität in die Formen einer affektirten Etikette zu zwängen. An den Französinnen vermißt Muralt, ohne ihre Reize in Abrede zu stellen, die echte Weiblichkeit. Ihre von dem täglichen gesellschaftlichen Verkehr mit Männern herrührende Ungebundenheit mißfällt ihm. Ihr Sinn ist nur auf Aeußerliches gerichtet. Wie die Männer der Bagatelle zu viel Werth beilegen und dadurch hinter ihrer Manneswürde zurückbleiben, so tritt andrerseits die französische Frau über den ihr von der Natur zugewiesenen Wirkungskreis vielfach hinaus: „Elles excellent à n'être pas femmes.“

Den schöngeistigen Produkten hat Muralt in England wie in Frankreich sein besonderes Augenmerk zugewendet. Doch beweist er in seiner Beurtheilung der englischen Komödie keineswegs jenen Scharfsinn, mit welchem er die Schwächen des französischen „Bel Esprit“ angreift. Muralt kann es den französischen Komödiendichtern nicht vergessen, daß sie Molière — denn dies ist einer von den wenigen Franzosen, welche er hochschätzt — verbessern wollten. Er demonstrirt die Eitelkeit ihres Beginnens an Thomas Shadwells Bearbeitung des „Avare“ („The Miser“ 1672), stellt sich jedoch hiebei auf den engherzigen Standpunkt einer rein philosophisch-ästhetischen Kritik und scheint ganz zu vergessen, daß Londoner Libertins andere Anforderungen an einen Kunstgenuß stellen als Molière's preziöses Publikum. Er bedenkt nicht, daß die englische Bühne stets eine gewisse Freiheit in den komischen Partien bewahrt hatte. Was den Vorwurf betrifft, daß man über der Handlung der Komödien häufig die Mache des Dichters nicht vergessen könne, so gilt dies wohl von den Bühnendichtungen anderer Nationen auch. Der Grund dürfte jedoch nicht, wie Muralt annimmt, in den gesuchten Gedanken, sondern vielmehr in dem Umstande liegen, daß die englischen Stücke jener Zeit in Prosa geschrieben waren.

Außer Molière entgehen nur wenige französische Schriftsteller dem Tadel des Schweizer Kritikers, der keine Gelegenheit, seinem Zorne gegen den „Bel-Esprit“ Luft zu machen, unbenützt vorübergehen läßt. Er scheidet in der Poesie streng den guten Sinn und die schöne Form und erachtet es für eine Verirrung, wenn der erstere um des letzteren willen vernachlässigt wird. Und darin liege eben der Hauptfehler des „Bel-Esprit“. Wie gediegene Werke der „Bon Sens“ allein hervorzubringen vermöge, beweisen ihm de la Rochefoucaulds „Maximes“ und manches andere Buch, das auf stilistische Ausschmückungen und affektirten Zierath verzichtet. Die Académie française nimmt Muralt, wie so viele Schriftsteller nach ihm, nicht ernst. Er scheut sich aber auch nicht, Voiture's und Sarrasins Briefe und Gedichte, welche damals als Muster der Vollendung galten, als unnatürlich, die darin geschilderten Empfindungen als unwahr hinzustellen. Er erkennt die Geschraubtheit und Manierirtheit der Corneille'schen Tragödien, deren Tragik ihm komischer erscheint als wirkliche Komik. Daß er bei seiner Vorliebe für Molière die burleske Dichtung gänzlich verwirft und die Ansicht ausspricht, Frankreich habe keinen Grund, auf Rabelais und Scarron stolz zu sein, ist immerhin bemerkenswerth. Berühmt wurde Muralts Angriff gegen Boileau-Despréaux, dessen sechste Satire er im letzten Briefe über die Franzosen einer zerfasernden Kritik unterzieht. Diese veranlaßte eine Gegenerklärung des Abbé Brumoy, der sich bereits in einem anderen Aufsatze des von Muralt verleumdeten „Bel-Esprit français en général“ angenommen hatte.[1] Muralt erklärt, daß die sechste Satire Boileau's überhaupt nicht werth wäre, kritisirt zu werden, wenn ihr Verfasser sich nicht in Frankreich solchen Ruhmes erfreute. Er nimmt Vers für Vers durch und beweist, ganz abgesehen von inhaltlichen und philosophischen Bedenken, daß der so hoch gepriesene Dichter die meisten seiner Gedanken nur um des leidigen Reimes willen vorgebracht habe. Kaum ein Dutzend Verse bleiben von Muralt unangefochten. Von Genie sei keine Rede, und er hoffe nur, daß spätere Jahrhunderte von dem Enthusiasmus zurückkommen und Boileau die Stellung anweisen werden, die ihm wirklich gebühre.

In dieser Hinsicht hat Muralt richtig prophezeit. Boileau ist heute abgethan, wie Voiture, Sarrasin und viele Andere. Von den übrigen Schöngeistern, die er in seinen Briefen mit wohlgezielten Hieben bedenkt, wollen wir nur Pierre Bayle, den Verfasser des „Dictionnaire historique et critique“ (1697) in Schutz nehmen, dem die Neuzeit bedeutende Verdienste nicht abzusprechen vermag.

Zeigte Muralt in seinen abfälligen Urtheilen meist einen über den Rahmen seiner Zeit hinausgehenden Scharfblick, so bewies er auch in seinen Sympathien in der Regel einen geläuterten Geschmack. Wenn wir von seiner Vorliebe für Fontenelle (geb. 1657, gest. 1757), den Verfasser der „Dialogues des Morts“ und der „Entretiens

[1] Die beiden Abhandlungen des Abbé Bramoy finden sich in der Ausgabe der Briefe Muralts von 1727 (mit dem fingirten Druckort Köln). Dieselbe enthält auch eine „Apologie du caractère des Anglais et des François“ von dem Abbé Desfontaines.

Digitized by Google

sur la pluralité des mondes“, den Muralt als Philosoph schätzte und der heute so gut wie vergessen ist, absehen, so hält sein Lob auch noch vor der heutigen Kritik stand. Die ersten Plätze in der französischen Literatur seiner Zeit räumt er La Bruyère's „Caractères“, Fénélons „Télémaque“ und den Fabeln Lafontaine's ein. Wenn er findet, daß der Letztere durch die „Contes“ sein Talent „beschmutzt“ habe, so wollen wir dies dem Pietisten zugute halten. — Merkwürdigerweise billigt Murall, der über die französischen Frauen so erbarmungslos den Stab gebrochen, deren Beschäftigung mit der Schriftstellerei in hohem Maße. Die zehn oder zwölf, welche sich damit abgeben, hätten den Männern den Rang auf dem Parnasse bereits abgelaufen, und diese thäten am besten, wenn sie den „Bel-Esprit“ und seine Pflege ganz den Frauen überließen. Allerdings ist in diesen Worten das schärfste Verdammungsurtheil über die klassische Literatur Frankreichs ausgesprochen.

## Mittheilungen und Nachrichten.

*μσι.* Dr. **Carl du Prel †.** In Heiligkreuz bei Hall in Tirol ist, wie uns telegraphisch mitgetheilt wird, heute Nacht der bekannte philosophische Schriftsteller Dr. Carl Frhr. du Prel nach kurzem Leiden im 61. Lebensjahre verschieden. Vor wenigen Monaten (in der Beilage vom 4. April d. J.) hat Franz Ritz in einem zur Feier des 60. Geburtstags du Prels geschriebenen längeren Aufsatz Leben und Bedeutung des Juditors liebevoll gewürdigt. Fernerstehenden dürfte dadurch klar geworden sein, daß das Wesen des stillen, ernsten Forschers, der so gar nichts vom Fanatiker an sich hatte, durch das bequeme Schlagwort „Spiritist“ weder gekennzeichnet, noch erschöpft werden kann. Du Prel hat die Feier seines 60. Geburtstags, die ihm Ehrungen aus aller Herren Ländern eingetragen hat, welche allerdings Niemand weniger als er gesucht hat, so denen er aus dem Wege ging, wo er nur konnte, nicht lange überlebt. „Ich lösche aus wie eine Lampe,“ sagte er dem Schreiber dieser Zeilen, der vor wenigen Tagen noch an seinem Krankenbette stand; von dem Wesen des tückischen Leidens, das an dem Lebensmark seines zarten Körpers nagte, schien er jedoch keine Ahnung zu haben. Im raschen Wechsel, doch stockend, berührte er philosophische und politische Themen, und so sehr sein Körper litt, sein lebhafter Geist war klar geblieben. Die occultistische Bewegung — ein unglückliches Wort für eine schwer zu definirende Sache — verliert in du Prel den einzig ernsthaft zu nehmenden schriftstellerischen Vertheidiger in Deutschland, dem das Rüstzeug der Wissenschaft zu Gebote stand. Die meisten seiner Nachbeter haben nun freies Feld, ihre Sache noch mehr zu diskreditiren, als sie es bis jetzt schon gethan haben. Mit tiefem Verdruß nur sah der Verstorbene den Exzessen des spiritistischen Schwindels und insbesondere seiner Ausbeutung zu religiösen Zwecken zu. Ihm war es einzig um die ernste wissenschaftliche Erforschung der bis dahin vernachlässigten Phänomene des Seelenlebens zu thun, war er so vom fachwissenschaftlichen Studium der Naturwissenschaft, insbesondere der Astronomie, zur Philosophie gelangt. — Carl Frhr. du Prel war am 3. April 1839 zu Landshut in Niederbayern geboren, bezog 1858 die Universität München, trat dann in die bayerische Armee, machte die Feldzüge mit und ließ sich 1872 seiner angegriffenen Gesundheit wegen pensioniren. Schon als Leutnant hatte er sich schriftstellerisch und wissenschaftlich beschäftigt. Auf Grund seiner geistvollen Abhandlung über den Traum („Oneirokritikon, der Traum vom Standpunkt des transscendentalen Idealismus“) wurde er von der Universität Tübingen zum Doktor promovirt. Es erschienen weiter von ihm: „Der gesunde Menschenverstand vor den Problemen der Wissenschaft“ (Berl. 1872); „Der Kampf ums Dasein am Himmel“ (das. 1874; 3. Aufl. unter dem Titel: „Entwicklungsgeschichte des Weltalls“, 1882); „Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese“ (Leipzig 1880); „Die Philosophie der Mystik“ (das. 1885), sein auch ins Englische übersetztes, Aufsehen erregendes Hauptwerk; „Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst“ (das. 1886); „Die monistische Seelenlehre“ (das. 1888); „Die Mystik der alten Griechen“ (das. 1888); „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“ (das. 1890/91, 2 Bde.); „Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften“ (das. 1894/95, 2 Bde.) und der hypnotisch-spiritistische Roman „Das Kreuz am Ferner“ (2. Aufl. Cotta). Daneben kleinere, dem populären Verständniß angenäherte Schriften, wie die bei Reclam erschienenen: „Das Räthsel des Menschen“ und „Der Spiritismus“. Die letzte, kurz vor seinem 60. Geburtstag erschienene Schrift heißt „Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits“. Das in diesen Tagen vollendet erschienene zweibändige Werk „Die Magie als Naturwissenschaft“ (Jena, Costenoble 1899) faßt die in den letzten Jahren erschienenen Aufsätze zusammen. — So scharf die Klinge seiner Feder war und so zahlreich seine wissenschaftlichen Gegner sind, als Mensch hat er wohl unter Allen, die ihn näher kannten, nie einen Feind gehabt, denn er war eine edle, große Natur von seltener Herzensgüte, ohne Falsch und von fast kindlicher Charakterreinheit. Viel Erfolg und viel Verfolgung waren sein Theil. Er hatte die Freude, den Hypnotismus, über den er auf Grund der reichen englischen und französischen Literatur und eigener Experimente schrieb, als dieser in Deutschland noch mit dem Spiritismus konfundirt wurde, anerkannt und auch in deutschen Kliniken zur Anwendung gebracht zu sehen. Was die Anerkennung des Somnambulismus und des Spiritismus in Deutschland betrifft, mochte er sich höchstens in optimistischen Stunden die Illusion, daß er sie noch erleben werde. Seine Anhänger und Freunde haben allen Grund, mit seiner feingebildeten Gattin und seinen zwei blühenden Kindern an diesem vorzeitigen Grabe zu trauern, seine Gegner aber werden dem geistvollen, formgewandten Schriftsteller von umfassendem Wissen die dauernde Hochachtung nicht versagen dürfen.

* **Wien.** Dr. Leopold R. v. Dittel wurde als Privatdozent für Geburtshülfe und Gynäkologie an der medizinischen Fakultät der Universität in Wien, Dr. Wilhelm Figdor als Privatdozent für Anatomie und Physiologie der Pflanzen und Dr. Egon R. v. Schweidler als Privatdozent für Physik an der philosophischen Fakultät der Universität in Wien bestätigt.

—?— **St. Petersburg.** Der kürzlich zum Direktor der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek ernannte Generalleutnant Schilder, bisher Chef und Lehrer mehrerer militärischer Lehranstalten, ist in der literarischen und gelehrten Welt kein unbekannter Mann. Vor allen Dingen hat er auf biographischem Gebiete Hervorragendes geleistet: seine Monographie „Kaiser Alexander I., sein Leben und seine Regierung“, ein vierbändiges Werk, und verschiedene kleinere Arbeiten verrathen einen ernsten, westeuropäisch geschulten Historiker. Schilder erhielt seine höhere Ausbildung in der Nikolai-Akademie des Generalstabs, im Jahre 1863 war er Adjutant des Grafen Todleben und seit 1886 Chef der Nikolai-Ingenieur-Akademie. General Schilder steht im 57. Lebensjahre.

Tauchnitz Edition.
August 2, 1899.
Flames.
A London Phantasy.
By (12237)
Robert Hichens,
Author of
„Green Carnation“ etc.
In 2 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Montag, 7. August. Nummer 178.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Aus Westindien und Nordamerika.[1])

Reiseskizzen eines Naturforschers.

Von Dr. Franz Doflein.

### XI. Das Sta. Clara-Thal.

Wo die Jesuiten sich niedergelassen haben, pflegt das Land schön, reich und fruchtbar zu sein. Auch wo dieser verhaßte Orden wieder verschwunden ist, hat er meist stattliche Bauten, schöne Gärten, wohlgepflegte Aecker und eine gewisse Kultur hinterlassen. So haben sie gegenüber der großen Last von Fluch und Schuld, die auf ihnen liegt, an einzelnen Stätten der Welt auch kleine Vorräthe von Verdienst angelegt. Diese ragen aber in der Regel nur dann hervor, wenn die Ansiedelungen des Ordens sich inmitten indolenter Völkerschaften befinden. Im Sta. Clara-Thal sind ihre Leistungen in den Schatten gestellt, seitdem über die spanische Bevölkerung von Deutschen und Angelsachsen die Oberhand gewonnen wurde, seitdem der Unternehmungsgeist der amerikanischen Abkömmlinge dieser Stämme über das Land fiel.

Wenn unter den in unserm Jahrhundert neuerworbenen Provinzen der Vereinigten Staaten Californien für die Landwirthschaft die größte Bedeutung besitzt, so liegt das sowohl an der Gunst der natürlichen Bedingungen, als daran, daß die neuen Besitzer das Land für die Kultur schon vorbereitet, edle Thier- und Pflanzenrassen schon eingebürgert fanden. Dies war das Verdienst der Missionspatres; allerdings hatten sie ihre Anbauversuche nicht im größten Maßstabe vorgenommen, aber Obst, Wein und Getreide wurde von ihnen schon in nennenswerthen Mengen und guten Qualitäten gezogen. Ihre Produktionsweise war aber noch eine einfache und bescheidene und war vorwiegend für den eigenen Bedarf bestimmt. Der Ausbildung von Ausfuhrhandel standen schon die schwierigen Verkehrsverhältnisse hindernd im Wege.

Die unternehmenden teutonischen Einwanderer, welche im Anschluß an die Goldgräberperiode das reiche Land Californiens zu bebauen begannen, richteten sogleich ihre Augen meist auf den Export, und sie begannen eine Massenerzeugung landwirthschaftlicher Produkte, welche jetzt das Landschaftsbild des bebauten Landes in Californien bedingt. Die rasch nacheinander sich eröffnenden Verkehrswege zu Wasser und zu Land hielten mit dem Aufblühen des Ackerbaues gleichen Schritt, und so finden wir jetzt in Californien einen so reichen Landbau, daß man es für unglaublich hält, darin die Frucht von zwei bis drei Jahrzehnten zu erblicken.

[1]) Vergl. Nr. 267 u. 282 der Beilage v. J. 1898 u. Nr. 10, 57, 66, 88, 107, 115, 150 u. 169 d. J. 1899.

Nähert man sich S. José, der Hauptstadt des Sta. Clara-Thales, so sieht man ringsum alle Fluren mit üppigen Anpflanzungen bedeckt. Man kann stundenlang Felder passiren, welche mit einer einzigen Obst- oder Getreideart angepflanzt sind. In der Weizenproduktion wird diese Gegend ja wohl von den Thälern des Sacramento und S. Joaquino übertroffen, aber im Obstbau steht sie mit Südcalifornien, der Gegend von Los Angelos an der Spitze aller obstproduzirenden Länder der Erde. Nicht wie in unsrer Heimath findet man den Obstzüchter in seinem bescheidenen Garten, bedacht an Spalieren und Bäumen die feinsten und schönsten Sorten von Früchten zu erzeugen. Der Californier will eine einzige, als gut erkannte Sorte in möglichst ungeheuren Mengen auf den Markt bringen. Er ist Geschäftsmann in großem Stil, während bei uns der Obstzüchter oftmals viel vom Liebhaber an sich hat, die besten und feinsten Sorten in Frankreich und Deutschland thatsächlich, gleich den schönen Blumen, ein Erzeugniß der liebevollen Pflege und Auslese von Privatleuten sind. Aber ebenso wie der Californier seine Blumen in weiten Feldern zum Ferngeschäft züchtet, so macht er es auch in noch viel größerem Maßstab mit den Früchten.

Im Sta. Clara-Thal kann man stundenlang durch Erdbeeräcker wandeln, deren aromatischer Duft weithin die Luft erfüllt. Es werden Sorten gezüchtet, welche an Größe und Wohlgeschmack die europäischen weit überholen. Bei vielen Obstarten haben wir auf neuem Boden mit einem merkwürdigen, in seinen Wurzeln noch unerkannten Naturgesetz zu rechnen, welches gerade in Amerika sich vielfach bewiesen hat. Ebenso wie die Dahlien, nach Europa gebracht, ganz unerklärlicherweise eine Menge von neuen Varietäten zu bilden begannen, so ist es auch in beschränkterem Maßstabe bei verschiedenen Fruchtsorten gewesen, als sie von Europa nach Amerika verpflanzt wurden. Durch geeignete Zucht ist man in Californien so weit gekommen, daß man fast 10 Monate des Jahres hindurch Erdbeeren haben kann: vom April bis Dezember.

Manche unsrer Obstbäume wollten in Amerika gar nicht recht gedeihen, so vor allem die Kirschbäume. Das hat sich nun vollkommen gewendet, seit man in Californien den Anbau begann. Die Kirschengärten bei S. José erreichen riesige Dimensionen; trotz der regelmäßigen geradlinigen Anpflanzungen bieten sie dennoch zur Reifezeit einen köstlichen Anblick dar: viele Tausende von Bäumen mit den glänzenden rothen Früchten bedeckt. Die Frucht ist groß und schön und sehr selten von Maden befallen. Auch die früher in Amerika vernachlässigte Birne ist in Californien zu hohem Ansehen gelangt, es werden wunderschöne und aromatische Sorten gezogen. Die Früchte, welche ich nicht selbst im Freien sehen konnte, da die Zeit ihrer Reife nicht mit derjenigen meines Besuches zusammenfiel, waren alle in den schönsten Exemplaren in der ständigen Ausstellung des Obstzüchter-Verbandes zu S. José zu sehen, wo sie, in Spiritus konservirt, zu einer Sammlung vereinigt waren. Da gab es Birnen, Aepfel, Pfirsiche, Pflaumen und alle Arten

Digitized by Google

feinen Steinobstes in ganz wundervollen Zuchtresultaten. Die Ueppigkeit des pazifischen Klimas erzeugt zugleich große Mengen von Früchten und dazu noch große und schöne Exemplare. Dies ist wohl auch eine Folge der gänzlich ungeschwächten Kraft des Bodens. Ob das wohl lange Zeit so bleiben wird und ob vor allen Dingen die Billigkeit dieses Obstes sich erhalten wird, wenn der sich erschöpfende Boden mehr Pflege bedarf, ist wohl sehr zweifelhaft. Die Pflanzungen bedürfen ja auch so der Wartung und besonders die von der S. José-Schildlaus und anderem Ungeziefer befallenen erfordern ein reichliches Personal. Als Wärter und Arbeiter dienen meist Chinesen; wegen ihrer Geschicklichkeit, Anspruchslosigkeit und Billigkeit sind sie ebenso unentbehrlich wie verhaßt.

Die Verwerthung des Obstes geschieht theils in frischem, theils in konservirtem Zustand. Vieles wird an Ort und Stelle zu Marmeladen, Konfituren u. s. w. verarbeitet, die größten Mengen aber werden frisch im Lande konsumirt oder ausgeführt. Riesige Obstzüge gehen zur Fruchtzeit täglich nach dem Osten ab. Dies gilt aber in viel höherem Maße als von den bisher genannten Obstarten von zwei weiteren Produkten: den Südfrüchten und den Weintrauben. Für erstere ist ja das Haupterzeugungsgebiet Südcalifornien; aber auch hier in der Nähe von S. José sind große Orangenpflanzungen. An Schönheit des Anblicks können sich freilich diese Anlagen mit ihren nach der Schnur gepflanzten langen Baumreihen den romantischen Orangengärten Italiens mit ihren verfallenen Mauern nicht vergleichen. An Schönheit und Güte der Früchte kommen sie ihnen aber gleich.

Die Weintrauben werden ebenfalls in sehr großen Mengen frisch verbraucht oder zu Rosinen getrocknet. Vor allem aber dienen sie zur Bereitung des berühmten californischen Weins. Trotzdem fast ausschließlich statt der einheimischen Reben solche vom Rhein oder aus Südeuropa gezüchtet werden, fand ich den californischen Wein nicht sehr den europäischen Weinen vergleichbar. Es sind gute Weine, zum Theil mit feinem Geschmack, sie scheinen aber erst allmählich ihre eigenen, offenbar von Untergrund, Klima und vielleicht besonderen Hefen abhängigen Geschmacksqualitäten herauszubilden. Der californische Getreidebau ist zu berühmt, als daß ich noch viel über denselben zu sagen brauchte. Das Städtchen S. José zeugt in seinen breiten Anlagen, stattlichen Bauten und schönen Gartenpflanzungen vom Wohlstand seiner Bewohner. Es ist von zahlreichen Deutschen bewohnt, welche zur Zeit meines Aufenthalts gerade den Besuch der deutschen Turner Nordamerika's hatten, die sich dort zu einem großen Fest versammelt hatten.

Vor dem in den Straßen tobenden Fackelzug der Turner zog ich mich vor die Stadt zurück, und zwar in jene wunderbar schöne Allee uralter Weiden, welche S. José mit Sta. Clara verbindet. Diese Bäume wurden vor fast hundert Jahren von den Missionsvätern gepflanzt; die Allee führt zu dem jetzt noch blühenden Jesuitenkolleg in Sta. Clara hin. Obwohl diese wissenschaftliche Institution des Sta. Clara-Thals noch jetzt als gute Anstalt wohl gedeiht, ist auch sie von den teutonischen Anstalten weit übertroffen und in ihrer Bedeutung überstrahlt worden. Wie überhaupt allerorten in Nordamerika, wo der Ackerbau die Bevölkerung zu einem raschen Wohlstand gebracht hat, so sind auch hier schnell blühende Bildungsanstalten großartigen Stiftungen entsprungen. Während von der einen Seite die Lick-Sternwarte vom Mt. Hamilton auf das Sta. Clara-Thal herabblickt, schließt sich nördlich von Sta. Clara das weite Gelände der Universität von Palo Alto an.

Diese Universität ist das echte Erzeugniß einer Ackerbaugegend: sie wurde gestiftet von einem Mann, der seinen Reichthum dem Ackerbau und der Thierzucht verdankte, und ihr Hauptreichthum besteht in Ländereien. Somit ist ihr Reichthum auch ein schwankender, und gerade jetzt befindet sich die Universität in relativ unfreien Verhältnissen infolge des Sturzes aller Landwerthe in Californien, welche das Werk eines Trusts sind.

Leland Stanford und seine Frau stifteten zum Gedächtniß ihres einzigen früh verunglückten Sohnes diese Leland Stanford Junior University zu Palo Alto, welche durch ihren Reichthum bestimmt war, die großartigste Universität der Welt zu werden, und es vielleicht noch einmal werden wird. Stanford besaß auf dem Gebiet, welches jetzt der Universität gehört, eine große Pferdezucht, welche die berühmtesten amerikanischen Traber hervorbrachte. Die Rasse von Palo Alto ist eine Vollblutrasse, welche direkt importirten Arabern entstammt. Die Zucht hat jetzt — sie wird in dem zur Universität gehörigen Gestüt fortgesetzt — an Güte abgenommen, seitdem das spezielle Interesse eines Mannes fehlt; derartige Züchtereien können eigentlich nur durch die Liebhaberei eines Einzelnen auf der Höhe erhalten werden.

Es war eine originelle Idee, eine Universität mitten im freien Lande, fern von einer großen Stadt anzulegen, aber auch eine für das Gedeihen der Universität etwas gefährliche Idee. Sie war nur durchführbar bei Einführung des theilweisen Internats, eine Einrichtung, welche den Angelsachsen altgewohnt ist und nicht auf soviel Abneigung bei ihnen stößt, wie es bei uns der Fall sein würde. So mußte denn vor allen Dingen gleichzeitig mit dem Bau der Lehrgebäude die Einrichtung von Wohnhäusern vor sich gehen. Es sind dies zwei große, nicht ohne Geschmack errichtete Gebäude, die sogenannten Dormitorien. Eines davon ist für die Studenten, das andere für die Studentinnen bestimmt; denn die Universität beherbergt eine ziemlich bedeutende Anzahl weiblicher Studenten, welche zu den eifrigsten und tüchtigsten Schülern gehören. Die Universität begründete sich zunächst mit einer juristischen Fakultät, wurde dann durch eine philologische und naturwissenschaftliche erweitert und besitzt nun als neuesten Fortschritt eine Ingenieurabtheilung. Alles ist erst im Aufschwung begriffen und immer, wenn die Vermögensumstände der Universität es erlauben, wird neu gebaut und erweitert.

Die meisten Studenten, welche bisher die Universität absolvirten, haben sich dem Lehrfach an den „High schools“ gewidmet. Dies gilt besonders von den Studentinnen, bei weitem die Mehrzahl der Lehrkräfte an diesen Schulen, welche etwa eine Mittelstellung zwischen den preußischen Bürgerschulen und unsern Gymnasien einnehmen, sind weiblichen Geschlechts. Und in diesem Westen, dessen Bevölkerung wir uns so gern als roh und verwildert vorstellen, unterrichten sie mit dem schönsten Erfolg die jungen Männer bis zum Alter von 16, 17 Jahren. Diese sind in der Mehrzahl so nach Bildung begierig und dabei von der natürlichen Ritterlichkeit der Amerikaner gegen das weibliche Geschlecht erfüllt, daß Fälle roher Widersetzlichkeit so gut wie gar nicht vorkommen. Von der Wißbegier, welche zwar meist das Wissen nur als Mittel zum Zweck anstrebt, sich aber dennoch in sehr anziehender Form äußert, bieten die jungen Studenten und Studentinnen manches rühmliche Beispiel. Viele derselben sind nämlich sehr arm und vermögen nur soviel Geld zu erübrigen, daß sie beim ersten Besuch der Universität es nur bis zu dem ersten Examen, dem Baccalaureat, welches meist nach zwei Jahren abzulegen ist, bringen. Dann pflegen sie einige Jahre, meist sind es deren wieder zwei, auszusetzen, bis sie wieder soviel Geld verdient haben, um davon die letzten Jahre des Studiums bis zum Fachexamen zu bestreiten. In dieser Zwischenzeit sind sie in Bureaux als Arbeiter, Schreiber oder irgend

Digitized by Google

was thätig: Arbeit keiner Art schändet in Amerika und so kann es vorkommen, daß Studenten in ihrem Speisehaus von einem Aufwärter bedient werden, der noch kurz vorher mit ihnen an der Tafel saß und nach kurzer Zeit wieder mit ihnen da sitzen wird. Das ist einer der Gründe warum man im Westen so häufig wohlunterrichtete Leute in den verschiedenartigsten Berufen antrifft; Manchen gelingt es auch gar nicht mehr sich soweit zu bringen, daß sie wieder anfangen können zu studiren. Ich wurde einmal in einem Lokal längere Zeit von einem jungen Mädchen bei Tisch bedient, welches das Baccalaureat der Naturwissenschaften erreicht hatte, nun sich wieder Geld verdiente und, wie es mir erzählte, in wenigen Wochen sein Ziel zu erreichen hoffte. Es wurde von Jedermann mit dem wohlverdienten Respekt behandelt. — So kann man auch im Urwald einen Holzfäller, auf dem Land einen Farmknecht finden, der abends mit einem über tiefe Fragen der Philosophie oder Theologie, über Darwin oder Völkerrecht zu debattiren beginnt.

Manche der Studirenden von Palo Alto bringen es sogar fertig, neben ihrem Studium irgend einen Nebenberuf zu betreiben. Doch gelingt das nur Wenigen, da ja die Universität mitten auf dem Lande liegt, wo es nicht so viel Verwendung für solche Kräfte gibt wie in einer großen Stadt. Denn die Anstalt liegt eigentlich sozusagen im freien Felde. Am Fuß des Küstengebirges, dessen Sequoiawälder sich früher bis in die Gegend der Universität erstreckten — der Palo Alto (hoher Baum) ist ein letzter Rest von ihnen —, ist sie ziemlich schattenlos gelegen. Doch haben die wenigen Jahre seit ihrer Gründung schon genügt, um in der gesammten Umgebung prächtige Anlagen erstehen zu lassen. Aus ihrem Grün blicken die rothen Mauern und Dächer der Gebäude sehr heiter hervor. Das große Kollegiengebäude präsentirt sich von außen nicht übermäßig vortheilhaft; es ist in einem Riesenquadrat um einen Hof, nur ein Stockwerk hoch, angelegt und hat nach außen nur wenige Fenster. Das Innere des Hofes, den man durch mächtige Portale betritt, ist jedoch von einem schönen Kreuzgang umgeben, seine Fläche mit Anpflanzungen südländischer Pflanzen, bunter Blumen und Bassins mit Springbrunnen ausgefüllt. Die vier Seiten des Vierecks beherbergen Hörsäle, Laboratorien, Sammlungen, Seminare und Bibliothek. Die Erweiterungsbauten, an welchen schon begonnen wurde, sollen in gleichmäßigem Abstand von dem schon existirenden ein zweites Viereck von noch gewaltigeren Dimensionen bilden. Die Bauten sind in dem sogenannten „Mission style“ ausgeführt, der seine Motive wie die Gesammtanlage den alten spanischen Missionen des Landes entlehnt.

Die Institute sind schon recht gut eingerichtet, Sammlungen und Bibliothek in gedeihlichem Wachsthum begriffen. Man appellirt eben in Amerika für öffentliche Zwecke niemals ohne Erfolg an die Freigebigkeit reicher Männer. So hat man es auch verstanden, für die Universität die Bibliothek Hildebrands, des Fortsetzers des Grimm'schen Wörterbuchs, zu gewinnen.

Wenn trotz all diesen Vorzügen die Universität nicht so aufblühte, wie man erwartete, so liegt das einmal an den oben erwähnten finanziellen Schwierigkeiten, dann vielleicht auch ein wenig an der Konkurrenz mit der Staatsuniversität in Berkeley, welche unmittelbar bei S. Francisco liegt, während in Palo Alto erst eine Ortschaft um die Universität herum entstehen mußte. Dann aber wohl auch darin, daß man nicht für alle Fächer sehr gute Fachvertreter zu gewinnen imstande war. Man mußte vielfach sehr junge Leute anstellen, welche zwar über sehr viel versprechende Anfänge verfügten, aber dadurch, daß sie von der Lehrthätigkeit übermäßig in Anspruch genommen werden, in ihrer wissenschaftlichen Entfaltung gehemmt sind. Immerhin sind schon eine Anzahl so vorzüglicher Kräfte vorhanden und man scheint auch mit der Absicht umzugehen, die jüngeren Kräfte soweit zu entlasten als es nur möglich ist. Diese übermäßige Ausnützung der jungen Wissenschaftler beim Studentenunterricht ist ja ein Nachtheil, den alle amerikanischen Universitäten und Kolleges, vielleicht mit Ausnahme der ältesten, mit den englischen theilen. Bei zielbewußter Leitung und günstigen finanziellen Konstellationen ist der Leland Stanford Superior-Universität eine gute Zukunft zu prophezeien. Der jetzige Leiter, Professor David Starr Jordan, der bekannte zoologische Sachverständige in der Beringsmeer-Frage, hat die Anstalt in einen guten Gang gebracht.

Vor allem war es mir von Interesse, die dort angestellten deutschen Professoren in ihrem californischen Heim aufzusuchen. Es sind deren zwei: Göbel, der Germanist, und Flügel, der Anglicist. Beide hatte ich schon vorher in Pacific Grove im Sommeraufenthalt getroffen und sie hatten mich aufgefordert, sie hier in ihren eigenen Häusern zu besuchen. Ich traf jetzt nur Hrn. Flügel an, der in einem elegant nach californischer Art in Holz gebauten Haus mitten im freien Feld als Nachbar seines deutschen Kollegen und Freundes wohnt. Ich fand bei ihm eine deutsche Gastfreundschaft und verbrachte zwei genußreiche Tage mit ihm und seiner liebenswürdigen Familie. Rings um das Haus dehnen sich weithin grüne Weizenfelder, welche von den vereinzelt stehenden immergrünen Eichen beschattet sind, das ganze Land ein einziger schöner, lichter Hain; das ist der echte Typus der innercalifornischen Landschaft. Die Freiheit in der Anbringung von Fenstern in den Holzhäusern, sowie deren verschiedenartige Formen lassen den Ausblick in diese schöne parkartige Landschaft in jedem Zimmer durch einen neuen eigenartigen Rahmen genießen.

Daß der deutsche Professor in seinem einsamen Heim im fernen Westen die Arbeitskraft der Heimath nicht verloren hatte, davon zeugte ein eigenthümliches Bauwerk. Professor Flügel arbeitete zur Zeit an seinem großen Lexikon: um nun die Tausende von werthvollen Manuskriptzetteln vor Feuersgefahr zu sichern, hat er sie in einem kaminartigen steinernen Thurm, der an sein Haus angebaut ist, untergebracht. Bizarr, aber nützlich, wie so vieles in diesem Lande!

---

## Die Malthus'sche Bevölkerungslehre und der moderne Industriestaat.

Von Karl Helfferich.

II.

Im Fortgang unsrer Untersuchung über die Ursachen der industriestaatlichen Entwicklung beschäftigt uns hier zunächst die Frage, worauf die großen lokalen und beruflichen Verschiebungen der Arbeitsgelegenheit beruhen, welche — nicht zum erstenmal in unsrer Zeit — große Aenderungen in der wirthschaftlichen Struktur, dem Reichthum und der Macht der einzelnen Nationen herbeigeführt haben.

Man hat im Kapital die treibende Kraft für die moderne Entwicklung gesucht; man hat gesagt, das Kapital weise unsrer Volkswirthschaft den verhängnißvollen Weg, den sie mit der Entwicklung zum Industriestaat betreten habe; lediglich das Verwerthungsbedürfniß des Kapitals sei für die lokalen und beruflichen Verschiebungen der Bevölkerung verantwortlich zu machen.[1]) In der That hat das Kapital die Tendenz, dort Verwerthung zu suchen, wo es die größten und sichersten Gewinne liefert; es hat die Tendenz, sich nach den Gebieten und zu den Unternehmungen zu wenden, in welchen es mit dem größten

[1]) So Oldenberg, Deutschland als Industriestaat, 1897, S. 7.

Digitized by Google

Erfolg thätig sein kann; auf die Dauer produzirt es, selbst wenn es absolut festgelegt ist, nicht weiter, wo die Produktion verlustbringend ist. Aber die Annahme wäre falsch, daß ausschließlich das Kapital die Eigenschaft besitze, nach der Verwerthung unter den günstigsten Produktionsbedingungen zu streben. Die freie menschliche Arbeitskraft hat dieselbe Tendenz. Wo der Mensch nicht durch Rechtsordnung oder Sitte an einen bestimmten Ort oder einen bestimmten Beruf gebunden ist, wird auch er von dem Bestreben beeinflußt, die günstigsten Bedingungen für die Verwerthung seiner Arbeitskraft aufzusuchen. Er wird um so leichter geneigt sein, dieser Tendenz nachzugeben, je weniger er durch unbewegliches Eigenthum behindert ist und je ausschließlicher ihm nur seine eigene Arbeitskraft zur Verfügung steht. Es ist also nicht eine besondere Eigenschaft des Kapitals, welche der Volkswirthschaft ihre Bahn zeigt, sondern es sind Verschiebungen in der Gunst der Produktionsverhältnisse, welche sowohl das Kapital als auch die menschliche Arbeitskraft veranlassen, neue Bahnen einzuschlagen. Solche Verschiebungen von weltwirthschaftlicher Bedeutung, die gleichzeitig tief in die ganze Struktur der einzelnen nationalen Wirthschaftskörper eingreifen, werden bewirkt durch geographische Entdeckungen, durch technische Fortschritte, namentlich auf dem Gebiet des Verkehrs, durch die wirthschaftliche Aufschließung neuer Länder, durch die Auffindung neuer Lagerstätten nutzbarer Mineralien, durch die Erschließung neuer Handelswege, z. B. durch Weltmeere verbindende Kanäle ꝛc. Man denke nur an die Entdeckung des Seewegs nach Indien, an die Wirkungen des Suez-Kanals, an die Aufschließung neuer Getreideländer durch den Bau von Eisenbahnen, an die außerordentliche Verringerung der Kosten des Land- und Seetransports von Massengütern!

Wenn wir die weltwirthschaftliche Entwicklung unsrer Zeit von diesem Gesichtspunkt aus betrachten, dann erscheint als der am meisten charakteristische Zug die außerordentliche Entwicklung und Ausdehnung der modernen Transportmittel. Man kann die Wirkung des erleichterten Verkehrs kaum zu hoch anschlagen. Wo der Transport von Gütern schwierig und theuer ist, findet sich die Produktion der Massengüter an den Ort der Konsumtion gebunden und der Verbrauch ist auf das beschränkt, was in nicht allzu großer Ferne produzirt werden kann. Je weiter die Transportmittel entwickelt sind, desto mehr ist die Produktion von der Gebundenheit an den Ort des Verbrauchs befreit, desto leichter kann sie den Ort der günstigsten natürlichen Produktionsbedingungen aufsuchen. Infolgedessen muß jede Verbesserung der Verkehrsmittel große Verschiebungen in den Standorten und der Entwicklung der einzelnen Produktionszweige und damit in der gesammten beruflichen und sozialen Gliederung der einzelnen Völker herbeiführen. In Bezug auf die innere Entwicklung der einzelnen Produktionszweige und Betriebsformen sei nur auf eines aufmerksam gemacht. Mit Recht ist auf die verhängnißvolle Einwirkung hingewiesen worden, welche die Entwicklung der Verkehrsmittel auf den handwerksmäßigen Kleinbetrieb ausgeübt hat.[1]) Die Voraussetzung für das Handwerk ist die Sicherheit des lokalen Absatzes; seine Blüthe fällt deßhalb in die Zeit, in welcher Produktion und Konsum infolge der mangelhaften Transportmittel örtlich zusammenfallen mußten. Das Großgewerbe konnte erst aufkommen und das Handwerk verdrängen, als die Produktion durch die Entwicklung der Verkehrsmittel von der örtlichen Gebundenheit an den Konsum befreit wurde.

Die für unser Problem wesentliche Wirkung der modernen Verkehrsentwicklung liegt nun darin, daß sie eine hochgradige Verfeinerung der internationalen Arbeitstheilung ermöglicht hat, eine weitgehende Differenzirung in dem Sinn, daß jedes Land diejenigen Zweige der wirthschaftlichen Thätigkeit am meisten pflegen kann, für welche die günstigsten Bedingungen gegeben sind. Und nun bedenke man, welche gewaltige Verschiebung in den Produktionsbedingungen dadurch hervorgerufen werden mußten, daß immense Gebiete, welche zwar geographisch längst entdeckt, aber erst dünn besiedelt und wirthschaftlich überhaupt kaum nutzbar gemacht waren, durch Dampfschiffe und Eisenbahnen innerhalb weniger Jahrzehnte gänzlich in die Kreise des Weltverkehrs einbezogen wurden. Die alten Kulturländer, in welchen die natürlichen Produktionsfaktoren auf das intensivste ausgenutzt sind, wurden mit den neuen Gebieten zu einer einheitlichen Welt verschmolzen. Wenn das Kapital und die Menschen sich ohne große Reibungswiderstände nach den natürlichen Produktionsbedingungen vertheilen würden, dann hätte ein vehementer Ausgleich zwischen der alten und neuen Welt sich vollziehen müssen, wie wenn der letzte Damm durchstochen wird, der einen neuen Kanal noch von dem alten Wasserlauf trennt. Aber sowohl das Kapital als die Menschen sind eine schwerflüssige Masse, die durch unzählige Widerstände an der heimathlichen Scholle festgehalten wird, so daß sich die Anpassung an die Verschiebung der Produktionsbedingungen nur sehr langsam vollzieht. Solange der Ausgleich nicht ganz vollzogen ist, besteht eine gewisse Differenz der Gewinne und Löhne zum Vortheil der Gebiete, in welchen die Gunst der Natur am wenigsten ausgenutzt ist, eine Differenz, welche ihrerseits auf eine Fortsetzung des Ausgleichs hinwirkt. Wir beobachten nicht nur langanhaltende Wanderbewegungen der bereits vorhandenen Bevölkerung nach den im Verhältniß zu ihren Produktionsbedingungen dünn besiedelten Gebieten, sondern auch in diesen letzteren Gebieten eine stärkere natürliche Volksvermehrung, welche sich kaum anders als durch die günstigeren wirthschaftlichen Aussichten erklären läßt.

Der ganze Entwicklungsprozeß wird nun durch folgenden Umstand erheblich komplizirt. Solange sich der Ausgleich der Kapitalien und der Bevölkerung nicht vollzogen hat, stellt die Verschiedenheit des Kapitalreichthums und der Volksdichtigkeit in den einzelnen Ländern in sich selbst eine überaus wichtige Verschiedenheit in den Produktionsbedingungen dar. Der Faktor Natur ist eben nicht der einzige Produktionsfaktor, neben ihm kommen die Anhäufung der Kapitalien und die Ansammlung der menschlichen Arbeitskraft in Betracht. Vor allem hat jede Industrie größeren Stils einen gewissen Kapitalreichthum und eine große Bevölkerungsdichtigkeit zur Voraussetzung, deren weitere Accumulation und Konzentration ihrerseits durch die Entwicklung der Industrie gesteigert wird. Oft ist in diesem Wechselwirkungsverhältniß die erste Ursache nicht zu unterscheiden, aber es gibt auch Fälle, in welchen die erste Ursache mit Sicherheit in der Bevölkerungsdichtigkeit zu erkennen ist. Eines der hervorragendsten Beispiele ist Berlin, das für keine seiner zahlreichen und großen Industrien auffallend günstige Naturbedingungen besitzt, weder die Nähe der Gewinnung von Rohstoffen und Hülfsstoffen, noch natürliche Kraft, noch die Lage an einer besonders günstigen Handelsstraße. Die einzige Gunst der Bedingungen besteht in der starken Konzentration der Bevölkerung, welche theilweise für den Absatz der Produkte, in noch viel höherem Maße jedoch für die Beschaffung der nöthigen Arbeitskräfte in Betracht kommt.

Auf der anderen Seite ist für jedes nur einigermaßen fruchtbare Land mit dünner Bevölkerung, sobald es durch die erforderlichen Verkehrsmittel mit dem Weltmarkt ver-

[1]) Namentlich von G. Schmoller: Zur Geschichte der Kleingewerbe im 19. Jahrhundert, S. 174 ff.

Digitized by Google

bunden ist und sobald die nöthige Sicherheit für Leben und Eigenthum besteht, die extensive Landwirthschaft im allgemeinen der am meisten lohnende Erwerbszweig. Die Billigkeit oder gar Unentgeltlichkeit des Bodens und die Knappheit der menschlichen Arbeitskräfte drängen nach dieser Richtung. Während die kapitalreichen und dicht besiedelten Länder darauf angewiesen sind, Werthe zu produziren, welche überwiegend von dem Kapital und der menschlichen Arbeitskraft erzeugt werden, finden kapitalarme und dünn besiedelte Länder ihren Vortheil darin, möglichst viel mit dem Faktor Naturkraft zu wirthschaften. Hier hat die Urproduktion, namentlich die landwirthschaftliche, ihr gegebenes Feld, dort das stoffveredelnde Gewerbe.

In dieser Abhängigkeit der Produktionszweige von der Dichtigkeit der Bevölkerung und in dem noch nicht annähernd vollzogenen Ausgleich der Kapitalien und der menschlichen Arbeitskräfte zwischen den alten und den neuen Ländern scheint mir zu einem guten Theil der Schlüssel für die Entwicklung der alten Länder zu „Industriestaaten" zu liegen. Sicherlich wirken daneben noch eine Reihe anderer Verhältnisse mit. Die geographische Lage, die Bodenbeschaffenheit, das Klima und die Eigenart der verschiedenen Rassen stellen natürliche Bedingungen dar, welche — abgesehen von der Bevölkerung und dem Kapitalreichthum — die einzelnen Produktionszweige in den einzelnen Ländern in verschiedenem Maß begünstigen und zu einer gewissermaßen natürlichen und dauernden internationalen Arbeitstheilung hindrängen. Wenn aber, wie in unserm Fall, eine charakteristische Arbeitstheilung stattfindet auch zwischen Ländern mit nicht allzu verschiedenen natürlichen Produktionsbedingungen, wird man die Hauptursache in der ungleichmäßigen Vertheilung der Bevölkerung und der Kapitalien suchen müssen.

Die großen und fruchtbaren Gebiete, welche im letzten halben Jahrhundert durch die modernen Verkehrsmittel an den Weltverkehr angeschlossen wurden, mußten aus den soeben entwickelten Gründen zunächst ihr günstigstes Erwerbsfeld in der landwirthschaftlichen Produktion finden, während die alten Länder, namentlich wo neben der Dichtigkeit der Bevölkerung auch natürliche Voraussetzungen die gewerbliche Produktion begünstigen, ihre Ueberlegenheit in der Industrie behaupteten. Während die agrarische Konkurrenz der neuen Länder die Landwirthschaft des alten Europa hart bedrängte, ja vernichtete, wo sie nicht durch die Zollpolitik einigermaßen geschützt war, fand die Industrie der alten Länder an der aufblühenden Bevölkerung der neuen Gebiete einen erweiterten Absatz. Die landwirthschaftliche Arbeitsgelegenheit in der alten Welt wurde vermindert oder konnte zum mindesten nicht entsprechend der Bevölkerung wachsen, weil die neuen Länder den Bedarf an landwirthschaftlichen Produkten billiger versorgen konnten. Dagegen vermehrte sich in den alten Ländern die Arbeitsgelegenheit in der Industrie, welche für den ihr entgehenden oder nicht weiter wachsenden Absatz an die heimische Landwirthschaft reichlichen Ersatz fand in dem Absatz an die neuen Gebiete. So erklären sich die Erscheinungen, welche unter dem Schlagwort „Industriestaat" zusammengefaßt werden: die relative oder absolute Entvölkerung des platten Landes und die starke Bevölkerungszunahme in den Städten und Industriebezirken; der Export von Industrieerzeugnissen und die starke Einfuhr von Lebensmitteln; die Entvölkerung rein agrarischer Länder, wie Irlands, und die starke Volkszunahme in Ländern mit einer bereits mächtig entwickelten Industrie, wie in Deutschland und namentlich in England. Kurz, der moderne Industriestaat erscheint zu einem wesentlichen Theil das Produkt des Umstands, daß unter sonst gleichen Umständen verschiedene Grade der Bevölkerungsdichtigkeit Landwirthschaft und Industrie in verschiedenem Maß begünstigen.

Es ist sicherlich werthvoller, sich um die Aufklärung der Ursachen zu bemühen, auf welchen eine wirthschaftliche Entwicklung von solcher Bedeutung beruht, als diese Entwicklung vom agrarischen Standpunkt aus zu beklagen oder vom industriellen Standpunkt aus zu bejubeln; und auch neben dem unparteiischen Abwägen der Gründe, welche für und wider die moderne Entwicklung sprechen, hat die Untersuchung des ursächlichen Zusammenhangs wohl ihre gute Berechtigung. Vor allem aber ist es nothwendig, sich über den ursächlichen Zusammenhang klar zu werden, wenn man den künftigen Entwicklungsgang, soweit sich in solchen Dingen überhaupt etwas voraussehen läßt, beurtheilen will.

Gewiß werden die neuen Länder, soweit sie nur einigermaßen die natürlichen Voraussetzungen für den gewerblichen Großbetrieb besitzen, immer mehr vom Ackerbau zur Industrie fortschreiten, umsomehr, je mehr sich die in der Bevölkerungsdichtigkeit bestehenden Verschiedenheiten der Produktionsbedingungen ausgleichen. Aber was die neuen Länder durch diesen Ausgleich für ihre industrielle Konkurrenzkraft gewinnen, das verringert gleichzeitig den Druck ihrer agrarischen Weltmarktkonkurrenz. Die dichter werdende Bevölkerung steigert die Nachfrage nach agrarischen Produkten, erhöht deren Preise, mit ihnen die Bodenrente und die Bodenpreise und nähert so die landwirthschaftlichen Produktionsbedingungen immer mehr denjenigen der alten Welt, je mehr sich von der anderen Seite her die in der Bevölkerungsdichtigkeit liegenden industriellen Produktionsbedingungen ausgleichen. Welche Begriffsverwirrung gehört zu der Annahme, Amerika werde seine Rechnung dabei finden, seine billigen Agrarprodukte in industrielle Arbeitskraft und Fabrikate umzusetzen und so die europäische Industrie zu erdrücken![1]) Billige Agrarprodukte sind für die Industrie allerdings eine günstige Produktionsbedingung, aber eine solche, die umsomehr verloren geht, je größer die Bevölkerungsdichtigkeit wird, die ihrerseits die Vorbedingung für die industrielle Ausnutzung der billigen Unterhaltsmittel ist. Je mehr sich die Industrie der neuen Länder Hand in Hand mit ihrer steigenden Bevölkerung entwickelt, desto näher muß der Punkt kommen, wo bei uns die Landwirthschaft wieder anfängt lohnender zu werden und mehr Händen als bisher Beschäftigung zu bieten. Wenn die für den Weltmarkt in Betracht kommende Bevölkerung so weit gestiegen ist, daß die zu ihrer Versorgung nothwendigen Unterhaltsmittel theilweise wieder unter Produktionsbedingungen erzeugt werden müssen, die etwa denjenigen Irlands entsprechen, dann wird auch für den europäischen Ackerbau eine neue Zeit beginnen. Wie die europäische Industrie in den überseeischen Gebieten Ersatz gefunden hat für den zurückbleibenden Absatz an die bedrängte heimische Landwirthschaft, so wird sie dann für den ihr durch die Konkurrenz der Industrie der neuen Länder allenfalls entgehenden Absatz Ersatz finden an der neu aufblühenden heimischen Landwirthschaft, und sicherlich wird diese sich auf natürlichem Weg ergebende innigere Verknüpfung der beiden Hauptproduktionszweige für beide Theile von großem Nutzen sein. So lange aber, bis dieser Ausgleich sich gänzlich durchgesetzt hat, fällt der Industrie die wichtige Aufgabe zu, unsrer Bevölkerung Ersatz zu bieten für die verringerte und verschlechterte Arbeitsgelegenheit in der Landwirthschaft und dadurch die Bevölkerung auf einer Zahl und in einer wirthschaftlichen Lage zu erhalten, wie es für die Gesundheit und die Macht unsres Vaterlandes nothwendig ist.

Wenn wir uns mit diesem kurzen Ausblick in die zukünftige Entwicklung über die Grenzen der Untersuchung, auf welchen Ursachen die bereits vorhandene Entwicklung beruht, hinausbegeben und damit die Frage der Bedeut-

[1]) Oldenberg, a. a. O., S. 20—21.

lichkeit oder Unschädlichkeit der bestehenden Entwicklungstendenz berührt haben, so scheint es die Billigkeit zu erfordern, auch auf die wichtigsten Gründe einzugehen, welche die Pessimisten ins Feld zu führen pflegen. Zum Theil stehen diese Gründe im Widerspruch zu den eben gemachten Ausführungen; so vor allem die Furcht vor den schlimmen Folgen des angeblich auf die Dauer unvermeidlichen Ruins unsrer Exportindustrie. Dem steht unsre Annahme, daß der etwaige Ausfall im ausländischen Absatz sein Gegengewicht in einem stärkeren inländischen Absatz finden werde, entgegen. Daß diese Annahme keine reine Spekulation ist, beweist die thatsächliche Entwicklung. Erst vor kurzem ist schlagend nachgewiesen worden, daß wir uns bereits jetzt in gewissem Sinn vom Exportindustriestaat „wegentwickeln“, daß der an sich zwar steigende industrielle Export eine immer kleiner werdende Quote unsrer gesammten industriellen Produktion ausmacht und mit der Steigerung inländischen industriellen Absatzes nicht entfernt gleichen Schritt hält.[1] Man braucht nicht der übertriebenen Hoffnung zu huldigen, daß sich der ganze Ausgleich ohne schmerzhafte Uebergänge vollziehen wird; aber je geringer der industrielle Export im Verhältniß zur gesammten industriellen Produktion wird, desto weniger wird die Gesammtheit durch Krisen einzelner Exportzweige berührt werden. Außerdem ist die Annahme von dem unvermeidlichen Ruin unsrer Exportindustrie an sich durchaus verfehlt. Unsre ganze wirthschaftliche Entwicklung zeigt nach einer anderen Richtung. Namentlich die Verbesserungen im internationalen Verkehr, welche die Schranken von Raum und Zeit mehr und mehr beseitigen, bewirken eine fortschreitende Spezialisirung der Arbeitstheilung und des internationalen Waarenaustausches. Wenn England und Deutschland, zwei Länder, welche sich in ihren natürlichen Produktionsbedingungen und in ihrer wirthschaftlichen Entwicklung von allen europäischen Staaten am ähnlichsten sind, miteinander in dem lebhaftesten Waarenaustausch stehen, dann braucht man doch wohl für den Austausch zwischen Ländern mit sehr stark verschiedenen Produktionsbedingungen von der zukünftigen Entwicklung nicht allzuviel zu fürchten. Während auf der einen Seite unsre Industrie für denjenigen Theil des Exports, welcher auf der noch nicht vollzogenen internationalen Anpassung von Kapital und Bevölkerung an die natürlichen Produktionsbedingungen beruht, Ersatz finden wird an der Entwicklung des heimischen Marktes, wird auf der anderen Seite der auf der Verschiedenheit der unveränderlichen natürlichen Produktionsbedingungen beruhende Export im Fortgang der Entwicklung allem nach eine Erweiterung erfahren und im Interesse aller betheiligten Länder erfahren müssen.

Damit erledigt sich gleichzeitig die Befürchtung, das Getreide exportirende Ausland könne sich eines Tages weigern, uns fernerhin mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Soweit der Getreidebezug aus dem Ausland auf der noch nicht vollzogenen Anpassung der Bevölkerung an die Produktionsbedingungen beruht und mit dem Fortschreiten dieses Ausgleichs eine Verminderung erfahren wird, tritt gleichzeitig die Möglichkeit einer Ausdehnung des inländischen Ackerbaus nach der extensiven und namentlich auch nach der intensiven Seite hin ein. Davon aber, daß die gegenwärtigen Industriestaaten die Fähigkeit, Getreide zu importiren, ganz verlieren würden, kann ebenso wenig die Rede sein, wie von einem Aufhören des industriellen Exports. Länder wie Deutschland und namentlich England, deren natürliche Voraussetzungen für die industrielle Produktion weit über dem Durchschnitt günstige sind, werden stets Industrieerzeugnisse exportiren und Rohprodukte dafür eintauschen können, während auf der anderen Seite Länder mit ungünstigen Voraussetzungen stets darauf angewiesen sein werden, Industrieprodukte mit den Erzeugnissen ihrer landwirthschaftlichen Thätigkeit einzukaufen.

Richtig ist allerdings, daß dieses internationale Austauschverhältniß den einzelnen Staat in eine größere Abhängigkeit von den übrigen bringt, und daß plötzliche Störungen des auswärtigen Handels, wie sie z. B. durch einen Krieg herbeigeführt werden können, den einzelnen Staat um so empfindlicher treffen, je größer seine internationalen Austauschbeziehungen sind. Vor allem haben die Gegner des „Industriestaats“ die Gefahr hervorgehoben, welcher unsrer Getreideversorgung im Falle eines Krieges drohe. Dabei wird aber meines Erachtens diese Gefahr stark überschätzt. Moderne Kriege werden kaum von langer Dauer sein, so daß die stets vorhandenen inländischen Getreidevorräthe selbst im Falle einer gänzlichen Sperrung unsrer Grenzen wohl ausreichen dürften. Aber was müßte das für ein Krieg sein, der unsre ganzen Grenzen zu Wasser und zu Lande für die Getreidezufuhr vollständig sperren könnte?

Und gerade die Betrachtung dieses als besonders wichtig geltenden Einzelfalls ist höchst belehrend für die richtige Würdigung des ganzen Verhältnisses. Kann man sich der Beobachtung entziehen, daß mit der steigenden gegenseitigen Abhängigkeit der Völker in wirthschaftlicher Beziehung die Kriege seltener geworden sind? daß im kleinen wie im großen die wachsende gegenseitige Abhängigkeit die Begleiterscheinung und bis zu einem gewissen Grade auch die Ursache eines jeden Kulturfortschritts ist? Der Einzelne ist unabhängig nur im Urzustand der Barbarei; erst mit der gegenseitigen Abhängigkeit beginnt die Kultur. Im Zustand der Unabhängigkeit herrscht das wildeste Faustrecht; Jeder kann den Anderen schädigen und vernichten, ohne sich selbst zu treffen. Wo tausend Fäden die Einzelnen miteinander verbinden, die Niemand zerreißen kann, ohne sich selbst zu verletzen, dort herrscht Friede und Ordnung. Wie jeder wirthschaftliche und kulturelle Fortschritt bedingt ist durch eine größere gegenseitige Abhängigkeit, so werden die Gefahren, welche dem Funktioniren des komplizirteren Organismus drohen, gleichzeitig eben durch diese gesteigerte gegenseitige Abhängigkeit verringert. Wie die staatliche Ordnung darin eine Stütze hat, daß die Einzelnen in ihren wichtigsten Lebensinteressen durch unzählige Verschlingungen miteinander verknüpft sind, so finde der Weltfriede eine steigende Sicherung in dem Umstand, daß sich die einzelnen Völker in wachsendem Maße aufeinander angewiesen sehen, daß ein Krieg zwischen zwei großen Völkern unmöglich ist, ohne daß auch der Sieger die grausamsten wirthschaftlichen Schädigungen erwarten müßte.

Soviel trostreicher nun alles in allem diese Aussichten auch sein mögen als die pessimistischen Bedenken, welche sich aus der Grundstimmung des Malthus'schen Gedankenkreises ergeben, so dürfte man doch für diese Darlegungen den befriedigenden Abschluß vermissen, wenn nicht der in ihnen behandelte Einzelfall in Beziehung zur allgemeinen Theorie gesetzt und gewissermaßen sub specie aeternitatis betrachtet würde.

Wir haben gefunden, daß die Malthus'sche Theorie für die Veränderungen der Bevölkerung eines einzelnen Landes keine Erklärung zu geben vermag, daß die Bevölkerung des einzelnen, im Weltverkehr stehenden Landes bei der bestehenden Wirthschafts- und Rechtsverfassung nicht durch die Unterhaltsmittel, die in diesem einzelnen Lande produzirt werden oder produzirt werden können, regulirt wird, sondern durch die Arbeitsgelegenheit, wobei zunächst dahingestellt blieb, wie sich dieses Prinzip mit dem Malthus'schen

[1] Siehe die Ausführungen von Sombart in Nr. 24 und 31 der „Sozialen Praxis“ von 1899.

Gesetz verträgt und wie es sich allenfalls von diesem ableiten läßt.

Wenn wir uns zur Prüfung dieser Frage wenden, entsteht zunächst die Aufgabe, aus der Formulirung der Malthus'schen Theorie jede Zweideutigkeit auszuschließen.

Malthus behauptet, die Volksvermehrung sei begrenzt durch die Unterhaltsmittel, aber die Bevölkerung habe die Tendenz, sich schneller zu vermehren als die Unterhaltsmittel. Unentschieden bleibt in dieser Formulirung, wodurch die Beschaffung der Unterhaltsmittel als bestimmt gedacht wird, ob durch natürliche Gesetze der Nahrungsmittelerzeugung oder durch die Wirkung menschlicher Einrichtungen. Nur dann, wenn die natürliche Kargheit der Erde sich der Vermehrungstendenz der Menschen entgegenstellt und wenn die Reibung dieser beiden Naturfaktoren Laster und Elend erzeugen, können diese Wirkungen auf ein von menschlichen Einrichtungen und historisch gewordenen Verhältnissen unabhängiges Naturgesetz zurückgeführt werden. In der That hat die britische Nationalökonomie die Kargheit der Erde in eine Formel gebracht. Das bekannte „Gesetz der Produktion auf Land“, welches Senior am prägnantesten formulirt hat, das aber schon in der Grundrententheorie der Malthus und Ricardo eine wichtige Rolle spielt, besagt: von einer gewissen Grenze an liefert bei gleichbleibender landwirthschaftlicher Technik die Verwendung von mehr Arbeit auf einer gegebenen Bodenfläche einen verhältnißmäßig geringeren Ertrag; oder in seiner Umkehrung: von einer gewissen Grenze an erfordert die Beschaffung von mehr Nahrungsmitteln einen mehr als verhältnißmäßig größeren Arbeitsaufwand.

Dieses Gesetz ist oft in Beziehung zur Malthus'schen Bevölkerungslehre gesetzt worden, und in der That ließe sich aus ihm ein Bevölkerungsgesetz ableiten, das etwa lauten müßte: Der Volksvermehrung ist eine Schranke dadurch gezogen, daß von einer gewissen Grenze ab bei gleichbleibender Technik die Erzeugung von mehr Nahrung auf der gleichen Bodenfläche einen stärker als verhältnißmäßig wachsenden Arbeitsaufwand erfordert. Die Grenze für die Volksvermehrung würde dann an dem Punkt liegen, an welchem der Arbeiter und seine zur Erhaltung der Volkszahl ausreichende Nachkommenschaft durch den Aufwand seiner vollen Arbeitskraft gerade noch ernährt werden könnte.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Punkt in der weitesten Ferne liegt, daß also thatsächlich die Bevölkerung nicht durch ein solches Naturgesetz, sondern durch eine wesentlich engere Schranke begrenzt ist, und aus dieser Erkenntniß würde sich für den Malthus'schen Satz der Sinn ergeben: Die Volksvermehrung ist begrenzt durch die Unterhaltsmittel, welche thatsächlich produzirt werden, und die Bevölkerung strebe, sich schneller zu vermehren als die thatsächliche Unterhaltsmittelproduktion. Die thatsächliche Produktion der Unterhaltsmittel ist nun aber keineswegs ausschließlich abhängig von Naturfaktoren, die durch menschliche Einwirkungen nicht geändert werden können, sondern von veränderlichen Faktoren, wie dem Stand der Technik des Ackerbaues, den Verkehrsmitteln, der Gesellschafts- und Eigenthumsverfassung; bei der bestehenden Gesellschaftsordnung in der Hauptsache von dem Willen der Grundeigenthümer, der seinerseits bestimmt wird von der Rentabilität der Nahrungsmittelproduktion. Diese wiederum ist, solange jene natürliche Grenze der Möglichkeit der Nahrungsproduktion nicht erreicht ist, abhängig von der Stärke der Nachfrage nach Unterhaltsmitteln, und diese Nachfrage wird unter sonst gleichen Umständen bestimmt durch die Größe der Bevölkerung.

Was nun die von diesen Verhältnissen abhängige thatsächliche Vermehrung der Nahrungsmittel anlangt, so wäre die Behauptung kaum zu beweisen, daß sie stets hinter der Vermehrung der Menschen zurückbleiben müsse. Der Fall, daß die Nahrungsmittel eine stärkere Vermehrung erfahren als die Bevölkerung, ist nicht nur denkbar, sondern er ist thatsächlich vorgekommen. Freilich kann eine solche Ueberproduktion von landwirthschaftlichen Produkten nie von langer Dauer sein, da der aus ihr hervorgehende Preisdruck die Produktion auf dem unter den ungünstigsten Bedingungen bearbeiteten Boden unrentabel macht und diesen dadurch außer Kultur setzt. Selbst bei der größten Erleichterung der Möglichkeit, Nahrungsmittel zu produziren, wird also die thatsächliche Nahrungsproduktion nicht wesentlich rascher wachsen können als die Bevölkerung.

Solange die thatsächliche Nahrungsmittelproduktion so weit hinter der möglichen Nahrungsmittelproduktion zurückbleibt und die thatsächliche Bevölkerung hinter derjenigen, welche durch die mögliche Nahrungsmittelproduktion ernährt werden könnte, müßten die schlimmen Folgen ausgeschlossen sein, welche Malthus aus dem Konflikt zweier Naturkräfte herleitet. Wenn wir trotzdem sehen, wie thatsächlich die Volksvermehrung durch Armuth und Elend hintangehalten wird, ja wie stellenweise durch Armuth und Elend eine förmliche Entvölkerung herbeigeführt wird, während gleichzeitig die Erzeugung der Unterhaltsmittel eine Erleichterung und Verbilligung erfährt, so kann dafür die Malthus'sche Theorie keine Erklärung liefern; an den Verhältnissen der Nahrungsproduktion, welche für Malthus allein bestimmend sind, kann die Schuld nicht liegen, sondern nur daran, daß die besitzlosen Arbeiter für ihre Arbeitskraft nicht mehr diejenige Verwendung finden, welche ihnen die Beschaffung der nicht schwerer, vielleicht sogar leichter als bisher zu produzirenden Unterhaltsmittel ermöglicht. Wir haben gesehen, wie der Mangel an Arbeitsgelegenheit die Bevölkerung eines Landes weit unter die Zahl hinabdrücken kann, welche ernährt werden könnte. Dasselbe, wie für das einzelne Land gilt allgemein für die ganze Welt der europäischen Kultur: Der besitzlose Arbeiter, welche keine Beschäftigung findet, ist dem Elend geweiht, wenn auch die für seine und seiner Nachkommenschaft nothwendigen Nahrungsmittel mit Leichtigkeit erzeugt werden könnten oder gar bereits vorhanden sind. Wir haben ferner gesehen, daß eine Abnahme der Arbeitsgelegenheit und der daraus hervorgehende schwere Druck auf die Bevölkerung hervorgerufen werden kann nicht etwa nur durch eine Erschwerung der Nahrungsproduktion, sondern geradezu durch eine Erleichterung; ebenso wie eine Ueberproduktion an Getreide zusammenfallen kann mit einer sogenannten allgemeinen Ueberproduktion und großer Arbeitslosigkeit. Es besteht mithin kein unbedingtes Kausalverhältniß zwischen der Erschwerung der Nahrungsproduktion und der Nachfrage nach menschlichen Arbeitskräften, sondern geradezu ein Widerspruch. Die Malthus'sche Annahme, die Volksvermehrung werde durch die auf einem Naturgesetz beruhende Erschwerung der gesteigerten Nahrungsproduktion beschränkt, bedeutet, daß die vermehrten Arbeitskräfte nicht in gleichem Maße vermehrte Unterhaltsmittel erzeugen können. Dagegen beruht die aus mangelnder Arbeitsgelegenheit sich ergebende Hemmung darauf, daß die vermehrten Arbeitskräfte nicht vollständig beschäftigt werden. Dort sind die Arbeitskräfte infolge der erschwerten Produktion unzureichend, hier sind Arbeitskräfte überflüssig. Mißverhältniß zwischen Bevölkerung und Nahrungsmitteln einerseits, zwischen Bevölkerung und Arbeitsgelegenheit andrerseits sind deßhalb prinzipiell verschiedene Zustände; beide kann man als Uebervölkerung bezeichnen, beide haben Noth und Elend im Gefolge und wirken als Hemmnisse der Volksvermehrung. Aber man darf deßhalb beide Zustände doch nicht als einen und denselben behandeln, sonst geräth man, wie Malthus,

Digitized by Google

in die Gefahr, die vor unsern Augen wirksamen Hemmnisse der Volksvermehrung und die in unsrer Gesellschaftsordnung gegebenen Nothstände auf ein unabänderliches Naturgesetz zurückzuführen, während in Wirklichkeit die durch dieses Naturgesetz gezogene Grenze in der weitesten Ferne liegt und die thatsächlich wirksamen Hemmungen auf Verhältnissen beruhen, welche sich vielleicht nicht ganz einer Einwirkung des menschlichen Willens und der Kulturentwicklung entziehen.

Wenn die Bevölkerung innerhalb unsrer Gesellschaftsverfassung weit diesseits der durch ein Naturgesetz nach Art des Malthus'schen gezogenen Grenze durch die Arbeitsgelegenheit regulirt wird, dann besteht das praktische Bevölkerungsproblem für unsre Zeit in der Frage, von welchen Ursachen die Veränderungen der Arbeitsgelegenheit abhängen und vor allem, ob und wie die Arbeitsgelegenheit durch Veränderungen der Bevölkerung ihrerseits beeinflußt wird.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, eine Theorie nach dieser Richtung hin ausführlich zu entwickeln; aber es sei mir gestattet, die Hauptgesichtspunkte anzudeuten.

Ueber den Einfluß von örtlichen Verschiebungen in den Produktionsbedingungen ist bereits eingehend gesprochen worden. Verwandt mit diesen sind Aenderungen in der Produktionstechnik. Wie die Aufschließung neuer landwirthschaftlicher Produktionsgebiete, so können arbeitersparende Maschinen Tausende von Menschen außer Beschäftigung setzen und ihnen damit die Grundlagen ihrer Existenz und Fortpflanzung entziehen, obwohl sie durch erleichterte Güterproduktion die Bedürfnißbefriedigung der Gesammtheit günstiger gestalten.

Von der größten Wichtigkeit jedoch ist das Verhältniß der Vertheilung des Produktionsertrags zwischen den Besitzern der Produktionsmittel und den arbeitenden Massen. Die Arbeitsgelegenheit ist abhängig von der wirksamen Nachfrage nach Arbeitsprodukten. Jede Vermehrung der Bevölkerung muß an sich die Nachfrage nach Arbeitsprodukten steigern; ob aber die *wirksame* Nachfrage, das hängt von dem Antheil ab, welchen die große arbeitende Masse von dem gesammten Produktionsertrag bezieht. Deßhalb wird die Arbeitsgelegenheit und infolgedessen der für uns thatsächlich in Betracht kommende Bevölkerungsspielraum mit der Volksvermehrung um so leichter Schritt halten können, je größer der Antheil des besitzlosen Arbeiters am Arbeitsertrag ist.

Das Ergebniß unsrer ganzen Untersuchung ist eine Befreiung von dem malthusianischen Pessimismus, der in der Beschränkung der Volksvermehrung das einzige Mittel gegen Laster und Elend erblickt und in den Armengesetzen die Staatshülfe, in den Arbeiterkoalitionen die Selbsthülfe, mithin jede praktische Sozialpolitik als wirkungslos verwirft. Die richtige Erkenntniß der Verhältnisse, welche in unsrer Gesellschaftsverfassung die Bevölkerung begrenzen, zeigt im Gegensatz zu dieser düsteren Auffassung, daß eine große Volkszahl und das Wohlbefinden der Massen keine unversöhnlichen Gegensätze sind; daß vielmehr die von den besten Geistern unsrer Zeit angestrebte Hebung der arbeitenden Klassen dazu beitragen muß, die für jede gesunde und aufstrebende Rasse nothwendige Vermehrung zu erleichtern und dadurch unserm Volke seine Stellung zu sichern in dem großen Kampf ums Dasein, den die Nationen führen.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* *Russisch-schwedische Spitzbergen-Expedition.* Wie man aus St. *Petersburg* schreibt, sind die russischen Mitglieder der wissenschaftlichen Kommission, die von Schweden und Rußland nach *Spitzbergen* entsendet wurde, im *Horn-Sund* glücklich gelandet und haben beschlossen, dort den Winter zu verbringen. Einige Mitglieder der Expedition haben sich jedoch zu Schiff begeben und sind in nördlicher Richtung abgefahren, um sich mit ihren schwedischen Kollegen zu vereinigen. Die Ankunft der russischen Expedition in ihrem jetzigen Standquartier hatte sich übrigens infolge Kohlenmangels verzögert, was sie auch verhinderte, weiter nach Norden vorzudringen und Sturfjord zu erreichen, wo die Mitglieder der Kommission zu überwintern beabsichtigten und wo sie auch viel besser ihre meteorologischen Arbeiten hätten ausführen können. Nichtsdestoweniger geben sie sich der Hoffnung hin, auch im Horn-Sund viel zu leisten, da die klimatischen Verhältnisse dort vortrefflich sind und die außerordentliche Reinheit der Luft die Arbeiten begünstigt. Im Frühjahr beabsichtigt die Kommission, sich auf dem Landweg in den westlichen Theil des Sturfjords zu begeben, um dort geodätische Arbeiten auszuführen. Der Gesundheitszustand der Mitglieder der Kommission ist günstig und die Expedition hat auch bereits begonnen, Wohnstätten zu bauen und Bäder einzurichten. Im Oktober soll ein Theil der Mitglieder nach Rußland zurückkehren, während der Rest bis zum Herbst nächsten Jahres auf Spitzbergen verbleibt.

* **Tübingen.** Die naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Tübingen hat den Grafen Eberhard v. *Zeppelin*-Ebersberg, Präsident des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, zum Ehrendoktor ernannt.

* **Straßburg i. E.** Das schöne Gebäude der *Universitäts- und Landesbibliothek* in Straßburg soll einen neuen Schmuck erhalten, ein *Standbild Kaiser Wilhelms I.*, das für den Mittelraum des Treppenflurs in dem Gebäude bestimmt ist. Dem Bildhauer Professor Zumbusch in Berlin ist die Ausführung übertragen worden. Das Modell harrt der Genehmigung des Kaisers.

* **Marburg.** Der „Chronik der christl. Welt" zufolge hat Prof. D. Graf *Baudissin* in Marburg jetzt die Wahl zwischen drei Lehrstühlen. Er ist in erster Linie sowohl für Berlin wie für Bonn vorgeschlagen und kann auch seinen Wirkungskreis in Marburg festhalten.

* **Halle a. S.** Als Privatdozenten in der philosophischen Fakultät hiesiger Universität haben sich in diesen Tagen habilitirt der wissenschaftliche Hülfsarbeiter an der ständischen Landesbibliothek zu Kassel, Dr. Karl *Heldmann*, für mittelalterliche Geschichte, ferner Dr. *Graßmann*, bisher Oberlehrer an der lateinischen Hauptschule der Francke'schen Stiftungen, und Dr. *Neumann*, Assistent am physikalischen Institut der Universität. Vom Wintersemester ab wird Dr. Graßmann Vorlesungen über Mathematik halten, während der Letztgenannte sich für angewandte Mathematik und Physik habilitirt hat.

* **Berlin.** Die letztwillige Stiftung des Geh. Justizraths Prof. Dr. v. *Cuny* an die *Berliner Universität* hat die landesherrliche Genehmigung erhalten. Sie besteht in einem *Legat von* 300,000 *Mark*, das sieben Monate nach dem Ableben seiner Gattin zahlbar sein soll. Der Senat hat beschlossen, die Verwendung des Vermächtnisses zu folgenden Zwecken in Aussicht zu nehmen: Erhöhung des Fonds der Hülfskasse, sowie der akademischen Krankenkasse und Begründung einer v. Cuny-Stiftung zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten der Dozenten der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät, unter vorwiegender Berücksichtigung der juristischen. Auch diese Art der Verwendung ist genehmigt worden. — Professor *Weierstraß* hat der Universität eine Marmorbüste seines Bruders, des berühmten Mathematikers, überwiesen. — Der Herausgeber der „Naturwissenschaftlichen Rundschau", Dr. med. Wilhelm *Sklarek*, ist durch Verleihung des Prädikats als Professor ausgezeichnet worden. — In der theologischen Fakultät der Universität führte sich Lic. Dr. Heinrich *Weipel* als Privatdozent mit einem Vortrage über Paulus als kirchlicher Organisator ein. Dr. Paul v. *Winterfeld* in der philosophischen Fakultät hielt eine Antrittsrede über St. Gallens Dichterschule unter den Karolingern und Ottonen. Der dritte neue Privatdozent Dr. phil. et jur. Paul M. *Meyer* hält am Mittwoch, 9. d. M., seine Probevorlesung in der philosophischen Fakultät.

---

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 8. August. Nummer 179.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

### Uebersicht.



## Ein Selbstbekenntniß Michelangelo's.

All pains the immortal spirit must endure,
All weakness which impairs, all griep which bow,
Find their sole speech in that victorious brow.

*Matthew Arnold.*

Glühend lag schon in der Frühe des Sonntags die Junisonne über der ewigen Stadt, als ich meinen Weg zum Vatikan nahm. Die eherne Kuppel schwebte im leuchtenden Himmelsblau über der Peterskirche und kein Luftzug bewegte heute die himmelanrauschenden Wasserströme der beiden Fontänen. Die Schweizer am Portone di Bronzo ließen mich passiren, der Custode öffnete mir an der Scala Regia die Thüre und ließ mich allein in der Sixtinischen Kapelle. Es war so kühl in dem weiten Raum wie in der Peterskirche und todtenstill, nur die Krähen krächzten draußen um die Kuppel, und aus der nahen Paolina, der Hauskapelle des Vatikans, tönten gedämpft die Orgelklänge und Chorgesänge zu mir herüber. Wie oft hatte ich schon dies Alleinsein mit Michelangelo genossen und doch war es noch immer ein Festtag, wenn ich ihm so begegnen durfte; es war wie der Gedankenaustausch mit einem Freunde, der uns aus dem Schatz seines Herzens immer neue Gaben bietet.

Ein Gerüst, das fast bis an die Decke reichte, sollte mich heute überdies in die unmittelbare Gegenwart des Propheten Jeremias bringen, zu welchem ich längst ein persönliches Verhältniß zu haben meinte, zu dem ich so oft aus der Tiefe fragend hinaufgeblickt hatte, ohne jemals eine Antwort erhalten zu haben, die mich ganz befriedigt hätte.

Voll glühender Erwartung stieg ich die Leitern empor. Der Christus des jüngsten Gerichts schien drohend die Arme gegen mich aufzuheben, alle die zornigen Heiligen starrten mich an wie einen Eindringling in ihre Geisterwelt und mein Auge senkte sich unwillkürlich auf die Frevler hinab, die es gewagt, den Himmel zu erstürmen, und welche nun die Engel in die Tiefe schlenderten. Ich eilte vorüber an diesem Paradies der Schrecken höher und höher hinauf, bis ich endlich auf der Plattform anlangte und mich dem Jeremias gerade gegenüber befand. Hier oben sind die Bilder freundlicher, die Phantasie kann sich erholen vom Grauen des jüngsten Gerichts, und dem Auge erschließt sich eine Formenwelt von unsäglicher Reinheit, Schönheit und Mannichfaltigkeit. Der Jonas streckt und reckt seine riesigen Glieder, damit sie die neue Sonne nur ganz und gar durchleuchten und erwärmen möge, und man liest ihm die Wollust von den Lippen, mit welcher der Wallfischentronnene den reinen Himmelsodem trinkt. Die libysche Sibylle strahlt in völlig ungetrübter Schönheit und enthüllt erst hier oben die Pracht ihrer Glieder, den Adel ihrer machtvollen, prophetischen Erscheinung. Und alle diese Ignudi! Welche Herrlichkeit menschlicher Gestalt! Sie scheinen alle wie aus glänzendem Marmor gehauen und thronen wie unsterbliche Götter auf ihren Steinblöcken, gleichmüthig und sehnsuchtslos im unbewußten Vollbesitz ewiger Schönheit und Jugend! Ein Hauch des Lebens zieht hier durch die Lüfte, wir meinen, jeden Augenblick könne der geheimnißvolle Bann sich lösen, der diese Gestalten an die Decke fesselt, Gott Vater selbst könne aus dem Chaos sich losringen und mit der ausgestreckten Rechten der ganzen Weltenschöpfung Leben leihen. Was mußte erst der Jeremias sein, wenn all die Bilder um ihn her lebendig wurden, er, mit dem ich auch aus weitester Entfernung Mensch zum Menschen zu verkehren gewohnt war?

Wie er mir da gegenüber saß so nahe, daß ich meinte, die Hand ihm auf die Schulter legen zu können, da sah ich allerdings, daß alles andere hier oben Bild und Gleichniß war. Ich vergaß, was ich geschaut, es beschäftigte meine Phantasie nicht mehr und ich fühlte mich allein, ganz allein im stillen Heiligthum mit ihm. Auf irgend einem Steinblock sitzt er da, nicht wie die übrigen Propheten in einer Nische und durch sie beengt, sondern davor. Sein Fußschemmel mußte fast einen Meter tiefer hinabgerückt werden als beim Zacharias, sonst hätte seine Titanengestalt nicht Platz gefunden. Zwei flüchtig gemalte, trübe blickende Frauengestalten erscheinen ganz in der Ferne im Hintergrunde, die Illusion noch zu vervollständigen, daß die Hauptfigur ganz aus der Nische herausgerückt ist. Ein gelber, grünumsäumter Rock deckt Brust und Arme der mächtigen Gestalt, der weite violette Mantel ist über die gekreuzten Knie gebreitet. Er trägt allein von den Propheten Schuhe und Strümpfe, und so individuell ist seine Gewandung, daß unter den Aermeln selbst die Falten des Hemdes sichtbar werden. Müde ruht die linke Hand im Schoß und eine Falte hat sich zwischen Zeige- und Mittelfinger gedrängt, wie beim Christus in der Pietà von St. Peter. Mit der gewaltigen Rechten stützt er das gedankenschwere Haupt, aus welchem jede Farbe gewichen ist, die gesenkten Augen ruhen tief in den faltenreichen Höhlen. Jedes Haar kann man zählen und alle die feinen Linien verfolgen, welche Stirn und Wangen furchen, und in den stark geschwollenen Adern der Linken, meint man, pulsire lebendiges Blut.

Das also ist, wie die Unterschrift, wie selbst der Beginn der Lamentationen auf einer Schriftrolle besagen, der Prophet Jeremias, dessen Klagelieder einst in jeder stillen Woche die ernste Feier der Tenebrae in dieser Kapelle einleiteten. Und diese Klagelieder scheinen ihn noch heute zu umschweben, diese einförmige Melodie mit dem rührenden Anfang: quomodo sedet sola civitas plena populo und dem erschütternden Schluß: Jerusalem, Jerusalem convertere ad Dominum Deum tuum, kommt uns hier oben sofort in den Sinn und läßt uns nicht wieder los. Aber das ist nicht alles, was dieser sinnende Prophet zu sagen hat, dies herrlichste Abbild eines Menschen, welches der bildenden

Digitized by Google

Kunst vielleicht überhaupt gelungen ist. Wie weltentrückt er dasitzt, wie gebeugt von dem Sturm streitender Gedanken, die seine Seele umringen. Alle die Propheten und Sibyllen um ihn her sind äußerlich beschäftigt, sie reden oder lesen oder schreiben oder suchen sich mit ihren Büchern zu schaffen; Jeremias allein hält kein Buch und keine Schriftrolle in der Hand. Der Körper erscheint im Zustande regungsloser Ruhe, vollständiger Erschöpfung, aber die Gedanken arbeiten weiter mit unerbittlich qualvoller Hartnäckigkeit, als wollten sie das Hirn des müden Mannes zersprengen. Man möchte die Hand dem Einsamen auf die Schulter legen und ihn fragen: was sinnst du, mein Freund, man möchte wenigstens in seinen Augen lesen, was seine Lippen nicht verrathen wollen.

„Die Traurigkeit hat ihr Lager um mich aufgeschlagen," so schrieb Savonarola in seinem Kerker kurz vor seinem Tode, „und hat mich mit einem starken und zahlreichen Heere umgeben. Sie hat schon mein ganzes Herz erobert und sie hört nicht auf, mich zu bekämpfen mit Waffen und Geschrei, Tag und Nacht. Meine Freunde kämpfen unter ihrem Banner und sind meine Feinde geworden. Alles, was ich sehe, alles, was ich höre, trägt den Stempel der Traurigkeit. Die Erinnerung an meine Freunde betrübt mich. Der Gedanke an meine Jünger erfüllt mich mit Trauer. Die Betrachtung meines klösterlichen Lebens, meiner Zelle wird mir zur Qual. Das Nachdenken über meine Studien kann nicht ohne meinen Schmerz geschehen. Die Erkenntniß meiner Sünden bedrückt und erschüttert mich. Und wie den Fieberkranken selbst die Süßigkeit Bitterniß wird, so haben sich auch mir alle Dinge in Leid und Bitterkeit verwandelt. Wer wird mich befreien aus den frevelnden Händen der Traurigkeit, wo alles, was ich sehe und höre, ihrer Fahne folgt und mich mit aller Macht bekämpft? Wer wird mich schützen, wer wird mir helfen, zu wem soll ich fliehen?"

Das ist die Rede des Jeremias, der seinen Blick in sein Inneres gesenkt hat und auch nicht einen Trost zu finden weiß für tausend Schmerzen. Es ist, als verschlösse er sich mit der Rechten, die so gewaltsam in den Bart gegriffen hat, den Mund, um nicht laut zu stöhnen. Es ist, als hielte diese Hand den Abgrund seines Jammers zu, in den noch niemals ein menschliches Auge hinabgeschaut. Und doch entdecken wir nicht den leisesten pathetischen Zug in diesem Bilde schweigenden Schmerzes; der Jeremias fordert uns nicht mit einer Handbewegung auf, wie die Maria in der Pietà, an seinem Jammer theilzunehmen. Ihm ist das Mitleid der Menge verhaßt. Aber die Empfindungen des Einsamen werden unsre eigenen, wir wissen nicht warum. Das heilige Schweigen, welches über dem Abgrund dieser Seele ruht, ist erschütternder als die laute Klage. Der Schmerzensschrei Jerusalems, der verstoßenen Gottesstadt, liegt in der Brust des Propheten begraben, er tönt uns erschütternd wie ein letzter Hülferuf aus weiter Ferne an das Ohr: O vos omnes, qui transitis per viam attendite et videte si est dolor sicut dolor meus!

Im Klosterhof von San Marco in Florenz hat Fra Angelico mehr als ein halbes Jahrhundert früher in einer Thürlunette einen Petrus Martyr gemalt, dem ein Schwert bis an das Heft tief in die Brust gedrungen ist. Leise sickern die Blutstropfen aus einer Kopfwunde über die Stirn herab, aber der Heilige hat den Zeigefinger der Rechten fest auf die Lippen gelegt. Die Haltung ist gelassen, der Mund ist geschlossen; nur aus den Augen spricht der Schmerz die wortlose Sprache, die doch so laut und herzbeweglich zu uns redet. Wir sehen kein Blut von der Stirn des Jeremias rinnen, wir sehen nicht das Schwert, das seine Seele durchdringt, der Blick des gesenkten Auges ist düster wie die Nacht und in der Hand, die seinen Mund verschließt, liegt keine absichtliche Geberde des Schweigens. Und doch erscheint er so resignirt wie Petrus Martyr, so entschlossen wie dieser, das leiderfüllte Leben schweigend zu ertragen. Aber was uns Fra Angelico als herzbewegliche Bitte eines frommen Märtyrers vorgetragen hat, das erscheint bei Michelangelo als Resultat eigenster Lebenserfahrungen, als persönlicher Sieg der Entsagung, als eine Sturmesstille nach Arbeit und Kampf. Wir können uns nicht schneller überzeugen von der persönlichen Bedeutung des Jeremias, als durch einen Blick auf das Fresko in San Marco.

Michelangelo hatte fast schon alle Enttäuschungen erfahren, die das Leben bieten kann, als er sein Werk in der Sixtina begann, die furchtbarsten Prüfungen des inneren Menschen waren über ihn ergangen, als er endlich am Schlusse angelangt war. Von der Mühsal seines äußeren Lebens hat er gelegentlich in seinen Briefen an Vater und Brüder gesprochen, die Heimsuchungen, die sein Seelenleben betroffen, beichtet er in seinen Gedichten. Der gewaltige Mann ist selten glücklich gewesen in seinen Verhältnissen zu den Menschen, die er doch so heiß geliebt hat. Die Frauen lächelten, wenn er ihnen von Liebe sprach und er selbst scheint es nur mit seinem Verhältniß zu Vittoria Colonna ernst genommen zu haben. Ihn fesselte je länger desto mehr der innere Werth des Menschen nachhaltiger als äußere Schönheit und seine Seele dürstete nach dem Umgang mit einem Wesen, das ihm ebenbürtig sei. So suchte er Freundesliebe mehr als Frauengunst. Aber die Menschen fürchten sich vor der Gluth einer wahren Herzensneigung, sie verachten oft das Geschenk einer großen Liebe, nur weil es so stürmisch dargeboten wird. So konnte wohl Michelangelo den ganzen Reichthum seiner Seele über einen Freund ergießen; wehe ihm aber, wenn er einen Dank, eine Antwort nur begehrte. Michelangelo ist nicht als Heiliger auf die Welt gekommen, er hat sich selbst wohl in verzweifelter Stimmung als Sklaven jeder Leidenschaft bekannt, aber das Streben nach der Heiligung, die Entwicklung des eigenen Charakters zu abgeklärter Größe ist mehr und mehr der Zielpunkt all seines irdischen Strebens geworden. So hatte auch ein schönes menschliches Verhältniß nur als Läuterungsschule Werth für ihn; er wollte den Freund an sich und sich an dem Freunde vollkommener machen, aber ach, so klagt er selbst, er wurde schlecht verstanden von der Welt. „Ich habe keinen Freund und ich will auch keinen", schrieb er einmal an den Vater, während er in der Sixtina malte; und so war er immer wieder allein mit seinen Gedanken, hatte er das schwere Tagewerk vollbracht. Er kämpfte und weinte und betete, oftmals ohne den ersehnten Trost zu finden. „Ich bleibe allein mit meiner Gluth zurück," so stöhnte er, „wenn längst die Sonne ihre Strahlen der Welt entzogen hat. Alles ruht und schläft, ich aber liege am Boden ausgestreckt mit Geschrei und Thränen." Warum litt er so, warum gab es im Leben dieses Mannes nur so kurze und seltene Augenblicke ruhigen Glücksgefühls und so viele bange Stunden verzweifelter Gewissensangst? Es ist an ihm wie sonst an wenig Menschen zur Wahrheit geworden, daß das Leiden nicht nur des Lebens Schule, sondern auch des Lebens Krone ist. Wie herrlich hat sich sein innerer Mensch aus allen Erdentiefen zu Himmelshöhen emporgerungen!

Wie hätte ihn das Glück des Lebens je beglücken können, was waren ihm die Güter und der Glanz der Welt! Aber das Unglück hatte Macht über ihn, und wenn ihn die Freude nicht grüßte, der Schmerz war ihm vertraut genug. „Unser bitteres Weh," ruft er aus nach dem Tode des Vaters, „und unser Herzeleid bedeutet so viel für einen Jeden, wie er es zu empfinden vermag. Und was sie in mir vermögen, das weißt du, o Herr!" So konnte

er behaupten, daß tausend Freuden ihn auch nicht eine Qual vergessen machen könnten. Wenn ihn ein Freund verrieth, so fand der Verlassene keinen Trost und er füllte sich selbst den Leidenskelch mit nie versiegenden Strömen der Bitterkeit. Er hätte es lernen können, zu entsagen, aber er konnte sich nicht entschließen, alle die Schönheitsgeschenke des Leibes und der Seele zurückzunehmen, mit welchen er den Widerwilligen geschmückt hatte. Fühlte er sich wieder geliebt, dann rühmte er wohl den Freund als Gottes Meisterstück, als die Schönheit der Welt, als das Abbild der Engel, aber zwischen ihn und seine Liebe drängte sich erbarmungslos der Tod. Er hätte die Ewigkeit ausfüllen mögen mit ewiger Liebe und er hängte sein Herz an den Menschen — den Inbegriff von Staub. Er war lebendiger als alle Menschen und bethätigte sein Dasein jeden Tag und jede Stunde, aber der Gedanke an den Tod war so mächtig in ihm, wie das Bedürfniß, zu leben. Er stand ihm immer vor der Seele, bald als Schrecken, bald als Trost. Darum konnte ihm die Täuschung nicht mehr das Lebensbrot reichen, das sie den Anderen alle Tage bietet, denn er barg die Schauer der Wahrheit in seiner Brust. Bald haßte er, bald bemitleidete er die blinde, unbewußte Menge, die so stumpf von einem Tag zum andern lebt, deren Alltagstugend ihm so erbärmlich schien, weil sie keinen Kampf und keine Thräne gekostet hatte. Erst Vittoria Colonna hat ja das Herz ihres alternden Freundes stille gemacht. Sie lehrte den gewaltigen Mann die demüthige Bitte um den Glauben, „die Gabe aller Gaben", sie hat die heiße Liebesgluth seiner Seele von sich selbst ab auf Gott gewandt.

Aber als Michelangelo den Jeremias malte, da war der Name Vittoria's noch nicht an sein Ohr gedrungen und der „Pontefice terribile" ist in den langen Jahren seiner Sistina-Arbeit der einzige Umgang gewesen, der seiner würdig war. Gelang es doch selbst Julius II. nur mit Mühe, sich den Eintritt in die Schaffensstätte seines Künstlers zu erzwingen, der sich so einsam fühlte unter den Menschen wie Jeremias unter den Propheten. Wie ist er gewachsen in dieser Einsamkeit, welch eine Entwicklung vollzieht sich vor unsern Augen von dem idealen Abbild ruhig lächelnder Frauenschönheit in der Delphica bis zum Urbild des Mannes im Jeremias, dessen heißglühende Seele selbst diesen Riesenleib in Flammen zu verzehren droht!

Keiner der Künstler, die einst vor 30 Jahren an den Wänden der Sistina die Historien gemalt, hatte sein Selbstportrait vergessen. Die Sitte war vor allem unter den Florentiner Meistern so traditionell geheiligt, so allgemein beobachtet. Michelangelo ist niemals ein Bildnißmaler gewesen; das individuell Beschränkte hat er überall, wie bei den Medici-Fürsten in Florenz, ins allgemein Giltige übersetzt. So schuf er im Jeremias sein eigen Bild, nicht wie es war, sondern wie er es sich dachte, nicht wie er geschaffen war, sondern wie er sich selbst wohl geschaffen hätte. Aber in die edle Form, die sein Geist so frei und groß erdacht, senkte er die eigene Seele hinein. Wie hätte er es nicht thun sollen? Schreibt er doch selbst einmal, daß er häufig seinen Bildern die eigenen Züge leiht, aber ach, fügt er hinzu, es sind blasse, kummervolle Gestalten. So ist der sinnende Jeremias das Siegel, welches der schaffensmüde Meister auf sein Titanenwerk in der Sistina gedrückt hat. Wie es uns drängt, diese gefangene Seele zu erlösen, das Schloß zu zerbrechen, das die Lippen des sinnenden Mannes verschließt, einen Lichtstrahl menschlichen Erbarmens in die Nacht seines Herzens zu senken! Ja, das ist der einsame Mann, der an der Liebe zu den Menschen krankt. Er ist es selbst, der gefesselte Prometheus, der vergebens zum Himmel schreit, das Schmerzenskleid ihm abzunehmen, den jeder neue Tag mit Geißelhieben zu neuen Thaten antreibt, damit im Lethestrom der Arbeit die lechzende Seele Vergessenheit trinke. Es ist die Arbeit, die ihn tröstet, der Erfolg läßt ihn ungerührt. Er fühlt, daß seine Bilder stumm und kalt, sobald er sie geschaffen hat; und wie fremd ihm schon die Gestalten der Sistina sind, das hat er im Jeremias am klarsten ausgesprochen. Er möchte stöhnen vor Bitterkeit, daß er nur todte Bilder schaffen kann, daß nicht ein einziges seiner Werke größer ist als er selbst; aber er bezwingt sich und schweigt. Wer würde ihn hören? Die glücklichen Menschen mit den lachenden Mienen, die so selbstsüchtig sind und kalt, oder die Unglücklichen, die nur auf Heilung der eigenen Schmerzen bedacht sind? So verschließt er die Klagen in seinem Mund und die Thränen in seinem Herzen, es muß ja einmal still werden. Und wenn er aufstehen wird, dann wird die Linke langsam am Bart herniedergleiten, die Schmerzensfalten auf der Stirn werden geglättet sein, die großen Augen werden sich emporheben, leuchtend und still wie das tiefblaue Meer, in welches die Sonne versinkt. Erhobenen Hauptes wird er durch die Menge dahinschreiten, ein Lächeln auf den Lippen, das alte grimmige Weh in seiner Brust. Denn das Bekenntniß des Jeremias zeigt uns den Meister erst am Anfang des langen, schmerzensreichen Prozesses seiner Heiligung, und die entsagungsvolle Schwermuth des Propheten in der Sistina muß sich noch zur sieghaften Selbstüberwindung des Moses in San Pietro in Vincoli verklären. Auf die persönlichste aller seiner Schöpfungen wird die unpersönlichste folgen, denn der Moses will nichts mehr von dieser Welt; er richtet nur noch die Bitte an die Menschen, sich helfen zu lassen in ihrer Noth.

Der Himmel hatte sich inzwischen längst bewölkt und die Blitze zuckten und der Donner rollte dröhnend über das Gewölbe der Kapelle dahin, als ich mich endlich losriß. Wenn ein Blitz herniederfuhr, schienen auch die Züge des Propheten sich zuckend zu regen, dann aber lagerten sich die Gewitterwolken düster über seiner Stirn. Geheimnißvoller noch als sonst schien mir sein Schweigen, heiliger als je der Ernst seiner Gedanken. Hatte ich ihm wirklich das Herz seines Geheimnisses entrissen? Meine Augen schweiften noch einmal über das ganze gewaltige Gleichniß an der Decke dahin. Dann kehrten sie sich von der Schöpfung zum Schöpfer zurück. Welch ein Kontrast! Noch niemals hat der Mensch ein ergreifenderes Zeugniß seines Erlösungsbedürfnisses abgelegt, wenn die erhabenste That, die jemals eine Menschenhand vollbracht, mit einem solchen Bild des Jammers besiegelt ist. Was kann den sterblich Geborenen denn befreien von dieser Welt, wenn solch eine Bethätigung seiner selbst ihn nicht beglückt, was soll er von Gott erflehen, wenn alle Geschenke des Genius ihn nicht zu trösten vermögen? Michelangelo ist uns ja die Antwort nicht schuldig geblieben auf diese Frage, welche er sich selbst so oft gestellt hat. Sie faßt in wenig Worte so einfach und bestimmt das ganze Resultat seiner Lebenserfahrungen zusammen:

Nicht Malen und nicht Meißeln stillt mein Sehnen,
Die Liebe nur, die selbst den Tod nicht scheuend,
Vom Kreuz die Arme uns entgegenbreitet.

E. St.

---

## Der Main in der Wirthschaftsgeschichte Frankens.

Von kgl. Betriebsingenieur Heubach (Würzburg).

Die von Professor Dr. G. Schanz in Würzburg herausgegebenen „Wirthschafts- und Verwaltungsstudien" wurden kürzlich durch eine Arbeit von Dr. Alfred Köberlin „Der Obermain als Handelsstraße im späteren Mittelalter" bereichert.

Die auf umfassender Quellenforschung beruhende Schrift[1]) bietet eine Fülle wissenswerthen Materials aus der Kultur- und Wirthschaftsgeschichte Oberfrankens. Außerdem dürfte der Inhalt auch nicht ohne aktuelles Interesse sein, da er Verkehr und Schiffahrt früherer Zeiten auf dem Main behandelt, jenem Flusse, dessen vielumstrittener Ausbau für einen modernen Großschiffahrtsweg zwischen Rhein und Donau unter den verkehrspolitischen Fragen Bayerns eine so hervorragende Rolle spielt und spielen wird.

Bei der Propaganda für internationale Verkehrswege, wie sie in den Projekten der Rhein-Donau-, Elbe-Donau-Verbindung ꝛc. für die Großschiffahrt auftreten, deren Wirkung zum Theile auch durch umfassende intereuropäische Tarifverbände der Bahnen erreichbar wäre, ist es der leitende Gedanke, aus den mitteleuropäischen Staaten, also aus einer Vielheit politischer Einzelwesen, eine wirthschaftliche Einheit mit Hülfe von durchlaufenden Großverkehrswegen zu schaffen. Dieser Gedanke scheint nicht mehr aus der öffentlichen Diskussion verschwinden zu wollen, er dürfte sogar an Boden gewinnen, je deutlicher England sich vom Freihandel ab und dem Schutzzoll zuwendet, je mehr eine Zollunion zwischen Großbritannien und seinen Kolonien sich der Verwirklichung nähert, je schärfer sich die wirthschaftliche Abschließung Amerika's gegen Europa ausspricht und je mehr die heutigen Absatzgebiete in Ostasien selbst produktiv auftreten. Alle diese Vorgänge werden als Grund dafür angeführt, daß Europa schon jetzt an die Schaffung großer, wirthschaftlich einheitlicher Gebiete denken soll, deren Zusammensetzung so zu erfolgen hätte, daß der industriellen Ueberproduktion einzelner Theile eine landwirthschaftliche Ueberproduktion der anderen Theile ausgleichend gegenübersteht.

Es ist jedoch eine Frage, ob eine derartige Wirthschaftsunion ohne gleichzeitige Zollunion den gewünschten Erfolg haben kann. Was aber Zollunionen in Mitteleuropa anlangt, so sei daran erinnert, daß Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" sagt, die Ungleichartigkeit des Verbrauchs und die Verschiedenheit der Interessen seien so große Hindernisse für Zollunionen, daß sie nur mit dem guten Willen zu überwinden seien, der der nationalen Zusammengehörigkeit entspringt.

Ein deutliches Symptom für die angedeuteten intereuropäischen Regungen ist es, daß das soeben bekannt gewordene Programm der Deutschen in Oesterreich u. a. den engeren Zusammenschluß der festländischen Staaten Europa's anstrebt, um das wirthschaftliche Gleichgewicht herzustellen und um die einheimische Produktion vor überseeischem Wettbewerb zu schützen.

Nach diesem kurzen Hinweis auf das Wesen der internationalen Binnenschiffahrtswege mag eine Besprechung der eingangs genannten Schrift über den Main, das Bindeglied zwischen Rhein und Donau, folgen.

Köberlin geht vom frühen Mittelalter aus und gibt zunächst eine in seine eigentliche Untersuchungsperiode (1480 bis 1520) einführende verkehrsgeschichtliche Darstellung. Er setzt die ersten Regungen eines Verkehrs von mehr als örtlicher Bedeutung am Obermain in das Ende der Merovinger- und in die Karolingerzeit und erwähnt auf Grund von Kapitularien aus der Zeit Karls des Großen Handelsbeziehungen zwischen der seßhaften slavischen Bevölkerung am Obermain und fränkischen Händlern, wobei der Main jedoch noch als Grenzlinie, nicht als verkehrsförderndes, sondern als trennendes Element erscheint.

Die lebhaftere wirthschaftliche Entwicklung beginnt mit der Gründung des Bisthums Bamberg 1007. Eine Urkunde aus dem Jahre 1062 setzt schon einen organisirten Kaufmannsstand in dieser Stadt voraus. 1157 bedarf es der mächtigen Hand Kaiser Friedrichs I., um die Kaufleute auf dem Main zwischen Bamberg und Mainz vor „neuen und ungewohnten" Zollplackereien zu schützen und ihnen die Bergfahrt und den Leinritt am Flusse zu sichern. 1163 erhalten die Bamberger Kaufleute verbrieften Anspruch auf die gleiche Zollfreiheit, wie sie die Nürnberger Kaufherren in vielen deutschen Städten, von Lübeck bis München, von Antwerpen bis Passau, genossen. Ferner liegen Nachweise vor für Bemühungen der Stadt Bamberg bei Ludwig dem Bayern (1335) und bei Karl IV. (1355) um Bestätigung ihrer Zollfreiheiten.

Als wichtigste Urkunde für die ältere Bamberger Handelsgeschichte erwähnt die Schrift einen Zolltarif, dessen älteste vorhandene Niederschrift etwa in das Jahr 1330 zu setzen ist, der bis tief in das 16. Jahrhundert hinein in Gebrauch stand und um 1450 in das „Eidbuch" der Stadt Bamberg, die wichtigste Urkundensammlung des Stadtarchivs, aufgenommen wurde.

Im 15. Jahrhundert werden wieder Klagen laut, welche die Bamberger „Bürger, schiflewte vnd floßlewte, die dez heiligen reich straßen auf dem Mayne pawen", über Zollbedrückungen zu führen haben. Auch hören wir von den mehr oder weniger erfolgreichen Schutzmaßregeln gegen die von den Kaisern so oft als unrecht erklärten Mainzölle. Unterhalb Bamberg bis nach Gemünden unterhielten Mainzollstätten: Eltmann, Haßfurt, Hallburg, der Abt in Theres, die Grafen zu Henneberg in Mainberg, die Städte Kitzingen und Heidingsfeld, die Freiherren v. Thüngen in Retzbach und v. Pickenbach in Wernfeld; dies sind neun Zollstätten auf etwa 160 km Flußlänge.

Zum Vergleich mit den Köberlin'schen Angaben über den Main sei es mir gestattet, einige Mittheilungen über die Rheinzölle einzuschalten, welche sich in üppigster Weise entwickelten, seitdem (12. Jahrhundert) die deutschen Könige das Zollregal aufgaben und die Rheinzölle verpachteten. Die Pächter einerseits suchten möglichst viel Gewinn aus den Pachtobjekten zu ziehen und steigerten die Zollsätze so weit wie möglich, so daß der Rheinzoll den früheren Gebührencharakter verlor und Finanzquelle wurde. Die Könige andrerseits waren durch die Verhältnisse gezwungen, ihre Einkünfte zu erhöhen und vermehrten zu diesem Zweck die Rheinzollstätten. So kam man allmählich zu einer höchst ungesunden Vermehrung der Rheinzollstätten und Steigerung ihrer Zollsätze.

Nach Sommerlad („Die Rheinzölle im Mittelalter") bestanden im 12. Jahrhundert 19, im 13. Jahrhundert 44, im 14. Jahrhundert 62 Rheinzollstätten; als Zoll war im 14. Jahrhundert an jeder Zollstätte 6 Proz. des Waarenwerthes zu entrichten. Wenn man bedenkt, daß auf der kurzen Rheinstrecke Koblenz-Bingen (62 km) an 11 Zollstätten zusammen 66 Proz. des Waarenwerthes erhoben wurden, kann man sich ein Bild von der Belastung des Rheinverkehrs machen, der wohl nur deßhalb nicht gänzlich durch diese Zollpolitik erstickt wurde, weil auch die Landstraßen der damaligen Zeit mit Zollstätten besäet und nebenbei höchst mangelhaft waren.

Am Main folgen sich, wie wir oben sahen, die Zollstätten in weniger dichter Reihenfolge als am Rhein, wo auf 5.6 km eine Zollstätte trifft, gegenüber dem Main mit 18 km; dagegen ist die Höhe der Zollsätze, wie Köberlin zeigt, am Main theilweise viel beträchtlicher; so mußte um die Wende des 15. Jahrhunderts Floßholz an der dem Bischof von Bamberg gehörigen Zollstätte zu Hallstadt 28.5 Proz. seines Marktwerthes als Abgabe entrichten. Die Angabe Köberlins, daß der Getreidezoll zu Eltmann für eine volle Schiffsladung 1 Goldgulden (37.47 gr Silber),

[1]) Der Obermain als Handelsstraße im späteren Mittelalter. Von Dr. Alfred Köberlin. Erlangen u. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. 1899. M. 1.80.

für 1 Scheffel von 804 l 0.25 gr Silber betrug, möchte ich besonders hervorheben, weil sie einen Schluß auf die damalige Größe der Mainschiffe gestattet. Nach jenen Zollsätzen darf man annehmen, daß die ganze Schiffsladung etwa $\frac{37.47}{0.25}$ = 150 Scheffel = rund 4500 l = 400—450 Ztr. betrug. Nimmt man eine gewisse Ermäßigung bei der Verzollung größerer Mengen an, so kommt man auf das gleiche Maß, wie es Köberlin für die damaligen Mainschiffe angibt, nämlich 500—600 Ztr. Diese Schiffchen waren 20 bis 25 m lang, 2.5—3.0 m breit und hatten 0.50—0.60 m Tiefgang. Es leuchtet ein, daß bei so kleinen Fahrzeugen die Schiffbarkeit auch unregulirter Flüsse relativ größer war als heute, wo auf dem Main Schiffe von 50 m Länge, 7—8 m Breite und 1.2—1.5 m Tiefgang, mit einer Tragfähigkeit von 6000—7000 Ztr., auf dem Rhein Schiffe von 90—95 m Länge, 11—12 m Breite, 2·5 m Tiefgang und einem Ladevermögen von 50,000 Ztr. verkehren. Man wird sich diese Wandlung stets gegenwärtig zu halten haben, wenn man z. B. am Oberrhein die Klage hört, durch die Rheinregulirung sei die Schiffahrt geschädigt worden, man habe noch in den 30er Jahren unsres Jahrhunderts bis Basel fahren können, was heute nicht mehr der Fall sei. Die Klagesteller übersehen, daß auch auf dem Rhein früher nur kleine Schiffe verkehrten, welche heute noch ebensogut bis Basel fahren könnten, daß aber eine solche Kleinschifffahrt aus dem einfachen Grunde nicht besteht, weil sie gegenüber den Eisenbahnen nicht lebensfähig wäre.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur Schrift Köberlins zurück und betrachten kurz die Ergebnisse der Untersuchung für die Zeit 1480—1520.

An der Hand der Kronacher Kastenamts- und Zollrechnungen von 1485—1508 entwirft der Verfasser ein lebensvolles Bild von der Holzproduktion und Holzindustrie des Frankenwaldes, von den dortigen Zoll-, Preis- und Verkehrsverhältnissen. Bei der Besprechung der Absatzgebiete, welche die Flößer des Frankenwaldes aufsuchten, lehnt Köberlin mangels vorhandener Nachweise die Annahme ab, daß damals eine direkte Flößerei vom Obermain nach dem Niederrhein und nach Holland bestanden habe. Ich gehe hier einen Schritt weiter als Köberlin und behaupte, daß jene direkte Flößerei zum Niederrhein damals ebensowenig bestanden haben kann, wie sie heute besteht. Die Mainflöße, soweit sie nicht schon auf dem Wege bis Mainz ihren Bestand durch Kauf oder Verkauf ändern, werden in Mainz in die bedeutend größeren Rheinflöße umgebunden und von Rheinflößen weitergeführt. Es wäre unwirthschaftlich, auf dem Rhein die Main- oder Neckarflöße unverändert beizubehalten, da die hydrographischen Verhältnisse beim Rhein wesentlich andere sind. Diese Verschiedenheit war zur Zeit unsrer Betrachtung sicherlich ebenso vorhanden und maßgebend für den Flößereibetrieb.

Das nächste Kapitel schildert auf Grund der Rechnungen des Lichtenfelser Forstmeisters (1480—1519) die Holzproduktion des dortigen großen Forstes, die Absatzverhältnisse, den Verkehr an der Lichtenfelser Mainzollstätte, der nach den Angaben des Buches auf jährlich 14,000 bis 17,000 Tonnen Floßholz,[1] ohne andere Holzerzeugnisse, geschätzt werden kann. Außerdem eröffnet sich ein interessanter Einblick in die amtliche Thätigkeit des Forstmeisters, der zugleich Verwaltungsbeamter und Richter, Rentamtmann und Zolleinnehmer war.

Das dritte Kapitel ist der Zollstätte Hallstadt bei Bamberg gewidmet, deren Erträgnisse einen Eckstein der bischöflichen Einnahmen bildeten und 1487—1503 zwischen 11,414 und 41,541 g Silber schwankten.

Ich möchte versuchen, für den Werth dieses Ertrags einen uns verständlicheren Maßstab zu geben. In jener Zeit betrug der Werth eines Floßstammes 2.5—3.0 g Silber, während er heute in Produktionsgebieten durchschnittlich 7—9 M. (35—45 g Silber) beträgt. Der Tauschwerth des Silbers dürfte sohin in jener Zeit 14—15 mal größer gewesen sein als heute. Sonach kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Ertrag der Hallstadter Mainzollstätte nach unsern Werthverhältnissen zwischen 33,000 M. und 120,000 M. schwankte.

Der reiche Ertrag erklärt sich dadurch, daß hier alles, was passirte, wie Floß- und anderes Holz, Holzfabrikate, Schiffe, Montanprodukte, landwirthschaftliche und gewerbliche Erzeugnisse in sehr ausgiebiger Weise zur Verzollung herangezogen wurden, während dies an anderen Zollstätten weniger der Fall war. Die Bambergische Zollpolitik war daher dem Streben der Obermainlande, ihren Bedarf an Einfuhr durch die Ausfuhr forst- und landwirthschaftlicher Produkte zu bezahlen, wenig förderlich.

Das vierte Kapitel zeigt Bamberg als Mittelpunkt eines regen Mainverkehrs, wobei die Wasserstraße auch vielfach dem Personenverkehr, den Bischöfen zu Vergnügungsfahrten, Beamten und Kommissionen zu Dienstreisen, Kaufleuten zu Geschäftsreisen dient. Von besonderem Interesse sind hier Köberlins Angaben über die Frachtkosten, welche sich hienach im Mittelalter bei Land- und Wasserstraßen ungefähr verhielten wie 10 : 2.4.

Ich möchte diese Angabe zu einem Vergleich mit unsern gegenwärtigen Frachtkosten benutzen, welche bei guten Landstraßen 10—15 Pf., bei der Bahn im Massengüterverkehe 1.8—3.0 Pf., bei Wassertransport etwa 0.8—2.0 Pf. für den Tonnenkilometer betragen; dieselben verhalten sich also etwa wie 10 : 1.9 : 1.1. Vergleichen wir dieses Verhältniß mit dem der mittelalterlichen Frachtkosten, so ergibt sich, daß heute die Bahn gegen den Achstransport eine größere Verbilligung gewährt als früher die Wasserstraße. Diese Thatsache erklärt es, daß die Bahn bei vielen Wasserstraßen vollkommen an Stelle der Kleinschiffahrt treten konnte.

Diese Angaben mögen eine Andeutung von dem Inhalt des Köberlin'schen Buches geben, welches zeigt, daß sich auf dem Main schon sehr früh eine beträchtliche Gütermenge bewegte, daß der Mainverkehr jener Zeit zwar vielseitiger war als heute, daß aber auch schon damals auf das zu Thal treibende Holz weitaus der Hauptantheil des Verkehrs entfiel (über 99 Proz.).

Es wäre natürlich verfehlt, aus der Bedeutung des Mains im Mittelalter unmittelbare Schlüsse auf die Gegenwart zu ziehen. Damals war der Main neben den mangelhaften Landstraßen ein Verkehrsweg ersten Ranges; heute sind ihm an seinen Ufern und an seiner Mündung Nebenbuhler erwachsen. Zunächst die Eisenbahn, welcher es gerade beim Main leicht war, den großen Verkehr an sich zu ziehen, da sie kurzen Verbindungslinien folgt, während die ungünstige Längenentwicklung des Mains die Schiffahrt zu unangenehmen Umwegen zwingt.

An zweiter Stelle darf man auch die heutige Großschiffahrt unsrer Hauptströme in gewissem Sinne als Feind der Kleinschiffahrt auf den Seitenflüssen betrachten. Die moderne Entwicklung, die in Anwendung des sogenannten ökonomischen Prinzips allerorts zu konzentriren sucht, dringt auch bei der Binnenschiffahrt zum Großbetriebe. Nur in dieser Form und bei sonst günstigen Umständen ist die Binnenschiffahrt in der Lage, den Wettbewerb mit der Bahn aufrecht zu erhalten. Dieser Vorgang wirkt am ungünstigsten auf den Verkehr jener Seitenflüsse, welche in großschiffahrts-

[1] Zum Vergleich sei angeführt, daß 1885/90 im Durchschnitt in Frankfurt a. M. 18,000 Tonnen auf dem Main ankamen. Die Zahlen der letzten Jahre sind zum Vergleich nicht brauchbar, weil heute eine große Menge südbayerischen, galizischen und slavonischen Holzes von Kitzingen, Marktbreit zc. ab den Main benutzt.

fähige Hauptströme münden. Solange auf letzteren nur kleine Fahrzeuge verkehrten, für welche auch der Seitenfluß zugänglich war, konnte bei vorhandenem Bedürfniß das Nebenflußgebiet von der befruchtenden Nähe der Hauptverkehrsstraße Nutzen ziehen. Wachsen nun die Schiffe des Hauptstroms derart, daß der Nebenfluß für sie verschlossen ist, dann verliert die Nähe des Hauptstroms ihren Werth und auf dem Nebenfluß wird sich in der Regel nur noch ein Verkehr von örtlicher Bedeutung erhalten.

In der Entwicklung der Eisenbahn und der Großschiffahrt dürfen wir somit eine der wichtigsten Ursachen dafür erblicken, daß manche Wasserstraßen ihre frühere Bedeutung verloren haben. Die in den Flußanwohnern fortlebende Erinnerung an frühere Zustände ist es auch, die so manches der in großer Zahl auftauchenden Projekte erklärlicher macht, als die Beurtheilung nur vom Standpunkt nüchterner Verkehrspolitik.

Der vorstehende Gedankengang zeigt auch die Mittel, welche geeignet sind, einem früher verkehrsreichen Flusse, der durch die Entstehung der neueren Verkehrswege verödete, seine Bedeutung wenigstens theilweise wieder zu verschaffen. Wenn durch Flußkorrektionen und ähnliche Mittel die Schiffbarkeit des Nebenflusses nicht soweit verbessert werden kann, daß die Schiffe des Hauptstroms auch den Zufluß befahren können, dann wird sich selbstverständlich infolge der bezeichneten Mittel auch noch keine Großschiffahrt entwickeln können, weil immer noch der lästige, den Transport vertheuernde und die Güter theilweise entwerthende Umschlag von den großen Schiffen des Hauptstroms in die kleineren Fahrzeuge des Zuflusses nothwendig bleibt. Diese „kleineren“ Mittel werden vielmehr zunächst den örtlichen Flußverkehr heben und insofern eine auf die Großschiffahrt vorbereitende Wirkung haben, als sie die Flußanwohner, welche häufig den Gebrauch des Wasserwegs geradezu verlernt haben, wieder an dieses Verkehrsmittel gewöhnen.

Das wirksame Mittel dagegen, um die Gebiete kleinerer, nicht wasserreicher Flüsse unmittelbar mit dem Großverkehr der Hauptströme zu verbinden, bietet die Kanalisirung, welche auch den kleinen Flüssen die nöthige Fahrtiefe für die großen Stromschiffe verschafft.

Ist nun durch die Kanalisirung die moderne Großschiffahrt aus einem Feinde zu einem Freund des Nebenflußverkehrs geworden, so hat dieser immer noch mit der Eisenbahn zu rechnen. Ein eigentlicher Wettkampf gegen die Bahn wird, das darf man sich auch als warmer Freund der Wasserstraßen nicht verhehlen, einem durch künstliche Mittel schiffbar gemachten Flusse, recht schwer fallen, besonders bei vielen Schleusenanlagen, bei großer Mehrlänge des Flusses, bei zeitweisem Wassermangel. Vortheilhaft dagegen für beide Theile kann sich das Verhältniß gestalten, wenn an Stelle des Wettkampfes eine gewisse Arbeitstheilung tritt, wenn die Wasserstraße es vermeidet, der Bahn auf dem Gebiete des Schnellgüterverkehrs Konkurrenz zu machen, und wenn die Bahn dafür der langsameren Schwester gewisse Theile des Massengüterverkehrs überläßt oder durch tarifpolitische Maßnahmen nicht streitig macht.

Dieses Verhältniß zwischen Bahn und Wasserweg liegt natürlich nur dort vor, wo beide Verkehrsmittel auf längere Strecken gleicher oder ähnlicher Richtung folgen. Ganz anders ist das Verhältniß dort, wo die Bahn an das Ende eines Großschiffahrtsweges anschließt und dessen Fortsetzung bildet. Hier ist der Wasserweg als Zubringer der förderlichste Mitarbeiter der Bahn, welche in solchen Fällen, wie z. B. am Oberrhein, dem Gehülfen durch billige Transit- und Umschlagstarife und durch ihre ganze Verkehrspolitik jede mögliche Unterstützung angedeihen läßt.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

w. In der Geschichte des Buchwesens beginnt Nordamerika eine immer steigende Bedeutung einzunehmen. Die jährliche Bucherzeugniß mehrt sich in weit stärkerem Verhältniß denn in den meisten europäischen Staaten, an allen Orten entstehen Vereine zur Gründung von Büchereien und zur Herstellung billiger Bücher und vielfach wird Gelegenheit geboten, in eingehenden Unterrichtskursen die Grundlagen der Buchwissenschaft zu erlernen. Zur Frage der zweckmäßigen Aufzeichnung von Buchbeständen bringt nun auch die Neue Welt zahlreiche Beiträge und in der Gründung und Anlage von Bibliotheksbauten, zu denen Stiftungen und Vermächtnisse weitaus das Meiste beisteuern, hat das Land schon in vieler Hinsicht Vorbildliches geleistet. Und nicht nur auf neue Bücher erstreckt sich Nordamerika's Bedeutung: schon seit Jahrzehnten sucht man mit großem Eifer alte Bücher aus Europa herüberzuschaffen und gar oft hört man in wissenschaftlichen Kreisen die Klage, daß schon wieder eine bedeutende Bücherei eines Gelehrten über den Ozean verkauft sei. So läßt es sich verstehen, wenn in Nordamerika zu dem bevorstehenden Gutenberg-Jubiläum eine Aufzeichnung aller im Lande befindlichen Inkunabeln vorbereitet wird. Die Anfertigung dieses Verzeichnisses hat der Bibliotheksbeamte an der Free Library of Philadelphia, John Thompson, übernommen. Als untere Zeitgrenze ist das Jahr 1501 festgesetzt, auf das genaueste soll über die Besonderheiten jedes einzelnen Buches berichtet werden. Nach kurzer Sammlung hat Thompson schon gegen 1500 Nummern zusammengebracht (das Britische Museum enthält 9846 Wiegendrucke), doch hofft er noch wenigstens das Dreifache erreichen zu können, falls erst einmal alle Kreise für seine Arbeit gewonnen sein werden.

* Der tiefste Landsee Deutschlands, soweit durch die Literatur bekannt, ist — abgesehen von den bayerischen Alpenseen — der Dratzigsee in Hinterpommern. Dieser beinahe 19 Quadratkilometer große Landsee besitzt, wie im „Globus“ mitgetheilt wird, neben Untiefen von nur zwei bis drei Metern die achtbare Tiefe von 83 Metern (Mittelwasserstand). Die Tiefe des bis dahin als tiefster Binnensee Deutschlands bekannten Pulvermaares in der Eifel beträgt nur 76 Meter.

* **Würzburg.** Der ordentliche Professor für Strafrecht und Strafprozeß an der Universität Würzburg Dr. Friedrich Oetker hat zum Sommersemester 1900 eine Berufung an die Universität Marburg angenommen.

* **Marburg.** Der außerordentliche Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Marburg Dr. Paul Kretschmer hat, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, einen Ruf nach Wien erhalten und angenommen.

* **Kassel.** Durch Ausgrabungen, die Dr. Boehlau, Direktorialassistent am kgl. Museum zu Kassel, auf der Milseburg in der Rhön ausgeführt hat, soll dort das Vorhandensein altgermanischer Wälle nachgewiesen worden sein.

* **Leipzig.** Der Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Leipzig Hofrath Dr. Krehl tritt am 1. September in den Ruhestand. Der Scheidende war seit 1861 akademischer Lehrer in Leipzig. — Der Mitbesitzer der bekannten Buchhändlerfirma Brockhaus, Heinrich Eduard Brockhaus, vollendete gestern sein 70. Lebensjahr. Zu Leipzig geboren, besuchte er die Universitäten Leipzig, Heidelberg und Berlin, promovirte 1850 zum Doktor der Philosophie und widmete sich dann dem Buchhandel. Von 1871—1878 war er nationalliberales Mitglied des Deutschen Reichstags für den 20. sächsischen Wahlkreis.

γσ. **Berlin,** 3. Aug. Die Friedrich Wilhelms-Universität beging heute nach altem Brauche durch einen Festaktus die Erinnerungsfeier an den Geburtstag ihres Stifters, König Friedrich Wilhelms III. Nach dem Vortrage des Beethoven'schen „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ durch den Akademischen Gesangverein ergriff der Rektor, Prof. Dr. Waldeyer, das Wort zu einem historischen Rückblick auf die Entwicklung des anatomischen Studiums in Berlin und suchte die Frage zu beantworten, ob die Universität sich nach dem Wunsche und

Digitized by Google

den Absichten ihres königlichen Stifters als ein lebensfähiger Organismus entwickelt habe. Die äußere, zum Theil in der Entwicklung Berlins als Reichshauptstadt begründete Entwicklung der Hochschule, die durch Ziffern der Lehrkräfte und der Lernenden sich darstellt, darf nicht in erster Linie als entscheidend angesehen werden. Eine tiefere Untersuchung ist hier am Platze. Zwei Lustra trennen die Berliner Universität noch von ihrem 100. Geburtstage und nichts wäre für sie ein schöneres Geschenk zu diesem Tag, als eine Geschichte ihrer Gesammtentwicklung. In pragmatischem Zusammenhang dargestellt. Zu solcher Geschichtschreibung ein kleines Scherflein beizutragen, beabsichtigt der Vortragende mit der Darlegung der Geschichte anatomischer Forschung und Lehre an unsrer Hochschule. Diese Betrachtung indessen erfordert ein Zurückgehen um 100 Jahre vor der Gründung der Universität, auf die Anatomenschule und deren anatomischen Unterricht, wie sie am Beginn des 18. Jahrhunderts in Berlin bestanden; denn jene Vorbereitungszeit ist nicht zu trennen von der Entwicklung dieser Studien an der ersten preußischen Universität des 19. Jahrhunderts. Die Anatomie hat sich in Deutschland und in Frankreich vornehmlich im Zusammenhang mit der Chirurgie entwickelt, die geradezu als die Mutter der beschreibenden Anatomie bezeichnet werden kann. In den Erlassen an die Armeechirurgen oder „Feldscherer“ wird auf den Nutzen anatomischer Kenntnisse schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Preußen hingewiesen und die Inschrift an dem 1713 errichteten Anatomiegebäude in Berlin: in exercitas papulique salutem deutet auf die Pflege der Heilkunde im Heer in erster Linie hin, der dies Institut zu dienen habe neben dem Wahl der Bürger, bei dessen Bohrung König Friedrich Wilhelm I. alle Härten vermieden wissen will. Das nahe dem Akademiegebäude in der Charlottenstraße belegene Collegium medico-chirurgicum, ein Vorläufer der medizinischen Fakultät der Universität wie der heutigen Kaiser Wilhelms-Akademie zur Ausbildung von Militärärzten, besaß ein amphitheatralisch angelegtes theatrum anatomicum mit 167 Sitzen, in dem die anatomischen Vorführungen stattfanden, so zwar, daß der Professor des Kollegiums dozirte, während der Prosektor die eigentlichen Präparate darstellte. Es war der „Sozietät“, d. h. der späteren Akademie der Wissenschaften, unterstellt und diese hatte 1000 Thaler jährlich zu dessen Unterhaltung beizusteuern. Das später, 1827, an die Universität überwiesene theatrum anatomicum ist die Wirkungsstätte von Rudolphi, Johannes Müller und Reichert gewesen und hat im Laufe unsres Jahrhunderts immer weitere Ausdehnung und 1883 den Zuwachs durch das anatomisch-biologische Institut erfahren. Der Vortragende ging an der Hand der wegen des Zeitkolorits interessanten Form der speziellen Einladungen zu einer „Anatomie“ unter dem Professor Spener 1713—1719 am Berliner Collegium medico-chirurgicum des näheren ein. Christian Spener geht bei dieser Einladung, die nur dann stattfand, wenn eine verwendbare Leiche vorhanden, und an Aerzte und Freunde der Anatomie sich richtete, auf das bis Adam reichende Alter der Anatomie zurück, beschreibt weitläufig deren „Nutz und Frommen“ und begründet diesen Nutzen des anatomischen Studiums mit dem Hinweis darauf, daß man am Anblick eines Skelets zum Maßhalten im irdischen Genuß gemahnt werde, eine Mahnung, die nach Herodot schon bei den alten Aegyptern Brauch gewesen ist. Die Nachfolger Speners am Collegium medico-chirurgicum, Henrici und Budeus, haben dann regelmäßige Präparirübungen an bestimmten Wochenstunden für Mediziner eingerichtet, und daran anknüpfend, beschäftigte sich Prof. Waldeyer mit der Frage, zu welchen Zeiten überhaupt regelmäßige Präparirübungen für Studirende eingeführt worden sind. Schon vor Hippokrates und der alexandrinischen Blüthezeit der griechischen Medizin haben anatomische Uebungen stattgefunden, talmudische Aerzte nahmen solche vor in Anlehnung an griechische Vorbilder, und so ward eine Summe von Kenntnissen gesammelt ohne daß aber ein regelrechter Unterricht in der Anatomie ertheilt ward. Von der indischen und vorptolemäischen ägyptischen Medizin, auch von Erasistratos, einem angesehenen Arzte der Ptolemäerzeit, ist solcher Unterricht nicht wohl anzunehmen; regelmäßige, ordentliche Präparirübungen haben selbst die späteren griechischen und römischen Aerzte an Menschenleichen mit ihren Schülern nicht vorgenommen; daß dies bisweilen geschah, davon ist uns Kunde erhalten. Albinus in Smyrna und Numesianus in Korinth, die Lehrer des Galen, haben Thiere, bisweilen auch Menschenleichen zergliedert. Diese so gesammelten Kenntnisse wurden bis ins 12. Jahrhundert überliefert. Die 1224 durch den Staufenkaiser Friedrich II. begründete Neapeler Universität, die 1232 nach Salerno, 1248 indeß wieder nach Neapel zurückverlegt wurde, empfahl zum Studium der Anatomie alle fünf Jahre die Zerlegung einer menschlichen Leiche in ihrem Statut, sonst sollte die Zerlegung von Thieren, namentlich von Schweinen, geübt werden. Aus den Händen der Aerzte ging das Studium der Anatomie allmählich an die medizinischen Fakultäten über und bei der Reorganisation der Universität von Frankfurt an der Oder unter Kurfürst Joachim II. 1542 wird bestimmt, es müsse jährlich eine „Anatomie“ abgehalten werden. Wann, wie und wo **zuerst** regelmäßige, auf bestimmte Stunden festgesetzte anatomische Präparirübungen eingeführt worden sind, ist nicht genau festzustellen. Man weiß, daß seit 1708 Johannes Salzmann in Straßburg i. Elsaß solche regelmäßige Uebungen für Studirende anstellte, ihm folgen hierin zwischen 1740 und 1750 die meisten Universitäten, 1762 bis 1778 erscheinen die Uebungen in Prag, später in Wien. Im Stockholmer „Carolinischen medico-chirurgischen Institut“ sind sie durch Anders Retius 1824, in Würzburg seit 1769 eingeführt worden. Viermal wöchentlich im Winter begegnen wir seit 1706 solchen anatomischen Uebungen im Pariser Hotel-Dieu; seit 1771 sind sie dort regelmäßiger geworden und auch die Universität ist dem Hotel-Dieu 1794 mit regelmäßigen Präparirübungen gefolgt, während schon 1744 in Kopenhagen und 1720 durch Alexander Monroe in Edinburg ein obligatorischer Präparirkursus für die Studirenden der Medizin eingerichtet worden war. Das Berliner Collegium medico-chirurgicum hat 1726 Präparirübungen eingeführt und seit 1750/51 hat es, auch hier fast am frühesten, regelmäßigen anatomischen Unterricht ertheilt. Schon 1727 bittet Budeus um Erweiterung des Raumes für die anatomischen Uebungen, zu denen schon damals Fremde zugelassen wurden. Fast das ganze vorige Jahrhundert hindurch hat das Collegium tüchtige Pfleger der Anatomie aufzuweisen gehabt. Spener, Henrici, Budeus, Meckel, dieser Letztere einer der bedeutendsten Anatomen des 18 Jahrhunderts überhaupt, Johann Gottlieb Walter, besonders hervorragend in der anatomischen Technik und verdienstvoller Sammler des reichhaltigen Museums, das seinen Namen trägt und 1804 vom preußischen Staate angekauft, später der Berliner Universität überwiesen wurde, das sind die Anatomen des Berliner Instituts im 18. Jahrhundert, die Vorläufer unsrer großen Forscher des 19. Jahrhunderts. Ihnen schließt sich Rudolphi an, der erste Anatom der neuen Berliner Universität, und auch Lieberkühn, wenngleich in Jena, Leipzig und Paris gebildet und auch niemals Professor am Collegium medico-chirurgicum, ist zu den Berliner Anatomen des 18. Jahrhunderts zu zählen. Neben Schleiermacher, Savigny, Boeckh trat Rudolphi, in Stockholm geboren und von Greifswald durch Anregung Wilhelm v. Humboldts berufen, in den Lehrkörper der jungen Berliner Hochschule ein, deren vierter Rektor er nach Schmalz, Fichte, Savigny 1813/14 gewesen ist. Als vergleichender Anatom ist er der Lehrer Johannes Müllers gewesen, dessen geistiger Einfluß heute noch in der dritten und vierten Generation weithin über Deutschlands Grenzen hinaus fortwirkt. Die Schüler Johannes Müllers, Schleiden und Schwann, Henle (Göttingen), Robert Remak und Reichert bezeichnen die Fortschritte, die von den Berliner anatomischen Studien ausgegangen sind. Reichert wurde Johannes Müllers direkter Nachfolger auf der Berliner Lehrkanzel. Der Zoologe Gottfried Ehrenberg und Helmholtz sind Reicherts Schüler gewesen. In der vergleichenden Anatomie, in der Entwicklungsgeschichte und in der Ausbildung der Histologie hat die Berliner anatomische Forschung der Wissenschaft neue Bahnen eröffnet und die Mikroskopie ist seit Rudolphi stets eifriger gepflegt worden. Den Studirenden sind denn auch in Berlin diese neuen Wege der Forschung mit am frühesten für die eigene Arbeit eröffnet worden. Von 1842 an haben Reichert und Remak Entwicklungsgeschichte gelesen, und die vergleichende Anatomie wie die Mikroskopie ist seit 1841 in den Lehrplan der medizinischen

Fakultät aufgenommen worden. Nur Bonn, wo 1840 schon die Mikroskopie eingeführt ward, hat hierin vor unsrer Hochschule einen kurzen zeitlichen Vorsprung gehabt. Durch die von der Universität ausgegangenen anatomischen Entdeckungen hat diese den Hoffnungen ihres Stifters auf diesem Felde vollauf entsprochen, allein auch die anderen Fakultäten haben eine gleich ehrenvolle Geschichte. Die Zukunft wird die Berliner Hochschule mit nicht minderem Eifer als bisher an der Arbeit sehen.

* **Greifswald.** Der Direktor der medizinischen Klinik der hiesigen Universität, Geheimrath Prof. Dr. **Mosler**, gedenkt am 1. Oktober in den Ruhestand zu treten.

* **Wien.** Die von der kaiserl. **Akademie der Wissenschaften** in der Sitzung vom 31. Mai vollzogenen Wahlen wurden vom Kaiser bestätigt.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor Dr. Karl **Ipsen** wurde zum ordentlichen Professor der gerichtlichen Medizin an der Universität Innsbruck ernannt.

* **Zürich.** Im Wintersemester 1895/96 wurde an der hiesigen Hochschule **provisorisch** auf die Dauer von drei Jahren eine **zahnärztliche Schule** unter Leitung von Professor Dr. J. **Billeter** eingerichtet. Der Regierungsrath des Kantons Zürich beantragt, wie man der „Frkf. Ztg." schreibt, nunmehr bei dem Kantonsrathe, dieses Provisorium in ein Definitivum zu verwandeln und die zahnärztliche Schule, mit welcher eine zahnärztliche Poliklinik verbunden ist, zu Beginn des kommenden Wintersemesters als **medizinische Hülfsanstalt** in den Organismus der Hochschule aufzunehmen, doch würde das Institut vorderhand noch nicht der medizinischen Fakultät einverleibt. An dem zahnärztlichen Institut wirken zur Zeit fünf Dozenten und zahntechnische Lehrer.

* **London.** Aus der Examinationsliste der Universität London geht hervor, daß sich unter 18 Personen, welche die Würde eines M. A. (Magister artium, Master of arts) erhielten, nicht weniger als acht **Damen** befinden. Im Englischen, Französischen und in den klassischen Sprachen erzielten sie ausgezeichnete Erfolge.

K.C. **Tunis**, 28. Juli. Der Bericht der **Alterthümerkommission** über die auf der Stätte des alten **Karthago** bei Tunis während der letzten Monate vorgenommenen **Ausgrabungen** und deren Ergebniß wird soeben veröffentlicht und ist von hohem Interesse. Der Hauptfund wurde innerhalb des Rayons des alten Karthago gemacht und bestand aus drei römisch-griechischen Kolossalstatuen, deren hauptsächlichste eine verschleierte Isis darstellt, geschmückt mit dem Diadem eines nach punischer Sitte aufwärts gekehrten Halbmondes. Die beiden anderen Statuen, etwas kleiner, stellen nach Ansicht der Gelehrten zwei Priesterinnen dar und werden, der Haarfrisur nach, als dem 1. Jahrhundert angehörig bezeichnet. Nicht weit davon fand man eine prachtvolle Gruppe, Bacchus darstellend, wie er seinen Panther tränkt. Außerhalb der eigentlichen Ruinen Karthago's, bei **El Alia**, wurde in einer römischen Villa ein großer Pavillon ausgegraben, dessen zwei viereckige Thürme durch eine Galerie verbunden sind, welche ihrerseits zu einer Reihe nach der See hinausgehender kleiner Gemächer führt; letztere sind sämmtlich mit prächtigen Mosaiks geschmückt. Die wissenschaftlich und künstlerisch wichtigsten Mosaiken aber fanden sich in den eben erwähnten beiden Thürmen, das eine stellt eine Nil-Landschaft, das andere ein Seebild dar, an dessen Ufer Fischer mit Einbringen ihrer Beute beschäftigt sind. Bei **Dougga** wurde ein wunderbarer Kolossalkopf des Lucius Verus in weißem Marmor gefunden. In **Thala** führten die Ausgrabungen zur Aufdeckung einer christlichen Basilika, erbaut auf den Ruinen eines Saturntempels, und bei **Tebourfouk** wurde ein Triumphbogen bloßgelegt, welcher zu einer bis dahin ganz unbekannten byzantinischen Citadelle führte. Neben diesen Hauptfunden sind eine ganze Anzahl Skulpturen in Bronze und Marmor entdeckt, darunter ein prachtvoller Sarkophag mit Basreliefs, die drei Grazien darstellend.

* Aus **Kharput** schreibt man der „Nat.-Ztg." unterm 11. Juli: Wir hatten kürzlich hier den Besuch des Dr. **Lehmann** von der Berliner Universität, welcher seit mehr denn Jahresfrist mit dem **Studium cuneiformer Inschriften** hier und in Persien beschäftigt ist. Sein Kollege, Dr. Belck, befindet sich gegenwärtig in Van, zurückgehalten durch die Untersuchung des mörderischen Ueberfalls, dessen Opfer er vergangenen Winter fast geworden. Die bisherigen Untersuchungen der genannten beiden Herren, thatsächlich die gründlichsten und erfolgreichsten, welche bisher in dieser Richtung hier stattgefunden, haben das interessante Faktum festgestellt, daß vor der Einwanderung der Armenier das Land, welches später deren Namen annahm, von einer kraftvollen, kriegerischen Rasse bewohnt wurde, die sich **Khaldi** oder Galdi nannte — ein Volksstamm, welchen weder die assyrischen noch die babylonischen Könige je vollständig zu unterjochen vermochten, der sich später aber mit den in ihr Land einziehenden Armeniern freundschaftlich verband und allmählich verschmolz. Viele der von Dr. Lehmann und Belck aufgefundenen Inschriften sind in der Khaldi-Sprache geschrieben, aber nur wenige Worte derselben konnten bisher verstanden werden. Einige der aufgefundenen assyrischen Inschriften beziehen sich auf angebliche Siege über dieses Volk, andere aber erklären rückhaltlos, daß dessen Macht nie gebrochen werden konnte. Dr. Lehmann gelang es allmählich, in die Geheimnisse der Khaldi-Sprache einzudringen und an deren Hand eine Anzahl interessanter Daten und Thatsachen der alten Geschichte festzustellen, resp. aufzuklären.

* **New-York.** Robert G. **Ingersoll**, der berühmte Redner und freidenkerische Schriftsteller, ist, 66 Jahre alt, am 21. Juli in der Nähe von New-York im Kreise seiner Familie einem Herzschlag erlegen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

**Die Bayerischen Ausführungsgesetze** zum Bürgerlichen Gesetzbuch und seinen Nebengesetzen vom 9. Juni 1899. Textausgabe. München, C. H. Beck 1899. — **Kunst und Kunsthandwerk.** Monatsschrift des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie. Hggb. von A. v. Scala. Probeheft. Wien, Artaria u. Co. — **Offizielle Fest-Schrift** zum XVI. Bundestag des Deutschen Radfahrer-Bundes in München vom 14.—19. Juli 1899. München, Verlag des „Fahrrad", Jg. Belisch. — **Ernst Kühlbrandt**: Die ev. Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt. I. Heft. Kronstadt, in Kommission: H. Zeidner u. W. Hiemesch 1898. — **Rudorff-Schaefer**: Das Reichs-Zivilrecht. Die Reichsgesetzgebung über Bürgerl. Recht und Zivilprozeß. 1. Hälfte. Berlin, H. W. Müller 1899. — W. **Peters**: Die Zivilprozeßordnung für das Deutsche Reich. Neu bearbeitet von K. Eisner v. Gronow. 8. Aufl. Ebd. 1898. — **Jak. Grimm und Wilh. Grimm**: Deutsches Wörterbuch. X. Bd., 1. Lfg. Leipzig, S. Hirzel 1899. — **Friedr. Rüchter**: Das Fichtelgebirge in seiner Bedeutung für den mitteleuropäischen Verkehr. (Inaugural-Dissertation.) Leipzig, C. G. Naumann 1899. — C. **Mündel**: Der Kaiserstuhl. (Streifzüge und Rastorte im Reichslande und den angrenzenden Gebieten. Heft 1.) Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). — Dr. **Schwalb**: Die materiellen Vorschriften des neuen Reichsrechts über die Zwangsversteigerung von Grundstücken. Vortrag. Ebd. 1899. — Dr. **Franz Söhns**: Unsre Pflanzen. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1899. — Dr. **Karl Bücher**: Arbeit und Rhythmus. 2. Aufl. Ebd. 1899. — **Konrad Häbler**: Das Wallfahrtsbuch des Hermannus Künig von Vach und die Pilgerreisen der Deutschen nach Santiago de Compostella. (Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung.) Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1899. — Dr. G. **Buchwald**: Dr Martin Luthers Deutsche Briefe. Leipzig, Bernh. Richter 1899. — **Bismarcksäulen** — die dreißig besten Entwürfe. Hggb. vom Ausschuß der deutschen Studentenschaft. Bonn a. Rh., Emil Strauß 1899. — **Die vier Evangelien** nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. Lfg. 6—10. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — **Berichte des Deutschen Drogisten-Verbandes** E. G. über den Verkehr mit Arzneimitteln und giftigen Stoffen. Nr. 19. Leipzig, Jul. Süß jr. 1899.

---

Digitized by Google

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.


Uebersicht.



## Gutzkow im jungen Deutschland.

Nebst Beiträgen zu Gutzkows Lebensgeschichte.

Von Ludwig Geiger.

### I.

Eine wissenschaftliche Biographie Gutzkows gibt es nicht. Die verschiedenen autobiographischen Beiträge, die Gutzkow in Buchform herausgegeben hat, sind doch nur Bausteine zu einer solchen Biographie und, wie alle solche memoirenartigen Schilderungen, einseitig und unvollständig. Das Buch von Prölß „Das junge Deutschland“ (Stuttgart 1890) ist aus Vorarbeiten für eine erschöpfende Biographie des vielseitigen Schriftstellers hervorgegangen, entbehrt aber, da es sich zur Geschichte eines kleinen literarhistorischen Abschnittes verwandelte, der Schilderung des größten Theiles von Gutzkows Leben. Auch für seine Anfänge indessen, insbesondere für seine Stellung im „Jungen Deutschland“, für seine Geschicke als Mitglied dieser verfehmten Schule, zeigt das angeführte Buch, so viel neues es sonst bietet, bedenkliche Lücken. Sie sind erklärlich durch eine freilich nicht leicht verständliche Nichtachtung der Akten des Geheimen preußischen Staatsarchivs. Diese Lücken sollen im folgenden ausgefüllt und damit ein, wie ich glaube, nicht unwichtiger Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte überhaupt gegeben werden.[1])

Auf Gutzkows Eingabe vom 1. Juli 1831 gestatteten die Zensurministerien, bekanntlich die des Innern, Kultus und Aeußern, am 25. August, in das von ihm herausgegebene „Forum der Journalliteratur“ auch Gegenstände der Politik, soweit sie mit der Journalliteratur zusammenhingen, vorläufig auf ein halbes Jahr aufnehmen zu dürfen. Am 25. Oktober desselben Jahres bat Gutzkow um die Erlaubniß, in dem von dem Buchhändler Krause verlegten „Eulenspiegel“ den politischen Theil zu übernehmen; ferner die ihm für das „Forum“ ertheilte Erlaubniß, von der er bisher keinen Gebrauch gemacht habe, nämlich auch Politisches zu schreiben, vom 1. Januar 1832 auf ein Jahr auszudehnen. Er versicherte übrigens, „daß meine schriftstellerische Thätigkeit nur auf den Kampf für die ewigen Wahrheiten der Vernunft und Sittlichkeit gerichtet ist, daß ich das in mich gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde, sowohl durch ein sorgfältiges Vermeiden jedes leidenschaftlichen Partei-Interesses, als auch namentlich durch die schuldigste Achtung der Institutionen, in deren Verband ich zu leben das Glück habe.“

Ueber die hier berührten Zeitschriften braucht nicht viel gesagt zu werden. Der „Eulenspiegel“ war ein von dem Schriftsteller E. M. Oettinger herausgegebenes Blatt, das nicht allzulange existirte; über Gutzkows „Forum“ hat Prölß aus einem der wenigen erhaltenen Exemplare so ausführliche Mittheilungen gemacht, daß ein weiteres Verweilen dabei nicht nöthig ist.

In dieser Zeit, während welcher Gutzkow aus den Akten der preußischen Zensurbehörde verschwand, entwickelte er eine vielseitige Thätigkeit, war als Adjutant Menzels wirksam und lebte in Süddeutschland. Diesem Aufenthalt gehörte das Buch an, das den grimmigsten Zorn der Machthaber heraufbeschwor und das der unmittelbare direkte Anlaß zur Verfolgung des „Jungen Deutschland“ wurde, sein Roman „Wally, die Zweiflerin“. Die Analyse und Beurtheilung dieses Romans wird ausführlich genug bei Prölß gegeben; dort werden auch die persönlichen Schicksale des Verfassers, seine Verhaftung und Verurtheilung in Mannheim dargestellt.

Das Verbot des Romans in Preußen erfolgte am 24. September nach einem Gutachten des Oberzensurkollegiums vom 18. September 1835. „Dieses Buch,“ so hieß es darin, „übrigens in jeder Beziehung eine werthlose Hervorbringung, sucht sich durch die frechste Verunglimpfung des Christenthums, durch die verabscheuungswürdigsten Schmähungen gegen den göttlichen Stifter des Christenthums und überhaupt durch die zügellosesten Verhöhnungen jedes religiösen Glaubens bemerklich zu machen. Wir sehen uns umsomehr veranlaßt, auf das Verbot der gedachten, höchst verwerflichen Schrift und die Entfernung derselben aus dem Buchhandel, sowie aus den Leihbibliotheken und Lesegesellschaften anzutragen, als die Popularität des Vortrags und manche dem großen Haufen der Leser zusagende witzige Wendungen, welche dem schon längst übelberüchtigten Verfasser zu Gebote stehen, die schädlichsten Wirkungen von der ferneren Verbreitung des ruchlosen Machwerks besorgen lassen.“

Wie weit dieses Verbot ausgeführt wurde, läßt sich aus den Akten nicht entnehmen, da die Zensurkommission keine ausführende Behörde war, sondern nur eine solche, die über die Bücher, die ihr vorgelegt wurden, Gutachten abzugeben hatte. Auf eine Notiz, die in der „D. A. Z.“ am 27. Januar 1836 stand und in der es mit ausdrücklicher Beziehung auf die „Wally“ hieß, „Alles eile in die Lesegesellschaften, um die verbotene Frucht zu naschen“, antwortete das Polizeipräsidium, „das sei unmöglich, da streng nach dem Verbot verfahren würde“.

Unterdessen war fast gleichzeitig mit dem Verbot der „Wally“ in Preußen der große Schlag gegen Gutzkow durch Menzel geschehen. Durch das Stuttgarter Blatt, in dem diese Besprechung stand, wurde Oesterreich zu seinem Vor-

[1]) Von den betreffenden Akten kommen drei große Faszikel in Betracht: R 77 II, Zensursachen Spec. G Nr. 29, ferner R 77 VI politisch verdächtige Personen Lit. G Nr. 87; endlich, während die beiden genannten Faszikel dem Ministerium des Innern entstammen, Ministerium des Auswärtigen Rep. V Nr. 250: Akta betreffend die Maßregeln gegen die von Gutzkow und Wienbarg gebildete Vereinigung „Die junge Literatur oder das junge Deutschland“. Ich benutze diese Gelegenheit, um der Direktion des Geheimen Staatsarchivs und besonders Hrn. Archivrath Bailleu für die mir bewiesene Liberalität den ergebensten Dank abzustatten. — Die genannten Akten sind bisher noch von Niemand zu wissenschaftlichen Zwecken eingesehen worden.

Digitized by Google

gehen veranlaßt. Von dort aus wurde, in Unkenntniß dessen, was in Preußen bereits geschehen war, eine Aufforderung an Preußen gerichtet. Der preußische Gesandte in Wien nämlich schickte am 3. November 1835 an den Minister des Auswärtigen ein Schreiben, worin er auf den vor fast zwei Monaten in Preußen verbotenen Roman „Wally" aufmerksam machte. Er bemerkte dabei, Metternich versuche, diesem lästerlichen Unfug durch den Bundestag zu steuern. Er lenkte sodann die Aufmerksamkeit darauf, daß Kühne (vermuthlich verschrieben für Menzel)[1] in dem Literaturblatt gegen die beiden Schriftsteller Gutzkow und Wienbarg, die sich vereinigt hatten, um die neue Zeitschrift „Deutsche Revue" herauszugeben, aufgetreten sei. Er sandte ferner eine von den beiden Genannten in der Allg. Ztg. vom 26. Oktober 1835 veröffentlichte Erklärung ein und wies darauf hin, daß die darin vorkommenden Worte „unsre Reihen" auf einen wirklichen Bund hindeuteten.

Diese Erklärung lautet in ihrem Hauptstück so:

„Die Unterzeichneten können nicht so grausam sein, von Hrn. Menzel in Stuttgart, einem Mann, der sich nur noch mit verzweifelter Konsequenz erhält, die plötzliche Zurücknahme seiner ästhetischen, politischen, historischen und religiösen Irrthümer zu verlangen. Noch einige Frist gestatten sie ihm, um seine früher gegen sie vorgebrachten Motive zu paraphrasiren. Lächelnd sehen sie zu, wie Hr. Menzel sich selbst als den ‚seltenen, bewährten Kämpfer' vertraulich auf die Schulter klopft, wie er durch Erwähnung des Dr. Kühne Zwiespalt in unsre Reihen bringen will und sich auf Schriften beruft, welche nur in unserm Interesse geschrieben sind. Sie antworten nur auf die Verunglimpfung der „Deutschen Revue" und bemerken, daß Börne, Heine, Laube, Veit, Varnhagen v. Ense, Grobbe, Spazier, König, Koltenkamp, Lewald, Koreff, Zimmermann, Beurmann, G. Büchner, W. Schulz, Universitätsprofessoren wie Gans, Hotho, Schwenke, Ulrici, Rosenkranz, Fortlage, Bobrick, Trendelenburg ihre Theilnahme versprochen haben. „So wird sich," so fahren sie dann fort, „Hr. Menzel eine Vorstellung von dem Erfolg machen können, den wir trotz seiner Angriffe in der öffentlichen Meinung gewonnen haben."

Diese Erklärung wurde wegen des Wortes „unsre Reihen", auf die schon der preußische Gesandte in Wien, Maltzahn, als ein geschlossenes Ganzes andeutend, hingewiesen hatte, von verhängnißvoller Bedeutung. Denn durch sie wurde die Fiktion von einem wirklichen Bund des jungen Deutschland bezeugt oder genährt. Die Erklärung hatte die fernere Folge, daß die preußischen Ministerien Miene machten, gegen die genannten Professoren und Beamten, soweit sie preußische Unterthanen waren, einzuschreiten. Zunächst schrieb der Minister des Aeußern an Varnhagen v. Ense, der, freilich seit 15 Jahren unthätig, noch immer preußischer Geheimer Legationsrath zur Disposition war, er wünsche sofort in der Allgemeinen Zeitung von ihm diese Erklärung widerrufen zu sehen. (16. Nov.) Aber weder in den Akten des jungen Deutschland, noch auch sonst in den Akten findet sich eine bestimmte Erklärung Varnhagens. Zugleich verlangte der Minister des Auswärtigen von dem Kultusminister Altenstein, er möge wegen der Universitätsprofessoren Schritte thun. Dieser antwortete am 15. Dezember, Ulrici, Gans, Rosenkranz und Hotho hätten in der Allgemeinen Zeitung durchaus befriedigende Absage-Erklärungen abgegeben, Trendelenburg habe sich mündlich erklärt, daß er keine Zustimmung zu der neuen Zeitschrift eingesandt habe, daß vielmehr das neue Blatt seiner Richtung durchaus entgegen sei, wie er Wienbarg einmal mündlich gesagt habe. Er könne daher nicht öffentlich erklären, da er überhaupt nicht zugestimmt habe. Dieser mündlichen Erklärung folgte eine schriftliche vom 23. Nov., aus der einzelnes Interessante zu bemerken ist. Trendelenburg berichtet darin, daß er mit Wienbarg 1822 in Kiel zusammen studirt habe, dessen Talent und Kraft ihn damals angezogen hätten. Nachher habe er ihn 1829 nochmals gesehen. „Eine Zeitlang verfolgte er in seinen politischen Ansichten eine preußische Richtung und wollte sogar einmal, wie ich höre, in Altona oder Hamburg ein Blatt in der bestimmten Absicht begründen, um in Norddeutschland Interesse und Begeisterung für Preußen und preußische Staatseinrichtungen zu verbreiten. Die Juli-Revolution und ein mißlungener Versuch, eine bürgerliche Stellung zu gewinnen, haben ihn leider in das Extrem einer zerstörenden Ansicht geworfen. In diesen Herbstferien sah ich ihn in Frankfurt wieder. Daß meine Empfindungen und Ansichten den seinigen völlig entgegenstehen, war ihm wohl bekannt." Trotzdem erließ Trendelenburg noch eine öffentliche Absage in der Allgemeinen Zeitung am 26. Januar 1836.

Während nun diese Professoren- und Beamten-Verfolgung durch das Zurückziehen der Getroffenen im Sand verlief (Rosenkranz hat freilich in Privatbriefen, die Prölß veröffentlicht, Gutzkow gegenüber einen wesentlich anderen Standpunkt eingenommen), blieb Gutzkow mit der preußischen Regierung in unangenehmem Verhältniß. Vielleicht hatte die gegen ihn geübte Strenge einen Grund in den Anschauungen des Königs. Wenigstens meldete Mundt in den schon erwähnten Briefen (a. a. O. S. 39), „daß der König selbst die Wally gelesen und eigenhändig an den Großherzog von Baden geschrieben hat, dagegen einzuschreiten". Gutzkow hatte von Karlsruhe, 29. November 1835, unter Beifügung von Abschriften seiner Militärpapiere, aus denen hervorgeht, daß er am 17. Oktober 1834 wegen schwacher Brust und chronischer Brustbeschwerden für den aktiven Dienst untauglich befunden und dem zweiten Aufgebot der Landwehr zugewiesen worden, um einen Paß nach Italien zu einer Erholungsreise gebeten. Dieser wurde ihm jedoch verweigert (3. Dezember). Kurze Zeit darauf lief vom preußischen Gesandten in Frankfurt die Nachricht ein, daß der Senat Gutzkow das Frankfurter Bürgerrecht abgeschlagen und ihn aus Frankfurt verwiesen habe (25. November 1835). Nun mischte sich auch der alte Gutzkow, der Stallmeister bei einem preußischen Prinzen war, ein, indem er in einem herzbeweglichen Schreiben vom 31. Dezember 1835 dem Minister mittheilte, daß sein Sohn wegen einer theologischen Schrift (sic!) in Untersuchungshaft sich befinde. Dieser Sohn sei gut und brav und habe sich gewiß zu jener Schrift nur durch Andere bewegen lassen. Nun wünsche er sich mit der Tochter des schwedischen Generalkonsuls (richtiger Stieftochter, Susanne Klönne, der Stiefvater hieß Freinsheim) zu Frankfurt zu verheirathen, möchte dazu die Verlängerung seines Passes haben und würde außerdem gern „seine Meinungen, Schicksale und Pläne der preußischen Regierung mittheilen, wenn ihm die höhere Erlaubniß dazu zutheil würde". Auf dieses Schreiben wurde ihm geantwortet, „dem Sohn sei unbenommen, seine Meinung zu äußern" (18. Januar); wegen eines Passes solle er sich an den Gesandten in Frankfurt wenden. Dieser Paß, ein Ministerialpaß vom 10. Mai 1834, war Gutzkow auf ein Jahr für eine Reise in die deutschen Staaten bewilligt worden. Er war von Otterstedt, dem preußischen Gesandten in Baden, auf ein halbes Jahr verlängert; nun wurde, 23. Juni 1836, dem Petenten ein neuer Paß auf ein Jahr gewährt.

Nach der Veröffentlichung des Romans „Wally" wurde die öffentliche Stimmabgabe für und wider fortgesetzt und wie die Schriften Gutzkows selbst, so fanden auch diejenigen

[1] Man könnte nach der folgenden Erklärung annehmen, daß Kühne sich irgendwo gegen das junge Deutschland ausgesprochen und daß Menzel diese Aussprache benutzt habe. Ein solches Verfahren Kühne's ist aber nach Pierson, G. Kühne, Dresden 1890, nicht wahrscheinlich. Denn nach den dort S. 31 ff. mitgetheilten Briefen Mundts an Kühne gehörte der Letztere damals energisch der Opposition an.

Digitized by Google

seiner Freunde keine Gnade vor der preußischen Regierung. Das damals anonym erschienene „Sendschreiben an Gutzkow“ wurde verboten (28. Februar 1836), trotzdem es nur eine „geringe Broschüre sei, indem sowohl das von literarischen Gegnern der unsittlichen und antireligiösen Tendenzen des Verfassers wie gleichmäßig das von den deutschen Regierungen ausgesprochne Urtheil über jenes Buch als ungerecht, unverständig und verleumderisch dargestellt wird, und selbst die ärgerlichsten und ruchlosesten Einzelheiten dieses Romans in Schutz genommen werden“.

Nicht anders erging es dem Buche Gutzkows „Zur Philosophie der Geschichte“ nach einem Gutachten des Zensurkollegiums vom 2. Mai 1836, um dessen Erlaubniß Gutzkow am 3. April 1836 selbst gebeten hatte (vgl. u.). „Das Publikum,“ so bemerkte das genannte Kollegium, „leide durch Vorenthaltung der Schrift keinen Schaden.“ Der Minister Rochow bemerkte dazu eigenhändig am Rande: „Sehr wahr.“ Der Verfasser, so fuhr das Gutachten fort, bezeichne das Buch selbst als ein unvollständiges, der ergänzenden Thätigkeit der Leser bedürfendes Buch. Außerdem suche der Verfasser auf die Maßregeln gegen das junge Deutschland ein nachtheiliges Licht zu werfen und brauche an vielen Stellen unpassende Bemerkungen.

Unterdessen aber schien sich doch in und für Gutzkow ein Umschwung zu vollziehen. Der preußische Gesandte Schöler berichtete nämlich am 29. Februar 1836, Gutzkow habe die Erlaubniß erhalten, in Frankfurt zu bleiben und fügte hinzu: Er scheine Reue über seine bisherigen Verirrungen zu empfinden. Worauf sich dies bezieht, vermag ich nicht zu sagen. Sicher ist, daß er eine mildere Behandlung seitens Preußens wünschte und sich zu diesem Behufe an den allmächtigen Rath Tzschoppe wandte. Der Brief, in dem er dies that, ein Privatbrief, ist nicht bei den Akten, wohl aber die Antwort Tzschoppe's vom 20. März 1836, in der zunächst bemerkt wird, daß „Goethe und sein Jahrhundert“ gedruckt werden könne, sobald es in Berlin zensirt sei. Dann aber fuhr der Gewaltige fort: „Nachdem ich Ihre an mich gerichteten Fragen im Vorstehenden beantwortet habe, bleibt mir noch übrig, Ihnen für das Vertrauen zu danken, welches Sie mir durch Ihren Brief bezeigt haben. Es freut mich sehr, daß ein Mann von Ihrem Talente die dem deutschen Vaterlande und der deutschen Literatur zur Schande gereichende Richtung verlassen zu haben scheint und letztere selbst mit Worten bezeichnet, die ich wiederzugeben hier Anstand nehme. Ich darf nunmehr auch annehmen, daß es Ihnen leid thut, in der Vorrede zu Schleiermachers Briefen Andeutungen über die hiesigen Verhältnisse gegeben zu haben, welche ein wohlgesinnter Preuße der Vergessenheit überläßt, und in der Voraussetzung, daß Sie hiebei verharren, erkläre ich mich gern bereit, nach Möglichkeit auch künftighin die Fragen zu beantworten, welche Sie über Ihre hiesigen Verhältnisse an mich zu richten sich etwa veranlaßt halten möchten.“

Was Tzschoppe's Hinweis auf Gutzkows Vorrede zu Schleiermachers Briefen über die Lucinde betrifft, so kann sich dies nur auf die etwas scharfe Charakteristik der Theologen beziehen, die an Schleiermachers Grab standen, und auf einzelne Andeutungen über die Stellung Schleiermachers zu den gebietenden Kreisen. Denn daß Gutzkow einmal die Melodie „Heil Dir im Siegerkranz“ eine geschmacklose nennt, dürfte doch schwerlich den Zorn Tzschoppe's so gereizt haben. Dieser Brief Tzschoppe's hatte wohl die Wirkung, daß Gutzkow, der den einflußreichsten Rathgeber für sich gewonnen zu haben glaubte, sich direkt an den Minister wandte. Das an diesen (3. April 1836) gerichtete Schreiben lautet folgendermaßen:

Hochgebietender Herr Staatsminister!

Die Gelegenheit, die neuesten Begegnisse auf dem Felde der Literatur, die Sache des Unterzeichneten Ew. Exzellenz zu empfehlen, wollt' ich nicht eher ergreifen, bis ich nicht die von mir zu gebenden Versicherungen durch thatsächliche Beweise unterstützen konnte. Um Ew. Exzellenz davon zu überzeugen, wie sehr mir daran liegt, die hohen Behörden meiner Heimath zugunsten einer durch mannichfache Hindernisse isolirten und durch die Isolirung zu falsch berechneten Aeußerungen hingerissenen Persönlichkeit zu bestimmen, wollte ich erst die Vollendung eines Buches abwarten, von welchem ich Ew. Exzellenz das erste, mit großherzoglich badischer Zensur gedruckte Exemplar zu überreichen die Ehre habe.

Diese Schrift ist die Frucht einer herben Erfahrung. Ich schrieb sie in demselben Augenblicke, wo ich in einem Gefängniß die Grenzen kennen lernte, welche der Staat jeder planlosen Charakterentwicklung, die das Allgemeine wenn nicht gefährden, jedoch verwirren könnte, ziehen muß. Ich schrieb diesen Versuch ohne Groll und Erbitterung und dachte lediglich daran, mein geringes Talent, wenn ich es besitze, ebensosehr wie meinen guten Willen zu rechtfertigen. Ich wollte zeigen, daß mir die Mittel wohl zu Gebote ständen, das Publikum allmählich zu einer Versöhnung zu veranlassen, ja sogar, daß ich, wenn ich in meiner Entwicklung nicht wäre gestört worden, aus eigener besserer Besinnung die Wege eingeschlagen hätte, welche zum Ziel einer gediegenen und ehrenvollen öffentlichen Theilnahme führen. So war denn zuletzt nicht weniger meine Ansicht, den hohen Behörden meiner Heimath diese Schrift als einen Beweis meines Wollens und Könnens vorzulegen.

Zu dem Ende schickte ich sie nach Halle. Die dortige Zensur beförderte sie nach Magdeburg, von wo ich nach Berlin an Ew. Exzellenz verwiesen wurde. Ich bedachte die unsaubere Handschrift und ließ das Buch gleichsam als Manuskript an demselben Orte drucken, wo ich mich ein Vierteljahr in gefänglicher Haft befand. Die dortige Behörde hatte in dieser Situation eine so sichere Meinung von mir gewonnen, daß sie keinen Anstand nahm, meinen Versuch als eine Verhandlung mit wissenschaftlich Gebildeten zum Drucke zuzulassen. Werd' ich bei meinen heimathlichen Behörden dieselbe Versöhnlichkeit finden? Die edlen und humanen Gesinnungen Ew. Exzellenz verbürgen mir, daß meine Sache vorurtheilsfrei geprüft wird.

Widersprüche wird dieser Versuch genug finden; doch sind es gewiß keine anderen, als die die Wissenschaft erheben dürfte.

Ueberall, wo ich positive Verhältnisse berühre, wird meine Darstellung mir das Zeugniß geben, daß ich die Menschheit auf allen ihren Entwicklungsstufen achte und die gegenwärtigen Verfassungen der europäischen Gesellschaft für die vollkommenste Befriedigung dessen halte, was sie zu bedürfen scheint. Denn würde die Gesellschaft wohl dulden, daß man ihr etwas entzöge, wenn sie ohne dasselbe nicht leben zu können glaubte? So bin ich in den positiven Erläuterungen nicht über das Gesetzmäßige herausgegangen oder hätte mit meinem Versuch eine andere Aufregung bezweckt als die, ohne welche man sich die Lösung wissenschaftlicher Fragen nicht denken kann.

Ich gebe zu, daß meine Schrift zur Philosophie der Geschichte eine Physiognomie trägt, der man nur bei dem Gefühl der freiesten Unabhängigkeit auf menschlichen Antlitzen zu begegnen pflegt. Möchte mir aber diese Frische doch zu meinen Gunsten ausgelegt werden! Ich kann in der Literatur nur eine sichere Stellung bekommen, wenn ich die Macht habe, meine Individualität geltend zu machen. Wenn diese auf keiner Seite meines Versuches fehlt, sollte der Staat das nicht dulden, falls von dem, was er zu schützen hat, durch sie nichts beeinträchtigt wird? Uebrigens verlangte mein Gegenstand, daß ich alle jene unsicheren Gedankenstrudel über Staat, Kirche, Gesellschaft durchschiffend, die bedenklichsten Fragen in Erwägung zog; aber sollt' ich das Steuer der Besonnenheit bei dieser mißlichen Fahrt nicht richtig gelenkt haben und je in Scylla gefallen sein, wo ich Charybdis vermeiden wollte? Ich bin mir bewußt, daß es Wahrheit ist, was ich in der Vorrede sage. Das Bestehende ist nicht meine Prämisse, wenn es nur mein Resultat ist!

Zuletzt möcht' ich Ew. Exzellenz bitten, meine Schrift noch unter einem persönlichen Gesichtspunkte zu beurtheilen.

Ich bin einmal mit meinem Namen und einer Tendenz, die man fälschlich an ihn anknüpfen will, mitten auf den Markt der Oeffentlichkeit gestellt. Es heißt da: diese jungen Autoren werden schonender behandelt werden, wenn sie sich dieser Milde würdig erweisen. Das erste Buch, was nach wechselseitiger Verständigung erscheint, ist das meinige. Man weiß es, daß seiner Verbreitung in preußischen Landen die Genehmigung Ew. Exzellenz vorangehen muß. Glauben Sie nicht, daß durch diesen Umstand die mannichfachsten Gedankenreihen werden erweckt werden? Sicherlich. Aber wenn meine Schrift so wie sie abgefaßt ist, die Zulassung von Ew. Exzellenz erhält, so ist es die Neugier des Publikums, die hier den Kürzeren zieht. Freilich wird man davon überzeugt sein, daß ich einen neuen Weg einschlagen will, wird aber dem Gouvernement beipflichten, wenn es mir behülflich war, dies thun zu können, ohne meine Individualität, d. h. meine literarische Freiheit aufzugeben. Je größer die mir gelassene Unabhängigkeit ist, desto entschiedener kann ich auf das Publikum für jene versöhnenden Zwecke wirken, von welchen ich durchdrungen bin. Eine völlige Beschränkung meines Tones wäre sowohl ein Beweis gegen meine Redlichkeit, wie gegen die Milde der preußischen Regierung, die schon allmählich von den übrigen Staaten als Richtschnur angenommen wird. Meine Heimath hat durch die neuesten Vorfälle, durch die richtige Berechnung ihrer Maßregeln ein so entschiedenes Uebergewicht über ganz Deutschland bekommen, daß ich nur wünsche, ich möchte von den Erfolgen dieser merkwürdigen Thatsache nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr in dem Bestreben anerkannt werden, diesem Prinzipate, so viel ich kann, fördersam sein zu wollen.

Schließlich ersuche ich Ew. Exzellenz zur Prüfung meiner Schrift weder Mystagogen noch Männer heranzuziehen, welche eine exklusive Philosophie zu vertheidigen haben. Auch gewähren Sie mir wohl die Bitte um Beschleunigung des letztlichen Resultats. Wäre dies ein günstiges, so hätte ich endlich den Ausweg aus einer aufgescheuchten und unklaren Existenz gefunden, und würde mich jener Muße erfreuen können, ohne welche sich keine geregelte Theilnahme an der Literatur vorstellen läßt.

Eine Kontraktverbindlichkeit zwingt mich, diese Schrift der Buchhandlung Hoffmann und Campe in Hamburg in Verlag zu geben. Möchten Ew. Exzellenz hierin nur die Erfüllung einer juristischen Verpflichtung sehen, deren Unterlassung mich in gerichtliche Weitläufigkeiten verwickeln könnte. Soviel ich weiß, ist Herr Campe ein kluger und besonnener Mann, der sich wohl hüten wird, mit Trotz auf einer Richtung zu beharren, welche ihm so viele Nachtheile zu bringen droht. Er hat es allen seinen Verbindungen zur Pflicht gemacht, sich dem kgl. preußischen Gouvernement zu nähern und ihm selbst seine Theilnahme an ihren Leistungen dadurch zu erleichtern, daß er nicht stündlich in der Besorgniß leben muß, in seiner ganzen merkantilischen Thätigkeit paralysirt zu werden. Vielleicht schenken mir Ew. Exzellenz so viel Vertrauen, daß es mir gelungen ist, durch diese Notiz Sie für die Geschäftsthätigkeit eines Mannes günstiger gestimmt zu haben, der an den neuesten Vorfällen der Literatur nur ein äußerlicher Interessent ist und mir auf meiner neuen Bahn mit ebenso vieler Theilnahme sich bequemen wird, wie früher auf der alten.

So hält mich denn die Hoffnung, daß mir Ew. Exzellenz durch die Genehmigung meines Buches das Unterpfand versöhnlicher Nachsicht geben werden, und es mir bald gelingen möchte, die hohen Behörden meiner Heimath zu einem günstigen Endurtheil über mich zu veranlassen. Einer beschleunigten Erledigung meiner Bitte verharrend, zeichne ich, hochgebietender Herr Staatsminister! mit dem Ausdruck tiefster Verehrung

Frankfurt a. M., den 3. April 1836.

Ew. Exzellenz gehorsamster
Dr. Karl Gutzkow
durch Adresse des Generalkonsuls Freinsheim.

Dieses hochbedeutsame Schreiben legt gewiß Zeugniß von einer edlen Gesinnung ab, ist aber, wie man nicht leugnen kann, in vieler Beziehung eine Art Widerruf. Dieser Widerruf tritt am klarsten in den Stellen hervor, die oben gesperrt gedruckt sind, während sie in dem Originalschreiben sich von den übrigen nicht unterscheiden. Eine unmittelbare Antwort scheint das Schreiben nicht erhalten zu haben. Die Schrift, die darin empfohlen wurde, ward, wie oben gezeigt, in Preußen nicht erlaubt. Aber freilich, wie wenig System in der ganzen Verfolgung war oder wie sehr man zwischen Schädlichem und Unschädlichem unterschied, lehrt die Thatsache, daß eine andere, schon oben angedeutete fast gleichzeitige Schrift „Goethe und sein Jahrhundert“ in Berlin gedruckt wurde. Nach einer Andeutung Mundts an Kühne (a. a. O. S. 35) wäre dieses Buch noch vor der Anordnung der neuen Zensur durchgekommen. Diese Angabe nach der Bemerkung Tzschoppe's (s. oben) nicht sehr wahrscheinlich, könnte eine Stütze darin finden, daß das Buch in den Akten nicht vorkommt.

Die folgenden Schriften jedoch theilten das gleiche Schicksal mit „Zur Philosophie der Geschichte“. Die „Soiréen“, für die der Verleger Sauerländer in zwei verschiedenen Schreiben die Debiterlaubniß erbat, wurden nicht zugelassen. Das Zensur-Kollegium beantragte sogar, die Buchhandlungen zu bestrafen, die, ohne jene Erlaubniß abzuwarten, das Buch in Berlin verkauft hatten. Gleichermaßen erging es den in demselben Jahre erschienenen „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur“ (2 Bde. Stuttgart, Balz). Das Verbot dieser Schriften gründete sich auf ein Gutachten des zum Zensor des jungen Deutschland bestellten Geh. Hofraths John. Es lautet:

„Ganz abgesehen von der in der Vorrede des Werkes enthaltenen, zügellos leidenschaftlichen, rohen und beleidigenden Diatribe gegen Gutzkows und der Schriftsteller des sog. jungen Deutschlands damaligen Widersacher Menzel . . . enthält nicht nur diese Vorrede, sondern das ganze Buch so viel Verwerfliches, daß ich nicht im geringsten zweifeln kann, auf Nichtgestattung des Debits anzutragen. Zur näheren Motivirung dieser Aeußerung bemerke ich zuvörderst über den Totaleindruck des fraglichen Werkes, daß bei allem nicht zu verkennenden Talente des Verfassers, bei manchen einzelnen treffenden Urtheilen und witzigen Aeußerungen im ganzen doch die Unreife, das Unklare, das leidenschaftlich Verworrene, der Geist der Frivolität, der Mangel einer festen Richtschnur für das Denken und Leben, eines sittlichen Halts, einer religiösen Gesinnung und dabei eine vorwaltende dünkelhafte Arroganz, ein schrankenloser Hochmuth bei affektirter Bescheidenheit überall hervorblicken.

Im einzelnen habe ich zu bemerken, daß nächst der Vorrede die drei Abschnitte des Buches: „Gans und die Doktrinäre, Heinrich Heine, Börne und Wienbarg (es sind die Seiten Bd. I S. 66—102) mich bestimmen würden, das fragliche Buch für unzulässig zu erklären.

Wenn der Verfasser S. 77 dreisthin sagt: „Aber Staat als Resultat ist immer Tyrannei, sei es nun mit drei Roßschweifen oder mit Volkstribunen, Staat als Resultat macht eine Form der Existenz absolut, von welcher wir im Gegentheil hoffen, daß sie nur vorübergehend ist und sich in irgend ein Niveau auflösen muß“, so ist dies unstreitig ebenso anstößig und verwerflich, als unrichtig und unklar. Daß überhaupt ein Mann wie Gutzkow seine Geistesgenossen Heine, Börne, Wienbarg, nebst Laube, Mundt und Anderen, wenn er sich auch einzeln tadelnd über sie erhebt, doch in einem glänzenden Lichte darstellt und die Anklagen der neueren Richtung der Literatur als „falsch“ bezeichnet und darstellt (S. 243), daß er ferner gegen polizeiliche Maßregeln und insbesondere gegen die Zensur bei jeder sich darbietenden Gelegenheit angeht, ist zwar natürlich, bewährt aber auch, daß bis jetzt eine wünschenswerthe Aenderung seiner Tendenz noch nicht erfolgt ist, daß derselbe ferner die Verhältnisse in Deutschland „als einen Zustand der politischen Auflösung“ ansieht, ergibt S. XIII der Vorrede. Welchen frivolen Lebensansichten er zugethan, wie er zum Fatalismus hinneigt, und wie er das Christenthum, das ihm bloß eine historische Erscheinung ist, gering schätzt, ergeben nebst anderen die Stellen S. XV, XXII 48, 70 der Vorrede und S. 185 . . . der Schrift.“

Digitized by Google

Ohne in eine Prüfung der Ansichten des Zensors einzugehen, sei nur bemerkt, daß manche seiner Ausführungen doch überaus seltsam genannt werden müssen.

So spricht Gutzkow durchaus nicht davon, daß sich Deutschland im Zustande der politischen Auflösung befinde, sondern indem er die Spaltung Deutschlands erwähnt, nennt er auch unter vielen anderen Momenten die „politische Auflösung", worunter nach dem ganzen Zusammenhange nicht etwa ein Tadel der damaligen politischen Verhältnisse, sondern die Spaltung des Reiches in verschiedene kleine Gemeinwesen gemeint sein kann. Als frivole Lebensanschauung wird z. B. die Phrase bezeichnet: „Doch es ist nicht einmal wahr, daß das Leben über der Literatur, der moralische Mensch über der Psyche steht, das Instrument über der Musik, der Athem über dem Wort." Und wie gar die letztangeführte Stelle, in der von den verschiedenen Epochen der Revolution gesprochen wird, als etwas frivoles, fatalistisches oder unchristliches bezeichnet werden kann, dürfte außer dem Zensor wohl Niemand verstehen.

---

## Mexicanische Bevölkerungsstatistik.

Von Georg v. Mayr.

In den Vereinigten Staaten von Amerika hat die Ermittlung des Bevölkerungsstandes seit einem vollen Jahrhundert (1790 bis 1890) in ununterbrochener Regelmäßigkeit durch den alle zehn Jahre veranstalteten Zensus stattgefunden. Ist auch die Methode des dabei eingehaltenen Zählverfahrens nicht einwandfrei, so verliert doch die Reichhaltigkeit und Genauigkeit der durch den Zensus bewirkten Feststellungen hohe Anerkennung. Die Zählwerke der Union bilden deßhalb einen der werthvollsten Bestandtheile der auf der Welt vorhandenen demologischen Schätze. Um so ungenügender ist dagegen unser Wissen über die Bevölkerungsbewegung im Gesammtgebiet der Vereinigten Staaten. Was darüber gelegentlich des Zensus an Erhebung der im Zensusjahr vorgekommenen Geburten, Sterbfälle und Eheschließungen beigebracht wird, ist außerordentlich lückenhaft und als Grundlage einer Statistik der Bevölkerungsbewegung der Union durchaus unbrauchbar. Nur in der Mehrzahl der großen Städte und in den Neu-England-Staaten, sowie einigen dieser benachbarten Staaten[1]) besteht eine öffentlich rechtlich geregelte Verzeichnung der Vorgänge der Bevölkerungsbewegung, insbesondere der Geburten und Sterbfälle. So lange diese erste Vorbedingung für die Materialsammlung auf dem Gebiete der Statistik der Bevölkerungsbewegung — der „Vital Statistics", wie Engländer und Nordamerikaner sie nennen — noch fehlt, kann von einer Ausgestaltung dieses wichtigen Zweigs der Demologie überhaupt nicht die Rede sein. Neuerlich hat sich unter der Führung des rührigen Leiters der neugegründeten „Division of Vital Statistics" von Michigan, Cressy L. Wilbur in Lansing eine lebhafte Agitation für Ausdehnung der Registrirung der Vorgänge der Bevölkerungsbewegung auf das Gesammtgebiet der Vereinigten Staaten begonnen, die jedoch voraussichtlich sobald nicht zum Ziele führen wird, wenn auch immerhin erhofft werden darf, daß wenigstens eine weitere erkleckliche Vermehrung der „Registration States" erreicht werden wird.

Behält man diesen unbefriedigenden Zustand der Statistik der nordamerikanischen Bevölkerungsbewegung vor Augen, so gewinnt die Thatsache erhöhte Bedeutung, daß für die mexicanische Republik in den jüngsten Jahren die Durchführung einer allgemeinen, das gesammte Gebiet der Republik umfassenden Statistik der Bevölkerungsbewegung nahezu gelungen ist. Die Grundlage hiezu ist in der gemeinschaftlichen Gesetzgebung über das Standesregisterwesen gegeben; die Schwierigkeiten der Durchführung sind in dem Umstande begründet, daß die Verwaltung des bürgerlichen Standesregisters noch nicht überall die Gesammtheit der Vorgänge der Bevölkerungsbewegung zu erfassen vermag, namentlich nicht hinsichtlich der Geburten, wie unten noch näher erörtert werden soll. Gleichwohl ist die Einbeziehung eines so bedeutenden Territoriums in den Kreis der Länder, welche fortlaufend die Bevölkerungsbewegung statistisch zu erfassen suchen, von großer Bedeutung, umsomehr, als trotz der Schwierigkeiten, welche die förderative Verfassung der Republik hier bereitet, in den Zusammenstellungsformularen eine Anzahl wichtiger Kombinationen der statistischen Nachweise (die uns z. B. für die Reichsstatistik der deutschen Bevölkerungsbewegung zumeist noch fehlen) berücksichtigt ist. Seit 1894 liegen die Nachweise für das Gesammtgebiet von Mexico vor; sie werden jährlich veröffentlicht, früher in dem Anuario Estadistico de la República Mexicana, nunmehr in einem besonderen „Boletin demográfico de la República Mexicana", dessen jüngster Jahrgang (1897; Mexico 1898) die Statistik der Bevölkerungsbewegung für 1896 gibt. Nur ein einziger Staat (Sinaloa) hat noch nicht alle Nachweise nach dem von der Generaldirektion der Statistik aufgestellten allgemeinen Schema geliefert, hat aber bereits Anordnung getroffen, daß von 1897 ab die Standesbeamten diese Nachweise einsenden. Das Verdienst an diesem fortschreitenden Ausbau der Statistik der mexicanischen Bevölkerungsbewegung gebührt dem außerordentlich thätigen Leiter der mexicanischen Generaldirektion der Statistik, Antonio Peñafiel, der seit einiger Zeit auch mit der Veröffentlichung der Ergebnisse der Volkszählung vom 20. Oktober 1895 für die einzelnen Staaten der Republik beschäftigt ist.

Wenn sich auch bei der näheren Prüfung der Nachweise über die mexicanische Bevölkerungsbewegung ergibt, daß noch recht erhebliche Lücken, namentlich in der Verzeichnung der Geburten, ergeben, so ist es doch von Interesse, diese neu in den Bestand unsres demologischen Wissens eintretenden demologischen Zahlen einer Prüfung zu unterwerfen, und zwar in zweierlei Richtung. Einmal ist es von Bedeutung, zu sehen, ob und wieweit allgemein beobachtete demologische Gesetzmäßigkeiten auch in den mexicanischen Zahlen sich spiegeln; andrerseits ist es auch von Interesse, Eigenartigkeiten dieser Zahlenverhältnisse, die auf Besonderheiten sozialer Verhältnisse in Mexico hinweisen, hervorzuheben. Das Studium des mexicanischen Materials ist allerdings vorerst noch nicht in der wünschenswerthen Weise erleichtert. Das Schwergewicht der Publikation liegt in den absoluten Zahlen für die einzelnen Staaten. Die Zusammenzüge für das Gesammtgebiet der Republik umfassen nicht das gesammte für die Einzelstaaten gegebene Detail. Relative Zahlen sind gar nicht beigegeben. Für die allgemeine Betrachtung jedoch, die allein hier am Platz ist, genügt das gebotene Material immerhin.

Aus dem Gebiete allgemeiner demologischer Gesetzmäßigkeiten wähle ich zur Erprobung derselben vom mexicanischen Material zunächst das Geschlechtsverhältniß der Geborenen.

Nach der Volkszählung von 1895 hatte die mexicanische Republik eine Gesammtbevölkerung von 12,619,949 Seelen. Für 1896 sind verzeichnet 406,985 Geburten (210,731 männlich, 196,254 weiblich; mit Einschluß der Todtgeborenen). Die mexicanische Geburtlichkeit, d. h. die Zahl der Jahresgeburten, verglichen mit dem gleich Tausend gesetzten mittleren Bevölkerungsstand, beträgt hienach für 1896 — unter der Voraussetzung, daß eine wesentliche Aenderung im Be-

[1]) Connecticut, Delaware, Maine, Massachusetts, Michigan, New-Hampshire, New-Jersey, New-York, Rhode Island, Vermont und Distrikt Columbia.

Digitized by Google

völkerungszustand vom Oktober 1895 bis Juli 1896 nicht eingetreten ist — 32.3. Dieser Stand der Geburtlichkeit würde ungefähr den westeuropäischen Verhältnissen entsprechen, wo sich nach den Sundbärg'schen Zusammenstellungen beispielsweise für 1886/90 eine allgemeine Geburtenziffer von 32.5 bei Einrechnung von Frankreich und von 34.5 bei Nichtberücksichtigung dieses besonders geburtenarmen Landes ergibt. (Vergl. meine „Bevölkerungsstatistik," Freiburg 1897. S. 179.) Nach den neuesten Veröffentlichungen des Kaiserl. Statistischen Amts (Vierteljahreshefte 1899. I, S. 103 u. ff.) stellt sich für 1894/96 die Geburtlichkeit im Deutschen Reich im ganzen auf 37.12, in Preußen auf 37.9, in Bayern auf 37.3, in Sachsen auf 40.5, in Württemberg auf 35.2, in Baden auf 33.5, in Hessen auf 32.8, in Elsaß-Lothringen auf 31.0. Die mexicanische Geburtlichkeit würde hienach ungefähr der südwestdeutschen gleichkommen. Es kann jedoch nach den allerdings recht knappen Bemerkungen, welche die Statistik für 1897 gleich jenen der Vorjahre darüber enthält, kein Zweifel darüber bestehen, daß in der Verzeichnung gerade der Geburten recht erhebliche Lücken bestehen. In der Veröffentlichung selbst ist darauf hingewiesen, daß bei verschiedenen Einzelstaaten der mexicanischen Republik bei Vergleichung der Geburten und Sterbfälle mit der Bevölkerung sich Differenzen ergeben, die darin ihren Grund hätten, daß nicht alle Geburten gemäß dem Gesetz zur Anzeige kämen. Zu dem gleichen Ergebniß gelangt man, wenn man die Angaben vergleicht, die über die Gesammtzahl der einerseits bei dem bürgerlichen Richter, andererseits bei den Religionsdienern registrirten Geburten gemacht sind. Die letztere Angabe findet sich zwar nicht bei allen Staaten; es werden die betreffenden Zahlen statistisch auch nicht weiter verwerthet; sie sind aber für die Beurtheilung der Zuverlässigkeit der mexicanischen Geburtenstatistik doch recht werthvoll. Es zeigt sich nämlich, daß bei vier Staaten die Geburtenzahl in den Taufregistern größer ist als im weltlichen Standesregister; am gewaltigsten ist der Unterschied in Oaxaca, wo die Zahl für 1896 nach dem weltlichen Standesregister nur 3825, nach dem Taufregister aber 27,128 (!) lautet. Hienach unterliegt es keinem Zweifel, daß die mexicanische Geburtenziffer nicht unerheblich höher sein muß, als sich nach der offiziellen Geburtenstatistik herausstellt; eine Vermuthung, welche auch durch den unten zu erörternden Altersaufbau der Heirathenden indirekte Bestätigung findet. Genauere Aufklärung hierüber wird voraussichtlich der noch ausständige Text zu dem vorerst nur in Tabellen vorgelegten Material bringen.

Auf diejenigen demologischen Ergebnisse, an deren Erörterung mir zunächst am meisten gelegen ist, nämlich auf die Morphologie der Geburtenmasse nach Geschlecht, sowie nach Ehelichkeit und Unehelichkeit dürften die Registrirungsunterlassungen kaum einen nennenswerthen Einfluß äußern. Ganz besonders gilt dies von der hier zunächst in Betracht zu ziehenden Vertheilung der Geburten auf beide Geschlechter.

Das Geschlechtsverhältniß für die Gesammtzahl der Geborenen stellt sich nach der mexicanischen Statistik pro 1896 auf 107.4 Knaben gegen 100 Mädchen. Zieht man nur die Lebendgeborenen in Betracht, so findet man 200,775 Knaben gegen 187,779 Mädchen oder 106.9 Knaben gegen 100 Mädchen.

Das allgemein beobachtete Gesetz des mäßigen Knabenüberschusses der Geborenen im Rahmen von etwa 6 bis 7 Knaben auf 100 Mädchen waltet hienach auch in Mexico. Schon Süßmilch hatte das „Gesetz der Ordnung", welches der „weiseste Schöpfer in der Natur festgestellt" habe, dahin formulirt, „daß im großen allezeit und überall aufs Hundert 4 bis 5 Söhne mehr als Töchter geboren werden, selten 3 und 6 aufs Hundert, noch seltener 7 bis 8 aufs Hundert". Dabei sind nur Lebendgeborene berücksichtigt. Für die Gesammtzahl der Geborenen erhöht sich der Knabenüberschuß, weil bei den Todtgeborenen die Knaben erheblich stärker betheiligt sind. Nach internationalen Zusammenstellungen des Kaiserlichen Statistischen Amts beträgt für die Gesammtzahl der Geborenen der Knabenüberschuß 6 bis 7 auf 100 Mädchen. Die mexicanische Zahl stimmt hiemit selbst nach dem Ergebniß nur eines einzelnen Jahres fast vollständig überein. Dazu sei noch bemerkt, daß in Europa die Romanen — wenn von den Franzosen abgesehen wird — einen etwas höheren Ueberschuß zeigen, so insbesondere Italien 7.1, Spanien 6.8 (dazu für die Lebendgeborenen Portugal 7.5). Das kleine, nur in den Dezimalen zum Ausdruck kommende Mehr des mexicanischen Ueberschusses gegenüber den europäischen Durchschnittsverhältnissen mag zum Theil in der mangelhaften Registrirung der Geburten seinen Grund haben, die erfahrungsgemäß bei den Mädchen häufiger vorkommt als bei den Knaben. Jedenfalls bekunden auch diese Zahlen der mexicanischen Bevölkerungsstatistik aufs neue, mit einer wie gewaltigen Gesetzmäßigkeit wir es bei der Gestaltung des Geschlechtsverhältnisses der Geborenen zu thun haben. Erwägt man die Konstanz dieser Erscheinung angesichts der größten Verschiedenheiten der sozialen und natürlichen Verhältnisse, insbesondere auch der Ernährungszustände der Mütter wie der Väter, so begreift man, daß es dem Bevölkerungsstatistiker wohl von Anfang an klar war, es werde Hrn. Professor Schenk in Wien nicht gelingen, diese Gesetzmäßigkeit der Bevölkerungsstatistik, die geradezu den Glanzpunkt all ihrer Gesetzmäßigkeiten ausmacht, zu zerstören.

Zu den allgemein festgestellten Regelmäßigkeiten im Geschlechtsverhältniß der Geborenen gehört der erheblich größere Knabenüberschuß bei den Todtgeborenen. Soweit darüber Nachweise vorliegen, scheint dieser Ueberschuß ungefähr zwischen 25 und 50 auf 100 todtgeborene Mädchen zu betragen. Die mexicanische Zahl, für deren Berechnung nur die Angaben eines Staats (Sinaloa) fehlen, bewegt sich an der Untergrenze dieses Spannrahmens mit 124.9 todtgeborenen ausgetragenen Knaben auf 100 Mädchen der gleichen Kategorie, während die weiter — allerdings nicht in allen Staaten — nachgewiesenen Fehlgeburten einen Ueberschuß von 21.6 für die Knaben ergeben.

Minder allgemein, aber immerhin doch in erheblicher Erstreckung zeigt sich in Europa ein größerer Knabenüberschuß bei den ehelichen als bei den unehelichen Geburten. In der Zeit der naiven statistischen Hypothesen glaubte man darauf ohne weiteres die Behauptung gründen zu dürfen, dies beweise den Einfluß der Altersverhältnisse der Eltern auf das Geschlecht der Kinder; denn die unehelichen Väter seien den Müttern gegenüber verhältnißmäßig jünger und daraus folge der geringere Knabenüberschuß bei den Geborenen. Diese summarische Lösung des Rätsels hat heute keinen Kurs mehr. Einerseits ist auf Grund eingehenderer — auf die Alterskombinationen der Eltern gegründeter, mit genügendem Massenmaterial aber noch nicht zum Abschluß gebrachter — Untersuchungen mindestens sehr zweifelhaft, ob wirklich ein Einfluß der Altersverhältnisse der Eltern auf das Geschlechtsverhältniß der Kinder mit einiger Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann, und andrerseits hat sich auch gezeigt, daß der geringere Knabenüberschuß bei den Unehelichen keineswegs eine allgemeine Regel ist. Selbst wenn man nicht bis zu dem feineren geographischen Detail herabsteigt, woraus man überhaupt erst gründliche Belehrung schöpfen kann, findet man schon bei den Durchschnittsergebnissen ganzer Länder Abweichungen von der Regel. Nach Bodio's in meiner Bevölkerungsstatistik benutzten Zusammenstellungen haben größeren Knabenüberschuß bei den Unehelichen: England und Schottland, Norwegen, Dänemark, Finnland. Die romanischen Völker folgen in Europa alle der Regel

Digitized by Google

des größeren Knabenüberschusses bei den Ehelichen. Auch in Mexico ist diese Regel bestätigt mit 106.8 Knaben bei den Unehelichen und 107.6 Knaben bei den Ehelichen auf 100 Mädchen. Diese mexicanischen Zahlen sind von um so größerem Interesse, als die Häufigkeit der unehelichen Geburten in Mexico sehr hoch ist.

Die Nachweise über die unehelichen Geburten in Mexica gehören zu jenen, bei welchen in dem oben angegebenen Sinne Besonderheiten der sozialen Zustände des Landes zu zahlenmäßigem Gesammtausdruck gelangen. Entgegen großen Regelmäßigkeiten bei anderen Erscheinungen der demologischen Morphologie der Bevölkerungen zeigen sich in der Häufigkeit der unehelichen Geburten die größten Unterschiede. In Europa sind die Gegensätze durch Minimalzahlen für Serbien (1 Proz. Uneheliche) und Irland (nicht ganz 3 Praz.) einerseits und Maximalzahlen für Sachsen (12½ Proz.), Bayern (14 Proz.) und Oesterreich (14⅔ Proz.) nach den Ermittelungen für die Periode 1887/91 charakterisirt. Für Mexico stellt sich der Prozentantheil der unehelich Geborenen an der Gesammtzahl der Geborenen für 1896 bei 155,607 unehelichen Geburten gegenüber einer Gesammtzahl von 398,380 Geburten (die nach Abzug der Geburten im Staate Sinaloa, für die der Nachweis der Ehelichkeit oder Unehelichkeit der Geburten nicht vorliegt, verbleiben) auf nicht weniger als 39 Praz. Das ist ein Rekord, der — zumal als Gesammtergebniß für ein ganzes großes Land — alles schlägt, was die bisherige Bevölkerungsstatistik aufweisen konnte. Dabei zeigen die einzelnen Staaten gewaltige Unterschiede. In sechs Staaten, und zwar gerade in sehr volkreichen, ist die Zahl der unehelich Geborenen erheblich größer als die der ehelich Geborenen. Es betragen die unehelich Geborenen Prozente der Geborenen überhaupt: in Chiapas 73.3 Proz., in Guanajuato 55 Proz., in Hidalgo 69 Proz., in Michoacan 78 Proz., in Oaxaca 63 Proz., in Veracruz 62 Proz. Angesichts solcher Zahlen begreift man das Schwergewicht der Ueberschrift der betreffenden statistischen Spalten, die da lautet: „Estada civil segun la ley.“ Aus den Häufigkeitszahlen der unehelichen Geburten spricht hier für Mexico und insbesondere für die vorgenannten einzelnen Staaten der Republik ein gewaltiger Widerspruch zwischen dem thatsächlichen und dem formal rechtlich geordneten Fortpflanzungswesen. Dieses ist offenbar in weitem Umfang von dem Institut der gesetzlich anerkannten Ehe nicht beeinflußt, sondern geht daneben seine eigenen Wege, wie dies in geringerem Maße bei der älteren süddeutschen, vorzugsweise agrarischen Steigerung der Unehelichkeitsquote und der neuzeitlichen sächsischen industriellen Neigung gleicher Art, freilich in viel geringerem Umfang, zur Erscheinung kommt, namentlich aber auch in Italien wegen der auch dort gebotenen Möglichkeit, eine kirchliche Ehe ahne vorgängige Eheschließung vor dem Standesamt einzugehen. Dem Kenner der besonderen mexicanischen Verhältnisse auf diesem Gebiete, insbesondere der einschlägigen Gesetzgebung und der Umstände, welche der Wirksamkeit dieser Gesetzgebung entgegenstehen, muß es vorbehalten bleiben, nähere positive Erläuterungen zu diesen wichtigen statistischen Zahlen zu geben. Die Abgleichung der Geburten und Sterbefälle bietet wegen der Unvollständigkeit der Registrirung der ersteren nur untergeordnetes Interesse. Dagegen darf ich nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers in Kürze auf die sorgsam gegliederte mexicanische Sterblichkeitsstatistik zu lenken.

Diese Statistik scheint geringere Lücken als jene der Geburten zu zeigen; wenigstens gelangt im Tabellenwerk nirgends eine dahingehende Vermuthung zum Ausdruck. Das schließt natürlich nicht aus, daß gleichwohl Lücken bestehen; ich möchte solche namentlich bezüglich der Sterbefälle kleinster, bald nach der Geburt verstorbener Kinder vermuthen. Immerhin aber sind wir berechtigt, für internationale Vergleichung die mexicanische Sterbeziffer als vollwerthig gelten zu lassen; wir wollen uns dieselbe deßhalb etwas näher besehen.

Die Gesammtzahl von 404,654 Sterbefällen des Jahres 1896 ergibt auf 1000 Lebende eine Sterbeziffer von 32.3. Diese Sterbeziffer steht wesentlich höher als die neuzeitlichen Sterbeziffern in Mittel- und Westeuropa, kommt aber ungefähr den osteuropäischen Sterbeziffern (Ungarn, Rußland, Rumänien) gleich. (Im Deutschen Reich beträgt die Sterbeziffer im Jahrzehnt 1888/97 24.3; sie ist namentlich in den vier letzten Jahren sehr niedrig gewesen [23.5 — 1894 — bis 22.1 — 1896]; die niedrigste bisher in Deutschland beobachtete Sterbeziffer!) Eine spätere zusammenfassende Betrachtung der Ergebnisse der mexicanischen Bevölkerungsbewegung seit 1894 wird zeigen, ob unbeschadet des an sich hohen Standes der Sterblichkeit die in Europa für die jüngste Zeit beobachtete allgemein rückläufige Bewegung der Sterblichkeit auch für Mexico nachweisbar ist oder nicht.

Ein sehr lehrreicher Nachweis über die Sterblichkeit in den einzelnen Staaten wird dadurch geboten, daß die Sterbefälle nach einzelnen Manaten mit folgenden Gliederungen der Sterbefälle kombinirt sind: Sterbefälle vor oder nach Mittag; Geschlecht, Nationalität, Religion, Zivilstand, Alter (in sechs Altersgruppen), Stadt und Land, Bescheinigung ader Nichtbescheinigung der Todesursache durch den Arzt. Eine sa reiche Ausgliederung der jahreszeitlichen Sterblichkeit fehlt beispielsweise bei der deutschen Bevölkerungsstatistik gänzlich. Die mexicanische Statistik bietet ferner eine summarische Todesursachenstatistik in Kombinatian mit Altersgruppen, wodurch insbesondere das nähere Studium der mexicanischen Kindersterblichkeit ermöglicht wird. Auch wird eine summarische Statistik der Sterbefälle nach Berufsgruppen, kombinirt mit Todesursachen, geboten; damit beschreitet die mexicanische Statistik einen für die Ausgestaltung der Sterbestatistik sehr wichtigen Entwicklungsgang, hinsichtlich dessen unsre deutsche Bevölkerungsstatistik zur Zeit noch recht rückständig ist. Auch die Spezialstatistik der Typhus- und Blatternsterblichkeit mit Nachweisen über die Impfungen bietet allgemeineres Interesse. In den zusammenfassenden Tabellen für die gesammte Republik ist bisher nach nicht alles Material verwerthet, das in den Einzelnachweisen für die verschiedenen Staaten gegeben ist. Wenn dies einmal geschieht und von einem Kenner der Landesverhältnisse das gesammte Material durchgreifend bearbeitet wird, darf eine große Bereicherung unsres sterbestatistischen Wissens erwartet werden.

Dürfte ich hier mehr Raum in Anspruch nehmen, so würde ich auch auf die Statistik der Eheschließungen noch näher eingehen. Von besonderem Interesse ist dabei zur Charakterisirung der Besonderheit der mexicanischen Verhältnisse der Altersaufbau der Heirathenden, in welchem die erhebliche Vorzeitigkeit des Heirathens der mexikanischen Bevölkerung gegenüber europäischen Verhältnissen zu klarem Ausdruck kommt. Nach den Ergebnissen des Jahres 1896 sind in Mexico von den Heirathenden 25 Jahre und darunter alt gewesen bei den Männern 66 Proz. (davon 16 Jahre und darunter 3.6 Proz.), bei den Frauen 84 Proz. (davon 16 Jahre und darunter 28 Proz.). Dagegen treffen auf die Männer von 25 Jahren und darunter beispielsweise (nach den Ermittelungen für 1887/91) in Frankreich 34 Proz., Bayern 30 Proz., Sachsen 40 Proz., Schweiz 27 Proz.; nur Rußland kommt mit 66 Proz. den mexicanischen Verhältnissen gleich. Bei den Frauen ist die Altersklasse von 25 Jahren und darunter vertreten in Frankreich mit 63 Proz., in Bayern mit 52 Proz., in Sachsen mit 60 Proz., in der Schweiz mit 48 Proz., in Rußland — hier gleichfalls mit den mexicanischen Verhältnissen überein-

stimmend — mit 85 Proz. (Die ganz exzeptionelle Gestaltung des russischen Aufbaues der Heirathenden nach dem Alter ist die ausschlaggebende Ursache der außerordentlich hohen Geburtlichkeit dieses Reiches. Offenbar findet bei den Slaven entgegen dem Verhalten anderer Völker eine Maximalausnützung legitimer weiblicher Fruchtbarkeit statt.)

Ich muß hier abbrechen; denn ich habe vermuthlich dem geduldigen Leser schon zu viel des Statistischen aus dem fernen Mexico gebracht. Nur der Ueberzeugung möchte ich abschließend nochmals Ausdruck geben, daß uns aus diesem Lande eine recht erhebliche Bereicherung unsres demologischen Wissens in Aussicht steht. Wenn die Jahresberichte über die Bevölkerungsbewegung in der reichen Gliederung, die sie jetzt schon darbieten, weitergeführt und mehr und mehr vervollkommnet werden und wenn deren Ergebnisse zu den zur Zeit in der Veröffentlichung begriffenen Volkszählungsergebnisse in durchgreifende Beziehung gesetzt werden, dann ist für ein neues, durch die Eigenart seiner natürlichen und sozialen Verhältnisse ausgezeichnetes Stück der Erde reiches Material zur Verfügung gestellt, dessen gründliche Nutzbarmachung den weiteren Ausbau der Bevölkerungsstatistik in mannichfacher Hinsicht fördern wird.

## Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- **Wie entsteht die sogenannte Luftelektrizität?** Es ist bekanntlich bis jetzt nicht gelungen, eine einwandfreie Erklärung des Entstehens, bezw. des Vorhandenseins, der atmosphärischen Elektrizität aufzustellen. Nach einer zuerst von Saussure aufgestellten Hypothese hätte man sich die Luftelektrizität durch die ununterbrochen vor sich gehende Wasserverdunstung an der Erd(Meeres-)oberfläche in der Weise entstanden zu denken, daß die Erdelektrizität durch den aufsteigenden Wasserdampf der Luft zugeführt wird. Versuche mit Alkohol und Aether bestätigten in der That diese Hypothese, bei der Verdampfung von Wasser schien sich dagegen ein negatives Resultat herauszustellen. In jüngster Zeit hat nun M. Pellat, ein französischer Physiker, einen einfachen Versuch mit Wasser angestellt, der der Saussure'schen Hypothese eine neue Stütze zuführen dürfte. Dieser Versuch war, wie folgt, angeordnet: Zwei flache Messingschalen von genau gleicher Form und Größe wurden gut isolirt aufgestellt, die eine der Schalen wurde mit Wasser gefüllt, die andere blieb leer. Dann wurden beide Schalen in genau gleichem Maße elektrisch geladen und dem Einfluß der sie umgebenden Luft ausgesetzt. Nach einiger Zeit, als das in die eine Schale gefüllte Wasser theilweise verdunstet war, wurde die elektrische Ladung beider Schalen neuerdings gemessen, wobei sich herausstellte, daß die Ladung der trockenen Schale fast unverändert geblieben war, wogegen jene der mit Wasser gefüllten Schale nahezu proportional der verdunsteten Wassermenge abgenommen hatte. Dieser einfache, leicht kontrolirbare Versuch scheint demnach in der That die Saussure'sche Verdampfungshypothese zu bestätigen. Weitere Stützpunkte für die letztere glaubt übrigens M. Pellat in der Thatsache erblicken zu müssen, daß die Spannung der Erdelektrizität während der warmen Tagesstunden am schwächsten ist, und ferner darin, daß auch der aus den Kaminen aufsteigende Rauch elektrische Ladung besitzt.

* **Prähistorische Funde in Znaim.** Bei der Grundaushebung zu einem Neubau in der verlängerten Neustiftgasse in Znaim bemerkte der Fachlehrer der Landes-Acker- und Weinbauschule Paul Maresch Spuren vorgeschichtlicher Gräber. Die sorgfältig geleiteten Ausgrabungen ergaben: Die Gräber sind 1.2 bis 1.3 m tief, 1 m breit, 2.2 m lang, 50 cm hoch, unten ohne Pflaster, seitlich mit stehenden Gneisplatten umgrenzt, über welche Deckplatten gelegt sind. Der Kopf der Skelette ruht immer auf einem Stein. Die Lage der Körperachse ist von Südwest gegen Nordost, der Leib liegt auf der linken Seite, der Kopf war nach rechts, also gegen Osten, gekehrt, die Füße waren emporgezogen. Der in einem der drei erforschten Gräber enthaltene Bronzeschmuck besteht aus einigen Ohr- und Halsringen von 7 cm Durchmesser, zwei Fibeln (Sicherheitsnadeln), einem Pfeile und zwei Spiralarmbändern. Diesem Schmucke nach dürfte das Skelet das eines hervorragenden Führers oder einer Frau sein — auf letztere weist der Schmuckreichthum, auf ersteren die Pfeilspitze hin. Gerade bei diesem Skelet zeichnet sich der Kopf durch eine edle, ebenmäßige Bildung aus. Man nimmt an, daß diese drei Gräber — sogenannte Hockergräber — einige Jahrhunderte vor Christi Geburt gegraben wurden; es dürften sich bei Znaim noch mehrere solche Keltengräber vorfinden.

* **München.** Dr. phil. Sigmund Hellmann aus München wurde als Privatdozent für Geschichte in die erste Sektion der philosophischen Fakultät und Dr. phil. Karl Schwarzschild aus Frankfurt a. M. als Privatdozent für Astronomie in die zweite Sektion der philosophischen Fakultät der Universität München aufgenommen.

* **Würzburg.** Der Professor an der Universität Zürich Dr. Max v. Frey wurde zum ordentlichen Professor der Physiologie und Vorstand des physiologischen Instituts in der medizinischen Fakultät der Universität Würzburg ernannt.

* **Leipzig.** Die von dem Geheimen Postrath Prof. Dr. Dambach hinterlassene reichhaltige juristische und staatswissenschaftliche Bibliothek, welche hauptsächlich Werke über Staats- und Völkerrecht, Postrecht und Postwesen enthält, ist von der Buchhandlung Gustav Fock, G. m. b. H. in Leipzig, erworben worden.

* **Dresden.** Hier starb am Dienstag Professor Dr. Fleckeisen, der Herausgeber der „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik“. Alfred Fleckeisen war geboren am 23. Sept. 1820 in Wolfenbüttel und studirte in Göttingen Philosophie und Philologie. Mit 26 Jahren wurde er Gymnasiallehrer in Weilburg a. d. Lahn und 1851 in der Blochmann'schen Erziehungsanstalt in Dresden, die mit dem Vitzthum'schen Gymnasium vereinigt war. Nach einigen Jahren hervorragender Lehrthätigkeit in Frankfurt a. M. trat Fleckeisen 1861 abermals in die Vitzthum'sche Anstalt als Konrektor ein. Schon seit 1855 hatte er die Redaktion der „Jahrbücher“ übernommen und namentlich der philologischen Kritik für die klassischen Sprachen neue Wege gewiesen. Er gab u. a. Plautus und Terentius heraus.

* **Bonn.** Prof. Dr. Franz Bücheler in Bonn ist zum auswärtigen Mitglied der philologisch-historischen Klasse der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen ernannt worden.

* **Berlin.** Geh. Regierungsrath Prof. v. Wilamowitz-Möllendorff, der Nachfolger von Ernst Curtius und Schwiegersohn Theodor Mommsens, beging vorgestern das 25jährige Jubiläum als Universitätslehrer. — Der Geologe Prof. Dr. Otto Jaekel ist zum korrespondirenden Mitglied der Academy of Sciences in New-York gewählt worden.

* **Brüssel.** In Meerhout bei Antwerpen erlag dieser Tage plötzlich einem Schlaganfalle, 74 Jahre alt, der Professor für Zoologie und Anatomie Alphonse de Marbaix am landwirthschaftlichen Institut der katholischen Universität Loewen. Seine bedeutendsten Werke sind: „Cours de Zootechnie“, dessen letzter Band gerade jetzt erscheint und seine letzte wissenschaftliche Arbeit ist, und die „Manuels d'Anatomie et de Physiologie“.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Theod. Beiz: Der nationale Größenwahn und der Kampf mit den Dänen. Eine Kritik von Chauvinismus und Weltpolitik. Berlin, in Kommission: Imberg u. Lefson 1899. — E. Scherenberg: Gedichte. 6. Aufl. Leipzig, Ernst Keils Nachf. G. m. b. H. 1899. — W. Gundlach: Barbarossa-Lieder. (Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit III.) Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung 1899. — A. Prockſch: Leonhard August Frhr. v. Lindenau als Kunstfreund. Ein Beitrag zu seiner Biographie. Altenburg, Stephan Geibel 1899. — *Marcel Monnier:* Le tour d'Asie; Cochinchine, Annam, Tonkin. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1899. — *Octave Mirbeau:* Le jardin des supplices. Paris, Bibliothèque-Charpentier, Eugène Fasquelle 1899.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 10. August. Nummer 181.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Gutzkow im jungen Deutschland.

### Nebst Beiträgen zu Gutzkows Lebensgeschichte.

Von Ludwig Geiger.

### II.

Es dauerte einige Monate, bevor Gutzkow sich aufs neue an die preußische Regierung wandte. Unterdessen war in Gutzkows Leben eine Wandlung eingetreten, von der, sowie von einzelnen anderen äußeren Lebensereignissen die Akten gleichfalls einige Kunde bieten. Am 23. Juni 1836 wurde gemeldet, daß, wie schon erwähnt, ihm ein Paß zur Reise nach Frankfurt und zum Aufenthalt auf ein Jahr daselbst bewilligt sei. Am 18. Juli 1836 fand Gutzkows Heirath statt, wodurch aber, wie Sydow aus Frankfurt mittheilt, Gutzkow keinen Anspruch auf das Frankfurter Bürgerrecht erwirkte. Ein Jahr später, 11. Juli 1837, berichtet Sydow, er habe für Gutzkow den Paß auf sechs Wochen verlängert, bemerkt aber, daß Frankfurt nicht der richtige Aufenthalt für ihn sei. Seine Thätigkeit an der Zeitschrift „Telegraph“ sei nicht löblich. Gewiß werde es unbedenklicher sein, wenn er seinen Wohnsitz in Berlin aufschlüge. Daher wurde das Gesuch um die Paßverlängerung für ein ganzes Jahr abgelehnt, umsomehr, weil er „um das Frankfurter Bürgerrecht eingekommen sei, ein Jahr verheirathet sei und sonach ohne Zweifel durch Anlegung einer eigenen Haushaltung ein Domizil im Auslande aufgeschlagen habe“. Einige Monate vor dieser Entscheidung, 20. März 1837, hatte sich Gutzkow in einem neuen Schreiben an den Minister gewendet, dessen wesentlichste Stellen so lauten:

„Die Zwischenzeit seit dem Erlaß der preußischen Bestimmungen gegen die Mitglieder des jungen Deutschland hat gelehrt, daß sich weder ein Einverständniß unter ihnen bestätigt, noch Einer oder der Andere fernerhin Lust bewies, öffentlichen Thatsachen in Schrift und Rede leidenschaftlichen Widerspruch entgegenzusetzen. Uebrigens hat die Maßregel Ew. Exzellenz dem Buchhandel und den Schriftstellern klar genug gemacht, daß beide ohne innigen Anschluß an die entschiedene Voraussetzung der Königlich Preußischen Regierung aller ferneren Wirksamkeit entsagen müssen. Hatte die Maßregel Ew. Exzellenz einen moralischen Zweck, so ist dieser gegenwärtig wohl vollkommen erreicht worden.

„Im Vertrauen, daß die peinliche Lage, in welcher ich mich gegenwärtig befinde, nur vorübergehend sein wird, kann ich mir nicht denken, daß sich nicht bei Staatsmännern die Meinung feststellen sollte, die Literatur wäre etwas, dem man zur Ehre der deutschen Sprache das größtmögliche Gedeihen wünschen müsse; die Literatur könne ferner nur innerhalb solcher Gesetze, die sie sich selbst gibt, etwas gediegenes zeitigen, endlich aber auch, es möchte wohl von keinem der nach oben erwähnter Kategorie zusammengefaßten Autoren anzunehmen sein, daß sich die ferneren Fortschritte der deutschen Literatur ganz unabhängig von ihnen gestalten würden.“

„Unter diesen Voraussetzungen ist freilich die gegenwärtige deutsche Literatur wie eine Konkursmasse zum größten Nachtheil ihrer Entwicklung unter Administration gestellt. Gern räumt man dem Prinzip ein, daß sich zwischen Drucker, Verleger und Autor schon das Hemmniß der Lokal-Zensur stellt. Wenn aber die Schrift erst in die Ressorts einer entlegenen Verwaltungsbehörde übergehen muß, wenn sie meilenweit versandt und nicht mehr von allgemein literarischen, sondern einem speziell administrativen Standpunkt beurtheilt wird, dann hört gewiß der größte Theil einer freien Bewegung in der Literatur wenigstens für den auf, welcher unter eine so drückende Maßregel gestellt wurde. Ich will nicht sagen, daß ich die Maßregel nicht verdient hätte, nur die spätere Milderung des ersten Beschlusses möchte ich gern zeigen, daß sie weit entfernt ist, mir überhaupt literarische Thätigkeit möglich zu machen. Ein nichtpreußischer Verleger nähme wohl ein Manuskript von mir. Ich bin gewiß, daß es eingesandt nach Berlin, keinen Einspruch finden würde. Allein ich darf schon nicht das Manuskript schicken, sondern der Verleger darf das Buch nur gedruckt einsenden. Er muß von der Voraussetzung einer Zulassung ausgehen, die ich ihm doch nicht schriftlich geben kann. Dazu kommt, daß, selbst wenn meine Schrift zugelassen wird, es doch zahlreiche Buchhändler in kleinen Städten gibt, welche im Amts- oder Buchhändlerblatte diese Zulassung übersehen, kurz, der Verleger hat mehr Last mit einer Schrift von mir, als ich ihm Vortheil dafür garantiren kann. Ich mag Niemanden in die Fraglichkeit meiner literarischen Existenz hineinziehen; ich mag Buchhändlern nichts verkaufen, was ihnen unter den jetzigen Verhältnissen so zweideutig und schwierig erscheinen muß. Einem Manne, der seine geistige Produktion nicht zum Handwerk herabwürdigen will, ist es unmöglich, in der Runde bei Buchhändlern anzuklopfen, die man nicht kennt und ich kenne keinen einzigen der vermögenden preußischen Verleger, deren Firma allerdings einer Schrift von mir die Erlaubniß des freien Verkaufs gestatten wird.“

Unter diesen Umständen frage er an, ob nicht jeder Zensor im preußischen Staat berechtigt sei, seine Schriften zu zensiren und bitte speziell die Zeitschrift „Der Telegraph“, die literarischen Charakters sei und diesen Charakter beibehalten solle, unter seinem Namen in Koblenz mit dortiger Zensur drucken und in Preußen verbreiten zu lassen.

Das Gesuch wurde jedoch am 1. April 1837 kurzer Hand abgewiesen mit der Bemerkung, daß der Geheimrath John zum ausschließlichen Zensor des jungen Deutschland ernannt worden sei.

Eine neue Bitte Gutzkows hatte keinen besseren Erfolg. Am 20. September 1837 erbat er unter Beilegung einiger Artikel aus dem „Telegraphen“, betitelt „Professor Steffens und die Revolution“, die Ermächtigung, in Berlin, wohin er zurückkehren wollte, da er sich durchaus als Preuße betrachte, die Redaktion einer Berliner Zeitschrift zu übernehmen. Auch dies wurde am 19. Oktober 1837 abgeschlagen und ihm nur die selbstverständliche Ermächtigung ertheilt, Aufsätze für Zeitschriften anzufertigen, die von John zensirt

Digitized by Google

werden müßten. Es ist nun ganz besonders interessant, daß der Konzipient dieser Verfügung milder war, als der, der die Entscheidung zu fällen hatte. Jener nämlich hatte in dem Konzept zwischen „die“ und „von John“ die Worte eingefügt: „Wenn sie nicht mit seinem Namen unterzeichnet seien, in gewöhnlicher Weise zensirt würden, sonst“. Diese mildere Antwort wurde aber nicht abgeschickt.

In der folgenden Zeit hatte Gutzkow keine direkte Berührung mit dem Ministerium. Der Roman „Seraphine“ wurde gestattet: 28. Februar 1838, „Die rothe Mütze und die Kapuze“ dagegen am 30. Januar 1840 konfiszirt, „Skizzenbuch“ 1839 gestattet. Das Drama „König Saul“ gestattet (24. Juni 1840). Es ist nun besonders interessant, das Gutachten des Zensors (es war der Kammergerichtsrath Grano in Vertretung des obengenannten John) über dieses Drama kennen zu lernen. Es lautet folgendermaßen:

„Der Verfasser behandelt darin den düstern Lebensschluß jenes ersten Königs des theokratischen jüdischen Staates. Saul ringt mit der Priesterherrschaft Samuels um die Unabhängigkeit des neuen Königthums, der von dem Herrn Verworfene verfällt den dämonischen Mächten, unterliegt seinen innern und äußern Feinden und endet in Verzweiflung durch Selbstmord. Diese sehr ungleich bearbeitete Tragödie, in der wahrhaft poetische, zum Theil den Psalmen Davids nachgebildete Stellen mit unaerkennbaren Trivialitäten wechseln, würde zu jeder andern Zeit zu den bedeutungslosen poetischen Versuchen zu rechnen sein. Es muß jedoch auffallen, daß der Verfasser der „Rothen Mütze und Kapuze“ gerade jetzt bei dem noch schwebenden Konflikt zwischen weltlicher und geistlicher Macht sich zur Verarbeitung eines Stoffes gedrängt fühlt, in dem nicht nur die Hierarchie in dem Untergang der herrschenden Dynastie ihre Triumphe feiert, sondern sich auch als letzter Zweck des Hohenpriesterthums die Schutzherrschaft der Menschenrechte, der weltlichen Macht gegenüber darstellt (S. 87). Wünscht er deßhalb diesem Erzeugnisse zeitgemäße Deutung, worauf die Tendenzen seiner übrigen Schriften schließen lassen, so stellt er seinen Takt bei der Auswahl dieses Stoffs nicht eben in ein günstiges Licht; denn für die noch ungelösten Fragen der Zeit sucht man in dem Gang des Schicksals die Entscheidung. Noch weniger liegt indessen eine Berechtigung vor, seine Absicht bei dieser literarischen Erscheinung zu verdächtigen, da er nicht nur durch die jesuitische Priestermoral, die Anmaßung und das ränkevolle Treiben Samuels (S. 11, 41, 93), sondern auch durch die gedachte Schrift auf jedem Blatte gegen eine solch ungünstige Auslegung auf energische Weise protestirt. Die neuesten Zeitereignisse dürften ihm daher wohl den Stoff zugeführt, er aber dabei nicht bedacht haben, daß die Erscheinung einer Auslegung unterliegen könnte, die seiner eigenen Ueberzeugung schnurstraks entgegen tritt. Im übrigen findet sich gegen den Inhalt des Buches nichts zu erinnern. Die Philister, repräsentirt durch Flach und Oberflach, sind moderne Figuren des Witzes burschikoser Studenten und kontrastiren auffallend, doch nicht in Shakespeare's Weise mit der sonstigen Haltung des Stückes; die Schlußrede Samuels aber enthält ein oft dagewesenes Memento mori an die Herrscher der Welt, wie sie in Calderon und Schiller zu finden sind. Hiernach glaube ich, daß von dem Buche keine Nachtheile zu befahren sind, es überhaupt nur einen sehr beschränkten Lesezirkel finden muß.“

Das Drama „König Saul“ ist mehr eine biblische Geschichtslektion als ein wirkliches Trauerspiel. Es behandelt das tragische Ende Sauls und die mannichfachen Ereignisse an seinem Hofe seit dem Eintreten Davids. Außer den beiden Genannten spielen Samuel und Abner eine Hauptrolle, Sauls Kinder: Michal, die Braut Davids, und Jonathan, sein Freund, sind ferner wichtige Personen. Das Drama ist recht unreif. Das ewige Schwanken Sauls, sein Uebergehen von Liebe zu Haß, von freudiger Stimmung zur Schwermuth ist wenig begründet. Die Tragödie könnte man mit viel größerem Recht eine David- als eine Saul-Tragödie nennen, denn der Erstere ist der Thätige, der Letztere der Leidende darin. Der Charakter Davids wird noch viel weniger wahrscheinlich gemacht als der Sauls. Es ist weniger denkbar, daß er, der Michal liebt, ja der Ehe mit ihr nahe ist, der Zeruja, der philistäischen Prinzessin, derartig entgegentritt, daß sie in heller Liebe zu ihm entflammt. Es ist ferner schwer begreiflich, daß er, Goliaths Besieger, sich den Philistern zuwendet. Er ist überhaupt ein schwaches Rohr in den Händen Samuels. Kaum hat er sich von Saul berufen lassen, so wird er durch Samuel von ihm entfernt und den Philistern zugewendet. Obwohl er in Gemeinschaft mit diesen gegen Saul kämpft, wendet er sich plötzlich sowohl gegen Saul als gegen die Philister, und noch weniger begreiflich ist, daß er, der von Samuel Gewählte, am Schluß schnöde von ihnen gehöhnt wird. Die ganze Art, wie Samuel auftritt, ist eine sehr ungeschickte Nachahmung Shakespeare'scher Geister. Samuel scheint, so lange er lebt und nach seinem Tode, Flügel zu besitzen, die ihn überall dahin tragen, wo der Dichter ihn nothwendig hat. Wie er plötzlich bei den Philistern erscheint, wird in keiner Weise erklärt, und die Art, wie er, obwohl todt, am Schluß des Stückes lange Reden hält, in denen er selbst das Christenthum verkündet, zeugt von einer lächerlichen Hinwegsetzung über alle dramatischen Forderungen. Auch der Umstand, daß David, der bei den Philistern Hülfe sucht, das ihm von Samuel übergebene Schwert Goliaths so schlecht versteckt, daß es sofort gefunden werden muß, ist doch überaus kindlich.

Das Stück selbst ist also als Drama durchaus verfehlt und hat höchstens Interesse dadurch, daß Fragen über Kirche und Staat hier erörtert werden, daß namentlich der Haß gegen das Priesterthum häufig genug zum Ausdruck kommt.

Von den Stellen freilich, die der Zensor bemängelt, dürfte höchstens die folgende Samuels Berücksichtigung verdienen:

Ich bin in sichtlicher Verkörperung,
Der Stellvertreter Gottes; du nur bist
Die eine Hand, die meinen Willen thut!
Von wannen kam dein weltlich Regiment?
Beauftragt bist du nur, nicht selbst berechtigt;
Dein Herrschen kömmt und geht. Den Königszehnten,
Die eitle Pracht der Krone, Irdischen
Besitz von Gütern; solches gab der Herr
Den Königen und Kaisern; uns jedoch,
Den Priestern, gab er die Gewissen, gab
Die Opfer, gab die Ehe, alle Weihen
Zur höhern Ordnung aller Dinge, die Pforten,
Die sich zum Himmel, die zur Hölle öffnen!
Und weil du ändern wolltest an dem Lauf
Der uralt göttlichen Geheimnisse
Und Schwertesrecht an Gottesrecht gesetzt,
Zerriß der Herr den Pakt, den er mit dir
Einst schloß und läßt auf eines Andern Haupt
Nun wieder — leider! — seine Salbung duften.

Aber Antipriesterliches gibt es ja auch, z. B.:

Saul.

's ist wahr? Mit Waffen schlägt man Priester nicht.
Sie reiten, nicht zu überwinden, hoch
Auf Rossen in den menschlichen Gemüthern.
Gedanken sind die Sporen, Träume die
Gebisse und das trügerische Spiel
Der Worte sind die Zügel, die sie führen.
Wer die Gewissen koppeln kann, verachtet
Mit seiner Meute Recht und selbst Vernunft.

Oder:

— — — Wer weiß, verbinden sich
Die Fürsten mit der Kirche gar, die Massen
Mit gleichgewicht'ger Uebermacht zu drücken!

Digitized by Google

Und endlich:

Nur gut,
Daß sie nicht aus der Schule schwatzen. Dir
Rath' ich das Gleiche an; erzähle Niemand,
Wie ich versöhnt gestorben bin! Wenn Helden
Auf ihrem Todtenbett mit nassem Auge
Ausathmen, kömmt Fraubaserei und lügt,
Daß man den Feind gesegnet und vom Priester
Das letzte Wort des Trosts gefordert hätte.
Verdammte Lügen! Stirbt der Löwe nicht
Mit wehmuthsvollem Bruch des Augs und fragt
Mit einem Blick, der uns das Herz durchschneidet,
Wie so viel Riesenkraft verenden kann!

Derartige Stellen hätten dem Zensor viel eher Gelegenheit zur Bemängelung geben können, als die ganz gleichgültigen Figuren der Philister Flach und Oberflach, die in diesem Stück eine so geringe Rolle spielen, daß der gewöhnliche Leser oder Hörer völlig über sie hinweggehen kann.

Das Stück hatte, soweit ich unterrichtet bin, geringen Erfolg. In Berlin und Wien gelangte es nicht zur Aufführung.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. hatte wie bei manchen anderen Verurtheilten auch bei denen des jungen Deutschland die Hoffnung erregt, daß eine andere Zeit gekommen sei und daß der Beginn der neuen Regierung eine Amnestie zur Folge haben müßte. Diese Hoffnung erwies sich jedoch als irrig. Mundt und besonders dessen Frau, aber auch Laube machten wiederholte Anstrengungen, um aus der Sonderstellung, die ihnen die Verordnung vom Jahre 1835 zuwies, herauszukommen. Die eben erwähnten Anstrengungen hatten, wie in diesem Zusammenhang nicht näher dargestellt werden kann, den erwünschten Erfolg. Im Laufe des Sommers 1842 wurden Mundt und Laube, Beide nach Ausstellung eines Reverses, in dem sie sich verpflichteten, in Zukunft nichts wider den preußischen Staat, die Religion und die guten Sitten zu schreiben, von all den Ausnahmemaßregeln befreit, denen sie bisher unterworfen gewesen waren.

Gutzkow lehnte zunächst eine solche Unterwerfung ab, denn man darf wohl auf ihn die bei den Akten befindliche Erklärung aus der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", 10. Juli 1842, zurückführen, in der es in einer Frankfurter Korrespondenz heißt: ein Revers, wie er durch die Zeitungen gehe, sei einem hier lebenden Schriftsteller nicht vorgelegt und von ihm nicht unterschrieben worden.

Einige Monate später aber wandte sich Gutzkow in dem folgenden Schreiben an den Minister (4. Febr. 1843):

„Seit einiger Zeit nimmt die preußische Zensurverwaltung so sehr die Thätigkeit der Staatsbeamten und die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch, daß der Augenblick, mich in einer persönlichen Angelegenheit an Ew. Exzellenz zu wenden, wohl nicht unpassend gewählt scheinen möchte.

„Vor acht Jahren wurden meine Schriften, einbegriffen in die Gesammtkategorie eines jungen Deutschland, gleich denen der übrigen Betheiligten in den kgl. preußischen Staaten verboten. Mit strenger Zensur wurde fünf Jahre hindurch diese Maßregel ausgeführt. Meine Schriften wurden nur nach einer in Berlin bestandenen Rezensur zum Debit zugelassen.

„Fünf Jahre nach dem Verbot trat größere Milde ein. Man durfte meine Schriften wenigstens mißbilligen, wenigstens widerlegen, man durfte sie wenigstens tadelnd erwähnen. Auch wurde eine von mir redigirte Zeitschrift allmählich zugelassen. Seit der Thronbesteigung Sr. Majestät des jetzt regierenden Königs schienen de facto die letzten vorhandenen Einschränkungen ein Ende nehmen zu wollen. Die Verwaltung und Tendenzen hatten sich geändert. Es verlautete von Berlin, daß einige der mit mir in gleicher Lage sich befindenden Autoren sich unter gewissen Bedingungen einer vollkommenen Befreiung von allen früheren Einschränkungen zu erfreuen gehabt hätten.

„Mir sind diese Bedingungen nie vorgelegt worden. Vielleicht mochte es unnöthig erscheinen, da meine schriftstellerische Thätigkeit sich fast ausschließlich der Bühne zugewendet hatte und dadurch eine einheimische Zensur derselben von selbst involvirt war. Auch ich glaubte, hoffen zu dürfen, daß jene vor acht Jahren gegen mich nothwendig erschienenen Maßregeln jetzt vergessen sind.

„Nun sehe ich aber, daß dies nicht der Fall ist. Der Kölner Zensor strich meinen Namen von einem meiner Bühnenstücke und ließ ihn erst zu, als er sah, daß dasselbe Stück auf der kgl. Bühne von mir selbst in Scene gesetzt worden.

„Von einer Sammlung ‚Briefe aus Paris', die ich im vorigen Herbst in Leipzig drucken ließ, ist in Preußen der Verkauf zugelassen, die Ankündigung aber nicht.

„Die „Rheinische Zeitung" brachte eine Kritik der Briefe. Der Zensor strich sie. Hr. G. Jung, einer der Redakteure, schickte seine Arbeit an die Deutschen Jahrbücher. Zufällig war es eine Kritik, in der ich mißhandelt wurde. Aber nicht immer nützte mir auf diese Art die preußische Zensur. Wenn in Berliner Blättern ein Almanach angekündigt wird mit Beiträgen von hundert Autoren, unter denen ich mich zufällig auch befinde, so finde ich regelmäßig meinen Namen von der Zensur ausgestrichen.

„Wenn ein Journal mich unter seinen Mitarbeitern aufführt, so wird man meinen Namen sicher in Berliner Blättern nicht finden.

„Die Herren Zensoren scheinen über mich so im unklaren zu sein, daß ich mich bei solchen Anzeigen sehr oft in Königsberg zugelassen und in Köln gestrichen finde.

„Ew. Exzellenz werden einsehen, daß somit meine literarische Existenz in den kgl. preußischen Staaten gänzlich dem Zufall überlassen ist und würden, wenn ich mich recht bald einer Revision der mich betreffenden Zensurmaßregeln erfreuen dürfte, zu aufrichtigem Dank verpflichten einem hochgebietenden Herrn Staatsminister ganz gehorsamsten

Dr. C. Gutzkow."

Die drei Zensurminister Eichhorn, Bülow und Arnim waren auf Grund dieses Schreibens geneigt, Gutzkow von den Maßregeln zu befreien (2. März 1843), ohne ihm, wie Mundt und Laube, einen Revers aufzuerlegen, weil diese Vorlage, in den Zeitungen besprochen, zu vielfachen unliebsamen Bemerkungen Anlaß gegeben hatte.

Der König lehnte jedoch diesen Antrag in einer Kabinetsordre vom 26. März ab. Darin hieß es:

„Ich kann auf Ihren Antrag nicht eingehen. ... Es kommt nicht darauf an, wie eine solche Forderung der Garantie für das künftige Verhalten dieser Klasse von Schriftstellern und Zeitungsschreibern beurtheilt wird, aber wesentlich darauf, daß Jene, wenn sie wieder in ihre alten Wege zurückfallen, dann zugleich als wort- und treubrüchig auch vor ihren Genossen selbst erscheinen müssen. Der verständige und wohlgesinnte Theil des Publikums wird der Konsequenz, womit dieser Gesichtspunkt aufrechterhalten wird, seine Anerkennung nicht versagen und dankbar dafür sein."

Demgemäß wurde der Bundesgesandte Sydow in Berlin instruirt, Verhandlungen mit Gutzkow aufzunehmen. Das Schreiben des Genannten ist erhalten und bringt die Aeußerungen Gutzkows in folgender Form (2. Mai):

„Wie vieldeutig auch der Sinn der Worte Religion, Staatsverfassung und Sittengesetz in unsrer Zeit und wieviele innere Kämpfe daher durch ein Versprechen wie das in Rede stehende auch hervorgehen, wie leicht der Versprechende, ohne es zu wollen, mit der Deutung des Versprochenen gegen die Regierung in Widerspruch gerathen könnte, so machen doch Ueberzeugung und Empfindung ihn bereit zu einem solchen Versprechen. Aber dessenungeachtet sehe er sich aus äußeren Gründen verhindert, ein solches in der verlangten Weise abzulegen. Er habe seit der tumultuarischen Zeit, in welcher er durch widrige Umstände aus seiner natürlichen Entwicklung herausgerissen und in eine, dem Bestehenden feindliche Richtung hineingeworfen war, auf mannichfache Weise zu bethätigen gesucht, daß seine Ansicht eine andere geworden. Allerdings

Digitized by Google

sei er ein freisinniger Schriftsteller und wolle dies bleiben. Aber er habe in die Geleise des Bestehenden wieder eingelenkt. Davon lege seine ganze schriftstellerische Thätigkeit in den letzten Jahren ein, wie er glaube, unwiderlegliches Zeugniß ab.

„Um sicherer und leichter Konflikte zu vermeiden, habe er sich der Bühne zugewendet. Eine wesentliche ästhetische Verbesserung derselben zu erzielen, sei jetzt seine Lebensaufgabe. Er habe dabei viel trübe Erfahrungen gemacht, aber dabei zugleich die Befriedigung gewonnen, seine Stücke sowohl auf dem Königlichen Theater in Berlin, als auf dem Hofburg-Theater in Wien ohne alle Veränderungen aufgeführt zu sehen. In Berlin sei ihm auch persönlich viele Anerkennung zutheil geworden.

„In seinen „Briefen aus Paris“ habe er seine nationale Gesinnung und seine Abneigung gegen die radikale Partei offenkundig dargelegt.

„Auch für den „Telegraphen“, an dessen Leitung er übrigens nur noch theilnehme, weil er der Einnahme dafür für seinen und seiner Familie Unterhalt nicht entbehren könne, habe er in veränderter Weise mitgearbeitet. Diese seine Einlenkung sei ihm vielfach verdacht worden; noch neuerlich habe ein Aufsatz über Preßfreiheit (in welchem er nachgewiesen, daß die Preßfreiheit nicht der Vorläufer freier Institutionen, sondern deren Blüthe sein müsse, und daß dieselbe daher in Deutschland jetzt nur zerstörend wirken könne), ihm die heftigsten Anfeindungen aller Leipziger Literaten zugezogen. Er sei, da sein Wunsch unerfüllt geblieben, in Berlin eine sichere Existenz, ein Feld für seine literarische Thätigkeit zu finden, zu seinem Bedauern auf das große Publikum, auf die Masse angewiesen; bei dieser setze er seine ganze Stellung aufs Spiel, wenn er die verlangte Erklärung abgäbe, und wenn, wie dies so leicht geschehen könnte, diese von seinen Gegnern auf hämische Weise in öffentlichen Blättern ausgebeutet werde.

„Wie gern er daher auch sich der Regierung seines Vaterlandes gegenüber reinigen und von jeder Ausnahmebestimmung befreien möchte, so sei er doch, da er sich, seine Frau und drei Kinder ernähren müsse, da er, um produziren zu können, einer gewissen aisance des Lebens bedürfe, und da ein diesem Bedürfniß entsprechender Erwerb ihm nur solange sicher sei, als das große Publikum ihm Beifall schenkt, außer stande, sich der fraglichen Aufforderung zu fügen. Er bitte, in dieser Erklärung keine Aeußerung von Renitenz, sondern das einfache Geständniß seiner ungünstigen Lage sehen zu wollen. Er werde eine schriftliche Erklärung darüber von der Reise geben, die er über München nach Oberitalien anzutreten im Begriff sei.“

Diese schriftliche Erklärung hat Gutzkow wirklich sehr bald eingesendet, Würzburg, 4. Mai. Es wurde von Sydow am 8. nach Berlin übersandt. Es entspreche, sagt Sydow, im ganzen den von Sydow übermittelten mündlichen Erklärungen, in den Worten aber, „ich sehe es als Grundlage aller meiner Bestrebungen an, nichts irreligiöses, staatsgefährdendes und unsittliches zu schreiben,“ gäbe er eigentlich das Versprechen, das von ihm verlangt sei. Dieses Schreiben vom 4. Mai 1843 enthält so viel für den Schriftsteller Charakteristisches, daß es trotz einiger Uebereinstimmungen mit der eben analysirten mündlichen Erklärung hier wörtlich folgen mag:

„Noch einmal die Eröffnungen, die ich von Ew. Hochwohlgeboren vorgestern erhalten, reiflich überlegend, muß ich mit tiefem Leidwesen bekennen, daß es mir unmöglich ist, von der Erklärung abzuweichen, die ich im ersten Drange meines natürlichen Gefühls bereits mündlich gegeben habe. Als ich bei dem Minister um Beseitigung der letzten Hindernisse, die in Preußen noch meinen literarischen Bestrebungen im Wege stehen, einkam, setzte ich voraus, daß bei der jetzigen strengen Beaufsichtigung der Presse es den Leitern unsres Zensurwesens nicht entgangen sein kann, daß ich seit länger als fünf Jahren eine Richtung eingeschlagen, die die politisch-kirchlichen Konflikte der Gegenwart vermeidend, ihre eigene Befriedigung nur in unverfänglichen Produktionen gefunden hat, von denen die Mehrzahl dem Theater angehört. Ich glaubte, so gewagt der Ausdruck ist, dem Staate einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihn auf den letzten Rest einer veralteten Bestimmung aufmerksam machte, die z. B. in dem Widerspruch, daß meine Theaterstücke auf allen preußischen Bühnen gegeben worden sind und dennoch gedruckt nicht angezeigt werden dürfen, ein vollkommener Nonsens wird. Statt der erbetenen Revision meines Zensurverhältnisses erhielt ich die Zumuthung, einen Revers auszustellen, daß ich nichts gegen drei von Ew. Exzellenz namhaft gemachten Begriffe schreiben solle. Im Gefühl meines redlichsten Willens, nur den wahren Interessen der Menschheit zu dienen und mit Freude jede Gelegenheit zu bezeichnen, wo die Heiligkeit des Bestehenden mit den Resultaten eigenen Nachdenkens zusammenfällt, im Bewußtsein eines mich erhebenden, beseligenden Vertrauens auf die friedliche Lösung so vieler streitiger Punkte unsrer Tage ist mir an dem erwähnten Reverse der objektive Gedanken völlig vertraut, ja, ich sehe es als die Grundlage aller meiner Bestrebungen an, nichts Irreligiöses, Staatsverwirrendes, Unsittliches zu schreiben. Allein für diese, rein auf moralischer Empfindung beruhende Grundlage ein äußeres Wortgelöbniß auszustellen, mein Innerstes unter eine so höchst allgemeine Form gefangen zu geben, das bin ich nicht imstande. Kirche, Staat und Sittlichkeit, die drei Worte, die das ganze ringende und streitende Leben unsrer Zeit ausdrücken, hundertfachen Verstimmungen ausgesetzt, sind sie im Grunde recht eigentlich zu Tagesamphibolien geworden, daß ich mich durch Unterschrift des verlangten Reverses nicht nur in eine traurige Herzensunruhe, von der ich kein Ende absehe, stürzen würde, sondern selbst bei den ehrlichsten Vorbehalten mich unsäglichen Verdächtigungen aussetzen müßte. Was kann ein Schriftsteller seiner Nation sein, wenn er ihr die Möglichkeit entzieht, ihn unbefangen, frei, als einen Mann von Selbständigkeit zu beurtheilen. Wehmuth ergreift mich, wenn ich bedenke, wie der Schriftsteller in Frankreich und England zu seiner Nation steht und welche Stellung man ihm in Deutschland zumuthet. Offen spreche ich es aus, daß der Staat zwar das Recht und die Pflicht hat, jeden schriftstellerischen Verstoß gegen die Thatsachen, die von ihm repräsentirt werden, zu ahnden, nimmermehr aber schon a priori den Autor in Zwiespalt mit sich selbst zu bringen und durch ängstliche Dilemmen und mehrdeutige Alternativen sein Gewissen zu trüben und zu beschweren.

„Se. Majestät, unser König und Herr, ist so sehr dem Formwesen abhold und nur dem Geist der Dinge zugethan, daß es ihm sicher nicht entgehen wird, wie derartige Reverse nur den finsteren Zeiten mittelalterlicher Kirchenversammlungen angehören und am wenigsten dem Schriftsteller zugemuthet werden sollten, der ja recht eigentlich aus sich selbst, aus der Freiheit seines Geistes wirken und schaffen soll. Von einem Autor, der kürzlich ein so harmloses Werk wie das Schauspiel „Ein weißes Blatt“ auf der kgl. Bühne aufführen ließ, zu verlangen, er solle einen Revers für sein künftiges literarisches Benehmen ausstellen, heißt nicht nur, eine weite, seit 1835 streng durchgeführte loyale Entwicklung ignoriren, sondern nach so viel Annäherungen an die bestehenden Verhältnisse ihn in den Augen der blind und nach dem Schein urtheilenden Menge, in den Augen hämisch ausdeutelnder Gegner vollends verderben.

„Mit Betrübniß sehe ich dem Bescheide entgegen, der nach dieser meiner Verweigerung des geforderten Reverses nicht ausbleiben kann, und bitte nur noch, mir die während meiner Reise etwa eintreffenden Mittheilungen gefälligst durch meine Frau in Frankfurt zukommen zu lassen.“

Trotz dieser Ablehnung des Reverses, auf Grund der mündlichen und schriftlichen Erklärungen Gutzkows, die in der Sache das Geforderte zugaben, wenn sie auch die Form ablehnten, beantragten die drei Zensurminister (13. Juli) die Befreiung Gutzkows von den bisher bestehenden drückenden Zensurbestimmungen. Die Befürchtungen Gutzkows bestätigten sich also nicht; ebensowenig erneuerte sich ein Widerspruch des Königs. Dieser ging vielmehr auf den Vorschlag der Minister ein; und so erfolgte die Befreiung

Digitized by Google

durch eine Kabinetsordre vom 17. Juli 1843. Sie wurde aber nicht veröffentlicht, weil ein sehr seltsames Zwischenspiel eintrat. Am 1. August nämlich theilte der Minister v. Arnim seinem Kollegen Bülow mit, die Regierung des Kantons Zürich habe entdeckt, daß Gutzkow sich der Theilnahme an kommunistischen Umtrieben verdächtig gemacht habe. Infolgedessen hielt Arnim die Kabinetsordre einstweilen zurück. Da aber die Sache in der Presse schon berührt war, so wurde den Oberpräsidenten mitgetheilt, die Kabinetsordre sei zwar erlassen, aber aus den angegebenen Gründen noch nicht ausgeführt worden.

Nun aber ergriff auch Gutzkow öffentlich das Wort. Er erklärte in einem, Turin, 18. August 1843, datirten Artikel des „Frankfurter Journals“ unter dem Titel „Ernstliche Verwahrung“, er habe allerdings mit dem früheren Schneider, jetzigen Schriftsteller Weitling Briefe gewechselt, wie er dies als Schriftsteller, der die Zeiterscheinungen beobachtete, thun müsse, gegen den Genannten aber in seinen Pariser Briefen polemisirt. Er werde später „die Grenzen bezeichnen, wo der Kommunismus als Symptom der gesellschaftlichen Zustände unsre Theilnahme erregen kann, als theoretisches Luftgebilde aber oder gar als chimärische Gesellschaftsreform uns entschieden abstoßen muß“.

Da unmöglich hier eine Geschichte der kommunistischen Umtriebe jener Zeit gegeben werden kann, so sei nur kurz daran erinnert, daß Weitling, im Jahre 1808 geboren, 1871 gestorben, seit 1837 infolge seines Pariser Aufenthalts kommunistische Tendenzen annahm und seit 1838 durch Schriften verbreitete, deren erste den Titel führte: „Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte.“ Seit 1841 lebte er an verschiedenen Orten der Schweiz, 1843 in Zürich.

Der vorhin erwähnten ersten ließ Gutzkow unter dem Titel „Letztes Wort“, Thonon, 22. August („Frankf. Journ.“ 28. August), eine zweite Erklärung folgen, in der er seine Beziehungen zu Weitling besprach: „Das Wohl des Nächsten zu bedenken ist das Prinzip jenes Kommunismus, zu dem sich Jeder bekennen darf, dem ein fühlendes Herz im Busen schlägt. Mit dem After-Kommunismus aber, mit jener Lehre, die den auch in seinem Unglück freien Einzelmenschen zum Sklaven einer chimärisch ersonnenen größeren Allgemeinheit machen will, mit dem Kommunismus der Rache gegen die Gebildeten und mit dem Kommunismus des Neides gegen die Reichen habe ich nichts gemein.“

Diese sehr bestimmten Erklärungen genügten offenbar den preußischen Ministern nicht. Vielmehr wurde der preußische Gesandte in der Schweiz, Werthern, mit einem Berichte beauftragt, der im September einlief. Vorher jedoch beantragte der Minister beim König (6. September 1843), man möge die Publikation der Kabinetsordre von der über die Kommunistensache angestellten Untersuchung abhängig machen. Bald darauf lief der Bericht ein. Er gipfelte in dem Satze, daß Gutzkow höchstens früher Sympathien zum Kommunismus gehabt habe. Dem Berichte war aber ein Gutachten des damaligen Züricher Regierungsraths Bluntschli, des später so berühmt gewordenen Staatsrechtslehrers, beigelegt, der sich, ohne Gutzkow gerade anzuklagen, sehr abfällig über ihn äußerte:

„Am widerwärtigsten,“ hieß es darin, „erschien es mir, „daß G. sich nun auf einmal mit echtem Literatenhochmuth des niederen Schneidergesellen Weitling, der ihm an Talent doch überlegen ist, zu schämen affektirt.“

Auf Grund dieser Gutachten erstattete Arnim dem König am 2. Oktober 1843 einen schriftlichen Bericht, in dem er ausführte:

Die Rolle, die Gutzkow in der Kommunistensache gespielt habe, sei eine zweideutige. Er habe zwar nirgends eine unumwundene Anhänglichkeitserklärung gegeben, aber die Art seiner Geständnisse zeige die Möglichkeit, daß er sich den Anschluß für spätere Zeit vorbehalte. Besonders bedenklich sei die in einem Briefe an Weitling vorkommende Stelle: „Ich bin für das kommunistische Prinzip.“ Er beantragte daher, daß der Kabinetsordre vom 17. Juli Anstand gegeben werde und daß es hinsichtlich der Schriften Gutzkows bei den dieserhalb bestehenden Ausnahmemaßregeln sein Bewenden behalte.

Dieser Antrag kam jedoch zu spät. Gutzkow muß in der Zwischenzeit die königliche Kabinetsordre erhalten haben. Er dankte dafür dem König am 16. Oktober, wie der Geheime Kabinetsrath Müller dem Minister Arnim mittheilte. Infolgedessen verfügte der König, da eine dem Betroffenen bekannt gewordene königliche Willensmeinung nicht zurückgenommen werden könnte, daß die Kabinetsordre vom 17. Juli in Kraft bestehen bleiben solle. Auf Grund dieser königlichen Anordnung wurde von Bülow auf Anregung Arnims am 18. Dezember ein Schreiben an den Bundesgesandten Hrn. v. Sydow gerichtet mit dem Auftrage, Gutzkow vorzufordern und ihm offiziell von der Sache, von der er auf unbekannten Wegen bereits Mittheilung erhalten haben müsse, wie sein Dankschreiben beweise, offizielle Kenntniß zu geben.

Am 23. Dezember erschien Gutzkow vor Sydow, wie aus einem von Gutzkow unterzeichneten Protokoll hervorgeht. Er empfing die Mittheilung, daß die das junge Deutschland betreffenden Bestimmungen für ihn aufgehoben seien, „daß das frühere Verfahren jedoch aufs neue und dann für immer eintreten würde, wenn er in diejenige Richtung zurückfallen sollte, die zu jenen Maßregeln den Anlaß gegeben hat“.

Schon am 10. Dezember 1843 war den Oberpräsidenten aller preußischen Provinzen die Aufhebung jener Ausnahmebestimmungen mitgetheilt worden.

Damit ist die Darstellung, welche die Stellung Gutzkows zum jungen Deutschland zur Aufgabe hatte, beendigt. Die Akten fahren allerdings noch weiter fort, sich mit dem Schriftsteller zu beschäftigen: Sie denunziren einzelne Abhandlungen z. B. über die deutsche Publizistik und seine Arbeit „Aus der Zeit und dem Leben“; Verbote der also verdächtigten Schriften folgten jedoch nicht. Auch ein Schreiben des Ministers des Innern vom 5. Januar 1844 an den Polizeipräsidenten, der gemeldet hatte, daß Gutzkow laut Zeitungsnachrichten seinen Aufenthalt in Berlin nehmen wolle, ein Schreiben, in dem es hieß: „Die über G. hier vorliegenden Verhandlungen lassen es zweifelhaft, ob er noch als preußischer Unterthan anzusehen sei oder ob sein hiesiges Angehörigkeitsverhältniß nicht infolge späterer Niederlassung zu Frankfurt a. M. und Hamburg aufgehört hat,“ hatte keine weiteren Folgen.

Seit dem Dezember 1843 also war Gutzkow wirklich von den Zensurverfolgungen befreit, die sein schriftstellerisches Wirken erschwert, theilweise verhindert hatten. Der Bann, der auf ihm lastete, hatte acht volle Jahre auf ihm geruht, anderthalb Jahre länger als auf seinen Genossen Mundt und Laube. Und eigentlich war es nur ein Zufall, das Bekanntwerden einer Ordre, die man zurückzuhalten wünschte, sodann die redliche Treue, die der König dem einmal ausgesprochenen Worte wahrte, welche diese peinliche Angelegenheit beendeten. Wäre es nach den Ministern gegangen, so hätte Gutzkow wegen angeblicher neuer Sünden unter den alten Beschränkungen noch lange zu leiden gehabt.

---

Digitized by Google

## Zur Thierschutz-Literatur.

Der Klassiker der Thierschutz-Literatur, Friedrich Theodor Vischer, hat an dieser Stelle unvergeßliche Aufsätze über Thiermißhandlungen in Italien veröffentlicht. Ein zweiter Vischer ist unter den großen Gelehrten und Schriftstellern den Thieren nicht erstanden; Vischer hatte nicht das wohlwollende Interesse eines Thierfreundes, der nach pünktlicher Bezahlung seines Jahresbeitrags an den Thierschutzverein — womit er allerdings mehr für die Thiere thut als die Mehrzahl seiner Mitmenschen — denkt: „nun habe ich das Meinige gethan"; ihn hatte die Noth der mißhandelten Thiere in tiefer Seele ergriffen, so daß er nicht mehr froh sein konnte mit dem Wissen, daß in jedem Moment durch abscheuliche, sinnlose Grausamkeiten fühlende Geschöpfe gemartert werden. So hat denn auch Vischer in seinem Roman „Auch Einer" den Gedanken ausgef[illegible]t, der wohl jedem mitfühlenden Menschen beim Anblick eines Schinderknechts von Fuhrmann einmal gekommen ist: wie wenn ich hin ginge und mich auf den Kerl losstürzte, mag aus mir werden, was da will! Diesen Gedanken führt der Held des Vischer'schen Romans aus, und bei der Ausführung findet er seinen Tod. — Es ist wohl eine allzu kühne Hypothese, daß in einem der gedankenreichsten neueren Romane, Walther Siegfrieds „Fermont", die aufopfernde That, an welcher der Held zugrunde geht, eine That ähnlicher Art gewesen sei.

Das Eintreten hervorragender Schriftsteller und Künstler für die Sache des Thierschutzes ist für diese von größter Wichtigkeit. Unter ihnen sind viele Menschen von warmen, den Zeit- und Volksgenossen vorauseilenden Gefühlen, und von ihnen hängt es großentheils ab, was geschehen wird. So verbreitet sich überhaupt oft, vielleicht meistens, eine neue Idee: Leute, die anderweitig sich einen Namen gemacht haben und die daher nicht ohne weiteres für verrückt erklärt oder übersehen werden können, nehmen sich einer großen Sache an, und durch ihren Namen verschaffen sie ihr bei der Masse die Anerkennung, die sie ohne diese Vermittlung nicht finden könnte. Wir sehen daher in Künstlern und Schriftstellern berufene Vorkämpfer für die Sache des Thierschutzes. In Berlin fanden öfters Konzerte unter Mitwirkung hervorragender Musiker zum Besten eines Thierschutzvereins statt; das ist eine schöne Idee; zahlreiche Musiker sind empört über die Schindereien, die sie mitansehen müssen, ohne ihnen wehren zu können; hier ist ihnen Gelegenheit geboten, durch ihre Kunst etwas für ihre rechtlosen Mitgeschöpfe zu thun. Bildende Künstler haben durch Thierzeichnungen und Ueberlassung ihrer Werke zur Reproduktion in den Veröffentlichungen des Berliner Thierschutzvereins das Ihrige beizutragen gesucht.

Mit Freude bemerkten wir in den letzten Jahrgängen des vom Berliner Thierschutzverein herausgegebenen Kalenders[1]) einen der angesehensten zeitgenössischen Schriftstellernamen: Emil Marriot, und nun hat diese Schriftstellerin ihre „Thiergeschichten", von denen uns eine bereits aus dem Kalender bekannt war, als Buch veröffentlicht;[2]) sie hat dadurch bekundet, daß sie ihren literarischen Ruf einsetzen will für diese Sache und ruft damit allen denen, die sie schätzen, zu: wenn ihr mich gern habt, thut etwas für die Thiere, das ist mir lieber als Komplimente über meine literarischen Leistungen!

Vielleicht werden die neuen Erzählungen Emil Marriots von anderer Seite hier als belletristische Erzeugnisse gewürdigt werden; das ist nicht meine Absicht, ich möchte nur einige Bemerkungen über ihren Inhalt machen, über ihre Tendenz, denn es sind Tendenzdichtungen. Genauer würde wohl der Titel „Thierschutzgeschichten" für das Gebotene passen; das Thierpsychologische tritt zurück gegenüber dem Thierethischen. Das Verhalten der Hausthiere gegen die Menschen, die Behandlung der Thiere durch die Menschen, das ist ihr Hauptthema, und so ist das Buch ein vorwiegend ernstes —, denn die Behandlung ist danach. Ein Dichter kann ja dem Thierleben auch heitere Seiten abgewinnen; reizende Beispiele hiefür finden sich in Vischers Roman, und Dickens hat, wie mehrere Anekdoten in der Forster'schen Dickens-Biographie zeigen, für das Humoristische auch in der Thierwelt Sinn gehabt. Die heiteren Seiten darf man in den Marriot'schen Thiergeschichten, mit Ausnahme der einen, „Ein kleiner Störenfried", nicht suchen.

Zwei Abschnitte des Buches sind nicht Erzählungen, sondern Abhandlungen: „Der Vogel-Massenmord in Südtirol" und „Die ärmsten Arbeiter". In letzterem Abschnitt wird die Behandlung der Pferde geschildert; aber eher zu günstig. Zunächst ist das, was die Verfasserin von der guten Behandlung der Luxuspferde sagt, in dieser Allgemeinheit nicht richtig; ich verweise sie u. a. auf das Gutachten des Professors der Thierzucht an der Ungarischen Veterinär-Akademie, Karoly Monostori, über Scheuklappen und auf das Gutachten des Generals der Kavallerie v. Rosenberg über Aufsatzzügel. Ein Umstand, der vielleicht auch nicht genügend hervortritt, ist der, daß dem Pferde der Schrei versagt ist; wäre das nicht der Fall, so würden bei Grundfahren und dergleichen Arbeiten auf Bauplätzen in den Städten die Anwohner durch das Geschrei der Thiere „gestört" werden, was durch den bloßen Anblick selten vorzukommen scheint. „Hätte doch der Himmel dem Konföderationsthiere des Menschen (dem Pferde) nur irgend einen Schmerzenslaut beschert, damit der Mensch, dem das Herz nur in den Ohren sitzt, sich seiner erbarmte", sagt Jean Paul in den „Flegeljahren". Ferner ist zu bedenken, daß die Fuhrherren naturgemäß die elendesten Thiere nicht in den belebten Straßen einer Großstadt, sondern an abgelegenen Orten verwenden, wo Niemand sieht, was mit ihnen geschieht; so höre ich von zuverlässiger Seite, daß alles, was man in München an Roheit bei Bauten sieht, nichts ist gegen das was an abgelegenen Orten in der Nähe Münchens, z. B. bei Riesenfeld, vorgeht. Schließlich scheint Emil Marriot auch das Verhalten der Sozialdemokratie in dieser Sache nicht scharf genug zu beurtheilen. Bei dem großen Einfluß der Führer kann man wohl sagen: es gibt keine Stelle, die einen so großen Umschwung in der Behandlung der Thiere, wenigstens bei der städtischen Handarbeiterschaft, dem „werkthätigen Volk", bewirken könnte, wie die sozialdemokratische Parteileitung. Ich sehe jetzt eben von meinem Fenster aus, daß ein Fuhrmann auf einem Bauplatz ein altes Pferd so lange in die Weichen schlägt, bis es wie rasend zu springen anfängt, und die dort beschäftigten Steinträger stehen dabei und schütten sich aus vor Lachen; eine Frau, welche sich über ein derartiges Vorkommniß aufhielt, wurde von Steinträgern mit Steinen geworfen. Und solches Gesindel wird von Mitgliedern des Deutschen Reichstags als „Genossen" angeredet! Wenn es nun heißt: wir müssen den Menschen helfen, so läßt diese Antwort tief blicken. Damit also, daß man Menschen weniger grausam und gedankenlos macht, hilft man ihnen nicht; das einzig Reale ist das, was man für ihren Magen thut. Ich wiederhole: ein Wort von der Parteileitung würde bei der strammen Disciplin Wunder wirken.

In der „Thier-Börse" vom 19. Oktober 1892 lesen wir: „Der sozialdemokratische ‚Vorwärts', der bisher immer nur abfällige und höhnische Bemerkungen für diejenigen hatte, die Barmherzigkeit auch für die Thiere verlangen,

1) Verlag des Vereins, Berlin SW., Königgrätzerstraße 108. Preis 10 Pf., 100 Stück 5 M.

2) Berlin 1899. Verlag von Freund und Jeckel. Preis 2 M.

Digitized by Google

wird durch den Distanzritt zur besseren Einsicht gebracht. Er erkennt jetzt endlich den Zusammenhang zwischen Thierquälerei und Menschenschinderei, wie der Abdruck des nachstehenden, ihm von einem „Menschenfreund“ zugekommenen Briefes darthut: „Es wäre wirklich angezeigt, wenn be[illegible] passender Gelegenheit die bei dem Distanzritt Berlin-W[illegible] verübten schauderhaften, kaum je dagewesenen P[illegible] schindereien ernstlich zur Sprache gebracht würden, [illegible] wenn diese Art Sport in die Mode käme, würden Mannschaften die Gefühlsverhärtung der Offiziere zu fühlen bekommen. Das bei dem Distanzritt Geleistete reiht sich würdig an das Spießruthenlaufen traurigen Angedenkens. Wenn es die hohen Kreise so treiben, ist nicht viel Verständniß für die nothwendige Sozialreform zu erwarten.“ — „Das Publikum, das dieser Schinderei zujubelt,“ ist im „Vorwärts“ zu lesen, „spricht dadurch über sich ein vernichtendes Urtheil.“ Weßhalb gerade bei dieser Veranlassung dieselben Leute, die ganz gleichgültig sind, solange es sich um Thierquälereien durch Droschkenkutscher, Fuhrleute, Bauarbeiter handelt, mit einemmal für den Thierschutz eintreten, liegt auf der Hand. Weßhalb sie es sonst nicht thun, deßgleichen. Man gebe den Thieren Stimmrecht und man wird erleben, wie die Partei der „Humanität und Gerechtigkeit“ ihr Herz für diese „Schwachen“, „Ausgebeuteten“, „Unterdrückten“ entdeckt. Inzwischen ist das einzige Vieh, das sie interessirt, das Stimmvieh.

Das Marriot'sche Buch ist demjenigen Mann gewidmet, der, soweit ich sehe, mehr für die mißhandelten Thiere gethan hat als irgend ein anderer unter unsern Zeitgenossen: Hans Beringer, dem Geschäftsführer des Berliner Thierschutzvereins zur Bekämpfung der Thierquälereien im Deutschen Reich. Wenn ich etwas weiteres über Beringers Persönlichkeit sagte, so würde er bedauern, daß ich den hiezu verwendeten Raum nicht dazu benutzt hätte, etwas über „die Sache“ zu sagen; damit glaube ich diesen Mann charakterisirt zu haben. Beringer hat das Uebel an seiner Wurzel gefaßt. Der Fuhrknecht, der öffentlich sein Pferd mißhandelt und angezeigt wird, wird sich vielleicht ein anderes Mal, wenn er seine anderweitig, etwa durch übermäßigen Schnapsgenuß, erregte Wuth an seinem Pferd auslassen möchte, besinnen und sich in acht nehmen; und damit ist schon viel erreicht. Aber vielleicht wird er, nachdem er angezeigt worden ist, sobald er sich unbeobachtet weiß, seine Wuth erst recht an dem Pferd auslassen. Dagegen kann nur die Erziehung helfen; oft genug sind es Gedankenlosigkeit und falsche Ansichten, oft auch frühzeitige Gewöhnung an Thiermißhandlungen, die einen im Grund nicht rohen Menschen zu einem Thierquäler machen. Indem Beringer und seine edle Gattin ihr ganzes Vermögen zur Begründung der „Thierschutzstiftung der deutschen Lehrer“ verwandt haben, die vom Berliner Magistrat verwaltet wird und zur Zeit ihre Zinsen dem „Deutschen Lehrer-Thierschutzverein“ zuwendet, wollten sie auf die Kindererziehung einwirken. Einzig die Kindererziehung vermag wirkliche Abhülfe zu schaffen.

Erfreulich war es uns daher, eine Nummer des „Thierfreund“ zu sehen, der den in den Münchener Schulen eingeführten „Jugendblättern“[1]) beiliegt. Eine dort von der Herausgeberin, Isabella Hummel, nach der Wirklichkeit erzählte Geschichte schien uns das Muster einer Thierschutzgeschichte für die Jugend zu sein. Ein Knabe stellte zu seinem Vergnügen im Wald Fallen; durch einen Zufall kam er selbst in eine und verbrachte so eine furchtbare Nacht, ihm gegenüber ein in einer anderen Falle gefangenes Wiesel; das, was er in dieser Nacht erlebte, brachte das Erwachen jenes P[illegible] [illegible] hervor, dessen die allermeisten Kinder fähig [illegible]s geweckt wird.

D[illegible]literatur das ist ein Zweig der Belletristik, für d[illegible]hierschutz von größter Wichtigkeit ist. Eine [illegible] besten Kräfte hat dieser Literaturzweig in der Gattin Beringers, Meta Beringer, verloren; sie starb am [illegible]ktober 1897 am Halskrebs; die letzten Worte, welche [illegible] ihrem qualvollen Ende unter Erstickungsanfällen [h]ervorbrachte, waren: „Halt aus — Vermächtniß — für die Stummen und Unmündigen — Schule — die nächsten Generationen müssen barmherziger und mitleidiger werden....“

P. N. C.

[1]) Verlag von Braun u. Schneider, München. Preis des Jahrgangs von zwölf Heften M. 4.20 und des Heftes 35 Pf.

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber das **Wörterbuch der ägyptischen Sprache** ist nach dem vom Professor **Pietschmann** in Göttingen im Auftrage der akademischen Kommission zur Herausgabe eines ägyptischen Wörterbuches erstatteten Bericht folgendes mitzutheilen: In dem Berichte des Vorjahrs war bereits erwähnt, daß Dr. Wilhelm **Heintze**, der dem kaiserlichen Generalkonsulat zu Kairo attachirt war, die Wiedereröffnung der fünf Pyramiden des Alten Reiches, welche auf den Wänden ihrer Innenräume mit Inschriften versehen sind, und die Herstellung von photographischen Aufnahmen und Abklatschen dieser Inschriften in Angriff genommen hatte. Dies Unternehmen, dessen beträchtliche Kosten Dr. Heintze getragen hat, ist glücklich zur Ausführung gebracht worden, mit thatkräftiger und sachkundiger Unterstützung von Seiten des Dr. Ludwig **Borchardt**, der die Leitung der Arbeiten und zum großen Theil auch die Anfertigung der Photographien übernahm. Die Pyramidentexte, welche die Grundlage für die Erschließung der ältesten Phase der ägyptischen Sprache bilden, können dank dieser opferfreudigen Zuwendung für das Wörterbuch in völlig gesicherter Gestalt verwerthet werden. — Auch von anderer Seite wurden Beiträge zur Gewinnung eines kritisch gesichteten Materials für das Wörterbuch gespendet, so von Dr. O. **Lange**, der bei einem Aufenthalt in London die dort aufbewahrten medizinischen und magischen Papyri theils abschrieb, theils verglich, und von Dr. K. **Reinhardt**, der aus Kairo wiederholt Abklatsche von Inschriften einsandte, die dort im Antikenhandel ihm begegnet waren. — Die lexikalische Ausbeutung der Inschriften nach der Methode des Thesaurus linguae latinae nahm ihren Fortgang. Die Zahl der nach diesem Verfahren autographirten einzelnen Textabschnitte betrug bis zum 1. April d. J. 3608, die der alphabetisch fertiggestellten 62,000.

* Ein internationaler **Kongreß für Geschichte der Musik** wird im nächsten Jahre bei Gelegenheit der **Pariser Weltausstellung** abgehalten werden, und zwar als Abtheilung des allgemeinen Kongresses für die Gesammtheit der vergleichenden Geschichtswissenschaften. Das Bureau des Komitees für die musikgeschichtliche Abtheilung setzt sich zusammen aus den HH. Camille Saint-Saëns, Ehrenpräsident, Bourgault-Ducoudray, Präsident, Julien Tiersot, Vizepräsident, und Romain Rolland, Sekretär.

* **Belgische Südpol-Expedition.** In der Zeitschrift „Ciel et Terre“ beginnt, wie die „K. Ztg.“ mittheilt, der Meteorologe der de Gerlache'schen Expedition, **Arctowsky**, seine Veröffentlichungen über die Beobachtungen während des Aufenthalts der „Belgica“ im Polareise. Bekanntlich hat dieser Aufenthalt ein ganzes Jahr gedauert, wobei Tag und Nacht, von Stunde zu Stunde Temperaturmessungen vorgenommen wurden. Der kälteste Monat war der Juli; seine Durchschnittstemperatur betrug —23.5°, seine niedrigste Temperatur —37.1°. Trotzdem wurde die niedrigste Temperatur des ganzen Jahres mit —43.1° im September beobachtet. Der wärmste Monat war der Februar, der im Mittel —1° und als niedrigste Temperatur —9.6° aufwies. Betrachtet man die Monate Juni, Juli und August als die Winter- und die Monate Dezember, Januar und Februar als die Sommermonate des Südpols, so läßt sich die Durchschnittstemperatur

des Winters mit —16.8° und die des Sommers mit —1.5° angeben. Im Winter wurden Höchsttemperaturen von —1 bis 0° beobachtet, in den Monaten der Tag- und Nachtgleichen betragen die Höchsttemperaturen 0— +1° und im Sommer erreichen sie +2°.

* **Sauerstoff und Stickstoff auf Fixsternen.** Der englische Astronom **Huggins**, der sich durch seine Untersuchungen über die die Fixsterne zusammensetzenden Elemente bedeutende Verdienste erworben hat, ist wiederum zu einem wichtigen Ergebniß gelangt. Wie er den „Astronomischen Nachrichten“ mittheilt, findet sich in den Spektra gewisser Sterne, die sich durch das Vorhandensein von Helium auszeichnen, außerdem eine dunkle Linie, die der hellsten Linie des Spektrums entspricht. Sicher nachgewiesen ist diese bedeutsame Thatsache bei zwei der größten Sterne im Bild des Orion, und zwar im Rigel und in der Bellatrix. Im letzteren Stern wurden auch noch andere Linien, die dem Spektrum des Stickstoffs entsprechen, entdeckt. Huggins hält es danach beinahe für gewiß, daß auf diesen Sternen Stickstoff vorhanden sein muß, ebenso wie er von der Gegenwart des Sauerstoffs daselbst nach seinen Untersuchungen überzeugt ist. Besonders auffallend ist der Umstand, daß die beiden Gase gerade auf Sternen erscheinen, die einen Gehalt an Helium besitzen.

* Ein mächtiges **Dinosaurus-Skelett** wurde von Professor **Williston** auf dem Fremont-Berge (Wyoming) entdeckt. Dasselbe ist 80 Fuß lang; auch zahlreiche Knochen von Mammuths im Gewichte von drei Tonnen wurden dabei vorgefunden.

S. **Breslau.** Der ordentliche Professor der englischen Philologie an der Universität Breslau, Dr. Eugen **Kölbing**, ist am 9. d. M. vormittags in **Herrenalb** (Württemberg), wo er sich in Sommerfrische befand, an einem Herzschlag im 54. Lebensjahre verschieden.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Prof. A. **Kuyper**, der berühmte Wortführer der freien Universität in Amsterdam, leistete voriges Jahr einer Einladung der Universität Princeton in Amerika, die ihn zum Ehrendoktor ernannt hatte, Folge, um dort einige Vorlesungen zu halten. Er hat diese jetzt gedruckt herausgegeben unter dem Titel „Calvinism, Six Storelectures“. Interessant und charakteristisch zugleich ist, wie Kuyper hier den Calvinismus nach seiner wissenschaftlichen, historischen, philosophischen und politischen Seite darstellt. Er sagt: Historisch betrachtet, bezeichnet der Name Calvinismus den Kanal, in welchem die Reformation sich fortbewegte, insofern sie weder lutherisch, noch anabaptistisch, noch socinianisch war. In philosophischer Hinsicht verstehen wir darunter jenes System von Betrachtungen, das unter dem Einfluß des großen Meisters Calvin in den verschiedenen Sphären des Lebens zur Herrschaft gelangte. Als politischer Name bezeichnet Calvinismus jene politische Bewegung, welche als konstitutionelles Staatswesen die Freiheit der Völker verbürgte, zuerst in den Niederlanden, dann in England und seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch in den Vereinigten Staaten. — Die Direktoren der „Freien Universität“ wollen die Anzahl der Lehrstühle für Theologie vermehren und schlagen deßhalb vor, Dr. H. **Kuyper**, ältesten Sohn des Professors A. Kuyper, zum Professor zu ernennen. — In **Utrecht** starb am 2. August der pensionirte Professor der Geschichte Dr J. A. **Wynne** im Alter von 76 Jahren. Wynne, geboren zu Hoogeveen, studirte zuerst alte Philologie, wurde dann Lehrer und Rektor des Gymnasiums zu Groningen, 1873 Professor der Geschichte zu Utrecht, wo er bis 1892 lehrte. Während dieser Zeit verfaßte er eine „Allgemeine Geschichte“ in vier Bänden und eine „Vaterländische Geschichte“ in einem Band für höhere Studienzwecke. Für Schulzwecke veranstaltete er aus jenen beiden Werken verschiedene Auszüge, welche sämmtlich eine ziemliche Anzahl Auflagen erlebten. Ferner erschienen in den Werken der Historischen Gesellschaft (Histor. Genootschap) zu Utrecht nach: „Négociations du Comte d'Avanc, ambassadeur extraordinaire à la cour de Suède“. „De geschillen over de afdanking van het Krygsvolk in de Vereenigde Nederlanden in de jaren 1649—1650“. Sämmtliche Werke zeigen dieselben Eigenschaften: Sie sind durchweg korrekt in der Angabe der thatsächlichen Verhältnisse, in der Darstellung jedoch so trocken und prosaisch, wie der Verfasser selbst einst war.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

**Genters** illustrirter Führer. Bodensee, Arlbergbahn. Darmstadt, K. P. Genter 1899. — **R. E. Petermann**: Führer durch Dalmatien. Wien, Alfred Hölder 1899. — **Handbuch der deutschen Aktiengesellschaften.** 3. Aufl. Ausg. 1898/99. II. Bd. Leipzig, Verlag für Börsen- u. Finanzliteratur A.-G. 1899. — **Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.** Hggb. vom Vorstande. Bd. VII, Theil 2. Tokyo. Berlin, Asher u. Co. 1899. — *Ad. Venturi:* La Madonna svolgimento artistico delle rappresentazione della vergine. Milano, Ulrico Hoepli 1900. — **Leo Woerl**: Erzherzog Ludwig Salvator aus dem österreichischen Kaiserhause als Forscher des Mittelmeeres. Leipzig, Woerls Reisebücher-Verlag. — **Parisius-Crüger**: Das Reichsgesetz betreffend die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften. 3. Aufl. Berlin, J. Guttentag 1899. — **Wahlgemuth-Schneider**: Taschenbuch für Baugenossenschaften, Bau- und Sparvereine. (Genossenschaftliche Handbibliothek, IV. Bd.) Ebd. 1899. — Dr. Gg. **Mentz**: Johann Philipp v. Schönborn, Kurfürst von Mainz, Bischof von Würzburg und Worms 1605—1673. Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. II. Theil. Jena, Gust. Fischer 1898. — Dr. H. **Neumann**: Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. 7. Lfg. Berlin, Franz Vahlen 1899. — **Bernhard Duhr** S. J.: Jesuiten-Fabeln. 4. und 5. Lfg. 3. Aufl. Freiburg i. Br., Herder'scher Verlag 1899. — **Ernst Eckstein**: Die Klosterschülerin. Roman aus der Gegenwart. Dresden, Leipzig, Carl Reißner 1899. — Dr. J. **Burghold**: Richard Wagner. Der Meistersinger von Nürnberg. (Der Musikführer Nr. 157/58. Hggb. von A. Morin.) Stuttgart, J. Schmitt.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.**

In unserem Verlage erschienen:

## Goethes Unterhaltungen

**mit dem Kanzler Friedrich von Müller.**

Herausgegeben von **C. A. H. Burkhardt.** Zweite stark vermehrte Auflage. Preis geheftet M. 4.50, eleg. geb. M 5.50.

## Gespräche mit Goethe

**in den letzten Jahren seines Lebens.**

Von **Johann Peter Eckermann.** Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von **Otto Roquette.** Drei Bände. Preis elegant gebunden 8 Mark.

Das erste Erscheinen der Goethe-Müllerschen „Unterhaltungen“ fiel in eine Zeit (1870), die von ganz anderen als litterarischen Interessen erfüllt war, und dennoch hat das Buch, als eine der wertvollsten Grundlagen zur Goethe-Biographie, schon damals volle Würdigung gefunden.

Nun, bei seinem kurzlichen neuen Erscheinen, das nahe zusammentrifft mit dem bevorstehenden

**150jährigen Erinnerungstag an Goethes Geburt,**

wird dieses Gedenkbuch, zumal es jetzt um über hundert Gespräche vermehrt ist, erst recht eine hochwillkommene Gabe sein.

Dies Buch und die Eckermannschen Gespräche bilden die wichtigsten Zuthaten zu dem, was Goethe selbst der Welt in seinen Werken aus seinem Innersten mitgeteilt hat. Beide Bücher, das Eckermannsche und das Müllersche Erinnerungsbuch, ergänzen sich gegenseitig in erwünschtester Weise.

**Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.**

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 11. August. Nummer 182.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Assisi.

Ein bekannter Forscher theilt die Menschen nach der Art ihres Naturgenusses in „Meernaturen“ und „Gebirgsnaturen“ ein; jene sollen mehr kontemplativ, diese eigentliche Thatmenschen sein. Der Fluch aller Schematik haftet natürlich auch dieser Eintheilung an, und so einfach und mit einem Schlagworte zu erfassen sind die Geheimnisse der menschlichen Psyche nicht. Jede ihrer Regungen, die wir als Naturgenuß empfinden, saugt Nahrung aus einem verzweigten Wurzelsystem, dessen Endfäserchen in den letzten Qualitäten der Veranlagung, in Assoziationsvorstellungen und Gewohnheit fußen. Nicht zuletzt in der Gewohnheit, denn diese bedeutet Uebung im Sehen, sie entwickelt den sozusagen nur physikalischen zu einem feineren seelischen Vorgang. Gewohnheit läßt den einfältigen Schäfer in jedem seiner Thiere das Individuum erkennen, wo Anderer Auge nur den Rassetypus erblickt, sie hat dem Nordländer die Schönheitsgeheimnisse seines Waldes, seiner ernsten Gebirgswelt erschlossen und sie fehlt ihm meist vor den Wundern des Südens. Freilich gibt es da gewisse Knalleffekte und konzentrirte Stimmungen, die Jedermann verblüffen und das Verblüffende wird gemeinhin gern schön genannt. Wer aber, der schlichteren südlichen Natur zum erstenmal gegenübergestellt, voll genießen kann, muß etwas vom Künstler in sich tragen; denn der analysirende Blick, der sich bei dem Schäfer auf beschränktem Gebiete und zu äußerlichen Zwecken entwickelt, eignet dem Künstler allgemein und als Vermittler ästhetischen Genusses; auch auf dem Gebiete der Naturbetrachtung gilt der Satz: Duo si faciunt idem, non est idem. Die nordische „Gebirgsnatur“ hat den Zauber des Südens rühmen gehört und konstruirt sich — bewußt oder unbewußt — aus allem, was sie in Hochgebirge und Waldesschatten sehen und lieben gelernt hat, steigernd ein Idealbild. Statt dessen findet der erwartungsfrohe Wanderer dann etwas ganz neues. Statt einer Fülle von Farben und Tönen wenige, aber dominirende von verwirrender Leuchtkraft, statt der geknickten, zerrissenen Silhouetten breite, mächtige Linien, statt des anheimelnden Details ungeheure Einfachheit, statt Klarheit verschleierte Lufttöne, statt des Romantischen das Heroische. Ich sage: er findet es, richtiger: er findet es nicht, sondern nur Naturformen und Farben, deren Verständniß ihm keine Analogie seiner Erfahrung vermittelt, die er sozusagen nur in Bausch und Bogen erblickt, ohne feinere Abstufungen zu entdecken. Vielleicht aber bietet ihm sein Bildgedächtniß doch eine Analogie, und dann sind es jene Gebiete der Mittelgebirgsheimath, die man als „trostlose Gegend“ zu bezeichnen und sorgfältig zu umgehen pflegt. Hinc illae lacrimae.

Solch ein Bild bietet die umbrische Landschaft südlich von Perugia. Spärlich bestandene Bergkuppen, zu dem kahlen Monte Subasio hinstrebend, fast schattenlose Olivenwäldchen mit schleierigen, fahlgrünen Kronen; dazwischen Burgen und Bergstädte, wie riesige, verwitterte Quarzdrusen, Schluchten im Kalkstein mit rothleuchtenden Wänden, und unten der fruchtbare Thalgrund, straßendurchfurcht, mit Feigen, Wein und dreitschirmigen Pinien, bis die westlichen Höhenzüge der Apenninen wieder veilchenfarbig emporstreben. Wer den Charakter der Landschaft versteht, der vermißt keinen der Reize nordischer Waldgebirge; es überkommt ihn etwas wie Lichttrunkenheit vor diesen schön modellirten Höhen, an deren Hängen das Sonnengold herabfließt; das Auge sieht nichts hartes und ediges, denn auch die stärksten Kontraste sind weich und farbig vermittelt, der Schatten leuchtet noch und vor den Lichtflächen liegt zart abtönende Luft. Zudem ist es eine Landschaft, die Assoziationsvorstellungen auslöst von taktmäßig schreitenden Legionen, deutschen Kaisern, die zur Krönung nach Rom ziehen, und hohlwangigen Mönchen, die vor der Wiedergeburt der Weltfreude nochmals Weltflucht predigen. Der Größte unter den Letzteren schläft da oben am Nordwestende von Assisi über den riesigen, rothleuchtenden Substruktionen; was er in Worte faßte, das predigen Künstler durch Jahrhunderte weiter, und weil dabei viel rührend Menschliches, von Künstleraugen Geschautes mit einfloß, so läßt sich auch ein heidnisch denkendes Weltkind gern die staubige Straße hinaufziehen.

Ich hatte außerdem Glück, versicherte mir der mitreisende Apotheker der Bergstadt, denn Ende Juli und Anfang August sind die großen Ablaßtage, an denen das Volk aus weiter Ferne herbeiströmt, und da gibt es manches zu sehen, was in christlichen Landen sonst seinesgleichen sucht. Nur auf die Franzosen war er schlecht zu sprechen, der Apotheker von Assisi, und dieser frisch emporblühende Haß hatte sogar den alten gegen die Austriaci erstickt, denn: „vede Signor,“ sagte er, „die Franzosen haben uns beherrscht und ausgeplündert, und von den Oesterreichern kann man gerechterweise nur das Erste behaupten.“ — Ich verneigte mich für meine Landsleute. Da saß das bewegliche Männchen einen Augenblick ganz still, nur solange ein Südländer zum Nachdenken braucht, dann meinte er: „Als Oesterreicher sind Sie ja auch eine Art Deutscher — tragen denn die Deutschen alle blaue Leinwandkittel, hohe Stiefel und große Schlapphüte?“ Ich versicherte, daß die deutsche Nation ein derartiges Stadium der Kleidung längst hinter sich habe. Aber da schüttelte der Kleine sinnend das schwarzborstige Haupt: „Unser Deutscher hier trägt solche Kleidung, na, Sie werden ihn ja sehen.“ Damit hielten wir an der Locando Nazionale und trennten uns mit einem herzlichen Stia bene. Kaum aber hatte ich der geschäftigen Padrona die nöthigsten Fragen über „Nam' und Art“ beantwortet, so rief sie: „venite, venite, Sor Emilio, c'è un altro!“ Es wohne nämlich schon ein Deutscher bei ihr, un bravo giovinotto — aber ... Sie machte Zeichen leichten Verrücktseins, sprach von Familienzwist &c. Da trat der Repräsentant der deutschen Nation in Assisi ein, ganz wie ihn

Digitized by Google

der Apotheker geschildert, und suchte in behaglich breitem Badenserdeutsch nach freundlichen Worten, da er in trautem Umgang mit den Capellani des heiligen Franziskus wohl das Tabakschnupfen erlernt, aber den flüssigen Ausdruck in seiner Muttersprache verloren habe. Damit hatte ich einen Mentor für Assisi, der nicht bloß den Konvent des seraphischen Heiligen kannte, sondern auch durch jahrelanges Studium herausgefunden hatte, wo der beste Umbrerwein und der reinste Cafeino con mistrà zu haben sei.

Aber auch für meine leibliche Sicherheit sollte gesorgt werden. Nach Tisch erschien ein fröhliches Spitzbubengesicht an der Thür, das mit geblähten Nüstern den Bratenduft einsog; schließlich kam eine Gestalt in Zwilchmontur zum Vorschein, die mit ehrfurchtsvollem Gruß ihr spanisches Rohr schulterte und sich an die Vertilgung sämmtlicher Speisen- und Weinreste machte. Beim Uebergang von den Maccaroni zum Braten fand der Mann Zeit, mir seine Visitenkarte zu überreichen und sich für etwaige Fälle von Mord, Todtschlag oder Diebstahl bestens zu empfehlen, und ich las: Angelo Maria Sanctificetur, Polizeidiener von Assisi.

Auch Sor Emilio war einst ein Neuling zu Assisi und mit der umbrischen Art nicht vertraut. Darum wollte es ihm eines Tages nicht einleuchten, warum er sich vom Metzger durch Auflegen eines falschen Gewichts prellen lassen müsse. Dieser Mann aber spürte plötzlich das Blut seiner Ahnen in sich und sah in dem falschen Gewicht nur ein Wurfgeschoß für die männermordende Schlacht. Da griff Angelo Maria Sanctificetur segensvoll ein und rettete den Vertreter der deutschen Nation. Seit diesem Tage aber erschien er auch pünktlich in der Locanda Nazionale, um den Lohn des Guten vom fritto misto bis zur Neige rothen Umbrerweines einzuheimsen. Nach dieser Erklärung zahlte ich antecipando für meine leibliche Sicherheit.

Für das Seelenheil wäre ohnedies ausgiebig gesorgt, hätte das leidige 19. Jahrhundert nicht so böse Ideen gezeitigt. Es ist alles noch so schön mittelalterlich in Assisi, die Straßenzüge, gewisse idyllische Gewohnheiten der Eingeborenen, die Rocca Grande, die Mauern; nur drüben im ideellen Zentrum der Stadt, in San Francesco, hat das neue Governo böse aufgeräumt. Marchese Gioachino Pepoli, als königlicher Kommissär der provisorischen Regierung, hatte 1860 sämmtliche Klöster Umbriens aufgehoben, bei dreien aber — darunter San Francesco — doch eine Ausnahme gemacht. In diesen sollten die Mönche so lange Besitzer des Klosters sammt allem Vermögen bleiben, bis ihre Zahl durch Absterben auf drei reduzirt sei. Dann kam das Klosteraufhebungsgesetz von 1866, und der Staat zog auch die drei bevorzugten Klöster ein; ein langwieriger Prozeß, in dem sich die Mönche auf Pepoli's Verordnung beriefen, war die Folge. Nun hausen etwa anderthalb Dutzend Mönche unter dem Titel Capellani in den weiten Klosterräumen und scheinen ihrem Absterben ziemlich phlegmatisch entgegenzusehen. Das Jahreseinkommen von 20,000 Scudi ist freilich eine historische Reminiscenz geworden, aber Mangel leiden die Capellani nicht, davon habe ich ausreichende Beweise. Seit der Herrschaft des Liberalismus hat sich freilich auch die Zahl der Pilger vermindert, die früher oft 100,000 bis 200,000 an einem der Ablaßtage betrug.

Einige Hundert mögen es noch sein, die in dem herrlichen Vorhof der Unterkirche lagern, schlafen, essen und Kleider flicken. Lauter hagere, von der Sonne gedörrte Gestalten, wenig jugendliche Gesichter; die Weiber im weißen Tovaglio, dem schwerfaltigen Kopftuch mit rothem Mieder, dunkelblauem Rock und der Cioccia, der primitiven Ledersandale, die Männer in rother Weste, Kniehosen und Strümpfen. Von den Bergen bis Neapel ziehen sie herauf, sicheres Seelenheil zu holen, das in der nahen Porziuncolakirche und zu Loreto vervollständigt wird. Die einstige Pracht der Kostüme ist verschwunden mit der Heiterkeit des Pilgerzugs. Vor Jahren füllte den Vorhof der Unterkirche fröhliches Marktgewühl, die Frauen der Provinz Aquila, namentlich die von Scanno, trugen ihre turbanartigen Kopftücher und silbernen Ketten zur Schau, und die Abbruzzenbauern verbanden mit dem Seelenheil zweckmäßig die Brautschau, denn jede Goldborte auf den Röcken der Mädchen bedeutete 1000 Lire Mitgift, und man konnte sogar fünf Goldborten übereinander sehen. Heute ist es wirklich nur das Seelenheil, was diese müde gearbeiteten großen Kinder herführt. Eintönige Weisen singend rutschen sie auf den Knieen zum Grabe des Heiligen, zwei Weiber führen strophenweise die Stimme; es klingt wie das dissonirende Brummen des Dudelsackes. Am Eingang in die Unterkirche steht eine kleine Säule, oben ausgehöhlt, um eine Fahnenstange aufzunehmen. An diese legt Mann und Weib das Ohr und hört in dem Rauschen des halbgeschlossenen Raumes das Blut des hl. Franziskus zirkuliren. Dann flüstern sie dem todten Heiligen ihre kleinen Privatbitten ins Ohr und erheben sich nach bestimmten Gebeten mit sichtlicher Genugthuung, als wollten sie sagen: jetzt habe ich dich, und du kommst mir nimmer aus mit deinem Ablaß. Nun wird in der Kirche geschlafen, geplaudert, gestaunt, und die alten Fresken blicken gutmüthig auf die einfältigen Kinder der Berge.

Die beiden Kirchen von San Francesco, übereinander errichtet, bilden einen wundersamen Gegensatz; unten ist alles mystisch, von Symbolik durchtränkt, die Verhältnisse sind gedrückt und das aufstrebende Prinzip der Gothik ist streng gebändigt. Das Licht der sonnigen Landschaft brechen und beschränken farbige Fenster und aus der Dämmerung lösen sich Cimabue's und Giotto's gewaltige Gestalten und die Figuren der Sienesen mit dem süßen, sinnenden Lächeln um die Lippen. Es ist ein Raum von grübelnder Beschaulichkeit, alle gesunde Korrektur der Sinne fernzuhalten. Aber dagegen gibt es keine dämmerigen Winkel und Nischen, ein Blick erfaßt das ganze einschiffige Langhaus in freieren Höhenverhältnissen, und innerhalb dieser deckt alle Wände ein gemalter Katechismus mittelalterlicher Heilslehre.

Der Pilger ferner Jahrhunderte, der sich in der Unterkirche dem Schauer des Unbegreiflichen hingab, wurde später in der Oberkirche belehrt, wie dieses Unbegreifliche sich begreiflich im Menschenleben manifestirt hatte. Unten erzählten ihm die Bilder meist nichts lebendiges; wo es doch geschah, und sogar in mächtigerer Formsprache als in der Oberkirche, da ging dem naiven Gemüth alles Detail unter in der dominirenden Mystik des Raumes. Die Allegorien und Heiligengruppen wirkten als ruhende Symbole des Ueberirdischen, dessen Geheimnisse ihm so dunkel bleiben mußten wie die Unterkirche selbst. Oben aber wurde der Menschennatur Rechnung getragen. Neben biblischen Darstellungen sah der Pilger ein Erdenleben vor sich mit lebendigen Beziehungen, wie es sich zu ewigem Werth im mittelalterlichen Sinne durchringt; er sah Handlung, Leid und Freud, kindische, bizarre Wunderlegenden sagen wir heute freilich, aber Maler hatten sie für ihn dargestellt, die eben die sichtbare Welt zu erobern begannen. So wurde ihm wenigstens ein Zipfel des Unbegreiflichen nähergerückt, er fand darin Analogien mit seinem eigenen Dasein und wurde praktisch zu denselben Geboten geführt, die man ihm theoretisch unten verkündet hatte. Heute sind diese Bilder ebensoviel Dokumente für die Geschichte des mittelalterlichen Gedankens, ganz abgesehen von ihrer Bedeutung für die Kunstgeschichte.

Die beiden großen Mönchsorden des Mittelalters, die Dominikaner und die Franziskaner, gaben in ihren Legendarien

Digitized by Google

der Kunst eine Fülle neuer Motive. Was ihr die Scholastik der Dominikaner bot, findet man in der Capella degli Spagnuoli, in der Capella Strozzi von S. Maria Novella zu Florenz, im Trionfo della Morte zu Pisa und an anderen Orten.

Dieselbe Bedeutung für die Kunst unter dem Einfluß der Franziskaner hat S. Franzesco zu Assisi. Das Leben des seraphischen Heiligen, wie es sein Gefährte Thomas von Celano beschrieb, enthält nun herzlich wenig Motive, die ohne einen gewissen Zwang malerischer Darstellung fähig sind; gerade der anmuthigste Zug im Leben dieses Mannes, seine naive Liebe und Verehrung für alles Geschaffene liegt außerhalb der Grenze bildender Kunst. „Messer lo frate sole", „sor luna", „frate vento" und „sor acqua" lassen sich nicht darstellen, denn Sonne, Mond, Wind und Wasser sind nicht dasselbe, es fehlt das eigenthümlich verzückte Gemeingefühl alles Geschaffenen, das z. B. im „Cantico delle creature" zum Ausdruck kommt. Statt dessen bekam die Kunst eine Anzahl bestimmter Ideen, die sie allegorisch zu umschreiben hatte, und die Reihe von Lebensepisoden des Heiligen, deren Bestes auch im Uebersinnlichen lag. Und dennoch erwuchs unter solchen Bedingungen eine ganze Malerschule und erstarkte, indem sie an recht undankbaren Aufgaben das Menschengemüth schildern, Freude, Zorn, Furcht, Pathos, Ergriffenheit und Begeisterung darstellen und die unmalerischen Motive mit Lebenszügen zu durchflechten lernte. Dieser neuen Formsprache suchend nachzugehen, bietet noch heute echten Kunstgenuß.

Giotto, als der größte der Meister von Assisi, findet sich mit einem undankbaren Motiv resolut und mit möglichster Klarheit ab, er faßt das sinnlich Darstellbare in einer einfachen Handlung voll grandiosen Ernstes zusammen. Daß trotzdem das Beste der Heiligenlegende auf dem Wege zum Bild verloren geht, kümmert ihn nicht; kann er ihr hier nicht völlig gerecht werden, nicht heran an das Menschenherz, so bietet ihm seine Kunst einen anderen Weg, auf dem er das Verlorene wett macht. Und nun kleidet er den Vorgang in eine Fülle von Nebenbeziehungen ein; ist das Wunder als solches nicht darstellbar, so gibt er den Abglanz des Wunders auf Menschengesichtern; kann eine deutende Geberde nicht alles sagen, so ergänzt sie das bewegte Volk in bestimmtem Sinne, und ist das Darzustellende so eigensinnig mönchisch, daß daraus schlechterdings keine reflektirbaren Empfindungen abzuleiten sind, so dichtet er auf eigene Faust: reizende, sinnende Nonnengesichter, kleine Züge, dem Leben abgelauscht, jeder eine Entdeckung für die damalige Kunst, und wir sind interessirt und gefangen und glauben oder verzeihen dem Meister alles übrige.

Man hat diese Vorliebe Giotto's und seiner Zeitgenossen für genreartige Detailzüge getadelt; — mit Unrecht. Gewiß erschien ihm die Franziskus-Legende ungleich unsrer heutigen Auffassung als eine sehr würdige Aufgabe, galt es doch einer breiten Strömung künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Der Maler aber nahm schon damals eine andere Stellung ein als der Chronist, der, was er schildert, mit seiner Ueberzeugung auch vertritt. Mit der „Lust zu fabuliren" trat er an die verschiedensten Aufgaben heran und suchte sich in ihnen auszuleben. Darum hatte die Malerei, die eben erst alles vom Leben lernte, gar keine Veranlassung, ihre gesunde Quelle sofort wieder zu verleugnen u. ganz im Zweck der Kirche aufzugehen. Wenn der große Meister in den gewaltigen Ernst, mit dem er die Heiligenlegende auffaßte, gelegentlich eine hastige Nuance, einen derben Lebenszug mit einfügt, so darf man nicht vergessen, daß er eine neue Sprache sprach und die Lust des Kindes am Sprechen fühlte. Benozzo Gozzoli, den sein Meister, Fra Angelico, noch mit der Schule Giotto's verbindet, hat viel später die genreartige Einkleidung biblischer Erzählungen zum Prinzip seiner Darstellung erhoben; seine frische Lebensbeobachtung und robuste Daseinsfreude wirken noch heute erfrischend wie vor Jahrhunderten. Sie sind aber Blüthen einer Entwicklung, deren Wurzeln bei Giotto zu suchen sind; dieser zumal dachte als Franziskanermaler durchaus nicht franziskanisch. Er malte eine Allegorie der Armuth in der Unterkirche, wie einen anderen Gegenstand, zu dem er in keinem anderen Verhältniß als dem des Künstlers stehen konnte. Wie der Meister privatim über Armuth und das Gelübde der Armuth dachte, geht aus seinen Versen hervor. Unfreiwillige Armuth, heißt es da, führe gar oft zum Bösen, sie triebe den Richter zur Bestechlichkeit, Frauen und Mädchen zur Unehre und die Menschen im allgemeinen zu Lüge, Diebstahl und Gewaltthat. Die freiwillige Armuth könne ja ohne Laster bestehen, werde aber ebenso oft umgangen wie bewahrt. Das aber könne nicht für gut gelten, was weder Zartgefühl, noch Kenntniß, noch irgendwelche Fähigkeit erfordere und den Namen der Tugend verdiene nicht, was das Gute ausschließe (Crowe-Caraliaselle). Darum verwirft er auch die freiwillige Armuth und es liegt darin ein Urtheil über die Bettelmönche überhaupt, wenn auch der Meister nicht für gut fand, es unverhüllt auszusprechen. Eine so gesunde Natur nun, die der Franziskanerregel gegenüber ihr selbständiges Urtheil bewahrte, mußte auch als Künstler die Legenden so weit wie möglich mit echter Menschlichkeit durchtränken. Wenn ein späterer Papst den Ausspruch that, die Regel der Franziskaner sei mehr für Schweine als für Menschen geschrieben, so durfte das Genie wenigstens die Hälfte davon erkennen und mit künstlerischem Takt dem Abstrusen ein freundliches Mäntelchen umwerfen. Daß der Meister dies that, daß Kleinere vor und nach ihm ähnlich verfuhren, macht uns, neben dem Eindruck, dessen jede echte Empfindungswärme sicher ist, die Bilder von San Francesco noch heute nachempfindbar. Voraussetzung ist freilich die Fähigkeit, in einem Bilde nicht nur das „Was" des Dargestellten, sondern auch das „Wie", die feinere Atmosphäre zu sehen, eine Uebung oder Anlage, die unter Laien noch immer unglaublich selten ist. Wer von einem Bilde Verblüffung oder einen gewissen prickelnden Reiz verlangt, pilgert vergeblich nach San Francesco.

Die Oberkirche ist gegenwärtig Nationaleigenthum, trotzdem sie eine Papstkirche war. Bei der Restaurirung des überaus vernachlässigten Denkmals italienischer Gothik hatte die excommunizirte Regierung mit den Dunkelmännern einen scharfen Kampf zu bestehn, der sich sogar in deutsche Zeitungen fortpflanzte und zum Theil in diesen Blättern ausgefochten wurde. Die Klerikalen hatten sich die Sache klug ausgedacht. Restaurirte die italienische Regierung Kirche und Fresken nicht, dann wies man triumphirend darauf hin, daß aller Unwille gegen „Pfaffenwirthschaft" Heuchelei gewesen sei, und zieh das neue Governo der Barbarei. Ging dieses jedoch an die Arbeit, dann schrie man über Sakrilegium, denn San Francesco ist eine Papstkirche, und in einer solchen darf ohne ausdrückliche Einwilligung des Statthalters Christi keine Veränderung vorgenommen werden. Als nun noch mehr geschah als das Unerhörte, und werthvolle Chorstühle, die freilich durch räumliches Mißverhältniß den Eindruck der Kirche störten, entfernt und im Kloster pietätvoll wieder aufgestellt wurden, da fand die schwarze Gesellschaft nicht genug Laute der Entrüstung für solchen Frevel. Tant de bruit pour une omelette! Die Zeit ist drüber hingegangen, das Rüstzeug aus der Zeit des hl. Franciscus erwies sich als abgebraucht und unwirksam.

Will man die Erscheinung dieses Mannes in ihrem kulturhistorischen Werth würdigen, so läßt sich sagen, daß er in einer Zeit allgemeiner Entartung das alte Ideal

der Kirche wieder zu beleben strebte. Die Leiden der Armuth und Entbehrung, das Loos des Geknechteten dachte er durch freiwillige Armuth und Entbehrung, durch selbstgewählte Knechtschaft zu paralysiren. Denn alles Freiwillige und Selbstgewählte bedeutet innere Freiheit, und soweit läßt sich der Gedankengang des Stifters begreifen. Die ganze Lehre ruht aber auf einem Untergrund von Mystik und Askese, der uns heute recht pathologisch erscheint, selbst wo er einige freundlichere Blüthen treibt. Mochte das Leben des Stifters auch suggestiv wirken, er konnte seinen Mönchen nur eine Regel, aber mit dieser nicht seine Seele geben; und da diese Regel nicht in den natürlichen Bedingungen der Menschennatur wurzelte, ward sie frühzeitig eine leere Form. Sie mußte Kompromisse mit dem mittelalterlichen Lebensdrang eingehen, die das Natürliche erst zum Laster machten und den Orden der Idee seines Gründers immer mehr entfremdeten. Was übrig blieb, war ein Zerrbild; es zeugt von falscher Pietät, wenn sich hier und da eine freisinnige Stimme erhebt und die Aufhebung dieser Klöster bedauert. Man kann sozialschädliche Institutionen nicht konserviren nach Art eines Musealpräparats.

Der dritte Grad des Ordens von der Buße, jener der Laienbrüder, zählte einst berühmte Mitglieder. Ludwig IX. von Frankreich, Dante Alighieri, Columbus, Lopez de Vega umgürteten sich gelegentlich mit den zarteren Bußschnüren des dritten Grades, die nun vor dem Portal der Unterkirche verkauft werden. Von den Pilgern, den Ciocciaren, zeigt keiner Lust dazu, sie haben genug an ihrem Leben. Die Capellani scheinen auch wenig Werth darauf zu legen; bei so viel historischen Reminiscenzen behauptet die Bußschnur des dritten Grades eben ihren Platz, auch steckt gelegentlich ein Fremder einen solchen „Ricordo“ in die Tasche — natürlich ohne weitere Verpflichtung.

Unter den Mönchen sind feingebildete Leute, sie machen sich über das Treiben der bäuerlichen Pilger selbst lustig. Cucullus non facit monachum. „Vedrà ballare quella bestiame!“ sagte mir der Sakristan Padre Antonio, und diesem Ereigniß für den Abend sahen wir erwartungsvoll entgegen.

Unterdessen aber wollte ich sehen, wie Franziskanermönche absterben. Sor Emilio geleitete mich also ins Kloster, zuerst in die Zellen, dann in die Küche. Jene haben so viel Behaglichkeit als der Begriff Wohnung in Italien überhaupt zuläßt. Von den kleineren Balkonen übersieht man das herrliche Thal, von violetten Bergen umsäumt und den Schienenstrang, auf dem wieder neue Ideen ins Land kommen. In der Küche aber waltete eine wohlgenährte Gestalt, die dem derberen Scherz und dem Knoblauch nicht abhold ist und auf Sor Emilio's Wink einen Krug honigfarbigen Klosterwein herbeibrachte. Da läßt man denn allerlei leben, was unter dieser Sonne trefflich gedeiht, Schönheit und Weltlust und Frauenliebe. Einer der Capellani steht plötzlich an der Thüre und bekommt einen angenehmen Duft in die Nase; er langt ein Glas vom Schragen und redet nichts von der Regel des hl. Franziskus und denkt nicht, wie schön dieser das Wasser besang: „Laudata sia mia signore per sor aqua, La quale e multo utile et humile et casta....“ Der Wein des Heiligen ist ja das Einzige, was unter der exkommunizirten Regierung nicht gelitten hat, und darum sind es eine Viertelstunde später ein halbes Dutzend Capellani, die mit uns anstoßen, obschon sie unsre deutschen Worte nicht verstehen. Nur Padre Burcardo, ein Schweizer von Geburt, versteht alles, aber das freundliche, sanfte Männchen, mit der Prise zwischen Daumen und Zeigefinger, sagt nichts und nickt nur mit dem Haupte. Schließlich klingt er auch mit dem Glase an und hat ein vergnügtes Zwinkern um die wasserblauen Aeuglein. Wenn einmal eine geeignete Stunde sei, wolle er uns von den unterirdischen Schätzen des Heiligen noch ganz anderes zu kosten geben, aber das verlange eine ruhige Stunde, eine Stunde der Sammlung, und die sei heute doch nicht zu finden. Ich habe diese Stunde erlebt und weiß, wie süß die Mönche von San Francesco absterben. In ihr that ich auch ein Gelübde, weil solches hier in der Luft liegt, und gab Padre Burcardo die Hand darauf, daß ich nie an Assisi vorüberfahren wolle, ohne in dieser Richtung weitere Studien zu machen. Vor San Francesco wurde ja hier Properz geboren und nach dem Heiligen Metastasio, und ihres fröhlichen Evangeliums kann man heute auch auf dem „Höllenhügel“ gedenken, der ehemaligen Richtstätte, auf der sich ihr ekstatischer Landsmann bestatten ließ.

Nun aber trat Angelo Maria Sanctificetur auf die Scene und übersah die Situation mit dem Auge des Kundigen. Aller Stolz, der ihn dem Pöbel von Assisi gegenüber umgürtet, schmolz in einem breiten Lächeln des rothglänzenden Angesichts. Der Mann war durstig, sehr durstig, das war klar, und er durfte es sein, denn abgesehen davon, daß es sein natürlicher Zustand war, stand ihm heute noch eine wichtige kirchliche Funktion bevor. Ein Glas war schnell zur Hand, aber Angelo Maria Sanctificetur protestirte; er protestirte zu allgemeiner Verwunderung, er machte ein wehmüthiges Gesicht, in dem das ganze Zartgefühl des Polizeidieners flehentlich um Ueberwindung bat. Endlich kam es heraus; er könne nicht trinken, da er — noch nicht gegessen habe. Da wurde der andere Satz des biblischen Gebots zuerst erfüllt und das Hinderniß behoben. Nur zu bald indessen erklangen die Glocken der Stadt, und da riß der Polizeidiener das Auge des Gesetzes vom Weinkrug los, schwang thatenlustig sein spanisches Rohr und rannte aus der Thür.

Am Bahnhof langte eben die Ciocciarenprozession an, ehrbar geordnet nach Männlein und Weiblein, die mit Priestern und kostbaren Reliquien nach der Porziunculakirche gezogen war. Mit eintönigem Gesang bewegt sich der Zug zur Unterkirche; aber plötzlich flüchten Priester, Sakristan und Kreuzträger, denn die wilden Söhne der Berge stürzen mit dem Kriegsgeschrei „evviva Santa Maria! Evviva San Francesco!“ in die Kirche. Der Altar über dem Grabe des Heiligen ist ihr Ziel, sie umtanzen ihn applaudirend, singend, heulend in fanatischem Drängen und Hasten. Der Ausdruck ihrer Freude über den erlangten Ablaß ist es, die grotesken Sprünge, die wilde Gestikulation scheinen diesen allein befriedigend zu vermitteln. Wäre nicht der tausendmal wiederholte Ausruf „evviva Santa Maria, evviva San Francesco!“ man könnte sich eine Reihe von Jahrhunderten zurückversetzt denken in die Zeit der Mysterien des Mithraskultes. Einer feuert den Andern an, wer ermüdet, belebt sich wieder an der Inbrunst der Andern und springt, ruft und gestikulirt aufs neue.

Das Verhältniß des italienischen Bauers zu seinen Heiligen gleicht aufs Haar jenem zu dem mächtigen Latifundienbesitzer oder dessen Pächter. Mit Beiden verkehrt er nur durch Mittelpersonen, er bekommt sie nie zu sehen, eher noch die Heiligen; denn daß sie Stein oder Holz sind, beeinträchtigt ihre Realität nicht. Umsonst aber geben auch sie nichts, alles muß nach festen und harten Taxen abgearbeitet werden, dann freilich zahlen sie sicher, und man kann sich auf ihre Ehrlichkeit verlassen. Heute aber war Zahltag, und weil der himmlische Latifundienbesitzer sich so außerordentlich coulant gezeigt hatte, so gibt man ihm zu den vielen Gebeten, Opferkerzen, Spenden und Plagen der Reise noch ein hübsches Stück Liebe und Ehre, das kontraktlich nicht bedungen ist. Wenn ein armer Ciocciare einmal einem Heiligen eine Freude bereiten kann, so thut er dies mit Nachdruck, freilich ist Freude in seinem eigenen Leben ein

Digitized by Google

seltenes Ding und so bekommt auch diese Aeußerung seltsame Formen.

Die Augen der Leute beginnen zu glänzen, keuchend reißen sie einander fort; halb gezerrt, halb gestoßen humpeln die Alten in dem wilden Tanze, und die Weiber sind allezeit voran in dem schwärmerischen Rufe: „evviva San Francesco!“ Die beschauliche Mystik der Unterkirche ist mit einem Schlag dahin, der Raum füllt sich mit Staub, und die Mönche blicken verächtlich lächelnd auf das Schauspiel. Auf dem Hochaltar, an Stelle des Priesters aber steht mit gewichtiger Miene Angelo Maria Sanctificetur und hält den Rohrstock lauernd erhoben. Sowie einer der Tanzenden das saubere Altarlinnen berührt oder sich in der Hast an den Altar klammert, trifft er die frevelnde Hand mit unbarmherzigem Schlage und selten entgeht ihm ein Schuldiger bei dieser kirchlichen Thätigkeit. Wäre der Anblick nicht so komisch, man könnte versucht sein, ihn entwürdigend zu nennen. Man denkt an die heulenden Derwische des Islam, man erinnert sich parallelisirend eines anderen kirchlichen Tanzes, jenes der Seises in der Kathedrale zu Sevilla, der in christlichen Landen ebenso einzig dasteht. Aber mit dem ernsten Menuettschritt des spanischen Kirchentanzes hat dieses Schauspiel nichts gemein. Die braunen Kinder der Berge springen und heulen, bis die Kraft versagt. Man wartet das Ende nicht ab und tritt vor die stille harmonische Façade des Minerventempels; das Martyrium S. Francesco's sammt allem Fanatismus einfältiger Ciocciaren besiegt noch heute die todte Pallas Athene.

Als Goethe um ihretwillen „die ungeheuren Substruktionen der babylonisch übereinander gethürmten Kirchen“ mit Abneigung links ließ, da that er etwas in seinem Sinne richtiges und aus dem Zweck seiner Reise erklärliches. Das Kleine, innerlich Verkrüppelte und Wunderliche hatte er in der Heimath zur Uebergenüge; ob es auch hier etwas farbenprächtiger auftrat, es lag nicht auf seinem Weg und in seiner Sehnsucht.

In der Akademie zu Siena hängt ein Bild der Sieneser Schule, das den heiligen Franziskus darstellt und wahrscheinlich mehr ist als ein Phantasieportrait. Wenn man sich seiner erinnert, kommt man auf den Gedanken, daß die beiden Kirchen sammt allen Darstellungen und tanzenden Ciocciaren auf eine kraniologische oder psychische Anomalie zurückzuführen sein mögen. Man blickt dann auf zu dem Minerventempel und fühlt den Unterschied.

Sor Emilio aber vertrieb sich den Spuk aus der Seele, indem er wohl eine Stunde lang „Die Wacht am Rhein“ in die umbrische Nacht hinaussang.

M. Helf.

---

### Die Frauen von Tanagra.

Um das Jahr 250 vor Christus, jedenfalls nicht nach 229 v. Chr. hat, wie E. Fabricius nachgewiesen hat (Bonner Studien, Kekulé gewidmet. Berlin 1890, S. 58 ff.), Herakleides griechische Städtebilder verfaßt, von denen uns Bruchstücke unter dem Namen Dikäarchs überkommen sind, welche die Eigenschaften deutlich zeigen, die Willamowitz an Herakleides rühmt, „sie seien verfaßt mit Witz, Laune und Anschaulichkeit und mit einer in der griechischen Literatur fast unerreichten Lebensfülle“. Der alte griechische Reisende hat damals Tanagra besucht und schildert den Weg dahin und die Stadt mit den Worten: „Von Oropos nach Tanagra beträgt der Weg 130 Stadien. Er führt durch eine mit Oelbäumen bepflanzte baumreiche Gegend. Man kann ihn ohne Besorgniß vor Räubern zurücklegen. Die Stadt selbst ist steil und hoch gelegen. Sie erscheint beim ersten Anblick weißgetüncht und lehmgebaut. Aber sie hat ihren eigenen schönen Schmuck durch die Verzierungen an den Thüren der Häuser und durch die buntgebrannten Weihgeschenke, die man aufgestellt sieht. Getreide bringt die Gegend nicht sehr reichlich hervor, aber der Wein ist der beste in ganz Böotien. Die Bewohner sind an Besitz reich, aber in ihrer Lebensweise einfach. Sie sind alle Landbauern, nicht Handwerker. Sie halten Gerechtigkeit, Treue, Glauben und Gastfreundschaft in Ehren. Den Bedürftigen unter ihren Mitbürgern wie fahrenden Bettlern theilen sie gern von ihrer eigenen Habe freigebig mit. Jeden unredlichen Gewinn scheuen sie. In ganz Böotien ist keine Stadt, in welcher die Fremden so sicher leben können, wie hier; bei dem Wohlstand und dem Fleiß der Bewohner herrscht ein ehrlicher Haß gegen alles Schlechte. In dieser Stadt habe ich am wenigsten Neigung zu irgendwelcher Art von Unmäßigkeit gefunden, wie sie meist die Menschen zu den größten Verbrechen führt. Wo das Leben ausreichend ist, entsteht keine Leidenschaft nach Gewinn und die Schlechtigkeit kann schwer Eingang finden.“ So schildert Pseudo-Dikäarch (Uebersetzung nach Kekulé griech. Thonfiguren a. Tanagra, Stuttgart 1878) und fast ebenso wird das Stadtbild und die umgebende Natur und Vegetation heutzutage vom Frazer gefunden (Pausanias V, S. 80 ff.), — nur mußte der gelehrte Engländer Militärbedeckung wegen der Räuber sich gefallen lassen.

Soll man sich denken, daß dieses einfache ländliche Städtchen jene Figuren hervorgebracht hat, die für Museen und Sammler wie für die Nippschränke der Boudoirs mit gleichem Eifer gesucht werden, jene Figuren, — wie Kekulé schildert — „von Frauen und Mädchen in reichen, faltigen, bunten Gewändern oder auch leichter gekleidet, oft mit dem flachen Hut auf dem Kopf, mit dem selten fehlenden blattförmigen Fächer in der Hand, der gegen die Sonne schützt und Kühlung zufächelt; Figuren, die gehen, stehen, sitzen, wie sie sich auf der Straße in wohlgeordnetem und sorgfältig gehaltenem Gewand zeigen mochten oder im Haus und Hof unbesorgt vor fremden Blicken sich schmückten, spielten, ruhten, lachten oder trauerten?“ Die Eleganz, die von den Tanagrafiguren ausstrahlt, weist auf eine Großstadt, und das mußte nicht Athen sein, auch die böotische Landeshauptstadt konnte solche „Pariserinnen“ hervorbringen, wie sie in einer neuesten Publikation — natürlich von einem Franzosen — genannt sind. Denn Herakleides-Pseudo-Dikäarch, der von Tanagra's Frauen schweigt, erzählt von Thebens Frauen: „Sie sind durch hohen Wuchs, durch ihre Weise, zu gehen, sich zu bewegen und zu tragen, an äußerer Erscheinung und Schönheit die vollkommensten unter allen Frauen in Griechenland. Sie pflegen den Kopf mit einem Tuche zu bedecken, daß das Gesicht wie unter einer Maske ist. Nur die Augen sehen hervor; das übrige Antlitz ist durch das Gewand verhüllt. Sie nehmen alle dazu weiße Tücher. Sie haben blondes Haar und pflegen dieses auf den Scheitel aufgebunden zu tragen; sie nennen diese Frisur in ihrem Dialekt Lampadion. Ihre Schuhe sind schlicht, einfach und nicht hoch, von rother Farbe und so angezogen, daß die Füße fast wie nackt daraus hervorsehen.“ Mögen auch nur die Sohlenränder bei uns bekannten Tanagrafiguren roth und die Tücher farbig und nicht weiß sein, so erinnert doch die ganze Art und Weise der von den Thonkünstlern dargestellten Frauen und Mädchen an Herakleides' Thebanische Weiber. Sie zeigen beide, wie schon Kekulé 1878 bemerkt hatte, Frauen und Mädchen von schlankem und hohem Wuchs, anmuthig in jeder Bewegung und im Gang und im Vollbesitz einer natürlichen Kunst die Gewänder zweckentsprechend und schön zu tragen, wie sie nur durch eine viele Menschenalter hindurch gepflegte Uebung entstehen kann. Und was das halb verhüllte Gesicht betrifft, so möchte ich nur auf die Abbildung Sammlung Sabouroff Nr. 103 verweisen oder auf die Figur im

Digitized by Google

Münchener Antiquarium Nr. 906, deren genaue Herkunft allerdings nicht zu eruiren war: sie sprechen dafür, daß die Tanagrafiguren wohl Thebanische Frauen darstellten. Zudem sagt ja Herakleides ausdrücklich, daß zu Tanagra nur Landbebauer und keine Handwerker wohnten. Die wackeren Bürger von Tanagra kauften daher die Figuren, die sie bis über das Leben hinaus liebten und mit ins Grab nahmen, auswärts. Wo, können wir nicht bestimmt sagen. Vielleicht, daß die Bewohner von Aulis die eleganten Bewohnerinnen der Hauptstadt Theben sich als Modelle ausgesucht hatten. Denn Pausanias sagt von Aulis, „es ist schwachbewohnt, die wenigen Einwohner sind Töpfer".

Aber mögen die Tanagrafiguren und „der Meister von Tanagra" auch keine Tanagraeer sein, wir wissen doch einiges von Tanagra's Frauen und unsre Kenntniß von ihnen ist in der Neuzeit bereichert worden. War doch die Dichterin Korinna aus Tanagra! „An sichtbarer Stelle der Stadt steht ihr Grabdenkmal," erzählt Pausanias; „im Gymnasium ist ein Gemälde von ihr, das sie darstellt, wie sie um das Haupt eine Tänie legt — das Siegeszeichen für ihren Sieg in Theben über Pindar. Vermuthlich wurde ihr dieser Sieg nur um ihrer Mundart willen zugesprochen, weil sie nicht wie Pindar dorisch dichtete, sondern so wie es ihre äolischen Landleute wohl verstehen mußten, und dann, weil sie eine sehr schöne Frau war, wenn man nach dem Gemälde urtheilen darf." Die etwas absprechenden Bemerkungen des Pausanias, die über Korinna's Dichtergröße herauszulesen sind, werden dadurch aufgewogen, daß er sagen muß, daß Tanagra außer Korinna keinen Dichter hervorbrachte, wenn die Stelle nicht sogar so verstanden werden werden muß: „Korinna war die einzige Dichterin aus Tanagra". Dann wäre es für den Periegeten sogar auffällig gewesen, daß Tanagra nicht noch mehr Dichterinnen hervorgebracht hatte. Außerdem erzählte das Alterthum ein bei Pausanias erhaltene Sage von im Meere ein religiöses Bad nehmenden Frauen von Tanagra. Diese seien während dieser heiligen Zeremonie, die dem Mysterienfeste des Dionysus vorausging, von dem Triton überfallen worden. Da beteten die Weiber zu Dionysus, daß er ihnen zu Hülfe kommen möchte, der Gott erhörte sie und warf den Triton im Kampfe nieder. Zu Ehren dieses Ereignisses soll ein Triton im Dionysustempel zu Tanagra aufgestellt worden sein — der Triton hatte bekanntlich menschliches Haupt und Fischkörper und Schwanz. Und Aelian erzählt von diesem Triton nach „Demostratus Büchern vom Fischfang", daß Demostratus, der den Triton im Tempel zu Tanagra gesehen hatte, den menschlichen Kopf nicht mehr habe erkennen können. Der sei abgefallen, meinten die Priester des Dionysus.

Und jetzt besitzen wir wiederum ein kulturhistorisch höchst interessantes Stück über die Frauen von Tanagra. Es ist die in böotischer Sprache geschriebene Stiftungsurkunde eines Tempels der Demeter und der Kore zu Tanagra, welche der γ-Korrespondent in Nr. 155 der Beilage zur Allg. Ztg. unter den Erwerbungen des Louvremuseums auf dem Gebiet der griechischen und römischen Alterthümer als „das beste Stück des Zuwachses unter den Inschriften" bezeichnet hatte. Th. Reinach hat nun über diese Inschrift in dem vor kurzem erschienenen Januar-Februar-Heft der „Revue des études grecques" eine ausführliche Abhandlung veröffentlicht, die auch auf die Tanagrafiguren in gleichem Sinn wie oben eingeht, und der ich noch folgendes entnehmen möchte. Die Inschrift ist auf eine weiße, mit der dreieckigen Bekrönung 1.58 m hohe Marmorstele in Trapezoidform eingehauen; Reinach setzt sie in die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrhunderts; sie steht in einer Fensternische des Karyatidensaales im Louvremuseum. Die eingehauenen Dekrete sind auf Veranlassung des Telesias, Sohn des Thrasymachus, verfaßt. Gemäß dem Orakel des Apollo soll der dem Zusammenfallen nahe Tempel der Demeter und Kore, der vor der Stadt stand, innerhalb derselben neu errichtet werden. Zu diesem Zweck wird eine Kommission von drei Mitgliedern zu den Magistraten dazu gewählt, die mindestens 30 Jahre alt sein müssen; für die Kosten aber wird unter den Frauen Tanagra's eine Subskription eröffnet und das Subskriptionsmaximum — nicht das Minimum — auf 5 Drachmen festgesetzt. Und so finden wir denn auf der Stele die Namen von 98 Subskribentinnen für das fromme Werk; 92 haben 5, zwei haben 3, drei haben 2, eine hat 1 Drachme beigetragen. Außerdem haben in späterer Zeit 36 ebenfalls mit Namen aufgeführte Spenderinnen für die Garderobe der Göttinnen Kleider, Stoffe und kleine Schmuckgegenstände gestiftet. Was die Göttinnen damit wohl alles angefangen haben mögen? Vermuthlich wurde das Ueberflüssige zugunsten der Tempelkasse versteigert. Viel kulturhistorisch interessante Fragen werden durch die Tanagrafrauen-Inschrift angeregt: das Tempelchen — groß kann es nicht gewesen sein, denn es blieb ein Ueberschuß — wird auf Apollo's Geheiß im Innern der Stadt neugebaut und hat voraussichtlich zu Pausanias' Zeiten nicht mehr existirt; denn er lobt ausdrücklich die Tanagraeer, weil ihre Heiligthümer abgesondert von den Wohnungen der Menschen in unentweihten Räumen vor der Stadt lagen. Die Inschrift tritt neben die bis jetzt allein als Frauen aufführend bekannte sogenannte Hetäreninschrift von Paros, die aber nach Wilhelm (Athenische Mittheil. XXIII, 409, Reinach citirt nur frühere Publikationen darüber) gar keine Hetärennamen enthält, vielmehr (Pauly-Wissowa II, S. 1718) den Katalog einer Gesellschaft anständiger Frauen gibt. Neue, bis jetzt nicht durch Literatur und Inschriften bekannte Frauennamen sind auf der Stele verzeichnet, darunter auch eine Ikasia, deren Name aber wohl mit demjenigen der durch Krumbachers ausgezeichnete Abhandlung zu Ehren gekommenen byzantinischen Dichterin Kasia nichts zu thun hat; denn diese hieß nach Hiobs Tochter. Bis jetzt nur durch Lexikographen verzeichnete Kleidungsstücke *σουμμετρία* und *τεγέδιον* (ein herunterfallendes Untergewand und ein Hut) kommen zum erstenmal in der Praxis vor. Und wie wahrhaft sozialpolitisch muthet uns die Bestimmung eines Subskriptions**maximums** an! Wahrlich, der alte Herakleides Kriticus oder Kreticus schildert das glückliche, leidenschaftslose, den Klassenkampf nicht kennende Leben im alten Tanagra richtig. Nicht Protzenthum soll die gemeinnützigen, göttergefälligen Werke für sich allein in Anspruch nehmen; das Subskriptionsmaximum gibt auch den weniger begüterten Frauen von Tanagra die Möglichkeit, an der Seite der reichen Frauen mit einer kleinen Spende für Jahrtausende ihren Namen erhalten zu sehen. M.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Vierzigste Plenar-Versammlung der historischen Kommission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften.** Bericht des Sekretariats. **München**, im Juli 1899. Die 40. Plenar-Versammlung der historischen Kommission trat am 25. Mai zusammen und wurde am 27. Mai geschlossen. Zum erstenmal war die Leitung der Berathungen in den Händen des durch Allerhöchste Entschließung vom 29. Juni 1898 bestätigten Vorstandes, Sektionschefs v. **Sickel**. Seit der letzten Plenar-Versammlung sind folgende Publikationen erschienen: 1. Allgemeine deutsche Biographie, 44. Band, Lieferung 2—5; 45. Band, Lieferung 1. 2. Geschichte der Wissenschaften in Deutschland: Geschichte der Geologie von Karl v. **Zittel**. 3. Deutsche Reichstagsakten, XI. Band, bearbeitet von G. **Beckmann** (Einleitung von L. Quidde, Register von G. Beckmann). Auch die Bände X und XII der **Reichstagsakten älterer Serie** sind nahezu

Digitized by Google

druckfertig. Band XII, bearbeitet von Dr. Beckmann, bringt den Schluß der Regierung Kaiser Sigmunds. Band X, bearbeitet von Dr. Herre, schließt die Lücke zwischen Band IX und XI und enthält, auch auf die Zeit früherer Bände zurückgreifend, den Romzug mit seiner Vorgeschichte, die Kaiserkrönung und die Anfänge des Baseler Konzils. Einer der Bände, entweder X oder XII, soll im Laufe des kommenden Jahres fertiggestellt und der nächsten Plenar-Versammlung vorgelegt werden. Im übernächsten Jahre wird der Rest folgen und damit die Publikation bis zum Tode Sigmunds abgeschlossen sein. Ueber die Bearbeitung der folgenden Bände zur Fortführung des Unternehmens über 1437 hinaus wird die nächste Plenar-Versammlung Beschluß zu fassen haben; bis dahin handelt es sich, zur Ergänzung des schon vor Jahren gesammelten Materials, nur um vorbereitende Arbeiten, die von den bisherigen Mitarbeitern gemeinsam ausgeführt werden können. Der Leiter der Herausgabe der Reichstagsakten jüngerer Serie, Dr. Wrede, legte der Versammlung die Druckbogen 1—5 des dritten Bandes vor; der Band wird im Laufe des nächsten Jahres herauskommen. — Von der Geschichte der Wissenschaften stehen jetzt nur noch die Geschichte der Physik und der Schlußband der von Professor Landsberg übernommenen Geschichte der Rechtswissenschaften aus. Da Professor Karsten in Kiel, der die Geschichte der Physik übernommen hatte, nunmehr endgültig erklärte, er könne aus Gesundheitsrücksichten nicht mehr daran denken, seinem Auftrag nachzukommen, wurde der Sekretär beauftragt, mit geeigneten Bearbeitern in Verbindung zu treten. — Schon demnächst wird der zweite Band der Lübecker Chroniken, Band 26 der deutschen Städtechroniken, von Dr. Koppmann bearbeitet, zur Ausgabe gelangen. Derselbe enthält den Schluß und die Fortsetzungen der Detmar-Chronik bis 1413; andere chronikalische Aufzeichnungen, Berichte und Aktenstücke schließen sich an; eine Uebersicht der Geschichtschreibung in Lübeck geht voraus. Der 27. Band der Städtechroniken enthält den zweiten Band der Magdeburger Chroniken in der Bearbeitung von Professor Hertel, der die von Dr. Dittmar begonnene und durch dessen Ableben unterbrochene Arbeit übernommen und nun vollendet hat. Es kommen darin zur Ausgabe die hochdeutsche Fortsetzung der Magdeburger Schöffenchronik bis 1565 nebst den Chroniken von Georg Butze und Sebastian Langhans. Die Texte sind fertig gedruckt, Glossar und Register sind in der Presse. Zunächst sollen dann ein dritter Band und die noch ausständigen Chroniken von Bremen und Rostock an die Reihe kommen. — Für die Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Otto II. hat Dr. Uhlirz das Material im allgemeinen gesammelt, die Fertigstellung wurde durch vorher zu erledigende Einzeluntersuchungen verzögert. Professor Simonsfeld wird das Manuskript für die Anfänge Friedrichs I. bis zur Kaiserkrönung längstens bis 1901 fertigstellen. Mit Fortsetzung der von Winkelmann begonnenen Jahrbücher Friedrichs II. wurde der Bonner Privatdozent Dr. Karl Hampe betraut. Professor Meyer von Knonau wird noch im Laufe des Jahres 1900 den bis 1084 reichenden dritten Band der Jahrbücher Heinrichs IV. vorlegen können. — Der Abschluß der ungefähr 24,000 Artikel umfassenden Allgemeinen deutschen Biographie steht bevor; dem letzten (45.) Bande sollen etwa vier Nachtragsbände folgen. Der Frage nach einer Neubearbeitung des ganzen Werkes soll erst nach Fertigstellung der Nachtragsbände nähergetreten werden. — Mit den Arbeiten für die Korrespondenz Johann Casimirs (Wittelsbacher Korrespondenz, ältere pfälzische Abtheilung) hat v. Bezold fortgefahren, zum Abschluß aber nicht gelangen können, da er noch das Marburger Archiv besuchen und eine Nachlese im Münchener Reichsarchiv halten muß. — Die jüngere Bayrisch-Pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Korrespondenzen hat einen schweren Verlust erlitten durch den bald nach der letzten Plenarversammlung erfolgten Tod des hochverdienten Herausgebers, Professor Felix Stieve; aus diesem Grund konnte das Unternehmen im verflossenen Jahr unter der geschäftlichen Leitung des Sekretärs nur langsamer gefördert werden. Mit Vollendung der Bände 7 und 8, welche Professor Stieve selbst herauszugeben beabsichtigt hatte, wurde Dr. Karl Mayr, Sekretär der kgl. Akademie der Wissenschaften, betraut; als Hülfsarbeiter wurde ihm Lehramtskandidat Dr. August Müller zugetheilt. Die Nachlese in den Akten vom 10. Juli 1609 bis Ende 1610, welche den Inhalt der genannten zwei Bände, der Briefe und Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges bilden sollen, wurde soweit gefördert, daß mit der Drucklegung sofort begonnen werden kann. Professor Dr. Chroust, der während der Hochschulferien seine Arbeiten für die historische Kommission fortsetzte, durchforschte zunächst die Dresdener Akten, 57 Bände; es erübrigt noch die Durchsicht der zahlreichen „Handschreiben“, die nach Mittheilung der kgl. Archivdirektion nur an Ort und Stelle vorgenommen werden kann. Desgleichen wurde mit den Innsbrucker Archivalien von 1612 und 1613 aufgearbeitet. Von besonderem Interesse waren die im September 1898 bei Ordnungsarbeiten im kgl. geh. Hausarchiv zu München aufgefundenen 33 Aktenfaszikel, die u. a. eine fortlaufende Reihe von Berichten aus Prag über die Verhältnisse bei Hofe, sowie einen zumeist eigenhändigen Briefwechsel der bayerischen Herzoge Maximilian und Wilhelm mit Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg über dessen Konversion und Heirath rc. enthalten. Aus dem gesammelten Material gedenkt Professor Chroust drei Bände von je 50 Bogen herzustellen, den neunten Band bis zur Beendigung des Nürnberger Kurfürstentags im November 1611, den zehnten bis zum Unionstag im März 1613, den elften bis zum Schluß des Jahres 1613 reichend. Die eigentlichen Editionsarbeiten werden etwa im November 1900 begonnen werden können. Von Dr. Altmann wurde mit Durchforschung der Akten über die Reichspolitik des Kurfürsten Maximilian I. fortgefahren. Für die Jahre 1629—1630 kann die Sammlung des Materials so ziemlich als abgeschlossen gelten, für die Jahre 1625—1628 sind noch beträchtliche Ergänzungsarbeiten nothwendig; Dr. Altmann glaubt jedoch, mit den Münchener Beständen im Laufe des Jahres 1900 fertig zu werden. In der Generalversammlung des nächsten Jahres wird Geheimrath Ritter ein ausführliches Programm für eine Neuordnung des Unternehmens entwickeln; es soll dann auch der widersinnige, nur zu Mißverständnissen verführende Titel „Briefe und Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses des Wittelsbachischen Hauses“ aufgegeben werden. — Im vorigen Jahre wurde von der Kommission beschlossen, ein neues Unternehmen ins Leben zu rufen, eine Sammlung von Briefen der Humanisten, und zwar zunächst der Humanisten aus dem heutigen Bayern. Der Leiter des Unternehmens, Professor v. Bezold, in dankenswerther Weise von Dr. Wolkan unterstützt, arbeitete zunächst einen provisorischen Plan aus, in welchen Archiven und Bibliotheken vorzugsweise nach Humanistenbriefen zu fahnden wäre und welche räumliche und zeitliche Grenzen sich für die Publikation empfehlen würden. Es soll ungefähr die Main-Linie festgehalten, d. h. der briefliche Verkehr der humanistischen Kreise in Süddeutschland berücksichtigt werden, da ja der Ausgang am besten von solchen beherrschenden Mittelpunkten wie Nürnberg und Augsburg zu nehmen ist. Hauptsächlich drei große Kreise kommen in Betracht: Konrad Celtis und seine Sodalen, Wilibald Pirkheimer und die Nürnberger Humanisten, Konrad Peutinger und die Augsburger Gruppe. Professor v. Bezold hofft, in drei mäßig starken Bänden die Aufgabe zweckentsprechend durchführen zu können. — Endlich wurde noch ein neues, speziell der Geschichte Bayerns gewidmetes Unternehmen in Angriff zu nehmen beschlossen. Professor Riezler beantragte Fortsetzung der im Jahre 1863 sistirten Herausgabe von „Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte“, und zwar in der Weise, daß sowohl Urkundensammlungen, als hervorragende Quellenschriften zur bayerischen Geschichte Aufnahme finden sollen. Der Sekretär Prof. v. Heigel beantragte Herausgabe der bayerischen Landeschroniken aus dem 15. und 16. Jahrhundert, deren Verfasser gemeinhin als die Vorläufer Aventins bezeichnet werden, Andreas von Regensburg, Ebran von Wildenberg, Veit Arnpeck, Ulrich Fueterer u. A. Es wurde beschlossen, die beiden Anträge in der Weise zu vereinigen, daß auch die bayerischen Chroniken in die geplante neue Folge der „Quellen und Erörterungen“ aufzunehmen wären. Es sollen nur solche bayerische Quellen aufgenommen werden,

Digitized by Google

deren Veröffentlichung in den Monumenta Germaniae nicht oder nicht so bald zu erwarten steht und die entweder durch ihr hohes Alter oder durch ihre Bedeutung auch für die deutsche Geschichte oder für die allgemeine Rechts- oder Wirthschaftsgeschichte hervorragenden Werth besitzen; mit Herausgabe des Traditionsbuches des Freisinger Notars Kozroh aus dem 9. Jahrhundert soll der Anfang gemacht werden. Die Abtheilungen Scriptores und Diplomata sollen nicht als solche unterschieden werden, wie dies auch bei der älteren Serie der „Quellen und Erörterungen" nicht geschah. Die Oberleitung wird den beiden Antragstellern übertragen. Mit Bearbeitung des urkundlichen Materials wird ein eigener Hülfsarbeiter, der geprüfte Lehramtskandidat Theodor Bitterauf, betraut. Die Reihe der Scriptores soll mit den Schriften des Andreas von Regensburg eröffnet werden; die Herausgabe wird der auf diesem Arbeitsgebiet bewährte Sekretär der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek, Dr. G. Leidinger, besorgen; als nächste Aufgabe obliegt ihm, in österreichischen Archiven und Bibliotheken nach Handschriften des Andreas von Regensburg und anderer bayerischer Chronisten zu suchen.

-nn- Der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung hielt seine diesjährige (30.) Versammlung am 6. und 7. August in Ueberlingen ab. Die Verhandlungen leitete der Vorstand, Graf Eberhard v. Zeppelin, der mit Worten warmer Anerkennung des verdienstvollen dahingeschiedenen Vizepräsidenten, Pfarrers und Stadtarchivars Reinwald von Lindau gedachte. An dessen Stelle trat Bürgermeister Schützinger in Lindau. Prof. Dr. Roder (Ueberlingen) sprach unter Hinweis auf die in das laufende Jahr fallende vierte Jahrhundertfeier des „Schwabenkriegs" über „Ueberlingen mit Umgebung und der Hegau im Schweizerkrieg 1499". Der erzbischöfliche Baudirektor Meckel (Freiburg) behandelte in längerem Vortrag die Geschichte des Ueberlinger Münsters, Prof. Dr. Rothpletz (München), die Entstehung des oberen Rheinthals. Die beiden letzten Vorträge werden im nächsten Heft der Vereinszeitschrift veröffentlicht werden. Der Verein, der sich in erfreulichem Zusammenwirken von Angehörigen aller betheiligten Länder ansehnliche Verdienste um die Erforschung der reichen Geschichte des Bodensees und seiner Gestade erworben hat, zählt zur Zeit 661 Mitglieder.

* Für den internationalen Kongreß der Frauenärzte in Amsterdam war der Professor Treub, der sich durch seine deutschfeindliche Gesinnung bekannt gemacht hat, zum Leiter des Organisationskomitees gewählt worden; das veranlaßte Prof. Veit in Leyden, einen Reichsdeutschen, aus dem Komitee auszutreten. Gleichzeitig erklärte eine Reihe von deutschen Frauenärzten, daß sie wegen des Professors Treub dem Kongreß fernbleiben würden. Daraufhin veröffentlichten Amsterdamer Frauenärzte eine Liste deutscher Fachgenossen, die trotz der Wahl des Dr. Treub an dem Amsterdamer Kongreß theilnehmen würden. Jene deutschen Frauenärzte widersprachen aber den Amsterdamern. Im Gegensatz zu der Amsterdamer Meldung erklären Professor Leopold (Dresden) und Professor Landau (Berlin), die auf jener Liste standen, in der „Deutsch. med. Wochenschr.", daß sie gleich den übrigen Fachkollegen den Amsterdamer Kongreß nicht besuchen werden.

* Das Marconi'sche System der drahtlosen Telegraphie hat sich zwar bei den letzten englischen Flottenmanövern ganz vorzüglich bewährt, aber immerhin wird in englischen Blättern doch darauf hingewiesen, daß sich zwei Unvollkommenheiten des Systems bemerkbar machten, die gewiß abgestellt werden können. Die Meldungen zwischen zwei Schiffen konnten nur langsam abgestattet werden und wurden manchmal durch das störende Dazwischentreten von Botschaften aus benachbarten Schiffen undeutlich. Die „Juno" z. B. empfing gerade eine Botschaft von der „Alexandra", als plötzlich eine für ein anderes Schiff bestimmte Meldung von der Ulum Bay dazwischen kam. Für Kriegszwecke würde sich diese Empfangnahme von Depeschen an Stationen, für die sie nicht bestimmt sind, als großer Nachtheil erweisen, da hiedurch die wichtigsten Botschaften dem Feind preisgegeben werden könnten. Alle Meldungen müßten in Chiffren mitgetheilt und diese Chiffren beständig gewechselt werden, da die Gefahr einer Enträthselung immer nahe liegen würde. Man hofft, daß das System in einer Weise verbessert werden kann, die derartige Hülfsmittel unnöthig macht.

* **Tübingen.** Der „Frkf. Ztg." zufolge ist der außerordentliche Professor Dr. E. A. Wülfing als Ordinarius für Geologie und Mineralogie an die landwirthschaftliche Akademie in Hohenheim berufen worden.

* **Gießen.** In der medizinischen Fakultät der Universität Gießen hat sich Dr. Hugo Henneberg für Anatomie habilitirt.

* **Göttingen.** In der philosophischen Fakultät hiesiger Universität habilitirten sich Dr. Manchot mit einer Probevorlesung über den Einfluß der räumlichen Anordnungen der Atome im Molekül auf die Reaktionsfähigkeit der Verbindungen, Dr. Kaufmann mit einer Probevorlesung über die Jonenwerthung in leitenden Gasen.

* **Lausanne.** Der bisherige außerordentliche Professor für Chemie an der Universität Lausanne, Dr. Ernest Chuard, wurde zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895. 2. Theil. Berlin, Carl Heymann 1899. — *L. Bollack:* La langue bleue. — Bolak-Langue internationale pratique. Paris, Bolak Ditort 1899. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung u. Volkswirthschaft im Deutschen Reich. 23. Jahrg. Herausgegeben von G. Schmoller. 3. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1899. — E. v. Meier: Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1680—1866. 2. Band. Ebd. 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

**Tauchnitz Edition.**
August 9, 1899.
**With Zola in England.**
A Story of Exile.
Told by (12383)
**Ernest Alfred Vizetelly.**
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

# Das Kreuz am Ferner.
Ein hypnotisch-spiritistischer Roman
von
**Karl du Prel.**
Zweite Auflage.
Preis geheftet 5 Mark. — Elegant gebunden 6 Mark.

Der soeben verstorbene Verfasser, bekannt als wissenschaftlicher Hauptvertreter des Spiritismus, beschäftigt sich in diesem spannend geschriebenen Roman auch mit den hypnotischen Zuständen und der Suggestion als Waffen des Verbrechens, Erscheinungen, die in den letzten Jahren sowohl in der Wissenschaft, als auch in Aufsehen erregenden Gerichtsverhandlungen hervorragende Beachtung fanden. (12389)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 12. August. Nummer 183.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Individual- und Sozialprinzip.

Von Dr. Paul Arndt (Köln).

Die Politik ist, wie Rodbertus sagt, „die königliche Kunst, den Willen des Weltgeistes zu erkennen und zu verwirklichen". Wie viele unsrer heutigen Politiker vermöchten sich wohl zu der Höhe dieses Gedankens emporzuschwingen? Wie fremd klingt ein solches Wort in unser „realistisches" Zeitalter hinein, in dem der Kampf um die materiellen Interessen alles zu überwuchern droht! Das heutige Geschlecht ist nicht daran gewöhnt, die politisch-soziale Entwicklung „sub specie aeternitatis" zu betrachten; man lebt „von Tag zu Tage".

Allerdings hat das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten zweifellos quantitativ zugenommen. Die Erörterung politischer und sozialer Fragen ist in der Neuzeit allgemein und die Stellungnahme im Kampfe der Meinungen mehr und mehr bewußt geworden. Wer wüßte nicht den einen oder anderen guten oder schlechten Grund anzugeben, weßhalb er für oder gegen die Sache der „Freiheit" ist, weßhalb er das Anstreben größerer Gleichheit begrüßt oder verurtheilt, weßhalb er die bestehende Gesellschaftsordnung für „gerecht" oder „ungerecht" hält u. s. w.

Wie bald aber würde der Politiker in Verlegenheit gerathen, wenn man weiter forschte und von ihm Auskunft über die Triebfedern seines politisch-sozialen Denkens und Handelns verlangte! Da zeigt es sich, daß nur eine Verbreiterung, nicht aber eine Vertiefung des politischen Denkens stattgefunden hat. Auch vom politischen Leben gilt das Wort: „Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt."

Ich habe hier nicht die unendliche Zahl der politischen und sozialen Einzelfragen im Auge, deren richtige Beantwortung eine eingehende Fachkenntniß erfordert. Ich denke nur an die Hauptfragen, welche die Beziehung des Menschen zum Menschen, das Verhältniß des Individuums zur Gesammtheit betreffen. Nur die Wenigsten ringen sich zur Klarheit über diese Hauptprobleme durch; noch geringer ist die Zahl derer, welche sich eine einheitliche Anschauung mit Bezug auf diese Fragen zu eigen zu machen verstehen, von Handeln gar nicht zu reden. Im Kopfe des gewöhnlichen „denkenden" Menschen wohnen die widersprechendsten Gedanken und Grundsätze friedlich bei einander; nur gelegentlich entdecken diese Ideen, zum Schrecken desjenigen, welcher sie beherbergt, ihre Todfeindschaft.

Die Folgen einer solchen mangelhaften politischen Erkenntniß sind im öffentlichen Leben leicht erkennbar. Die Vernachlässigung der Erforschung der politisch-sozialen Grundgedanken hat dazu geführt, daß die Angehörigen derselben Nation sich häufig verständnißlos wie Fremde gegenüberstehen. Bei oberflächlicher Betrachtung der politischen Parteilager glaubt man zwischen einzelnen derselben unüberbrückbare Abgründe zu sehen, während eine gerade, oft kurze Straße auf- oder absteigend vom einen zum anderen führt; andrerseits aber scheinen manche Parteien in einem nachbarlichen Verhältniß zu stehen, zwischen denen eine weltweite Kluft liegt. So zeigt sich auf der politischen Bühne nicht selten das Schauspiel des Bruderkampfes und des Bündnisses von Todfeinden. Der deutschen Sozialdemokratie z. B. wird bald vorgeworfen, sie erstrebe die schrankenlose Willkür des Individuums, bald, ihr Ziel sei die Vernichtung der individuellen Freiheit. Die Gedankenwelt eines deutschen Sozialdemokraten ist dem „bürgerlichen" Durchschnittspolitiker ein unbekanntes Gebiet, während umgekehrt der Durchschnittssozialdemokrat schlechterdings nicht begreift, daß ein „Bourgeois" noch beanspruchen kann, höhere Ideale zu verfolgen.

Die soziale Wissenschaft bietet mit Bezug auf die Erkenntniß jener Grundgedanken ein ebenso unerfreuliches Bild wie die Tagespolitik, bestehen doch z. B. über einen der meisterörterten Begriffe, den „Sozialismus", in der sozialwissenschaftlichen Literatur ebenso unklare Vorstellungen wie in den Parlamentsreden und den Zeitungen. Infolge der vereinten Anstrengungen aller großen Lehrer der Ethik ist man dazu gekommen, anzuerkennen, daß es bei der Schätzung des sittlichen Werthes nicht auf die Worte und auf die Werke, sondern auf die Gesinnung ankommt; man richtet dementsprechend die wissenschaftliche Darstellung der Ethik, die sich mit dem Individuum befaßt, ein. In der gesellschaftlichen Ethik ist man noch nicht so weit fortgeschritten. Was würde man von einer wissenschaftlichen Behandlung der Ethik halten, in der die Haupteintheilung nach den Thaten der Individuen erfolgte, wo man also z. B. in einer Gruppe diejenigen Menschen fände, die alle „ihre Habe den Armen geben", mögen es nun von aufopfernder, lebendiger Liebe erfüllte Christen sein oder äußerlich gesinnte Pharisäer, welche den Vorschriften des „Gesetzes" genügen wollen, oder gewissenlose Demagogen, welche aus irgend einem egoistischen Grunde um die Volksgunst buhlen! Nach einem solchen Muster werden herkömmlicherweise die politisch-sozialen Systeme klassifizirt. So genügt z. B. die Forderung der Gütergemeinschaft, um Plato, „den weltfremden Prediger, welcher die keusche, reine Gesinnung des eigenen Selbst in die Seele eines dem Goldhunger und der Fleischeslust verfallenen Volkes senken möchte" (Dietzel, Beiträge zur Geschichte des Sozialismus und des Kommunismus, in Frankensteins Zeitschrift für Staats- und Volkswirthschaft I, S. 399) mit Bebel, dem Vertreter der vollkommensten Freiheit des Individuums, der den Genuß und abermals den Genuß predigt, dem ein Leben in Ueppigkeit und Lust, die Befriedigung aller Triebe und Leidenschaften als soziales Ideal vorschwebt, ohne weiteres in eine Rubrik zu sperren. Zu solchen unglaublichen Ungereimtheiten kommt eine Wissenschaft, die „realistisch" nur die äußere Schale eines Gedankensystems, die „Forderungen" oder das Programm, untersucht, anstatt

Digitized by Google

zu seinem Kerne, den Prinzipien, aus denen es sich logisch entwickelt, vorzudringen. (Vgl. Dietzel a. a. O. I, S. 7.)

So bieten denn jene „wissenschaftlichen“ Kataloge mehr oder weniger verschroben klingender sozialer Rezepte, ebenso wie die parteipolitischen Wirren unsrer Zeit dem „Einbläser“ unsres „Realismus“, welcher „den Kerl, der spekulirt“, verachtet, Gelegenheit genug, als „Lügengeist“ an denselben seine Freude zu haben.

Unter den Versuchen, in dieses Wirrsal Ordnung zu bringen, scheinen mir die von H. Dietzel[1]) die größte Beachtung zu verdienen und am besten gelungen zu sein. Leider sind die Ergebnisse seiner grundlegenden Untersuchungen der politisch-sozialen Theorien noch nicht Gemeingut der Sozialwissenschaft geworden, und man darf wohl behaupten, daß sie weiteren Kreisen gänzlich unbekannt geblieben sind. Die folgenden Auseinandersetzungen bezwecken, die gebildeten Laienkreise, welche sich für politisch-soziale Probleme interessiren, auf die neuen Gesichtspunkte aufmerksam zu machen, welche H. Dietzel aufgefunden hat und von welchen aus Wesen, innerer Zusammenhang und Entwicklung der politisch-sozialen Ideen klarer erkennbar sind, als dies bisher möglich war. Die Behandlung und Gruppirung des Stoffes ist eine etwas andere als in Dietzels Untersuchungen; im wesentlichen folge ich aber den von Dietzel gewiesenen Bahnen.

Zur Gewinnung der neuen Gesichtspunkte bedürfen wir der vom „Lügengeist“ verpönten „Spekulation“.

Erheben wir uns also weit weg vom Lärm der kleinen Tagesfragen und vom Zank der Parteien; fliehen wir aus den Fesseln des historischen Beiwerks, des Zufälligen, „aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich“.

Jugendlich vor allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebt hier der Menschheit Götterbild.

Vor uns haben wir die Idee des Menschen und die Idee der Menschheit, den Menschen in abstracto und die Menschheit in abstracto. Wie soll sich der Mensch zum Menschen, wie das Individuum zur Gesammtheit verhalten? Wie soll sich die menschliche Gemeinschaft gestalten? Mit anderen Worten, wie soll der Staat beschaffen sein?

Nur zwei Ausgangspunkte sind hier gegeben: entweder ist das Wohl der Gesellschaft der oberste Zweck des menschlichen Daseins — dann ist das Individuum nur Mittel für die Zwecke der Gesellschaft —, oder das Wohl des Individuums ist der oberste Zweck — dann ist die Gesellschaft dienendes Mittel. Daraus ergeben sich zwei Grundprinzipien des sozialen Seinsollens, welche man Sozial- und Individualprinzip genannt hat.

Das Individualprinzip besteht darin, daß das Wohl des Individuums Selbstzweck sein soll, die gesellschaftliche Organisation dienendes Mittel für diesen Zweck.

Das Sozialprinzip besteht darin, daß das Wohl der Gesellschaft Selbstzweck sein soll, das Individuum nur dienendes Mittel für diesen Zweck, Organ des sozialen Körpers, wie das Glied Organ des physischen.

Es soll versucht werden, aus diesen beiden Prinzipien das Wesen der Gesellschaftsorganisation, des Staates, zu erklären und die verschiedenen Gesellschaftsformen zu entwickeln.

[1]) Von Dietzels Schriften kommen hier hauptsächlich in Betracht: „Karl Rodbertus“, zwei Theile, Jena, 1886 und 1888; „Beiträge zur Geschichte des Sozialismus und Kommunismus“ in Kuno Frankensteins Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirthschaft, 1893—1897, I, S. 1—26 und 373—400, V, S. 217—238 und 372—412; Artikel „Individualismus“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. IV, S. 564—580.

## I. Das Individualprinzip.

Der erste Satz lautet: Das Individuum ist alles, die Gesellschaft nichts. Das Individuum hat alle Rechte, die Gesellschaft keine. Das Individuum ist souverän, selbstherrlich, der Staat ist sein Diener. Der Staat kommt überhaupt nur durch den Willen des Individuums zustande. Die Rechte, die dem Staat dann übertragen werden, trägt er vom Individuum zum Lehen. Ein natürliches Recht hat nur das Individuum.

Aus der Selbstherrlichkeit des Individuums ergibt sich die erste Forderung des Individualismus: Freiheit! Un und für sich ist die Freiheit des Individuums unbeschränkt. Alle Beschränkungen der Freiheit legt sich das Individuum selbst auf; es beschränkt seine Freiheit aber nur um sein Wohlbefinden zu erhöhen; die Vortheile der Freiheitsbeschränkung müssen größer sein als ihre Nachtheile.

Was von dem einen Individuum gilt, das gilt auch vom anderen. Jedes Individuum ist selbstherrlich und frei. Daraus ergibt sich mit Nothwendigkeit die zweite Forderung des Individualismus: Gleichheit! Alle sind gleichberechtigt; Allen gebührt der gleiche Lebensgenuß. „Alle Menschen, gleichgeboren, sind ein adliges Geschlecht!“ Mit welchem Inhalt sich das Wort Gleichheit erfüllen wird, werden wir bald sehen.

Freiheit und Gleichheit! Ist die dritte Forderung etwa Brüderlichkeit? Nein! Zwar hat die französische Revolution mit wunderbarem Erfolge die weltbewegenden Worte zusammengeschmiedet: Liberté, Égalité, Fraternité. Aber dem Individualprinzip entspringt die Forderung der Brüderlichkeit nicht.

Weßhalb sollte in dieser Gesellschaft der Freien und Gleichen Brüderlichkeit herrschen? Weßhalb sollte Einer des Anderen Hüter sein? Das wäre ja eine natürliche Abhängigkeit des Einen vom Andern! Sie sind aber Alle unabhängig, souverän und sehr bedacht auf die Wahrung ihres obersten Rechtes. Das Gefühl der Brüderlichkeit fördert allerdings das Wohl des Gemeinwesens ungeheuer, ebenso wie das gleichfalls den verwandtschaftlichen Beziehungen entspringende patriarchalische Gefühl; aber aus dem Individualprinzip entwickelt sich die Brüderlichkeit nicht. Man denke sich eine Versammlung von Leuten, welche eine Aktiengesellschaft gründen wollen. Dies ist in der That — mit Bezug auf diesen Zweck — eine Gesellschaft von Freien und Gleichen. Wie lächerlich, wenn sie behaupten wollten, zur Erreichung ihres Zweckes bedürften sie der Brüderlichkeit! Es genügt ein einfacher Vertrag.

So schließen auch unsre Freien und Gleichen, die bisher einheitslos nebeneinander standen, zur Erhöhung des Wohlbefindens eines jeden Einzelnen einen Gesellschaftsvertrag ab; es entsteht eine gesellschaftliche Organisation: der Staat. Die Rechte der einzelnen Individuen werden gegeneinander abgegrenzt; so entwickeln sich neben den Rechten auch Pflichten; und es wird eine Einrichtung zur Sicherung der Rechte getroffen, das Gericht und die Exekutivgewalt. Der individualistische Staat ist nichts anderes als eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit, eine rein privatrechtliche Gründung, eine gegenseitige Hülfs- und Dienstleistungsanstatt.

Ob diese Anstalt republikanisch oder monarchisch organisirt sein soll, ist keine Prinzipienfrage, sondern nur eine Frage der Zweckmäßigkeit. Findet man, daß das Glück der Individuen durch eine demokratische Ordnung gesteigert wird, so wird man eine solche wählen; glaubt man unter einem Monarchen besser zu fahren, so wird man die Verfassung dementsprechend gestalten. Es ist genau so, wie bei der Errichtung der Aktiengesellschaft, wenn die Rechte des Vorstandes, des Aufsichtsrathes und der Generalversammlung im Statut fest-

Digitized by Google

gestellt werden. Es fragt sich nur: Wie wird der Zweck der Gesellschaft, der größte Gewinn, mit den geringsten Opfern erreicht? Kaufmännisch ausgedrückt: Welche Staatsform ist am billigsten? Klassisch ist in dieser Hinsicht der Ausspruch Mirabeau's: „Un prince doit se dire: je suis à la tête de se peuple ... par ce qu'il espère que je lui vaudrai plus que je lui coûterai". (Citirt in Dietzels „Beiträgen", V, S. 231.) Ein Fürst muß wie der Direktor einer Aktiengesellschaft nicht nur sein Gehalt herauswirthschaften, sondern den Mitgliedern der Gesellschaft, den Bürgern oder Aktionären einen Gewinn verschaffen.

Welches ist nun der Inhalt dieses Gesellschaftsvertrags? Hier kann die Antwort verschieden lauten. Als Grundsätze bei Abschließung des Gesellschaftsvertrages kennen wir nur zwei: Möglichste Freiheit und Gleichheit! Die Einen werden auf das Wort Freiheit mehr Nachdruck legen, die Anderen auf das Wort Gleichheit. So entsprießen dem Individualismus zwei verschiedene Zweige, der *Liberalismus* und der *Kommunismus*; streng logisch entwickeln sich diese beiden Systeme aus dem Individualprinzip. Mehr Freiheit bedingt weniger Gleichheit, mehr Gleichheit weniger Freiheit. Je nach dem Maß von Freiheit und Gleichheit, das dem einzelnen Individuum bleibt, verändert sich das Ideal der *Gerechtigkeit*.

Wie muß die Gesellschaftsordnung beschaffen sein, damit sie „gerecht" genannt werden kann? Der Liberalismus gibt eine andere Antwort darauf als der Kommunismus. Die Hauptantworten der Liberalen und der Kommunisten sollen hier kurz skizzirt werden. Wann ist die Organisation der menschlichen Gesellschaft gerecht? Wann steht das, was das Individuum der Gesellschaft leistet, im Verhältniß zu dem, was die Gesellschaft dem Individuum leistet?

Der Liberalismus zunächst verkündet die *Freiheit der Arbeit* und das *Recht auf das Arbeitsprodukt*. Die Gesellschaft ist gerecht geordnet, wenn Jeder frei, ohne Hemmung oder Förderung oder Leitung zu erfahren, produziren kann und die Frucht seiner Arbeit ihm zufällt. Der Staat selbst verhält sich rein neutral; er sichert nur die Freiheit der Arbeit und das Eigenthum am Arbeitsprodukt, also eine *potentielle Gleichheit*. In diesem geschützten Kreis ist das Individuum sich selbst überlassen; da mag es nun „wirken und streben, und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen, und wetten und wagen, das Glück zu erjagen". Ob die „unendliche Gabe" dann aber auch wirklich „herbeiströmt", ist eine andere Frage. Bekanntlich füllt sich bei der großen Mehrzahl der Menschen der Speicher nicht mit „köstlicher Habe". Ist das gerecht? Ohne Zaudern antwortet der Liberalismus: Ja! Der Tüchtige, der Fleißige, der Strebsame, der Starke wird Erfolg haben, während der Untüchtige, der Faule, der Nachlässige, der Schwache zu leiden hat; *so will es die Natur*. Aus der natürlichen Ungleichheit der Menschen ergibt sich gerechterweise die soziale Ungleichheit derselben. A priori sind sie alle gleichberechtigt und haben die gleichen Chancen; „equality of opportunity", wie der Engländer sagt. Der Wettbewerb zeigt, wer Erfolg und Glück wirklich verdient. Der Gedankengang ist uns Allen durch die Theorie vom Kampf ums Dasein, von der Auswahl der Tüchtigsten geläufig. Ob diese Gesellschaftsordnung sich bewährt hat, ob der Glaube also berechtigt ist, „daß das buhlende Glück sich dem Edlen vereinigen werde", will ich hier nicht untersuchen. Es war jedenfalls ein ehrlicher Versuch, Gerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft zu begründen; der freie Wettbewerb sollte jedem Verdienst zu seinem Recht verhelfen. Allerdings zweifelte einer der edelsten Vorkämpfer des Liberalismus, Schiller, schon früh an seinem Erfolg. Er verneinte die Frage, ob die irdischen Glücksgüter gerecht vertheilt seien:
„Das Glück folgt dem Schlechten mit Liebesblick";

Nicht dem Guten gehöret die Erde,
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.

Ehe wir die weiteren individualistischen Ideale sozialer Gerechtigkeit betrachten, ist es nöthig, daß wir uns einige Folgerungen klar machen, die sich aus dem Grundsatz des Liberalismus ergeben. (Vergl. hierüber Dietzel, „Individualismus", S. 575 ff.) Stellen wir uns ein Gemeinwesen nach dem Herzen eines heutigen unverfälschten „Liberalen" vor: Es herrscht vollkommene wirthschaftliche Freiheit, alle feudalen Reste sind beseitigt, noch keine „sozialistischen" Maßregeln, wie Arbeiterschutzgesetzgebung, Zwangsversicherung und dergleichen, eingeführt: haben da alle Menschen, von den natürlichen Unterschieden abgesehen, gleiche Aussichten? Haben sie Alle die gleiche Möglichkeit der Entwicklung? Stehen sich sozusagen am Anfang ihrer Laufbahn Alle gleich, wie der konsequente Liberalismus das verlangen muß? Nicht im geringsten. Wird der gut Befähigte in der Hütte eines ungebildeten Armen geboren, der mittelmäßig Beanlagte im Hause eines gebildeten und wohlhabenden Mannes, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß der Zweite es in wirthschaftlicher Hinsicht weiter bringt als der Erste. Nehmen wir zur Vereinfachung der Fälle an, daß die Eltern Beider sofort nach der Geburt der Kinder sterben. Um wie viel besser sind dann die Chancen des reichen als die des armen Kindes! Warum ist das eine Kind reich, das andere arm? Weil der Staat *mehr* thut, als dem Produzenten das Produkt seiner Arbeit sichern; der Staat erlaubt, daß sich die Verwandten des Produzenten nach seinem Tode seine Arbeitsprodukte aneignen; mit anderen Worten, er sanktionirt die *Vererbung* des Besitzthums. Mit unerbittlicher Logik wird daher der Liberalismus gezwungen, sich für die Abschaffung des Erbrechts auszusprechen. Die Forderung wurde auch bald erhoben, nachdem die Ideen von Freiheit und Gleichheit sich einigermaßen Geltung verschafft hatten. Sie knüpft sich an den Namen von St. *Simon* und seiner Schule.

Die zweite nothwendige Folgerung aus dem Grundsatz des Liberalismus ist die Beseitigung des Privateigenthums am Boden, mit anderen Worten, die Verstaatlichung der Bodenrente. Die Bodenrente ist der Theil des Arbeitsprodukts, welcher dem Besitzer des Bodens zufällt; sie ist kein Entgelt für geleistete Arbeit, weder für die direkte Hand- oder Kopfarbeit, noch für die im Kapital aufgespeicherte frühere Arbeit. Der Liberalismus, der nur das aus der Arbeit fließende Eigenthum schützt, kann ein Eigenthum, das aus der bloßen Thatsache des Besitzes des nicht von Menschenhand geschaffenen Bodens stammt, nicht anerkennen. Er muß konsequenterweise die Verstaatlichung von Grund und Boden verlangen. Bekanntlich wird diese Forderung namentlich in England und Amerika erhoben. Dem oberflächlichen Beobachter scheint sie alles eher zu sein als ein Stück des individualistischen Programms; sie ist aber eine unabweisbare Konsequenz des Individualprinzips und gehört sogar noch zur Spielart des Liberalismus. *Henry George* ist ein konsequenter Liberaler, ein Individualist.

Noch eine dritte Folgerung ergibt sich aus dem Grundsatz des Liberalismus: „à chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses œuvres." Was fehlt dem bisher aufgestellten liberalen Staatsideal, also der gegenseitigen Versicherungsgesellschaft ohne Erbrecht und ohne Privateigenthum am Boden noch, um das Ideal liberaler Gerechtigkeit zu verwirklichen? Versetzen wir uns an die Stelle eines Produzenten, der Tag für Tag gleichmäßig arbeitet. Das Produkt unsrer Arbeit sichert uns der Staat. *Was* wir erhalten, wissen wir; aber wir wissen nicht, was wir *dafür* erhalten werden; wir müssen unsre Waaren ja austauschen. Mit anderen Worten, das *Wieviel* steht

Digitized by Google

nicht fest. Wir arbeiten in der ersten Woche mit gleichem Fleiß und gleicher Geschicklichkeit wie in der zweiten und dritten: in der ersten erhalten wir 25 M. für unsre Erzeugnisse, in der zweiten 30 M., in der dritten vielleicht nur 20 M., je nach der Marktlage. Und selbst wenn ich regelmäßig 25 M. verdiene, so kann ich für dies Geld bald mehr, bald weniger Waaren, deren ich bedarf, kaufen. Meine Fähigkeit ist die gleiche, meine Werke sind die gleichen, und doch geht es mir bald besser, bald schlechter. Eine außer mir stehende Macht greift ein, die mir den Brotkorb bald höher, bald niedriger hängt, die Konjunktur, das Wechselspiel von Angebot und Nachfrage. Ein Mittel zur Matisetzung dieser Gewalt ist leicht erdacht. Es ist „la constitution de la valeur“, die Feststellung des Werthes oder eines gerechten Preises. Ist der Werth der erzeugten Sachen festgestellt, dann kenne ich nicht nur das Was, sondern auch das Wieviel. Der Denker, welcher diese Folgerung aus dem Gerechtigkeitsprinzip des Liberalismus zog, war Proudhon; auch er ist ein Individualist.

Damit ist das liberale Prinzip bis zu seinen letzten Konsequenzen verfolgt. Aber die Gleichheitsidee ist noch triebkräftig; ein neuer Zweig entfaltet sich, der kommunistische. Das Gerechtigkeitsideal des Liberalismus, das weder St. Simon, noch H. George, noch Proudhon abgelehnt hatten, wird als ungenügend verworfen. Warum sollen wir die natürliche Ungleichheit der Menschen zum Maßstab sozialer Gerechtigkeit machen? Weßhalb sollen wir den Menschen, welchen die Natur mit Klugheit, Geschick, Gesundheit ausgestattet hat, dafür noch besonders belohnen? Weßhalb sollen wir denjenigen, welchen die Natur stiefmütterlich behandelt hat, ebenfalls schlecht behandeln? „Unfühlend ist die Natur.“ Wenn Beide, der Geschickte und der Ungeschickte, ihre Schuldigkeit, ihr Bestes gethan haben, ist es dann nicht gerecht, daß wir ihnen die gleiche Behandlung zutheil werden lassen? Ist das Scherflein der armen Wittwe in den Augen des höchsten gerechten Gottes nicht ebenso viel werth wie die Schätze des Reichen, der sein alles dahingibt? „Wenn einen Menschen die Natur erhoben,“ sagt Goethe,

„Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt,
Man muß an ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solchen Ehren bringt.“

Ja, die Macht des Schöpfers, aber nicht den Menschen selbst, der nichts that als seine Schuldigkeit!

Aus diesem Gedankengange ergibt sich das Gerechtigkeitsideal des Kommunismus. Jeder, der leistet, was er kann, hat Anspruch auf eine gleiche Behandlung. Was heißt das? Der Grundsatz kann zweifach ausgelegt werden; auch der Kommunismus gabelt sich seinerseits zu zwei Richtungen.

Erstens kann man sich begnügen, als Prinzip hinzustellen, daß Jeder für die gleiche Leistung subjektiver Arbeit, vielleicht für die gleiche Zahl von Arbeitsstunden, gleich viel empfangen soll. Menschliche Arbeitskraft ist gleich menschlicher Arbeitskraft, Funktion gleich Funktion. Es besteht eine „équivalence des fonctions“, ein Prinzip, das Louis Blanc aufstellte. Der Grundsatz bedingt die Einführung einer kollektivistischen Wirthschaftsweise: die Arbeitsprodukte fallen zunächst ins Eigenthum des Staats, und der Staat liefert einem Jeden das Aequivalent seiner Arbeitsleistung.

Aber eine noch vollkommenere Gleichheit ist denkbar. Dies ist die zweite Spielart des Kommunismus. Wir hatten nicht bedacht, daß nicht nur die Fähigkeiten, sondern auch die Bedürfnisse der Individuen von Natur ungleich sind. Richtet sich also die Vertheilung der Arbeitsprodukte nach der subjektiv geleisteten Arbeit, so werden doch noch Ungerechtigkeiten vorkommen, wenn ein Mensch mit großen Bedürfnissen nicht mehr erhält, als ein Anderer mit geringeren Bedürfnissen. Thun wir also den letzten Schritt und fordern getrost: „à chacun selon ses besoins“. Nach dem bis zur letzten Konsequenz ausgedachten kommunistischen Gerechtigkeitsideal muß das Vertheilungsprinzip heißen: Jedem nach seinen Bedürfnissen. Diese Forderung wird von deutschen Sozialdemokraten gestellt. Im Gothaer Programm der sozialdemokratischen Partei heißt es: „Bei allgemeiner Arbeitspflicht nach gleichem Recht Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen.“

Damit ist die Reihe der Entwicklungsstufen, welche das Individualprinzip durchmacht, durchlaufen. Wir sahen, daß die Liberalen Adam Smith und Quesnay sammt St. Simon, H. George und Proudhon, sowie Louis Blanc und Bebel Alle zu einer großen Gruppe gehören. Sie sind Alle Individualisten, so verschieden auch sonst ihr politisch-soziales Programm, d. h. das Mittel zur Erreichung des gemeinsamen Zwecks, sein mag; ihr gemeinsamer Zweck ist das Glück des Individuums, beziehungsweise das Glück der größten Zahl der lebenden Individuen. Wenn sie dem Staat Rechte übertragen, wenige oder viele, sie thun es nur um des Individuums willen; der Staat ist nur ein Mittel zum Zweck.

Im polaren Gegensatz hiezu stehen die Vertreter des Sozialprinzips, die ich, auch hierin Dietzel (vergl. namentlich „Rodbertus“ II., S. 29 ff.) folgend, Sozialisten wie Jene Individualisten nennen werde.

(Schluß folgt.)

---

## Die Jahresringe.[1])

Jeder Baumstamm zeigt auf seinem Querschnitt mehr oder weniger runde Linien, nach welchen man gewöhnlich das Lebensalter des Baumes bestimmt und die man Jahresringe nennt. Im allgemeinen machen sie sich dadurch kenntlich, daß die Elemente des im Frühjahr gebildeten Holzes von den im Herbst entstehenden verschieden gestaltet sind. Doch gibt es Gewächse, bei denen sich viel mehr Ringe bilden, als der Anzahl ihrer Jahre entsprechen, und umgekehrt. Der berühmte Botaniker De Bary nennt sogar Gewächse, bei denen überhaupt keine Jahresringe bemerkbar sind. Es sind das Pflanzen, welche zu den Pfeffergewächsen und Cacteen gehoren. Auch ein zu den Knöterichen (Polygonaceen) zu rechnendes Gewächs hat keine Jahresringe. Da die Breite der letzteren so verschieden und ihre Gestaltung an den Wurzeln zumeist ganz regellos ist, da ferner die äußere Beeinflussung und die Entstehung der Jahresringe noch durchaus nicht übereinstimmend geklärt wurde, dürfte sich eine Zusammenstellung der wichtigsten, bisher darüber geäußerten Ansichten, wie sie Büsgen in seinem Buche gibt, empfehlen.

In der Bildung von Früh- und Spätholz sah man seit langem die Ursachen der Jahresringbildung. Unter Frühholz versteht man das zur Zeit der Knospen- und Laubentfaltung, also bei verhältnißmäßig niedriger Temperatur sich bildende Holz, während das Spätholz im Stadium der energischsten Blattthätigkeit, im Sommer, entsteht. In diesen beiden Epochen ist der Wassergehalt der Stämme verschieden, ebenso die in ihnen herrschenden Spannungen und Druckwirkungen. Diese Momente wurden zunächst zur Erklärung der Jahresringe herangezogen.

Gegen den Herbst hin nimmt der Druck der Rinde auf das Cambium und das Holz zu. Es lag also nichts näher, als die Verringerung des Radialdurchmessers der

[1]) Nach Prof. Dr. M. Büsgen: Bau und Leben unsrer Waldbäume. Mit 100 Abbildungen. 230 S. Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Gefäßbündel auf Rechnung dieses Druckes zu setzen. Im Frühjahr ist er nicht so stark, darum sind die Elemente des Holzes geräumiger und das Frühholz sieht viel poröser aus als das am Ende des Sommers gebildete. Jeder Zweifel schien zu schwinden, als Huga De Vries durch künstliche Herabsetzung des Rindendruckes im Herbst die Ausbildung weiter Gefäße erzielte. Durch Ligatur junger Stämme im Frühling konnte er andrerseits Herbstholz erzeugen. Trotz dieser sa klar scheinenden Definitian erwies sie sich als haltlos durch den Nachweis Krabbe's, daß eine Steigerung des Rindendruckes im Sommer überhaupt nicht existire. Seine direkten Messungen ergaben ferner, daß die Größe, um welche der Rindendruck vom Frühling bis zum Herbst zu- oder abnimmt, eine so geringe ist, daß sie keinen Einfluß auf die Thätigkeit des Cambiumringes ausüben kann. Bei einem und demselben Baume sind sogar die Druckdifferenzen verschieden hoher Querschnitte größer als die zwischen Frühling und Herbst. Bei Gewächsen, wo das Herbstholz ganz scharf abgegrenzt ist, wie z. B. Linden, wäre eine plötzliche, dies veranlassende Drucksteigerung außerdem unerklärlich. Die künstliche Hervorbringung von Früh- und Herbstholz durch De Vries wurde wahrscheinlich mittelst Kräften herbeigeführt, die weit größer sind als die in der Natur wirklich herrschenden.

Nach Büsgen kommen heute namentlich zwei Erklärungsversuche der Jahresringe in Betracht. Der eine von Jost und Mer vertretene nimmt an, die Jahresringbildung beruhe auf einer erblichen Periadizität der Cambiumthätigkeit. Letztere läßt nach dem Frühjahrsholz das Herbstholz gerade so entstehen, wie die Knospen nach den Niederblättern Laubblätter bilden. Eine äußere Ursache dieses Wechsels läßt sich nicht angeben. Mer schreibt dem Cambium nach seinem Erwachen aus der Winterruhe infolge Ueberreizung eine lebhaftere Thätigkeit zu.

Lutz und Strasburger vertreten eine andere Anschauung. Nach ihnen hängt die Natur der jeweiligen Cambiumprodukte von der Wasserversorgung ab. Der Erstgenannte hatte nach Büsgen sieben sechs- bis zehnjährige Buchen und fünf fünf- bis siebenjährige Kiefern zu verschiedenen Jahreszeiten entblättert und alle neu sich entfaltenden Knospen jedesmal entfernt. Die Kiefern ertrugen die Entnadelung schlecht; sie starben ab, erzeugten aber vorher noch Holzzuwachs, wenn die Entnadelung nach dem Knospenaufbruch ausgeführt wurde. In diesem Falle bildeten sie Holz, bis ihre gesammte Reservestärke aufgebraucht war. Die nach der Entnadelung erzeugten Elemente zeigten merkwürdigerweise die Gestalt von Frühtracheiden, auch wenn die Operation zu einer Zeit ausgeführt wurde, in welcher sonst bereits Herbstholz gebildet zu werden pflegt. Die Entnadelung habe die Verdunstung der Kiefern plötzlich herabgesetzt und dadurch einen für die Jahreszeit abnorm hohen Wassergehalt derselben herbeigeführt, welcher die weiten Holzelemente entstehen ließ. In Jahren mit scharfem Wechsel zwischen nassen und trockenen Perioden können in einem und demselben Zuwachsringe mehrmals weite Frühlings- mit schmalen Herbst-Tracheiden abwechseln, es können sich also falsche Jahresringe bilden.

Die Wanddicke derjenigen Gefäße, welche man eben Tracheiden nennt, soll von dem Verhältniß zwischen Nahrungszufuhr und Wachsthumsgeschwindigkeit der Cambiumzellen abhängen. Ein Reiz auf die in der Entwicklung begriffenen Holzelemente bedingt nach Strasburger die Art ihrer Ausbildung. Dieser Reiz regt zur Entstehung von Gefäßen oder von weiten Holzelementen an, er hört auf, wenn durch seinen Einfluß für neue Wasserbahnen gesorgt ist.

Von Unregelmäßigkeiten, die sich auf Anlage, Verlauf, Zahl und Dicke der Jahresringe beziehen, führt Büsgen in seinem gehaltreichen Buche viele Beispiele an.

Verschiedene Einflüsse veranlassen die Formung zweier Jahresringe in einem und demselben Jahre. Bei Linden und Roßkastanien tritt diese Abnarmität ein, wenn sie sich in einem warmen September frisch belauben und von neuem erblühen, nachdem sie bereits im August ihr Laub abgeworfen hatten. Ebereschen und Stieleichen setzten nach einem Kahlfraß durch Insekten (im Juni) und daraussolgender Neubelaubung zweite Ringe an; die Rathbuche verhielt sich unter denselben Umständen nicht so. Bei einer 20jährigen Lärche fand man den zweiten bis sechsten Ring verdoppelt. Scharf ausgeprägt und darum für die Altersangabe meist zuverlässig sind die Ringe der Nadelhölzer, Eichen, Robinien, Eschen, Erlen und Birken; bei Hainbuchen und Linden treten sie weniger deutlich hervor. Beim Oelbaum ist die Grenze der Ringe selbst mit dem Mikroskop schwer aufzufinden. Sogenannte Semesterringe hat der Affenbrodbaum, Adansonia digitata, denn in seiner Heimath wechseln feuchte und trockene Vegetationsperioden zweimal in einem Jahre.

Besonders breite Ringe hat Paulownia sorbilis, von der das Heilmittel Guarana kommt, und der Götterbaum, Ailanthus glandulasa. Sehr schmale besitzen der Hartriegel, die Kiefer und die Weißtanne. In der Jugend beobachtet man oft eine Zunahme der Ringbreite eine Reihe von Jahren hindurch, die im Alter einer Abnahme weicht.

Im allgemeinen zieht jede Beeinträchtigung der Krone und der Wurzeln, welche eine gewisse Grenze überschreitet, eine Verschmälerung der Jahresringe nach sich. Man kann infalge dieser Thatsache an der Breite der Ringe erkennen, ob ein Baum frei oder in dichtem Walde aufwuchs. An Eichen vermachte Nördlinger die Maikäferjahre mit Hülfe der jedesmal auftretenden schmalen Holzringe bis in das vorige Jahrhundert zurück zu verfolgen. Der einem Maikäferjahr folgende Ring hatte schon wieder normale Breite.

In je rauherem Klima eine ausdauernde Pflanze wächst, um so dünner sind ihre Ringe. Als Beispiel führt Büsgen ein 40jähriges federkieldickes Exemplar der Zwergbirke, Betula nana, an, deren Jahresringbreite $^1/_{10}$ mm betrug, während ein Stämmchen derselben Art aus dem Botanischen Garten zu Würzburg eine solche von 1.6 mm aufwies; das erste Exemplar war allerdings unter $73^1/_4{}^\circ$ n. Br. gefunden warden.

Als „Lichtungszuwachs“ bezeichnet man die Verbreiterung der Jahresringe, welche infolge einer Lichtstellung eintritt. Meistens macht sie sich erst vam zweiten bis vierten Jahre nach der Freistellung bemerkbar. Die Größe des Zuwachses hängt weniger von der Lichtintensität als von der Spezies, dem Alter und der Bodenbeschaffenheit ab. Unter den den Lichtungszuwachs hervorrufenden Faktoren dürfte der Wind die größte Rolle spielen.

Die Hainbuche und die Eibe werden in der Forstbotanik „spannrückig“ genannt, weil ihre Jahresringe nicht auf allen Seiten des Stammes die gleiche Breite haben. Bei einander zu nahe stehenden Bäumen sind die Jahresringe der benachbarten Seiten schmäler als die der Gegenflächen. Wird einer der Bäume beseitigt, so verbreitern sich die Ringe des stehenbleibenden Exemplars, weil dieses nun nach der bisher beeinträchtigten Seite hin den Stamm reichlicher ernähren kann. Bäume, die auf steilen Abhängen wachsen, weisen eine Ringverbreiterung gegen die Bergseite hin auf. Die Himmelsrichtung, der Schneedruck und die Frostrisse beeinflussen ebenfalls die Excentrizität der Ringe in den Baumstämmen.

Die Seitenäste der meisten Bäume sind fast allgemein excentrisch ausgebildet. Der Holzkörper an den Oberseiten der Zweige ist bei der Linde, Esche, Hasel und dem Haidekraut dicker, seine Jahresringe breiter als an der Gegenseite. Buchsbaum, die Zierpflanze Rhododendron ponticum und die Nadelhölzer zeigen das umgekehrte Verhalten; ihre Ringe sind an der Unterseite der Zweige breiter. Büsgen führt

Digitized by Google

die Ursache dieser Excentrizität zum Theil auf die Lage der Zweige zum Stamm zurück.

Von den Jahresringen der Wurzeln sagt Büsgen, daß sie weit schwerer zu zählen sind als die des Stammes. „Dutzende von Holzringen können sich hier im Innern oder am Umfang oder auf einer schmalen Seite zu einem oder wenigen zusammenziehen. Zählbare Ringe wechseln mit verschwommenen, einfache scheinen wegen täuschender Ringchen weitmaschigeren Gewebes doppelte zu sein, und nur selten wird der Mangel eines guten Kennzeichens, wie es im Stamme der Porenkreis ist, in der Wurzel einigermaßen ersetzt durch ungewöhnlich dunklere Umfangsgrenze der Ringe.“

Dr. Ludwig Karell.

## Mittheilungen und Nachrichten.

L. Fr. H. Babucke: Geschichte des Kolosseums. Königsberg i. Pr. 1899. 4°. 63 S. — Eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung der in den Literaturen von fünf Sprachen zerstreuten Notizen über das Kolosseum von einer noch nie dagewesenen Vollständigkeit; der Verfasser hat auch die Bearbeitung der dort gefundenen Inschriften von Chr. Hülsen in der noch nicht publizirten neuen Ausgabe des sechsten Bandes des Corpus inscriptionem latinarum benutzen können. Er hat die Geschichte des Baues, den Martial bei seiner Einweihung im Jahre 80 n. Chr. als neues Weltwunder pries und dessen Ruinen Byron in „Childe Harold“ einige seiner ergreifendsten Strophen gewidmet hat, bis in die neueste Zeit verfolgt. Nur einige Momente seien hier aus den wechselvollen Schicksalen des Kolosseums hervorgehoben Seit dem Ende des 11. Jahrhunderts bildete es den Kern einer Festung der welfisch gesinnten Frangipani, doch Kaiser Friedrich II. zwang diese 1244, einen Theil des Gebäudes den ghibellinischen Anniboldi abzutreten, und bei diesen fand Konradin am 28. August 1268 nach der Schlacht von Tagliocozzo Schutz und Zuflucht und ritt nach drei Tagen aus einem Bogenthor des Kolosseums aus, um den letzten Versuch des Entkommens zu machen. Die Ausbeutung der Ruine als Steinbruch für Neubauten (wie Palazzo di Venezia, Palazzo Farnese, die Cancellaria) hat mindestens vom 14. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts fortgedauert, und selbst unter Nikolaus V., dem Humanisten auf dem päpstlichen Stuhl, bezog ein Unternehmer 1452 in neun Monaten 2522 Fuhren Travertinstein von dort. Von Pilgern, die auf dem von Märtyrerblut getränkten Boden ihre Andacht verrichten wollten, wurde besonders seit dem Ende des tridentinischen Konzils das Kolosseum je länger je mehr aufgesucht; bis 1874 wurde an zwei Nachmittagen jeder Woche an dem in der Mitte der Arena errichteten Kreuz von einem Kapuziner gepredigt. Die wissenschaftliche Untersuchung des Gebäudes, die schon 1714 unter Clemens XI. begonnen und von Zeit zu Zeit (besonders 1810—14) fortgesetzt worden war, in umfassender Weise auszuführen, war für das Königreich Italien eine Ehrensache: ein ausführlicher Bericht über die dortigen seit 1879 von P. Rosa und R. Lanciani geleiteten Ausgrabungen und deren Resultate bildet den Schluß der Abhandlung. Wenn übrigens die Schilderung des auf den Mauern der Ruinen wuchernden Buschwerks von Allmers (S. 29) wirklich zu Ende der 50er Jahre geschrieben ist, so muß es in wenigen Jahren aufs neue gewachsen sein; denn daß es nach der Restauration durch Canina bis auf die letzte Spur beseitigt war, kann Referent aus eigener Anschauung in den Jahren 1853 und 1854 bezeugen.

*a.β.* Soziologische Essays von Ludw. Gumplowicz. 174 Seiten kl. 8°. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung, Innsbruck. — Der Gedanke, den Lesern seines 1897 erschienenen „Allgemeinen Staatsrechts“ dort citirte Aufsätze leichter zugänglich zu machen, hat den Verfasser unter obigem Titel elf aus seiner Feder stammende und von 1892 bis 1898 in verschiedenen Zeitschriften publizirte Essays zusammenfassen lassen. In der Anordnung derselben die Umrisse eines Systems der Soziologie andeutend, gibt Gumplowicz in prägnanten Zügen ein klares Bild vom Wesen, Bedeutung und Berechtigung dieser allerneuesten der Wissenschaften. Als Gegenstand der vielumstrittenen und angefochtenen Soziologie — hie die biologische, da die ethnologische und historisch-positivistische Methode — will Gumplowicz das gegenseitige Verhalten der sozialen Gruppen, die gegenseitigen Aktionen und Reaktionen derselben hinstellen und er definirt die Aufgabe der Soziologie dahin, daß sie die Gesetzmäßigkeit dieser Wechselwirkungen nachzuweisen und zu formuliren habe. Er führt aus, daß die soziologische Theorie von der Wechselwirkung sozialer und ethnischer Gruppen als Haupttriebfeder historischer Entwicklung keine neue Theorie ist, sondern daß diese Wechselwirkung als Thatsache den Denkern aller Zeiten aus ihren Beobachtungen des sozialen und politischen Lebens wohl bekannt war, wenn sie auch ihre diesfällige Lehre nicht als Soziologie bezeichneten, und daß dies Wort nur eine neue Bezeichnung ist für die Lehre, die bei Schriftstellern vergangener Jahrhunderte sich vorfindet. Als Beweis hiefür führt Gumplowicz Ibn Chaldun, einen bisher wenig bekannten arabischen Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, an, dem er einen interessanten Aufsatz widmet. Ibn Chaldun bietet der Soziologie von heute einen merkwürdigen Rückhalt; ein frommer Moslim, der die sozialen Erscheinungen seiner Zeit nüchtern beobachtete und tiefe Gedanken darüber fand, äußerte er sich lange vor Aug. v. Comte u. A. schon dahin, daß der menschliche Intellekt ein Dauertypus sei, der nicht fortschreite, daß nicht der persönliche Werth großer politischer Persönlichkeiten diesen den Erfolg sichert, sondern die Geschicklichkeit, sich einen Anhang zu schaffen, u. dgl. m. Im Verfolg der Theorien Chalduns wundert Gumplowicz nicht die Entdeckung, daß vor 500 Jahren in einem hellen Kopf die sozialen Erscheinungen sich ebenso spiegelten wie heutzutage, während sie in den finsteren sich damals ebenso ausnahmen, wie in Millionen finsteren Köpfen unsres hochzivilisirten Jahrhunderts. Gumplowicz selbst ist ein äußerst beredter Anwalt der soziologischen Theorie; er verurtheilt das philosophische Denken in der falschen individualistischen Richtung, mit dem Bestreben, aus subjektivem Geist heraus die Welt zu erklären. Diesem Irrthum, im Individuum das Primäre zu sehen, mißt Gumplowicz die Schuld bei, daß bisher alle moralphilosophische Forschung mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit sich beladen und daß es ihr bis heute nicht gelungen, das Räthsel des sozialen Lebens zu lösen. Es wird Gumplowicz kaum zu widersprechen sein, wenn er der Soziologie das Prognostikon stellt, sie werde in dem Lande, in dem die Ich-Philosophie im laufenden Jahrhundert die größten Triumphe feierte, wohl kaum eine populäre Wissenschaft werden, denn sie drücke das Individuum zu vollkommener Bedeutungslosigkeit herab, indem sie den Nachweis führt, daß es nicht freier individueller Wille ist, der die Handlungen der Menschen bestimmt, sondern seine Umwelt, welche die Motive seines Handelns und auch dieses selbst erzeugt. Neben seinen einschlägigen übersichtlichen Ausführungen über Darwinismus und Soziologie; die Einheit des Gesetzes; was ist Recht? das Eigenthum; Familie; die Geburtenziffer Frankreichs u. s. w. streift Gumplowicz auch das Verbrechen als soziale Erscheinung in einem eigenen Aufsatze und nimmt die wissenschaftliche Lösung der Frage für die Kriminalsoziologie in Anspruch, da er mit Baer (Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung) und im Gegensatz zu Lombroso die Quelle des Verbrechens statt in der Organisation des Verbrechers in der Organisation der Gesellschaft erkennt. Geht der Verfasser mit manchen Vertretern der historischen und sozialpolitischen Wissenschaft auch mitunter streng ins Gericht, so hält er sich doch stets in den Grenzen sachlich ehrlicher Objektivität und erbringt für den Leser so überzeugende, den sozialen Gesichtskreis erweiternde Ausführungen über das Wesen der Soziologie, daß kein Fachgelehrter noch Politiker das Werk aus der Hand legen wird, ohne eine Fülle anregender interessanter Ausblicke empfangen zu haben. Bei einer späteren Neuauflage des Buches wäre, von der Orthographie ganz abgesehen, eine weniger fehlerhafte Drucklegung sehr wünschenswerth.

K. Meyers Reisebücher „Deutsche Alpen“ II. und III. Theil haben sich in neuen Auflagen eingestellt. Man

Digitized by Google

kennt und schätzt längst in den Kreisen der reiselustigen Welt diese trefflich redigirten Handbücher des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Der zweite Theil, das Berchtesgadener und Salzburger Land, Salzkammergut, Unter-Inn-, Ziller- und Pusterthal, die Gisela- und Brennerbahn, nebst den Dolomiten, Hohen Tauern nach den Bozener Baden, das Paradies Tirols, umfassend, zeigt sich wieder als der getreueste Freund und Führer derer, die das Buch zu ihrem Begleiter und Berather erwählen. Mit der größten Genauigkeit ist darin alles verzeichnet, was dem Reisenden irgendwie von Nutzen sein kann, und bis in die neueste Zeit herein sind die gewissenhaften Forschungen nach derartigen Notizen fortgesetzt. Nicht weniger als 26 Karten, 5 Pläne und 7 Panoramen enthält das gediegene Buch. Nicht im geringsten bleibt dahinter der dritte Theil zurück, der Wien, Ober- und Nieder-Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Croatien und Istrien und gleichfalls das Salzkammergut enthält. Als Ausgangspunkt der Haupttouren ist Wien angenommen, und welch herrliche Alpengebiete werden da erschlossen! Das prächtige Ennsthal, die Eisenerzer Berggruppe, der Hochschwab und Semmering, das schöne Graz u. s. w., die historisch und landschaftlich mit Recht berühmten geistlichen Stifte: Kremsmünster, wohl die vornehmste Studienanstalt ganz Oesterreichs unter geistlicher Leitung, Melk, Heiligenkreuz, Admont &c.; das hübsche Bruck a. d. Mur, das freundliche Villach im liederreichen Kärnten, die prächtigen Radstädter Tauern und der schöne, liebliche Wörther See ziehen an uns vorüber. Aber weiter geht es hinein nach Klagenfurt und Laibach, hinüber ins herrlich schöne Lavantthal oder ins hochinteressante Karstgebiet mit dem merkwürdigen Zirknitzer See, der zauberhaft schönen Adelsberger Grotte mit ihren Rivalinnen von St. Kanzian, Lueg u. s. w. Dann taucht aus den blauen Fluthen der Adria, einem weißschimmernden Schwane gleich, Schloß Miramare auf und Triest, die stolze Erbin von Venedigs Handel; weiter Pola mit seinem gewaltigen Kriegshafen, Seearsenal und den langgestreckten Schiffswerften, das rasch aufblühende Fiume und die Perle des Quarnero, das neuerdings so vielgenannte Abbazia. Aber auch das romantische Kapellagebirge und der Velebit, der letzte Grenzwächter vor den Dinarischen Alpen, sind noch mit einbezogen. So führt das Buch durch den herrlichsten Theil des an Schönheiten der Natur so überreichen südöstlichen Oesterreichs und ist mit seine 12 Karten, 6 Plänen und 6 Panoramen der verläßlichste und gediegenste Berather, den man sich auf dieser Wanderschaft füglich wünschen kann.

w. Am 30. Juli des nächsten Jahres wird zu Paris in der Sorbonne ein internationaler Kongreß für den Hochschulunterricht eröffnet werden. Seine Dauer ist auf etwa eine Woche bestimmt. Den Vorsitz führt das Institutsmitglied Brouardel, zur Zeit Dekan der medizinischen Fakultät zu Paris, ihm sind Croiset, Darboux, Glasson, Lyon-Caen, Boutmy und Gabriel Monod als Vizepräsidenten beigegeben. Generalsekretär ist der Professor an der Sorbonne Laenaude. An ihn sind alle Anfragen zu richten, auch die Wünsche betreffs der zur Verhandlung kommenden Fragen; die Mitgliederkarte wird von ihm aus auf die Einsendung von 10 Fr. hin verschickt. Der Kongreß hat zwei Vorgänger aus den Jahren 1889 und 1894; hier tagte man in Lyon, dort ebenfalls in Paris. Während aber in den früheren Versammlungen das Französische sehr überwog, will man nun auf den internationalen Charakter das größte Gewicht legen. Es heißt in der Ankündigung, daß „die vor kurzem getroffene Neuordnung der französischen Hochschulen, die immer sich mehrende Bedeutung, welche bei allen gebildeten Völkerschaften die wissenschaftlichen Untersuchungen gewinnen, die praktische Nutzanwendung, die Vorbereitung zum Lehrberuf aller Art und die von den Hochschulen unternommene Ausbreitung der wissenschaftlichen Ergebnisse unter die Klassen dem Kongreß eine hohe Wichtigkeit verleihen werden". Die Arbeiten theilen sich in folgende sechs Hauptgruppen: 1. die Ausdehnung der Hochschulen, 2. Maßnahmen zu Nutz der Studirenden, insbesondere gegen die Vereinzelung, und Beleuchtung der bereits bestehenden Einrichtungen in Frankreich und den übrigen Ländern; 3. die durch die Hochschulen geleitete Bildung von Lehrkräften für den Hochschul-, den höheren und niederen Schulunterricht; 4. die Bedeutung der Hochschulen für Landwirthschaft, Kolonien, Handel und Industrie; 5. die Beziehungen zwischen Hochschullehrern verschiedener Länder, wobei die Frage nach einer internationalen Vereinigung der Universitätslehrer erwogen werden soll, und 6. das zwischen den Fakultäten der Rechte und denen der philologisch-historischen Wissenschaften bestehende Verhältniß. Die Verhandlungen werden in französischer Sprache geführt werden, schriftliche Mittheilungen können auch in anderer Sprache abgefaßt sein, müssen aber bei ihrer Einreihung in die Sitzungsberichte in französischem Auszug erscheinen. Den Theilnehmern ist der Besuch zahlreicher Pariser wissenschaftlicher Anstalten, insbesondere der Bibliotheken, Institute und Laboratorien, in Aussicht gestellt.

-rt- Neuorganisirung der erdmagnetischen Landesaufnahme in Amerika. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde die Beobachtung der erdmagnetischen Elemente auf Feldstationen bisher mehr nebenbei durch die Coast and Geodetic Survey besorgt. Von einer systematischen magnetischen Landesaufnahme, wie sie gegenwärtig die meisten Kulturländer besitzen, konnte hiebei natürlich nicht die Rede sein. Um eine solche in die Wege zu leiten, hat Prof. Henry S. Pritchett, der neue Superintendent der Coast Survey, eine besondere Abtheilung innerhalb derselben begründet, welcher als ausschließliche Aufgabe die erdmagnetische Erforschung des gesammten Ländergebiets der Vereinigten Staaten zugewiesen wurde. Wie umfangreich das Arbeitsfeld dieser neuen Abtheilung ist, geht aus der folgenden Zusammenstellung hervor. Es umfassen die

| | | |
|---|---|---|
| Vereinigten Staaten . . . | 3,025,600 | engl. Quadr.-Meilen |
| Halbinsel Alaska . . . . | 577,390 | " " " |
| Hawaii'schen Inseln . . . | 6,250 | " " " |
| Portorico . . . . . . . . | 3,530 | " " " |
| zusammen | 3,612,770 | " " " |

über rund 10 Millionen Quadratkilometer. In England trifft eine Beobachtungsstation auf 360, in Holland gar schon auf 100 Quadratkilometer; würde man in Amerika das Beobachtungsnetz so wählen, daß etwa auf 250 Quadratkilometer eine Beobachtungsstation kommt, so würde die Vollendung der Feldarbeiten, da jährlich höchstens 400 Stationen erledigt werden können, einen Zeitraum von 100 Jahren in Anspruch nehmen. Durch die Ausdehnung der Beobachtungen über einen derartig langen Zeitraum würde aber deren Brauchbarkeit erheblich beeinträchtigt werden. Es bleibt deßhalb nichts anderes übrig, als das Beobachtungsnetz viel weitmaschiger anzulegen, als anderwärts und etwa auf je 1500 Quadratkilometer eine Beobachtungsstation treffen zu lassen. Bei dieser Eintheilung hofft man bis zum Jahre 1910 das Hauptnetz fertigstellen zu können, an das sich dann nach seinem Abschluß die nöthigen Detailbeobachtungen anschließen werden. Gleichzeitig ist die Errichtung von vier neuen erdmagnetischen Zentralbeobachtungsstationen (bei Washington, im Nordwesten der Vereinigten Staaten, auf den Hawaii'schen Inseln und in Alaska) in Aussicht genommen, auf die sich (neben den in Toronto, Mexico und Havana bestehenden) die neue Aufnahme stützen soll. Außer den eigentlichen erdmagnetischen Beobachtungen sollen übrigens noch Beobachtungen der elektrischen Erdströme, sowie solche der atmosphärischen Elektrizität ausgeführt werden. Die Leitung des ganzen weitausgreifenden Unternehmens ist dem Abtheilungschef bei der Coast-Survey, Mr. L. A. Bauer, übertragen worden.

* Mumienfunde in Amerika. Aufsehen erregt gegenwärtig unter den amerikanischen Archäologen die Auffindung der mumifizirten Ueberreste einer Frau und eines Kindes, die einer längst ausgestorbenen Rasse anzugehören scheinen. Sie wurden zufällig in einer Höhle in Californien entdeckt und befinden sich jetzt im Besitz der „Historischen Gesellschaft von Kansas" in Topeka. An der Seite eines Hohlweges wurde unter den mit Moos und Gras bewachsenen Steinen eine Oeffnung entdeckt und nach langen weiteren Untersuchungen fand man eine hermetisch verschlossene Höhle von großer Ausdehnung. Nach dem Bericht der Augenzeugen muß diese Höhle einer ganz frühen Periode

Digitized by Google

angehören. Ausschlaggebend aber ist das Aussehen der Mumie. Sie ist von abnormer Größe: 7 Fuß 6 Zoll lang und hat viele Merkmale die bei keinem bisher bekannten Volk vorkommen. Sie lag flach auf dem Rücken, mit einem Kind in den Armen, eingewickelt in einen dünnen, pergamentartigen Stoff, wahrscheinlich die Haut eines Thieres. Das Haar zeigte noch Spuren schwarzer Färbung; die Zähne waren gut erhalten. Auffallend ist ferner die abnorme Größe der Füße. Der Fuß hat vorn eine fast rechteckige Form, da alle Zehen von gleicher Länge sind. Nach den Forschungen von Le Plangeon über die Mayas und Quiches ist derselbe Fuß einer Rasse eigenthümlich, die in unvordenklichen Zeiten die Küste des Stillen Ozeans bewohnt haben muß. Er führt den Ursprung dieser menschlichen Rasse 11,500 Jahre zurück und verfolgte ihre Spuren auch in Zentral-Amerika und Süd-Mexico, also in Gebieten, die dem Fundort der Mumie benachbart sind. Le Plangeon stützte sich dabei hauptsächlich auf die Untersuchung der Paläste und Tempel der Mayas, sowie des Triano-Manuskriptes, das von den Maya-Priestern hinterlassen ist. Die Existenz einer prähistorischen Rasse in diesem Lande wird auch durch eine Entdeckung bestätigt, die vor einigen Jahren von dem bekannten mexicanischen Archäologen Marghieri gemacht wurde. In einer Höhle an der Ostseite des Sierra Madre-Berges, 200 Meilen südlich von Deming im alten Mexico, fand er die Mumien von vier menschlichen Wesen; es waren ein Mann, eine Frau und zwei Kinder. Sie waren in ein Gewebe eingehüllt, das wie das gegerbte Fell eines Thieres aussah. Die Mumien befinden sich jetzt im Besitz des staatlichen Bergwerks-Museums in Kalifornien. Auch Professor Winslow Anderson und der Mineraloge William Irelan gelangen auf Grund ihrer Untersuchungen dieser Mumienfunde und der betreffenden Höhlen zu dem Schluß, daß wir es hier mit den Spuren eines vorgeschichtlichen Volkes an der Küste des Stillen Ozeans zu thun haben.

* **München.** Es habilitirten sich der Reallehrer an der Ludwigskreisrealschule Dr. phil. Johann Göttler als Privatdozent für das Fach der Mathematik in der II. Sektion der philosophischen Fakultät und der approbirte Arzt Dr. med. Albrecht Notthafft Frhr. v. Weißenstein von hier als Privatdozent für das Fach der Dermatologie und Syphilidologie in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität.

* **Berlin.** Ueber den Einfluß der elektrischen Bahnen auf die magnetischen Beobachtungen sind, wie man weiß, vom kgl. meteorologischen Institut eingehende Untersuchungen angestellt worden. Der Direktor Geh. Rath v. Bezold schreibt jetzt darüber in seinem Jahresbericht: „Man bediente sich bei diesen Untersuchungen eigener zu dem Zweck gebauter Registrirapparate. Mit Hülfe dieser Apparate wurden Kurven der Störungen aufgenommen, die als aktenmäßige Belege dienen können. Dabei wurde nachgewiesen, daß selbst die kleine Spandauer Straßenbahn Störungen verursachte, die noch in drei Kilometer Entfernung recht beträchtlich, in acht Kilometer noch merkbar waren. Mit Rücksicht auf das Observatorium des Instituts bei Potsdam wurde deßhalb gegen die Einrichtung des elektrischen Betriebs auf der Wannsee-Bahn über Zehlendorf hinaus, bei dem jedenfalls viel stärkere Ströme zur Benutzung kommen müßten, Verwahrung eingelegt. Ob die bisher aufgestellte Forderung eines Schutzkreises von 15 Kilometern eine Verminderung erfahren kann, hängt von dem Ergebniß weiterer Versuche ab, die noch der Einführung des elektrischen Betriebs zwischen Berlin und Zehlendorf angestellt werden sollen."

* **Aberdeen.** Ein Original auf dem Katheder ist in Aberdeen gestorben. Der Professor der Theologie Dr. David Johnston hatte sich zunächst durch einige theologische Werke und auch als Universitätslehrer einen guten Namen gemacht; aber bald kam die exzentrische Anlage seines Wesens zum Durchbruch. Seine Lehrweise wurde so sonderbar und verkehrt, daß sich die Studenten direkt dagegen empörten. Der Senat der Universität stellte eine Untersuchung an und entließ infolgedessen den als schuldig Befundenen. Aber dieser weigerte sich, zu resigniren, und las ruhig fort vor leeren Bänken. Der zur Entscheidung angerufene Geheime Rath erklärte, daß eine Parlamentsakte nothwendig sein werde, um die Resignirung zu erzwingen. Dazu hätte sich aber die Universität zunächst die Mitwirkung der Parlamentsanwälte sichern müssen, und dazu fehlte ihr das Geld. So blieb der Rebell im Amt und bezog sein volles Gehalt, während sein Nachfolger ohne einen Penny den eigentlichen Dienst versah.

* **Paris.** Eine neurologische Gesellschaft hat sich kürzlich in Paris gebildet, den Vorsitz hat Professor Joffroy übernommen. Die Gesellschaft wird auch ein besonderes Organ unter dem Titel „Revue neurologique" herausgeben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. Ulmann: Russisch-preußische Politik unter Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. bis 1806. Leipzig, Duncker u. Humblot 1899. — Dr. W. Kley: Bei Krupp. Sozialpolitische Reiseskizze unter Berücksichtigung der Arbeiterwohnungsfürsorge. Ebenda. 1899. — Troels-Lund: Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — 25. Jahresbericht der kgl. Akademie der Tonkunst in München. 1898/99. München 1899. — Cr. Haenel: Spätgothik und Renaissance. Beitrag zur Geschichte der deutschen Architektur. Stuttgart, Paul Neff 1899. — Dr. Ad. Wagner: I Ueber wissenschaftliches Denken und über populäre Wissenschaft; II. Zum Problem der Willensfreiheit. (Studien und Skizzen aus Naturwissenschaft und Philosophie.) Berlin, Gebr. Borntraeger 1899. — Karl Riesels Hotelführer mit Städtebeschreibungen. Berlin, Karl Riesels Reisebureau. — O. Mittelstädt: Die Affaire Dreyfus. Eine kriminalpolitische Studie. Berlin, J. Guttentag 1899. — Wilh. H. Preuß: Geist und Stoff. Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch nach dem Zeugniß der Organismen. 2. Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung 1899. — Karl Goedeke: Goethe's „Faust"; Goethe's Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta's Nachf. — Ludw. Ganghofer: Aus Heimath und Fremde. Novellen. 2. Aufl. Stuttgart, Ad. Bonz u. Co. 1899. — Hans Arnold: Ein neues Novellenbuch. 3. Aufl. Ebd. 1898. — Dr. Zacher: Die Arbeiterversicherung im Ausland. Heft 7/8: Die Arbeiterversicherung in Oesterreich-Ungarn. Berlin, Verlag der Arbeiterversorgung, A. Troschel 1899. — Die Waffen nieder! Hggb. von B. v. Suttner. 8. Jahrg. Nr. 6. Dresden, Wien, Berlin, E. Pierson 1899. — G. Hack: Was der Kaufmann vom Bürgerlichen Gesetzbuch wissen muß. 2. Aufl. (Sammlung kaufmännischer Rechtsbücher.) Leipzig, Verlag der Handelsakademie (Dr. Ludw. Huberti). — Dr. G. Beck: Der Urmensch. Kritische Studie. Basel, Ad. Geering (vorm. F. Schneider) 1899. — Dr. H. P. Chajes: Proverbia-Studien zu der sog. Salomonischen Sammlung. C. X—XXII, 16. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1899. — Fr. Roeber: Tristan und Isolde. Tragödie. Leipzig, Jul. Baedeker. — *Carmen Sylva:* Le hêtre rouge. (Collection „La voie merveilleuse.") Paris, Librairie Nilsson. Per Lamm, Succr. — *Mme. Rattazzi:* La petite reine. Impressions et souvenirs de Hollande. Paris, „Nouvelle Revue Internationale". — Dr. D. H. Müller: Die südarabische Expedition der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien und die Demission des Grafen Carlo Landberg. Wien, Leipzig, Wilh. Braumüller 1899. — J. Hoardt: Ave, Imperator! Roman. Stuttgart, Max Kielmann 1899. — Dr. G. Korn: Volksgesundheitspflege und Irrenwesen im 18. Jahrhundert; Die Heilkunde im 18. Jahrhundert; S. Lublinski: Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. 1. Theil: Frühzeit der Romantik, 2. Theil: Romantik und Historizismus. (Am Ende des Jahrhunderts. Band 10—13.) Berlin, Siegfr. Cronbach 1898. — W. Ricken: Vorschlag für die künftige Einrichtung der höheren Schulen in Preußen. (Programm der städtischen Realschule zu Hagen i. W.) Hagen i. W., W. Quitmann 1899. — Jul. Weil: Die klugen Frauen! Novelle. Breslau, S. Schottlaender 1899. — E. Bely: Familie Hilbers. Roman. Ebd. 1899. — M. Iberoll: Delila. Dramatisches Gedicht. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1899.

Digitized by Google

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

**☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Mittwoch.**

Uebersicht.



## Die erste Frauenrechtlerin.

Von W. Fred (Meran).

Aus zwei Büchern, die im letzten Jahre erschienen sind,[1] ersteht vor den Augen des Lesers das Bild eines jener Menschen, denen die Natur verliehen hat, den Mitlebenden um Jahrzehnte voraus zu sein. Vor 100 Jahren hat die Engländerin Mary Wollstonecraft als erste Frau die Emanzipation ihres Geschlechts eingeleitet. Im Jahre 1792 ist unter dem Titel „A vindication of the rigths of women“ — dieses erste Dokument einer Bewegung erschienen, das ein Jahrhundert lang fast vergessen werden konnte, und das erst jetzt, da das folgende Jahrhundert zur Neige geht, neuen Anwerth findet.

L. Feuerbach schrieb einmal: „Die wahre Philosophie besteht nicht darin, Bücher, sondern Menschen zu machen.“ Auch die wahre Kritik der Kultur und Literatur scheint mir darin ihr Wesen zu haben, daß sie die Schöpfer großer Werke vor unsre Augen stellt. Wir müssen suchen, die Menschen zu begreifen, dann wird es uns auch gelingen, ihre Werke voll zu verstehen. Gerade die großen reformatorischen Bücher, jene, die dem Leben neue Wege gewiesen haben, sind ja fast nur veranlaßt durch ein tiefes menschliches Schicksal des Verfassers. Der Weg, den wir im Leben gehen, ist nicht allein die Schule unsres Herzens und Charakters, sondern auch die unsres Geistes. So wird es vielleicht am Platz sein, von der ersten Vertheidigerin der Rechte der Frau ausführlich zu sprechen. Schon der erste Biograph Mary Wollstonecrafts, ihr Gemahl, der Nationalökonom und Schriftsteller William Godwin, begann seine „Denkschrift“ mit den Worten: „Es gibt wohl nicht viele Menschen, deren Charakterschilderung in näherer Beziehung auf das öffentliche Wohl und auf die allgemeine Veredelung stehen könnte, als die der Verfasserin der Vertheidigung der Rechte der Frau.“

Wenn man darüber nachdenkt, wodurch das Leben dieser Frau so bemerkenswerth geworden ist, so erkennt man als das bedeutendste kausale Moment, daß sie ein Mensch mit allen Vorzügen und Fehlern war. Sie war keine Idealgestalt, aber sie war mehr als der weibliche Typus ihrer Zeit, da sie besonders eine Eigenschaft ihrer Mitmenschen schon in jener Intensität besaß, die erst das kommende Jahrhundert den „Vielen“ brachte: die Sehnsucht nach individueller Freiheit.

[1] „Mary Wollstonecraft, die Verfechterin der Rechte der Frau.“ Von Helene Richter. Wien, C. Konegen. — „Eine Vertheidigung der Rechte der Frau.“ Von Mary Wollstonecraft. (Uebersetzung.) Dresden, Pierson.

Das moderne Wort vom „sich Ausleben“ war, ihr selbst unbewußt, der Sinn ihres Lebens. Die Theorien ihres Buches sind längst überholt worden. Das Werk selbst, das sie hinterlassen hat, wird nur die Literaten und Fachforscher noch interessiren, die Geschichte ihres Lebens jedoch wird in der Historie der Frauenemanzipation stets den ersten Platz beibehalten.

Die Familie Mary Wollstonecrafts ist irländisch. Der Vater John Edward, ein Landwirth, ist zu Beginn seiner wirthschaftlichen Existenz reich zu nennen. Allein, von wenig seßhafter und arbeitsamer Natur, ist es ihm nicht gegeben, das Vermögen der Familie zu erhalten. Ein Wohnsitz wird mit dem anderen vertauscht. Die kleine Mary ist in Hoxton bei London geboren (17. April 1759). Doch schon die Kindheit lebt sie nicht mehr in der engsten Heimath. Als sie sechs Jahre alt ist, übersiedelt die Familie auf ein kleines Landgut — das Vermögen ist verbraucht. Trübe Stunden reihen sich jetzt aneinander; jedes Jahr der jugendlichen Entwicklung bedeutet für Mary ein Sinken der Lebensstellung. Ein trübes Familienleben gibt dem kaum erwachten Denkvermögen des Kindes die ersten Anregungen. Der Vater ergibt sich dem tröstenden Trunk, die Mutter ist hülflos, viele Kinder vermehren die Noth der Familie, die einst bessere Tage gesehen hatte.

Die erste geistige Erziehung genoß Mary in der Volksschule; erst 16jährig gelangte sie in den Genuß höherer Bildung, da ein Geistlicher sich in Hoxton — die Familie hatte wieder einmal den Wohnsitz gewechselt — des Mädchens erbarmte. Neunzehnjährig ergriff Mary Wollstonecraft den Beruf so vieler unglücklichen jungen Mädchen: sie trat als Gesellschafterin in das Haus einer alten Dame, in dem sie zwei Jahre verblieb. Erst die Krankheit und der Tod der Mutter riefen sie ins Elternhaus zurück. Sie selbst berichtet die letzten Worte der sterbenden Mutter: „Ein wenig Geduld und alles ist vorbei.“

Schon wenige Wochen nach dem Tode der Mutter erwarteten Mary neue Qualen. Die Schwester ist in der Ehe so unglücklich, daß Mary ihr zur Flucht verhelfen muß. Die unendliche Traurigkeit der Schwester gibt Mary einen neuen Beweis für die so oft unglückliche Lage der Frau in der Ehe. Die beiden Schwestern sind jetzt auf Existenzerwerb angewiesen. Sie eröffnen eine Schule. Das Leben geht ihnen nur mühsam dahin. Eigene Sorgen drücken das Haupt der jungen Frau schwer genug und dennoch sorgt sie unablässig für Andere, Fernerstehende. „Ich glaube, ich liebe die Leute am meisten, wenn sie in Noth sind, denn das Mitleid ist eine meiner vorwiegenden Eigenschaften,“ hat sie einmal geschrieben. Dementsprechend handelt sie auch, in eigener Noth eine Freundin bis zu deren frühen Tode beschützend und den Altruismus so weit übend, daß sie, die für das eigene Brot kämpfen muß, ein siebenjähriges Waisenkind bei sich aufnimmt. Im Alter von 26 Jahren schreibt sie die erste Abhandlung, die bereits in den Gedankenkreis ihres Lebenszweckes fällt. Sie handelt über die Mädchenerziehung und spricht als erstes Prinzip

Digitized by Google

aus: man soll die Kinder denken lehren. Durch diese Abhandlung geht der Gedanke: der Geist ist die Quelle der Tugend. Man wird dabei etwas an Sokrates erinnert, der ja auch die richtige Erkenntniß der Verhältnisse für die vorzüglichste und sogar einzige Bedingung des Gerechthandelns hält.

Mit diesem Schritt tritt Mary in den Schriftstellerberuf, wenn sie auch noch fast ein Jahr als Gouvernante in fremden Häusern herumirren sollte.

Erst das Jahr 1789 bringt sie in eine unabhängige Stellung, als Mitarbeiterin der Zeitschrift „The analytical Rewiew". Die Beschäftigung mit philosophischen Werken, die sie übersetzt und recensirt, füllt die ersten Jahre ihrer litterarischen Laufbahn. So ist sie die Uebersetzerin von Salzmanns „Elementen der Moral" und Lavaters „Physiognomischen Fragmenten". Inzwischen veröffentlicht sie auch selbständig wenig bedeutende Novellen und Aufsätze. Ein Kinderbuch, das sie schrieb, wurde sogar schon 1795 ins Deutsche übertragen. Im Hause ihres Verlegers Johnson genießt Mary zum erstenmal geselliges Leben. Jetzt wird sie sich auch erst ihrer sozialen Stellung bewußt. Der Schweizer Maler Füßli bringt ihr auch in jenen Tagen zum Bewußtsein, daß sie ein **Weib** sei. Doch auch ihm gegenüber ist sie sich nur in geistiger Hinsicht eines Geschlechtsunterschieds bewußt. Das Gefühl der Weiblichkeit erweckten erst später andere Männer in ihr.

Der Gedanke an eine Ehe ohne Liebe ist ihr schrecklich. Helene Richter citirt in der oben erwähnten Biographie eine Stelle aus einem Briefe, in dem sie über eine angetragene Konventionsehe so urtheilt: sie fühle sich verletzt durch die Zumuthung, sie könnte einen Augenblick daran denken, sich zu prostituiren, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen.

In dem Kreise, in dem Mary verkehrt, bewegt sich auch ihr späterer Gatte Godwin. Er war früher Priester gewesen, hatte sich dann der wissenschaftlichen Schriftstellerei gewidmet und trat in seinen radikalen Schriften für die freie Liebe zwischen Mann und Weib ein. Mary und Godwin bleiben einander jetzt noch fremd.

Edmund Burke's „Reflexionen über die französische Revolution", Paine's Erwiderung veranlassen Mary Wollstonecraft zu ihrer Denkschrift „Rechtfertigung der Menschenrechte", die den Vorläufer ihres Werkes „Vertheidigung der Rechte der Frau" bildete. Im Jahre 1792 schrieb Mary dieses Buch in sechs Wochen und widmete es Talleyrand, von dem sie ein Eintreten für ihre Idee erhoffte. Die Widmung erklärt, daß Mary Wollstonecraft „schon lange die Freiheit als größtes Lebensglück, als die Grundlage jeglicher Tugend erkannt habe" und deßhalb für ihr Geschlecht auftrete. Das Buch bestreitet die organische Verschiedenheit der existenzschaffenden Fähigkeiten bei Mann und Frau. Dementsprechend verlangt Mary Wollstonecraft als erstes Mittel zur „Befreiung" der Frau die Erziehung zur Selbständigkeit. Als Ziel schwebt ihr vor, daß „die Frauen nicht Macht über die Männer besitzen sollen, sondern über sich selbst". Ihre Reflexionen gehen fast immer auf die menschliche Seite der Frauenfrage. Die staatliche Gleichberechtigung wird nur nebenbei als wünschenswerth hingestellt. Die Gedanken des Buches sind durchdrungen von der Gottesidee, wie ja Mary Wollstonecraft in der ersten Hälfte ihres Lebens stark religiös veranlagt war.

Die Aufnahme des Buches war, wie ja selbstverständlich, eine sehr verschiedenartige. Die Intensität des Hasses, den es der Verfasserin eintrug, war ebenso groß wie die der Liebe. Merkwürdig ist es, daß gerade die Frauen sich heftig gegen Buch und Autorin wendeten. Jedenfalls machte es starkes Aufsehen. Es wurde ins Deutsche und Französische übersetzt.

Dieses Werk ist die Arbeit ihres Lebens. Was sie noch schreibt, ist Ergänzung, Ausgestaltung der einen Idee. Es kamen jetzt Jahre des Lebens, Zeiten, in denen alle Energie ihrer Nerven durch Leidenschaften und seelische Pein gefesselt wurde.

In diesen Tagen tritt zum erstenmale der Mann in das Bereich ihrer Gefühle. Der Schweizer Maler Füßli, ein verheiratheter Mann, gewinnt ihre Liebe. Mary glaubt an die Möglichkeit einer Freundschaft, Füßli erkennt die Natur der Gefühle Mary's besser und sucht sie von sich zu entfernen.

Eine Reise nach Paris bringt in das Leben des schon nicht mehr jungen Mädchens die erste Leidenschaft; sie lernt den Geographen Imlay kennen und die Liebe vereinigt Beide. Es ist interessant, die Meinungen des späteren Gatten W. Godwin über die seelischen Dispositionen Mary's in dieser Zeit zu hören. (H. Richter, S. 36.) Godwin nennt sie einen „weiblichen Werther", ihre Briefe nennt er „den Ausfluß einer glühenden Phantasie und eines Herzens, das durchdrungen ist von Leidenschaft, die es zu schildern versucht". Zu einer Heirath kam es nicht. Geschäftliche Reisen trennen Imlay von Mary; erst die Geburt eines Kindes vereinigt Beide wieder, wenn auch nur für kurze Zeit. Imlay ist ihrer überdrüssig geworden. Lange wird sie noch von der Hoffnung erhalten, daß er zu ihr zurückkehren werde. Als auch diese geschwunden ist, beschließt sie zu sterben. „Ich kann nur beklagen," schreibt sie, vom selbstgewählten Tode errettet, „daß ich, nachdem die Bitterniß des Todes vorüber war, unmenschlicherweise wieder ins Leben und ins Elend zurückgerissen wurde." Noch immer liebt sie Imlay, erst nach neuen Enttäuschungen überwindet sie die Leidenschaft und zugleich die Trauer.

Eine Reihe von literarischen Arbeiten, deren Bedeutung nicht allzu groß ist, füllt die nächsten Jahre. Ihr Beruf bringt sie nun wieder in häufige Beziehung zu William Godwin. Ueber die stille, ruhige Art, wie sich zwischen den fast gleichalterigen Leuten, die beide den Vierzig nahe waren, ein Verhältniß und dann die Ehe entwickelt, theilt Godwin folgendes mit: „Der aufmerksamste Beobachter hätte nicht sagen können, wer voraus, wer zurück war. Das eine Geschlecht nahm weder die Priorität in Anspruch, die eine lange herrschende Gewohnheit ihm zuerkannt, noch überschritt das andere die Zartheit, die ihm so strenge auferlegt ist. Mir ist nicht bewußt, daß eine Partei sich hätte anmaßen können, handelnd oder leidend aufgetreten zu sein, das Netz in dieser Angelegenheit ausgeworfen zu haben oder die Beute gewesen zu sein. Als im Laufe der Tage die Enthüllung kam, hatte man sich gewissermaßen nichts zu enthüllen. Es gab keine Periode des Leidens und der heftigen Auseinandersetzungen, wie sie gewöhnlich mit dieser Geschichte verbunden sind. Es war Freundschaft, die in Liebe schmolz."

Im Wochenbett starb Mary Wollstonecraft am 10. Sept. 1797. Der Maler Füßli fand, als er den Tod erfuhr, die einfachen Worte als Kritik des beendeten Lebens: Poor Mary!

Ihr Gemahl W. Godwin, im Leben sonst ein nüchterner Mensch, schreibt an einen Freund, „er wisse, jetzt gebe es für ihn kein Glück mehr"!

Mary's Leben war eine Reihe von mühseliger Arbeit und Unglück gewesen. Ihre Erbschaft hat die Welt erst spät, nach 100 Jahren angetreten. Man hat Mary Wollstonecraft lange vergessen gehabt, vielleicht wird man in Hinkunft ihrer öfter gedenken. Die Lehre, die ihr Leben und ihre Werke der Welt geben konnten, hat sie selbst in einem kurzen Satz ausgedrückt. Er enthält ihr ethisches Vermächtniß: „Let us be good, to derserve to be happy." Laßt uns gut sein, dann werden wir auch verdienen, glücklich zu sein!

Digitized by Google

## Individual- und Sozialprinzip.

Von Dr. Paul Arndt (Köln).

(Schluß.)

### II. Das Sozialprinzip.

Sein erster Satz lautet: Die Menschheit ist alles, der Mensch nichts. Die Gesammtheit hat alle Rechte, das Individuum keine. Die Gesammtheit ist souverän, das Individuum ihr Diener. Ein natürliches Recht hat nur die Gesammtheit; das Individuum wird lediglich mit Rechten von der Gesammtheit belehnt. Die staatliche Ordnung besteht ohne die Einwilligung des Individuums, heischt aber von ihm Gehorsam und Unterwerfung.

Während aus dem Individualprinzip als Grundidee die Forderung der Freiheit hervorgeht, bedingt das Sozialprinzip in erster Linie die Gebundenheit, die Unfreiheit des Individuums. Die Einheit der Gesellschaft ist das unantastbare Postulat des Sozialprinzips. Die Gesellschaft ist ein einheitliches organisches Ganzes, das Individuum ein Theil. Der Sozialkörper ist zusammenhängend, das Individuum ein Organ desselben, das nicht vom Ganzen loszureißen ist. Die Einheit des individualistischen Staats ist nur eine vertragsmäßige.

Das staatliche Ideal, das sich aus dem Sozialprinzip ergibt, ist ein vollkommen organisch gegliedertes Gemeinwesen, gleich der Vision des Faust, wo „alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt".

Von der Einheitsidee ausgehend, leugnet das Sozialprinzip schlankweg jedes Recht des Individuums auf Freiheit. Die Gesammtheit wird dem Individuum nur so viel Freiheit zugestehen, als das Gemeinwohl fördert. Wieviel individuelle Freiheit nun mit dem Gemeinwohl verträglich ist, ist hier keine prinzipielle, sondern nur eine Zweckmäßigkeitsfrage.

Einige werden der Ansicht sein, daß der freie Wettbewerb mit seiner Auslese der Besten das Wohl der Gesammtheit bedingt, indem er das Gemeinwesen von den Schwächlingen befreit. Dann werden diese Anhänger des Sozialprinzips, diese Sozialisten, das für unverfälscht liberal, d. h. individualistisch geltende Konkurrenzsystem empfehlen. Vertreter dieser Richtung sind viele unsrer sogenannten „Kathedersozialisten". Andere werden den freien Wettbewerb nur innerhalb gewisser engerer Grenzen zulassen. Natürlich sind hier viele Spielarten möglich; der Eine wird hier, der Andere da die freie Konkurrenz etwas eindämmen wollen.

Je enger die Grenzen gezogen werden, desto mehr nähern wir uns dem Zustande, in dem die freie Konkurrenz aufhört, in dem der Staat auch sämmtliche wirthschaftlichen Aufgaben übernimmt. Dann sind wir wieder beim Kollektivismus angelangt. Der große Vertreter dieser Richtung ist Rodbertus, der dem heutigen Staate vorwirft, daß er die Pflege der materiellen Sphäre des sozialen Lebens „der Diskretion willkürlicher Tumultuanten" (Dietzel, „Rodbertus" II., S. 117) überlasse, und aus Kapitalisten und Arbeitern Diener, beziehungsweise Beamte des Sozialstaates machen will.

Hier verdient wohl hervorgehoben zu werden (vergl. „Rodbertus" II., S. 216), daß sich die antike Sklaverei, die feudale Leibeigenschaft und die moderne „Lohnsklaverei" aus dem Sozialprinzip rechtfertigen lassen. Man kann sagen, daß es für die Fortentwicklung und „Erziehung" der gesammten Menschheit höchst wichtig ist, daß einige Tausende malen, dichten, forschen, Künste und Wissenschaften fördern, selbst wenn dies nur dadurch erkauft werden kann, daß Millionen zur gewöhnlichen Handarbeit verdammt und gezwungen werden, sei es mit der wirklichen Peitsche, sei es mit der „Hungerpeitsche", ja daß dies wichtiger ist, als wenn sich die Millionen sammt den wenigen Tausenden eines etwas höheren Kulturgrades erfreuten. Vom Standpunkt des Individualprinzips läßt sich die Sklaverei in ihren verschiedenen Formen auf keine Weise vertheidigen: ein Individuum ist dem anderen gleichberechtigt; wie könnte man das Wohl des Einen dem des Andern opfern, vollends das Glück der großen Mehrheit dem einer verschwindenden Minderheit! Gewiß, das Sozialprinzip thut dies auch nicht; aber es opfert unbedenklich das Wohl des Individuums, sogar der Mehrheit der Individuen dem Wohle der Gesammtheit. Jene Tausende erfreuen sich des Glücks, von materiellen Sorgen befreit zu sein, nicht um ihrer selbst, sondern um der Menschheit willen. Nicht den Tausenden wird das Wohl der Millionen geopfert, sondern der Menschheit. Auf diesem Standpunkt steht der größte antike Vertreter des Sozialprinzips, Plato.

Ebensowenig wie auf Freiheit haben nach dem Sozialprinzip die Individuen einen Anspruch auf Gleichheit. Nur darin sind die Individuen gleich, daß sie sämmtlich, ohne Ausnahme, vom Fürsten herab bis zum geringsten Arbeiter, Diener der Gesammtheit sind. Aus dem Begriff Organismus, den wir auf die Gesammtheit anwenden, ergibt sich schon, daß ihnen nicht eine gleiche Stellung gebührt. Die Funktionen der einzelnen Organe sind verschieden, und wir bewerthen sie auch verschieden, trotz jener Parabel vom Streite der Glieder des menschlichen Körpers. Den Verlust des Denk- oder des Sehvermögens halten wir für ein größeres Unglück, als den Verlust eines Fingers.

Die wichtigsten, das Problem der Gleichheit betreffenden Fragen habe ich schon bei der Erörterung des Freiheitsproblems nach dem Sozialprinzip beantwortet. Die aus dem Sozialprinzip zu rechtfertigende Entziehung oder Einschränkung der Freiheit bedingt auch die soziale Ungleichheit der Individuen. Sklaverei ist weder mit der Idee der Freiheit noch der der Gleichheit vereinbar. Das Gemeinwesen legt sich nur die Frage vor: Welches Maß der Gleichheit oder Ungleichheit der Individuen ist meinen Zwecken förderlich? Darauf wird von verschiedenen Männern eine verschiedene Antwort gegeben werden, ebenso von denselben zu verschiedenen Zeiten.

Im allgemeinen wird man wohl annehmen dürfen, daß die Vertreter des Sozialprinzips keine allzu große Ungleichheit des Besitzes zulassen werden. Es ist ja allbekannt, daß sowohl großer Reichthum wie große Armuth schädlich wirken. Wir sehen auch, daß unsre „Kathedersozialisten" eine solche Politik („Mittelstandspolitik") befürworten. Andere fordern eine unbedingte absolute Gleichheit, wie Plato für die auserlesene Schaar seiner „Wächter", wenn auch nicht für die übrige Menge.

Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich das Ideal der sozialen Gerechtigkeit. Wieder müssen wir von der Gesammtheit ausgehen. Sie fragt das Individuum: Welche Dienste erweist du mir? Genau so viel ist es ihr werth. Darnach bemißt sie den Antheil, welcher auf dasselbe fällt. Daraus folgerte das alte barbarische Gemeinwesen mit Nothwendigkeit, daß die Schwächlinge, welche dem Staate nichts nützten, nichts bekamen; es war ganz konsequent, daß die schwachen Kinder, von denen das Gemeinwesen keine Förderung seiner Zwecke erwartete, ausgesetzt wurden.

Da die Verdienste der einzelnen Individuen um das Gemeinwesen sehr verschieden sind, so werden auch die auf die Einzelnen kommenden Antheile sehr verschieden sein.

So scheint den Schwachen unter der Herrschaft des Sozialprinzips ein recht trauriges Loos beschieden zu sein. Indessen ist die abschreckende rohe Form, in die sich das Sozialprinzip in Sparta kleidete, nicht die einzig mögliche; das Prinzip ist einer humaneren Gestaltung fähig.

Digitized by Google

Zunächst ist die Gesammtheit nicht nur die strenge Gebieterin, der sich das Individuum unbedingt unterordnen muß und die vom Individuum Rechenschaft fordert, sie ist auch die Leben und Kraft spendende Mutter, die das Individuum nährt und schirmt. In der Gesammtheit hat das Individuum „die starken Wurzeln seiner Kraft“. Die Kraft des ganzen Körpers kommt dem schwachen Gliede zugute. „Civis romanus sum“, rief der wehrlose römische Wanderer im fernen Lande und stand geachtet da; denn hinter ihm erblickte man die unüberwindlichen Legionen seiner civitas. Aber nicht nur nach außen hin, auch im Innern des gesellschaftlichen Organismus verleiht die Solidarität der Glieder dem Individuum Stärke. Werfen wir einen prüfenden Blick über unsre heutige Gesellschaft, so finden wir, daß sehr viel Elend in derselben darauf beruht, daß die Solidarität der Glieder unsrer Gesellschaft so mangelhaft entwickelt ist. In diesem Zusammenhange werden die Worte Fichte's, des großen Sozialisten, verständlich: „Es muß die Absicht des durch Kunst der Vernunft sich annähernden wirklichen Staates sein, Jedem allmählich zu dem Seinigen . . . zu verhelfen.“ „Man hat die Aufgabe des Staates bis jetzt nur einseitig und nur halb aufgefaßt, als eine Anstalt, den Bürger in demjenigen Besitzstande, in welchem man ihn findet, durch das Gesetz zu erhalten. Die tiefer liegende Pflicht des Staates, Jeden in den ihm zukommenden Besitz erst einzusetzen, hat man übersehen.“ (J. G. Fichte, Der geschlossene Handelsstaat, Berlin 1845. Werke, II. Abth. 1. Bd., S. 403, 453.)

Bei einer Umgestaltung der heutigen Gesellschaftsordnung nach dem Sozialprinzip würde daher der sich im Sinne Fichte's verwirklichende „Vernunftstaat“ sich zunächst nicht als Gläubiger der großen Mehrzahl der Leidenden und Schwachen betrachten, mit denen er zu Gerichte geht, sondern als ihr Schuldner, der ihnen besondere Rücksicht angedeihen läßt.

Jedoch auch wenn man nicht von der heutigen Gesellschaftsordnung mit allen ihren Mängeln ausgeht, sondern das Ideal der menschlichen Gesellschaft nach dem Sozialprinzip frei konstruirt, gibt es einen Weg, der uns an den Schluchten des Taygetus, wo Sparta seine schwächlichen Kinder dem Staatswohle opferte, vorbeiführt. Fichte weist auch hier die Bahn. Aus dem Begriff „menschliche Gesellschaft“ folgert er, daß jedes Glied dieser Gesellschaft Anspruch auf ein menschenwürdiges Dasein habe, eben weil es ein Mensch und kein Thier sei. „Es ist nicht ein bloßer frommer Wunsch für die Menschheit,“ sagt Fichte (a. a. O. S. 422 f.), „sondern es ist eine unerläßliche Forderung ihres Rechts und ihrer Bestimmung, daß sie so leicht, so frei, so gebietend über die Natur, so echt menschlich auf der Erde lebe, als es die Natur nur irgend verstattet. Der Mensch soll arbeiten; aber nicht wie ein Lastthier, das unter seiner Bürde in den Schlaf sinkt und nach der nothdürftigsten Erholung der erschöpften Kraft zum Tragen derselben Bürde wieder aufgestört wird. Er soll angstlos, mit Lust und mit Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist. Er soll nicht gerade mit seinem Lastthier essen, sondern seine Speise soll von desselben Futter, seine Wohnung von desselben Stalle sich ebenso unterscheiden, wie sein Körperbau von jenes Körperbau unterschieden ist. Dies ist sein Recht, darum weil er nun einmal ein Mensch ist.“

Hier zeigt es sich also, was es bedeutet, nach „der Menschheit Götterbild“ geformt und Glied am Leibe der Menschheit zu sein. Das Individuum wird nicht als solches, als Ego geschützt, sondern als Glied des gesellschaftlichen Organismus. Seine Persönlichkeit ist nichts, seine Menschenwürde alles.

Es ergibt sich also aus dem Sozialprinzip die Forderung eines Existenzminimums für jedes menschliche Individuum; und dies Fichte'sche Minimum ist sehr verschieden von dem unsres heutigen Armenrechts. Erst unter Voraussetzung der Sicherung des Minimums ist eine soziale Ungleichheit nach dem Verdienst um das Gesammtwohl zulässig.

Die Ausführung dieser Gedanken bedingt den wirthschaftlichen Kollektivismus. Fichte ist sich dieser Konsequenz voll bewußt. Die Verwirklichung seines Gerechtigkeitsideals ist, wie er sagt (a. a. O. S. 453), „nur dadurch möglich, daß die Anarchie des Handels ebenso aufgehoben werde, wie man die politische allmählich aufhebt, und der Staat ebenso als Handelsstaat sich schließe, wie er in seiner Gesetzgebung und seinem Richteramt geschlossen ist“. Damit steht im Einklang, daß Fichte in seinem Vernunftstaate keinen privaten Grundbesitz duldet. „Ein Eigenthum des Bodens findet . . . gar nicht statt,“ schreibt er (a. a. O. S. 442); „die Erde ist des Herrn; des Menschen ist nur das Vermögen, sie zweckmäßig anzubauen und zu benutzen.“

Indessen führt uns diese Betrachtung schon auf Einzelheiten der praktischen Ausführung jener Ideale. Ich will mich aber in dieser kurzen Abhandlung darauf beschränken, nur die großen Grundprinzipien der politisch-sozialen Systeme zu entwickeln. Bei jedem Schritt, den man weiter thut, tauchen zahllose neue Fragen auf, welche eine weitere sorgfältige Prüfung verlangen.

* * *

Wir haben gesehen, daß sowohl die Konkurrenz- wie die Kollektiowirthschaft mit dem Individualprinzip und ebenso mit dem Sozialprinzip verträglich ist. Die Ausgangspunkte sind sich polar entgegengesetzt, und die Vertreter der beiden Prinzipien gelangen auch nur zu einer gewissen Uebereinstimmung. Beim Individualprinzip führt der Weg von der Freiheit zur Freiheitsbeschränkung, von der Gleichheit zur Ungleichheit, beim Sozialprinzip von der Unfreiheit zur theilweisen Freiheit, von der Ungleichheit zur mehr oder weniger weit ausgedehnten Gleichheit. Das Individualprinzip proklamirt in erster Linie die Rechte des Individuums und folgert daraus die Pflichten der Gesellschaft, das Sozialprinzip stellt die Rechte der Gesellschaft obenan und leitet die Pflichten des Individuums daraus ab.

Die Verschiedenheit dieser Ausgangspunkte wird die beiden ethischen Systeme in mannichfacher Weise beeinflussen; ähnlich wie die Verschiedenheit der Annahme über die Natur des Menschen. Eine Ethik, die sich auf der Hypothese, der Mensch sei von Natur gut, aufbaut, wird anders beschaffen sein und anders dargestellt werden, als eine solche, die von dem Satze ausgeht, des Menschen Sinnen und Trachten sei böse von Jugend auf. Trotzdem können die beiden ethischen Systeme in ihren praktischen Forderungen theilweise übereinstimmen. So sahen wir auch, daß die praktischen Forderungen, welche sich aus dem Individual- und aus dem Sozialprinzip ergeben, d. h. die politisch-sozialen Programme, zum Theil große Aehnlichkeiten aufweisen. Aus dem Programm kann man demgemäß selten erkennen, welchem Prinzip es entsprossen ist.

Unzweifelhaft wird die Frage aufgeworfen werden: welches Prinzip ist das richtige, das Individual- oder das Sozialprinzip? Die Frage kann nicht beantwortet werden. Beide Prinzipien sind, wie Dietzel („Individualismus“, S. 565) mit Recht betont, axiomatischer Natur, unbewiesen, unbeweisbar. Zwischen diesen beiden Postulaten der Ethik — denn sie sind Postulate — besteht eine logische Antinomie. Man kann nicht beweisen, daß das Ziel der Geschichte die „Erziehung des Menschengeschlechts“ sei; man kann es nur glauben oder bezweifeln. Man kann

Digitized by Google

aber ebensowenig beweisen, daß das Individuum nur um seiner selbst willen in die Welt komme. In beiden Fällen müssen wir vor metaphysischen Annahmen Halt machen und entweder auf der einen Annahme oder auf der anderen unsre Ethik aufbauen. Welches ethische System ließe sich überhaupt streng wissenschaftlich begründen! Die Ethik, welcher Art sie auch sein mag, individualistisch oder sozialistisch, materialistisch oder idealistisch, stützt sich immer nur auf Glaubenssätze. Ja, man kann wohl noch weiter gehen und mit Fechner sagen: „Alles Allgemeinste, Höchste, Letzte, Fernste, Tiefste ist seiner und unsrer Natur nach Glaubenssache. Daß die Gravitation durch die ganze Welt reicht und von jeher gereicht hat, ist Glaubenssache; daß überhaupt Gesetze, durchs Endliche verfolgt, ins Unbegrenzte von Raum und Zeit reichen, ist Glaubenssache; daß es Atome und Undulationen des Lichts gibt, ist Glaubenssache; der Anfang und das Ziel der Geschichte sind Glaubenssache.“ (Citirt in „Rodbertus“ II, S. 214). „Eine ‚exakte‘ historische Begründung des Individual- und Sozialprinzips, eine Verifizirung durch Induktion ist,“ wie Dietzel bemerkt, „ebenso unmöglich wie eine Begründung auf deduktivem Wege. Die Wahl zwischen ihnen steht dem Denker über Staat und Gesellschaft frei — eine Wahl, die allerdings nur von den Wenigsten mit klarem Bewußtsein vollzogen wird, der Regel nach fast unbewußt erfolgt als Konsequenz des Charakters, der Lebensschicksale, der Grundsätze, welche uns zu einer Zeit eingepflanzt werden, in der der Geist sich noch keine Rechenschaft über die auf ihn wirkenden Einflüsse ablegt.“ („Rodbertus“ II, S. 214 f.)

Vor dem Richterstuhl der „reinen Vernunft“ sind Individual- wie Sozialprinzip gleich unhaltbar. Es ist eine Frage der „praktischen Vernunft“, welchem von beiden man den Vorzug gibt.

Dietzel glaubt, daß der französische Geist dem Individualprinzip zuneigt, der deutsche dem Sozialprinzip. (Vergl. „Rodbertus“ II. S. 53 u. 235.) In der That waren die Hauptvertreter der verschiedenen individualistischen Schulen Franzosen, ich nenne nur Quesnay, St. Simon, Fourier, Louis Blanc und Proudhon. Noch heute wird der ökonomische Individualismus liberaler Form in keinem Lande mit solcher Einseitigkeit und Schärfe vertreten wie in Frankreich; es gibt dort noch Nationalökonomen, welche die Sorge für die öffentliche Sicherheit dem Staate abnehmen und Aktiengesellschaften übertragen möchten. Deutschland dagegen ist das Land der Staatsvergötterung. Unsre großen Philosophen waren fast sämmtlich Anhänger des Sozialprinzips. (Vergl. „Rodbertus“ II, S. 222 ff.) Von Leibniz an stellen fast alle deutschen Denker die Pflicht und nicht das Recht des Individuums als das Primäre hin. Der entschiedenste Vertreter des Sozialprinzips ist Fichte; aber auch für Hegel und Schelling sind die Individuen-Organe des Staates und die Staaten-Organe der Menschheit beide „Werkzeuge und Glieder des inneren Geschäfts des Weltgeists“. Der kühnste Schüler Fichte's war Rodbertus; auch Lassalle stand mehr auf dem Standpunkt der deutschen Philosophie.[1])

In dem Schlußsatz seines grundlegenden, aber leider nur wenig bekannten Werkes über Rodbertus sagt Dietzel: „Rodbertus, der Träger der deutschen Idee im preußischen Parlament, ist der Schöpfer einer deutschen Sozialphilosophie geworden, aus welcher nicht der Sirenengesang des französischen Kommunismus von Freiheit, Glück und Genuß, sondern der ernste Choral der Pflicht uns entgegenhallt.“

An diesen Satz, den ich für richtig halte, möchte ich noch eine Erörterung anknüpfen, um einem Mißverständniß vorzubeugen.

Enthält der Satz nicht doch ein Werthurtheil über den Kommunismus oder den Individualismus im allgemeinen einerseits und den Sozialismus, d. h. die verschiedenen aus dem Sozialprinzip hervorgehenden Schulen andrerseits, ein Werthurtheil, das Dietzel sonst mit Sorgfalt vermeidet? Nein; Dietzel vergleicht hier nur zwei historische Erscheinungsformen des Individual- und des Sozialprinzips, den französischen Kommunismus und den Sozialismus unsres Rodbertus; als Deutscher zieht er allerdings den „ernsten Choral“ des Deutschen dem „Sirenengesange“ der Franzosen vor.

Keineswegs aber ist dies so zu verstehen, als entspränge allein dem Individualprinzip das Streben nach Freiheit, Glück und Genuß, dem Sozialprinzip dagegen das Pflichtgefühl mit allen daraus erwachsenden Tugenden. Das Pflichtgefühl erwacht auch in den Herzen der Individualisten; an Tugenden brauchen sie nicht ärmer zu sein als die Sozialisten; und eine Befriedigung des Triebes nach Freiheit, Glück und Genuß gestattet auch das Sozialprinzip.

Hier ist zu betonen, daß die verschiedenen Staats- und Wirthschaftsformen, die sich aus den beiden Prinzipien ableiten lassen, in Wirklichkeit, wie der Name sagt, nur Formen sind. Diese Formen können mit einem verschiedenen Inhalt erfüllt werden. Wir sagten oben, der Zweck dieser Formen sei das Wohl der Individuen, beziehungsweise der Gesellschaft. Hier zeigt sich, daß dieser Satz dringend einer weiteren Erläuterung bedarf. Worin besteht das Wohl des Individuums, worin das der Gesellschaft? Es ist die alte Frage nach dem höchsten Gut. Wieviel Antworten auch darauf gegeben werden mögen, alle die verschiedenen Lebensideale der Einzelnen oder der Völker finden in den von Individual- und Sozialprinzip geschaffenen Formen Raum zur Bethätigung.

Individualist kann derjenige sein, welcher dem Prinzip der Abkürzung der Arbeitszeit bis auf Null huldigt und gern die Worte beherzigt:

Auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber den schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unsrer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.

Individualist kann aber auch derjenige sein, welcher dem griechischen Ideal des καλοκαγαθος nacheifert, der Seele und Leib gleich schön auszubilden bestrebt ist, der Verehrer des Humanismus. Ein solcher war z. B. Thomas Morus. (Vgl. „Beiträge zur Geschichte des Sozialismus und Kommunismus“ V, S. 372 ff.)

Individualist kann auch der Christ sein, der betet: „Mache mich einfältig, innig, abgeschieden, sanft und still in deinem Frieden, mach' mich reinen Herzens, daß ich deine Klarheit schauen mag in Geist und Wahrheit!“

Ebenso mannichfaltig können die Auffassungen vom Wohle der Gesammtheit sein.

Anhänger des Sozialprinzips kann derjenige sein, welcher die Aufgabe des Staates darin sucht, den Reichthum anzulocken, den Goldstrom im eigenen Lande aufzustauen, ihn von den fremden Ländern abzudämmen, der also den bekannten Idealen des Merkantilismus huldigt. (Vgl. „Individualismus“ S. 569.)

[1]) Marx und Engels waren zwar auch in gewissem Sinne „Hegelianer“; aber sie verloren, nachdem sie schon frühzeitig Emigranten geworden waren, den Zusammenhang mit dem Gemeinwesen, aus dem sie hervorgegangen, und standen im Ausland lange unter dem Einfluß der französischen Kommunisten. So erklärt es sich wohl, daß ihr Gerechtigkeitsideal — sie besaßen, wie jeder Mensch, ein solches, trotz aller ihrer Geringschätzung derartiger ethischer „Verbrämungen“ der von ihnen geleiteten Bewegung — der französisch-kommunistischen Gedankenwelt entnommen ist; durch Vermittlung ihrer Schüler ist dann das radikal-kommunistische Gerechtigkeitsideal im Gothaer Programm der deutschen Sozialdemokratie zum Ausdruck gelangt.

Digitized by Google

Anhänger des Sozialprinzips kann auch sein, wer dem Staate Kulturaufgaben höherer geistiger und sittlicher Art zuweist, so z. B. die führenden Geister der antiken Philosophie. Und auch die christliche Idee von der allmählichen Umwandlung der Staaten dieser Welt in das Reich Gottes entspringt dem Sozialprinzip.

Es ist daher äußerste Vorsicht geboten, wenn man, von irgend einem Standpunkt aus, etwa dem materialistischen oder dem humanistischen oder dem christlichen, zu einem Werthurtheil über das Individual- und das Sozialprinzip gelangen will. Man wird nicht selten in Versuchung gerathen, die bestimmten historischen Erscheinungsformen mit den Prinzipien selbst, das Zufällige mit dem Wesentlichen zu verwechseln und sich dementsprechend zustimmend oder mißbilligend zu äußern. Jedes einzelne politisch-soziale System muß erst sorgfältig nach den ihm zugrunde liegenden Ideen geprüft werden, ehe man zu einem Urtheil über dasselbe gelangen kann.

Mögen diese Zeilen zu einem eingehenderen Studium jener Systeme anregen; mögen immer weitere Kreise sich mit den Ergebnissen der Untersuchungen H. Dietzels auf diesem Gebiete vertraut machen; möge man namentlich danach streben, jene hervorragenden Denker, deren Typus ein Fichte ist, selbst kennen zu lernen, jene großen Geister und starken Herzen, welche allem „Realismus“ zum Trotz an die „Idee“ glaubten, das „historisch Gewordene“ nicht als solches für geheiligt ansahen und sich vor der „Macht der Thatsachen“ nicht in den Staub warfen.

It takes a soul
To move a body: it takes a *high-souled* man,
To move the masses, even to a cleaner stye:
It takes the ideal, to blow a hair's-breadth off
The dust of the actual. — Ah, your Fouriers failed,
Because not poets enough to understand
That life develops from *within*.

*(E. B. Browning, „Aurora Leigh“.)*

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Ein deutscher Naturforscher in Rußland.** Dr. Gustav Radde, der weitbekannte Direktor des kaukasischen Museums zu Tiflis, hat im Januar dieses Jahres von der kaiserlich Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg für seine „35jährige Erforschung des Russischen Reichs“ die große goldene Konstantin-Medaille, die höchste russische Auszeichnung für wissenschaftliche Arbeiten, erhalten, nachdem ihm schon vor zehn Jahren von der königlich Geographischen Gesellschaft in London die Victoria-Medaille verliehen worden. Es macht der russischen Geographischen Gesellschaft alle Ehre, daß sie Radde, der in Rußland viele Neider und als Deutscher auch nicht viele Gönner hat, endlich die verdiente Anerkennung hat zutheil werden lassen. Das „Tifliser Blatt“ brachte aus dieser Veranlassung ein Portrait des Gelehrten und eine Abbildung seiner Niederlassung am Amur und des an dieser Stelle im Jahre 1858 von ihm gegründeten Dorfes Raddowka, sowie einen kurzen Aufsatz über das Leben und die Thätigkeit des unermüdlichen Forschers. Wir entnehmen diesem Artikel die folgenden Zeilen.

Radde wurde am 15. November 1831 zu Danzig als Sohn eines Lehrers geboren und erhielt seine Bildung an der dortigen Realschule. Da die beschränkten Mittel der Eltern es ihm nicht erlaubten, auf einer Hochschule seine Studien fortzusetzen, sah er sich genöthigt ein Fach zu wählen, das ihm möglichst bald die Mittel zu einer selbständigen Existenz gewähren könnte; er wurde Apothekerlehrling. Aber diese Beschäftigung konnte seinen Forschungsdrang und sein Streben nach einem größeren Wirkungskreis nicht zufrieden stellen; er wollte sein Glück draußen in der weiten Welt suchen. Sein nächstes Ziel war das große russische Reich, wo ein Mann mit Energie, Ausdauer und Arbeitsliebe wohl leichter, als irgendwo anders, es zu etwas bringen kann. Rußland gewährte ihm gastfreundliche Aufnahme und Radde hat es wirklich hier, nicht wenig auch vom Glück begünstigt, zu etwas Großem gebracht. Dabei hat er aber nie vergessen, sich seiner neuen Heimath, soweit es in seinen Kräften stand, dankbar zu erweisen. Im Jahre 1852 kam der junge Idealist voll kühner Hoffnungen, aber mit sehr magerem Geldbeutel in die Krim. Hier wurde ihm sein liebster Wunsch, ganz in der schönen Gottesnatur zu leben, in vollem Maß erfüllt. Tagelang streifte er in den Bergen und Wäldern des südlichen Ufers der Halbinsel umher, beobachtete das Leben der Thiere und sammelte Pflanzen, wobei er Goethe's „Iphigenie“ vor sich hin deklamirte. Der berühmte Botaniker Chr. Steven, der Gründer und Direktor des nikitischen Gartens, stand dem strebsamen und wissensdurstigen Jüngling mit Rath und That bei seinen Studien treulich zur Seite. Bald führte ein glücklicher Umstand Radde auf das Gut von J. Schatilow an die Ufer des Siwasch, wo sich dem jungen Naturforscher und scharfen Beobachter der enge Zusammenhang der Fauna und Flora mit dem Relief und der geographischen Lage der Gegend aufdrängte. Das vom Südufer der Krim kaum 100 Werst entfernte Schatilow'sche Gut wies eine ganz andere Natur, eine von der südlichen Krim gänzlich verschiedene Flora und Fauna, eine andere Lebensart und Wirthschaftsführung der Menschen auf. Ein zweijähriger Aufenthalt gab ihm die Möglichkeit, hier eingehende Studien zu machen und auf dem Gut seines Gönners ein kleines Naturalienkabinet anzulegen, welches später den Sammlungen des naturwissenschaftlichen Museums an der Moskauer Universität einverleibt wurde.

Radde's Forschungen in der Krim lenkten die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt schnell auf den jungen strebsamen Mann, und als die russische Geographische Gesellschaft im Jahre 1856 eine Expedition nach Ostsibirien ausrüstete, wurde Radde derselben als Naturalist zugetheilt. Der Aufenthalt am Amur verschaffte ihm das schmeichelhafte Renommee eines scharfen Beobachters der Natur und eines vor keiner Gefahr zurückschreckenden Reisenden. Und wirklich, nur ein Mann, der wie Radde von leidenschaftlicher Liebe zur Natur durchdrungen war und seine unermüdliche Energie sowie unglaubliche Ausdauer besaß, konnte es, abgeschlossen von der ganzen Welt, in den wilden Bergen des kleinen Chingan, in der südlichsten Ausbeugung des großen Amurstromes, so lange aushalten. Wie ein neuer Robinson wohnte er in einem Blockhaus, das er mit eigener Hand gezimmert hatte und nährte sich von der Beute der Jagd. Mit ihm theilten die Einsamkeit vier Kosaken, tüchtige Jäger, welche ihm zukommandirt waren. Jetzt dehnt sich an dieser Stelle ein großes Dorf aus, welches der kühne Reisende im Jahre 1858 im Auftrag des Grafen N. N. Murawiew-Amursky anlegte, damit eine der ersten russischen Ansiedlungen am Amur gründend. Die Expedition nach Sibirien nahm gegen fünf Jahre in Anspruch. Sie lieferte dem Museum der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg reiche und werthvolle Sammlungen und bereicherte die gelehrte Literatur mit einer ganzen Reihe von Abhandlungen über das Thierreich und die Pflanzenwelt jener entfernten, damals noch so gut wie unbekannten Gegenden des russischen Reiches. In allen diesen Arbeiten zeigte sich Radde als scharfer Beobachter, der seine lebensvollen Mittheilungen in anmuthige, poetisch angehauchte Form zu bringen versteht.

Seit dem Jahre 1863 finden wir Radde im Kaukasus, wo er zuerst die Stelle des Gehülfen des Direktors am Observatorium zu Tiflis einnahm. Bald aber ließ ihn das Glück ein viel ausgedehnteres und interessanteres Arbeitsfeld finden. Der damalige Statthalter des Kaukasus, der Großfürst Nikolai Michailowitsch, gab auf Vorstellung des Staatssekretärs Baron A. Nicolai dem jungen Forscher den Auftrag, in dem ihm untergebenen Lande biologisch-geographische Forschungen anzustellen. 35 Jahre hat nun schon Radde an dieser schwierigen Aufgabe gearbeitet und sich nicht nur durch seine kaukasischen Forschungen in der gelehrten Welt einen großen Namen gemacht, sondern sich auch in dem kaukasischen Museum mit seinen reichen naturwissenschaftlichen und ethnographischen Sammlungen ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Digitized by Google

Der jetzt im Druck befindliche systematische und illustrirte Katalog der Sammlungen soll die jahrelangen Bemühungen um dieses Schoßkind des nun greisen Direktors zu einem würdigen Abschluß bringen.

Mag es uns nach diesen kurzen biographischen Notizen noch vergönnt sein, die wissenschaftliche Thätigkeit des Gelehrten kurz zu charakterisiren. Man könnte ihn am besten einen Naturmaler nennen. Er liebt nicht ausschließlich einen oder den anderen Zweig der Naturwissenschaften vor allen anderen, er ist ein warmer Freund der Natur in allen ihren Erscheinungen, mit gleichem warmen Interesse hängt er an den Tundren des kalten Nordens wie an dem üppigen Wachsthum der Tropen. Die Kabinetgelehrten, welche alles in ein strenges System zu bringen suchen, die es in der Regel nur mit getrockneten Pflanzen, den Fellen oder ausgestopften Exemplaren von Thieren oder mit Spiritusapparaten zu thun haben, welche, um mit Faust zu reden,

> Statt der lebendigen Natur,
> Da Gott den Menschen schuf hinein,
> Umgibt in Rauch und Moder nur
> Das Thiergeripp und Todtenbein. . . .,

diese Stubengelehrten halten sich häufig durch die geringsten Unterschiede einzelner Individuen zur Aufstellung neuer Spezies in der Thier- und Pflanzenwelt berechtigt, und sind gar glücklich, auf ein Museumsexemplar die Etikette „nova species“ mit ihrem Namen aufzukleben. Solche modernen Systematiker sehen oft den Wald vor lauter Bäumen nicht. Radde ist nicht unter Herbarien und den ausgestopften Thieren der Museen aufgewachsen, er hat seine Forschungen in und an der lebendigen Natur angestellt, eine neue Spezies interessirt ihn wenig. Er sucht in den Schöpfungen der Natur nicht kleinliche Unterschiede in Form und Farbe, er betrachtet sie nicht als Einzelwesen, sondern in ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen, in ihrem Verhältniß zur Totalität. Die Analyse der einzelnen Erscheinungen genügt ihm nicht, er strebt in die allgemeinen Gesetze, welchen jene sich unterordnen, einzudringen, „wo alles sich zum Ganzen webt“, die Einheit in der Vielheit zu erkennen. Dazu hilft ihm die künstlerisch veranlagte Natur, sein poetischer Instinkt kommt seinen Kenntnissen zu Hülfe. Deßhalb sind Radde's Arbeiten bei aller Wissenschaftlichkeit wahre Kunstwerke des Stils und der Sprache. Mit kunstverständiger Hand zeichnet er die Bilder der Natur, in welchen alles naturgetreu und dabei von einer höheren Idee und warmer Liebe zu den Werken der Schöpfung durchhaucht ist. Die künstlerische Begabung und seine Beobachtungsgabe kommen auch in den Einrichtungen und Arrangements des kaukasischen Museums deutlich zum Ausdruck. Die malerischen Gruppen und Dekorationen ermöglichen es dem aufmerksamen Beschauer, inmitten dieser todten Welt den Eindruck des wirklichen Lebens zu erhalten. Wenn ein Vergleich erlaubt ist, so möchten wir Radde am liebsten mit dem berühmten Naturforscher und Reisenden Alfr. Brehm, dem Verfasser des „Thierlebens“ und bekannten Gründer des Berliner Aquariums, vergleichen.

C. H.

SS. **Maikäfer-Komödie.** Von J. V. Widmann. Zweite Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers. Frauenfeld, J. Huber 1899. — Die Widmann'sche Dichtung hat, wie kaum ein zweites Werk der neueren Poesie, weithin warme Aufnahme gefunden. Wir hatten manchmal Gelegenheit, wahrzunehmen, wie Leser von ganz verschiedener Weltanschauung und Geschmacksrichtung, die unbefangen an das Büchlein herantraten, mächtig davon berührt worden sind und sich noch lange nach dem Lesen damit beschäftigt haben. Die poetischen Vorzüge, die Abstufungen von fröhlichem Humor bis zu wehmuthsvoller Klage über das Leiden aller Kreatur und die Unerschrockenheit in dem Gedankeninhalt haben gleichmäßig zu der bedeutenden Wirkung beigetragen. Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten (besprochen in der Beilage vom 24. Juli 1897) durch das prächtige Bild des Verfassers, der an seinem Schreibtisch sinnend vor sich hinblickt, die Feder in der Hand, das Manuskript vor sich liegen, während durch das Fenster die Berge hereinschauen. Das ungemein charakteristische, lebensvolle Bild ist gleich den kleinen hübschen Zeichnungen, die den Text begleiten, von dem Sohne des Dichters, dem Maler Fritz Widmann.

**Memoiren des französischen Generals Marcellin de Marbot**, Stuttgart, Robert Lutz 1899. 3 Bände. — Die Originalausgabe dieser Memoiren hat seit ihrem Erscheinen, 1891, bereits über 40 Auflagen erlebt. Das ist eine recht stattliche Zahl, auch wenn man in Anschlag bringt, daß bei dem seit etwa einem Jahrzehnt neu erwachten Interesse für die napoleonische Zeit alle derartigen Veröffentlichungen einen großen Leserkreis finden. Sie zeichnen sich auch thatsächlich durch mancherlei Vorzüge aus. Wenngleich Marbot in der Hauptsache nur Selbsterlebtes berichtet, so ist er doch von Austerlitz bis Waterloo an den wichtigsten militärischen Ereignissen betheiligt gewesen, und kurze Einschaltungen genügen, diese drei Bände zu einer vollständigen Geschichte der napoleonischen Kriege in Spanien, Deutschland, Oesterreich und Rußland zu gestalten, so daß man ein ziemlich abgerundetes Bild erhält. Marbot ist ferner durchaus kein blinder Verehrer Napoleons. Er spricht von ihm mit Bewunderung, wie das nicht anders zu erwarten ist, er ist geneigt, die Schuld für manche Unthat, z. B. die Ermordung des Herzogs von Enghien, auf Andere abzuwälzen, wie man das in seinen Kreisen damals that. Aber er fällt nie durch einen panegyrischen Ton lästig. Wenn das Außerordentliche jener merkwürdigen Zeit als solches stark hervortritt, so geschieht das vielmehr durch Marbots eigenthümliche Art, es als etwas durchaus Selbstverständliches zu schildern, und man gewahrt die Eigenart aller Männer aus Napoleons Umgebung am meisten darin, daß dem tapferen Krieger der damalige Weltzustand augenscheinlich als der normale vorkommt. Marbot ist endlich eine durchaus liebenswürdige und ritterliche Persönlichkeit, und das tritt ungewollt auf jeder Seite hervor. Kurz es sind angenehme Stunden, die man in dem Kreise seiner Leser verbringt, als die er sich zunächst seine Kinder gedacht hat, und man lauscht gespannt auf die Erzählungen des Tapferen, der als Adjutant von fünf Marschällen, Bernadotte, Augereau, Murat, Lannes und Masséna und in häufiger persönlicher Berührung mit Napoleon selbst jene Zeiten durchlebt hat. — Es war gewiß ein glücklicher Griff des verdienstvollen Verlegers, dieses Werk in seine „Memoirenbibliothek“ aufzunehmen. Da es sich wesentlich um militärische Vorgänge handelt, gewann er drei Sachverständige, L. Ottmann, Auditeur a. D., F. Mangold, Major a. D., und v. Natzmer, Generalmajor z. D., für die deutsche Bearbeitung. Denn es ist eine Bearbeitung, keine Uebersetzung, die uns vorgelegt wird. Wer derartige Memoiren quellenmäßig verarbeiten will, muß ja doch zu dem Original greifen. Der weitere Leserkreis wird aber mit Dank anerkennen, daß manches ausgeschieden oder kürzend zusammengezogen ist, was für den Deutschen von geringerem Interesse ist. Einige Stichproben zeigen, daß diese Kürzungen mit Geschick und Vorsicht angebracht sind. Wenn, wie in der Einleitung berichtet wird, Fürst Bismarck in seinen letzten Lebenstagen mit „ungemeinem Interesse“ dieses Werk gelesen hat, so spricht auch das für seinen Werth.

Erich Meyer.

*K. **Schloß Pretzsch.** Von J. v. Helldorf. (Schwerin i. M. Verlag von Fr. Bahn.) — Eine versifizirte Novelle, die das Verhältniß Augusts des Starken zu seiner Gemahlin und der berüchtigten Aurora von Königsmark zum Vorwurf hat, dem allerlei episodisches Beiwerk eingeflochten ist. An und für sich schon keine besonders dankbare und lohnende Aufgabe, eine passive Persönlichkeit zum Mittelpunkt einer Erzählung zu machen, wird diese noch ungleich erschwert, wenn hiezu die Form des Verses gewählt wird. Es ist dabei an manchen Stellen, die an sich gar keine hervorragendere Bedeutung haben können, die Entfaltung größerer Ausdrucksmittel nöthig, als ihnen sachgemäß zukommt. Dadurch schon wird das Interesse des Lesers erheblich abgeschwächt und dies greift noch weiter, wenn die Vorgänge sich zumeist in lyrischen Accenten abspielen, statt soviel als möglich den fortreißenden dramatischen den Platz zu räumen. Hiezu kommt noch eine starke Dosis Sentimentalität, die manchmal selbst dort mit Zwischenbildern die Handlung aufhält und unterbricht, wo sie aus der Situation heraus zum rapidesten Vorwärtsgehen drängt. Das ganze Gedicht ist wohl recht warmherzig empfunden, es geht ein Zug fester, überzeugungstreuer Liebe zur Lehre

Digitized by Google

Luthers hindurch, aber es schleicht nebenher ein gut Theil religiöser Propagandismus, der gerade dem kernfesten und kerndeutschen Protestantismus fremd ist. Der wackere Doktor Martinus, der uns so tüchtig bewiesen hat, daß wir Deutsche auch ohne vatikanische Vermittlung mit dem lieben Herrgott zurecht kommen können, war doch auch kein besonderer Gefühlsdusler, sondern ein Mann der kräftigen That. Das aktive Element aber fehlt dem Buch, von einer Frau geschrieben, wird es sich auch zumeist in Frauenkreisen Gunst erwerben, denn es ist ihm viel von deren schwärmerischem Gemüthsleben mit auf den Weg gegeben und das ihm geliehene schillernde Kleid des wechselnden Verses, der zeitweilig ganz hübsche Reime bringt, wird manches dazu thun, diese Gunst zu vermehren.

* **Ein vorrömischer Fund** ist durch Ausgrabungen im **Koblenzer Stadtwald** im Laufe dieses Sommers aufgethan worden. Vor 50 Jahren war auf der Höhe über Stolzenfels ein Theil einer Merkursäule aufgefunden, der im Schlosse Stolzenfels aufbewahrt wird. Dieser Umstand veranlaßte den Limesforscher Dr. Bodewig in Gemeinschaft mit dem kunstfördernden Rentner **Jordan**, an dieser Stelle Ausgrabungen vorzunehmen, zu deren Förderung die Stadt Koblenz zweimal je 500 M. beisteuerte. Das Ergebniß — so theilt die „Köln. Ztg." mit — war anfangs etwas mager, wohl wurden einzelne Reste von Bauten keltischen Ursprungs gefunden, jedoch ließen diese ein deutliches Bild der einstigen Kolonie nicht erkennen. In den letzten Monaten dagegen wurde ein ganzes Häuserfeld aufgedeckt, in dessen Umgebung sich keltische Grabstätten dicht bei den Häusern fanden. Den Glanzpunkt der Ausgrabungen bildet der **Merkurtempel**, den Professor Löschcke und andere hervorragende Alterthumsforscher als archäologische Kostbarkeit bezeichnen. Der Grundriß ist in Quadratform angelegt. Die äußere Umfassungsmauer ist vollständig aufgedeckt, an der Ostseite hat man kleine rundliche Altäre gefunden. An einzelnen Stellen ist der Verputz mit den quadratischen Linien durch die Forscher genau nach vorhandenen Spuren nachgeahmt, so daß der Beschauer ein deutliches Bild davon erhält. Der eigentliche Tempel hat eine äußere Vorhalle von etwa 20 m im Quadrat. In diese Halle ragen, von dem eigentlichen Tempel ausgehend, auf der Nordseite zwei Mauervorsprünge hinein, die wahrscheinlich später erst angefügt sind. Im Innern ist das Altarfundament deutlich auch für den Laien erkennbar. Reste der Statue, die hier wohl ihren Standort hatte, haben sich noch vorgefunden, u. a. ein geflügelter Fuß und eine Schildkröte. Ebenso ist von einer Frauengestalt ein Theil des Kopfes mit Schleier gefunden worden. Der innere Putz war verschiedenfarbig, die Verschiedenheit der Farben ist an mehreren Stellen deutlich erkennbar. Die Bildhauerarbeiten sind bei der Zerstörung des Tempels, die wohl um 400 nach Christus von den Franken ausgeführt wurde, fast gänzlich zertrümmert worden. Eine größere Anzahl deutlich erkennbarer Bronzemünzen aus dem vierten Jahrhundert, zwei auch aus der Zeit des Augustus hat man aus dem Schutt hervorgegraben. Der jetzt aufgefundene Tempel stellt, wie der doppelte Estrich des Tempels mit tieferliegendem, anders gestaltetem Fundament beweist, einen Neubau für einen noch älteren Tempel dar. Aus den bisherigen Aufschließungen gewinnt die Vermuthung, daß das ganze Gebiet des jetzigen Koblenzer Stadtwaldes zwischen Rhein und Mosel mit Landhäusern, Gehöften und bebauten Feldern besetzt war, große Wahrscheinlichkeit. Jedenfalls ist hier dem Alterthumsforscher ein ebenso interessantes wie ergiebiges Forschungsfeld eröffnet.

m. **Herrenalb**, 6. Aug. Bischof Conrad von Eberstein. Grabmal und Steinsarg dieses Bischofs von Speyer befinden sich im Chor der Cisterzienser-Klosterkirche zu Herrenalb im Alb-Thale. Vor zwei Jahren wurde bei baulichen Veränderungen der Steinsarg des Bischofs unter dem Altar und unter der dazu gehörigen, zum Theil bisher verdeckten Grabplatte aufgefunden. Er besteht in einem gehöhlten Sandsteinmonolith von 2 m Länge und 41 bis 53 cm Breite. Für den Kopf ist, wie bei den Särgen zu Hirsau und zu Blidenfeld (Klingenmünster), ein Ausschnitt vorhanden. Erhalten war noch der dolichocephale Schädel (68 Index), Rippen und Röhrenknochen, ferner ein eiserner Sargkrampen. Die 2.2 m lange, 87 cm breite und 15 cm dicke Grabplatte wurde an der südöstlichen Chorwand aufgestellt und in diesen Tagen für das Museum zu Speyer zum erstenmal von Ingenieur Joseph Weis aus Lessy genau und mehrmals photographirt. Hiebei konnte zweierlei festgestellt werden: 1. der genaue Text der Umschrift. Derselbe lautet abweichend von Hartter (vgl. „Herrenalb", 2. Aufl. S. 30) und Paulus (vgl. „Die Kunst- und Alterthumsdenkmale im Königreich Württemberg", Inventar: „Schwarzwaldkreis" S. 184), also: † anno . ab . incarnatione . dūi . MCCXLV . obiit . domnus . beate . memorie . Cunradus . de . Eberstein . spirensis . epc . VII . Kal . IVL. Zu deutsch: „Im Jahre des Herrn 1245 starb der Herr seligen Angedenkens, Cunrad von Eberstein, Bischof von Speyer, am siebenten Tage vor den Kalenden des Juli (= 25. Juni)." Merkwürdigerweise enthält die Skulptur im Mittelfeld, welches den Bischof mit Mitra und Stola, in der Rechten den Stab, in der Linken das Evangelienbuch, „in leichter Eingravirung" darstellt, **zwei** Köpfe. Der eine, en face, mit Locken in der Stirn, trägt die mit sieben Kreuzen geschmückte Mitra. Direkt unterhalb desselben ist ein zweiter Kopf deutlich sichtbar, aber en profil dargestellt, dessen Gesichtslinien nach links gerichtet sind. Dieser zweite, wohl ältere Kopf scheint keine Bischofsmütze getragen zu haben. Die Ansichten über diesen in der mittelalterlichen Kunstarchäologie entweder einzig oder höchst selten dastehenden „Fall" mögen verschieden sein, Thatsache ist und bleibt er, wohl beobachtet von Ingenieur Weis, Stadtpfarrer Hartter und dem Schreiber dieses. Auffallend stimmt das Maß des wirklichen Schädels — 19 cm — mit der Länge des unteren skulpirten Schädels überein, während die Dimensionen des oberen Gesichtes kleiner und schematisch gehalten sind. Sollte der Künstler aus der Hohenstaufenzeit hier absichtlich die Gesichtsansicht des Speyerer Bischofs en face und en profil gegeben, oder ist vielleicht letztere zu Speyer, erstere zu Herrenalb von zwei verschiedenen Künstlern hergestellt worden? Wahrscheinlicher dürfte letztere Erklärung sein.

* **Gießen.** In den Lehrkörper der Universität Gießen sind neu eingetreten als Privatdozenten in der philosophischen Fakultät: Dr. Karl **Helm** (Germanist), Dr. August **Messer** (Philosophie); als ordentliche Professoren: Dr. Wilh. **Wien** (Physik), Dr. Julius **Geppert** in der medizinischen Fakultät (Pharmakologie) und als Privatdozent Dr. Hugo **Henneberg** (Anatomie).

* **Göttingen.** Der ehemalige ordentliche Professor an der Universität Dorpat Dr. Leo **Meyer** ist zum ordentlichen Honorar-Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen ernannt worden.

* Aus **Christiania** wird der „Voss. Ztg." berichtet: Die Schiffe der **schwedisch-russischen Gradmessung** sind, von Spitzbergen kommend, in **Tromsö** eingetroffen, um Proviant und Kohlen einzunehmen. Sie bringen die Nachricht mit, daß die russische Expedition ihre Winterstation am Hornsund, die schwedische Expedition bei der Treurenbergbai an der Nordküste, unweit der Hinlopenstraße, aufgeschlagen hat. Während der Reise traf die Expedition zwei Norweger, die bei der Discobai überwintert hatten. Zwei andere Norweger dagegen, die auf einer Insel im Storfjord zugebracht, waren umgekommen. Sie hatten sich eine Hütte von den Anderson-Inseln geholt, doch scheinen sie im übrigen schlecht ausgerüstet gewesen zu sein. Der Storfjord ist eisfrei.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

E. **Tatarinoff**: Die Schlacht bei Dornach 1499. (Verein für Verbreitung guter Schriften. Basel. Nr. 42.) Basel, Emil Birkhäuser 1899. — **Berichte** des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. Hrsgb. vom Akademischen Gesammtausschuß. Neue Folge. 15. Band, Jahrg. 1899, Heft 2. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — **Karl Niebuhr**: Die Amarna-Zeit. Aegypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. Nach dem Thontafelfunde von El-Amarna. (Der alte Orient. 1. Jahrg., 2. Heft.) Leipzig, J. C. Hinrichs 1899. — **Bericht** über die volksthümlichen Universitätsvorträge im Studienjahre 1898/99. Wien, Selbstverlag der k. k. Universität Wien 1899. — *Compte Fleury:* Louis XV. intime et les petites maîtresses. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1899.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Religion und Moral.

Von Paul Garin.

### I.

Zum letztenmale hat Friedrich Nietzsche den Gegenstand behandelt. Ein solcher Erfolg ist niemals eine Folge der Gedankenarbeit eines Einzelnen, sondern immer die Resonanz einer allgemeinen Stimmung. Er mißt einfach den Kreis der Zustimmenden und erhält aus dessen Umfang seine Bedeutung. Niemand kann sich seiner Wirkung entziehen oder vielmehr ein Jeder ist ein Bestandtheil dieser Wirkung und es bleibt keine Wahl als sich entweder begnügen ein solcher Bestandtheil zu sein oder die Wirkung im eigenen Geiste aufzulösen. Doch ist solch weitreichender Erfolg immer die Resonanz des Wollens und nicht der Erkenntniß der Zustimmenden. Er verräth die Gemüthsverfassung, nicht die Kraft und Bildung des Geistes der ergriffenen Kreise. Er gibt ein Bild der Instinkte, nicht der Einsichten. Er gründet sich auf die Regungen, welche den „Allzuvielen“ gemeinsam sind, nicht auf die Erkenntniß, mit welcher jeder selbständige Geist einsam bleibt. Er ist durchaus wesensgleich mit jenem Schopenhauers, der völlig beschlossen ist in der pessimistischen Gemüthsstimmung der Zeit und nichts zu thun hat mit etwaigen metaphysischen Funden in der „Welt als Wille und Vorstellung“. Auch Nietzsche's wirkliche Funde auf diesem und jenem Gebiete haben nur wenig beigetragen. In einem Punkte aber mußte seine Wirkung über seinen Lehrer und Vorläufer weit hinausgehen. Er faßte nicht nur die ungeheure Summe pessimistischen Empfindens der Zeit mit wirklich grandioser Geste zusammen, er verlieh ihm die über alles wirksamste Einkleidung, die poetische und — das wichtigste von allem — er zeigte einen Ausweg. Es war als ob der „Uebermensch“ plötzlich alle Blindheit sehend gemacht hätte. Und in der That, auch für die Widersprechenden war es eine Art Offenbarung, wie wenn endlich nach Jahrtausenden das erlösende Wort, das den Pessimisten vom Prediger Salomo bis auf unsre Tage auf der Zunge gelegen und Kern und Wesen der Sache zurückgehalten habe, gesprochen sei.

Man sagt, alles Urtheilen sei Identifiziren von Vorstellungen. In einem zustimmenden Urtheile aber identifizire ich mich noch mit der Person des Behauptenden. Nietzsche's Wirkung kann nur aus der Persönlichkeit verstanden werden. Sie muß sich in den Hauptzügen in der Menge seiner Anhänger wiederfinden.

Nicht nur Name und Kopf- und Gesichtsbildung des unglücklichen Denkers deuten auf einen slavischen Tropfen Bluts. Als Kind noch verliert er den Vater, und die Erziehung des Knaben mit seinem übervollen und überzarten Empfinden geht in weibliche Hände über. In den aufgeweckten Kopf und ein weitgeöffnetes Herz strömt die Welt der Eindrücke mit einer Kraft, die frühe schon Besorgniß erweckt. Mit 14 Jahren kommt er nach Schulpforta, das er mit 20 verläßt. Mit 24 Jahren wird er Professor an der Universität Basel, das entscheidende Unglück seines Lebens. Ein Jüngling, steht er am Platze des gereiften Mannes, ein Unbelehrter am Platze des Lehrers. Bevor er geworden, trägt er die ungeheure Last zu sein. Wie von gefälligen Lügengeistern getragen ist er an einem Ziel ohne Umweg, ohne Kampf. Seinem Leben ist die Seele entrissen — das Erleben.

Alles, was die Zukunft ihm an Enttäuschungen noch aufbewahrt, ist jetzt schon vergiftet; durch den frühen Erfolg zu einem Mangel der Welt, nicht des eigenen Wesens verwandelt. Dem abgekürzten Verlaufe seines äußeren Schicksales entspricht ein vorzeitiger Schaffensdrang. Da die Welt des Erlebten dazu den Stoff nicht bot, muß er ihn in der Welt des Gedankens suchen. Und seine erste Schrift „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ 1871 wird zu einem Bacchanale des Apriorismus, der Gedankenkonstruktion. „Jetzt bin ich leicht, jetzt fliege ich, jetzt sehe ich mich unter mir, jetzt tanzt ein Gott in mir.“

Es ist als ob der Mangel an eigener Historie, am eigenen Erlebnisse, das Bodenlose selbst sich verkörpert hätte in ihm und sein Leben verzehrte in steigender Wuth bis zum Zusammenbruch mit dem „Antichrist“.

Bald zeigt sich in Basel, daß die Arbeit den jungen Professor nicht kräftigt, sondern erschüttert, schon 1876 beschränkt er seine amtliche Thätigkeit, um sie zwei Jahre später ganz einzustellen. 34jährig ist er ein gebrochener Mann, der in einem Jahre 118 schwere Anfallstage von Nervenschwäche zählt. In den Pausen der Krankheit schreibt er seine Werke mit fieberhaftem Drang. „So reizt ihn die Ueberempfindlichkeit und Erregtheit in jenen Perioden zu übermäßiger Produktion an, so steigert das Uebermaß der Produktion die Reizbarkeit dieses Zustandes — ein unheilvoller Zirkel, der sich enger und enger um ihn zusammenzieht, bis er seinen Geist erstickt,“ sagt A. Riehl.

Wie nur irgend einem modernen Bildungsmenschen liegt ihm die Welt offen und weitausgebreitet so nahe vor dem Blicke, als gälte es nur zuzugreifen. Dies Gefühl ist ihm durch das zweifelhafte Geschenk der Baseler Professur ins Unendliche gesteigert. Besitzer des äußeren Daseins geworden ohne Erbe und ohne Erwerb, fühlte er sich zugleich mit Stolz und Mißtrauen als solcher eines innern. Er fühlt sich sogleich überreich zum schrankenlosen Geben und doch zugleich insgeheim zu arm dazu. Die Stunden überschäumenden Kraftgefühls werden schon durch die geheimen Zweifel an dessen Echtheit getrübt. Mit hastiger Hand greift er nach den raschen und nahen Lösungen, die das Denken gewährt und verschmäht die langsamen und fernliegenden, die das Leben verspricht. „Schopenhauer und Wagner oder mit einem Wort — Nietzsche“ sind seine eigenen Worte und seine Lösungen. Nicht lange aber und die

Digitized by Google

beiden Ersten werden als falsch erkannt und vom Thron gestoßen. Was ihm als das Wichtigste und Höchste galt ist nun das Verkehrteste und Niedrigste. Der verhöhnte Sokrates wird der vergötterte. Doch auch die selbstgeformten Götter dieser Zeit haben ein kurzes Leben. Sie werden mit alter Leidenschaft zertrümmert und in den Winkel geworfen. Es erscheint der „Uebermensch“. „Also sprach Zarathustra“, „Die Genealogie der Moral“ und der „Antichrist“ sind die letzte Wandlung und Zusammenfassung seines Denkens. Sie finden erst den lauten und weiten Wiederhall, nachdem ihr Urheber lange vergeblich und uneingestanden gelechzt, durch den sie zum Zeichen der Zeit geworden, indem sie den Schmerz und die Hoffnung Vieler verrathen. Der mit seinem ganzen Denken, Fühlen und Wollen auf die letzte und äußerste Insel der Einsamkeit geworfene, rathlos am Ende stehende moderne Bildungsmensch selbst ruft darin das Uebermaß der Leiden und sein letztes Ideal aus. Als neue Welt, nicht als winzige Fortsetzung einer unendlichen Vergangenheit wollte er dastehen, alle frühere Leistung erschien ihm zweifelhaft, jede Grundlage schwankend, weil seinen erregten Sinnen die äußeren Veränderungen, wie sie das moderne Leben mit sich brachte, übermenschlich groß vorkamen. Den Erdball glaubte er in die Hand nehmen und umformen zu können, und als sich ein Gummiball für seine Macht zu hart erwies, da stellte sich das Gefühl verzweifelter Ohnmacht ein. Da er allein, ganz allein, und keine Mitarbeiterschaft kennt und an keine glaubt, drückt ihn die übertriebene Vorstellung von der Größe der Widerstände wie der Kleinheit der eigenen Kraft völlig nieder. In diesem Augenblick glaubt er unendlich mehr, im nächsten unendlich weniger vollbringen zu können als er wirklich leisten kann. Ohne Gestern und ohne Morgen fühlt er in sich eine große Leere und eine tiefe Sehnsucht, welche ihm alle Dinge der Gegenwart verzerrt, groß und dann schaal und ekel erscheinen lassen. Von allem verletzt, das nicht verletzen kann, von Nichts gerührt, was rühren muß, geht er aus der Welt in die Einsamkeit und nicht aus der Einsamkeit in die Welt. Ein ewiges, fort und fort schwächendes Nehmen, dem nie das stärkende und erhaltende Geben zur Seite gegangen, hat sein ganzes Wesen endlich in eine einzige, große, immer schmerzende Wunde verwandelt. Ein erschütternder Schrei nach Gesundheit, nach Kraft entringt sich seiner Brust. Der unglückliche Denker faßt diesen Schrei seiner zahllosen Leidensgenossen in verzweifelter und dithyrambischer Ekstase zusammen im Uebermenschen, jenem letzten und größten Phantom, das in allerlei Verkleidungen immer und immer wieder am Ende solcher Kulturperioden wie die unsre als der letzte Ausdruck der Bewegung, als die letzte Zusammenfassung einer Entwicklung zu erscheinen pflegt.

Wenn aber so sich das Gesichtsfeld auf die einzelne Menschengestalt, die auf keine Weise erheblich über ihr natürliches Maß vergrößert werden kann, selbst einschränkt, dann ist für das Thema Religion und Moral, das den uneingeschränkten Anblick des Sternenhimmels erfordert, nicht allzuviel zu erwarten.

In der Schilderung nun nimmt sein Wort sogleich einen nicht übermenschlichen, sondern unmenschlichen, hohlen, unpersönlichen, unorganischen Ton an, wie er den Naturlauten des Sturmes, des Meeres oder etwa den seelenlosen Ungeheuern Böcklin'scher Landschaften eigen. Das Pathos der Sprache wird lärmend, alle Bilder sind eine Art Feuerzauber, „waberude Lohe“. Die Form des Vortrags ist der Aphorismus, neben allem Andern eine der wichtigsten Bedingungen seines Erfolgs. Jener allein entspricht der nervösen, ungeduldigen Hast nach raschen, handgreiflichen Resultaten, der allgemeinen Abneigung vor dem Selbstprüfen und Selbstüberlegen. Er fliegt dem Leser wie ein Goldstück in den Schooß, fertig, geprägt, zu jedem Gebrauch bereit, wie die Verkörperung eines jeden Wunsches.

Zweifellos und zweideutig zugleich erweckt er in dem Beschenkten die trügerische Vorstellung selbsterworbenen Gewinnes und zwar Geistern aller Größenordnungen, da er zahllose Deutungen zuläßt. In den Einsamkeiten, wohin Zarathustra seine Zuhörer führt, ist aber alles Gold werthlos, das geprägte und ungeprägte. So wird die Redeform zu einer neuen Verführung, indem sie an die aphoristische Sprache der Bibel erinnert, die bei dem höchsten und allgemeinsten Nährwerth des Inhalts noch immer eine Gefahr für schwache Naturen und nur für starke ein Entzücken und die höchste Stärkung ist. Von solchen Gipfeln, die Zarathustra zur Kanzel macht, kann eben nicht so gesprochen werden, daß das Wort den armen Fischern und den Fürsten, den Armen und den Reichen im Geiste, der ganzen Menschheit zum Brote wird. Dazu gehört die sanfte Höhe der Bergpredigt und jene Aphorismensprache der Bibel, in welcher eine für das Erleben und Erfahren des Einzelnen unmögliche Summe der Erfahrung zusammengefaßt ist.

Was ist nun der Uebermensch? Der Grundgedanke ist so alt wie der Fall der Engel. Zuletzt vor Nietzsche wurde er von Ralph Waldo Emerson ausgesprochen. Danach schreitet die Menschheit nur in ihren bevorzugten, hervorragenden, kurz übermenschlichen Vertretern fort. Der Rest sind die „Allzuvielen“, welche ewig waren, sind und bleiben werden, was sie sind, ein in unendlichen Massen von einer sinnlos verschwenderischen Natur erzeugtes Abfallprodukt. Der Gedanke beruht auf einer vorweggenommenen, sehr fraglichen Annahme, auf der Behauptung, daß zwischen einzelnen Individuen und dem Rest der Menschheit Unterschiede bestehen, welche für die Ersteren die Einweisung in eine geradezu wesensverschiedene höhere Art begründen. Es ist die alte Behauptung der Griechen gegenüber den Barbaren, die alte Leugnung der Einheit der Menschheit. Sie kämpft gegen die selbstgetriebene Windmühle, daß ein Bantu-Neger niemals ein Plato werden kann. Sie ist aber auch von diesem grob materiellen Standpunkt aus unrichtig. In dem so platt und allgemein wie möglich genommenen Kampf ums Dasein sogar siegt die Herde nicht durch das Uebermaß von Kraft und Intelligenz in den Führern, sondern durch die Massenhaftigkeit und die Qualität der Herde. Selbst Napoleon erlag nicht den keineswegs übermenschlichen Intelligenzen, sondern der Uebermacht und Begeisterung der Heere der hl. Allianz. Und selbst diese niederste Form des Menschheitsideals, das Ideal des abenteuernden Eroberers kann nur eine Erhöhung erfahren haben, indem zugleich sein Werkzeug, die Masse, die „Allzuvielen“ fortgeschritten sind. Wenn die Menschheit nicht fortschreitet, dann schreitet auch kein Individuum fort. Und wie groß müßte denn heute schon nach vieltausendjähriger Entwicklung der Abstand zwischen den allein fortschreitenden Uebermenschen und der zurückbleibenden Masse geworden sein? Heute, da immer noch Egmont zu seinem Klärchen schleicht? Nun wird gar noch der Begriff des Uebermenschen auf „die blonde Bestie“ auf die Helden des Hasses, Neides, der Habsucht und der Herrschsucht eingeschränkt, sein Wesen mit dem „Willen zur Macht“ erschöpft. Die Triebe der Gewaltthat sollen beschützt, gepflegt „hinauf in die Natur“ gezüchtet werden, „die Schlange soll zum Drachen werden, damit Einer an ihr zum Helden werden könne,“ was ja eigentlich eine Vernichtung des soeben als letztes Ziel gezüchteten Uebermenschen bedeutet. Nicht die Thatsachen und die offenkundige Entwicklung der Dinge freilich führen zu dieser Formulirung des Ideals. Dazu war eine neue Schätzung des Lebens überhaupt, eine „Umwerthung aller Werthe“, eine grundsätzliche Revision der Moralbegriffe insbesondere nothwendig. Von dem Zweifel an dem Werth

Digitized by Google

der Mitleidsmoral Schopenhauers schreitet unser Denker rasch zu jenem über den Werth der christlichen Moral fort. Mit einem Schritt führt er uns vor die ungeheuerliche Zumuthung, die gewaltigste Thatsache der Weltgeschichte, das Christenthum, als einen schülerhaft blamablen Rechenfehler anzusehen, der die Menschheit nicht vorwärts, sondern zurückgebracht habe, den zu verbessern er jede einzelne kleine Menschengestalt aufruft. Und doch soweit nur irgend immer unser Blick in die entfernteste Vergangenheit der Menschheit vorzudringen vermag, so scheint jene Thatsache als die selbstverständlichste, unausbleibliche, von Inhalt und Geschichte der ganzen Welt geforderte Folge, als ein deutlich in der geradlinigen Entwicklung der Dinge liegender Punkt. Man könnte einwenden, daß dieser Zeitraum gegenüber den Aeonen der Entwicklungsgeschichte der Menschheit nicht in Betracht komme. Aber dann ist ein Urtheil, ob Fortschritt oder Rückschritt, überhaupt nicht mehr möglich, die Forderung, die angeblichen üblen Folgen des Christenthums, dessen Lebenskraft heute jedem Blicke größer und dessen Lebensdauer unabsehbarer als je erscheint, mit der Züchtung des Uebermenschen zu verbessern und so einen zugleich unbestimmten und doch einzig richtigen Fortschritt der Menschheit zu sichern, mehr als seltsam.

Von den beiden Hauptentdeckungen und Verkündigungen des Christenthums aber wird die eine von dem Urheber jener Forderung als falsch erklärt, die andere überhaupt übersehen.

Daß mit der Behauptung der Gleichheit der Menschen, mit dem Uebersehen zufälliger und gleichgültiger oder nunmehr gleichgültig gewordener Unterschiede das Christenthum auf eine höhere Stufe der Betrachtung gestiegen, daß es damit eine philosophische That von unerreichter Größe vollbracht, wird von Nietzsche ohne weiteres in Abrede gestellt. Er vertritt damit alles, was er sonst bekämpft, und behauptet gegen sich selbst, daß man sich den Dingen nähern müsse, um die Einheit zu erkennen, statt sich von ihnen zu entfernen. Er steigt auf die höchsten Gipfel, um mit den beiden Mikroskopen, dem Kampf ums Dasein und der Selektionstheorie zu arbeiten. Wie wenig aber diese schätzbaren Instrumente für Fragen dieser Größenordnung zu leisten imstande sind, das tritt heute schon immer schärfer und deutlicher ans Licht. Aber selbst von diesem bescheidenen Standpunkt aus bliebe der Uebermensch noch ein Irrthum. Die in ihm gezüchteten Unterschiede würden nicht arterhaltend, sondern artvernichtend wirken, wie wir heute noch die Gewalt- und Uebermenschen aller Art an ihrer Macht folgenlos zugrunde gehen sehen. Nicht einmal hier behält der Uebermensch recht, sondern der Satz: selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Der Räuber hat wohl, aber er besitzt kaum. Daß er in immer abnehmendem Grade besitzt, ist eine unleugbare Folge des „demokratischen“ Christenthums.

In letzter Linie leugnet eben der Uebermensch einfach den Begriff Menschheit, daß der Einzelne in und mit einer Gesammtheit und für sie lebt, jenen Begriff und jene Thatsache, welche das Christenthum zuerst statuirt hat. Er verkündet die Verneinung des Lebens schärfer noch als sein Meister Schopenhauer, trotzdem er die äußerste Bejahung zu verkünden glaubt und sucht. Und darin, daß er allem und jedem Pessimismus recht gibt, aber zugleich einem jeden Einzelnen einen besonderen, einzelnen, stark ins Belieben der Einzelnen gestellten optimistischen Ausweg, Jedem eine Erlösung nach seinem Geschmack, eine in letzter Linie in Lust am körperlichen und nicht geistigen Wachsthum auslaufende Erlösung verspricht, besteht das letzte Geheimniß seines Erfolges. Er will der ungefälligste Mahner sein und ist der gefälligste. Er sagt nicht: „Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach,“ sondern: „Wirf dein Kreuz weg und folge dir nach.“

Mit einem Worte, er hat den zweiten Hauptfund des Christenthums überhaupt nicht gesehen. Er verkündet von neuem die Götter Griechenlands, die Lust ist euer Lehrer, selbst die auf fremde Kosten, das Leid aber, und noch mehr das Mitleid, schwächt und verkleinert euch. Die Antwort des Christenthums hat er überhört: Gewiß, auch die Lust ist euer Lehrer, aber nur die im besten und schönsten Leben so seltenen Augenblicke der Entrückung, die paar Taborstunden der Verklärung. Im übrigen belehrt euch täglich und stündlich der Schmerz. Er belehrt euch anhaltender und tiefer als irgend ein irdisches Mittel und zu dem Zwecke und mit dem Erfolge, jene Augenblicke der Entzückung häufiger und länger zu machen. Wer sich ihm entzieht, entzieht sich der Vergrößerung, dem Wachsthum seines Wesens — seiner Erlösung.

Dies alles übersieht der aufrichtige und liebenswerthe Denker, er, dem selbst der Schmerz das Beste seines gedanken- und gemüthvollen Lebens ausgepreßt hat, die besten Glücksstunden eigener Erhebung geschenkt hat. Es scheint fast räthselhaft, wenn er die einfache Thatsache, daß ein Erdulden einer Kränkung unendlich mehr Kraft erfordert, als dem Beleidiger den Schädel zu spalten, nicht sah. Als der wirklich Stärkere ist denn auch der Erdulder der Aussichtsreichere im Bewerb um das Leben und auch der Mitleidige, den nicht nur der eigene, sondern auch noch der fremde Schmerz belehrt.

Damit sind wir an dem Punkt angelangt, wo der Verkünder des Uebermenschen mit dem Christenthum völlig in Einklang kommt, freilich nur theoretisch und ohne die unentrinnbare Folgerung zu ziehen. Auch er behauptet, daß die Moral aus der Wirklichkeit für die Wirklichkeit stammt, sich völlig aus der Wirklichkeit müsse begründen lassen und jenseit derselben keinen Sinn habe. In der Meinung, vor einem neuen Problem zu stehen, stellt er nun die Frage, welche Art von Moral jener Forderung genüge. Die Frage ist aber zweitausend Jahre alt und die Forderung von der christlichen Moral erfüllt. Das Christenthum nimmt, wie er es zum erstenmal zu fordern glaubt, das Leben in seiner Totalität, ohne irgend einen Zug in Abrede zu stellen, ohne sich mit irgend einer Seite in Widerspruch zu befinden, ohne irgend etwas davon entbehrlich zu finden, ohne etwas zu beschönigen und ohne etwas zu verdunkeln. Es faßt alle Erscheinungen ohne Ausnahme in seiner Auffassung von Welt und Leben zusammen ohne Widerspruch und ohne Lücke. Uebel und Schmerz sind ihm ein vollkommen klarer Mangel der Menschen, nicht aber der Welt, Freiheit und Lust die Folgen der Erlösung, die der Einzelne sich nicht auf irgendwelche fremde Kosten nehmen kann, sondern sich erleiden muß, indem er sich zu einem Abbild des widerspruchslosen Ganzen, nicht aber das Ganze nach dem beschränkten und widersprechenden Maße des eigenen Wesens zu formen sucht.

Seitdem das Christenthum den Heiden und den Sklaven zugleich beseitigt und den Begriff der Menschheit geschaffen, ist es klar, daß nicht „der Instinkt für Wachsthum, für Dauer, für Häufung von Kräften für Macht“ nicht der „Wille zur Macht“, sondern der Wille zum Leiden, zum gemeinsamen Leiden, zur Selbstbeschränkung die formende Kraft des Lebens bildet und in ihr allein die Möglichkeit eines Fortschritts, einer Entwicklung gesehen werden kann. Für die dichte und feingegliederte Masse der Kulturmenschheit ist dies ja offenkundig. Aber auch das letzte Robbenpaar im Eismeer kann nur unter der Bedingung des Willens zum gemeinsamen Leiden „leben“. Der Wille zum Dasein, der Wille zur Macht haben beide noch keinen Inhalt. Erst der Wille zum Leiden enthält das Ziel, das Leben, die Fortführung, die Entwicklung des Lebens. Das Maß des Leidens ist geradezu das Maß des Lebens. Das zeigt

Digitized by Google

unverkennbar Leben und Leiden des Stifters des Christenthums und dessen Folgen. Christus ist die höchste denkbare Aeußerung des Willens zum Leiden, des Lebens selbst, die nicht bloß zum Vorbild, sondern zum Inhalt und Wesen des Lebens der ganzen Menschheit geworden ist. „Ich bin der Weg und das Leben." Mit der Forderung von Liebe und Mitleid verlangt die christliche Moral nichts anderes als die Anerkennung dieses Thatbestandes, die unbedingte und uneingeschränkte Bejahung des Lebens — die Nachfolge Christi. — Und nun stehen wir an einem zweiten Punkt der Uebereinstimmung mit dem Christenthum. Auch dem Erfinner des Uebermenschen ist es zweifellos, daß das Menschheitsideal nur in Menschengestalt vorgestellt werden kann. Er bleibt aber halben Weges stehen und läßt das Christenthum fortfahren: ja und gewiß menschlicher Gestalt, aber zugleich — göttlichen Geistes.

Ein unendlicher Durst verzehrt den armen Denker, ein unendlicher Durst nach Liebe, nicht Liebe zu empfangen, sondern Liebe geben zu können. Er wähnt, der Mensch wenigstens, welcher der Welt die Erfüllung jedes Wunsches entreißen kann, müßte dann doch genug zum Geben haben, müßte dann doch stark, müßte gesund sein. In Wirklichkeit fände der Uebermensch an seinem Ziele sich aufgelöst, in den Wind, in die Elemente zerstreut.

Nietzsche ist aber nur in der Theorie ein „Antichrist". In der That ist sein Leben ein einziges großes Opfer, von einem einzigen ungeheuren Schmerz erfüllt, daß das Opfer nicht größer sein konnte.

---

## Die deutsche und die französische Volksschule.

Eine der gehaltvollsten Publikationen auf dem Gebiete der vergleichenden Pädagogik ist unstreitig das von dem Generalinspektor des französischen Volksschulwesens, G. Jost, herausgegebenen Annuaire de l'enseignement primaire,[1]) über das wir an dieser Stelle bereits wiederholt zu berichten Anlaß fanden. Das Jahrbuch, dem sich in den Ländern deutscher Zunge nichts ähnliches an die Seite stellen läßt, enthält stets neben einem allgemeinen, amtlichen Theile, der werthvolle statistische Daten über den Primärunterricht bringt, eine Anzahl von Aufsätzen, deren Verfasser hervorragende Pädagogen sind und die in ihrer Gesammtheit vor allem rühmliches Zeugniß dafür ablegen, wie die Franzosen unablässig bemüht sind, ihr Schulwesen mit dem anderer Staaten zu vergleichen und zu vervollkommnen.

Das diesjährige Annuaire enthält nun neben einer stattlichen Reihe von Artikeln, die der Betrachtung verschiedener Schuleinrichtungen des Auslandes gewidmet sind, auch einen solchen aus der Feder des Professors an der École normale in Lyon, L. C. Bon, der eine lehrreiche Vergleichung jener allgemeinen Grundsätze enthält, nach welchen das deutsche und das französische Schulwesen geleitet wird. Einleitend macht der Autor das freimüthige Geständniß, daß man in Frankreich seit etwa 30 Jahren aufmerksam die Entwicklung des Volksschulwesens im Auslande rücksichtlich seiner allgemeinen Organisation, sowie der besonderen Einrichtungen und Lehrmethoden verfolge; man schöpfe aus dieser Beobachtung manche Anregung für das heimische Unterrichtswesen und bemühe sich, es auf gleicher Höhe mit dem fremden zu erhalten. Unter den europäischen Staaten zeichnen sich nun die französische Republik und das monarchische Deutschland vor allen anderen durch die besondere Fürsorge aus, die sie dem nationalen Erziehungswesen zuwenden; dabei hat aber der französische Lehrer keinen Anlaß, beschämt hinter seinem deutschen Kollegen zu stehen, denn das Schulsystem der Republik steht jetzt in mancher Beziehung vollkommen da, aufgebaut auf dem dreifachen Grundsatze der allgemeinen Schulpflicht, der Unentgeltlichkeit und der Weltlichkeit des Unterrichts.

Hr. Bon versucht hierauf einen Vergleich zwischen den Schulsystemen beider Länder anzustellen, wobei er jedoch im voraus anerkennt, daß die deutsche Schule der französischen in manchen Punkten überlegen sei, wenn auch die letztere sich in einer gewissen Richtung bereits weiter vorgeschritten zeige; der Autor versichert ferner, bei seiner Betrachtung die strengste Objektivität und Sachlichkeit walten zu lassen, um ein klares Bild von dem Schulwesen der beiden so hochentwickelten Länder geben zu können.

In beiden Staaten besteht gesetzlich die allgemeine Schulpflicht; allein Ursprung und Anwendung dieses Grundsatzes sind nicht in beiden Ländern gleich. In Frankreich wurde der Schulzwang durch das Gesetz vom 28. März 1882 eingeführt; er ist aus jenem Geiste der Freiheit und Gleichheit aller hervorgegangen, der die gesellschaftliche und politische Organisation des Landes durchdringt. Indem man allen Franzosen dieselben Rechte und denselben Antheil am politischen Leben gewährte, mußte man naturgemäß auch dafür sorgen, jeden Bürger mit dem nöthigen Wissen auszurüsten. Der allgemeinen Wehrpflicht entspricht die allgemeine Schulpflicht, und der demokratische Staat würde nur eine mangelhafte Auffassung seiner Pflichten haben, wenn er nicht jedem seiner Unterthanen die Vortheile einer entsprechenden Volksbildung sicherte. In Deutschland besteht der Schulzwang eigentlich bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts; Preußen ist hierin vorangegangen. Schon im Jahre 1736 erschien eine königliche Ordonnanz, welche auch die Landleute daran erinnerte, ihre Kinder in die Schule zu schicken, woraus hervorgeht, daß eine Schulpflicht auch schon früher bestand. Allein die eigentliche „Schulpflichtigkeit" datirt in Preußen erst vom 12. August 1763, an welchem Tage Friedrich II., wenige Monate nach dem Abschlusse des Siebenjährigen Krieges, einen auf den Schulzwang bezüglichen Erlaß herausgab. Im Jahre 1794 erhielt derselbe gesetzliche Geltung; im „Allgemeinen Landrecht" dieses Jahres heißt es: „Jeder Bewohner, der nicht in der Familie den seinen Kindern nöthigen Unterricht ertheilen lassen kann, ist verpflichtet, sie nach vollendetem fünften Lebensjahre in die Schule zu schicken." So war Preußen bezüglich der obligatorischen Schulpflicht Frankreich fast um ein Jahrhundert voraus.

Trotz dieses Mißverhältnisses hätte Frankreich aber die verlorene Zeit wieder einbringen können, wenn das neue Gesetz, das den Schulzwang festsetzte, streng gehandhabt worden wäre. Allein das geschah nicht. In Frankreich beträgt zwar die Dauer der Schulpflicht sieben Jahre, doch wird diese Zeit nicht eingehalten; insbesondere auf dem flachen Lande besuchen nicht alle Kinder vom 6. bis zum 13. Lebensjahre die Schule das ganze Jahr hindurch, sondern oft nur während sieben bis acht Monaten, und die Kinder in der Stadt verlassen die Anstalten sofort nach Empfang des Entlassungszeugnisses (certificat d'études primaires) oder nach Empfang der ersten Kommunion, also ein bis zwei Jahre vor der durch das Gesetz bestimmten Zeit, in der ihr Geist eigentlich erst anfängt, reifer und für den Unterricht empfänglicher zu werden. Die Dauer des regelmäßigen Schulbesuches beträgt daher bei den meisten französischen Kindern gewöhnlich nur fünf Jahre, da nach dem Gesetze vom 18. Januar 1887 das erwähnte Volksschul-Entlassungszeugniß durch Ablegung einer Prüfung bereits mit dem vollendeten elften Lebensjahre erworben werden kann; es ist demnach die Zulassung zu dieser Prüfung nicht von dem Ende der gesetzlichen Schulpflicht abhängig gemacht, sondern der Schüler soll nur nachweisen, daß er

[1]) Paris, Armand Colin & Cie.; Quinzième Année 1899.

Digitized by Google

das Mindestmaß der eigentlichen Volksschulbildung erlangt hat. In Deutschland dauert die Schulpflicht vom 6. bis zum 14. Jahre und von dieser Zeit geht auch nichts verloren; die Schüler besuchen die Schule regelmäßig das ganze Jahr hindurch, und auch die Eintheilung der Ferien ist eine derartige, daß die Kinder ihren Eltern bei den Feldarbeiten behülflich sein können; sie haben drei Wochen während der Erntezeit und drei Wochen während der Weinlese keinen Unterricht. Doch ist an manchen Orten auch, wo es nöthig erscheint, Halbtagsunterricht eingeführt. Der Schulbesuch wird sehr streng überwacht; kein Schüler hat das Recht, die Schule vor der Erfüllung der gesetzlichen achtjährigen Schulpflicht zu verlassen. Es fällt zwar auch in Deutschland der Austritt aus der Schule mit der Konfirmation zusammen, allein diese findet nicht vor vollendetem 14. Lebensjahre statt, so daß viele Schüler schon 14½ oder 14¾ Jahre alt sind, wenn sie die Schule verlassen. In vielen Theilen Deutschlands besteht außerdem eine obligatorische Fortbildungsschule bis zum 17. Lebensjahre mit vier- bis fünfstündigem Wochenunterricht; aber auch dort, wo dieser Unterricht nicht obligatorisch ist, kann der Schulbesuch als ein sehr guter bezeichnet werden, so daß man sagen kann, daß die wirkliche Dauer der Schulpflicht in Deutschland acht bis zehn Jahre beträgt, also fast noch einmal so viel wie in Frankreich, trotz dem daselbst geltenden Gesetze über den Schulzwang.

Woher rührt nun dieses Mißverhältniß? Sind die zur Durchführung der Schulpflicht ergriffenen Maßnahmen in Deutschland besser als in Frankreich? Gewiß nicht, denn das französische Gesetz diktirt ebenso wie das deutsche die einfache Verwarnung, die Geldstrafe und auch einige Stunden Gefängniß für den Fall eines nachlässigen Schulbesuches; nur bleiben diese Strafen in Deutschland nicht unausgeführt, sondern man wendet sie, wo es nothwendig wird, mit aller Strenge an, was in Frankreich nicht immer der Fall ist. Wenn ein Kind nicht zur Schule kommt, so hat in Deutschland der Lehrer das Recht, um dasselbe zu schicken. In Frankreich würde eine solche Maßnahme etwas sonderbar und streng erscheinen; in Deutschland jedoch ist die langjährige Anwendung des Gesetzes bereits tief in das Volksbewußtsein eingedrungen und die Statistik zeigt, wie gut es gehandhabt wird. Im Jahre 1887 gab es 7 Rekruten unter 1000, die nicht lesen konnten, im Jahre 1896 konnte man nicht ganz 2 auf 1000 rechnen; im Jahre 1897 gab es unter 250,000 Stellungspflichtigen nur 285 Analphabeten. Für Frankreich fehlen die offiziellen Daten; doch findet man in der Statistik des Departements Haute-Vienne das Verhältniß der Analphabeten zu der übrigen Bevölkerung für das ganze Departement mit etwas über 17 Prozent verzeichnet; der Kanton von Châteauneuf hatte im Jahre 1897 unter 164 Stellungspflichtigen 64, jener von St.-Mathieu unter 137 sogar 85 Analphabeten! Ohne Zweifel ist das Verhältniß nicht in allen Theilen Frankreichs ein gleich ungünstiges, denn die Schulpflicht bleibt nicht überall ein todter Buchstabe; aber ist es nicht beschämend, daß auch nur einige Theile des Landes eine solche Unwissenheit aufweisen? Hr. Bon meint, daß sich der Patriotismus jedes Franzosen gegen diese Zustände mit Recht aufbäumen müsse.

Mit um so größerer Genugthuung kann aber Frankreich auf die Hochhaltung des Grundsatzes von der Unentgeltlichkeit und der Weltlichkeit des Unterrichts blicken. Die Unentgeltlichkeit wurde durch das Gesetz vom 16. Juni 1881 bestimmt; seit dieser Zeit ist der gesammte Unterricht in den Pflichtschulen von jeder Abgabe frei; das Schulgeld wurde abgeschafft, ebenso die Kosten für die Internatserziehung der Lehramtszöglinge; überdies werden in einer großen Anzahl von Schulen auch noch die Lernmittel unentgeltlich verabfolgt. In Deutschland ist man in dieser Hinsicht noch nicht so weit gekommen, denn die Unentgeltlichkeit des Unterrichts besteht daselbst nur für die eigentlichen öffentlichen Volksschulen, während an den sogenannten Bürgerschulen, welche für die Kinder der wohlhabenden Familien bestimmt sind, ein Schulgeld eingehoben wird; ebenso wird an den Lehrerbildungsanstalten ein jährliches Schulgeld von 80—200 M. entrichtet. Professor Bon stellt aber ausdrücklich fest, daß die deutsche Bürgerschule nicht mit der französischen École primaire supérieure zu verwechseln sei, die deutsche Anstalt entspreche nur einer gehobenen Volksschule für die höheren Stände; er fügt hinzu, daß eine solche Unterscheidung innerhalb der Kategorie der Volksschulen in Frankreich nicht möglich wäre; sie widerspreche den demokratischen Anschauungen des französischen Volkes, welches verlangt, daß die Volksschule allen Kindern ohne Unterschied des Standes und Vermögens gleich offen stehe und ihnen eine gleiche Erziehung angedeihen lasse; die öffentliche Schule soll eben die Unterschiede in den gesellschaftlichen Schichten verwischen und ohne Rücksicht auf den Stand der Eltern bei allen Kindern die gleiche Liebe zum Vaterland erwecken.

Auch was die Weltlichkeit der Schule und des Lehrpersonals anbelangt, ist Frankreich uns ein beträchtliches voraus. Lange Zeit war daselbst der Volksunterricht die Domäne der religiösen Orden; erst durch das Gesetz vom 30. Oktober 1886 wurde es ausgesprochen, daß die Lehrer dem weltlichen Stande angehören und Unterricht und Erziehung in religiösen Dingen vollständig neutral sein sollen. So weit ist man nun in Deutschland noch nicht gekommen, wiewohl das Wirken der einzelnen Kongregationen bedeutend eingeschränkt worden ist. Der Staat ernennt zwar das Lehrpersonal, doch behalten Erziehung und Unterricht immerhin einen gewissen konfessionellen Charakter bei, den man in Frankreich gänzlich abgeschafft hat. An den Schulen Deutschlands kennt man keinen Moralunterricht; an seiner Stelle steht der Religionsunterricht, das Studium der hl. Schrift und der Bibel, worauf, wie dies auch unumwunden zugestanden wird, das Hauptgewicht in der Schule gelegt werden muß. Es kommt auch vor, daß der Religionsunterricht nicht von den weltlichen Lehrern, sondern von den Geistlichen der betreffenden Kulte ertheilt wird; diese Geistlichen üben auch, insbesondere auf dem flachen Lande, ein gewisses Aufsichtsrecht über die Schule aus, und in vielen Gemeinden bekleidet der Pfarrer oder Pastor das Amt eines Lokalschulinspektors im Gebiete der Volksschule. Der deutsche Lehrer steht demnach in einem gewissen Sinne unter der Aufsicht der kirchlichen Behörden und es wird allem Anschein nach, trotz mannichfachen Protesten seitens der Lehrer, noch geraume Zeit währen, bis die Schule in konfessioneller Hinsicht neutral sein wird.

Nach dieser vergleichenden Uebersicht über die Hauptgrundzüge der deutschen und französischen Schule würde man eine solche auch bezüglich ihrer Programme, Methoden und erziehlichen Zwecke erwarten; allein Professor Bon verschiebt eine solche Untersuchung, die eine lehrreiche Ausbeute liefern würde, auf das nächste Jahr, um sie dann im „Annuaire“ zu veröffentlichen. Er faßt seine Ausführungen in zwei Hauptpunkten zusammen. Zunächst ist es auffallend, meint er, daß Deutschland nach so langer Zeit noch nicht soweit gekommen ist, um die Neutralität des Unterrichts in konfessionellen Fragen zu sichern und vollkommen den Grundsatz der Unentgeltlichkeit durchzuführen, während in Frankreich nur wenige Jahre genügten, um diesen beiden Prinzipien zum vollen Durchbruch zu verhelfen. Langsam fortschreitend wird wohl auch Deutschland seine Schulen im modernen Sinn ausbauen; bisher ist es seinen religiösen und militärischen Traditionen auch auf dem Gebiete der Schulen treu geblieben; Frankreich

Digitized by Google

hingegen ist mit einem einzigen Sprunge auf der Höhe moderner Schulauffassung angelangt; es hat nur noch dafür zu sorgen, daß das mühsam aufgerichtete Gebäude nicht wieder zerstört werde.

Tief bedauerlich aber bleibt es für den aufrichtigen Patrioten, daß Frankreich in Bezug auf den Schulbesuch noch so weit hinter Deutschland zurückstehen muß. Der Staat hat durch Festsetzung des Schulzwanges seine Pflicht gethan, er hat auch die größten Opfer nicht gescheut, um für eine genügende Anzahl von Schulhäusern und gut vorgebildeten Lehrern zu sorgen und er hat sein Schulbudget auf eine Höhe gebracht, wie sie fast keines der übrigen europäischen Länder erreicht; nun ist es an der Bevölkerung, von diesen Einrichtungen Nutzen zu ziehen. Die Schulen stehen ihr offen und es sollte nicht erst strenger Zwangsmaßregeln bedürfen, um die Eltern zu veranlassen, ihre Kinder den Bildungsanstalten anzuvertrauen; sie sollten dies in ihrem eigensten Interesse thun, von der Ueberzeugung ausgehend, daß Wissen und Bildung die vornehmsten Güter sind, die sie ihren Kindern auf ihrem Lebensweg mitgeben.

Mit einem warmen Appell an seine Landsleute, sich des Werthes vervollkommneter Bildung immer mehr bewußt zu werden, schließt Professor Ban seine Ausführungen; er hält ihnen das Beispiel Deutschlands, sowie die Erwägung vor Augen, daß Frankreich ein ungemein vorgeschrittenes Land sein würde, wenn alle Kinder regelmäßig während der ganzen Dauer der gesetzlichen Schulpflicht die trefflichen Anstalten des Landes besuchen würden; der Weg, den die Gesetzgeber von 1882 dem Lande gewiesen, sei ein guter, auf ihm müsse man nun weiter schreiten, um zu Erfolgen zu gelangen.

Es ist wohl in der That lehrreich, aus dem Munde eines französischen Schulmannes selbst zu vernehmen, welche Mängel noch der französischen Volksschule in Bezug auf den Schulbesuch anhaften und wie ihr in mancher Beziehung die Schulen Deutschlands überlegen sind, ja wie man auf das Beispiel dieses Landes hinweist und die Franzosen aufmuntert, es nachzuahmen. Freilich wohl hat aber die französische Volksschule, wie man sieht, auch viele Vorzüge, denn unstreitig liegt der Hauptfortschritt, den das Schulwesen dieses Landes seit etwa 20 Jahren aufzuweisen hat, auf dem Gebiet des Primärunterrichts, der im Zeichen des Dreigestirns: Gratuité, obligation, laïcité unter dem Rufe: „das Vaterland bedarf es!“ im Sturm die klerikale Opposition zum Schweigen brachte. Welchen Werth man dem Volksschulunterricht als der Grundlage des gesammten Unterrichtswesens beimaß, geht auch aus den Worten hervor, die Henri Marion ihm widmete: „Man hat sich gewöhnt,“ sagt er, „im Primärunterricht das Mindestmaß nicht allein des Volksunterrichts, sondern gleichzeitig auch die erste Stufe des gesammten Unterrichtswesens zu erblicken. In einem demokratischen Gemeinwesen, wo Alle nach allem streben können, würde dieser Unterricht seiner Aufgabe aber nur theilweise entsprechen, wenn er so gestaltet sein würde, daß dadurch weder der Antrieb noch die Möglichkeit zu einer höheren Ausbildung gegeben wäre.“

Ludwig Fleischner.

---

## Eugen Kölbing †.

Mit Eugen Kölbing, den am 9. d. M. ein Herzschlag unerwartet schnell im lieblichen Herrenalb, wo er Erholung gesucht hatte, hinweggerafft, ist abermals im rüstigsten Mannesalter mitten aus reich gesegneter Thätigkeit ein Gelehrter gerissen worden, der an der wissenschaftlichen Begründung und Ausgestaltung der englischen Philologie wesentlichen Antheil hatte und in der Geschichte dieser Wissenschaft seinen dauernden Ehrenplatz behaupten wird. Vor sieben Jahren starb ten Brink, vor vier Jahren Zupitza, Beide im Alter von 51 Jahren, nun mußte ihnen Kölbing folgen im noch nicht vollendeten 53. Lebensjahre, auch viel zu früh für die Fülle der Arbeit, die von ihm noch zu erwarten gewesen, viel zu früh nicht nur für die trauernden Seinen, Freunde und Fachgenossen, sondern auch für seine zahlreichen Schüler, die er in ganz seltener Weise anzuregen, zu fesseln und zu fördern wußte.

Am 21. September 1846 in Herrnhut geboren, studirte Kölbing in Leipzig und Berlin, war zunächst Gymnasiallehrer, dann in der neugegründeten Straßburger Bibliothek unter Barack thätig, habilitirte sich 1873 in Breslau, wo er 1880 außerordentlicher und nachdem er eine Berufung nach Göttingen abgelehnt, 1886 ordentlicher Professor der englischen Philologie wurde. Wie Zupitza ist auch Kölbing von der Germanistik ausgegangen und hat namentlich das Nordische dauernd in den Kreis seiner Vorlesungen eingeschlossen und durch werthvolle Textausgaben gefördert. Doch auch als Romanist hat er sich durch Ausgaben verdient gemacht und gelegentlich über altfranzösische Literaturgeschichte gelesen. Sein eigentliches Gebiet aber war bald mit dem Aufkommen der englischen Philologie als selbständiges Universitätsfach die englische Sprach- und Literaturgeschichte, insonderheit die englische romantische Literatur des Mittelalters. Hier hat er eine stattliche Reihe werthvoller und mustergültiger Textausgaben erscheinen lassen, u. a. auch in der Early English Text Society, sowie in der von ihm gegründeten „Altenglischen Bibliothek“. Die in den umfangreichen Einleitungen hiezu niedergelegten Ergebnisse seiner Forschungen werden für lange Zeit hinaus als Ausgangspunkt für weitere Studien gelten und es ist wohl auf diesem Gebiet, auf dem die Wissenschaft seinen Verlust am schwersten, ja in gewisser Hinsicht als unersetzlich zu beklagen haben wird. Durch diese jahrzehntelange einschlägige Arbeit an mittelenglischen Texten gewann Kölbing eine Meisterschaft, eine Sicherheit des Blickes, eine Vertrautheit mit den mittelalterlichen Sagenmotiven, sowie mit den handschriftlichen Schätzen der englischen Bibliotheken, die jeder späteren Ausgabe aufs neue zugute kamen, die aber nun mit ihm zu Grabe getragen wurden. Das viele Begonnene, in seinem Pulte Ruhende in einer Kölbings würdigen Weise aus seinem Nachlaß herauszugeben, wird keine kleine Aufgabe sein, und wenn es unterbliebe, wäre es doppelt zu beklagen; so harren, um nur eines zu erwähnen, die Fachgenossen schon lange auf seine wohlvorbereitete Ausgabe der Ancren Riwle; der rastlose Mann hatte so vieles übernommen, daß auch ein volles Menschenleben nicht gereicht hätte, alles glücklich unter Dach zu bringen.

In diesem Zusammenhange mag auch der Frage nähergetreten werden, warum Kölbing gerade in seinen reiferen Jahren sich vornehmlich auf die Textausgaben geworfen und es nicht versucht hat, einzelne weiter ausgreifende Probleme, eine bestimmte Literaturperiode oder einen größeren Sagenkreis systematisch zu erörtern. Seine hervorragende Kenntniß nicht nur der englischen, sondern auch der altnordischen und altfranzösischen Literatur ließ ihn ja dafür ganz besonders berufen erscheinen. Es war wohl einerseits seine peinliche Gewissenhaftigkeit, die erst alle ihm nöthig scheinenden Vorarbeiten sorgfältig erledigt sehen wollte, andrerseits aber vielleicht eine Art kindlich liebenswürdigen naiven Optimismus, der ihn der engen Grenzen, die der Lebenszeit des einzelnen Menschen nun einmal gesteckt sind, vergessen ließ, so wie er seiner selbst, seines leiblichen Wohles stets vergaß, außer wenn ihn angegriffener Gesundheitszustand geradezu zwang, die Arbeit für kurze Zeit zu unterbrechen. So hat denn auch wohl seine Arbeit auf einem neuenglischen Gebiete, dem der Byron-Forschung, der er sich in seinen letzten Lebensjahren mit besonderem Eifer zugewandt hatte, weniger Dank gefunden, weil sie eben zu groß angelegt war. Wenn Kölbing nichts hinterlassen hätte, als ein paar seiner mittelenglischen Textausgaben, hätte er sich damit allein schon einen Ehrenplatz in seiner Wissenschaft errungen, aber er konnte sich nicht genug thun; obwohl selbst einer der Verdientesten, Fleißigsten und Frucht-

Digitized by Google

darsten, glaubie er in liebenswürdiger Bescheidenheit seinen Fachgenossen immer noch mehr schuldig zu sein; in rührender Selbstverleugnung ging er auf jede Anregung ein, auch Jüngeren gegenüber, ganz vergessend, wie sehr er doch ihr Meister war, lud sich immer neue Arbeit auf, die ihn endlich vor der Zeit hinwegraffte.

Ein dauerndes Verdienst, abgesehen von seinen eigenen Arbeiten, war ferner die Herausgabe seiner Zeitschrift, der „Englischen Studien", die nun seit 1877 bereits 26 stattliche, inhaltsreiche Bände aufweist, in denen die anglistische Arbeit seit der Entwicklung der englischen Philologie als selbständige Disciplin sich in trefflichster Weise wiederspiegelt. Auf all dir zahllosen unerquicklichen Schwierigkeiten, unter denen Kölbing zu leiden hatte, sel hier nicht eingegangen; tröstliche Thatsache ist, daß er sich mit seiner Zeitschrift sieghaft durchgerungen, daß auch seine ehemaligen Gegner, sowie zahlreiche hervorragende Gelehrte anderer Gebiete zu seinen Mitarbeitern geworden sind. Es war ihm anfangs nicht leicht gemacht worden, aber die Werthschätzung seitens seiner Fachgenossen, die er sich durch unentwegtes tüchtiges Wirken und Schaffen errungen hatte, war und ist doch viel größer, als er selbst in seiner schlichten Bescheidenheit ahnte. Wie Kölbing als Lehrer gewirkt, das läßt sich aus der Ferne nur ahnen. Eine große Anzahl theilweise ganz vortrefflicher Doktordissertationen und Textausgaben, die aus seiner Breslauer Schule hervorgegangen und in denen überall die anregende, fördernde Spur des Meisters zu erkennen ist, ist zugleich ein ehrendes Denkmal für ihn, der jederzeit seinen Studenten als hülfreicher Berather und Freund zur Verfügung stand. Namhafte jüngerr Fachgenossen zieren als Kölbings Schüler auch schon die Lehrstühle deutscher und ausländischer Hochschulen.

Nicht verschwiegen werden darf aber auch der wohlthuende, ermuthigende Einfluß edler Frauen auf sein äußerlich vielleicht zuweilen rauh erscheinendes, innerlich aber nur gar zu weiches Gemüth, der seiner Mutter, „seiner ersten Führerin auf dem Gebiete der nordischen Sprachen," wie er sie dankbar in der Widmung seiner Uebersetzung der Gunnlaugsage nannte, und der seiner treuen Lebensgefährtin, der wir es u. a. zu danken haben, daß er trotz aller Schwierigkeiten seine „Englischen Studien" muthig weitergeführt hat.

Kölbings so bedauerlich früher Tod war die Folge seines keine Schonung kennenden, selbstverleugnenden Arbeitsdrangs und seiner Pflichttreue. Seit Jahren waren die Vorstellungen seiner Freunde vergeblich und so wollte er auch in seinen letzten Lebenstagen von Rücksicht auf sich selbst nichts wissen. Den Tod im Herzen, als die besorgten Seinen ihn wenige Tage vor Semesterschluß von Breslau fortschaffen wollten, ließ er es sich nicht nehmen, Kollegstunden einzulegen, damit ja seine Studenten nicht verkürzt werden. Auf dem friedlichen Sanatorium Hummelsburg in Herrenalb wurde er, wo immer er dem wachsamen Auge der treubesorgten Gattin entschlüpfen konnte, bei der Arbeit betroffen; noch wenige Minuten vor seinem Tode schrieb er sein „druckfertig" unter einen Korrekturbogen seiner „Englischen Studien", dann brach er zusammen in den Armen seines treuen Arztes, bei dem ihm in den letzten Tagen so wohl gewesen. Als wir ihn auf dem schlichten Gottesacker in Herrenalb in die kühle Erde betteten, ;da war trotz der gewaltigen Entfernung doch auch eine Abordnung seiner getreuen Breslauer Studenten zur rechten Zeit eingetroffen, um am offenen Grabe in schlichten Worten Zeugniß abzulegen für das, was sie ihrem Lehrer alles dankten. Kölbings Verdienste im einzelnen darzulegen, muß den Fachzeitschriften überlassen bleiben; sein Tod hinterläßt eine Lücke, die ganz niemals auszufüllen sein wird; nicht geringer aber ist der bleibende Gewinn, den dieses früh zum Abschluß gekommene, reiche Gelehrtenleben den Mitlebenden und Nachstrebenden hinterlassen.

Freiburg i. B., 14. August. A. Schröer.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Von der Forschungsreise der HH. Dr. Waldemar Belck und Dr. C. F. Lehmann liegt jetzt der zweite Bericht vor, den die Forscher aus Erzingian unterm 28. Juni 1899 an die Akademie der Wissenschaften gerichtet haben. Die Fortsetzung der Reise galt vornehmlich der Aufsuchung der an der Peripherie des chaldischen (urartäischen) Reiches aufgestellten Inschriften. Diese haben sich als besonders interessant und wichtig erwiesen. Die Expedition wandte sich zunächst nach Südosten, um die in der Nähe von Rowanduz bei Sidekan aufgestellte Stele zu untersuchen, von der man wegen ihrer Nachbarschaft zur Kalischin-Stele chaldischen Ursprung zu vermuthen hatte. Sie war an Ort und Stelle bisher noch nicht wissenschaftlich untersucht. Auf äußerst schwierigem Marsch über die verschneiten Gebirge und durch die vom Schnee verschlossenen Pässe des Gebiets südlich vom Wan-See wurde Mitte Februar Bitlis, dann weiter Söört erreicht. Von hier ging es über Gezireh nach Mosul und nach kurzem Aufenthalt weiter über Nimrud und Erbil nach Rowanduz. Rowanduz ist von Mosul und Erbil durch Pässe getrennt, die für ein Heer gänzlich unpassirbar sind. Für das Verständniß der assyrisch-chaldischen Kämpfe in diesem Gebiet ist diese Beobachtung von besonderer Wichtigkeit. Die Stele Kel-i-giaur, die „graue Stele" genannt, steht an der Straße zwischen den Dörfern Sidekan und Topzana. Ihre Lesung begegnet den allergrößten Schwierigkeiten und die Entzifferung nahm etwa 14 Tage in Anspruch. Die Stele ist auf beiden Breit- und beiden Schmalseiten beschrieben; zwei Inschriften sind in chaldischer, zwei in assyrischer Sprache. Das obere Drittel der Stele fehlt und ist vermuthlich schon in alter Zeit weggebracht worden. Die Stele ist von Rusas I. Sardurihinis gesetzt. Sie führt in die Zeit der Kämpfe zwischen diesem Herrscher und dem Assyrer Sargon II., dessen erbitterter Gegner er war. Sargon berichtet, daß schließlich Rusas I. sich selbst den Tod gegeben habe, aus Verzweiflung darüber, daß sein Gott, der Chaldis von Musasir, von Sargon weggeführt sei. Der Inhalt ließ keinen Zweifel darüber, daß die Stele in unmittelbarer Nähe von Musasir aufgestellt ist. Dies führte zur Auffindung der Stätte des alten Musasir, das offenbar ein alter Sitz der Chalder ist. Von Rowanduz kehrte Dr. Belck nach Wan zurück. Sein dortiger Aufenthalt gilt der Erledigung der dort verbliebenen Aufgaben und der möglichst weiten Erforschung des östlichen Theiles des chaldischen Gebiets. Dr. Belck hat in und um Wan noch mehrere Inschriften und Fragmente aufgefunden. Ferner wurde die Ausgrabung auf Toprakkaleh im Auftrag der Rudolf Virchow-Stiftung fortgesetzt. Ein Knochenring mit Keilinschrift ist unter den Funden hervorzuheben. Dr. C. F. Lehmann wandte sich auf der Route Mosul-Midiat-Hassankäf-Maiafarkin-Sidje der sog. „Quellgrotte des Sebeneh-su" zu. Auf Grund der von Sester genommenen Abklatsche war Prof. Schrader 1885 zu dem Schlusse gekommen, daß sich dort befänden eine Inschrift Tiglatpilesers I., eine Tuklat-Ninibs II. und eine von Asurnasirabal. Die Sache liegt anders; die zweite und dritte Inschrift rühren beide von Salmanassar II. her. Außerdem finden sich in einer anderen, höher gelegenen Höhle noch zwei bisher ganz unbekannte Inschriften, ebenfalls beide von Salmanassar II. gesetzt. Diese sämmtlichen Inschriften des Königs gedenken der Kämpfe, die er mit Aram, dem ersten uns bekannten Herrscher von Urartu, zu führen hatte. Die Bezeichnung „Quellgrotte des Sebeneh-su" ist, wie Dr. Lehmann darlegt, in jeder Hinsicht unzutreffend; der Fluß heißt anders und eine Quellgrotte liegt nicht vor. Ueber Palu, wo u. a. eine chaldische Felsenfestung entdeckt wurde, reiste Privatdozent Dr. Lehmann in nordwestlicher Richtung nach Mazgirt. Hier fand er an einer besonders interessanten chaldischen Burganlage mit Cisternen und unterirdischen Treppen eine Inschrift Rusas II. Argistihinis, die zwar zur Hälfte zerstört war, aber doch so noch historisch und geographisch wichtige Daten lieferte. Ueber Charput ging es nach Kümür-Chan Izoly (Izagly). Die am Felsen auf dem linken Euphratufer eingegrabene Keilinschrift Sardurs III., die westlichste aller chaldischen Inschriften, war seit ihrer Entdeckung durch Mühlbach und Moltke nicht wieder wissenschaftlich untersucht

Digitized by Google

worden. Die Kollation ergab wichtige Verbesserungen. In dem Felsen fanden sich chaldische Treppen und Höhlen: es war offenbar ein chaldisches Fort unweit der Euphrat-Brücke, welche die Grenze von Sarduris III. Reich bildete. Außerdem wurden von Dr. Lehmann verschiedene, zum Theil spezifische chaldische Felsenburgen ohne Inschrift aufgefunden, von denen als die wichtigste die beim Dorfe Kalah am linken Euphratufer belegene zu nennen ist, die das „Euphratknie" bei Malatia beherrscht. In einer Höhlenstadt bei Wonk ist auf hohem, äußerst schwer zugänglichem Felsen eine geiechische Inschrift in sechzehn großen Zeilen angebracht. Es ist eine Grabinschrift: Wer sie mit einer Rose oder einer anderen Blume vergleichen wollte, auf den wird der Segen alles Himmlischen, auf den Uebles Redenden aber der Fluch der Unteriedischen herbeigefleht. Der Name der Dame wird genannt und ist erhalten, ebenso der ihrer Mutter, einer Römerin, und der des mütterlichen Großvaters.

* **Tübingen.** In der Nacht zum Montag starb hier der Kanzler der Universität, Geh. Rath D. Dr. Karl v. Weizsäcker, nach längerer Krankheit. Er war geboren in Oehringen am 11. Dez. 1822, er hat also ein Alter von nahezu 77 Jahren erreicht. Sein um sechs Jahre jüngerer Bruder, der Historiker Julius Weizsäcker, ist ihm schon vor zehn Jahren im Tod vorangegangen. Karl Weizsäcker machte die gewohnte Laufbahn der württembergischen Theologen durch, besuchte außer Tübingen auch die Universität Berlin, erwarb als Stiftsrepetent den philosophischen Doktorgrad und begann seine akademische Lehrthätigkeit 1847 als Privatdozent der Theologie. Doch wurde diese Thätigkeit auf längere Zeit durch seinen Uebertritt in den praktischen Kirchendienst unterbrochen. 1861 erhielt er den Ruf als ordentlicher Professor der Theologie an die Landesuniversität als Nachfolger Ferdinand Christian Bauers. Die Tübinger „kritische Schule" fand in Weizsäcker einen neuen glänzenden Vertreter, der in einer fast 40-jährigen Lehrthätigkeit mehr als eine Generation von Theologen mit dem Geist evangelischer Freiheit befruchtet hat. Sein Hauptgebiet war die Kirchen- und Dogmengeschichte, und von seinen Werken ist das bedeutendste und angesehenste das „Apostolische Zeitalter der Christlichen Kirche", das auch in einer englischen Ausgabe erschienen ist, sodann seine neue Verdeutschung des Neuen Testaments, seine „Untersuchung über die evangelische Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwicklung" u. s. w.; am weitesten aber haben wohl Weizsäckers Vorlesungen über Kirchengeschichte gewirkt, die in Tausenden von Manuskripten in der deutschen theologischen Welt verbreitet sind. Im Jahre 1889 wurde Weizsäcker der Nachfolger Rümelins im Kanzleramte der Universität; er hat gleich seinem Vorgänger alljährlich beim Festakt in der Aula durch eine geistvolle und bedeutsame Rede dieser hohen Würde wissenschaftlichen Glanz verliehen. Das Kanzleramt brachte ihm zugleich den Sitz in der Kammer der Abgeordneten, in der er eine liberale Richtung stets wirksam vertrat.

* **Stuttgart.** Zum Direktor der thierärztlichen Hochschule wurde Prof. Dr. Max Sußdorf ernannt.

B. **Heidelberg,** 16. Aug. Tel. Prof. Dr. Robert Bunsen, der Entdecker der Spektralanalyse mit Kirchhoff, ist heute früh 10 Uhr, 88 Jahre alt, gestorben.

* **Gießen.** Die hessische Regierung hat in Gießen ein größeres Grundstück angekauft, auf dem eine den gesteigerten Ansprüchen genügende Universitätsbibliothek errichtet werden soll.

* **Dresden.** Der Privatdozent Dr. Gravelius an der hiesigen technischen Hochschule ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Berlin.** Die von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vollzogenen Wahlen des ordentlichen Professors an der hiesigen Friedrich Wilhelms-Universität Dr. Paul Scheffer-Boichorst und des bisherigen korrespondirenden Mitgliedes der Akademie, ordentlichen Professors an der Berliner Universität, Geh. Regierungsraths Dr. Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf zu ordentlichen Mitgliedern der philosophisch-historischen Klasse, sind bestätigt worden.

* **Wien.** Der ordentliche Professor der Kunstgeschichte an der deutschen Universität in Prag Dr. Joseph Neuwirth wurde zum ordentlichen Professor der allgemeinen Kunstgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Baukunst an der Technischen Hochschule in Wien ernannt. Neuwirth tritt an die Stelle des in Ruhestand versetzten Professors Joseph Bayer.

* **Moskau.** Für die Moskauer Universität sind gegenwärtig folgende Bauten im Gange: 1. ein gemeinsames Gebäude für das Zoologische Museum und die Institute für Zoologie und Anatomie der Pflanzen, Morphologie und Pharmakognosie; die Baukosten beziffern sich auf 626,000 Rbl.; 2. ein großes Gebäude für das Physikalische Institut nebst Laboratorium und mechanischer Werkstatt; Baukosten 430,000 Rubel; 3. ein Gebäude für die Laboratorien der agronomischen und technischen Chemie an der Stelle des Gebäudes des Rektors; Baukosten 900,000 Rbl. Ferner wird das Chemische Laboratorium im Dolgorukowski Per. durch einen Anbau erweitert; Baukosten ca. 90,000 Rbl. Im alten Universitätsgebäude, das nach Fertigstellung der vorerwähnten Gebäude vollständig frei wird, sollen auf der rechten Seite der unteren Etage die Administrationsräume, in der zweiten und dritten Etage die Institute für Mineralogie und Zoologie, auf der linken Seite im zweiten Stockwerk, in den vier Sälen unweit dem Aktsaal, das geographische und anthropologische Museum, in den übrigen Sälen derselben Etage und mehreren Zimmern der dritten Etage die bei der Universität bestehenden Gelehrtengesellschaften untergebracht werden. Für den Umbau dieses Gebäudes und die Einrichtung der einzelnen Räumlichkeiten sind 200,000 Rbl. angewiesen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Schauinsland: Drei Monate auf einer Koralleninsel (Laysan). Bremen, Max Nößler 1899. — Dr. E. Häfner: Katechismus für Radfahrerinnen; Katechismus für Radfahrer. (Max Hesse's illustr. Katechismen. Nr. 49 und 50.) Leipzig, Max Hesse 1899. — Benj. R. Tucker: Sind Anarchisten Mörder? Berlin, B. Zack 1899. — Th. Trautwein: Tirol, bayerisches Hochland, Algäu, Vorarlberg, Salzburg und Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain. 11. Aufl. Innsbruck, A. Edlinger 1899. — Dr. Emil Pott: Der Formalismus in der landwirthschaftlichen Thierzucht. Stuttgart, Eugen Ulmer 1899.

Soeben erschienen: (12460)

Carl Gerot,

Das Geschlecht des Embryo

Ein Beitrag zur

Lösung des Problems der Geschlechtswahl.

Preis 1.50 Mark.

Verlag von S. Gabriel, Berlin S., Ritter-Strasse 99.

Eine Schrift von höchster Bedeutung für Aerzte und alle an dem Gegenstand Interessirte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1899. 124. Band. Viertes Heft.

Inhalt: Der Einfluß der Konfession auf die Sittlichkeit. IV. Selbstmordstatistik und Statistik der Ehescheidungen. — Die Ursachen des Bauernkrieges 1525. (Die Lage des Bauernstandes um 1500.) (Schluß.) Die Dichtungen Michelangelos. — Das Jesuitendrama und die litterarhistorische Forschung am Ende des Jahrhunderts. — Der englische Imperialismus und der europäische Friede. — Kirchenpolitik der Königin Elisabeth. 1558—1564. (12514)

Digitized by Google

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.


## Uebersicht.



## Religion und Moral.

Von Paul Garin.

### II.

David Friedrich Strauß fragte einst in einem umfangreichen Werke: Sind wir noch Christen? Er antwortete: Nein. Heute schon muthen uns Frage sowohl als Antwort seltsam an. Wie kann man fragen, was keine Frage, oder gar darauf antworten? Oder meinte die Frage, ob wir noch Christen wie vor 100, vor 1000 Jahren, wie die ersten Christen seien? Auch darauf wäre die Antwort: selbstverständlich nicht, weil das gar nicht möglich ist. Die Frage hat sich seitdem öfter wiederholt, bis sie sich endlich in die Forderung Nietzsche's verwandelte: Werft weg, was noch von Christenthum an euch, es sei viel oder wenig. Daß auch das unmöglich, ist klar.

Das Christenthum ist ein Strom des Geschehens, in dem die Kulturmenschheit nun bald 2000 Jahre fortgeführt wird, der Alle und den Einzelnen wie der Wasserstrom seine Fische umschließt, und wenn ein Fischlein aus Lebensangst oder Lebenslust einmal eine Spanne hoch auf eine Sekunde in die Luft schnalzt, so kann das keinen Zweifel an der Natur der Fische und ihres Gemeinsamkeitslebens mit dem Strom und auch nicht die Forderung, daß der Einzelne jene Natur und jenes Gemeinsamkeitsleben aufgeben müsse, begründen.

Der Streit um die Frage, ob das Christenthum nützlich oder schädlich für die Menschheit, ist übrigens alt und wird von Celsus gegen Origenes bis auf Friedrich Max Müller gegen sein Pferdebürla[1]) nach denselben Grundlinien des Denkens ausgefochten. Im weiteren führte das aber gleich mitten in die Frage nach dem Zusammenhang von Religion und Moral. Vorher wäre jedoch noch von jenem Straußschen Zweifel, seinen Verwandten und seiner Vergangenheit kurz zu reden.

Lassen wir die letzte und tiefste Frage, ob es in der Welt einen Fortschritt überhaupt gebe, beiseite und beschränken außerdem den Blick auf die historischen Zeiten. Dann scheint Eines wenigstens zweifellos: Die Beziehungen der einzelnen Bestandtheile der Menschheit haben unaufhörlich zugenommen. Wenn in nichts anderem, so ist hierin ein Fortschritt unverkennbar. Nehmen wir diese Zunahme als den Inbegriff des Fortschritts überhaupt, so ist wiederum kaum in Abrede zu stellen, daß das Christenthum daran als fördernder Einfluß stark betheiligt war. Zu der Summe dieser Beziehungen gehört auch der Austausch von Gedanken und Gefühlen auf größere Entfernungen und weitere Zeiten, kurz das, was man Literatur nennt. Zunächst die Buchdruckerkunst, dann die verbesserten Verkehrsmittel haben die Möglichkeit der Ausbreitung der Erkenntniß sowohl als des Irrthums und der Mißverständnisse ins Unendliche gesteigert. Das Buch und später die Zeitung erscheinen in der Weltgeschichte und berauschen durch ihre Wirkung ihre Urheber in Machtgefühl. Jeder glaubt aus der einstürmenden Fluth der Berichte und Gedanken nur das Wahre herauszunehmen und zu einer noch höheren Wahrheit verarbeitet wieder weiter zu geben. Jede Beschränkung des Zu- und Abflusses empfindet er als ein Verbrechen an der Wahrheit selbst und zudem als persönliche Kränkung. Das bißchen Bureaukratismus von Staat und Kirche, das den Einzelnen drückt, wird der aufgeregten Phantasie des Gekränkten zu Staat und Kirche selbst, zu Religion, zu Christenthum, zur Weltordnung, in welcher nur mehr feindliche, kulturfeindliche, unvernünftige Welt und keine Ordnung mehr gesehen wird. Und doch nimmt Rousseau ein langes Leben aus Freundeshand, und Voltaire überwindet ganz Frankreich, um den Justizmord an Calas zu sühnen. Nach 1800 Jahren Christenthum hat eben auch ein Voltaire keine Macht mehr, ob er Christ sein will oder nicht. Wofür er sich selbst hält und welche Meinung er über die Nützlichkeit des Christenthums für die Menschheit hat, ist gegenüber der Belehrung, welche seine Christenthat über seinen wirklichen Stand gibt, völlig gleichgültig.

Auch Schillers berühmte Antwort auf die Frage, welche Religion er bekenne, die Antwort: „Keine, aus Religion!“ enthält nicht viel mehr als eine Selbsttäuschung, mit der irrigen Vorstellung als Grundlage, als könne es eine von den eben herrschenden religiösen Vorstellungen unabhängige, ja eben dadurch höhere Moral geben. Die Moral eines Menschen ist aber nichts als der Ausdruck der religiösen Vorstellungen im Handeln. Die letzteren werden dem Einzelnen durch Ort und Zeit seiner Geburt, durch Erziehung und Umgebung, durch Lebenserfahrungen in der Gemeinschaft der Zeit-, Volks- und Glaubensgenossen mit solcher Kraft und in solcher Menge aufgezwungen und einverleibt, daß eine spätere, vermeintlich noch so selbständige und voraussetzungslose Nachprüfung an der geistig-moralischen Verfassung des Prüfers nur mehr verschwindend wenig ändern kann. So sind und bleiben sogar Strauß und Feuerbach, Schopenhauer und Nietzsche Christen und bekennen es dadurch, daß sie sich gegen den Vorwurf unchristlichen Handelns sehr verwahren würden und durch die Frage, an welchem Punkt sie denn in ihrem Leben mehr als christlich, überchristlich, übermenschlich gehandelt hätten, wohl sehr in Verlegenheit kämen.

Wir müssen jedoch offenbar noch weiter gehen. Selbst die Gast- und Nachbarvölker der christlichen Welt sind mehr oder minder christianisirt. Der deutsche, der englische, der französische Jude und jeder seiner Glaubensgenossen in christlicher Lebensgemeinschaft lehnt den Vorwurf unchristlichen Handelns, ja schon unchristlicher Gesinnung ab und verwahrt sich mit Recht gegen etwaige

[1]) Das Pferdebürla. Tagesfragen beantwortet von Friedrich Max Müller. Berlin, Paetel.

Digitized by Google

Schlüsse auf sein Handeln aus alten, zu großem Theil im Tod erstarrten Religionsbüchern. Und der Khalif selbst klagt, daß das christliche Europa mit dem Islam türkisch umgegangen, während er wahrhaft christlich gegen Armenier und Kreter gehandelt habe und handle.

Mit einem Worte: Alles weiß und bekennt sich mehr oder minder an das Christenthum gebunden, mehr oder minder theilhaftig christlichen Geistes. Der Strauß'sche Zweifel entspringt denn auch nicht dem freien vollen Blick über das ganze Christenthum, über die ganze Christenheit, sondern dem auf Dogmatik und ein Häuflein Gelehrter und Schriftsteller freiwillig eingeschränkten. Er sagt im letzten Grunde nichts anderes als das: Wenn wir noch Christen wären, müßte es uns besser gehen. Welchen Weichselzopf von petitionibus principii das enthält, bedarf keiner Ausführung.

Jener Zweifel und der daraus abgeleitete Kampf sind aber noch unter anderem Gesichtspunkte durchaus unphilosophisch. Sie bedeuten einen Rückfall in uralte, wenn auch heute noch allgemein gebräuchliche, für die Betrachtung solcher Gegenstände jedoch unzulässige Denkformen, indem sie nach Art der alten Naturreligionen die Widerwärtigkeiten des Lebens nicht in Allgemeinheiten auflösen, sondern zu Gestalten zusammenfassen und geradezu personifiziren. No popery, écrasez l'infame, nieder mit dem Kapital, fort mit dem Christenthum und ähnliche Rufe erheben sich nicht wesentlich über das geistige Niveau des Lärms, womit die Naturvölker die bösen Geister zu vertreiben glauben. Eine Erscheinung wie das Christenthum, das Jahrtausende bis zu seinem Auftreten sich vorbereitet und dann Jahrtausende in bis heute wachsender Kraft sich entwickelt, kann eben nicht aus dem Gesichtspunkte des Unbehagens einer Person beurtheilt werden. Auch dann noch nicht, wenn dies Unbehagen nur in dem Gefühl der Ohnmacht besteht, sich das Dasein der Erscheinung mit den eigenen Vorstellungen und Ansprüchen zusammenzureimen.

In der That, dem kleinen Häuflein theoretischer unfruchtbarer Antichristen, die zudem ihre eigenen Ansichten durch stetes und oft hervorragend löbliches christliches Verhalten widerlegen, hält die ganze in schäumender Gestaltungskraft fortschreitende christliche Welt die Antwort entgegen: Nicht ob wir Christen, oder noch Christen sind, ist die Frage, sondern wie wir noch bessere und mehr werden. Und das ist die Frage der Fragen, die jedoch nicht das Gestern gestellt und das Heute stellt, sondern die jede Stunde und jede Minute der Vergangenheit gestellt hat und jede Stunde und jede Minute der Zukunft stellen wird, aber auch beantwortet hat und beantworten wird. Daß jede neue Antwort, jede neue Moral dabei auch auf einer neuen Form der religiösen Anschauungen beruht hat und beruhen wird, ist selbstverständlich. Was aber beharrt in diesem ewigen Wechsel, ist die Idee von Religion und Moral, die Wahrheit, id quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est, ganz wie in allem Entstehen und Vergehen der Individuen bestimmte Merkmale der Art unbeschadet aller Wechsel der äußeren Form durch die Zeiten fortbeharren und erst mit den Existenzbedingungen der Art selbst verschwinden.

Wenn aber Religion und Moral wirklich solche inhärente Merkmale der Art Mensch sind, dann ergibt sich auf den ersten Blick, wie völlig hoffnungslos der Versuch der Einzelnen, darauf gestaltend einzuwirken, sein muß. Dann ist jene Frage, wie wir noch bessere und mehr Christen werden, zwar die Frage der Menschheit, aber doch und ausschließlich an den Einzelnen gerichtet. Nur der Einzelne kann, indem er sich nach seiner Art von Welt und Leben belehren läßt, im Grunde zu einer befriedigenden Antwort gelangen und sie kann und wird nur um eine kaum wahrnehmbare Kleinigkeit von jener seiner Nachbarn abweichen.

Die Abweichung selbst der radikalsten Denker von dem Gesammtinhalt der religiösen Vorstellungen ihrer Zeit ist nur scheinbar groß und in Wirklichkeit nur sehr gering. Und wenn man dem Hinweis auf deren rückhaltlose Anerkennung der herrschenden Moral mit dem Einwand begegnen wollte, jene Denker seien eben der Zeit voraus und mit der Anerkennung ihrer Vorstellungen werde sich die Moral, die daraus folge, von selbst einstellen, so ließe sich von Fall zu Fall gar leicht beweisen, daß das Denken dem Werden von Religion und Moral nie vorangeht, sondern immer folgt.

Religion und Moral stehen eben überhaupt nicht in dem Verhältniß von Ursache und Wirkung zu einander, jenem Verhältniß, bei welchem ein Zustand A unter der Kraft der Ursache in einen Zustand B übergeht und der Unterschied der beiden Zustände die Wirkung darstellt. Sie stehen vielmehr zu einander im Verhältniß von Form und Inhalt, die unauflöslich zu gleicher Zeit vorhanden, sich gegenseitig bedingen und wenn sie sich ändern, sich gleichzeitig ändern. Dieser unauflösliche Zusammenhang ist bei allem möglichen und wirklichen Wechsel das wirklich Beharrende in Religion und Moral des Einzelnen wie der Völker und der Menschen. Nachdem das Christenthum den Begriff der Menschheit für die Verbindlichkeit des Einzelnen ausschlaggebend gemacht hat, eine Verallgemeinerung der moralischen Forderung darüber hinaus nicht mehr möglich ist, kann im Grunde genommen heute nur mehr von einer Religion gesprochen werden, in welche sich die vorhandenen Reste anderer mit lokal, national oder artlich eingeschränktem Anspruch und Wirkungsbereich auflösen müssen. Die christlichen Missionäre verbreiten aber das Christenthum nicht so sehr dadurch, daß sie den Heiden eine neue, oft für sie gänzlich unfaßbare Lehre verkünden, sondern vielmehr dadurch, daß sie den christlichen Kaufmann, Handwerker und Kolonisten nach sich ziehen und es den Heiden unmöglich machen, in solcher Umgebung anders als christlich zu leben.

Hier nun liegt der Kern und das Wesen der Frage von der Nützlichkeit des Christenthums für die Menschheit. Wenn die ungeheure Vermehrung und Verfeinerung der Beziehungen der einzelnen Theile der Menschheit, die Entdeckung Amerika's und die Indienfahrten, die Besitzergreifung des Erdkreises als Folge jenes Wortes: „Lehret alle Völker" für die Menschheit schädlich war, oder aber jenes Resultat einfacher und kürzer als durch das Christenthum zu erreichen war, dann behält Nietzsche recht. Beide Alternativen aber sind als inhaltslos abzulehnen. Dabei kommt es nicht in Betracht, daß den Missionär nicht immer ein unwiderstehlicher Trieb, das Evangelium zu verkünden, und den Kaufmann immer das Verlangen nach Gewinn zu den Heiden führt. Indem sie aus der christlichen Welt kommen und in unaufhörlicher Verbindung mit ihr bleiben, bringen sie unwillkürlich und unausbleiblich den Geist des Christenthums mit, den kein Schatten, der den Personen anhaften mag, verdunkeln und keine menschliche Schwäche beeinträchtigen kann. Es bliebe nur der ungeheuerliche Einwand, die Eroberung des Erdkreises und die Zusammenfassung der Völker zur Einheit der Menschheit, Prozesse, die unter unsern Augen heute mit nie gesehener Eile ihrem Ziele zustreben, vollzögen sich nicht durch das Christenthum, sondern trotz desselben. Und nicht viel besser stünde es mit der Behauptung, für jene Prozesse seien Religion und Moral der Eroberer und Vermittler ohne wesentliche Bedeutung. Nun sind aber jene Eroberung und Zusammenfassung Programm und erster Anspruch des Christenthums und wenn wir dies Programm seit dem Beginn unsrer Zeitrechnung bis heute mit wachsender Schnelligkeit sich erfüllen sehen unter der stets gleichbleibenden

Digitized by Google

Form, daß die Eroberung der Geister erst auf die der Körper folgt, so wird es schwer, den Zusammenhang anders als einen ursächlichen vorzustellen. Dabei kann den Eisenbahnen und Dampfschiffen, wie den Kanonen und Gewehren, der absatzbedürftigen Industrie und der europäischen Bevölkerungszunahme ihr voller Antheil als materielle Bedingungen jener Prozesse zugestanden bleiben. Halten wir nur fest, daß es im Grunde doch der Geist ist, der sich jene materiellen Bedingungen schafft und sie benutzt, der Geist des Christenthums, die Idee der Vereinigung der in Bruchstücke zerfallenen Menschheit zur lebensvollen Einheit.

„Der Geist ist kein prius, sondern ein developpement“ hält das schlesische Pferdebürla in Amerika seinem berühmten Oxforder Gegner vor und meint damit, daß, wenn sich eine bestimmte Anzahl von Atomen in bestimmter Ordnung zusammenfänden, dann habe sich in diesem Augenblicke zugleich der Geist eingefunden. Er hätte recht, wenn er damit den Geist meint, der ihn zwingt, die materielle Seite des Daseins anzusehen, und wenn er jenen anderen Theil seines Geistes, mit dem ein jeder Mensch, wenn auch wie er scheinbar widerwillig, in Wirklichkeit doch zu seinem höchsten Glücke die Welt sub specie aeternitatis anschaut, verleugnen könnte. Es ist aber nur eine Redeform von dem aufrichtigen Wahrheitssucher und nicht so ernst zu nehmen, wenn er in dem Christenthum nur eine Art Priesterbetrug, zum mindesten eine naive Selbsttäuschung der Anhänger sehen will. In Wirklichkeit steht er in ehrlichem Ernst, selbstlosem Forschertried und glühendem Wahrheitsdurst seinem gelehrten Brieffreunde ganz nahe, dessen schöner Klinge durchaus nicht unwerth. Und dann und wann fühlt man sich versucht, ihm zuzurufen: Was zögerst du, die paar Schritte noch hinaufzusteigen? Dann stehst du auf dem Gipfel neben deinem Gegner und siehst, was er sieht und brauchst nicht zu leugnen, was du auf deinen paar Stufen tiefer eben nicht sehen kannst.

Wem aber Max Müllers Auseinandersetzung mit dem Pferdebürla und seinen Denkgenossen die Lust erweckte, sich den alten Origenes und seine gegen des Celsus „Sermo verus“ gerichtete Widerlegung anzusehen, der würde nichts zu bereuen haben. Mit der Freude, die alles Identifiziren mit sich bringt, würde er wahrnehmen, wie dem diamantharten Kirchenvater schon die kleine Erhöhung des Standpunkts gegenüber der zusammengefaßten Fülle antiker Kultur seines Gegners ein Uebergewicht verlieh, als sei jedes Wort und jeder Begriff mit ganz neuem, unwiderstehlichem Stoff gefüllt und der Vorrath der Entgegnungen unerschöpflich. Mit Vergnügen würde er in den Dämonen und Göttern des Celsus die Geistesheroen von gestern und vorgestern, die nach des Pferdebürla's Ansicht das Christenthum endgültig todtgeschlagen, wiedererkennen. Daß auch in diesem alten Streit der Unterschied mehr in der Ausdrucks- als in der Denkweise liegt, erhellte klar daraus, daß Max Müller wie Origenes dem Gegner uneingeschränkt die moralische Ebenbürtigkeit zubilligen, so verschiedene moralische Folgerungen die verschiedenen Ausdrucksarten zu fordern scheinen.

Nur ein kleiner Temperamentsunterschied zeigt den einen der beiden Geister mehr dem Ganzen geöffnet und der Zukunft zugewendet, den anderen mehr auf das Nächste in Raum und Zeit eingeschränkt. Ein bißchen mehr Herz und Phantasie nur läßt immer den Einen sagen: Komm her und du siehst, daß deine handgreifliche Wirklichkeit die Wirklichkeit des Geistes, die ich sehe, nicht nur nicht ausschließt, sondern von ihr umschlossen wird, und ein bißchen weniger den Anderen erwidern: Du träumst.

Und wie aller Beharrenden ist des Celsus letztes Wort: Was gut daran, ist nicht neu, und was neu, nicht gut. Und immer werden die Beharrenden und die Drängenden gemeinsam von demselben Strome fortgetragen. Dieser Strom ist das Leben, das das Christenthum nicht verneint, sondern verkündet, eine Thatsache, die noch nie so verkannt wurde wie von den Pessimisten unsrer Zeit, die lieber an die Geister glauben, die todten, unfruchtbaren Trümmer des Lebens, als an den lebendigen, unsterblichen einen Geist, welche lieber annehmen, es gebe für Jeden einen eigenen und besonderen Weg, dem Wirrsal des Lebens zu entrinnen, als für Alle eine einzige Erlösung.

---

## Stammsagen aus Hinterindien.

Gesammelt von **Kurt Klemm.**

Die auffallende Thatsache, daß eine Reihe wilder Völker Hinterindiens, welche sich als Ureinwohner betrachten, ihren Ursprung aus dem Innern der Erde oder aus einem See ableiten, hat uns veranlaßt, die darauf bezüglichen Sagen zu sammeln, um so Anhaltspunkte für die engere Zusammengehörigkeit einzelner Gruppen zu gewinnen. Da das Material für die Kenntniß jener Völkerschaften vielfach zerstreut und meist wenig zugänglich ist, wurden einige charakteristische Legenden, welche die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der behandelten Völker erklären wollen, beigefügt, eine Erweiterung, welche es ermöglicht, ein lebendigeres Bild von dem Dichten und Trachten jedes einzelnen Stammes zu geben. Verwandtschaftliche Beziehungen des Gedankenkreises nöthigten dazu, auch einige Stämme des benachbarten Asam und des östlichen Himalaja heranzuziehen, wie die Naga von Asam und die Leptscha in Sikkim.

Die Stammsagen der nachstehend behandelten Völker gliedern sich zwanglos in zwei Gruppen, je nachdem die betreffenden Stämme ihre Herkunft aus dem Innern der Erde oder aus einem See ableiten.

Beginnen wir im Norden, so tritt uns zunächst bei den Leptscha von Sikkim, die sich selbst als Rong bezeichnen, eine Sage der ersten Art entgegen. Nach ihrer Meinung hieß das älteste Volk, welches ihr Land bewohnte, Nâ-âng. Bei Tharenden, in der Mitte eines Felsens, befindet sich eine Höhle, aus der das Volk der Nâ-âng vom Schooße der Mutter Erde an das Tageslicht emporstieg. Dieser Umstand veranlaßte den Glauben, es müsse möglich sein, wie die Oberfläche der Erde, auch den Himmel zu erreichen. Ein Häuptling ließ sich durch seine Freunde überreden, den Versuch zu wagen, um seine beiden erlauchten Geschwister, Sonne und Mond, und seine Verwandten, die Sterne, zu begrüßen. Zu diesem Zweck ließ er eine große Menge Töpfe anfertigen. Auf diesen stieg er empor, während seine Leute immer wieder neue Töpfe nachreichten, bis er eine schwindelnde Höhe erreichte. Aber der Vorrath der Töpfe ging aus und so konnte er nicht höher steigen, zumal das Gewicht der Töpfe auf die untenliegenden drückte und sie zerbrach. Nun rief er so laut er vermochte seinen Leuten zu, sie möchten ihm weitere Töpfe zukommen lassen. Sie aber verstanden ihn nicht und in der Meinung, er sei in den Himmel gelangt und wünsche jetzt wieder hinabzusteigen, stießen sie an die Töpfe, um ihm so den Abstieg zu erleichtern, worauf er kopfüber zu Boden stürzte.[1])

Die Stämme der Bandschogi und Pankho in Tschittagong führen ihren Ursprung auf zwei Brüder zurück und erzählen: „Vor Zeiten kamen unsre Vorfahren aus einer Höhle in der Erde. Sie hatten einen großen Häuptling,

---

[1]) Nach Kali Kumâr Dâs. Journal Buddhist Text Soc. IV. Nr. 1. Eine ähnliche Sage der Chin, die, weil sie die Sprachverwirrung damit in Zusammenhang bringt, an die Geschichte vom Thurmbau zu Babel erinnert. Beil. Allg. Ztg. 1896 Nr. 296.

welcher Tlandrol-pah hieß. Er war es, der zuerst den Büffel zähmte und seine Macht war so groß, daß er Gottes Tochter heirathete. Die Hochzeit wurde mit einem großen Fest gefeiert und der Häuptling schenkte dem Gott seine berühmte Flinte. Diese Flinte hört man heut noch, wenn es donnert. Vor der Hochzeit rief unser Häuptling alle Thiere zusammen, damit sie ihm einen Weg durch die Dschungeln bahnten, auf dem sie zu Gottes Hause gelangen könnten, um die Braut abzuholen. Alle waren dazu bereit, nur nicht das Faulthier und der Regenwurm. Deßhalb wurden sie verflucht und können die Sonne nicht schauen, ohne zu sterben. Die Höhle, aus der zuerst die Menschen auf die Erde kamen, kann man noch heute in Euschailand sehen, doch Niemand vermag sie zu betreten. Aus ihrem Innern dringen die Töne eines tiefen Gongs und das Gewirr von Menschenstimmen." „Einige Zeit nach Tlandrol-pahs Verheirathung gerieth das ganze Land in Feuer, und Gottes Tochter hieß uns nach der kühlen Meeresküste ziehen. Auf diese Weise kamen wir in dieses Land. Damals redeten noch Menschen, Thiere und Vögel eine Sprache. Da beklagte sich Gottes Tochter bei ihrem Vater, ihr Stamm könne die Thiere nicht tödten, denn mit kläglichen Worten erweichten diese die Herzen der Menschen. Darauf raubte Gott den Thieren und Vögeln das Vermögen der Sprache und nun gab es Speise in Hülle und Fülle; essen wir doch jedes lebende Wesen, welches nicht sprechen kann. Damals, als das Feuer aus der Erde brach, verdunkelte sich die Welt und die Menschen zerstreuten sich und ihre Sprachen wurden verschieden."

Von den beiden Göttern der Bandschogi und Pankho ist der größere Patjen. Er schuf die Welt, lebt im Westen und bewahrt die Sonne und die Nacht. Ihm opfert man die Sprossen von jungem Reis, um eine gute Ernte zu erzielen. Der eigentliche Stammesgott ist Khozing, dessen Haushund der Tiger ist, und dem vornehmlich Opfer gebracht werden.

Der Gott Khozing hat sein Dorf in den Bergen, aber kein Sterblicher kann es betreten. „Einst war ein Häuptling der Bandschogi auf dem Kriegspfad gegen die Euschai, als er Khozings Dorf erblickte. Es lag auf einem sehr hohen Berg und war ringsum mit rothen und weißen Tüchern behängt. Da gedachte der Häuptling, das Dorf zu überfallen, um Köpfe zu erbeuten, denn der Gipfel des Ruhms für einen Bandschogi ist eine möglichst große Zahl Menschenschädel. Zehn Tage lang marschirte er auf das Dorf zu, ohne ihm näher zu kommen, zuletzt entschwand es seinem Blick. Da erkannte der Häuptling, daß es Khozings Dorf war."

Nach dem Tode gehen die Dahingeschiedenen in den großen Berg, aus dem die Menschen hervorgekommen sind. Dort ist das Land der Todten. So sehr sie sich auch nach Rückkehr auf die Erde sehnen und so heftig sie weinen, bleibt ihr Wunsch doch unerfüllt, wenn sie ein böses Leben geführt haben. Im andern Fall gibt ihnen Khozing einen neuen Körper, mit dem er sie auf die Erde zurücksendet.[1])

Auch die Khongdschais von Manipur, welche zu den Kuki gehören, also mit den Bandschogi und Pankho verwandt sind, haben nach Mc Culloch[2]) eine Sage, welche von der Herkunft ihres Geschlechts aus dem Innern der Erde berichtet.

„Als eines Tages der Bruder des Königs auf der Igeljagd war, folgte sein Hund einem Igel in eine Höhle. Der Prinz erwartete seine Rückkehr am Eingang, weil aber der Hund nach längerem Verlauf nicht wiederkehrte, folgte ihm sein Herr in die Höhle. Da fand er nun zwar den Hund nicht, aber während er seiner Spur nachging, gelangte er zur Oberfläche der Erde. Was er hier sah, setzte ihn in freudiges Erstaunen. Er kehrte zu seinem Bruder zurück und überredete ihn, mit seinem ganzen Dorf in das neue Land zu ziehen. Der König willigte ein und brach mit seinem Volk auf. Schon befanden sich die Auswanderer ganz in der Nähe der Erdoberfläche, als eine große Schlange ihren Fortgang hemmte. Sie sahen, daß über der Oeffnung, durch welche sie auf die Erde gelangen konnten, sich ein großer Stein befand, den ein Vogel mit seinen Krallen zurückhielt. Als das Volk die Schlange erblickte, schmähte es den Königsbruder, der sie durch täuschende Reden aus ihrem Dorf hierher gelockt habe, um sie der Schlange auszuliefern. Diese Vorwürfe bewogen den Prinzen, die Schlange anzugreifen. Es gelang ihm auch, sie zu erschlagen und mit dem größten Theil des Volks ans Licht des Tages zu gelangen. Inzwischen fiel dem König ein, er habe sein hölzernes Tischlein deck dich (eine Schale, welche stets mit Speisen bedeckt war) und noch einige ähnliche magische Gegenstände vergessen; daher kehrte er um, sie zu holen. Bevor er aber wieder da war, hatte der Vogel, ermüdet von dem Heben des Steines, diesen fallen lassen und da er ihn nicht mehr aufheben konnte, so mußte der König mit seiner Gemahlin im Innern der Erde bleiben. Die Königin Nemnik, in dem Glauben, ihr Schwager habe, um König zu werden, den Zugang absichtlich verschlossen, fluchte ihm, daß er und sein Gefolge von bisher nicht bekannten Leiden heimgesucht werden möchten. Dieser Fluch ruht noch heute auf dem Volk und wenn sie unter Krankheit und Seuche zu leiden haben, opfern die Kuki einen Stier, um Nemniks Zorn zu besänftigen.

„Bald empfanden die zur Oberwelt Gelangten heftigen Durst und da sie kein Wasser fanden, waren sie sehr unglücklich. Endlich sahen sie über einer Stelle nicht weit von sich einen Vogel und als sie dahingingen, um zu sehen, was er dort thue, fanden sie einen Quell, neben dem sie kochten. Nachdem sie sich erfrischt und gegessen hatten, lichteten sie den Wald, um ihre Hütten zu bauen. Während sie damit beschäftigt waren, erschlug ihr neuer König unabsichtlich ein Kind, welches im Gebüsch spielte, ohne daß er es bemerkt hatte. Darüber gerieth er in solche Erregung, daß ihn ein Erstickungsanfall befiel und er recht krank wurde. Sein Hund hatte Mitleid mit ihm, umsprang wedelnd seinen Herrn und leckte ihm die Hände. Aber darüber wurde der König zornig und erschlug mit einem Beil das treue Thier. Dabei spritzte das Blut des Hundes an seine Kehle und von Stund an nahmen seine Schmerzen ab, er wurde gesund. Seitdem heilt man Halsschmerzen, indem man Hunde opfert und mit ihrem Blut den Hals einreibt."

Die Verschiedenheit der Sprachen sucht folgende Sage zu erklären: „Als einmal die drei Enkel des ersten irdischen Königs im Hause spielten, forderte ihr Vater sie auf eine Ratte zu fangen. Während sie noch damit beschäftigt waren, verwirrten sich plötzlich ihre Sprachen und Keiner konnte mehr den Anderen verstehen. So entstanden drei verschiedene Stämme."

Besser motivirt ist die Spaltung in einer ähnlichen Sage der Nagâ, die auch sonst in Asam bekannt ist. Auch da verlangt der Vater von seinen Söhnen, sie sollen die Ratten im Haus vertilgen. Der Erste ist zu faul dazu, wird davongejagt und geht in die Ebene von Asam, von ihm stammen die Ahem. Der Zweite läßt sich nicht bei Spiel und Tanz stören, er wird Stammvater der Manipuri. Der Dritte aber stellt Fallen auf und erhält das Erbe, die Nagâberge.

Anders erklären sich die Vielheit der Sprachen und Völker die Mao und Murram in Manipur. Nach ihnen tauchten die Stammväter dreier Rassen aus einem See auf

[1]) Nach Lewin, Hill Tracts of Chittagong.

[2]) The Valley of Munnipore.

Digitized by Google

und breiteten sich dann in verschiedenen Richtungen aus. Auch die Wa leiten ihren Ursprung aus einem See ab, nur entwickelten sich bei ihnen die Menschen erst allmählich aus niederen Geschöpfen.

Die Vorfahren der Wa, eines wilden Volks am Ostufer des Salwin, hießen Pu Htoi und Ya Htoi. Dieselben waren Kaulquappen und lebten in dem geheimnißvollen See Nawng Hkeo, der auf dem Kamm des Gebirges im Mittelpunkt des noch jetzt von den Wa bewohnten Gebiets liegt. Nachdem die Kaulquappen sich in Frösche verwandelt hatten, wählten sie den Berg Nam Tao zu ihrem Aufenthalt. Im Laufe ihrer weiteren Entwicklung wurden sie zu Werwölfen und ließen sich in der Höhle Pakkatö nieder, welche am westlichen Abhang des Gebirges, ungefähr 30 englische Meilen südlich von dem Bergsee liegt. Von dieser Höhle aus durchstreiften sie, Nahrung suchend, nach allen Richtungen das Land. So lange sie sich mit Vieh und Wild begnügten, hatten sie keine Jungen. Aber jeder Hpi Hpai wird zum Menschenfresser, so gut wie er rothe Augen hat und keinen Schatten wirft. So ging es auch mit Pu Htoi und Ya Htoi. Eines Tages entfernten sie sich weiter als sonst von ihrer Höhle und kamen in das Land der Menschen. Da packten sie einen, fraßen ihn und trugen seinen Schädel in ihre Höhle. Bald darauf stellte sich auch der Kindersegen ein, aber all die kleinen Werwölfe kamen in Menschengestalt zur Welt. Deßhalb pflanzten ihre Eltern den Menschenschädel auf einen Pfahl und beteten ihn an.

Ihre neun Söhne ließen sich in den neun Wahöhlen nieder, wuchsen rasch heran und vermehrten sich. Die zehn Töchter zogen weiter und waren noch fruchtbarer. Ihre Nachkommen sind die eingefleischtesten Kopfjäger, die aber nur Männerschädel jagen. Die Sprache des neuen Geschlechts war anfangs die der Frösche, aus der sich im Laufe der Zeit das heutige Wa entwickelte.

Pu Htoi und Ya Htoi schärften ihren Kindern ein, in ihren Niederlassungen immer einen Menschenschädel zu haben. Ohne einen solchen würde ihnen Friede, Wohlstand und Behagen fehlen. Bevor die alten Werwölfe starben, riefen sie ihre Kinder zusammen, erzählten ihnen ihre Herkunft und befahlen ihnen ihre Eltern als Manen zu verehren. Alle andern Geister seien schlecht und bösartig, nur Pu Htoi und Ya Htoi seien ihnen wohlgesinnt und das passendste Opfer für sie sei ein schneeweißer grinsender Schädel. Als Opfer bei Heirath, Auszug in den Krieg und bei der Bestattung genüge ein Büffel, Stier, Schweine, Hühner und Reisschnaps. Unter besonderen Umständen und zu speziellem Zweck sei ein Menschenschädel immer erwünscht. Ein solcher wäre unumgänglich nothwendig bei Erbauung eines neuen Dorfes oder wenn eintretende Dürre eine schlechte Ernte befürchten lasse. Da könne nur das Opfer eines Schädels den erwünschten Regen beschaffen. Auch beim Ausbruch einer Seuche sei ein Schädel vorzüglich geeignet die Krankheit zu bannen. Doch sei es nicht gerade nöthig, deßhalb einen Menschen zu erschlagen, ein gekaufter Kopf verrichte den gleichen Dienst.

Dem entsprechend verwenden die sogenannten „zahmen" Wa, die Nachkommen der neun Söhne, meist gekaufte Schädel oder solche von hingerichteten Verbrechern, dagegen zieht es die weibliche Linie des Werwolfgeschlechts vor, selbst gejagte Schädel von Männern aufzupflanzen.

Die Schädeljagd wird jährlich vor Bestellung des Ackers im März oder April vorgenommen. Da in der Regel nur einsame Wanderer und nicht ganze Dörfer überfallen werden, so entstehen aus diesen Jagden nicht langwierige Fehden wie bei den Nagás von Asam. Ein kleiner Trupp von höchstens einem Dutzend Männern zieht aus, und bringt den erbeuteten Kopf im Triumpf heim. Im Geisterhause, welches die große Trommel birgt und dessen Pfosten mit dem Blut der Opfer gefärbt sind, bleibt der Schädel bis das Fleisch sich von ihm gelöst hat und er gebleicht ist. Alsdann bringt man ihn feierlich nach der Schädelallee am Eingang zum Dorf. Dort hat jeder Schädel seinen Pfahl, auf den er aufgepflanzt ist. Der Geist des Erschlagenen ist unzertrennlich an den Schädel gebannt und verscheucht die bösen Geister, welche Ernte, Mensch und Vieh schädigen.

Hier finden wir eine Erklärung für die Menschenopfer und die Kopfjagden, welche bis in die Gegenwart auch in Asam in Blüthe standen. Auch dort erwartet man eine gute Ernte nach Menschenopfern, ähnlich auch bei anderen Völkern.

Das gemeinsame Kulturniveau, auf dem die Kopfjäger auf den Gebirgen Hinterindiens wie auf dem Archipel stehen, zeigt sich noch in vielen gemeinsamen Zügen, hier sei nur noch eine Legende über den Ursprung der Weißen erwähnt, welche wir sowohl auf Borneo wie in Asom finden. Roth berichtet: „Es war einmal eine Dajakfrau, die hatte eine Hautkrankheit. Infolgedessen war sie weißer als ihre Landsleute. Einmal trieb sie in einem Nachen ins Meer hinaus. Da sie kein Ruder hatte, wurde sie von Wind und Wellen getrieben. Endlich trieb der Wind zu ihrer großen Freude das Schifflein ans Land. Dort gebar sie ein Kind mit weißer Haut, das wurde der Vater der Weißen."

Nach einer Sage der Angâmi-Nagâ sind die Weißen aus der Ehe einer schönen Frau mit einem weißen Hunde hervorgegangen, die auf einem Floß durch die Fluthen trieben und an fernem Strande landeten.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

S. S. „**Wald**". Novelle von **Wilhelm v. Polenz**. Berlin, F. Fontane u. Co. 1899. — Eine ernste und tüchtige Arbeit, sicher im Vortrag und in der Beherrschung des Milieus, aber mit einer gewissen Trockenheit und ohne die Blutwärme der Leidenschaft. In der Quellenhayner Oberförsterei, tief im dunklen Walde, weitab von allen menschlichen Wohnungen, lebt Frau Anna einsam an der Seite ihres älteren, mürrischen Gatten, dessen zweite Frau sie ist. So lange ihr Kind zuhause war, hatte sie ihren vollen Lebenszweck. Seit der Junge aber auf der Schule in der etwas entfernten kleinen Stadt sich befindet, fühlt sie mehr und mehr das ermüdende Gleichmaß der Tage und wird immer stumpfer. Da kommt ein Gast aus der großen Welt, der Major v. Rüftädt, der ein Jahr lang unter dem Oberförster sich praktisch einarbeiten will. Mit ihm tritt in das stille eintönige Haus ein Hauch von dem draußen mächtig pulsirenden Leben und in Anna werden die lange ganz eingekapselt gewesenen Erinnerungen an das geistig angeregte Getriebe in ihrem Vaterhause neu erweckt. Was Wunder, daß der vornehme reife Weltmann in dem Dämmerleben, zu dem die Oberförsterin seit Jahren verurtheilt ist, die Poesie, die Lebensfrische und Lebenslust neu hervorzaubert, daß er, ohne es zu wollen, immer mächtigere Anziehungskraft auf die einsame, noch jugendliche Frau ausübt. Und da der Zufall, das enge Zusammenleben und das gemeinsame Interesse für den zu den Ferien heimgekehrten Hellmut dem Major plötzlich die Augen für das so reiche Herz öffnet, das ihm da so verlangend entgegenschlägt, da sucht er sich vergebens mit seiner Ehrenhaftigkeit zu umgürten. Für Anna entstehen nun Tage voller Seligkeit, und auch Rüftädt denkt nur an den Augenblick, verschließt sich gegen die mahnenden Gedanken, bis dann eine plötzliche neue Berührung mit der Welt, in der er früher lebte, in ihm den Wunsch zu einem anderen Leben erregt und das ganze Waldmärchen ihm eine Last wird. „Wir befinden uns in einem fortgesetzten Wandlungsprozeß auch dem liebsten Menschen gegenüber. Fast unmerklich wie die Stellung der wandelnden Sterne verschiebt sich das Verhältniß der Menschen zu einander. Auch diese

nur scheinbar dunklen Vorgänge stehen unter festen Gesetzen, wie der Gang der Gestirne und wie das Zusammenschießen der Krystalle." Er geht fort und weiß auf ihre trostlose Frage „Was wird aus mir?" nichts zu antworten. Nicht lange nachher bekommt er Anstellung in einer benachbarten Försterei, aber er meidet den Verkehr mit dem alten Gastfreund, dem er nicht mehr frei in die Augen blicken kann. Seltmann hatte durch Einflüsterungen Verdacht geschöpft, und als Hellmut wieder einmal zu den Ferien heimkommt, da wurde er der Mutter entzogen. Sie wußte sich keinen anderen Rath, als den Mann wieder aufzusuchen, dem sie trotz allem vertraute, und nun entschloß Rüstädt sich, die Folgen seines Thuns auf sich zu nehmen und Anna, wenn sie von ihrem Manne loskommen könnte, zu seinem Weib zu machen. Aber es kam nicht dazu. Die Kugel eines Wilddiebes streckte ihn nieder und an seiner Bahre erblickte Seltmann sein Weib und sein Kind. „Diese dort gehörten zusammen; er besaß keinen Anspruch mehr auf sie. Freiwillig hatten sie sich abgewandt von ihm, dem andern zu. Er wollte sie nicht zurückrufen. Und so wandte er sich, ohne daß ihn Anna oder Hellmut bemerkt hätten, und schlug den Weg nach seinem vereinsamten Hause ein." Die Lösung ist nicht genügend vorbereitet, ja es ist keine eigentliche Lösung, sondern ein plötzliches Abbrechen. Die handelnden Personen haben sämmtlich Züge, die uns unsympathisch berühren, auch der Knabe ist nicht frei davon. Am verständlichsten und menschlichsten bei all seinen Schwächen ist das ungleiche Liebespaar. Der Wald ist mit tiefer Kenntniß und sichtlicher Freude in seinen wechselnden Erscheinungen dargestellt. Vielleicht sogar ist in der Detailmalerei des Guten zu viel gethan.

R. St. **Die Kirchen Groß-St. Martin und St. Aposteln in Köln.** Von **Max Hasak.** (11. Heft von „**Die Baukunst**", hggb. von R. Borrmann und A. Graul.) Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — Das vorliegende Heft läßt die Vorzüge in sich abgerundeter architektonischer Monographien, wie sie das neue Lieferungswerk „Die Baukunst" bietet, in besonders günstigem Lichte erscheinen. Hasak, der als ausübender Künstler wie als Kenner der mittelalterlichen Baustile gleich angesehene Architekt, legt hier die kunstgeschichtlich sehr schätzenswerthen Ergebnisse eigener, fachmännisch gewissenhafter Untersuchungen an den beiden prächtigen Kölner Kirchen vor, deren Chorbauten „sich als klassische Zeugen darbieten" zur Beantwortung der Frage; „Welche Formen sind in Deutschland kurz vor dem Ende romanischer Kunstübung die rein romanischen, die ohne französischen Einfluß dem sogenannten Uebergangsstil eigenthümlich sind?" Entgegen der bisherigen Ansicht, daß der Dreiconchenchor von Groß-St. Martin jünger sei als der Chor von St. Aposteln, datirt Hasak, gestützt auf beweiskräftige urkundliche Notizen, die Entstehung des ersteren Chores zwischen 1149 und 1172, die des letzteren um 1200. Beide in Grundplan, Aufriß und Wölbsystem sich sehr ähnelnde Choranlagen wurden älteren, um das Jahr 1000 errichteten romanischen Langschiffbauten angefügt, nachdem die Kirchen durch Brand bis auf die Hauptmauern zerstört worden waren. (Brand von Groß-St. Martin 1149, von St. Aposteln 1199.) Kurze Zeit nach Errichtung der Dreiconchenchöre wurden dann die alten, ursprünglich jedenfalls flachgedeckten Langschiffe mit einer frühgothischen Wölbung versehen, und zwar von Meistern, die im Gegensatz zu den im romanischen Stil noch beharrenden Meistern der Dreiconchenchöre die neue gothische Formensprache von Frankreich übernommen hatten. Die Mischung von romanischen und gothischen Formelementen, die man bisher als „Uebergangsstil" zu bezeichnen pflegte, ist also hier auf verschiedene Bauperioden zurückzuführen. Ebenso verhält es sich bei einer Reihe anderer Bauten, „welche dem Uebergangsstil angehören sollen, aber romanische Bauten sind und meist kurz nach 1200 erst frühgothisch ausgewölbt und ausgebaut worden waren". Auf Grund dieser Feststellung kommt Hasak in seinen allgemeinen, einleitenden Bemerkungen über romanische und frühgothische Stilentwicklung zu den Schlußfolgerungen: „Es gibt in Deutschland keinen einheimischen Uebergangsstil. Doch finden wir außer den angeführten Bauten bei uns noch etwa ein bis zwei Dutzend des französischen Uebergangsstils, die zur Hauptsache dem burgundischen Uebergang der Cisterzienser Bauten angehören und nur zum geringen Theil dem Uebergangsstil der nordfranzösischen Gegenden. Da die Einwölbung der romanischen Kirchen also zu allermeist nicht dem romanischen Stil angehört, die romanischen Mittelschiffe in Deutschland fast gar nicht gewölbt waren, so fällt damit auch die Lehre von dem sogenannten „gebundenen System", nach welchem das Mittelschiff romanischer Kirchen deßwegen doppelt so breit als die Seitenschiffe angelegt worden sei, weil man nur quadratische Kreuzgewölbe zu romanischer Zeit hätte herstellen können." Diese stilkritischen Neuerungen machen Hasaks Arbeit jedenfalls sehr beachtenswerth. Das letzte Wort über die Frage des „Uebergangsstils" und des „gebundenen Systems" dürfte aber damit noch nicht gesprochen sein. Was über diese Fragen in Dehio's und v. Bezolds bekanntem Werk „Die kirchliche Baukunst des Abendlandes" gesagt ist (1. Band, S. 471 und 477 ff.), worauf Hasak nirgends Bezug nimmt, wird, soweit es sich nicht mit dessen Anschauungen deckt, durch diese nicht ohne weiteres aufgehoben.

H. S. Dr. O. **Baumann: Die Insel Pemba.** Mit einer Originalkarte. 15 S. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1899. (Aus den „Wissenschaftl. Veröffentl. des Vereins für Erdkunde zu Leipzig", III. Bd., 3. Heft.) Diese Monographie aus der Feder des verdienstvollen Forschers bildet den Schluß seiner Arbeit über den Sansibar-Archipel, deren erster Theil (Mafia) 1896, deren zweiter Theil (Sansibar) 1897 erschienen ist. Baumann erörtert kurz alle in Betracht kommenden Verhältnisse auf Grund der vorhandenen Literatur und eigener Beobachtung. Die Insel gehört seit 1822 zu Sansibar und war ein Schlupfwinkel für alle schlimmen Elemente Ostafrika's und ein steter Herd von Unruhen; die Araber blieben hier fern von jeder europäischen Kontrole, und der Sklavenhandel blühte. Das ist auch heute nicht viel anders geworden, nachdem seit 1895 ein englischer Vizekonsul auf der Insel stationirt ist. Es gibt auf Pemba mehr Araber, als im ganzen übrigen Ostafrika zusammen, es kann noch als Sitz des alten Araberthums gelten. Von den Bewohnern sind die Wapemba die ältesten; sie stammen von der Küste her, haben aber viel fremdes — arabisches oder portugiesisches — Blut in sich aufgenommen. Durch die arabische Invasion von 1822 wurden sie aus den fruchtbaren Gebieten in die sumpfigen verdrängt, wo sie vorzugsweise Reis bauen und Viehzucht treiben; sie sind außerdem Seeleute und Fischer. Außer ihnen und den Arabern mit ihrem buntscheckigen Sklavenbestande wohnen auf der Insel noch Wagunya aus Lamu. Bemerkenswerth ist, daß man auf Pemba auch Massai trifft, die nach 1891, als die große Viehseuche ihre Herden vernichtet hatte, von Hunger getrieben an die Küste kamen und dort als Sklaven nach der Insel verkauft wurden. Der schönen dem Heft beigegebenen Karte in 1:320,000 liegt zwar die englische Admiralitätskarte zugrunde, doch hat Baumann auch viele eigenen Aufnahmen und Notizen dazu liefern können.

**? Aus geweihten Landen.** Studienfahrten durch Palästina, Syrien und die Sinai-Halbinsel von **Karl Böttcher.** Leipzig, Bernhard Franke. X. 212 S. 8°. (Zweite Auflage.) — Der Verfasser dieses Buches, der ein schönes Stück der weiten Welt „durchfahren" hat, vom Nordkap bis zu den sonnigen Küsten des Mittelmeeres, welcher Chicago's Weltausstellung interviewte, eine Spritztour „Rund um Afrika" ausführte, erzählt hier in Palästina, Syrien und auf der bei Touristen sonst weniger beliebten Sinai-Halbinsel gewonnene Eindrücke in farbigen, heiter ansprechenden Skizzen. Theologischen Streitfragen, biblischen Erörterungen und kritischen Forschungen geht er sorgfältig aus dem Wege. Er gibt nur eigene Erfahrungen und erhöht den Reiz seiner unmittelbaren Wahrnehmungen durch gefällige, häufig auch joviale Schildereien von Land und Leuten. Schon in Jaffa entfaltet sich ein Völkergewimmel, welches in Jerusalem zu einer krausen Symphonie anwächst, wenn uns der Autor bei Tag und Nacht durch die heilige Stadt geleitet und dabei die sprechendsten Typen von wirklichen Pilgern, englischen Salontirolern und Gigerln, Weltbummlern, Schnurranten, armen, schmutzigen Russen und malerisch zerlumpten Beduinen, kurz den ganzen Reiz des Orients mit all seiner

Digitized by Google

Schönheit und Bettelhaftigkeit vorüberführt. Dazwischen schleppt er den Leser auch zu amerikanisch-schwäbischen Konventikeln, die nur „eine Kasse, ein Herz und einen Gott“ haben und mit Unverfrorenheit in unmöglichen sozialen Theorien experimentiren; es gibt vielsprachigen religiösen Wahnsinn und kranke geistige Intelligenzen, wie in der ganzen Welt, so auch in dieser wunderlichen Metropole. Hier waltet zur Zeit eine flotte Bauthätigkeit; dagegen erfreut das Postwesen durch primitive Kindlichkeit und der Journalismus durch völlige Abwesenheit; Zeitung erscheint keine, man wüßte keine Sprache, in welcher sie für dieses polyglotte Publikum gedruckt existiren könnte. Aber ein deutsches Bierhaus floirt durch internationales Verständniß. Vom islamitischen Ramadan und dem trübseligen Ghetto folgen wir dem Erzähler gern zu den schönen Frauen nach Bethlehem, wo unser Gewährsmann in rosiger Laune eine schwere, lebenverschönernde, weihevolle Weinprobe durchkostet, wir besuchen unter seiner Leitung das traurige Büßerkloster zu Mar-Sabs und das Todte Meer und die steinigen Felsenhöhlen der Eremiten, wir lagern bei nächtigem Hyänengeheul im Chan, schlendern durch das stille Nazareth mit den mandeläugigen Weibern, nach Tiberias und dem See Genezareth, freuen uns an den Straßenscenen und Bädern in Damaskus und den komischen Erlebnissen am Libanon. Den Schluß bildet ein hoch zu Kamel durch die Sandstürme der Wüsteneinsamkeit ausgeführter Ritt nach dem Sinai — wobei es ganz an Freiligrath gemahnende phantastische Schilderungen absetzt — und der Besuch auf dem stillen Sinai-Kloster. Es sind farbensprühende Bilder und Scenen; der Herr Verfasser ist Meister des Wortes. Nur spielt er zu freigebig mit Interjektionen, wie Bah! Alle Wetter! Hu! Puh! Horch-horch! Husch! Heidi! Hallo! Hurra! Hussa! Hm! hem! Bum bum! Krach! Klippklapp! Schwupps! Halt! Saperlott! Ei ei! Manches klingt doch in zu gespreizter Stilart: „Jetzt in muffiger Luft, Schmutz bis zum Ideal, Schmutz bis zum Enthusiasmus ...“ In gebührender Weise geißelt er die türkischen Zustände und die aller wahren Kultur spottende Mißwirthschaft. — Da seit der berühmten Kaiserreise das Interesse für diese Landschaften sich bedeutsam erweiterte, darf das hübsche Buch auf zahlreiche dankbare Leser rechnen!

* **Robert Wilhelm Bunsen †.** Mit Robert Bunsen, der gestern Vormittag, wie bereits telegraphisch gemeldet, in Heidelberg gestorben, ist einer der ältesten und ruhmvollsten Vertreter deutscher Wissenschaft dahingegangen. Während des letzten Jahrzehnts lebte er in stiller Zurückgezogenheit, ohne aktiven Antheil an der wissenschaftlichen Forschung, seine bahnbrechende Wirksamkeit fällt in frühere Jahrzehnte, aber seine Erfindungen und Entdeckungen gehören zu denjenigen Errungenschaften des menschlichen Geistes, deren Glanz nie verbleichen kann, weil sie die Grundlage einer unerschöpflichen Fülle neuer Erkenntnisse und Fortschritte bilden. Durch die von Bunsen im Verein mit Kirchhoff erfundene spektralanalytische Methode zur Ergründung der stofflichen Beschaffenheit eines Körpers aus dem von ihm ausgesandten oder durchgelassenen Licht ist eine Form der Naturerkenntniß angebahnt worden, von der man ehedem nichts ahnte und die bis heute durch nichts anderes ersetzt werden kann, die uns aber das Weltall in seinem innersten Wesen und in seinen entlegensten Fernen zuverlässig erschließt. Und so Außerordentliches damit in den letztverflossenen vier Jahrzehnten bereits geleistet wurde, so unabsehbar sind die Erweiterungen unsres Wissens, welche von der Spektralanalyse und dem ferneren Ausbau der ihr verwandten Forschungsmethoden noch zu erhoffen sind. Daß Bunsen seine größte Entdeckung dem Zusammenarbeiten mit einem Fachgenossen, dem ihm um zwölf Jahre im Tode vorangegangenen Physiker G. R. Kirchhoff, verdankte, vermindert sein Verdienst so wenig, wie das des Letzteren. — R. W. Bunsen war geboren am 31. März 1811 in Göttingen, er studirte seit 1828 daselbst, in Paris, Berlin und Wien Geologie, Chemie und Physik, habilitirte sich 1833 als Privatdozent in Göttingen, wurde 1836 Professor der Chemie am Polytechnischen Institut zu Kassel, ging 1838 als Professor nach Marburg, 1851 nach Breslau, wo er den Plan zu dem chemischen Institut entwarf, und 1852 nach Heidelberg. 1889 trat er in den Ruhestand. Bunsen arbeitete über die Doppelcyanüre, die Kakodylreihe, die chemische Verwandtschaft und das Schießpulver. Auch verdankt man ihm die Entdeckung eines mit Erfolg benutzten Gegengifts gegen die arsenige Säure (Eisenhydroxyd). 1846 machte er in Island wichtige chemisch-geologische Untersuchungen, welche zur besseren Erkenntniß des Vulkanismus wesentlich beitrugen. Weitere Untersuchungen lieferte er über das spezifische Gewicht, über das Gesetz der Gasabsorption, über den Einfluß des Druckes auf den Erstarrungspunkt geschmolzener Materien (besonders wichtig für die Bildung der plutonischen Gesteine), über die Diffusion, über die Verbrennungserscheinungen der Gase, über die elektrolytische Gewinnung der Alkali- und Erdalkalimetalle und über Photochemie; auch konstruirte er mehrere nach ihm benannte Apparate, wie den Gasbrenner, ein galvanisches Element u. a. Bunsen stellte zum erstenmal das Magnesium in größerer Menge dar und entdeckte 1860, daß man durch Verbrennen von Magnesiumdraht ein ungemein glänzendes und chemisch wirksames Licht erhält. Er bereicherte auch die analytische Chemie durch Einführung der Flammenreaktionen und bildete namentlich die Gasanalyse aus. Das Werk „Chemische Analyse durch Spektralbeobachtungen“, das grundlegende, epochemachende Werk über die Spektralanalyse, veröffentlichten Bunsen und Kirchhoff im Jahre 1861 (Wien). Die Spektralanalyse führte zur Entdeckung des Rubidiums und Cäsiums, welche Bunsen auch isolirte. Er schrieb noch: „Enumeratio ac descriptio hygrometrorum“ (Göttingen 1830); mit Berthold: „Das Eisenoxydhydrat, ein Gegengift des weißen Arseniks oder der arsenigen Säure“ (das. 1834, 2. Aufl. 1837); „Schreiben an Berzelius über die Reise nach Island“ (Marburg 1846); „Ueber eine volumetrische Methode von sehr allgemeiner Anwendbarkeit“ (Heidelberg 1854); „Gasometrische Methoden“ (Braunschweig 1857, 2. Aufl. 1877); „Anleitung zur Analyse der Aschen und Mineralwässer“ (Heidelberg 1874, 2. Aufl. 1887); „Flammenreaktionen“ (das. 1880, 2. Aufl. 1886).

* **Kiel.** Der Geheime Regierungs- und Provinzialschulrath Dr. phil. Lahmeyer in Kassel ist von der theologischen Fakultät der Kieler Universität zum Ehrendoktor der Theologie ernannt worden.

* **Rostock.** Der Privatdozent der Chemie Dr. Richard Stoermer ist, der „Voss. Ztg.“ zufolge, zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Wien.** Die durch den Tod des Hofraths Dr. Heinrich Ritter v. Zeißberg erledigte Stelle eines Direktors der Hofbibliothek wurde dem Hofrath Dr. Joseph Karabacek, o. ö. Professor der Geschichte des Orients an der Wiener Universität, verliehen.

* **Graz.** Hier starb der ehemalige Professor der Zootomie an der Wiener Universität Dr. Karl Bernhard Brühl im 80. Lebensjahre. Nach vollendetem Studium und mehrjährigem Aufenthalte in Italien, Frankreich und England wurde Brühl am 23. Dezember 1857, ohne vorher Privatdozent oder außerordentlicher Professor gewesen zu sein, zum ordentlichen Professor der Zoologie und der vergleichenden Anatomie, welchem Studium er sich vorzugsweise zugewendet hatte, an der Hochschule in Krakau ernannt. Im Jahre 1858 wurde er Professor desselben Faches und Vorstand des von ihm neuerrichteten zoologischen Instituts an der Universität Pest und im Jahre 1861, nachdem die Errichtung einer Lehrkanzel für Zootomie an der medizinischen Fakultät der Wiener Universität genehmigt worden war, als ordentlicher Professor der Zootomie und Vorstand des zootomischen Instituts nach Wien berufen. Hier wirkte er bis 1. Oktober 1890 und trat nach zurückgelegtem 70. Lebensjahre in den Ruhestand. Der Gelehrte hielt in Wien 20 Jahre lang jeden Sonntag unentgeltliche gemeinverständliche Vorlesungen „über den Körperbau des Menschen und der Thiere“, sowie Vorträge „über menschliche Anatomie und Physiologie“ für Lehrer an Volks- und Turnschulen, welche Tausende von Hörern besuchten. In diesen Vorlesungen hat er namentlich weitere Kreise des gebildeten Publikums mit den Forschungen und Theorien Darwins bekannt gemacht und ist deßhalb von klerikaler Seite wiederholt angefeindet worden. Er entfaltete überdies während seiner mehr als 30jährigen akademischen Lehrthätigkeit eine eifrige

fachwissenschaftlich-publizistische Wirksamkeit. Nach seinem Rücktritte vom Lehramte nahm er seinen Wohnsitz in Graz.

* **Pola.** Der 25. Jahrestag der Rückkehr der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition 1872 bis 1874 unter Weyprecht und Payer soll hier am 8. Sept. in feierlicher Weise begangen werden. Der Hafenadmiral von Pola ladet dazu in einer öffentlichen Kundgebung alle überlebenden Mitglieder der Expedition ein.

* **Lausanne.** An der hiesigen Universität wird den deutschen Studienordnungen gemäß schon seit dem vorigen Jahre in jedem Semester „Geschichte und System des römischen Rechts" in wöchentlich zehn Stunden gelesen. Von Oktober d. J. an wird auch den Bedürfnissen der deutschen Rechtshörer des zweiten Semesters Rechnung getragen werden durch eine vierstündige deutsche Vorlesung über den allgemeinen Theil des Bürgerlichen Gesetzbuchs, ergänzt durch zweistündige Uebungen über römisches und deutsches bürgerliches Recht, gleichfalls in deutscher Sprache.

* **Paris.** Vom 14. bis zum 21. September wird die französische Gesellschaft für die Fortschritte der Wissenschaften zu Boulogne eine große Versammlung abhalten. Den Vorsitz führt der derzeitige Dekan der Pariser medizinischen Fakultät, Brouardel, der auch im nächsten Jahre den internationalen Kongreß für den Universitätsunterricht in Paris leiten wird. In den nämlichen Septembertagen wird sich auch die englische Gesellschaft gleichen Namens in Dover versammeln. Dabei werden sich beide Vereinigungen gegenseitig einen Besuch abstatten. Bei dieser Feier wird in Boulogne das Standbild von Duchesne enthüllt werden.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Am 12. August wurde der internationale Gynäkologenkongreß zu Amsterdam geschlossen. Hiebei wurde den wenigen anwesenden deutschen Professoren noch eine ganz eigenartige Ueberraschung zutheil. Das letzte Bulletin, welches die Kongreßkommission den Mitgliedern überreichen ließ, enthält eine Zeichnung: Minerva sitzt auf einem Thron und John Bull, die französische Republik und Bruder Jonathan bringen ihr ihre Huldigung dar. Ein deutscher Professor wendet sich dagegen mit einer ablehnenden Geberde seitwärts. Unter der Zeichnung stehen folgende Worte in niederländischem Französisch:

*Minerva:* Comment mon fils, vous vous tenez à l'écart?

*Le prof. allemand:* A dire la verité, déesse, les réunions scientifiques internationales, je m'en moque comme de l'an quarante, puisqu'il est avéré, que je possède la science et dans l'espèce je ne tiens qu'à embêter cet animal de Treub.

In Bezug auf diese Zeichnung wird ferner gesagt: Nous sommes heureux de pouvoir offrir à M. M. les Congressistes comme supplément un dessin de notre caricaturiste célèbre M. Braakensiek. Und schließlich heißt es noch: „Ne voulant laisser à personne une responsabilité qu'il serait en droit de rejeter, nous allons lever l'anonymat de la rédaction et dire, que le rédacteur unique et responsable est le — Prof. H. Treub. Das „Algem. Handelsblad" läßt auf seinen Bericht über die Schlußsitzung des Kongresses noch folgende Worte folgen: „Schließlich müssen wir noch mittheilen, daß die Mitglieder des Kongresses, welcher Nationalität sie auch angehören mögen, sehr verstimmt waren über ihre deutschen Kollegen, welche zwar ihre Rapporte eingeschickt hatten, aber selbst nicht erschienen waren. Mit Recht (?) wurde hervorgehoben, daß diese kleinliche Handlungsweise, welche nur gegen eine Person gerichtet sein sollte, thatsächlich doch eine Beleidigung gegen alle Kongreßmitglieder enthalte, denn man kam hieher, um über eine wissenschaftliche Frage zu diskutiren, und sieht zu seinem Erstaunen, daß der Rapporteur wegen persönlichen Haders nicht erschienen ist. So handelt man nicht. Das ist die allgemeine Meinung unter den Kongreßmitgliedern." (Das „A. H." übersieht dabei zwei Dinge, erstens, daß es nach den impertinenten Angriffen des Hrn. Treub den deutschen Gelehrten fast unmöglich geworden war, diesem Kongreß anzuwohnen; zweitens, daß, wie jene Spottzeichnung nebst Unterschrift zeigt, sie selbst als Gäste der niederländischen Kollegen nicht geschützt worden wären vor einer abermaligen boshaften Beschimpfung, auf deren sehr klägliches Französisch man in sehr verständlichem Niederdeutsch hätte antworten müssen. D. Red.)

* **Neue Kataloge:** Theod. Ackermann, München: Nr. 170: Genealogie, Heraldik rc.; Nr. 461: Monographien, Portraits; Nr. 168: Territorial- und Lokalgeschichte Deutschlands; Nr. 458: Deutsche Belletristik; Nr. 459: Französische Wissenschaft; Nr. 169: Kultur- und Sittengeschichte. — Simmel u. Co., Leipzig: Nr. 184: Orientalia; Nr. 185: Exakte Wissenschaften; Nr. 186: Aegyptologie. — *The Trustees*, Boston: Monthly Bulletin of Books added to the Public Library of the City of Boston. Vol. IV. No. 3—5. 1899. — Otto Helbing, München: Münzen, Medaillen verschiedener Länder des Mittelalters und der Neuzeit. — Georg u. Co., Basel: Nr. 87: Geschichte und Geographie. — K. W. Hiersemann, Leipzig: Nr. 219: Napoleon I. und seine Zeit; Nr. 216: Historischer Bilderatlas; Nr. 222: Kunstgewerbliches. — H. Gnad, Würzburg: Nr. 40: Geschichte, I. u. II. Abthlg. — J. Ricker, Gießen: Nr. 32 u. 33: Bibliothek Jürgen Bona Meyer, IV. Abth.: Pädagogik; V. Abth.: Universitätswesen. — Breitkopf u. Härtel, Leipzig: Nr. 57: Mittheilungen. — S. Kende, Wien: Karl Goebels künstlerischer Nachlaß. — G. Lissa, Berlin: Nr. 25 u. 26: Lagerkatalog. — *Bern. Seeber*, Firenze: No. 8: Biblioteca Dantesca. — H. J. Naumann, Leipzig: Nr. 29 u. 30: Alte Theologie; Nr. 32: Varia. — Herder, Freiburg i. Br.: Mittheilungen Nr. 7. — Mayer u. Müller, Berlin: Nr. 169: Astronomie, Geodäsie; Nr. 172: Physik, Chemie. — S. Calvary u. Co., Berlin: Führer durch die Calciumcarbid- und Acetylen-Literatur; Nr. 198: Nationalökonomie und Soziologie. — J. Rosenthal, München: Nr. 21: Portraits. — G. Müller-Mann, Leipzig: Ecksteins Miniaturbibliothek. — J. Halle, München: Kunst-Katalog Nr. XXV. — Fr. Lipperheide, Berlin: Kostümwissenschaft, Lfg. 10—11, III. Abth., I. Bd. — B. G. Teubner, Leipzig: Nr. 2—3: Sammelwerke. — L. Liepmannssohn, Berlin: Nr. 140: Musikliteratur. — Fr. Meyer, Leipzig: Nr. 16: Theologie. K. Th. Völcker, Frankfurt a. M.: Nr. 222: Süddeutschland. — v. Zahn u. Jaensch, Dresden; Nr. 105: Alte Drucke, Holzschnitt- und Kupferwerke des 15. bis 18. Jahrhunderts. — O. Gerhardt, Berlin: Nr. 42: Klassische Philologie, I. Abth. — Kubasta u. Voigt, Wien: Sammlung von Handschriften eines Kulturhistorikers, und Bücher und Bilder über Wien und Umgebung. — Fr. Meyer, Leipzig: Nr. 15: Bibliothek Gust. Gilbert. — Speyer u. Peters, Berlin: Nr. 6: Bibliothek Leop. Auerbach, Anatomie, Physiologie, Zoologie. — E. Carlebach, Heidelberg: Nr. 231: Aeltere Holzschnitt- und Kupferwerke, Wappenbücher, Münzkunde, Kupferstiche; Nr. 232: Bibliothek Karl Knies, Nationalökonomie und Staatswissenschaften. — S. Kende, Wien: Ludwig Hans Fischers Oelgemälde und Aquarelle. — F. A. C. Prestel, Frankfurt a. M.: Karl Morgensterns künstlerischer Nachlaß.

Tauchnitz Edition.
August 16, 1899.
Anne Mauleverer.
A new Novel.
By (12394)
Mrs. Mannington Caffyn
(„Iota").
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Religion und Moral.

Von Paul Garin.

III. (Schluß.)

Schopenhauer war ein ungewöhnlich starkes Temperament. Das verbürgt zwar früher oder später einen weitreichenden Erfolg, wenn die Zeit in Einklang gekommen, aber er schließt solche Denker von dem Ruhmestempel aus, in welchem Sokrates und Plato, Paulus und Augustinus, Cervantes und Montaigne, Kant und Goethe stehen. Die Gelassenheit kann durch keine Art von Kraft ersetzt werden. Ohne sie aber kann einen Jeden der Zwiespalt zwischen dem eigenen und dem fremden Wollen nur bis zum Zweifel an der Vollkommenheit der Welt, nie bis zur vollen Einsicht der eigenen Unzulänglichkeit führen. Der Denker muß an der Pforte des Christenthums stehen bleiben.

Weil das Christenthum das Leiden voll anerkennt und ihm zum erstenmal seine gebührende Rolle im Leben der Menschheit anweist, darum nennt es Schopenhauer dem Wesen nach pessimistisch. Und er findet alles gut und richtig daran, was es mit dem Buddhismus gemein hat. Die Verbindung aber mit dem Geistesinhalt des Alten Testaments nennt er eine Centaureneinheit, einen Widerspruch. Mosis παντα καλα λιαν erregt seinen sprudelnden Zorn. Dieser verhüllt ihm die Einsicht, daß gerade in jener Verbindung die ungeheure Keimkraft liegt, welche die Parabel vom Senfkorn bestätigte. Indem das Christenthum in das Lob der Welt, als vollendeten Werkes Gottes, einstimmte und dem Menschen die Schuld beimaß, wenn er jene Vollkommenheit in der Welt nicht fand und ihm das Leiden als den Weg zu dieser Einsicht zeigte, verkündete es eben das Leben und nicht wie der Buddhismus den Tod. Es überwand zugleich die Ueberschätzung des Lebens der westlichen und die Unterschätzung der östlichen Welt. Weder optimistisch, noch pessimistisch nahm es zum erstenmal das Leben ohne Abzug und Zuthat in seiner uneingeschränkten Fülle im Gegensatze zu menschlicher Beschränktheit, mit einem Worte als vernünftig und einzig, als eine Gesammtheit, in welche jedes Einzelleben ohne Ausnahme eingeschlossen. Mit der Einheit des Gesammtlebens erkannte und verkündete es die Einheit des Menschenlebens. Es schuf die Begriffe Gott und Menschheit. Gegenüber solcher That ist es ganz unnöthig, sich bei den menschlichen und unmenschlichen Zügen des Jehova des Alten Testaments aufzuhalten. Und nur die temperamentvolle Abneigung gegen alle historische Weltbetrachtung konnte dem durchdringenden Geiste Schopenhauers die Größe jener That verhüllen. Diese nämliche Abneigung allein konnte ihn übersehen lassen, daß jener indische Pessimismus im Grunde doch nichts weiter als eine Anschauung vom Standpunkte des Kinderstubenelends ist, der naive Trugschluß kindlich empfindender und empfindlicher Naturvölker, die, in ihrer geistigen Triebkraft erschöpft, das Leben nur mehr erdulden, nicht mehr erobern können, denen das Wort Christi: „Ich bringe nicht den Frieden, sondern das Schwert" für immer ungesprochen bleibt. Nicht erdulden bloß oder gar verneinen, sondern als köstlichste Gabe vermehren und erhöhen sollen wir das Leben, das ist der Sinn dieses Wortes.

Es behauptet, daß es einen Fortschritt der Welt gebe und daß ein Jeder an seinem Theil daran mitzuarbeiten habe, während die indische Weisheit höchstens den Einzelnen zum Nirwana führt oder gar zu dem fratzenhaft häßlichen Gedanken von der Wiederkunft aller Dinge gelangt, den in unsrer Zeit folgerichtig aus seiner Mißkennung des Christenthums Nietzsche erneuert hat.

Gestehen wir, wie schon erwähnt, wenigstens in der Vermehrung und Verfeinerung der Beziehungen der einzelnen Theile der Menschheit, in der Unifizirung derselben einen wirklichen Fortschritt zu und ferner, daß Religion und Moral an diesen Fortschritt unauflöslich gebunden sind, so können wir der Folgerung nicht entgehen, daß jene Behauptung des Christenthums wenigstens auch für Religion und Moral zutreffend ist. Dann aber ist der Entwicklungsgang von Religion und Moral auf ein Naturereigniß zurückgeführt, demgegenüber die Frage nach seiner Berechtigung verschwindet. Religion und Moral sind dann in jedem Augenblicke der Ausdruck eines Sachverhalts, die lebendige Erscheinung eines Theils der Kräfte, welche in jedem Augenblicke das Bild der Welt erzeugen. Dann aber sind wir wirklich bei der Religion und bei der Moral angelangt, von welchem Standpunkte sich Einsichten eröffnen, gegenüber welchen die umfassendste, vergleichende Geschichte der Religionen verhältnißmäßig wenig Belehrung mehr beibringen kann. Es bleibt selbstverständlich, daß sich in allen übrigen Religionen dem Christenthum ähnliche Elemente vorfinden und mehr oder minder weit parallel entwickeln mußten und die Betrachtung konzentrirt sich scharf auf die eine Frage, in welchem Punkte faßt das Christenthum alle Vor- und Ueberläufer zusammen und inwiefern liegt da der Grund für seine allumfassende Kraft. Die Antwort auf den ersten Theil der Frage lautet: die Person Christi. Jene Zusammenfassung geschah selbstverständlich nicht unvorbereitet. Die philosophische Einsicht, daß der Messias in menschlicher Gestalt den göttlichen Geist verkünden werde, erfüllte gleichmäßig alle Propheten des alten Bundes. Daß das höchste Wesen für die Beschränktheit der geistigen Kräfte der Menschen nur unter menschlicher Form vorgestellt werden kann, ist der wesentliche Inhalt jener Einsicht. Daß dies Ideal das endgültige ist und durch nichts mehr überboten werden kann, darüber ist auch in der jüdischen Philosophie heute noch kein Zweifel, sondern nur darüber, ob es in der Person Christi erfüllt sei. Er sollte ein König sein. Als aber der Vorsitzende des Gerichts fragte: Bist du der König der Juden? antwortete Jesus: Du sagst es. Und

Digitized by Google

als er angeklagt wurde von den Obersten der Priester und den Aeltesten, antwortete er nichts. Hierauf sagte Pilatus zu ihm: Hörst du nicht, welche Zeugnisse sie vorbringen wider dich? Und er antwortete auf keine Rede.

Das ist eine völlig neue Art König. In der That hat Christus den körperlichen König abgeschafft. Er hat den Menschen von seinem Nachbar befreit und an die Menschheit gebunden. „Wißt ihr denn nicht, daß ihr Götter seid?“ sagt Paulus.

Das Individuum war zum erstenmal erkannt und anerkannt und daß keine endliche Macht stark genug, ihm zu nahen. Der Tod am Kreuze und der Aufenthalt in der Unterwelt hat die Individualität nicht beschädigt, sondern erhöht, aus dem König der Juden den König der Welt gemacht. Dies Faktum widerlegt alle gröberen Auffassungen und verbietet alle Rück- und Seitenblicke auf Vor- und Nachbarreligionen. Ihm gegenüber erscheint der Uebermensch mit seiner neuerlichen Behauptung der Ungleichheit der Menschen als geistiger Atavismus ohne Ausweg.

Das Verlangen oder die Verkündigung von mehr Freiheit erregte aber von jeher immer denselben Zweifel, ob denn die Welt dabei bestehen könne. Freilich war und ist dabei immer gemeint diese, die gegenwärtige, die handgreifliche Welt, und das Schwert, das Christus zu bringen versprach, hat heute noch so viel zu thun wie vor 1900 Jahren und ist aber auch heute noch so scharf wie damals. Heute noch trifft es aber nur geistige Fesseln und heute noch durchschlägt es sie unfehlbar.

Christus hebt jedes Mißverständniß darüber auf. Er befreit einen Jeden ohne Ausnahme und genau nach dem Maße wie ein Jeder zu ihm Verhältniß hat. Er erlöst Alle, die an ihn glauben, und die Armen im Geiste leichter als die Reichen und die Magdalenen und Schächer und die ungerechten Fischer und Zöllner leichter als die Gerechten, im Gegensatz zum Buddhismus, der die Buddhas und die Brahminen sich selbst erlösen läßt und seine Unzulänglichen durch immer neue Inkarnationen schleift, der dem Leben an sich schon belehrende Kraft zuschreibt im Gegensatz zum Christenthum, das ein gerichtetes Leben dazu verlangt. Mit anderen Worten: das Christenthum sagt: das Ziel kann nicht ungeformt sein, kein Zustand, kein Nirwana, sondern die Nachbildung eines Vorbildes, die Gestalt der Vollkommenheit, das Ideal. Und den Weg zum Ziele kann nur ein nach dem Vorbild gerichtetes Leben führen. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Der göttliche Logos muß menschliche Gestalt angenommen haben, damit er als göttlich erkannt werden könne. Nicht in der Auflösung der Persönlichkeit im Nirwana, sondern in der Zusammenfassung aller Kräfte der Persönlichkeit zu deren Erlösung, in der von jedem Einzelnen an sich zu vollziehenden Nachbildung der höchsten Persönlichkeit, nicht in einer Herabsetzung, sondern in der Erhöhung alles Lebens durch das Leben des Einzelnen besteht das Ziel. Das ist die letzte Behauptung des Christenthums.

Die mosaische Schöpfungsgeschichte hat vollkommen recht, wenn sie berichtet, der Mensch sei in dem Augenblick erschaffen, als Gott den geformten Erdenkloß mit dem Hauch der Fähigkeit zu Sprache und Gedanken angeweht habe, gleichgültig, können wir hinzusetzen, ob jener Erdenkloß schon oder noch behaart und geschwänzt gewesen sein mag. Daß er dann seine göttliche Gabe mißverstand und nur auf die nächste, eingeschränkteste Wirklichkeit, auf die Körperlichkeit anwandte, das war der Sündenfall. Davor zu retten, bedurfte es eben des Erlösers, der die körperliche, die beschränkte, die irdische Persönlichkeit aufhob und die geistige, unbeschränkte, göttliche verkündete, der der Menschheit die Möglichkeit, aus der beschränkten menschlichen an die unbeschränkte göttliche Vernunft anzuschließen, vermittelte. Damit hat er die Erde zwar an ihrem Platz gelassen, aber zum erstenmal den Himmel eröffnet, jedes Reich des Stoffes zugestanden zwar, aber das Reich des Geistes gezeigt und gefordert. Das Leben der Persönlichkeit ist von nun ab ein anderes. Es ist aller Fesseln frei, es gehört nicht mehr dir und nicht mehr Diesem und Jenem, sondern „dem Vater“. Für jeden Einzelnen ist die ganze Welt das unweigerliche, aber auch allein genügende Piedestal und er hat mit Nichts und Niemand zu thun als mit dem „Einzigen“, dem „Vater“.

Dann aber ist das Christenthum nur die unausweichliche logische Folge des alten Bundes, Entwicklung, also begriffsgemäß widerspruchslos. Mosis παντα καλα λιαν ist eben Gottes Urtheil über die Welt, das aber nicht falsch wird durch das Zahnweh eines Philosophen. Die Leiden und Mängel sind eben keine Leiden und Mängel der Welt, sondern nur der Menschen. Und nicht die Auflösung oder irgend etwas endliches ist das Mittel dagegen, sondern einzig das: „seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist,“ keinerlei Verminderung, sondern eine unbegrenzte Erweiterung und Erhöhung des Lebens, nicht der Selbstmord, sondern das Schaffen.

Der Kern des Widerspruchs liegt aber darin, daß das indische Denken bei einem niedrigeren Begriff des Lebens stehen geblieben ist. Indem er über das Maß betont, was das Menschenleben mit allem übrigen Leben verbindet, vernachlässigt er, was es scheidet. Er ist noch nicht imstande, wie das Christenthum später gethan, den Unterschied zwischen Thier- und Menschenleben als einen Unterschied des Wesens zu statuiren. So bleibt es trotz aller Subtilität im einzelnen im Grunde bei der groben Auffassung des Intellekts als eines wiederum im Grunde zwecklosen Nebenprodukts der Erscheinung. Dagegen sagte das Christenthum: Nicht alles Leben ist Leben, sondern nur das höchste Leben ist Leben; mit dem übrigen Leben wollen und können wir uns nicht mehr seelisch befassen. Es ist Leben anderer Art, das wir höchstens als Mittel, nicht aber als Nachbarn und Genossen und Richtschnur brauchen können. Damit ist der Mensch erst in den Mittelpunkt der Welt gestellt, nun ist er nicht mehr das Maß aller Dinge, sondern des Alls, nicht mehr einer noch so großen Summe, sondern der einzigen unendlichen Einheit. „Das Wort ist Fleisch geworden.“ Es verlangt von seinen Bekennern nicht die Verneinung des Lebens und verspricht ihnen nicht ein wunschloses, d. i. unmögliches und undenkbares Leben im Nirwana, sondern es verlangt eine unablässige Verstärkung des eigenen Lebens und verspricht nichts anderes als die immer neue und gesteigerte Aufgabe, den Irrthum im eigenen, die Wahrheit im göttlichen Geiste zu suchen, „Gott zu loben“, in deren Erfüllung eben die „ewige Seligkeit“ bestehe, die nur deßwegen ewig heißt, weil das Leben der Persönlichkeit eine solch klare Intensität erreicht hat, daß eine Verdunkelung und Verminderung ausgeschlossen und nur mehr eine Verklärung und Bereicherung auf dem ferneren Pfade des Daseins für dieselbe möglich ist. Der Erlöste ist erlöst für immer und endgültig, nicht von dem Leben, sondern von dem Uebel, von der Beschränktheit des Lebens. Auf den ersten Blick scheint der indische Buddha und der christliche Heilige nicht sehr verschieden. Doch ist nicht unschwer zu erkennen, welche Summe neuer und fruchtbarer Ideen der Letztere voraus hat. Eine Ausführung ist entbehrlich. Auf das Eine sei hingewiesen. Als Mitglied der communio sanctorum arbeitet der christliche Heilige mit an der Erlösung Aller, die eigene ergibt sich nebenbei. Der indische erlöst vor allem sich.

Indem Schopenhauer bei dem niedrigeren indischen Begriff des Lebens stehen blieb, mußte er bei der Frage nach der Grundlage der Moral auf das Mitleid kommen

Digitized by Google

und dabei stehen bleiben. Jener niedrigere Begriff verhüllte jene Merkmale des Mitleids, welche es von der Rolle der Moralgrundlage ausschließen. Indem es den Mitleidigen mit Hülfe der Phantasie und unter Unterdrückung des Unterscheidungsvermögens nur mit dem Schmerz der Bemitleideten sich identifiziren läßt, ist es nur auf die Abwehr des fremden Leidens, das wie eigenes empfunden wird, gerichtet, im wesentlichen negativ. Es bleibt bei dem neminem laede stehen, ohne zu dem imo omnem, quantum potes, juva fortzuschreiten. Daß dieser Fortschritt aber möglich, ja von der Logik der Dinge unausweichlich gefordert wird, das war die neue Behauptung des Christenthums. Und es fand auch die Bedingung, deren Erfüllung allein zur Verwirklichung jenes Fortschritts führen kann.

Diese Bedingung ruht wie das ganze Christenthum auf der Anerkennung der fortschreitenden Unifikation der Menschheit. Anderswo¹) ist der Gedanke so ausgedrückt: „Die Blüthe der antiken Welt, das Griechenthum, war in der Moral nicht weiter gekommen, als die Gerechtigkeit für die höchste Tugend zu erklären. Welch ungeheuren Fortschritt das Christenthum bedeutete, indem es die Liebe als die oberste Forderung der Moral aufstellte, das scheint in unsrer Zeit erst deutlich hervorzutreten, da es Jedermann klar wird, daß die außerordentliche Mannichfaltigkeit und Komplizirtheit der Beziehungen der Menschen untereinander die schwerfällige, dem Irrthum allzusehr unterworfene verstandesmäßige Richtschnur der Gerechtigkeit schon aus Zeitmangel ausschließen und ein viel rascher und sicherer wirkendes Maß für das moralische Handeln gebieterisch fordern." Die Zeit war reif geworden für die letzte, höchste, umfassendste, nicht mehr zu überbietende Formulirung der moralischen Forderung, oder vielmehr sie erzwang diese Formulirung als unausbleibliche Folge der Vergangenheit und unerläßliche Bedingung der Zukunft des Menschengeschlechts. Filioli amate alterum utrum ist ein Gipfel und keine Stufe mehr. Der Ausdruck des Moralprinzips schließt alle Vergangenheit ein und begründet alle Zukunft, kein anderer kann nun noch genügen. Jede Einschränkung und jeder Vorbehalt ist jetzt verbannt, das ganze Leben der Einzelnen wie der Gesammtheit, nicht nur das Leiden oder sonst ein Theil wird umspannt und festgehalten. Nicht intermittirend wie das Gebot des Mitleids, sondern unaufhörlich, in jedem Augenblick gegenwärtig, nicht nur abwehrend, sondern unablässig antreibend, wirkt die neue Forderung. Sie allein ist allen bekannten und allen denkbaren Fällen gewachsen. Sie hat alle Theillösungen in die Vergangenheit verwiesen, weil sie die Lösung der ganzen Frage enthält. Durch sie ist der letzte Widerspruch verschwunden. Je inniger, lebhafter und formenreicher sich die Beziehungen der Menschen unter sich gestalten, desto einleuchtender erscheint sie als die einzig mögliche Grundlage des Zusammenlebens, des Bestands und des Fortschritts der Menschheit. Das Leben der Menschheit selbst liefert den Beweis der Richtigkeit der Formel. Sie kann von keiner Zukunft weder ergänzt noch berichtigt werden, so wenig wie der Satz des Pythagoras über den Zusammenhang der Größen der Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks. Die Forschung Schopenhauers nach einem allgemein gültigen Moralprinzip war ein Anachronismus, und Nietzsche's Fragestellung eine Leugnung der Thatsachen. Ein Gravitationsgesetz hat eben immer schon lange in der Welt der Wirklichkeiten gewirkt, bis es in der Welt der Vorstellungen entdeckt wird. Die christliche Forderung ist keine Forderung der Willkür, sondern einer Sachlage. Sie bedarf keines Beweises ihrer Richtigkeit, da sie alle früheren und anderen Forderungen entweder einschließt oder ausschließt, als die einzige unter den Umständen mögliche und genügende. Sie allein kann wirklich jeder transscendentalen Bestätigung entbehren und schafft den Himmel oder die Hölle schon hier auf Erden allein und ohne Beihülfe. Sie verspricht nichts, sondern sie gibt und sofort einem Jeden nach dem Maße er ihr folgt. Sie ist das Gesetz, nach welchem die Welt des Geistes einem Maximum des Lebens, wie die Welt des Stoffes einem Maximum der Entropie nach einigen Gelehrten zustrebt. Man kann das Gesetz verkennen aber nichts und Niemand kann sich seinem Wirken entziehen. — Lange vor Kant und Schopenhauer hat das Christenthum das Ding an sich und die Erscheinung, Gott und die Welt zu unterscheiden gelehrt. Den Rest des Widerspruchs hat es nicht aufgehoben und nicht geleugnet. Dagegen hat es mit seiner Forderung denselben in das Geheimniß, Mysterium verwiesen und endlich erträglich gemacht. Es gibt ja: die Welt zerfällt unserm Auge in zwei unendliche Gewalten, zwischen welchen wir keine Brücke sehen können: das unendliche, unablässige Schaffen des Geistes und das Empfangen der Schöpferkraft seitens einer unendlichen Anzahl von Endlichkeiten, Individuen. Dieser unüberbrückbare Abgrund ist schon zwischen den letzten und kleinsten zwei Individuen verschiedener Kraft, von welchen der Eine gibt, der Andere nimmt, unwiderruflich gesetzt. Keiner kann seinen Nachbarn verstehen. Für Mann und Weib schon bleibt kein anderer Ausweg als das Geheimniß, die Liebe. Für die Welt als Ganzes, als Summe aller Individuen aber bleibt ebenfalls kein anderer Ausweg im Verhältniß zum einzigen Geist, zum Schöpfer, als dies Geheimniß. Wenn das Christenthum von Jedem das höchste Leben verlangt, so heißt das schöpferisches Leben, gottähnliches Leben, dessen Seele jenes Geheimniß.

Wenn aber das Verhältniß des Individuums zum Ganzen wirklich einzig, d. h. wenn es wirklich Individuen gibt, dann ist das Geheimniß endgültig und unauflösbar. Dann erfüllt das christliche Moralprinzip die letzte und höchste Forderung, indem es, aus dem Mutterschoß der Wirklichkeit organisch emporwachsend, ohne Widerspruch bis an die Pforte des Unerforschlichen führt.

In zwei Arten scheidet sich alles Denken. Die eine läßt den Begriffen ihren überkommenen Inhalt, begnügt sich, denselben zu bestätigen, zu verdeutlichen, zum Bewußtsein zu bringen. Das Gefäß, der Begriff selbst ist ihr unabänderlich und ebenso die Art des Stoffs, womit jene gefüllt sind. Die andere vergrößert den Umfang der Begriffe und verdichtet zugleich deren Inhalt. Es ist die schöpferische Art gegenüber der analytischen. Indem sie mit jedem ihrer Geschöpfe neues Dunkel in die Welt bringt, gibt sie der anderen zu thun und die Möglichkeit, mehr Licht zu schaffen. Dies gilt für nichts mehr als für Fragen wie die unsre, bei denen die ganze Menschheit an der Sache, an der größten Sache der Menschheit arbeitet, während sich nur Wenige um die Verdeutlichung der Anschauungen bemühen können.

¹) „Dulcamara", S. 314.

## Hugo v. Hofmannsthal.

Unter unsern jungen Dichtern gelangte Hugo v. Hofmannsthal besonders schnell zu Ruf und Ansehen. Er wirkt wie der Repräsentant einer ganz geläuterten, vergeistigten Kultur; als hätte ihn von früh auf ein Reichthum umgeben, der ihm jeden Wunsch erfüllt, und als hätte er sich aus den erlesenen künstlerischen Schätzen aller Zeiten immer nur das Erlesenste gewählt. Und das ist in unsern Tagen doppelt wohlthuend, denen der Sinn für vornehmes Genießen schon ganz verloren schien. — Hugo v. Hofmannsthals Wesen scheint ganz von Kunst und Kunstgenuß durch-

Digitized by Google

drungen; von den lichten Höhen der Kunst schaut er auf die Welt hernieder, durch das Medium der Kunst nimmt er das Dasein in sich auf. Ein Künstler dieser Art kann immer nur für sehr Wenige dichten, er wird seine Probleme und Motive nie dem alltäglichen Sein entnehmen, auch nicht mit Leben und Schicksal ringen wie der Titane mit dem Titanen. Ihm blieb des Lebens harte, unbarmherzige Noth fremd, ihm verwandelt sich darum die Welt gern in ein Spiel und seine Phantasie schwelgt im Grotesken. Aber andrerseits führt gerade diese Kunst, eben weil ihr jede Erdenschwere mangelt und sie immer hoch über dem menschlichen Getriebe steht — zu der Weisheit, die als die sublimste gilt, der Weisheit, wie sie etwa die schönsten der indischen Upanischaden, wie sie Plotin, wie sie die deutschen Mystiker von der Art des Meisters Eckart gekündet.

Hugo v. Hofmannsthals erstes Werkchen erschien pseudonym, als der Dichter noch nicht 18 Jahre alt war. (Gestern. Studie in einem Akt, in Reimen von Theophil Morren.) Die Verse darin sind glatt und anmuthig; so ohne jeden Zwang, als seien sie von jeher die natürliche Sprache des Dichters gewesen. — Es heißt ja, daß in den ersten Werken großer Künstler sich im Keim alles zeige, was sie uns später, vollendet und ausgereift, schenken. Für Hofmannsthal trifft das bis in kleinste Einzelheiten, bis in Worte und Verse hinein, zu. Was in seinem „Gestern“ geschieht, das geschieht eigentlich nur, damit der Dichter seine Gefühle und seine Ansichten darüber sagen kann: Andrea will nur immer dem Heute leben, das „Gestern“ soll für ihn abgethan sein, sobald es verging. Da erfährt er, daß seine Geliebte ihn „gestern“ betrogen, und er muß einsehen, daß dies „Gestern“ für jeden Mann eine unentrinnliche Macht ist, daß es nur den Frauen gegeben wurde, dem Augenblick zu leben. — Dieser Vorwurf hat nichts dramatisches, auch die Erfahrung des Andrea klingt, wenn man sie so abstrakt mittheilt, wie ich sie eben mittheilen mußte, banal. Sieht man aber, was sie für diesen Menschen bedeutet, so wird es anders. Er will jeder Laune nachgeben, jede Lust befriedigen.

Mir ist vor keinem meiner Triebe bange:
Ich lausche nur, was jegliches verlange!
Da will der eine in Askese leben,
Mit keuschen Engeln Giottos sich umgeben,
Der andere will des Lebens reife Garben,
Des Meisters von Cadore heiße Farben,
Des dritten tolle Laune wird verlangen
Nach Giorgionesquem Graun, Dämonenbangen;
Der nächste Tag wird Amoretten wollen,
Mit runden Gliedern, Händchen, rosig vollen,
Und übermorgen brauch' ich mystisch Sehnen
Mit hellen Farben, blassen Mädchen, Thränen.

Er spielt mit den Menschen wie mit den Dingen, er braucht für jede Stimmung einen anderen Freund und wirft ihn fort, wenn diese Stimmung vorüber.

Und warum nicht? Was ist daran zu staunen?
Ist nicht die ganze, ewige Natur
Nur ein Symbol für unsrer Seele Launen?
Was suchen wir in ihr als unsre Spur?
Und wird uns alles nicht zum Gleichnißbronnen
Uns auszudrücken, unsre Qual und Wonnen?

Aber bei alledem verfolgt ihn eine stete Furcht, daß er über diesem rastlosen Genießen das Beste versäumt. Ihn beengt ein Genuß und ihm ist nichts unleidlicher als der Zwang, sich zu entscheiden. Wie es ihm an Selbstkenntniß nicht fehlt, so auch nicht an Selbstironie. Er haßt das Gute, weil es so eintönig, und liebt die Sünde, weil sie so unendlich reich. All sein Genießen bleibt ein im höchsten Sinne künstlerisches.

Es ist ganz erstaunlich, wie der 17jährige Poet hier in Farben und Formen lebt, welche Welten von Schönheit er sich aus ihnen zaubert.

In diese Lebensfreude hinein klingen ganz von fern her Töne der Vergänglichkeit — wir hören von einem Prediger, der die Menschen bewegt, irdischer Freude zu entsagen —, ausgeführt wird davon nichts. Gerade das wäre dramatisch dankbar gewesen, diesen Prediger mitten hineinzustellen in das Genußleben des Andrea und der Seinen — wie es etwa Ricarda Huch in ihrem sehr interessanten Renaissancedrama „Evoe“ versuchte —, aber das war für das Können des jungen Dichters zu viel; auch sonst ist alles Dramatische in seinem Erstlingsdrama von echt kindlicher Unbeholfenheit.

Vom künstlerischen Genießen und nur von ihm hören wir auch im „Tod des Tizian“ (jetzt in den „Blättern für die Kunst. Eine Auslese aus den Jahren 1892—1898“), einer lyrischen Dichtung in Form eines Gespräches, die, glaube ich, etwa ein Jahr nach „Gestern“ entstand. Ueber den sterbenden Tizian und seine Kunst äußern sich die nächsten Angehörigen des Meisters, die um sein letztes Lager versammelt sind; ihnen schildern drei Mädchen sein letztes Bild — alles in Versen von einer wundervollen, leise verklingenden, unendlich melodischen Weichheit.

Das Leben selbst ist schaal, es wird schön, sobald es die Kunst erklärt: das ist das Motto dieser Dichtung. Ihre bezeichnendsten Verse scheinen mir diese:

Siehst du die Stadt, wie jetzt sie drüben ruht?
Gehüllt in Duft und goldne Abendgluth
Und rosig helles Gelb und helles Grau,
Zu ihren Füßen schwarzer Schatten Blau,
In Schönheit lockend, feuchtverklärter Reinheit.
Allein in diesem Duft, dem ahnungsvollen,
Da wohnt die Häßlichkeit und die Gemeinheit
Und bei den Thieren wohnen dort die Tollen...
Und was die Feen weise dir verhüllt,
Ist ekelhaft und trüb und schal erfüllt
Von Wesen, die die Schönheit nicht erkennen
Und ihre Welt mit unsern Worten nennen....

Darum umgeben Gitter, hohe, schlanke,
Den Garten, den der Meister ließ erbauen,
Darum durch üppig blumendes Geranke
Soll man das Außen ahnen mehr als schauen. —
Das ist die Lehre der verschlung'nen Gänge...
Das ist die große Kunst des Hintergrundes
Und das Geheimniß zweifelhafter Lichter...
Das macht so schön die halbverwehten Klänge,
So schön die dunklen Worte todter Dichter
Und alle Dinge, denen wir entsagen....
Das ist der Zauber auf versunk'nen Tagen
Und ist der Quell des grenzenlosen Schönen,
Denn wir ersticken, wo wir uns gewöhnen. —

Wie hier, so wandelt sich in allen Dichtungen Hofmannsthals alles, was er sieht, in Bilder und Vergleiche und gewinnt dadurch sein besonderes poetisches Dasein, das dann oft mit dem wirklichen sich höchst seltsam verbindet — darum wirkt er in seinen Formen und Versen oft so dekorativ. Was ihn umgibt, die ganze Natur, löst sich ihm in Stimmung und Empfindung — es wirkt und waltet alles ineinander und hängt mit uns selbst geheimnißvoll zusammen. Die Dinge sind für ihn nie sie selbst allein; was sie denen waren, die sie einst besessen oder die sie geschaffen, wofür sie bestimmt sind — ihr ganzes Schicksal, unendlich viele Erinnerungen steigen ihm daraus empor und blicken ihm beredt entgegen. Aehnlich sieht er die Menschen — sie tragen bei ihm oft das Leid ihrer ganzen Umgebung mit sich herum. Auch in Hofmannsthals Poesie begegnen uns außer ihm selbst auf Schritt und Tritt

Reminiscenzen aus dem, was er gelesen und gehört, sie verbinden sich ganz unmerklich mit seinen Versen und er hat sie sich im besten Sinne angeeignet. Ich sage das hier ganz im allgemeinen — Anklänge im Einzelnen mag ich nicht nachweisen.

Es kann nicht anders sein: ein Dichter mit diesem überwachen Sein muß oft unter allem Genießen und aller Schönheit zusammenbrechen, er muß sie als schmerzliche Last empfinden, die ihm das kindliche und einfache Glück raubte. Man weiß: dies Zuviel des Genusses ist eines der Leiden gerade unsrer Zeit. Es scheint oft, als ruhe die ganze Last der Vergangenheit auf unsern Schultern. Was Hofmannsthal von sich sagt:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abthun von meinen Liedern,

man möchte es bei manchem unsrer Künstler ausrufen.

Nur als eine andere Form dieses überwachen Sinnes, der sich nie seinen Empfindungen und allem, was ihm das Leben schenkt, unbefangen hingibt, seh' ich es an, daß der Dichter sich fortwährend beobachtet und bespiegelt — als sei er ein von sich verschiedener Mensch. Er läßt eine seiner Gestalten einmal sagen:

Wie abgespiegelt in den stillsten Teich
Liegt alles da, gefangen in sich selber.
Der Epheu rankt sich in den Dämmer hin
Und hält die Mauer tausendfach umklommen,
Hoch ragt ein Lebensbaum, zu seinen Füßen
Steht still ein Wasser, spiegelt, was es sieht,
Und aus dem Fenster, über diesen Rand
Von kühlen festen Steinen beug' ich mich
Und strecke meine Arme nach dem Boden.
Mir ist als wär' ich doppelt, könnte selber
Mir zusehn, wissend, daß ich's selber bin. —
Ich glaube, so sind die Gedanken, die
Ein Mensch in seiner Todesstunde denkt.

Im Prolog, den der Dichter dem „Tod des Tizian" voranschickt, läßt er den Sprecher über das eigene Werk das Folgende sagen:

Vom jungen Ahnen hat es seine Farben
Und hat den Schmelz der ungelebten Dinge,
Altkluger Weisheit voll und frühen Zweifels
Und einer großen Sehnsucht doch, die fragt.

Diese Worte charakterisiren weniger den „Tod des Tizian" selbst, als den ganzen Dichter Hofmannsthal, insbesondere seine nächste Schöpfung „Der Thor und der Tod" (jetzt gedruckt in der „Jugend", 4. Februar 1899).

Was Andrea in „Gestern" als eine Art unveräußerliches Menschenrecht und als sein Recht insbesondere verkündete — jeden Genuß auszukosten, das Spielen mit den Menschen und Dingen, sie zu locken und zu nehmen, wenn sie uns reizen, sie fortzuwerfen, sobald man ihrer überdrüssig geworden: das ist in „Thor und Tod" die eine große Schuld des Claudio; um ihretwillen blieb ihm das Beste des Lebens verschlossen, ward er in Sehnen, Ahnen und Hoffen betrogen. Er weiß es nicht, er klagt das Schicksal an um alles, was es ihm versagte, daß er sich mit todtem Tand umgeben mußte und in künstlichen Dingen ein nie befriedigtes Dasein führen; erst der Tod, der ihm die Mutter, die Geliebte, den Freund herbeizaubert, sie ihm sagen heißt, was er an ihnen verschuldet, das klärt ihn auf, daß er nur sich anklagen dürfe und nicht das Geschick. So wird diesem Thoren der Tod sein Leben, die Vollendung seines Daseins.

Der Tod erscheint in dieser Dichtung als das Ewige unter dem Vergänglichen, als das tiefste Wesen alles Geschehens — etwa so, wie ihn Ludwig Feuerbach einst beredt geschildert. Der Dichter läßt ihn über sich also sprechen:

Wenn Ueberschwellen der Gefühle
Mit warmer Fluth die Seele zitternd füllte,
Wenn sich im plötzlichen Durchzucken
Das Ungeheure als verwandt enthüllte,
Und du hingebend dich im großen Reigen
Die Welt empfingest als dein Eigen,
In jeder wahrhaft großen Stunde,
Die schauern deine Erdenform gemacht,
Hab' ich dich angerührt im Seelengrunde
Mit heiliger, geheimnißvoller Macht.

Es ist eine alte Erfahrung, daß gerade denen, für die alle Tafeln des Lebens gedeckt scheinen, die Vergänglichkeit des Glücks am schmerzlichsten zum Bewußtsein kommt. In Indien hat die Natur ihre ganzen Reichthümer verschwendet: in Indien entstand der Buddhismus, die Religion, die die Nichtigkeit alles irdischen Glücks am tiefsten erfaßt, am ergreifendsten gepredigt hat. Wie dünn alles menschliche Glück ist, wie es eigentlich immer dem Unglück entspringt und sich ins Unglück verliert, wie das Schicksal, was es hier uns gibt, dort doppelt und dreifach nimmt, wie der unter allem der Weiseste sein muß, der dies erkennt, der im stillen Entsagen seinen Frieden findet — davon erzählen Hofmannsthals letzte Dichtungen.[1])

Die „Frau im Fenster" scheint mir die schönste unter ihnen und als das reifste Kunstwerk unsres Dichters — eine ganz einfache kleine Geschichte, die Gabriele d'Annunzio zuerst in seinem Traum eines Frühlingsmorgens leis andeutend geschildert. Donna Dianora steht auf dem Balkon, den Geliebten erwartend. Sie wirft ihm die Strickleiter herab und wie sie sich weit über die Brüstung beugt, hört sie, daß hinten der Vorhang zurückgeschlagen wird; in der Thür steht ihr Mann. Er sieht sofort, was sich hier begeben sollte, sie muß ihm sagen, wer ihr Geliebter war. Dann erwürgt er sie. Das ist alles. Den Dichter kümmert nur, was in Donna Dianora während dieser Stunden vorging, gar nichts anderes. Sie sieht und sieht, ob nicht der Tag zu Ende geht, der Tag, dem sie die Stunden schmeichelnd aus der Hand gewunden, sie zwingt sich zur Geduld und möchte doch vor Ungeduld vergehen, sie sagt sich alle Zeichen her, die sie für das Scheiden des Tages kennt, sie löst die langen Haare auf und läßt sie lachend tief herunterrieseln — ganz trunkene, selige, sehnende, schwellende Erwartung, die alte Amme begießt die Pflanzen gegenüber, die beiden Frauen plaudern, wir hören, welch ein brutaler Mensch Messer Braccio, der Gatte Dianora's, ist; die Amme erzählt von einem Prediger, der die Ergebung in den Willen des Herrn predigt — es mischen sich unmerklich in das Gespräch Worte von Tod und Ende.

Als sie ihren Mann erblickt, weiß Donna Dianora sofort, was ihr bevorsteht. Sie beichtet ihm alles — erst verzerrt sich in der Todesangst ihr Gesicht und sie fleht ihn an, er möge sie gleich tödten und sie nicht stehen lassen wie ein angebundenes Thier. Als sie ihm dann aber erzählt, wie die Erinnerung an ihr kurzes, wundervolles Glück in ihr lebendig wird, kommt etwas hohes und großes über sie, befreit sie sich von aller Schuld, wird sie dem Gemahl zur Rächerin, die ihm nichts erspart und nichts verheimlicht — während ihre Worte sich vor Grauen verwirren und sie den Tod vor Augen sieht, triumphirt sie über den, der sie peinigt und der sie mordet, schwelgt sie in den trunkenen Seligkeiten ihres Glücks.

In der „Hochzeit der Sobeide" hat Hofmannsthal einen sehr alten Stoff in durchaus eigener Art aufgefaßt

[1]) Hugo v. Hofmannsthal: Theater in Versen. Berlin 1899.

Digitized by Google

und behandelt. Die schöne Sobeide, vor der Zeit müd und gealtert durch all den Kummer und alle Noth im Hause ihrer Eltern, hat sich, um diese sorgenfrei zu machen, einem alten, reichen Kaufmann versprochen — einem Manne, der in tiefer Betrachtung des Himmels und der Sterne, der Gesetze, die den Weltenlauf bestimmen, ein stilles, reines, weltfernes Leben geführt hat, den ein milder Friede, ein weites Begreifen und Verzeihen ganz erfüllt und durchdringt und der sich jung fühlt, weil in seinem Wesen nichts starres und hartes liegt. Am Hochzeitabend, als er sie gütig empfängt, gesteht Sobeide ihm, daß sie einen Andern liebe, Ganem, doch jenen wegen seiner Armuth nicht habe heirathen dürfen — ihm habe sie sich vermählt wegen seiner Güte und um in Ruhe vor sich selbst zu sein. Bei dem Kaufmann überwiegt bald das Mitleid mit ihr allen Zorn; obwohl er ahnt, daß Ganem gar nicht so arm ist, wie er sich ihr geschildert, gestattet er ihr doch, zu ihm zu gehen — aufjauchzend, überglücklich stürmt sie fort. Unterwegs ängstigen sie Menschen und Hunde fast zu Tod; als sie im Haus des Geliebten ankommt, sieht sie dort eine schöne, geldlüsterne, hartherzige Buhlerin, nach der Ganem und sein alter Vater, ein in allen Sünden ergrauter Wucherer, gierig die Hände ausstrecken, um die sie einander am liebsten morden möchten, wird sie von Ganem mit rohen und gemeinen Worten mißhandelt. Das ist ihr zu viel, sie fühlt, daß sie diesen Schmutz nie von sich waschen kann: sie geht zum Gatten zurück und stürzt sich von einem Thurm in dessen Garten in die Tiefe. Sterbend dankt sie ihm für alle seine Güte, an seiner Seite wäre ihr ein schönes und reines Glück beschieden gewesen.

Die älteste Form dieser Geschichte, die im Mittelalter recht verbreitet war und die auch Boccaccio erzählt, ist indisch. Sie verläuft in ihrer ursprünglichen buddhistischen Fassung so (das nähere in meinen Indischen Märchen, S. 151): Ein junger Mann erblickt ein Mädchen, das einem Anderen versprochen ist. Er wird von ihrer Schönheit ganz überwältigt und fleht so lange, bis sie ihm verspricht, sich erst ihm und dann dem Gatten hinzugeben. Am Hochzeitsabend gesteht sie diesem alles, er läßt sie gehen, damit sie nicht wortbrüchig werde. Unterwegs fällt ein Räuber sie an, der sie auch freiläßt, als sie ihm ihre Geschichte erzählt und auf sie wartet. Als sie zu dem Manne kommt, der sie zuerst so geliebt, will sich dieser nicht an ihr vergehen, sondern schickt sie dem Gatten zurück. Der Räuber thut ihr auch auf dem Rückweg kein Leids an. Aber wie sie glückstrahlend ihrem Manne naht, weist auch dieser sie von sich — sie ist für ihn befleckt; all ihr Leiden, ihre Schönheit, die einen Räuber rührte, war umsonst.

Die alte indische Novelle und das moderne Drama haben ein ähnlich schmerzliches und herbes Ende. Sonst sind sie in allem verschieden. Im Indischen ist die Frau nur das Objekt, an dem die Männer wetteifernd ihren Edelmuth erproben; nur damit sie ihn erproben können, scheint die Geschichte erfunden und sind die Männer sich im Grunde alle gleich. Bei Hofmannsthal heißt das Motto „Lieber Gott, wie verschieden sind Männer!“, er schildert uns ferner das unsägliche Leiden einer unschuldigen Frau, der Edelmuth, Roheit und ihr eigener edler Sinn gleicherweise zum Verderben werden. Außerdem wird beim modernen Dichter alles verinnerlicht: kein äußerer Zwang heißt der Sobeide ihre Liebe zu einem Anderen einzugestehen; es ist der freieste Wille des Kaufmanns, daß er sie fortläßt und es ist wieder ihr sehnlichster Wunsch, zum Geliebten zu kommen. Aber die ganze Fabel hat durch Hofmannsthal etwas mattes und schlappes angenommen; was im Haus des Wucherers sich zuträgt, streift dicht ans Ekelhafte, die frische, naive, ums Motiviren unbekümmerte Art der alten Erzählung ist ganz geschwunden; ihr orientalischer Charakter ebenso gänzlich verwischt — obwohl Hofmannsthal die Vorgänge wieder nach Persien verlegt. Trotz aller Feinheiten im einzelnen, namentlich im ersten, dem am sorgfältigsten und liebevollsten ziselirten Akt, gebe ich darum beinahe dem Alten vor dem Neuen den Vorzug.

„Der Abenteurer und die Sängerin“ (oder „Die Geschenke des Lebens“) ist das bewegteste, bunteste Drama Hofmannsthals. Ein Abenteurer, unter dem Namen Baron Weidenstamm, kommt nach Venedig, von wo er einst hatte fliehen müssen und das er darum lange Jahre gemieden. Er sieht als die berühmte Sängerin Vittoria das Mädchen wieder, das er damals geliebt, und schließt herzliche Freundschaft mit Lorenzo Venier, an dessen Seite sie nun lebt und dem sie mehr ist als Glück und Leben. Vittoria hat den Geliebten gleich erkannt. Sie besucht ein großes Abendfest, das er seinen rasch erworbenen Freunden, einer bunt und übermüthig zusammengeworfenen Gesellschaft, gibt — dabei muß sie erfahren, daß ihm, der ihr alles war, dem sie ihre ganze Kunst verdankt, nicht mehr bedeutete, als die unzähligen Anderen, die er in seinem überreichen Dasein geküßt und geliebt. Ihn läßt es auch nicht bei ihr — sein Schicksal sei es, ein wundervolles Herz um eine liederlich geschminkte Maske fallen zu lassen — er geht, nachdem er den Sohn begrüßt, den sie ihm geschenkt und läßt sie an der Seite des Lorenzo, dem sowohl er wie Vittoria mit unendlicher Kunst, während stets die Entdeckung drohte, die Wahrheit verbergen — sein Glück sollte nicht gestört werden. — Es erscheint in dem Drama ein alter Mann, der die Musik nicht versteht, die er selbst geschaffen, sondern blöde hinhört, als man sie ihm vorspielt und nach den Früchten gierig greift, die man ihm reicht: seinem Loos vergleicht Vittoria das des Abenteurers und ihres; das sind die Geschenke des Lebens.

Auf der Bühne haben weder die „Hochzeit der Sobeide“ noch „der Abenteurer und die Sängerin“ viel Eindruck gemacht. Mich wundert das nicht, es sind freilich, besonders in dem letzten Drama, Ansätze zu einer sehr lebensvollen Charakteristik, wirklich dankbare Nebenrollen, ein feiner Humor und ein geistreicher Dialog. Aber sie sind, ganz abgesehen von kleinen und großen Unbehülflichkeiten, nicht dramatisch im hergebrachten Sinn. Beim Abenteurer sind es Bilder über Bilder, die wie in einem Maskenzug vor uns vorüberwandeln und sich durcheinander schieben — der Dichter erklärt sie in prachtvollen, prunkend schönen Versen. Nirgend sonst ist seine Rhetorik so reich und auch von solchem jugendlichen Ungestüm. Auch hier sind die Worte der eigentliche Inhalt. Was die Gestalten über ihre Schicksale sagen, wie sie in den Schönheiten der Welten schwelgen, die sie sich selbst errichten — der Baron ist der größte Genießer, den uns Hofmannsthal gezeichnet — das bleibt auch das Schönste dieser Dichtung. Ein paar Verse wenigstens möchte ich mittheilen. Vittoria fragt den Baron:

Hast du mich nicht
Singen gehört? Sie sagen, daß es finst'rer
Und lichter wird in einer großen Kirche
Von meinem Singen.
Sie sagen, meine Stimme ist ein Vogel,
Der sitzt auf einem Zweig der Himmelsglorie.
Sie sagen, wenn ich singe, mischen sich
Zwei Bäche freudig, der mit gold'nem Wasser
Der des Vergessens, und der silberne
Der seligen Erinnerung.
In meiner Stimme schwebt die höchste Wonne
Auf gold'nen Gipfeln und der gold'ne Abgrund
Der tiefsten Schmerzen schwebt in meiner Stimme.

Auch dies Drama ist wie ein Schattenspiel. Man möchte kaum Schauspieler finden, die es darstellen. Damit die Worte als Worte, alle Poesie als Poesie zur Geltung

Digitized by Google

kommt, möchte man es aufgeführt sehen, wie der Dichter seine „Frau im Fenster“ aufgeführt haben wollte: hinter einem Schleier als Marionettendrama von Puppen, die sich in „grenzenloser Anmuth“ bewegen, während ein Andrer die Worte so spricht, wie sie es verlangen. So würde auch der Eindruck sich verstärken, den alle diese Dramen hervorrufen: daß wir nur Marionetten sind in der Hand des Schicksals.

Es ist etwas weiches, verdämmerndes in aller Poesie Hofmannsthals — es ruht über ihnen wie ein Abglanz des Abends, in den aller Streit des Tages verklingt und den die scheidende Sonne in goldenen Glanz taucht und in prachtvolles Leuchten. Die Kunst des jungen Dichters blieb immer in der gleichen Atmosphäre. Man hörte oft Befürchtungen aussprechen, sie sei allzu frühreif und müsse bald verwelken — diese Befürchtungen waren nicht nöthig. Sie ward im Gegentheil stetig reifer, reicher, in sich gefesteter, sie trägt auch die beste Verheißung in sich, da in ihr trotz aller Müdigkeit und Resignation so oft und so stark das Gefühl der Jugend hervorbricht. Was sie uns in der Zukunft schenken wird, wartet man am besten ab, weiteres darüber zu prophezeien, scheint mir thöricht und überflüssig.

Friedrich von der Leyen.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Zu Hermann Rolletts 80. Geburtstag.** In Baden, dem als Kurort bekannten lieblichen Städtchen an den östlichen Hängen des Wiener Waldes, lebt der greise deutsch-österreichische Dichter und Denker, den man als einen der tüchtigsten Männer unsres Jahrhunderts erst allmählich erkennen wird, seit dem Jahre 1854 in thätiger Zurückgezogenheit. Es sind in den letzten Tagen so viele biographische Notizen über Rollett mit chronologischer Aufzählung seiner Werke veröffentlicht worden, daß wir hier eine nochmalige Wiederholung der in jedem Konversationslexikon befindlichen Daten vermeiden wollen. Um in wenigen Zügen ein prägnantes Bild dieser Persönlichkeit zu geben: Er wurzelt in jener klassizistischen Epoche, die unter dem Einfluß der deutschen Dichterheroen, namentlich Goethe's, stehend, in Oesterreich länger als im Reich gewährt hat. Harmonie der Persönlichkeit, Universalität der Kenntnisse, in den Dichtungen ein unmittelbarer Ausdruck von Erlebniß und Empfindung, das sind die Ideale, welche Rollett inmitten der fachlichen Zersplitterung und nervösen Begehrlichkeit unsrer Zeitgenossen sich zu bewahren gewußt hat. Während aber andere österreichische Dichter, wie z. B. Grillparzer, in ängstlicher Abgeschlossenheit vor den Aufregungen der zeitgenössischen Entwicklung die schönen Seelenstimmungen zu hegen suchten, hat Rollett, wie vor ihm die Dichter der Befreiungskriege, in energischer und kühner Weise seine Sangesbegabung zur Waffe geschmiedet.

„Ich weiß, wir werden durch das Lied
Die Freiheit nicht erringen, —
Doch in des Volkes Seele zieht
Der Muth auf Liederschwingen!“

Mit Robert Blum, Arnold Ruge und anderen Führern der revolutionären Bewegung eng befreundet und geistig verbunden, hat der von innigen Liebesgefühlen beseelte Jüngling sich mitten in den Kampf der 48er Tage begeben, im Sturmschritt von Posten zu Posten vordringend, Lied über Lied hinausschleudernd, deren meiste neben den Dichtungen Freiligraths und Anastasius Grüns bald große Popularität fanden. Nach langen Irrfahrten im Deutschen Reich und einer mehrjährigen Verbannung nach der Schweiz siedelte sich Rollett wieder in seiner Vaterstadt an und entfaltete nun in ruhigeren Zeitläufen eine weitgreifende, segensreiche Thätigkeit. Neben lyrischen, dramatischen und epischen Dichtungen verfaßte er kunstwissenschaftliche Werke, wie die in ihrer Art einzigen „Goethe-Bildnisse“ (eine Sammlung sämmtlicher von Goethe existirenden Abbildungen, mit verbindendem Text), die Monographie über die drei Pichler und die „Glyptik“ in Bruno Buchers „Geschichte der technischen Künste“. Als Archivar, Bürgermeister-Stellvertreter, Museums-Kustos hat er, durch eine unerschütterliche Gesundheit begünstigt, rastlos an der Hebung seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes gearbeitet. Er setzt heute als Achtzigjähriger diese Thätigkeit in ihrem vollen Umfange fort: in seiner jährlich erscheinenden „Chronik der Stadt Baden“ veröffentlicht er wichtiges historisches und archäologisches Material; in scharf pointirten politischen oder seelenvollen Reflexionsgedichten verkündet er seine streitbare Meinung oder die resignirte Weisheit des Greises. Er schreibt für viele Revuen, Jahrbücher ꝛc. und verfolgt die politischen, sozialen und künstlerischen Vorgänge in unsrer Zeit mit lebhaftem, oft leidenschaftlichem Interesse. Die festlichen Kundgebungen, die für den 20. August geplant sind, bezeugen, welche Theilnahme in der österreichischen Bevölkerung, besonders aber in den Kreisen des kunstverständigen Hochadels für diese wie ein Fels in unsre Tage hineinragende Persönlichkeit herrscht. Vielleicht wird bei Gelegenheit dieses Festes auch das Interesse für die zahlreichen Werke des Dichters wiedererweckt und die Herausgabe einer Gesammt-Ausgabe ermöglicht, die um so nothwendiger erscheint, als viele der bedeutendsten Dichtungen durch die einstige Konfiskation aus dem Buchhandel fast gänzlich verschwunden sind. Bisher hat sich weder für diesen Plan noch für eine ausführlichere, die Bedeutung Rolletts würdigende Biographie ein Verleger finden lassen. Um wie viel werthvoller wäre eine solche Festgabe als alle Fackelzüge!

Dr. Ludwig Abels.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 27. Juli. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Kohlrausch las: Ueber den stationären Temperaturzustand eines von einem elektrischen Strom erwärmten Leiters. 2. Derselbe legte eine Abhandlung der Herren Prof. W. Jaeger und Dr. H. Diesselhorst in Charlottenburg über Wärmeleitung, Elektrizitätsleitung, Wärmekapazität und Thermokraft einiger Metalle vor. Das Verhältniß des Wärmeleitvermögens zum elektrischen Leitvermögen wird bei 18° und 100° an zahlreichen Metallen nach dem Verfahren von Kohlrausch dadurch bestimmt, daß ein Stab mittelst eines elektrischen Stromes geheizt und die stationär gewordene Temperatur und die elektrische Spannung in drei Querschnitten gemessen wird. Die gleichzeitige Messung der Stromstärke gibt das elektrische Leitvermögen für sich. Zugleich ergab sich aus der Beobachtung des dynamischen Temperaturzustandes nach dem Oeffnen oder Schließen des Stromes die spezifische Wärme. 3. Hr. Erman legte einen Aufsatz des Hrn. Dr. Heinrich Schäfer, Bruchstücke eines koptischen Romans über die Eroberung Aegyptens durch Kambyses, vor. Auf sechs Pergamentblättern, die durch Hrn. Dr. Reinhardt in das ägyptische Museum gelangt sind, findet sich folgende Erzählung: Kambyses, der auch Nebukadnezar heißt und König der Assyrer ist, fordert die „Ostländer“ auf, sich ihm zu unterwerfen. Als sich diese, im Vertrauen auf ihre ägyptischen Oberherren, ihm widersetzen, sucht er sich vorerst der Aegypter mit List zu bemächtigen. Er verbreitet unter ihnen einen gefälschten Brief ihres Königs Apries, in dem sie zu einem Fest des Apis eingeladen werden; bei diesem Fest denkt Kambyses sie zu überfallen. Eine ähnliche Sage lag dem Johannes von Nikiu, dem Verfasser einer Weltchronik um 700 n. Chr., vor. 4. Hr. Sachau legte eine vom Herzog de Loubat der Akademie übersendete, in Photochromographie hergestellte, von Dr. E. T. Hamy besorgte Ausgabe des Codex Telleriano-Remensis, einer mexicanischen Hieroglyphen-Handschrift mit spanischen Beischriften, vor, welche in der Bibliothèque Nationale zu Paris aufbewahrt wird. 5. Derselbe legt den zweiten Vorbericht über eine Forschungsreise in Armenien von Dr. W. Belck und Dr. C. F. Lehmann, datirt Erzingian, den 28. Juni 1899, vor. 6. Hr. Vogel legte eine Abhandlung des Prof. J. Wilsing in Potsdam vor: Ueber den Einfluß des Drucks auf die Wellenlängen der Linien des Wasserstoffspektrums. 7. Die philosophisch-historische Klasse hat Hrn. Prof. Gustav Bauch in Breslau zu Studien über die Reformationsgeschichte 1000 M. bewilligt.

T. **Die Wetterwarte auf dem Ben Nevis**, dem höchsten Gipfel Großbritanniens, scheint trotz aller Vor-

stellungen, die in wissenschaftlichen und parlamentarischen Kreisen erhoben warden sind, eingehen zu sollen. Die Wetterwarte besteht auf dem 1343 m hohen Gipfel, der in der schattischen Grafschaft Inverneß gelegen ist, seit dem Jahre 1883, ihre Unterhaltung verursachle aber mehr Kosten, als die wissenschaftlichen Kreise Schottlands auf die Dauer zu tragen vermachten. Nunmehr wandte man sich durch Vermittelung der schollischen Mitglieder an das Unterhaus mit der Bitte um Bewilligung oon 1000 Pfd. St., wodurch die Fortsetzung der Beobachtungen zunächst auf zwei Jahre sichergestellt werden sollte. Es wurden große Anstrengungen gemacht, um diese Forderung durchzusetzen, aber nach den jetzt bekannt gewordenen Mittheilungen ist alles vergeblich gewesen. Die schottischen Vertreter im Parlament, die die Sache zu der ihren gemacht hatten, nahmen das negative Ergebniß mit groser Empörung auf und zagen sich in der letzten Parlamentssitzung einen Ordnungsruf als Folge ihrer unwilligen Meinungsäußerungen zu. Wenn man bedenkt, was in Deutschland für die Einrichtung und Erhaltung von Höhenwarten in den verschiedensten Theilen des Reiches geschieht, so berührt es allerdings merkwürdig, zu hören, daß die Königliche Gesellschaft in London, die die Stellung einer Nationalakademie einnimmt, auf die Unterhaltung der einzigen Höhenwarte des Landes angeblich keinen Werth legt und durch ein solches Urtheil die Unterstützung des wissenschaftlichen Instituts nerhindert hat. Beiläufig sei erwähnt, daß der meteorologische Landesdienst von Staatswegen in England jährlich 306,000 M. erhält, eine Summe, die in Anbetracht der praktischen Bedeutung dieses Zweiges der Naturkunde eine Vergrößerung vertragen könnte.

* **Tübingen.** Prof. Dr. Herman v. Seeger, Strafrechtslehrer in der hiesigen juristischen Fakultät, feiert heute seinen 70. Geburtstag.

* **Rom.** Der zwölfte internationale Orientalisten-Kongreß, der hier am 5. Oktober zusammentreten wird, soll bis zum 15. Oktober tagen. Die feierliche Eröffnung der Verhandlungen im Namen des Königs, der das Patronat des Kongresses übernammen hat, sowie die Begrüßung der Kongreßdelegirten durch offizielle Persönlichkeiten wird am 4. Oktober stattfinden. Der Kangreß wird in zwölf Sektionen zerfallen, von welchen diejenigen für allgemeine indo-europäische Linguistik, für Geographie und Ethnographie des Orients, für vergleichende Religionsgeschichte des Orients, für China und Japan, für Indien, für Zentralasien, für Geschichte und Kultur der mohammedanischen Welt und für Aegyptologie und afrikanische Sprachen genannt sein mögen. Verhandlungssprachen des Kongresses werden Italienisch, Lateinisch, Französisch, Englisch und Deutsch sein. Der Gebrauch der französischen Sprache wird aber gewiß oorwiegen. Dem leitenden Kongreßkomitee gehören die Professoren Angelo de Gubernatis, Lanisio, Schiaparelli, Nocentini, Pullé an. Das Ehrenpräsidium des Kongresses wird Senator Praf. Ascoli bekleiden. In den wissenschaftlichen Kreisen wie in der Presse gibt sich schon jetzt sehr lebhaftes Interesse für das Erscheinen einer so graßen Anzahl non ausländischen Gelehrten, wie sie der Kongreß in Rom nereinigen wird, kund und es ist vorauszusehen, daß man non Seiten des Hofes, der Regierung und der Stadt Rom, sowie aller Kreise der hiesigen Gesellschaft bemüht sein wird, den Kongreßtheilnehmern gegenüber weitgehende Gastfreundschaft zu üben. Ueber die Verkehrserleichterungen für die Kongreßbesucher ist das Nähere durch das Kongreß-Sekretariat zu erfahren.

* **St. Petersburg.** Ein Mitglied der kaiserlich russischen Geagraphischen Gesellschaft, der Zoologe P. J. Schmidt, wird auf Kasten dieser Gesellschaft und des Ministeriums der Landwirthschaft eine Expedition nach dem Großen Ozean ausrüsten. Die Expedition beabsichtigt, Untersuchungen bezüglich der Klassifikatian der Meeresthiere und der Pflanzen an den Küsten des russischen Gebiets und ferner zoologische Forschungen auf der Halbinsel Liaotung und den angrenzenden Theilen der Mandschurei und Korea's anzustellen. Die Dauer der Untersuchungen ist auf zwei Jahre festgesetzt und die Kasten der Expedition wurden auf 12,000 Rubel veranschlagt. Die abenbenannte Geographische Gesellschaft gewährt zur Kostendeckung 7500 Rubel, und 4500 Rubel zahlt zu diesem Zweck das Ministerium der Landwirthschaft und der Reichsdomänen. Das Ministerium betheiligt sich an der Expedition in der besonderen Erwartung, daß sie Chancen zur Entwicklung der Meeresindustrie an der Küste des Amurgebiets und der Insel Sachalin, sowie an den van der russischen Regierung jüngst erworbenen Punkten entdecken werde. Die Geographische Gesellschaft setzt ebenfalls große Hoffnungen auf die Expedition, nach Maßgabe der außerordentlich günstigen Resultate, welche die aon ihr früher nach dem Schwarzen, Asow'schen und Marmara-Meer entsandten Expeditionen ergeben haben. Die Expedition nan P. J. Schmidt wird sich bei ihren Forschungen mit der „Gesellschaft zur Erforschung des Amurgebiets“ in Verbindung setzen. Diese Gesellschaft plant, in Wladiwostok eine zoologische Station zur Erforschung der Meeresfauna zu errichten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hegels Leben, Werke und Lehre. 4. Lieferung. (Geschichte der neueren Philosophie non Kuno Fischer. VIII.) Heidelberg, Karl Winter 1899. — Jahresbericht der Handelskammer zu Solingen füe das Jahe 1898. II. Theil (Statistil). — H. Deiters: Künstler, Kunstschreiber und der gesunde Menschenverstand. München, Joseph Seiling, Hofmusikaliennerleger. — Dr. H. Severus: Prostitution und Staatsgewalt. Dresden, Konrad Weiske (Georg Schmidt) 1899. — K. Th. Heigel: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. 1. Band. Stuttgart, J. G. Cotta's Nachf. 1899. — Wilh. Roscher: Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes. Handbuch für Geschäftsmänner und Studirende. 7. Auflage. (System der Volkswirthschaft III.) Ebd. 1899. — H. Friedjung: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866. 2. Bd. 3. Aufl. Ebd. 1899. — Moritz Voigt: Römische Rechtsgeschichte. 2. Band. Ebd. 1899. — Dr. R. n. Boch: Geschichte der Töpferarbeiter non Staffordshire im 19. Jahrhundert; Dr. Rab. Halfgarten: Die kommunale Besteuerung des unverdienten Werthzuwachses in England. (Münchener volkswirthschaftliche Studien Nr. 31 u. 32.) Ebd. 1899.

J. G. Catta'sche Buchhandlung Nachfalger G. m. b. H. in Stuttgart.

Das junge Deutschland.

Ein Buch deutscher Geistesgeschichte

von

Johannes Proelß.

Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube.

Großoktav. Preis geheftet 12 M. In eleg. Halbfranzband 14 M.

Was dieses frisch und anregend geschriebene Buch zu einer heute so viel benutzten Quelle füe die Geschichte des ablaufenden Jahrhunderts macht, ist der Umstand, daß es nach den Quellen die Anfänge der litterarischen, politischen und sozialen Bewegung darstellt, die in der Wiedergeburt der deutschen Nation ihren höchsten Triumph erlebte. Es schildert nicht nur den Anteil der poetischen Litteratur an diesem Aufschwung, das Werden und Wirken der bahnbrechenden Führer des 1835 vom Bundestag in Acht und Bann gethanen „Jungen Deutschland“; auch über die Anfänge der Frauenbewegung in Deutschland bietet es eine Fülle der interessantesten Aufschlüsse. Eine völlig neue Darstellung hat in dem Buche das Verhältnis jener Pioniere des Reichsgedankens zum Altmeister Goethe erfahren. Es ist ungemein anziehend, den Sieg zu verfolgen, den damals der Goethe'sche Genius über ein Geschlecht jugendlicher Sturmgeister davontrug, die anfänglich in Goethe einen Gegner sahen, weil er sich gegen ihre Bestrebungen ablehnend zeigte. Durch diese Kapitel bildet das Proelß'sche Buch auch einen wertvollen Beitrag zur Goethelitteratur. (12401)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.


## Uebersicht.



## Politik als Wissenschaft.

### I.

Wenn wir uns fragen: „Wie kommt es, daß in dem geeinten Deutschland zu Ende des „wissenschaftlichen" 19. Jahrhunderts diejenige Partei, deren Prinzipien dem nationalen und wissenschaftlichen Geist des Zeitalters diametral entgegengesetzt sind, zu ausschlaggebender Machtstellung gelangt?" so werden wir den wesentlichsten Grund dieser merkwürdigen politischen Sachlage darin suchen müssen, daß der Liberalismus sich auf die Dauer nicht als „regierungsfähig" erwiesen hat, d. h. nicht als fähig, den mannichfachen Aufgaben und Bedürfnissen eines großen Gemeinwesens gerecht zu werden.

Was dem liberalen Bürgerthum fehlte, das war die politische Anpassungsfähigkeit, die Einsicht in das sozial und national Mögliche und Nothwendige. Der fortschrittliche Liberalismus mit seinen abstrakten Ideen (z. B. der absoluten Freiheit und Gleichheit) und seinen eigensinnig festgehaltenen Doktrinen (z. B. des Parlamentarismus und des wirthschaftlichen Individualismus) war eben, wie dies der Begründer der modernen Soziologie, Auguste Comte, schon vor 60 Jahren so trefflich zeichnete, auf der „*metaphysischen*" Entwicklungsstufe stehen geblieben, wo man mit Außerachtlassung des Wirklichen und des historisch Gegebenen das staatliche und gesellschaftliche Leben der Völker nach allgemeinen Grundsätzen und subjektiven Ideen beliebig gestalten zu können hoffte.

Die von einem idealen Optimismus und einem überzeugten einseitigen Doktrinarismus getragene liberale Bewegung hat ohne Zweifel in Staat und Gesellschaft großartige Umgestaltungen und erhebliche Fortschritte hervorgebracht, aber doch nur da, wo ihre Tendenzen durch entgegenstehende Mächte bedeutend gemäßigt wurden. Wo sie sich dagegen möglichst „rein" durchsetzen konnte (z. B. beim allgemeinen Wahlrecht und der unbeschränkten Gewerbefreiheit), sind die Resultate von den Erwartungen erheblich verschieden, ja für unser politisches und soziales Leben verhängnißvoll geworden.

Die Geschichte des liberalen Zeitalters lehrt uns daher aufs eindringlichste, daß die modernen Völker, wenn sie die nöthige Reife zur Selbstregierung erlangen wollen, auch auf *politischem* Gebiet von der „metaphysischen" (abstrakt deduktiven) zur „*positiven*," auf gewissenhafter induktiver Forschung beruhenden Betrachtungsweise übergehen müssen.

Zum Glück sind unserm deutschen Volk drei vorzügliche Führer und Lehrmeister erstanden, welche dem gebildeten Bürgerthum, sobald es wieder Zeit und Interesse für eine hingebende Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten findet, die Grundsätze und Ziele einer positiven oder Realpolitik erschlossen und die Wege zur gesunden, erfolgreichen Selbstregierung gewiesen haben. Es sind dies: Bismarck, Roscher und Treitschke.

Während Fürst Bismarck vor allem durch sein persönliches Wirken, aber auch durch seine Reden und Gedanken in höchstem Grade — wie dies Professor Cornelius schon 1885 (zum 70. Geburtstage) in der Beilage der Allg. Ztg. ausgeführt hat — ein politischer Erzieher der Deutschen geworden ist, hat Roscher als akademischer Lehrer, besonders aber durch seine Werke: die „Volkswirthschaftslehre" und die „Politik" vermittelst sorgfältigster historischer Vergleichung und ruhig-sachlicher Darlegung weite Kreise unsres gebildeten Bürgerthums von dem unfruchtbaren Doktrinarismus und unbesonnenen Radikalismus der sechziger Jahre geheilt und eindringlich auf die Gesetze und Bedingungen eines heilsamen politischen und nationalökonomischen Wirkens hingewiesen. — Mit der ganzen Wucht seiner gewaltigen, hinreißenden Rhetorik hat der Dritte im Bunde, H. v. Treitschke, durch Wort und Schrift als Geschichtschreiber und Publizist an der politischen Erziehung der jungen Generation gearbeitet, um sie für das Verständniß und die Förderung der hohen Aufgaben des neuen Reichs, wozu in erster Linie die Ausgestaltung eines starken, gerechten und freien Staatswesens durch die bewußte, hingebende Mitwirkung aller Bürger gehört, tüchtig vorzubereiten.

Es ist unstreitig als ein großer Gewinn für unsre deutsche Wissenschaft und Literatur anzusehen, daß zu der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" und zu den unvergleichlich schönen und lehrreichen „Aufsätzen" unsres ersten Essayisten nunmehr auch der werthvollste Niederschlag von Treitschke's akademischer Thätigkeit in seiner „*Politik*" (2 Bd. 1897—98, Leipzig bei S. Hirzel) weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist. Wenn die „Politik" ihrer ganzen Entstehungsweise nach auch die edle stilistische Formvollendung der Aufsätze vermissen läßt; wenn auch die wissenschaftliche Durch- und Ausarbeitung bei einer persönlichen Herausgabe durch den allzufrüh Verstorbenen ohne Zweifel gewonnen hätte, so stellt die „Politik" auch in der vorliegenden Form als gewissenhafte Wiedergabe der „frei" gehaltenen Vorlesungen, ein werthvolles Vermächtniß des begeisterten Vorkämpfers deutscher Einheit und Freiheit dar.

Ja, was dem Werk an wissenschaftlicher Form und Fülle abgeht, das ersetzt es reichlich durch das persönliche Moment, welches hier häufiger und deutlicher noch als in den übrigen Werken Treitschke's zutage tritt. Da ergibt sich denn, daß Treitschke unter „Politik" in herkömmlicher Weise die „Lehre vom Staat" verstand, daß er das „Wesen" des Staates (I. Buch) viel reiner, reicher und freier faßt als unsre praktischen Politiker liberaler oder konservativer Richtung: Regierende, Volksvertreter oder Publizisten gewohnt sind. Der Staat ist nach Treitschke weder Mittel noch Zweck schlechthin, sondern beides zugleich; er ist „eine sittliche Gemeinschaft, berufen zu positiven Leistungen für die Erziehung des Menschengeschlechts, und sein letzter Zweck

Digitized by Google

ist, daß ein Volk in ihm und durch ihn zu einem wirklichen Charakter sich ausbilde; denn das ist für ein Volk wie für den Einzelnen die höchste sittliche Aufgabe". (I. Bd. S. 81.) Dabei ist aber wohl zu beachten, „daß bei höherer Kultur die Achtung der Staatsgewalt vor der freien Persönlichkeit des Menschen steigt, daß mit wachsender Kultur, trotz der zunehmenden Erweiterung der Staatsthätigkeit auch die Selbständigkeit der Einzelnen größer wird. Denn der Staat fühlt (auch heute?), daß seine eigene Schönheit und Kraft am letzten Ende auf der Freiheit vernünftig denkender Menschen beruht".

Was uns bei Treitschke in der Beurtheilung der Personen wie der Ereignisse besonders anzieht, ist die hohe ethische Gesinnung und der bis zu schroffen Sarkasmen sich versteigende Muth, womit er sein moralisches Urtheil zum Ausdruck bringt. Allein so sehr dieser ethische Idealismus den Mann ehrt und seine Hörer und Leser begeistert, so haftet ihm doch der Grundzug des Subjektivismus an, da ihm die wissenschaftliche Begründung fehlt.

Treitschke hält sich auch nach seiner sittlichen Ueberzeugung für einen echten Christen und doch verurtheilt er als Politiker und als Deutscher (mit vollem Recht) aufs schärfste wesentliche Züge und Forderungen echt christlicher Lebensanschauung.[1]) Er hält sich für einen rechtgläubigen Lutheraner; wie stimmt jedoch zu dem lutherischen: „durch Adams Fall ist ganz verderbt all menschlich Thun und Wesen" Treitschke's Persönlichkeitsideal: „Es kommt bei der Beurtheilung am letzten Ende immer darauf an, ob Jemand sein eigenstes Wesen erkannt und ausgebildet hat zum höchsten Maß der ihm erreichbaren Vollkommenheit"? (I S. 100) In demselben Athemzug verlangt er von dem modernen Menschen „männlichen Muth und christliche Demuth" (S. 318), „Gewissensfreiheit und Kinderglauben" (S. 326),[1]) „vernünftige Selbständigkeit und gläubige Selbsthingabe. (I. 350.) Aus dieser Unsicherheit und Unwissenschaftlichkeit des ethischen Standpunktes erklärt es sich, daß der wichtige § 3 „Das Verhältniß des Staates zum Sittengesetz" keine Lösung bringt.

Er ist überzeugt, „daß der Staat als eine große Anstalt zur Erziehung des Menschengeschlechts nothwendig unter dem Sittengesetz stehen muß," aber doch nicht unter dem supranaturalistisch-christlichen; denn wie paßt zu dem christlichen Gebot: „Stecke dein Schwert in die Scheide" ꝛc. und „So dir Jemand den Rock nimmt" u. s. w. das folgende: „Für seine Macht zu sorgen durch kräftige Selbstbehauptung ist die höchste sittliche Pflicht des Staates"? Eine Ahnung des richtigen Verhältnisses von Moral und Politik spricht er in der treffenden Antithese aus: „Die Moral muß politischer werden, wenn die Politik moralischer werden soll." Allein da die christlich-theologische Moral und ihre philosophische Fortsetzung, die humane Ethik, nichts weniger als „politisch" sind, so kommen heutzutage selbst die gebildeten Deutschen aus Widersprüchen und Gefühlsverirrungen nicht heraus; so führt der sogenannte „Humanitätsdusel"[2]) Viele in ihrem politischen Urtheil und in ihrem politischen Verhalten auf staatsgefährliche Abwege oder in ein bodenloses Wolkenkuckucksheim.

Das zweite Buch: „Die sozialen Grundlagen des Staates" enthält eine Fülle vortrefflicher Einzelbemerkungen, Gedankenblitze einer gemüth- und geistvollen Persönlichkeit, aber zu einer „wissenschaftlichen" Politik fehlt vor allem eine eingehende Darlegung der inneren und äußeren Wechselbeziehungen von Staat und Gesellschaft, wie sie Leop. v. Stein und Rud. v. Gneist angebahnt, aber erst Ratzenhofer aufs gründlichste und vielseitigste durchgeführt hat.

[1]) Vergl. hiezu I § 10; II S. 14 u. 15; S. 119.

[2]) Vergl. II., S. 568.

Ganz in seinem eigensten Gebiet befindet sich Treitschke im dritten Buch (2. Bd., S. 1—354), das von der Politik im engsten Sinn oder der Staatsverfassung handelt; hier hat der Historiker dem Politiker werthvollste Dienste geleistet. Schon die Eintheilung der Staatsformen in Theokratie, Monarchie und Republik ist höchst fruchtbar und es wäre sehr lehrreich, Roschers und Treitschke's Ausführungen im einzelnen zu vergleichen und zu ergänzen.

Das vierte Buch handelt von der Staatsverwaltung, das fünfte vom Staat im Verkehr der Völker. Auch hier wie überall finden wir eine Fülle treffendster Beobachtungen und Urtheile; wir sehen eine in Gegenwart und Vergangenheit erfahrene reckenhafte Persönlichkeit, einen spezifisch preußischen St. Georg, nach allen Seiten um sich schlagen gegen die Drachen: Radikalismus und Klerikalismus, Zwietracht und Gleichheit, Korruption und Gemeinheit und wie die Unthiere alle heißen mögen, welche sein Ideal, ein starkes, schönes, freies Deutsches Reich unter des streng monarchischen und protestantischen Preußens Führung, zu beflecken oder zu zerreißen drohen. So werthvoll gerade für die politische Erziehung weiterer Kreise das Werk eines derartigen tribunus imperii sein mag, so ist es gerade wegen dieses „persönlichen" Charakters „wissenschaftlich" minderwerthig. Es ist Treitschke vielleicht gerade wegen seines machtvollen Temperaments und wegen seines Drängens auf unmittelbare Wirkung nicht gelungen, die „Politik" zur Wissenschaft auszugestalten. Dazu wären vor allem drei Voraussetzungen nöthig gewesen.

1. Das Hineinversetzen der Politik in den Zusammenhang mit den übrigen, besonders den ihr verwandten Wissenschaften. Die Politik ist ihrem Wesen nach nichts isolirtes, sondern eine Erscheinung, vielleicht die wichtigste, des menschlichen Gesammtlebens.

Also kam es zunächst darauf an, sie in einen inneren Zusammenhang zu bringen mit den Tendenzen und Zielen, den Kräften und Gesetzen des Lebens überhaupt, d. i. mit der naturwissenschaftlichen Biologie, sodann mit denjenigen des menschlichen oder sozialen Lebens insbesondere, d. i. mit der Soziologie, dann erst konnte und durfte die Geschichte herangezogen werden, aber nicht bloß die rein politische oder Staatengeschichte, sondern auch die Geschichte der geistigen und wirthschaftlichen Kultur; endlich mußte das Ganze getragen sein von einer geschlossenen wissenschaftlich haltbaren und praktisch brauchbaren Lebensanschauung oder Ethik.

2. Treitschke hat ganz richtig als den Kardinalpunkt der Politik das Erhaltungs- und Machtstreben des Staats erkannt, allein dieses Streben nach Macht ist noch mehreren sozialen Gebilden, sei es vor dem Staate (z. B. dem Stamm), oder in dem Staat (z. B. der Partei), oder über den Staat hinaus (z. B. der römischen Kirche) eigen. Daraus mußte und muß nothwendig ein Kampf, sowohl der verschiedenen sozialen Gebilde untereinander, als auch insbesondere gegen das gegenwärtig mächtigste derselben, gegen den Staat, sich ergeben. Davon und von der Untersuchung der Kräfte und Mittel, der Art und Weise (verschiedene Entwicklungsstadien), womit und wie dieser Kampf geführt wurde und noch geführt wird, hätte eine Politik als „Wissenschaft", nicht bloß als dogmatische Doktrin, zu handeln.

3. Soll dieser Kampf der verschiedenen sozialen Gebilde und die äußere und innere „politische" Thätigkeit des Staats nicht bloß als eine rein zufällige, launenhafte, zwecklose betrachtet werden (was dem Begriff der Wissenschaft widerspricht), so mußte eine wissenschaftliche Politik auf Grund jener obengenannten, erfahrungsmäßig begründeten, aber ideal gehobenen universalen Lebensanschauung (Ethik) auch den höheren Zweck des politischen Lebens und Treibens aufzudecken sich bemühen. Sie mußte sodann darzuthun

Digitized by Google

versuchen, inwieseen und wieweit bisher (historisch) die Politik mittelbar oder unmittelbar, bewußt oder unbewußt das Menschengeschlecht (nicht bloß ein Volk) jenem erkannten Ziele näher gebracht hat und endlich durch welche Mittel und Wege sie diese ihre höchste Aufgabe heute zu erfüllen vermag, um so die Menschheit allmählich in den Stand zu setzen, ihrer Bestimmung unter immer zahlreicherer Theilnahme ihrer einzelnen Glieder mit Bewußtsein und unter möglichst geringen Störungen und Rückschlägen sich entgegenzuarbeiten.

München. J. Unold.

---

## Sylvester II.

Um die Wende des ersten und zweiten Jahrtausends nach Christo saß ein lernbegieriger, weisheitsdurstiger Jüngling in Italien als gläubiger und begeisterter Schüler zu den Füßen eines Mannes im geistlichen Gewand. Beide zierten die höchsten Würden der Christenheit. Der Jüngere gab dem Anderen dialektische Rätsel zu lösen, oder er lernte bewundernd von ihm an merkwürdigen Apparaten den Lauf der Gestiene und die Mysterien der uranischen Welten. Der Jüngling war Kaiser Otto III., des großen Otto Enkel; der Lehrer war Gerbert von Aurillac, als Papst Sylvester II. genannt. In diesem Jahre sind neun Jahrhunderte abgelaufen, seit er den Stuhl zu Rom bestiegen hat. Mißt man nach Gedankengewalt, Willensenergie, Klarheit und Bestimmtheit der Geistesrichtung, so reicht er nicht entfernt heran an Gregor oder Innocenz. Aber es gebührt ihm eine Stelle in der Erinnerung der Nachwelt, als dem Hauptvertreter des alten, vorgregorianischen Papstthums und als dem glänzendsten Träger der frühmittelalterlichen Weltbildung. Als solcher gehört er auch zu den Männern, die die Charakterisirung des 10. Jahrhunderts als eines „dunklen“ oder „bleiernen“ hinfällig machen.

Wann Gerbert geboren ist, weiß man nicht; es mag um 950 gewesen sein. Seine Heimath war Frankreich, seine geistige Heimath das Geroldskloster zu Aurillac in Burgund, dem er schon früh übergeben worden ist. Die Bildungswelt der Benediktiner mag den lebhaften Sinn schon früh mit einer Macht umfluthet haben, die ihn nicht wieder freigab. Aber auch der durch Odo von Cluny belebte strengere Klostergeist hielt ihn in Banden. Die Zucht war so strenge, daß jeder Unachtsamkeit die harte Sühne unerbittlich folgte. Auch die kindlich bittende Liebe wurde gesetzliche Zucht; denn der kleinste Zögling war gezwungen, die Schläge des Lehrers mit einem demüthigen „Domine mi“ zu quittiren. Die freie Jugendlust war nach allen Seiten eingeengt; denn auch unter sich kannten die Jünglinge nur ein System gegenseitiger Beaufsichtigung, wie es später das Ideal der Jesuiten wurde. Um so eifriger mag ein hochfliegender Geist sich der fröhlichen Einwirkung der dargebotenen geistigen Welt hingegeben haben. Gerbert zog mit seinen reichen Gaben die Aufmerksamkeit des spanischen Grafen Borell auf sich, der ihn mit sich ziehen ließ. In Spanien führte den bis dahin nur in den niederen Künsten des Triviums gedrillten Jüngling der Bischof Hatto von Bich in die höheren „freien Künste“ ein, die, wie bekannt, eben von Spanien her unter arabischen Einflüssen mächtig die Welt bestimmten. Daß der Mönch die Mohammedaner selbst aufgesucht habe, ist bei dem strengen Abschluß der Christen gegen die Araber unglaublich, aber daß er ihre Bücher studirt hat, das ergeben seine Briefe. Als vollkommenes Produkt der Bildung kam er mit seinem bischöflichen Lehrer 970 nach Rom und erregte hier durch seine Gelehrsamkeit das Erstaunen des Kaisers und des Papstes. Schon meinte ihn Otto der Große als Hofgelehrten an sich ziehen zu müssen. Doch des Jünglings Streben trieb noch dem Lernen zu. Er ging nach Reims, wo er in geistigen Verkehr mit dem Archidiakon Garamnus trat; vor allem aber kam er in den Bannkreis eines Mannes, der über die stille Bildungswelt hinaus den lebhaften Sinn des Jünglings zu aktuelleren Weltinteressen erhob, des Erzbischofs Adalbero. An ihm hat Gerbert für alle Zeit die Lust an kaiserlicher Politik gelernt. Die 41 Schreiben Adalbero's tragen oft so sichtlich den Stempel des beweglichen Gerbert'schen Geistes, daß man diesen geradezu für den Geheimsekretär des Erzbischofs halten muß.

Der große, universale Lehrer ist Gerbert dabei geblieben. Sein treuer Biograph Richer schildert eingehend den Lehrgang, den er einzuschlagen pflegte. Es war der übliche, in die sieben freien Künste des Martianus Capella gruppirte. Zuerst schulten formal den Geist die Grammatik als (lateinische) Sprachlehre, die Dialektik als Denklehre, die Rhetorik als Stillehre; alles war an den alten Schriftstellern orientirt. Für die Dialektik zog Gerbert, um die Straffheit der Schlüsse und Begriffe zu üben und die Geheimnisse metaphysischen Eindringens in die Gottes- und Welterkenntniß zu entwickeln, den Porphyrius, den Aristoteles, den Cicero und den Boethius heran; für die Rhetorik aber, um die Schönheit lateinischer Schreibweise zu bilden, die römischen Dichter. Seine eigene Sprache hat Virgil'sche Färbung, er citirt auch öfters Virgil und hat sich in Hexametern geübt, so wenig Anlage zur Poesie er auch hatte. Auf diesem Unterbau erhob sich nun die vierstöckige höhere Wissenschaft, das Quadrivium: Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, also die mathematisch angelegten Wissenschaften. Denn unter „Musik“ ist hier mehr das zu verstehen, was wir Akustik nennen, und auch diese nur im formellen Bestand, also etwas sokratisch lehrbares, eine Summe musikalischer Regeln. „Auf dem Monochord gab Gerbert die verschiedenen Töne an, zeigte ihre Konsonanz oder Harmonie in Tönen, Doppeltönen, Halbtönen oder Vierteltönen, setzte nach den Regeln der Kunst die Töne zu Accorden zusammen und lehrte so die vollkommenste Kenntniß der Musik“ —, übrigens war die Sache so schwierig, daß Garamnus nicht mehr mit fortkam und diese Wissenschaft aufgab. Ohne Zweifel höchst bedeutend war Gerberts Leistung in den eigentlich mathematischen Fächern. Eine von ihm sinnreich erfundene und viel bewunderte Rechentafel (ein Abacus), ein Einmaleins mit Hornplättchen, erleichterte die Künste des Multiplizirens und Dividirens. Ehedem vermochte man nur mühsam zu multipliziren — durch wiederholte Addition, oder man suchte in Tabellen (z. B. im Calculus Victors von Aquitanien) die Produkte auf, wie wir jetzt die Logarithmen, oder man wandte die loquela per digitos, das Fingerabzählen, an. Diese Umständlichkeiten sind uns unbegreiflich, werden aber verständlich, wenn man weiß, daß die bequemen arabischen Ziffern damals noch fehlten; man war noch angewiesen auf die im Gebrauch schwerfälligen sieben römischen Buchstaben I, V, X, L, C, D, M. Gerberts Verdienst war es, das Schreiben und Rechnen mit arabischen Ziffern eingeführt zu haben. Aber auch er hatte noch Schwierigkeiten, weil er die Null noch nicht kannte. Die schwere Rechenkunst war ein beliebtes Gedankenspiel der scharfsinnigen Köpfe. Hat doch auch der große Denker Alcuin ad acuendos juvenes Rechenaufgaben verfaßt. Gerbert hinterließ eine ganze Schule berühmter Mathematiker, sogenannter „Abacisten“, unter denen sich die Lothringer besonders auszeichneten (Heriger von Lobbes, Helbert von St. Hubert, Rudolf und Franco von Lüttich, Meinzo von Konstanz u. A.). Auch das seit den Tagen des Boethius eingeschlafene Nachdenken über das Problem der Quadratur des Zirkels hat, wie sein Schüler Franco von Lüttich bezeugt, Gerbert wieder erweckt, wie er überhaupt auch geometrisch viel arbeitete; er lehrte durch Winkel,

Instrumente Höhen messen, so geschickt, daß nach 100 Jahre später ein Chronist im Kloster Cambray darüber in Entzücken geräth. Sein Brief an Adalbald über den Inhalt des gleichseitigen Dreiecks ist von Hankel (Zur Geschichte der Mathematik, S. 314) die erste Schrift des Mittelalters genannt worden, die den Namen einer mathematischen wirklich verdiene. Mathematisch war auch seine Astronomie. Er war besonders berühmt durch seine geschickte Komposition von Apparaten und Instrumenten zur Sternkunde. An Himmelsgloben und einer Armillarsphäre, die er einer Beschreibung bei Cicero nachbaute, lehrte er den Bau des Weltalls und den Wandelgang der Sternbilder verstehen. Andere Klöster wünschten auch solche Instrumente zu erlangen. Remigius bestellt für Trier eine Sphäre mit Ueberzug von Roßleder und verschiedenfarbigen Sternen und erinnert in mehreren Schreiben ungeduldig an die Erfüllung des Versprechens. Hier darf auch die am Polarstern orientirte berühmte Sonnenuhr von Magdeburg nicht vergessen werden, die Gerbert für den jungen Kaiser Otto einrichtete.

Kurz, der Mann war in allen Sätteln gerecht, in denen man damals reiten konnte. Sein Ruhm stieg auch wie ein leuchtend Gestirn. Er ließ Andere nicht schlafen. In Sachsen war ein gewisser Orthrie, der Lehrer Adalbero's von Prag, ein ehrgeiziger Mann, der suchte emsig in Gerberts Schriften, ob er logische Fehler fände. Und siehe, einen fand er — nur freilich kam der Fehler auf das Konto seines Zöglings, der Gerberts Ideen in Rheims falsch nachgeschrieben hatte. Triumphirend legte man dem Kaiser Otto II. die Sache vor, und dem war sie so interessant, daß er zur Reklame ein Redeturnier veranstaltete. Einen ganzen Tag stritten Gerbert und Orthrie über Dinge, die uns sophistische Kniffeleien erscheinen, und ermüdeten auch, wie Richer erzählt, die Zuhörer, bis der Kaiser ein Ende machte, „als Gerbert von Worten und Gedanken zu sehr traff und noch mehr sagen wollte". Reich beschenkt und hoch geehrt, reiste der Meister ab — vielleicht sogleich nach der neuen Abtei, mit der ihn soeben (983) der Kaiser begabte: Bobbio bei Pavia. Diese altberühmte Gründung des heiligen Columbanus galt als eine der begütertsten Abteien, nur freilich stand das meiste auf dem Papier und entbehrte der schönen Wirklichkeit. Die Schwierigkeiten, die Kämpfe um die Stiftseinkünfte und -rechte, die politischen Anfeindungen des Nichtitalieners, des Kaisergünstlings, haben es ihm sauer gemacht und die Klage ausgepreßt: „In welchem Theile Italiens hätte ich keine Feinde? Meine Kraft ist den Gewalten Italiens nicht gewachsen." Er fühlte sich in Fesseln, nennt sich quondam liber, er war auch einsam in seinen literarischen Neigungen und fand keine Anregung (quondam schalasticus nennt er sich wehmüthig). Nach Kaiser Otto's Tode ist er auf einmal wieder in Rheims, geflüchtet aus dem ungastlichen Italien zu den „süßen Früchten der freien Künste", den „zeitweilig ausgesetzten, im Inneren verschlossenen Studien", aber über die beschaulichen Grenzen eines Studienlebens war er doch hinausgewachsen, der Löwe hatte Blut geleckt, das politische Leben war ihm aufgegangen. In Rheims beginnt der eigentliche politische Theil seines Lebens. An der Seite Adalbero's kämpft er treu und gewandt für die umstrittenen gefährdeten Rechte des kaiserlichen Kindes Otto, kämpft er auch gegen das rebellische Fürstengeschlecht der Lothringer. Als der letzte karolingische König von Frankreich, Ludwig, 987 jugendlich starb, waren es wohl auch die starken Einflüsse von Rheims her, die statt seines thronberechtigten Oheims Karl den Herzog Hugo Capet auf den französischen Thron brachten. Für diesen hat wenigstens Gerbert in einem Schreiben an die französischen Bischöfe, an den byzantinischen Kaiser u. s. w. lebhaft agitirt. Der neue König lohnte aber nicht mit Dank. Als mit Adalbero's Tode Rheims frei wurde (989), erhob er nicht Gerbert, dessen Aufregung und Spannung seine Briefe verrathen, sondern, sei's, um sich nicht abhängig zu machen, sei's, um die Karolinger auszusöhnen, Arnulf, den Sohn Lothars. Gerbert wankte ein wenig in seiner Anhänglichkeit an Hugo — es war ihm dann selbst ärgerlich, es ist ein dunkler Fleck in seinem Leben, immerhin sagt Baxmann[1]) wohl zu viel, wenn er behauptet, Gerbert habe „eine in allen Farben schillernde Rolle gespielt". Es ist wohl mehr als Schlauheit, daß er treu zum König hielt, als der neue Erzbischof schnöde abfiel und heimlich dem lothringischen Herzog Karl die Thore von Rheims öffnen ließ. Gerbert verließ den heißen Boden und ging an König Hugo's Hof. Eine Synode in der Basolus-Basilika zu Verzy bei Rheims richtete über den verrätherischen Erzbischof. Die Synode, deren Protokoll Gerbert redigirt hat, war kein würdiges Schauspiel. Die leidenschaftlichen Verhandlungen ergaben, trotz großer Bedenken, Arnulfs Absetzung — sein Leben erwirkte er, da er sich, um Gnade flehend, vor des Königs Füße warf. Man ließ Macht vor Recht gehen. Denn auf Seiten des Bischofs war doch in den Augen der rechtlich Denkenden nach pseudo-isidorischen Anschauungen, das Recht, daß er nur vor päpstlichem Gericht zu stehen brauchte; durch eine unbeantwortete Anzeige nach Rom glaubte man dem formellen Rechte genügt zu haben. Die Hauptsache ist, daß die Mehrheit des französischen Episkopats von einer Beugung unter das schmählich entartete, bestechliche Papstthum nichts wissen wollte. Nicht ultramontan, sondern national war die Stimmung. Es sind auf dieser Synode Reden über den „Antichrist" von Rom gehalten worden, die im eleganten Stile Cicero's dasselbe sagten, was Luther in derben deutschen Worten gesagt hat. Gerbert ging entschieden mit der Mehrheit. Der Lohn war, daß er jetzt Erzbischof wurde. Aber wohl sollte ihm nicht werden. Denn der fatale Konflikt mit Rom war immerhin da und besonders von Deutschland her machte sich der Widerspruch des kirchlichen Rechtsgefühls geltend. Auf ihm lag der schwere Vorwurf, daß er sich an einem offenbaren Unrecht betheiligt habe, womöglich um die Ehre der erzbischöflichen Stellung zu erlangen. Aber die französischen Bischöfe standen fest zu ihm, denn seine Sache war ihre Sache. Und solcher Hintermacht sicher, hat Gerbert, in Privatbriefen und öffentlich, die freimüthigsten und kühnsten Aeußerungen gegen den Papst — Johann XV. — gethan. Es klingt immerhin eigenthümlich im Munde eines späteren Papstes: „Ich bleibe dabei: Wenn der römische Bischof gegen einen Bruder sich versündigt und trotz mehrfacher Mahnung die Kirche nicht anhört, so ist der römische Bischof laut Gottes Verordnung für einen Heiden und Zöllner zu achten." Römische Exkommunikation trenne nicht von der Gemeinschaft mit Christo. Die Einheit der Kirche hänge nicht an der Unterthanenschaft gegen ein sichtbares Haupt. Man müsse Gott mehr als Menschen gehorchen. Aber es war nur der Muth der Rede, und es wurde ihm selbst schwül dabei. Als der Papst 995 einen Legaten sandte, stellte sich Gerbert, als einziger der französischen Bischöfe, der nach Mouson berufenen Synode und hielt eine Rede, in der er demüthig anhob: „Ich bekenne es — ich erschrak, und habe die Schwerter, die ich früher gefürchtet, minder denn Euren (des Papstes) Unwillen gefürchtet." Er fügte sich auch der Anordnung des Legaten, die ihm bis auf weiteres Amtsenthaltung auferlegte. Auf einer Synode zu Senlis, auf der auch die Franzosen erschienen, trat er wieder etwas sicherer auf. Bald aber ging er selbst nach Rom. Da starb der unwürdige Papst Johann, und ein Deutscher, von Otto III. erhoben, Otto's des Großen Enkel Brun, folgte

[1]) Politik der Päpste (II).

ihm als Gregor V., ein cluniacensisch gerichteter, tüchtiger Mann, der Gerbert nicht eben günstig war. In den mißlichen Verhältnissen ging aber für Gerbert die tröstliche Freude eines freundschaftlichen Verhältnisses zum jungen Kaiser auf. Der sah mit höchster Bewunderung zu dem gelehrten Priester empor und hatte den Wunsch, daß dieser ihn unterrichte und die „sächsische Roheit" durch „griechische Feinheit" vertreibe. Gerbert wieder schmeichelte dem jungen bildungsfreudigen Fürsten in der Tonart, in der er ihm später eine Schrift mit den Worten widmete: „Unser Cäsar bist du, der Imperator und Augustus der Römer, aus edelstem Griechenblut entsprossen, der du an Reichsmacht die Griechen überragst, den Römern kraft des erblichen Rechts gebietest und höher als beide stehst durch den Adel der Gesinnung und beredtes Wort." Der freundschaftliche Bund, den die Lehrstunden befestigten, hatte für Gerbert den Nutzen, daß er 998 Erzbischof von Ravenna wurde. Und kaum war er dahin gekommen, so trieb er schon in anderem Fahrwasser, in den cluniacensischen Ideen, die dem weltgewandten, freidenkenden Manne an sich wenig kongenial waren. Die leisen Wellen rauschten an ihn heran, die später zum Strome der gregorianischen Gedankenwelt werden sollten; er aber war zum Fels in der Brandung nicht geschaffen. Innere und äußere Reform und Festigung der Kirche, Abschluß des kirchlichen Baues nach außen und selbständige Fundirung, das beschäftigt ihn. Eine seiner ersten Handlungen war die Leitung einer Synode, die etliche Mißbräuche beseitigte und das kirchliche Amt mit den Forderungen strenger physischer und sittlicher Vorbedingungen umhegte. Auch der strengen Cölibatsforderung schloß er sich so bestimmt an, daß er den Beschluß einer päpstlichen Synode unterschrieb, wonach einer seiner Schüler wegen ehelichen Lebens gemaßregelt wurde.

In diesen Ideen hat er auch, als 999 Gregor starb, als der erste Franzose den römischen Stuhl bestiegen und verwaltet. Am Palmsonntag ist er geweiht worden. Sein erster Erlaß, dessen Echtheit allerdings bestritten wird, verwirft mit scharfen Worten die Simonie und betont die Superiorität der geistlichen Gewalt über die weltliche; jener gegenüber sind selbst die funkelnden Diademe der Fürsten nur wie Blei gegen Gold. Wie anders er jetzt dachte, wie das Amt den Mann zwang, beweist die unrühmliche Ableugnung seiner Vergangenheit; er setzte den Bischof Arnulf wieder ein, erklärte also seinen Rheimser Episkopat für null und nichtig und war „damit einverstanden, daß in den Urkunden der Rheimser Erzbischöfe eines Erzbischofs Gerbert nicht mehr gedacht ward". Seine gallikanische Kirchenfreiheit war eine Episode gewesen.

In einem aber ist er sich treu geblieben, in seiner Treue zum Kaiser. In diesem Bunde mit dem Kaiserthum ist sein Papstthum vorgregorianisch. Bezeichnend nannte er sich Sylvester II., nahm also den Namen jenes römischen Bischofs an, der Kaiser Konstantins Freund gewesen war, des ersten Papstes, der im Bunde mit dem christlichen Kaiserthum gestanden hatte. Er schwärmte noch mit der Welt für den unauflöslichen Bund der beiden Mächte und verehrte den karolingischen Gedanken einer kaiserlichen Weltmacht. Hatte er doch neben sich einen Kaiser, der, statt eine Verkörperung deutschen Nationalgefühls zu sein, sich im Glanze römischer Macht und griechischer Weisheit sonnte, der, anders als Vater und Großvater, für Karls des Großen Ideal der Weltmonarchie schwärmte, dem die deutsch gesinnten Leute, wie Brun von Querfurt, es so arg verdachten, daß er die blutbefleckte Italia der desiderabilis et delectabilis Germania vorgezogen habe.

Mit dieser „ersehnenswerthen Lieblichkeit" Germaniens war es nun auch so eine Sache, wenigstens für den Standpunkt eines römischen Papstes und seines kaiserlichen Freundes. Im deutschen Episkopat war ein starker romfeindlicher Zug. Der Magdeburger Erzbischof, Gisiler, und der von Mainz, Willigis, überboten sich in Ignorirung der Willensäußerungen und Verweise, die über die Alpen herüberkamen; Jener im Streite um das Bisthum Merseburg, dieser um die Abtei Gandersheim. Gisiler war nicht zu zwingen und auch Willigis hat sich offiziell nicht gefügt. Der kunstreiche Bischof Bernward von Hildesheim rief so gut wie umsonst den päpstlichen Schutz an gegen die Eingriffe des streitbaren Mainzers in seine alten Rechte. Willigis hatte das Volk so auf seiner Seite, daß der päpstliche Legat, ernstlich bedroht und von Waffen umklirrt, seine Anordnungen einstellen mußte. Immerhin ist die Thatsache von geschichtlicher Bedeutung, daß ein deutscher Bischof sich gegen seinen Erzbischof nach Rom wendet. Die Entwicklung trieb doch schon der Zukunft zu. Es war die Zeit, in der Burchard von Worms unter besonderer Hervorhebung der petrinischen Gewalt sein kirchliches Rechtsbuch (Decretum) schrieb.

Auch in Rom regte sich heftiger Widerstand gegen den fremden Papst, der mit dem fremden Kaiser im Bunde war. Als Sylvester einst im Städtchen Orta Messe las, unterbrach ihn der Tumult des feindseligen Haufens, so daß er den Schwertern durch Flucht sich entziehen mußte. Deßhalb sehnt er sich, als im Jahre 1000 der Kaiser nach der deutschen Heimath gezogen ist, nach dessen Rückkehr. Es war der denkwürdige Zug, auf dem der kaiserliche Jüngling zu Aachen Kaiser Karls Gruft öffnen ließ, um seinen geistigen Ahnen bewundernd zu schauen und dann nach Gnesen demüthig pilgerte, um am Grabe Adalberts, des mystischen Schwärmers, zu beten. Er kam nach Rom zurück, aber schon 1001 verließen Kaiser und Papst zusammen die feindselige Stadt. Otto sah sie nicht wieder, denn zu Paterno am Soracte ergriff ihn das Fieber, dem er nach zehn Tagen, am 23. Januar 1002, erlag. Von da an war Sylvesters Kraft gebrochen. Seine Briefe hören auf, unthätig hat er den Zeitläuften zugesehen und schon nach 16 Monaten folgte er am 12. Mai 1003 dem jüngeren Freunde nach.

„Ein ausgezeichneter Repräsentant der Welt, in der er lebte und webte", hat er das Geistesleben seiner Epoche unfraglich umfaßt, nicht bloß nach Seiten der Bildung, sondern auch nach Seiten der treibenden Gedanken. Es regen sich große Ideen, und an großen Problemen begann die Welt zu arbeiten. Gerbert hat sie nicht übersehen. Sein Blick ging in die Ostmarken, wo die slavische und magyarische Fluth die christlichen Organisationen des großen Kaisers Otto schon wieder wegzuschwemmen drohte; die Besetzung des neuen Erzbisthums Gnesen hat er noch besorgt, und die Christianisirung Ungarns, wo König Stephan freundliche Aussicht bot, lag ihm am Herzen. Selbst der Gedanke eines christlichen Kreuzzuges nach dem Morgenlande ging wie eine Vorahnung in ihm auf, lange vor Gregor und Urban. „Steh auf, Krieger Christi", schreibt er in einer Bulle, „sei der Bannerträger und Mitstreiter!" Darin überragte er also doch seine Zeit oder flog ihr in der Idee wenigstens voraus. Daß die eschatologische Gedankenwelt, das Ausschauen der Christenheit nach den geheimnißvollen Dingen der Zukunft um das gefürchtete Jahr 1000 seine Seele berühren mußte, ist kein Wunder; aber er war zu wenig weltabgekehrt und zu sehr Vergangenheitsmensch, um in Träumen der Zukunft zu leben. Das am wenigsten angebaute Gebiet seines Geisteslebens war die eigentliche Theologie. Es ist nicht einmal sicher, ob er die Schrift über das Abendmahl verfaßt hat, die unter seinem Namen geht; charakteristisch für ihn wäre es allerdings, daß darin in einer mathematischen Tabelle, als Proportion, das Verhältniß der Falloren Christus, Abendmahl, Kirche demonstrirt

wird. Um so eifriger war seine philosophische und mathematische Thätigkeit. Darin war er der allgemein bewunderte Meister der Zeit, zu dessen Füßen alle Größen saßen. Die stark bedrohten Bildungsbestrebungen der karolingischen Epoche fanden in ihm einen neuen spiritus movens, darin liegt vor allem die geschichtliche Bedeutung des Mannes. Seine Gelehrsamkeit war dem Durchschnittsmenschen so „unheimlich", daß ein förmliches Sagengewebe sich darum gesponnen hat: wie ein Faust sei er mit dem Bösen im Bunde gewesen und habe die dunklen Künste von den Arabern gelernt. Ein geraubtes Zauberbuch habe ihm die Thore der erzbischöflichen Sitze und des päpstlichen Roms geöffnet. Der Teufel habe ihm den Scherzvers als Weissagung eingegeben: „Scandit ab R Girbertus ad R, post papa viget R" (Von R (Rheims) steigt Gerbert zu R (Ravenna) und blüht als Papst zu R (Rom). Am schärfsten hat der Kardinal Benno, Gregors VII. Gegner, die Anklage einer von Gerbert gegründeten Zauberschule von Rom erhaben. Spätere haben ihn mit Mühe vom Nimbus des Schwarzkünstlers gereinigt (auch Döllinger noch). Aber der Aberglaube war noch lange im Schwange, daß der nahe Tod eines Papstes durch das Rasseln der Gebeine Sylvesters II. verkündet werde. Und doch waren es nicht die höllischen Mächte, die seine Ueberlegenheit begründeten, sondern die Quellen der Antike, in deren Wassern sein Geist gebadet. Sein Blick war rückwärts gekehrt. Die Wirrsale der eigenen fließenden Zeit hat er nicht klaren Geistes zu überschauen und zu regeln vermocht. Seine politischen Unklarheiten und Verwandlungskünste hat man als vom schnödesten Ehrgeiz eingegeben verstehen wollen, besonders Gfrörer (redet verächtlich von der „Schlange zu Ravenna". Aber das heißt den Mann nicht aus der Zeit begreifen. In seiner „Art, dem Moment zu dienen", in seinen leicht erregbaren Stimmungen, die wie die Magnetnadel von jeder Schwankung der Erde abhingen, wie Barmann treffend charakterisirt, in diesem Hin- und Herschwanken, diesem Hinüber- und Herüberirren, in diesem Ungeschick, sich trotz der vorzüglichen politischen Ausbildung bei Adalbera, in den ungewöhnlichen Weltideen zurechtzufinden, war er vielleicht am allermeisten der Sohn seines Jahrhunderts, der Zeilgenosse Rothers von Verona, der „ausgezeichnete Repräsentant der Welt, in der er lebte und webte", „freilich kein Charakter von Erz, ohne Konsequenz und ohne die goldene Einfalt und Treue, ein beweglicher, bald hier, bald da seine Haken einschlagender Geist, unleugbar von höheren Ideen getrieben". Daher kam es, daß er der Folgezeit nichts zu vererben hatte. „Der berühmteste Gelehrte des Jahrhunderts war doch nur Lehrer der sieben freien Künste", wie Hauck sagt. Sein Papstthum ist nur eine Episode. Die Entwicklung ging schnell über ihn hinaus und imposanter erhebt sich dahinter der ungeheure Gedankenbau Gregors. Der Bund zwischen Kaiserthum und Papstthum, so sehr er bewundert wurde — auf Gerberts Grab schrieb man u. a. mit Beziehung auf Otto III.:

Tempue uterque comit clara virtute eophiae:
Gaudet et amne ecclum, frangitur omne reum.

Beide zierten die Zeit durch herrliche Blüthe der Weisheit,
Jubel erfüllte die Welt und das Gemeine zerstab, —

war doch bloß eine sentimentale Schwärmerei, dabei etwas künstliches und vorübergehendes, aufgebaut nur auf die jeweilige Freundschaft dieser beiden gleich gerichteten sonderbar harmonirenden Männer, von denen eben doch Jeder die wichtigste Seite seiner Stellung nicht verstand. Unklar, instinktiv hat allerdings Gerbert den Zug zu den gregorianischen Ideen empfunden, zu jenen Ideen, die rücksichtslos alle weltliche Legitimität auflösten, aber nur in den Formen kleinlicher politischer Machinationen, ohne große Theorie und entschiedenes System. Daher steht er zwar an der Wende zweier Jahrtausende, „aber mehr dem Anfang des ersten zugekehrt als dem zweiten".

A. Neuberg.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

H. Schm. Die Bestrebungen nach dem Ausfüllen einer breiten und tiefen Lücke in der bisherigen Pädagogik, d. i. nach der Ausbildung einer eigenen Pädagogik der Wissenschaften und Künste, oder kurz nach einer **Hochschulpädagogik**, ziehen nun immer weitere Kreise. Seit Jahren war in zahlreichen Journalartikeln auf diese Lücke hingewiesen und für ihre Ausfüllung so viel gethan worden, wie sich in diesem Rahmen thun ließ; wie weit damit eine Wirkung erreicht wurde, war mindestens nicht leicht zu erkennen. Greifbarer war schon das Wirken der Broschüre des Historikers Professor Ernst Bernheim in Greifswald: „Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart." Sie hat weit lebhaftere und breitere Anerkennung gefunden, als zunächst erwartet werden mochte; die Gegnerschaft, die ihr wurde, scheint es allerdings zu einer wirklichen Kritik der neuen Erscheinung nicht gebracht zu haben. Bernheims Broschüre war so recht geeignet, dem Pädagogiker engeren Sinnes, der von seinem Standpunkt aus fortgesetzt für die Besitzergreifung des noch freien Gebietes eintrat, eine Unterstützung durch Namhaftmachen spezieller Fachbedürfnisse darzubieten. Solcher Unterstützungen waren aber bereits mehrere gekommen, wenngleich weniger ausgesprochen und greifbar als die aus der Feder Bernheims: namentlich hatten Mathematiker, Naturforscher und Techniker auf ihren Einzelgebieten bereits wiederholt didaktische Forderungen erhoben und sie zum Theil auch durchgeführt. Die Ueberzeugung nun, daß einerseits solche spezielle Bemühungen bestenfalls nur Theile des Ganzen fördern können und daß andrerseits mit einem noch so eifrig fortgesetzten schriftstellerischen Eintreten für die gesammte Hochschulpädagogik keine wirklichen Schöpfungen auf diesem Gebiete zu erreichen seien, zeitigte bei einigen für die Sache begeisterten Männern das Verlangen nach einem Zusammenfassen aller betheiligten Kräfte zu einer gemeinsamen Aktion, die den Boden für fruchtbare Leistungen schaffen sollte. Als ein derartiger Boden war eine „Zentralstelle für Hochschulpädagogik" in Aussicht genommen; als Stützpunkt für die Vorbereitungen wurde am 17. Juli 1898 zu Berlin der „**Werbeverband für Hochschulpädagogik**" gegründet. Als Aufgabe war ihm die Gewinnung weiterer Kreise für die neue und doch seit langem latente Idee gestellt worden; von vereinsmäßigen Formen wurde vorläufig abgesehen und die Führung der Geschäfte an Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Wilmersdorf, Bingerstraße 8) übertragen. In kurzer Zeit war ein über Deutschland und Oesterreich zerstreuter Kreis von Freunden gewonnen und in zahlreichen, zum Theil auch von Auswärtigen besuchten Versammlungen wurden Ziele und Wege der Bewegung erörtert.

In diesen Zeilen genügt es, auf die dabei gehaltenen Vorträge hinzuweisen. Nachdem am 11. September ein Vortrag von H. Schmidkunz: „Vergangenheit und Gegenwart der Hochschulpädagogik", eine Uebersicht über das sachliche Arbeitsgebiet gegeben und den Entwurf einer Geschichte dieses Theils der Pädagogik angedeutet hatte, wurde in den darauf folgenden Wintermonaten ein spezieller Komplex von praktisch wichtigen Themen aus jenem gesammten Gebiet einem größeren Publikum in einem Cyklus von sieben Vorträgen vorgeführt, deren gemeinsamer Gegenstand durch ihren Gesammttitel „Schule und Hochschule" bezeichnet war. An der Abhaltung der Vorträge betheiligten sich aus Berlin die HH. Geheimer Regierungsrath Dr. Wilhelm Förster, Professor der Astronomie an der Universität und Direktor der kgl. Sternwarte („Schule und Hochschule im Lichte der neuen Lebensbedingungen" und „Der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht"), Dr. Bruno Meyer, vormals Professor an der großh. Polytechnischen Schule in Karlsruhe („Kunstunterricht"), Dr. Rudolf Steiner, Redakteur des „Magazin für Literatur" („Hochschulpädagogik und öffentliches Leben") und Dr. Hans Schmidkunz („Hochschul-

pädagogik" und „Die Einheitlichkeit im Universitätsunterricht"); aus Braunschweig Dr. Alexander Wernicke, Professor an der herzogl. Technischen Hochschule und Direktor der Städtischen Oberrealschule („Der Uebergang von der Schule zur Hochschule"). Referate über diese sieben Vorträge wurden gedruckt und sind von der Buchhandlung Skopnik (Berlin, Dorotheenstraße 8), sowie vom Schriftführer des Verbandes (unter der Verbandsadresse) zum Preis von insgesammt 50 Pf. zu beziehen. Im Laufe der weiteren Festigung der Gesellschaft wurde die Ueberwindung ihres provisorischen Charakters auch durch Verkürzung ihres Namens zu „Verband für Hochschulpädagogik" betont. Die weiteren regelmäßigen Sitzungen des Verbandes wurden zu Vorträgen und Diskussionen im engeren Kreis benutzt; unter den dabei verhandelten Themen seien hervorgehoben: „Der pädagogische Werth der Wissenschaftsgeschichte" und „Pädagogische Eindrücke aus Paris". Der vorerwähnte Vortrag „Vergangenheit und Gegenwart der Hochschulpädagogik" war inzwischen im 31. „Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik" (Dresden 1899) erschienen; bei der Pfingstversammlung dieses „Vereins für wissenschaftliche Pädagogik" — zu Leipzig — hatte der Verfasser Gelegenheit, ihn gegenüber Anzweifelungen der Möglichkeit und der Aussichten einer Hochschulpädagogik überhaupt, die zumal von herbartischem Standpunkt ausgingen, zu vertheidigen, unterstützt durch die auch bei dieser Gelegenheit für die ganze Bewegung ausgesprochenen Sympathien.

Unterdessen waren zwei weitere Schritte gethan worden, um die Sache noch energischer zu fördern. Der eine ging vom Verband selbst aus und bestand in der Ausgabe einer ersten Nummer von „Mittheilungen für Hochschulpädagogik" (von der oben angegebenen Geschäftsstelle des Verbandes gratis zu beziehen). Hierin war zugleich eine ausführliche Darlegung des zweiten dieser Schritte gegeben, der aber nicht von dem Verbande selbst, sondern von befreundeter Seite ausging. Der Verfasser jener Broschüre über den Universitätsunterricht, Professor Bernheim, hatte nämlich den Versuch gemacht, die Absichten des Verbandes seinerseits durch ein Zusammenarbeiten derer, in denen das Bewußtsein des Lehrers erst ausgebildet werden soll, mit denen, die dieses Bewußtsein in sich bereits ausgebildet haben, zu fördern. In diesem Sinn schuf er die „Vereinigung aller Lehrerkreise in Greifswald für Unterrichtsinteressen", deren Erfolg seine eigenen Erwartungen übertraf. Die Vereinigung findet sich zu regelmäßigen Vorträgen zusammen, die denn auch zum Theil bereits veröffentlicht sind. Bernheim selbst hatte dann im Mai 1899 Gelegenheit, in der sein Rektorat einleitenden Rede „Die Stellung der deutschen Universitäten im Leben der Nation" auch die pädagogische Seite dieses Gegenstandes unter lebhafter Zustimmung seiner Kollegen zu betonen. (Die Rede wird in kurzem veröffentlicht werden.)

Soweit der Stand der Bewegung, wie ihn seine Führer bisher aus eigenen Kräften erreicht haben. Eine weitere Förderung der Sache, zumal die Durchführung spezieller Arbeiten, wie beispielsweise die Anlegung einer Spezialbibliothek, die Unterstützung wissenschaftlicher und praktischer Leistungen auf hochschulpädagogischem Gebiet, die besonders dringliche Erweiterung der „Mittheilungen" zu einer eigenen Fachzeitschrift u. s. w., wird allerdings nur durch eine Zuführung neuer und mächtigerer Kräfte möglich sein. In dem Maß, als auf solche zu rechnen ist, plant der bisher immer noch lose Formen bewahrende Verband seine Fixirung und Erweiterung zu einer größeren vereinsmäßigen Gesellschaft. Abgesehen von den allwöchentlichen Zusammenkünften ist die nächste Versammlung auf 7. Oktober 1899 zu Berlin angesetzt. (Anmeldungen dazu, sowie zur Theilnahme am Verband sind an dessen Adresse erbeten.)

P. **Die Gedichte von Ferdinand Wilferth**, die zu des Dichters 70. Geburtstag in zweiter Auflage erschienen sind (Regensburg 1899, Verlag von W. **Wunderling**), legen in wohllautenden Versen Zeugniß ab von der innigen Empfindung und sinnigen Betrachtung, womit der greise Poet, froher Sangeslust hingegeben, seit den Tagen seiner Jugend in Natur und Leben zu schauen und das bewegte Innere auszusprechen sich zur lieben Gewohnheit gemacht hat. Vornehmlich die weicheren Töne Geibels klingen hier fort, aber auch der klaren Anschaulichkeit Uhlands, der andächtigen Naturfreude der schwäbischen Lyriker, selbst der markigen Kraft Bürgers eifert er nach. Sehr glücklich sind in patriotischen Versen aus dem Jahre 1870 volksthümliche Töne angeschlagen. Man mag bedauern, daß aus dem dichterischen Ertrag der letzten Jahre, der ja hier in München nicht unbekannt geblieben ist, nur so spärliche Zugaben beigefügt worden sind; besonders von den Balladen und Romanzen hätte noch manches verdient, in die neue Ausgabe aufgenommen zu werden. So wie sie jetzt vorliegt, ist die Sammlung überwiegend rein lyrisch und bietet, wenn auch manchmal bei aller Sorgfalt der formalen Feile eine Härte oder gezwungene Wendung stehen geblieben ist, in Gedichten, wie „Erinnerung", „Fester Grund", „Die Windsbraut" u. a. schöne Erzeugnisse echter Empfindung und klarer Gestaltung. Das letzte kurze Gedicht, das hier als Probe angeführt sein mag, bildet einen charakteristischen und würdigen „Abschluß":

Denk ich der gold'nen Jugendzeit
Und ihrer früh verrauschten Lust,
Bebt wohl das Herz mir in der Brust
Um die entwich'ne Herrlichkeit.

Zwar, wie mir auch die Jugend schwand
Mit allem, was da glänzt und gleißt,
Gesund doch blieb mir Herz und Geist
Und Kraft und Mark in Arm und Hand.

Ich bin noch immer, der ich war,
Hell liegt vor mir, was ich gewollt;
That ich nicht stets, wie ich gesollt —
Zu That fliegt manchmal auch der Aar.

K. **Führer durch Dalmatien.** Von **Reinhard E. Petermann.** (Wien, Alfred Hölder.) — Wir haben es bei diesem Buche mit keinem Führer im landläufigen Sinne unsrer Reisehandbücher zu thun, schon sein Umfang ist beträchtlicher und der zumeist ganz auf wissenschaftlichen Fundamenten aufgebaute Inhalt hebt es auf eine höhere Stufe. Mit Recht kann es eine umfassende Monographie des Landes genannt werden, das den unter der Bezeichnung „Dalmatien" bekannten Küstenstrich an der Adria umfaßt. Die Eintheilung in Touren ist wohl hauptsächlich der leichteren Orientirung halber gewählt worden. Ein lebendiges Schauen von Land und Leuten, das die Vergangenheit und Gegenwart umgreift, ist in ihm geboten, was interessant ist an Menschen und Dingen, was die Natur, Menschengeist und Menschenhände dort geschaffen haben im Laufe der Zeiten, ist in ihm erläutert. Die reiche Fauna und Flora, die geologischen und klimatischen Verhältnisse, ethnographische, sitten- und kulturgeschichtliche Besonderheiten, die ganze historische Entwicklung ist mit in die Schilderung der einzelnen Oertlichkeiten verflochten. Es genügt dem Autor nicht eine thunlichst kurze Aufzählung der Sehenswürdigkeiten an den einzelnen Orten, mit aphoristischen Hinweisen, mit kunstgeschichtlichen oder historischen Notizen von üblicher lakonischer Kürze ist er keineswegs zufrieden. Weit ist überall ausgegriffen, das Werden und Vergehen des Einzelnen im Zusammenhang vorgeführt. Reiches statistisches Material ist in den Anmerkungen und zahlreichen Tabellen eingefügt und so das Ganze zu einer hochinteressanten Lektüre für den Forscher umgewandelt. Wie prächtig ist da z. B. die Schilderung des Diocletian-Palastes in Spalato, der Baudenkmäler in Ragusa, Zara rc., wie eingehend sind die historischen Entwicklungsphasen behandelt, das topographische und sonstige Material gesichtet und benutzt, um ein gründlich erschöpfendes Bild des Landes und seiner Bewohner zu bieten. Dieser Fülle von Text ist eine überreiche Anzahl von trefflichen Illustrationen beigegeben; Landschaftsbilder, Städteansichten, Kunstdenkmäler, Volkstrachten, Momentaufnahmen aus dem alltäglichen Getriebe ziehen wie in einem Kaleidoskop in reichem Wechsel am Auge des Lesers vorüber und mehrere Karten und Pläne erleichtern ihm die zu schaffenden Vorstellungen. Das Buch ist Jedem zu empfehlen, der in Stunden der Muße sich gern mit einer Lektüre über fremde Länder beschäftigt, aber nicht minder dem ernsten Forscher, der sich eingehend über Land und Leute da unten unterrichten will;

Digitized by Google

von der Touristenschaar wird es wohl gleichfalls Jedem nützen, am meisten aber dem, der nicht mit dem bloßen Vorsatze des Amusements, sondern mit ernstlicheren Absichten den Weg dahin einschlägt, wo ihn die eigenartige Schönheit und Romantik der Umgebung und des Lebens wohl länger festhält als er es vermeinte.

K. Geuters illustrirter Führer durch Mailand und seine Umgebung. (Darmstadt, Städtebilder-Verlag Karl P. Geuter.) — Wer den herrlichen oberitalienischen Seen und der schönen Hauptstadt der Lombardei einen Besuch abzustatten gedenkt, dem ist dies kleine, hübsch ausgestattete Büchlein als Ergänzung zu seinem Reisehandbuch wohl zu empfehlen. In gedrängter Kürze mit eingefügten Illustrationen ist es ein ganz wackerer Cicerone, der alles Interessante und irgendwie Hervorragende in den Bereich seiner Erklärungen zieht. Es ist nichts außer acht gelassen, was für den Fremden sehens- und wissenswerth ist.

w. In dem zu Paris im nächsten Jahre stattfindenden internationalen Kongreß für allgemeine Botanik wird Prillieux den Vorsitz führen, von Dutailly, Mussat und Rouy unterstützt. Generalsekretär ist Perrot, zwei weitere Sekretäre Guérin und Lutz, die Geldgeschäfte leitet Hua. Ferner gehören dem Kongreßausschuß an Bescherelle, Gaston Bonnier, Edouard Bornet, Boudier, Edouard Bureau, Gustave Camus, Adolphe Chatin, Maxime Cornu, Em. Drake del Castillo, Franchet, Guignard, Malinvaud, Patouillard, Duélet, Georges Rouy, Roze, de Seynes, van Tieghem, Henry de Vilmorin und Zeiller. Der Kongreß wird vom 1. bis zum 7. Oktober im Kongreßpalast abgehalten werden.

λ. **Aus Württemberg.** Eine, so viel wir wissen, spezifisch württembergische Einrichtung sind unsre Oberamtsbeschreibungen, die, seit verschiedenen Dezennien in allmählicher Reihenfolge ins Leben gerufen, den Forderungen der Neuzeit entsprechend immer gründlicher, vielseitiger und umfassender geworden sind. Der Unterschied zwischen den ältesten und neuesten derselben ist ein solch bedeutender, daß der Fortschritt des Wissens auf allen Gebieten des Staats- und Volkslebens wie der Kulturgeschichte und Naturforschung überraschend in ihnen zutage tritt. Seit neuester Zeit beginnen nun auch die Ortschroniken, deren Gründung von Seiten der Regierung sehr warm empfohlen wurde, aufzutauchen und zur Vervollständigung, ja zur Grundlegung dieser Oberamtsbeschreibungen wesentlich beizutragen. Eine musterhafte Arbeit dieser Art liegt uns in der Ortschronik der Gemeinde Haubersbronn im Oberamt Schorndorf vor, auf gründlichen Studien ruhend, belehrend und unterhaltend zugleich geschrieben. Der Verfasser ist der Geistliche dieser Gemeinde, Pfarrer Lang; zum Besten seiner Ortskirche hat er dieselbe verfaßt, und wie wir hören, hat aus Freude über diese gediegene Stiftung ein reicher in Nordamerika wohnender Haubersbronner Bürger seinem Pfarrer bereits eine reiche Geldspende für diesen Zweck zugesandt. Betrachten wir das Schriftchen etwas genauer, so wird uns zuerst die geographische Lage des Dörfchens geschildert und dann ein geschichtlicher Exkurs in die graue Vorzeit an der Hand der noch vorhandenen Ueberreste gegeben. Die Römerzeit, die Zeit der Alemannen, die Einführung des Christenthums, der Uebergang ans Fürstenhaus Württemberg, die Herrschaft des Krummstabs mit seinen Zehnten werden der Reihe nach aus den noch zutage tretenden Monumenten, Namen, Urkunden, Inschriften zc. vor uns aufgerollt. Dann erscheint der arme Konrad und die Einführung der Reformation mit ihrer das ganze soziale und religiöse Leben umgestaltenden Wirkung. Besonders verhängnißvoll wurde der kleine Ort im 30jährigen Krieg heimgesucht, die Einwohnerzahl sank von 750 Seelen auf 50, von 150 Bürgern auf 8; im menschenleeren Land ließen sich Wölfe mitsammt ihren Jungen sehen. Die Gemeinde hatte 17,100 Gulden Schulden. Ueber den sittlichen Stand erzählen die alten Kirchenzensurbücher vom rohen Leben, das damals einriß, von Aberglauben und Hexenverfolgungen. Kaum hatte sich die Gemeinde nothdürftig etwas erholt, so kamen neue Feinde, die Franzosen. Der unmenschliche General Melac, der vergebens die Stadt und Festung Schorndorf zur Uebergabe aufgefordert hatte, aber durch den Muth der tapferen Bürgermeisterin Künkelin zurückgewiesen wurde, verbrannte dafür im Zorn einen Theil der kleinen Gemeinde Haubersbronn am 17. Dez. 1688. Marschall Villars stattete 1707 dem Dorfe seinen unerwünschten Besuch ab; Freund und Feind zogen in diesem und dem folgenden Jahrhundert in unaufhörlichen Kriegszügen brandschatzend durch das Remsthal. Das 19. Jahrhundert brachte den Feldzug nach Rußland und die Freiheitskriege, zu denen die kleine Gemeinde auch ihr dem Tode verfallenes Kontingent stellte. Eine eingehende Schilderung erhält sodann das kirchliche und sittliche Leben im 18. Jahrhundert, dann werden die ins 19. Jahrhundert fallenden Ereignisse erzählt und zuletzt die Verhältnisse der Gegenwart gezeichnet. Zum Schluß wird die Kirche, der Kirchhof, die Geistlichkeit seit 1565, das Pfarrhaus, die Kirchenstiftungen, das Rathhaus mit den Bürgermeistern und Heiligenpflegern, das Schulhaus und die Lehrer von 1602 an, sowie die Entwicklung der Dorfschule selbst, endlich die Markung nach ihrer Ausdehnung, ihren Fruchtarten, Baumarten und dem Stande des Viehs, des Geflügels, der Bienenstöcke u. s. w. beschrieben. — So ist durch dieses treffliche Büchlein für so manchen Geistlichen oder Lehrer, der, in kleiner Gemeinde oft idyllischer Ruhe genießend, seine Zeit nutzbringend verwenden möchte, ein guter Vorgang zu einer edlen und dem Wohle des Ganzen dienenden Arbeit gegeben. Vivat sequens!

* **Tübingen.** Universitätsbibliothekar Dr. Bohnenberger in Tübingen, Privatdozent an der philosophischen Fakultät, und Privatdozent Dr. Correns an der naturwissenschaftlichen Fakultät erhielten je den Titel und Rang eines außerordentlichen Professors der Universität.

* **Halle a. S.** Geheimrath Prof. Dr. Weber, Direktor der medizinischen Klinik der Universität Halle, feiert heute seinen 70. Geburtstag.

* **Gotha.** Der Geh. Hofrath Professor Dr. Pertsch, Direktor der herzoglichen Schloßbibliothek und der Sammlungen des Schlosses Friedenstein, ein hervorragender Orientalist und Herausgeber arabischer Handschriften, ist, 67 Jahre alt, an den Folgen eines Schlaganfalls gestorben.

* **Dresden.** Am 23. August feiert der verdienstvolle Nationalökonom und Statistiker Karl Victor Böhmert in Dresden seinen 70. Geburtstag.

* **London.** Der Chemiker Sir Edward Frankland, ein Freund Tyndalls und dessen langjähriger Mitarbeiter, der in staatlichem Auftrag das Londoner Trinkwasser regelmäßig auf seine Reinheit zu untersuchen hatte, ist, 74 Jahre alt, auf einer Erholungsreise in Norwegen gestorben.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

**Soeben erschienen:** (12460)

Carl Gerot,

**Das Geschlecht des Embryo**

Ein Beitrag zur

**Lösung des Problems der Geschlechtswahl.**

**Preis 1.50 Mark.**

Verlag von S. Gabriel, Berlin S., Ritter-Strasse 99.

**Eine Schrift von höchster Bedeutung für Aerzte und alle an dem Gegenstand Interessirte.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Montag, 21. August. Nummer 189.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung:
Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die
Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Die Einwanderung in den Vereinigten Staaten in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung.

Von Dr. Karl Raab (St. Louis, Mo.).

Es hat noch nie einen Staat gegeben, der zu einem Kulturträger geworden wäre, ohne von leitenden Ideen beherrscht zu sein. Die Republiken der alten Hellenen, der römische Staat, der Staat der Ottonen und Hohenstaufen, England, das napoleonische Frankreich, das neue Deutsche Reich, die amerikanische Union: sie alle verdankten und verdanken ihre Blüthe Ideen, die einem elektrischen Strome gleich in alle Adern des staatlichen Organismus dringen und in den einzelnen Bürgern vor allem das erwecken, was wir Patriotismus nennen. Je freier die Verfassung eines Staates ist, je reiner das Bürgerthum seine Nationalität bewahrt, desto wachsamer ist es gegenüber jeder Störung oder Verkümmerung der Staatsideen, denen das Gemeinwesen seine Größe und Wohlfahrt verdankt. Sind diese Ideen zugleich solcher Art, daß sie, über den Staat hinausgreifend, zu leitenden der zivilisirten Völkerfamilie werden, dann verdient der Staat, von dem sie ausgegangen sind, eine führende Stellung, er wird „repräsentativ“ und wäre er so klein wie die Schweiz oder Belgien.

So war England lange der führende Staat in der Entwicklung der politischen Ideen; ihm, sowie dem befreiten Frankreich folgten die Vereinigten Staaten von Nordamerika; an sie schloß sich das neue Deutsche Reich. Deutschland und die Vereinigten Staaten werden bald als die typischen Repräsentanten der zwei Hauptrichtungen zu betrachten sein, in denen die politischen und sozialen Fragen der Zukunft ihre Lösung suchen werden.

In der Unabhängigkeitserklärung, die am 4. Juli 1776 von den Begründern der amerikanischen Union unterzeichnet wurde, lesen wir die berühmte Stelle: „Wir halten folgende Wahrheiten für unumstößlich: — daß alle Menschen gleich geboren sind; daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, daß zu diesen Rechten Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehören, daß, um diese Rechte zu sichern, unter den Menschen Regierungen eingesetzt wurden, deren gerechte Befugnisse von der Zustimmung der Regierten herstammen.“

Diese Sätze enthalten die Ideen, welche die Grundlage der Verfassung vom 17. September 1787 bilden. Besonders enthält auch Art. 1 der Nachträge zur Verfassung eine Ausführung derselben, wenn er bestimmt: „Der Kongreß soll keine Gesetze erlassen, die die Einführung religiöser Bekenntnisse betreffen oder freie Religionsübung verbieten; deßgleichen keines zur Einschränkung der Redefreiheit oder der Presse, des Versammlungs- oder des Petitionsrechts behufs Abstellung von Mißständen.“

Diese Gedanken sind heute Gemeingut der zivilisirten Welt und bilden Normen in europäischen Verfassungsgesetzen. Doch muß man sich in die Kühnheit des Experiments recht hineindenken, um es voll zu würdigen. In Frankreich war dasselbe in der Hauptsache gescheitert. Im übrigen Europa wurden diese Ideen erst sehr spät zu gesetzlichen Normen und zwar unter mannichfachen Kautelen. Nichts von alledem in Amerika. Man vertraute auf die Macht der Ideen, auf die Wirkung, die große Persönlichkeiten auf die Menschen ausüben und auf die für Alle sehr bald kommende Einsicht, daß man durch Beeinträchtigungen solcher Satzungen das Schwert gegen sich selbst wenden würde. Millionen von Einwanderern aus damals noch absolut regierten Staaten lernten hier das Repräsentativsystem kennen und würdigen und wurden gute Bürger.

Es soll nun im Folgenden zu zeigen versucht werden, ob und wie weit die Vereinigten Staaten Einwanderung als ein das Staatswesen förderndes Element betrachteten und noch betrachten, und welches Interesse die zivilisirte Welt daran hat, daß dieser große Freistaat hierin die richtigen Wege einschlage.

Das Verhalten der Vereinigten Staaten der Einwanderung gegenüber läßt deutlich drei Perioden erkennen: Die erste reicht von 1620—1819; die zweite von 1819 bis 1875; die dritte von 1875 bis zum heutigen Tage.

In der erstangeführten Periode war die Einwanderung so unbedeutend, die Verhältnisse zeitweilig so wenig verlockend und die Maßregeln der europäischen Regierungen so prohibitiv, daß weder die Kolonialregierungen, noch auch später die Regierung der neubegründeten Union der Frage irgendwelche Beachtung schenkten.

Erst mit dem Jahre 1819 begann man die Einwanderer von Seite des Staatsdepartements und später vom Finanzdepartement aus genau zu registriren und gab jährliche Rapporte über Zahl, Charakter und Bestimmungsort derselben heraus. Die Einwanderung betrug in den Jahren 1820—1824 wenige Tausend pro Jahr, erreichte 10,000 im Jahre 1825, 100,000 im Jahre 1842, fiel dann wieder, stieg im Jahre 1846 (nach der Kartoffelmißernte in Irland) auf 154,416, erreichte 310,004 in 1850 (infolge der Goldfunde in Californien und der bedrückenden Verhältnisse in Europa), stieg auf 427,833 i. J. 1854, um dann wieder in den Kriegsjahren 1861 und 1862 auf ca. 92,000 zu fallen. Hierauf folgt wieder allmähliches Steigen über die 100,000 und wird im Jahre 1873 die Zahl 459,803 erreicht.

Das Verhalten der Nation und der Regierung war während dieser Periode der Einwanderung durchaus freundlich. Demokratische Tendenzen waren während der 30er und 40er Jahre die überwiegenden. Der Erwerb ungeheurer Gebietskomplexe (Texas 1845, mexicanische Gebietsabtretung von 1848 und der Gadsden Landkauf 1853), der seit 1830 beginnende Eisenbahnbau und die damit verbundenen Land-

Digitized by Google

gewährungen an Eisenbahngesellschaften, die wieder ihrerseits das Land an kleinere Ansiedlee verkauften, die unruhigen Zeiten des Jahres 1848 und die darauffolgende Reaktion in Europa wirkten herüben und drüben zusammen, Auswanderung, beziehungsweise Einwanderung zu begünstigen.

Es wird in Amerika rückhaltlos anerkannt, daß die Einwanderung seit dem Ende der 80er Jahre einer dee Hauptfaktoren der raschen Entwicklung der Nation war. Man wird noch hinzufügen können, daß infolge dieses, gerade durch das Zusteömen so vieler Arbeitskräfte ermöglichten raschen Aufschwungs die Vereinigten Staaten in der Lage waren, übee das nun auch wirthschaftlich emporstrebende Europa einen Vorsprung zu gewinnen, der ihm heute noch zugute kommt. Schön charakterisirte Präsident Cleveland den demokratischen Standpunkt der Einwanderungsfrage gegenüber, der in dieser zweiten Periode aber der allgemeine wae, in seiner Botschaft vom 2. März 1897, worin er sein Veto gegen die Cabot-Lodge-Bill begründete: „Eines Jahrhunderts erstaunliches Wachsthum, der Ausgleichung und dem Gedeihen von Millionen tüchtiger und patriotischer Adoptivsöhne verdankt, bezeugt den Erfolg jener edlen, entgegenkommenden Politik, die unter Wahrung des Staatsinteresses vom Einwanderer nichts verlangte als physische und moralische Gesundheit und die Bereitwilligkeit und Fähigkeit zu arbeiten.

Diese Periode schließt ab mit der Finanzkalamität des Jahres 1873, deren Wirkungen noch im Jahre 1875 wahezunehmen waren.

Wir kommen zur dritten Periode (1875). Das Jahr 1875 bringt das erste, die Einwanderung betreffende Gesetz und leitet so diese Periode ein. Die Jahre 1875—1879 zeigen ein Nachlassen der Einwanderung; dann folgt eine rapide Zunahme (von 177,826 in 1879 zu 457,257 in 1880), die ihren Höhepunkt im Jahre 1882 mit 788,992 Einwanderern erreicht. Von da an läßt die Einwanderung wieder etwas nach, steigt im Jahre 1892 wieder zu 623,084 empor und fällt im Jahre 1895 auf 278,948 herab. Einwanderung aus Canada und Mexico ist da nicht mitgezählt. Die Zahl dee in den Veeeinigten Staaten wohnhaften Chinesen war 105,465 im Jahre 1880; sie betrug 107,475 i. J. 1890. Durch die Gesetze vom 6. Mai 1882 und 5. Mai 1892 ist die Einwanderung der Chinesen verboten. Heute dürften sich etwa 100,000 Chinesen in den Vereinigten Staaten aufhalten.

Ueberblicken wie die Einwanderung nach den Nationalitäten, die zu ihr beigesteuert haben, so sehen wie, daß die von den britischen Inseln ihren Höhepunkt im Jahre 1888 (182,203), die aus Deutschland im Jahre 1882 (250,630), die aus Schweden-Norwegen und Dänemark ebenfalls im Jahre 1882 (105,326), die aus Frankreich im Jahre 1875 (8321) erreicht hat. Diese sind die nach Rasse und staatlichen Einrichtungen dem amerikanischen Volk verwandtesten Nationen. Sie haben das Hauptkontingent der Einwanderung bis zum Jahre 1886 gebildet. Von da an sehen wir die Einwanderung aus Italien, Rußland und Oesterreich-Ungarn (slavischer Theil) relativ sehr zunehmen. Noch im Jahre 1879 haben wir aus Italien 9027, Rußland 4942, aus Oesterreich nur 6259 und Ungarn 1518 zu verzeichnen. Die rasche relative Zunahme aus diesen Nationen zeigt folgende kleine Tabelle:

| | 1891 | 1892 |
|---|---|---|
| Italien . . . . . . . . . . . . | 76,055 | 62,137 |
| Rußland (Polen eingeschlossen) . . | 74,923 | 117,692 |
| Oesterreich-Ungarn . . . . . . . | 71,042 | 80,136 |

Hierauf (noch 1892) fiel die Einwanderung im allgemeinen infolge dee schlechten Zeiten beträchtlich.

Das Jahe 1896 lieseet folgende Zahlen:

| | |
|---|---|
| Die Britischen Inseln . . . . . . . . . | 64,827 |
| Deutschland . . . . . . . . . . . . . | 31,885 |
| Schweden, Norwegen / Dänemark . . . . . . . . . | 33,229 |
| Oesterreich-Ungarn . . . . . . . . . . | 65,103 |
| Italien . . . . . . . . . . . . . . . | 81,885 |
| Rußland . . . . . . . . . . . . . . . | 51,445 |

Wir saglen bereits, daß die Panik des Jahres 1873 noch im Jahre 1875 nachwirkte; ebenso daß sich die Einwanderung etwas verminderte, ein Nachlassen, welches aber nur bis 1878 anhielt. Wir sahen ferner, daß die Einwanderung in den folgenden Jahren zwei Höhepunkte zeigte; der eine fällt in das Jahr 1882, der andere ins Jahe 1892. Diesen zwei Wellen entspricht genau das Zunehmen des Interesses an der Frage beim Publikum, eine Zunahme der Literatue übee den Gegenstand und das Erscheinen neuer Gesetze. Abgesehen von einer Unterströmung bildungsloser Elemente, die auch in den besten Zeiten von tüchtiger Einwanderung eine Schmälerung ihres Erwerbes befürchtet, schon in den 50er Jahren ein schönes Kontingent zur „Know-Nothings-Party“ stellte und sich hauptsächlich aus Irländern rekrutirt, wird die Frage im Publikum und von der Volksvertretung in einer besonnenen Weise erörtert. Ja es gibt noch immer eine große Zahl hervorragendee Männee in der Union, die an der Anschauung dee früheren Periode festhalten und eine möglichst wenig beschränkte Einwanderung süe die Entwicklung des natürlichen Schutzes des Landes für nothwendig halten. Zu den Vertretern dieser Meinung zählt Grovee Cleveland und die Wochenschrift „The Nation“.

Sie begründen ihren Standpunkt in folgender Weise: Man könne im ganzen noch immer überzeugt sein, daß diejenigen Einwanderer, welche schädlich oder unbrauchbar sind, doch nur einen kleinen Prozentsatz ausmachen, verglichen mit denjenigen, welche die politische und wirthschaftliche Wohlfahrt befördern helfen. Nur durch Einwanderer, fähig die Handarbeit zu thun, könne der Spekulationsgeist und das aufgespeicherte Kapital des Amerikaners in Bewegung bleiben. Und politische Gefahren habe bishee noch immer der amerikanische „Common sense“, der sich der öffentlichen Ordnung zur Verfügung stellte, zu bewältigen gewußt. Noch im Jahre 1893 fragt die „Nation“ in einem Artikel, „Die Schäden der Einwanderung“ emphatisch, wo sich die Farmen, die Städte befänden, wo ein Miethsmann odee ein Dienstmädchen keine Arbeit fände oder durch Wettbewerb genöthigt wäre, alles zu nehmen, was kommt? Sei alle Eisenbahnarbeit, alle Arbeit an Kanälen und Bewässerungswerken bereits gethan? Wo stünde Amerika heute, wenn es für Arbeitskräfte lediglich auf den Nachwuchs der alten Kolonisten angewiesen gewesen wäre, die sich stets darauf beschränkten, eine Heimstätte zu bauen und um diese herum Land zu roden?

Es sei nicht die Frage, führt ein anderer Autor aus, ob Einwanderung noch zuzulassen, sondern nur wir dieselbe gut über das weite Gebiet zu vertheilen sei. Noch immee höre man Stimmen aus dem Nordwesten und dem Westen die Einwanderung als etwas nothwendiges bezeichnen. Dee einzige wirkliche Schaden, der von Einwanderung stamme, ihre allzufrühe Betheiligung an den Wahlen, wodurch sie ein schädliches Werkzeug in den Händen von Parteimännern wurde, lasse sich durch ein strengeres, allgemeines Naturalisationsgesetz beheben. Die Ueberfüllung der Großstädte durch ärmere, zum Theil beschäftigungslose Leute stamme nicht von Einwanderung, sondern von Zuwanderung von den Landdistrikten. Ferner dürfe nicht vergessen werden, daß die Einwanderer in der Regel nicht nur starke Arme mitbringen und den Willen zu arbeiten,

Digitized by Google

sondern auch Geld in einer nicht zu unterschätzenden Menge. 30—40 Mill. Dollars in Gold, die auf diesem Wege in Umlauf kämen, seien schon etwas. Die Einwanderungsstatistik, heben wieder Andere hervor, zeige auch, daß weitaus die Mehrzahl in einem Alter einwandere, das sich neuer Umgebung leicht assimilirt. Die jungen Einwanderer lernen die Staatssprache leicht und da es ihnen doch in der Regel gelingt, ein Fortkommen zu finden, finde auch die gesellschaftliche Angleichung ohne Schaden für die Nation statt. Diese der Einwanderung besonders günstige Richtung kommt zu dem Schluß, daß man unter nothwendiger Einschränkung der Einwanderung nicht verstehen sollte eine absolute Einschränkung ihrer Zahl, sondern nur den Ausschluß derjenigen Elemente, die keine Aussicht haben sich fortzubringen infolge ihrer persönlichen Eigenschaften. Sie hielten das Gesetz vom 3. August 1882 eigentlich für ausreichend. Dasselbe bestimmte, daß Sträflinge, Geisteskranke und überhaupt jede Person, die nicht imstande ist, für sich selbst zu sorgen, am Landen verhindert werden solle; zugleich sei ein „Einwanderungsfonds“ zu gründen aus einer Kopftaxe auf jeden Einwanderer und dieser Fonds habe zur Unterstützung jener Einwanderer zu dienen, welche in eine Nothlage gerathen und Staatshülfe in Anspruch nehmen müssen.

Alle Erwägungen zusammengenommen führen die Vertreter dieser demokratischen Richtung zu dem Resultat, daß der amerikanische Staat seiner Grundidee entspreche und damit eine Kulturmission erfülle, wenn er diejenigen gastfreundlich aufnehme, welche in anderen Ländern wegen Uebervölkerung das Maß von Glückseligkeit nicht erreichen können, wozu sie von Natur berechtigt sind und zu dem ihnen die Union noch immer verhelfen könne.

Ihnen steht die weit größere Zahl politischer Schriftsteller und Staatsmänner gegenüber, welche unter Einschränkung der Einwanderung nicht bloß den Ausschluß der mit dem Gesetze vom 3. August 1882 getroffenen Personen verstehen, sondern solche Maßregeln wünschen, die die Zahl der Einwanderer überhaupt fühlbar zu vermindern geeignet sind. Zu dieser Richtung zählen Kapazitäten wie Richmond Mayo Smith und Francis A. Walker und Staatsmänner wie Cabot Lodge. Sie gehen von der Anschauung aus, daß eine Erscheinung, die zu einer Zeit für alle daran Betheiligten oder mindestens für zwei derselben von den besten Wirkungen war, später infolge veränderter Umstände sich in ihr Gegentheil verkehren könne. Sie geben gern zu, daß die Einwanderer in allen Zweigen wirthschaftlicher Produktion die nothwendige Voraussetzung (nur F. A. Walker denkt anders) des raschen Aufschwunges gebildet haben, sie behaupten aber auch andrerseits, daß die erreichte Bevölkerungszahl von über 60 Millionen, deren natürlicher Zuwachs sich zwischen einer Million und anderthalb Millionen jährlich bewege, ausreichen würde, die Union mit der erforderlichen Zahl von Arbeitern zu versehen.

Da man also die Einwanderer nicht so nothwendig brauche, sei man umsomehr berechtigt, die Einwanderung auf ihren Nutzen zu prüfen; und da ergebe sich erstlich, daß das Kapital, welches die Einwanderer dem Staate zuführen, durch Rücksendung und Rückwanderung in die alte Heimath so gut wie aufgehoben werde; zweitens, daß der Einwanderer mit dem, was er mitbringt, unter dem Durchschnittswohlstande eines amerikanischen Bürgers (1000 Dollars) stehe, daher nicht mitsteuere, aber wohl von den Einrichtungen des Staates mit Vortheil habe. Wenn also der Einwanderer dem Staate werthvoll sein soll, könne er es nur durch seine Person und seine Leistungen sein. Und da ist wieder die erste Frage, wie weit er imstande sei, dieselbe in einer für den Staat nützlichen Weise zur Geltung zu bringen. Staatsland sei zwar noch reichlich vorhanden, aber durchaus nicht mehr von der leicht zu bearbeitenden Art wie früher. Maschinen und künstliche Bewässerung sei vielfach nothwendig, um die Landwirthschaft gewinnbringend zu machen. Und dies erfordere Kapital. Weiter werde der Bedarf an landwirthschaftlichen Arbeitern infolge der Anwendung von Maschinen geringer. Und wenn wir zu den städtischen Industrien übergehen, sei die Entwicklung derselben in den letzten Jahren durchaus nicht so bedeutend gewesen, daß sie einen Zuwachs an Arbeitern von außen nothwendig gemacht hätte. Die Wirkung der Einwanderung sei daher die, daß ein Wettbewerb erzeugt werde. Und wenn wir einen solchen auf dem Boden der Produktion willkommen heißen, könne man ihn nicht begünstigen, wenn er dazu führe, daß eingeborene Arbeiter geschulter Art durch Einwanderer von geringerer Tüchtigkeit ersetzt werden, weil dieselben die geringere Tüchtigkeit durch geringere Lohnansprüche aufzuwiegen suchten. Dies drücke den Lebensstandard, den der amerikanische Arbeiter bereits errungen hat, infolgedessen er seine Kinder in gesunden Wohnungen und bei ausreichender Nahrung erziehen konnte, und führe zur Verletzung eines der obersten Grundsätze des amerikanischen Gemeinwesens, nämlich daß es seine Aufgabe sei, das Glück aller seiner Bewohner zu befördern. Es habe sich überdies in den letzten Jahren wiederholt gezeigt, daß selbst die niedrigsten Lohnansprüche nicht mehr überall zu Arbeit verhalfen. So finde sich also der Einwanderer selbst nicht im geringsten gefördert, werde mißmuthig und verbittert und bereue, seine Heimath verlassen zu haben. Zudem nehme die Einwanderung aus denjenigen Staaten, die wie Großbritannien, Deutschland, Schweden und Norwegen die Tüchtigsten unter den Einwanderern geliefert haben, ab, während die aus den Staaten mit geringerer Schulbildung und schlechteren Lohnverhältnissen, wie Rußland, Italien und den slavischen Theilen Oesterreich-Ungarns, seit 1886 unverhältnißmäßig in Zunahme begriffen sei. Soweit die wirthschaftliche Seite. Der politische Gesichtspunkt wurde besonders von Cabot Lodge beleuchtet.

In einem Staate, dessen oberster Grundsatz ist, daß das Volk regiere, dessen Gedeihen davon abhängt, daß alle Schichten der Bevölkerung am Schicksale des Staates gleich verständiges Interesse nehmen, ist die Zusammensetzung der Bevölkerung von der größten Wichtigkeit. Ein Ueberschuß an bildungslosen, erwerbslosen Menschen ist eine Gefahr für die Verwaltung eines solchen Staatswesens; es ist aber noch weit mehr eine soziale Gefahr. Und dies ist ein Punkt, wo alle Kulturnationen der Welt mit interessirt sind. Amerika ist das Prototyp für eine soziale Entwicklung, die ohne Bevormundung, unter Aufnahme und Assimilirung von Volkstheilen aus aller Herren Ländern und den Einzelnen die freieste Bewegung lassend, das Volk im ganzen auf eine Kulturstufe brachte, die sonst nirgends erreicht ist. In einem anderen Staate können vielleicht mehr Personen lesen und schreiben; aber so die Fähigkeit, auf eigenen Füßen zu stehen, eine Situation rasch zu begreifen, sie zu nützen oder sich mindestens in ihr zu behaupten, dabei das Interesse für Weiterbildung und Erhöhung des persönlichen Werthes hat keine Nation so aus sich heraus entwickelt wie die amerikanische. Es ist begreiflich, daß der Amerikaner alten Schlages auf sein Vaterland stolz ist, aber auch, daß ihn neue Art und neuer Brauch, die ihm geringwerthiger erscheinen als die alten Sitten, besorgt machen.

Die Kraft der alten puritanischen Persönlichkeit hat in Assimilirung das Erstaunlichste geleistet. Wie weit ist der heutige Staat hinausgewachsen über jene drei Millionen, die George Washington zum Präsidenten erhoben haben! Riesige Gebiete, zum Theil mit fremdartiger Bevölkerung, wuchsen zu, Einwanderer auch aus den tiefsten Volksschichten europäischer Länder fanden Aufnahme, die Neger

Digitized by Google

wurden zu freien Bürgern, und doch stand nach dem Bürgerkriege der Staat noch immer da puritanisch in Verfassung und Art. Die Persönlichkeiten, die durch Wort und That dafür kämpften, sind vor aller Welt glänzende Zeugen für die Kraft der Bildung und eines sittlichen Charakters. Die Schule leistete viel, aber die Hauptwirkung ging stets von großen Persönlichkeiten aus, die, selbst oft aus den unteren Volksschichten hervorgegangen, die besten Führer darstellten. Jeder, der das amerikanische Volksthum nur einigermaßen kennt, weiß, wie wenig schulmäßig alles erlangt ist, was am Volke gut ist. Die öffentlichen, freiheitlichen Einrichtungen bringen hier Mensch und Mensch näher in Berührung als in irgend einem anderen Lande. Die Welt ist interessirt daran, wie weit in Amerika dieser alte und doch so freiheitliche Geist erhalten bleiben wird, der das Volk auf die edelste Art emanzipirt hat.

Es sind leider Anzeichen vorhanden — so denken die Vertreter dieser zweiten Richtung —, daß der alte nationale Typus die Grenze der Assimilationsfähigkeit erreicht, wenn nicht gar schon überschritten hat. Ist dem so, dann wird es begreiflich, daß man der der Qualität nach für schlechter erachteten Einwanderung der Jahre seit 1886 wenig Sympathie entgegenbringt. Die Vertreter dieser Richtung sind es, die jene Gesetze in Anregung brachten, auf die sich das für heute geltende Recht bezüglich der Einwanderung stützt: das Gesetz vom 26. Februar 1885 („Contract-Labor-Law") und das Gesetz vom 3. März 1893, welches die Bestimmungen des erstgenannten Gesetzes, sowie aller früheren Einwanderungsgesetze in sich schließt.

Das Gesetz vom 26. Februar 1885 hatte im wesentlichen bestimmt, es sei ungesetzlich, auf welchem Wege immer die Ueberfahrt eines Ausländers vorauszuzahlen oder irgendwie zur Einwanderung zu ermuntern oder dieselbe zu fördern zufolge eines Vertrags, Uebereinkommens oder einer Abrede dahingehend, Arbeiten oder Dienste in den Vereinigten Staaten zu thun, wenn ein solcher Vertrag ꝛc. vor der Einwanderung gemacht ist. — Das Gesetz vom 3. März 1893 „zur leichteren Durchführung der Einwanderungsgesetze und derjenigen die Kontraktarbeit betreffend" will diese Gesetze erst dadurch recht wirksam machen, daß es die Pflichten der Dampfschiffahrtsgesellschaften bezüglich Einwanderer genau bestimmt und Vorschriften gibt, wie die Einwanderungskommission zu verfahren habe. Die Bestimmungen sind im wesentlichen folgende:

1. Ausgeschlossen sind Blödsinnige, Wahnsinnige, Arme und Personen, die muthmaßlich dem Staate zur Last fallen würden, Personen, die mit einer ekelerregenden oder gefährlichen ansteckenden Krankheit behaftet sind, solche, die eines Landesverraths oder eines Vergehens überführt sind, das moralische Verkommenheit in sich schließt, Anhänger der Vielweiberei und die Kontraktarbeiter im Sinne des Gesetzes vom 26. Februar 1885.

2. Schon die beschworenen Manifeste der Schiffahrtsgesellschaften müssen für jeden Einwanderer die genauen Antworten auf alle Fragen enthalten, die die unter Punkt 1 angeführten Ausschließungsgründe als für den besonderen Fall nicht vorhanden nachweisen.

3. Die ungesetzmäßig zur Landung Gebrachten oder solche, die innerhalb eines Jahres öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch nehmen müssen, deßgleichen diejenigen, welche einer längeren Untersuchung und Nachforschung unterzogen werden müssen, sind von der Schiffahrtsgesellschaft, welche sie befördert hat, zu erhalten, eventuell auf ihre Kosten zurückzubefördern.

4. Die Beamten der Einwanderungskommission am Landungsplatze haben alle im Manifeste beantworteten Fragen neuerlich an den Einwanderer zu stellen. Tauchen Zweifel auf oder zeigen sich Widersprüche in den Angaben, ist der Einwanderer für „spezielle Nachforschung" vor eine Kommission von vier Beamten zu stellen.

5. Keine Bürgschaft darf angenommen werden, daß ein Einwanderer nicht zu einer öffentlichen Last werden würde, ganz besondere Fälle ausgenommen.

Einer Reihe von amerikanischen Staatsmännern erscheint auch dieses Gesetz nicht ausreichend, da dasselbe nur eine Prüfung der Einwanderer nach der physischen und ökonomischen Seite fordere. Wolle man, sagen sie, bei der schlechteren Qualität der jetzigen Einwanderung die freiheitlichen Staatseinrichtungen schützen, müsse man die Zulässigkeit der Einwanderung auch von einer Intelligenzprobe abhängig machen. Da die darauf abzielende Cabot-Lodge-Bill vom Präsidenten Cleveland mit dem Veto belegt wurde und der Kongreß sich nicht neuerlich mit dem Gegenstande beschäftigt hat, bleibt es vorläufig beim Rechte des Gesetzes vom Jahre 1893.

Der neueste Schriftsteller über den Gegenstand, Prescott F. Hall (North American Review Vol. 165, Oktober 1897) stellt sich ebenfalls auf den Standpunkt der Cabot-Lodge-Bill und faßt die Frage folgendermaßen zusammen: Nicht wünschenswerthe Einwanderung sei diejenige, welche der Mittel der Erhaltung entbehrt, sei es, daß es ihr an Geld mangelt oder, was viel schlimmer sei, an der Fähigkeit und den Kenntnissen, sich den Unterhalt zu verschaffen; die unwissend, mit verbrecherischen Neigungen behaftet und dem Leben auf dem Lande abgeneigt sei. Die Erfahrung zeige, daß die nicht wünschenswerthen Einwanderer zugleich auch meist die Analphabeten in der Zahl der Einwanderer seien. Eine Prüfung auf die Kenntniß des Lesens und Schreibens müsse daher zur unerläßlichen Voraussetzung der Aufnahme in ein demokratisches Gemeinwesen wie die Union gemacht werden.

Es möge gestattet sein, zum Schlusse noch einiges ergänzend hinzuzufügen. Erstlich kann nicht geleugnet werden, daß ein Staat wie die Union, der durch so viele Jahrzehnte und für Millionen von Einwanderern ein Glückbegründer war, wenn er den Charakter des Gemeinwesens durch Zunahme einer minderwerthigeren Einwanderung bedroht glaubt, das Recht hat, dieselbe einzuschränken, ja sogar zeitweise zu verbieten, ohne vor der Welt sich den Vorwurf zuzuziehen, daß er seinen demokratischen Grundsätzen untreu werde. Gerade die Erhaltung derselben kann fordern, daß Elemente ferngehalten werden, denen die Thätigkeit der politischen Selbstbestimmung abgeht und die daher zu Werkzeugen von Mächlen werden können, die an einem freien Staatswesen kein Interesse nehmen. Weiter ist es eine Thatsache, daß die Vereinigten Staaten sich von einer schweren Krisis zu erholen haben, die über das Reich hin Arbeitslosigkeit und Störung des wirthschaftlichen Wohlstandes zur Folge hatte. Was ist natürlicher, als daß man da bestrebt ist, zunächst den bereits im Lande Befindlichen Gelegenheit zu geben, den zurückkehrenden Aufschwung zu nützen! Besser daher, die Einwanderung durch gesetzliche Mittel auf die Tüchtigsten und Erwerbsfähigsten einschränken, als durch laxe Bestimmungen Ausländer über die Situation zu täuschen, um sie dann doch, wenn sie eingewandert sind, sich selbst und den schwierigen Verhältnissen zu überlassen. Kommt wieder eine Zeit weiter gehender Entwicklung — und eine solche muß für den Westen und Süden sehr bald kommen —, wird man auch der Einwanderung wieder mehr Wohlwollen entgegenbringen und ihr mehr entgegenkommen. Dann wird man vielleicht auch geneigt sein, auf Vorschläge wie den des Dr. Senner, ein nationales Land- und Arbeits-Clearinghaus, sowie unsern hiemit gemachten, Einwanderer-Schulen zu errichten, gern einzugehen.

---

Digitized by Google

## Politik als Wissenschaft.

II.

Das Verdienst, die Politik zur Wissenschaft erhoben, sie dadurch in gewissem Grade lehr- und lernbar gemacht zu haben, gebührt einem der großartigsten Werke, welches das scheidende 19. Jahrhundert dem kommenden zur Würdigung und fruchtbaren Benutzung hinterlassen wird: G. Ratzenhofers „Wesen und Zweck der Politik“. (3 Bde. Leipzig, Brockhaus.)

Während Fürst Bismarck in der Politik wie in der Ethik von Theorie und Grundsätzen wenig hielt und sich dank seinem gewaltigen politischen Instinkt und seinem feinen politischen Takt des rechten Weges stets bewußt war, während Roscher, eine erasmische Gelehrtennatur, sich auf durchsichtige historisch-politische Untersuchungen und Vergleichungen der Staatsformen beschränkte, jeder direkten aktuellen Anwendung ängstlich ausweichend; während bei Treitschke die Politik wesentlich Sache des Temperaments und Gefühls geblieben ist und nur in dem engeren Rahmen einer Lehre vom Staat zu wissenschaftlicher Betrachtung auf ausschließlich historischer Grundlage sich erhebt, hat Ratzenhofer es verstanden, die Politik in den Zusammenhang der Menschheits-, ja der Weltentwicklung einzufügen und aus diesem zu erklären. Drei Momente waren es, welche den Verfasser in so hohem Grade befähigten, Wesen und Zweck der Politik aufs gründlichste und vielseitigste zu enthüllen und auf Grund einer geschlossenen Welt- und Lebensanschauung darzustellen:

1. Seine eminent philosophische Begabung, die ihn vor 50 Jahren zu einem großartigen Systematiker à la Hegel oder Schopenhauer gemacht hätte, die ihn aber heute unter dem Einfluß umfassendster naturwissenschaftlicher und historischer Studien zu einem so treffenden Interpreten (man darf auch hinzufügen: und Propheten) des menschheitlichen Entwicklungsganges werden ließ.

2. Seine Eigenschaft als hoher Militär (k. k. Feldmarschalleutnant). Das Militärwesen ist unstreitig diejenige Kunst und Wissenschaft, welche am frühesten und vollständigsten auf die dritte Stufe der menschlichen Geistesentwicklung, auf die positive, sich erhoben hat. Hier gelten keine veralteten Theorien, noch traditionelle Vorurtheile, keine blind verehrten Autoritäten, noch abstrakte aprioristische Ideen, sondern einzig und allein das durch umfassende Erfahrung und gewissenhafte Erprobung genährte und belehrte Denken entscheidet, was zu thun oder zu lassen, wie und warum zu handeln sei. Kein Wunder, daß ein in solcher Umgebung erwachsener originaler Denker, frei von Schulmeinungen, rücksichtslos den Thatsachen zuleibe rückt und in wunderbarer Objektivität das Erkannte wiedergibt! Und gerade für die Erfassung des Wesens der Politik ward der Verfasser durch seine militärische Wissenschaft und Praxis so hervorragend befähigt, während seine philosophische Anlage, sein schwungvoller, praktischer Idealismus und sein Verständniß der ganzen, vollen Menschennatur ihn davor bewahrten, bei den nächsten „niederen“ Zwecken der Politik (nach Art der Machiavellisten) stehen zu bleiben, sondern ihn in den Stand setzte, in folgerichtiger Denkarbeit die „höchsten“ Zwecke der Völker- und Menschheitsentwicklung zu erkennen und die Wege zu den fernsten Zielen aufzuschließen.

3. Was für Ratzenhofer als Politiker ohne Zweifel ein äußerst günstiges „milieu“ schuf, war sein Leben und Wirken im österreichischen Kaiserstaate. Dieser ist unstreitig das komplizirteste politische Gebilde, das je in der Geschichte existirt hat und dessen definitive Gestaltung jedenfalls für die künftige Entwicklung der europäischen Völker- und Kulturwelt von größtem Einfluß sein wird. Zugleich bietet die Geschichte dieses Staates — besonders im 19. Jahrhundert — mehr als reichlich Veranlassung zur Kritik. Nirgends ist die Zahl der versäumten Gelegenheiten so groß, nirgends sind die Anlässe so zahlreich, aus denen der ein- und vorsichtige Politiker lernen kann, „wie man es nicht machen soll“. Gerade für die Deutschen in und außer Oesterreich, welche nahe daran sind, durch eine unzweckmäßige Gemüthspolitik sich in falsche Bahnen drängen zu lassen, wäre es höchst lehrreich, die Aeußerungen Ratzenhofers über die Vergangenheit und Zukunft Oesterreichs gründlich zu beherzigen. — Nur in einer Richtung hat das genannte „milieu“ die Anschauungen Ratzenhofers ungünstig beeinflußt insofern, als er die sozial-ethische und zivilisatorische Bedeutung der nationalen Ideen zu gering anschlägt, sie mehr den eigennützigen, barbarischen, als den moralischen Trieben zurechnet.

Ratzenhofer gibt der „Politik“ eine breite, sichere, soziologische Grundlage,[1]) wonach dieselbe uns als die menschliche Fortsetzung des allgemeinen Daseinskampfes, als die ursprünglichste und nothwendigste „Lebensäußerung aller Gesellschaftsgebilde mit Bezug auf ihre Macht und ihren Einfluß im Staate und in der Gesellschaft“ (S. 15) erscheint.

Das „Wesen“ der Politik, wovon die beiden ersten Bände handeln, besteht demnach — wenn es möglich ist, dasselbe kurz zu fassen — in den Mitteln und Wegen, welche (politische) Individualitäten (z. B. Stämme, Völker, Parteien, Korporationen, Herrscher und Staatsmänner) zu ihrer kräftigen Erhaltung und ihrer erfolgreichen Entfaltung anwenden.

Dieses „Wesen“ der Politik, dem Grundzug nach stets dasselbe: Kampf, Wille zur Macht, Streben nach Erfolg, wurzelt in dem (politischen) Kern der Persönlichkeit, in dem materiellen Interesse, und gründet sich auf das Gesetz der absoluten Feindseligkeit zwischen den differenzirten Individualitäten. Allein der politische Kampf hat verschiedene Entwicklungsstufen durchlaufen. Wenn sein nächster Zweck auch immer ein eigennütziger (sei es Privat- oder Kollektiveigennutz) ist und im wesentlichen auf Raumgewinnung und Dienstbarmachung der Mitmenschen ausgeht, um dadurch die Ernährung und Vermehrung der betreffenden Individualität zu sichern, so haben sich doch die Formen des Kampfes, sowie die innere und äußere Organisation der politischen Persönlichkeiten mannichfach verändert, bis sich auf der sechsten und jüngsten Entwicklungsstufe folgende Erscheinungen des politischen Lebens darstellen (S. 137) — wodurch die Eintheilung für die beiden ersten Bände gewonnen wird:

1. Die Politik im Innern des Staates a) auf der Rechtsbasis, b) als Gewaltkampf, c) als Umsturz auf Grund des Bedürfnisses nach Veränderung des formellen Rechts. — 2. Die Staatspolitik nach außen a) friedlich, b) kriegerisch. — 3. Die Gesellschaftspolitik als Vereinbarungen über Interessen ohne Rücksicht auf die Staatsgrenzen a) friedlich, unter Achtung vor Staat und Recht, b) feindselig gegen den Staat. Unter c) wird besonders das Parteiwesen und der Parteikampf mit einer für unsre Zeit höchst lehrreichen Gründlichkeit und originalen Vielseitigkeit behandelt (S. 185 bis 400), wobei namentlich der Unterschied zwischen dem Erfolg der Staatspolitik (= Vergesellschaftung der Individualitäten auf Grund des staatlichen Herrschaftsverhältnisses oder des Rechts) und demjenigen der Parteipolitik (Individualisirung auf Kosten der Gemeinschaft) hervorgehoben

---

[1]) Diese hat er in seinem jüngsten Werke: „Die soziologische Erkenntniß. Leipzig, Brockhaus 1898“, erweitert durch biologische und kosmologische Voraussetzungen, gesondert bearbeitet, wodurch er, was A. Comte und H. Spencer begonnen, Schäffle und Gumplowicz fortgeführt, in einer unser modernes Denken höchst befriedigenden Weise zum Abschluß brachte.

Digitized by Google

und so die hohe kulturfördernde Bedeutung des Staates ins hellste Licht gerückt wird.

In der „Staatspolitik nach außen“ (II. Bd., S. 1 bis 250) entfaltet der Verfasser aufs glänzendste seine diplomatische und militärische Begabung und Einsicht, so daß manche seiner in der „Weltpolitik“ (S. 242—250) niedergelegten politischen Kalkulationen inzwischen durch die letzten Ereignisse eine wunderbare Bestätigung gefunden haben. Völlig neu und eigenartig ist die „Gesellschaftspolitik“ (S. 250—360), besonders der Abschnitt über die gesellschaftspolitische Operation, z. B. des Proletariats, des Adels, des Mittelstandes, der römisch-katholischen Kirche, des Judenthums u. a. Im Schlußwort „Soziologischer Rückblick“ wird auf den Dualismus zwischen der politischen oder barbarischen und der ethischen oder zivilisatorischen Seite des Einzel- und Gesammtlebens hingewiesen, dessen Lösung im dritten Band „Ueber den Zweck der Politik“ in einer den praktischen Politiker wie den idealen Ethiker höchst befriedigenden Weise durchgeführt wird.

Gerade der Vergleich dieses Theils mit ähnlichen Partien bei Treitschke ergibt den eminenten Vortheil einer geschlossenen wissenschaftlichen Welt- und Lebensanschauung für das Verständniß des Woher und Wohin, der Aufgaben und Ziele einer zweckbewußten Staats- und Gesellschaftspolitik. Kein Staatsmann, Abgeordneter oder Gebildeter mit politischem Interesse sollte an diesem großartigen dritten Bande von Ratzenhofers „Politik“ vorübergehen, ohne sich gründlichen Aufschluß über das Wesen und den Zweck dieser wichtigsten Lebensäußerung der Menschheit und ihrer Glieder zu holen. Es ist ein betrübendes Zeichen für die politische Unreife unsres Zeitalters, daß so viele gebildete Deutsche sich von den blendenden, aber rein subjektiven, daher unwissenschaftlichen Aphorismen eines Nietzsche fesseln ließen, während die wunderbar tiefgehenden systematischen, unsre höchsten und innersten Lebensinteressen aufdeckenden Untersuchungen Ratzenhofers so gut wie nicht beachtet wurden; und doch wären diese, von der kommenden Generation in Fleisch und Blut aufgenommen, mehr als alle bisherigen Forschungen imstande, unser politisches Chaos in einen schönen, beglückenden Kosmos zu verwandeln.

Schon das „Wesen“ der Politik (Bd. 1 und 2) hatte uns „Zwecke“ derselben erkennen lassen; es waren diese die erfolgreiche Selbstbehauptung und Machterweiterung der einzelnen politischen Persönlichkeiten, also eigennützige oder Sonderzwecke, niedere oder vorübergehende Erfolge. Der (höchste) Zweck der Politik kann aber nur ein gemeinnütziger, d. i. der Menschheit als Gattung dienender, dauernder Erfolg sein, nämlich die Zivilisation oder die zunehmende Vergesellschaftung und allseitige Vervollkommnung der Menschheit.“

Die Aufgaben der Zivilisation, beziehungsweise die Kennzeichen eines zivilisirten Zustandes, sind folgende: „Politischer Friede, Rechtsgleichheit, gesetzmäßige Freiheit, Sicherung und Vermehrung der Produktionsquellen, billiger Antheil an den Lebensbedingungen und möglichste Lebensdauer; freie Wissenschaft und Kunst; naturgemäße Gesittung; innerliche Religiosität.“

Wahrlich ein hohes, ideales Ziel, das hiemit dem Menschheitsfortschritt auf Grund der Einsicht in die bisherige kosmische, organische, soziale oder historische Entwicklung eröffnet wird. Wie soll dasselbe denkbar oder erreichbar sein bei dem vorher geschilderten eigennützigen, gewaltthätigen „Wesen“ der Politik? Die aus der Erkenntniß der bisherigen Entwicklung gewonnene Grundstimmung des Verfassers, welche praktischen Optimismus mit idealem Pessimismus aufs glücklichste vereinigt, läßt ihn in dieser schwierigsten aller Fragen die Lösung finden.

Die Aufgaben der Zivilisation lassen sich nur erreichen auf dem Wege der Politik, d. i. des Kampfes. Insofern dieser politische Kampf nur vorübergehenden oder Sonderinteressen dient, ist er barbarische, insofern er aber dauernde, gemeinnützige Erfolge (direkt) anstrebt oder (indirekt) erreicht, ist er zivilisatorische Politik. Auch die zivilisatorische Politik ist nicht plötzlich oder willkürlich entstanden, sondern hat fünf (beziehungsweise sieben) Entwicklungsstadien durchlaufen. Das unentbehrlichste und erfolgreichste Mittel zur Beförderung der Zivilisation, daher die wichtigste Errungenschaft der bisherigen Politik, ist der moderne Staat. Demnach gliedert sich die zivilisatorische Politik: 1. in die im Staat (wobei namentlich die Abschnitte 72 und 73 die Grundeinrichtungen des zivilisirten Staats und seine Aufgaben im übertragenen Wirkungskreise von hervorragender Bedeutung für den modernen Ethiker sind).

2. Die zivilisatorische Staatspolitik nach außen (wobei insbesondere die zivilisatorische Operationsidee des europäischen Kulturkreises gegen Orientalismus und Kommunismus bedeutende Gesichtskreise eröffnet und die Handels- und Kolonialpolitik (350—382) ebenso wie früher der Abschnitt über nationale und wirthschaftliche Interessen (120 bis 195) den Verfasser auch als einsichtigen Beurtheiler volkswirthschaftlicher Fragen ausweisen).

3. Die zivilisatorische Gesellschaftspolitik. Den Abschluß des Ganzen bildet eine höchst gedankenreiche, von echt philosophischem Geiste getragene Abhandlung mit dem schlichten Titel: Zur Kritik der Zivilisation (400 bis 476). Hier wird der Gegensatz zwischen den Mitteln und dem Zweck der Politik gelöst durch den Nachweis einer allmählichen Veredlung des Eigennutzes zum Gemeinnutzen, d. i. zur Sittlichkeit, zu welcher nur nach Geist und Charakter veredelte Menschen gelangen können.

Trotz dieser idealen Auffassung der Menschheitsentwicklung versteigt sich der Verfasser doch nie ins Utopische, sondern bringt dem Leser immer wieder zum Bewußtsein, daß auch diese höchsten Ziele nur durch Politik, d. i. durch Kampf [1]) (und zwar durch einen dreifachen: gegen die Barbarei, um die Führung in der Zivilisation und für die Hebung der Zivilisation) erreicht werden und daß mannichfache Gefahren und Rückschläge diese in die Höhe und in die Breite zivilisatorisch gerichtete Entwicklung zeitlich und örtlich bedrohen.

Endlich wird noch auf die Bedeutung der Wissenschaften und der innerlichen (d. i. von aller Politik gereinigten, versittlichten) Religiosität im Dienste der Zivilisation hingewiesen:

„Da keine politische Individualität ihr politisches und zivilisatorisches Wohl dem Zufall einer genialen (und intuitiven) Politik überlassen kann, so ist die Wissenschaft berufen, die Keime politischer Befähigung zu entwickeln, die Zahl praktischer Politiker zu vermehren und die politische Weisheit zum Gemeingut der Gebildeten zu machen“ (454).

„Trennung der Religion von der Politik (nicht Trennung der Kirche vom Staat) ist die Devise, welche den obersten und tiefsten Interessen des Einzelnen, der Gesellschaft und der Staaten entspringt; Trennung der übersinnlichen von den realen Angelegenheiten, wonach alle sozialen und politischen Beziehungen auf die Gesetze der Natur und Vernunft gegründet werden, während die Religion im Einzelnen die zivilisatorische Verpflichtung festigt und ihm für alle Fälle die Kraft gibt, zivilisatorisch zu handeln.“

Um die Menschen zur zweckbewußten Mitwirkung an dem seinem Wesen nach naturgesetzlichen (von der sozialen Nothwendigkeit bestimmten) Zivilisationsprozeß zu befähigen, muß eine sozialistische Weltanschauung herrschend

[1]) „Darum darf die zivilisirte Gesellschaft nie die Mittel des Kampfes vernachlässigen, sondern muß stets gerüstet der Barbarei (der äußern wie der innern) gegenüberstehen.“

werden,[1]) d. h. „ein bewußtes, freies Zusammenwirken aller sozialen Kräfte, welches die Gesellschaft naturgemäß (mit möglichster Ausschließung politischer Gewaltthätigkeiten und wechselseitiger Unterdrückung) entwickelt, die errungenen Güter erhält, die allseitige Befriedigung anstrebt, überhaupt die Zivilisation herbeiführt“.

„Bald wird die individualistische Weltanschauung das ihr zukommende Werk vollbracht und alle Individualitäten der Gesellschaft in den politischen Kampf und zum Bewußtsein ihrer Macht gebracht haben; dann wird die steigende Differenzirung der Gesellschaft zum Zusammenfassen der sozialen Gebilde zwingen. Die Einsicht, die eine Voraussetzung der menschlichen Würde ist, soll und wird die Menschen vor derartigen Katastrophen bewahren durch eine vorbauende sozialistische Weltanschauung. Diese birgt keine sozialen Gefahren, keine Uebertreibung in sich, wie die individualistische, weil sie stets nur die führenden Geister beherrschen und in den Massen nur als Veredelung der Sitten auftreten kann; denn der strebende Individualismus, dieser Sauerteig der Zivilisation, liegt unausrottbar in der politischen Natur unsrer Individualitäten. Seine Mäßigung, seine vernünftige Einschränkung ist die Absicht des Sozialismus als Weltanschauung.“ (S. 475.)

Ich habe versucht, im Vorhergehenden einen kurzen Ueberblick von Ratzenhofers „Wesen und Zweck der Politik“ zu geben; dieser konnte nur höchst unvollkommen ausfallen bei einem Werke von 1240 Seiten, das auf jeder Seite neue Gedanken, treffende Beobachtungen bringt und dessen Grundideen unserm bisherigen politischen Denken vielfach neu, ja fremd erscheinen müssen. Ein durchgehender Vergleich zwischen Treitschke und Ratzenhofer dürfte, was die wissenschaftliche Begründung und Bedeutung betrifft, allgemein zugunsten des Letzteren ausfallen. Allein wenn man bedenkt, wie wenige Menschen in unsrer vielbeschäftigten Gegenwart Zeit und Ausdauer besitzen, um sich mit entsprechender innerer Hingabe dem Studium jenes umfassenden Werkes zu widmen, so dürfen wir uns freuen, daß zur ersten politischen Belehrung den gebildeten Deutschen durch die Herausgabe von Treitschke's „Politik“ ein werthvolles Hülfsmittel geboten ist, das besonders durch die trefflich ausgewählten Inhaltsangaben über jeder Seite eine rasche Orientirung und Wiederholung wesentlich erleichtert.

Wann wird wohl die Zeit kommen, wo die Erfahrungen und Lehren der eingangs genannten großen politischen Erzieher unsrer Nation, bereichert und begründet durch die großartigen wissenschaftlichen Forschungen des genialen politischen Denkers aus dem Donaureiche, in einer „Deutschen Bürgerkunde“ zur politischen Bildung der heranwachsenden Generationen verwerthet werden dürfen?

Erst dann wird das Grundübel unsrer Zeit, das schwerste Hemmniß für ein fruchtbares, kontinuirliches Wirken zur Zivilisirung der Menschheit allmählich sich überwinden lassen, das Ratzenhofer kurz dahin charakterisirt: „Bei der gegenwärtigen Sachlage, wo das politische Leben allenthalben Merkmale des Rückschritts zeigt und die fortschrittlichen Bestrebungen im Dienste eines eigennützigen Individualismus stehen, haben zivilisatorische Triebe wenig reale Macht und ihre Vertreter spielen im öffentlichen Leben eine bedauerliche Rolle; unter der doppelzüngigen Führung der Demagogen geben sich die Massen barbarischen Trieben hin und verlieren den Sinn für allgemeine Zwecke; in solchem moralischen und praktischen Verfall ist es, wo der Ultramontanismus am besten gedeiht, bis kräftigere Bestrebungen eines hingebenden Idealismus erwachen und wieder politische Macht gewinnen.“ (III., 390—391.)

Erst dann werden, entsprechend der heutigen Ausdehnung der politischen Rechte, die künftigen Wähler auch zum Verständniß und zur Erfüllung der Gesetze und Pflichten, der Aufgaben und Zwecke des politischen Lebens reif werden. Erst dann wird es möglich sein, im kleinen und im großen Volksvertretungen nach Grundsätzen der Vernunft und Gerechtigkeit mit entsprechender Betheiligung der Vertreter zivilisatorischer Interessen[1]) zu bilden. Erst dann werden wir in den Stand gesetzt werden, die gefährlichsten Feinde eines besonnenen nationalen Fortschritts: **den Radikalismus und den Klerikalismus, glücklich und dauernd zu überwinden.**

München. **J. Unold.**

[1]) Weit verschieden von jenem „Sozialismus“, unter dessen Fahne der Gesellschaftsverband der Lohnarbeiter für sein individualistisches Klasseninteresse kämpft und nach der Herrschaft über die anderen Stände trachtet = barbarische Politik.

[1]) Vergl. Unold, „Ein neuer Reichstag“. München, J. F. Lehmann 1897.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*μσ.* **Ein deutscher Buddhist** von Dr. Arthur **Pfungst.** (Stuttgart 1899. Fr. Frommanns Verlag. E. Hauff.) — Sicher werden die wenigsten Leser unter diesem deutschen Buddhisten, dessen Lebensskizze Arthur Pfungst in der vorliegenden Broschüre zu zeichnen unternommen hat, einen kgl. preußischen Oberpräsidialrath a. D. vermuthen, und doch ist es der am 6. April des vorigen Jahres in Potsdam verstorbene Oberpräsidialrath Theodor **Schultze** gewesen, auf den diese Bezeichnung vollkommen zutrifft. Die Arbeiten des im Frühjahr 1898 verstorbenen Schriftstellers und Orientalisten sind dem größeren Publikum bis jetzt nahezu unbekannt geblieben, da dieser hervorragende Denker fast sein ganzes Leben in Zurückgezogenheit verbrachte. Dr. Arthur Pfungst, einer der Wenigen, die Th. Schultze nahestanden, hat sich die Aufgabe gesetzt, dessen Lebensgang und Wirken zu schildern, einestheils um eine Freundespflicht zu erfüllen, andrerseits um der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, welche sich mit wachsendem Interesse den eigenartigen religiösen Problemen zuzuwenden beginnt, deren Lösung Schultze in unermüdlicher Gedankenarbeit erstrebt hat. Schultze war ein Selbstdenker, der den religiösen Nöthen der Gegenwart ohne jedes Vorurtheil gegenüberstand und mit bewundernswerther Energie den Versuch unternahm, eine Brücke zwischen der indischen Gedankenwelt und dem Abendlande zu schlagen. Er ist als Erster nicht davor zurückgeschreckt, sich als Anhänger der buddhistischen Weltanschauung zu bekennen. Dr. Pfungst war als gründlicher Kenner des Buddhismus (wir haben erst unlängst an dieser Stelle [s. Beil. v. 19. Mai] seine treffliche Uebersetzung von Davids' „Buddhism“ angezeigt) wie Wenige zu der Aufgabe berufen, in Schultze's Schriften einzuführen und darzulegen, wie dieser hohe preußische Beamte dazu gelangen konnte, sich dem Buddhismus zuzuwenden. Die Broschüre ist nur 50 Seiten stark — groß genug, um selbst bei fernerstehenden Lesern das Interesse für den Gegenstand kräftig anzuregen und Verehrung für den Freund des Verfassers zu erwecken, aber zu klein, um dieses Interesse völlig zu befriedigen. Dazu wird es nöthig sein, die Schriften dieses in seiner Lebenssphäre völlig alleinstehenden Denkers selbst in die Hand zu nehmen, der den Muth fand, seine Philosophie nicht nur zu denken, sondern — was unendlich mehr sagen will — auch zu leben. Schultze ist übrigens, woran uns Pfungsts verdienstliche Broschüre erinnert, auch in diesen Blättern einmal (11. Nov. 1890) als Vertheidiger seiner Weltanschauung aufgetreten.

**Die deutsche Dialektforschung,** welche da und dort mit erfreulichem Erfolg eingesetzt hat, entbehrt zur Zeit noch ganz der gerade ihr so nöthigen einheitlichen Arbeitsorganisation über das gewaltige, außerordentlich verschiedenartige Sprachgebiet und wird, solange diese fehlt, der germanistischen Sprachwissenschaft unmöglich den erhofften Gewinn im vollen Umfang bieten können. Erst müßte der **Wortschatz unsrer gesammten Dialekte** möglichst lückenlos gesammelt sein, wollte man eine systematische Ausbeute der

Digitized by Google

mundartlichen Sprachreichthümer in Angriff nehmen, eine Forderung freilich, die zunächst zu ideal erscheint, als daß man ohne weiteres an ihre Verwirklichung denken dürfte. Dankbar begrüßen wir daher eine unlängst gegebene Anregung, die um so beachtenswerther ist, als sie zugleich durch ein geschickt gewähltes Beispiel trefflich illustrirt wird. Dr. Phil. Lenz, Professor in Baden-Baden, hat ein vergleichendes Wörterbuch der neuhochdeutschen Sprache und des Handschuhsheimer Dialekts (Baden-Baden, 1898. Selbstverlag des Verfassers) veröffentlicht, in dem er mit Zugrundelegung von Kluge's etymologischem Wörterbuch jedes schriftdeutsche Wort in die dialektische Form überträgt oder da, wo diese mangelt, das betreffende Synonym einsetzt. Der Verfasser, der sich bereits früher mit lexikalischen Arbeiten über die merkwürdige Mundart des bei Heidelberg gelegenen Dorfes Handschuhsheim beschäftigt hat, regt dabei den Gedanken an, durch umfassende Organisation der Germanisten in allen deutschen Landestheilen, namentlich mit Unterstützung der Lehrer, den gesammten mundartlichen Wortschatz festzustellen und damit die Grundlage zu schaffen für die genaue geographische Begrenzung der Verbreitung der einzelnen Wörter, also gewissermaßen das Seitenstück und die Ergänzung für den Wenker'schen Sprachatlas. Welchen Dienst ein solches Unternehmen der Wissenschaft leisten müßte, liegt auf der Hand. Nicht nur die Sprachforschung, auch die Literaturgeschichte (Lokalisirung der Sprachdenkmäler), die Stammes- und Kulturgeschichte würden ihren Gewinnantheil daran haben. Lenz, der bei der Verwirklichung seines Vorschlags auf die thatkräftige Unterstützung der Regierungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz rechnet, denkt sich die Ausführung etwa folgendermaßen: Es wäre ein Verzeichniß ausgewählter schriftdeutscher Wörter (einschließlich wichtigerer Dialektwörter) mit kurzer Bedeutungsangabe herzustellen und in zahlreichen Exemplaren gedruckt über das ganze deutsche Sprachgebiet zu vertheilen. Geeignete Leute sollten dann jedem Wort die dialektische Form beifügen und ihre Arbeiten einer von hervorragenden Germanisten geleiteten Zentralstelle mit einem anerkannten Lexikographen an der Spitze einreichen. Dort wäre das gesammte Material zu einem Atlas des deutschen Wortschatzes und zu einem synonymen Wörterbuch der deutschen Sprache zu verarbeiten. Lenz verkennt nicht die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung seiner Idee in den Weg stellen, zumal bei der Inanspruchnahme der flüssigen Staatsmittel durch anderweitige große wissenschaftliche Unternehmungen auf den erhofften Reichszuschuß wohl vorläufig verzichtet werden muß. Aber darum sollte nicht gleich die ganze Sache liegen bleiben. In Programmbeilagen, für die ohnehin nicht immer die Stoffe sehr geschickt gewählt werden, könnten germanistisch gebildete Lehrer dialektische Forschungen aus ihrem Heimathbereich niederlegen, wie es auch Lenz bei seinen erwähnten Arbeiten gethan hat. Die Mittel für die Drucklegung wären wenigstens auf diese Weise aufgebracht und die Anregung müßte gerade in Schulkreisen weiterhin fruchtbar wirken. Jedenfalls hat Lenz mit seinem 152 Spalten umfassenden Handschuhsheimer Wörterbuch einen guten Anfang gemacht. Möchten Viele seinem Beispiel folgen und namentlich die leitenden Kreise unsrer Germanisten der Sache wohlwollende Beachtung schenken!

Dr. Br.

F. W.: Kochbuch für Zuckerkranke und Fettleibige. 3. Auflage. (Verlag J. F. Bergmann, Wiesbaden 1899.) Preis 2 M. — Mit genügenden theoretischen Kenntnissen und praktischem Geschick ist die Speisenbereitung angegeben. Aleuronatmehl und Pepton, gewisse Backpulver, Saccharin und Dörrgemüse finden Verwendung. Es wäre nicht im Sinne der Verfasserin, durch das Buch des Arztes Rath ersetzen zu wollen, aber unter dessen Oberleitung dürfen die Betroffenen vertrauensvoll aus diesem Kochbuche, welches sich neuestem wissenschaftlichen Standpunkt anschmiegt, schöpfen und für sich schöpfen lassen.

v. N.

T. Sir Eduard Frankland, der vor einigen Tagen während einer Reise nach Norwegen verstorbene berühmte englische Chemiker, Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften, hat sich die größten Verdienste um die chemische und bakteriologische Untersuchung des Trinkwassers erworben und seine grundlegenden Forschungen auf diesem Gebiete sind zum größten Theile in den Liebig'schen „Annalen“ niedergelegt. Ferner hat er viel zur Entwickelung der Lehre von der Werthigkeit der Elemente beigetragen und ist dadurch einer der Mitbegründer des heutigen chemischen Systems geworden. Obgleich er sich schon vor einiger Zeit von seiner Professur zurückgezogen hatte und auf seinem Gute The Yews in Surrey lebte, ist er doch unermüdlich thätig gewesen und hat besonders mit seinem berühmten Kollegen Crookes zusammen noch wenige Monate vor seinem Tode werthvolle Untersuchungen über die Londoner Wasserversorgung veröffentlicht. Frankland war am 18. Januar 1825 geboren, studirte zunächst praktische Geologie und vollendete seine wissenschaftliche Bildung in Deutschland an den Universitäten Marburg und Gießen. Im Alter von 26 Jahren wurde er Professor der Chemie an dem neugegründeten Owen-College in Manchester, später bekleidete er eine gleiche Professur an dem Bartholomews-Hospital in London, seit 1862 an der Royal Institution und schließlich an der Bergwerksschule, einer Abtheilung des Royal College of Chemistry.

* Doktortitel der technischen Wissenschaften. Wie der „Nat.-Ztg.“ aus Greifswald geschrieben wird, hat sich die dortige Universität den Erklärungen mehrerer preußischer Universitäten gegen die den technischen Hochschulen beizulegende Befugniß zur Verleihung des Doktorgrades nicht angeschlossen.

B. **Heidelberg**, 20. Aug. Aus der Fülle der Reden und Ansprachen, welche bei der gestrigen Beerdigungsfeier für Robert Bunsen gehalten wurden, sei die des derzeitigen Dekans der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, Geh. Hofrath Prof. Dr. Pfitzer, hervorgehoben, worin Bunsens Persönlichkeit als Gelehrter und Lehrer in kurzen Worten anschaulich geschildert wurde. Redner feierte den Verstorbenen als Denker ersten Ranges und als bisher unerreichten Experimentator. Bunsen habe gewissermaßen den Schlüssel geliefert, mit dem weitreichende naturwissenschaftliche Gebiete geöffnet wurden; dies sei ihm vor allem infolge seiner ausgedehnten Kenntnisse auf allen Gebieten der Naturwissenschaft möglich gewesen. Bunsen habe uns gelehrt, die entferntesten Körper des Weltenraums ihrer Substanz nach zu erkennen. „Bunsen, eine hohe Gestalt mit olympischer Stirn und edlem Gesichtsausdruck, um die Lippen ein weltmännisches Lächeln, war im Denken scharf und im Urtheil milde, seinen Kollegen gegenüber von vornehmer Gesinnung und in der Gesellschaft ein aufmerksamer Zuhörer. Als akademischer Lehrer war er mehr als drei Jahrzehnte unerreicht, und die meisten berühmten Chemiker unsrer Zeit haben zu seinen Füßen gesessen. Seine Vortragsweise war einfach und schmucklos. Ebenso vermied er bei seinen Experimenten jeden Effekt, und geradeso rasch, wie er in den Hörsaal eingetreten war, entfernte er sich am Schluß seiner Vorlesungen, um dadurch allen Beifallsbezeigungen zu entgehen. Im Laboratorium hielt ihn, den berühmten Entdecker der Spektralanalyse, nichts ab, den geschickten und eifrigen Anfänger in der quantitativen Analyse zu unterweisen, und er entwickelte dabei eine große Geduld. Verletzungen, die er sich bei Ausübung seines Berufes zuzog, Strapazen, denen er sich auf wissenschaftlichen Reisen unterziehen mußte, ertrug er gern im Dienst der Wissenschaft. Und ein weiterer schöner Zug aus dem Charakter des großen Mannes besteht darin, daß er bereitwillig seine Entdeckungen ausgestreut hat, ohne auf materiellen Gewinn zu sehen. Alles, was an Protektion hätte erinnern können, suchte er zu vermeiden. Dagegen war er gern bereit, seinen Schülern auf wissenschaftlichem Gebiete aus der Fülle seiner Erfahrungen mitzutheilen.“

* **Jena**. Die theologische Fakultät der hiesigen Universität verlieh anläßlich der am 19. August in Hermannstadt in Siebenbürgen stattgehabten Enthüllung des Denkmals des Bischofs Teutsch dem Sohne des Gefeierten, Pfarrer Teutsch, die Würde eines Ehrendoktors.

* **Charlottenburg**. Zum Professor für Photochemie an der Charlottenburger technischen Hochschule ist als Nachfolger H. W. Vogels Dr. phil. Adolf Miethe in Braunschweig berufen worden.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Westirland.

Von Dr. M. F. Bonn.

Alle paar Jahre, wenn die Herbstsonne am goldigsten scheint, wenn die Beeren der Stechpalmen sich roth färben und das Heidekraut zu welken beginnt, verbreitet sich vom Westen Irlands her eine unheimliche Kunde durch das Land. Man nennt sie unbegründet, man weist sie als unberechtigt zurück, aber zäh erhält sie sich und kehrt immer wieder, bis zur Weihnachtszeit, wenn die schweren Regenschauer vom Atlantischen Ozean her über der Westküste niedergehen, das unbestimmte Gerücht wieder einmal unleugbare Thatsache geworden ist, bis wieder einmal Hungersnoth in Westirland ausgebrochen ist. So ist es seit 150 Jahren alle paar Jahre gewesen; nur daß sich heute die Katastrophe auf den meerumspülten, felsenstarrenden Westen beschränkt, während früher fast das ganze Land betroffen wurde.

### I.

Zum Westen Irlands im geographischen Sinn gehört einmal die Provinz Connaught mit den fünf Grafschaften Mayo, Galway, Leitrim, Sligo und Roscommon, die 4.392 Mill. Acres mit 692,619 Einwohnern (1896) umfaßt. Dazu in Munster die Grafschaften Clare und Kerry mit 2 Mill. Acr. und über 283,000 Einwohnern, sowie Donegal in Ulster mit 1.2 Mill. Acres und 184,000 Einwohnern. Indeß zählen nicht alle Theile dieser Grafschaften zu den Hungerdistrikten des Westens. Es gibt in all diesen Grafschaften Bezirke, die an Fruchtbarkeit und Wohlstand recht gut mit anderen Theilen Irlands verglichen werden können. Legt man daher an Stelle des geographisch-historischen Maßstabs einen wirthschaftlichen an, so bilden nach dem „Congested Districts Act" von 1891, wenn mehr als 20 Proz. der Grafschaftsbevölkerung in „Electoral Divisions"[1] wohnen, wo der Grundsteuerreinertrag nicht mehr als 30 Shilling per Kopf der Bevölkerung ergibt, diese „Electoral Divisions" besondere „Congested Districts Counties". Hiebei scheidet, ohne daß sie sich indeß besonders günstiger Zustände erfreute, die Grafschaft Clare ganz aus, dagegen werden einige Bezirke in Westcork einbezogen. Es befinden sich in diesen Grafschaften 549,516 Einwohner und 3.6 Mill. Acres. Der Westen ist ein wildes Bergland. Von den 4.392 Mill. Acres, die Connaught enthält, kamen nur 629,000 (1897) auf bestelltes Land und hievon 310,000 auf Gras und Klee, 150,000 auf Getreide und 128,000 auf Kartoffeln. $1\frac{1}{2}$ Mill. kommen auf Sümpfe, Moräste und öde Berghalden, über 2 Mill. sind ewige Weide. Wie sich um die ganze Küste der grünen Insel ein Kranz starrer nackter Berge schlingt, so ist auch der Rand Connaughts von kahlen Kuppen und spitzen Klippen umgeben. So z. B. die westliche Hälfte von Galway, Iar-Connaught und Connemara genannt. Iar-Connaught ist ein ödes Granitplateau, über das sich eine dünne Schicht Heidebodens deckt, auf dem nur Heidekraut und dürre Farren wachsen. Braune Bergwasser schleichen über die Oede hin und ergießen sich in graue kleine Bergseen, die unter dem Hauche des Westwinds aufschäumen. Dann beginnen die Berge von Connemara: grauschwarze steile kahle Kuppen und Grate, die bis in den Himmel aufzusteigen scheinen und doch nur 6—700 m Höhe erreichen. Zwischen den einzelnen Bergreihen zieht sich ein ödes, braunes Thal hin, ausgefüllt von grauen Seen und braunen Wassern. Ueberall dehnen sich Torföden. Nur hier und da ist eine Cabin (d. i. ein Bauernhaus) an den Bergen angeklebt und neben ihr ein Stückchen Land fruchtbar gemacht worden. Wo sich das Land zum Meer hinstreckt, wird das Bild manchmal ein belebteres. Das Thal verbreitert sich und auf entwässertem Moorboden sieht man Wiesen und Kartoffelfelder. Hier und da ein Häuschen unfreundlich ausschauender steinerner Häuser, die ein Dorf bilden. Dann stehen wir am Meer, das in langgekrümmten schmalen Einbuchtungen ins Land hineinschlägt und sehen ein kleines schmutziges Fischerdorf. Hieher, an den schmalen ebenen Küstensaum hat sich im Lauf der Jahrhunderte eine dichte Bevölkerung gedrängt. Weit hinten springen scharf umrissene zackige Felseninseln aus der blauen Fluth. So ist der Westen von Galway und so, wenn wir über den Paß von Kyllemore wandern, Mayo und Theile von Sligo. Steinübersäete Bergkuppen, kümmerlich mit Gräsern, Farren, Stechginster und Brombeeren umwachsen, ragen empor. Der nackte röthliche Fels schimmert überall durch die dünne Rasendecke durch. Hohe geschichtete Steinwälle laufen über die Berge hin und theilen sie in Felder ein. Meist sind es kümmerliche Bergweiden, die sie umschließen, auf denen ein paar Stück Jungvieh, ein paar Schafe oder Ziegen zu grasen versuchen. Hier und da aber liegt ein Haferfeld in einer Mulde, während, mit gelbem Unkraut untermischt, ein Kartoffelacker vom dürren Gras sich abhebt. So ist es auf den Berghängen. Im Thal aber ziehen sich endlose braune Moore hin mit Heidekraut und Ginster bedeckt. Hier und da sieht man auf dem Torfland die Leute mit Torfstechen beschäftigt. Kleine Esel, auf jeder Seite einen Korb tragend (Creel), bringen meist den Torf nach Hause. Manchmal aber schleppt ihn der Farmer selbst nach seiner hochgelegenen Hütte; sonst wird die Last auf ein roth und blau gestrichenes zweiräderiges Wägelchen geladen, das ein Esel zieht. Dann kommt ein Hafer- oder Kartoffelfeld auf dem Torfboden und hier und da eine dem Torf abgerungene Wiese, auf der graue Gänse und Hühner weiden. Die kahlen Hügel sowohl wie das Flachland, das von breiten braunen Gräben durchschnitten ist, sind mit Steinen übersäet. — So strecken sich, ein ödes, melancholisches Land, über dem der Himmel mit wehmüthigem Glanz zu leuchten scheint, East und South Mayo hin, bis wir, durch

[1] D. i. Wahlbezirke der Armenverwaltung.

North Galway, die dürre Ebene von South Galway erreichen, bedeckt mit dünner, bräunlicher Rasendecke, über die Steine in seltener Fülle gestreut sind. Riesige Steinwälle schließen die Felder von einander ab, Schafweiden mit gelben, scheinbar saftlosen Gräsern wechseln mit Torfmooren ab. Cabins mit hochgiebeligen Strohdächern stehen da, flankirt von einsamen Bäumen. Zwischen den Steinen irren nahrungsuchende Schafe umher, denen zwei Beine durch Strohseile gebunden sind, damit sie die Wälle nicht überspringen. Von Zeit zu Zeit erblickt man neben einer Hütte einen graugelben Wolfshund. Der Wind pfeift schneidend von der See her und wirft die Steine von den Mauerkronen. Jemehr man sich Clare nähert, desto mehr treten Sümpfe und Moore zurück. Wir verließen längst die Heimath der Lever'schen Helden und kommen schließlich in ein Land, das bis ins Mark vertrocknet zu sein scheint, das nichts trägt, als dürre Schafweide, Brombeerhecken und graue Steinmassen. Wir befinden uns an der Grenze von Burrenland, wo es nicht Holz gibt, einen Menschen zu verbrennen, nicht Wasser, ihn zu ertränken, nicht Erde, ihn zu begraben. So schauen die beiden Grafschaften Mayo und Galway aus, in denen einst die Landliga ihr Werk begann. Man nennt sie „Congested" (übervölkert). Dem Auge des Reisenden erscheinen sie nicht so. Es liegt eine Einsamkeit und Verlassenheit über Westirland, eine müde, wehmuthsvolle Stille, deren erschlaffenden Zauber man gefühlt haben muß, um die Traumfreudigkeit seiner Bewohner zu verstehen. Trotz dieser Oede ist Westirland übervölkert. Es ist übervölkert, weil das Land, auf dem die Menschen leben, von der Natur kaum zur Behausung, geschweige denn zur Ernährung von Menschen bestimmt war. Neben den bewohnten unfruchtbaren Ländereien aber, die den Küstensaum und die Berghänge bedecken, gibt es auf reichsten Böden üppige Weiden, auf denen das fette Gras fast blaugrün schimmert. Nie berührt eines Menschen Hand diese „Grazing Ranches". Nicht Sichel noch Sense schneiden jemals die flatternden Halme, kein Säemann hat sie gesäet, kein Pflug geht über diese ewigen Weiden. Je älter sie werden, desto reichere Nahrung vermögen sie dem Vieh zu geben, das scheinbar aufsichtslos auf ihnen weidet. Das Land, auf dem die kleinen Pächter wohnen, zahlt per Acre Renten, die kaum je 1 Pfd. St. erreichen —, Renten, die immer über dem wirklichen Werth des Bodens stehen. Der Acre Landes auf den Grazing Ranches wird mit 3—5 Pfd. St. bezahlt. Ein Pfahl in der Mitte der Weide, an dem die Thiere sich reiben können, ein Wall oder eine Hecke, die das Grasland umschließt, stellt die einzige Arbeit dar, die der Mensch leistet. Den Rest überläßt er dem Himmel. Der läßt regnen und läßt die Sonne scheinen, der läßt das Gras wachsen und gedeihen und das ganze Jahr in üppiger Fülle stehen. Kein Bauer oder Arbeiter wohnt auf diesen Farmen, höchstens ein einsamer Hirte, dem die Aufsicht über die grasenden Thiere übertragen ist.

## II.

Das Recht des Westens ist nicht verschieden vom Recht der anderen Theile Irlands. Das Land ist im wesentlichen im Besitz weniger großer Eigenthümer. Ganz Irland war 1873 unter 68,711 Eigenthümer vertheilt, Connaught unter 5264, von denen 2328 weniger als ein Acre besaßen (zusammen 424 Acr.), 332 besaßen 1—10 Acr., 500 10—100 Acr., 1685 100—2000 Acr., 419 2000—50,000 Acres, 3 50,000—100,000 Acr. und 2 über 100,000 Acr. Im Durchschnitt Irlands kamen 293 Acr. auf den Eigenthümer, in Connaught 795, in Kerry 989. Indeß war der Grundsteuerreinertrag per Acre nur 6 s 9 d, in Connaught gegen 13 s 6 d im Durchschnitt des Landes. Diese Eigenthümer treiben, natürlich mit Ausnahme, keine eigene Landwirthschaft von erwähnenswerthem Umfang. Wenn sie nicht der vielgeschmähten Klasse der Absentees angehören — kleinere Eigenthümer können sich nach dem großen Fall der Renten in den letzten 20 Jahren kaum dauernde Abwesenheit von Irland gestatten —, leben sie einen großen Theil des Jahres in ihren Schlössern und Häusern. Ein Park, oft von bezaubernder Schönheit und Frische, umgibt das Herrenhaus und sieht mit seinen laubigen Baumkronen wie eine Insel in dem baumlosen Meer einer irischen Ebene aus. Eine kleinere Wirthschaft, die sog. „Home-Farm", liefert die Produkte für das Herrenhaus; ein paar Arbeiter, die meist im Park beschäftigt sind, bilden neben den Bedienten &c. das Gutspersonal. Dem Gutsherrn liegen bis heute die freiwilligen richterlichen und administrativen Pflichten der Lokalverwaltung ob,[1]) sonst kann er seinen Neigungen entsprechend leben. Welches dieselben auch sein mögen, ob er dem Sport huldige oder sich der Literatur widme, er übt die Kunst der Gastlichkeit in glänzendster Weise.

Die Bewirthschaftung des Bodens wird im großen Ganzen ausschließlich von Pächtern besorgt, die Mehrzahl derselben befand sich zum Jahre 1881 in völliger Abhängigkeit vom Grundherrn. Der Grundherr (Landlord) gab den bloßen Boden, der Pächter (Tenant) errichtete, was von Gebäuden vorhanden war und verbesserte das Land. Meist war sein Pachtverhältniß ein jährliches. Wenn auch durch das Gesetz des Jahres 1870 die willkürliche Vertreibung von der Pachtstelle erschwert wurde, so stand doch einer Erhöhung des Pachtzinses nichts im Wege. Das Gesetz des Jahres 1881 gab dem Pächter vor allem das Recht, die Rente von einem Gerichtshof festsetzen zu lassen, und zwar für einen Zeitraum von 15 Jahren. Im großen Ganzen ist daher heute eine Austreibung nur im Falle der Nichtzahlung der Rente möglich. Die Verwaltung der Pachtangelegenheiten wird auf den meisten Gütern nicht vom Besitzer selbst, sondern von einem Agenten geleitet, der sich ausschließlich dieser Thätigkeit widmet und für dieselbe meist mit 5 Proz. des Rentenertrags entlohnt wird. Seit der Gesetzgebung des Jahres 1881 benöthigt man heute zur guten Erfüllung dieses Amts neben intimer Kenntniß des irischen Volks eines erheblichen juristischen Wissens. Der „Agent" gehört gesellschaftlich zur Klasse der Eigenthümer. Sein Untergebener im Verkehr mit den Pächtern ist der „Bailiff", während die Bewirthschaftung der etwa vorhandenen Gutsfarm durch den „Steward" geschieht. Die Rolle des Mittelmanns, der früher den Besitzern oft ganze Güter abpachtete, um sie dann an kleine Pächter weiter zu vergeben, und der hiedurch in vielen Fällen eine dem Agenten nicht unähnliche Verwaltungsstellung einnahm, ist seit Beschränkung der Unterverpachtung im wesentlichen ausgespielt. Kleine Besitzer (Squireen) halten oft keine Agenten und verkehren unmittelbar mit dem Pächter. Sie bilden zusammen mit dem protestantischen Geistlichen und etwa dem Doktor die untere Schicht der Gesellschaft. Diese flüchtige Skizzirung der ländlichen Verfassung trifft unterschiedslos für ganz Irland zu. Was den Westen Irlands von den übrigen Landestheilen scheidet, sind nicht rechtliche, sondern historisch wirthschaftliche Momente.

Westirland weist im verstärkten Maß die Züge auf, die ganz Irland charakterisiren. Es gibt noch heute das Bild eines Irlands, das, ursprünglicher und eigenartiger als die anderen Theile Westeuropa's, seit Jahrhunderten zu schwinden begonnen hat. Nur in diesen westlichen Bergöden hat es sich theilweise erhalten. Hieher flohen im 16. und 17. Jahrhundert die Urbewohner des Landes vor der englischen Kolonisation, die das keltische Volk durch

[1]) Am 1. März 1899 trat die neue demokratische Lokalverwaltung für die Landbezirke in Kraft.

Digitized by Google

Frohnvögte zur Arbeit erziehen wollte. Wohl hat man hier englische Rechtsformen eingeführt, aber die Wirthschaftsführung und die Denkungsweise, die sich unter denselben verbirgt, gehört einer Zeit an, da der Mensch frischer von den Händen des Schöpfers zu kommen schien. In vielen Gegenden Westirlands erfolgt z. B. die Landbemessung nach heute nach „Kuhgras" (Collop), wie sie den Gepflogenheiten eines Hirtenvolks entspricht. Es herrscht dort noch heute eine Art der Gemenglage, das Rundale-System. Gemeinsame Weide war bei den Kelten, die ein Hirtenvolk waren, üblich. Auch das Ackerland wurde gemeinsam besessen, und zwar in der Weise, daß jeder Theilhaber von jeder Qualität ein Stück erhielt, bemessen nach der Zahl des Viehbesitzes. Die jährlichen Neuvertheilungen unterblieben allmählich. Jeder Besitzer erhielt Wiesen und Ackerland im Sonderbesitz und theilte oft schon bei Lebzeiten die verschiedenen Flecken in natura unter alle seine Kinder. So ist manchmal ein Streubesitz entstanden, dessen einzelne Theile nach Metern zu messen sind. Auch diese zersplitterten Farmen sind Renten unterworfen, und zwar in der Weise, daß die verschiedenen Erben oder verschiedenen Besitzer eines „Tawnlandes" gemeinsam für den Rentbetrag haften.[1]) Zunehmende Bodenzersplitterung war in einem Land, wo der Boden die einzige Erwerbsgelegenheit bildet, nahezu unvermeidlich. Kamen doch noch 1891 in Mayo auf 1000 der Bevölkerung nur 3 im Handel und 50 in der Industrie Thätige, während in Galway 33.9 Proz. weder lesen noch schreiben konnten. Zudem nahm bis 1846 die Bevölkerung rasch zu. Aus politischen Gründen diente die Theilung dem Landlord. Als dann die große Hungerkatastrophe von 1846 kam, wurden zwar eine Menge Pachtstellen gelichtet und ihre Insassen nach Amerika verschickt, aber die eigentlichen Congested-Districts haben infolge der Armuth ihrer Bewohner geringeren Bevölkerungsabfluß gehabt als die fruchtbaren Landestheile. Während von 1841 bis 1883 in Limerick eine Bevölkerungsabnahme von 50 Proz. eintrat, wies Oughterad nur eine solche von 13 Proz. auf und Swineford gar nur eine solche von 4 Proz. Wenngleich sich auch die Pachtstellen über ein Acre von 1846 bis 1896 um 25.5 Proz. verminderten, so ist nicht erwiesen, daß diese Verminderung an Zahl zu einer Vergrößerung der übrigbleibenden geführt habe. Noch 1896 gab es in Connaught etwa 65,000 Stellen unter 15 Acres. Viele der gelichteten Stellen gelangten sicher wieder in die Hände des Landlords, der sie zu großen Grasfarmen zusammenschweißte und Viehzüchtern überließ. Selbst bei der von höheren Gesichtspunkten geleiteten Auswanderung der Jahre 1883 und 1884 gelangten in Belmullet von 498 Pachtstellen 30 Proz. in die Hände des Landlords, 6½ Proz. gingen an neue Pächter, 8 Proz. waren rechtlich nicht aufgegeben worden und nur 55½ Proz. dienten zur Vergrößerung der vorhandenen Stellen. Daher ist im Verhältniß zu dem schlechten verfügbaren Lande die Zahl der Bevölkerung immer noch groß. Die einzige Weise, seinen Kindern einen Lebensunterhalt im Lande zu schaffen, bestand im Theilen der Farmen. Solches kommt auch heute noch häufig vor, obwohl es durch Sec. 2 des Landakts von 1881 erschwert ist. Wenn ein gutmüthiger Grundherr seinem Pächter eine Scheune baut, kann es geschehen, daß sich damit die Theilung der Stelle vollzieht. Auf dem Felde wird nichts verändert; aber Vater und Sohn zünden ein Feuer in der Scheune an und begründen hiemit einen neuen Hausstand. Der Sohn heirathet, zieht in die Scheune, entrichtet dem Vater einen Rentantheil und begleitet ihn in Ausübung seines Besitzrechts am Zahltag aufs Rentamt.

1) Diese „Point Tenamy" wird populär als Co. = Company bezeichnet.

## III.

Man braucht nach dem Vorgehenden nicht zu betonen, daß das hauptsächliche Kennzeichen des westlichen Irlands in der Kleinheit der Betriebe besteht. So gab es 1891 in Mayo 33,218 Holdings und in Galway 32,018. Der Grundsteuerreinertrag in Mayo belief sich 1881 auf weniger als 4 Schilling bei 19,000 Stellen, in Galway bei 17,000. Allerdings, wenn man die bloße Ausdehnung der Stellen in Betracht zieht, erhält man manchmal ganz ansehnliche Ziffern. Aber was hilft eine Farm von 700 Acres, wenn dieselbe nichts enthält als steinige Mooshalden? Die Leute des Westens wissen häufig nichts über die Größe ihrer Besitzungen anzugeben; sie kennen den Grundsteuerreinertrag und die Rente.

Die Wohnstätten der Bevölkerung liegen theils in kleinen Klümpchen in den Thälern und an der Seeküste bei einander, die man „town" zu benennen beliebt, obwohl selbst der Name Dorf ein Euphemismus sein dürfte.[1]) Andere liegen zerstreut über die Berghänge. Zu solchen Hütten führt oftmals kein richtiger Weg. Man muß auf schmalen Pfaden über Moare klettern, um zu ihnen zu gelangen, so daß der Verkehr mit der Außenwelt mit großen Opfern an Zeit und Kraft verbunden ist. Die Häuser im Westen bestehen durchgehends aus Stein, den die Natur so reichlich zur Verfügung stellt. Häufig sind sie aus losen Steinen gebaut und dann getüncht. Sie sind fast durchgehends mit Stroh bedeckt, das meist mit einem Netz von Strohseilen befestigt ist. Noch 5.7 Proz. der Familien in Galway und 10.1 Proz. in Kerry leben in Häusern, die einen einzigen Wohnraum enthalten. In einem solchen Hause steht an der einen Ecke ein Brettverschlag, bedeckt mit alten Lumpen, der als Bett dient, in der anderen manchmal ein Brett, hinter dem sich bei Regenwetter ein Schwein wälzt. An der Wand verräth eine Abschürfung des Bodens die Stelle, wo das Torffeuer brennt, das Strohdach hat nur ein Loch, welches als Schornstein dient; ein Gestell, an dem Tassen und Teller hängen, ein paar Schemel vervollständigen die Einrichtung. Die Dachbalken glänzen kohlschwarz vom Torfrauch, das einzige Fenster, das ein gelbes, trübes Licht hereinläßt, kann nicht geöffnet werden. Wenn die kalten Winternächte beginnen, dann theilen Kuh und Schwein den engen Raum mit der Familie, der sie gleichzeitig als billige Wärmeerzeuger dienen. Mitunter befindet sich ein Dunghaufen in dem einzigen Zimmer. 49.8 Proz. der Familien Galway's und 69.2 Proz. in Mayo leben in Häusern, die mehrere Zimmer enthalten und meist mit besserer Einrichtung versehen sind als die erwähnten kümmerlichen Löcher. Hier finden sich Tische und eine Art von Bett, hier eine anständige Feuerstelle. Mitunter befindet sich zwischen Dach- und Wohnräumen noch eine Art von Boden. Meist haben solche Häuser einen Kuh- und einen Schweinestall, aber auch sie sind nicht hinreichend mit Farmgebäuden versehen. Ich habe selbst gesehen, wie in der Küche, so heißt der Hauptraum, durch Ausschlagen der Getreidebüschel an eine Bank gedroschen wurde.

Ein ganz kleiner Theil des zur Farm gehörigen Landes dient dem Ackerbau, d. h. dem Kartoffel- und dem Haferbau. Das Land ist in sog. Lazybeds eingetheilt, beetartige Streifen, die durch Furchen voneinander getrennt sind. Den Winter über wird ein paarmal Seetang über die Lazybeds gebreitet. Dann, meist im März, wird die Kartoffel mit dem Spaten gesäet, in der Weise, daß der Spaten in das ungepflügte, ungebrochene Lazybed gesteckt und hinter dem Spaten die Kartoffel eingesetzt wird (on the Back of the Spate). Dann wird Erde aus der Furche

1) Wo rundale-system herrscht, lebt die Bevölkerung in Dörfern.

Digitized by Google

geschaufelt und über Seetang und Kartoffeln gestreut. Wenn die Stengel ein bißchen gewachsen sind, dann wird ein- bis zweimal gehäufelt (Top-dressing), aft van Kindern und Frauen, da die Männer den Sommer über in vielen Distrikten abwesend sind.

Dann ruht die Arbeit, bis im Herbst die Oeffnung der Streifen beginnt, die in ein paar Tagen geschehen ist. Eine Grube wird gegraben, in der die Kartoffeln bis zum Konsum aufgespeichert werden (a pit). Der Kartoffel folgt Hafer, der meist ahne vargehende Düngung gesäet wird, indem er über die Streifen gestreut und dann mit Erde ans den Furchen bedeckt wird (Saatzeit März-April). Alle Feldarbeit erfalgt mit dem Spaten. Die Felder sind häufig zu klein, um mit dem Pfluge bestellt zu werden; zudem gestatten die vielfach umherliegenden Steine dessen Anwendung nicht. Doch ist die Spatenarbeit alles eher als intensiv. In den Inlanddistrikten, wa Seetang nicht erhältlich ist, wurde in den 70er Jahren viel mit künstlichem Guana gedüngt, der auf Kredit gekauft wurde. Da eigentlicher Stallmist selten varhanden ist — der erhältliche ist meistens eine Art van Kompast und durch Regen aller Kraft beraubt —, sind Lehm, Sand, Tarferde die Hauptdungmittel des Binnenlandes. Wo das Land urbar gemachter Sumpf ist, muß es van Zeit zu Zeit mit Kalk bestreut werden, den die Farmer in Kalköfen brennen. Zwischen Kartaffel und Hafer, beide reichlich mit Unkraut untermischt, findet ein ewiger Wechsel auf demselben Lande statt. Erst wenn dasselbe ganz erschöpft ist und gar nichts mehr tragen will, bricht man unwillig ein neues Stück auf und gönnt dem alten Ruhe, läßt es sich als Grasland berasen, ahne allerdings Gras zu säen. Dann bedeckt sich der Boden mit armseligen Gräsern, die mehr Unkraut enthalten als Nährpflanzen. Hier und da, wa wie in Clare Milchwirthschaft herrscht, werden Rüben als Winterfutter gebaut, während anderswa Kartaffeln, Hafer und Heu als salches dienen. Auf diesen Weiden halten die Farmer ihr Vieh, das sie, mit Ausnahme der Kühe, aft Tag und Nacht bei jeder Witterung im Freien herumlaufen lassen, wa es häufig nur durch Hecken und Wälle vor dem Wind geschützt ist.

Manche haben eine ader mehrere Kühe, deren Kälber sie entweder selbst graß ziehen ader verkaufen. Andere kaufen Kälber, füttern sie mehr ader minder unvallkommen heraus und bringen sie oft in halb verhungertem Zustand als Jungvieh zum Markt. Andere hinwieder haben drei oder vier schwarzgesichtige schattische Bergschafe, deren Wolle zum Weben der sog. „Homespun Tweeds“ verwendet wird. Die besser Gestellten haben natürlich größere Herden, Viele daneben nach ein Pferd. Die Aermsten, z. B. in den Partry Mountains, halten zusammen einen Esel. Ein ader mehrere Schweine, die mit den überschüssigen Kartaffeln gefüttert werden, fehlen fast nirgends. Die Wahlhabenderen besitzen Sauen, deren Ferkeln sie zum Theil verkaufen. Die ganz Armen erstehen salche Ferkel, füttern sie in ein paar Manaten heraus und verkaufen sie dann an Agenten der großen Speckräuchereien ader an die Schweinehändler (Pig Jobbers). Da nicht viel Sorgfalt auf Viehzucht verwendet wird, ist meist ein heruntergekommener, rasseloser Schlag entstanden, der oft vam sag. Kerry-Cattle abstammt. In den Bergen van Cannemara vermochten die Farmer in schlechten Zeiten überhaupt nicht das Vieh zu verkaufen; sie mußten 40 Meilen zum nächsten Markte gehen. Daher war ein Verkauf für sie nur möglich, wenn die Käufer zu ihnen kamen. Wenn aber die Mastviehpreise tief standen, dann war naturgemäß die Spannung zwischen Mastvieh und Jungvieh zu gering, um den Käufer zu veranlassen, die weit abliegenden Bergöden aufzusuchen. Viele in den nicht ganz verlorenen Distrikten halten eine Kuh, deren Milch meist zur Butterbereitung verwandt wird. Aber das bißchen Milch der Kuh gibt nur wenig Butter, die aufgespeichert werden muß, bis sie sich zu einer verkaufbaren Menge sammelt und dann natürlich ranzig ist. Mangels nöthiger Nahrung gibt die Kuh im Winter aft keine Milch. Fast Alle halten einiges Geflügel. Oft geben sie die Eier dem Ortskrämer an Zahlung für Thee u. s. w., nachdem sie ein paar Tage gewartet haben, um einen kleinen Vorrath anzuhäufen. Der Ortskrämer, der ihnen diese „frischen“ Eier nach Gutdünken zur Begleichung van Schulden anrechnet, wartet seinerseits wieder mit dem Weitervertrieb der Eier, bis er einen größeren Vorrath aufzuweisen hat, waraus man ersehen mag, daß der üble Ruf irischer Eier nicht ganz unbegründet waar.

Neben diesen Weiden, die zur einzelnen Pachtstelle gehören und unter Umständen auch einmal unter den Spaten kommen könnten, haben viele Pachtstellen des Westens sog. Rough ader Mauntain Grazings. Diese Weiden, die oft nur im Sammer nutzbar sind, befinden sich in der Hand des Landlords. Viele derselben gehören der Klasse der „Semiwastes“ an, d. l. Land, das einst in Kultur stand und nur durch die Vertreibung der Bewahner wieder in den wilden Zustand zurückgekehrt ist. Diese Mauntain Grazings werden den Tenants eines „Tawnlands“ oft gemeinsam gegeben. Sie dehnen sich manchmal über Hunderte und Tausende von Acres aus, sind aber meist nur mit Stechginster, Heidekraut, Farren und grabem Gras bewachsen und nur während des Sammers beweidbar. Häufig sind diese Comman Grazings in der Rente der einzelnen Holdings eingeschlassen. Manchmal indeß muß ein besonderer Preis für sie gezahlt werden. Vielerorts ist im Laufe der letzten Jahrzehnte den Pächtern das Recht der Mountain Grazings genammen warden, manchmal, ahne daß eine Ermäßigung der Rente stattfand. Ein Landlord in Cannemara hat die Grazings in Wildgehege umgewandelt.

Zur Pachtstelle gehört meist das wichtige Recht des Tarfstechens. Auf den meisten Gütern befinden sich Torfmaore, deren Benutzung den Pächtern gestattet ist. Es kammen aber Fälle vor, wo die Farmer mit ihren Eseln stundenweit übers Land gehen müssen, um Tarf zu halen. Häufig haben die Pächter den Brennstaff zum eigenen Gebrauche frei, doch ist ihnen der Verkauf streng untersagt. Um eine wirkliche Kontrole auszuüben, ist mitunter eine Zahlung nach Gewicht ader Stechraum des Torfs nothwendig, da die Farmer, wenn sich selbst überlassen, häufig regellas drauf losstechen. Andrerseits wird manchmal der Torfverkauf gestattet. Bei Galway lebten 1881 40 Pächter, die zusammen nur 18 Acres Land hatten. Jeder von ihnen zahlte 3 Pfd. St. 2 Sh. 8 P. Rente. 40 Acres, die sie früher inne gehabt hatten, waren ihnen im Laufe der Jahre abgenommen und einem anderen Pächter zugeschlagen warden. Sie pflanzten Kartoffeln und gingen an Markttagen mit ihren Eseln nach Galway, um Torf zu verkaufen. 200 Leute lebten auf diesen 18 Acres und suchten ihr Brat mit Torfverkauf und durch Verdingen als Arbeiter, wazu gar selten Gelegenheit ist, zu verdienen. In den Theilen Galway's, die an das öde, vertrocknete „Burrenland“ grenzen, gibt's kein Brennmaterial. Wa der Landlord nicht Kohlen für seine Arbeiter kommen läßt, müssen sie Tarf kaufen, der in Boaten van Connemara herkommt. Wenn ein nasses Jahr über den Westen einbricht und die Kartoffeln mit Fäulniß bedroht, dann bereitet sich mit diesem Uebel ein zweites vor: der Tarf läßt sich nicht trocknen und der Farmer sieht einem nahrungslasen, feuerlasen Winter entgegen.

Ueberall an der Seeküste dient der Seetang als bestes Düngemittel. Der rathe Tang, auch Treibtang genannt, wird an gewissen Punkten vam Meer ans Land gespült. In den Bergen Donegals sagt ein alter Vers:

Digitized by Google

Peitscht der Sturm die Wogen in wilder Wuth,
Was thut's? Wir säen und ernten gut.

Die Farmer haben, ohne Rücksicht auf Menge, eine feststehende Abgabe dafür zu zahlen, die indeß häufig in der Pachtrente einbegriffen ist. Der schwarze Tang, „Blackweed“ oder „Cutweed“ genannt, wächst an Felsen und muß geschnitten werden. Der Pächter hat hier eine Abgabe nach der Menge zu entrichten, die dem Verkauf vorbeugen soll. Fischen und Ausbreiten des Seetangs füllt die Wintertage des westlichen Farmers. Es ist eine harte, anstrengende Arbeit, den Tang vom Strande auf die Berghänge hinaufzuschleppen und dort auszubreiten. Wo die Jungen und Kräftigen bereits übers Meer gewandert und nur die Alten und Schwachen zurückgeblieben sind (83.7 Proz. der Ausgewanderten standen 1896 im Alter von 15—35 Jahren), da finden sich selbst für den kümmerlichen westirischen Ackerbau nicht die nöthigen Arbeitskräfte. Westirlands Landwirthschaft muthet einen an, wie die Wirthschaft eines Hirtenvolkes, das in einer Art von Garten Lebensbedürfnisse für den eigenen Gebrauch erzeugt, dessen wirthschaftliche Hauptthätigkeit aber in der Viehzucht liegt. Indeß die weiten Triften, auf denen allein eine extensive Viehwirthschaft möglich wäre, sind geschwunden. Nichts blieb übrig als kümmerliches Sumpfland oder öde Berghalde. Ein halber Acre Kartoffelland, der 3 Tonnen Kartoffeln liefern mag und 1 Tonne kleine für das Schwein, ernährt die Familie während der Herbst- und Wintermonate. Dazu der Hafer, aus welchem man Brot auf dem „Griddle“ backt und Hafergrütze (Stirrabout) bereitet. Das Schwein, das Jungvieh, Schaf ꝛc. dient dem Verkauf. Aus dem Erlös erstehen die Bauern amerikanisches Mehl oder Maismehl, Tabak und vor allem Thee, der das Hauptgenußmittel Irlands geworden ist und oft ohne Milch und Zucker getrunken wird.

(Schluß folgt.)

---

## Giuseppe Parini als Satiriker.

Von **Karl Boßler.**

Ein bekannter italienischer Literarhistoriker hat einmal geäußert, Parini's Satire sei ihrem Stoff und ihrer Form nach so durchaus italienisch, daß ein Fremder sie wohl nie richtig verstehen noch schätzen werde.[1] In der That ist das Interesse des Auslandes für Parini, der doch unstreitig der größte italienische Dichter des vergangenen Jahrhunderts ist, immer ein sehr spärliches gewesen. Sein Hauptwerk „Der Tag“ (Il giorno) ist meines Wissens bis jetzt weder ins Deutsche, noch ins Englische übersetzt worden, ins Französische nur dreimal und zweimal ins Lateinische, aber von italienischen Autoren. Kurz, Parini's Ruhm ist nie recht über die Grenzen Italiens hinausgedrungen.

Wieso das? Die Gründe dafür liegen ebensogut im politischen und sozialen wie im literarischen und künstlerischen Charakter seiner Satire, welche ich anläßlich des in diesen Tagen gefeierten 100jährigen Todestages des Dichters dem Leser ins Gedächtniß zurückrufen möchte.

Als der junge Abate Giuseppe Parini im Jahre 1754 als Hofmeister ins Haus der Herzogin Serbelloni in Mailand eintrat, da hatte für die Lombardei bereits jene friedliche und segensreiche Zeit unter Oesterreichs Herrschaft begonnen, die sich etwa vom Frieden zu Aachen bis zur französischen Revolution erstreckt (1748—1789). 1763 veröffentlichte Parini den Mattino (den „Morgen“), d. h. den ersten Theil seiner großen Satire gegen den Adel von Mailand, und 1765 ließ er ihm den zweiten folgen (den Meriggio oder Mezzogiorno, „Mittag“).[1]

Welche Rolle spielte nun um jene Zeit dieser Adel, den er zur Zielscheibe seines Spottes ausersehen hatte? Worin bestand seine Lächerlichkeit, seine Fehler, seine Schuld?[2]

Unter dem energischen Regiment der Kaiserin Maria Theresia und auch später unter demjenigen Josephs II. konnte die Bedeutung des lombardischen Adels nur eine sehr untergeordnete sein. Verschiedene Rechte und Aemter, wie der Sitz im Senat im Doktorenkollegium, die Domkanonikate und der Bischofsstuhl, blieben den mailändischen Patriziern allerdings reservirt, aber die Lombardei war viel zu gut und viel zu streng von Wien bevormundet, als daß die eingeborenen Herren für das Wohl und Wehe ihrer Heimath noch viel zu bedeuten gehabt hätten. Die Enkel der Visconti, Sforza, Borromeo u. s. w. waren politische Nullen geworden, wofern sie sich nicht bequemten, als österreichische Offiziere und Diplomaten sich ihren Ruhm im Ausland zu holen.

Auch ihre soziale Stellung sah nicht mehr sehr beneidenswerth aus. Vom Druck der Steuern verschont und durch Majorat und Fideikommiß vor Verarmung geschützt, konnten sie allerdings den äußeren Schein ihrer einstigen Herrlichkeit noch aufrecht erhalten; diejenigen Mitglieder der Adelsfamilien aber, die von der Erbfolge ausgeschlossen waren, sahen sich meist zu einem müßigen und demoralisirenden Schmarotzerthum verurtheilt, denn von Handel und Gewerbe waren sie durch das Vorurtheil ihrer Kaste ausgeschlossen.

Der lombardische Bürger und Bauer andrerseits erfreute sich eines ansehnlichen Wohlstandes dank den günstigen Boden- und Handelsverhältnissen und dank den österreichischen Steuerreformen, deren Zweck es war, die Verwaltung des Landes möglichst zu zentralisiren und alle Zwischeninstanzen abzuschaffen. Der Unterschied zwischen arm und reich war also nicht gar so schroff und zum glühenden Haß gegen den Adel und zu revolutionären Gelüsten hatte man in Mailand verhältnißmäßig wenig Grund.

Parini wandte sich gegen eine Gesellschaftsklasse, die weder furchtbar, noch sonderlich hassenswerth sein konnte. Seiner Satire fehlt somit der große politische und soziale Hintergrund, sie bleibt provinzial und kleinbürgerlich und, historisch genommen, im Vergleich zur französischen Satire jener Tage unbedeutend und uninteressant.

Um so interessanter ist es, zu sehen, wie der Dichter es anfing, um den an und für sich ärmlichen Stoff künstlerisch brauchbar zu machen.

In dem schreienden Gegensatz zwischen dem großartigen Gebahren des Adels und seiner thatsächlichen Hohlheit und Nichtigkeit fand Parini den ersten und wichtigsten Fingerzeig für die Bearbeitung seines Gegenstandes. Er erkannte die objektive Komik, die hier verborgen lag, und verlieh ihr den dichterischen Ausdruck, indem er die frivolen und weibischen Tändeleien eines adeligen Gigerls und Tagediebs in episch-virgilianischem Stil besang und kommentirte. Der streng einheitliche Grundton des ganzen Gedichts ist ein parodistisch-ironischer.

Verherrlichend und berathend, epischer Sänger und Didaktiker zugleich, stellt sich der Dichter dem giovin Signore zur Seite und begleitet dessen nichtiges Tagewerk vom

---

[1] *Giacomo Zanella*, Della litt. ital. nell' ultimo secolo. Città di Castello 1887.

[1] Die übrigen zwei Theile Vespro oder Sera und Notte sind fragmentarisch geblieben und erschienen erst nach seinem Tode, veröffentlicht von seinem Freunde und Schüler Fr. Reina, Opere di G. Parini. Milano. Vol. I. 1881. Eine gute Ausgabe des Giorno mit Kommentar ist die von G. De Castro, Mailand 1890.

[2] Ueber diesen ganzen Abschnitt vergl. bes. *Cesare Cantù*, L'abate Parini e la Lombardia nel secolo passato. Milano 1854.

Digitized by Google

Morgen bis in die späte Nacht mit der klassischen Leier in der Hand.

Zu ziemlich vorgerückter Stunde findet das Lever des jungen Aristokraten statt. Die weibische Sorgfalt und all die tausenderlei Utensilien, die ihm bei seiner Toilette dienen, Dienerschaft, Friseur, Krämer, Schwindler und Schmarotzer kommen hier zu eingehender Darstellung.

Im „Mittag“ erweitert sich die Scene. Der junge Herr geht zu Tisch im Hause und an der Seite der Gemahlin eines seiner Standesgenossen. Es ist die berühmte pudica altrui sposa a te cara, „die schamhafte Gattin eines Anderen, die du liebst“. Der gefoppte Ehemann sanktionirt mit einem dummen Lächeln das konventionell gewordene Verhältniß zwischen seiner Frau und dem obligaten cicisbeo oder servente oder galant oder patito und cortejo, wie's im Französischen und Spanischen heißt. — Amor und Hymen, so erzählt der Dichter in einer reizenden Episode, haben sich gezankt und gehen nicht mehr Hand in Hand. — Um das edle Paar gruppirt sich eine Blüthenlese von mehr oder weniger hohlen Köpfen. Hier ist der Ort, wo Voltaire'sche und Rousseau'sche Ideen, Colbert'sche Handelsprinzipien und andere wissenschaftliche Probleme in beiläufiger und oberflächlichster Weise diskutirt werden.

Im dritten Theil, der wie der vierte Fragment geblieben ist, sehen wir das Treiben des Adels in der Oeffentlichkeit auf dem Korso, und im letzten eine große Soiree: Kartenspiel, Trictrac, Stadtklatsch, faule Witze u. s. w. Außerdem wollte uns der Dichter, wie aus seinem Nachlaß hervorgeht, einer Opernvorstellung in der Scala beiwohnen lassen.

Dies in großen Umrissen der Plan des Werkes. Und all das frivole Treiben begleitet der Dichter, ohne mit der Wimper zu zucken. Nicht ein einziges Mal fällt er aus der Höhe seiner getragenen Sprache, nicht ein einziges Mal tritt das Lachen des Hohns auf seine Lippen und nirgends ein Ausbruch des Zorns. Er ist selbst ein Signore und die beweglichen Blankverse fließen ihm aus dem Mund mit demselben Anstand, mit derselben gedämpften Grazie, mit der sein junger Held etwa das Menuett zu tanzen weiß. Wenige Dichter haben in so hohem Maß die Tugend der Selbstbeherrschung geübt wie er. Francesco de Sanctis in seinem brillanten Aufsatz über Parini vergleicht ihn darin nicht unpassend mit Goethe.[1])

Das Verfahren mit versteckt ironischer Didaxis zum Verkehrten und Unsittlichen zu rathen, hat Parini auch anderwärts in seinen „Briefen an eine falsche Fromme“[2]) geübt, und verschiedene Literarhistoriker haben sich den Kopf zerbrochen über der Frage, woher er sie wohl haben mochte. Man hat in die lange Reihe seiner möglichen Vorbilder auch den Principe des Machiavelli aufgenommen, der zu jener Zeit allerdings meistens ironisch verstanden wurde.

Neu ist sein Verfahren freilich nicht, merkwürdig und bewunderswerth daran ist aber jene episch-objektive Enthaltsamkeit, die sich begnügt, den Gegensatz von Schein und Sein, von Form und Stoff für sich selbst sprechen zu lassen. Eben aus diesem Kontrast resultirt eine doppelte Ironie:

Erstens die literarische Satire, indem der ganze klassisch-rhetorische Formenschatz, die ebenso verhängnißvolle als kostbare Errungenschaft des Cinquecento und Seicento in ihrer höchsten und edelsten Schönheit bewußt und konsequent an einen so nichtswürdigen Stoff verschwendet und gleichsam zum Tand und Plunder geworfen wird. —

Und zweitens eine moralische Satire, indem die ganze konventionelle Verlogenheit und Unnatur des Jahrhunderts in die grellste Beleuchtung gesetzt wird, die man sich denken kann.

1) Nuovi Saggi critici. 2. ed. Napoli 1879. p. 180.

2) Lettere ad una falsa devota. Opera IV, 199 ff.

Als literarischer Satiriker hat Parini Vorläufer genug: von Lorenzo de' Medici mit seinem Capitolo über die Trunkenbolde,[1]) von den macheronischen und bernesken Dichtern bis auf Tassoni und Bracciolini eine lange ununterbrochene Reihe, an die sich im Ausland Boileau mit seinem Lutrin und Pope mit seinem Lockenraub anschließen. Aber auch hier bedeutet der Giorno des Parini den höchsten Gipfel, indem kein Anderer den Gegensatz von Form und Inhalt so klar und vollständig herausgearbeitet hat, und indem bei keinem die Wahl der Form so glücklich, so wenig zufällig und willkürlich ist. Dem Preziösenthum in der Gesellschaft entspricht der preziöse Ausdruck. Auch die Mythologie, aus deren Verwendung man dem Dichter einen Vorwurf machen wollte, ist hier ein nothwendiges Ingrediens, sie ist die Lokalfarbe in dem Gedicht, wie Carducci sagt,[2]) denn sie war zur Modetändelei geworden. Und nicht ohne Grund hat Parini den ersten Theil seines Gedichts in einem ebenfalls ironischen Prolog der vezzosissima Dea, „der allerliebsten Göttin der Mode“ zugeeignet, nicht ohne Grund hat er das modernste der damaligen Metren, den Endecasillabo sciolto gewählt.

Als moralischer Satiriker aber hat Parini keinen einzigen Vorgänger. Er ist der Erste, der wieder Aufrichtigkeit und Echtheit des Gefühls in Dichtung und Leben gebracht hat. Mit ihm beginnt die „neue Literatur“. In der Satire der vorausgehenden Jahrhunderte, z. B. bei Ariost, sind es vorwiegend Intellekt und Geschmack, die gegen die Mißstände der Zeit reagiren.[3]) Auch die zahme, moralische Gelegenheitssatire eines Gozzi oder Passeroni und die gutmüthigen Ausfälle des heiteren Goldoni wird man kaum mit dem tiefen sittlichen Ernst der Parini'schen Muse vergleichen wollen. Im Giorno zum erstenmal kommt der **moralische** Satiriker zum Wort, und zwar der moralische Satiriker, wie ihn Giusti so schön gekennzeichnet hat, mit den folgenden Worten: „Wie ein tapferer Mann, den heftige Schmerzen foltern, nachdem er sich in bitteren Klagen und verzweifeltem Schreien Luft gemacht hat, durch das Uebermaß der Qual zu unerschütterlichem Gleichmuth gebracht wird und oft zuletzt nur bitter lächelt und den Kopf schüttelt: so geht das Gemüth des Dichters im wilden Aufruhr der Empörung beim Anblick so vieler Niederträchtigkeiten rasch vom Ingrimm zur Trostlosigkeit über und erhebt sich aus dieser zu einer stillen Trauer und melancholischen Betrachtung der menschlichen Armseligkeit. In diesem Gemüthszustand, der die Mitte hält zwischen Milde und Schmerz, entsteht häufig jenes Lächeln, das eine Thräne birgt, jene Ironie ohne Bosheit, die das schärfste und glühendste Schwert ist, mit welchem die Vernunft und die beleidigte Menschenehre sich bewehren können. Doch wehe, wenn dieses Schwert nicht von der Hand der Liebe geführt wird! Es muß dem fabelhaften Speer des Peleus gleichen, der verwundete und heilte, jedes Böse treffen, ohne das Gute zu verletzen und irgend etwas, was der Menschheit zum Heil und Trost gereichen kann, zu schädigen.“[4])

Der junge und grundarme Abatino Parini, der Bauernsohn, der von der Herzogin Serbelloni aus dem Dienst gejagt wurde, weil er ein Bürgermädchen gegen die Ohrfeigen der hohen Frau vertheidigt hatte, mochte wohl allen Grund zu bitterem Haß und Groll gegen den Adel haben; und den literarischen Niederschlag solcher Stimmung finden wir vielleicht noch in einigen Stellen seines bekannten Dialogs

1) I beoni.

2) Storia del „Giorno“ di G. Parini. Bologna 1892, p. 57.

3) F. de Sanctis a. a. O. L'ironia dell' Ariosto è rivendicazione intellettuale, l'ironia pariniana è rivendicazione morale.

4) Citirt nach der Uebersetzung von Paul Heyse, Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Berlin 1889, I., S. 26.

vom Adel,[1]) der zweifellos vor dem Mattino verfaßt ist. Aber im Giorno hat sich dieser Haß veredelt, aller persönlichen Insulte entkleidet und ist zur reinsten moralischen Satire verklärt. Mit Unrecht hat man in dem Giovin Signore das Ebenbild des Prinzen Alberich von Belgioioso erblicken wollen.

Darum hat dem Dichter auch weder die Veröffentlichung des Mattino noch die des Meriggia irgendwelche Feindschaft eingetragen. Sogar in adeligen Kreisen mußte man ihm recht geben. Der österreichische Gouverneur der Lombardei, Graf Firmian, der sich gern das Air eines Mäcenas gab, wandte dem jungen Dichter seine besondere Gunst und Gnade zu. Das damalige Organ der Regierung, die Nuove di diverse carti e paesi (Lugano) veröffentlichte in der Nummer vom 25. April 1763 eine sehr schmeichelhafte und encouragirende Rezension des Mattina.[2]) Ja sogar an greifbaren Erfolgen der Bekehrung scheint es dieser Satire nicht gefehlt zu haben. Wenigstens soll sie auf die Sinnes- und Lebensänderung des tollen Grafen Vittorio Alfieri nicht ganz ohne Einfluß gewesen sein.

Angesichts derartiger Triumphe war eine Fortsetzung der Satire eigentlich nicht mehr nöthig. Der Dichter mochte das selbst empfinden, und da ihn die Sucht nach literarischem Ruhm nicht groß plagte, so behielt er die letzten beiden Theile in der Schublade. Erst gegen Ende seines Lebens, nachdem die erste französische Invasion (1796) vorüber war, machte er sich wieder ernstlich an die Vollendung seines Werks, erweicht durch die Bitten der holdseligen Maria Beatrice, Herzogin von Este und seit 1771 Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand von Habsburg-Lothringen, damaligen Gouverneurs der Lombardei. Leider ist Parini über seinem Vorhaben gestorben (15. August 1799).

So dehnt sich die Ausarbeitung des „Tags“ über mehr als 30 Jahre hin und obgleich man nicht sagen kann, daß dessen Einheitlichkeit darunter wesentlich gelitten hätte, so wird man doch bei näherem Zusehen eine merkliche Aenderung in Parini's Anschauungen beobachten.

Die Meinung, die er vom Adel überhaupt hatte, finden wir allerdings schon endgültig geklärt und nach zwei Richtungen hin präzisirt in seinem Jugendwerk, dem bereits erwähnten Dialogo della nobilità. Als Sozialphilosoph urtheilt er folgendermaßen: „Wenn zum Adel die Tüchtigkeit (virtù) hinzukommt, so geht es mit dieser letzteren wie mit den antiken Münzen; obwohl die Patina den wesentlichen Werth ihres Metalls nicht erhöht, noch ihr Gepräge verbessert, so werden sie trotzdem in den Augen der Liebhaber dadurch werthvoller und geschätzter.“[3])

Als Mensch sagt er: „Wenn ich noch einmal auf die Welt kommen sollte, würde ich mir vor allen Dingen wünschen, ein Ehrenmann zu sein; zweitens ein gesunder Mann; dann ein Mann von Geist; dann ein reicher Mann und endlich, wenn mir weiter nichts zu wünschen übrig bliebe und ich doch noch etwas wünschen müßte, könnte es sein, daß ich aus Blasirtheit wünschte, ein Adeliger zu sein in dem Sinne, in welchem die große Menge das Wort zu verstehen pflegt.“

In anderen Hinsichten aber haben sich die Anschauungen des Dichters bedeutend modifizirt. Anfangs war er nicht ganz frei von revolutionären Gleichheitsideen. Es muthet uns an wie ein Hauch der Schreckenstage von Paris, wenn er am Schluß des reichen Mahls, als die Fenster des Palastes sich öffnen, die Bettler und Krüppel der Stadt zusammenruft mit den Worten: „Kranke Sterbliche ihr, die das Elend und die Hoffnung gegen Mittag vor diese Thore geführt hat — ein wimmelnder, nackter, fürchterlicher Haufe von verstümmelten Gliedern und düsteren Gesichtern, von Tragbahren und Krücken — jetzt tröstet euch von ferne und saugt durch erhobene Nüstern den Nektar des göttlichen Mahls, den ein günstiger Windhauch euch zuführt. Aber erkühnet euch nicht, die erlauchte Schwelle zu belagern und den Herren, die drin sind, das elle Schauspiel eures Elends zu bieten.“

Solche Verse hätte Parini in späteren Jahren kaum noch geschrieben. Er hat vielmehr in einer Neuauflage des Mattino für nöthig befunden, eine längere Tirade einzuschalten (Vers 1164—1209), in der er den Verdiensten der Vorfahren des jungen Herrn um das öffentliche Wohl aufs schönste gerecht wird.

Die Exzesse der französischen Revolution sagten seinem reifen und grundgesunden Urtheil und seiner gut katholischen Ueberzeugung wenig zu. Dazu gesellte sich bei ihm eine starke Abneigung gegen alles was aus Frankreich kam, sei's Galanterie oder Aufklärung. Denkwürdig ist sein Urtheil über Voltaire: „O Frankreichs vielgestaltiger Proteus“, nennt er ihn, „zu viel getadelt und mit Unrecht auch zu viel gelobt, der du in neuen Formen uralte Speise dem unerfahrenen Gaumen reichst und ein Meister bist unter denen, die ihre Weisheit zeigen“, oder, wie die spätere Lesart heißt, „die sich Weise dünken.“

In den letzten zwei Theilen des „Tags“ hat die satirische Kraft einige Einbuße erlitten, denn sie erscheint gedämpft und veredelt durch eine wunderbare Lyrik. Die ausgesuchte Grazie der eingeschalteten Fabeln und Bilder, die ernste Schönheit der Naturbeschreibungen, die wir im Mattina und Meriggio bewundern, hat hier ihren Höhepunkt erreicht. Die deskriptive Poesie, welche die ganze europäische Literatur des 18. Jahrhunderts beherrschte, hat in Parini vielleicht ihren bedeutendsten Vertreter gefunden. Es ist anzunehmen, daß er die verschiedenen Gedichte über die Jahreszeiten, ja vielleicht auch den Morgen, Mittag, Abend und die Nacht unsres Friedrich Zachariae gekannt hat, denn von all diesen Dingen gab es französische und italienische Uebersetzungen; den weitaus bedeutenderen Einfluß aber haben ohne Zweifel Virgils Georgica und Horazens Lyrik auf ihn geübt. Die klassisch lateinische Muse steht seinem Geiste im Grunde viel näher als alles Moderne und Außeritalische. Und hier liegt, glaube ich, der zweite Grund für das geringe Verständniß und Interesse, das ihm diesseits der Alpen entgegengebracht wird.

Für die Form war ihm das maßgebende Muster in allererster Linie Virgil. Mag er auch, wie er selbst gesteht, seine Fertigkeit in der Handhabung des Blankverses zum Theil dem Dramatiker Pier Jacopo Martelli abgelernt haben, so hat ihm doch als Ideal der freie, bald majestätische, bald graziöse Gang des virgilianischen Hexameters vorgeschwebt. Carducci stellt ihm am Schluß seiner metrischen Untersuchungen das Zeugniß aus, daß er den reimlosen Elfsilber zu einer Vollendung ausgebildet hat, die später selbst von den Romantikern nicht mehr erreicht wurde.

Wenn Parini's Prosastil die Unsicherheit des Nichttoscaners deutlich genug verräth, so ist dafür seine poetische Sprache von einer strengen klassischen Schönheit und von einer gedrängten Kraft und Anschaulichkeit zugleich, die seit Dante nie wieder erreicht worden war. Ich muß es mir versagen, den Beweis dafür im einzelnen zu erbringen, und kann auch hier nur auf die meisterhaften Beobachtungen Carducci's verweisen. Die hervorstechendsten Eigenschaften des Parini'schen Stils sind die Inversion und die Circumlocutia. Außerdem hat er seine Sprache mit einer Reihe der glücklichsten Latinismen bereichert, und ein Kunstmittel, dessen er sich mit ganz besonderer Vorliebe bedient, ist der Vergleich, das Bild, wobei er Kontrastwirkungen von außerordentlicher ironischer Kraft erzielt. So wenn er den jungen

[1]) Dialogo della nobilità, übersetzt von Heyse a. a. O.
[2]) Abgedruckt in Storia del giorno p. 64 ff.
[3]) Ich weiche hier in einigen Kleinigkeiten von Heyse's Uebersetzung ab.

Digitized by Google

Herrn, der sich mit flatterndem Frisirmantel todesmuthig in eine Puderwolke stürzt, mit dem kriegerischen Vorfahren vergleicht, der in Rauch und Feuer sich auf die feindlichen Geschütze wirft. Sogar seinen berühmten Naturbeschreibungen weiß er einen satirischen Ton zu verleihen. Man höre nur, wie er die hereinbrechende Nacht darstellt, die dem bunten Treiben auf dem Korso ein Ende macht:

„Aber die Nacht folgt ihren ewigen Gesetzen und neigt sich mit schweigendem Schatten über die Erde, und den thaufeuchten Fuß langsam bewegend, verwischt sie die bunten unzähligen Farben und fegt sie dahin mit ihrer unendlichen Schleppe von Gegenstand zu Gegenstand, und gütig leiht sie, die Schwester des Todes, ein unterschiedsloses einziges Antlitz dem Boden, den Pflanzen und Thieren, dem Herrn und dem Knecht; und die nackten zugleich und die bemalten Gesichter der Schönen vermählt sie: Lumpen und Gold. Und erlaubt mir nicht mehr zu sehen, welche Kutsche abfährt und welche verweile allein im geheimnißvollen Schatten. Sie nimmt mir den Griffel aus der Hand und meinen Signore verhüllt sie in ihrem nächtlichen feuchten Schleier."

Die Oden des Dichters bestätigen uns dieselbe Beobachtung: sein Schönheitsgefühl ist im Alter stärker und reiner geworden.

Parini's geistige Entwicklung bietet ein ganz eigenartiges Schauspiel: erst strenger und verbitterter Satiriker, zugleich aber auch süßlicher und manchmal lüsterner Arkadier, vereinigt er im Alter in klassischer Harmonie die christliche und die bürgerliche Tugend mit einem ausgesuchten, man möchte fast sagen raffinirten Schönheitsgefühl. Aehnlich wie seinem Landsmann und Bewunderer, dem anderen großen Lombarden Alessandro Manzoni, so ist auch ihm das Schwierige gelungen, mit sich selbst im Frieden zu leben, ein treuer Katholik zu sein und ein gewaltiger Künstler zugleich und doch nichts zu wissen von Askese. Was Wunder, wenn der Napoletaner Francesco de Sanctis begeistert ausruft: „In Parini ist der Mensch noch größer als der Dichter!"

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*μσι.* Die **Gesammelten Werke des Grafen Adolf Friedrich v. Schack** (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.), deren erste fünf Bände wir seinerzeit (Beilage vom 22. April v. J.) angezeigt, liegen jetzt vollständig in **dritter** vermehrter und verbesserter Auflage vor. Der sechste Band bringt die Buchdramen Heliodor, Kaiser Balduin, der Kaiserbote und Cancan nebst den Nachworten hiezu, der siebente noch das Trauerspiel „Gabert und Walpurga" und die ungleich werthvolleren größeren, gedankenreichen Dichtungen „Memnon" und „Aus zwei Welten". Auch im achten ist Dramatisches und Episches gemischt: er enthält die Lustspiele, das Schauspiel „Der Johanniter" und Erzählungen und Dichtungen. Den neunten starken Band füllen ganz die zwei großen Dichtungen „Weltmorgen", das Mysterium „Sirius" und das dramatische Gedicht „Das Jahr Eintausend", den letzten zehnten die „Episteln und Elegien" und „nachgelassene Dichtungen", über deren Auswahl wir leider durch kein Vorwort belehrt werden. Wie man sieht, könnten die gesammelten Werke noch genauer als Schacks „poetische" Werke bezeichnet werden, denn die Prosaschriften fehlen auch in dieser neuen vermehrten Ausgabe ganz. Die Aufnahme der meisten derselben (der Sammlungen vermischter Schriften „Pandora" und „Perspektiven") verbat sich allerdings schon dadurch leider von selbst, daß sie wie die Autobiographie „Ein halbes Jahrhundert" und die „Geschichte der Normannen in Sicilien" einem anderen Verlag (der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart) angehören, aber es fehlt auch die 1891 bei Cotta unter dem Titel „Mosaik" erschienene Sammlung vermischter Schriften. Von den Nachdichtungen, der „Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur in Spanien" und seiner „Poesie und Kunst der Araber in Sicilien" abgesehen, gäbe es so manche Prosaschrift des phantasie- und gedankenvollen Eklektikers und Universalisten, die verdiente, auf die Nachwelt zu kommen.

**J. Marcuse: Beiträge zur Arbeiterwohnungsfrage in Deutschland.** (Verlag: Vieweg u. Sohn, Braunschweig.) Eine kurze Darstellung der Wohnungs- und hygienischen Verhältnisse in dem enormen Fabriketablissements der badischen Anilinfabriken und in der München-Gladbacher Industriestadt. Somit ein werthvoller sozialer Beitrag. Freilich kann man nur eine Vorstellung durch Selbstanschauung an Ort und Stelle gewinnen und wird frappirt sein über die theilweise trefflichen, auf jeden Fall segensreichen Einrichtungen. In der ersteren Fabrik werden in 123 Wohnhäusern 492 Familien beherbergt. Neuerer Zeit wird in Schweizerhausstil gebaut, frei im Garten liegend enthält das Haus vier Wohnungen zu zwei Stuben, eine Kammer, Küche, zwei Keller, 120 Quadratmeter Garten. Abort (Tonnensystem) hat Flureingang. Miethpreis 1 M. 80 Pf. Reparaturen außer dem inneren Anstrich trägt die Fabrik. Todesfall ist Kündigung der Familie, wenn nicht ein Sohn weiterarbeitet. Unter die Wohlfahrtseinrichtungen gehören die Speisehalle, Badeanstalt, Krankenstation, Wöchnerinnenasyl, zwei Lungenheilanstalten. Das Mittagmahl kostet 20 Pf. In M.-Gladbach werden die Wohnungen von einer gemeinnützigen Gesellschaft gebaut. Ländlicher Charakter ist gewahrt, die Häuser schmiegen sich der Lage der Betriebe an, sind Doppelhäuser, weist aus fünf bis sieben Räumen bestehend von drei Meter Lichthöhe. Die Aborte sind leider nur von außen erreichbar. Es besteht das Bestreben, die Arbeiter zu Hausbesitzern zu machen. Marcuse hält dies wirthschaftlich für fehlerhaft; das kann nur für eine kleine Gruppe das Ideal sein. In Mülhausen zeigte sich, daß mit der Hauserwerbung die Wohnungen durch An- und Abbau und Aftermiethe ungeheuer verschlechtert wurden. Das Ziel muß sein, die Arbeiterwohnung qualitativ zu bessern, aber es ist nicht prinzipiell die Befreiung der Arbeiter von der Miethwohnung anzustreben. Darin wird man vom hygienischen und wirthschaftlichen Standpunkt Marcuse recht geben müssen. Dr. v. Naarden.

* **Halle a. S.** Zum 70. Geburtstage des Geheimen Medizinalraths **Weber** wurde im Hörsaale der medizinischen Klinik die von Bildhauer Beyer in Charlottenburg geschaffene lebensgroße Büste dieses Universitätslehrers enthüllt.

* **Berlin.** Prof. Karl **Schweigger**, der Nachfolger Albrecht v. Graefe's auf dem Lehrstuhl der Augenheilkunde an der Universität Berlin, hatte sich im Frühjahr infolge andauernder Kränklichkeit veranlaßt gesehen, seine Entlassung von der akademischen Lehrthätigkeit und der Leitung der augenärztlichen Universitätsklinik nachzusuchen. Wie nun die „National-Zeitung" mittheilt, hat er sich bestimmen lassen, sein Entlassungsgesuch wieder zurückzuziehen. Professor Schweigger steht im 69. Lebensjahre. — Hier starb im Alter von 66 Jahren Prof. Dr. William **Pierson**, der Verfasser der weit verbreiteten „Preußischen Geschichte", vormals Lehrer am hiesigen Dorotheenstädtischen Realgymnasium.

* **Prag.** Der außerordentliche Professor Dr. Bohuslav Frhr. v. **Rieger** (Sohn des bekannten Alttschechenführers Baron Ladislaus Rieger) wurde zum ordentlichen Professor der österreichischen Reichsgeschichte an der tschechischen Universität in Prag ernannt.

* **Zürich.** Der bisherige Direktor des eidgenössischen Polytechnikums, Prof. **Herzog** (Maschinenbau), ist, wie die „Frkf. Ztg." berichtet, nach vierjähriger Amtsdauer zurückgetreten. Sein Nachfolger im Direktorium ist der Chemiker Prof. Dr. R. **Gnehm**. Als Vorstand der chemisch-technischen Schule am Polytechnikum trat Prof. Dr. Georg **Lunge** zurück. Zu seinem Amtsnachfolger wurde Prof. Dr. E. **Bamberger** gewählt. — Im abgelaufenen Schuljahre 1898/99 zählte das eidgenössische **Polytechnikum** 935 Studirende; am stärksten besucht war die mechanisch-technische Abtheilung mit 322 Schülern. Von den Studirenden waren 553 Schweizer und 382 Ausländer, darunter 90 Oesterreicher und 68 Deutsche. Der Lehrkörper zählte 65 ordentliche Professoren, 8 Honorarprofessoren und 28 Privatdozenten. Sechs neue Lehrstühle für Geographie, Wasserbau, spezielle Zoologie, Anatomie und Physiologie, Elektrochemie und physikalische Chemie, sowie für Landwirthschaft wurden im abgelaufenen Schuljahre errichtet.

---

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Westirland.

Von Dr. M. J. Bonn.

(Schluß.)

IV.

Als landwirthschaftliche Betriebe betrachtet, sind diese Farmen sämmtlich Defizitwirthschaften zu nennen. Selbst wenn man Rente und Steuern, die sie zu entrichten haben, abrechnet, ist kaum eine Familie imstande, ihre Geldverpflichtungen aus ihrer Landwirthschaft zu decken. Wenn man als ökonomische Rente im rohesten Sinne des Wortes die Differenz zwischen Produktionskosten und Geldertrag setzt, so haben diese Stellen keinen Ueberschuß über die Produktionskosten aufzuweisen, sofern man die Lebenskosten in Produktionskosten einrechnet. Die Bevölkerung vermag ihr Leben nur dadurch zu fristen, daß sie von anderer Seite Nebeneinkünfte bezieht, aus denen sie Renten und Schulden bezahlt. Betrachtet man indeß das Wirthschaftssystem des Westens, wie es die Leute selbst sehen, dann stellt es sich allerdings in anderem Lichte dar. Ein Farmer zahlt 3 Pfd. St. 11 Sh. Rente für seine Farm. Da er dies jährlich zu thun hat, so entspricht dies, zu 3 Proz., einer Kapitalbelastung von 118 Pfd. St. 16 Sh. Die Farm liefert ihm abzüglich aller Geldkosten ein Erträgniß von 30 Pfd. St., also eine Verzinsung von 25 Proz. In keiner anderen Weise könnte er einen annähernd gleichen Nutzen erzielen. Unmittelbare Kapitalanlage gibt's im Westen nicht; die Bank zahlt für deponirte Gelder nur 1 Proz. Das ist die Rechnung, die der irische Farmer anstellt, und sie ist im wesentlichen richtig. Wohl rechnet er hiebei seine Arbeit nicht, aber einmal kann er sie nicht anderweit verwerthen, dann aber hat seine Arbeitskraft, falls er sie verdingte, durch alle 52 Wochen des Jahres hindurch im Maximum einen Werth von 26 Pfd. St. Mehr als vier Wochen — hoch gerechnet — dürfte alles in allem nicht auf eine Farm verwandt werden, so daß immer noch 25 bis 26 Pfd. St. Ertrag blieben. Der Farmer handelt daher nicht unökonomisch, wenn er eine Rente zahlt, die in keinem Verhältniß zu der ökonomischen Rente steht. In einem guten Jahre drückt ihn diese Rente nicht, sie bringt ihn in einem schlechten schnell zum Umfallen. Würde die Rente beseitigt, so würden die schlechten Jahre doch wiederkehren und ihn, vielleicht etwas langsamer, doch erdrücken. Denn die Rente, wie die Menge der anderen Geldausgaben, wird nicht aus der Pachtstelle herausgewirthschaftet. Die Geldausgaben des Pächters, dessen Verhältnisse wir eben erörterten, betrugen über 40 Pfd. St. Seine Geldeinnahmen, ohne Nebenerwerb, über 23 Pfd. St. Nähme man die Rente inkl. Steuern von $3\frac{1}{2}$ Pfd. St. weg, das Defizit verschwände in keiner Weise. Es wäre nur zu beseitigen, wenn man die Pachtstellen vergrößerte. Die Ausgaben des Pächters bei Verdoppelung würden höchstens um 10 Pfd. St. steigen, seine Geldeinnahmen würden sich verdoppeln (46 Pfd. St.). Da sich auch das selbstverzehrte Eigenprodukt, das im ersten Fall ganz verbraucht wird, verdoppelt, dürften sich die Ausgaben für Mehl 2c. vermindern, so daß ein Gleichgewicht erzielbar wäre.

Eine solche Vergrößerung des Landes ist schwer zu erreichen. In manchen Fällen hilft man sich durch das einst sehr verbreitete Conacre-System. Größere Farmer oder ein Landlord überlassen dem kleinen Farmer einen Acre oder ein paar Roods Land für eine einzige Kartoffel- oder auch Hafserernte. Der Conacre-Pächter stellt den Dung und hat meist eine mehrere Pfund Sterling betragende Rente zu zahlen. Auch für Heu ist solches System üblich und wird dann „Meadow Conacre“ genannt. Bei demselben erzielt man heute nur 2—3 Pfd. St. per Acre (Roscommon), doch erhielt man vor kurzer Zeit ebendaselbst noch 12 bis 15 Pfd. St. (Der Preisfall ist dadurch eingetreten, daß die Conacre-Nehmer einen Ring bildeten und die Preise nicht in die Höhe gehen ließen.) Die dritte Form ist endlich das „Setting“ von Grasländern, d. h. das Recht der Weide auf 11 Monate, eine Form, die indeß vor allem nach Meath und den Weidegrafschaften gehört. Wo solches Dazupachten nicht möglich ist, müssen die Farmer nach Nebenerwerb suchen. Wirkliche Arbeitsgelegenheit gibt's im Westen wenig. Die Gutsbesitzer bebauen wenig Land, ebensowenig die größeren Farmer, die meist der Viehzucht obliegen. Zudem arbeitet der Irländer nicht gern in seiner engeren Heimath als Knecht. Eigentliche Arbeiter, d. h. Leute, deren wirthschaftliches Schwergewicht im Lohne liegt, die eine Wohnstelle nur zur Miethe und nicht zur Bewirthschaftung inne haben (diese haben nach irischem Recht wöchentliche Kündigung der Wohnstelle), finden sich als Klasse im Westen nicht. Eine Ausnahme hievon machen nur die Hirten. Auf den größeren Gütern wird eine Anzahl Arbeiter (wet and dry labourer genannt) das ganze Jahr hindurch beschäftigt, manchmal mit Arbeiten, die wirthschaftlich nicht nothwendig sind. Sie erhalten 1 Sh. per Tag, eine Hütte und ein Stückchen Kartoffelland. Hier und da finden die Söhne der Farmer, oder ein kleiner Farmer selbst, Arbeit für ein paar Tage. Dann wird öfters der Arbeitslohn gegen die Rente abgeglichen. Im großen Ganzen ist keine Nachfrage nach Arbeit vorhanden. In der Clifden Union, welche auf 195,000 Acr., bebaubar nur 10—11,000 Acr., bei einem Grundsteuerreinertrag von 2166 Pfd. St. 6034 Einwohner hatte, gab es 1881 nur drei Arbeitgeber!

Viele der kleinen Farmer oder deren Söhne, vor allem in Mayo, Donegal, Galway und Roscommon, verlassen ihre Stellen im Sommer und begeben sich nach England und Schottland, 6.4 per Mille der Bevölkerung Galway's, 33.3 per Mille der Bevölkerung Mayo's gingen 1891 als Wanderarbeiter übers Meer.[1]) Manche wandern bereits

[1]) Der Ausweis der Midland Great Western Railway zeigte 1897 21,664 Wanderarbeiter (darunter 2000, die eine zweite Reise machten). Die Regierungsausweise ergaben nur 16,237. Hievon sind 3887 Pächter und 12,350 landlose Arbeiter, d. h. die Söhne von Farmern.

im März und kehren erst im November oder gar erst zur Weihnachtszeit in die Heimath zurück; Andere gehen erst im Juni nach den Junimessen fort. Aus manchen Distrikten wandern nur Männer, aus anderen wieder, wie aus Clifden und Achill, auch Frauen und Mädchen. Die Mädchen, die meist nach Schottland gehen, wandern oft in Gruppen. Es ist bei schottischen Kaufleuten üblich, die Kartoffeln noch in der Erde zu kaufen und das Hacken selbst besorgen zu lassen. Zu diesem Zweck treten sie in Verbindung mit einem Mann in Irland, „Gaffer“ genannt, der so und so viele Frauen und Mädchen sammelt, mit ihnen nach Schottland geht und sie von Farm zu Farm geleitet. Die Männer, wie z. B. auch die Mädchen aus Clifden, gehen vereinzelt. Die Wanderarbeiter fahren entweder von Ballina zu Schiff nach Schottland oder mit der Bahn nach Dublin und von dort zu Schiff nach Lancashire. Viele reisen auf gut Glück, ohne eine sichere Stelle in Aussicht zu haben; Manche gehen indeß jedes Jahr zu demselben Farmer.[1] Die Reise, sei es zu Schiff oder zu Land, ist den Meisten verhaßt. Sie werden häufig durch Spezialzug befördert und sind, so erzählten sie mir, oft wie Vieh zusammengepfercht. In England angekommen, laufen sie auf den verschiedenen Gütern herum und suchen nach Arbeit, wobei sie natürlich viel Zeit verlieren. Die Beschäftigung, die sie finden, ist oft nur für ein paar Tage. In Northumberland, wie auch in gewissen Grafschaften Nordirlands während der Monate Mai und November, stellen sich die Arbeiter Sonntags auf den Märkten der Städte auf (man nennt das eine Rabble-Fair) und warten auf einen Arbeitgeber. Während der Heu- und Kartoffelernte wohnen Viele in den Scheunen der Farmer, wo sie sich mit trockenem Stroh begnügen müssen. Manchmal werden sie auch vom Farmer verköstigt, doch lieben sie das nicht. Wenn sie irgend können, wohnen sie bei irischen Freunden zur Miethe — es gibt überall in England irische Kolonien —, denen sie 4 P. die Nacht zahlen. Für Nahrung können sie mit 5 Sh. die Woche auskommen. Die Löhne, die sie in England erhalten, schwanken sehr. Manchmal sind es Wochenlöhne, manchmal Taglöhne. Ein Pfund Sterling die Woche im Durchschnitt dürfte vielleicht eine richtige Vorstellung geben. In manchen Jahren indeß, vor allem seit der große Preisfall zur Einführung arbeitsparender Maschinen führte, ist irische Arbeit kaum gesucht, so daß die Wanderer mit kläglichen Ergebnissen zurückkommen. Es gibt Jahre, in welchen sie über 10 Pfd. St. heimbrachten, in anderen hingegen bleibt ihnen nach Abzug der Kosten kaum etwas übrig. Die Reisekosten, die sie sich häufig von einem Krämer vorstrecken lassen, dürften sich um 30 Sh. bewegen. Das Verdienst des Wanderarbeiters ist die eine Form, welche die Zuschüsse zu den Defizitwirthschaften annehmen. Wenn die Arbeiter im Herbst zurückkehren, dann haben sie die Kartoffeln zu hacken, falls Frauen und Kinder dies nicht schon besorgt haben. Ist dies geschehen, so müssen sie noch Seetang schneiden, ans Land ziehen und über die Felder ausbreiten. Wenn der Winter mit seinen langen Nächten hereinbricht, beginnt in guten Jahren eine arbeitslose freudvolle Zeit. Dann sitzt man des Abends um das rothe qualmende Torffeuer und lauscht den Feengeschichten, welche die Alten erzählen. Der Pfeifer spielt und der Tanz beginnt. Aber manchmal bringen die Arbeiter nichts heim, manchmal muß sogar in den irischen Kirchen Lancashire's gesammelt werden, um ihnen die Heimreise zu ermöglichen. Sie kehren verzweifelnd zurück, wohl wissend, daß bald nach Weihnachten der Hunger über die kahlen Berge steigen wird.

Ein anderer Nebenerwerb ist die Kelpbrennerei. Der Seetang, der an den Felsen wächst (Blackweed), sowie der

[1] Auf der Septembermesse zu Westport traf ich 1896 einen Mann, der 36mal zum selben Farmer in der Nähe von Rugby gegangen war.

Tang, der von den Wogen ans Land gespült wird, enthält einen reichen Beisatz von Kali und Jod (das Drift weed 25 Proz. mehr Kali und 300 Proz. mehr Jod als das Blackweed). Er wird ans Land gezogen, ausgebreitet, getrocknet, in Gruben gegraben und eingeäschert. Eine halb verglaste Masse, die zur Jodfabrikation nach Schottland geht, ist das Ergebniß. Die schottischen Fabriken haben Agenten in den Küstenbezirken, die den Aufkauf vornehmen. Zwei Männer, die untereinander ein Pferd und einen Wagen besitzen (sie werden Company Co. genannt), liegen zusammen dem Kelpbrennen ob. Sie konnten früher 40 bis 50 Pfd. St. verdienen, doch sind jetzt die Kelppreise arg gefallen. Die Brennzeit, die sich früher von April bis August erstreckte, geht jetzt nur noch bis Juni. Der Landlord erhebt eine Kelp-Royalty, die ein Viertel bis ein Fünftel des Werths beträgt. Ein dritter Nebenerwerb besteht im Fischen. Die Boote, deren sich die Leute bedienen, sind oft primitive kanoeartige Fahrzeuge (Clare Canoe oder Curragh genannt). Sie bestehen aus Weidengeflecht und sind mit Häuten oder getheertem Segeltuch überzogen. Meist besitzen verschiedene Familien ein Boot gemeinsam; Manche haben Antheil an mehreren Booten, aber wegen des großen Risikos kauft Niemand ein ganzes Boot. Viele Farmer der Küste sind im Nebenberuf Fischer, doch gibts auch Fischerdörfer, wo außer der Hütte und einem kleinen Kartoffelgärtchen der Fischer kein Land bebaut. Diese Leute sind meist „Squatter“.[1]

Weitere Nebenerwerbe sind der Verkauf von „Illicit Whiskey“, d. h. Whiskey, der nicht versteuert ist und heimlich in den Hütten selbst aus Melasse und Zucker gebraunt wird, der Verkauf von Torf und Seetang u. s. w.

Fast überall findet sich hausindustrielle Weberei und Spinnerei, doch ist dieselbe nur in Süddonegal von großer Bedeutung. Dort sind 11.5 Proz. der Bevölkerung industriell beschäftigt, gegen 5 Proz. in Mayo. Gegen 10,000 Pfd. St. dürften 1896 durch den Verkauf von sog. Tweeds erlöst worden sein. Die Bauern gewinnen die Wolle von ihren schwarzgesichtigen schottischen Bergschafen. Die Frauen kratzen, färben und spinnen sie. Das Färben geschieht mit „Crotal“, einer braunen Flechte, mit den Wurzeln des Haidekrauts (gelb) und der Brombeere, mit Torfruß, Indigo u. s. w. Das gesponnene Wollengarn wird an Weber ausgegeben, die im Verhältniß von Lohnarbeitern stehen. Der Weber ist der arme, der Spinner der reiche Farmer. Ein Weber vermag das Gespinnst von 14—15 Farmern zu verweben. Je nach Muster und Gewebe erhält der Weber $1\frac{1}{2}$ und 4—5 d pro Yard. Die Stücke sind 28 Zoll breit und 40—50 Yard lang. Einzelne Gewebe wandern nach dem Weben in die winzige Walkmühle, die sich an einem kleinen Bergwasser bei Ardara befindet. Am ersten Montag im Monat ist Markt in dem Bergdorf Ardara. Die Farmer, die zerstreut an den Berghängen leben, schleppen ihre Tuchbündel auf dem Rücken herbei, indem sie dieselben mit einem aus trockenem Gras gedrehten Seil zusammenbinden. Sie haben manchmal 20 Meilen zu wandern und müssen dann die ganze Nacht unterwegs sein. In den letzten Jahren hat sich die „Irish Industries Association“, die in Beziehung zum „Congested Districts Board“ steht, die Hebung der Weberei angelegen sein lassen. Sie gibt Musterbücher und zahlt Prämien von 1 d pro Yard für Gewebe, welche sich bei einer Stempelung als gut erweisen. Außerdem liefert sie bessere Webstühle. Da sie gleichzeitig als Käuferin im Betrag von 2000 Pfd. St. auftrat, hat sie zu einem Steigen der Preise beigetragen. Eine letzte wichtige Quelle des Einkommens sind endlich die Zuschüsse, welche viele der Ausgewanderten ihren Angehörigen in der Heimath

[1] D. h. Ansiedler, die sich ohne Wissen des Grundherrn eingeschlichen und durch Verjährung gewisse Rechte erlangt haben.

Digitized by Google

zutheil werden lassen. In den Jahren 1851—1883 sind nachweisbar 35 Mill. Pfd. St. auf diese Weise nach Irland geflossen.

Nun gibt es aber Distrikte, wo keiner dieser Nebenerwerbe ausgeübt wird, wo auf kahlen, windüberflogenen Berghängen nur in den Senkungen ein paar Kartoffeläcker liegen, wo sich auf dem kümmerlichen Gras ein paar halbverhungerte Stück Vieh zu ernähren versuchen. In einem Theil Mayo's lebten 1880 auf 57 Acr. 27 Familien mit 166 Mitgliedern. Der Grundsteuerreinertrag war 40 Pfd. St. 15 Sh., die Rente 85 Pfd. St. 8 Sh. 2 P. 34 Tn. Kartoffeln und 10 Tn. Hafer machten ihre Mundvorräthe fürs Jahr aus; daneben besaßen sie 27 Kühe und Kälber, 22 Schafe, 10 Esel, 1 Pferd, 1 Maulthier. Eine dieser Familien, die zehn Mitglieder zählte, hatte 2 Acr. Land zu 3 Pfd. St. Rente (Grundsteuerreinertrag 2 Pfd. St.). Ihre Habe bestand in 2 Barrels Kartoffeln und zwei Ferkeln. Diese Familie schuldete vier Jahre Rente und stand mit 10 Pfd. St. in den Büchern des Krämers. Alle zusammen hatten 333 Pfd. Sterling Rentschulden und 381 Pfd. St. Krämerschulden. Das sind die ärgsten Typen Westirlands. Hier endet selbst das beste Jahr mit einem Defizit. Was an anderen Stellen von Zeit zu Zeit als akutes Uebel auftritt, das ist hier ein chronischer, nie wechselnder Zustand, mit der einzigen Ausnahme, daß dauernder Mangel mitunter in wirkliche Hungersnoth umschlägt.

## V.

Ueberall aber ist dieses Wirthschaftssystem von Zeit zu Zeit einem völligen Zusammenbruch ausgesetzt. Es ist recht eigentlich das Wirthschaftssystem eines Hirtenvolks, das auf unfruchtbaren Berghalden eingeengt ist. Der Ackerbau, wenn man die obengenannten Pflanzungen von Kartoffeln Ackerbau nennen will, vermag in einem guten Jahr für höchstens fünf bis sechs Monate Nahrung zu geben. Die Nahrung während der übrigen Zeit besteht aus Maismehl, amerikanischem Mehl, Thee und hier und da aus einem schlechten Stück schlechtesten amerikanischen Specks. Sie wird theils durch Viehverkauf, theils durch die erwähnten Nebenerwerbe bezahlt. Da sich die Bedarfszeit regelmäßig mit der Zeit der Geldeingänge nicht deckt, ist dies System ohne großen Kreditverkehr nicht denkbar. Der Mann, der den Kredit verschafft, ist der eigentliche Angelpunkt, um den die Wirthschaft des Westens kreist. Er ist der Dorfkrämer. Er lebt häufig in einem Haus, ebenso schmutzig und unansehnlich wie das Haus des niedrigsten Bauern, aber er ist die Geldmacht, das mobile Kapital, der kommende Mann. Er ist die Intelligenz, die unabhängige öffentliche Meinung, der dritte Stand Irlands. Sein einer Sohn wird Rechtsanwalt, der andere Arzt, der dritte Geistlicher. Sein Geschäft ist das einzige, das in Irland zahlt, sein Beruf der einzige, dem bei abnehmender Bevölkerung neue Leute zuströmen. Er ist oft ein Wucherer der schlimmsten Sorte („Gombeen Man"), der Prozente berechnet, die allem Hohn sprechen. Aber er ist der Rückhalt des Farmers in schlimmer Zeit. Er hat während der Tage der Landliga für den Farmer organisirt und für den Farmer im Gefängniß gesessen, er ist der Träger der nationalen Bewegung gewesen. Er fängt klein an, vielleicht mit ein paar Pfund Sterling, die er sich von seinem Landlord leiht. Er legt sich ein paar Sächelchen hin und gibt den Kauflustigen ungemessenen Kredit. Jedermann steht bei den anderen Krämern so tief im Buch, daß man gern zu dem neuen Manne geht. Dieser gewinnt Kundschaft, verdient Geld und vergrößert den Laden. Er erhält die Erlaubniß, geistige Getränke auszuschenken. Das ist ein doppelter Vortheil: einmal ist es an und für sich ein gutes Geschäft, dann aber nöthigt er alle Kunden, bei Abschlüssen jeder Art ein Tröpflein zu sich zu nehmen. „Ich leist' euch eins" beginnt die Sache und geht weiter, bis am Abend des Markttages die Farmer in voller Betrunkenheit wie toll durch die Nacht nachhause fahren. Dann wird der Krämer Agent für Guinneß u. Co., die große Brauerei, und verdient so ein Heidengeld. Er baut einen besonderen Eingang in sein Haus, der nicht durch den Laden geht, ein Zeichen, daß er ein wohlhabender Mann geworden ist. Dann nimmt er vor seinen Namen das O'. Er bezeichnet sich hiemit als Haupt eines Clans und als Finanzgröße, denn nur ein reicher Mann kann das O' standesgemäß führen. Schließlich zieht der O'Mulligan vielleicht gar nach Süddublin, zwischen Balckrock und Kingstown, ersteht ein weißes Häuschen, baut eine Zinne darauf und nennt es O'Mulligans Castle. Das ist der Mann, der die Wirthschaft des Westens im Gang erhält. Wenn die Kartoffeln zu Ende sind, liefert er dem Farmer Maismehl, Thee, Tabak, ohne auf Zahlung zu dringen. Er wartet bis nach der Ernte, bis nach den Viehmärkten. Er gibt dem Farmer Kleider, soweit sie nicht in dessen Haus hergestellt werden. Ja, wenn der Sohn zur Wanderarbeit nach England will, schießt er ihm sogar baar Geld zur Reise vor, einem Freund manchmal zinsfrei! Sonst hängen die Darlehensbedingungen häufig davon ab, ob der Farmer arbeitskräftige Kinder hat oder ob seine Brut noch unerwachsen ist.[1] Der Farmer stellt dem Krämer mitunter einen Schuldschein aus, der auf ungemessene Zeit verlängert werden kann. Er kauft fortwährend bei dem Krämer und wird in dessen Büchern dafür belastet. Wenn die Ernte kommt, bezahlt er ihn. Fiel aber die Ernte schlecht aus und droht der Renttag, so geht der Farmer wieder zum Krämer und läßt sich den Betrag der Rente vorschießen. Oft leiht der Krämer hiebei nicht auf einen einfachen Schuldschein, sondern verlangt zwei Bürgen, die ihren Namen mit unterschreiben müssen. Selten handelt ein Farmer nur mit einem Krämer, meist steht er bei allen im Buch. Sie nehmen das nicht übel, denn auch in Westirland hacken die Krähen einander die Augen nicht aus; wenn man 43 Proz. Zins nimmt, kann man den Kollegen den gleichen Satz gönnen. Der Farmer hat oft keine genaue Vorstellung von seiner Schuld; der Krämer führt Buch und rechnet die Abzahlung an. Hier und da besitzt der Letztere bereits ein Gütchen, das irgend ein Farmer bearbeiten muß, um seine Schuld zu tilgen. Sonst wartet der Krämer geduldig. Er hat gut warten, denn selbst wenn die Hälfte seiner Schuldner zugrunde geht, der Rest reicht, ihn bezahlt zu machen. So ist der Krämer das Element, das die Wirthschaft des Westens, die aus schlecht ineinandergefügten Stücken besteht, zusammenhält. Er hilft aus, wo eine Lücke eintritt; er drängt und quält nicht, er vertreibt den Pächter nicht gern durch Exekution, denn dadurch macht man sich einen schlechten Namen; auch wäre er thöricht, die Henne zu schlachten, die goldene Eier legt. Von Zeit zu Zeit aber kommt ein Jahr, wo die Kartoffeln durch Nässe verderben, wo der Torf nicht getrocknet werden kann; das Heu ist auf den Wiesen verfault, das Vieh ist ungenügend genährt und unverkäuflich, die Schweine packt das Fieber, die Schafe erkranken an Lungenfäule, die Kartoffeln reichen höchstens bis Weihnachten. Dann klafft in der mühsam hergestellten Einheit der Wirthschaftsführung eine Lücke. Ginge selbst alles den gleichen Gang, für vier Monate fehlte die Nahrung. Wenn die Schuld nicht gar zu hoch aufgelaufen ist, gibt der Krämer wohl noch hier und da Kredit; meist aber versagt er ebenso wie die Bank. Der Pächter muß sich von seinem Vieh trennen, doch kann er es jetzt nicht gut verkaufen, da es außer der Marktzeit

[1] A strong or a weak family.

Digitized by Google

ist. Er hat bereits die November-Rente nicht bezahlt; der Landlord kann ihm jeden Tag kündigen und ihn auf die Straße setzen. Der Farmer versetzt seine Kleider; Gänse, Enten, Hühner sind bereits alle gegangen. Er behält vielleicht eine Kuh zurück, die aus Futtermangel keine Milch gibt, er verzehrt seine Saatkartoffeln und hat kein Geld, neue zu kaufen. Wieder einmal ist das ewig schwankende Gleichgewicht der Defizitwirthschaften gestört worden, wieder einmal ist der Hunger über die Berge gestiegen. Dann gestattet die Regierung eine Ausdehnung der Armenunterstützung (Out-Door reliefs). Aber viele Armenverbände sind so arm, daß sie eine Erhöhung der Steuer nicht ertragen. Nothstandsarbeiten beginnen, aber meist mit geringem Erfolg, denn Jedermann, nicht nur die wahrhaft Bedürftigen, beeilt sich, an die Krippe zu gelangen, die die Regierung ausgehängt hat. So war es 1879—1880, so 1885, 1890, 1895, so war es wiederum im letzten Winter. Saatkartoffeln werden vertheilt, eine gute Ernte folgt und alles ist wieder wie vordem. Muß es immer so bleiben?

Seit 1891 ist der „Congested Districts Board“, der eine Verwaltung der Hungerdistrikte darstellt, mit dauernden Hebungsversuchen beschäftigt. Man hat Bahnen gebaut und entlegene Gegenden in Verbindung mit Märkten gebracht, man hat die erwähnten Nebenberufe zu fördern getrachtet und landwirthschaftlichen Unterricht ertheilt. Man hat auch eine Vergrößerung der Pachtstellen erstrebt. Durch Auswanderung ist sie vielerorts nicht zu erreichen, da häufig nur die jüngeren Familienmitglieder abwandern, während die Alten im Besitze der Stelle bleiben und sie schlechter bebauen, als es die Jungen gethan hätten.[1]) Ueberdies hat sich eine lebhafte Opposition gegen Auswanderung erhoben, um so stärker, als häufig die verlassenen Stellen nicht zur Vergrößerung benachbarter Farmen dienten, sondern zur Bildung großer Graspachten benutzt wurden. Der „Congested Districts Board“ hat Güter, auf denen sich neben Zwergfarmen große Weideländereien befinden, aufgekauft. Er hat mit Hereinnahme der Grasländereien das gesammte Land an die Inhaber der alten Stellen neu vertheilt und hiedurch eine Vergrößerung der Farmen erzielt. Eine lebhafte Bewegung, die diese auf dem Wege der Zwangsenteignung durchführen will, hat eingesetzt.

Außer diesen äußeren Reformen aber bleibt eines zu thun, was weit schwerer zu erfüllen sein dürfte: Dem Volk, das diese Bergöden Westirlands bewohnt, liegt der Schwerpunkt des Lebens nicht in wirthschaftlicher Thätigkeit. Wohl trachten seine Kinder darnach, nicht Hungers zu sterben, wohl klagten sie, daß sie heimathlos seien wie die „Wildgänse“. Solange sie indeß in ihrer Umgebung bleiben, wiegen sie sich nicht in Träume von materiellem Wohlergehen. Ihre Eigenart, ihren Glauben, ihr Fleckchen Land, das ist's, was sie in dieser Welt bewahren wollen. In allem anderen gehört ihr Denken und Trachten dem Reiche des „nach diesem“. Ich zweifle, ob das Jenseits, von dem sie träumen, das Jenseits der christlichen Glaubenslehre ist. Ich weiß, daß es von Feen und Geistern bevölkert wird, die sich nur mit Mühe zu Heiligen stempeln lassen. Es klingt durch ihre unirdische Sinnesweise nicht jener herbe Ton, der der christlichen Askese eigen ist. Eine hellenisch zu nennende Heiterkeit erfüllt ihre Seele. Wohl ist ihr Leben hart und mühevoll, wohl sollte alles geschehen, um ihm eine sicherere Grundlage zu geben. Wird sich ein solches schaffen lassen, ohne daß man sie aus ihrem Traumreich entwurzelt? Heute ist ihnen das Leben wie uns Anderen ein Traum, ein Traum voller Freude manchmal und manchmal voller Schmerz, thöricht manchmal und manchmal weise, immer aber unwirklich. Der Traum wird verwehen, wenn der Tag anbricht. Es wird ein Tag sein, der nicht enden wird. Die Sonne wird ewig scheinen, wie sie heute über Innisfails Moore und Weiden scheint, wie sie selbst über Connaughts granitene Kuppen schmeichelnd hinhuscht. Die rothbeerigen Stechpalmen werden sich längs blauer Seen hinziehen, wie sie heute Killarney umkränzen. Das purpurne Heidekraut wird blühen und der goldgelbe Ginster, wie er heute in den Bergen von Wicklow blüht. Und rein und unbefleckt von Gier nach irdischen Schätzen wird Paddy's Seele in das herrliche „Land der Sehnsucht“ einziehen, wo die Greise jugendschön sind und die Weisen jugendfroh.

[1]) In den Jahren 1881—84 wurde durch Tuke eine Auswanderung ganzer Familien versucht. Der Antheil der 15—35jährigen an der Gesammtauswanderung betrug hiebei nur 32 Proz., während er sonst 78 Proz. ausmachte.

---

## Ein Apostel der Wiedertäufer.

Der Geschichte der täuferischen Bewegung in Deutschland ist in den letzten Jahrzehnten mit besonderem Eifer nachgegangen worden. Gewiß mit Recht, denn wir haben in der von den Wiedertäufern vertretenen Richtung die Bekundung eines Geistes, der in gewisser Beziehung zur Ergänzung der deutschen und schweizerischen Reformation bestimmt war. Allerdings ist es gut, wenn man die Tragweite dieser Bewegung nicht allzusehr überschätzt, auch wenn die große Mehrzahl der Täufer nicht entsetzlichen Verfolgungen zum Opfer gefallen wäre, würde sie es bei ihrer Zersplitterung, ihrem Mangel an einheitlichem Zusammenschluß wahrscheinlich nicht zu einer festen, tiefergreifenden Gemeindebildung gebracht haben. Dazu kam, daß für schwärmerische und unklare Köpfe immerhin die Verführung zu Phantastereien und gefährlicher geistiger Willkür nahe lag, wenn man auch keineswegs berechtigt ist, das ganze Täuferthum für die an Wahnsinn grenzenden Vorgänge, die sich in dem münsterischen Gottesreiche Johanns von Leyden abspielten, verantwortlich zu machen. Schließlich darf man einen starken Rückstand rein mittelalterlicher Elemente in dieser Richtung nicht vergessen, wie denn namentlich der Zug der Askese und Weltflucht durchaus auf das Mittelalter zurückweist. Alle diese Eigenschaften machten das Täuferthum für eine Wirksamkeit im größten Stil ungeeignet; aber verloren blieb die Bewegung darum doch keineswegs. In den geistigen Strömungen des 17. Jahrhunderts, die den Pietismus vorbereiteten, wachte sie vielmehr wieder auf, und auch der Pietismus selbst weist ganz deutlich bestimmte Züge auf, die an das Wesen der Täufer erinnern. Schon bevor diese Erneuerung und Vertiefung der Richtung in Deutschland vor sich ging, hatte sie sich nach England verbreitet; der Independentismus Englands ist wesentlich durch das deutsche Täuferthum beeinflußt worden, und man wird nicht umhin können, den Werth einer Bewegung nicht gering zu veranschlagen, die mit zur Ausbildung einer Erscheinung von so weltgeschichtlicher Größe wie der Oliver Cromwells beigetragen hat. Also mehr um der späteren Früchte als um der Resultate willen, die es in seiner Zeit hervorgebracht hat, zieht uns das Täuferthum an; doch darf man auch den Ertrag der Richtung im 16. Jahrhundert nicht gering schätzen. Das Täuferthum in den letzten Zwanziger und beginnenden Dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts hat sich namentlich in Mähren und den anderen österreichischen Ländern so rein entwickelt, daß man den Anhängern dieser Richtung hohe Bewunderung nicht versagen kann. Ein frommes, weltabgewandtes und doch heiteres Leben, Demuth und Gehorsam, daneben aber unerschütterter Heldenmuth und freudiges Märtyrerthum, wenn es galt, für die Ueberzeugung einzutreten und sie zu bekennen: das sind die Eigenschaften, die uns überall entgegentreten und um so

Digitized by Google

höhere Anerkennung verdienen, als sie in einem an harten und widerwärtigen Zügen so reichen Zeitalter vorkommen. Unter diesen Umständen muß es von besonderem Reiz sein, auch die Führer dieser Bewegung in ihrem Leben und in ihren Bestrebungen zu verfolgen. Eine Arbeit, die das Wichtigste über einen von ihnen zusammengestellt, wird uns jetzt vorgelegt; ihr Verfasser, der Hofrath Dr. Joseph R. v. Beck ist nicht mehr am Leben; der ausgezeichnete Kenner der österreichischen Reformationsgeschichte Joh. Loserth legt sie uns aus seinem Nachlaß vor: Georg Blaurock und die Anfänge des Anabaptismus in Graubünden und Tirol. (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. Berlin, Heyfelder 1899.)

Georg Blaurock stammte aus Bonaduz in Graubünden; seine Geburtszeit werden wir etwa in das letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts zu verlegen haben. Frühzeitig wurde er Mönch in Chur; als die Reformation in der Schweiz sich auszubreiten begann, verließ er sein Kloster und erschien unter dem Namen „Georg vom Hause Jakobs in Chur“ Ende 1524 oder Anfang 1525 in Zürich. Hier hatte sich gegen Zwingli schon eine starke Opposition gebildet. Zwei Züricher Patriziersöhne, Grebel und Manz, vertraten dem Schweizer Reformator gegenüber das radikalere Element. Ihnen schloß sich Blaurock an und bildete den Vermittler zwischen den beiden feinen und gebildeten Männern und der Volksmenge. Zu einer derartigen Rolle scheint er allerdings in hohem Maße befähigt gewesen zu sein. Selbst ein Sohn des Volkes, verstand er zu dem gemeinen Manne in seiner Sprache zu reden und seine Vorstellungsweise zu treffen. Wenn der Mann, dessen gewaltige Gestalt die ungestüme Kraft des ungebrochenen Bauerngeschlechtes verrieth, den Mund öffnete und volksthümliche Töne unmittelbar neben hochfliegenden Worten und Weissagungen anschlug, dann horchten die Massen erstaunt auf und der Ruf des neuen Propheten ging von Mund zu Mund. Das Zeichen, um das sich diese Männer sammelten, war die Verwerfung der Kindertaufe, deren Nichtberechtigung sie nachzuweisen suchten. Es war selbstverständlich, daß der Streit in irgend einer Weise zum Austrag gebracht werden mußte. Der Rath von Zürich veranstaltete auf Zwingli's Betreiben eine öffentliche Disputation, an der sich auch Blaurock betheiligte, ohne daß Zwingli diesem besondere Beachtung schenkte. Zu einer Einigung kam es selbstverständlich bei diesem Gespräch nicht; beide Parteien verlangten vergeblich von dem Gegner für die Berechtigung dessen Anschauungen Belege aus der heiligen Schrift, die aber nach der Lage der Dinge natürlich nicht beigebracht werden konnten. Der Rath sprach jedoch Zwingli den Sieg zu und verbannte die meisten fremden Täufer aus der Stadt. Blaurock, den merkwürdigerweise die Ausweisung nicht betroffen hatte, verließ ebenfalls Zürich und begab sich nach Zollikon. Gerade in dieser Zeit des offenen Kampfes mit der entstehenden Schweizer Staatskirche bildete sich der Brauch heraus, der nunmehr das Merkmal für die Täufer wurde und zu endgültiger Absonderung auch von den Evangelischen führte: die Spättaufe. Blaurock war einer der Ersten, der sie empfing, und auf das eifrigste theilte er sie wieder aus. Zahlreiche Leute, namentlich aus den niederen Ständen, schlossen sich der neuen Richtung an, und da der Anhang der Täufer immer mehr wuchs, begannen sie auch kühner vorzugehen. Im Februar 1525 erschien Blaurock in der Kirche zu Zollikon und suchte den Zwingli'schen Pfarrer mit den Worten am Predigen zu verhindern: „Nicht du, sondern ich bin gesandt, zu predigen.“ Als dann der Pfarrer doch zu Wort kam, wollte Blaurock dennoch sich mehrfach bemerkbar machen und wurde erst zur Ruhe gebracht, als ihm der Untervogt Festnahme und Gefangenschaft in Aussicht stellte. Da jedoch die täuferischen Unruhen in Zollikon nicht aufhörten, ließ der Rath Blaurock und seine Genossen gefangen setzen und beauftragte drei Leutpriester und drei Rathsverordnete, die Angelegenheit zu untersuchen und dann dem Rath Bericht zu erstatten. Blaurock berief sich für die Berechtigung seines Vorgehens auf das Beispiel der ältesten Christengemeinde, sprach sich heftig gegen Zwingli aus und erklärte, diesem Rede stehen zu wollen. Nach Abgabe dieser Erklärungen wurde er gegen Urfehde entlassen und man versprach ihm, daß man ihn Zwingli gegenüberstellen wolle. Blaurock dachte aber keineswegs daran, seine Thätigkeit in Zollikon aufzugeben; er predigte täglich und taufte zahlreiche Erwachsene. Da der Rath von Zollikon jedem Erwachsenen bei Buße verboten hatte, sich nochmals taufen zu lassen, wurde nunmehr gegen die Schuldigen eingeschritten. Zugleich beraumte der Rath, offenbar um eine sichere Grundlage für ein Vorgehen gegen die Täufer zu erhalten, das dem Blaurock zugesagte Religionsgespräch mit Zwingli an. Es fand nunmehr die sogenannte zweite Täuferdisputation statt, in der hauptsächlich Grebel gegen Zwingli das Wort führte; über Blaurocks Betheiligung wissen wir wenig; nur das erscheint sicher, daß er in ungemein leidenschaftlicher und heftiger Weise gegen Zwingli Vorwürfe richtete, für die er wirklich sachliche Gründe anzugeben nicht imstande war. Das Ergebniß der zweiten Disputation war jedenfalls das gleiche wie bei der ersten: die ausführenden Gewalten entschieden sich für Zwingli und die Seinen. Da Blaurock sich weigerte, freiwillig Zürich zu verlassen, wurde beschlossen, ihn in seine Heimath, nach Chur, abzuschieben. Bis zur Ausführung dieses Beschlusses wurde Blaurock mit anderen Täufern in strenger Haft gehalten, doch entdeckten sie eine Gelegenheit zum Entweichen, und unter dem Schutze der Nacht gelang es ihnen, ihre Flucht zu bewerkstelligen.

Blaurock begab sich zuerst nach dem Züricher Oberlande und wandte sich dann in seine rhätische Heimath nach Chur, wo er ebenfalls mit mehreren Gesinnungsgenossen, z. B. mit Manz, für seine Sache zu wirken suchte. Auch hier traf ihn die Gefangenschaft; da es ihm indessen nicht an Fürsprache fehlte, wurde er befreit und ging nach Appenzell und von hier aus wieder nach dem Züricher Oberlande. Hier fanden die Täufer dankbaren Boden, denn während es Zwingli in der Stadt gelungen war, die Alleinherrschaft seiner Richtung durchzusetzen, blieb die Einheit der Lehre auf dem Lande noch immer ein frommer Wunsch. So entfaltete Blaurock hier eine rege Thätigkeit, die er gelegentlich durch Agitationsreisen unterbrach. Als er in der Kirche zu Hinwyl predigte und den Pfarrer, der ihn zunächst ruhig hatte reden lassen, wegen der Kindertaufe hart angriff, wurde er durch den Untervogt verhaftet, auch Grebel wurde noch an dem gleichen Tage, Manz drei Wochen später festgenommen. Der Züricher Rath beschloß nun, entschieden gegen die Täufer vorzugehen, sie endgültig zu überwinden. Dazu sollte ein neues Religionsgespräch dienen. Um Material für dieses zu finden, ließ der Rath die Täufer eifrig verhören, besonderer Werth wurde dabei auf die Stellung der Täufer zu den staatlichen Behörden gelegt, da man ihnen Schuld gab, daß sie ungesetzliches Wesen und Ungehorsam gegen die Obrigkeit predigten. Die Disputation dauerte drei Tage, der Sieg wurde natürlich Zwingli zugesprochen und den Bewohnern des Oberlandes mitgetheilt. Blaurock, Grebel und Manz wurden eine Zeitlang freigelassen, bei dem Entstehen neuer Unruhen aber wieder festgenommen. Doch auch diesmal kam es nicht zu ernstlichen Maßregeln gegen sie; sie wurden wieder frei und Blaurock wirkte aufs neue in Appenzell und in Graubünden. Nach dem Tode Grebels, der im Frühjahr 1526 an der Pest starb, erschienen Blaurock

Digitized by Google

und Manz wiederum im Züricher Oberland. Der Rath, der nach der letzten Disputation ferneres Taufen bei Strafe des Ertränkens verboten hatte, ließ sie gefangen nehmen und Manz im See ertränken. Blaurock wurde gestäupt und nach Schwörung der Urfehde des Landes verwiesen, doch leistete er den Eid erst nach längerem Widerstreben. Da die staatlichen und kirchlichen Behörden jetzt immer schärfer gegen die Täufer vorgingen, fand Blaurock in den nächsten Jahren keine bleibende Wohnstätte; er hielt sich abwechselnd in Graubünden und Appenzell auf. In dem zuletzt genannten Kanton wurde er 1529 verhaftet und wahrscheinlich mit Landesverweisung bestraft. Da ohnehin Täufergemeinden aus dem Eisack- und Etschthale nach dem Tode ihres als Märtyrer gestorbenen Führers Michael Kürschner nach einem neuen geistlichen Berather verlangten, machte sich Blaurock nach Tirol auf, wo er wiederum eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete, deren wichtigste Stationen zu Klausen, in Gufidaun, am Ritten, zu Vels und am Breitenberge bei Leifers unterhalb Bozen waren. Hier sollte ihn das Geschick ereilen. Die Regierung zu Innsbruck war schon lange auf das Treiben der Täufer aufmerksam geworden und hatte dem Pfleger zu Gufidaun, Hans Preu, eine Rüge ertheilt und ihm mit Absetzung drohen lassen, weil er den gegen die Täufer erlassenen Mandaten nicht pflichtgemäß nachkomme. Preu wollte nunmehr offenbar seinen Eifer an den Tag legen und es gelang ihm, Blaurock in seine Gewalt zu bekommen. Nachdem darüber an die Innsbrucker Regierung berichtet war, wurde Blaurock verhört, nach Erledigung einiger rechtlicher Formalitäten verurtheilt und am 6. September 1529 zu Klausen verbrannt.

Das Lebensbild, das uns diese, die innere Entwicklung des Mannes nur theilweise berührenden Notizen gewähren, gewinnt an Bedeutung, weil es etwas typisches hat. Von einem Lande in das andere getrieben, immer von neuem verfolgt, verhaftet und ausgewiesen, verliert der Täufer doch nicht seinen Muth und den unerschütterlichen Glauben an seine Sache, sondern er nimmt trotz aller Verfolgungen sein schwieriges Werk immer wieder auf. In den Klüften der Berge, im Dunkel der Wälder sehen wir ihn thätig; heute wird die Versammlung an dem einen, morgen an dem anderen Orte gehalten, um den Nachstellungen der Gegner zu entgehen, denen aber der Führer zuletzt doch zum Opfer fällt. Es ist das der Lebenslauf der meisten Prediger der Täufer, und auch der Gegner wird der Ueberzeugungstreue, die hier zutage tritt, seine Achtung nicht versagen.

Im übrigen gewinnt man allerdings den Eindruck, daß Blaurock ein Mann von engbegrenzter Fassungskraft gewesen sei, der die Kardinalpunkte des Täuferthums ergriff und mit der ganzen Zähigkeit eines harten Kopfes festhielt. Von dem freien, geistigen Standpunkt, den ein Denck vertrat, findet man hier so gut wie nichts. Als das Wichtigste erscheint vielmehr hier die Frage nach der Berechtigung der Kindertaufe, wie denn Blaurock in der Kirche einem Geistlichen, der die Kindertaufe vertheidigt, zuruft: „Du bist der Endchrist (Antichrist) und verführst das Volk.“ Aber gerade diese Beschränkung auf wenige leichtfaßliche Gesichtspunkte, verbunden mit der volksthümlichen Schlagkraft seiner Rede, mag ihm die Wirkung auf die Menge gesichert haben. Wie in seinem ganzen Wirken, so zeigt er sich auch in den beiden geistlichen Liedern, die er verfaßt hat und von denen vielleicht das eine unmittelbar vor seinem Märtyrertode als Bekenntniß und als Abschiedswort an das Leben aufzufassen ist.

G. E.

## Mittheilungen und Nachrichten.

*μσι.* „**Literaturbilder fin de siècle**“ gibt **Anton Breitner** (im Verlag von Robert Baum, Leipzig 1899) in hübsch ausgestatteten kleinen Bändchen heraus. Das letzterschienene vierte ist dem Tiroler Dichterveteranen Adolf **Pichler** gewidmet. Den größten Theil desselben nimmt ein biographisch-kritischer Essay von Dr. Bernhard **Münz** über Pichler ein, der zur Zeit des Erscheinens eben die Vorfeier seines 80. Geburtstags beging. Der kleinere behandelt „die Moderne“ in Salzburg (von Dr. Hans **Widmann**) und zwar in bunter Reihe: Hermann Bahr, Irma v. Troll-Borostyáni, Heinrich v. Schullern, Friedrich Fürst Wrede und Hans Seebach. Der alte, mit der Milch der Antike und Dante's genährte Pichler wird sich gewundert haben über diese buntscheckige Gesellschaft, mit der er zusammengespannt erscheint; wir, offen gestanden, auch. Aber wenn wir auch trotz dem bissigen Vorwurf des Verlegers gegen frühere Kritiker den Titel „fin de siècle“ gerade für so geschmacklos ansehen müssen wie die Bezeichnung „die Moderne“, so halten wir das Buch doch für eine gut gemeinte kleine Festgabe nicht ohne jedes Verdienst. Wenn der Herausgeber ein Gegner der impotenten „Moderne“ ist, so sollte er ihr nicht die geschmacklosen Schlagworte entlehnen. Die Angriffe auf die drei früheren Bändchen, die uns unbekannt geblieben sind, lernen wir begreifen, wenn man aus dem Inhaltsverzeichniß erfährt, daß dort Scheffel, Hamerling, Ebers, Saar, Stifter, Martin Greif unter der Flagge „fin de siècle“ segeln mußten. Direkt protestiren müssen wir aber gegen die Bemerkung im Geleitswort des Herausgebers: „Eine erfreuliche Reaktion ist übrigens schon eingetreten, was die Thatsache beweist, daß sich die nach immer angesehene Beilage zur Allgemeinen Zeitung, **die anfangs mächtig in das Reklamehorn der Modernen blies**, schon getraut, eine Strophe von Alfred Beetschen abzudrucken, die unser Geleitwort schließen soll“ ꝛc. **Wann**, fragen wir, hat je unsre Beilage „mächtig in das Reklamehorn der Modernen geblasen“? In einem Buche, das ernsthafte literarische Kritik üben will, sollte doch eine so starke Verdrehung der Thatsachen nicht vorkommen.

*Manuali Hoepli* (Ulrico Hoepli, Mailand). — Bis auf über 600 Bände hat es die Sammlung der Manuali Hoepli bis jetzt gebracht. Von den Nahrungsfälschungen bis zu den höchsten philosophischen Problemen sind in der Kollektion die Doktrinen systematisch und mehr oder weniger wissenschaftlich behandelt und sie wird ihren Zweck, die Wissenschaften weiteren Kreisen zugänglich zu machen, die Kunst und die Literatur in billigen, aber doch gut ausgestatteten Ausgaben dem italienischen Volke zu bieten, gewiß theilweise erfüllen. Wo die Italiener nicht selbständige Forschungen aufzuweisen haben, wie z. B. auch in der Doktrina des Lawn-Tennis, hat man die einschlägige ausländische Literatur übersetzt. Es ist selbstverständlich, daß nicht alle Gebiete sich einer, quantitativ und qualitativ, gleich guten Behandlung zu erfreuen hatten; für unsre Begriffe sind manche Manuali nicht zuverlässig und wissenschaftlich genug, wo die Doktrinen Wissenschaftlichkeit im strengsten Sinne vertragen. Aus dem Gebiete der Archäologie liegen uns jetzt einige erfreuliche, knappe und gediegene Darstellungen vor, die auch den Vergleich mit unsrer gerade in ihrer „kleinen Bibliothek des klassischen Alterthums“ so trefflichen Sammlung Göschen nicht zu scheuen hätten. **Ambrosoli's** „Monete Greche“ (ein drei Lire-Bändchen) bietet für diesen Preis ganz merkwürdig Gutes: 200 Münzabbildungen, 2 geographische Karten, eine allgemein systematische Darstellung, Chronologie, Typen ꝛc. Ein sehr umfangreiches Material gibt **Serafino Ricci's** „Epigrafia Latina“ (ein 6 Lire 50 Cent.-Band) mit 65 Tafeln, auf denen die interessantesten römischen Inschriften auf Tafeln, Denkmälern, ja auch Steinkunst- und Gebrauchsgegenständen im Faksimiledruck (nicht durchweg gelungen) zu Nachschlage- und Uebungszwecken wiedergegeben sind. Selbstverständlich sind auch Buchstabentabellen in vergleichender Uebersicht vorhanden. Der sechste Theil von Ricci's brauchbarem Manuale beschäftigt sich mit den Abkürzungen zuerst nach Titeln, Würden, Regionen ꝛc. und hat dann ein vollständiges alphabetisches Register der auf Inschriften gebräuchlichen Siegeln, bringt endlich die für die

Epigraphik so sehr wichtige Vertheilung der Tribus in Italien und den Provinzen (selbstverständlich nach Kubitschek). Jetzt liegt auch noch eine „Classificazione delle Scienze“ durch Camillo Trivero, Professor am technischen Institut Sommeiller in Turin, vor; dieses gewaltige Gebiet der reinsten philosophischen Systematik aller Wissenschaften ist auf kaum 300 Seiten geschickt behandelt. Der Verfasser theilt alle Wissenschaft in drei Theile ein: 1. das historisch-geographische Gebiet, 2. die Wissenschaften als solche, 3. das philosophische Gebiet. Die Ideen von Zeit und Raum, in jedem der drei Theile in verschiedenem Sinne angewandt, glaubt der Verfasser als den Maßstab der Verschiedenheiten, die seine Eintheilung bedingen, ansehen zu dürfen. Uebersichtliche Tafeln suchen das Verständniß zu erleichtern, auf das hier die ganze Art der Fassung hinarbeitet. Dennoch fürchte ich, daß der nicht populäre Stoff in Italien nicht allzuviel Leser finden wird. Auch in Deutschland würde eine in deutscher Sprache geschriebene populäre Darstellung solcher rein wissenschaftlichen Probleme nicht in weitere Kreise dringen. Zu solchen Doktrinen hat das „volgarizzare delle scienze“ ein Ende.

M.

-nn- **Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs.** Unter diesem Titel veröffentlicht im Auftrag der württembergischen Kommission für Landesgeschichte der Stuttgarter Bibliothekar Prof. Dr. Karl Steiff eine Sammlung volksthümlicher historischer Dichtungen im Umfang von fünf Lieferungen, deren erste unlängst bei W. Kohlhammer (Stuttgart) erschienen ist. Das Unternehmen wendet sich an einen weiteren Leserkreis und ist dementsprechend angelegt. Auf die quellenmäßige Wiedergabe des Textes, wobei mitunter die Schreibweise, entsprechend den von R. v. Liliencron in seiner Ausgabe der „historischen Volkslieder“ aufgestellten Grundsätzen, abgeändert wurde, folgt neben kurzer Kritik die Darlegung des geschichtlichen Zusammenhangs, in den das Lied einzureihen ist, dann womöglich Mittheilungen über den Dichter oder über die näheren Umstände der Entstehung des Gedichts und endlich erschöpfende Quellen- und Drucknachweise mit Angabe der wichtigeren Varianten. Dem Text sind dankenswerthe Wort- und Sacherklärungen beigefügt. Die ausgegebene Lieferung umfaßt für die Zeit von 1416 bis 1519 nicht weniger als 42 Lieder und Sprüche, von denen ein ansehnlicher Theil hier zum erstenmal an die Oeffentlichkeit tritt. Mag auch der dichterische Werth manchmal gering sein, so wird doch die Literaturgeschichte da und dort für die gebotene Bereicherung dankbar sein. Den meisten Gewinn freilich wird die Geschichte und Naturgeschichte haben. In eigenartigem Licht spiegeln sich große und kleine Zeitereignisse wieder, die in der Auffassung des Volkes oft ein völlig anderes Gepräge erhalten, als es die uns den übrigen Quellen geschöpften Vorstellungen zu bieten vermögen. Diesen originellen Zeugnissen nachzugehen, auch wenn sie nicht immer die unverfälschten Thatsachen vorführen, hat ebenso für den gebildeten Laien, dem sonst die Quellenlektüre ferne liegt, einen anziehenden Reiz wie für den Fachmann, der die ohnehin seltenen Aeußerungen der öffentlichen Meinung als Beweise der Einwirkung der Ereignisse auf die der geschichtlichen Betrachtung nur zu häufig entrückten Massen des Volkes mit Begier sammelt und zum Studium des Zeit- und Volkscharakters verwerthet. Wir begrüßen gerade die vorliegende Sammlung mit besonderer Freude, weil sie der Geschichte eines Stammes gewidmet ist, der in seiner bis heute bewahrten Eigenart unter den angedeuteten Gesichtspunkten mehr als ein anderer Interesse gewährt. Die württembergische Kommission für Landesgeschichte hat ohne Zweifel einen glücklichen Wurf gethan mit diesem Unternehmen, dessen Ausführung in den besten Händen liegt. Die Sammlung soll bis herab in die neuere Zeit fortgeführt werden.

*Americana Germanica.* A Quarterly devoted to the comparative study of the literary, linguistic and other cultural relations of Germany and America. Editor Marion D. Learned. Vol. II, 1898. — Da wir uns bereits im vorigen Jahre bei Vollendung des ersten Jahrgangs der vorliegenden Zeitschrift ziemlich eingehend über Art und Zweck derselben ausgesprochen haben (Beil. 156, 1898), so mag es für diesmal genügen, unter Betonung dessen, daß sie auch in diesem Bande eine Sammlung von zum Theil höchst werthvollen Untersuchungen in sich vereint, einen kurzen Ueberblick über ihren wesentlichsten Inhalt zu geben. Dem Umfange nach nehmen die erste Stelle die Fortsetzungen der schon im vorigen Jahrgang von Learned begonnenen Ausgabe jenes merkwürdigen „Bee-Hive“ des Fr. Dan. Pastorius ein (Part. 2—4 in Heft 1, 2, 4), der auch hier wieder eine Fülle des Beachtenswerthen und Interessanten bringt. Sehr wichtig für die Kenntniß deutschen Einflusses auf das amerikanische Schul- und Kirchenwesen, zunächst in Pennsylvanien, sind zwei ebenfalls von Learned veröffentlichte historische Denkmäler; das erste führt den Titel: „Historische Anmerkungen, was sich von Anno 1750 an, folgentlich biß 1775 mit den Schwenkfeldern, merkliches Verlauffen“, wozu noch eine zweite Hälfte kommt, welche die Ereignisse bis 1789 verfolgt. Nicht bloß für die Geistesgeschichte, auch für die des nordamerikanischen Befreiungskrieges sind dies wichtige Quellen. Das zweite kommt besonders für die Geschichte der Pädagogik in Betracht; es ist ein „Journal aller und jeder Einrichtungen, particulairer Anordnungen und Fortsetzungen, so in Sachen gehöriger Unterhaltung und Verwaltung derer Schulanstalten bey den so genandten Schwenkfeldern so wohl für itzo als fernerhin Anzumerken nöthig und erforderlich sind; ... Angefangen und eingerichtet im Jahr 1764.“ Verwandt mit diesen Gebieten ist die gründliche und umfängliche Abhandlung von W. A. Haußmann „German-American Hymnology“, ein sehr dankenswerther Beitrag zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes in Amerika. Etwas weiter abliegend, aber auch nicht unwichtig für die Feststellung deutschen Einflusses, wenn auch nur sehr mittelbaren, auf Amerika sind Leo Wieners beide Aufsätze über die Volkspoesie der russischen Juden, die auch für die allgemeine Volkskunde viele und wegen der Entlegenheit und Seltenheit des benutzten Materials sonst nur wenig bekannte Beiträge bringen; derselbe Gelehrte hat übrigens vor kurzem eine ausführliche Geschichte der jüdischen Literatur im 19. Jahrhundert vollendet. Neben diesen mehr kulturgeschichtlichen Aufsätzen stehen dann eine Reihe sprachlicher und literargeschichtlicher Arbeiten. Ziemlich ausgedehnt, aber etwas mechanisch sind die Zusammenstellungen C. R. Millers über die Präposition bei Hans Sachs, kleiner aber anziehender sind die Ausführungen D. Dodge's über das Geschlecht englischer Lehnwörter im Dänischen, T. S. Bakers über den Einfluß L. Sterne's auf die deutsche Literatur, sowie eine bisher übersehene Aeußerung eines englischen Musikers über Schubart, auf die F. H. Wilkens aufmerksam macht. Besonders rege ist augenscheinlich zur Zeit die Antheilnahme an Goethe's „Faust“, über den sich drei Beiträge finden, von Herm. Collitz, Ch. A. Eggert und Jul. Goebel, die beiden letzten im Anschluß an den zweiten Theil der Ausgabe von Calvin Thomas. Bemerkenswerth ist ferner die Nachricht von einem Zusammenschluß der Lehrer des Deutschen in Pennsylvanien, über deren erste Versammlung ein Bericht vorliegt, und Ad. Gerbers begeisterte Schilderung „The Goethe Institutions in Weimar and their Work from the Beginning of 1897 to the Middle of 1898“. Den Schluß der einzelnen Hefte bilden wieder Rezensionen und Uebersichten über den Inhalt anderer Zeitschriften, zweien sind auch Fragebogen, Ethnographical Data, beigegeben.

H. Jantzen.

-ö- **Augsburg.** Die doppelköpfige Figur auf der Grabplatte des Speyerer Bischofs Konrad v. Eberstein zu Herrenald, wovon in den „Mittheilungen und Nachrichten“ der Beilage Nr. 184 die Rede ist, dürfte ihre einfachste Erklärung in der Annahme finden, daß der Genannte, der seit 1224 als Domherr zu Speyer nachweisbar ist, sich zu Lebzeiten und da er noch Domherr war, eine Grabplatte mit seinem Bildniß in Domherrentracht herstellen ließ, die dann mit den nöthigen Umänderungen für das Bischofsgrab verwendet wurde. Durch zahlreiche Beispiele, namentlich aus geistlichen Kreisen, läßt sich als mittelalterliche Sitte erweisen, daß Grabplatten und Denksteine oft lange vor dem Ableben gestiftet und am Ort der künftigen Beisetzung aufgestellt wurden als ein kräftiges Memento mori für den frommen Stifter. So mochte auch Graf Konrad v. Eber-

Digitized by Google

stein als Domherr seine Grabstätte im Speyerer Domkreuzgang aber in der Familiensepultur zu Herrenalb durch eine Grabplatte mit seinem Bildniß bezeichnet haben. Das nur in Contouren ausgeführte Domherrenbildniß konnte nachmals auf die einfachste Art dadurch in ein Bischofsbildniß umgewandelt werden, daß die Insignien des bischöflichen Amtes beigefügt wurden. Doch scheint man sich damit nicht begnügt, sondern der en face abgebildeten Gestalt die Wendung en profil gegeben zu haben; natürlich mußte nun der Kopf neu ausgemeißelt werden. Den früheren Kopf aber gänzlich zu beseitigen, mochte deßhalb nicht möglich gewesen sein, weil es im 13. und noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts üblich war, den Kopf in flachem Relief auszuhauen, während der Leib nur in Kontouren eingeritzt wurde; eine völlige Glättung der Kopfstelle würde eine Unebenheit der Steinfläche herbeigeführt haben. Daher haben sich die Spuren eines zweiten Kopfes ohne Mitra unterhalb des Kopfes der Bischofsfigur erhalten. Mit dieser Deutung ist auch erklärt, weßhalb der ältere Kopf genau die Maße des wirklichen Schädels aufweist, der jüngere dagegen kleiner und schematisch gehalten ist; der ältere, zu Lebzeiten angefertigte, strebt Portraitähnlichkeit an, der jüngere wurde erst nach der Beisetzung ausgemeißelt und trägt daher weniger individuelle Züge.

* **Freiburg i. B.** Der dem ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät Dr. Richard Schmidt ertheilte Lehrauftrag ist auf die Vertretung der allgemeinen Rechts- und Staatslehre (Einführung in die Rechtswissenschaft) ausgedehnt worden.

* **Zürich.** Die Einbeziehung der bisher provisorischen zahnärztlichen Schule in den Lehrkörper der Hochschule Zürich, sowie die Errichtung einer besonderen Assistentenstelle für die Wasserbehandlungsmethode an der Hochschule (statt einer früher verlangten Professur für Wasserheilkunde) wurde vom Kantonsrath beschlossen.

* **Moskau.** In einem Dorf im Gouvernement Moskau, schreibt man der „Frkf. Ztg.“, starb am 15. d. M. der Professor emerit. Dr. med. Victor Legonin. Legonin war der älteste Universitätsprofessor Moskau's und bekleidete daselbst über 30 Jahre den Lehrstuhl für gerichtliche Medizin. Er hat eine große Zahl medizinischer Werke verfaßt.

w. In **Kijew** tagte in vergangener Woche der elfte russische Archäologenkongreß. Eröffnet wurde er am 13. August durch den Kurator der Universität zu Kijew, Veliaminow-Zonow, den Vorsitz führte die bekannte Archäologin Gräfin Uwarow, geb. Fürstin Scherbotow. Der Professor Antowitsch hatte in den Kongreßsälen eine reichhaltige Sammlung von Alterthümern aus der Umgegend von Kijew aufgestellt. Die Betheiligung war sehr rege. Aus Krakau, Prag, Wien, Budapest, Serajewo und Sofia waren zahlreiche Vertreter erschienen, die Pariser Société nationale des antiquaires en France hatte ein Mitglied von ihr, den Baron de Baye, entsendet. Während auf dem neunten Kongreß zu Wilna im Jahre 1893 und auf dem zehnten zu Riga im Jahre 1896 die deutsche Wissenschaft vertreten gewesen ist, fehlte sie in Kijew. Diesen Umstand haben viele Kongreßbesucher in gehässigem Sinne ausgelegt. Dagegen genügt es, einmal darauf hinzuweisen, daß Kijew den deutschen Interessen weit mehr entrückt ist als die näheren Orte Riga und Wilna, weiter aber, daß, wer in diesem Jahre eine Archäologenversammlung zu besuchen wünscht, doch wohl im Lande bleiben und die archäologische Sektion der nahen Bremer Philologenversammlung aufsuchen wird.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Zentralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich. Hggb. von Müller-Fesch. Band XVII. Heft 3. Wien, Alfred Hölder 1899. — Bericht der Handels- und Gewerbekammer Dresden. 1898. II. Theil. Dresden, C. Heinrich 1899. — Die Gesetze über die direkten Steuern im Königreich Bayern vom 9. Juni 1899. München, C. H. Beck 1899. — *Mémoires du Prince Nicolas Soutzo*, Grand—Logothète de Moldavie 1798—1871. Publiés par Panaïoti Rizos. Vienne, Gerold u. Cie. 1899. — Die Südbahn und ihr Verkehrsgebiet in Oesterreich-Ungarn. Hggb. von der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft. Brünn, Rud. M. Rohrer. — M. Siebold: Kurze Geschichte und Beschreibung der Anstalten Bethel, Sarepta, Nazareth, Wilhelmsdorf und Arbeiterheim bei Bielefeld. 3. Auflage. Anstalt Bethel bei Bielefeld 1899. — M. v. Bodelschwingh: Aus dem heiligen Land. Den Kindern erzählt. Ebd. 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Zu Goethes 150. Geburtstage.



Cotta'sche Goethe-Ausgaben:

Goethes Sämtliche Werke.

Neue Gross-Oktav-Ausgabe in 36 Bdn. Mit Einleitung von K. Goedeke.
In 36 Halbleinenbände geb. 64 M. — In 30 Ganzleinenbände geb. 68 M.
In 18 Halbfranzbände geb. 72 M. — In 36 Halbfranzbände geb. 90 M.

Goethes Sämtliche Werke.

Oktav-Ausgabe in 36 Bänden. Mit Einleitung von K. Goedeke.
In 10 Leinenbände geb. 30 M. — In 12 Halbfranzbände geb. 54 M.

Goethes Sämtliche Werke.

Kl.-Oktav-Ausgabe in 10 Bänden. Mit Einleitung von K. Goedeke.
In 10 Leinenbände gebunden 15 M.

Goethes Ausgewählte Werke.

Volks-Ausgabe in 12 Bänden. In 6 Leinenbände gebunden 6 M.

Soeben erschienen:

Goethes Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Mit Einleitung von K. Goedeke.
In elegantem Leinenbande gebunden 6 M.

Goethes Faust. Erster und zweiter Teil. Miniatur-Ausgabe. Mit Einleitung von K. Goedeke.
In elegantem Leinenbande gebunden 3 M.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

(12725)

Soeben erschienen: (12460)

Carl Gerot,

Das Geschlecht des Embryo

Ein Beitrag zur

Lösung des Problems der Geschlechtswahl.

Preis 1.50 Mark.

Verlag von S. Gabriel, Berlin S., Ritter-Strasse 99.

Eine Schrift von höchster Bedeutung für Aerzte und alle an dem Gegenstand Interessirte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.



## Goethe's Verbindung mit Frau v. Stein während seines ersten Aufenthalts in Italien.

I.

Als ich vor 25 Jahren mein Leben der merkwürdigen Frau entwarf, die unsres größten Dichters seelenvolle Liebe so lange fesselte, standen mir zwar sehr reiche neue Quellen zu Gebote, aber die Briefe, welche er ihr in Italien schrieb, waren noch unbekannt und die in seine italienische Reise, freilich mit Weglassung aller persönlichen Beziehungen, eingeflochtenen noch nicht als solche erkannt. Erst zwölf Jahre später brachte Erich Schmidt im zweiten Band der Weimarschen Goethe-Schriften „Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien an Frau v. Stein und Herder“. Doch zu einer Nachweisung, wie das durch seine Flucht nach Italien gegen seine Absicht fast ganz verschüttete Verhältniß der Liebe und Treue allmählich nach einer gewaltigen Krisis sich wieder aufzubauen schien, aber durch seine römische Künstlerliebe und den Drang nach häuslichem Glück in eigener Familie untergraben wurde, sind sie bisher nicht benutzt worden, denn die kurzen Bemerkungen Schmidts reichen dazu so wenig hin, daß sie vielmehr irreführen. Schmidts Bemerkung, aus seinen Mittheilungen ergebe sich, die bisherige Forschung habe die an Frau v. Stein und Herder gerichteten Briefe in der italienischen Reise noch nicht klar zu sichten vermocht, ist im Grunde richtig, aber wir sind wirklich imstande, nicht bloß bei einzelnen Briefen, sondern bei ganzen Wochenberichten Frau v. Stein als Adressatin sicher nachzuweisen, wodurch wir die fortgehende Entwicklung des Verhältnisses näher zu verfolgen vermögen. Und gerade dieser bisher fast ganz unbeachtete Theil des durch die Alpen getrennten Liebespaares ist von höchster Anziehung.

Wir kennen den Aberglauben unsres Dichters, ein bedeutendes Unternehmen gedeihe nur, wenn es geheim gehalten werde. Deßhalb sollte Niemand erfahren, daß er auf der Reise nach Italien begriffen sei, bezweifelte er ja noch, als er in Italien sich befand, daß ihm sein Schicksal, von dessen Gunst er sonst so fest überzeugt war, gestatten werde, die ewige Stadt zu betreten. Der Geliebten und dem treu verbundensten Freunde, ja dem Herzog selbst, der seine Eigenheit schonte, verschwieg er, wohin er sich begebe und wie lange er ausbleiben werde, nur ein paar Mal wollte er von der Reise aus ohne Ortsangabe diese besten Freunde begrüßen, und doch konnte er sein Geheimniß nicht ganz bewahren; seinem aus Frankfurt mitgebrachten Bedienten, dem treuen Hausverwalter Seidel, der alles für ihn besorgen, auch die Zettel an die Freunde senden, aber versichern sollte, er wisse nicht, wo sein Herr sei, mußte er doch das Geheimniß entdecken. Ein solches Geheimhalten war doch eine Schrulle, die seiner Reise keinen Segen bringen, aber besonders seiner geliebten Charlotte, die immer zu traurigen Ahnungen und Träumen neigte, die düstersten Tage machen mußte. Und dies sollte der Zufall noch viel schlimmer machen, als es an sich war. Der erste Ort, von dem er die Freunde in der Heimath begrüßte, war Verona. Von Charlotte hatte er brieflich in Karlsbad am 2. September eine Stunde vor Mitternacht Abschied genommen und sie gebeten, wenn sie ein Paket oder eine Rolle von ihm erhalte, diese allein in ihrem Kämmerlein zu eröffnen. Am 18. schrieb er an sie ein ganz kleines Blättchen, das von seiner guten Laune und seiner herzlichen Freude, sie wiederzusehen, auch von dem sehnsüchtigen Wunsche sprach, alles Gute, was er genieße, mit ihr zu theilen. Er sei auf gutem Wege, berichtete er und diese Reise bringe ihm große Vortheile. Er schreibe ein treues Reisetagebuch, dessen sie sich gewiß freuen und das ihr mehr geben werde, als so oft seine Gegenwart gethan, sie werde es wohl Mitte Oktober mit einigen Zeichnungen erhalten. Stark arbeite er an Iphigenie, womit er auch Allen zu gefallen hoffe, denen das alte Stück lieb geworden. Wenn sie diesen Brief noch vor dem Ende September empfing, so mußte er ihr sagen, daß Goethe sie nicht treulos verlassen, sich von ihr nicht auf immer scheiden wollte. Aber wir wissen, daß sie im September nach der Melodie eines Volksliedes, das eine ihrer Freundinnen auf der Zither spielte, ein Lied dichtete, worin sie jammervoll die Flucht des Geliebten beklagte, mit dem ihr alles geflohen sei, worin sie ihren Schutzgeist anflehl, „seines Bildes letzten Schein zu vernichten,“ wie er sich von ihrer Hand stumm und kalt fast weggewandt. Und auf demselben Halbbogen steht eine Nachbildung „nach meiner Manier“ von Goethe's Lied „An den Mond“, das klagte: „Des Freundes mildes Auge kehre ihr nicht mehr zurück“. Damit stimmt ihr eigener späterer Bericht, der Glaube an Goethe's Treubruch habe sie in trostloseste Verzweiflung gestürzt, ja sie sei darüber krank geworden. Sollten auch Goethe's an Seidel von Verona aus gesandte Blättchen nicht angekommen sein, so durfte sie doch an Goethe's Treubruch nicht im geringsten denken, vielmehr eher fürchten, ein Unfall sei ihm begegnet. Möglich ist freilich, daß ein böser Traum sie erschreckt habe, den sie auf seine Untreue gedeutet hatte: denn wir wissen, wie sehr solche Träume ihr Leben getrübt.

Erst fast vier Wochen später sandte er das zweite Zettelchen der Freundin, auf deren Glauben er so stark gerechnet hatte; er wollte sich eben nicht eher wieder melden, als bis er ihr die Absendung des ersten Theiles seines Tagebuchs zusenden konnte, das die genaue Geschichte jedes Tages, alles enthalten solle, was er seit seiner Abreise gethan, gedacht und empfunden habe. Das Venediger Tagebuch schloß er am 19. Oktober mit den Worten: „Mir sei jetzt genug, dir mit Freuden alles zu schicken, was ich auf dem Wege aufgerafft habe, damit du es selbst beurtheilest und mir zum Nutzen und Vergnügen aufbewahrest. Die

Digitized by Google

erste Epoche meiner Reise ist vorbei, der Himmel segne die übrigen und vor allem die letzte, die mich wieder zu dir führen wird. Das Tagebuch der zweiten Epoche sollst du Ende November haben. So werde ich dir wieder nahe und bleibe bei dir." Zu Bologna entschloß er sich, in Florenz nicht zu verweilen, sondern gerade auf Rom zu gehen, da er keinen Genuß mehr habe, bis sein erstes Bedürfniß gestillt sei. Aus Citta Castellano schrieb er am Abend des 28.: „Nun gute Nacht! Morgen Abend in Rom. Nachher habe ich nichts mehr zu wünschen, als dich und die wenigen Meinigen gesund wiederzusehen." In Rom war sein zweites Wort an sie gerichtet, nachdem er dem Himmel herzlich gedankt hatte.

Während er das Ziel seiner Sehnsucht glücklich erreicht hatte, war in Weimar sein Zettelchen noch nicht angekommen. In vollster Verzweiflung hatte Charlotte Mitte Oktober an Goethe's Mutter geschrieben, selbst der Herzog wisse nicht, wo Wolfgang sei, man rathe auf Böhmen. Aber auch diese hatte keine Nachricht. So überließ sich denn Charlotte den traurigsten Einbildungen über Goethe's Treubruch. Schon am 3. November zeigte der Reisende dem Herzog seine Ankunft in Rom an mit der Bitte, ihm das Geheimniß zu verzeihen, er selbst habe nicht gewagt, zu denken, wohin er gehe, unterwegs immer gefürchtet, nicht nach Rom zu gelangen. Auch legte er einen Brief an Charlotte bei und ein Rundschreiben, das der Herzog seiner Gattin und Mutter, auch dem Prinzen August von Gotha, Hrn. und Frau v. Stein, Herder nebst Gattin und Knebel mittheilen möge. Diesen Brief hatte er am 1. begonnen, aber für den Herzog bestimmt. Erst später änderte und vollendete er ihn zu einem Rundschreiben und setzte dann am 3. einen anderen, mit denselben Worten beginnenden Brief an den Herzog auf. Endlich, den 4., erfreute er seine Mutter mit der Nachricht seiner Rückkunft. Auch Seidel theilte er diese mit, ohne ihn zu beauftragen, davon Charlotten Kenntniß zu geben. Die Aufregung hinderte ihn, an das Nächste zu denken. Die Mutter jubelte bei sich am 15. über die Freudennachricht, die sie leider noch geheim halten sollte. Der am 3. November an den Herzog gerichtete Brief, in den ein solcher an Charlotte eingeschlagen war, kam durch seltsame Verspätung erst Anfang Dezember in die Hände des Herzogs, der am 15. November nach Berlin gegangen war. Ohne Ahnung, daß seine Briefe an Charlotte nicht angekommen seien, begann Goethe am 7. einen neuen Brief an diese mit der Bitte: „Laß Dich nicht verdrießen, meine Beste, daß Dein Geliebter in die Ferne gegangen ist; er wird Dir besser und glücklicher wiedergegeben werden", und dem Wunsche, sein Tagebuch bis Venedig möge bald und glücklich ankommen; die Fortsetzung bis Rom werde er mit Iphigenien schicken; zu dem im Briefe angekündigten „beiliegenden Blatte", das sie den Freunden mittheilen könne, scheint er gar nicht gekommen zu sein. Weiter meldet er, wie sehnlich er auf einen Brief von ihr warte, er selbst würde öfter schreiben, aber sie müsse mit Wenigem zufrieden sein, da er nur abends, und sehr ermüdet, schreiben könne. Erst nachdem er einen Brief an ihren Fritz beendet hat, der in seinem Hause einquartirt und von seinem Seidel empfohlen war, ging der Brief ab. Dieser, der wohl am 27. in Weimar ankam, war der erste, den Charlotte wirklich empfing. Aus dem nächsten, den er auf der Villa des einflußreichen Hofraths Reiffenstein in Frascati am 15. begann und zu Rom am 18. schloß, spricht die herzlichste Freundlichkeit und das ruhigste Vertrauen. Unverdrossen theilt er jetzt der Freundin jede Woche über sich und Roms Bedeutung für seine menschliche und künstlerische Ausbildung genaue Nachricht mit. Am 2. März muß er ihr seinen Schmerz aussprechen, nun seit drei Monaten von seinen innigsten Weimarer Freunden keine Silbe vernommen zu haben. Endlich am 9. Dezember empfing er ein Blättchen von Charlotte, dessen starre Kälte ihm das Herz zerriß. „Das war also alles, was Du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach Dir und einem guten Worte von Dir sehnt, der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, ohne an Dich zu denken. Möge doch mein Paket, das ich von Venedig abschickte, ankommen und Dir ein Zeugniß geben, wie sehr ich Dich liebe. Lebe wohl einziges Wesen und verhärte Dein Herz nicht gegen mich." Sie hatte schon früher gedroht, seine Kästen auf dem Archiv öffnen zu lassen, worin seine Werthpapiere und alles Geheime, auch Charlottens Briefe an ihn, sich befanden; er bittet, dieselben nicht eher zu öffnen, bis er todt sei, so lange möchte er hoffen, sie in ihrer Gegenwart zu öffnen. Jetzt erst will er ihr auch den Schluß seines Tagebuches schicken, das ihr zu guter Stunde kommen und ihn in ihre Nähe bringen möge, nur die höchste Nothwendigkeit habe ihn zu dem Entschluß gezwungen, in eine fremde Welt zu gehen. Sie hatte indessen auch den Brief erhalten, den er für sie am 4. November an den Herzog geschickt hatte. Am 13. kommt er auf ihr leidiges Zettelchen zurück, worin es ihn am meisten geschmerzt hatte, daß er ihr Schmerzen verursacht habe. „Du willst mir schweigen? Du willst die Zeugnisse Deiner Liebe zurücknehmen? Das kannst Du nicht, ohne viel zu leiden, und ich bin schuld daran. Doch vielleicht ist ein Brief von Dir unterwegs, der mich aufrichtet und tröstet, vielleicht ist mein Tagebuch angekommen und hat Dich zur guten Stunde erfreut." Am folgenden Tage schreibt er: seit dem Empfang ihres Zettelchens habe er vom Schauen der Merkwürdigkeiten Roms abgelassen, da er bemerkt habe, daß er beim Schauen nichts mehr gesehen. Auf dieselbe Art wie sein römischer Freund Moritz vom Schicksal verwahrlost und beschädigt worden, sei er von ihm begünstigt und verzogen worden. Daß auch dieser seine Geliebte durch seine Entfernung betrübt habe, habe ihn einen sonderbaren Blick in sich selbst thun lassen; ja erschreckt habe ihn die Aufklärung, die Tischbein, dem er seine Iphigenie (man denkt sich, mit welcher Gluth) vorgelesen, ihm über den Zustand, in welchem er das Stück geschrieben, gegeben habe, da dieser unter Orests Heldenmaske sein und tief den Dichter selbst empfunden habe. Nachdem er seiner Erregung gedacht, erinnert er die Freundin, daß er jetzt genöthigt sei, an seine noch übrigen vier Bände zu denken, zu sinnen, wie er sie enden und stellen solle (das letztere geht auf die Anordnung seiner lyrischen Gedichte), wodurch er gezwungen werde, zu tausend vergangenen Situationen seines Lebens zurückzukehren. Da nun dies alles in wenigen Tagen auf ihn eindringe, und zwar in der merkwürdigsten Stadt der Welt, die allein hinreiche, einen Ankömmling zu verwirren, werde sie wohl begreifen, in welcher Lage er sich befinde. Einstweilen wolle er so hingehen, das Nothwendige thun, tragen was er müsse, und abwarten, wie sich das alles entwickle. Die sich daran anknüpfende Aufforderung: „Kannst Du etwas für mich thun, so thue es!" bezieht sich auf die Zusicherung ihrer Liebe und ihres Vertrauens. Wenn sie gleich nach dem Empfang seines Briefes ihm schreibe, mache sie ihn glücklich. „Ich bin mehr als jemals Dein," schließt er. Es war eine der gewaltigsten Krisen seines Lebens. Da er nach vier Tagen keinen Brief erhalten hatte (daß ein solcher unterwegs sei, hatte er gehofft), so wurde es ihm immer wahrscheinlicher, daß sie absichtlich schweige. „Ich will auch das tragen," schreibt er, „und will denken: habe ich doch das Beispiel gegeben." Er hat sich unterdessen gefaßt. „Ich fange nun an, die besten Sachen zum zweiten Mal zu sehen, wo denn das erste Staunen sich in ein Mitleben und näheres Gefühl des Werthes der Sachen auflöst."

Digitized by Google

Ehe er am Abend des 23. den Brief absendet, erhält er von Charlotte einen wohl am 7. von Weimar abgegangenen, eine Erwiderung auf seine Mittheilung vom 18. November und den endlich vom Herzog aus Berlin ihr gesandten vom 4. November. Noch in der Nachschrift dankt er denselben Abend trotz aller ihrer ungerechten Vorwürfe, die er augenblicklich vergessen will, und bittet reuevoll um ihre Verzeihung. „Meine Liebe! meine Liebe! Ich bitte Dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu Dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe! Verzeihe mir großmüthig was ich gegen Dich gefehlt, und richte mich auf. Sehe mich nicht als von Dir geschieden an! Nichts kann mir ersetzen, was ich an Dir, an meinen Verhältnissen dort verlöre. Möge ich doch Kraft, alles Widrige männlich zu tragen, mitbringen. Daß Du krank worden durch meine Schuld, engt mir das Herz so zusammen, daß ich Dir's nicht ausdrücke. Verzeih mir! Ich kämpfte selbst auf Tod und Leben. Keine Zunge spricht aus was in mir vorging. Dieser Sturz hat mich zu mir selbst gebracht."

Die von Venedig gesandte Kiste mit 25 Pfund des besten Kaffees von Alexandria, in deren Verpackung das Tagebuch lag, war jetzt endlich in Weimar angekommen, aber zu allem Unglück hatte der sonst so pünktliche Seidel aus Mißverständniß sie nicht geöffnet und der Schluß des Tagebuchs konnte vor dem 28. nicht eintreffen. Aber schon zu Weihnachten hatte sich Charlotte's Stimmung gemildert, ja das alte Vertrauen begann sich allmählich wiederherzustellen. Damals schrieb sie ihrer jungen Freundin Lotte v. Lengefeldt, sie besitze viele hübsche Briefe Goethe's aus Rom, der freilich seine Freunde ein bißchen unartig verlassen habe. Gewiß habe er den Vorsatz zurückzukommen, aber bedenklich fügt sie hinzu, der Himmel beschließe manchmal anders als wir gebundenen Sterblichen wollten. Bei ihrer Neigung zu düsteren Ahnungen fürchtete sie, Goethe würde in Rom sterben, wozu die damals dort herrschende Unsicherheit, von der der Geliebte in einem Briefe vom 24. November berichtete, ihre Furcht gesteigert hatte. Dieser war jetzt ziemlich beruhigt, seine Lebens- und Wirkungslust war fast ganz zurückgekehrt. Zum Zeichen der Verbesserung seines Zustandes theilte er ihr seinen jetzigen Plan der Rückkehr mit, wozu sie ihren Segen geben möge. Diese war jetzt auf den nächsten August festgesetzt, Fritz sollte ihn bei seiner Mutter in Frankfurt abholen. Am Ende des Jahres erhielt Charlotte den Schluß des Tagebuches, worin die Meldung aus Terni vom 27. Oktober den vollsten Beweis seiner unwandelbaren Treue gab. Dort wandte er, wie er sagt, sein Gebet zu ihr als seinem lieben Schutzgeist. „Wie verwöhnt ich bin, fühle ich erst jetzt. Zehn Jahre mit Dir zu leben und von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mir's voraus, und nur die Nothwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen anderen Gedanken haben, als unser Leben miteinander zu enden." Am Abend des 30. erhielt er die Nachricht, ein Kasten sei aus Venedig angekommen, den aber Seidel noch nicht geöffnet habe. So war denn das Tagebuch glücklich gerettet. Noch an demselben Abend erfolgte die freudige Antwort an die Herzensfreundin, die immerfort von ihm hören und ihm oft schreiben solle, und die Aufforderung an Seidel, sogleich den Kasten zu öffnen. Sollten ja die Tagebücher ihr sein Herz bringen, sollten ihr sagen, daß Niemand dieses mit ihr theile.

Jetzt hatte die Liebe wieder offene Bahn, wenn auch die Klage über die erlittenen Schmerzen ihm noch den am 6. Januar von ihr erhaltenen Brief trübte; sie mußte vor seiner Bitte verstummen, göttlich des Vergangenen nicht mehr zu gedenken, wenn sie sich dessen auch noch erinnere. Er verstocke sein Herz nicht und sei bereit, alles hinzugeben, um für sich und die Seinigen gesund zu werden. Vor allen Dingen solle jetzt aufs neue ganz reines Vertrauen, eine immer gleiche Offenheit sie verbinden; habe er ja nichts mehr in der Welt zu suchen, sondern nur zu lernen, das Gefundene zu genießen; deßhalb lasse er sich auch noch in Italien mehr hämmern und bearbeiten. Jetzt sandte Charlotte ihm auch einmal ein Liedchen, für das er, wie für jedes herzliche Andenken, dankt. Doch ihr Neujahrsbrief, den er am 20. Januar erhielt, brachte ihm neben der Freude auch Schmerzen. Sie muß ihm die Ahnung ausgesprochen haben, er werde in Italien seinen Tod finden. „Dazu kann ich nichts weiter sagen," erwiderte er, „als ich habe nur *eine* Existenz und habe sie diesmal ganz gespielt (es habe ihn unwiderstehlich nach Italien gezogen), und spiele sie noch. Komme ich leiblich und geistig davon, bewältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese Krise, so ersetz' ich Dir tausendfältig, was zu ersetzen ist. Komm ich um, so komm ich um; ich wär ohnedies nichts mehr nütze." Jetzt tadelt er nicht, wie er sonst immer scharf that, ihren Hang zu Ahnungen und Träumen, sondern ruft ihr freundlich zu, auch gutes Muthes zu sein; das werde ihn oben halten und zu ihr zurückbringen. Ueber die von ihr geäußerte, vom Geheimrath v. Frankenberg empfohlene Vorsicht, sich nicht zu verlieben, muß er lachen; ihre einzige Nebenbuhlerin sei der kolossale Junokopf, den er ihr mitbringen werde. An den Herzog schrieb er damals: von Weibern habe er außer der Malerin Angelica Kauffmann nur *ein* interessantes kennen gelernt; die Mädchen oder vielmehr jungen Frauen, die als Modelle sich bei den Malern einstellten, seien mitunter allerliebst und gefällig, sich beschauen und genießen zu lassen; von einem solchen außerordentlich zierlichen Geschöpf bringe er ein Portrait mit, aber die französischen Einflüsse machten auch dies Paradies unsicher. Das Portrait war wohl dasjenige, was Goethe später seinem Schreiber Kräuter schenkte und später von Keil als das der geliebten Mailänderin herausgegeben wurde.

Durch des Herzogs Erklärung, erst Weihnachten erwarte er ihn zurück, erweiterte sich sein Reiseplan; er nahm jetzt auch einen Besuch Siciliens in Aussicht, wonach er im Herbst zurückkehren werde. Die Freundin wurde dadurch so betroffen, daß sie ihm keinen Rath deßhalb ertheilen wollte, wodurch sie ihn eher als durch die Aeußerung desselben abzuhalten hoffen mochte. Seit dem 7. Februar beschäftigte er sich eifrig damit, eine ganze Reihe kleiner, umrahmter, gefärbter Landschaften für Frau v. Stein anzufertigen, die ihr eine Idee des Landes geben sollten, und auch für ihre und Herders Kinder gefärbte Masken und Kleidungen zu zeichnen. Die Frage, ob er nach Sicilien gehe, wolle er erst in Neapel entscheiden; müsse er ihres Rathes entbehren, so wolle er in ihre Seele entscheiden und glauben, sein Schutzgeist sage ihm ihre Worte; wenn sie allein sei, möge sie immer seiner frohen Rückkehr sich freuen. Aber nicht ohne einen schrillen Mißton sollte er von Rom scheiden. Ueber dem Einpacken nach Neapel am 21. Februar trieb es ihn, noch einen Abschiedsbrief an die Freundin zu hinterlassen, der aber erst am 3. März von Rom abgehen sollte, damit sie jede Woche einen Brief von ihm erhalte. Aber von der Erklärung, daß er in Rom Kraft und Lust genug zu einem thätigen nördlichen Leben gesammelt habe, springt er leidenschaftlich zur Entdeckung eines ihm auf dem Herzen brennenden Geheimnisses über. „An Dir hänge ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue, und daß der Gedanke, Dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mags nehmen, stellen

Digitized by Google

und legen, wie ich will, aufreibt und aufzehrt. Verzeih mir, daß ich Dir wieder einmal sage, was solange stockt und verstummt. Wenn ich Dir meine Gesinnungen, meine Gedanken der Tage, der einsamsten Stunden sagen könnte! Ich bin heute konfus und fast schwach. Leb' wohl! liebe mich! Ich gehe nun weiter und Du hörst bald von mir, und sollst durch mich noch ein Stück Welt weiter kennen lernen." Das war ein plötzlicher Rückfall in die alte Leidenschaft, ein ganz offenes Geständniß seiner innersten Stimmung, freier als das Gebet, das er vor vier Monaten in Terni an sie gerichtet hatte. Auch bei seiner Flucht von Karlsbad hatte er nur sehnlich gewünscht, sein Verhältniß zu ihr möge sich so herstellen, daß keine Gewalt ihm etwas anhaben könne, sonst möchte er lieber in die Einsamkeit der Welt hinausgehen, als in ihrer Nähe wohnen. Der Aufenthalt in Neapel und die sich anschließende sicilische Reise sollten ihn von dieser leidenschaftlichen Verzweiflung heilen.

Ihre Antwort auf den Abschiedsbrief von Rom konnte ihn nicht mehr zu Neapel treffen. Vom 10. März an schrieb er ihr wöchentlich; aus seinen Berichten über die dreimalige Besteigung des Vesuv, über den Aufenthalt in Caserta und den Besuch des Museums in Portici ist wohl das Meiste in die „Italienische Reise" übergegangen. Erst am 26. meldete er, daß er nach drei Tagen nach Palermo mit der Korvette abgehen werde. „Für meine Sinnesart ist diese Reise heilsam, ja nothwendig; Sicilien deutet mir nach Asien und Afrika und auf dem wundersamen Punkte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen, ist keine Kleinigkeit. Eine Seereise fehlte mir ganz in meinen Begriffen; diese kleine Ueberfahrt, vielleicht eine Küstenumschiffung, wird meiner Einbildungskraft abhelfen und mir die Welt erweitern. Wenn ihr diesen Brief erhaltet, bin ich auf der Rückreise, habe Trinakrien hinter mir." Die Gefahren, denen sich der Geliebte aussetzte, machten Charlotte äußerst besorgt. Er selbst vertraute seinem guten Glücke; sollte er umkommen, so sei dies sein Schicksal. Freilich war Charlotte's Liebe dadurch auf eine starke Probe gesetzt.

Am Nachmittag des 2. April langte er in Palermo an, was er gleich am 3. mit großem Entzücken der Freundin verkündete, doch ging der Brief erst zwei Tage später mit dem Tagebuch der Seereise ab, aus welchem sie sah, daß er im Schiffe einen neuen Plan zu dem ihr so sehr am Herzen liegenden „Tasso" gemacht, aber auch, daß die Korvette einen Sturm erlebt hatte, was dann ihre Besorgniß um ihn noch vermehrte. Einen zweiten, am 12. abgegangenen Brief begleitete er mit anziehenden Tagebüchern über die in der Nähe Palermo's gemachten Ausflüge und geheimnißvoll gedachte er eines Denkmals seiner glücklichen Stunden, das er allen Lieben bereite, nur könne er noch nicht sagen, wann sie es erhalten werde; es war sein homerisches Drama „Nausikaa". Rührend ist sein Abschiedsbrief aus Palermo vom 18., der glücklich der allgemeinen Vernichtung seiner italienischen Briefe entgangen ist. „Das ist ein unsäglich schönes Land, ob ich gleich nur ein Stückchen Küste davon kenne. Wie viel Freude macht mir mit jedem Tage mein bißchen Wissen der natürlichen Dinge, und wie viel mehr müßte ich wissen, wenn meine Freude vollkommen sein sollte! Was ich euch bereite, geräth mir glücklich; ich habe schon Freudenthränen vergossen, daß ich Freude machen werde. Leb' wohl, Geliebteste. Mein Herz ist bei Dir und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam geläutert hat, was die letzte Zeit (besonders seit 1786) zwischen uns stockte, so brennt und leuchtet die schönste Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen." Wie innig mußte die kurz vor Mitte Mai in Weimar angekommene Aeußerung Charlotte ergreifen!

Erst Anfang Juni konnte Charlotte die Kunde von der glücklichen Rückkehr erhalten, er selbst empfing am 24. Mai ihre in fünf Wochen an ihn gerichteten Briefe alle auf einmal. Die traurigen Zettelchen, die Zeugen ihrer nie ruhenden Besorgniß, mußten ihn jetzt, wo Charlotte sich gefaßt hatte, unendlich freuen. Und so wünscht er nur, ihr in Zukunft immer Freude zu machen. Auf seine leidenschaftlichen Aeußerungen über die ihn aufreibende Qual, sie nicht zu besitzen, scheint sie kaum eingegangen zu sein. „Du hast mir goldene Sachen über mich selbst und meine nächsten Verhältnisse gesagt," schrieb er; „ich horche ganz still auf das Lispeln meines Schutzgeistes. Du wirst sehen, es geht nun gut, und ich sehe Dich glücklich und fröhlich wieder." Nur fürchtete er, das nördliche Klima werde ihm, vor wie nach, allen Lebensgenuß rauben. Ueber die Veränderungen, die der Herzog nächstens in der Verwaltung machen werde, glaubte er sie beruhigen zu müssen: er wisse davon und sei überzeugt, daß alles, was darin geschehe, zu seinem Frieden dienen werde. Der Schluß gedenkt bedauernd einer Trübung des Verhältnisses zwischen ihrem und Herders Hause. Sie möge doch Herder so viel wie möglich sein, bittet er. „Sonderbar, daß zwischen den besten und verständigsten Menschen eine Art von Flor und Hülle sein kann. Zwischen uns soll sie sich nie wieder stellen."

Am 6. kehrte Goethe nach Rom zurück. Charlotte schrieb ihm (der Brief war am 4. angekommen), sie werde jetzt mit ihrem schon aufgegebenen, an Knochenfraß leidenden Sohn Ernst nach Karlsbad gehen, wohin Goethe diesen vor einem Jahre hatte bringen wollen. Es hatte sich jetzt wieder einige Hoffnung gezeigt. In vollem Vertrauen erwiderte Goethe, er müsse nun ernstlich an seine vier letzten Bände denken, da er nach diesen auch noch andere Sujets, die sich zugedrängt hätten, auszuführen habe; denn das Leben sei kurz. Jetzt könne er noch nicht schreiben, ob dieses in Rom oder in Frankfurt geschehen werde. Gewiß sei er, daß nur die Menschen glücklich seien, die ganz, d. h. in ihrer Art vollendet seien: und das wolle, müsse und könne er auch: „Ich bin mir selbst wiedergegeben und umsomehr Dein. Wie das Leben der letzten Jahre, wollte ich mir eher den Tod gewünscht haben und selbst in der Entfernung bin ich Dir näher." Sie verstand wohl kaum ganz, was er meinte. Leider war sie damals durch Familiensorgen sehr bedrängt, nicht allein durch das fast hoffnungslose Leiden ihres Ernst, sondern auch dadurch, daß ihr ältester Sohn noch keinen Gehalt bezog. Am 9. schrieb ihr Goethe: „Dieser Brief sucht Dich in Karlsbad. Gedenke mein. — Hoffnung ist bei den Lebenden, ohne Hoffnung sind die Todten." Aber ehe sie diesen Brief erhielt, war ihr Ernst plötzlich auf dem Weg nach Karlsbad verschieden; er mußte noch denselben Abend begraben werden. Von frischem, unsäglichem Schmerz zerrissen, mußte Charlotte in das von Festen erfüllte Karlsbad eintreten; ihr Kopf und ihr Herz hatten entsetzlich gelitten. Von Goethe traf ein Brief aus Rom ein, noch ehe sie irgend eine Nachricht von den Verwandten erhalten hatte. Kurz vor seinem Briefe vom 30. hatte Goethe die Kunde von dem Verlust erfahren, der auf erschütternde Weise die so empfindliche Freundin betroffen hatte. Auch ihm wird diese den Glauben nicht verhehlt haben, daß ein Traum ihr vor 17 Jahren dieses Unglück vorhergesagt habe. Auch die Furcht, bei ihrer Rückkehr nach Kochberg drohe ihr ein neues Leiden, wird sie ihm so wenig wie ihrer Schwägerin verheimlicht haben, wenn sie ihm auch vorenthielt, daß sie die Kunde von seinem Tode zu erleben ahnte. Der Trostbrief des Freundes muß ihr zunächst sein lebhaftes Mitgefühl ausgesprochen haben, das er um so ernstlicher empfand, als er seit vielen Jahren wußte, wie mächtig solch ein Verlust

Digitized by Google

ihre Seele zerrüttete. Wahrscheinlich schrieb er ihr von Hackerts Unterweisung im Landschaftsmalen, was er jetzt im gedruckten Brief vom 27. Juni von seinem mit dem Maler Hackert gemachten Besuch der Galerie Colonna meldet. Auch die Worte: „Bleibt in der Liebe und Glauben an mich! Mit den Menschen habe ich jetzt ein leidlich Leben und eine gute Offenheit, ich bin wohl und freue mich meiner Tage“, waren wohl an sie gerichtet. Freilich mußte sie die Entschiedenheit freuen, womit der Freund sich entschlossen erklärte, sich den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst zu gewinnen und das im Landschaftsmalen Erreichbare zu leisten, aber ihren eigenen Kummer mußte sie bei seiner Hoffnungsfreude um so bitterer empfinden.

Köln am Rhein. Heinrich Düntzer.

---

## Die Dorfgeschichte und Karl Heinrich Caspari.

Die deutsche Dorfgeschichte nimmt in der erzählenden Literatur des eben ablaufenden Jahrhunderts keinen geringen Raum ein und hat sich innerhalb dieser Schriftthumsgattung eine geachtete Stellung erworben.

Anläufe, die Interesse für das Landvolk, wie es liebt und haßt, arbeitet und feiert, singt und trinkt, bekunden, finden sich schon im Alterthum in Theokrits Idyllen, welche mit ihren Hirten und Hirtinnen, Handwerker- und Krämerfrauen, Schnittern, Grundbesitzern, Fischern und Soldaten von Bernhardy in seinem Grundriß der griechischen Literatur (II, S. 927) in zutreffender Weise „zu Kunstwerken abgerundete Bilder des Volkslebens“ genannt werden.

Deßgleichen hat das Mittelalter im 13. Jahrhundert seine Dorfpoesie, obwohl deren Hauptvertreter Nithart von Neuental (bei Landshut) und Wernher der Gartenäre (Meier Helmbrecht) über die Schilderung von Aeußerlichkeiten des damaligen Landlebens (Liebeleien vornehmer Herren mit Bauerndirnen, Tanzbelustigungen mit nachfolgenden Prügelscenen, Prunken mit Kleidern und Waffen u. dgl.) nicht viel hinausgekommen sind, weßhalb sich auch unter ihren Nachfolgern und Nachahmern das kaum erwachte Interesse für die neue Literaturgattung, von den Führern abgesehen, bald wieder verlor.

Es war dem 19. Jahrhundert vorbehalten, den längst abgerissenen Faden der mittelalterlichen Dorfpoesie in der Form der Dorfgeschichte wieder aufzunehmen, zugleich aber in der neuen Form den dem Land- und Dorfleben entnommenen Inhalt derselben zu erweitern, zu vertiefen und zu veredeln.

Einen mehr als ganz äußerlichen Zusammenhang mit der Dorfpoesie des Mittelalters weist jedoch die Dorfgeschichte keineswegs auf. Sie verdankt vielmehr einem lange gefühlten Bedürfniß ihr Entstehen, nämlich dem in Bezug auf geeigneten Lesestoff seit Jahrhunderten fast ganz vernachlässigten, d. h. sich selbst überlassenen Landvolk für die langen Winterabende eine den Geist erfrischende und zugleich auf Herz und Gemüth wirkende Lektüre aus seinen eigenen Gedanken- und Interessenkreisen zu bieten.

Indeß erschien die erste wirkliche Dorfgeschichte geraume Zeit, bevor dem eben erwähnten Bedürfnisse von anderer Seite gebührend Rechnung getragen wurde. Sie ging nicht ohne eine gewisse Folgerichtigkeit von der Romantik aus, welche nach Herders Vorgang bald nach Beginn des Jahrhunderts ihre Findigkeit und ihren Sammelfleiß dem Volksliede (Des Knaben Wunderhorn) gewidmet hatte. Diese erste Dorfgeschichte ist die 1817 veröffentlichte „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ Clemens Brentano's: eine trotz einiger romantischer Schrullen, Geschmacklosigkeiten und Uebertreibungen vortreffliche und im ganzen den Volkston in der Einzelerzählung zuerst treffende und mit ein paar Ausnahmen auch eine volksmäßige Sprache redende Leistung des Dichters. Dabei blieb es jedoch vorderhand.

Erst seit der Mitte der 30er und dem Beginn der 40er Jahre machte sich eine Anzahl reformirter und protestantischer Geistlicher, meist Landpfarrer, wie der biderbe Schweizer Jeremias Gotthelf,[1] der gemüthvolle Hundsrücker Spinnstubenschreiber W. O. v. Hoen,[2] der humorreiche Altmühlthaler Karl Stöber, der warmherzige, vaterländisch gesinnte Hesse O. Glaubrecht[3] u. A., seltsamerweise zum Theil unter angenommenem Namen schreibend, ans Werk und suchte, dem Beispiel schlichter Erzählungsweise, das Jung Stilling in seiner „Lebensgeschichte“ und Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud“ gegeben hatten, folgend, mit theilweise vorzüglichen und nicht allzu ausgedehnten Erzählungen die Bedürfnisse des lesenden und nach Weiterbildung strebenden Landvolks zu befriedigen. Diese Männer gingen von dem Grundsatz aus, man müsse „aus dem Volk und für das Volk“ in gemeinverständlicher Sprache und auf christlich-sittlicher Grundlage schreiben und so zu einer würdigen Unterhaltung und fruchtbringenden Belehrung des Landvolks sein Scherflein beitragen.

Die Anerkennung, welche diese wackeren Seelsorger mit ihren Schriften fanden, und der Segen, den sie stifteten, spornte bald jüngere Kräfte an, in ihre Fußstapfen zu treten; und so fehlte es auch in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit herab nicht an einem tüchtigen Nachwuchs pfarrherrlicher Volksschriftsteller.

Mitten in diese ebenso löbliche wie dankenswerthe Thätigkeit der genannten Geistlichen hinein stellten aber auch Laien ihre Begabung und ihr Erzählertalent zeitweilig in den Dienst der Dorfgeschichte; Allen voran seit 1843 Berthold Auerbach, dann Melchior Meyr, Hermann v. Schmid, Gottfried Keller, Hermann Kurz, Adolf Pichler, Rosegger und verschiedene Andere. So konnte es nicht fehlen, daß die Dorfgeschichte die weitesten Kreise für sich gewann; und man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß Berthold Auerbach dieselbe sogar salonfähig gemacht habe, was aber jedenfalls ihr ursprünglicher Zweck nicht war. Gleichwohl will man neuerdings die Beobachtung gemacht haben, daß die Beliebtheit der Dorfgeschichte ihren Höhepunkt bereits überschritten habe, ja daß das Interesse an derselben stark im Schwinden begriffen sei. Diese Beobachtung mag im allgemeinen richtig sein; im einzelnen erweist sie sich nicht als zutreffend. Das wirklich Gute bewährt und behauptet sich auch auf diesem Gebiete.

Vor mir liegen die „Erzählungen für das deutsche Volk“ von Karl Heinrich Caspari, in einem handlichen Bande vereinigt und geschmackvoll und sinnig illustrirt.[4] Es sind die alten Bekannten, die in einem neuen Reisekleid neue Freunde für sich gewinnen wollen: „Der Schulmeister und sein Sohn“; „Zu Straßburg auf der Schanz'“; „Alte Geschichten nebst Dorfsagen aus dem Spessart“ und „Christ und Jude“. Diese Erzählungen des leider schon 1861 im besten Mannesalter heimgegangenen Verfassers erschienen zwischen 1851 und 1861 und der Schreiber dieser Zeilen hat im letztgenannten Jahre bereits an dieser Stelle (siehe Beilage zu Nr. 160 der Allg. Ztg. vom 9. Juni 1861) kurz über dieselben berichtet. Sie haben seitdem in Einzelausgaben und einer Sammelausgabe von 1855 (ohne „Christ und Jude“) ihren Weg durch die alte und neue Welt gemacht und sich vieler Menschen Herzen dauernd gewonnen. An Ursprünglichkeit und Volksthümlichkeit stehen dieselben in der That auch heute noch unübertroffen da.

---

Die wirklichen Namen sind [1] Albert Bitzius, [2] Wilhelm Oertel aus Horn und [3] Rudolf Ludwig Oeser.

[4] Verlag von J. F. Steinkopf. Stuttgart 1898.

Digitized by Google

Es könnte daher überflüssig scheinen, zu ihrem Lob und zu ihrer Empfehlung ein weiteres Wort zu sagen. Wenn ich dies trotzdem thue, so geschieht es aus einem doppelten Grunde: ich möchte einerseits jüngere Kreise, namentlich jüngere Familien, denen diese meisterhaften, in ihrer Art geradezu mustergültigen Erzählungen in unsrer schnelllebigen Zeit unbekannt geblieben und vielleicht doch willkommen sind, auf dieselben aufmerksam machen, andrerseits aber auch nach so vielen Jahren zu Ehren meines unvergeßlichen väterlichen Freundes die alten Verehrer desselben an einiges früher Gesagte zurückerinnern und dem ein paar Bemerkungen, insonderheit über die Illustrationen des verdienten Münchener Künstlers Heinrich Mertó und über die Caspari-Feier in Sammerhausen am Main im Juni 1894 hinzufügen.

K. H. Caspari war ein gründlicher Kenner des deutschen Volksgemüths wie des menschlichen Herzens überhaupt und verstand es, wie nicht leicht einer, das Denken und Fühlen des gemeinen Mannes mitzudenken und nachzuempfinden und demselben zu geeigneter Zeit einen unverfälschten Ausdruck zu geben. Daher kommt es, daß der Volkston in diesen Erzählungen in geradezu unvergleichlicher und fast unnachahmbarer Weise getroffen ist. Es ergibt sich aber daraus auch von selbst, daß denselben alles Romanhafte und Romantische fremd und daß von einem Haschen nach Effekt keine Spur in denselben zu finden ist. Sie sind durch und durch natürlich und wahr; aber das Natürliche ist nicht gemacht und das Wahre ist nicht platt. Alles trägt eine höhere Weihe an sich, athmet Leben und ist Leben und doch grundverschieden von der gemeinen Wirklichkeit.

Da Caspari seine Jugend unter dem Volke verlebte, so prägten sich seinem für alles Schöne und Gute empfänglichen Herzen unaustilgbare Normen aus dem Volksleben ein. Sein scharfes, hellsehendes Auge, sein poetisches Gemüth und sein gesunder Sinn wußten sie später aufs glücklichste miteinander zu wohlgelungenem Ganzen zu vereinigen. Die einzelnen Personen sind daher unmittelbar aus dem Volksleben herausgegriffen; ja es sind bestimmte Persönlichkeiten, die dem Schriftsteller vorschwebten, wie sie im Volke leben und weben. Aber der Griffel des Meisters hat sie geadelt, geadelt in ihrer Sphäre.

In der Vorrede zu „Christ und Jude“ sagt Caspari, man könne sein Buch sicher überall ohne Schaden lesen und vorlesen. Das Gleiche hätte er von allen seinen Erzählungen sagen können. Denn neben tiefem christlichen Ernst weht uns aus allen deutscher Glaube, deutsche Treue, deutsche Kraft entgegen, hell beleuchtet durch die nöthigen Gegensätze.

Prüfen wir nun aber die einzelnen Erzählungen auf den landläufig gewordenen Begriff der Dorfgeschichte, so entsprechen streng genommen demselben nicht alle. Daher kommt gewiß auch, daß der Verfasser von dem Titel „Dorfgeschichte“ abgesehen und einen allgemeineren gewählt hat. Zu den Dorfgeschichten im engeren Sinne gehören unbedingt alle die „Alten Geschichten aus dem Spessart“, auch „Der Bauernkönig“ aus der Zeit des hier auf wenige Oertlichkeiten beschränkten Bauernkrieges; aber schon nicht mehr ganz „Zu Straßburg auf der Schanz'“, weil der Hauptschauplatz der Erzählung Straßburg ist, welches seit seinem Uebergang an Frankreich das Unglück und wie hier das Grab gar vieler unbesonnener Söhne Deutschlands wurde.

Dagegen sind „Der Schulmeister und sein Sohn“ und „Christ und Jude“ großangelegte, dramatisch bewegte Sittengemälde aus dem Leben und Treiben des 30jährigen Krieges und aus der Zeit der Türkengefahr unter dem Sultan Solyman. Zwei große Helden aus der Geschichte des 17. und des 16. Jahrhunderts, dort Gustav Adolf, hier Niklas Zriny, geben diesen Gemälden eine Bedeutung, die weit über den bescheidenen Rahmen der Dorfgeschichte hinausgeht. Die sich in dieser Weise an welthistorische Ereignisse anlehnende und mit solchem Geschick behandelte Dorfgeschichte wird dann selbst ein Stück Weltgeschichte oder, wenn das zu viel gesagt sein sollte, wenigstens ein Stück Kulturgeschichte der in derselben geschilderten Zeit.

Den Stil handhabt Caspari in allen seinen Schriften und so auch in seinen Erzählungen meisterhaft, mag er im Tone der Chronik oder in der Sprache der früheren oder der jetzigen Zeit reden. Derselbe ist körnig und gedrungen und von einem Zuviel wie von einem Zuwenig gleichweit entfernt. Er ist, eine große natürliche Begabung abgerechnet, das Ergebniß einer abgerundeten klassischen Bildung und daher ganz wie der Mann, der ihn geschrieben, voll Ebenmaß.

Mein vor 37 Jahren ausgesprochener Wunsch, es möchten diese Schriften auch ferner Gemeingut des deutschen Volkes bleiben und es möchte unser Volk dem Verfasser in denselben ein ehrendes Gedächtniß bewahren, ist bis jetzt in Erfüllung gegangen. Infolgedessen steht zu hoffen, daß auch die Zukunft der Vergangenheit treu bleibt.

Ihren künstlerischen Schmuck verdanken die Erzählungen dem vortrefflichen Münchener Künstler Heinrich Mertó, der sich als Illustrator vielgelesener Jugendschriften, wie des Naturforscherschiffs, des dunklen Erdtheils und des Pieter Maritz, ferner des von Birlinger und Crecelius neubearbeiteten „Knaben Wunderhorn“ (Wiesbaden und Leipzig, Heinrich Killinger 1876) längst einen Namen gemacht hat. Bei dem reichen Stoff, den die Erzählungen dem Künstler bieten, ist an Mertó zu loben, daß er weise Maß gehalten und nur Vorwürfe ausgewählt hat, die auch den alten Illustrationsregeln Rechnung tragen. Auf diese Weise hat er die Häufung der Bilder, aber ebenso auch die großen bilderlosen Lücken vermieden. Die Illustrationen sind in möglichst gleichvertheilten Zwischenräumen angebracht und trotzdem die charakteristischen, namentlich kulturhistorischen Züge der einzelnen Erzählungen geschickt herausgefunden und sinnig verwerthet. Nehmen wir z. B. aus dem „Schulmeister“ den Valentin Gast her, welchem als der Hauptperson sechs von acht Illustrationen gewidmet sind.

Glückverheißend stellt sich der Anfang dar. Der Schreiber steht in Amtstracht vor seiner ihn anstaunenden Familie. Nur des Vaters ernstes Gesicht fällt dabei auf.

Groß, wenn auch nicht ganz unerwartet, ist daher die Enttäuschung, wenn wir auf dem nächsten Bild den schönen, hoffnungsvollen Jüngling nach einer rühmlichen Waffenthat an der Spitze des Zugs Arm in Arm mit dem wüsten Jäger von Erlach heimkehren sehen.

Bange Ahnungen erfüllen sodann das Gemüth, als sich Valentin von der Leichenschau im Rathhaussaale scheu, wie ein Dieb, wegschleicht.

Aber das Erscheinen desselben mit Olufsohn vor Gustav Adolf erweckt nochmals Hoffnung auf den Glücksstern des tapferen Schreibers, beziehungsweise Dragoners.

Um so größer ist die neue Enttäuschung. Den aus der Breifacher Gefangenschaft siech und in jämmerlichem Aufzug ins schwedische Lager zurückkehrenden Schatten von ehedem kennen die eigenen Kameraden nicht mehr. Da liegt die Frage auf der Zunge: Was soll daraus werden? Tod im Lazareth oder auf der Landstraße?

Das Schlußbild löst die Frage in versöhnender Weise. Vor dem Sterbebett des eben friedlich entschlafenen Sohnes steht der greise Vater und betet.

Kulturhistorischer Art ist die zwischen diesen Illustrationen eingeschaltete Ueberfallsscene, welche die Wildheit und Zuchtlosigkeit des damaligen Kriegsvolks vor Augen führt, und von ergreifender Wirkung die Pestscene, wie der Vater das an derselben gestorbene Söhnlein in seinen Armen nach Hause trägt, während ihm die Begegnenden stumm, aber ehrfurchtsvoll nachschauen.

Digitized by Google

Es wäre lohnend, auch die übrigen zehn Illustrationen (zwei derselben sind von Ruff und Stelzner) kurz zu analysiren. Da dies jedoch zu weit führen würde, so genüge die Andeutung, daß dieselben in größerer Zahl kulturgeschichtlicher Art und ihren Schwestern völlig gleichwerthig sind.

Es erübrigt noch, in Kürze der Festfeier in Sommerhausen bei Würzburg am 10. Juni 1894 zu gedenken, weil dieselbe mindestens ebensosehr der Erinnerung an die Verdienste des Volksschriftstellers wie des Pfarrers Caspari galt. Hatte derselbe seines Pfarramts daselbst doch nur vier Jahre (vom Juni 1844 bis Ende Mai 1848) gewaltet, durch den „Schulmeister und seinen Sohn“ aber das fränkische Städtchen am Main in der Welt bekannt gemacht. Doch sei dem, wie ihm wolle, es war dies ein in seiner Art seltenes Fest. Zwar der nächste Anlaß, die Enthüllung einer Gedenktafel, selbst in einer Kirche, ist nicht gerade selten, wohl aber die Gesinnung, die nach 50 Jahren zu der Ehrung eines verdienten Mannes durch eine Gedenktafel in der stattlichen Pfarrkirche und somit erst eigentlich zu der Ehrung durch eine Gedenkfeier führte. Diese Gesinnung, d. h. der Ausdruck der einem längst Heimgegangenen schuldigen Dankbarkeit, gab sich bei jung und alt in dem Festschmuck, den der ganze Ort angelegt hatte, und den Gästen gegenüber in dem ehrerbietigen Gruß, in der bereitwilligen, freudig gegebenen Auskunft auf Fragen, in gelegentlichem Gespräch und in dem gastfreundlichsten Entgegenkommen in rührender Weise kund. So konnte es nicht fehlen, daß das Fest weihevoll begann, pietätsvoll verlief und würdevoll abschloß.

Wer sich näher über dasselbe unterrichten will, findet alles, was er wünscht, die Festpredigt des jüngeren Sohnes, des Erlanger Professors und derzeitigen Prorektors D. Walter Caspari, die Erinnerungen eines Jugendfreundes, des Münchener Kirchenraths Gottfried Feez, die Rede des Bamberger Apothekers Ernst Mayer über die Orte und Charaktere im „Schulmeister und seinem Sohn“ und eine Menge Notizen über Einzelheiten in einer kleinen Festschrift beisammen, die der gegenwärtige Pfarrer Sommerhausens, F. Ackermann, bald nach der Feier bei J. F. Steinkopf in Stuttgart herausgegeben hat. Der Titel derselben lautet: K. H. Caspari. Ein Lebensbild. Erinnerungsblätter an seine Gedenkfeier zu Sommerhausen in Franken am 10. Juni 1894.

Dr. List.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Goethe's Vater.** Eine Studie von **Feliele Ewart.** Mit einem Bildniß des Raths Goethe. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß. 1899. — In dem Vorwort zu ihrer Studie gibt die Verfasserin den Weg, den sie bei Abfassung derselben gegangen ist, in folgender Weise an: „Fast unbewußt, jedenfalls unabsichtlich, entstund in mir ein Bild vom Vater Goethe's, das wenig zu dem herkömmlichen stimmte, das danach drängte, an den überlieferten Thatsachen geprüft zu werden.“ Diese Betrachtungsweise, welche mit dem schon fertigen Bild anfängt, statt es aus den überlieferten Thatsachen erst zusammenzusetzen, also die sonst übliche Betrachtungsweise auf den Kopf stellt, kann leicht mißtrauisch machen. Denn unwillkürlich wird man die Verfasserin im Verdacht haben müssen, daß ihr Urtheil nicht „frei“ ist, daß diese Beweisführung, durch ein schon fertiges Gedankenbild beeinflußt, vielleicht unbewußt die Thatsachen nicht objektiv genug zu werthen vermag, daß sie dieselben zugunsten der einmal gefaßten Meinung zu deuten sucht. Und dies bestätigt sich denn im Laufe des Buches mehr als einmal. Die Verfasserin findet, daß das Urtheil der Zeitgenossen und der Literarhistoriker das Bild des Herrn Rath zu schwarz gemalt hat; in ihrem Bestreben, hellere Töne hineinzusetzen, verschönert sie manchmal, wo nichts zu verschönern ist. Wenn sie z. B. S. 20 das „hohe Maß von Begeisterung“ des Raths für Italien darin zu finden sucht, daß er sich durch Kälte, Hochwasser und eine beschwerliche Quarantäne nicht von seinem Eintritt in Italien abschrecken ließ, so beweist das weit mehr, daß, wie der Sohn Goethe's selbst sagt: „Das Beharren dem Rath Goethe die einzige Tugend deuchte.“ (Vgl. S. 39.) Und wie oft dieses Beharren sich auch an unnützen Dingen übte, wissen wir. Aber auch wenn der Rath seiner Bewunderung für die Kunstschätze Italiens Ausdruck gibt, so sind von der hochfliegenden Begeisterung des Sohnes hier kaum die Keime zu finden. Der Vater Goethe's zählte die Kunstschätze auf, um trockenen Tones dann zu resumiren: „Doch auch dieses alles besteht in einer bloßen Liebhaberei und trägt weder zur Glückseligkeit des menschlichen Lebens, noch zu einem realen Endzweck, der schon unter dem ersten mit begriffen, etwas bei.“ (S. 18.) Platter und nüchterner im Sinn der damaligen Moralisterei und rationalistischen Auffassung der Lebenswerthe kann man sich schwerlich ausdrücken. Doch soll Goethe's Vater damit der warme Sinn für Italien keineswegs abgesprochen werden; nur hüte man sich, diese Natur zu einer enthusiastischen zu stempeln. Wenn weiterhin die Verfasserin des Vaters didaktische Versuche mit Cornelien in einem günstigen Licht zu sehen geneigt ist, so dürfte sie schwerlich das festbegründete Urtheil umstoßen, daß der Rath hier schwere Fehler begangen und eine von ihm nicht verstandene Natur über den Leisten seiner ihr nicht zusagenden Erziehungsmethode geschlagen hat. Vielleicht wäre vieles in Cornelien anders geworden, hätte sie das Joch dieser Schulmeisterei nicht ertragen müssen. Dies nur ein paar herausgegriffene Beispiele. Im übrigen scheint mir die Verfasserin zumeist gegen Windmühlen zu fechten. Was des Vaters „ernstes Führen“ für Goethe war, das ist längst bekannt. Und das dürfte den Ausschlag für seine Beurtheilung geben. Ob dann beim einen Biographen das Bild eine Linie herber, bei dem anderen eine Linie weicher geräth, ist am letzten Ende unwesentlich. Die ungeheure Kluft, welche den Dichter des „Faust“ von dem pedantischen Frankfurter Patrizier bei all dessen Verdiensten um des Sohnes Erziehung immerhin trennt, ist eben der Spielraum des Genies und wird nicht überbrückt durch maßlos überschätzende Worte, wie deren die Verfasserin mehr denn einmal ausgesprochen hat. Und hinsichtlich der vererbten Eigenschaften läßt sich manchmal wirklich streiten, ob sie nur fördernd für Goethe waren. — Von diesen kritischen Erwägungen abgesehen, ist die Studie F. Ewarts als ein dankenswerthes Buch zu betrachten. Die Darstellung ist durchsichtig und gut herausgearbeitet, wenn sie mehr als Bekanntes auch kaum zu geben weiß. Gewährsmännern wie Falk, insbesondere für den vielcitirten leidenschaftlichen Ausbruch Goethe's über Karl August und Napoleon, hätte die Verfasserin mit mehr Mißtrauen entgegentreten müssen. Zuweilen stören einige Längen und eine Neigung zum Sentenzenhaften, welche nicht immer Glückliches hervorbringt; z. B. die merkwürdige Definition S. 101: „dem Werthe des Genies entspricht die Summe der geleisteten Arbeit“. Grammatikalische Entgleisungen wie „die abgespielte kleine Tragikomödie“, welche an die Wendung der Todesanzeigen „von dem uns so schwer betroffenen Verluste“ erinnern, sollten in einem solchen Buch strengstens vermieden bleiben.

Karlsruhe i. B. **Albert Geiger.**

* Ueber den Verlauf der **Nathorst'schen Expedition** liegen jetzt ausführlichere, bis zum 15. Juli reichende Nachrichten vor. Diese Expedition, die im Mai Schweden verließ, hat den Hauptzweck, an der nördlicheren Ostküste Grönlands nach Andrée zu suchen, doch verfolgt sie, um das Unternehmen auf jeden Fall nutzbringend zu gestalten, gleichzeitig wissenschaftliche Forschungen, in welcher Hinsicht die Expedition vorzüglich zusammengesetzt ist. Demgemäß wurden, wie der „Voss. Ztg.“ aus **Stockholm** berichtet wird, zuerst Tiefseeforschungen im Nordatlantischen Ozean ausgeführt und dann die Insel Jan Mayen, die ungefähr auf dem 71. Breitengrad liegt und auf der sich im Nordosten der majestätische, über 8000 Fuß hohe Vulkan Beerenberg befindet, besucht. Obgleich die Insel von der norwegischen Nordmeer-Expedition (in den 70er Jahren) und 1882/83 von einer österreichischen

Expedition besucht worden, ist sie noch unvollkommen erforscht. Nach mehrtägigem Aufenthalt auf Jan Mayen steuerte die Nathorst'sche Expedition gegen die Ostküste Grönlands, die sie am 2. Juli erreichte. Zwischen dem 73. bis 75. Breitengrad, dem einstigen Wirkungskreis der zweiten deutschen Nordpol-Expedition von 1869, scheint es in der günstigen Jahreszeit nicht schwierig zu sein, die grönländische Ostküste zu erreichen, wie auch der Umstand zeigt, daß am Kap Berghaus, am Eingang zum Tiroler Fjord zwischen dem 74. und 75. Grad, wo die Nathorst'sche Expedition Mitte Juli lag, drei norwegische Fangschiffe ankerten. Nathorst wollte anfänglich auf der Shannoninsel landen und hier mit den Nachforschungen nach Andrée beginnen, doch gelang dies wegen der Eismassen nicht, weßhalb das Expeditionsschiff, der „Antoretie", an der etwas südlicher liegenden Sabine-Insel landete und beim Germaniahafen Anker warf. Hier wurde auf der kleinen Walroßinsel ein für Swerdrup bestimmtes Depot angelegt und zur Kennzeichnung an verschiedenen Stellen Steinhügel errichtet. Swerdrup, der seine Operationen an der Nordwestküste Grönlands beginnt, rechnet also damit, daß es ihm gelingen werde, sich längs der Nordküste bis zur Ostküste hindurchzuarbeiten und dann südwärts zu gehen. Sowohl auf der Sabine-Insel wie beim Königin Augusta-Thal auf dem Festland wurden Moschusochsen geschossen, Thiere, die als Ueberbleibsel einer entschwundenen Erdperiode zu betrachten sind und sehr werthvolle Bestandtheile der Nathorst'schen Sammlungen bilden. Die wissenschaftliche Ausbeute war schon bei Absendung der letzten Nachrichten recht bedeutend. Neben den Tieflothungen im Nordatlantischen Ozean, die eine wichtige Lücke in der Kenntniß über die dortigen Strömungsverhältnisse ausfüllen, wurden Forschungen über die Thierwelt längs der grönländischen Ostküste ausgeführt. Ferner wurden Ausgrabungen von Eskimogräbern vorgenommen, die gute Ergebnisse lieferten. Wenn somit, wie bisher, auch im weiteren Verlauf der Expedition die Nachforschungen nach Andrée ergebnißlos bleiben sollten, dürfte die wissenschaftliche Ausbeute, die in jenen unbekannten Gebieten gewonnen wird, die Kosten der Expedition aufwiegen. Vom Tiroler Fjord wollte Nathorst zur Clavering-Insel und dann südlich zum Kaiser Franz Joseph-Fjord gehen, jenem mächtigen, durch großartige Alpennatur sich auszeichnenden Fjord, dessen Entdeckung und Erforschung das Hauptergebniß der zweiten deutschen Nordpolexpedition bildet.

* **Stuttgart.** Prof. Dr. v. Ahles an der Technischen Hochschule in Stuttgart wurde, seinem Ansuchen gemäß, in den Ruhestand versetzt.

* **Karlsbad.** Am 29. d. M. feiert in Karlsbad ein Arzt ein seltenes Jubiläum. Siebzig Jahre werden es an diesem Tage, daß Hofrath Dr. Gallus v. Hochberger promovirt wurde. Hofrath v. Hochberger vollendet im Oktober sein 96. Lebensjahr in voller geistiger und körperlicher Frische.

* **London.** Die Goldene Hanbury-Medaille, die von der Pharmazeutischen Gesellschaft von Großbritannien verliehen wird, ist in diesem Jahre dem Chemiker Professor Albert Ladenburg in Breslau für sein Werk über Alkaloide und ihre Derivate zuerkannt worden. — Wie die „Chemiker-Zeitung" aus London meldet, ist es Prof. James Dewar gelungen, Wasserstoff als eine glasartige, durchscheinende Masse zu gewinnen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

F. U. Graf v. Wrangel: Die souveränen Fürstenhäuser Europa's. Lfg 11, 16 u. 17. Stockholm, Hasse W. Tullberg — Berth Huchting: Die Bekämpfung des Anarchismus im 20. Jahrhundert. Varel (Großh. Oldenburg), Selbstverlag 1899. — M. v. Kaitenberg (M. v. Berg): Der Junker Werner von Brunshausen. Historischer Roman. Marburg, N. G. Elwert 1899. — Mart. Schanz: Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. 2. Theil, 1. Hälfte. 2. Aufl. (Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft. Hggb. von J. v. Müller. 8. Band. 2. Abth. 1. Hälfte.) München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1899. — Dr. E. Tatarinoff: Die Betheiligung Solothurns am Schwabenkriege bis zur Schlacht bei Dornach am 22. Juli 1499. Festschrift. Solothurn, A. Lüthy (Jent u. Cie.) 1899. — Dr. Ludw. Strauß: Die Reform des deutschen Handelsrechts und ihre Bedeutung für Oesterreich. Wien, Manz'sche k. k. Hofbuchhdlg. 1899. — Historische Zeitschrift. Hggb. von Friedrich Meinecke. Neue Folge. 47. Band. 2. Heft. München, Leipzig, R. Oldenbourg 1899. — Ludw. Brahn: Herodes der Große und Kleopatra. Drama. Leipzig, Friedr. Fleischer 1900. — Illustrirtes Konversationslexikon der Frau. Lfg. 3—6. Berlin, Julius Becker. — Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz. 1898, 2. Theil. Chemnitz, in Kommission: Ed. Focke (L. Hapke) 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

# Goethe-Litteratur

aus dem Verlage der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf.**
G. m. b. H.
**in Stuttgart.**

**Goethes Briefe an Frau von Stein,** nebst dem Tagebuch aus Italien. Mit Einleitung von K. Heinemann. 4 Bände. In 2 Leinenbänden 4 Mark.

**Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.** 4 Bände. In 2 Leinenbänden 4 Mark.

**Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika).** Herausgegeben mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Th. Creizenach. Mit 2 Porträts und einer Ansicht „Die Gerbermühle bei Frankfurt a. M." Ermäßigter Preis: Geheftet 5 M. In Leinenband 7 M.

**Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Fr. v. Müller.** Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Zweite stark vermehrte Auflage. Geheftet 4 M. 50 Pf. In Leinenband 5 M. 50 Pf.

**Eckermanns Gespräche mit Goethe** in den letzten Jahren seines Lebens. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Otto Roquette. 3 Bände. In 1 Leinenband 3 Mark.

**Aus dem Goethehause.** Briefe Friedr. Wilh. Riemers an die Familie Frommann in Jena (1803—1824). Nach den Originalen herausgegeben von Dr. Ferdinand Heitmüller. Geheftet 6 Mark. In Leinenband 7 Mark.

**Baumgart, Hermann, Goethes „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden".** Geheftet 2 Mark. In Leinenband 3 Mark.

**Düntzer, Heinrich, Charlotte von Stein,** Goethes Freundin. Ein Lebensbild, mit Benutzung der Familienpapiere entworfen. 2 Bände. Ermäßigter Preis: Geheftet 5 Mark. In 2 Leinenbänden 6 Mark.

**— Charlotte von Stein und Corona Schröter.** Eine Vertheidigung. Ermäßigter Preis: Geheftet 2 Mark. In Leinenband 3 Mark.

**— Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit.** Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark.

**Fischer, Kuno, Goethes Faust.** Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. Geheftet 8 Mark. In 1 Leinenband 9 Mark.

**Goedeke, Karl, Goethes Leben.** In Leinenband 1 Mark.

**Hehn, Victor, Ueber Goethes Hermann und Dorothea.** Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Albert Leitzmann und Theodor Schiemann. Zweite verbesserte Auflage. Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark.

**Voß, Heinrich, Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre.** Nach brieflichen Mitteilungen. Mit Einleitung und Erläuterungen neu herausgegeben von Georg Berlit. Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark.

**Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.**

(12741)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Freitag, 25. August. Nummer 193.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

## Uebersicht.



## Goethe's Verbindung mit Frau v. Stein während seines ersten Aufenthalts in Italien.

### II.

Erst am 23. Juli kehrte Frau v. Stein nach Weimar zurück. Goethe sandte ihr regelmäßig seine Mittheilungen, die sie durch gute Nachrichten über seine weitere Beschäftigung im Schauen und Zeichnen und über die Neubearbeitung und Vollendung des ihr so lieben „Egmont" erfreuen mußten. Seine Briefe an sie werden jetzt zu inhaltreichen und erheiternden Wochenberichten, die großentheils in die italienische Reise aufgenommen sind, was Schmidt noch entging; ja er sandte ihr sogar Tischbeins anziehende, durch ihre urwüchsige Darstellung und großartige Unrechtschreibung ergötzliche Briefe aus Neapel. Der Brief vom 5. Juli ist nicht ganz an diesem Tage geschrieben, der zweite mit den Worten „Am Anfang der Woche beginnende Theil", der die Vollendung des ersten Akts meldet, ist am 6., der Schluß wohl erst am Tage der Absendung, am 7., geschrieben. Der erste, am 9. begonnene Wochenbericht ging verkürzt in die Reise über, das Folgende ist vom 13. Auch die Briefe vom 16. bis 20. sind ganz an sie geschrieben. Die vom 22. bis zum 27. verrathen sich schon durch ihre Form als Wochenberichte. Seine nähere Verbindung mit Angelica, deren regelmäßiger Sonntagsgast er sei, verschweigt er nicht, des Konzerts in seinem großen Saal, worin die Sänger der Komischen Oper die besten Intermezzos sangen, wird nur kurz gedacht. Alte und junge Künstler suchten sein Talentchen zuzustutzen und zu erweitern.

Noch fehlte es an der Kunst, menschliche Figuren darzustellen, Ernst und Fleiß sollten ihm auch darin weiter zukommen. Die Briefe vom 29. Juli bis zum 1. August verrathen sich als Wochenberichte. In dem vom 1. datirten berichtet er, daß er in der Tiber bade, fügt aber zur Beruhigung der Freundin hinzu: „in wohlangelegtem, sicherem Badehäuschen". Von „Egmont" sei der vierte Akt, der ihm, wie sie wüßte, so viele Schwierigkeiten gemacht hatte, so gut wie fertig, und wie werde er sich freuen, wenn diese Dichtung, bei der er sich wieder jung gefühlt habe, ihren Beifall finde. Auch gedenkt er eines kleinen Balles, zu dem sie eingeladen gewesen seien. Die italienischen Mäuschen hätten ihre Eigenheiten, vor zehn Jahren hätten einige passiren können, nun aber sei diese Ader vertrocknet. In Weimar kamen diese Sendungen bis nach der Mitte August an, wo Frau v. Stein sich nach Kochberg begab. Ihre Antworten werden durch die tiefe Verwundung ihrer Seele verdüstert worden sein. Immer schwebte ihr noch die Ahnung vor, Goethe, der so hoffnungsvoll sich seiner Ausbildung als Künstler hingab, werde ihr durch einen plötzlichen Tod geraubt werden. Etwas unangenehm empfand es Wolfgang, daß Charlotte seinen Garten, den er ihr eingeräumt hatte, für diesen Sommer an Knebel überlassen hatte. Am 11. August theilte er ihr die erste Kunde mit, daß er bis Ostern bleiben werde, wozu erst ein an Frau v. Stein eingeschlossener Brief an den Herzog dessen Erlaubniß erbat. „Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalten werde, komme ich gewiß so weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr sollt immer Briefe von mir haben, meine Schriften kommen nach und nach. So habt ihr den Begriff von mir als eines lebenden Abwesenden, da ihr mich so oft als einen gegenwärtig Todten bedauert habt. „Egmont" ist fertig und wird zu Ende dieses Monats abgehen können: alsdann erwarte ich mit Schmerzen euer Urtheil." Die Nachrichten über seine übrigen Thätigkeiten sind ganz kurz. Auch der Brief vom 18. ist ein Wochenbrief an sie, worin er von Angelica's unglücklicher Ehe spricht; nur die Stelle von Moritz könnte aus einem anderen Briefe genommen sein. Mehrere Tage vor seinem Geburtstag kamen die Glückwünsche aller weimarischen Bekannten an. Charlotte war durch die wiederholte Ausschiebung seiner Rückkehr betroffen, auch sein Entschluß, jetzt, da es mit dem Zeichnen nicht glücken wollte, menschliche Formen zu modelliren, verstimmte sie. Am 4. Sept. berichtete sie ihrer Schwägerin, sie sei jetzt glücklicher als im vorigen Jahre, da sie die bittere Trennung ihres Freundes überwunden habe; es sei ihr lieb, daß sie bei der Geburtstagsfeier in Knebels Garten nicht zugegen gewesen sei, da sie an diesem Tage sich nicht habe freuen können. „Goethe wird bis Ostern in Rom bleiben," fügt sie ohne Bemerkung hinzu; vorige Nacht habe sie einen sonderbaren Traum von Goethe gehabt, den sie nicht anders habe auslegen können, als daß ihm zur Zeit seiner Rückkehr ein Unfall begegnen werde.

In dem Blättchen, das aus dem Ende August stammt, freut er sich, wie gut ihm das Modelliren gelungen, wodurch die menschliche Gestalt in alle ihre Rechte träte, er habe ein Prinzip gefunden, das ihn durch alle Labyrinthe der Menschenbildung durchführen werde, auf einmal einen Vorhang von allen Statuen wegziehe. Ein Herkulesköpfchen, das er nach diesem Grundsatz gemacht habe, werde allgemein bewundert. Im nächsten Wochenbrief, am 1. September, zeigt er an, „Egmont" sei eben völlig fertig geworden, er werde über Zürich, wo Kaiser Zwischenakte und sonstige Musik dazu schreiben solle, nach Weimar gehen, und hoffe, daß er den Freunden Freude machen werde. Sein Kunstprinzip passe überall und schließe ihm alles auf. Der nächste Brief war sehr kurz, enthielt wohl bloß den ersten Absatz zu dem in die Reise übergegangenen von diesem Tage. In den „wenigen Worten zum Abschied" (morgen gehe er nach Frascati zu Reiffenstein) bemerkt er, daß er immer neue Gedanken habe, die tausendfachen Gegenstände weckten ihn bald zu dieser, bald zu jener Idee; aber alles rücke zusammen auf einen Punkt, und er sehe nun licht, wo es mit ihm und seinen Thätigkeiten hinauswolle. Diese scheinbar

ewige Unruhe mußte die nur Ruhe suchende Freundin ernstlich besorgt machen. Von Frascati wurde er Sonntag, den 9., von Angelica abgeholt, der seltenen Frau, die, wie die Fürstin Galitzin, der Ueberzeugung war, daß Goethe alles aus innerem Drang thue, so daß er bei ihr, wie er sich ausdrückte, Generalpardon habe. Am 15. schreibt er Charlotte, er genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntniß, das Glück werde ihm immer forthelfen. Er berichtet ihr, daß er einen Kopf in Gips gemacht, von seinem „Egmont“ ist an diesen Tagen keine Rede. Wenn Charlotte las: Montag gehe es wieder nach Frascati, doch wolle er machen, daß über acht Tage ein Brief abgehe; dann werde er wohl nach Albano gehen, wo fleißig nach der Natur gezeichnet werden soll, er möge jetzt gar nichts mehr wissen, als etwas hervorzubringen und seinen Sinn zu üben. An dieser Krankheit leide er von Jugend auf, und Gott gebe, daß sie sich einmal auflöse — so mußte ihr der Kopf schwindeln. An sie waren auch wohl die Worte gerichtet: „Wie manches Gute werde ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen wiederkomme! Doch vor allem ein fröhliches Herz, fähiger, das Glück, was mir Liebe und Freundschaft zudenken, zu genießen. Nur gelobe ich mir, nichts wieder zu unternehmen, was außer dem Kreis meiner Fähigkeiten liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte!“ Solche Worte mußten die Geliebte wieder aufrichten, wenn sie auch noch immer zweifelte, ihn je wiederzusehen.

Am 25. ging er wieder nach Frascati, von wo er drei Tage später der Freundin schreibt, er sei hier sehr glücklich, es werde den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht, geklebt, Handwerk und Kunst ex professo getrieben, doch fühle er sich oft sehr allein und sehne sich nach ihnen; er lebe eigentlich doch nur im Taumel, aber heiter schließt er ab: „So lebe ich glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters ist. Grüß Alle, die mir's gönnen.“ Gleichzeitig dankt er dem Herzog, daß er ihm Muße gegönnt, der Richtung, die sein Geist von Jugend an genommen, zu genügen. Dazu habe er den Winter noch wacker zu thun, auch solle kein Tag, ja keine Stunde versäumt werden. „Nun halte ich mich immer in der Stille,“ fährt er fort, „und sogar (ich weiß nicht, ob es lobens- oder scheltenswerth ist) die Frauen haben keinen Theil an mir. Mit der einzigen Angelica gehe ich um, die der Achtung jedes wohlgesinnten Menschen werth ist.“ Der am 2. Oktober geschriebene Brief spricht wieder von viel Sehnsucht, die er diese Tage nach Hause gehabt, vielleicht eben weil es ihm zu wohl gehe; und er fühle, daß sein Liebstes ihm fehle. Wohl war ihm im häuslichen Kreise Reiffensteins der schmerzliche Gedanke gekommen, daß ihm zu Hause kein Familienglück bereitet sei. Vom 8. bis zum 22. genoß er ein frei heiteres Leben in dem vielbesuchten Castell Gandolfo, wo er in dem höchst belebten Hause des reichen Kunstfreundes Jenkings wohnte. Erst am 12. fand er hier Zeit zum Schreiben an die Freundin. Den ganzen Tag müsse man hier der Gesellschaft widmen, was ihm für die kurze Zeit ganz recht sei, nur morgens mache er sich weg, um zu zeichnen. Auch Angelica sei da und wohne in seiner Nähe. Muntere Mädchen und einige Frauen fehlten nicht. Wenn etwas ihn aus sich herausbringen könnte, so müßten es diese Tage thun, aber seine ganze Neigung sei auf die Kunst gerichtet, und es scheine, daß er wenigstens sehen lerne. Der Lärm in Castell war so stark gewesen, daß er am letzten Posttage, am 19., gar nicht zum Schreiben kommen konnte. Erst den 21., gleich nach seiner Rückkehr, schrieb er Charlotte. Wir wissen jetzt, daß unerwartet eine junge Mailänderin sein Herz getroffen hatte, aber bald brachte ihn die Kunde, daß sie verlobt sei, ganz außer sich. An Charlotte meldete er bloß: „Eine Mailänderin interessirte mich die acht Tage ihres Bleibens, sie zeichnete sich durch Natürlichkeit, ihren Gemeinsinn, ihre gute Art sehr vor den Römerinnen aus. Angelica war, wie sie immer ist, verständig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß und kann ihr Freund sein, man kann viel von ihr lernen, besonders arbeiten; denn es ist unglaublich, was sie alles endigt.“ Der Freundin konnte der Antheil, den Goethe an dem Mädchen nahm, nicht entgehen, besonders da er nicht meldete, daß sie verlobt sei. Die Urtheile der Weimarer Freunde über „Egmont“, dessen freudig begeisterte Aufnahme er gehofft hatte, befriedigten den Dichter keineswegs, da sie nur im allgemeinen ihren Beifall aussprachen, manches rügten, was er nicht ändern konnte, ohne seine künstlerische Absicht aufzugeben. Sein Brief vom 3. November ist Antwort auf die Aeußerung der Weimarer Briefe vom Oktober; er hebt allgemein an, geht dann zu Herders Einwendung gegen Klärchen über, die er nicht ganz verstehe, nur sehe er, daß er eine Nuance zwischen Dirne und Göttin vermisse. Dagegen muß der Tadel der Freundinnen, gegen den er sich in einem angeblichen Auszug eines Briefs vertheidigt, an Frau v. Stein gerichtet sein, der besonders die lakonische Empfehlung der Geliebten an Ferdinand mißfallen hatte. Wirklich scheint sich auf die Aufnahme der Freundin der Brief vom 10. November zu beziehen. Hier heißt es: „Daß mein „Egmont“ Beifall erhält, freut mich herzlich, kein Stück habe ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht, als dieses, doch fällt es schwer, wenn man schon Anderes gemacht hat, dem Leser ganz genug zu thun; er verlangt immer etwas, wie das Vorige war.“ Die Aeußerung war ebenso zurückhaltend wie die, auf welche sie erwiderte: „Egmont“ hatte die Freundin eher abgestoßen als angezogen; das empfand er sehr bitter. Auch der Brief vom 24. scheint eine Antwort von Frau v. Stein mit Ausnahme des letzten Absatzes. Bemerkenswerth ist die Aeußerung, er kenne jetzt die rechten Wege zu allen bildenden Künsten, sei aber zu alt, um noch mehr als pfuschen zu können. So gehe es ihm hier, wie mit den Urbildern von Glück und Weisheit, von denen wir höchstens den Kleidsaum berührten. Im Dezember wurde die freundliche Verbindung wieder etwas wärmer, wenn auch das alte Vertrauen sich noch nicht ganz herstellte. Es freute ihn, daß sein Liedchen aus dem Singspiel Claudine „Cupido loser, eigensinniger Knabe“, sie erfreut hat; sie glaube nicht, wie es ihn vergnüge, wenn er einen Laut hervorbringe, der in ihre Stimmung treffe. Das wünschte er auch von „Egmont“, von dem sie so wenig sage, eher daß ihr etwas wehe daran thue. „O, wir wissen genug, daß wir eine so große Komposition schwer ganz rein stimmen können. Daß man bei einem Gedichte am Gelungenen sich halten müsse, war auch später seine Forderung und nun gar beim Gedicht eines Freundes. Klärchen scheint ihr früher auch gefallen zu haben, aber jetzt fühlte sie sich wohl verletzt durch ihr begeistertes Auftreten für den Helden. Zugleich schickte er ihr ein anderes Lied seines Singspiels „Liebe schwärmt auf allen Wegen“, das ihr wohl besonders gefiel, weil es mehr Werth auf die Treue legte. Am 15. berichtete er ihr, da es am vorigen Montag mit keiner Arbeit gehen wollte, habe er mit dem Komponisten Kayser, der, statt die Sendung des „Egmont“ abzuwarten, spornstreichs zu ihm nach Rom gekommen war, eine prächtig gelungene Wallfahrt nach den schönsten Punkten in der Umgebung Roms unternommen und müsse ihr seine große Freude darüber mittheilen. Auch schickte er ihr ein anderes Löwchen zur Busennadel, zum Ersatz des verlorenen, das freilich artiger gewesen sei. Die Zeichnungen, welche er ihr bisher geschickt habe, seien bloß leichtsinnige Versuche, nächstens werde er ihr eine Rolle mit besseren senden, die meist von Anderen seien. Weiter spricht er ihr seine hohe Freude aus über die Unterweisung des Malers Meyer. Schon am 6. Juli hatte er

Digitized by Google

dieses wackeren Schweizers, ohne Angabe seines Namens, gedacht. In der Reise wird er schon am 1. November 1786 genannt. Schmidts Verdacht, dies beruhe auf bloßer Erdichtung, scheint haltlos. Er bringt dabei gar nicht in Anschlag, daß Goethe einiges aus lebendiger Erinnerung Stammende in seine Darstellung aufgenommen habe. Jetzt freute er sich, daß ihm Meyer das wahre Anschauen der größten Meisterwerke eröffnet habe; keine Worte schilderten die stille, wache Seligkeit, mit der er sie jetzt betrachte, sein Geist sei erweitert genug, um sie zu erfassen und bilde sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.

Wie hätte Frau v. Stein zu ahnen vermocht, daß nicht der Tod ihr den Freund rauben, sondern der erwachte sinnliche Trieb und das Verlangen nach einem häuslichen Heim das innigste Vertrauensverhältniß, wenn auch langsam, zerstören sollte. Den 29. Dezember schreibt Goethe dem Herzog: „Das Glück bei Frauen, das Ihnen nie gefehlt hat, wird Sie auch in Holland (wohin er als preußischer General ging) nie verlassen, und Sie dafür schadlos halten, daß Sie die schöne Emilie (Gore, die mit Vater und Schwester nach Weimar gekommen war) in Ihrem Hause versäumt haben. Mich hat der süße kleine Gott in einen bösen Weltwinkel relegirt."

Frau v. Stein, die unterdessen sich der Familie v. Lengefeld in Rudolstadt eng angeschlossen hatte, schrieb am folgenden Tage an Lottchen, Goethe sei glücklich, fröhlich und ganz fetig, alle seine Versicherungen, wie einsam er sich oft fühle und sich nach Hause zurücksehne, glaube sie nicht. Doch scheint sie die schon erwähnte Strophe: „Liebe schwärmt auf allen Wegen", die sie Lotte sendet, als Versicherung seiner Treue gefreut zu haben, deren sie später, als ihr Verhältniß zu ihm so gewaltsam gelöst war, mit Bitterkeit gedenkt. Sie selbst war auch am Ende des Jahres zu Goethe's Freude heiter gestimmt, ja sie malte auch wieder Landschaften. Sie tröstete ihre junge, verliebte Freundin mit ihrem Herzensspruch: „Aller Uebel, außer dem Mangel und der Krankheit, könne man Herr werden."

Obgleich die Tabelle am Anfang des neuen Jahres nur vom 12. und 17. Januar Briefe verzeichnet, so werden solche auch am 5. und den beiden übrigen Posttagen nicht gefehlt haben. Aus dem vom 5. könnte der Anfang seines ersten Briefes in der Reise genommen sein, jedenfalls theilte er auch ihr mit, daß das Studium des menschlichen Körpers ihn jetzt so hingerissen habe, daß alles andere dagegen verschwinde. Am 19. beschreibt er ihr den lustigen Tag, den sie am sonderbaren Feste des Antonius Abbas gefeiert hatten; darauf heißt es: „Wenn ich von Deinen Uebeln, von Deinem Zahnweh höre, da wird mirs im Gemüthe, wie ich Dirs nicht ausdrücken kann, daß Dir unter dem unglücklichen Himmel das Leben unter Schmerzen hingehen soll. Ich habe doch diese ganze Zeit keine Empfindung aller der Uebel gehabt, die mich im Norden peinigten, und lebe mit eben derselben Konstitution hier wohl und munter, so sehr ich dort litt. Ich habe manche Anzeichen, daß ich dieses Wohlsein, wie manches Gute, in Italien zurücklassen werde; still und ohne weiter zu denken und zu grübeln, benutz ich jeden Tag, um mir die nöthigen Kenntnisse zu erwerben, suche mich ein wenig in Uebung zu setzen. Doch ist dies alles nichts! Wer Rom verläßt, muß auf Kunst verzichten. Außerhalb ist alles Pfuscherei. Wenn Du nur einen Abend bei uns sein solltest, unter den vielen Gypssachen, wenn man die besten Sachen nebeneinander sehen kann, und sich dann das Fürtreffliche vom Guten so sehr, ja unendlich absondert. Ich spreche nicht aus, wie glücklich ich bin, daß ich zu sehen anfange, da ich bisher nur getappt habe." Das mußte ihr trübe Aussichten in die Zukunft geben; hatte sie ja doch noch vor kurzem Lottchen erklärt, wenn es zu Hause nicht wohl sei, dem werde es nirgend wohl. Noch manches andere berichtete der Brief, besonders, daß diese Woche Anatomie und Perspektive vorgerückt seien. Am 26. konnte er Charlotten nur wenig schreiben, da die ganze Woche auf „Claudinen" verwandt worden sei. Auch der Karneval hatte begonnen und manches andere ihn beschäftigt, besonders ein eingehender Brief an den Herzog, der ihn durch den Wunsch verstimmt hatte, er möge die Herzogin-Mutter in Italien begleiten; denn wie sehr dies auch seiner Absicht widersprach, noch im Frühjahre zurückzukehren, so wenig konnte er es doch geradezu ablehnen. Auch mußte er Charlotten diesen Wunsch des Herzogs verschweigen.

Aber noch ein anderes, seiner Stellung zu Frau v. Stein höchst feindliches Ereigniß hatte sich begeben: er war zu einem freien Liebesgenusse von einer gefälligen Schönen hingerissen worden. Wahrscheinlich war es ein Modellmädchen, und begann dieses Verhältniß in derselben Woche, wo er in einem undatirten Briefe an Angelica spricht: „Die vorige Woche hat man die Menschen gezeichnet, wie Gott sie erschaffen hat, und jetzt will man sie ganz in Stahl und Eisen kleiden." Näheres von dieser Liebschaft wissen wir nur bestimmt aus der Selbstlebensbeschreibung von Rehfues, dem früheren Kurator der rheinischen Hochschule. Dieser nahm im Karneval 1804 zu Rom an einem Gastmahl bei der italienischen Gattin eines in Rom ansäßigen Engländers theil, das außer der Wirthin nur aus Männern bestand. Rehfues schließt: Und wer war diese Frau nach den Versicherungen meines Freundes? Goethe's Faustina in den römischen Elegien. Nach Varnhagen sah sie auch Wilh. v. Humboldt während seines Aufenthalts in Rom vom Jahre 1801 bis 1806 und meinte, sie sei eben nicht besonders reizend. Man sollte meinen, es sei hienach leicht, ihre Persönlichkeit und etwas näheres von ihr zu entdecken, was bei den schönen Weibern darin so glücklich gelungen ist. Wie lange dieses Verhältniß bestanden, läßt sich nicht errathen. Nur wissen wir, daß auch Kayser einen lockten Schatz in Rom besaß, der in dem Hause Zutritt hatte, wo Goethe mit Kayser wohnte, und dessen Haushaltung dieser im Februarbriefe an Fritz, der auch in die Hände der Mutter gekommen sein muß, so lustig beschreibt: „Unsre Alte kocht, unser Alter schleicht herum (Herr und Frau Collina, die Goethe gleich nach seiner Ankunft als ein redliches altes Paar bezeichnet), die hinkernde (Schmidt schlimmbessert „hinkende") Magd schwätzt mehr, als sie thut, ein Bedienter, der ein Exjesuit ist, bessert die Röcke aus und wartet auf und das Kätzchen bringt viele Lerchenköpfe, die oft gegessen werden." Dazu waren der junge Maler Bury aus Hanau, Goethe's „zweiter Fritz", und der Frankfurter Landsmann, der Landschaftsmaler J. G. Schütz, die Beide von ihm unterstützt wurden, seine lieben Hausgenossen. Goethe's Verhältniß zu der wohl mehr pfiffigen als gemüthlichen Schönen wurde glücklicherweise nicht in Weimar bekannt, aber jedenfalls lockerte es das Band mit Charlotte, die darin eine schnöde Entwürdigung ihres edelsten Vertrauens gesehen haben würde.

Von den in die „Reise" aufgenommenen Februarbriefen waren wenigstens der vom 2. und die letzte Hälfte des vom 9. an Frau v. Stein gerichtet. Gleichzeitig mit dem reichen Berichte vom 1. März sandte er ihr auch die Zeichnungen eines Bracelets. Die Brieftabelle verzeichnet auch an den drei folgenden Posttagen Briefe an sie, aus denen vieles in die „Reise" aufgenommen ist, aber einzelnes der späteren Redaktion angehört. In den drei letzten Wochen, die Goethe, wie er sagt, aus Rücksicht auf Bury und Kayser noch in Rom blieb, gedenkt die Tabelle nur eines am 12. April abgesandten, dem wenigstens der erste

Absatz des in der „Reise“ vom 11. datirten Briefes entnommen sein dürfte. Die letzten Briefe mußten seine Freude, die Geliebte wiederzusehen, lebhaft aussprechen, aber auch des Schmerzes gedenken, das einzige Rom verlassen zu müssen, doch durfte er nicht das ganze tiefe Leid seiner Seele verrathen, das oft in wilden Thränen sich ergoß. Von dem Abschiedbesuche bei der schönen Mailänderin, die er auch von Weimar aus zu ihrer Verheirathung begrüßte, wird er kaum berichtet haben. Jedenfalls zeigten die Briefe der letzten Wochen keine Aenderung seiner Gesinnung gegen die Geliebte. Seinem Seidel meldete er am 19. den Tag seiner Abreise und daß er Kayser mitbringe, für den er die Stute von Fritz bereiten möge. Kurz vor der wirklichen Abreise wird er sich noch einmal an Charlotte gewandt haben, der es wohl nicht ganz angenehm war, daß er Kayser mitbrachte, obgleich dieser ihr nicht ganz unbekannt war. Auf der Rückreise beschäftigte ihn besonders der Plan des Schlusses des „Tasso“.

Von keinem der damaligen Briefe an Frau v. Stein ist eine Spur geblieben. Den Plan, Schwager und Mutter in Karlsruhe und Frankfurt zu besuchen, gab er auf, nur seine ihm seit 14 Jahren innigst verbundene, ihn ganz verstehende Freundin Frau Babette Schultheß in Zürich mußte er sprechen, und da er Lavaters wegen Zürich mied, hatte er mit ihr eine Zusammenkunft in Konstanz verabredet. Davon durfte freilich Charlotte nichts wissen, die Bäbens felsenfesten Glauben an Goethe kannte. Aber in Konstanz erschreckte ihn die falsche Zeitungsnachricht, Herder, der ihn dringend gebeten hatte, endlich zurückzukehren, der eine der festesten Säulen seines Lebens im düsteren und rauhen Norden sein sollte, sei mit dem Domherrn v. Dalberg auf der Reise nach Italien begriffen. Daß er diesen Freund nicht mehr in Weimar finde, ergriff ihn gewaltig; sofort richtete er einen Brief an ihn nach Rom. Der Tag seiner Ankunft war in Weimar bekannt, auch Prinz August von Gotha kam zu seinem Empfange. Charlotte kehrte von Kochberg zurück, aber unter bösem Sterne. Goethe's Anblick zeigte ihr trotz aller Freundlichkeit, daß sein Geist ein ganz anderer geworden, und der Freund fand die Geliebte seines Herzens nicht wieder. Eine unverhoffte Freude war es ihm, daß Herder noch zugegen war, aber auch er konnte ihn nicht vor der Verzweiflung über Charlotte's verletzende Gleichgültigkeit retten, die seinen in Rom vorgeahnten Schmerz, aus dem Zauberland in das farb- und kunstlose, rauhe Thüringen zurückversetzt zu sein, nicht schonte. Schon am 13. Juli schloß er seine natürliche Ehe. Ich glaube zu hören, wie Christiane ihn durch das schlichte Wort zum edlen Entschluß bestimmte: „Herr Geheimerath, Sie werden doch ein armes Mädchen nicht unglücklich machen wollen!“

Köln am Rhein. Heinrich Düntzer.

---

## Ueber japanisches Staatsrecht.

Von Dr. Max Fleischmann.

Ehe noch die kriegerischen Thaten die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf Japan lenkten, war das unvergleichlich rasche wirthschaftliche Aufblühen des ostasiatischen Reichs nicht selten Gegenstand auch wissenschaftlicher Betrachtungen geworden. Dagegen sind seine rechtlichen, vor allem die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse nur wenig — hauptsächlich im Zusammenhang mit den Bestrebungen Japans, von der Konsulargerichtsbarkeit befreit zu werden — erörtert. Das ist besonders für uns Deutsche eine Unterlassungssünde (die sich einzig aus den sprachlichen Schwierigkeiten erklären läßt); denn obwohl das Deutsche Reich am spätesten in die Reihe der Staaten getreten ist, die mit Japan Verkehrsbeziehungen angeknüpft haben, hat es doch, um von den Niederlanden ganz abzusehen, sowohl Frankreich als England und die Vereinigten Staaten von Amerika als Vorbilder im Rechts- und Staatsleben bereits durchaus in den Hintergrund gedrängt. Das beste Beispiel hiefür ist wohl, daß zwar das japanische Bankgesetz von 1876 sich noch eng an das amerikanische anlehnte und daß 1882 für die Umgestaltung des Strafrechts die französische Gesetzgebung vorbildlich gewesen ist; seitdem aber zu Beginn der 80er Jahre deutsche Finanzleute und Staatsrechtler mit Erfolg an der Ordnung der zerrütteten Staatsschuldverhältnisse Japans thätig waren, hat sich ein Umschwung in den rechtlichen Entlehnungs- und Anlehnungsgepflogenheiten der Japaner vorbereitet, der am klarsten aus dem Schicksal des japanischen Bürgerlichen Gesetzbuchs erhellt. Als unerläßliche Voraussetzung für die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit muß die Herstellung geordneter Gerichts- und Rechtszustände im Ausland gelten. Jene wurden 1890 geschaffen, diesen sollte ein von dem französischen Professor Boissonade auszuarbeitendes Bürgerliches Gesetzbuch die Grundlage geben. Boissonade machte sich seine Aufgabe leicht: er lieferte wenig mehr als eine japanische Uebersetzung seines als internationales Gesetzbuch angeblich erprobten heimischen Code civil.[1] Bei den Kammerberathungen am Anfang der 90er Jahre erhob sich gegen eine derartige Kodifikation jedoch ein so starker Widerspruch, daß der Entwurf trotz der dadurch wieder hinausgeschobenen Beseitigung der Konsulargerichtsbarkeit abgelehnt und eine neue Kommission mit der Abfassung eines Bürgerlichen Gesetzbuchs betraut wurde. Das neue — zur Zeit schon geltende — japanische Bürgerliche Gesetzbuch baut sich dagegen auf dem Entwurf zweiter Lesung des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs auf. Aber nicht nur das deutsche Privatrecht hält in dem aufstrebenden Reich Ostasiens siegreiche Einkehr, auch dessen öffentliches Recht ist so deutlich nach deutschem Vorbild gestaltet, daß es sich verlohnt, auf dieses Gebiet einen Blick zu werfen. Ist schon das kulturgeschichtliche Interesse, das die Rechtsentwicklung in jenen nach Abstammung, Lebensweise und politischer Geschichte seiner Bewohner uns so fremden Landen beanspruchen kann, kein geringes, so nöthigt den Deutschen sogar ein unmittelbares praktisches Interesse, gerade jetzt der Rechtslage in Japan Beachtung zu schenken; denn am 17. Juli 1899 kam nach dem Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 4. April 1896 (Reichsgesetzblatt S. 715) die bisher über deutsche Reichsangehörige in Japan ausschließlich von deutschen Konsuln geübte Gerichtsbarkeit in Wegfall, und es gilt fortan auch für deutsche Reichsangehörige japanisches Recht, gehandhabt von japanischen Richtern. Damit tritt Japan in die Reihe der vollberechtigten Glieder der „europäischen“ Völkerrechtsgemeinschaft, deren Satzungen es schon 1868 als für sich verbindlich erklärt hat.

Für unsern Zweck, dem mit den Rechtsverhältnissen in Japan unbekannten Leser den ersten Einblick zu verschaffen, mögen die folgenden, skizzenhaft gehaltenen Bemerkungen genügen: sie zielen nur auf eine Uebersicht des thatsächlichen Verfassungsstandes und nicht auf eine Ergründung der recht bestrittenen politischen oder wirthschaftlichen Nothwendigkeit seiner Entstehung.

Am 11. Februar 1889 ist die japanische Verfassungsurkunde zugleich mit fünf Nebengesetzen (kaiserliches Hausgesetz, Landtagsgesetz, Verordnung betreffend das Herrenhaus, Wahlgesetz für das Abgeordnetenhaus, Finanzgesetz) erlassen und am 1. April 1890 in Kraft getreten. Sie bildet den vorläufigen Abschluß der Reformbestrebungen des jetzigen Kaisers Mutsuhito (d. h. seiner Umgebung), zu deren Durch-

[1] Hiezu Loenholm (Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für Japan) in der Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart. 23. Band. S. 557 ff.

führung er sich schon 1867, bei seinem Regierungsantritt, verpflichtet hatte. Er leitete sie dadurch ein, daß er 1869 durch ein Reskript sämmtliche 261 Territorialfürsten mediatisirte und zu Statthaltern herabdrückte. 1875 stellte er sich zwei Kammern mit berathender Stimme zur Seite. 1881 wurde die Eröffnung eines Parlaments für das Jahr 1890 festgesetzt. Dieses Versprechen hat die Regierung pünktlich eingelöst.

Die Verfassungsurkunde hat naturgemäß — und zumeist mit glücklicher Hand — Anleihen bei den Verfassungen vieler Staaten (außer England und Frankreich z. B. auch Rumänien) gemacht, in erster Linie aber bei deutschen Staaten (Bayern, Braunschweig, Sachsen), und hier wieder zunächst bei Preußen. Trotz alledem zeichnet sich die japanische Verfassungsurkunde durch gedrängte Kürze (76 Artikel) aus. Auch in der äußeren Eintheilung schließt sich die japanische Verfassungsurkunde im allgemeinen an die preußische an. Indessen liegt schon in der abweichenden Anordnung der sieben Titel der Ausdruck bewußter Abweichung in Verfassungsgrundsätzen: die japanische Verfassungsurkunde spricht (anders als die preußische) schon im ersten Titel vom Kaiser, erst im zweiten von den sog. Grundrechten, genauer „von den Rechten und Pflichten der Unterthanen“ (nicht etwa der „Japaner“), im dritten Titel vom Landtag. In den einzelnen Sätzen der Verfassungsurkunde zeigt sich denn auch, daß die Macht des Herrschers keineswegs in so durchgreifender Weise wie bei uns durch die Mitwirkung der Volksvertretung beschränkt worden ist. So hat, um ein paar Beispiele hiefür zu geben, der Kaiser allein das Recht, verfassungändernde Gesetze vorzuschlagen (Artikel 73), er ernennt das Präsidium beider Häuser, er bestimmt die Organisation und die Stärke des Landheeres und der Flotte (Artikel 12), und die hiezu erforderlichen Ausgaben dürfen vom Landtag nicht abgelehnt werden (Art. 67). Schon aus diesen Beispielen läßt sich ersehen, daß die Bildner der japanischen Verfassungsurkunde, voran Graf Ito, auch die politische Geschichte der westeuropäischen Staaten mit verständigem Blick studirt und Konflikten, wie sie dort begegnen, durch ausdrückliche Satzungen vorzubeugen gesucht haben. Ueberhaupt ist es nicht selten, daß Lücken, die die preußische Verfassungsurkunde zeigt, in der japanischen ausgefüllt, Zweifelsfragen gelöst oder wenigstens im Sinne einer praktisch verwendbaren Theorie entschieden sind.

Der Beweis für diese allgemein gehaltene Charakteristik dürfte durch die bloße Hervorhebung einzelner wichtiger Sätze der japanischen Verfassungsurkunde geliefert werden, ohne daß es für die Leser dieser Zeitschrift erforderlich erscheint, die Unterschiede von und die Uebereinstimmung mit der preußischen Verfassungsurkunde, die hiebei vornehmlich herangezogen werden soll, in breiter Darstellung auszuführen. Dazu würde auch der mir zur Verfügung gestellte Raum nicht ausreichen.

Titel I (vom Kaiser): Der Kaiser ist „der“ Gesetzgeber (unter Zustimmung des Landtags); er muß aber — eine Streitfrage wie im Deutschen Reich oder in Preußen[1]) ist damit ausgeschlossen — die Gesetze spätestens bis zur nächsten Sitzungsperiode verkünden. In diesem Titel (Art. 8) wird dann folgerecht als Ausfluß der grundsätzlich dem Kaiser allein zugeschriebenen gesetzgebenden Gewalt das Nothverordnungsrecht dem Kaiser eingeräumt. Nothverordnungen bedürfen nicht der Gegenzeichnung des gesammten Ministeriums;[2]) sie treten erst außer Kraft, wenn sie von der Regierung für kraftlos erklärt werden.

[1]) Vergl. Fleischmann: Weg der Gesetzgebung in Preußen. 1898. S. 86—89.

[2]) Das Gleiche nimmt Glatzer, der neueste Schriftsteller über „Das Recht der provisorischen Gesetzgebung“, 1899, S. 45—46, für Preußen an. Ich kann dem nicht beitreten.

Titel II (Rechte und Pflichten der Unterthanen): Den Grundrechten des Schutzes der persönlichen Freiheit, des Briefgeheimnisses, der Preßfreiheit, des Vereinigungs- und Versammlungsrechtes, der Religionsfreiheit, des Eigenthums steht die allgemeine Steuer- und Wehrpflicht gegenüber.

Titel III (Landtag): Es bestehen zwei Kammern. Das Herrenhaus ist aus Personen des Adels, die ein erbliches Recht auf Sitz und Stimme haben, zusammengesetzt und aus Mitgliedern, die der Kaiser aus besonderem Vertrauen beruft. Unter diesen werden ausdrücklich die Höchstbesteuerten genannt; auch sind gewisse Mitglieder nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf sieben Jahre ernannt. Das Recht des Pairschubs ist dadurch beschränkt, daß die Zahl der aus kaiserlichem Vertrauen Berufenen insgesammt nicht die Zahl der infolge des Adels zugehörigen übersteigen darf. Diese Bestimmungen erinnern an die bereits 1853/54 in Preußen aufgegebenen Verfassungsgrundsätze.[1])

Das Abgeordnetenhaus hat 300 auf vier Jahre gewählte Mitglieder. Die Wahl ist eine unmittelbare und insofern öffentlich, als die Stimmzettel vom Wähler unterfiegelt werden müssen. Das aktive Wahlrecht setzt ein Alter von 25 Jahren und eine jährliche Steuerleistung von 15 Yen (= amerikanischer Silberdollar) voraus, das passive ein Alter von 30 Jahren. Richter, Geistliche, Polizei- und Steuerbeamte, sowie Provinzialbeamte innerhalb ihres Bezirks sind nicht wählbar. Den Militärpersonen fehlt das aktive und passive Wahlrecht. Einen interessanten Versuch bildet die Bestimmung, daß der unterlegene Kandidat die Wahl durch Klage beim Oberlandesgericht anfechten kann und daß dessen rechtskräftiges Urtheil das im übrigen bestehende Recht der Legitimationsprüfung durch das Abgeordnetenhaus ausschließt. — Die Häuser tagen getrennt. Nur wenn ein Haus an einem von dem anderen Hause eingebrachten Gesetzentwurfe Aenderungen trifft und dieses Haus ihnen nicht zustimmt, so tritt — was recht praktisch erscheint — auf Antrag eines Hauses ein Ausschuß von je zehn Mitgliedern aus beiden Häusern zu geheimer Sitzung zusammen. Seine Beschlüsse dürfen von den Kammern nur en bloc angenommen oder abgelehnt werden. — Die Sitzungsperiode muß wenigstens drei Monate dauern. (Art. 42.)

Die parlamentarische Immunität der Abgeordneten, dieses in den letzten Jahren wieder arg bemängelte Privileg, ist durch Art. 52 gewährleistet. Die außerparlamentarische Immunität ist jedoch gegenüber dem Rechtszustande in Preußen (und dem Reiche) nicht unwesentlich eingeschränkt. Sie wird nämlich nicht nur bei „frischer That“ ausgeschlossen, sondern auch bei einer Strafthat, die mit einem Aufstande im Inland oder mit auswärtigen Unruhen zusammenhängt. Eine Unterbrechung des Strafverfahrens oder der Haft auf Verlangen des Hauses kennt die japanische Verfassungsurkunde überhaupt nicht.

Die Mitglieder beider Häuser, sofern sie nicht Beamte sind, erhalten einen unverzichtbaren Jahresgehalt von je 800 Yen, die Präsidenten sogar je 4000; die Vizepräsidenten je 2000 Yen.

Titel IV (Staatsministerium und geheimer Staatsrath): Die Stellung des Ministerpräsidenten überragt — anders als in Preußen[2]) — auch rechtlich die der übrigen neun Ressortminister: er muß alle Gesetze gegenzeichnen, er darf allen Vorträgen der anderen Minister beiwohnen.

[1]) Ueber ihre Bedeutsamkeit s. auch Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. 1898, Bd. 1, S. 141.

[2]) Charakteristische Aeußerungen Fürst Bismarcks hierüber sind bekannt. Siehe auch Zorn, Staatsrechtliche Stellung des preußischen Gesammtministeriums. 1893.

Digitized by Google

Ein ähulich wie in Preußen zusammengesetzter Staatsrath mit nur berathender Stimme besteht schon seit 1888.

Titel V (Richterliche Gewalt): Der Richter ist nur dem Gesetze unterworfen (Art. 57), nur infolge eines Straf- oder Disciplinarurtheils absetzbar. Besondere Gerichte sind nur in den gesetzlichen Fällen statthaft. Nicht unbedenklich ist es, wenn durch Art. 61 Schadenersatzklagen gegen Behörden den ordentlichen Gerichten entzogen werden; seit 1890 sind sie vor einen Verwaltungsgerichtshof verwiesen. — Die Gerichtsverhandlungen sind öffentlich. (Art. 59.)

Titel VI (Finanzen): Den in der staatsrechtlichen und mehr noch in der politischen Literatur und Praxis oft befehdeten Satz, daß der Etat für jedes Jahr durch ein besonderes Gesetz festzulegen sei (vergl. Fleischmann a. a. O. S. 108, 109), haben die Staatsmänner Japans trotz ihrer Abneigung gegen allzuweite Ausdehnung der Rechte des Parlaments in ihre Verfassung übernommen. (Art. 64.) Das Etatsgesetz geht zuerst an das Abgeordnetenhaus. Nicht ist, wie in Preußen, das Gleiche von jedem Finanzgesetze bestimmt; auch ist das Herrenhaus nicht auf eine unveränderte Annahme oder Ablehnung beschränkt. — Neue Steuern (nicht aber „Verwaltungsgebühren"), Abänderung von Steuern, Staatsanleihen und Garantien des Staats erfordern ein Gesetz. Art. 70 sieht finanzielle Nothverordnungen besonders vor (für die Streitfrage über ihre Zulässigkeit in Preußen vergl. jetzt Glatzer a. a. O., S. 40 ff.). Von grundsätzlicher Bedeutung sind die Art. 67, 68 und 71: „Bereits bestehende Ausgaben, die auf den nach der Verfassung dem Kaiser zustehenden Rechten beruhen, oder die durch Gesetze veranlaßt sind, ferner solche Ausgaben, deren Leistung zu den gesetzlichen Verpflichtungen der Regierung gehört, dürfen ohne Mitwirkung der Regierung durch den Landtag weder abgelehnt noch abgeändert werden." „Zu unvorhergesehenen Bedürfnissen darf die Regierung beim Landtag die Bewilligung eines bestimmten Betrags als Fonds für fortlaufende Ausgaben auf eine vorher festgesetzte Reihe von Jahren nachsuchen." „Wenn der Landtag über den Etat nicht abgestimmt hat oder wenn der Etat nicht zustande gekommen ist, so hat die Regierung den Etat des Vorjahres weiter auszuführen." Das Bedenkliche dieser Beweglichkeit des Etatsrechts fällt ins Auge, wenn sie auch geeignet ist, beim europäischen Parlamentarismus hervorgetretenen Schwierigkeiten zu begegnen. Trotzdem sind bekanntlich auch in Japan Konflikte nicht ausgeblieben.

Für eine gehörige Kontrole sorgt die seit 1889 dem Ministerium nebengeordnete Oberrechnungskammer.

Titel VII (Anhang): Erschwerungen einer Verfassungsänderung: Die Initiative kommt nur dem Kaiser zu (ausdrücklich ausgeschlossen ist der Regent: Art. 75); die Kammerberathungen erfordern die Anwesenheit von mehr als zwei Drittel der Mitglieder, die Annahme des Gesetzes muß von mehr als zwei Drittel der Anwesenden geschehen. (Art. 73.)

Wenn Gesetzesbestimmungen einen geeigneten Maßstab für die Würdigung des Rechts- und Reichszustandes überhaupt und insbesondere in Japan abgeben können, so wird man nach den angeführten Beispielen sagen dürfen, daß das Vertrauen, das in der Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit zum Ausdruck kommt, gerechtfertigt erscheint.

Um die Vermittlung der Kenntniß der japanischen Staatsverfassung in Deutschland haben sich Rathgen, Lönholm und Rudorff sehr verdient gemacht. Gegen die Veröffentlichungen von Japanern, soweit sie in deutscher Sprache ihr Heimathrecht behandeln, ist eine gewisse Vorsicht geboten, da sie vielfach das Bestreben zeigen, unter Verschweigen der Verschiedenheit von Verfassungsgeschichte und -voraussetzungen die größte Uebereinstimmung mit dem deutschen Staatsrechte nachzuweisen. Für den Deutschen, der sich mit dem japanischen Staatsrecht eingehender befassen will, sei im folgenden eine Zusammenstellung von — auch zu dieser Skizze unter anderen benutzten — Schriften gegeben, die Anregung und weitere literarische Verweisung gewähren.

## I. Quellen.

1. Die Verfassungsurkunde.

a) in deutscher Uebersetzung: Vicomte Yorikadzu de Matsudaira. Die völkerrechtlichen Verträge Japans in wirthschaftlicher, rechtlicher u. s. w. Beziehung, Stuttgart 1890, Anlage XV, S. 504—518. Eine von Arimori (vergl. unten II, 2) aufgeführte Uebersetzung von Dr. Tuboi und „eine" von Brunn als 1892 erschienen bezeichnete Uebersetzung habe ich auch mit Hülfe von Beamten der kgl. Bibliothek zu Breslau nicht finden können. Die Angabe der Bücherkataloge, daß 1890 bei Heymann (Berlin) eine Uebersetzung herausgekommen sei, ist — nach einer Auskunft des Verlegers — irrig. Die neueste Ausgabe ist von Dr. jur. Brunn: Die japanische Verfassungsurkunde, aus dem Japanischen in das Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen, Leipzig 1898. Inwieweit die Uebersetzung sinngetreu ist, vermag ich nach dem Urtexte nicht nachzuprüfen. Jedoch spricht hiefür der von mir vorgenommene Vergleich mit einer deutschen und zwei französischen Uebersetzungen der Verfassungsurkunde, sowie den systematischen Darstellungen des japanischen Staatsrechts. Die vom Herausgeber dem Text beigegebenen kurzen Anmerkungen sind zumeist sachgemäß. Im einzelnen ist zu beanstanden, daß im Art. 6 das Wort „Ausfertigung" in unbegründeter Anlehnung an Art. 17 der Verfassung des Deutschen Reichs gebraucht ist. Offenbar soll es eine Verdeutschung des vieldeutigen und deßhalb nichtssagenden Ausdrucks „Promulgation" sein. Yorikadzu und Nosawa (S. 110 mit eingehender Begründung) übersetzen „Sanktion". Im Art. 8 spricht Brunn einmal vom „Landtage", während er sonst durchgehends die Bezeichnung „Reichstag" wählt. Jene Benennung dürfte, wenn man die politische Gestaltung Japans mit der des Deutschen Reichs vergleicht, vorzuziehen sein. Die Uebertragung von Art. 66 Satz 1 ist ungenau (vergl. Exner). Die Zahl der Abgeordneten gibt Brunn auf 295 an: andere neuere Werke beziffern sie auf 300. Von der Dauer der Legislaturperiode des Abgeordnetenhauses vermerkt Brunn nichts. Die Literaturangaben (vier zudem ungenau bezeichnete Schriften!) sind ganz mangelhaft. Die günstige Gelegenheit, wenigstens einen kritischen Ueberblick über die Geschichte der japanischen Verfassungsbestrebungen zu geben, hat sich Brunn leider entgehen lassen.

b) in französischer Uebersetzung: Motono im Annuaire de la société de législation comparée 1890: Nosawa Takematsu La constitution du Japon, Genf 1895, S. 81—94.

2. Die Nebengesetze sind in den systematischen Darstellungen und bei Brunn zum Theil angeführt. Eine Uebersicht der Titelüberschriften der einzelnen Gesetze gibt Schultzenstein im „Juristischen Literaturblatt" 1889, S. 81—83.

## II. Literatur.

1. Geschichte der Verfassung: Preußische Expedition nach Ostasien, Bd. I 1864, bes. S. 106 bis 133, Rein, Japan nach Reisen und Studien, Bd. I 1881, S. 243—443; E. v. Stein in der „Oesterr. Monatsschrift für den Orient" 1889 (Bd. 15) S. 115 fg.; Sakuya Yoshida, Geschichtliche Entwicklung der Staatsverfassung und des Lehnwesens in Japan (Bonner Dissertation) Haag 1890, wenig ergiebig; dazu Rathgen (vergl. unten) S. 27

Digitized by Google

und Huberti in der wissenschaftlichen Beilage zur Allgem. Zeitung 1892, Nr. 16; A. H. Exner, Japan; Skizzen von Land und Leuten 1891, S. 20—27, 194—197; Udo Eggert, Japans Politik im Jahr 1890 (wissenschaftliche Beilage zur Allgem. Ztg. 1891, Nr. 184, 185, besonders 198—201); K. Rathgen, Japans Volkswirthschaft und Staatshaushalt 1891, S. 1—82 (dazu österr. Monatsschrift für den Orient 1891, S. 144); Entstehung des modernen Japan, Dresden 1896; Nosawa a. a. O., S. 53—79; J. P. Schneider, Aufsatz „Japan" im Staatslexikon, herausgegeben von der Görres-Gesellschaft, Bd. III, 1894.

2. Systematische Darstellungen: Arimori Sinkiti, Das Staatsrecht von Japan, Straßburg 1892 (dazu Rathgen in der deutschen Literaturzeitung 1892, Sp. 1375 fg.); Nosawa Takematsu a. a. O., S. 95 bis 180.

3. Kurze Uebersichten: E. v. Stein a. a. O., Schultzenstein a. a. O., Exner a. a. O., S. 198 bis 201; Schneider a. a. O.

4. Organisation der Verwaltung: Okubo Toshitake, Entwicklungsgeschichte der Territorialverfassung und Selbstverwaltung Japans, Hallenser Dissert. 1894 (nur geschichtlich); Rathgen, Japans Volkswirthschaft rc. S. 82—132; Schneider a. a. O.

5. Gerichtsverfassung: Kohler, Studien aus dem japanischen Recht (Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, Bd. 10 (1892), S. 429—436 (geschichtlich); Rudorff, Rechtspflege in Japan rc. (Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. IV, S. 423—446); Schultzenstein, Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, Bd. 9 (1891), S. 361 bis 391; Zeitschrift für deutschen Zivilprozeß, Bd. 18 (1893), S. 101; Exner a. a. O., S. 152, Schneider a. a. O.

6. Konsulargerichtsbarkeit: Yorikadzu de Matsudaira (oben I, 1 a), dazu v. Martitz im Archiv für öffentliches Recht, Bd. 6 (1891), S. 474 fg.; Exner a. a. O., S. 201—208; Paternostro: La revision des traités avec le Japon etc. (Revue de droit internat. Brüssel 1891, besonders S. 176 fg.); Kaneko: Les institutions judiciaires du Japon (ebenda 1893, S. 338 fg.); Senga Tsurutara, Gestaltung und Kritik der heutigen Konsulargerichtsbarkeit in Japan, Berlin 1897 (dazu Kleinfeller in der kritischen Vierteljahrschrift für Gesetzgebung rc. 1898 (Bd. 40) S. 605—617).

Darstellungen aus dem japanischen Recht finden sich fortlaufend in den „Transactions of the Asiatic Society of Japon" (mir nicht zugänglich gewesen), sowie in den „Mittheilungen der (am 22. März 1873 gegründeten) deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" (Tokio), deren 7. Band 1878 erschienen ist. Ob sich die seit dem 1. April 1898 von dem Japaner Kissak Tamai in Berlin herausgegebene Monatsschrift „Ostasien", die sich im allgemeinen die Pflege der politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan zur Aufgabe gesetzt hat, auch für die Pflege des öffentlichen Rechts Japans bewähren wird, bleibt abzuwarten.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*μσ.* Der geniale Mensch von Hermann Türck. Vierte vermehrte Auflage. (Berlin 1899. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.) — Ein Buch, das innerhalb weniger Jahre vier Auflagen erlebt, ist selbst in der deutschen populärwissenschaftlichen Literatur nicht allzu häufig; die letzte Auflage des Türck'schen Buches war innerhalb eines Jahres vergriffen. Die vorliegende vierte bringt in den Vorlesungen über Faust und über Christus Ergänzungen. Dr. Türck geht in seinem gerade 400 Seiten umfassenden Werk darauf aus, das Wesen des künstlerischen, des philosophischen und des ethischen Genies auf halb schopenhauerisch, halb spinozistischer Grundlage zu etlichen leichtfaßlichen und anregenden Bildern abzurunden. Er vermeidet jederlei gelehrten Ballast; ich möchte sagen, sein Buch ist ein Lese- und Erbauungsbuch für die gebildeten Stände, denn der Verfasser weiß das Resultat seiner Studien stets fesselnd, meist originell und immer in sehr gefälliger, lesbarer Form auszuprägen und vorzutragen. An das abstrakte Denken seiner Leser appellirt er noch am meisten in den drei Eingangskapiteln, in denen er das Wesen des Genies nach seinen drei Richtungen sehr anschaulich auseinanderzusetzen versteht; in den weiteren darf der aufmerksame Leser schon die Früchte dieser Untersuchungen genießen, die Beispiele: Shakespeare's Hamlet, Goethe's Faust, Byrons Manfred — drei Kapitel, von denen namentlich die geistvolle Untersuchung über Goethe's Selbstdarstellung im Faust und die eigenartigen Ausführungen über die Bedeutung der „Sorge" für den zweiten Theil des Gedichtes gerade in diesen Goethe-Tagen selbst dann mit regem Interesse gelesen werden dürften, wenn man nicht durchaus mit dem Verfasser übereinstimmen sollte. In den Kapiteln über Christus und Buddha auf der einen, über Alexander, Caesar und Napoleon auf der anderen Seite zeichnet der Verfasser gewissermaßen das geistliche und das weltliche „Uebermenschenthum" (um diesen uns nicht allzu sympathischen Ausdruck zu acceptiren). Das letzte Kapitel führt uns den „bornirten Menschen als Gegensatz zum genialen" und die „Antisophie des Egoismus" vor. Die Beispiele sind Stirner, Nietzsche und Ibsen. Das Kapitel ist also vorwiegend polemisch. Als Türck in den früheren Auflagen ein kräftig Wörtlein gegen den Pseudophilosophen Nietzsche sagte, gehörte noch mehr Muth dazu als jetzt, wo in die Massensuggestion der Geister da und dort schon arge Löcher gerissen worden und es zu tagen beginnt. Ein Beispiel dafür ist der von ehrlicher Entrüstung diktirte „Anti-Zarathustra" von Dr. Otto Henne am Rhyn[1]) und u. a. auch das Erscheinen eines schlagenden Artikels „Nietzsche und Mainländer" von Prof. Max Seiling in einem so Nietzsche freundlichen Organ wie die „Frankf. Ztg." In einer älteren geistvollen Besprechung des Türck'schen Buches hat Karl v. Thaler u. a. auch auf einen alten und noch zu wenig gewürdigten Anti-Nietzscheaner, auf Hieronymus Lorm hingewiesen. Ich kann mir nicht versagen, die treffliche Stelle hier anzuführen; sie ist heute mehr denn je von „aktuellem Interesse": „Nietzsche richtet seit einiger Zeit unter den jungen Poeten wahre Verheerungen an. Seine Herrenmoral ist so bequem. Sie schmeichelt sich wie der süße Duft einer Giftblume in empfängliche Gemüther ein. Dem Uebermenschen ist alles erlaubt! Man braucht sich also bloß für einen Uebermenschen zu halten, um sich aller sittlichen Pflichten entbunden zu glauben. Ein Standpunkt, lächerlich und schrecklich zugleich; die einzige Philosophie, die man Kannibalen begreiflich machen könnte. Weil es zahlreiche grüne Jungen gibt, die sich selbst großartig vorkommen, wenn sie zu Nietzsche schwören, so wäre es gut gewesen, wenn Türck die Polemik gegen den falschen Zarathustra noch weiter ausgeführt und tiefer begründet haben würde. Er citirt ja so gern, und in diesem Falle hätte er bloß Hieronymus Lorm zu citiren gebraucht. Lorm war niemals Professor der Philosophie; er ist kein staatlich abgestempelter Fachmann, aber ein feiner und scharfer Denker. Sein Buch „Der grundlose Optimismus" wird viel zu wenig gelesen und gewürdigt. Ein Werk, das den Kopf des Lesers anstrengt, dringt nicht in weite Kreise. Unter dem vielen Guten, das es enthält, ist die Abschlachtung Nietzsche's mit das beste. Lorm bezeichnet den Mann, der jenseits von Gut und Böse zu stehen meinte, kurzweg als unzurechnungsfähigen philosophischen Faselhans, als eine vorübergehende Erscheinung, einen Fastnachtsspuk menschlicher Verirrungen. „Er ist ein Schüler Hegels, ohne es eingestehen zu wollen, und hat dessen verderblichste Theorie in sich eingesogen und als Wahnwitz wieder von sich gegeben." In dem Veitstanz des Gehirns, der ihn ergriffen, habe Nietzsche das Gute aus der Welt schaffen wollen und der Moral die Schuld gegeben, daß die höchste Möglichkeit und Pracht des Typus Mensch niemals erreicht würde. Nur in Flachköpfen könne Nietzsche Bewunderung erregen. Andere erinnerten seine Lehren an Cicero's Ausspruch: „Nichts ist so abgeschmackt, daß es nicht von

[1]) Alfred Tittels Verlag, Altenburg, S.-A. 1899.

Digitized by Google

einem Philosophen vorgebracht würde." „Ein französischer Weltweiser des vorigen Jahrhunderts hatte unrecht, die Liebe als den einzigen Gegenstand zu erklären, von welchem sich nichts Dummes sagen ließe, weil auch das Unverständigste in ihr möglich wäre; ein zweiter derartiger Gegenstand ist die Philosophie." Eine Welt- und Lebensanschauung, die in dem entsetzlichen Satze gipfelt: „Leiden sehen, thut wohl; leiden machen, thut besser", muß unermüdlich und unerbittlich bekämpft werden." — Türck gehört auch in der letzten Auflage seines Buches zu den gewappnetsten Kämpfern, auch gegen die Irrlehre Lombroso's, nur hat er's diesem Irrsinus-Enthusiasten gegenüber leichter, da mindestens die deutsche Wissenschaft sich über Lombroso so ziemlich einig ist. Der Verleger hat für eine würdige und geschmackvolle Ausstattung des Buches Sorge getragen, das in Kreisen, die sonst höchstens in den Vorhof der Wissenschaft gelangen, nur förderlich wirken kann.

* **Straßburger Goethe-Denkmal.** Der Ausschuß für das Straßburger Goethe-Denkmal ersucht uns um Aufnahme nachstehender Mittheilung: „Aus Anlaß des bevorstehenden Goethe-Festtages werden die Verehrerinnen und Verehrer unsres größten Dichters, die Vereine und Ausschüsse, welche eine Gedenkfeier veranstalten, gebeten, an diesem Ehrentage auch des Straßburger Denkmals, das dem jungen Goethe gilt, zu gedenken und durch Gewährung und Sammlung von Spenden dazu beizutragen, daß mit der Ausführung eines würdigen Denkmals bald begonnen werden kann. Auch die kleinsten Beiträge werden mit herzlichem Dank entgegengenommen werden." Die Beiträge bittet man der Kassenverwaltung: Rheinische Creditbank, Filiale Straßburg i. E. zu übersenden. — Die Sammlungen haben bisher rund 93,000 M. ergeben, während der Aufwand auf 120,000 M. veranschlagt ist.

w. In der letzten Sitzung der Pariser Académie des sciences gedachte der geschäftsführende Sekretär, der Chemiker und Alterthumsforscher Berthelot, mit ehrenden Worten zweier jüngst verstorbener ausländischer Gelehrten, des Deutschen Bunsen und des englischen Chemikers Frankland. Das Institutsmitglied Loewy berichtet sodann von den Untersuchungen André's über die lange Dauer der Lichterscheinung bei Sternschnuppen. André will einen Fall beobachtet haben, wo der Lichtstrahl 20 Minuten lang sichtbar blieb. Er führt dies auf die Zerstückelung des Meteors zurück, wobei die einzelnen Theile zu immer kleiner werdenden Massen auseinanderspringen und dann in der Luft verbrennen. Des weiteren trug Mascart einen Aufsatz von Teisserenc de Bort über die Temperaturverhältnisse in höheren Luftschichten vor. Zu dieser Untersuchung hatte man über hundert freie Beobachtungsballons bis zur Höhe von 12,000 m aufsteigen lassen; nur wenige davon kamen nicht wieder zum Erdboden zurück. Aus den durch die Ballons gelieferten Wärmezahlen zog man das Ergebniß, daß für die Pariser Gegend die Witterungsverhältnisse in den verschiedenen Jahreszeiten bis zur Höhe von etwa 5000 m bemerkbar bleiben, dann aber von einer sich ziemlich gleich bleibenden Luftwärme abgelöst werden.

* **Prag.** Der Gymnasialprofessor Dr. Franz Groh wurde als Privatdozent für klassische Philologie an der philosophischen Fakultät der tschechischen Universität in Prag zugelassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Archiv des Deutschen Landwirthschaftsraths. 23. Jahrg. Herausgegeben von Dr. Dade. Berlin, in Kommission: Paul Parey 1899. — H. R. P. Schraeder: Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Lieferung 7—9. Leipzig, Arwed Strauch 1899. — Travemünde und die See-Badeanstalt. Lübeck, Gebrüder Borchers 1899. — Karl Baedeker: Nordwestdeutschland. Reisehandbuch. 26. Auflage. Leipzig. Karl Baedeker 1899. — Adolf Riedler: Die technischen Hochschulen und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen. Antrittsrede. Berlin, H. S. Hermann 1899. — Erinnerungsblätter an die deutsche Kunstausstellung zu Dresden 1899. Dresden, Verlag „Dresdener Kunst und Leben". (Lehmann'sche Buchdruckerei.) — Fr. W. Looff: Allgemeines Fremdwörterbuch. 1 Lfg. 4. Aufl. Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne 1899. — Phil. Horbach: Menschen als Versuchsthiere. Leipzig, Arwed Strauch. — J. C. Platter-T. Grubhofer: Ueberetsch und die Bahn von Bozen nach Kaltern. Innsbruck, A. Edlinger. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Hggb. von Dr. J. Conrad. 3. Folge. 18. Band. 1. Heft. Jena, Gustav Fischer 1899. — Dr. Heinr. Krauße: Die Prügelstrafe. Eine kriminalpolitische Studie. Berlin, Struppe u. Winkler 1899. — Gg. Frhr. v. Hertling: Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft. Freiburg im Breisgau, Herder'scher Verlag 1899. — Friedrich Kauffmann: Goethe. Vortrag. Itzehoe, Theodor Brodersen 1899. — *Enrico Sicardi:* Gli amori estravaganti e molteplici di Francesco Petrarca e l'amore unico per madonna Laura de Sade. Milano, Ulrico Hoepli 1900. — E. O. Hopp: Medizinischer Humor. 2. Aufl. (Bibliothek des Humors. 1. Band.) Berlin, Friedr. Pfeilstücker. — Alfred Wichard: Der Kolonialstorch; Heinr. Kaufung: Im Wüstensand. (Literarisches Schatzkästlein. 9. und 10. Band.) Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlags-anstalt. — Henriette Lyon: Sturmwind; Familienglück; Drama. (Theater der Gegenwart Nr. 8.) Berlin, Dramaturgisches Institut 1899. — Hauptroutenkarte von Mitteleuropa. Blatt 1—4. Leipzig, Mittelbachs Verlag. — Dr. Alex. Leist: Vereinsherrschaft und Vereinsfreiheit im künftigen Reichsrecht. Jena, Gustav Fischer 1899.


## Eine Goethebiographie für das deutsche Haus.

Vor kurzem erschien in 2. Auflage (4.—6. Tausend):

**Dr. Albert Bielschowsky: Goethe.** Sein Leben und seine Werke. In 2 Bänden. Erster Band (mit Gravüre: Goethe nach Tischbein). 33 Bog. 8°. In Leinwandband 6 M.; in Halbkalblederband 8 M.

☛ *Das Erscheinen von Band II, welcher das Werk abschliesst, kann nun bestimmt zu Ostern 1900 in Aussicht gestellt werden. Das Manuskript ist nahezu vollendet.*

Aus den Urteilen: „Die genialste und glanzvollste Darstellung des Goethe'schen Werdegangs." (Prof. Dr. **Biese.**) — „Die beste Goethebiographie, die bis jetzt erschienen ist." (Schulrat Dr. **Matthias.**) — „Ein aus Geist und Empfindung großartig komponiertes Bild." (Dr. **Dressler**-Karlsruhe.) — „Der Verf. versteht es in der Seele des Dichters zu lesen." (Prof. **Siebeck** i. Litt.-Bl. f. germ. Phil.) — „Es hat nur noch einer aus einer erdrückenden Fülle von Material das Bild seines Helden so groß und ganz, äußerlich und innerlich so natur- und wesensgemäß, so klar und so richtig zu gestalten verstanden: Jacob Burckhardt im ‚Constantin'." (Dr. **A. Gessler** i. d. Basler Nat.-Ztg.) (12777)

Früher erschien:

**Graf F. E. von Dürckheim: Lili's Bild,** geschichtlich entworfen. 2. Aufl. Von Dr. Alb. Bielschowsky. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einer Auslese aus Lili's Briefwechsel. 11 Bogen. 8°. Eleg. geb. 4 M.

**C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.**

Tauchnitz Edition.
August 23, 1899.
An Idler in Old France.
By (12351)
Tighe Hopkins.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.


Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 26. August. Nummer 194.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Der Weimarische Park, seine literar- und kulturhistorischen Beziehungen.

Von Dr. Merian-Genast (Jena).

### I.

„Ich habe am 28. August Goethe's Geburtstag mitbegehen helfen, den Hr. v. Knebel in seinem Garten feierte, wo er in Goethe's Abwesenheit wohnt. Die Gesellschaft bestand aus einigen hiesigen Damen, Voigts, Charlotte (v. Kalb) und mir. Herders beide Jungen waren auch dabei. Wir aßen herzhaft und Goethe's Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe; aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar. Nach dem Souper fanden wir den Garten illuminirt und ein ziemlich erträgliches Feuerwerk machte den Beschluß.“ So feierte, nach Schillers Bericht an den Dresdener Freund, Knebel, der auf Veranlassung der Frau v. Stein das Gartenhaus bezogen hatte, den abwesenden Dichter, und gewiß war diese Feier nach Goethe's Sinn. Hatte doch der Garten in den Jahren 1776—1786 gar oft derartige heitere Gesellschaften vereinigt, wo man bei einfachem Mahl sich und die schöne Natur ringsum genoß. Und wenn man diesmal den Herrn des Hauses nicht dabei haben konnte, im Geist war ihnen der nahe, dessen Bild sie aus jedem Winkel dieses von ihm gestalteten Stückchens Erde freundlich grüßte.

Wie oft hatte er an dieser Stelle oder im benachbarten Stern den nahenden 28. August und den Tag selbst begangen und auf- und abwandelnd in seinem Verlangen nach innerer Zusammenfassung überlegt, „wo und an welchen Ecken es ihm noch fehle, was in dem zu Ende gehenden Jahre geschehen und nicht geschehen sei“.

Wenn wir also in diesen Tagen den 150. Ehrentag Goethe's in seinem Sinn feiern wollen, so dürfen wir wohl im Geist an jene Stelle treten, an „sein enges Nest mit dem armen Dach“, wo er sieben inhaltsreiche Jahre lang in Lust und Leid gelebt hat. Hier in dem von Karl August ihm geschenkten und von dem berühmtesten aller Theatermeister eingerichteten Gartenhause umgab Goethe die lieblichste Natur. Die Ilm und ein Floßgraben, für den man das Wasser gerade gegenüber von dem Garten durch ein Wehr gestaut hatte, trennten das Besitzthum von der Stadt; die Brücken über Fluß und Graben waren der Sitte der Zeit gemäß durch Gatter abgeschlossen und nur Goethe's Freundin, Frau v. Stein, besaß den Schlüssel „zu seinen Gegenden“. Hier also fand er die Einsamkeit, die ihm gerade in den tollen ersten Jahren so nöthig war zu innerer Sammlung. Hier gewann er in fortdauernder, innigster Berührung mit der Natur die Liebe zu ihr, die ihm jenes starke Interesse für Gartenanlagen einflößte, das der Leser der Wahlverwandtschaften und Wanderjahre kennt, und die ihn befähigte, auch auf dem Gebiet der Gartenkunst schöpferisch zu sein.

Und so soll uns denn das Goethe'sche Gartenhaus einmal als Ausgangspunkt dienen für einen Gang durch Weimars einzigartige Parkanlagen, die, von Karl August und Goethe geschaffen, ihren Zauber noch heute auf Jeden ausüben, doppelt auf den, der ihre Entstehung kennt und den auf Schritt und Tritt der „genius hujus loci“ begleitet.[1] Erst wenn wir nämlich Goethe's Leben im Gartenhause uns nahe gebracht haben, können wir die Weimarer Anlagen in ihrem ganzen Zauber verstehen.

Freilich muß ich darauf verzichten, das ganze Bild nachzuzeichnen, das sich uns aus den Goethe'schen Briefen und Tagebüchern jener Zeit ergibt und über dem ein Hauch schönster Poesie ausgebreitet ist. Nur was die nächste Umgebung seines Gartens für ihn bedeutete, muß gezeigt werden. Denn sie gehört ja eben zu dem, was durch Goethe allmählich zum Parke ward.

Auch waren es Haus und Garten nicht allein, in denen sich der Dichter wie in seinem Eigensten fühlte. Das ganze Thal war „sein Thal“, sein „liebes, niedriges Thal“. „Ich wohne in stiller Traurigkeit über meinen Gefilden, es ist alles so unendlich hold,“ schreibt er der Freundin an einem Maitag. Und zu diesen Gefilden gehörte zunächst seine liebe Wiese. Herrlich schön war sie im Hochsommer, wenn die Sonne schon früh am kühlen Morgen auf ihr lag und der Thau noch über dem Flusse schwebte. Wie oft erging er sich mit lieben Menschen auf dem breiten Grunde; da traf man die Herzogin-Wittwe Anna Amalia in Begleitung ihrer neckischen Hofdame oder die vornehme Gestalt der regierenden Herzogin Luise, oder die Freundin kam mit der Mutter von Oberweimar herunter; man begleitete sich und war vergnügt.

Die hohen Eschen, die dort standen, luden zum Ausruhen ein, und eine Zeitlang treffen sich die Weimarer großen Geister, Karl August, Herder, Wieland und Goethe in ihrem Schatten, dann wird die fürstliche Tafel in der freien Natur gedeckt. — In ihrer ganzen Schönheit aber zeigte sich seine Wiese erst im Mondenglanze. Wem klänge es nicht faustisch im Ohr, wenn er die Worte an den Zürcher Freund liest: „Eine herrliche Mondnacht! Ich bin über die Wiese nach meinem Garten eben herausgegangen, habe mich im Nacht-Dämmer geletzt und denke an Dich.“

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang.
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Mond des Tages Müh,
Leb' in Liebes Klarheit und Kraft,
Thut mir wohl des Herren Nachbarschaft.

[1] Ueber die Entwicklung des Weimarischen Parkes haben wir zum 80. Geburtstag des Großherzogs Karl Alexander aus der bewährten Hand des Weimarer Archivdirektors Burkhardt eine kurze vorläufig wohl abschließende Darstellung erhalten.

Unersättlich ist Goethe in der Bewunderung des Mondenlichtes, wenn es seinen Blick lindernd über sein Gefild breitet. Und wenn ihm der Zauber der Mondnacht so vertraut geworden ist, daß er uns die Perle aller Mondlieder schenken konnte, die all die empfindelnde Mondscheinpoesie unsres Deutschland aufwiegt, so danken wir das nicht zuletzt seinem Aufenthalt im Weimarischen Gartenhause. Zu jeder Jahreszeit bot ihm die Mondlandschaft vor seinen Fenstern neue Reize dar, sie lockt ihn hinaus zu nächtlicher Wanderung oder zum nächtlichen Bad im Flusse. Im Sommer bewundert er, im Mondschein aufgewacht, die herrliche Mischung des Mondlichts und des anbrechenden Tages, im Winter die Bäume voll blinkenden Dufts oder die kalte Reifnacht, den herrlichen Mondaufgang über dem ersten reinen Schnee und das dampfende Thal im Mondschein. Oder er sitzt nachts in seinem warmen Stübchen und schreibt, da ihm draußen über Schnee und hellen Mondenschein Waldhörner übers Thal herüber blasen. Im Herbst aber, wo man heute wie vordem im Weimarer Parke das wunderbare Mondweben bewundern kann, nun erst ganz den Zauber Goethe'scher Verse nachempfindend, im Herbste sangen ihm einmal die Elfen, als er durch die Wege lief und die Mondnacht himmlisch dreinsah:

Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen,
Dann scheinet uns der Mond,
Dann leuchtet uns der Stern,
Wir wandeln und singen
Und tanzen erst gern.

Um Mitternacht,
Wenn die Menschen erst schlafen,
Auf Wiesen an den Erlen
Wir suchen unseren Raum
Und wandlen und singen
Und tanzen einen Traum.

Wiese und Garten, das war so eigentlich des Dichters Revier, das er oft durchstreifte, drüben nach der Stadt zu fest umgrenzt vom Flusse mit den kleinen Ufern, von der Ilm. Jetzt schleicht sie gegenüber dem Gartenhäuschen fast unmerklich dahin; ein „Rausche, rausche, lieber Fluß" könnte man ihr heute nicht mehr zurufen. Damals klang das Rauschen der vom Wehr gebrochenen Wellen bis in die Zimmer des Einsamen hinein, Melodien zuflüsternd und beruhigend, oft auch lockend. Dann nimmt er wohl die Flinte über die Schulter und schießt an den Ufern eine Ente, oder der Kahn, sein herziges Spielzeug, nimmt ihn auf, damit er über flache Gegenden seines Zustandes wegschwimme. Ja, in besonders strengen Wintern reizt es ihn, seine Kunst des Schlittschuhfahrens, durch die er schon die Frankfurter entzückt, und die er recht eigentlich im Weimarer Hofkreise heimisch gemacht hatte, um der Seltenheit willen auch einmal auf der schmalen Bahn des Flusses zu üben; doch weit mehr als angenehme Unterhaltung vermochte ihm das klare Element seines Reviers zu geben, gesund konnte es ihn baden, wenn sein Sinn einmal gar zu kraus ward, oder wenn es galt, die Dämmerung des Schlafs, seines besten Freundes, schnell wegzuscheuchen. „Gestern Nacht haben mich Stadt und Gegend und alles so wunderlich angesehen. Es war mir, als wenn ich nicht bleiben sollte. Da bin ich noch ins Wasser gegangen und habe den alten Adam der Phantaseyen ersäuft." Und so finden wir ihn zu jeder Jahreszeit, bis in den Dezember hinein und dann schon wieder im Februar und März in seinem Elemente. Sich im Mondschein in die Fluthen zu stürzen und mit den gestählten Muskeln die kühlen Wogen zu durchschneiden, das vermochte ihn „aus einer bürgerlich-wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen, kräftigen Leben zusammenzuziehen". Dann kam der volle Jugendübermuth über ihn und wenn einmal ein Bäuerlein nächtlicherweile seinem Oberweimar zuwanderte, dann erschreckte er es gar durch unheimliche Gurgeltöne und zeigte sich auf- und niedertauchend, die langen schwarzen Haare über das Gesicht gestrichen, so daß der unglückliche Wanderer daheim darauf schwur, von der Floßbrücke aus, gerade wie er übers Gatter gestiegen sei, habe er den Ilm-Nix gesehen. Die Wonne eines solchen nächtlichen Bades hat uns Goethe in seinen Briefen nicht ausdrücklich dargestellt, hier aber dürfen wir eine Schilderung seines fürstlichen Freundes anstatt einer Goethe'schen einschalten, umsomehr als sie wahre Poesie athmet. „Ich will mich baden mit dem Abendstern," schreibt er an Knebel von seinem Parkhäuschen aus, „und neu Leben schöpfen, der nächste Augenblick sei Dein!" und gleich nach dem Bade fährt er fort: „Das Wasser war kalt, denn Nacht lag schon in seinem Schoße. Es war, als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hineinthat, war's so rein, so nächtlich dunkel; über den Berg hinter Oberweimar kam der volle rothe Mond. Er war so ganz stille. Webers Waldhörner hörte man nur von weitem, und die stille Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten."

Dagegen haben wir einen der Gedanken, wie sie dem durch das Wasser neu gekräftigten Dichter durch den Sinn gingen, in jenen Versen erhalten:

„Alles gaben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

So sang ich neulich, als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Flusse stieg, der vor meinem Garten durch die Wiesen fließt."

Und zahlreiche Stellen in seinen Briefen, wo er dem Baden und Schwimmen köstliche Vergleiche entnimmt, zeigen, wie vertraut ihm dieses Leben geworden war.

Doch nicht immer war der Fluß der lieblich einladende. Wenn er im Frühjahr wüthend überschwoll, setzte er wohl einmal die ganze Wiese vor dem Gartenhause unter Wasser, und das Floßholz drohte die Brücke wegzureißen. Und auch unheimlich konnte die Ilm sein. Das gefährlich Anziehende ihrer Wasser hatte ein von Liebe gequältes Herz den Tod in den Fluthen suchen lassen. Im Januar des Jahres 1778 fanden Goethe's Leute das Fräulein v. Laßberg, ein liebenswürdiges Mädchen, in der Ilm unter dem Wehr vor der Floßbrücke. Goethe ordnete wohl selbst an, daß die Leiche in das Stein'sche Haus gebracht wurde. Es heißt, man habe den Werther bei ihr gefunden. Goethe war tief erschüttert; mit Knebel, der eine Nacht zu ihm herüberkam, sprach er viel über diesen Todesfall und das Wesen der Todten. Tage wunderbarer innerer Einkehr folgen, „still und rein" wird es in dem Dichter, eine Vorahnung der Weisheit, eine schöne Ruhe in seinem Hauswesen gegen das vorige Jahr, ein bestimmtes Gefühl nöthiger Einschränkung im höchsten Sinn und damit der wahren Ausbreitung halten ihren Einzug in die kleine Hütte des großen Menschen. Und als er in jenen Tagen bei einer Theateraufführung die Thorheit eines verständnißlosen Publikums recht kennen lernt, ist fortdauernde reine Entfremdung von den Menschen, Stille und Bestimmtheit im Leben und Handeln die segenreiche Folge. Der unwandelbaren Freundschaft seines Karl August ist er ja gewiß; ein Gang durch den Mondenschimmer an der Seite der geliebten Freundin zeigt ihm aufs neue, wo das Herz zu suchen ist, das ihn allein so ganz begreift; alle diese einzelnen, uns nun so verständlichen Empfindungen schießen zusammen wie zum Krystall — und vor uns steht das

Digitized by Google

einzigste aller lyrischen Gedichte, eines der größesten in der Dichtung aller Zeiten und Völker, das man in seiner ursprünglichen Form mitten aus der Stimmung jener Tage am reinsten genießen kann:

(19. Februar 1778 an Frau v. Stein.)

Füllest wieder's liebe Thal
Still mit Nebelglanz
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz u. s. w

So lebte Goethe sieben Jahre lang in engster Berührung mit der Natur. An diesem Ort und in dieser Zeit war es, wo sein Interesse für den Bau und die Entwicklung der Pflanze, das sich später so weit bei ihm ausbreiten und zu wissenschaftlichen Abhandlungen führen sollte, die ersten Wurzeln schlug. Hier hatte er aber auch den Reiz kennen gelernt, der darin liegt, mit dem Auge des Künstlers und mit Hacke und Spaten in der Hand die Natur zu nützen; und dem Drange des genialen Menschen folgend, der immer nach neuen Zielen für seinen Schaffenstrieb sucht, mußte in ihm der Wunsch erwachen, nach der vorläufig abgeschlossenen Gestaltung seines Gartens auf größerer Fläche Größeres zu schaffen. — Es kommt dazu, daß Goethe bald nach der Besitzergreifung des Gartens mit dem fürstlichen Freunde den von dem kunstsinnigen Fürsten Franz von Dessau geschaffenen englischen Park zu Wörlitz mit Bewunderung kennen lernte, der „Lust der Nacheiferung erweckte".

Persönliche Gründe wirkten außerdem für Goethe mit, die Gegend zwischen seinem Garten, dem Stern und der Stadt durch die Schaffung von Parkanlagen zugänglicher zu machen. Wir wissen, daß der Zugang zu seinem Garten sehr erschwert war und daß die Freunde diese Mühsal oft empfanden.

Gründe von der anderen Seite kamen dazu. Es hatte sich damals der Menschen eine starke Neigung zum Leben, Verweilen und Genießen in freier Luft bemächtigt. Die Hofgesellschaft, „naturlustig", wie sie Goethe selbst nannte, empfand diesen Drang umsomehr, als sie seit dem großen Schloßbrande von 1774 auf die bescheidenen Räume des Fürstenhauses angewiesen war.

So darf man sagen, lagen die Pläne zur Schaffung ausgedehnter Parkanlagen in der Luft, nur der Anlaß fehlte noch, sie auf den festen Boden der Wirklichkeit zu stellen. Dieser Anlaß sollte sich zwiefach im Jahre 1778 bieten. Der erste war jener bereits erwähnte Todesfall des Frl. v. Laßberg. Der Wunsch, diesem unglücklichen Wesen eine Erinnerungsstätte zu weihen, drückte Goethen im eigentlichen Sinn des Wortes Hacke und Spaten in die Hand zur künstlerischen Umgestaltung jener Felspartie, die den Stern vom Wels'schen Garten, den unteren Theil des künftigen Parks vom oberen trennte.

So entstand das Felsenthor, jetzt nur noch eine Felsentreppe, die von der Naturbrücke gerade auf die frühere Stein'sche Wohnung führte. Ein altes Bild zeigt uns noch ein aus wenig behauenen Steinen aufgethürmtes Thor und oben den Aussichtspunkt mit dem denkbar einfachsten Geländer; dort konnte man sich der wehmüthig stillen Betrachtung der Todesstelle hingeben. Nun war das Werk begonnen: Die unwirthliche Felsengegend hatte an einer Stelle bereits die Künstlerhand des schaffenden Gärtners gespürt, und Goethe hatte sich damit im eigentlichsten Sinn selbst den Weg zur geliebten Freundin frei gemacht. Die Arbeit blieb in Fluß. Sie muß sich zunächst auf den ältesten Theil des Ganzen, auf den Stern, erstreckt haben; denn von den „neuen Poemata", die der Herzog nach Goethe's Erfindung und Zeichnung am Wasser habe anlegen lassen, schreibt Wieland wenige Monate später voller Entzücken an einen Freund.

Hier im Stern sollte denn auch im Juli desselben Jahres das Festspiel stattfinden, mit dem man den Namenstag der Herzogin Luise zu feiern gedachte. Aber die Ilm, der schon manchmal die kleinen Ufer zu eng geworden waren, vereitelte durch eine Wiesen und Stern überschwemmende Wasserfluth den anmuthigen Plan. Man mußte auf einen anderen Schauplatz sinnen, Goethe fand ihn etwas oberhalb von dem Felsenthor, da wo heute das Borkenhäuschen steht, und somit war der zweite Anlaß zum Beginn der eigentlichen Parkarbeit gegeben; dürfen wir doch nach Goethe's eigenem Urtheil auf diesen Anfang den Beginn sämmtlicher Anlagen auf dem linken Ufer der Ilm zurückführen.

Damals zog sich eine Wand vom Flusse bis zu der alten Schichtmauer hinauf, die später gar romantisch zur Ruine umgewandelt wurde. Ein wüster Platz lag davor, ein Thürmchen, früher als Pulverthürmchen benutzt, lehnte sich an die Wand und hielt die Weimarer Gesellschaft noch immer in ängstlicher Entfernung. Kurz es war eine völlig verödete Stelle, recht geeignet, etwas ganz unerwartetes zu veranstalten, umsomehr, als wegen der Ueberschwemmung Niemand vom Hofe oder aus der Stadt Lust hatte, sich nach dem Stern zu begeben. So arbeitete man drei Tage und Nächte in aller Stille, säuberte die Stelle, ebnete einen Platz, der unter herrlichen alten Eschen ein Oval bildete, und baute gleich davor ein Häuschen mäßiger Größe aus Brettern, die man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete. Natürlich mußte der kleine Bau die Form der Einsiedelei haben, entsprechend dem damals waltenden und auch lange nachher wirkenden Mönchssinne der Siegwart-Epoche.

In dem Luisenfest, das auf dem von Goethe neu hergestellten Platz am 7. Juli 1778 gefeiert worden ist, können wir recht eigentlich das Weihefest unsres Weimarischen Parkes sehen, und mit Recht hat man im Jahre 1878 im Anschluß an das Regierungsjubiläum des regierenden Großherzogs die Hundertjahrfeier des Parkes im Stern festlich begangen. Das Fest bietet auch ein typisches Beispiel für die harmlos-heiteren Vergnügungen der Weimarischen Geniezeit, also einen Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte jener glanzvollen Tage. Daher ist uns die klassische Schilderung, die Goethe davon 50 Jahre später niedergeschrieben hat (Biographische Einzelheiten in den Tag- und Jahresheften), sehr werthvoll.

Die Epoche der übrigen Parkanlagen begann nun, freilich nicht unmittelbar nach diesem Luisenfest, aber sicher durch dieses hervorgerufen.

Auch der Stern mit seinen neuen Anlagen, auf die nicht näher eingegangen werden soll, wurde durch Goethe mit einer reizvollen Illumination gewissermaßen eingeweiht. Der Erfindungsreiche lud nur wenige Zeit nach dem Luisenfest die verehrungswürdige Anna Amalia, die jenes erste Fest nicht miterlebt hatte, nebst einigen Vertrauten ein und beleuchtete zum schlagenden Beweis für die Schönheit Rembrandt'schen Helldunkels die Ufer der Ilm.

So sind wir an den Punkt gelangt, wo Goethe und Karl August ihre geniale „ästhetische Parkanlage" begannen, bei der der Herzog nach des Dichters eigenem Zeugniß die Oberaufsicht, Leitung und Anordnung übernahm unter ununterbrochener Theilnahme der übrigen Familienmitglieder und dem Beistand manches sachkundigen Helfers.

Die Anlegung des Weimarischen Parkes im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts fiel in eine günstige Zeit. Mit Entschiedenheit hatte man sich von dem gekünstelten Geschmack, der die Natur bislang gemeistert hatte, abgewendet und schuf nun das Neue mit der ganzen Kraft

Digitized by Google

der Begeisterung, mit der man auf jedem Kunstgebiet einem neuen Stil zu folgen bereit ist. Man konnte an bereits Vorhandenes anknüpfen, es ummodeln und verschmelzen. Freilich waren die alten Anlagen nur bescheiden zu nennen im Vergleich zu denen anderer Parks. Weimar war im Gegensatz zum Alter seiner Gründung erst spät, zur Zeit Johann Friedrichs des Großmüthigen, dauernd Residenz geworden. Und erst damit war die Möglichkeit zur Entstehung größerer gärtnerischer Anlagen gegeben. Die fürstliche Familie, deren Schloß sich, wie fast alle Burganlagen des Nordens, an die Stadtmauer anlehnte, mußte, um sich den Aufenthalt im Freien zu schaffen, den engen Stadtbezirk verlassen. So entstand im 16. Jahrhundert jenseit der Ilm, dem Schloß gerade gegenüber, die älteste Gartenanlage Weimars, der sogenannte fürstliche Baum- oder Lustgarten. Auf dem ältesten Plan von Weimar sehen wir ein ziemlich großes, eingehegtes Stück, es wird der in einem alten Städtebuch gerühmte Obstgarten mit seinen zahlreichen Baumarten sein. Ein „fürstliches Badehaus“ schmückt ihn, der eigentliche Ziergarten aber mit seinen architektonisch gegliederten Anlagen und einem Lusthäuschen ist noch ganz klein. Vielleicht erinnerte sein Stil, wohl schon mehr nach dem Barock gehend, ganz von ferne an den der herrlichen italienischen Renaissancegärten, wie ihn der Garten der Villa d'Este heute noch ahnen läßt.

Allmählich wurde dieser Garten umgestaltet; vielleicht machten sich Einflüsse des holländischen Geschmacks geltend, wenn man auch in dem armen Weimar nicht daran denken konnte, die von Holland eingeführte Tulpenliebhaberei mitzumachen, die mit ihren unerhörten Preistreibereien in dem Orchideen- oder auch dem Martyeusport unsrer Tage ein nur annäherndes Seitenstück hat.

Eine von Haus aus aber französische Gartenanlage entstand diesseit der Ilm, südlich von der heutigen Ackerwand, in dem sogenannten „Welschen Garten“. Von einer Mauer mit Thorthürmchen umschlossen, stellte er ein fest in sich gegliedertes Ganze dar mit der üblichen, freilich nur kleinen Orangerie, einigen Springbrunnen, architektonisch abgezirkelten Bosketten, verschnittenen Heckenwänden, hinter denen man Gemüsepflanzungen verbarg, und Nischen, in denen man an Stelle der zu kostspieligen Steinbilder sich mit auf Holz gemalten Figuren helfen mußte: eine armselige Nachahmung des neuen französischen Geschmacks. Weimar konnte es eben nicht einem Schwetzingen gleichthun, das anfangs 66,000 Gulden im Jahre für seine französischen Parkanlagen zur Verfügung hatte. Es hatte auch nicht daran denken können, der Forderung des neuen Stils entsprechend, die ganze Anlage von dem Schloß, als dem architektonischen Ausgangspunkt, ausgehen zu lassen und auf einen anderen architektonischen Abschluß (etwa auf das Lustschluß zu Belvedere) hinzurichten. Nur in einem eigenthümlichen, mehrstöckigen Holzbau, der sogenannten Schnecke, hatte man dem Ganzen eine Art Mittelpunkt gegeben. Von mehrfachen Lindenrondells umschlossen, bis oben mit Grün umrankt, trug der Rundbau zwei Aussichtsthürmchen; seine eigenartig gewundenen Auf- und Abgänge gaben ihm eben den Namen der Schnecke.

Mit diesen Anlagen tritt der Welsche Garten ganz in die Reihe der Gärten im französischen Geschmack, über die wir zu lächeln pflegen. Kennen wir sie doch zumeist nicht aus den genialen Parks eines Lenôtre oder den wenigen kongenialen Nachschaffungen auf deutschem Boden, sondern nur aus den kleinlichen, uns in der Literatur beschriebenen Nachahmungen, die leider die Schwäche des Deutschen zeigen, blindlings nachzuahmen, auch wenn die Mittel oder die örtlichen Bedingungen zur Uebertragung fremden Stils fehlen. Zudem dürfen wir nicht vergessen, daß jener Stil einer Zeit angehört, in der das Naturgefühl nicht entfernt so entwickelt war wie das unsrige. Riehl hat einmal „das landschaftliche Auge“ jener Zeit vortrefflich charakterisirt, das Städte wie Berlin, Leipzig, auch Weimar in einer gar feinen und lustigen Gegend liegen fand, dagegen sich von den malerischsten Partien des Schwarzwaldes oder Thüringerwaldes als von öden, gar betrübten und einförmigen abwandte, und das sich zur Anlegung von prächtigen Parks das eintönigste Flachland oder öde Moorflächen aussuchte; man denke nur an Schwetzingen oder Nymphenburg.

Dieser Stil künstlicher Meisterung der Natur, der mit seinen Heckencoulissen so ganz in das Zeitalter der theatralischen Repräsentation paßt, wurde mit einem Schlag unmöglich, sobald der kühne, welterschütternde Ruf des retournons à la nature vom Westen her zu uns herüberscholl. Mit dieser Rückkehr zur Natur aber verband sich jener Zug der Empfindsamkeit einer Werther- und Siegwart-Periode, wo sich „das fühlende Herz“ nach der Einsamkeit und Stille der Natur sehnte. So war der Boden bereitet, um den Gartenstil der Engländer, die gleichzeitig im Roman und Drama auf unsre Literatur so großen Einfluß gewannen, Eingang zu verschaffen. Die örtlichen Verhältnisse der englischen Landschaft, die Einführung seltener Baumarten, namentlich aus Amerika, und die Entwicklung der Landschaftsmalerei hatten dem englischen Gartenstil zu hoher Blüthe verholfen. Das Auge wollte sich jetzt erfreuen an weiten, freien Flächen mit Berg und Thal, mannichfaltig verschlungenen Wiesenpfaden, von hohen Baumgruppen umsäumt, dem Lauf eines Baches folgend und in Wald und Feld sich verlierend, so daß das thränenreiche Gemüth sich leicht in die völlige Einsamkeit flüchten konnte. Mit Verachtung sah man jetzt herab auf das Zeitalter der Schere und die klägliche Verknüpfung von Künstelei und ökonomischer Sparsamkeit, wie sie Goethe in seinem Gedicht „Der Hausgarten“ köstlich verspottet hat.

Aber alsbald verfiel auch hier der Deutsche dem Fehler knechtischer Nachahmung und Stilwidrigkeit; verquickte man doch den neuen Gartenstil sogar mit chinesischen Parkmotiven, ihren starken Kontrasten und Theehäuschen. Ein wahrer „furor anglicanus“ bemächtigte sich der Gartenfreunde; Justus Möser hat ihn in einer seiner patriotischen Phantasien, Goethe aber im Hinblick auf seine eigenen Parkschöpfungen im Triumph der Empfindsamkeit mit viel Humor gegeißelt.

Wer die neuen Uebertreibungen so klar erkannte, war selbst nicht in Gefahr, ihnen zu verfallen. So können wir von vornherein sicher sein, daß Goethe und Karl August in freier, künstlerischer Weise die Forderungen des neuen Stils auf die gegebenen Verhältnisse zu übertragen wußten, als sie den Weimarischen Park schufen, noch heute eine der berühmtesten Anlagen im englischen Geschmack.

Er entstand aus der Verschmelzung und Erweiterung des alten Lustgartens, des heutigen Sterns und des Welschen Gartens und aus ihrer Anpassung an den neuen Stil.

Die eigentlichen, neues schaffenden Parkarbeiten setzten aber nicht im Stern oder Welschen Garten, sondern an dem oben geschilderten, neu eroberten Platz des Luisenklosters ein. Man war zunächst darauf bedacht, die zu ihm hinführenden Wege an der ganzen Felsenpartie weiterzuleiten, die den merkwürdigen Namen „Kalte Küche“ trug. Zunächst galt es, die Einsiedelei wohnlicher zu machen. Gefiel sie doch Karl August so gut, daß er dort gar oft seine Regierungsarbeiten erledigte, aß, von da aus in der Ilm badete, ja auch ganz allein schlief; erst später wurde unten an der Hütte ein Schlafkämmerchen für einen Kammerhusaren angebracht. Es entstand an Stelle des alten Klosters das jetzt noch erhaltene, mit Baumrinde belegte sogenannte Borkenhäuschen mit Wandelgang und Treppe, das im Aeußern heute noch dem alten ziemlich entspricht.

Digitized by Google

Während aber sein Inneres jetzt nur noch zur Aufbewahrung von Gartengeräthen dient, ward es damals zu freundlichem Aufenthalt eingerichtet. Das Zimmer wurde ausgemalt und erhielt einen Kamin, so daß es auch in rauher Jahreszeit zu benutzen war. Oft hat Goethe hier in kleinem Kreise mit dem Herzog oder der Herzogin gegessen. Besonders traulich aber war es, wenn er mit Karl August allein in heiteren oder ernsten Gesprächen im Kloster verweilte.

Unterdessen gedieh die Arbeit an den Felsengängen weiter und man schob die Wege vorwärts, die gar oft zu einsamen Streifereien, zumal beim Mondenlicht, einluden, auch einmal zum Hasentreiben an einem Wintermorgen. Ein besonderer Bewunderer all der Poesien, die Goethe dies- und jenseits der Ilm geschaffen hatte, war Wieland. Auch er erging sich oft in dieser „anmuthig wilden, einsiedlerischen und doch nicht abgeschiedenen Art von Felsen- und Grottenwelt". Da traf er wohl gelegentlich Corona Schröter, die gefeierte Künstlerin des Weimarischen Hofes, die ihm „in der unendlichen attischen Eleganz ihrer Gestalt und einem höchst reizvollen Anzug wie die Nymphe dieser anmuthigen Gegend erschien". Vielleicht hatte sie eben eines ihrer Lieder zur Laute gesungen und der Herzog und Goethe hatten ihr als bewundernde Zuhörer gelauscht.

Das Streben, die sich weiter entwickelnden Anlagen, wie es der englische Stil forderte, an passenden Stellen mit Denkmälern zu unterbrechen, führte dazu, dem Fürsten von Dessau zum Danke für seine Anregung mitten in jener Felsengegend einen stattlichen Tuffsteinblock zu errichten, den man anmuthig mit Königskerzen, Malven und Ephen umrahmte. Seine lateinische Inschrift leuchtet heute dem Parkbesucher freilich nicht mehr als „point de vue", sondern aus einer schön verwachsenen Umgebung entgegen.

Zwischen Dessaustein und Kloster aber, in einer Gegend, die die Kinder jener Zeit nur mit drei Kreidekreuzchen auf den Schuhsohlen zu betreten wagten, setzte Karl August jenen weißen Steinaltar mit der Schlange und den Opferbroten als Ersatz für ein Denkmal an die Schweizer Reise und im Gedenken an den fernen Freund, den man wohl den genius hujus loci nennen durfte.

---

## Goethe und Fr. Aug. Wolf.

In den jüngst erschienenen „Neuen Jahrbüchern für das klassische Alterthum ꝛc.", ausgegeben am 11. Juli, veröffentlicht Professor Dr. Th. Preuß in Friedenau einige Briefe Fr. Aug. Wolfs an ein Fräulein Lina Klindworth, Briefe, die Preuß aus dem Nachlasse einer Verwandten erhalten hatte. Lina Klindworth war die Tochter des Göttinger Physikers, ein echtes Gelehrtenkind, das die lateinischen und griechischen Autoren kannte und Latein und Griechisch schrieb, wie in ausländischen Pensionen erzogene deutsche Jungfrauen heutzutage Französisch und Englisch schreiben. So war sie in Beziehungen zu dem großen Philologen Fr. Aug. Wolf gekommen und korrespondirte mit ihm. Lina Klindworth lebte bis 1855 in Berlin als Erzieherin im Hause des portugiesischen Gesandten und späteren preußischen Unterthans, des Grafen Oriola, mit dessen Gattin, ebenfalls einem Göttinger Professorenkinde, sie befreundet war. Die theilweise lateinisch geschriebenen Briefe des Begründers der modernen klassischen Philologie in Deutschland an die junge Frau sind nicht besonders interessant — auch nicht für Philologen. Dagegen verdient ein Gedicht Fr. Aug. Wolfens an Goethe, das bei den Briefen in Wolfens Handschrift lag, im Goethe-Jubeljahr wohl die Veröffentlichung an dieser Stelle. Es lautet:

Vor einem Bildniß Goethens, von dem Maler Franck in Berlin aufgestellt:

Endlich schau' ich dich wieder, Götterjüngling!
Sei mir würdig gegrüßt, du Hochgeliebter,
Deß so sprechendes Bild ich stets vermißte;
Das mit Zaubergewalt um sechsunddreißig
Jahr' in eigene Jugend mich zurückgetäuscht
Und des Alters verhaßte Schwell' hinweghebt.
Ja, bei längerem Beschauen fühl' ich innig
Mich an Körper und Geist so ganz wie damals,
Als zuerst ich dich sah und lieben lernte.
Nie nun rücke dies Bild von meiner Seite:
Es mag lindern der weiten Trennung Sehnsucht,
Freundlich weil' es um mich mit dieser heitern
Stirn, dem sinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage spreche sein Mund mir Lebensmuth zu.

Berlin, den 1. Dez. 1822. W.

Und Wolf fügte hinzu: „den Verfasser überraschte, da er, eben vom Krankenbette aufstehend, solch einer Freude höchst bedürftig war, dies Oelgemälde, das den alternden Dichter in derselben Gestalt wieder darstellte, wie er ihn seit 1786 außer sich (soll wohl bedeuten „außer in seiner Erinnerung") nicht gesehen hatte. In jenem Jahre war es, wo der Verfasser in seinem 27. Lebensjahre (Wolf war am 15. Februar 1759 zu Hainrode bei Nordhausen geboren) den, der in der schönsten männlichen Kraft strahlte, zu Jena kennen lernte auf der Büttner'schen Bibliothek, wo sich bald ein langes Gespräch über die Aufstellung der unlängst angekommenen Bücher und über Bücherwesen und -unwesen überhaupt anknüpfte; ein Gespräch, woraus ihm noch manche geistvolle Ansichten gegenwärtig blieben bis in die neueste Zeit, wo er die Jenaischen und Weimarischen Bibliotheken nach gleichen Grundsätzen geordnet und gewissermaßen vereinigt sah. Eine nähere Verbindung mit dem Dichter und Weisen entstand ihm erst später, die dann bei der Nähe der beiderseitigen Wohnorte etliche glückliche Jahre hindurch bis zu einer Freundschaft erwuchs, die nicht einmal eines Briefwechsels bedarf."

Wenn Prof. Dr. Preuß in Friedenau sagt, das kleine Gedicht Wolfens und die Anmerkung dazu seien „seines Wissens unbekannt", so hat er wohl nicht nachgesucht. Gedicht und Zusatz sind gedruckt im „Morgenblatt von 1823 Nr. 99"¹) in Varnhagens „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden", Berlin 1823; in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" VII (1833) S. 64 (d. h. in der gleichen Zeitschrift, die sie jetzt wiederbringt); vermuthlich in Körte's Wolf-Biographie, die mir nicht zugänglich war; in „Passow, Anzeige der von Hoffmann herausgegebenen kleinen Wolf'schen Schriften"; in „Lotholz, Festprogramm, dargebracht dem Grafen von Stolberg-Wernigerode von dem Lyceum zu Wernigerode am 28. August 1863"; bei „Bernays, Goethe's Briefe an Fr. Aug. Wolf. Berlin 1868"; endlich in den „Kleinen Schriften Fr. Aug. Wolfs II u. f." Unbekannt kann man also die Verse gerade nicht nennen; aber wir freuen uns der Gelegenheit, den warmen Gefühlsausdruck Wolfens und seine Schilderung der herrlichen Dichterpersönlichkeit neu ins Gedächtniß zurückzurufen. Auch über das Bild selbst finde ich Nachrichten in dem Brief Zelters 395 (III. S. 285): „Das Bild war schlecht. Wolf hatte es in einem Lackirerladen aufgestellt gefunden und gekauft. Es war auf Blech in Oel gemalt nach dem Jagemann'schen Profil. Humboldt hatte Wolf gesagt, das Bild sei eine Fratze."

¹) Mit dem Zusatz: Nach der glücklichen Erlösung unsres ersten Dichters von einer gefahrvollen Krankheit, welche ganz Deutschland mit sorgender Trauer erfüllte, wird das Publikum mit erhöhter Theilnahme diese Zeilen lesen, durch welche der Fürst unsrer Philologen das Freundesbündniß begrüßte, welches ihm selbst in düsteren Krankheitstagen tröstende Stärkung und Erheiterung gab. Durch einen günstigen Zufall sind wir in den Stand gesetzt, dieses schöne Gedicht, welches nicht zur Bekanntmachung bestimmt war, dem „Morgenblatt" einzusenden, da der Mittheiler für die Verantwortung der Sache hinlängliche Bürgschaft zu geben vermag.

Digitized by Google

Wenn ich mich nun frage, auf welchem Wege Wolfens Gedicht in seiner Niederschrift in die Hände von Frl. Klindworth gekommen sein kann (in den von Preuß veröffentlichten Briefen ist kein Hinweis darauf), so möchte ich annehmen, daß es durch Zelter geschehen ist. Wolf war sehr stolz auf seine poetische Huldigung an Goethe und hat sie zunächst Zelter gezeigt. Denn am 8. Dezember 1822 schrieb Wolf an Körte über das Gedicht: „Das erste Lebenszeichen von mir, als sich eben die Krankheit brach: nur Einer hat bisher die Verse gesehen; an Goethe aber sollen sie kommen, ‚da sie wie eine Arznei bei mir wirkten'." Der Eine ist wohl Zelter gewesen, obwohl Wolf die Verse auch Anderen schickte. Am 14. Januar 1823 sandte Zelter das Gedicht an Goethe (Briefwechsel III, S. 285 ff.), als es von Wolf noch nicht ausgefeilt war. Denn Letzterer verlangte von Zelter das Autograph zurück, um daran „zu spitzen und zu schnitzen", was er auch gethan habe. Deßgleichen hätte es Wolf an Langermann, Varnhagen u. A. mitgetheilt und Zelter fügte hinzu: „so konnte er es auch Dir schicken, ohne eure gegenseitige Zärtlichkeit zu kränken, ‚die nicht einmal eines Briefwechsels bedarf'." (Das sind die Schlußworte der von Wolf dem Gedichte angehängten Nachschrift.) Und später (III, 291) schreibt Zelter nochmals über die Verse an Goethe. Man meint fast, er habe vergessen, daß er von Wolfens Versen kurz vorher schon geschrieben habe. Denn es heißt: „Unser wunderlichster (bei aller Freundschaft nennt Zelter den großen Philologen meist Isegrimm, Meister Wunderlich, den wunderlichen Griesgram u. s. w.) ist ins Versemachen gerathen, wovon er mir das anliegende Pröbchen gestern zugesandt hat. Wenn er nicht selbst um Hülfe schreit, wird ihn so leicht Keiner herausziehen; doch wäre es schade, wenn er drin umkommen sollte. Mit Hendekasyllaben hat er angefangen und mit Räthseln setzt er sich über Wasser und Fluthen, die sa fest gefroren sind, daß wir sogar an diesem Elemente anfangen, Mangel zu leiden." — Obwohl das Gedicht auch durch Varnhagen, der bekanntlich ebenfalls mit Wolf befreundet war und in dessen Schriften ein kurzer Nachruf auf den großen Philologen zu lesen ist, oder Langermann (wohl Joh. Gottfried, der Psychiater und spätere Chef des preußischen Medizinalwesens) an Frl. Klindworth gekommen sein kann, so möchte ich doch eher annehmen, daß Zelter selbst der Wolf-Verehrerin das Gedicht gegeben und diese es ihren Wolf-Reliquien einverleibt haben kann. In Zelters Briefwechsel und in Rintels Zelter-Biographie, die auch viele Mitwirkende der Singakademie aufführt, habe ich den Namen des Frl. Klindworth nicht gefunden. Es ist daher bloße Vermuthung, wenn ich annehme, daß die gemeinschaftliche Freundschaft Zelters und der Klindworth mit Wolf auch freundschaftliche Beziehungen zwischen Zelter und der Göttinger Professorentochter und dann das Geschenk des Gedichts im Gefolge hatte. — Bernays' ausgezeichnetes Buch und das Festprogramm von Lothholz „über das Verhältniß Goethe's zu Fr. Aug. Wolf und Schillers zu Wm. v. Humboldt" bringen alles Material über das innige Verhältniß des größten deutschen Dichters zu dem größten Philologen seiner Zeit. 38 Jahre dauerte das Freundschaftsverhältniß zwischen Goethe und Wolf, und es hat kaum etwas gegeben, was Goethe mehr beschäftigte als die homerische Frage, deren Aufwicklung er wegen der durch sie hervorgerufenen geistigen Kämpfe „eine wünschenswerthe Erscheinung" nannte. Während Goethe bekanntlich anfangs Wolfs Prolegomena enthusiastisch aufgenommen und auf Wolf gedichtet hatte:

Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? Und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als Letzter, ist schön,

war er nachher in seinen Ansichten mehr und mehr von Wolfs Theorie abgekehrt. Als Schubarths Schrift gegen Wolf erschien — Letzterer sagte von Schubarth ebenso drastisch als sein philologisch: „Schubarth hat den Spiritus hinten" — schrieb Goethe: „Schubarths Ideen über Homer wurden laut, seine geistreiche Behandlung, besonders die herausgehobene Begünstigung der Trojaner erregte ein neues Interesse und man fühlte sich dieser Art die Sache anzusehen geneigt." Und er dichtete an Wolf:

Mag unser Abfall Niemand kränken:
Wenn Jugend weiß uns zu entzücken,
Daß wir ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden.

Der arme Schubarth mußte allerdings seinen Widerspruch gegen die Philologen büßen. Zelter erzählt bei Eckermann (1. Dezember 1823): „Schubarth besucht mich wenigstens alle acht Tage. Er hat sich verheirathet, ist aber ohne Anstellung, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben." Den persönlichen Verkehr mit Wolf stellte Goethe überaus hoch, wenn sich die Beiden auch gegenseitig nicht zu Gefallen redeten. Goethe agirte immer als Mephistopheles gegen den philologischen Freund, damit er mit seinen innern Schätzen hervorgehe. (Eckermann, den 19. April 1824.) Darum sagt er auch: „Mit Wolfen einen Tag zuzubringen, trägt ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung ein." Und dann: „Hatte ich nun an Wolf die Gegenwart eines ungeheuren Wissens zu bewundern, so war ich doch auch neugierig zu vernehmen, wie er das Einzelne an die Jugend methodisch und eingänglich überliefere. Ich hörte daher, durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapetenthür seinem Vortrag mehrmals zu, wo ich denn alles, was ich von ihm erwarten konnte, in Thätigkeit fand: eine aus der Fülle der Kenntniß hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründigstem Wissen, mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung." Und so schrieb Goethe auch noch im Jahre vor Wolfs Tod an Zelter (III. S. 269): „Uebrigens ist es mir höchst erfreulich, daß er — Wolf war in Feuersgefahr gewesen — nicht verbrannt noch vom Fieber aufgespeist ist, denn ich mag ihn über der Erde nicht gern entbehren. Seinesgleichen kommt auch nicht wieder." Und diese bis zu Wolfs Tode andauernde wahre und praktische Freundschaft Goethe's für den Philologen ist um so anerkennenswerther, da dieser viele Eigenschaften hatte, die dem Dichter nicht gefallen konnten. Riemer schildert den Meister des Alterthums als einen solchen Widerspruchsgeist — daß er sich selbst widersprach, und gab man ihm recht, sagte er „man verstehe es nicht". Riemer spricht von seiner Ungeduld — bei Goethe's olympischer Ruhe. Und wie mußte den Freund der Natur abstoßen, daß der Philologe sie nur schätzte, soweit sie eß-, trinkbar und sonst genießbar ist, und wie den Kunstverehrer, daß Wolf die bildende Kunst nur als haus- und zimmermöblirend achtete! — Auch that Zelter in seiner für Wolfs Größe verständnißlosen Art manches, was die Freundschaft der Großen hätte zerstören können, unabsichtlich, wie wir glauben dürfen. Zwar schrieb er einmal direkt: „Isegrimm neidscht Dich"; aber der Brief vom 18. Februar 1826, der auf Wolfs Urtheil über die Achilleis Bezug hat und geradezu „hetzerisch" klingt, ist nach dem Tode des philologischen Freundes geschrieben: „Wolf hat Dich um den Gedanken der Achilleis beneidet, wie ein Kaufherr, der einen neuen Laden neben sich entstehen sieht. Wie konntest Du Dir auch das herausnehmen? Hättest Du aber das Stück im Winkel einer Bibliothek selbst entdeckt, so hättest Du Deine Freude dran erleben sollen." Wenn Zelter bei Goethe war, drehte sich die Unterhaltung nicht am wenigsten um den Berliner Philologen. So erzählt Eckermann (4. Dezember 1823): „Die Tischgespräche waren heute besonders mannichfaltig. Sehr viel originelle Anekdoten wurden erzählt, sowohl von Zelter als Goethe, welche aber dahin gingen, die Eigenschaften ihres gemeinschaftlichen Freundes Friedrich August Wolf zu Berlin ins Licht zu setzen." W. v. Humboldt urtheilt bei Dorow, Denkschriften 3, S. 9, über das Verhältniß der beiden Geistesfürsten: „Sehr schön war in Wolf die reine und ungeheuchelte Verehrung Goethe's; dieser war dagegen besonders zuletzt ungerecht gegen ihn und er kannte lange nicht genug

einen, auch abgesehen von aller Gelehrsamkeit, wahrhaft großen und vielumfassenden Geist." Auch Bernhardy meint, an Goethe's späterem Erkalten könne Zelters Klatsch schuld gewesen sein. — Die letzte Huldigung des großen Philologen für Goethe war eine Anzeige von Varnhagens (zuerst anonym erschienenen) Buch „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden", bei denen die Verse Fr. Aug. Wolfs, von denen wir ausgegangen sind, auch aufgeführt sind, in der Staats- und gelehrten Zeitung des Hamburger unparteiischen Korrespondenten vom 29. August 1823. In der Anzeige citirte er aus den Zeugnissen: „Sehr wahrhaft sagt ein jüngerer Dichter S. 93 dem Altmeister selbst: ‚Noch sind wir, die Dich lieben, gar nicht reif; noch gibt es Pöbel, der Dich nicht erkennt.' Und Klinger schrieb: ‚Man streute ehmals Goethen Weihrauch, jetzt erfrechen sich Knaben, ihn mit Asa foetida zu parfümiren." Ahnten diese Zeitgenossen des Olympiers den Streit um das Straßburger Goethe-Denkmal? Und der Widerstand, der aus Parteifanatismus 150 Jahre nach Goethe's Geburt geleistet wurde? Wolf schließt seine Anzeige, mit der er ein Jahr vor seinem Tode noch einmal für den großen Freund eintrat, mit den Worten: „Für solche, denen dieser neuste Duft ein Greuel und ein Ekel ist, wissen wir kein kräftigeres Antidoton als gegenwärtige, schön duftende Blumenlese." Die Feiern vom 28. August 1899 sind auch solche kräftige Antidota.

M.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Literatur zum Goethe-Jubiläum. Außer den hier schon kurz erwähnten Neuausgaben einzelner Werke Goethe's (Goethe's Gedichte und Goethe's „Faust" mit Einleitungen von Karl Goedeke bei J. G. Cotta Nachf. in Stuttgart und Goethe's Werke in Auswahl von H. Düntzer bei der deutschen Verlagshandlung in Stuttgart) sind auch die Vorlesungen über Goethe von Hermann Grimm soeben im Verlag der Besser'schen Buchhandlung (W. Hertz) in Berlin in sechster Auflage erschienen. Unser literarisches Publikum wird erfreut sein, daß Hermann Grimms berühmtes Buch gerade jetzt zur 150. Wiederkehr von Goethe's Geburtstag in neuer Auflage erscheint. — Ferner hat Prof. Ludwig Geiger eine höchst interessante und reichhaltige Festschrift „Goethe in Frankfurt am Main 1797". Aktenstücke und Darstellung. Mit 8 Abbildungen von Frankfurter Oertlichkeiten, Kunstwerken und Personen aus Goethe's Kreis erscheinen lassen (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening) und Julius Vogel ein „Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit", nämlich Goethe's Leipziger Studentenjahre (Leipzig, Karl Meyers Graphisches Institut) veröffentlicht. Wir finden in beiden Werken nichts eigentlich unbekanntes oder unveröffentlichtes, müssen sie aber doch wegen der übersichtlichen Zusammenstellung und Durcharbeitung des Stoffes für treffliche kleine Beiträge zur Goethe-Biographie erklären. Die in dem Vogel'schen Buche im Texte angebrachten Illustrationen sind mit großem Verständniß und Kunstsinn gesammelt und vorzüglich reproduzirt: „es ist die Arbeit eines Kunsthistorikers, der in seinen Mußestunden sich nichts schöneres denken konnte, als bei dem jungen Dichter in Leipzig Einkehr zu halten". — Als eine gründliche Studie, die besonders auf Goethe's politische Anschauungen ausführlich eingeht, können wir auch das Schriftchen „Goethe und Napoleon" von Andreas Fischer (Frauenfeld, J. Huber 1899) empfehlen. Die Beziehungen zwischen den beiden großen Männern sind hier nicht nur literarhistorisch eingehend erörtert und festgestellt, sondern auch in ihren für die Meinung Goethe's über Napoleon so wichtigen Folgerungen geistvoll und dabei möglichst objektiv besprochen. Der Verfasser gelangt hinsichtlich des inneren Verhältnisses des Dichters zu dem Korsen zu folgendem Schlußurtheil: „Goethe hat sich seinen Napoleon selbst zurecht gelegt, ohne Hülfe der Legende; der Korse war die große Figur in seinem Leben; die ließ er sich nicht klein hauen. Was falsch war und widerwärtig in Napoleon, der Charlatanismus, ist dem Dichter nicht ganz entgangen; aber er hielt sich an die Hauptzüge, und die genügten zu seinem Heldenbilde. Und dann: Goethe hat gekämpft und Unbill geduldet für seinen Kaiser. „Auch hast Du ganz recht," schreibt er noch 1830 an Zelter, „Dir den Begriff von Napoleon nicht nehmen zu lassen; es hat uns zu viel gekostet, dahin zu gelangen, als daß wir ihn um der Hänse willen aufgeben sollten." ... „Wie Michelangelo einen Marmorblock, so hat Goethe seinen Napoleon gefaßt, in großartigstem Stile. Taine's zahlreiche Momentaufnahmen summiren sich zu einem Gesammtbild, dessen Totaleindruck ähnlich wirkt. Doch ein bedeutender Zug des Taine'schen fehlt dem Goethe'schen Napoleon: von der alles Sittliche negirenden Teufelsnatur des großen Menschenverderbers ist in der Auffassung des großen Dichters nichts zu verspüren." Mögen diese Schlußworte recht viele Goethe-Freunde veranlassen, sich auch die Ausführungen, als deren Resultat sie sich darstellen, zu lesen. Das trefflich geschriebene und auch sonst gut ausgestattete, mit Personenregister und Literaturanzeiger versehene Büchlein verdient gelesen zu werden.

h-l. In welch hohem Maße im Orientalischen Seminar in Berlin das Praktische, wofür diese Anstalt ja zunächst gegründet ist, mit dem Wissenschaftlichen verbunden wird, davon gibt der seit kurzem vollständig vorliegende erste Band der „Mittheilungen" in erfreulicher Weise Zeugniß. Es ist das hauptsächlich das Verdienst des Leiters der genannten Anstalt, Direktors und Universitätsprofessors Geh. Rath Eduard Sachau. Unter seiner Initiative ist so für die orientalistischen Studien eine neue, ganz eigenartige wissenschaftliche Zeitschrift ersten Ranges entstanden. Der geradezu erstaunlich reiche und mannichfaltige Inhalt des über 600 Seiten füllenden Bandes vertheilt sich auf folgende Weise. Die erste der drei (separat verkäuflichen und besonders paginirten) Abtheilungen hat den speziellen Titel „Ostasiatische Studien", redigirt von Professor C. Arendt und Professor Dr. R. Lange, und bringt an der Spitze eine höchst instruktiv beschriebene größere Inland-Tour von Peking nach den Provinzen Chihli, Shansi, Shensi und Honan aus der Feder A. Forke's. Wer sich genauer über das Leben und Treiben, die Sitten und Gewohnheiten des merkwürdigen, uns jetzt durch Kiao-tschou so nahe gerückten chinesischen Volkes unterrichten will, dem sei die Lektüre dieser 126 Seiten aufs wärmste empfohlen, denn nichts kann in dieser Hinsicht so gut einführen als eine anschauliche Reisebeschreibung von einem, der mit offenen Augen und Ohren das Land durchzieht und dessen Sprache kennt. Es folgt ein kurzer kulturgeschichtlich interessanter japanischer Traktat in lateinischer Transskription und deutscher Uebersetzung über die Pflichten und Aufgaben der Frauen in der Feudalzeit von R. Lange, dann die Uebersetzung einer Geschichte Japans seit 1869 von Lange und Senga, und endlich die höchst dankenswerthe Uebersicht des St. Petersburger Privatdozenten Dr. W. Barthold über „Russische Arbeiten über Ostasien" (S. 187—210); letztere im Verein mit der vom gleichen Gelehrten in den „Westasiatischen Studien" (S. 150—171) gegebenen Skizze „Russische Arbeiten über Westasien" zeigt zugleich aufs neue, wie durchaus nothwendig es heutzutage für einen Orientalisten, ja schließlich für Jeden, der sich näher für den Orient interessirt, sich erweist, Russisch zu lernen. Denn nicht nur über Sibirien, die Mongolei und Zentralasien schreiben die russischen Gelehrten Vorzügliches und für Jeden, der diese Studien treibt, Unentbehrliches, sondern, wie man aus Bartholds Ueberblick ersieht, auch über den Kaukasus, Armenien und die Westtürken; es sei hier aus vielem nur erwähnt, was über die Geschichte des alten Buddha-Romans Barlaam und Josaphat von russischer Seite aus (Baron Rosen und Marr) bis jetzt geschrieben worden ist. Daß der durchaus christianisirte griechische Barlaam-Roman, bekanntlich die Quelle sämmtlicher abendländischen Bearbeitungen, erst ca. 1000 n. Chr. vom heil. Euthymius aus dem Georgischen übersetzt wurde — eine Nachricht, welche mit Unrecht von E. Kuhn und K. Krumbacher bezweifelt wurde — wird jetzt direkt durch neuere, von russischen Gelehrten gehobene Funde bestätigt. Die übrigen Arbeiten der „Westasiatischen Studien" (redigirt von A. Fischer und K. Foy) bewegen sich zum größeren Theil auf neuarabischem, zum kleineren auf osmanisch-türkischem Gebiet. Aus den ersteren

Digitized by Google

sei hier besonders hervorgehoben der Artikel Sachau's über eine Chronik von Omân, die aus Sansibar, einer alten omanischen Kolonie, stammt, ferner die von W. Rößler in Transskription und Uebersetzung gegebene omanische Erzählung von Nachal und Ma'âwil, einer echt arabischen Stammesfehde (S. 56—90), und die Sammlung von 71 marokkanischen Sprichwörtern (mit sehr werthvollen grammatikalischen Exkursen) von A. Fischer (S. 188—232). Die dritte Abtheilung endlich, die „Afrikanischen Studien“ (redigirt von C. Velten, G. Neuhaus und J. Lippert), zeigt uns, wie auch dem dunkeln Erdtheil und der Philologie der Negersprachen eine reiche wissenschaftliche Ausbeute abzugewinnen ist. Die Hauptrolle spielt hier natürlich das in ganz Deutsch-Ostafrika verstandene Suaheli, und so füllt dementsprechend die auf eigenen Aufzeichnungen von Eingeborenen beruhende längere Textprobe „Sitten und Gebräuche der Suaheli“ (Text und deutsche Uebersetzung, zugleich für Ethnologen hochwichtig) den meisten Raum (S. 9—85). Nach diesen Proben darf man schon jetzt mit Spannung dem bereits im Druck befindlichen zweiten Band der „Mittheilungen“ entgegensehen. Nicht bloß das der Berliner Universität angegliederte „Seminar für orientalische Sprachen“, sondern die gesammte deutsche Orient-Wissenschaft darf stolz auf dies neue und durchaus zeitgemäße Unternehmen sein.

K. Vom Gesandtschaftsattaché. Briefe über Japan und seine erste Gesellschaft von Moritz v. Kaisenberg. Hannover, Verlag von M. u. H. Schaper. — Dies Buch verdient mit Recht nicht nur eine interessante, sondern auch eine gute Lektüre genannt zu werden. Schon die frische, ungezwungene Schreibweise nimmt dafür ein, die mit soldatischem Freimuth nichts beschönigt oder vertuscht, was zur richtigen Erkenntniß des Charakters der Bewohner des ostasiatischen Inselreichs, das bereits in so kurzer Zeit sich in jenem Erdtheil die dominirende Rolle für die Zukunft errungen hat, zweckdienlich ist. Ohne Prüderie bringt der Autor die eigenthümlichen sittlichen Zustände, wie sie dort herrschen, zur Sprache, ohne doch durch ein indezentes Wort zu verletzen. Er berührt, weil dies eben bei einer richtigen Beschreibung eines Landes und des Lebens und Treibens seiner Bewohner unerläßlich ist, auch die heikelsten Dinge, Brauch und Sitte im Verkehr der Geschlechter, die nach unseren Begriffen höchst anstößig sind, dort aber als selbstverständlich genommen werden, allein er vermeidet hierin glücklich die Klippe, derart pikant zu werden, wie wir es z. B. bei den Franzosen finden, die in solchen Schilderungen des Guten gern mehr thun, als nöthig und zuträglich ist. Man braucht, um den Werth des Buches zu dessen Gunsten richtig zu taxiren, nur einen Vergleich zu ziehen zwischen ihm und der „Madame Chrysanthème“ von Pierre Loti, der uns darin auch, freilich mit Jules Verne'scher Phantasie gemischt, ein Bild japanischer Zustände gibt. Dieser Gesandtschaftsattaché schaut die Dinge eben mit germanischen Augen und die sehen bekanntlich doch manches anders, als die auf raffinirten Sinnenkitzel trainirten der Pariser Lebewelt. Besonders interessant sind seine Beobachtungen und deren Wiedergabe über das öffentliche Leben im Reiche des Mikado, die religiösen Begriffe, die dort auf sehr schwachen Füßen stehen, und die moralischen, die bis in die höchsten Kreise hinauf nach unsrer Meinung recht merkwürdige Besonderheiten haben. Ganz prächtig ist auch sein Eingehen auf die dortigen militärischen Verhältnisse, in die ihm vermöge seiner Stellung ein tieferer Einblick ermöglicht war. Nebenher gehen hübsche Schilderungen von landschaftlichen Scenerien, einzelnen, sozusagen in sich abgeschlossenen Ständen und Gesellschaftsklassen und selbst die Einfügung einer romantischen Liebesaffaire dient nur dazu, um uns tieferen Einblick in das von rein praktischen Erwägungen geleitete und ohne Skrupel bethätigte Gemüthsleben — wenn von einem solchen überhaupt gesprochen werden kann — dieser Ostasiaten zu gewähren. Es ist alles in allem ein Buch, das man immer gern wieder zur Hand nimmt, um sich aus ihm über fremdes Land und Volk zu unterrichten, die beide in ihrer Eigenart und den Gegensätzen, in denen ihre Lebensäußerungen zu den unsrigen stehen, so interessant sind.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Albin Belar: Laibacher Erdbebenstudien. Laibach, Verlag der Erdbebenwarte 1899. — Leitfaden für den Unterricht des Marine-Artillerie-Personals in der Elektrotechnik. Hrsgb. mit Verfügung des Staatssekretärs des Reichs-Marine-Amts vom 5. Mai 1899. W. 3160. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Dr. J. Schwalbe: Bestimmungen über die Zulassung zur ärztlichen Praxis im Auslande. Leipzig, Georg Thieme 1899. — Jul. Lange: Darstellung des Menschen in der älteren griechischen Kunst. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1899. — Dr. F. Krackowizer: Das Archiv von Schlüsselberg im oberösterr. Landesarchive zu Linz. Linz, in Kommission: F. J. Ebenhöch (Heinr. Korb) 1899. — H. Kraeder: Die Thätigkeit des Generals v. Bülow, Kommandeur der Artillerie des III. Armeekorps in der Schlacht bei Vionville am 16. August 1870. Dresden, C. Heinrich. — L. Fleischner: Grundzüge der Volkswirthschaftslehre. (Sammlung kaufmännischer Lehrbücher.) Leipzig, Verlag der Handels-Akademie (Dr. jur. Ludw. Huberti). — A. Moeller-Bruck: Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Band IV: Die deutsche Novelle. Berlin, Leipzig, Schuster u. Loeffler 1899. — Dr. O. Weise: Charakteristik der lateinischen Sprache. II. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1899. — Otto Ribbeck: Reden und Vorträge. Ebd. 1899. — Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich v. Schack. 3. Auflage. 10. Band. Stuttgart, J. G. Cotta's Nachf. 1899. — E. Martin: Ueber Goethe insbesondere als Lyriker. (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens, Band XV.) Straßburg 1899. — Deutschtirtum, Nebukadnezar und das russische Zarthum. Betrachtungen eines deutschen Reichsangehörigen. (Livländisch-deutsche Hefte, IV. Stück.) Lübeck, W. Gläser 1899. — Dr. A. Bähler: Der Sustenpaß und seine Thäler. Bern, Schmid u. Francke (J. Dalp) 1899. — Die Pester. Von *,*; Max Bern: Ein stummer Musikant, 3. Ausg.; Dietr. Theben: Im Zick-Zack. (Unterwegs und Daheim.) Breslau, S. Schottländer. — Hochschulnachrichten. Hrgb. von P. v. Salvisberg. IX. Jahrg., Nr. 10. Heft 106. München, Akademischer Verlag 1899. — *Annuaire statistique* de la ville de Buénos-Ayres VIII^me^ année 1898. Buénos-Ayres, Compagnie Süd-Amérique de Billets de banque 1899. — Mittheilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte. X. Jahrbuch für 1898/99. Chemnitz, in Kommission: O. May 1899. — G. F. Steffen: England als Weltmacht und Kulturstaat. Studien über politische, intellektuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reiche. Stuttgart, Hobbing u. Büchle 1899.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Goethe-Bildnis

nach Mays Gemälde von 1779.

Heliogravüre:

In Royal (61 : 80 cm) Preis 5 Mark.
In Folio (33 : 45 cm) Preis 1 Mk. 50 Pf.

Das Maysche Porträt, das anerkannt beste aus den ersten Mannesjahren des Dichters, wird bei der vortrefflichen Ausführung dieser beiden Kunstblätter und dem wohlfeilen Preise gewiß überall freundliche Aufnahme finden.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Kunsthandlungen.

(12798)

Jahrgang 1899. München, Montag, 28. August. Nummer 195.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Der Weimarische Park, seine literar- und kulturhistorischen Beziehungen.

Von Dr. Merian-Genast (Jena).

### II.

Hatte so die einst unwirthliche Felsengegend der Kalten Küche eine wesentlich andere Gestalt gewonnen, so wurden auch die Flächen, die sich südlich vom Stern die Ilm entlang hinziehen, umgestaltet. Die ganze Gegend, ursprünglich von Gärten unterbrochen, wurde nun zu weiten, blumenreichen Wiesen umgeschaffen und allmählich der Weg an dem rechten Ilmufer vorgeschoben, der noch heute zu den lieblichsten des ganzen Parkes gehört. Nur so konnte das Gebot des neuen Gartenstils erfüllt werden, nach dem alle Wege scheinbar in die weiteste Ferne verlaufen mußten. Ueberall war man auch auf Durchsichtspunkte bedacht; hier erblickte man den Kirchthurm des nahen Oberweimar, dort — und dieser entzückende Blick ist auch heute noch frei — auf der Höhe das anmuthige Belvederer Schlößchen, auf das die neuen Wege gerade hinzuführen scheinen.

Die gleiche Vorliebe, die geschwungenen Linien der Parkwege sich in weite Ferne verlieren zu lassen — ganz entgegengesetzt dem kurz bemessenen, architektonisch abgegrenzten Blick des ummauerten Gartens —, die gleiche Vorliebe hatte Karl August veranlaßt, die Anlagen auszudehnen, die er nördlich vom Stern, links vom heutigen Kasernenberg, hatte vornehmen lassen. Diesen ganzen sogenannten Rothäuser Berg hatte der Herzog, der Ende der 80er Jahre allein an der Ausgestaltung seines Parkes thätig war, in anmuthigster Weise mit Aufwand großer Mittel ausgeschmückt. Aber sein schöner Plan, diese Anlagen mit der Tiefurter Allee zu verbinden und sie so in Feld und Wald auslaufen zu lassen, scheiterte, und heute erinnern an die einstige Pracht des Rothäuser Berges nur noch wenige Reste, von denen das Denkmal der Schauspielerin Neumann-Euphrosyne allein noch der Beachtung für werth gehalten wird. Sollte aber auch dieser schlichte Stein verfallen, die unsterbliche Verherrlichung Euphrosyne's bleibt und auch in diesem Sinne heißt es dann:

> Des Dichters Gesänge,
> Ja, sie vollenden an ihr, was ihr das Leben versagt.

So hatte sich im Laufe der Jahre der untere Theil des Parkes (vom Stern aus) gestaltet. Es war eine natürliche Folge der im Jahre 1778 begonnenen Arbeit, daß man auch den Welschen Garten in die neue Anlage einbezog, der nun natürlich sein französisches Gepräge allmählich verlieren mußte.

Schon vorher waren seine Mauern gefallen, dem neuen Geschmack entsprechende Anlagen entstanden dort unter Goethe's Aufsicht, und die Gemüsebeete mußten immer weiter zurückweichen, namentlich, seitdem Goethe nach der zweiten Rückkehr aus Italien in dem Jägerhause der angrenzenden heutigen Marienstraße wohnte und dadurch dieser Theil des Parkes Mittelpunkt häufiger geselliger Vereinigungen wurde. Dagegen dehnte sich eine Baumpflanzschule auf dem Gebiet des einstigen französischen Gartens aus, wie deren zur Bepflanzung der immer weiteren Anlagen mehrere nöthig wurden. Der Hauptanziehungspunkt aber blieb noch die Schnecke mit ihren Lindengängen. Von hier ertönten ein- bis zweimal wöchentlich die Klänge eines Orchesters unter Leitung des Stadtmusikus Eberwein; später aber versammelte sich vom zweiten Pfingsttag an bis Michaelis sonntäglich eine große Zahl von Einwohnern der Stadt jeden Standes von Nachmittag bis Abend.

Karl August öffnete seinen Park am Ende des vorigen Jahrhunderts dem Publikum. Wie wohl mußte das den biederen Weimarer Bürgern thun, deren Vergnügungen noch nach der Mitte des Jahrhunderts durch strenge Polizeiverordnungen eingeengt waren, denen das Rauchen außerhalb der Stube, der Besuch der Dörfer untersagt, ja sogar das unnöthige Raisonniren und Kritisiren der Zeitläufte nach Befinden bei Zuchthaus verboten war. Nun konnten sie sich in der schönen freien Natur den Freuden dieser sogenannten Vauxhalles hingeben; dabei kam der freie Eintritt dem schmalen weimarischen Geldbeutel wohl zu statten. Man hatte die Mode dieser Vauxhalles mitsammt dem Namen, der einen berühmten vornehmen Vergnügungsort bei London bezeichnete, von den bewunderten Briten entlehnt. Die älteste Parkbeschreibung von 1797 enthält eine anschauliche Schilderung dieser Sommerbelustigung, und ein gleichzeitiges Bild von der Schnecke und ihrer Umgebung gibt die Ergänzung dazu. In den Laubgängen und Rondells des umgestalteten Welschen Gartens wogte die fröhliche Gesellschaft auf und ab, alle weißlackirten bequemen Kanapees waren besetzt. Man kannegießerte über den französischen Krieg oder beobachtete kritischen Blickes die Ebbe und Fluth des ambulirenden Publikums. Unterdessen eilten die Aufwärter eines Hrn. Schwarz, der im Erdgeschoß der Stein'schen Wohnung als Cafétier und Traiteur seines Amtes waltete, unverdrossen hin und her und servirten auch in den entferntesten Theilen des Parkes ein kleines Souper, eine Bouteille Punsch oder Wein, dem Wohlhabenderen wohl auch das kostspielige, aber so beliebte englische Bier. Die Aristokratie aber hatte, wenn sie es nöthig fand, sich zurückzuziehen, in dem genannten Erdgeschoß reichlichen Raum für das Billard- oder Kartenspiel.

Aber bald nach dem Franzosenjahre fiel die Schnecke vor Alter zusammen, und mit ihr schwanden alle die lauschigen Plätzchen. Linden, die heute noch stehen, pflanzte man im Umkreis; so bezeichnet nur noch das schattige Rundtheil den Platz der alten Schnecke, und da, wo früher die Vauxhalles blühten, hat 100 Jahre später das eng-

Digitized by Google

lische Tennis seinen Einzug gehalten. An des einstigen Welschen Gartens Herrlichkeit aber erinnert nur noch eine jetzt wild wachsende Taxusbaum-Gruppe am Ende des Alexanderplatzes, und von den Lindengängen steht nur einer noch; er trägt, bezeichnend für die melancholischen Anwandlungen jener Zeit, noch heute den Namen „Seufzerallee“.

So hatte man die Verbindung des Sterns und des Welschen Gartens zu einer einheitlich englischen Anlage allmählich vollzogen und den unteren Park mit der Felsengegend schon ein gut Stück nach Süden vorgeschoben. Nun war es nur natürlich, daß man auch den oberen Theil südlich vom Welschen Garten zu gewinnen suchte und damit die ganze Anlage zwischen dem Oberweimarer Wege unten und der Belvederer Allee oben zum endgültigen Abschluß brachte. Es entstand das ganze Stück des oberen Parkes, links und rechts vom „breiten Wege“, der noch heute zu den beliebtesten Gängen gehört und mit seinen köstlichen Birken, Tannen, Linden, Buchen, namentlich Blutbuchen, die entzückendsten Landschaftsbilder darbietet.

Gleich am Eingang zu diesem neuen und letzten Theil der genialen Parkschöpfung, unmittelbar hinter der Schnecke, hatte ein kleines Gewächshaus gestanden. Schon früher war es zum sogenannten „Salon“ umgeschaffen worden; seinen gothischen Stil erkennt man auf alten Bildern noch ganz deutlich. Die verschiedenen Pläne Karl Augusts aber gestalteten es allmählich zu dem Tempelherrenhause mit flachem Dach und dazu gebautem Thurm um, wie es sich uns noch heute darstellt. Auf seine wechselreiche, nicht uninteressante Geschichte soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Die Gestaltung des Parktheiles hinter diesem Theesalon stieß auf manche Schwierigkeiten; die noch heute so liebliche Pfauenwiese konnte erst entstehen, nachdem man verlassene Steinbrüche allmählich zugeschüttet hatte. Für das Herbeischaffen des nöthigen Sandes und der Erde leisteten die verschiedenen geheimnißvollen Parkhöhlen gute Dienste. Man bepflanzte die neuen Anlagen mit auserlesenen Bäumen, die man zum Theil aus England hatte kommen lassen. Die prächtigen Weymouthskiefern erfreuen uns noch heute mit ihren fächerartig ausgebreiteten Zweigen. Sie umsäumten, ehemals wohl in größerer Anzahl, den breiten Weg nach dem Ruhesitz, den sich Karl August unter dem lebhaften Antheil Goethe's, am Ziele seiner Parkschöpfung angelangt, hatte bauen lassen.

Römisch mag man's immer nennen,
Doch wie den Bewohner kennen,
Dem der echte deutsche Sinn,
Ja, der Weltsinn ist Gewinn.

Es ist das römische Haus mit seinem säulengetragenen Giebeldache, dessen schlichtes Weiß noch heute durch das saftige Grün der Busch- und Baumgruppen weithin durchschimmert. Das kleine Haus, in den ganz ins Große gehenden Anlagen fast verschwindend, zeigt die deutlichste Abwendung von dem französischen Stil mit seinem gerade umgekehrten Verhältniß zwischen Park und Haus.

Die Ruhe dieses kleinen Heims, dessen Umgebung einst mit Pelargonien, Flieder, Rosen und Geißblattbüschen geziert war, genoß Karl August bis an sein Lebensende. Hier nächtigte er im Sommer, wie er es einst im Kloster gethan, hier empfing er fremde Gäste, gab heiter angeregte Abendgesellschaften oder arbeitete mit seinen Räthen an den Regierungsgeschäften. Nichts unterbrach die köstliche Stille als das Lied der Vögel und das Plätschern des Wassers in der ausgemalten Halle des Unterbaues, das die Belvederer Teiche hergaben. Eine Felsentreppe führte nach dem Ilmufer hinunter, wo der Herzog mit Hülfe einer der vielen Parkfähren das nahegelegene Ilm-Bad erreichen konnte, ein Platz, stimmungsvoll genug, um Goethe's Anruf an die heilsamen Nymphen aufzunehmen.

Nur einmal wurde die Stille dieser Gegend jäh gestört, als im Jahre 1806 die Schrecken des Krieges von Jena her auch das kleine Weimar berührten. Die nicht einquartierten französischen Soldaten biwakirten da im Park bei großen Feuern, denen die schönsten Bäume zum Opfer fielen, wie denn auch die verschiedenen Parkhäuschen erbrochen und beschädigt wurden.

Wie anders 19 Jahre später, als der brausende Jubel der weimarischen Bevölkerung und zahlreicher herbeigeeilter Fremden diese Stätte umrauschte, als am Morgen des 3. September 1825 dem Großherzog Karl August die erste Huldigung zu seinem 50jährigen Regierungsjubiläum dargebracht wurde! Der erhabene Fürst hatte auch diesem bewegten Tage in den einfachen Räumen seines Parkhauses entgegengeruht; nach einer kurzen gottesdienstlichen Feier auf dem Marktplatz war alles auf dem breiten Wege dem Römischen Hause zugeeilt und große Schaaren freudig bewegter Bürger hatten sich auf dem halbkreisförmigen Platz vor dem Hause aufgestellt. Als der Erste begrüßte seinen hohen Herrn und Freund an diesem seltenen Jubeltage Goethe. Schon vor 6 Uhr erschien er und tief ergreifend muß der Augenblick der Begrüßung zwischen den so lang eng verbundenen Männern gewesen sein. Augenzeugen berichten, Goethe habe vor tiefer Bewegung zuerst nicht sprechen können und endlich nur die Worte hervorgebracht: „Bis zum letzten Hauche beisammen!“ Karl August gedachte dann der frohen und glücklichen Jugend, die sie miteinander verbracht hätten. „O, 18 Jahre und Ilmenau!“ hörte man ihn ausrufen und er schloß mit den Worten: „Gedenken wir aber auch dankbar daran, was uns einst in Tiefurt vorgesungen worden:

Nur Luft und Licht und Freundeslieb!
Freunde nicht, wenn dies nur blieb!“

„Ich empfing das Dreifache von dem, was ich gegeben,“ entgegnete Goethe, und nun schloß ihn der Großherzog in seine Arme und in einer Fensternische sprachen sie noch lange leise miteinander. Unterdessen hatten sich die Hofmusiker und Sänger vor der Stirnseite des Hauses aufgestellt und fielen unter des berühmten Hummel Leitung mit einem von Riemer gedichteten, von Hummel gesetzten Festgesang ein. In tiefer Stille lauschte die zahllose Menschenmasse, so daß auch der in den nahen Büschen verborgene Chor mit seinem Echo die volle Wirkung erreichte. Gegen das Ende des Liedes trat Karl August unter die mit Myrten-, Lorber- und Orangenbäumen gezierten Säulen und lauter Jubel erhob sich, als man des geliebten Herrschers, dem fürstliche Gäste und der Staatsminister v. Goethe zunächst standen, ansichtig wurde.

Und noch nicht ganz drei Jahre später eine ebensolche Menschenmasse auf dem Halbrund und auf dem ganzen Weg vom Schloß zum Park, aber in schwarze Trauerkleider gehüllt und in dumpfem Schweigen verharrend bis der düstere Trauerzug mit den unaussprechlich theuren Ueberresten des geliebtesten Fürsten den breiten Gang der Weymouthskiefern herauskam. Unter dem Donner der Geschütze des nahen Torgau hatte man die Leiche des auf einer Reise in Graditz verstorbenen Großherzogs aufgehoben und unter dreifachem Geläut und dem schauerlichen Getön der dumpfen abgerissenen Trommelwirbel hatte man sie am verödeten Schloß vorbei nach dem geliebten Römischen Hause geführt. Hier stand sie bis zur feierlichen Beisetzung in der Fürstengruft. Wundersame Fügung, die den gleichen Fürsten an dem selbst erbauten und so ersehnten Ruheplatz inmitten seiner Parkschöpfung auch die letzte ewige Ruhestatt finden ließ. Aber er hatte noch die Freude gehabt, sein

Digitized by Google

Werk ganz vollendet zu sehen. Auch das Letzte, noch Fehlende, der Zugang zum Park vom Schloß her, den der sonst so köstliche Englische Garten in München bis heute entbehrt, war zu Anfang des Jahrhunderts ungefähr gleichzeitig mit der Vollendung des Schloßbaues ermöglicht worden.

Diese Parkschöpfung Karl Augusts hat sein Enkel, der jetzt regierende Großherzog Karl Alexander, mit treuestem Sinne bewahrt. Es ist zu hoffen, daß auch seine Nachfolger dieses Stück Landschaft in demselben Geiste erhalten werden, wie er es thut, und daß auch die künftigen Besucher des Parks das Schöne an ihm mit dem vollen Verständniß genießen, das sich nur dem erschließt, der in den Geist von Weimars klassischer Zeit eindringt und sich damit das Köstlichste zu eigen macht, was uns in der deutschen Literatur überhaupt gegeben ist. Daß auch dieser Park gleich dem Welschen Garten nicht einem veränderten Zeitgeschmack anheimfallen könnte, brauchen wir nicht zu befürchten. Ist doch für solche weite Flächen der englische Gartenstil so weise angepaßt an die örtlichen Bedingungen wie eben in Weimar der gegebene und für alle Zeiten gültige. Und man wird eine derartige Parkanlage umsomehr zu schätzen bemüht sein, als die veränderten wirthschaftlichen Verhältnisse unsrer Zeit die Schaffung so ausgedehnter Anlagen in unmittelbarer Nähe städtischer Ansiedelungen ungemein erschweren. Während wir aber die Bewahrung englischen Gartenstils im großen nur wünschen und erwarten können, ist unser künstlerisches Stilgefühl inzwischen gewachsen genug, um uns das Kleinliche naturalistischen englischen Stils auf den engen Bezirk unsrer Hausgärten empfinden zu lassen. Hier hat dieselbe sklavische Nachahmung, die unsern Altvordern in der Heckenscheere und dem Zirkel das Ideal zeigte, den für große Verhältnisse gedachten Stil auf den kleinen Raum anwenden lassen; und mit der Beschränkung auf Baum- und Buschgruppen, Blattpflanzen und Rasenflächen sind die beiden Dinge verdrängt worden, die der trauliche Stil des Hausgartens fordert: die Blumenpflege und die architektonische, auf den Stil des Hauses hinführende Gliederung. Jetzt, wo unser Auge durch die Erziehung der Malkunst — ich nenne nur den einen Namen Böcklin — wieder für den Farbenreiz der schlichten oder kunstvollen Gartenblume gewonnen worden ist, wo wir auch im Hausgarten wieder mehr zu einer Blumenliebhaberei zurückkehren, wie sie das 17. und 18. Jahrhundert kannten, sind — darin stimme ich dem fein beobachtenden und kräftig anregenden Hamburger Aesthetiker Lichtwark bei — die Tage des englischen Gartens im kleinen gezählt.

Wenn diese Schlußbetrachtung zu der Forderung führt: pietätvolle Pflege englischer Gartenanlagen im großen, Befreiung von ihrer unkünstlerischen Nachahmung im engen Raum, so ist dieser künstlerische Grundsatz nur echt weimarisch im guten Sinn des Wortes. Denn liebevolle Bewahrung großer Erinnerungen neben gleichzeitiger Empfänglichkeit für das Fortschreiten künstlerischen Geschmacks haben Weimars Kunstgröße zu allen Zeiten ausgemacht, und diesem Doppelwahlspruch folgend, hat der Großherzog Karl Alexander Weimar in den 50er und 60er Jahren zu seiner zweiten Kunstblüthe geführt. Mögen beide Grundsätze auch in Zukunft stets verbunden bleiben zum Wohle unsrer deutschen Kunst!

---

## Zwei Alpenwanderungen im Mittelalter.

Von Dr. Heinrich Kretschmayr.

„Die Italiener sind die frühesten unter den Modernen, welche die Gestalt der Landschaft als etwas mehr oder weniger schönes wahrgenommen und genossen haben." Es ist die Zeit des 14. Jahrhunderts, da so viele Augen fast zugleich hellsichtig wurden für Erscheinungen und Bilder der Natur; eine naturalistische Richtung in der Malerei kommt empor und in Schriften und Versen italienischer Dichter treten unwidersprechliche Beweise für den Beginn machtvoller Wirkung der schönen, freien Gottesnatur auf Menschenherz und Menschensinn entgegen; es ist die sonnige welsche Landschaft zunächst, die sie erfreut: das flimmernde Gezitter des Meeresspiegels, die Weihe der Pinienwälder; Dante singt davon, Boccaccio kennt sie wohl; aber auch das viel modernere Sehnen nach Bergeshöhen findet seinen Ausdruck; rundschauende Fernsicht zu genießen, besteigt schon Dante den Gipfel des Bismantova im Gebiete von Reggio.[1] Wir sind so glücklich, ein klassisches Zeugniß dafür zu besitzen, wie der geheimnißvolle Zug zu wolkenumsäumten Gipfeln gerade die erleuchtetsten Geister ergriff; nichts anderes war es, das den 32jährigen Francesco Petrarca antrieb, den „vom Mistral gepeitschten letzten Ausläufer der Seealpen",[2] den Mont Ventoux (1912 m) bei Avignon, wo er seit langem weilte, zu ersteigen; in seinem noch am Tage der Bergbesteigung — dem 26. April 1336 — verfaßten Briefe an seinen Beichtvater und Freund Dionisio de Roberti[3]) liegt uns vielleicht das ehrwürdigste geschriebene Denkmal des Alpinismus vor; obwohl viel und von Berufenen erzählt, wage ich seine Bergfahrt von neuem — eingehender freilich — hier zu schildern; wem, der die Alpen lieb hat, sollte sie nicht zu Herzen gehen?

„Es war der Traum schon meiner Kindheit," schreibt Petrarca, „mich einmal zu Bergeshöhen zu erheben, und da stand mir nun dieser Mons Ventoux jahrelang Tag für Tag vor Augen; ich hatte im Livius gelesen, wie König Philipp von Macedonien den Balkan erstieg, von dort aus Adriatisches und Schwarzes Meer erschauen zu können; die Schwärmerei, die einem alten König nicht verübelt wurde, konnte doch wohl bei einem jungen Menschen aus einfachem Hause hingehen (parva mi a giovane di privata condizione non disconvenire una fantasia cha in vecchio re nan fu biasimata)." Das sind die Worte der Entschuldigung, die den Brief einleiten; denn unerhört war damals solche „fantasia" und nicht von Tadel frei, wer sich ihr hingab!

„Da ich mir nun einen Gefährten meines Unternehmens suchte," beginnt Petrarca die Erzählung, „fand ich unter so vielen meiner Freunde nicht einen, der mir hiefür passend schien; so wenig stimmen auch bei den Besten und Liebsten Wünsche und Empfindungen zusammen, und gerade wenn man auf Reisen ist, machen sich alle die Gegensätze von selbst geltend, die sonst die Freundschaft überbrückt (ma quanda s'è in viaggio, que' difetti medesimi si fan pesanti). Ich wählte mir schließlich meinen jüngeren Bruder Gherardo, der schlug mit Freuden ein."

„Wir kamen vorgestern[4]) Abend in das am Fuße des Mont Ventoux gelegene Städtchen Malaucena,[5]) heute haben wir ihn dann, von unsern beiden Dienern begleitet, erstiegen; ein rauher, fast unzugänglicher Felsenberg; aber ostinato lavor vince ogni prova — Beharrlichkeit führt zum Ziele. Der lange Tag, die milde Luft, das brennende Verlangen, die Kraft und Gewandtheit der Glieder halfen die Hindernisse überwinden, die die Natur entgegensetzte. Hinter einer Wellung des Berges wohnte ein alter Hirte;

[1]) Vergl. Burckhardt: Kultur der Renaissance. Leipzig 1896. 5. Aufl. 2, 15.

[2]) E. du Bois-Reymond: Kulturgeschichte und Naturwissenschaft in der Deutschen Rundschau XIII, 225. — Auf die herrliche Darstellung Burckhardts a. a. O. brauche ich kaum Jemand aufmerksam zu machen.

[3]) Der Brief ist gedruckt von G. Fracassetti, Lettere di Francesco Petrarca I, 481—490; die folgende Uebersetzung soll bei thunlichster Anlehnung an die Wendungen des Originals doch weder wörtlich, noch auch vollständig sein.

[4]) 24. April 1336.

[5]) Heute Malaucène; der Ort liegt am Westabhang des Mont Ventoux (Monte Ventoso) und östlich von Avignon.

der sah uns, kam hervor, suchte uns mit vielen Worten von unserm Vorhaben abzubringen; er habe selbst vor etwa 50 Jahren in jugendlichem Ungestüm den Gipfel erklommen und nichts davon gehabt als Reue über die aufgewendete Mühe, von Dornen und Steinen zerschundene Glieder und zerrissene Kleider; niemals weder vorher, noch seitdem habe einer den gleichen Versuch gewagt. Das alles machte, wie es nun einmal Art der Jugend ist, unsre Sehnsucht nur heftiger entflammen. Der gute Alte begleitete uns dann noch ein kleines Stück Weges und wies uns einen unwegsamen Pfad (scadrosa viattola), gab uns auch viel gute Rathschläge; wir ließen unsre Ueberkleider (soperchia) und alles, was uns sonst behindern konnte, bei ihm zurück, um frei und leicht und voll Verlangens emporsteigen zu können. Aber dem allzu hastigen Eifer folgte — wie immer — rasche Ermattung; bald mußten wir Rast machen (facemma sosta); dann setzten wir den Marsch fort, nun aber in hübsch gemessenem Schritt (ma ben più adagio). Ich wollte mit möglichst wenig Mühe hinaufkommen und gedachte einen Weg, der mir wenig geneigt, wenn auch länger schien, statt des von Gherardo gewählten steileren Anstiegs (scorciatoia) zu benutzen; dabei kam ich nun eher bergab als bergauf; ich mußte mich schließlich doch bekehren, meinen Begleitern, die ich weit ober mir erblickte, auf dem steilen Weg zu folgen; müd und matt kam ich zu meinem Bruder empor, der sich nach aller Länge ausgestreckt und sich's bequem gemacht hatte (sedutosi lungamente e riposatosi); dadurch nicht gewitzigt, suchte ich noch zweimal das ermüdende Klimmen zu vermeiden — umsonst, ich hatte nur größere Mühe davon und meines Bruders Gespötte obendrein; geärgert machte ich Halt, ruhte aus, dachte nun, wie denn doch alles Streben der Menschen nach Glück und Vollkommenheit ein Mühen sei wie dieses, das mich so verzagt machte, dachte an den steilen und schmalen Pfad der Tugend und wie es schwer sei, ihn einzuhalten; da faßte ich denn wieder Muth und ging weiter; so kamen wir auch hinauf; die Leute nennen den Gipfel, auf dessen kleiner Fläche wir nun ausruhten, il figliualetto, ‚das Söhnchen', ich weiß nicht warum; fast scheint es mir nach einem gewissen Gesetze des Gegensatzes; denn vielmehr wie ein ‚Vater' aller umliegenden Berge stellt er sich dar.

Laß dich's nicht verdrießen, anzuhören, was mich bewegte; da stand ich sprachlos, im Innersten ergriffen von dem gewaltigen Schauspiel, von einer Luft umspielt, lind und milde, wie ich sie nie empfunden. Ich schaute aus; da sah ich denn die Wolken zu meinen Füßen; und nicht unglaublich erschien mir mehr, was von Athos und Olymp erzählt wird, seit ich all das, was ich von ihnen gehört und gelesen, nun von einem viel weniger berühmten Berge mit eigenen Augen erschaute. Ich lenkte den Blick dorthin, wohin es mich vor anderem zog, Italien zu, und hernach wieder dahin, wo durch die weite Ferne trübe und gleichwohl nahe die Alpen sich dem Blicke boten, tief im Nebel, riesengroß; hier durch hat sich dereinst, trügt uns die Kunde nicht, der furchtbare Feind Roms[1]) den Weg gebahnt. Mich aber verlangte es, um es nur zu gestehen, hin nach Italiens blauem Himmel, den ich mehr wie im Traume als mit meinen Augen erschaute, mir wollte es das Herz abpressen vor Heimathssehnsucht und vor Verlangen nach Freundeswiedersehen. So gingen meine Gedanken hin und her, wandten sich vom Raume nun zur Zeit, zurück zu den vergangenen Tagen, da ich — gerade heute sind's zehn Jahre —, ein junger Student, nach Bologna gekommen, und an all das, was seither geschehen, was ich genossen und gelitten, gelebt und geliebt.[2])

[1]) Hannibal.

[2]) Hier ergeht sich Petrarca in breiten philosophirenden Betrachtungen, namentlich über das Verhältniß zu seiner geliebten Dame.

Im Kreislaufe meiner Gedanken kam ich zu dem zurück, was sie verursacht hatte; und schon erinnerte mich die Sonne, die sich dem Untergange neigte, und der Berge wachsende Schatten, daß der Aufbruch nahe sei; wie aus einem Traume fuhr ich empor. Die Pyrenäen, die Frankreich und Spanien scheiden, sah ich nicht; nicht wohl, daß etwas sie unserm Blicke deckte, sie sind dem Auge zu fern; aber ich sah die Berge von Lyon, sah das Meer von Marseille bis nach Aiguesmortes (Aquamarta) hinüber, sah den Rhône (Rodano) zu meinen Füßen. Wie ich so aussah, kam mir in den Sinn, die ‚Bekenntnisse' des heiligen Augustin zur Hand zu nehmen, Dein Geschenk, ein kleines Büchlein, doch mir unendlich werth, mein ständiger Begleiter; begierig, zu hören, was Sankt Augustin durch meinen Mund ihm künden würde, stand mein Bruder vor mir; ich schlug es auf und las:

‚Und da gehen die Menschen hin und bewundern die hohen Berge und weiten Meeresfluthen, die weithinrauschenden Ströme und die Unermeßlichkeit des Weltmeers und den Lauf der Gestirne, an sich selbst aber denken sie nicht.'[1])

Welch ein Bekenntniß! Ich schwieg verwirrt; meinem Bruder, der etwas anderes zu hören verlangte, sagte ich, daß er mich nicht langweilen solle und schloß das Buch, zerstritten mit mir selbst; schweigend stieg ich nach Malaucena herab, kein Wort kam über meine Lippen; dort unten las ich nochmal in Sankt Augustin, las: ‚Lebet in Jesu Christo, eurem Herrn, und schafft nicht Nahrung den Begierden eures Fleisches.' Und wieder dachte ich an den Berg und seinen Gipfel und wie klein erschien mir nun dessen Herrlichkeit gegen die Höhe der Menschenwürde, die nicht im Schmutze des Irdischen sich begräbt." Und in derartigen Raisonnements geht der Brief zu Ende.

Wer wird diese Zeilen ohne Ergriffenheit lesen können? Heiter, sonnig und frisch setzt die Erzählung ein; in dem sie kaum ein Detail vorenthält, wird sie erst recht greifbar und glaubhaft; es ist als wäre sie erst gestern geschrieben worden (wie hübsch ist die Darstellung des Gesprächs mit dem alten Hirten — fast einer typischen Figur bei jeder Ersteigung — wie ergötzlich die Schilderung von Francesco's dreimaligem Fiasko als Pfadfinder); ein feingebildeter Mann, ergeht er sich, am Gipfel angelangt, nicht in einer breitspurigen Anführung der Objekte der Rundsicht; Nordland und Südland, das ist es, was der Fernsicht vor allem den Charakter gibt; da er die trotzigen Alpenwände sieht, ergreift ihn mächtig der Gedanke an Hannibal, ihren kühnen Ueberwinder; schon aber naht die Wende; zwar die melancholische, selbstquälerische Meditation über seine Jugend und die gezwungene Philosophiererei über seine Erdenliebe — uns modernen Menschen nicht bloß unbegreiflich, sondern nahezu widerwärtig — weichen noch einmal zurück vor dem Reize der in Abendsonnenpracht langsam hinschwindenden schönen Gotteswelt; da er aber dem Drängen seines Herzens durch eines Anderen Worte Ausdruck verleihen will, verkündet dieser dem Naturtrunkenen das Evangelium der Weltverneinung und reißt mit seiner bangen Klage die Kluft auf zwischen Weltflucht und Lebensfreude. Den Stachel im Herzen, schweigt Petrarca, „sdegnato con me stesso"; zwei Seelen wohnen in seiner Brust.

Freilich nicht in allen Herzen kämpfte das neu erwachende Naturempfinden sa schweren Kampf; man sehe doch nur Gherardo, des großen Francesco jüngeren Bruder, der frisch drauflosklettert, die Marschpausen sehr zu seinem

[1]) Im Original lautet die Stelle: Et eunt homines admirari alta montium et ingentes fluctus maris et latissimos lapsus fluminum et oceani ambitum et gyros siderum et relinquunt se ipsos. Sancti Augustini confessionum libri XIII. Hgg. von Raumer, Stuttgart 1856. S. 241.

Digitized by Google

Behagen auszunützen und den schwerer beweglichen Bruder zu hänseln versteht, der auch rasch entschlossen die unbehagliche Wirkung der vorgelesenen Stellen aus S. Augustin durch Vorlesung einer anderen, die ihm besser paßt, beheben will; er hat von der Bergfahrt gewiß das größere Vergnügen, das aufrichtigere Glück gehabt.

Gleichwohl, das Eis der Naturunempfindlichkeit beginnt nun doch zu schmelzen, aber freilich nur bei den führenden, den hochgemuthen Geistern dieses wundersamen Zeitalters der Wiederbelebung der Künste; und schon beginnt — einige Jahrzehnte später — bergsteigerisches Interesse sich in den Dienst der Wissenschaft zu stellen; in seiner Weltbeschreibung, dem Dittamando, bietet Fazio d'Uberti nicht bloß wissenschaftliche Darlegungen von Bergpanoramen, auch die Erscheinungen der Bergkrankheit sind ihm wohlbekannt; es müssen schon recht bedeutende Höhen gewesen sein, zu denen er sich emporgewagt hat.

Gewiß wird in vielen von uns, die wir in einem so eminent der Erforschung des Hochgebirges und dem Genusse seiner Reize hingegebenen Zeitalter leben, der Gedanke rege werden, wie sich denn die große gebildete Menschheit des Renaissancezeitalters, der Mittelstand unter den Geistern, der Natur und im besonderen der alpinen Natur gegenüberstellte. Einen nicht ganz werthlosen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage glaube ich in der mit einem Rechenschaftsbericht verbundenen Reisebeschreibung des Italieners Danielli vom Jahre 1428 ersehen zu dürfen; ihrer will ich als eines in dieser Zeit ziemlich vereinzelten Dokuments im weiteren gedenken.[1])

[1]) Dieselbe (in latein. Sprache) ist nach dem im Archiv des Grafen Pietro Montereale in Pordenone befindlichen Original gedruckt im 24. Bande der Abtheilung 2 der Fontes rerum Austriacarum S. 194 bis 208. — Ich führe hier im Anschlusse weitere (keineswegs vollständige) alpine Reiseliteratur aus dem Mittelalter an: Zunächst die Angaben von Wegbeschreibungen aus dem 13., 12. und 11. Jahrhundert (!) im Archiv für Geschichte Tirols I, 323—328; sie loben schon den Wein und Albert von Stade (Monumenta Germaniae Scriptores 16, 338) klagt im 13. Jahrhundert über das „Pusterdal": carissima sunt tempora et mala hospicia. 200 Jahre später schildert Bruder Felix Fabers gereimtes Pilgerbüchlein (1482) hgg. von Birlinger-München 1864 (hiezu Arch. f. Gesch. Tirols V, 188—189) wieder den Weg durch Tirol. Ein köstliches Ding. Hier nur einige Worte darüber: deutliche Ansätze zur Naturbetrachtung sind vorhanden, aber die Aufmerksamkeit des poetischen Pilgrims richtet sich doch mehr auf die Gefahren der Reise als die Besonderheit des Gesehenen, immerhin aber wird aus nachstehend mitgetheilten Stellen auf ein bereits regeres Naturempfinden geschlossen werden dürfen.

Von Ulm biß gen Venedi, das ist ein schwère wal,
Feld wald und hoch gebirge dô bi vil tiefer tal,
Die steg send bös, die bruegen schmal,
Die möser (moore) lugg (weich), die waßer wild hin in bis überall

beginnt er seine Schilderung; über den Verren (Fernpaß) „den langen höhen berg" und Innsbruck „die stat gar werd," über den Brenner „den kalten höhen berg" und „den Contenweg (Kuntersweg, zwischen Waidbruck und Atzwang a. d. Brennerbahn) send sy gfaren dô ists ein wilds gefert."

der weg ist hôch, die tal sind tief,
sy mustent stân in sorgen, daß roß und man verfiel;

über Bozen — Trent, „dô das tütsche londe leider nimpt end" — Bassano (Bassun; die stat ist wol erkunnet das macht der gut rôt win) — Treviso (Tervis) geht es nach Venedig und hernach über Parenzo (Parenz) — Curzola (Kursula) — Ragusa (Ragus) — Corfu (Karphun) u. s. w. ins heilige Land. Die schöne die Meerfahrt (von Venedig nach Parenzo) schildernde Stelle:

di bilgri lugtond um sich ûrz uff dem waßer verr,
das ertrich was verschwunden und sâchent nichts den mer
vil tag und necht by himels glenz

soll hier nicht übersehen werden. —

Fratris Felicis Fabri Evagatorium in terrae Sanctae, Arabiae et Egypti peregrinationem (1482) ed. C. D. Haßler. Ulm, gedruckt in der Bibliothek des Literar. Vereins in Stuttgart III, 1843 beschränkt sich auf eine freilich sehr eingehende Schilderung des heiligen Landes.

Das Archiv f. Gesch. Tirols I, 323—328, V 183—192 und die Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins IV, 17 ff. enthalten Reisenotizen aus dem letzten Viertel des 15. und des 16. Jahrhunderts.

Das bedeutend spätere Reisebuch Hans Georg Ernstingers (1579 ff.), hgg. von Dr. R. F. Walther (Biblioth. d. Liter. Vereins in Stuttgart CXXXV, 1877), bietet eine Fülle von Nachrichten und verlohnt eine eigene Besprechung.

Am halben Wege zwischen Udine, der alten Hauptstadt des Patriarchats von Aquileja, und dem entzückenden Renaissancestädtchen Conegliano liegt Pordenone, ein alter österreichischer Besitz,[1]) viel mißhandelt, viel heimgesucht, erst 1514 den Habsburgern dauernd entfremdet; je mehr venezianischer Besitz die österreichische Enclave umdrängte, um so schlimmer wurde ihre Lage, namentlich als im Jahre 1420 alles Land ringsherum der stolzen Republik unterthan geworden; wieder und wieder gingen hülfeheischende Gesandte der Stadt an die Herzoge von Oesterreich; so auch im Jahre 1428 wieder. Von zwei Leuten aus dem Pordenone benachbarten Bauerndorfe Cordenons gefolgt, verließ Danielli[2]) in vorgerückter Herbstzeit seine Heimathstadt, bei Herzog Friedrich mit der leeren Tasche die Wünsche der Kommune vorzutragen. Ueber die unternommene Reise hatte er einen Rechenschaftsbericht zu legen; solche Berichte sind uns zahlreich erhalten; einfache Aufzählungen der genossenen Nahrungsmittel und ihrer Preise, der Kosten der Wohnung, der Transportmittel, für die Kulturgeschichte oft von besonderem Werth; Danielli, der mit offenem Auge in die Fremde hinauszog, bietet mehr: was ihm auffällt und begegnet, vermerkt er genau und mit Aufmerksamkeit.

In genau nordwestlicher Richtung führt unsre Reisenden der Weg über Spilimbergo, einst auch eine Stütze österreichischer Herrschaft in Friaul, nach dem reizvollen Bergstädtchen San Daniele am Fuß der Alpen; bei dem alten Räuberneste Venzone vorüber, das, heute zu wundersam stimmungsvoller verlassener Stätte verfallen, den Eingang zur „Eisenstraße" beherrscht, ziehen sie tags darauf, Dienstag, am 14. Oktober, nach Chiusaforte, um am Mittwoch den Weg bis Goggau in Kärnten fortzusetzen.[3])

Danielli nimmt es mit seiner Rechnungslegung sehr genau; was er an Trinkgeldern spendete,[4]) was er für intime Rendezvous opferte, führt er alles treulich an; hier in Goggau berichtet er aufrichtig, „dormivi cum ancilla domini et dedi sibi solidos quatuor", und so noch mehreremale in wörtlicher Wiederholung;[5]) auch ein Beitrag zur Kulturgeschichte; er bringt — daran ist kein Zweifel — ein recht reges Verständniß für fragwürdige Weiblichkeit mit; von Tirols Landeshauptstadt weiß er zu versichern, dort gäbe es eine Unzahl Fremder, und feile Weiber fände sich eine schwere Menge.[6])

Auf schlechtem Wege (pessimum iter) reiten sie am 16. Oktober bei dem vom Verfasser zu Oristang verstümmelten Arnoldstein und der Veste Federaun[7]) vorüber auf Villach zu; dem an die kläglichen Wasserläufe der Heimath gewöhnten Italiener scheint schon die Gail ein ziemlich großer Fluß (fluvius magnus quipe pvalde); „gewaltig aber und wunderschön" (maximus et pulcerrimus) nennt er den reißenden Lauf der Drau (Dian). Um es nun

[1]) Vergl. den hübschen Aufsatz von J. v. Zahn „Steirische Enclaven in Friaul" in „Styriaca". Neue Folge.

[2]) Er hieß entweder Caspar oder Giovanni Danielle, aus dem Druck wird dies nicht klar.

[3]) Die Namen im Original lauten Sclusam (Chiusa) — Pontlebam (Pontebba) — Malumborgetum (Malborghet) — Cochon (Goggau; slov. Kalon); eine Villa „Camporosso" zwischen den zwei letztgenannten Orten weiß ich nicht zu deuten.

[4]) So die etwas drollige Wendung: Expendi (in Innsbruck) ego pro duabus ancillis hospitii cum quibus habui agere solidos XXV.

[5]) In Scheifling und Matrei.

[6]) „Et nota", heißt es im Original, „quod in Ispruch est habundantia hospitum et meretrices sunt in magna copia".

[7]) Vedroa im Texte (Vetrovam slov.)

Digitized by Google

gleich vorweg zu nehmen, das ist auch das einzige Mal, daß ihm Naturschönheit einen Ausdruck entlockt: nirgends sonst ein Wort über die Schönheit eines Berges, einer Gegend, eines Wasserspiegels; es sind die menschlichen Siedelungen, die ihn interessiren, wenn man so will, die „Leute“ — nicht das „Land“; für hübsche Ortsanlage hat er Verständniß oder doch individuelles Empfinden, für Gasthaus, Markt, überhaupt Essen und Trinken zweifellose Aufmerksamkeit; und nach dieser Seite bleiben seine Mittheilungen, die uns in keinem Wort das Erwachen alpinen Empfindens verrathen, gleichwohl keine bedeutungslosen Beiträge zur historischen Erkenntniß unsrer Alpenheimath.

So hören wir denn hier, daß unser Villach damals eine schöne und wohlbefestigte Stadt gewesen und noch vielmehr Judenburg und Leoben „mit gar schönen Gebäuden“;[1]) daß sie bei vielen herrlichen und starken Burgen vorbei von Villach nach St. Veit gezogen, ist die einzige Mittheilung, die für aufmerksamere Betrachtung der durchzogenen Gegend zeugt; nicht ein Wort vom Ossiachersee, dem entlang die Straße eine gute Weile hinzieht — ein ruhender Wasserspiegel scheint unserm Wanderer nichts auffallendes gewesen zu sein; kein Wort von Thal und Bergen; wohl aber erfahren wir, daß es den Herren in dem „hübschen Orte“ Friesach[2]) als Gästen Nikolaus Kraigers wohl ergangen — daher auch der anderthalbtägige Aufenthalt allhier — und daß es in Neumarkt mit dem Wirthshaus schlimm stehe;[3]) ein — zur Ehre des alpinen Wirthshauses sei es gesagt — selten wiederholter Anwurf; nur S. Michael — heißt es in grollender Kürze — habe ein schlechtes Wirthshaus und sei ein armseliges und garstiges Nest obendrein.[4])

Eine fünftägige Wanderung, die Linie der heutigen Kronprinz Rudolf-Bahn entlang, bringt sie am Donnerstag, dem 21. Oktober nach Leoben. Danielli gibt für jeden Tag genau die Zahl der angeblich zurückgelegten Meilen (miliaria) an; eine neue oberflächliche Vergleichung lehrt, daß seine Angaben ganz willkürlich und unbrauchbar sind; die 11 km von Hall nach Innsbruck sind ihm 15, die 17 km von Neumarkt nach Friesach 10 Meilen; bemerkenswerth ist nur die Ungenirtheit, mit der er immer wieder seine fragwürdigen Distanzansätze dem Leser vorsetzt.

Bis zum 3. November bleiben sie nun in Leoben und unterhalten sich allem Anschein nach recht gut; dann geht es über Rottenmann (Rotman), „einem kleinen, aber hübschen Ort mit trefflichen Gasthäusern“, irgendwohin, von wo ihm nur mehr die gute Unterkunft in Erinnerung ist, vielleicht Liezen; der Weg, versichert unser Gewährsmann, war sehr schlecht, bergig, steinig, kothig; aber wahrhaft verwunderlich sei, was es in dieser verlassenen Gegend für gute Wirthshäuser gäbe, wie tüchtig da für die Pferde gesorgt werde und wie trefflich der allerdings recht theure Wein munde, den sie hier Ausbruch heißen.[5]) Fürwahr, ein ehrwürdiges Zeugniß für unser Alpenwirthshaus! Ueber Irdning (Biernim!) und eine Reihe anderer Orte, deren Namen ihm entfallen, deren Schönheit er aber nicht vergessen hat, kommt Danielli am 5. November abends oder 6. vormittags nach

[1]) Villach (Villacum): pulcra civitas et fortissima; Judenburg (Judenburch): satis pulcra civitas cum pulcris domibus; Leoben (Leonz): ibi sunt pulcerrima dumicelle.

[2]) Vrisach et equidem pulcra terra; terra bedeutet nicht etwa, wie man meinen könnte, „Gegend“, sondern wie klar aus S. A. hervorgeht, Ort.

[3]) Furam novum sed ibi non reperitur valde bonum hospitium.

[4]) Die Reise geht über: „Sagulin“ (Schelling) — Judenburg — Nuchtilveith (Knittelfeld) — ad Sanctum Michaelem; est equidem parva terra et non pulcra; est malus hospes.

[5]) Et nota, ne mireris, quod in quolibet hospitio valde providimus de e quis et vinum ess in caro foro, sed valde bonum et ibi vocatur Heusprnch (ich vermuthe, es soll Ausspruch heißen).

St. Johann im Pongau, einem hübschen Ort mit schönen Häusern.[1])

Hier nun bricht der Alpenwinter in aller Härte über sie herein; vormittags — am 6. November — heftiger Schneefall und Wintersturm. „Und nun,“ erzählt Danielli weiter, „merket wohl auf; an diesem Tage nach dem Mittagessen brachen wir auf und ritten auf einem Wege, so gefährlich, daß es schier unglaublich ist; denn wir kamen jetzt fast zehn Meilen lang über einen sehr hohen Berg, auf dessen Gipfelhöhe sich ein sehr gefährlicher und fast bis in die Wolken ragender Wald erhebt, und was noch schlimmer war, den ganzen Tag schneite es unaufhörlich und so stark, daß die Pferde bis zu den Knieen im Schnee waten mußten. Es heißt, daß es dort Räuber gäbe und Mörder, aber wir zogen unbehelligt unsres Wegs; ich denke, weil das Wetter so elend war; dabei ist der Weg so schmal und enge, daß ihn kaum einer beschreiten kann. So kamen wir abends nach Embach, einem leidlich großen Orte, dort ist ein recht theures Gasthaus und der Wein ist theuer als ob er Malvasier wäre, aber er ist sehr gut; wir mußten einen Einheimischen nehmen, der uns den richtigen Weg wies. Einen schlechteren gibt es, glaube ich, auf der ganzen Welt nicht mehr!“[2])

Erschöpft rasten sie bis zum nächsten Mittag; mit dem Wirth als Führer setzten sie dann die Reise fort, wieder „über einen hochgefährlichen Berg, immer rutschig und steil abstürzend, fast sechs Meilen weit stets durch tiefen Schnee, obwohl es heute nicht schneite“.[3])

So kamen sie abends bis gegen Mittersill.

Es ist die heutige Bergstraße von Lend nach Embach und der von hier aus nach Taxenbach herabführende steile Weg, der dem italienischen Herrn so viel Beschwerden machte; aber seine schweren Tage waren noch nicht gezählt. In Mittersill nahmen sie sich einen neuen Führer auf, der Oswald hieß, namentlich mit Rücksicht darauf, daß es nun durch feindliches — bayerisches — Gebiet, das Zillerthal, gehen soll; den ganzen Tag schneit es wieder; in einem kleinen Ort — ich denke es war Neukirchen oder Wald, ganz hinten im Pinzgau — machen sie Nachtrast; nun wieder ein Lob auf alpine Gastwirthschaft; ein einziges Wirthshaus befindet sich im Ort; der Wein ist theuer, aber sonst halten die Leute recht gute Dinge feil; die Pferde

[1]) Von Irdning sagt er: „hucusque pessima via et tamen pulcra ibi et satis bonum hospitium“; vom nächsten Orte seiner Wanderung (Gröbming oder Oeblarn?) „satis pulcra villa et pulcer locus (will er etwa damit — es wäre das einzigemal — die Gegend bezeichnen?); der Weg bleibt schlecht (mala via); pulcerrima terra nennt er die terra „Postni“, die ich nicht zu bestimmen vermag (Radstätter Gegend?); auch mit den zweien nahe beisammen liegenden „Sanctus Johannes“, die er aufführt, einer mit schlechtem Wirthshaus, der andere „terra sive villa ... satis pulcra cum pulcris domibus“ bin ich mir nicht im klaren; jedenfalls wird das zweite als St. Johann im Pongau zu verstehen sein.

[2]) Es wird vielleicht nicht ohne Interesse sein, die Worte des lateinischen Originals hierherzusetzen: Nota bene hic. Dicta die post prandium inde recessimus et equitavimus per quandam viam adeo periculosam quod incredibile esset. Nam prolongavimus iter et venimus per quendam altissimum montem bene per decem miliaria, in cuius cacumine est nemus valde periculosum et adeo altum quod quasi tangit aerem, et tota illa die quod peius fuit extitit omnino maxima nix, adeo quod crevit usque ad genua equorum. Narratur quod in illa via stant latrones et homicide sed tamen secure transivimus et hoc credo propter malum tempus. Est insuper via stricta ed arcta, qua vix unus potest incedere. Illo sero applicuimus ad Emproch et ibi est quaedam villa satis magna et habetur valde carum hospitium, quia vinum ibi venditur in caro foro sicut malvaxia et est valde bonum. Oportuit nos quaerere unum familiarem qui conduceret nos ad certam viam. ... Non credo quod peior via reperiatur in toto mundo.

[3]) ... per montem valde periculosum cuius iter semper est declivium et quasi precipitium. ...

sind gut aufgehoben und überreichlich mit Heu versorgt.[1]) Man sieht, die Pinzgauer hielten stets auf ihr Vieh!

Am 9. November überschreiten sie aufs neue einen sehr hohen Berg mit gewaltig großem Wald und schlechtem, fast völlig vereistem Wege, den Gerlospaß; in einem kleinen Oertchen — jedenfalls Gerlos — machen sie Mittagsruhe; Wein gibt es nicht; nur Weizen- und Haferbrot und Futter für die Pferde; dann steigen sie nach Zell am Ziller ab; der Weg ist so schlecht, wie's anderswo wohl keinen gibt; Zell jedoch, dieser kleine, aber hübsche Ort, erfreut das Herz mit seinem Markte, seinem ausgezeichneten Gasthause; dort wird Danielli freundlich und respektvoll aufgenommen und trefflich bewirthet.[2])

Die Führerlöhne, die Danielli zahlte, waren nicht kärglich; für zwei Tage das eine Mal 5 Pfund, das zweite Mal einen Dukaten, Beträge von ungefähr gleichem Werthe, außerdem die Verköstigung; man halte sich, um für die Höhe dieser historischen Führerlohnansätze den entsprechenden Maßstab zu gewinnen, vor, daß die ganze Gesellschaft um 1 Dukaten und 4 Pfennige in Leoben sechs Tage lang gezehrt hatte.

Auf unwegsamer Straße das Zillerthal durchwandernd, machten sie vor der heute in Ruinen liegenden „schönen, starken Veste“ Rottenburg (bei Schwaz) Halt; der dort weilende Herzog weist sie nach Innsbruck; sie nächtigen „in Deutschlands schönster Stadt“, die Danielli gesehen, der alten Salzstadt Hall;[3]) wessen Auge sich jemals am Anblicke dieses reizenden Stadtbildes erfreute, das sich wie wenig andere durch die Jahrhunderte hindurch gleich geblieben, der wird dem Geschmacke unsres italienischen Schriftstellers seine Achtung nicht versagen können.

Fünf Tage weilt er nun in Innsbruck, dem Zwecke seiner Sendung zum Herzog zu genügen; mit Genugthuung vermerkt er, daß er auch die kleinen Herzoge gesehen. Der große Gasthof Jphofers[4]) hier ist gewissermaßen die Krone aller alpinen Gasthöfe, die Danielli so werthschätzen gelernt; der Wirth versteht außerdem Italienisch; mit seinen dort weilenden Landsleuten, der „italienischen Kolonie“ von Innsbruck, schmaust er aber in einem anderen Gasthause, dem „Gasthause zur Billigkeit“ offenbar; ist es allzu phantasievoll, hierin eine etwas ehrwürdige Beglaubigung für die sprichwörtliche Abneigung der Einheimischen gegen das jeweilige Grandhotel ihrer Heimathsgemeinde erblicken zu wollen? Höhere Preise, höhere Trinkgelder kennzeichnen die Fremdenstadt.

Am 18. November verlassen sie Innsbruck. Der Bericht faßt sich kürzer; der Brenner ist eine in Welschland wohlbekannte Route; der gute Mann verliert über ihn kein Wort; nur die immerhin für die Verläßlichkeit seiner Aufzeichnungen sprechende Mittheilung, daß Matrei ein hübscher, langgestreckter Ort sei,[5]) entnehmen wir seinem Bericht. Bei dem schönen Sterzing[6]) vorbei, geht dann die Reise ins Pusterthal; am 20. November mittags treffen wir unsre Gesellschaft in Mühlbach; der Ort ist klein, durch eine vor acht Tagen dort wüthende Feuersbrunst fast völlig zerstört. Wie eigenartig berührt es aber zu hören, daß die Wirthin des trefflichen Gasthofs daselbst eine feingebildete und gutunterrichtete Frau ist, ebenso schön wie liebenswürdig.[1]) Dies Gasthaus hat, so scheint es, seine recht eigene Geschichte. Ludwig Steub versichert von ihm: „Es ist das erste, aber glänzendste Wahrzeichen pusterthalerischer Herrlichkeit. Wer da von Süden kommt und sich an die dortigen Wirthshäuser mit ihrem romanischen Schmutz und Dunkel erinnert, der freut sich umsomehr über diese teutonische Pracht. Hier ist alles stattlich, reinlich, hell und groß.“[2]) In dem „kleinen, aber hübschen Orte“ Bruneck[3]) übernachten sie und kommen tags darauf nach einer Mittagspause in dem guten Wirthshause des netten Ortes Welsberg[4]) bei der mächtigen Veste Peutelstein (Botistang!) vorbei und über Ampezzo,[5]) wo schon Italiener wohnen, in die welsche Heimath. Sie nächtigen in Cadore (Cadubrium) und gelangen am 22. mittags in den heute viel besuchten Sommeraufenthaltsort S. Martino di Castrozza, damals ein unhübsches Nest, wo man nichts zu essen bekam;[6]) gut aber sind sie nach beschwerlichem Marsch auf unwegsamen Pfaden abends in Petriboni's Gasthause in dem auch vor kurzer Zeit abgebrannten Capo di Ponte (nahe bei Belluno) aufgehoben;[7]) am Tage darauf nächtigen sie in dem festungsgekrönten, schönen Seravalle,[8]) nahe der Heimath; hier enden die Mittheilungen Danielli's.

Naturempfinden also ist es nicht, das aus des Italieners Bericht spricht, aber doch unverkennbare Ansätze zur Naturbeobachtung; man wird es auch dem vom Winterwetter bedräuten Manne nicht übelnehmen dürfen, daß, wie es allen Anschein hat, seine Aufmerksamkeit im Laufe der Reise nachließ; er, der zuerst die Gail und gar die Drau bewundert, hat dann kein Wort über Salzach und Inn, hat gar kein Ahnen von Winterwaldespracht; aber gleichwohl ist Danielli unverkennbar ein recht gebildeter und fein empfindender Mann gewesen, nicht bloß voll Interesse für die ihm fremden alpinen Formen menschlicher Siedelung, sondern auch nicht ohne ästhetisches Verständniß dafür. Hier aber bleibt er eben stehen; die Schönheit einer Gegend geht ihm nicht auf; es sind nur die Gefahren und Unannehmlichkeiten der Berge, die er nicht ohne Selbstgefälligkeit schildert.

Sein Bericht ist keine Quelle, die wie Petrarca's Brief für sich selbst spräche, was uns an ihm bewegt, müssen **wir** hineinlegen. Den Reiz dieser welschen Pilgerfahrt durch die Schrecken alpiner Winterlandschaft werden wir **selbst** empfinden, mag auch der, der mit seinen schlichten und aufmerksamen Worten so manches traute Städtebild aus unsern Bergen in den selten versagenden Zauber grauer Vergangenheit kleidet, über diese eigenartige Schönheit nicht ein Wort verlieren.

---

1) ... ad quandam parvam villam in qua est solum hospitium; habetur vinum valde in caro foro, sed de elio habetur bonum forum. Steterunt equi valde bene et habuerunt blodum per totam noctem et supererat eis.

2) ... per maximum montem super quo est nemus valde magnum et certe mala et pessima via et valde congelata; et applicuimus ad quandam villulam parvam ubi non reperitur vinum neque panis nisi ordeaceus sive avene. — Cel .. est ibi forum; est parva terra sed satis pulcra, habuimus ibi optimum hospicium; fui quoque valde honoratus et bene tractatus.

3) Ale ..., est equidem bene pulcra terra; non vidi pulcriorem in Alemania; ..., est ibi bonum hospitium.

4) Ypofar = Jphofer, eine alte, übrigens im 16. Jahrhundert ausgestorbene Tiroler Familie.

5) Matrei terra satis pulcra et longa sed non in latitudine.

6) Sterin ... satis pulcra terra.

---

1) Mulbach ... non sunt octo dies quod illa terra fuit quasi tota combusta; ..., est parva terra et destructa nunc per ignem Domina illius hospitii est optime litterata et instructa, valde pulcra et placibilis.

2) Steub: Drei Sommer in Tirol. Bd. II, S. 182. — Vgl. übrigens hiezu die in den Annalen Alberts von Stade erwähnte „mala hospitia“ des Pusterthals im 13. Jahrhundert.

3) Pruneck ... pulcr terra valde sed parva.

4) Belsperch ... pulcra villa; ibi bonum forum et bonum hospitium.

5) Impecium, ubi reperiuntur Italici. — Botistang ... castrum ... fortissimum valde.

6) ... ad Sanctum Martinum; est equidem una villa non tam pulcra; ... hospes non habebat multum ad comedendum.

7) ... pessima via et valde laboriosa et sic dicitur esse per totam Cadubrium ... Cavo de Ponte est ... villa destructa et combusta; stetimus in hospitio Patriboni quod est valde bonum.

8) ... Saravallum satis pulcra terra in quadam valle sita; habet tamen desuper montem casta fortilicia in magna altitudine.

Digitized by Google

## Mittheilungen und Nachrichten.

* Bei Gelegenheit des **Goethe-Jubiläums** weisen wir auf die vortrefflichen Reproduktionen (Heliogravüren) des **May'schen Goethe-Bildnisses** (in zwei Größen: Royal, 61 : 80 cm. und Folio, 33 : 45 cm) hin, die im Verlage von **J. G. Cotta Nachf.** in Stuttgart soeben erschienen sind. Die von dem Klement'schen Kunstverlage herausgegebenen Reproduktionen desselben Bildes sind also nicht die einzigen bisher hergestellten (wie im Abendblatt d. Allg. Ztg. vom 19. August irrigerweise mitgetheilt worden war). Thatsächlich hat die Cotta'sche Buchhandlung bereits im Jahre 1878 eine sehr beifällig aufgenommene Photographie des in Rede stehenden Gemäldes in Royal-Folio (Preis 18 M.) ausgegeben, die sich seitdem ununterbrochen im Handel befindet. Außerdem enthalten zahlreiche Goethe-Ausgaben und Goethe-Biographien kleinere Abbildungen des Originals.

β. **Der Hochtourist in den Ostalpen.** Von **L. Purtscheller** und **H. Heß.** (Meyers Reisebücher.) 2. Auflage mit 16 Karten. 3 Bde. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899. — Im gleichen raschen Gang wie der alpine Sport selbst hat sich die Literatur über ihn entwickelt. Die äußerst reichhaltigen Zeitschriften der verschiedenen Alpenvereine legen davon Zeugniß ab, ganz abgesehen von den vielen in den letzten Jahrzehnten in Buchform erschienenen Berichten über die Durchforschung einzelner Berggruppen oder über die Ersteigung besonders schwieriger Gipfel. Diese literarische Mittheilsamkeit der Berggänger ist durchaus natürlich. Jede Besteigung eines von unten fast unzugänglich erscheinenden, in Schnee und Eis gehüllten oder über steilen Felsen aufstrebenden Gipfels trägt etwas von einem Eroberungszuge an sich; sie nimmt die ganze körperliche und geistige Spannkraft des Alpinisten in Anspruch, sie erfordert ebensosehr ein großes Maß von Ausdauer und Entsagung, wie im gegebenen Augenblick kühne Entschlossenheit und Kaltblütigkeit; sie weckt mit einem Worte die durch unsre verfeinerte Kultur so vielfach unterdrückten heldenhaften Instinkte im Menschen wieder, und verleiht, als schönsten Lohn für die überstandenen Mühen und Gefahren, ein hohes Kraftgefühl. Ein Jeder aber, der eine solche, seine ganze Persönlichkeit erregende Leistung hinter sich hat, fühlt sich unwillkürlich veranlaßt, auch von ihr zu erzählen. Daher die reiche Fülle von Einzelschilderungen kühner Anstiege und Klettereien und beschwerlicher Gletscherfahrten, die sich in den oben erwähnten Zeitschriften jahraus jahrein findet. Man soll dieselben nicht, wie das oft geschieht, lediglich als Zeichen eines bis an die Grenze des Unsinns getriebenen Sports auffassen, ebensowenig wie man die Unglücksfälle, die alljährlich aus den Alpen gemeldet werden, deren Anzahl aber gegenüber der großen Menge von wirklich schwierigen Hochtouren, die heute glücklich durchgeführt werden, immer unverhältnißmäßig gering bleibt, nach dem Beispiel vieler ängstlicher Gemüther zur Verurtheilung der Berggängerei überhaupt ins Feld führen darf. Auf jeden Fall hat die auf den ersten Blick unsinnig erscheinende Erkletterung irgend eines halsbrecherischen Gipfels wegen der vielseitigen Anforderungen, die sie an die physische wie moralische Persönlichkeit stellt, doch noch tausendmal mehr Berechtigung als die an Stumpfsinn grenzende, einförmige Strampelei eines Dauer-Radfahrers, und der Bergsport überhaupt muß, was die erzieherische Wirkung auf das Volk angeht, an die Spitze aller körperlichen Uebungen und Bethätigungen gestellt werden. Wir sehen dabei ganz von dem großen geographischen und allgemein wissenschaftlichen Interesse ab, das zu seiner Förderung und Ausbildung so viel mit beigetragen hat und in der alpinistischen Literatur neben dem rein sportlichen einen großen Raum beansprucht.

Auf dem weiten Gebiete dieser alpinistischen Literatur nimmt das im Eingang genannte, von zwei der tüchtigsten Berggänger unserer Zeit verfaßte Werk einen hervorragenden Platz ein. Es dient in erster Linie rein praktischen Interessen: es will ein „Wegführer“ sein für solche, die sich gerne etwas selbständiger auf den Gipfeln der Ostalpen umhertreiben möchten und bei diesem Beginnen von den Angaben der gewöhnlichen Reisehandbücher in Stich gelassen werden. In dem Werke werden deßhalb alle Anstiegerouten eines Berges und die Uebergänge von einer Berggruppe in die andere aufs genaueste beschrieben. Dabei ist die gesammte Literatur, die über die Besteigung eines Berges existirt, berücksichtigt und angeführt worden, so daß der Reisende, welcher etwa ein Bergindividuum besonders eingehend studiren will, auf die leichteste Weise sich orientiren kann. Die Anstiege sind dabei hinsichtlich ihrer Schwierigkeit und Gefährlichkeit gut charakterisirt, wobei freilich die Verfasser, die einen großen Theil der von ihnen beschriebenen Wege selbst begangen, manchen auch erst selbst aufgefunden haben, von dem Standpunkte eines schon sehr geübten Bergsteigers ausgegangen sind, so daß manchem Anfänger ein in dem Werke als „leicht und ungefährlich“ bezeichneter Gipfel recht „schwierig“ vorkommen dürfte. Diese Charakterisirungen sind außerordentlich nützlich für jeden, der von leichteren zu schwereren Touren übergehen und sich zum Hochtouristen allmählich ausbilden möchte. Und sie sind, wie der Referent aus eigener, in mehreren Sommern gewonnener Erfahrung bezeugen kann, durchweg zuverlässig, so daß ein vorheriges Abmessen der einzelnen Tagesleistungen mit ihrer Zuhülfenahme leicht möglich wird. Ueberhaupt ist die Zuverlässigkeit neben der Reichhaltigkeit eine der Hauptzierden dieses vortrefflichen Werkes. Dem Referenten ist es auf vielen Hochtouren, die er mit diesem Führer in der Hand unternommen, nur in ganz vereinzelten Fällen vorgekommen, daß er von den Wegebeschreibungen des „Hochtouristen“ im Stich gelassen worden wäre, und häufig haben sie ihm und seinen Gefährten die Mitnahme eines Bergführers erspart. Diese Genauigkeit ist um so höher anzuschlagen, als in der neu bearbeiteten, im Anfang dieses Sommers erschienenen zweiten Auflage dieses Werkes nicht weniger als 2040 Gipfel und 460 Uebergänge behandelt worden sind. Eine gewaltige Fülle von körperlichen Leistungen und geistiger Arbeit muß einer so reichhaltigen und genauen Routenzusammenstellung zugrunde liegen. Die beiden Verfasser des Werkes allein hätten sie nicht leisten können, wenn sie nicht von den „Spezialisten“ für einzelne Berggruppen — die auch im Vorwort dankbarst erwähnt und aufgezählt werden — aufs uneigennützigste unterstützt worden wären. Ihr Werk stellt sich auf diese Weise als das Resultat eines schönen und höchst anerkennenswerthen Zusammenarbeitens dar, derselben gemeinschaftlichen Bemühungen, die auch eine so bewunderungswürdig fruchtbare Organisation wie sie der „Deutsche und Oesterreichische Alpenverein“ ist zur Blüthe gebracht haben. Es ist ein wohlthuender Eindruck, den man von den Arbeiten dieses Vereins und überhaupt von den streng auf ein Ziel hingerichtete Bemühungen der deutschen alpinistischen Kreise während der Wanderungen in den Ostalpen erhält. Und das vorliegende Werk gehört in erster Linie mit zu den Faktoren, die diesen guten Eindruck erwecken. Denn es ist eine schöne Frucht deutscher Regsamkeit und deutschen Fleißes und überragt in seiner großartigen Anlage und allseitigen Zusammenfassung bei weitem die englischen Bücher für Hochtouristik, die „Conways climbers guides“, die einzelne Theile der westlichen Hochalpen behandeln. Auch in der praktischen Anordnung des Ganzen, in den trefflichen beigegebenen großen Karten und den Uebersichts- und Spezialkärtchen, welche zur schnellen Uebersicht in der Gipfelbildung einzelner Berggruppen dienen, und, nicht in letzter Linie, in den kurzen Hinweisen auf die geographische Gliederung der Gruppen und auf die orographische Zugehörigkeit der einzelnen Gipfel zeigt sich die Ueberlegenheit der deutschen alpinistischen Literatur über die anderer Nationen. Möge das Werk, das man als das praktische Gegenstück zu dem großen vom Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein herausgegebenen wissenschaftlichen Sammelwerk „Die Erschließung der Ostalpen“ bezeichnen könnte, und das in drei sehr handlichen und leicht im Rucksack mitzunehmenden Bändchen vorliegt, viele Freunde erwerben und einem jeden Hochtouristen oder solchen, die es werden wollen, so förderlich sein, wie es, früher in der alten, in diesem Sommer in der neuen, reicher ausgestatteten Gestalt, dem Schreiber dieser Zeilen geworden ist.

* **Göttingen.** Der Hülfsarbeiter im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Dr. **Schumacher**, hat einen Ruf als außerordentlicher Professor der Nationalökonomie an unsre Hochschule erhalten, als Nachfolger des als Ordinarius nach Rostock berufenen Professors Dr. Ehrenberg.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 29. August. Nummer 196.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Bei den Rusnaken am Pruth und Dniester.

### Beiträge zur Volkskunde der Ruthenen.

Von Dr. F. R. Kaindl (Czernowitz).

Im Laufe der letzten Jahre sind in diesen Blättern einige Aufsätze erschienen, welche die soziale Lage des Landvolks im Ostkarpathengebiete beleuchteten.[1] Diese Berichte haben die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die ruthenische Bevölkerung dieser Gebiete gelenkt, und so dürften einige Mittheilungen aus der interessanten Volksüberlieferung und den altbewahrten Sitten dieses Volks nicht unwillkommen sein.

Zunächst mögen hier einige Beiträge zu dem Kapitel Haus- und Bauopfer mitgetheilt werden.[2] In Woloka am Czeremosz pflegt der Landmann, welcher ein Haus bauen will, von dem Baugrunde ein Stückchen Erdreich zu nehmen und damit zur Hexe zu gehen, damit diese ihm mittheile, ob er an der betreffenden Stelle das Haus bauen solle. Ueberdies stellt der Baulustige auch selbst Orakel an. Er gießt zu diesem Zweck in eine Schüssel neun Schnapsgläschen voll Wasser und läßt die Schüssel sammt ihrem Inhalt über Nacht auf dem Baugrunde stehen. Früh untersucht er das Wasser. Wenn er mehr als neun Gläschen Wasser vorfindet, so steht der Glaube fest, daß dieser Ort ein sehr glücklicher sein werde; fehlt dagegen etwas Wasser, ist also nichts hinzugekommen, vielmehr noch von dem Vorhandenen etwas verschwunden, so würde den Hausleuten an dieser Stelle auch alles Glück entweichen. Um sich noch genauer zu überzeugen, ob die Stelle glücklich sein werde, schläft schließlich der Bauer noch eine Nacht an diesem Orte. Wenn er während dieser Nacht gute, angenehme Träume hat, so beginnt er getrost den Bau. Ganz ähnliche Orakel werden auch bei den Huzulen weiter oben im Gebirge am Czeremosz angestellt.

Das Wasserorakel ist auch sonst bei den Rusnaken üblich, nur nimmt es verschiedene Formen an. In Bobestie wird an dem Ort, den man zum Baugrunde erwählt hat, eine Flasche voll Wasser hingestellt. Das Wasser reicht bis in den Hals der Flasche, und seine Grenze wird mittels eines rothen oder blauen Fadens bestimmt, der um den Hals gebunden wird. Nachdem die Flasche eine Nacht auf dem Baugrunde gestanden ist, wird die Höhe des Wassers in derselben untersucht. Steht es höher als der Faden, so ist der Ort glücklich und das Haus wird gebaut. Ist aber das Wasser gesunken, so wird der Bau unterlassen, weil der Ort unglücklich sein wird. Zweifelt ein Landmann in Werenczanka, an welchem von zwei zur Verfügung stehenden Plätzen er seine Hütte erbauen soll, so stellt er folgendes Orakel an. Er kauft zwei Töpfchen und legt Brot und Werg (Flachs- oder Hanffäden) hinein. Nachdem die Töpfchen so vorbereitet wurden, wird an jedem der Bauplätze am Abend eines hingestellt. Am nächsten Morgen wird Umschau gehalten, von welchem der Bauplätze das Töpfchen sammt seinem Inhalt verschwunden ist. Dieser ist unglücklich und das Haus wird daher auf dem anderen gebaut. — Allgemein üblich ist es, das Legen der Grundbalken (zakładyny) festlich zu begehen. Der Landmann in Wołoka am Czeremosz bohrt in die vier Ecken der Grundbalken Löcher und verbirgt in dieselben Geldmünzen. Daneben wird Brot und Salz niedergelegt. Am nächsten Morgen schaut der Wirth nach, ob das Brot und Salz noch da seien. Ist dies der Fall, so steht es fest, daß die Stelle glücklich sei. Hierauf wird das Brot und Salz in festlicher Stimmung verzehrt; das Geld bleibt aber in den Grundbalken liegen, und der Bau wird mit um so größerer Zuversicht fortgesetzt. Auch pflegt man in demselben Dorf unter die Grundbalken Töpfe, die mit zerschlagenen Steinen gefüllt sind, zu setzen. Sie dienen zur Abwehr alles Schlechten; offenbar ist hier wie anderwärts der Glaube vorhanden, daß alles Schlechte nur diese Steine treffen werde. In ein neues Haus bringt man, bevor dasselbe bezogen wird, stets zunächst Brot und Salz. Auch wenn man ein Haus verläßt, pflegt man für die Nachfolger Brot und Salz in demselben zu hinterlassen. Ist man jedoch den künftigen Bewohnern des Hauses übel gesinnt, so verbirgt man in die Winkel des Hauses Kreen oder Pfeffer; dies veranlaßt steten Zank und Streit im Hause. Um dem Hause fortdauerndes Glück zu verschaffen, dienen auch auf der Straße gefundene Hufeisen. Findet man nämlich auf der Straße ein Pferdehufeisen, das mit der offenen Seite zum Finder gekehrt ist, so nimmt es derselbe sofort an sich. Er bringt es dann nach Hause und schlägt es an der Thürschwelle an; hiedurch ist dem Hause großes Glück gesichert.[1] Findet Jemand ebenso ein Eisen von einem Stiefelabsatz, so trägt er es bei sich und hat nun in allen persönlichen Geschäften großes Glück. Dagegen muß man sich hüten, Eisen, welche nicht mit den Spitzen, sondern mit dem Bug zum Finder gekehrt, an sich zu nehmen oder dieselben auch nur zu berühren. Solch ein Fund bringt nämlich unfehlbar Unglück.

Gar vieles muß beachtet werden, damit die Ehe glücklich sei und zwischen den Eheleuten kein Zank und Streit herrsche. Daher wird vor der Trauung z. B. in Chliwestie in feierlicher Weise von allen Anwesenden der Segen für das Brautpaar erfleht. Bevor sich nämlich der Bräutigam oder die Braut — jedes derselben zieht nach

[1] 1894, Nr. 254: Der Branntweinprophet. — 1898, Beilage Nr. 50: Aus der ungarischen Marmarosch. — 1898, Beilage Nr. 197: Aus Galizien.

[2] Vergl. meinen hierauf bezüglichen Aufsatz im „Globus", 1897, Bd. 71, Nr. 9. Ueber die ähnlichen Gebräuche bei den Huzulen siehe „Haus und Hof bei den Huzulen", Mitth. d. Anthrop. Gesellschaft, Wien 1896.

[1] Auch Kaufleute suchen sich ihr Glück dadurch zu sichern, daß sie an die Schwelle ihres Ladens Hufeisen nageln. In Czernowitz kann man eine große Anzahl solcher Laden fast in allen Straßen finden.

Digitized by Google

ruthenischer Sitte aus seinem Elternhause direkt und für sich allein in die Kirche — aus dem Elternhause in die Kirche begeben, spricht einer der Anverwandten oder Gäste, am häufigsten aber der Brautvater folgendes zu den Versammelten:[1] „Dieses Kind ist verloren vor Gott dem Herrn, vor den Heiligenbildern, vor dem Vater, vor der Mutter, vor dem Brautvater und der Brautmutter, vor den Onkeln und Tanten, vor den Anverwandten, Bekannten und vor Allen, welche auf der Hochzeit sind und bittet, daß ihr ihm verzeihet und es segnet, damit es ihm gut und glücklich gehe." Hierauf fällt der Bräutigam oder die Braut auf die Kniee, worauf sie Vater und Mutter mit Brot und Salz segnen (kronia chlib i sil). Dies wird dreimal wiederholt. Erst dann gehen Alle in die Kirche. Bei der Trauung kommt es vor, daß die Braut auf das Gewand des Bräutigams niederzuknien versucht, so daß sie gewissermaßen über ihm sei. Hiedurch sichert sich das Weib die Oberherrschaft im Hause. Sowohl die Mädchen als auch die Frauen dürfen die Münzen, welche sie als Schmuck am Halse tragen, nur am Kopfende des auf denselben befindlichen Bildes durchbohren. Befolgen sie dies nicht, so werden ihre Männer schlecht oder trunksüchtig sein. Will aber Jemand bei einer Hochzeit oder einer anderen Festlichkeit Unruhe stiften oder das Glück eines Ehepaars zerstören, so stopft er Pfeffer in eine rothe Paprika und legt dies in einen Winkel des Hauses. Auch streut man zu diesem Zweck zwischen die zwei Personen, welche man entzweien will, Pfeffer. Andere sagen, daß man sich überhaupt hüten müsse, Pfeffer auf die Erde fallen zu lassen; denn sonst müßte Streit und Zank beginnen, besonders zwischen dem Hauswirth und seinem Weib.

Damit die **Kinder** einander stets lieben und in Einigkeit leben, sollen alle in demselben Taufhemdchen die Taufe erhalten. Zu diesem Zweck wird das Hemd, in welchem das erste Kind eines Ehepaars getauft wurde, sorgfältig aufbewahrt. Das letztgeborene Kind (misenok) erhält schließlich das Hemd, damit es die Liebe der anderen Geschwister gewinnt. — Ein Kind darf man, wenn es am Boden liegt, nicht überschreiten, weil es sonst nicht wächst.

Ist ein Kind auffallend klug, so sagt man, daß es nicht lange leben werde. Ein Kind darf nie einen Frosch tödten, weil ihm sonst die Mutter sterben wird. Dies würde auch eintreten, wenn das Kind nach rückwärts gehen würde.

An das **Sterben** und den **Tod** knüpfen sich auch noch andere Aberglauben. Wenn ein Verheiratheter mit einem bekleideten und einem bloßen Fuße durch die Stube geht, so stirbt ihm sein Ehegatte; thut dies ein Unverheiratheter, so heirathet er nicht mehr. Wenn Jemand nach dem Tode die Augen offen hat, so sagt man, er schaue sich um, ob nicht noch Jemand aus der Familie nach ihm sterbe. Deßhalb legt man je einen Kreuzer auf die Augenlider, damit diese sich schließen. Andere sagen, daß der Todte durch das Offenhalten der Augen den Wunsch zum Ausdruck bringt, daß man recht viele Kerzen in die Kirche bringe und für sein Seelenheil brennen lasse. Hält aber der Todte den Mund offen, so wünscht er, daß man die Armen mit Speisen beschenken soll. Wenn der Leichnam aus dem Hause getragen wurde, so muß man hinter demselben rasch die Thüre schließen, damit nicht noch Jemand aus der Famlie sterbe. In einzelnen Dörfern, z. B. in Lehuczeni Teutului, steckt man den Verstorbenen

[1] So dylia prypało pered hospodom Bohom, pered obrazamy pered talom, pered mamou, pered bat'kom i matkou, pered wujkamy, pered titkamy, pered krewnymy i znakomymy i wsima, chto je na wisilli, i prosyt, abyaly proszczały jeho i błahosłowyły, naj se jemu dobre i szczasływo wyde.

ledigen Standes einen Ring aus Wachs an den Finger; die Burschen bekommen eine Mütze, die Mädchen den Brautkranz aufgesetzt.[1] Wenn ein Todter rothe Wangen zeigt und am Rücken einen rothen Fleck hat, so wird er nach seinem Tode ein Vampyr (oper). Er geht in der Nacht um und überfällt die Leute. Um einen „Oper" unschädlich zu machen und ihm dauernde Ruhe in seinem Grabe zu verschaffen, muß man sein Herz mit einem spitzen Pfahle aus dem Holze der Zitterpappel (oseka) durchbohren.

Sehr viele Regeln und Kunstgriffe müssen beobachtet werden, damit die **Wirthschaft** wohl gedeihe. So pflegt die Hausfrau alle Eier, welche sie einer Henne zum Bebrüten unterlegen will, rasch auf einmal aus einem Hute in das Nest zu schütten. Dies geschieht in der Absicht, damit alle Küchlein auf einmal ausschlüpfen. Dabei geschieht es freilich auch mitunter, daß das Weib einen Theil der Eier zerschlägt. Sind die Küchlein ausgeschlüpft, so soll man die Eierschalen auf das fließende Wasser werfen, damit die Küchlein schnell, „wie aus dem Wasser", wachsen. Wenn eine Henne das erste Ei gelegt hat, so legt man dasselbe in ein Sieb und sagt: „Kilko girok, tilko jajeczok", d. h. wie viele Löchlein, so viele Eierlein. Die Henne wird dann recht viele Eier legen. Nur muß man sich hüten, bei dieser Gelegenheit durch das Sieb hindurchzuschauen; denn dies ist stets eine Sünde. Ein Kalb darf man an der Stelle, wo die Hörner wachsen sollen, nicht angreifen; sonst wachsen sie nicht. Wenn die Kuh ein Kalb hat, so streut die Wirthin (Staneștie am Czeremosz) auf die Thiere Mohn und spricht hiezu folgendes: „Wenn die Czuma (Dzuma; Krankheit, Seuche, der böse Geist), die Körner aufgeklaubt haben wird, dann soll er der Kuh die Milch abnehmen können." Wenn eine Schwalbe unter einer Kuh hindurchfliegt, so wird aus dem Euter statt Milch Blut fließen. — Nachdem die Kukuruzkörner von den Kolben abgerippelt worden sind, müssen die leeren Kolben ins Wasser geworfen werden, damit keine Kukuruzfäule eintrete. — Das aus dem Ofen herausgenommene Brot soll man stets mit Wasser benetzen, weil man in der anderen Welt „nur so viel Abkühlung" haben wird. Einmal aus dem Ofen herausgenommenes Brot darf nicht wieder in denselben hineingeschoben werden, weil sonst die Kühe schwer kalben würden. Wird die Stube am Abend ausgekehrt, so werden der Wirth und die Wirthin die Nacht schlaflos zubringen. Wirft man gar auch den Kehricht am Abend heraus, so begeht man damit eine große Sünde.

Zahllos sind die verschiedenen **Vorzeichen**, aus denen man die Zukunft zu ergründen sucht. Kräht in einem Hause eine Henne, so verkündigt dies Unglück. Manche sagen aber, daß nur das Krähen zwischen Mittag und Abend unheilverkündend sei; dagegen bedeute das Krähen einer Henne von Sonnenaufgang bis Mittag, daß man Glück habe und sein Ziel erreichen werde. Dieser Glaube hängt offenbar mit dem Umstande zusammen, daß die Zeit von

[1] Dieser Ring aus Wachs für die Todten ist auch bei den Zigeunern üblich. Sie sagen nämlich, wenn das Kind in diesem Leben nicht geheirathet hat, so muß es auf der anderen Welt heirathen: denn jeder Mensch muß wenigstens einmal die Ehe eingehen. Wie die Zigeuner diese Sitte mit den Rusnaken gemein haben, so ist es z. B. bemerkenswerth, daß sie ähnlich wie die Huzulen, sobald Jemand gestorben ist, mittelst hölzerner, mit Kupfer beschlagener Hörner Klagelieder anstimmen. Zu Taufpathen wohlen die Zigeuner gern einen katholischen Gläubigen. Dafür beschenken sie ihn mit einem Walltuch und einem Eimer aus Kupfer, wofür sie eine Garbe und ein Stück Speck erwarten. Interessant ist auch das Amulet, welches die Zigeunerinnen für die Kinder machen, damit diese nicht auf den Wanderungen von Krankheiten heimgesucht werden. Solch ein Amulet besteht aus einem Stückchen Tuch, das in Kreuzform fünf Löcher erhält und an dessen unterem Ende eine Muschel (giotschöl, geók; Kaurimuschel?) hängt. Mit dem oberen Ende wird das Amulet so an die Haare befestigt, daß es über die Stirne herabhängt.

Digitized by Google

Mittag gegen Mitternacht für unrein, jene von Sonnenaufgang gegen Mittag dagegen für rein gilt. Will die Henne von ihrem Unheil verkündenden Krähen überhaupt nicht ablassen, so mißt man mit derselben den Fußboden der Stube von Osten nach Westen, also von der Bilderwand des Hauses, die gegen Sonnenaufgang gerichtet ist, gegen die Thür, die in der Westwand sich befindet. Fällt bei diesem Messen der Kopf der Henne auf die Schwelle der Thüre, so wird die Henne geschlachtet; dies begrüßt besonders der Wirth mit Vergnügen, denn er bekommt nun einmal doch Fleisch zu seinem Mahle, das die kärgliche Hausfrau selten mit Fleischkost ausstattet. Fällt aber der Schweif auf die Schwelle, so wird die Henne verkauft; für den Erlös wird Wachs gekauft, aus demselben werden Kerzen angefertigt und in die Kirche getragen (Oschechlib). Kräht ein Hahn viele Male, so wird es heftig regnen. Wenn die Hähne bei anhaltender heftiger Kälte laut und viel krähen, so wird bald wärmeres Wetter eintreten. Kräht ein Hahn am Abend vor dem Schlafengehen, so werden Diebe kommen; man soll dann mit der Faust an die Wand klopfen, so werden die Diebe fern bleiben. Kräht ein Hahn nachmittags, so wird anderes Wetter eintreten. Krächzt ein Rabe über einem Hause, so sagt man, daß in demselben Jemand sterben werde. Darauf deutet auch der Vorfall, wenn ein Spiegel zerbricht, Bilder von der Wand fallen oder Gläser sich zerschlagen. Fliegt ein Vogel in eine Stube hinein und zur Thüre hinaus, so wird Jemand sterben, und zwar jene Person, deren Bett der Vogel sich zunächst näherte. Fliegt aber der Vogel durch das Fenster hinaus, so wird Jemand heirathen oder es wird ein Kind zur Welt kommen. Wenn eine Elster nahe bei einem Hause schreit, so kommt ein Gast, und zwar aus der Richtung, nach welcher die Elster mit ihrem Schwanze hindeutet. Wenn eine Katze sich mit den Pfoten abwischt (sich wäscht), so sagen die Einen, daß ein Gast kommen wird, Andere deuten dies auf Regenwetter. Verbirgt sich die Katze im Ofen, so wird kalte Witterung eintreten. Ungewöhnliche Röthe des Himmels deutet auf Kriegsnoth. Dasselbe deutet an heftiges und anhaltendes Heulen der Dorfhunde.

Sehr mannichfaltig sind die Krankheitsbeschwörungen. Unwohlsein, Kopfweh u. dgl. werden zumeist auf die Wirkung des bösen Blickes zurückgeführt. Gegen den bösen Blick (wid urokiu) wird folgende Beschwörung angewendet. Man füllt frisches Wasser in einen Topf und spricht folgendes: „Im Walde wuchs ein Baum, er wurde groß, bekleidete sich mit Rinde, mit Aesten, mit Blättern, mit Blüthen; man fällte ihn und verbrannte ihn. Wie er nun nicht Kraft hat, zu wachsen und zu blühen, so sollen keine Kraft haben die bösen Blicke des Herrn, der Zigeuner, der Bettler, der Juden, der Burschen, der Mädchen, der Frösche und Schlangen. Sie mögen so verschwinden, verloren gehen, wie verloren geht das Salz im Wasser und das Wachs im Feuer. Hu, hu, hu (d. h. dreimal hauchen); tse, tse, tse (d. h. dreimal spucken). Nachdem dies geschehen ist, wird dem Kranken das Wasser zum Trinken gegeben. In dasselbe werden zuvor auch noch glühende Kohlen hineingeworfen. — Gegen den sogenannten Zokotnyk, unter welcher Bezeichnung man allerlei Unterleibskrankheiten zu verstehen scheint, wird folgende premiwka (Beschwörung) angewendet: „Zokotnyk, zokotnyk, guter Mensch, du sollst hier nichts genießen, rothes Blut nicht trinken. Geh auf das schwarze Meer, dort, wo Niemand umhergeht, wo die Hühner nicht krähen, wo die Leute nicht horchen, wo die Glocken nicht läuten, wohin sie ihren Klang nicht senden: dort sind für dich schwarze Tische, mit schwarzen Decken bedeckt, schwarze Schüsseln, schwarze Löffel sind hingestellt und schwarze Speise angerichtet. Dort sollst du genießen und hieher zu N. N. nicht zurückkehren, denn hier sitzt Michael auf dem Thorn mit rothen Stiefeln.“ — Gegen Stechen (kokot'ba) wendet man folgendes Mittel an. Man nimmt eine nach links gedrehte Schnur in die Hand und spricht: Ich säe den Hanf, das Stechen binde ich; ich nehme (ernte) den Hanf, das Stechen binde ich; ich lege den H. ins Wasser, d. St. b. i.; ich weiche den H., d. St. b. i.; ich klopfe den H., d. St. b. i.; ich breche den H., d. St. b. i.; ich hechele den H., d. St. b. i.; ich kämme den H., d. St. b. i.; ich spinne den H., d. St. b. i.; ich wickle den H. in Strähne, d. St. b. i.; ich wasche den H., d. St. b. i.; ich wickle den H. in Knäule, d. St. b. i.; ich spanne den Zettel, d. St. b. i.; ich webe den H., d. St. b. i.; ich bleiche den H., d. St. b. i.; ich schneide zu, d. St. b. i.; ich nähe, d. St. b. i.; ich trage, d. St. b. i. Wie aus diesem Hanf (über den nämlich nur gesprochen wurde) nichts sein wird, ebenso soll aus diesem Stechen nichts werden.“ So oft man die Worte „das Stechen binde ich“ ausspricht, macht man in die bereit gehaltene Schnur einen Knoten. Diese Beschwörung wiederholt man dreimal, und zwar entweder unmittelbar aufeinander folgend oder an drei Tagen. Dann legt man die Schnur kreuzweis auf den, welcher das Stechen hat, und nimmt sie erst weg, wenn das Stechen aufgehört hat. — Um vor Kopfschmerz bewahrt zu sein, nehmen die Landleute in Woloka am Czeremorz folgende Beschwörung vor. Sie verschaffen sich einen Pferdeschädel und befestigen denselben an dem Zaun. Während dieser Arbeit sprechen sie folgendes: „Mein Kopf soll so stark sein wie dieser Pferdekopf.“ Und zum Schädel gewendet setzen sie fort: „Wenn mein Kopf einen Schmerz empfinden wird, so wirst du es verantworten.“ [1]) Eine andere Beschwörung wird folgendermaßen vorgenommen: Wenn man das erstemal im Frühling oder Sommer einen Donnerschlag hört, so ergreift man rasch einen Stein, klopft mit demselben an den Kopf und spricht einige Male: „Kamin hokowa“, d. h. (wie) ein Stein (werde) der Kopf. — Wer Gelbsucht hat, soll öfter in den Altarkelch schauen; er wird hievon gesund. — Wenn ein Kind vor einem Hunde erschrickt, soll man dem Hunde zwischen den Augen Haare ausscheren und mit denselben das Kind beräuchern.

Die Endchen von brennenden Kerzen pflegt man in Lehuczeni Tentului immer vor die Schwelle der Stube zu werfen. Offenbar soll dies ein Opfer für die Todten sein.[2])

Um Hagel abzuwenden, werden gewöhnlich die Brotschaufel, die Ofenkrücke oder eine Hacke, und zwar zumeist in Kreuzform, vor das Haus geworfen. Seltener kommt es vor, daß auch ein Fußschemel zu diesem Zweck herausgeworfen wird. Auch das Verschlucken der Hagelkörner soll dem Hagel ein Ende bereiten.

Wiederholt hat man hier noch Gelegenheit, Beispiele neuer Sagenbildung zu beobachten. Da sich z. B. der vorletzte Winter (1897/98) durch seinen geringen Schneefall auszeichnete, besonders der erste Theil desselben fast ohne Schnee verlief, so suchte das Volk dafür eine Erklärung. Bald war auch diese gefunden. Schon Ende Dezember 1897 theilte uns're Magd mit, ein Mann hätte über den geringen Schneefall ihrem Vater folgendes erzählt: Vor einigen Wochen sei irgendwo ein Kind geboren worden, das sofort nach der Geburt gesprochen habe. Seine ersten Worte waren: „Gebt mir Essen.“ Da gab der Vater ihm

[1]) Ueber den Gebrauch des Pferdeschädels zum Abwenden des Schlechten vergl. auch meine Mittheilung im „Globus“, Bd. 73. In der ungarischen Kolonie Hadikfalva (Bukowina) hängt man in den Ställen zum Schutze der Pferde gegen die Teufel Pferdeschädel auf. Man erzählt nämlich, daß die Geister auf den Pferden zu reiten pflegen; wenn aber Pferdeköpfe aufgehängt werden, so unterbleibt dies. Bei den Marmaroscher Rumänen (Ungarn) sah ich sehr oft Pferdeschädel an den Zäunen befestigt.

[2]) Vergl. Kaindl: „Die Ruthenen in der Bukowina“, II, 45.

Schnee, der eben gefallen war, zu verzehren. Hierauf sagte das Kind: „Es ist gut, daß du mir Schnee gegeben hast; denn wenn du mir Brot gegeben hättest, so wäre sieben Jahre Mißwachs gekommen; nun wird aber sieben Jahre kein Schnee fallen." Als ich diesem sonderbaren Gerücht weiter nachforschte, brachte ich in Erfahrung, daß dasselbe in den nächsten Wochen bereits über die ganze nördliche Bukowina verbreitet war. Mit ganz unbedeutenden Aenderungen kam mir die Kunde von demselben aus verschiedenen Ortschaften zu. Bezeichnend ist es, daß hier und da es hieß, das sonderbare Ereigniß hätte sich im Gebirge bei den Huzulen zugetragen.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich ebenfalls Anfang 1898. Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, ein Geistlicher habe einen bei ihm eingekehrten Fremden getödtet, beraubt und sodann auf dem Feld im Mist verscharrt. Bald wußte das Volk weit und breit hievon zu erzählen und allerlei Einzelheiten wurden angeführt. Schließlich hieß es auch, der Geistliche sei verhaftet und verurtheilt worden. Vergebens war das Forschen nach authentischen Nachrichten über dieses Ereigniß. Wohl soll sich vor vielen Jahren etwas ähnliches zugetragen haben; aber das umgehende lebhafte Gerücht war offenbar ersonnen. Schließlich wurde mir folgende Erklärung zutheil. Das Gerücht sei völlig erdichtet. Die Veranlassung bot der Umstand, daß ein Glockengießer mehrere größere Glocken zu gießen hatte. Damit diese nun einen hellen, weithin hörbaren Klang geben, wäre jenes Märchen ausgesprengt worden: wie weit dieses dringen werde, so weit würden die Klänge der Glocke getragen werden.

Interessant ist die weitverbreitete Ueberlieferung über das Diebsgras. Es ist dies ein Gras, welches die Kraft hat, alle Schlösser zu öffnen. Die Diebe, welche einen solchen Grashalm besitzen, bohren mit einer Ahle ein Loch ins Daumenfleisch und stecken den Halm hinein. Sobald der Dieb sodann mit der Hand das Schloß berührt, springt dasselbe auf. Das Gras kommt jedoch nur sehr selten vor und ist schwer zu finden. Es gibt zwei Verfahren, dasselbe zu gewinnen. Entweder man verfolgt im Herbst einen Igel, welcher Gras zu seinem Bau trägt; findet auf diese Weise die Wohnung und in dieser unter den daselbst aufgespeicherten Gräsern auch das Springgras. Um aber dieses unter allen anderen hervorzusuchen, raffe man alle vorhandenen Grashalme zusammen, trage sie zu einem fließenden Wasser und werfe sie auf dasselbe. Die gewöhnlichen Gräser werden von der Strömung mitgerissen werden; nur das Diebsgras bleibt zurück. Die andere Art, wie man das Diebsgras gewinnen kann, ist folgende. Wenn einem Mähee während seiner Arbeit plötzlich die Sense in ihre einzelnen Bestandtheile zerfällt, so hat er gewiß auf ein Springgras getroffen. Will er dieses gewinnen, so muß er mit den letztgeschnittenen Grashalmen ebenso verfahren, wie oben angegeben worden ist. Noch Andere sagen, daß man dieses Zaubergras in den Lagern von Wildschweinen findet.

Besondere Kräfte werden den Nüßchen des Klokicza-Strauches (Blasenstrauch; Colutea) zugeschrieben. Wie Perlen auf einen Faden gereiht, werden sie als vorzügliches Mittel gegen Fieber, allerlei Krankheiten und böse Augen von den Weibern am Hals getragen. Wenn ein böser Geist etwa der Besitzerin einer solchen Schnur begegnen sollte, so nimmt sie dieselbe in die linke Hand und verrichtet einige Gebete; dann kann ihr der Böse nichts anhaben. Zur Verstärkung ihrer Kraft können diese Schnüre auch noch geweiht werden.

Ganz besondere Zaubermacht wird auch dem Kraut Prychot zugeschrieben. Mit seiner Hülfe kann man einen Menschen aus weiter Ferne herbeiholen. Damit hängt offenbar auch der Name des Krautes zusammen; prychodyty = kommen. Um den Zauber ausüben zu können, muß man zunächst drei „Zeichen" der betreffenden Person besitzen. Diese sind: ein Stückchen von ihrem Hemd, an dem der Schweiß haftet; einige Haare von ihrem Scheitel, endlich ein Stück des Bodens (der Erde), auf welchen die Person getreten ist. Hierauf verschafft man sich das obengenannte Kraut, das häufig in Nadelwäldern vorkommt, und gibt dieses sammt einer Zauberflüssigkeit in einen Topf. Diesen stellt man auf den Herd, doch nicht auf die Kohlen oder in deren Nähe. Sobald nun ein Weib dieses Gemisch rührt, tritt die Zauberwirkung ein. Die gewünschte Person wird nämlich durch die Luft herbeigeflogen kommen, wobei sie stets „Wasser, Wasser" schreit. Fängt man unterwegs den Fliegenden und gibt ihm Wasser, so reißt er sich wieder los und fliegt doch seinem Bestimmungsort zu. Sobald nun derselbe sich dem Haus nähert, wo der Zauber ausgeübt wird, geht ein Weib vor die Thür und stößt langsam ein Messer in die Erde. Wenn dasselbe schon bis zum Heft in der Erde steckt, steht auch der Herbeigerufene am Boden vor der Thüre des Hauses und muß fortan hier bleiben. Wenn man das Messer zu rasch in die Erde stoßen würde, so fiele der Fliegende so rasch zu Boden, daß er sich todtschlüge.

Von den Teufelseiern wird viel erzählt. Es sind dies von Hühnern gelegte Eier, die aber sehr klein und schwarzgesprenkelt sind; auch ist ihre Härte so groß, daß sie nicht zerbrechen, wenn man sie auf die Erde fallen läßt. Trägt man ein solches Ei neun Tage in der Achselhöhle, ohne daß man während dieses Zeitraums sich wäscht und kämmt, so entschlüpft dem Ei ein Teufelchen, das seinem Besitzer in allem beisteht, wofür ihm aber dessen Seele zufällt. Dieses Teufelchen wird gewöhnlich am Dachboden versteckt gehalten und mit ungesalzenen Speisen gefüttert. Würde man ihm etwas Gesalzenes zum Genießen geben, so käme es in die Stube und kehrte alles um. So erzählt man z. B. von dem reichen Bauern Manolin Strczak in Rosch bei Czernowitz, daß er am Boden einen Teufel habe, den er an jedem Abend mit ungesalzener Mamaliga (Kukuruzbrei) füttern müsse. Unterließe er dieses, so würde ihn der Teufel verlassen. (?) Ferner darf der Bauer niemals vorn das Hemd zuknöpfen, weil ihn der Teufel sonst erwürgen würde. Der Teufel wird ihn aber nicht sterben lassen, bevor er ihn nicht weggibt.

Ueber das Schatzgraben wird folgendes erzählt. An den Stellen, wo sich das verborgene Geld durch „Brennen" verräth, soll man sich um 12 Uhr nachts (besonders in der Weihnacht) einfinden, und zwar stets ohne Begleitung. Fällt beim Graben die Mütze vom Kopf herab, so darf das Geld nicht genommen werden, denn ein Todesfall steht bevor. Will man dennoch das Geld an sich nehmen, so bestreut man die Stelle mit Asche. Am nächsten Tag werden in derselben Fußstapfen bemerkbar sein. Gehören dieselben einem Menschen, so muß ein Mensch, gehören sie einem Thier, so muß ein Thier getödtet und an die Stelle gebracht werden, um den Schatz zu gewinnen. Andere sagen, wenn man Fußstapfen eines Thieres findet, so darf man graben, gehören sie aber einem Menschen an, so darf dies nicht geschehen, weil der Schatz dem Teufel gehört. Alle Schätze, die vor Mitternacht brennen, sind unrein; jene, welche nach Mitternacht brennen, sind rein und können gehoben werden. Sieht man einen Schatz brennen, so wirft man rasch einen Gegenstand an die Stelle, um diese wieder zu erkennen. Davon hängt auch die Tiefe des Grabens ab. Wirft man z. B. den Stiefel, so gräbt man nur so tief, als der Stiefel hoch ist; wirft man aber die Mütze, so muß man eine mannestiefe Grube aufwerfen, bis man den Schatz findet. Von jedem

Digitized by Google

gehobenen Schatz muß man etwas zurücklassen. Unreines Geld bringt über den Finder viel Ungemach. So sah z. B. ein Mann auf dem Weg von Rosch nach Michalcze Geld brennen. Er warf seinen Rock hin, um die Stelle zu erkennen, und ging nachhause um die nöthigen Werkzeuge. Die Frau rieth ihm, von dem gefährlichen Beginnen abzustehen. Trotzdem begab sich der Mann an die Stelle, wo er die Flammen gesehen hatte, und fand thatsächlich allerlei Münzen. Nachdem er aber nachhause gekommen war und sich zur Ruhe begeben hatte, begann es fürchterlich an den Thüren und Fenstern zu poltern; schließlich wurden auch die Scheiben eingeschlagen. Erschreckt warf der Mann alles Geld heraus; nur ein Vierkreuzerstück blieb noch liegen. Da schrie eine fürchterliche Stimme: „Gib auch das Vierkreuzerstück!“ Der Mann warf auch dieses heraus und hatte nun Ruhe.[1])

In vielen Sagen und Märchen der Rusnaken werden die Tataren erwähnt, welche jahrhundertelang bekanntlich das Ostkarpatengebiet heimgesucht haben. So erzählt man auch von dem Annenberg (Anny Hora) bei Waschkoutz am Czeremosz folgendes: Zur Zeit der Tatareneinfälle hatte auch diese Gegend viel zu dulden. Alles wurde geraubt und geplündert, die Männer wurden niedergemetzelt, die Frauen und Kinder in die Sklaverei geschleppt. Unter den Mädchen dieser Gegend war vorzüglich eine durch ihre Schönheit weit berühmt. Ihr Name war Anna. Diese entging nicht dem Augenmerk der Tataren; sie aber ergriff vor ihrer Gier die Flucht. Von zwei Tataren verfolgt, floh Anna über die Felder, und es gelang ihr, den Berg zu erreichen. Da aber ihre Verfolger nicht fern waren, erhob sie ihre Hände zum Himmel und bat Gott um Hülfe. Da spaltete sich der Berg und sie sprang in die so entstandene weite Kluft. Seit dieser Zeit heißt der Berg nach dem Christenmädchen Annenberg. In neuerer Zeit haben fromme Leute zur Erinnerung an dieses Ereigniß ein Kreuz errichtet.

Den Namen des Dorfes Oschechlib erklärt folgende Sage. Wo jetzt das Dorf sich befindet, war einst ein großer Sumpf, der mit Schilfrohr bewachsen war. Die Leute nannten denselben, weil er einer gährenden Masse glich, kesto; sie dachten nämlich, wenn sie den Sumpf ansahen, an den Sauerteig (Dampfel) beim Brotbacken. Nachdem mit der Zeit der Sumpf ausgetrocknet war, wurde das Schilfrohr ausgerottet und es entstand ein Dorf. Da nun die Leute nicht vergessen hatten, daß sie den Sumpf mit dem Sauerteig verglichen hatten, so nannten sie jetzt das Dorf „Oschechlib“, d. h. „Schon Brot“, weil nun gleichsam aus dem früheren Sauerteig das Brot gar geworden war. Der erste Grundbesitzer des Dorfes soll Delan geheißen haben. Er hat auch die erste Kirche errichtet.

Zur Zeit des zweiten Kukuruzhackens — etwa im Juni — fällt der Spatzentag. An demselben fliegen alle Spatzen zum Teufel weg. Dieser mißt sie mit einem Maß. Was er mit der Hand über dem Maß abstreift, das fliegt wieder weg. Was übrig bleibt, gehört dem Teufel. So erzählen die Leute in Woloka am Czeremosz.

In den Teichen wohnen die Geister der Ertrunkenen (potopelnyki), die am Abend und in der Nacht den Menschen verderblich sind. Daher darf man am Abend niemals in einem Teich Wäsche waschen. Die kühne Wäscherin würde ihr Wagniß mit dem Leben büßen.

Wenn der Froschgeier (kania) an heißen Sommertagen hoch in den Lüften schreit, so sagen die Leute, daß es regnen werde, oder daß die Geier um Regen bitten. Diesen Vögeln ist nämlich von Gott verboten worden, vom Wasser der Erde zu trinken. Als Gott einst alle Vögel zusammenrief, damit sie einen Brunnen grüben, da kamen alle, nur nicht der Froschgeier. Zur Strafe hiefür sprach der Hergott jene Strafe aus. Da seither der Geier nur Wasser trinkt, wenn es regnet, so schreit er an heißen Tagen so heftig, um Regen zu erflehen.

Bei Chliwestie, und zwar auf dem Wege, der nach Droschenie führt, steht eine alte Eiche. Früher standen daselbst mehrere solcher Bäume. An diesen hatten sich viele Leute, darunter auch ein herrschaftlicher Wataman (Aufseher) erhängt. Auch uneheliche Kinder wurden unter diesen Eichen verscharrt, welche die Hunde nicht selten ausscharrten und herumzerrten. Die Eichen gelten daher als unrein, ebenso der Ort, an dem sie standen. Vor etwa 20 Jahren gab der Förster von Chliwestie den Rath, man möge die Bäume fällen, da sie den Weg verstellen. Niemand wollte jedoch die Bäume fällen. Schließlich entschloß sich der Förster, selbst Hand anzulegen und die Bäume zu beseitigen. Nachdem er aber einige von den Bäumen umgehauen hatte, wurde er krank und starb. Nun steht noch eine der Eichen und diese wird sicher Niemand mehr zu fällen wagen.

Die volksthümlichen Schwänke haben nicht selten einen Zigeuner zu ihrem Helden. So kam einst ein Zigeuner zu einem Bauern und bat, daß derselbe ihm Arbeit verschaffe. Der Bauer war damit zufrieden. Als es zum Essen kam, setzte die Bäuerin zunächst den Leuten Milch und Kukuruz (Mamalipa) vor. Da der Zigeuner, wie es alle Zigeuner stets sind, sehr gefräßig war, so aß er gleich von dieser schlichten Speise so viel, als sein Magen überhaupt nur fassen konnte. Als nun die Bäuerin Braten auftischte, da konnte der Zigeuner nichts mehr genießen. Nun nahm er sich vor, am nächsten Tag klüger zu sein. Aber die Bauersleute waren doch noch gescheiter. Am folgenden Tag reichte die Wirthin zunächst den Braten. Da dachte der Zigeuner, es folge wie gestern etwas besseres und enthielt sich des Essens. Wie enttäuscht war er aber, als die Bäuerin hierauf wieder Milch und Kukuruzbrei auftischte. Da mußte er wie gestern mit einfacher Kost fürlieb nehmen.

Ein ander Mal hatte ein Bauer ebenfalls einen Zigeunerknecht, der zwar viel verzehrte, aber wenig arbeiten wollte. Hatte der Knecht am Morgen sich sattgegessen, so zog er es vor, sich auf die faule Haut zu legen, und der Bauer mußte allein auf das Feld gehen. Da sagte eines Tages der Bauer: „Wir werden heute nicht zu Hause essen; komm aufs Feld: das Weib wird dahin das Essen bringen.“ Nun mußte der Zigeuner doch auf den Acker hinaus. Der Bauer hatte sich aber entschlossen, den faulen Knecht für seine Gefräßigkeit einmal hart zu bestrafen. Er hatte daher insgeheim sich zu Hause satt gegessen und sich auch abseits vom Feld in einem Busch einen Eßvorrath niedergelegt, von dem er tagsüber zehren konnte. Nachdem Beide einige Stunden gearbeitet hatten, begann der Bauer ungeduldig zu werden. Er that, als ob er sehr hungrig sei und mit Ungeduld das Weib mit dem Eßkorb erwarte. Als dieses noch immer ausblieb, begann er zu fluchen und zu schimpfen und als es schon gar zu lange währte, da rief er wie im Zorn, er werde das Weib todtschlagen, wenn es nun kommen würde. Als schließlich spät am Nachmittag das Weib in der Ferne sichtbar wurde, da schwang der Bauer, als ob ihn schreckliche Wuth erfüllen würde, seine Sense und schrie: „Komm nur, komm, gleich haue ich dich wie ein Unkraut

[1]) Hier möge noch bemerkt werden, daß die Huzulen gefundenes Geld oft mit dem Gelübde an sich nehmen, daß sie dasselbe später („wenn es ihnen gut gehen wird“) rückerstatten würden. Sie nennen das „Geld vom Teufel ausleihen“. In jüngster Zeit kam es z. B. in Sadeu an der Suczawa vor, daß ein Mann, welcher einst einen Schatz von Silberzwanzigern gefunden hatte, den Geistlichen bat, er möge ihm möglichst viele Silbergulden (die jetzt wegen der eingeführten Kronenwährung seltener werden) zu verschaffen suchen, weil er dem Teufel eine solche Anleihe zurückzugeben habe. Dem Einwand des Geistlichen, daß dies ein Unsinn sei, wollte der Mann durchaus kein Gehör schenken.

Digitized by Google

um!" Da erschrak der Knecht und begann flehend den Zornigen um das Leben des Weibes zu bitten. So hatte der faule Zigeuner einen ganzen Tag gehungert und überdies nicht gemerkt, wie er hintergangen worden war.

Die Bewohner von Iwankoutz sind gar übel beleumdet. Ueberall spricht man ihnen nach, daß sie den Unterschied zwischen Mein und Dein nicht kennen. Sagt man Einem, daß er ein Iwankoutzer ist, so gilt das ebensoviel, als ob man ihn Dieb schelten würde. So kam es, daß, als ein Fremder einen Mann fragte, ob er ein Iwankoutzer sei, dieser ihm voll Zorn zur Antwort gab: „Du bist selbst ein Dieb!" Nun kam es vor, daß einem jüdischen Fleischhändler, der mit seinem Wagen durch das Dorf zu fahren pflegte, die Iwankoutzer wiederholt Fleisch gestohlen hatten. Der Jude sann daher auf Rache. Er füllte zu diesem Zweck seinen Wagen einst mit dem Aase einer gestorbenen Stute und fuhr so in gewohnter Weise durchs Dorf. Als er sich für einige Zeit, um ein Geschäft abzuwickeln, vom Wagen entfernt hatte, stahlen ihm thatsächlich die gewandten Diebe seinen Fleischvorrath und ließen sich denselben wohl schmecken. Der Händler war inzwischen ruhig weiter gefahren. Als er aber das nächste Mal durch das Dorf kam, da fragte er die Leute, wie ihnen das Fleisch der krepirten Stute geschmeckt hatte. Da ergriff die Diebe arger Ekel und so waren sie nicht nur überführt, sondern auch zugleich bestraft.

Am Schluß dieser kleinen Arbeit mögen zwei ruthenische Mythen aus der Schöpfungsgeschichte mitgetheilt werden. Diese Aufzeichnungen rühren aus dem Nachlasse des gr.-or. Weltpriesters Alexander Popowicz; ich verdanke sie der Güte seines Sohnes, des Hrn. Professors Emilian Popowicz, und glaube, sie wegen ihres hohen Interesses an dieser Stelle veröffentlichen zu dürfen.

Einst war nichts, als oben der Himmel und unten Gewässer. Da schiffte einmal Gott auf den Wassern umher und fand ein großes, großes Stück festen Schaumes, in welchem der Teufel stak. „Wer bist du," fragte ihn Gott. „Ich habe nicht noth, dir Rede zu stehen," antwortete Jener, „außer wenn du mir versprichst, mich auf das Fahrzeug zu nehmen." „Ich will es thun," sagte der Herrgott. „Ich bin also der Teufel." Nun fuhren Beide gemeinsam über das Wasser. Da sagte der Teufel: „Wie gut wäre es, wenn es ein Festland gäbe." „Das soll werden," erwiderte Gott, „tauche herab bis an den Meeresgrund und bringe eine Hand voll Sand herauf; daraus will ich ein Festland schaffen. Wenn du aber hinabgelangt bist und nach dem Sande greifst, so vergiß nicht zu sagen: ‚Ich nehme dich im Namen Gottes'." Der Teufel ließ es sich nicht zweimal sagen, tauchte eiligst unter und an den Grund gelangt, griff er mit beiden Händen gierig in den Sand, indem er rief: „Ich nehme dich in meinem Namen." Als aber der Teufel wieder an die Oberfläche kam, fand er zu seinem Erstaunen, daß seine Fäuste, trotzdem er sie fast wund gedrückt hatte, leer waren. Gott bemerkte dies und sagte: „Warum hast du nicht gesprochen, wie ich dich geheißen habe?" Darauf tauchte der Teufel nochmals auf den Grund, langte nach dem Sande und sprach: „Ich nehme dich in seinem Namen", denn den Namen Gottes wollte er nicht nennen. Nun brachte der Teufel an die Oberfläche nicht mehr Sand, als unter den Nägeln haften geblieben war. Gott nahm dieses Bißchen Sand in Empfang, streute es auf das Wasser und es wurde Festland, nicht größer jedoch als ein Ruhebett. Als es Nacht ward, legten sich Gott und der Teufel auf dieses Festland nieder, um auszuruhen. Unser Herrgott war aber kaum eingeschlummert, da erhob sich der Teufel und stieß ihn zunächst gegen Osten, damit er ins Wasser falle und untergehe. Doch siehe, nach der Richtung, in welcher der Teufel Gott gestoßen hatte, dehnte sich das Festland immer weiter und weiter aus, so daß der Teufel einsah, sein Stoßen nach dieser Gegend sei vergebens. Nun versuchte es der Teufel mit einem Rippenstoß nach Westen. Aber auch nach dieser Gegend dehnte sich das Festland gar weit aus. Dasselbe geschah, als der Teufel Gott nach Süden und nach Norden ins Meer zu stoßen suchte. Diesem Umstand verdankt die Erde ihre große Ausdehnung.

Nachdem Gott das Festland erschaffen hatte, stieg er in den Himmel auf. Der Teufel wollte aber von seiner Gesellschaft nicht lassen und folgte ihm auf dem Fuße nach. Im Himmel hörte er, wie die Engel Gott Loblieder sangen und wurde traurig darüber, daß er Niemand habe, der sich seiner Ankunft freuen würde. Er trat daher zu Gott und flüsterte ihm ins Ohr: „Was soll ich machen, um auch ein solches Gefolge zu haben?" Gott antwortete ihm: „Wasche dir Hände und Gesicht und sprenge mit diesem Wasser rücklings." Er that es und es entstanden Teufel in so großer Zahl, daß die Engel und Heiligen im Himmel kaum mehr Raum fanden. Gott merkte jetzt wohl, welche Gefahr den Seinigen drohe. Daher berief er zu sich den hl. Elias und befahl ihm zu blitzen und zu donnern.[1]) Elias freute sich der Gelegenheit; er lärmte, blitzte und donnerte und ließ durch 40 Tage regnen. Infolge des gar großen Regens fielen auch die Teufel mit zur Erde herab. Endlich waren aber alle bösen Geister herabgespült und es begannen auch die Engel herabzufallen. Da befahl Gott dem hl. Elias Einhalt zu thun. Dieser that es; infolgedessen blieb jeder Teufel auch dort haften, wo er gerade damals im Falle begriffen war. Deßhalb fahren auch jetzt zur Nachtzeit Lichtfunken am Himmel umher, als wenn es Sterne wären. Es sind dies aber die Teufel, die erst jetzt zur Erde herabfallen.[2])

---

## Aus Herders Haus.

Von Konrad Weichberger (Jena).

Ziemlich genaue Nachrichten über einzelne Punkte aus Herders und Jean Pauls Leben ergeben sich aus den Memoiren des nachmaligen Pfarrers von Niederroßla bei Weimar, Johann Gottlob August Choinanus. Dieser, mein Urgroßvater, war am 14. Mai 1774 in Sulza geboren, hatte in Jena Theologie studirt, wurde durch Herder 1805 in der Stadtkirche in Weimar ordinirt und starb am 6. November 1828 als Pfarrer von Niederroßla. Ueber seinen Verkehr mit Herder, wie er sich ihm darstellte, berichtet er in seinem 1795 angefangenen Lebenslauf[3]) folgendes:

„Kaum hatte ich das Trinitatisfest in Weimar (1798) über die drei Hauptsymbole meine erste Kandidatenpredigt, die zuvor dem Hrn. Vizepräsidenten Herder gezeigt werden mußte, gehalten, so berief mich derselbe nach einigen Tagen zu sich und trug mir eine Hofmeisterstelle bei seinem jüngsten Söhnchen, acht Jahre alt, Namens Rinaldo, an. Ich stund keinen Augenblick an, ja zu sagen, ob ich gleich das Schwierige meiner Lage gar sehr begriff, und ohne zu erfahren, was mir hier als Honorar zutheil werden sollte. Ich bekam 100 Thaler und, die Wäsche ausgenommen, alles frei. Die Gattin desselben deutete es mir aber gleich an, daß ich einige Zeit außer Hause logiren müsse; man wolle für ein Quartier hinter dem Garten der Generalsuperinten-

---

[1]) Ueber den hl. Elias als Donnerer vergl. meine „Ruthenen in der Bukowina", II, 14, 24 und 49; ferner „Die Huzulen", 43 und 79 und „Festkalender der Rusnaken und Huzulen".

[2]) Nach der huzulischen Ueberlieferung sind diese Funken die umherschwärmenden Hexen.

[3]) In Besitz der Fräulein A. und M. Benus in Weimar.

dentur sorgen. Dieses außer dem Hause wohnen dauerte von Johannis 1798 bis zu Ostern 1799. Denn schon zu Johannis 1798 mußte ich meine Stelle antreten, und ich habe sie bis zum 7. Junius 1802 behauptet, wo ich, als den Freitag vor Pfingsten 1802, dieselbe aufgab und mich wieder zu meinen Eltern nach Becka an der Ilm begab. . . .

Diese weimarische Herderische Kondition war für mich sehr ehrenvoll. Ich genoß in diesem hohen Hause viel Achtung, Liebe und Freundschaft. Selten nur wurde die Sonne der Zufriedenheit getrübt, obgleich der Knabe Rinaldo äußerst lebhaft, fähig, aber verzogen und gar nicht zur Arbeit und zu einer regelmäßigen Beschäftigung gewohnt war. Doch von Herzen war er brav und liebte mich außerordentlich. . . . Ich besiegte glücklich die Schwierigkeiten, die drei Hofmeister vorher nicht hatten besiegen können, und erwarb mir auch während dieser Kondition viele Kenntnisse, Freunde und Bekanntschaften. Die Familie Herder besuchte auch oft sehr freundschaftlich meine Eltern. Es wurde mir auch die Erlaubniß und Gelegenheit gegeben, mit meinen Zöglingen wochenlange Besuche in Burgau[1]) und auch in Becka und auch in andere Orte kleine Ausflüge, z. B. nach Gaberndorf, Mellingen, Dennstedt u. s. w., zu machen. Auch reiste ich fast allemal mit, wenn der Hr. Generalsuperintendent eine Pfarreinführung zu besorgen hatte. Auch nahm er mich mit zur Kircheinweihung nach Wersdorf, wo wir in Niederroßla bei dem Amtmann Büttner zu Mittag aßen. . . . 1800 im Julius machte ich eine kleine Reise nach Ilmenau, während mein Rinaldo mit seinen Eltern zu dem Kanonikus Gleim nach Halberstadt gefahren war.[2]) Ich logirte in Ilmenau bei dem Kantor Gärtner, lebte und aß übrigens bei dem Major v. Knebel, dem Freund der Herder'schen Familie. . . .

Als der dritte Sohn der Herder'schen Familie, Adalbert, der zu Michaelis 1799 als Verwalter des von dem Regierungspräsidenten zu Bayreuth, Frhrn. v. Völderndorf, acquirirten Gutes Kolmberg in Bayern[3]) . . . gegangen war, im Jahre 1801 ein Guth für sich selbst erkaufen[4]) wollte, so ging (ich) zu seinem Beystand auf das angelegendeste Bitten meiner Prinzipalschaft ab, 11. Juli 1801, von Weimar nach Bayern. . . . Ich konnte am dritten Tage nicht weiter als Hof kommen, wo ich bei dem Kaufmann Otto, dem ich durch Briefe von Herder und Jean Paul Richter empfohlen war, eine freundliche Aufnahme und Bewirthung fand. . . . Am 17. August traf die übrige Herderische Familie mit meinem Rinaldo in Stadesried auch ein.[5]) . . . Ich reiste nun allein mit dem Hrn. Präsident Herder (denn dieser hochverdiente Mann war kurz vor seiner Reise nach Bayern wirklicher Präsident des Oberkonsistoriums geworden)[6]) und mit seiner Frau über Cham und Stollwaugen nach Straubingen, wo der Sitz der Regierung war. . . . Nicht ganz fröhlich war für mich die gewünschte Rückkehr, die in der Gesellschaft der ganzen Herderischen Familie (den nunmehrigen Gutsherrn ausgenommen) am 5. Oktober 1801 angetreten wurde.

Die Frau Präsidentin war seit diesen Tagen nicht mehr ganz die alte gegen mich, da ich es ihr abschlagen mußte, in Bayern bei meinem Zögling in Bayern zu bleiben und den Hauptlehrer an dem ökonomischen Institut zu machen, was Adelbert anzulegen gedachte.[7]) . . .

[1]) Bei Jena, der damalige Wohnsitz seiner Eltern; sein Vater war Pastor da.

[2]) Haym: „Herders Leben", II, 796.

[3]) Haym, II, 798.

[4]) Vergl. „Erinnerungen aus dem Leben J. Gottfrieds v. Herder" von Karoline v. Herder. 1820. II, 315.

[5]) Vergl. Haym, II, 799.

[6]) Am 5. Juni 1801, vergl. Haym, II, 797.

[7]) Vergl. Haym, 803.

Den 10. Oktober[1]) trafen wir wieder glücklich nach manchen ausgestandenen Anstrengungen erst in Burgau bei meinen Eltern nachmittags 3 Uhr und abends in Weimar ein. Die Oerter, über welche die Reise ging, waren folgende: Stadesried, Cham, Rötz, Neuburg, Schwarzenfeld, Amberg, Turnbach, Kreußen, Bayreuth, Münchberg, Hof, Gefell, Schleiz, Neustadt a. d. Orla, Kahla, Burgau. . . . Meine schnelle Entlassung aus dem Herderischen Hause, so widerlich dies auch scheinen mochte, war damals (aus Gesundheitsrücksichten) Wohlthat für mich. Herders selbst waren sehr gerührt bei meinem Abgang und dankbar."

Hiemit schließen die Nachrichten über Herders Familienleben in den Memoiren, und sonstige darauf bezügliche Schriftstücke sind im Nachlaß des Verfassers leider nicht vorhanden, außer einem 1798 angelegten Album.[2])

In dieses schrieb ihm Herder die Verse 11—17 und 32 der ersten Epistel von Horazens erstem Buch mit der Unterschrift:

„Juveni ingenuo et bene cordato scripsit die eius natali XIV. Maii. Jo. Gottfr. Herder. MDCCC."

Auf dasselbe Blatt trug sich nach dessen Tod auch seine Frau ein:

„Ihr guter, menschenfreundlicher Charakter werde durch die Achtung und Liebe der besten Menschen und durch die Vorsehung selbst belohnt.

Dies wünscht die dankbare Mutter Ihres Zöglings Rinaldo und Ihre Freundin

Weimar, d. 3. Juny 1802. Carolina Herder."

Auf dem folgenden Blatt aber kommt auch Jean Paul:

„Die Philosophie gibt, ungleich den gemeinen Sünderinnen, welche Schwangerschaft für Wassersucht ausgeben, diese für jene aus; und wie oft man sie auch operire, ihr Wasser ersetzt sich immer wieder.

An diesen Worten werden Sie leicht den vielleicht zu partheiischen Freund der jezigen Philosophie erkennen.

Ich bin der Ihrige auf eine bessere Weise und von Ihnen durch nichts getrennt, als zuweilen durch Lichter und Speisen am Tischpole.

Weimar, d. 14. Mai 1800. Jean Paul Fr. Richter."

Dieses letztere Autogramm erhält dadurch besondere Bedeutung, daß es gerade in die dunkle Zeit in Jean Pauls Leben nach der Zusammenkunft in Ilmenau mit seiner Braut Karoline von Feuchtersleben fällt, wohin Herder und seine Frau ihn begleiteten und wo seine Verlobung in die Brüche ging.[3]) Der erste Brief, den wir nach dieser Zeit von ihm haben, ist aber vom 16. Mai an Otto aus Weimar.[4]) Auf den Bruch dieses Verhältnisses hin trat zwischen der Familie Herder und Jean Paul die große Verstimmung ein,[5]) durch die er jedoch mit seiner beneidenswerthen Unbefangenheit sich nicht hat verhindern lassen, zwölf Tage nach der peinlichen Geschichte im Herder'schen Hause zu verkehren, wie die Gleichheit des Datums in seinem und Herders Albumblatt und die „Lichter und Speisen am Tischpole" beweisen.[6]) Jedenfalls scheint demnach Karoline Herders Angabe, er habe ihren Mann bei der Ilmenauer Zusammenkunft sehr beleidigt,[7]) auf einem Irrthum zu beruhen. Drei Tage später, am 17. Mai,

[1]) Karoline Herder gibt den 11. Oktober an; vergl. Haym, II, 804.

[2]) Im Besitz des Hrn. Kaufmanns C. Choinanus in Hamburg.

[3]) Nerrlich: „Jean Paul, sein Leben und seine Werke", S. 358.

[4]) Paul Nerrlich: „Jean Paul und seine Zeitgenossen", S. 161.

[5]) Nerrlich, daselbst, S. 165. Haym, II, 649.

[6]) Vielleicht bezieht sich auf diese Abendeinladung eines der Billette, von denen Düntzer („Aus Herders Nachlaß", 269, vergl. „H. Düntzer und Ferd. Gottfr. v. Herder", Frankfurt 1856. I, 310a) spricht.

[7]) „Aus Herders Nachlaß", I, 257a.

ging er, nachdem er sich von Herder schriftlich verabschiedet hatte,[1] nach Leipzig und von da nach Berlin, um hier mit Josephine v. Sydow seine alte Simultanliebe weiter zu bethätigen.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Die vom Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. herausgegebene Festschrift zu Goethe's 150. Geburtstagsfeier** (Frankfurt a. M., Gebr. Knauer) gehört dem Inhalt wie der Ausstattung nach zu den werthvolleren Publikationen dieser Jubiläumstage. Die Schrift enthält sieben größere Aufsätze biographischen und lokalgeschichtlichen Inhalts und ist mit 26 gut ausgeführten Lichtdrucktafeln, unter denen die Reproduktion des Rauch'schen Modells zu dem Frankfurter Goethe-Denkmal und die einiger Seekatz'schen Bilder und Juncker'schen Blumenstücke besonders hervorzuheben sind. Das Titelbild gibt die geistreiche Zeichnung wieder, die Moritz v. Schwind einst bei Enthüllung des von Schwanthaler geschaffenen Goethe-Standbildes entwarf: eine allegorische Darstellung von Goethe's Geburt, bei der nur der junge Goethe in der Wiege durch sein frühreifes und altes Gesicht etwas komisch wirkt; er schaut so würdevoll darein, als hätte er bereits in den Windeln alle seine Werke geschrieben. Die literarischen Beiträge behandeln folgende Themata: Goethe's Beziehungen zu Wilhelm v. Diede. Mit sechs ungedruckten Briefen Goethe's. Von Prof. Dr. V. Valentin; Die Familien Goethe und Bethmann. Von Dr. Heinrich Pallmann (München); Der junge Goethe und das Frankfurter Theater. Von E. Mentzel; Zwei Bilder aus Goethe's Jugendzeit. Von Alex. Frhrn. v. Bernus auf Stift Neuburg; Zum Erdgeist in Goethe's „Faust". Von Dr. Robert Hering; Friedrich Georg Goethe, des Dichters Großvater. Von Dr. R. Jung; Goethe und seine Vaterstadt. Von Dr. O. Heuer. In dem letzten Aufsatze finden wir eine interessante Darlegung der Umstände, welche Goethe in seinen späteren Lebensjahren (1817) veranlaßten, aus dem Frankfurter Bürgerverbande auszuscheiden. Ueberhaupt bieten diese Aufsätze manchen neuen Beitrag zu des Dichters Lebensgeschichte und manche neue Aufschlüsse über die mit ihm in Verbindung stehenden Personen. Alles in allem stellt sich die Festschrift als eine der Stiftung, die die Hüterin des Geburtshauses des großen Mannes ist, würdige Gabe dar.

d. **Gletscher-Konferenz.** Vom 20. bis 25. August tagte am Rhone-Gletscher und auf der Grimsel eine Konferenz von Gletscherforschern, die Prof. D. Ed. Richter aus Graz dorthin einberufen hatte, um in gemeinsamer Berathung schweizerischer und ostalpiner Forscher sich über verschiedene schwebende Fragen zu einigen, schwankende Ausdrucksweisen in Ordnung zu bringen und ein Forschungsprogramm für die Zukunft festzustellen. Von Schweizern waren u. A. anwesend: Hagenbach-Bischof (Basel), Heim (Zürich), Forel (Morges), Lugeon (Lausanne), Brückner (Bern), ferner Penck (Wien), Finsterwalder (München), Emden (München), Richter (Graz), Crammer (Wiener-Neustadt), v. Drygalski (Berlin), Baron v. Toll (St. Petersburg) und H. Fielding Reid (Baltimore). Die Versammelten begingen an drei Tagen verschiedene Abtheilungen des Rhone-Gletschers und zwar unter der Führung des verdienstvollen Leiters der Rhone-Gletscher-Vermessung, Ingenieur Held. Am vierten Tage besuchte man den großen Unteraargletscher, den Schauplatz der bahnbrechenden Untersuchungen von Agassiz. In einer Schlußsitzung im Grimselhospiz wurde ein ausführlicher Befund über die an beiden Gletschern beobachteten Strukturverhältnisse (Bänderung) festgestellt, ferner ein von Heim ausgearbeitetes Schema zur Nomenklatur der Moränen angenommen; endlich in 17 Punkten die Wünsche nach der Richtung und Methode zukünftiger Forschung zusammengefaßt. Es kann hervorgehoben werden, daß das Interesse besonders den von der Gletscherforschung seit mehreren Jahrzehnten wenig beachteten Strukturverhältnissen zugewendet war. Da bei der Konferenz die in der Schweiz und in Oesterreich für Gletscherforschung maßgebenden Persönlichkeiten vereinigt waren, so ist zu hoffen, daß jene Wünsche nicht auf dem Papier bleiben werden.

w. **Ueber die arktische Forschungsreise des Fürsten von Monaco** erhält der „Temps" nachfolgende Nachricht. Die „Prinzessin Alice" kam am 25. Juli nach Spitzbergen. Ohne weiteren Aufenthalt im Süden und in der Mitte der Inselgruppe fuhr sie weiter nordwärts, an der Insel Amsterdam vorbei. Der Weg wurde immer mehr durch das Eis behindert, bis endlich eine große Eisfläche das Weiterkommen abschnitt. So von der Bai Liefde, wo hydrographische Arbeiten in Aussicht genommen waren, getrennt, beschloß der Fürst von Monaco die in der Nähe liegende Rothe Bai für einen längeren Aufenthalt aufzusuchen. Dies gelang und es stellte sich heraus, daß diese Bai eine vorzügliche Unterkunftsstätte bot. Leutnant Guissez erhielt den Auftrag, die ganze Oertlichkeit eingehend aufzunehmen, und nachdem eine Woche lang Vermessungsarbeiten vom Schiffe aus vorgenommen worden waren, ward für die weiteren Untersuchungen eine kleine Expedition gelandet, welche mit Lebensmitteln für mehrere Wochen ausgerüstet war. Daraufhin wandte sich die „Prinzessin Alice" südwärts und ging in der Advents-Bai vor Anker.

* **Wien.** Wie klerikale Blätter mittheilen, ist der Professor der österreichischen und Tiroler Geschichte an der Universität Innsbruck, Dr. Joseph Hirn, der seinerzeit dem Kultusministerium in Wien zugetheilt war, als Nachfolger des verstorbenen Hofraths Alfons Huber zum Professor der österreichischen Geschichte an der Wiener Universität ernannt worden. Professor Hirn ist Tiroler Landtagsabgeordneter und hervorragendes Mitglied der klerikalen Partei im Lande.

* **Rom.** Einer der bedeutendsten unter den gegenwärtigen Nationalökonomen Italiens, Hugo Mazzola, Professor an der Universität Pavia, ist am 16. d. M. in Courmayeur gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. A. Zweck: Litauen. Eine Landes- und Volkskunde, 1898; Dr. R. Armstedt: Geschichte der kgl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen, 1899; Dr. E. Borkowsky: Die Geschichte der Stadt Naumburg an der Saale. (Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen, Landschaftskunden und Städtegeschichten.) Ebd. 1897. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. V. Band (2. Abtheilung), 19. Heft. Lieferung 329. Ungarn. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hofbuchhandlung. — Camera Obscura. Illustrirte internationale Monatsschrift für Photographie in vier Sprachen. 1. Jahrgang. Nr. 1. Düsseldorf, Ed. Liesegang 1899. — J. Aumüller: Was thut noth? Staatsmännische und volkswirthschaftliche Winke in der jetzigen Lage. München, Louis Finsterlin 1899. — E. Freund: Eine mehr als tausendjährige Illusion des menschlichen Geistes und ihre Folgen, oder die Beseitigung des großen Hindernisses, welches der Lösung der Flugfrage im Wege liegt. Wien, Selbstverlag 1899. — Dr. Castor: Das sexuelle Moment im Flagellantismus. Eine psycho-physiologische Studie. Berlin, Dr. R. Wrede, Kritik-Verlag 1899. — Dokumente der Frauen. I. Band, Nr. 10. Wien, Administration der Dokumente der Frauen 1899. — E. F. Haupt: Gedichte Goethe's. Ins Lateinische übertragen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1899. — F. Stier-Somlo: Große Kinder. Novellen. Berlin, Märkische Buchhandlung (Eugen Beer) 1898. — Xenien, Sprüche und Gedanken von Einem. Dresden, Glöß 1899. — A. v. Teschendorf: Das Rad in Reimen oder alles, was von seinem Rad Jedermann zu wissen hat. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer 1900. — *Revue des deux mondes.* 69e année. IV. période. Tome 154. 3e livraison. Paris, 1er Août 1899. — A. Strödel: Unsre Fahne. Gedenkschrift. Prag, Lese- und Redehalle der deutschen Studenten 1899. — Monatshefte des Budapester Communal-statistischen Bureaus. 27. Jahrg., Nr. 311 u. 312. Budapest, April und Mai 1899.

---

[1] „Aus Herders Nachlaß", I, 308.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Mittwoch 30. August. Nummer 197.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Die Erlebnisse der Gelehrtendeputation in St. Petersburg und Finnland.

n. Ueber die Schicksale der Gelehrtendeputation, welche in St. Petersburg eine Sympathieerklärung für Finnland überreichen wollte, ist auch in den deutschen Blättern in Kürze berichtet; daß Näheres darüber bislang nicht verlautete, erklärt sich schon daraus, daß jener Deputation kein deutsches Mitglied angehörte. Aber ein lebhaftes Interesse hat die Sache auch für Deutschland, das an Theilnahme für Finnland hinter keinem anderen Lande zurücksteht und von dessen Gelehrten und Künstlern über 160 klangvolle Namen eine Erklärung unterzeichnet haben. So mag es gestattet sein, über jene Vorgänge an der Hand einer ausführlichen und anziehenden Darstellung kurz zu berichten, welche Prof. van der Vlucht, das niederländische Mitglied jener Deputation, im „Allgemeen Handelsblad" von ihren Erlebnissen in St. Petersburg und in Finnland gibt.

Es war am 25. Juni, als zu St. Petersburg im Hotel d'Europe die Gelehrten zusammentrafen, welche jene Aufgabe übernommen hatten. Es waren ihrer sechs an der Zahl: der Senator und frühere Minister Trarieux, der berühmte Entdecker Nordenskiöld, Prof. Brusa aus Turin, der norwegische Geologe Brögger, Dr. Normann Hansen, Direktor der Augenpoliklinik in Kopenhagen, und Dr. van der Vlucht, Professor der Rechte zu Leiden. Es schien den Herren angemessen, sich wegen des Zugangs zum Kaiser zunächst an den Minister des kaiserlichen Hauses, Baron Freedericks, zu wenden. Sie trafen am 26. Juni Se. Exzellenz nicht zuhause, vernahmen aber, daß er am folgenden Tage nachmittags voraussichtlich zu sprechen sei. An diesem Tage wurden sie in der That empfangen; um jeden Schein der Ueberrumpelung zu vermeiden, hatten sie ihren Karten einen von Trarieux verfaßten und von Allen unterzeichneten Brief beigefügt, worin der Zweck des Besuches kurz angegeben war. Sie wurden von dem Minister, der in Persönlichkeit und Umgebung einen wahrhaft vornehmen Eindruck machte, in höflichster Weise empfangen; es ergab sich alsbald, daß er über die Adresse und das Vorhaben der Herren noch ohne alle Kunde war; auch war ihm nicht begreiflich zu machen, daß Jene lediglich aus eigener Initiative, ohne Anstiftung durch Jemand anders nach St. Petersburg gekommen seien; immer wieder kam er darauf zurück, wer eigentlich hinter der Sache stecke. Das Gesuch um eine Audienz beim Kaiser setzte ihn in einige Verlegenheit, die Sache sei ohne allen Präcedenzfall, nach seiner Meinung sei der richtige Vermittler der Minister des Innern, indeß wolle er sich die Sache noch überlegen und in zwei Tagen seinen Bescheid sagen. Schon am folgenden Tage brachte ein Kammerdiener die Botschaft in das Hotel d'Europe, daß der Minister des kaiserlichen Hauses außerstande sei, den Wunsch der Herren zu erfüllen.

So hieß es nun sich an den Minister des Innern, Goremykine, zu wenden. Wieder war der erste Besuch vergeblich, am folgenden Tage aber ertheilte der Minister Audienzen in seinem Departementsgebäude. Die Herren wurden vor allen Anderen empfangen. Der Minister war sehr gesprächig und von glattester Höflichkeit, auch er aber lehnte seine Mitwirkung ab und gab der Deputation den Rath, nach Peterhof, der Residenz des Kaisers, zu gehen und sich direkt an den Adjutanten vom Dienst zu wenden.

So ging es denn am 1. Juli bei heißem Sommerwetter über die Baltische Station dahin. Es war an der Bahn ein großes Gewimmel; unter mannichfachen Würdenträgern sahen die Herren auch Pobedonoßzew, einen Mann von schlichter äußerer Erscheinung und wachsweißem Gesicht. In Peterhof wurden sie von dem Befehlshaber der Wache an den Kommandanten des Palais, den General Hesse, gewiesen, dieser aber war weder in Peterhof, noch in St. Petersburg anzutreffen. Die Aussicht auf eine Audienz schien damit ganz zu verschwinden und ein Theil der Deputation glaubte schon alle Bemühung einstellen zu sollen. Als man aber in das Hotel zurückkehrte, fand sich eine Karte vom Minister des Innern vor, der persönlich dagewesen war und auf eine Karte geschrieben hatte, man möge nicht nach Peterhof gehen, sondern am folgenden Tage zwischen 1 und 2 Uhr ihn selbst in seiner Villa auf der Apothekerinsel besuchen. Mit großer Spannung begab man sich dorthin. Der Minister kam seinem Besuch liebenswürdig entgegen und führte die Herren nach seiner Veranda, wo eine mit Leckerbissen beladene Tafel gedeckt war. Bei Zigarren und Thee kam das Gespräch zunächst auf das schöne Wetter, dann aber ließ der Minister in vorsichtigstee und schonendster Weise durch das Gespräch die Botschaft durchblicken, ihm sei die Mittheilung aufgetragen, daß die nachgesuchte Audienz verweigert sei. Auch die letzte, von Trarieux vorgeschlagene Möglichkeit, den General Hesse oder einen anderen Hofbeamten zu bewegen, die Adresse persönlich in Empfang zu nehmen und dem Zaren zu überbringen, scheiterte; auf eine telephonische Anfrage erfolgte der Bescheid, der dem General gegebene Befehl lasse keinen Zweifel darüber zu, daß der durchlauchtigste Herr die Adresse ebensowenig annehmen wolle als die Herren selbst.

So war nichts mehr zu machen und es ging nun rasch an die Rückkehr. Den Weg über Finnland zu nehmen, was der Deputation von Freunden dieses Landes dringend nahegelegt war, schien erst bedenklich, da man alle Verschärfung der Sache vermeiden und nichts thun wollte, was als ein feindlicher Schritt gegen Rußland gedeutet werden konnte. Erst als jene Freunde sie darüber ganz beruhigt hatten, wurde jene Route gewählt. Und nun begann ein Kapitel im Leben jener Herren, nicht mehr als 34 Stunden lang, aber innerhalb dieser kurzen Zeit überreich an unvergeßlichen Eindrücken. Die Finnländer verlassen sich nicht mehr auf Post und Telegraph. Aber sie haben das Telephon, ihr

Digitized by Google

Land ist mit einem Netz von Drähten überdeckt. So waren die Anwohner der Strecke, über welche die Reise ging, über die Schicksale der Deputation und über ihren Entschluß, durch Finnland zu reisen, genau orientirt und man bereitete der Deputation einen Empfang, so warm, so aufrichtig, so herzergreifend, daß ihre Mitglieder, meist Männer auf der Höhe des Lebens, durch die Fülle edler und großer Eindrücke bis zu Thränen gerührt waren.

Die Abreise erfolgte abends um 11 Uhr, die Reihe der Dankbezeigungen begann in Wiborg, wo der Zug um 2 Uhr nachts hielt. In den Straßen und auf dem Perron standen Hunderte von Menschen, um die Herren zu begrüßen, es gab dabei keinen Lärm, kein lautes Gethue, so wenig wie irgend im weiteren Verlauf der Reise, sondern ernst und besorgt gaben Männer, in völliger Klarheit über die Tragik des Augenblicks, ihrem tiefen Dank Ausdruck gegen diejenigen, welche mit ihrem Kummer Mitgefühl gezeigt hatten.

Der zweite Aufenthalt war um 7 Uhr morgens bei dem Dorfe Kilmäki. Man verließ den Schlafwagen, um sich einen Augenblick zu erfrischen. Von den Dorfbewohnern wurde freundlichst guten Morgen geboten, beim Wartesaal stand ein Sängerchor, der die beiden schönen und eindringlichen Nationalhymnen Finnlands vortrug.

Um 9 Uhr war die Hauptstadt Helsingfors erreicht. Die Umgebung des Bahnhofs war schwarz von Menschen. Die nächste Begrüßung erfolgte wiederum durch den Gesang finnischer Volkslieder. Hr. Trarieux sprach ein paar Worte des Dankes. In offenen Landauern fuhr man durch die Stadt nach einem Hotel, wurde aber bald zu einer Rundfahrt abgeholt und dann nach dem „Brunnenhaus" geführt. Hier hatten sich auf einer sehr geräumigen Veranda, welche über eine Wiese hinweg einen Blick auf die See bot, die Spitzen der Bevölkerung, vornehmlich auch Finnlands Adel, zu einem solennen Mahl versammelt. Vorsitzender war der frühere Professor Staatsrath Estlander. Nachdem er in vortrefflichem Französisch den Gefühlen Finnlands gegen seine Freunde aus dem Westen Ausdruck gegeben hatte, brachte Trarieux in taktvoller Weise den ersten Toast auf den Großfürsten von Finnland aus. Dann folgte eine Reihe von Toasten und darin wie im persönlichen Gespräch hatten die Mitglieder der Deputation die reichste Gelegenheit, die Stimmung der Finnländer kennen zu lernen. Zweierlei trat dabei besonders hervor: die Tiefe und Lebhaftigkeit der nationalen Gesinnung und dann der innige Dank für die Theilnahme „Europa's". „Wir wußten nicht, was wir hörten," sagte der Vizepräsident des Gemeinderaths der Hauptstadt, „wir hatten nicht gedacht, daß der Westen sich so erwärmen würde für uns Entlegene in der Nordostecke." Die Dankbarkeit schien das ganze Volk gleichmäßig zu durchdringen. Eine der anwesenden Damen erzählte, daß sie am Morgen beim Verlassen ihres Landgutes dem Gartenjungen zugerufen habe: „Ich gehe den Herren aus Europa zu danken, die ein gutes Wort für uns beim Zaren einlegen wollten." „O, gnädige Frau," antwortete darauf der Junge, „danken Sie ihnen, bitte, auch für mich."

Um 6 Uhr nachmittags mußte von Helsingfors geschieden sein. Alle Theilnehmer an dem Festmahl und Hunderte Anderer gaben das Geleit bis zum Bahnhof. Die Herren Trarieux und Nordenskiöld, welche zuerst ankamen, wurden mit Blumen buchstäblich überschüttet. Aber auch für die Folgenden blieben noch Hände voll übrig. Alles drängte sich an die Wagen, um Worte des Dankes und Hoffnungen auf Wiedersehen zu äußern. Der letzte Eindruck war der Klang der beiden ergreifenden Volkslieder.

Wohin der Zug kam, gab es unablässiges Winken und Zurufen, wo ein Halt war, Musik, Blumen, kurze Ansprachen herzlichster Art; in Thopola, wo man um 10½ Uhr den Zug verließ, stand durch Fürsorge der Verwaltung der Hauptstadt eine Mahlzeit bereit, ein Dilettantenorchester machte dazu Musik. Vor Abo, wo man zu Schiff gehen wollte, wurde noch einmal gehalten in Mustijala, dem Sitz der landwirthschaftlichen Akademie Finnlands. Mitternacht war vorbei, aber am Bahnhof standen vollzählig nicht nur die Studenten, sondern auch die Studentinnen. Die dargebotenen Bouquets füllten vollständig das Coupé des Hrn. Trarieux. Noch anderthalb Stunden und man kam zu der alten Hafenstadt, wo die Reisenden nach allen wunderbaren Eindrücken der Reise das unvergleichlichste Schauspiel erwartete.

Es war 2 Uhr in der Nacht. Schon am Bahnhof empfing ein Theil der Bevölkerung die Reisenden. Vor allem aber war eine dichtgedrängte Menge von Tausenden in der Nähe des Schiffes versammelt. Sobald man die Mitglieder der Deputation nahen sah, wich die Menge nur wenig auseinander, so daß ein schmaler Durchgang für jene offen blieb. Der Bürgermeister trat auf Hrn. Trarieux zu und drückte ihm still die Hand; nichts mehr. Diese Stille sprach mehr als alle Worte. Schwarzgekleidete Damen traten vor und überreichten jedem Einzelnen der Herren einen Strauß. Schweigend gingen diese durch die schweigenden Reihen, der ganze Weg war mit Syringen bestreut. Endlich, als sie auf dem Schiff standen, brachen unter dem Halblicht der wolkenlosen nordischen Sommernacht all die Tausende auf einmal los in die wehmüthigen nationalen Hymnen, welche den Reisenden schon den ganzen Tag zugeklungen waren; es war das, zugleich inmitten einer stillen und großen Natur, ein aufs tiefste ergreifendes, unvergeßliches Schauspiel. Und endlich, im Augenblick des Ankerlichtens erhob sich strahlend die Sonne.

Langsam steuerte das Schiff aus dem Hafen, zuerst begleitet von einer Flottille anderer Fahrzeuge. Nach und nach blieben diese zurück, zuletzt hielt nur noch ein kleines Schleppboot mit finnländischen Studenten aus. Als auch sie endlich wenden mußten, schienen sie sich einen Augenblick über die Wahl eines Abschiedsgeschenkes zu berathen, und im folgenden Augenblick flog mehr als ein Dutzend zierlich weißer Korpsmützen über die Verschanzung auf das Deck. Mit diesen geschmückt, riefen die Herren den Studenten ihren Dank zu. Die letzte Ovation erfolgte zu Marienham auf Aland. Man mußte aussteigen, wurde festlich begrüßt und im „Kurhaus" liebenswürdig bewirthet; als man in das Schiff zurückkehrte, hatten die Badenmädchen die Hunderte von Sträußen, die in der Kajüte aufgestapelt lagen, an der Außenseite aufgehängt und darüber die ganze Ausdehnung des Verdecks mit Birkenbäumchen geziert, welche an der Verschanzung befestigt waren. Dann nach ein letzter Chorgesang, ein letztes Hurrah, ein förmliches Bombardement mit großen Bündeln von Syringen und nun war endgültiger Abschied von Finnland genommen.

Im Rückblick auf die ebenso großartigen wie ergreifenden Eindrücke der Reise hebt Professor van der Vlugt hervor, daß in allen Kundgebungen kein einziges verletzendes Wort gegen Rußland und den Zaren fiel, auch nicht gegen den Kriegsminister und gegen den Generalgouverneur von Finnland. Vom Beginn bis zu Ende bewahrte die Kundgebung einen streng sachlichen, positiven Charakter, ließ sie alles Persönliche aus dem Spiel. Finnland erklärte seine Freiheiten wahren zu wollen, die seine Rechte sind. Aber es erniedrigte sich keinen Augenblick zu einem Schelten auf seine Gegner. Für jenen Kampf um Freiheit und Recht aber war die Theilnahme Europa's, deren Ausdruck die Deputation überbrachte, eine gewaltige innere Stärkung und Ermuthigung; das bekundeten die Eindrücke der Reise durch Finnland in überzeugendster Weise.

Digitized by Google

## Eine Reise im östlichen Honduras.

Unter allen atlantischen Hafenplätzen Mittelamerika's, welche ich kenne, kommt keiner Trujillo an landschaftlicher Schönheit gleich. Eine flache Landzunge springt hier in schöngeschwungenem Bogen weit ins Meer vor und bildet so die Bucht von Trujillo, welche im Süden von steil aufragenden, urwaldbedeckten Bergen begrenzt wird, deren Fuß beinahe bis ins Meer heranreicht. Auf dem am weitesten vorgeschobenen Ausläufer des Gebirges liegt etwa 30 m überm Meeresspiegel die freundliche Stadt Trujillo (Truxillo), mit einem halbverfallenen Fort, das noch aus der spanischen Kolonialzeit stammt und mit großen, alterthümlichen Kanonen bewehrt ist. Im Osten und Westen der Stadt dehnen sich dem Meeresufer entlang ansehnliche Karaibendörfer aus, deren strohgedeckte Holzhütten, inmitten graziöser Kokospalmen erbaut, einen wirksamen Gegensatz zu den Blech- und Ziegeldächern der Stadt bilden. In geschwungenen Linien setzt sich die Meeresküste nach Westen hin fort und im Norden erblickt das Auge die zarten Konturen der Gebirge von Ruatan. Mit Bewunderung hatte ich im Jahre 1888 dies prächtige Bild vom Dampfer aus erschaut und mit Bewunderung weidete sich mein Auge auch jetzt wieder an dem reizvollen, von der allzeit genialen Mutter Natur entworfenen Gemälde mit seiner grandiosen Bergumrahmung, als ich im März 1898 aus dem gebirgigen, sehr spärlich besiedelten Innern von Honduras an die Meeresküste gelangte und im Südwesten die Stadt Trujillo vor mir liegen sah. Mit Vergnügen bemerkte ich dann beim Betreten des Städtchens die stattlichen zweistöckigen Häuser der bedeutenderen Kaufleute, die gutgehaltenen Straßen, den großen, allerdings rasenbewachsenen Platz und andere Einzelheiten, welche von früher her in meinem Gedächtniß hafteten, und es beschlich mich leise das wohlthuende Gefühl, das uns zu überkommen pflegt, wenn wir unerwartet einen lieben alten Bekannten in der Fremde treffen. Bald bemerkte ich aber bei näherem Zuschauen zu meinem großen Bedauern, daß das Städtchen doch anders geworden war seit der Zeit meines ersten Besuchs: die belebten Hotels von damals waren aus Mangel an Gästen eingegangen, manche der schönen, mit freundlichen Veranden versehenen Holzhäuser waren verwahrlost und dem Einfallen nahe, die Straßen waren noch stiller als zuvor und der weite Hafen fast ohne Schiffe. Der größte Theil des Handels hat sich während des verflossenen Jahrzehnts nach dem nahen Ceiba verzogen; die meisten Reisenden wählen nunmehr wegen des schlechten Zustandes der von Trujillo ausgehenden Wege das günstigere Puerto Cortez als Eintrittsroute, da von Puerto Cortez eine Eisenbahn ein Stück weit ins Innere führt und den Weg nach der Hauptstadt kürzt; auch bestehen von dort häufige und regelmäßige Dampferverbindungen mit dem Ausland, während Trujillo gegenwärtig nur noch selten von Dampfern angelaufen wird. Da sich außerdem am östlichen Theil der atlantischen Küste von Honduras Port Burchard bei Iriona als Hafen mehr und mehr geltend macht, so kommt Trujillo immer mehr zurück, und die Stadt, welche einst die Residenz eines Ferdinand Cortez gewesen, behauptet gegenwärtig nur noch eine untergeordnete Bedeutung, denn das dazu gehörige Hinterland ist nur schwach bevölkert und arm an Produkten. Die Ausfuhr Trujillo's besteht hauptsächlich aus Häuten, Kautschuk und Sarsaparilla, sowie in lebendem Vieh, Pferden und Maulthieren, welche nach Cuba und Britisch-Honduras verschickt werden; Kaffee hat erst in allerneuester Zeit eine nennenswerthe Stelle unter den Ausfuhrgegenständen erlangt; sein Export dürfte infolge der gedrückten Kaffeepreise in nächster Zeit kaum zunehmen.

Mit einiger Mühe gelang es mir, in Trujillo ein kleines Hotel ausfindig zu machen, das von einem alten Franzosen bescheiden, aber gut geführt wird, und ich freute mich sehr, nach einer mehrwöchigen, beschwerlichen Fußreise für ein paar Tage wieder ein Heim zu besitzen. Ich bekam ein Zimmer in einem zweistöckigen Holzhause, dessen obere Veranda zum Theil schon eingefallen war, und bewohnte ganz allein mit meinen drei Indianern das große Gebäude. Bei Nacht war ich sogar der ausschließliche Bewohner desselben, da meine guten Indianer glaubten, das Haus könnte einfallen und deßhalb vorzogen, die Nacht im Freien auf dem Hofe zuzubringen!

Ich fühlte mich recht behaglich in Trujillo, umsomehr, als ich bald einige angenehme Bekanntschaften geschlossen hatte und meine freie Zeit mit Plaudern, Spazierengehen und Besuchmachen gut ausfüllen konnte. Am ersten Tage meines Aufenthalts in Trujillo stellte ich mich dem Gobernador politico, dem obersten Beamten des Departamento, vor und traf einen alten, freundlichen Herrn, der in seiner Amtsstube die Zeitung las und offenbar über meinen Besuch recht erfreut war, da derselbe ihm ein wenig Abwechslung verschaffte. Im Vorzimmer saßen seine zwei Schreiber, die gar nichts zu thun hatten und sich mit Schwatzen und Gähnen die Zeit vertrieben! Ich konnte nicht umhin, im stillen einen Vergleich mit den entsprechenden Amtsstuben in Guatemala zu machen, wo zwar auch sehr vieles nicht so ist wie es sein sollte, wo die Leute aber doch jederzeit etwas arbeiten oder wenigstens so thun, als ob sie mächtig zu arbeiten hätten. — Aehnlich wie in der Gavernacion politica geht es auch im Postbureau zu, und es ist recht bezeichnend für den gegenwärtigen Verkehr von Trujillo, daß der Postverwalter erst im Tarif nachsehen mußte, welches Porto Briefe und Postkarten nach Deutschland bezahlen müssen, ehe er meine Briefschaften annahm. Dann aber wurde ich in einen Kaufladen geschickt, wo Postmarken zu kaufen waren, denn auf dem Postamt zu Trujillo sind diese Dinge nicht zu haben. Als alles glücklich besorgt war, erkundigte ich mich, wann die Briefe wohl befördert würden und erhielt die beruhigende Auskunft, daß der erste anlaufende Dampfer sie mitnehmen werde; wann ein Dampfer eintreffe, war freilich noch unbekannt.

Herrlich waren in Trujillo die Abende, wenn die Hitze des Tages nachgelassen hatte und die Temperatur der Luft unter dem Einfluß der Seebrise angenehm kühl geworden war. Ich ging dann gewöhnlich am Meeresstrand mit einem meiner Bekannten spazieren und freute mich an dem munteren Spiel der Wellen an den sandigen Ufern; sanft schaukelten die wenigen kleinen Segelboote auf und nieder, welche in der Bucht verankert waren. Nur wenige Spaziergänger pflegten um diese Stunde das Gestade zu beleben, welches inmitten der großartigen Umgebung im Schein der untergehenden Sonne gar majestätisch und stolz erschien. Noch mehr aber wurde meine Seele bewegt, als ich eines Abends von der steinernen Ruhebank aus, welche neben dem alten Fort erbaut ist, die grandiose, schweigsame Scenerie rings um mich her betrachtete; die Sonne, bereits dem Untergange nahe, badete die dunklen bewaldeten Berge in rosigem Schimmer; heller leuchtete das unendliche Meer zu meinen Füßen, die Strahlen der Sonne wiederspiegelnd, und nur gedämpft drang das unermüdliche Branden der Wellen an mein Ohr; aus weiter Ferne grüßten, von mattem Dunst umschleiert, die Berge von Ruatan und voll von all dieser Schönheit der Natur begann ich zu träumen und gedachte des großen Cortez, der hier auch gar manches Mal des Abends gestanden haben mag, versunken in den Anblick des herrliches Bildes, und in Gedanken an Ruhm und Herrschaft der Heimkehr nach Mexico vergaß, wo seine Freunde ihn ungeduldig erwarteten. Aber plötzlich riß mich mein Begleiter, ein nüchterner Nordamerikaner, aus meinen

Digitized by Google

Träumereien, indem er mich fragte, ob ich wüßte, wie lange die Sonne zum Untergange brauche? Ohne meine Antwort abzuwarten, theilte er mir dann mit, daß dazu zwei Minuten nöthig seien, und mein zweiter Nachbar zog sofort die Uhr heraus, um diese Angabe zu prüfen. Ich brauchte das nicht zu thun, denn eine kurze Ueberlegung über den scheinbaren Durchmesser der Sonne zeigte mir die ungefähre Richtigkeit der Mittheilung, aber die schöne Stimmung war unwiederbringlich verloren und obgleich ich mich durch den Gedanken an Cortez wieder hineinzuversetzen suchte, so war es doch ganz vergeblich, denn ich brachte jetzt nur noch so viel heraus, daß Cortez damals an Malaria erkrankt gewesen sein müsse, da nur diese Krankheit solch unbegreifliche psychische Depressionen hervorzurufen pflegt, wie wir sie an Ferdinand Cortez beobachten, als er im Jahre 1526 Trujillo trotz der dringenden Mahnungen seiner Freunde nicht verlassen wollte und mehrmals nach erfolgter Abreise wieder dahin zurückkehrte.

Ich muß gestehen, ich war ärgerlich über die nüchterne Unterbrechung meiner Träumereien, denn mit fortschreitendem Alter kommt man immer seltener und schwerer in den jugendlich süßen Zustand des weichen Träumens hinein; ich tröstete mich aber bald dahin, daß meine zweite Vorstellung von Cortez entschieden richtiger war als meine erste, denn ein bißchen sentimalen Naturgenusses konnte solch eiserne Energie, wie die des erwähnten ehrgeizigen Spaniers, unmöglich lähmen, wohl aber die heimtückische Malaria mit ihrer herabstimmenden Wirkung auf das menschliche Nervensystem.

Am 24. März 1898 früh morgens hängte ich wieder nach meiner Gewohnheit Hammer und Revolver um meine Lenden, nahm Kompaß und Notizbuch in die Tasche, öffnete zum Schutz gegen die unerbittlichen Sonnenstrahlen meinen Regenschirm und indem ich mit meinen drei wohlbepackten Indianern die Stadt verließ, begann ich wieder meine Schritte im Kopfe zu zählen, um auf diese einfache Weise die Entfernungen zu bestimmen, denn es thut wirklich noth, die ganz unzuverlässigen Karten des Landes einigermaßen zu verbessern, da an eine eigentliche Landesaufnahme noch lange nicht wird gedacht werden können.

Unser Weg führte zunächst an den freundlichen einfachen Holzhäusern und den wunderhübschen Kokospalmgruppen des westlichen Karaiben-Dorfs vorbei und folgte dann dem Meeresstrande, dessen Sandanhäufungen an vielen Stellen die Bäche nicht direkt ins Meer ausmünden lassen, sondern zu langgedehnten, dem Meeresufer ungefähr parallelen, schmalen Wasseransammlungen aufstauen („Esteros“). Die Ufer dieser Esteros mit ihrem brackischen Wasser sind von Mangrovegehölz bestanden, deren abenteuerliche, vielfach verzweigte, hoch über das Wasser hervorragende Wurzeln ein gar befremdliches Bild gewähren. Kaum haben wir den Meeresstrand bei dem Weiler Campamento verlassen, so beginnt unser Weg anzusteigen und die Hitze fängt an sich sehr fühlbar zu machen, denn obwohl eine überaus üppige Tropenvegetation mit herrlichen Corozopalmen hier allenthalben die Hänge des Gebirgs bekleidet, so ermangelt die Straße doch des Schattens, da sie ziemlich breit ausgeschlagen ist. Munter rauschen zahlreiche klare Bäche über mächtige Granitblöcke dem Meere zu und alle Augenblicke hat der Reisende Gelegenheit, diese Bäche zu durchwaten oder von Stein zu Stein zu überspringen, oder er kann auch, wie ich es that, von den Dienern sich hinübertragen lassen, denn Brücken sind in diesem Lande eine große Seltenheit und wenn man je welche trifft, so sind es häufig nur quer über den Bach gelegte Baumstämme, Copante genannt, über welche man bei einiger Uebung leicht hinwegbalancirt, während freilich eine kleine Ungeschicklichkeit ein unfreiwilliges Bad zur Folge hat. Brücken über kleinere Gewässer sind hierzulande auch meist unnöthig, da die Mehrzahl der Reisenden zu Pferd geht und die Fußgänger, soweit sie Einheimische sind, gewöhnlich barfuß sind.

In geringer Höhe über dem Meere (etwa 280 m) überschreitet man bei dem Weiler El Zapote das Küstengebirge und bemerkt beim Abstieg zur Thalebene des Rio Aguan bald, daß die Ueppigkeit des Tropenwaldes allmählich abnimmt, und wenn man den breiten Thalboden des genannten Flusses erreicht hat, so findet man abwechselnd mit dem Urwald auch zahlreiche ausgedehnte Sabanostreifen und lichte, fast unterholzfreie Kiefernwälder, welch letztere freilich das hügelige Gelände der Thalebene vorziehen. Das Thal des Rio Aguan, der hier schon schiffbar ist, ist sehr einsam; nur selten trifft man kleine Weiler oder ansehnliche Haziendas, deren Bewohner sich sämmtlich (neben Maisbau) der Viehzucht widmen, für welche das offene, sonnendurchglühte, aber reich bewässerte Gelände sich vortrefflich eignet. Auf dem Weg trafen wir außer einem großen Viehtransport, der nach Cuba bestimmt war, etliche Maulthierkarawanen, welche theils Waaren ins Innere des Landes, theils Sarsaparilla und Häute nach dem Hafen zu bringen hatten. Sonst aber ist der Weg sehr still und verlassen und ich hatte auf dieser Strecke, zum erstenmal seit einem zehnjährigen Wanderleben in Mittelamerika, Gelegenheit, ein „wildes Thier“ im Freien zu sehen. Ich war einmal ein wenig vorausgegangen und sah in kurzer Entfernung vor mir (50 Schritte) ein großes Puma (Cuguar) aus dem Wald herauskommen, mit einem großen eleganten Sprung über ein Dorngebüsch hinwegsetzen und auf der andern Seite des Wegs wieder lautlos im Walde verschwinden. Das Thier hatte keinen Appetit nach Menschenfleisch, und da ich so friedfertig bin, keinem Thiere nachzustellen, das gefährlich werden könnte, so kamen wir Beide ganz gut miteinander aus; übrigens hätte der Bestie vermuthlich auch mein kleiner Revolver nicht sonderlich imponirt. Ich rief meinen Indianern zu, daß ein Puma hier vorbeigekommen sei, sie glaubten es mir aber erst, nachdem sie die Fährte des Thieres bei dem von mir bezeichneten Busch gefunden hatten. Gefährlicher, und daher auch gefürchteter, sind die Schlangen, und als wir zwischen Sonaguera und Terrero im Walde an einem Bächlein spät abends am 26. März unser Biwak bezogen und Feuer angezündet hatten, kam plötzlich unter unserm Holzstoß eine lange Schlange hervorgekrochen und wollte davoneilen. Als sie aber einen meiner Indianer vor sich erblickte, machte sie kehrt und kroch unter der Hängematte, in der ich lag, mit hocherhobenem Kopf durch, während ich schleunigst meine Füße in die Höhe zog. Dann schwamm das Vieh durch den Bach und schaute sich vom anderen Ufer aus ganz verwundert unser Lager an. Es war offenbar ein ganz ordentliches, gar nicht bösartiges Thier, das nichts anderes wollte, als im Frieden seiner Wege gehen. Meine bösen Indianer erkannten aber das friedfertige Gebahren der Schlange durchaus nicht an, sondern schnitten eine lange Gerte ab und schlugen sie todt, denn sie fürchten die Schlangen in der Trockenzeit besonders, da sich dieselben um diese Zeit härten und ihr Biß dann gefährlicher ist als sonst. Schlangen müssen übrigens in jener Gegend in großer Zahl vorhanden sein, denn als wir am nächsten Mittag im Schatten eines großen Baumes ganz behaglich geruht und gegessen hatten und wieder zum Aufbruch richteten, stellte sich heraus, daß ein junges, unerfahrenes Schlangenbaby sich unter dem Traggestell eines Indianers zum Mittagschläfchen hingelegt hatte, aus welchem es natürlich unverzüglich ins bessere Schlangenjenseits hinüberbefördert wurde.

Je weiter man dem Aguan-Thal landeinwärts folgt, desto trockener wird die Landschaft, desto dürftiger die

Digitized by Google

Vegetation, desto drückender die Luft. Die eigentlichen Wälder ziehen sich auf die Berghänge zurück, während man auf dem Thalboden und an den niedrigen Berghalden nur noch laublose Trockenwälder und wirre Dornstrauchdickichte antrifft, in denen die Sonnenstrahlen eine unheimliche Hitze ausbrüten, so daß der Wanderer sehnsüchtig nach den Kiefernwäldern ausspäht, welche die Bergreihen zu beiden Seiten des Thales bedecken. Die Hitze wird um so unangenehmer empfunden, als gerade in dieser Thalebene Bäche mit gutem Trinkwasser stellenweise sehr spärlich und die menschlichen Ansiedelungen gleichfalls erst weit voneinander entfernt sind. Der einzige bedeutendere Platz in diesem Thal ist Olanchito (ca. 170 m), eine „Stadt“ von wenigen Häusern, in welcher wir nicht einmal Brot auftreiben konnten. Brot ist überhaupt in diesen Ländern vielfach ein seltener Artikel, den man nur in größeren Städten mit Sicherheit erwarten darf. Aber auch Tortillas (die landesüblichen Maiskuchen) konnten wir häufig nicht bekommen, denn es herrschte gerade ziemliche Maisnoth im Lande, da im Jahr zuvor zur Zeit der Maissaat eben eine Revolution geherrscht und vielfach die Bestellung der Maisfelder verhindert hatte. Glücklicherweise konnte uns diese Maisnoth nicht viel anhaben, da wir uns von Stadt zu Stadt mit Brot, Reis, Salz, Zucker, Fleisch, Konserven, Thee ꝛc. verproviantirten und uns demnach ganz auf unsre eigenen Vorräthe verlassen konnten.

Am 30. März verließen wir die heiße Thalebene des Aguanflusses und wandten uns auf schmalen Saumpfaden in das Gebirgsland westlich davon, wo wir zwei Jicaque-Dörfer, Aguacaliente und Jimilla, besuchten. Die Jicaques sind ein verhältnißmäßig bedeutender Indianerstamm, welcher seinen Sitz hauptsächlich im Departemento Yoro hat (einige kleinere Ansiedelungen findet man auch bei El Palmar, südlich von St. Pedro Sula). Die Volkszahl wird auf 6000 geschätzt. Die Jicaques sind (bis auf ganz geringe, noch heute heidnische Reste) um die Mitte dieses Jahrhunderts von dem spanischen Missionär Manuel de Subirana zum Christenthum bekehrt und aus ihren zerstreut liegenden Einzelhütten herausgeholt und in Dörfer gesammelt worden. Sie legten hier bald ihre althergebrachte Tracht ab und gewöhnten sich rasch an Feuerwaffen an Stelle ihrer Bogen und Pfeile, so daß es mir zur Zeit meines Besuchs nicht mehr möglich wurde, irgend eines ihrer ehemaligen Kleidungsstücke und Waffen zu kaufen, oder auch nur zu sehen. Ich habe dies ungemein bedauert, da sich die Jicaques in dieser Hinsicht stark von den übrigen Indianerstämmen Mittel-Amerika's unterschieden, wie die Mittheilungen mehrerer älterer Personen bewiesen. Die Pfeile der Jicaques waren nur etwa 60 cm lang und mit eingelassenen dreikantigen Hartholzspitzen versehen, während die ebenfalls kurzen Pfeile der Leucas in Honduras mit Stahlspitzen bewehrt sind, die langen Pfeile der Lacandonen in Guatemala aber Feuersteinspitzen führen. Der hintere Theil der Pfeile ist bei den Jicaques und Lacandonen mit zwei Federn versehen, um den Flug geradlinig zu gestalten. Die Bogen waren kürzer (etwa $1\frac{1}{4}$ m lang) als bei den Lacandonen. Ihre Kleider stellten die Jicaques aus der bastreichen Rinde gewisser Bäume her. Die Rinde wurde abgezogen, geklopft, dann in Wasser eingeweicht und wieder geklopft, wodurch sie geschmeidig und das Stück zugleich breiter wurde. Die Seitenstücke dieser Rindenkleidung („Ule“) wurden stellenweise durch Nähte verbunden. Die Männer trugen ein Gewand, das vorn bis zur Mitte der Schenkel, hinten bis über die Knie herabreichte und um die Lenden durch Stricke aus demselben Stoff zusammengehalten wurde. In diese Stricke wurden rückwärts die Pfeile eingesteckt, die Federn nach oben gekehrt. Sandalen und Hüte waren unbekannt. Die Frauen trugen enge Röcke aus Rindenstoff und ein Oberkleid, welches vorn bis zu den Knien reichte, hinten aber so lang war, daß es nachschleppte, wenn es nicht hochgehalten wurde. Die Rindenkleider wurden häufig gefärbt. Jetzt tragen Männer und Weiber die landesübliche Baumwollkleidung, und auch in der Lebensweise unterscheiden sie sich kaum von den übrigen Hondureños, es sei denn, daß sie neben Mais und Bohnen sehr viel Yuca (Pfeilwurz) verzehren. Die Maismahlsteine machen die Jicaque-Weiber selbst, indem sie platte Rollsteine der Flüsse mit harten Steinen soweit zurichten, daß sie zum Mahlen geeignet werden. Früher müssen die Jicaques auf einer sehr viel höheren Kulturstufe gestanden haben, denn ich sah auf der Hazienda Guatarama's bei Agua Caliente einen ausgegrabenen alterthümlichen Mahlstein mit drei Füßen, deren vorderer die Gestalt eines prächtigen stilisirten Schildkröten- oder Iguana-Kopfes zeigt und mit Mäanderlinien verziert ist.

Unter den Jicaques (wie auch unter den heidnischen Lacandonen Guatemala's) ist Influenza als epidemische Krankheit aufgetreten und hat große Sterblichkeit verursacht. Die Jicaques hatten infolge dessen große Furcht vor Ansteckung und umgaben ihre Dörfchen mit einem Zaun, den Fremde nicht überschreiten durften und wenn man ihnen ein Stück Baumwollstoff schenkte, so nahmen sie es auf der Spitze eines Stocks auf und trugen es zum nächsten Wasser, um es naß zu machen und zu waschen, ehe sie es in Gebrauch nahmen. Das alles hat natürlich jetzt aufgehört, wenn sie auch immer noch, namentlich der weibliche Theil, sehr scheu sind und es nicht lieben, daß man ihre Häuser betrete. Die meisten sind sogar schon so sehr von der Kultur beleckt, daß sie ihre eigene Sprache zu vergessen anfangen und vorzugsweise spanisch sprechen.

Zum Dorf Jimilla (1190 m) steigt man von Rio de la Vega (320 m) bei Agua Caliente sehr steil empor, um auf der anderen Seite nicht minder steil zu einem zweiten Fluß (590 m) hinabzusteigen, denn Jimilla liegt auf der Höhe eines Bergkamms, der zwischen beiden Flüssen dahinstreicht. Nachdem man abermals zu 1300 m Höhe hinangestiegen ist, senkt sich der Weg nach der hügeligen, von ansehnlichen Bergzügen umsäumten Hochfläche von Yoro hinab, welche wir in südlicher Richtung durchquerten. Die Hochfläche besitzt wenig mehr als 600 m mittlerer Höhe. Im allgemeinen ist die ganze Gegend sehr arm; die Thalniederungen und sonstigen ebenen oder flachhügeligen Gelände sind mit dürren steppenhaften Buschwäldern oder Grasfluren bestanden; Kiefernwälder, mit Eichen, da und dort auch mit Liquidambar gemischt, bedecken die Höhen und nur die höchsten Gebirge sind mit regenfeuchten Urwäldern bestanden. Die Bewohner der Gegend widmen sich hauptsächlich der Viehzucht, wofür sich das Land sehr gut eignet, und bauen im übrigen nur so viel Mais, Bohnen, Zuckerrohr u. s. w., als sie für ihren eigenen Bedarf brauchen. Neuerdings wird, namentlich bei Yorito, auch Kaffee gebaut, aber bei den gesunkenen Preisen ist an weitere Neuanpflanzungen vorläufig nicht zu denken. Ein glattes Geschäft ist dagegen der Handel mit Sarsaparilla; denn die Händler von Yoro verkaufen den Zentner dieser medizinellen Wurzel in Trujillo zu 40 bis 48 Pesos, während die Jicaques, welche die Sarsaparilla in den feuchten Urwäldern des nördlichen Kustengebirgs suchen, nur 12 Pesos für den Zentner von den Händlern in Yoro erhalten.

Südlich von Yoro folgte ich überall dem Camino real (Hauptweg), der von der genannten Departementshauptstadt nach Tegucigalpa führt, der aber streckenweise sich in einem geradezu elenden Zustand befindet und selbst für Fußgänger sehr beschwerlich ist. Die Gegend bietet im allgemeinen wenig Interesse, denn obgleich sie sehr gebirgig ist, so bemerkt man doch nur sehr wenige Berggestalten, welche durch

ihre Größe oder ihre Form längere Zeit die Aufmerksamkeit des Reisenden zu fesseln vermöchten; die Vegetation zeigt immer wieder dasselbe Gesicht: Kiefernwälder auf den Höhen, Strauchsteppen und Savannen in den Niederungen. Dazu kommt, daß die ganze Atmosphäre von Rauch erfüllt war, da um diese Jahreszeit die gefällten Bäume und Büsche der frisch gerodeten, für Maisbau bestimmten Felder abgebrannt zu werden pflegen, und daher erschien auch die ganze Gegend dunstig und trübe. Das Abbrennen dieser Rodungen bietet übrigens häufig einen sehr schönen Anblick dar und da das Feuer gewöhnlich nicht gehütet wird, so setzt sich der Brand in kleinerem Maßstab auch in der Umgebung fort — sehr zum Schaden des Waldbestandes — und man hat manchmal bei Nacht Gelegenheit, großartige Feuerschlangen hoch an den Bergen hinkriechen zu sehen.

Die Siedelungen sind spärlich und meist armselig; vielfach trifft man Häuser, welche dem Einfallen nahe sind, und in Sulaco, dem traurigsten Dorf der ganzen Strecke, steht auch die Kirche unmittelbar vor gänzlichem Ruin. Um so reizvoller ist dafür der Anblick des Städtchens Cedros (ca. 1040 m), das malerisch an einem steilen Berghang aufgebaut ist und dessen weiße Häuser gar freundlich und sauber ins Thal herniedergrüßen. Aber auch Cedros hat seit Auflassung der dortigen Bergwerke seine Glanzzeit hinter sich, und das behäbige Aussehen der stattlichen Häuser ist demnach weniger das Zeichen herrschenden Wohlstands, als vielmehr die Erinnerung an einstige bessere Tage. Wandert man von Cedro südwärts über Jalaca und Cedrita nach dem Rio Grande, so trifft man, abgesehen von einigen ansehnlichen Viehhaziendas, nur dürftige Hütten und armselige, wenig bebaute, oft auch anbauunfähige Gefilde. Mit wahrem Vergnügen weidet sich daher das Auge an den schönen, in tiefem Thalgrund liegenden Bananenpflanzungen von Cofradia, zwischen welchen sich malerisch die gutgebauten Häuser des Dorfes erheben, und als ich bald darauf, in der Nacht des Gründonnerstags, in Tegucigalpa (940 m) eingetroffen war und am folgenden Tage die Stadt mit ihren zwar einfachen, aber doch gut gebauten Häusern und die sauberen Straßen mit ihren festtäglich gekleideten Menschen vor mir sah, da erschien mir die Stadt in einem ganz anderen Licht, als sieben Wochen vorher bei meiner ersten Ankunft in Tegucigalpa. Hatte ich damals unwillkürlich Vergleiche mit der reichen Stadt Guatemala angestellt, Vergleiche, die sehr zu ungunsten von Tegucigalpa ausfallen mußten, so betrachtete ich nun die Stadt aus einem ganz anderen Gesichtswinkel, indem ich die Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner zur Grundlage meines Urtheils machte, und wahrlich nun erschien mir Tegucigalpa gar stattlich und schön nach all der Armuth, welche ich in den letzten Wochen im Innern des Landes geschaut hatte, und ich begriff nun, weßhalb die Hondureños, die die Grenzen ihres Heimathlands noch nie überschritten hatten, mit so vielem Stolz von der Schönheit und dem Reichthum ihrer Hauptstadt sprechen, denn es ist eben alles relativ, und im Vergleich zu den benachbarten Gebieten im Norden ist Tegucigalpa freilich sehr ansehnlich, ja sogar großstädtisch, während dieselbe Stadt im Vergleich zu den arbeitsamen Bergwerksstädtchen im Osten allerdings wieder ungünstig wegkommt. Aber obgleich die Industrie in Tegucigalpa keine Heimath gefunden hat und die Einwohner nur in beschaulicher Ruhe hinzuleben gewohnt sind, gefiel mir doch die Stadt nun sehr gut, wozu der Kreis lieber Bekannten, die ich bei meinem ersten Aufenthalt gewonnen hatte, viel beitrug. Ich bemerkte nun bei näherer Bekanntschaft, daß bei manchen Einheimischen ein reges geistiges Interesse zu finden ist, und diese Beobachtung läßt mich für die Zukunft der Stadt und des Landes Besseres hoffen, als ich beim ersten Eindruck geglaubt hatte. Es ist eben überhaupt nicht möglich ein gerechtes Urtheil über eine Stadt sich zu bilden, wenn man nicht ihre Umgebung und ihre Einwohner näher kennen gelernt hat.

Dr. Carl Sapper.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte von Michael Bernays. 4. Band. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Georg Witkowski. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock) 1899. — Der vorliegende vierte Band, der die Sammlung von Bernays' kleineren Schriften abschließt, ergänzt das Bild seines umfassenden Wirkens nach zwei Seiten: in den Abschnitten „Zum deutschen Drama und Theater" und „Zur Neuesten Literatur" bietet er anziehende Dokumente für das rege Interesse und das tiefe kritische Verständniß, mit dem Bernays nicht nur der gewordenen, sondern auch der werdenden Literatur sein Augenmerk zuwandte, die umfangreichen Ausführungen „Zur Lehre von den Citaten und Noten" aber, die hier nach Disposition und Gehalt sich wesentlich klarer übersehen und besser würdigen lassen als bei ihrem ersten allmählichen Erscheinen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, geben einmal in einen Rahmen zusammengefaßt einen annähernden Begriff von dem staunenswerthen Umfang der Wissensgebiete, die sein Blick umspannte. Was Bernays in dieser letzten schwerwiegenden Gabe im Jahre 1892 den Lesern dieses Blattes darbot, brauchen wir hier nicht näher auseinanderzusetzen. Um so nachdrücklicher möchten wir auf die voranstehende Auswahl von Aufsätzen hinweisen, die, als Kritiken neuer Erscheinungen des Büchermarktes geschrieben, durch die Fülle und Gründlichkeit ihres Gehalts wie wenige Produkte der Tagesschriftstellerei Anspruch auf Dauer erheben dürfen. Seine ernste Auffassung von den Pflichten des Kritikers, die Größe seiner menschlichen und wissenschaftlichen Gesinnung läßt Bernays auch einem verehrten Freunde wie Gustav Freytag gegenüber stets mit der ganzen Schärfe seiner kritischen Einsicht unbefangen und unparteiisch Lob und Tadel abmessen, und so ist es ihm als Tagesschriftsteller gelungen, oft das Urtheil zu finden, das wohl auch der spätere Historiker sich wird aneignen müssen. Nicht alle Aufsätze sind gleichwerthig; doch hat Witkowski nichts aufgenommen, woraus nicht auch, abgesehen von charakteristischen Zügen für Bernays, sachlich zu lernen wäre, und fruchtbare Anregungen und Ideen strömen selbst bei einem minder bedeutenden Gegenstande, wie bei der überlegen wohlwollenden Anzeige von Wilhelmine v. Hillerns „Doppelleben", dem dankbaren Leser in reichem Maße zu. Am glänzendsten ist wohl die Kritik von Freytags „Verlorener Handschrift", von Jakob Grimms „Kleineren Schriften" und von Taine's „Histoire de la littérature anglaise", welch letztere im kleinen dasselbe Geschäft wie die große Auseinandersetzung mit R. F. Rio in „Shakespeare, ein katholischer Dichter" verrichtet; auch die Charakteristik von Friederike Goßmann muß hervorgehoben werden, da sie Bernays' Verhältniß zur Bühne und ihren Aufgaben trefflich kennzeichnet. Also wohl bei keinem der mitgetheilten Aufsätze hat der verdienstvolle Herausgeber auf Mißbilligung seiner Wahl zu rechnen; auch bezüglich der in der Abtheilung „Ungedrucktes" veröffentlichten Fragmente hat er höchstens den Tadel zu befürchten, daß er allzu sparsam von den ihm offenstehenden Schätzen mitgetheilt habe, wenn man nicht überhaupt den Druck solcher Splitter — es steckt oft unendlich viel darin — mißbilligen will. In einem Punkte aber können wir ihm nicht beipflichten. So schwer uns das Geständniß werden mag, es ist heilsam, es nicht zurückzuhalten, sondern recht entschieden und vernehmlich auszusprechen: auch die Sammlung der älteren Aufsätze kann das Urtheil Albert Kosters nicht umstoßen: „Bernays' Schriftstellerei hat keine Geschichte gehabt." Sie bestätigt Alfred Dove's Bemerkung, daß diese Arbeiten des Tages verhältnißmäßig am ungezwungensten und leichtesten ausgefallen sind; aber trotzdem gewahrt man auch hier den wohl abgemessenen, mehr zum Pathos als zur Eleganz neigenden Stil, der eben durch den gewissermaßen priesterlichen Ernst von Bernays' ganzer Lebensauffassung nothwendig bedingt

Digitized by Google

war. Die oben gebrauchten Eingangsworte zu dem aus dem Jahre 1865 stammenden Aufsatz über Friederike Goßmann sind ein sprechendes Beispiel dafür. Wir glauben, mit dieser Auffassung weder dem Verdienst des Herausgebers, der seine hingebende Sorgfalt bei diesem vierten Bande auch durch tadellose Druckfehlerreinheit belohnt sieht, noch der Größe eines der hervorragendsten Lehrmeister unsrer Zeit zu nahe zu treten. Im Gegentheil bleibt gerade die Fülle und Reife des Gehalts und die abgeklärte Reinheit der Form, die Bernays' Schriften charakterisiren, erst recht staunenswerth im Hinblick auf den frühen Zeitpunkt, zu dem er dies Ziel schon erreicht hatte. Und in dankbarer Verehrung weisen wir daher gern auf diesen letzten Band seines Nachlasses, der nun seine frühesten Arbeiten wieder ans Licht zieht, hin mit den Worten Albert Köster's: „Sein erstes Werk ist geradeso geartet und so reif wie sein letztes." Erich Petzet.

Ludwig Jacobowski: Werther, der Jude. Roman. Dresden und Leipzig, E. Pierson 1899. 3. Auflage. — Eine Studentengeschichte. Werther in Berlin. Und doch weit mehr als eine Studentengeschichte mit dem obligaten „Verhältniß". Die Vertiefung dieser Erzählung beruht auf dem Faktum, daß der moderne Werther, wie schon der Titel des Buches hervorhebt, ein Jude ist. Leo Wolff stellt einen Typus der neuen jüdischen Generation dar, die in dem neuen Deutschen Reich emporwuchs. Ein anderer steht ihr in der Person von Lea's Vetter, Sigmund Königsberger, gegenüber: ein mauschelnder, raffinirter Börsenspekulant, ein nüchterner Geldmensch, der in der Ueberlistung der glühend gehaßten „dummen Gojims" seine Triumphe sucht. Der Held des Romans ist ein Mann stiller Träume, für Freundschaft und Liebe tief empfänglich. Schon als Sechzehnjähriger berauscht er sich an den wundervollen Phrasen des Marquis Posa. Ein „friedeleerer" Glaubensloser, der weder in die Synagoge, noch in den Dom der Christen hineinpaßt. In seiner Phantasie verschmelzen die Gestalten des Heilands Jesus und des jüdischen Philosophen Spinoza zu einer einzigen Idealgestalt, zu einem idealen Juden. Er fühlt die partielle Berechtigung des Antisemitismus, und er arbeitet an sich, um wenigstens an seiner eigenen Persönlichkeit jene große ethische Reformation, die er allen seinen jungen Glaubensgenossen angedeihen lassen möchte, konsequent durchzuführen. Theils verhängnißvolle Willensschwäche, theils verhängnißvolle Schicksalsfügung stürzen ihn in eine furchtbare sittliche Verschuldung. Er verführt eine Berliner Verkäuferin und versündigt sich — freilich nur in Gedanken — durch seine Leidenschaft zu der Gattin seines hochverehrten Lehrers, des Gymnasialdirektors Berger. Letzterer wird gleich all den anderen „kleinen" Leuten seines Heimathsstädtchens durch einen Börsencoup von Lea's Vater und Vetter ruinirt: Leo bricht infolgedessen mit seinem Vater, ein Nervenfieber wirft den Heimgekehrten aufs Krankenlager und inzwischen macht Helene Ernesti, sein „Blondkopf" in Berlin, um der Schande ihrer Entbindung zu entgehen, ihrem Leben ein jähes Ende. Sie geht ins Wasser. Leo wollte sein ein Jude „edel, hülfreich und gut". Nun ist seine Zukunft vernichtet. Und wie einst Goethe's Werther, schießt er sich eine Kugel durch den Kopf. „Werther, der Jude" stammt, wie das Geleitwort des Werkes bedeutet, aus des Verfassers Studentenjahren. Der Dichter selbst bekennt, daß ihm einzelne Stellen seines Buches nicht mehr genügen; er würde es jetzt „weniger finster und künstlerisch reifer vollenden können". Aber wozu „dem jugendlichen Buch seine Jugend und damit seine Wirkung nehmen?" Thatsächlich werden manche Motive der Handlung leise angeschlagen; aber sie gelangen nicht zu vollem Klang, z. B. Leo's Verhältniß zu dem „seltsamen" Mädchen, Grete Berger, der Stieftochter der schönen Frau des alten Gymnasialprofessors. Gewisse stereotype Redensarten werden zu oft und nicht blaß dem alten Schulmann in den Mund gelegt. Jacobowski offenbart seine Vorliebe für graue, schwache Männer und überhaupt für bleiche Gesichter; die blonde Verkäuferin weint nicht selten „zwei" Thränen. Aber welch eine Fülle leuchtender Lichter flammt über die Schattenseiten des Buches hinaus! Ein echter Poet hat den Roman komponirt. Wie dargelegt, ist mit dem Helden des Romans eine brennende soziale Frage der Gegenwart verkettet; ein erschütterndes Zeitbild wird entrollt. So viel ist aus dem Leben abgeschrieben! Das Berliner Großstadtleben, das Kneip- und Bummelleben der Couleurstudenten, die „kleinen" Ladnerinnen zuhause und auf der Straße! Auch Kinder hat Jacobowski meisterhaft vorgeführt. Jahres- und Tageszeitengemälde, namentlich Dämmerungsmomente, gelingen ihm ganz prächtig. Da redet der bedeutende Lyriker, der feinfühlige Stimmungsmaler. Der Dichter liebt das warme, wehmüthige Ausklingen von Empfindungen; früher pflegte er fast alle seine Gedichte mit einer Punktreihe zu schließen. Er hat seine Freude daran, wie sein Held „Gedankenfäden" zu spinnen. Das Träumen, das stille Schwärmen, die Gefühlsandacht — darin liegt sein Gebiet. So hat Jacobowski sein Talent am vorzüglichsten in der Zeichnung des „süßen Blondkopfes" bewährt. Dieses holde Geschöpf, entzückend naiv und zart, trotzig und doch weich, drollig und wieder todestraurig, mit einem goldenen Herzen voll keuscher Liebe und Hingebung für den Einzig- und Ewiggeliebten, in ihrem Fall noch ein Kind der Unschuld — dieses holde Geschöpf leibt und lebt. Ihre Passionsgeschichte hat mich ergriffen und gerührt. Es ist ihr die seltene Tugend der Herzenswahrheit mitgegeben.

A. R. T. Tieta.

Ouida: An Altruist. (London, T. Fisher, Unwin.) The Massarenes. (London, Sampson Low u. Co.) — Wir gestehen demüthig, daß wir nie sonderliche Verehrer der seichten Ouida'schen Muse waren. Die im großen Publikum Deutschlands und Englands so beliebten schablonenhaften Romane des Fräuleins Louise de la Ramée sagten uns nicht sehr zu. Dagegen fanden wir ihre Kindergeschichten entzückend und ihre kurzen Erzählungen gut. Ihre vorliegenden zwei neuesten Romane haben uns nun auch mit ihrer großen Belletristik ausgesöhnt, denn sie sind wirklich vorzüglich. Offenbar ist die Verfasserin, die einige Jahre nichts veröffentlicht hatte, reifer und tiefer geworden. „Ein Altruist" ist ein ganz kurzer Roman, aber trotzdem nicht tendenzfrei; geht es doch bei Ouida kaum je ohne Tendenz ab. In ihrer Unzufriedenheit mit den sozialen Verhältnissen will sie diese bessern helfen; gleichzeitig führt sie aber den Nachweis, daß ein einzelner Mensch als Weltverbesserer nichts auszurichten vermag, selbst wenn er seine Ansichten noch so folgerichtig vertritt und der Welt ein noch so gutes praktisches Beispiel gibt. Er wird verlacht und mißverstanden. Wilfrid Bertram, der Held des Buches, bringt seiner Ueberzeugung große persönliche Opfer, wird jedoch von seinen aristokratischen Freunden und Verwandten fallen gelassen und erleidet auch sonst manches Martyrium durch die herrschenden Vorurtheile. Verständniß findet er nur bei der hübschen und gebildeten Cäcilie Seymour, die er denn auch „kriegt". Selbstverständlich will Ouida nicht sagen, daß Niemand so begeisterungsfähig sein soll, für eine edle Sache einzutreten. Der Dialog ist flott, die Mache geschickt; doch das sind ja die Hauptvorzüge aller Werke dieser Schriftstellerin. — „Die Familie Massarene" gehört zu den allerlängsten Romanen unsrer Zeit, die einen Romanumfang von reichlich 22,000 Zeilen selbst in England für polizeiwidrig hält. Dennoch wird kein Leser dieses dickleibige Buch für zu lang erklären — so spannend und wirksam ist es geschrieben. Wir haben es da mit einem ungemein charakteristischen und fesselnden Genrebild aus der höheren englischen Gesellschaft zu thun. Der Blick, den wir hinter die Coulissen werfen, zeigt uns wenig ergötzliches, aber — von einigen Uebertreibungen abgesehen — durchweg die Wahrheit. Ouida schildert hier mit kühnem Verismus den leidigen Kampf um Geld und Ansehen; namentlich das Geld ist die Triebfeder der Handlungen der Hauptpersonen. Die Charakterzeichnung, sonst nicht die stärkste Seite unsrer Autoren, ist diesmal fast immer äußerst plastisch. Eine Fülle origineller, unerwarteter Episoden hält unser Interesse bis zur letzten Seite wach. Wahre Kabinetsstücke seiner Beobachtung sind die Scenen, in denen die Kinder Boo und Harry eine Rolle spielen; hier erweist sich Ouida als große Menschenkennerin von tiefem Gemüth. Echtes Pathos geht in dem ganzen Werk Hand in Hand mit kräftiger Satire, treffliche Unterhaltung mit reicher geistiger Anregung. Es ist der Engländerin mit dem französischen Namen und der italienischen Heimath gelungen, ihrer

Digitized by Google

Sprache und ihrer Einbildungskraft Herrin zu werden, während sie früher deren Dienerin war. Ihre Mäßigung, Selbstbeherrschung und Wahrheitstreue sind auffallend. „Die Familie Massarene“ hat so hohe Vorzüge, daß wir es begreiflich finden, wenn ein hervorragendes englisches Blatt den Roman den „bei weitem besten“ der Ouida nennt, und ein noch bedeutenderes schreibt, derselbe sei „künstlerisch so vollendet wie Thackeray's „Vanity Fair“, gewiß das höchste Lob für ein belletristisches Werk.“ Diese glänzende Schilderung des heutigen Tanzes ums goldene Kalb hat gar manchem bisherigen Geringschätzer der Ouida eine angenehme Ueberraschung bereitet. Vivant sequentes! L. K-r.

K. **Die evangelische Stadtpfarrkirche in Kronstadt** (Siebenbürgen). Von Ernst Kühlbrandt. Kronstadt, Honterusdruckerei, Joh. Götts Sohn. — Wer einmal das herrlich schöne Siebenbürgerland bereist hat, wo deutsche Art und Sitte treu bewahrt allerorts entgegentritt, der schuf sich eine der schönsten Erinnerungen fürs ganze Leben. Betrat sein Fuß aber die Spitze des Kapellenberges, wo tief unter ihm, von den Schneehäuptern der transsilvanischen Alpen umschlossen, in einem nur nach einer Seite offenen Thalkessel die Perle des Burzenlandes, das schöne Kronstadt liegt, den wird bei jedem Erinnern an dieses prächtige Bild die Sehnsucht nach seinem Wiederschauen ergreifen. Hunderte von Kilometern von des Vaterlandes Grenzen entfernt, glaubt man sich da, die fremdartigen Trachten der Szekler und walachischen Landleute abgerechnet, mitten in die Heimath, in eine der einstigen mittelgroßen Reichsstädte Frankens oder Schwabens versetzt und mitten aus diesen alterthümlichen Häusern ragt die schöne gothische Pfarrkirche der evangelischen Gemeinde A. B. stolz und ehrwürdig empor. Es ist ein verdienstliches Werk, dies prächtige Baudenkmal, das deutscher Gemeinsinn schuf, das durch Jahrhunderte, weit von der alten Heimath Marken, vorbildlich wirkte, in einer Monographie auch Jenen zugänglich zu machen, denen es versagt ist, das Original zu schauen. Das erste Heft des Buches liegt vor, und es ist ein Anfang, der die weitere Folge mit Spannung erwarten läßt. Mit emsigstem Fleiß und großer Umsicht ist alles aus Urkunden zusammengetragen, was auf den Bau, seine ursprüngliche und spätere Geschichte Bezug hat. Eingehend, doch nicht dozirend, ist die Beschreibung des Gesammtbauwerkes, sowie seiner Einzelheiten, instruktiv für den Kunstforscher, lehrreich für den kunstfreundlichen Laien, der sich freut darüber, in weiter Ferne solch ein stattliches Werk deutscher Tüchtigkeit errichtet zu wissen. Eine große Anzahl schön gelungener photographischer Lichtdrucke erläutern den reichen Text und erleichtern dessen Verständniß. Dadurch ist das Buch selbst wieder ein hochinteressantes Denkmal deutschen Fleißes, das jeder Bücherei zur Zierde, dem Besitzer zu dauerndem Genuß, dem Herausgeber zur Ehre gereicht.

γ. In der Mainummer der englischen klassisch-philologischen Monatsschrift The Classical Review hatte der Philologe Winstedt aus einer Oxforder Handschrift des 11. Jahrhunderts drei Dutzend **neue Juvenalverse** veröffentlicht. Dieser Zuwachs betrifft die mit den grellsten Farben die Sittenlosigkeit der römischen Frauen malende sechste Satire, die bekannteste der Dichtungen jenes Römers, und so mußte denn die Vermehrung die Aufmerksamkeit in verstärktem Maße auf sich lenken. Zwei neue Verse sind nach V. 373 eingeschoben, der Rest, 34 Verse, nach V. 365. In diesem großen Stücke erhalten wir eine lehrreiche Schilderung von den mehr oder weniger unlauteren Diensten, zu denen die Eunuchen von den vornehmen Römerinnen verwandt wurden. Der Ton war ganz der Weise Juvenals angemessen, und so kam es, daß man in der ersten Zeit den Fund für ein echtes Stück Juvenals gehalten hat, was man umso eher durfte, als man in der Ueberlieferung der Satiren mannichfache Veränderungen festgestellt hatte. Diesem guten Glauben hat nun **Franz Bücheler** durch einen unlängst im „Rheinischen Museum“ veröffentlichten Aufsatz einen entscheidenden Stoß versetzt: nach ihm ist jene Eunuchenstelle eine **Nachdichtung aus dem Ende des 4. Jahrhunderts.** In dieser Zeit gehörte Juvenal zu den beliebtesten Dichtern, seine Weise wurde von vielen zum Muster genommen, so daß es nicht verwunderlich ist, wenn ein Spätling den Ton des Meisters so gut getroffen hat. Ihn verrieth aber das Versmaß, in dem er sich Freiheiten erlaubte, die erst in konstantinischer Zeit allgemeiner wurden. Dann aber hat das Ungeschick der Abschreiber einen unumstößlichen Beweis für die Unechtheit des Fundes stehen gelassen. Der späte Dichter wollte mit seiner Zuthat drei Verse (346—348) ersetzen: diese hat der Schreiber gleichwohl stehen gelassen und dazu die ehedem am Rande beigeschriebenen Verse an eine andere Stelle (nach 365) fälschlich eingesetzt. Auf eine solche Weise hat schon oft ein späterer Zusatz seine Herkunft bewiesen. Indessen sind wir dem Schicksal auch für die Fälschung nicht undankbar, denn der Inhalt, der ein völlig antikes Gepräge zeigt, gibt uns eine Reihe von neuen bemerkenswerthen Zügen aus dem Leben der Kaiserzeit, und daß wir nicht allzuspät herabgehen dürfen, zeigt ein erhaltenes Scholion, in welchem auf die Zudichtung Bezug genommen wird. Diese alten Erklärungen aber stammen etwa aus der Zeit des Theodosius.

* **Ein paläontologischer Fund.** In der Nähe der ungarischen Gemeinde Borbolya ist, nach einer Nachricht des „Pester Lloyd“, ein antediluvianisches Thier von ungewöhnlicher Größe gefunden worden, um dessen Determinirung der Oedenburger Professor Bella sich bemühe. Das Blatt erhielt von Professor Bella eine Depesche, nach der es sicher erscheint, daß es sich hier um die Reste des ältesten vorsintfluthlichen Thieres handle, das bisher in Europa gefunden worden ist. Das erwähnte Telegramm lautet: „Ich konstatire soeben, daß der paläontologische Fund von Borbolya ein Walthier sei, dessen Länge acht Meter beträgt. Nach der Erdschicht zu urtheilen, in welcher der Fund gemacht wurde, ist das Thier das älteste der in Europa bisher gefundenen; es übertrifft an Alter und Größe die beiden bekannten, in Antwerpen und Bologna verwahrten Exemplare und ist in der Monarchie jedenfalls einzig. Bis zum Eintreffen der Budapester Geologen habe ich die Bergung des Fundes verfügt.“

* Professor **Pickering**, dessen Name mit der Entdeckung des Trabanten des Saturn in Verbindung steht, beschäftigt sich eben mit der **Herstellung eines interessanten Teleskops**, das an der Universität **Harvard** in Verwendung kommen soll, um den neuen **Planeten Eros** photographisch abzubilden. Die Brennweite dieses Teleskops soll 162 Fuß sein. Das neue Instrument ist ein **Photoheliograph**, der sehr deutliche Bilder des Mondes geben und alle bisher konstruirten ähnlichen Apparate in Bezug auf die Deutlichkeit der Wiedergabe übertreffen wird. Bei der am 28. Mai des nächsten Jahres eintretenden Erdnähe des Eros soll der Apparat bereits in Verwendung kommen.

* **Heidelberg.** Der Privatdozent für Strafrecht an unsrer Universität, Dr. Wolfgang **Mittermaier**, ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Leiden.** Am 25. August starb der Professor für Germanistik an unsrer Universität, Dr. **Peter Jakob Cosyn**, im 59. Lebensjahr. Er war ein hervorragender Gelehrter auf den Sprachgebieten des Gothischen, Angelsächsischen und Mittelhochdeutschen und ein höchst anregender Lehrer. Als Mitarbeiter an dem großen von de Vries und te Winkel herausgegebenen niederländischen Wörterbuch und als Verfasser einer niederländischen Grammatik („Nederlandsche Spraakkunst“), sowie einer auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhenden „altwestsächsischen Grammatik“ war er auch im Ausland wohlbekannt. In den „Beiträgen“ von Paul und Braune erschienen von ihm mehrere textkritische Artikel zu Beowulf. Er war Mitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam.

* **Die Bibliothek** des berühmten Kirchenrechtlehrers an der Universität Berlin, Prof. Dr. **Hinschius**, ist von der Buchhandlung **Gustav Fock**, G. m. b. H. in **Leipzig**, erworben worden. Eine gleichbedeutende Sammlung wie diejenige von Hinschius dürfte wohl kaum nochmals zusammenzustellen sein; enthält die Bibliothek doch fast alles, was auf kirchenrechtlichem und kirchenhistorischem Gebiete an Werken und Zeitschriften von Bedeutung existirt. Ein Katalog befindet sich in Vorbereitung und ist von genannter Firma zu beziehen.

---

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 31. August. Nummer 198.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Wasily Andrejewitsch Shukowsky,

ein Vermittler zwischen Deutschland und Rußland.

Von W. Haape.[1]

I.

Bekanntlich hat die russische Aristokratie, und zwar sowohl die der Geburt wie die des Geistes, stets eine besondere Vorliebe für die schöne Bäderstadt an der Oos gezeigt. Fürstliche Personen, hochstehende Staatsmänner, berühmte Schriftsteller und Künstler aus dem weiten Zarenreiche haben unser Baden gern besucht und sich zum Theil dauernd hier niedergelassen. Wenn ich aus dieser glänzenden Reihe gerade Shukowsky herausgreife, so geschieht dies, abgesehen von der sonstigen vielseitigen Bedeutung des Mannes, namentlich deßhalb, weil er ein gewisses Anrecht darauf hat, in Deutschland, und zumal hier in Baden, nicht der Vergessenheit anheimzufallen. Shukowsky stand uns Deutschen besonders nahe; er verehrte unsre großen Dichter und machte sie seinen Landsleuten durch vortreffliche Uebersetzungen zugänglich: er war durch persönliche und Familienbeziehungen mit Deutschland innig verbunden; er hat insbesondere hier in Baden gern geweilt und den Abend seines Lebens hier zugebracht. Dazu kommt das nahe Verhältniß, in welchem er zum russischen Kaiserhause und dadurch auch zu deutschen Fürstenhäusern stand. Ueberdies aber dürfte es kaum möglich sein, eine edlere und sympathischere Gestalt zu finden als Shukowsky. Alles dieses wird den Versuch rechtfertigen, in kurzen Zügen ein Bild seiner Persönlichkeit, seines Wirkens und seiner Schriften zu entwerfen.[2]

Wasily Andrejewitsch Shukowsky wurde am 29. Januar 1783 als Sohn eines Gutsbesitzers auf dem Gut Mischensk im Gouvernement Tula geboren. Seine höhere geistige Bildung erhielt er in der adeligen Pension bei der Universität Moskau, aus welcher zahlreiche ausgezeichnete Männer hervorgegangen sind. Schon in der Pension versuchte er sich in lyrischen Gedichten und in Uebersetzungen; so übersetzte er Spieß'sche Ritterromane und Kotzebue'sche Theaterstücke. Den ersten entscheidenden Schritt in die Oeffentlichkeit machte er mit einer Elegie „Der Kirchhof im Dorfe", die er nach Gray frei aus dem Englischen übertrug. Das Gedicht erschien in dem „Europäischen Boten" von Karamsin. Der schwermüthige Inhalt entsprach der Richtung auf das Rührende und Melancholische, welche im vorigen Jahrhundert längere Zeit herrschte und namentlich in der englischen und deutschen Literatur hervortrat. Es ist interessant, zu beobachten, wie solche literarische Strömungen mit ihren Wellen die verschiedensten Länder berühren und wie sie schon damals ihren Weg auch nach Rußland fanden. Seither haben wir Westeuropäer ja auch umgekehrt mancherlei literarische Anregungen aus Rußland empfangen, so in den realistischen Romanen von Turgeniew, Dostojewski, Tolstoi.

Ein anderer gemeinsamer Zug jener Zeit war die aus unsern Klassikern bekannte Vorliebe für die griechisch-römische Mythologie. Diese wurde damals in Rußland selbst den jungen Mädchen eifrig gelehrt, wie denn die zehnjährige Nichte Shukowsky's, Awdotja Jelagin, in ihren Briefen den Studiosus Shukowsky nie anders nannte als „Jupiter meines Herzens".

Die ernste, schwermüthige Stimmung, von der ich sprach, lag aber auch in der Natur unsres Dichters, sie bildete einen Grundzug seines Wesens und wurde durch trübe Jugenderlebnisse gefördert. Er hatte eine gewisse Wahlverwandtschaft mit Klopstock, dessen Poesie ebenso wie Ossians Bardenpoesie ihn sympathisch berührte und von dem er manches ins Russische übertrug. An Klopstock erinnert auch die Zerflossenheit mancher seiner eigenen Dichtungen; man hat ja gesagt, seine Poesie sei körperlos wie eine Vision und schwebe wie der leise Ton der Aeolsharfe über der Erde.

Mit Klopstock hatte er aber auch die innige Vaterlandsliebe gemein. Mannhafte Accorde schlug er an, als die Kriege mit Napoleon I. zur Vertheidigung des Vaterlandes mahnten. Er ließ 1806 das Lied der Barden am Grabe der sieggekrönten Slaven drucken, in dem er wie ein Herold das ganze Volk der Russen zum Kampfe gegen seine Widersacher aufrief.

Im Jahre 1808 übernahm Shukowsky die Redaktion des „Europäischen Boten" (Jewropeisky Wjestnik) in Moskau. Er faßte die Aufgabe dieser Zeitschrift und des schriftstellerischen Berufes überhaupt, seiner ganzen Denkweise entsprechend, von einem erhabenen Standpunkt auf. Er wollte läuternd auf den Geschmack wirken, das russische Publikum durch wissenschaftlich gediegene, aber anziehend geschriebene kurze Mittheilungen allmählich an ernstere Lektüre gewöhnen. Von der Poesie sagt er, sie dürfe die Phantasie nicht auf Kosten des Verstandes erregen, dem Witz nicht das Anständige preisgeben, nicht die Unsittlichkeit verherrlichen wollen. Allerdings unterliege die

---

1) Nach einem Vortrag, gehalten im Konversationshaus zu Baden-Baden.

2) Shukowsky hat in seinem Freunde, Dr. Karl v. Seydlitz aus Dorpat, einen liebevollen und fleißigen Biographen gefunden; sein Buch „Shukowsky, ein russisches Dichterleben", bildete die Hauptquelle für die Schilderung des äußeren Lebensganges des Dichters; außer ihm hat Blettneff über Shukowsky's Leben und Werke geschrieben. Weiter sind zu erwähnen Prof. v. Wiskowatow, Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtsfestes von W. A. Joukoffsky, herausgegeben von der kaiserl. Universität Dorpat; Joh. Janssen, „Anschauungen des russischen Dichters Joukoffsky" (Zeit- und Lebensbilder II, S. 55), ein mit vieler Wärme geschriebener Aufsatz, u. s. f. — Die Schreibweise „Joukoffsky" ist die französische; wir folgen der in Deutschland vorherrschenden Uebung, das russische Zeichen des weichen Zischlautes mit sh wiederzugeben. Der Dichter selbst hat seinen Namen verschieden geschrieben.

Digitized by Google

poetische Darstellung, wie das künstlerische Schaffen überhaupt, besonderen Gesetzen, einer besonderen Kritik, die nicht identisch sei mit der des Sittenrichters —, doch dürfe der Dichter, wenn er auch Leidenschaften und Verirrungen schildere, nicht das sittliche Gefühl beleidigen, nicht dem sittlich Schönen geradezu widersprechen. Wenn diese Grundsätze auch mancher Anfechtung begegnen dürften, namentlich heutzutage, wo unter der Fahne der Wahrheit und Freiheit vielfach ein Kultus des Häßlichen getrieben wird, so zeugen sie doch von dem hohen Ernst unsres Dichters und gereichen seiner Persönlichkeit zur Ehre. Daß er von Einseitigkeit frei war, beweist übrigens seine Verehrung für Goethe, der ja auch der „Wahrheit“ huldigte, der aber aus der Hand der Wahrheit auch der Dichtung Schleier „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit“ empfing.

Auch in poetischer Form hat Shukowsky seiner idealen Auffassung vom Dichterberuf Ausdruck gegeben. Er sagt in einem seiner Gedichte:

Hier such' ich nicht das Glück und nicht den Ruhm,
Die mächt'ge Schwinge aber will ich sein,
Verwandte Herzen himmelan zu tragen,
Die Morgenröthe, die den Sieg des Tags
Verkündet, will ich sein und der Entzünder
Erhabener Gedanken und die Stimme
Der Wahrheit, die Arznei gequälter Seelen.

Im „Europäischen Boten“ veröffentlichte Shukowsky eine Ballade Ljudmila, die er Bürges Leonore frei nachgebildet hatte und die vom russischen Publikum mit Begeisterung aufgenommen wurde. Weiter gab er zahlreiche Uebersetzungen ausländischer Dichter heraus. Auf diesem Gebiet hat Shukowsky Großes geleistet. Er übersetzte vieles aus dem Englischen (Werke von Walter Scott, den „Gefangenen von Chillon“ von Byron 2c.) und aus dem Französischen (Dramen von Scribe); am meisten aber fühlte er sich offenbar zur deutschen Literatur hingezogen. Schiller war sein Liebling; er übersetzte fast sämmtliche bedeutenden Gedichte desselben, außerdem aber auch vieles von Goethe, Herder (den „Cid“), Uhland, Rückert, Matthisson, ja selbst die alemannischen Laute unsres Landsmannes Hebel hat er ins Russische übertragen; er übersetzte von ihm das „Habermuß“, den „Karfunkel“, den „Morgenstern“, den „Sommerabend“ und die „Vergänglichkeit“.

Durch Shukowsky wurden Schiller, Goethe, Moore, Byron Vorbilder für die junge russische Dichtergeneration, für Puschkin und Lermontoff. Professor v. Wiskowatow sagt in seiner Gedächtnißrede auf Shukowsky: „Er lehrte uns Schiller wie einen einheimischen Dichter verstehen und lieben.“

Auch in formaler Beziehung, als Meister der Sprache, insbesondere der poetischen Sprache, hat er bildend und bahnbrechend gewirkt. Nie hatte man, wie der gleiche Literaturhistoriker sagt, so wohlklingende russische Verse, nie eine so krystallreine Sprache gehört.

In seinen eigenen Gedichten aus jener Zeit klingt immer wieder jener elegische Grundton durch, von dem ich oben sprach, am wehmüthigsten vielleicht in jenen Versen des Gedichts „Der arme Poet“:

Hin ist das Glück, der Jugend Traum vergeht;
Verstummet, meiner Sehnsucht Lieder!
Zur ew'gen Ruhe steige nieder,
  Armer Poet!
Durch Dichters Leier auf dem Grabe weht
Ein Zephyrhauch — die Saiten tönen,
Und leise hört man's stöhnen:
  Armer Poet!

Das poetische Stillleben unsres Freundes wurde jäh unterbrochen durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1812. Als der Ruf zum Kampfe erscholl, trat auch er in die Reihen des Heeres ein. Er wurde Leutnant in der Moskauischen Landwehr. Neue Bilder kriegerisch-rauher Art erfüllten seine weiche Seele. Am 26. August 1812 sehen wir unsern Dichter in der Schlacht bei Borodino. In einem stimmungsvollen Gedichte hat er die Nacht vor der Schlacht geschildert wie folgt:

**Mondscheingemälde.**

In jenen Zeiten, wo vor Moskau's Mauern
Der heil'ge Krieg entbrannt, sah eine schöne
Mondhelle Nacht ich. An dem dunkeln Himmel
Gleich einem Silberschilde stand der Mond.
In unserm Lager herrschte tiefe Stille.
In seinen Waffen schlief der Krieger ruhig,
Geschirmt von seiner Hütte leichtem Dach.
Von Zeit zu Zeit ertönt der Ruf der Wachen,
Und ihre Feuer brannten; hie und da
Hob sich, mit seinem Rosse, der Kosak
In zott'ger Burka, dunkel ab vom Feuer.
Im Mondesstrahle blitzt hier eine Reihe
Beschwingter Lanzen; nahe auf der Erde
Schlief der Ulan; es schlummert über ihm
Im Steh'n sein Roß; dort drohten die Geschütze,
Gerüstet, ihre Blitze zu versenden.
Den Kopf an die Lafettenwand gelehnt,
Schlief sanft der Kanonier, es glimmte still,
Verderbenglühend, neben ihm die Lunte.
In langen Streifen mit des Himmels Wolken
Zusammenfließend, loderten am Rande
Des Horizonts des Feindes Beiwachtfeuer,
Und Leichen lagen nah und fern umher,
Bestaubt, vergessen, schauerlich und schwarz
Im milden, hellen Silberlicht des Monds.
Und währenddessen an dem stillen Himmel,
Hoch über jenen Feldern der Zerstörung,
Bewegten sich in ihrer ew'gen Ordnung
Die friedlichen Erscheinungen der Nacht;
Der Abendstern glänzt in gewohntem Zauber
Und unverändert leuchtete der Mond
Vom Himmel auf die ihm verwandte Erde,
Nichts wissend von den Stürmen, die dort toben.
Und unten in den Reichen der Natur
War alles still, wie oben an dem Himmel.
Es duftete der Wald und plätschernd kosten
Die Wellen mit dem Ufer, und die Nachtluft
Strich mit derselben Frische über Blumen
Und über die lebendigen Gewässer
Wie über Waffen, Fahnen und die Reihen
Der schlafenden, zum Kampf gestärkten Krieger.
Die Schöpfung Gottes kannte nicht die Leiden
Der Menschen; ruhig wartete sie, bis
Die Nacht vergehe und der Tag sich röthe.
Doch das Verhängniß wachte unterdessen
Und schweigend stand's beim Heer, dem schlafenden;
In seiner Rechten hielt es schon die Loose,
Es wählte schon, sein unermüdlich Aug'
Bezeichnete schon Jeden, der erkoren.

Wie ein anderer Tyrtäus begeisterte Shukowsky das Heer durch seine Gesänge, namentlich durch sein großes Gedicht „Der Sänger im russischen Kriegslager“.[1])

Den glücklichen Ausgang des Krieges sah er ahnend voraus. Es war ihm aber nicht vergönnt, die Truppen auf ihrem Siegeszuge zu begleiten; er erkrankte schwer am Typhus, und nur seine kräftige Natur rettete ihn vom Tode. Dem Leben wiedergegeben, dichtete er jene Hymne „Boshê Zarjâ chrani“ (Gott schütze den Zaren), die mit der Melodie von Lwoff zur russischen Volkshymne geworden ist. Solange die feierlichen Klänge dieser schönen Hymne

[1]) Uebersetzt mit mehreren anderen Gedichten Shukowsky's in K. F. v. d. Borg, „Poetische Erzeugnisse der Russen“. Riga und Dorpat, 1823.

Digitized by Google

ertönen, wird das Gedächtniß Shukowsky's in seinem Vaterlande nicht erlöschen.

Bald nachher siedelte er für einige Zeit nach Dorpat über. Hier trat er in ein anregendes und herzliches Verhältniß zu Gelehrten und Künstlern; seine Lieder wurden von Weyrauch komponirt und kamen im Familienkreis zum Vortrag.

Da erklang das Liedchen, das er der Geliebten gesungen:

Wenn die Rosen blühen,
Hoffe, liebes Herz!
Still und kühl verglühen,
Wird der heiße Schmerz.

Nicht bloß Weyrauch, auch Rubinstein hat wohllautende Shukowsky'sche Verse in Musik gesetzt; so das (von Bodenstedt übersetzte) Gedicht „Die Nacht":

Des Tages letztes Glüh'n verschwand
Schon in den purpurfarb'nen Wogen:
Schon dunkler wird der Himmelsbogen,
Und kühler Schatten deckt das Land.
Die Nacht bricht an in tiefem Schweigen,
Und vor der Sterne gold'nem Reigen,
Dem Tage wie zum Abschiedsgruß,
Strahlt glanzvoll hehr der Hesperus.

Himmlische Nacht, o deck' uns zu
Mit deiner dunkeln Zauberhülle,
Daß uns Vergessenheit erfülle.
Dem müden Herzen schenke Ruh't
Laß uns in deinem Schutz geborgen
Frei sein von Kummer und von Sorgen,
In Schlummer wieg uns sanft und lind,
Wie eine Mutter wiegt ihr Kind!

Den literarischen Verdiensten Shukowsky's wurde eine bedeutsame Anerkennung zutheil. Die philosophische Fakultät der Universität Dorpat verlieh ihm zugleich mit dem Prediger Balthasar Bergmann, dem Vater des jetzt in Berlin wirkenden Professors der Chirurgie, den Doktortitel h. c. In dem Diplom heißt es: „Der Herr Titularrath und Ritter Was. Joukoffsky ist gegenwärtig einer der ersten Dichter Rußlands, allgemein als derjenige bekannt, welcher, vertraut mit dem Geiste der besten Dichter und Philosophen des Auslandes, vieles zur höheren Geisteskultur in Rußland beiträgt."

Im September 1815 wurde er als Vorleser und literarischer Berather zur Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna berufen, die in Pawlowsk eine auserlesene Schaar von Schriftstellern und Männern der Wissenschaft um sich versammelte. Junge dichterische Talente schlossen sich an Shukowsky an, so Daschkoff, Puschkin, Batjuschkoff, Waesemsky u. A. Besonders mit Puschkin verband ihn ein inniges, beinahe väterliches Freundschaftsverhältniß. Großdenkend und neidlos wie er war, zollte er dem aufstrebenden Genius des jungen Dichters aufrichtige Bewunderung und empfand es mit tiefem Schmerz, als derselbe im Jahre 1837 infolge eines Duells allzufrüh aus dem Leben schied.

In Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen verlieh ihm Kaiser Alexander I. eine lebenslängliche Pension von 4000 Rubel. Gegen Ende des Jahres 1817 wurde er zum Lehrer der russischen Sprache bei der Großfürstin Alexandra Feodorowna, der Gemahlin des Großfürsten Nikolai Pawlowitsch, des nachmaligen Kaisers Nikolaus, ernannt. Die Großfürstin war bekanntlich die Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen und die Schwester unsres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm. Sie hatte den Namen Charlotte geführt. Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser, hatte die geliebte Schwester, die mit allem Zauber der Anmuth und Liebenswürdigkeit geschmückt war, selbst zu dem Gemahl nach Rußland geleitet.

Shukowsky erfüllte die übernommenen Pflichten mit Liebe und hingebendem Eifer und wurde dafür von allen Gliedern des kaiserlichen Hauses während eines ganzen Menschenalters mit Anerkennung und auszeichnendem Wohlwollen belohnt. Der gerade, bescheidene Mann nahm eine hochgeachtete Stellung am Hofe ein. Seinen alten Freunden bewahrte er aufrichtige Anhänglichkeit und seine neuen einflußreichen Bekanntschaften benutzte er, um Nothleidenden zu helfen, Talente zu unterstützen, Geschmack an Kunst und Wissenschaften zu verbreiten.

Am großfürstlichen Hofe herrschte der angenehmste gesellschaftliche Ton; Shukowsky fühlte sich von einer Aristokratie des Herzens umgeben und in diesem Gefühle sprach er bei der Geburt des ersten Sohnes der Großfürstin, des nachmaligen Kaisers Alexander II. in einer Ode an die glückliche Mutter die prophetischen Worte:

Und auf des Ruhmes Gipfel soll er
Doch nie vergessen, daß ein Mensch er ist.

Die junge Großfürstin durfte in gemüthlich einfacher, deutscher Weise weiter leben, wie sie ja auch den traulichen deutschen Weihnachtsbaum alsbald in ihrem Hause eingeführt hatte. Shukowsky schrieb für sie eine russische Grammatik; er zeigte ihr, daß in der Sprache ihres neuen Vaterlandes schöne Gedanken ebenso schön ausgedrückt werden können wie in ihrer Muttersprache.

Im Jahre 1821 stattete die großfürstliche Familie dem preußischen Hof einen Besuch ab, der später noch öfter wiederholt wurde. Zur Verherrlichung dieses ersten Besuchs am Berliner Hof wurde die reizende Märchendichtung Thomas Moore's, Lalla Rookh, in lebenden Bildern von den höchsten Personen des Hofes dargestellt. Die Dekorationen hatte Schinkel gemalt, die Musik war von Spontini komponirt worden. Bei dieser Aufführung wirkte auch Prinz Wilhelm, unser nachmaliger großer Kaiser, mit. Die Hauptrolle, Lalla Rookh, die Tulpenwange, wurde von der Großfürstin Alexandra Feodorowna gegeben; sie trug ein Silberkleid, mit Purpurtulpen gestickt, und einen Schleier, übersäet mit Brillanten. Unser begeisterter Dichter verglich sie mit einer Blume, die im frischen Morgenthau, mit hundert Demanttropfen besetzt, ihre eigene Schönheit nicht gewahrt. Eine Episode aus Lalla Rookh, „das Paradies und die Peri", übertrug Shukowsky ins Russische.

Infolge dieses Besuches trat der Dichter auch zum preußischen Königshause in dauernde Beziehungen, insbesondere auch zu dem späteren König Friedrich Wilhelm IV. Welche Verehrung und Liebe dieser ebenso geistvolle und liebenswürdige wie unglückliche Monarch für Shukowsky empfand, zeigen die Briefe, die noch von ihm erhalten sind. In einem Briefe, in dem der König seinem cher et excellent ami Joukoffsky seinen Dank ausspricht für den Ausdruck der Theilnahme an dem Tode Friedrich Wilhelms III. sagt er zum Beispiel: „Je Vous remercie du fond de mon coeur de la lettre sublime en pensée et en style que Vous m'avez adressée. Tout Votre noble coeur, toute Votre belle amo y est. Ce sont les paroles d'un vrai poète." Ein andermal lädt er ihn ein, den König in Potsdam auf seinem geliebten Eiland zu besuchen, aber ja recht lange zu verweilen. Er sendet ihm sein gemaltes Bildniß zum Geburtstage; auf dem Briefe befindet sich eine flott gezeichnete Bleistiftskizze, in welcher der humorbegabte Monarch sich selbst[1]) mit einem Schreiben an Shukowsky in der Hand dargestellt.

[1]) Die Aehnlichkeit mit Friedrich Wilhelm IV. ist unverkennbar; nach der Meinung Anderer wäre der preußische Gesandte v. Sydow der Gegenstand der Skizze.

Digitized by Google

Auf der Hofbühne in Berlin sah Shukowsky damals mehrere Schiller'sche Dramen, deren Aufführung ihn so begeisterte, daß er dieselben für das russische Theater zu bearbeiten beschloß. Zunächst übersetzte er in Berlin selbst die „Jungfrau von Orleans"; dabei wendete er das Versmaß des Urtextes an und führte so den fünffüßigen Jambus zuerst in die russische Poesie ein.

Die Fortsetzung seiner Reise führte ihn mit mehreren Größen der deutschen Literatur zusammen. In Weimar besuchte er Goethe, den er bewunderte und verehrte, wenn er ihm auch nicht so nahe stand wie Schiller. Wie Seydlitz erzählt, unterhielt sich Shukowsky mit Goethe anfangs auf Französisch. Da es ihm schien, daß Goethe das Französische unbequem war, ging er zur deutschen Sprache über; der Olympier schien das übel zu nehmen und behandelte Shukowsky etwas kühl. Der Verehrung, welche Shukowsky für den deutschen Dichterfürsten empfand, that dies keinen Eintrag und auch Goethe hatte offenbar von seinem Gaste einen günstigen Eindruck empfangen, denn als Shukowsky später, am 5. September 1827, in Begleitung eines Freundes, des Malers Gerhard v. Reutern aus Dorpat, seinen Besuch bei Goethe wiederholte, wurde er aufs beste aufgenommen. Der Geheimrath Friedrich v. Müller erzählt:[1] „Goethe war durch Shukowsky's und v. Reuterns Besuch so freundlich bewegt, daß ich ihn fast nie liebenswürdiger, milder und mittheilender gesehen. Was er diesen Freunden nur irgend Angenehmes, Inniges, Förderndes an Urtheil, Wink, Beifall, Liebe zuwenden konnte, holte er hervor oder sprach es aus." Hingerissen von Goethe's Liebenswürdigkeit und von der Macht seiner Persönlichkeit ließen sich die Freunde gern bereden, länger als sie beabsichtigt hatten, in Weimar zu bleiben. „Meine Zeit ist so eingerichtet, daß für Freunde immer genug da ist," hatte Goethe zu ihnen gesagt. Nach zwei Tagen inhalts- und genußreichen Zusammenseins schied Shukowsky am 7. September von dem Dichterfürsten. Den überquellenden Empfindungen seines weichen, dankbar bewegten Herzens gab er Ausdruck in folgenden enthusiastischen Zeilen, die er am Morgen der Abreise niederschrieb und offen dem Geheimrath v. Müller für Goethe behändigte:

### Dem guten großen Manne.

Du Schöpfer großer Offenbarungen! Teen werde ich in meinee Seete bewahren den Zauber dieser Augenblicke, die so glücklich in Deiner Nähe dahinschwanden.

Nicht oom Untergang spricht Deine herrlich flammende Abendsonne! Du bist ein Jüngling auf der Gotteserde und Dein Geist schaffet noch, wie er schaffte.

Ich trage in meinem Herzen die Hoffnung, Dir noch einmal hier zu begegnen! Noch tange wird Dein Genius sein der Erde bekanntes Gewand nicht ablegen.

In dem fernen Noeden oerschönerte Deine Muse mie die Erde! Und mein Genius Goethe gab Leben meinem Leben!

O waeum oergönnte mie nicht mein Schicksal, Dir in meinem Frühling zu begegnen! Dann hätte meine Seele ihre Flamme an der Deinigen entzündet.

Dann hätte eine ganz andere wunderherrliche Welt sich um mich gestaltet, und dann vielleicht auch oon mie wäre eine Kunde zu dee Nachwelt gelangt: Er war ein Dichter! —

In Dresden machte Shukowsky im Jahre 1821 die Bekanntschaft des ihm als Romantiker nahestehenden Ludwig Tieck, der ihm sehr herzlich entgegenkam und mit dem er sich eingehend über Shakespeare unterhielt.

Am meisten aber fesselte ihn in Dresden Raffaels Sixtinische Madonna. Zu ihren Füßen saß er oft in andächtiger Bewunderung; er vertiefte sich völlig in dieses einzige Gemälde und gab in einem Brief eine ausführliche Beschreibung desselben, welche zeigt, welch lebhafte Empfindung für das Schöne und Edle auch in der bildenden Kunst er besaß. „Die Stunde, die ich vor dieser Madonna zugebracht," so erzählt er, „gehört unter die glücklichsten meines Lebens. Ich war allein, Stille rings umher. Anfangs hatte ich Mühe, mich zu sammeln, aber nach und nach fühlte ich meine Seele sich erweitern, ein inniges Gefühl des Erhabenen durchschauerte sie, das Unergründliche entschleierte sich vor ihr und trug sie zu Höhen empor, zu denen sie nur in den herrlichsten Augenblicken des Lebens sich aufschwingt; es offenbarte sich ihr der Genius der reinsten Schönheit. . . . Wie konnte die verhältnißmäßig beschränkte Kunst des Malers das Unendliche hervorbringen? Vor unsern Augen ein Stück Leinwand, Gesichter mit bestimmten Umrissen, das Ganze in einem eng begrenzten Raum, und dennoch alles unermeßlich, grenzenlos."

Shukowsky hatte auch selbst Talent für die Malerei. In der Schweiz, deren landschaftliche Schönheiten ihn überwältigten, entwarf er Skizzen zu Schillers „Wilhelm Tell".

Nach Hause zurückgekehrt, machte er jenes Schlußwort des ebengenannten Schiller'schen Dramas: „Und frei erklär' ich alle meine Knechte" zur Wahrheit, indem er seinen Gutsleuten die Freiheit gab.

Im Jahre 1824 erhielt Shukowsky von seiner Gönnerin, der Großfürstin Alexandra Feodorowna, den Auftrag, die soeben nach Rußland gekommene Gemahlin des Großfürsten Michael, Helene Pawlowna, eine württembergische Prinzessin, im Russischen zu unterrichten und sich auf die Erziehung des Großfürsten Alexander, des nachmaligen Kaisers Alexander II., vorzubereiten.

„Ich muß selbst lernen, um zu lehren," schrieb er damals. „Meine Seele ist wie neu belebt; ich kann mich glücklich preisen, in eine so ehrenvolle Stellung gekommen zu sein, wie meine gegenwärtige ist. Für mich hat längst das Wort Glück eine andere Bedeutung, einen anderen Inhalt — es ist eine zu erfüllende Pflicht. In der strengen Pflichterfüllung kann man getrost ein trauriges Schicksal überwinden."

Shukowsky war kein Fachgelehrter, aber er verfügte über eine vielseitige Bildung und über eine große pädagogische Befähigung. Er war, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, der edelste, reinste Mensch und verstand es, seine hochherzige Menschenliebe in die Brust seines kaiserlichen Zöglings zu verpflanzen.

Zur Vollendung seiner Ausbildung machte der junge Großfürst im Jahre 1838 eine Reise durch das weite russische Reich, das er dereinst beherrschen sollte. Shukowsky begleitete ihn auf dieser, wie auf einer Reise durch Europa, die der Großfürst im folgenden Jahre unternahm; er verweilte unter anderem längere Zeit in Rom, wo er die Kunstschätze eifrig studirte und Skizzen nach der Natur zeichnete.

In Mailand machte er die Bekanntschaft Alessandro Manzoni's, des berühmten Verfassers der Promessi sposi, und fühlte sich außerordentlich von ihm angezogen. Manzoni empfand die gleiche Sympathie für Shukowsky. Er schrieb auf ein Exemplar seiner eigenen Gedichte, das er ihm verehrte, die Worte: L'autore conterà sempre fra i suoi giorni i più felici quello in cui gli fu dato di conoscere il Signor Joukoffsky (der Verfasser wird stets unter seine glücklichsten Tage den zählen, an dem es ihm vergönnt war, den Hrn. Shukowsky kennen zu lernen).

In Turin wurde er mit Silvio Pellico bekannt, dem Verfasser von Le mie prigioni. „C'est l'homme de son livre", sagt er von ihm, „das ist das größte Lob, das man ihm zollen kann".

Unter den literarischen Erzeugnissen unsres Freundes aus jener Zeit sind wieder zwei Uebersetzungen aus dem

[1] S. Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller, herausgegeben von Burkhardt. 2. Aufl. S. 206 ff.

Digitized by Google

Deutschen zu nennen: „Undine", Fouqué's liebliches Zaubermärchen und „Camoëns", eine kleine dramatische Dichtung von Halm.

---

## Physiologische Charakteristik der Zelle.[1])

Von Dr. E. Roth.

Der Verfasser bietet in dieser Schrift nicht etwa prinzipiell Neues, sei es hinsichtlich der Anschauungen über die physiologischen Eigenschaften der Zelle, sei es hinsichtlich der Thatsachen, auf welche diese Anschauungen gegründet sind. Und doch kann man ihm nur Dank für diese Arbeit wünschen, da man heutzutage selbst in den verbreitetsten Lehrbüchern der Physiologie des Menschen kaum irgendwelchen Aufschluß über die Frage erhält, welche physiologische Bedeutung dem Aufbau unsres Organismus aus Zellen zukomme. Freilich liegt zur Begründung einer physiologischen Zellenlehre gegenwärtig nur spärliches Thatsachenmaterial vor, aber Verfasser betont mit Recht, daß eben in den Lehrbüchern die aufgeworfene Frage eingehend diskutirt werden müßte, weil diese Unterlassung nicht nur zu Mißverständnissen führen kann, sondern sogar geführt hat.

Stellen wir als feststehend hin, daß die Zelle ein Klümpchen von Protoplasma — auch Cytoplasma genannt — ist, das in seinem Innern einen besonders geformten Bestandtheil, den Kern, einschließt und wahrscheinlich als drittes Gebilde noch die Zentralkörper oder Centurionen enthält, so hat die Cellularphysiologie die Frage zu beantworten, welche physiologischen Verrichtungen jeder ganzen Zelle, d. h. den für jede Zelle charakteristischen Bestandtheilen zusammen zukomme.

Die Frage nach der Stellung, welche der Cellularphysiologie in der gesammten Physiologie zukommt, oder die Frage nach der Bedeutung, welche sie für die Entwicklung der physiologischen Wissenschaft hat, wird erst zu entscheiden sein, wenn man weiß, welche Lebensäußerungen auf Funktionen der ganzen Zelle beruhen.

Wenn sämmtliche allgemeine Lebenserscheinungen oder doch wenigstens die wichtigsten auf dem Zusammenwirken der charakteristischen Zellbestandtheile beruhen, wird die Cellularphysiologie die Führung in der allgemeinen Physiologie zu übernehmen haben. Wenn es sich aber herausstellen sollte, daß der Zelle, als Ganzes genommen, nur einzelne physiologische Verrichtungen und nicht einmal die besonders hervortretenden zukommen, dann wird man berechtigt sein, gegen die Vorherrschaft der Cellularphysiologie Einspruch zu erheben.

Schenck geht dann zunächst darauf aus, die Beziehungen der Zelle zum physiologischen Individuum klar zu legen. Aus seinen Erörterungen ergeben sich dafür als grundbildend folgende Sätze:

1. Nicht jede Zelle ist ein physiologisches Individuum, d. h. ein selbständig existenzfähiges Lebewesen.

2. Weil es sowohl einzellige als vielzellige Individuen gibt, muß die physiologische Individualität unabhängig von der Art des zelligen Aufbaues der Lebewesen sein.

Man hat allen Grund anzunehmen, daß die Zellen höherer Organismen vielleicht alle durch Protoplasmabrücken untereinander vereinigt sind und daß der sogen. vielzellige Organismus gar nicht aus einzelnen Zellen besteht, sondern nur eine große zusammenhängende Protoplasmamasse mit vielen eingestreuten Kernen darstellt, morphologisch und physiologisch den einzelligen, aber vielkörnigen Organismen vergleichbar, die man besonders im Pflanzenreich kennt und namentlich unter den Schlauchalgen wie Pilzen antrifft.

Gibt man nun die Möglichkeit zu, daß manche Wirkungen eines Organs unabhängig von seinem zelligen Aufbau sein können — und diese Möglichkeit wird nach Schenck wohl a priori Niemand bestreiten — so muß man auch wieder einräumen, daß man leicht zu einer falschen Erklärung der Wirkungsweise eines Organs kommen kann, wenn man für diese Erklärung die Zusammensetzung der Organismuszellen immer berücksichtigen zu müssen glaubt.

Richtiger ist es, sich auf den Standpunkt zu stellen, daß man a priori und auf Grund theoretischer Spekulationen über die organische Individualität nichts von der Funktion der Zelle auszusagen vermag, sondern daß man zu einer physiologischen Charakteristik der Zelle nur empirisch auf Grund von Experimenten gelangen kann, bei deren Deutung man sich nicht von vorgefaßten Meinungen leiten läßt.

Deßhalb muß zunächst darauf eingegangen werden, welche besonderen physiologischen Verrichtungen der Zelle zufallen. Schenck macht uns also mit ihnen bekannt und erörtert als erste die Beziehungen der Zelle zur physiologischen Verbrennung.

Diese ist nun unabhängig von dem Bestand der ganzen Zelle und kann daher nicht durch das Zusammenwirken der charakteristischen Zellbestandtheile bedingt sein. Für die physiologische Verbrennung hat demnach der Aufbau der Organismen aus Zellen keine Bedeutung. Kernlose Protoplasmastücke sowie isolirte Kerne können unter Umständen noch tagelang Bewegungen wie in der Norm ausführen; Stücke von Nervenfasern, die aus dem Organismus herausgeschnitten sind, behalten ihre Reizbarkeit noch lange Zeit. Die Bewegung der lebenden Substanz, die Dissimilation, die Wärmebildung, die elektrischen Phänomene, die Reizbarkeit, kurz alles, was auf die physiologische Verbrennung zurückzuführen ist, findet sich noch in kernlosen Zellstückchen. Man kann die Lehre von der physiologischen Verbrennung recht gut entwickeln, ohne überhaupt der Zelle Erwähnung zu thun.

Gehen wir nun zu den Beziehungen der Zelle zur Assimilation, zum Wachsthum wie zur Formbildung über, so sagt Schenck: Wenn auch die Assimilation in gewissem Grade noch unabhängig vom Bestand der ganzen Zelle ist, so kommen doch die auf Assimilation beruhenden Erscheinungen des Wachsthums, der Regeneration, der Formbildung, kurz der Organisation, nur durch das Zusammenwirken der charakteristischen Zellbestandtheile zustande. Die Zelle, das ist der Kern mit seiner Wirkungssphäre im Protoplasma, kann daher als „Organisationseinheit" bezeichnet werden.

Assimilation, Wachsthum, Regeneration wie Formbildung kommen einzelnen kernlosen Protoplasmastücken sowie isolirten Kernen nur in beschränktem Maße zu. Der normale Verlauf dieser physiologischen Vorgänge kann auf die Dauer eben nur durch das Zusammenwirken der beiden charakteristischen Zellbestandtheile, des Kernes und des Protoplasmas, zustande kommen.

Diese Thatsache macht es nun schon wahrscheinlich, daß beide für die Organisation nicht gleichwerthig sind, sondern daß ihm dabei verschiedene Rollen zufallen. Aber über die Art des Zusammenwirkens von Kern und Protoplasma bei der Organisation lassen sich noch keine bestimmten Angaben machen. Zwei Möglichkeiten wird man im allgemeinen in Betracht zu ziehen haben.

Erstens ist angenommen worden, daß der Kern aus dem Protoplasma Stoffe aufnimmt, sie chemisch verändert und dann wieder an dasselbe abgibt, und daß die vom Kern umgewandelten Stoffe nun vom Protoplasma für die Wachsthumsprozesse und für die Regeneration verwendet werden.

Zweitens ist es möglich, daß die Einwirkung des Kernes auf das Protoplasma eine dynamische ist, gerade

---

1) F. Schenck: Physiologische Charakteristik der Zelle. Würzburg 1899. A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch). 8°. VIII, 123 S.

Digitized by Google

so wie man sich auch die trophische Wirkung, welche vom Zentralnervensystem aus auf die Muskeln ausgeübt wird, nicht durch Stofftransport aus den Nervenzellen durch die Nervenfasern in die Muskeln zustande kommend denkt, sondern auch hiefür eine noch unbekannte dynamische Wirkung annimmt.

Bei der Arbeitstheilung zwischen Kern und Protoplasma scheint ersterem die den Organisationsvorgang bestimmende Rolle zuzufallen, ohne daß indeß das Protoplasma dabei ganz passiv sein dürfte.

Der Aufbau der Organismen aus Zellen ist der morphologische Ausdruck einer physiologischen Arbeitstheilung zwischen dem vorwiegend mit dem Organisationsvermögen ausgestatteten Kern und dem der Reaktion auf äußere Einwirkungen dienenden Protoplasma.

Schenck gibt auf Grund seiner Betrachtungen auf die Frage nach der physiologischen Bedeutung des Aufbaues der Organismen aus Zellen kurz folgende Antwort:

Der vielzellige Organismus verhält sich wie eine aus vielen kleinen Theilen zusammengesetzte Maschine, welcher für jeden kleinen Theil in Gestalt des Kernes ein Ingenieur beigegeben ist, der während des Ganges der Maschine immerzu die infolge der Abnützung nothwendigen Reparaturen besorgt, ohne auf den Gang selbst direkt einzuwirken.

Auf diese Weise wird die Bedeutung des Aufbaues der Organismen aus Zellen treffender charakterisirt als durch die Lehre vom Elementarorganismus und von der Zellenrepublik.

Was nun die Kern- und Zelltheilung selbst anlangt, so läßt sich dieser Vorgang kurz folgendermaßen beschreiben: Zuerst theilt sich der Zellkern in zwei Kerne, danach auch das Protoplasma in zwei um die Tochterkerne gruppirte Theile. Die Kerntheilung erfolgt selten direkt durch Einschnürung des Kerns in zwei Hälften, oder indirekt dadurch, daß das Kerngerüst sich zunächst in einen dicken knäuelförmig gewundenen Faden umwandelt, welcher durch Quertheilungen in eine Anzahl von Kernsegmenten zerlegt wird; jedes Segment spaltet sich der Länge nach in zwei Hälften, von denen die eine sich an der Bildung eines Tochterkernes betheiligt, die andere an der Bildung des anderen Kernes. Von bestimmendem Einfluß bei der indirekten Theilung sind die Zentralkörper, Gebilde, die in Form von zwei oder mehr Körnchen im Protoplasma zur Seite des Kernes liegen, sich vor der Kerntheilung in zwei sogen. Polkörperchen theilen und durch kontraktile Fibrillen, die von innen zu den Kernfragmenten ausgehen, die Richtung bestimmen, in der die Kernfragmente nach der Theilung auseinandergehen.

Diese Zentralkörper müssen also auch zu den charakteristischen Zellbestandtheilen gerechnet werden, weil sie in jeder Zelle wenigstens im Anfang ihrer Existenz vorkommen; die allgemeine Zellphysiologie hat daher auch die Funktion dieser Zentralkörper in den Kreis ihrer Erörterungen zu ziehen.

Diese Gebilde haben eben den Zweck, bei der Neubildung und dem Wachsthum der Organismen die Kern- und Protoplasma-Masse derart zu vertheilen, wie es für die Ausübung der Zellfunktionen nothwendig ist.

Für alle Zellen charakteristische Gebilde sind also: der Kern, das undifferenzirte Protoplasma und wenigstens in jugendlichen Zellen die Zentralkörper; diese drei Gebilde bilden in physiologischer Hinsicht die Organisationseinheit. Bei der Pflanzenlehre hat man noch die Chromatophoren hinzuzurechnen.

Nicht alle Zellen bekommende Gebilde sind also Produkte der Thätigkeit der Organisationseinheit, die man in passive und aktive unterscheiden kann. Erstere sind z. B. die als Stütz- und Schutzorgane dienende Intercellularsubstanz des Bindegewebes, Cellulosehüllen der Pflanzenzellen u. s. w.; aktive sind beispielsweise die Muskelfibrillen, die Nervenfasern.

Beide finden ihre physiologische Verwendung bei den Verrichtungen des Gesammtorganismus, insbesondere wird die Thätigkeit der aktiven Produkte vom Gesammtorganismus geregelt und geschieht unabhängig von der zugehörigen Organisationseinheit.

---

## Ein verborgenes Bild von Johann Kupetzky.

Höchst eigenartig in seiner Persönlichkeit, etwas sekundär in seiner Kunst, ist Kupetzky im großen und ganzen eine sehr beachtenswerthe Erscheinung unter den deutschen Malern des 18. Jahrhunderts. Zu verschiedenen Zeiten sind denn auch Versuche gemacht worden, das Schaffen des Künstlers zu überblicken, so z. B. durch J. C. Füßli 1758, also bald nach Kupetzky's Tode, und neuerlich wiederholt, z. B. durch A. Nyári. Ein geschabtes Malerwerk des Kupetzky ist schon 1745 herausgegeben worden, und zwar von Bernhard Vogel. Viele der Blätter aus diesem Werke sind ziemlich verbreitet, andere wieder gelten als seltener Besitz. Doch will ich nicht auf diese lange Folge von Bildnissen eingehen, sondern einen anderen Stich betrachten, der schon 1720 oder wenig später nach einem Kupetzky'schen Bildniß hergestellt worden ist. Ich meine das seltene Blatt von **Elias Schaffhauser**, das den **Nicolaus Buck** aus Schwaben darstellt. Von dem Aufbewahrungsort des Gemäldes selbst, das dem Stich als Vorlage gedient hat, ist in der Literatur nichts zu finden. Vor kurzem konnte ich nun feststellen, daß sich dieses Gemälde unter der irrthümlichen Benennung: „Buck“ in der **Brukenthal'schen Gemäldesammlung in Hermannstadt** befindet. Der Irrthum ist leicht zu entschuldigen, wenn man beachtet, daß auf der Rückseite eine Inschrift steht, die mit Nicolaus Buck unterzeichnet ist, daß ferner in dieser Inschrift darauf angespielt wird, wie sich Buck mit der Malerei beschäftigt hat, und daß endlich ein Maler mit der Palette in der Hand auf dem Bilde dargestellt ist.[1])

Ich habe sonst gezeigt Floretten wohl zu führen
Und in der Chirurgie mich auch versirt gemacht.
Nunmehro mit der Zeit kann mich das Malen zieren;
Das Tantzen hat mich schon am Käysers Hoff gebracht.
Nicol. Buck aus Schwaben 1718.

Man nahm die Inschrift einfach als Signatur und das Gemälde als Selbstbildniß des Malers Buck. Beim Studium der Reproduktionen nach Kupetzky'schen Bildern fiel mir nun der Schaffhauser'sche Stich dadurch besonders auf, daß seine Darstellung mir vollkommen dem sogenannten Eigenbildniß des Buck in Hermannstadt zu entsprechen schien. Eine kleine Kopie nach dem Stich wurde gezeichnet und nach Hermannstadt gesendet, um die Darstellungen zu vergleichen. Hr. Prof. Michael Csaki hatte die Güte, die gedächtnißweise vermuthete Uebereinstimmung der Figur auf dem Stich und auf dem Gemälde zu überprüfen und zu bestätigen. Es ist demnach kein Zweifel, daß sich in Hermannstadt das Vorbild für den Schaffhauser'schen Stich befindet und daß nicht Buck selbst, sondern **Kupetzky** der Schöpfer des Gemäldes ist. Die lebensgroße Halbfigur, die man auf dem Bilde dargestellt sieht, ist trefflich gemalt. Alles sitzt sicher an seinem Fleck, und wäre die Ausführung nicht eine auffallend glatte, so hätte man wohl bei Gelegenheit auf den Namen Kupetzky verfallen müssen, auch ohne den alten Stich zu kennen, auf welchem Kupetzky ausdrücklich als Maler genannt und der Dargestellte als

[1]) Die Inschrift, deren Kopie mir Hr. Prof. M. Csaki in Hermannstadt freundlichst verschaffte, lautet folgendermaßen:

Digitized by Google

„Nicols Buck aus Schwaben" bezeichnet ist. Auf dem Exemplar des Stiches, das mir vorliegt, ist die Jahreszahl in der zweiten Hälfte nicht vollkommen deutlich zu lesen. Ich notirte 1720. Zusammengehalten mit der Jahreszahl 1718 auf dem Gemälde in Hermannstadt ist für 1720 eine weitere Wahrscheinlichkeit gegeben. Uebrigens ist das Elias Schaffhauser'sche Blatt ohnedies in der älteren Literatur mit der Jahreszahl 1720 verknüpft. Datirte Bilder von Kupetzky sind selten, weßhalb ich es für keine Papierverschwendung halte, auf ein bisher unerkanntes datirtes Werk des tüchtigen Künstlers aufmerksam zu machen.

Wien 1899. Dr. Th. v. Frimmel.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**D. Bernhard Rogge: Aus sieben Jahrzehnten.** Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Band. Von 1862 bis 1899. Mit Portrait des Verfassers und einem faksimilirten Briefe Kaiser Wilhelms I. Hannover-Berlin, Verlag von Karl Meyer (Gustav Prior) 1899. VII und 499 S. 8°. — Der erste Band dieses selbst entworfenen Lebensbildes erschien bereits vor zwei Jahren und ist damals (Beilage Nr. 18 von 1897) den Lesern als interessante Lektüre empfohlen worden. Der zweite, jetzt vorliegende Band umfaßt die Zeit, während der D. Rogge als Hofprediger und Divisionspfarrer der 1. Garde-Division und Garnisonpfarrer (in dieser militärgeistlichen Eigenschaft bis 1889) zu Potsdam lebte. Es ist leicht zu denken, daß das besondere Glück des begabten, lebhaften und geselligen Mannes in der Anknüpfung und Pflege werthvoller Bekanntschaften und Freundschaften, das schon den ersten Band zu einer so fesselnden Lektüre machte, hier erst recht sich entfaltet. Was er im III. und IV. Kapitel dieses Bandes unter den Ueberschriften: „Alte und neue Freunde" und „Das königliche Haus und der Hof" gleich aus der ersten Zeit seines neuen Amtes berichtet, gibt einen lebhaften Eindruck von der glänzenden Mannichfaltigkeit, die den fast zum Rheinländer gewordenen Schlesier dort im Mittelpunkt des preußischen Staates umfing. Und nach selten hat man wohl einen Hofprediger, unter dem man sich zumeist einen ganz anderen Mann vorstellt, als man ihn in D. Rogge kennen lernt, so offen und so unbefangen von seinem Leben in den Hofkreisen berichten hören. Ernster aber noch wird das Interesse und zum ἦθος tritt das πάθος im Kapitel V und VII, wo der Verfasser von seinem Wirken und Ergehen in den beiden Feldzügen von 1866 und von 1870/71 erzählt und dem Leser eine bunte Reihe von theils ansprechenden und erhebenden, theils ergreifenden Bildern aus jenen großen Jahren vorführt. Sehr kurz, für manchen Leser gewiß zu kurz, geht er über den eigentlichen Höhepunkt und Ehrentag seiner militärgeistlichen Laufbahn hinweg, die geschichtlich denkwürdige Feier des 18. Januar 1871 im Schlosse zu Versailles, bei der ihm die herrliche Aufgabe zufiel, das Wort frommer Weihe über den neuerkorenen Deutschen Kaiser zu sprechen. Daß allerdings der Verlauf dieses Tages anderweit bekannt und von ihm selbst bereits anderwärts ausführlich geschildert worden, schien seiner Bescheidenheit hier jedes tiefere Eingehen zu verbieten. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß auch in beiden Kriegen, und hier ganz besonders, die amtliche Stellung wie die Beziehung zu seinem Schwager, dem Kriegsminister Grafen Roon, dem Hofprediger Rogge manches Interessante nahe brachte, dem andere Feldgeistliche ferner standen. Aber auch nach dem Frieden gestaltete sein Leben sich kaum minder reich dank seiner warmherzigen Theilnahme an allen patriotischen Interessen, nicht dem im engeren Sinne politischen Treiben, dem er stets fern blieb, und dank seiner rührigen Mitarbeit am protestantisch-kirchlichen Leben, die gleich weit von den Extremen radikaler Neuerungssucht und engherzigen Dogmenwesens einen gesunden mittleren Kurs einhielt. Was er in besonderen Kapiteln über seine „Mitarbeit auf dem Gebiete der kirchlichen Verfassung und des Synodallebens" (IX), „im Gustav Adolf-Verein" (X), „im Lutherjahre" 1883 (XI) beibringt, ist für Jeden, der diesen Angelegenheiten nicht ganz fernsteht, äußerst lesenswerth. Freilich erklärt es dem Leser auch, wie neben aller persönlichen Werthschätzung, deren er bis zuletzt bei dem greisen Kaiser Wilhelm, bei Friedrich III. und seiner Schwester, der Großherzogin von Baden, beim Prinzen Friedrich Karl u. A. sich erfreute, doch mehr und mehr in der offiziellen und offiziösen Welt Unbehagen und Mißtrauen gegenüber dem Mann, der sich in keinen von außen gegebenen Rahmen spannen ließ, aufkeimten und ihm selbst manche Verkennung und Zurücksetzung eintrugen. Es ist eine Freude, zu sehen, wie unter solchem Wechsel von Licht und Schatten D. Rogge sich mehr und mehr auf sich selbst und seinen engeren Kreis zurückzieht; und wer den offenen, redlichen, sich selbst allezeit getreuen Mann auf seinem ehrenreichen Lebensgange liebgewonnen und achten gelernt hat, der wird ihm gern auch in seine Hauschronik und sein geselliges Familienleben folgen, die er mit dankbarer Freude vor dem Leser aufrollt. Vielleicht kann man ihn in diesen Partien seines Buches etwas breit finden. Aber doch begegnet auch in ihnen noch so vieles Interessante, daß man sie mindestens nicht missen möchte. Wer wird ohne Rührung lesen, was Rogge seiner im Januar 1897 heimgegangenen Gattin zu Ehren sagt, der Tochter des weiland Feldpropstes und Schwester des jetzigen Ministers Thielen, die ihm über 40 Jahre eine treue Genossin auch aller geistigen Bestrebungen und nach einstimmiger Anerkennung seiner Freunde eine Zierde seines Hauses war! Und man übersehe nicht, daß er den ersten Band seiner Autobiographie eben dieser seiner Frau, den zweiten seinen Kindern ausdrücklich zueignete. Mit diesen werden die vielen Freunde seines Hauses nicht nur, sondern der ganzen weitausgebreiteten Familie Rogge gerade an solchen Mittheilungen besondere Freude haben. Sollte nicht auch für Lebenserinnerungen mutatis mutandis das Wort des Dichters in etwas gelten: „Wer nicht die Welt in seinen Freunden, seinen Nächsten sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre?" S-r.

* **Neue Ausgrabungen in Judäa** hat, wie wir einem Bericht des „Globus" entnehmen, der englische Verein für die Erforschung von Palästina vornehmen lassen. Durch einen türkischen Firman wurde ein 10 qkm großes Terrain für Ausgrabungen freigegeben, das, an der Grenze des **Philisterlandes** auf dem Wege von Askalon nach Jerusalem gelegen, bei Tell-Judeldeh, Tell-es-Safie und **Tell-Zakarie** vielversprechende Orte umfaßte. Die HH. Dr. **Bliß** und **Macalister** haben am 26. Oktober 1898 bei letztgenanntem Orte die Ausgrabungen begonnen. Sie fanden dort einen isolirten Hügel, der sich plötzlich 100 m über dem Thale von Elah erhebt, welches sich bei Tell-es-Safie in der Ebene verliert. Auf dem sehr breiten Gipfel dieses Hügels entdeckte Dr. Bliß bald die Wälle einer alten Befestigung, an welche in späterer Zeit sechs Thürme hinzugefügt waren. Innerhalb des Walles wurden Ausgrabungen, die bis auf den gewachsenen Fels hinabgingen, vorgenommen. Dr. Bliß fand Reste von Häusern aus wenigstens vier verschiedenen Perioden mit den zugehörigen Geräthen u. s. w. Die datirbaren Gegenstände stammen von der vorisraelitischen bis in die spätjüdische Zeit. Besonderes Interesse beanspruchen zwölf Topfhenkel von Königskrügen, die mit Stempeln versehen sind, die eine Figur ähnlich einem Schmetterling zeigen, von denen vier die Inschrift tragen „Eigenthum des Königs von Socho", zwei „Eigenthum des Königs von Hebron" und einer wahrscheinlich „Eigenthum des Königs von Zib". — Socho liegt drei Meilen von Tell-Zakarie und heißt heute Schuwêke. Auch ein Skarabäus mit dem Namen Tothmes III., der diese Gegend eroberte, wurde gefunden. In **Tell-es-Safie**, dem alten Gath, wurden gleichfalls Ausgrabungen in einer Tiefe von 6.5 bis 9 m vorgenommen und aus den überall gefundenen Topfscherben will Dr. Bliß auch vier Perioden erkennen. Von der Oberfläche bis 2 m tief fand man viele glasirte arabische Gefäße, die zuweilen rohe Muster zeigten. Die anderen Typen umfassen die jüdischen Formen, die auch in Tell-Zakarie gefunden waren, eine Anzahl frühgriechischer Gefäße aus der Zeit von 700 bis 550 v. Chr., einige schwarze und rothe griechische Gefäße aus der Zeit von 550 bis 350 v. Chr. und wenige präisraelitische Formen. In derselben Schicht wurden auch die Fundamente

Digitized by Google

einer Reihe roh mit Mörtel errichteter Kammern gefunden, die wahrscheinlich aus der Zeit der Blanca guarda, jener Burg herrühren, die König Fulco von Anjou im Jahre 1138 hier erbaute. Von 2 bis 3 m Tiefe finden sich dieselben Sachen ohne die arabischen Gefäße, nur mit weniger spätgriechischen. Auch zwei Topfhenkel, wavan einer wieder mit dem Stempel der Königin von Socho, wurden hier gefunden. Von 3 bis 6 m Tiefe finden sich die präisraelitischen Typen, wie in Tell-Zakarie, und phönilische Formen. Von 6 m ab bis zum gewachsenen Felsen finden sich auch präisraelitische Typen, ähnlich jenen, die in der ersten Stadt von Tell-el-Hesy vorkommen und ungefähr der Zeit von 1600 bis 1700 v. Chr. angehören.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Die Agitation für den Anschluß der Niederlande an die Berner Konvention erwädet nicht. Jetzt hat der sogenannte „Berner Kanventionsbund" ein Gesuch an die Regierung gerichtet, in weichem er ausführt, daß er an die Königin die ehrfurchtsvolle Bitte gerichtet habe, Maßregeln zu treffen, damit das internationale Autarenrecht auch in den Niedertanden gesetztich geschützt werde. In der längeren Matioirung toird besonders hervorgehoben: 1. daß längst bei allen gebitdeten Nationen Ausländer den Eingeborenen privatrechtlich gleichgestellt seien, daß nur hierzulande fremde Geistesprodukte, ebenso im Auslande Werke niederländischer Autoren straflas nachgedruckt 2c. werden können, 2. daß, wenn ein Volk die Werke seiner Kunst, Literatur und Wissenschaft achten und ihnen Anerkennung verschaffen muß, es auch verpflichtet ist, die gleiche Achtung solchen Produkten des Auslands zu zollen; 3. daß der ungehinderte Zufluß werthloser Produkte des Auslands der geistigen Entwicklung des niederländischen Volkes schadet; 4. daß die Anerkennung des internatioaalen Autorenrechts einen Zustand herbeiführen werde, der ermögliche, ausländische Erzeagnisse der Kunst und Wissenschaft ruhig zu würdigen, zu prüfen, das Schönste und Wichtigste sich daraus anzueignen.

K. **Aus Belgien.** Jan Frans Willems, der „Vater der vlämischen Bewegung", hat in Gent auf dem St. Bavons-Platze ein Denkmal erhalten, das am letzten Sonntag eingeweiht wurde. Zur Feier waren alle hervorragenden „Flaminganten" erschienen, darunter auch der Dichter Jan van Rijswijck, Oberbürgermeister von Antwerpen. J. F. Willems, ged. 1793 bei Antwerpen, der in der großen Scheldestadt über 20 Jahre gewohnt hat, gab dort, im Verein mit gleichgesinnten Vlamen seine Zeitschrift heraus: „Belgisch Museum voor de Nederlandsche Taelen Letterkunde", die so befruchtend auf das Wiedererwachen der alten so reichen vlämischen Sprache gewirkt hat. Heute ist der Sieg der vlämischen Sache errungen und die kühnsten Träume von Willems sind Thatsache, die Farderung: „In Vlaanderen vlaamsch" ist Wahrheit geworden.

b-dt. **Stockholm,** 26. Aug. Der wissenschaftliche Erfolg der Nathorst'schen Grönlandsexpedition wird in einem van Kap Berghaus (Ostgrönland) datirten und von dem norwegischen Fangfahrzeug „Cäcilie" nach Tromsö überbrachten Schreiben van Seiten eines Mitgliedes der „Antarktik"-Expedition in allgemeinen Zügen geschildert. Danach hat der „Antarktik", welcher im Mai van Schweden auslief, während des ersten Theiles seiner Reise sehr erheblich mit den südwärts treibenden Packeismassen zu kämpfen gehabt. Die ursprünglich in Aussicht genommene Route mußte demzufolge dahin abgeändert werden, daß man nach etwa acht Tage währendem Laviren im Atlantischen Ozean den Kurs direkt auf Jan Mayen richtete (71. Grad n. B. und 8. Grad w. Lg.), dessen bisherige geringe Durchfarschung zu verschiedenen Untersuchungen auf biolagischem, botanischem und geologischem Gebiet Veranlassung bat. Der Aufenthalt auf Jan Mayen war von bestem Erfolg gekrönt und wurde bis nach dem Johannisfeste (24. Juni) ausgedehnt. Sobald sich in den Eisverhältnissen eine Wendung zum Besseren bemerklich machte, lichtete der „Antarktik" die Anker und steuerte in westlicher Richtung auf Grönland zu. Bald war das schwedische Schiff jedoch von neuem in Gefahr, von ungeheuren Packeisschwaden gänzlich eingeschlossen zu werden, und nur einem glücklichen Zusammentreffen mit dem schottischen Walfänger „Balaena" hatte man es zu verdanken, daß die Expedition nähere Aufschlüsse betreffs einer passirbaren Küstenroute erhielt. Auf Grund der Mittheilungen, die der Befehlshaber der „Balaena" den Nathorst'schen Leuten überliefern kounte, richtete man die Fahrt direkt auf die Lille Pendulum-Oe und erreichte damit das erste wichtige Ziel. Da der Hauptzweck der Expedition, im Bereiche des Landgebietes Nachforschungen nach dem Verbleibe Andrée's anzustellen, nicht aus dem Auge verloren werden durfte, wurde zunächst das Terrain der Skannon-Oe zu näherer Durchforschung bestimmt. Der „Antarktik" befand sich bereits in unmittelbarer Nähe der die Skannon-Oe umgebenden Eisstifere, als ein plötzlich seewärts aufsteigender schwerer Nebel jeden Gedanken an ein An-Landgehen unausführbar machte. Nachdem man drei Tage in der Umgebung von Skannon-Oe auf und ab gekreuzt, wurde schließlich der Kurs wieder südwärts auf die Südostvorläufer von Lille Pendulum-Oe gerichtet. Ein am 8. Juli erneuter Versuch, in der Höhe der Skannon-Oe festes Land zu gewinnen, mußte wiederum als unausführbar aufgegeben werden, worauf der „Antarktik" seinen Aktionsplan dahin abänderte, daß die Nachforschungen von einem weiter südwärts belegenen Punkt aus in Angriff genommen wurden. Der „Antarktik" ging demgemäß noch am 8. Juli im Germaniahafen auf der Sabineinsel vor Anker; man legte auf der kleinen Walroß-Oe ein Depot für Rechnung der Sverdrup'schen Polarexpedition an und begann mit einer regelrechten Erforschung des gesammten umliegenden Küstenterrains. So führte man eine graße Anzahl von Tiefseelothungen aus und untersuchte die geologischen Verhältnisse des Landes, wobei namentlich die Feststellung hochaufgeschichteter Erdwälle längs der Strandlinie eine völlig neue und für die Glazial-Geologie wesentliche Wahrnehmung darstellte. Anthropologisches Interesse gewähren zahlreiche Höhlenuntersuchungen, die der Arzt der „Antarktik"-Expeditian auf uralten und längst verlassenen Eskimo-Kolonien vornahm. Man fand mehrere Skelette sowohl von Menschen wie Palar-Hunden, welche eine merkeaswerthe Verschiedenheit von den gegenwärtigen Bewohnern der öden Halbinsel aufweisen. Auch die zaologischen und botanischen Exkursionen ergaben reichliche und vollauf befriedigende Resultate. Ueber die Lebensweise des sehr seltenen und bisher so gut wie unbekannt gebliebenen Moschusochsen (Ovibos moschatus) wurden eingehende Erhebungen angestellt, auch mehrere Exemplare des schwer zugänglichen und scheuen Wildes glücklich erlegt. In hydrographischer Hinsicht ist es van Gewicht, daß Prof. Nathorst über die Verhältnisse der Küstenströmungen genaue Observationen ausführen konnte. Nach der Erforschung der Sabinen-Oe mit den umliegenden Küstendistrikten gedachte Prof. Nathorst nach der Claveriag-Oe zu gehen und von dort südlich bis zur großen Franz Jaseph-Föhrde varzudringen. Sobald auch jenes Gebiet umfassend erforscht sein wird, soll die Fahrt wieder nach Norden zurück gehen, wo vermuthlich die Eisverhältnisse sich inzwischen so geändert haben, daß ein An-Landgehen ohne Schwierigkeit stattfinden kann. Auch in dem Falle, so schließt der Mittheiler seine diesmaligen Nachrichten, daß der eigentliche Zweck der „Antarktik"-Fahrt, die Aufsuchung Andrée's und seiner Begleiter, unerledigt bleibt, dürfte man alle Ursache haben, dem Verlaufe derselben in rein wissenschaftlicher Beziehung ein vortheilhaftes Zeugniß auszustellen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktian der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen. Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. 4. Jahrgang. 4. Heft. Leipzig, R. Voigtländer 1899. — Weigand-Tecklenburg: Deutsche Geschichte für Schule und Haus nach den Farderungen der Gegenwart für das Königreich Bayern. Hannover, Carl Meyer (Gust. Prior) 1899. — Dr. Birnbaum: Der Krebs, seine Ursachen, Erkennung und Behandlung; Die Tuberkulase, ihre Ursachen, Erkennung, Verhütung und Behandlung; Wie werde ich wieder jung? oder die Kunst, die Beschwerden und Krankheiten des Alters zu verhüten. Minden i. W., Wilh. Köhler. — Adalb. Matthaei: Deutsche Baukunst im Mittelalter. (Aus Natur und Geisteswelt, 8. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner 1899.

---

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 1. September. Nummer 199.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Wasily Andrejewitsch Shukowsky,

### ein Vermittler zwischen Deutschland und Rußland.

Von W. Haape.

II.

In der großen Welt waren inzwischen wichtige Veränderungen vorgegangen. Kaiser Alexander I. hatte im Jahre 1825 das Zeitliche gesegnet und Nikolaus I., der Gemahl der Gönnerin unsres Dichters, der Vater seines Zöglings, den russischen Kaiserthron bestiegen. Im Jahre 1828 war auch die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna gestorben. Ein Gedicht Shukowsky's „Die Erscheinung“, dessen deutscher Wortlaut von ihm selbst herrührt, scheint sich auf den Tod der Kaiserin-Mutter zu beziehen. Dürfen wir wohl in dem Seraph, der sich der ihrer Wohlthäterin beraubten Armen und Verwaisten annimmt, die vom Dichter so hochverehrte Großfürstin und nunmehrige Kaiserin Alexandra Feodorowna erblicken? Das Gedicht ist für Shukowsky so charakteristisch, daß wir glauben, es hier mittheilen zu sollen:

Die Erscheinung.

Eine Seraphgestalt erschien mir,
Strahlend von morgendlicher Klarheit,
Friedebringend mit goldenem Fittich,
Traurig ihr Blick, doch voll Milde,
Sinnend ihr Antlitz und doch so reizend!
Das jugendliche Haupt
Umwehte der leichten Locken Spiel,
Umglänzten weiße Rosen,
Zum Kranz verschlungen.
Blendender noch als Schnee
Wallte das Gewand um ihre Schultern.
Strahlend war sie wie Hoffnung,
Sanft wie fromme Ergebung.
Und — wie von glückverkündendem Ufer
Einst die Taube zur heiligen Arche
Mit dem Oelzweig des Friedens —
So schwebte die hehre Erscheinung vorüber.
Holder Seraph, was dringst du? Wohin willst du?
Ha, ich ahn' es! Heil deiner Bahn,
Und geiegnet, himmlischer Bote, deine Bestimmung!
Sehnsuchtsvoll wirst du erwartet und erscheinst
Wie allwaltender Gottheit Offenbarung.
Du erblickst sie, die Schaaren der Verwaisten
Und die trostlosen Kinder
Und die Thränen der Liebe.
Mit neuer Hoffnung füllst du für sie
Die verödete Welt,
Nun die ihnen Alles war, jene Verklärte
Ihren irdischen Lauf vollendet
Und, heimgerufen zum Himmel,
Von der Erde den ewigen Abschied nahm.
Ja, du bist es, der ihre Klage zu stillen,
Jetzt des Wohlthuns heiliges Amt geworden,
Du, die den heimgekehrten Engel
Uns auf Erden ersetzen soll.

Nach 25 jährigem mit Liebe und Hingebung geleistetem Dienste war Shukowsky's Aufgabe am Hof erfüllt. Die Erziehung des Großfürsten-Thronfolgers war vollendel; er begleitele seinen Zögling nur noch im Jahre 1840 auf dessen Brautfahrt nach Darmstadl, wo Alexander um die Tochter des Großherzogs Ludwig von Hessen, Maria, warb. Von Darmstadt aus besuchte er seinen Freund, den Maler Gerhard v. Reutern, in Düsseldorf und hier fand er als gereifter Mann jenes Glück, das ihm in der Jugend versagt blieb, in der Verbindung mit Elisabeth v. Reutern, der anmuthigen, erst 19 Jahre alten Tochter seines Freundes, einer tief angelegten, über ihre Jahre hinaus ernsten Mädchennatur. Shukowsky siedelte nun nach Düsseldorf über, wo er bis zum Jahre 1844 wohnen blieb. Eine Tochter und ein Sohn wurden ihm geboren. Shukowsky selbst schildert die Befriedigung, die er in seiner Familie empfand, in einem reizenden Gedicht, das er der Großfürstin Alexandra Nikolajewna, der Tochter der Kaiserin Alexandra, widmete. In sinniger und rührender Weise verwebt sich in der Phantasie des Dichters sein jetziges Glück, sein Stillleben am Rhein mit der Erinnerung an das glänzende Fest in Berlin im Jahr 1821, wo die Kaiserin, damals in jugendlicher Schönheit prangend, als Lalla Rookh erschienen war.

In jenen Tagen, wo der Traum uns Wahrheit
Und Wirklichkeit wir sehn in seinem Wahn,
Ward mir ein schöner Traum. Mir war's, als ging ich
Durch Kaschmirs Blüthenthal alleine; rings umher
Erhoben sich der Berge Riesenhäupter,
Und in dem Thale, wie in einem grünen
Smaragd'nen Kelche, voll bis an den Rand
Vom reinsten Lazur, leuchtete ein See
Im milden Glanz des abendlichen Himmels.
Vom Berg hernieder zog herab ins Thal,
Von West nach Ost sich windend, eine Straße,
Die an dem fernen Horizont verschwamm.
Still war der Abend, alles schwieg umher;
Von Zeit zu Zeit nur, über meinem Haupte,
Rauscht' einer Taube leichter Flügelschlag.
Auf einmal hört' ich Töne in der Ferne,
Von Westen wälzt' ein feierlicher Zug
Gleich einer Riesenschlange sich hernieder.
Ich hört' der Cymbeln, hört' der Lieder Klang,
Und tiefe Sehnsucht schwellte meine Brust.
Und während ich so stand, gedankenvoll,
War schon der ganze Zug vorbeigegangen.
Doch Eines sah ich und erkannt' es schnell;
Ein Palankin ragt' aus der Meng' empor,
Von ihrem Jubel, ihrem Lied umrauscht,
Ich sah darin die junge Königstochter —
Des Roedens Braut —, vorüberschwebend senkt sie
Den Blick auf mich. Und alles schwand. Ich sah

Digitized by Google

Mich um, schon funkelten die Sterne
Und auf dem Thale lagerte die Nacht.
In meiner Seele aber war es Tag,
Geoffenbart war's ihr, sie durft' es lesen,
Wie alles Herrliche zusammenfloß
In einem einz'gen lebensvollen Wesen!
Auf einmal ändert sich mein Traum, ich sah
Im Zarenhause mich: von Angesicht
Zu Angesichte leuchtend stand
Vor mir das hehre Traumbild meiner Seele!
Mir war es, als ob Augenblicken gleich
Manch' Jahr oorbeigezogen, mir nur lassend
An strahlend heit're Tage die Erinnerung,
An wundervolle, zauberhafte Zeiten.
Und wieder wechselte mein Traum; ich stand
Am Ufer eines majestät'schen Stroms.
Die Sonne neigte sich und auf dem Wasser,
Im milden Abendlichte, schwammen Kähne
Und hinter ihnen lange Silberfurchen.
Ein Häuschen winkte traulich aus dem Grün,
Und auf der Schwelle stand die junge Hausfrau,
Ein schlafend Kind im Arm — und das war
Mein Weib, mein Töchterlein — und ich erwachte.
Und sieh' mein Traum ist sel'ge Wirklichkeit!
Und jetzo ruhig, ohne Wogen fließt
Durchs off'ne Land mein stiller Lebensstrom.
Und blickend in das Auge der Gefährtin,
Die mir zur Herzensheil'gung Gott gegeben,
Und sehend, wie auf mütterlichem Schoß
Mein schönes Kind den Schlaf der Engel schläft,
Da fühl' ich tief im Innersten die Ruhe,
Die Viele suchen, Wenige nur finden.

— — — — — — — — — — — —

Und in der stillen Zufluchtsstätte, die
Vor allen Sorgen des bewegten Treibens
Die grüne Hecke meines Gärtchens schützt,
Besucht mich hin und wieder eine Freundin,
Die Poesie. Die zauberhafte webt
Viel heit're Fäden in mein einfach Dasein.
Und sie lebt noch im Innern meiner Seele,
Die leuchtende Gestalt aus jenen Tagen.
Oft glänzen, wenn bereits hinab die Sonne,
Hoch überm Vorhang purpurrother Wolken
Auch goldene zu uns herüber, gleich
Bestrahlten Bergeshöhn — der Phantasie,
Die Regionen einer andern Welt.
So tritt mir jetzt aus weiter Ferne meine
Vergangenheit, gleich einem Traumgebilde,
Gleich einer hellen Luftregion entgegen.
Und jene herrliche Gestalt, die segensvolle,
Die ich dereinst auf meinem Pfad gesehn,
Steht wieder var mir, in demselben Glanz;
Und sie ist nicht allein mehr, es sind zwei,
Gekrönt die Eine und die Andre nur
In weißer Rosen jugendfrischem Kranze.
Sie gleicht der Ersten, wie die junge Knospe
Der Blume gleicht, die ihre Pracht entfaltet;
Und ihre hellen Augen ruhn auf mir
Ganz mit demselben seelenvollen Lächeln
Der Ersten, do im Traum sie mir begegnet.
Und Beide sind des gleichen Namens auch.
Mit ihm schmück' ich die letzte jener Blumen,
Die mir die Muse reichte, zur Erinnerung
An alles, was in jenen hellen Tagen
Mein Hort gewesen, und was jetzt bezaubert
Die Ruhe meines abendlichen Lebens.

Auch nach dem Abschied Shukowsky's vom Hofe setzte die kaiserliche Familie die Beziehungen zu ihm fort. Auf den Wunsch des Kaisers Nikolaus mußte der jugendliche Großfürst Konstantin zur Uebung im Stil und im Ausdruck der Gedanken an irgend eine abwesende Person jeden Sonntag einen Brief schreiben und er schrieb mit Vorliebe an Shukowsky, welchee ihm eingehend und in dee ihm eigenen gemüthvollen Weise, aber mit vollem Freimuth und hohem Ernst antwortete. In einem Briefe sprach der Großfürst mit Bewunderung von Peter dem Großen, dessen Häuschen er in Saardam gesehen. Shukowsky stimmt ihm in seiner Antwort zu und fügt bei, daß jetzt, nachdem Jener mit gewaltiger Hand den ersten Pflug zur Bearbeitung des Bodens einer Zivilisation in Rußland geführt, der Zar gerecht, gütig und maßvoll vorwärts schreiten könne. „Die Gerechtigkeit des Zaren erhält die Tugend des Volkes; seine Güte ist Bürge für die Treue der Unterthanen, weil sie Liebe erzeugt; seine Mäßigung begründet in Ruhe eine allgemeine Ordnung. Ordnung und Ruhe thun's aber nicht allein, sie herrschen auch auf dem Kirchhof. Neben der Ordnung muß alles, was das Leben der menschlichen Seele ausmacht, ohne irgend ein Hinderniß, versteht sich ohne Störung der Ordnung, frei erblühen können."

In Düsseldorf war Shukowsky mehrfach literarisch thätig. Er übertrug „Nal" und „Domajanti" nach Rückerts Umdichtung ins Russische; als Versmaß wählte er den Hexameter. Sodann verfaßte er einige Märchen in reimlosen Jamben. In Deutschland ist am bekanntesten geworden das Märchen von Iwan Zarewitsch und dem grauen Wolf, welches im Jahre 1852 in deutscher Uebersetzung mit einem Vorwort und einer poetischen Widmung von Justinus Kernee erschien. Der Verfasser hat dieses Märchen nach seiner Versicherung ganz aus dem Munde des Volkes genommen. Manche Gestalten und Züge erinnern an die deutsche Mythe und weisen nach der Meinung des Herausgebers auf die altnormannischen Einwanderungen in Rußland hin. Iwan, der Zarensohn, ist ein eigenthümlicher Typus, fromm, kühn und stark, ein trefflichee Reiter, dabei aber stets auf seinen Vortheil bedacht. Der graue Wolf ist der treueste Freund des Zarewitsch; er besitzt so vortreffliche Eigenschaften, wie man sie von einem Wolf eigentlich gar nicht erwarten sollte. Er hilft dem jungen Helden aus jeder Noth und Verlegenheit; er führt ihn mit der Zarewna Helena zusammen und wird deßhalb bei dee Hochzeit der Beiden sehr geehrt:

Der Wolf
Word eingeladen, über Nacht zu bleiben
Im Schlaß, und als er margens reisefertig
Van Iwan scheiden wollte, bat Iwan,
Daß er zu ihnen möge ziehn für immer,
Und er versichert ihn, daß jede Ehre
Ihm werden solle, daß im Zarenschlosse
Er wohnen solle und den Rang erhalten
Der ersten Klasse, daß auf einmal er
Mit allen Orden dekorirt soll werden.
Der graue Wolf bedachte sich ein Weilchen
Und gab als Zeichen seiner Zustimmung
Dem Iwan Zarewitsch die graue Tatze.
Der wor so sehr gerührt, daß er sie küßte.
Gemächlich lebte nun der graue Wolf
Im Zarenschlosse.

Justinus Kerner sagt in der poetischen Widmung, mit der er dieses Märchen einleitete:

Empfangt dies nordische Gedicht,
Von Licht und Farben so durchdrungen,
Daß man oermeint, aus Nordscheinlicht
Sei dieses helle Kind entsprungen.
Schaut her! ein nordisch Herz hat euch
Die nord'schen Sagen so gestaltet,
Ein Herz, das, ist's auch jahrereich,
Ein Kinderherz bleibt, das nie altet.

Im Jahre 1844 verließ Shukowsky Düsseldorf und siedelte nach Frankfurt a. M. über. Er fühlte sich dort zur Arbeit neu angeregt und übersetzte rasch nacheinander

Digitized by Google

mehrere Gesänge der Odyssee und dazu einige Rückert'sche Erzählungen, unter anderen die bekannte Parabel „Es ging ein Mann im Syrerland", die später von Shukowsky's Sohn im Kopf'schen Atelier (jetzt Großh. Kunstmuseum) in Baden-Baden bildlich dargestellt wurde. Weiter übertrug er das Rückert'sche aus dem Schah-Nameh entnommene Heldengedicht Rostem und Suhrab ins Russische.

Die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 vertrieb Shukowsky aus Frankfurt; er brachte seine leidende Frau zuerst nach Ems; von da wollte er mit der Familie in die Schweiz flüchten, sie kamen aber zunächst nur bis Baden-Baden und ließen sich hier für den Winter nieder. Dr. Gugert, der bekannte Badearzt, versprach ihm, seine Frau bis zum künftigen Jahre von ihrem Nervenleiden herzustellen. Der Aufenthalt in Baden bekam der Familie sehr gut und die Ruhe, die er hier fand, wirkte günstig auf sein dichterisches Schaffen; er vollendete hier die Uebersetzung der Odyssee, die von den berufensten Kritikern als mustergültig bezeichnet wurde. Varnhagen v. Ense sagt: „Der Eindruck dieser Uebersetzung kommt dem am nächsten, den die griechische Ueberschrift mir gibt. Derselbe Zauber der Sprache, dieselbe Einfachheit und Klarheit, derselbe epische Fluß und Wohlklang des Hexameters. Der Dichter hat den jonischen Reiz und Glanz Vater Homers in skythischen Lauten wiederholt, die aber freilich den hellenischen verwandter sind als man gewöhnlich denkt. Die unschätzbaren Anlagen der russischen Sprache zu solcher Nachbildung hat Shukowsky's Genius mit höchstem Erfolg benützt, seine Meisterschaft der Verskunst die fremde Form mit der glücklichsten Anmuth gehandhabt."

Die Uebersetzung der Odyssee ins Russische wurde in Karlsruhe in der durch den sprachenkundigen Karl Philipp Reiff begründeten slavischen Offizin gedruckt. (Reiff war russischer Staatsrath; er lebte in Karlsruhe, wo er verschiedene Werke, insbesondere ein russisch-französisch-deutsch-englisches Parallelwörterbuch und Grammatiken im Selbstverlag herausgab; Reiff wurde im Jahre 1872 durch seinen Diener ermordet.)

Im Jahre 1849 flüchtete Shukowsky vor der Revolution von Baden-Baden zunächst nach Straßburg und von da in die Schweiz. Vom 14. Mai bis 26. Juli verweilte er in Interlaken und kehrte hierauf nach Baden zurück, wo er nun bis zu seinem Lebensende blieb. Er wohnte im Winter im jetzigen Heiligenthal'schen, damals Kleinmann-schen Hause in der Sophienstraße, in dem in jener Zeit auch der König von Württemberg abzusteigen liebte. Die beiden Töchter seines Hauswirths, damals muntere, junge Mädchen, leben noch als ehrwürdige Matronen in unsrer Stadt; sie gedenken mit rührender Anhänglichkeit des freundlichen Herrn, der sie zu Weihnachten mit Brochen und Kleidern erfreute und der die Herzensgüte selbst war. Im Sommer zog es Shukowsky ins Grüne; er wohnte das eine Mal im jetzigen Klubhaus, ein anderes Mal in der Villa v. Oppenfeld.

Sein Badener Aufenthalt war nicht arm an literarischen Arbeiten verschiedener Art. Hier ist zunächst zu erwähnen der interessante politisch-historische Aufsatz über den General v. Radowitz. „Joseph v. Radowitz, wie ihn seine Freunde kennen. Brief eines Nichtdeutschen in die Heimath" ist der Titel dieser Schrift, die im Jahre 1850 in der W. Kasper'schen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe als Manuskript gedruckt wurde und deren Einsicht ich der Gnade Sr. kgl. Hoh. des Großherzogs verdanke. Radowitz, der bekannte General und Staatsmann, war ein vertrauter Freund Shukowsky's, welcher in „diesem Brief eines Nichtdeutschen" ein Charakterbild von ihm entwirft und ihn gegen seine mannichfachen Gegner vertheidigt. Der Brief war ursprünglich in russischer Sprache geschrieben und wurde vom Verfasser selbst ins Deutsche übersetzt und zwar in glänzender Weise. Der russische Poet zeigt sich uns hier als Meister des deutschen prosaischen Stils, zugleich aber auch als weitblickenden Staatsmann, als warmen Freund Deutschlands und als gründlichen Kenner der deutschen Verhältnisse, der mit klarem, ruhigem, durch keine Vorurtheile getrübtem Auge den Weg aus dem Chaos weist. Im ersten Theil der Schrift gibt er in großen Zügen eine allgemeine Uebersicht über die Lage Deutschlands. Die deutsche Revolution beurtheilt er vom Standpunkt des Historikers. „Alle Politik hat ihre Berechtigung nur in der Geschichte; der Gang der Geschichte ist die Offenbarung des höchsten Willens.... So müssen wir in der Revolution den letzten Ring in der Kette betrachten; wir müssen diese in ihrem Zusammenhang übersehen, um zu erkennen, was für die Herstellung der Ordnung in der Gegenwart unumgänglich nöthig ist." Er schildert nun die geschichtlichen Momente, deren natürliche Folge die Umwälzung Deutschlands war: Das Erwachen des Nationalgefühls in den Befreiungskriegen, die Errichtung des Deutschen Bundes, die Einführung einer konstitutionellen Regierung nach dem Muster der französischen in verschiedenen deutschen Staaten; das Auftreten einer parlamentarischen Opposition, unterstützt durch die steigende Unbändigkeit der Tagespresse; die 30jährige nichtige Thätigkeit oder unthätige Nichtigkeit des Deutschen Bundes, welcher, anstatt den Geist der Zeit zu beherrschen, ihn durch die Nichtachtung seiner Forderungen reizte und am Ende in einen verderblichen Dämon der Anarchie verwandelte. Die Wirkung von allem diesem war einerseits die allmähliche Vernichtung der moralischen Kraft der Regierungen und andrerseits die Entfesselung der Kraft des Aufruhrgeistes, die endlich alles untergrub, was die Stütze der bürgerlichen Ordnung bildet. Man hat alles umgeworfen und nichts gebaut, und Deutschland, entkräftet, schon vom Blut des Bürgerkriegs befleckt, steht jetzt am Rand des Verderbens. Der einzige Weg zur Rettung liegt darin, daß aus den Bestrebungen jener Zeit der berechtigte Kern herausgeschält und von den Regierungen anerkannt wird, nämlich das Streben nach gesetzlicher Freiheit und nach nationaler Einheit. Zur Einheit kann aber Deutschland nur gelangen unter Preußens Führung; Oesterreich ist durch die von ihm erworbenen Besitzungen aus Deutschland herausgewachsen, während Preußen durch denselben historischen Werdegang in Deutschland hineingewachsen ist. Der einzelne Theil, der sich dem neuen Bundesstaat anschließt, wird dadurch nicht geschwächt, sondern gekräftigt werden, indem er unter Beibehaltung seiner geschichtlichen Selbstständigkeit in eine feste Gesammtheit eingefügt wird. Der Drang nach Einheit lebt im Volk; er läßt sich nicht mehr verleugnen, die Gewalt vermag ihn eine Zeitlang niederzuhalten, dieser Druck wird aber nur seine Spannkraft steigern und bei dem ersten Stoß von außen wird eine um so schrecklichere Explosion die Folge sein."

Wohl uns, daß die politische Entwicklung Deutschlands den Weg gegangen ist, den der edle Russe mit prophetischem Blick als den richtigen bezeichnet hat!

Auch ein hervorragendes dichterisches Werk Shukowsky's ist hier in Baden entstanden: „Ahasver, der ewige Jude", eine epische Dichtung, die leider ein Bruchstück geblieben ist. Es war Shukowsky's letztes Werk; über dem Schreiben ist die Feder seiner fleißigen Hand entfallen. Aber auch als Fragment ist das Gedicht werthvoll und anziehend durch die Erhabenheit und den Schwung seiner Gedanken, die Gewalt der Naturschilderungen, die dramatische Lebendigkeit der Erzählung. Die tiefe Frömmigkeit unsres Dichters kommt hier zu schönem Ausdruck. Die Versöhnung des irrenden Menschen mit seinem Schicksal und mit Gott ist die leitende Idee, die in poetischem Geiste durchgeführt

ist. Merkwürdig ist es, daß der Dichter seinen Ahasver mit Napoleon I., der, von der Höhe der Macht herabgestürzt, in der Einsamkeit St. Helena's ein trostloses Dasein führt, zusammentreffen läßt. Wir besitzen eine recht gute deutsche Uebersetzung des schönen Gedichts von einer in Baden lebenden russischen Dame (Frl. v. J.).[1] Als Probe wähle ich eine Stelle aus dem zweiten Theil; Ahasver erzählt, wie er nach qualvoller Irrfahrt sein Vaterland zum erstenmal wieder gesehen habe. Er wanderte durch die Trümmer Jerusalems, ohne die Vaterstadt wieder zu erkennen.

Doch plötzlich blieb ich starr; ich sah vor mir
Das Bruchstück einer Mauer mit den Stufen
Zu einer unberührt weit offnen Thür.
D'rin saß ein Schakal. Einem Dämon ähnlich,
Mit seinen tück'schen Augen mich durchbohrend,
Verschwand er in den Trümmern. — Das war einst
Mein Haus, vor der verhängnißvollen Thüre,
Meiner Verderbniß Zeugen, stand ich — und
Die Stelle, wo erschöpft er damals, um
Sich auszuruhn, an jener Thüre hielt,
Von der ich ihn mit roher Hand verstieß,
Erblitzte fürchterlich als blut'ger Flecken
Vor meinen Augen. Ich sank nieder, das
Gesicht zur Erde lehnend, welche einst
Sein heil'ger Fuß berührte, und mit Thränen
Benetzt' ich sie; in diesem Augenblick
Schien es mir, daß Er selbst, so wie ich ihn
Damals gesehn, vor meinem da im Staub
Versunk'nen Haupt dahinzog, Segen spendend.
Nun stand ich auf, es dünkte mir, als ob
Die Straß' entlang vor meinen Augen jener
Furchtbare Zug vorüberging, in welchem,
Vom wüth'gen Volk beschimpft, sein Kreuz er trug.
Dem Kreuze nach stürzt' ich, doch die Erscheinung
Verschwand alsbald vor mir, und ich sah mich
Am Fuße Golgatha's. Vom schwarzen Haufen
Der Trümmer sich abhebend, eingehüllt
In duft'ges Frühlingsgrün, im vollen Glanz
Der Sonne, die sich gegen Westen neigte,
Erstand es feierlich vor mir als ein
Vor Gott entzündeter Altar. Und ich
Betrachtete es lange in Erstarrung....
O wie es da in ruh'ger Größe sich
Vereinsamt hob! Wie still war alles rings
Umher! Wie sank vom Himmel friedenvoll
Die Sonne, auf die ganze Gegend ruhig
Das Abendlicht ergießend! Wie erschreckend
War das zertrümmerte Jerusalem
Im Gegensatz des duft'gen Golgatha!...

Auch durch die Freundschaft war der Aufenthalt Shukowsky's in Baden verklärt. Goethe's Wort: „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an", bewährte sich bei ihm. Wir sehen ihn hier in Baden als Mittelpunkt eines Kreises geistig und gemüthlich hervorragender Menschen; auch höchstgestellten Personen trat er näher, und ich durfte aus dem Munde Sr. kgl. Hoh. des Großherzogs von Baden selbst vernehmen, wie hoch ihn dieser Fürst geschätzt hat.

Justinus Kerner, der gemüthstiefe schwäbische Sänger, der unser Baden so sehr liebte, schrieb über sein Zusammensein mit Shukowsky:

„Als ich mich im Sommer des Jahres 1851 erkrankt in Baden-Baden aufhielt, fand ich eine meine Leiden lindernde Wärme weniger in Badens Heilborn als in einem Herzen aus kaltem Norden, in dessen Fülle von Wärme, Kraft, Reinheit und Kindlichkeit ich mich wie in eine Heilquelle versenkte; es war dies des russischen Dichters Shukowsky Herz. Die Bekanntschaft dieses edlen, dieses geistig so reich begabten Mannes war nach einem für mich in vieler Hinsicht trüb und kalt gewesenen Winter ein wahrer Hauch des Frühlings in ein krankes, vom Froste der Zeit erstarrtes Herz."

Graf Adolf Friedrich v. Schack, der bekannte Schriftsteller und Kunstmäcen, gedenkt Shukowsky's in einem für uns Badener besonders interessanten Kapitel seiner Selbstbiographie. Er erzählt darin von einer Reise, die ihn im Jahre 1875, also 23 Jahre nach Shukowsky's Tode, nach Baden-Baden führte. Er erwähnt, wie die Badener Landschaft stets den gleichen Reiz für ihn habe, der sich nie abstumpfe wie der anderer Gegenden. Hier vereinige sich Großartigkeit mit idyllischer Lieblichkeit. „Kaum irgendwo," sagt er, „habe ich den Frühling so herrlich gefunden als hier. Alle Höhen und Gründe ertönten vom jubelnden Gesang der Vögel; doch er stimmte mich nicht so fröhlich wie einst, da er mich an manchen heimgegangenen Freund erinnerte. In der Stadt mahnte mich der Balkon eines Hauses an einen Mann, den ich wegen seiner Herzensgüte wie wegen seiner Geistesgaben ungemein verehrte. Es war der russische Dichter Shukowsky. Auf jenem Balkon hatte er, nachdem er den Winter auf dem Krankenlager verbracht, die ersten milden Lüfte eingeathmet. Schon schien er neu aufzuleben, als ihn unerwartet der Tod hinwegnahm."

Besonders nahe stand unserm Shukowsky der damalige Flügeladjutant des Großherzogs Leopold von Baden, der Oberst und spätere General Georg Heinrich Krieg v. Hochfelden. Dieser vielseitig gebildete Mann, der unter anderem eine Geschichte und Beschreibung der beiden Schlösser von Baden-Baden herausgab, verlebte den Winter 1849/50 in Baden und brachte manchen Abend in literarisch angeregter Unterhaltung mit Shukowsky zu. Die Frucht ihrer gemeinsamen Abende war eine kleine Sammlung vortrefflicher Uebersetzungen Shukowsky'scher Dichtungen, welche im Jahre 1850 unter dem Titel „Ostergabe für das Jahr 1850. Sechs Dichtungen Shukowsky's, von einem seiner deutschen Freunde für die anderen übersetzt", bei Hasper in Karlsruhe im Druck erschien. Dieser jetzt sehr selten gewordenen Sammlung sind die meisten der oben mitgetheilten Uebersetzungen entnommen.

So fand denn Shukowsky an seinem Lebensabend alles, was das Dasein an idealen Gütern bietet: Familienglück, befriedigende Beschäftigung, einen Kreis gleichgestimmter lieber Freunde. Friedlich und still wie ein schöner Tag klang sein Leben aus. Er starb nach längerem Leiden am 14. April 1852 dahier im Heiligenthal'schen Hause, betrauert von seiner Gattin, seinem Sohne Paul und seiner Tochter Alexandra. Seine beiden Kinder sind noch am Leben. Der Sohn ist Architekt und Maler; ihm wurde der ehrenvolle Auftrag zutheil, das Denkmal für Kaiser Alexander II., den Zar-Befreier, in Moskau zu entwerfen, welches bekanntlich im August v. J. enthüllt wurde.

Shukowsky's Leiche wurde nach St. Petersburg gebracht und im Newsky-Kloster neben Karamsin, dem Dichter und Historiker, zur Erde bestattet. Nach einem Eintrag im Standesbuch des hiesigen katholischen Pfarramts, in welchem damals auch die Sterbefälle der Angehörigen des russisch-orthodoxen Bekenntnisses verzeichnet wurden, war Shukowsky zuerst in Baden beigesetzt worden, und auf dem hiesigen Friedhof wird uns noch das Grabmal Shukowsky's, in der Nähe der Kapelle, gezeigt. Ein großer steinerner Sarkophag, nur mit einer Lyra geschmückt, von Epheu übersponnen, bezeichnet die Stelle, wo Shukowsky ruhte. Am unteren Ende des Sarkophags ist in altslavischer Sprache und Schrift der Spruch eingegraben: Selig, die reinen Herzens sind!

Ja, ein reines Herz war es, das wir auf seinem Weg durchs Leben begleiteten. Und wenn wir jetzt von dem edlen Menschen Abschied nehmen, der hier im lieblichen

[1] Ahasver, der ewige Jude. 3. Aufl. Oppeln, Eugen Franck.

Oosthol Zuflucht vor den Stürmen der Zeit und sein Lebensziel gefunden hat, so dürfen wir auch auf ihn die Worte anwenden, die Goethe dem Lieblingsdichter Shukowsky's, unserm Schiller, ins Grab nachrief:

Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

---

## Die Freiherrlich Carl v. Rothschild'sche öffentliche Bibliothek in Frankfurt a. M.

Amerika ist heute das klassische Land der Büchersammler. Wenn auf unsern Auktionen die Liebhaber zögernd und bedächtig auf irgend ein seltenes Buch bieten, erscheint gewöhnlich plötzlich der Agent irgend eines ungenannten amerikanischen Krösus und macht durch ein verblüffend hohes Angebot dem Kampf ein Ende. So wandert Jahr für Jahr ein großer Theil der Seltenheiten des europäischen Büchermarktes, Inkunabeln und Unica, Elzeviere und Caxtons hinüber; aber nicht nur einzelne Stücke, sondern ganze Sammlungen, die in Deutschland entstanden sind — man erinnert sich der reichen Bibliotheken eines Leopold Ranke oder Wilhelm Scherer —, finden jenseit des Ozeans ihre dauernde Heimath. Denn in Amerika hört man nur von Bücher- und Bibliothekkäufen, niemals oder selten von Verkäufen. Die großen Auktionen von London oder Paris, bei denen Schätze, die im Laufe von Jahrhunderten mühsam zusammengebracht worden sind, in wenigen Tagen in alle Winde, vielfach in die nach der neuen Welt wehenden, flattern, kennt man drüben nicht. Die Amerikaner holen in Europa ihre Bücher, zurück kommt aber selten eines. Was geschieht nun mit all diesen Sammlungen und Büchermengen? Sie bilden den Grundstock öffentlicher Bibliotheken, und kein Jahr vergeht, wo nicht deren eine oder mehrere unter dem Namen ihres Stifters ins Leben treten. Die New York Public Library, hervorgegangen aus der Vereinigung der Astor-, Lenox- und Tilden Library besitzt heute neben einem Bestand von fast 600,000 Bänden ein Vermögen von ungefähr 5 Millionen Dollars. In Chicago ist vor etwas mehr als Jahresfrist die John Crear Library mit einem Vermögen von 2½ Millionen Dollars und einem Bestand von 20,000 Bänden eröffnet worden. Von den Mitteln, die Staat und Kommune in Amerika den Volksbibliotheken gewähren, soll hier nicht die Rede sein, wie von jenen Stiftungen großherziger Bürger, die nach einem arbeitsreichen der Wissenschaft oft sehr fern abliegenden Leben zu sammeln begonnen und kein anderes Ziel kannten, als ihrer Vaterstadt eine möglichst reiche freie Bibliothek zu hinterlassen. Keine Stadt Amerika's entbehrt heute einer solchen öffentlichen Volksbücherei, und so mag es erklärlich sein, daß, wofern man einer Angabe der „Pall Mall Gazette“ Glauben schenken kann, sich in den europäischen öffentlichen Bibliotheken gegen 21 Millionen Bücher befinden, während Amerika deren 50 besitzt. Die reichen Schenkungen, wie sie eben drüben üblich, sind bei uns, aber nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England sehr vereinzelt. Ottendorfer, ein gebürtiger Oesterreicher, hat im Jahre 1892 in seiner Vaterstadt Zwittau mit einem Aufwand von 200,000 Gulden eine Volksbibliothek nach amerikanischem Muster errichtet, Leopold Sonnemann hat die reiche kulturgeschichtliche Bibliothek, die Gustav Freytag, einer der eifrigsten unter den deutschen Bibliophilen, hinterließ, um hohen Preis gekauft und der Stadt Frankfurt zum Geschenk überwiesen, damit sie hier ungetheilt aufbewahrt, der allgemeinen Benutzung zugänglich sei. Die Bürger der Vaterstadt Goethe's haben auch sonst ihre Fürsorge für Frankfurt und vornehmlich für das geistige Leben der Stadt, die nie eine Universität besessen hat, oftmals bekundet. Keine deutsche Stadt hat so viele und so vorzüglich sich ergänzende Bibliotheken wie Frankfurt a. M. Mit einem Bücherbestand von gegen 600,000 Bänden steht es keiner deutschen Universitätsstadt, Berlin, München und Straßburg ausgenommen, nach. Zu der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Stadtbibliothek trat 1763 als Stiftung des Arztes Johann Christian Senckenberg die „Senckenbergische Bibliothek“, später durch die Sammlungen der Aerzte Jakob Reichord, Lehr und Reeff vermehrt. 1816 schuf dann der Bankier Joseph Friedrich Städel das seinen Namen führende Kunstinstitut, das neben einer reichen Gemälde- und Kupferstichsammlung auch eine ziemlich umfangreiche Kunstbibliothek besitzt. Würdig reiht sich diesen der allgemeinen Bildung gemachten Schenkungen das Freie Deutsche Hochstift, am 100. Jahrestag der Geburt Schillers begründet und von Otto Volger und Theodor Müller selbstlos gefördert, mit seiner großen Goethe-Bibliothek an. Hier ist die reichste Sammlung von Schriften und Drucken zur Geschichte der Faustsage vorhanden; aus dem Besitz Karl Engels, des Herausgebers der Bibliotheca Faustiana kommend, ist sie seitdem ebenmäßig ergänzt und erweitert worden.

Das Jahr 1886 endlich brachte Frankfurt noch eine Bibliothek, welche die Lücken der bereits bestehenden planmäßig auszufüllen bestrebt ist. Am 16. Oktober dieses Jahres verschied der Frhr. Karl v. Rothschild. Kurz darauf faßte das Freifräulein Louise v. Rothschild den Plan, dem Andenken ihres Vaters in Frankfurt a. M. eine öffentliche Bibliothek zu gründen. Die im Nachlaß des verstorbenen Freiherrn vorhandenen Bücher, etwa 3000 Bände, wurden der Grundstock, den zu mehren jetzt und später alle Mitglieder des Hauses Rothschild bestrebt gewesen sind. Gerade durch Geschenke hat diese Bibliothek eine Reihe werthvoller Serien und Werke erhalten, was nicht verwundern dürfte, da die Büchersammler gerade unter den Rothschilds zahlreich sind, allen voran der gelehrte James Rothschild in Paris, dessen dreibändiger Bibliothekskatalog, von Picot herausgegeben, zu den gesuchtesten bibliographischen Hülfsmitteln gehört. Nur der Besitzer und Kenner so reicher Schätze konnte ein Quellenwerk von der Bedeutung des Mystère du Vieil Testament (Paris, Didot 1878—1891 6 Bände) schaffen.

Die Bibliothek in Frankfurt ist rasch gewachsen. Louise v. Rothschild hat mit einem für eine Frau seltenen Interesse und Verständniß sich bis zu ihrem 1892 erfolgten Tod ihrer Schöpfung angenommen. Sie berief Dr. Christian Wilhelm Berghoeffer als Bibliothekar, eine Wahl, die sich als eine äußerst glückliche erwiesen hat. Wiederholt gewährte sie ihm die Mittel, die Bibliotheken Deutschlands, Englands und Frankreichs zu besuchen, um die dort gewonnenen Erfahrungen hier im kleinen zu verwerthen. Sie entschied selbst über alle Anschaffungen, bestimmte außer einer jährlichen Dotation von etwa 12,000 Mark für Bücheranschaffungen wiederholt Zuschüsse für außerordentliche Ankäufe. Sie versicherte sich auch der Unterstützung und des Rathes kenntnißreicher Fachleute, des Weltbuchhändlers Baer und des Darmstädter Hofbibliothekars Dr. Lennert. So erreichte die Bibliothek schon in den drei ersten Jahren ihres Bestandes die stattliche Anzahl von rund 11,000 Bänden, wovon zwei Drittel von Ankäufen, ein Drittel von Spenden herrührten. Heute hat die Zahl der Bände das Doppelte überschritten und darf die Samm-

Digitized by Google

lung beanspruchen, unter den hervorragenderen wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands genannt zu werden, weil sie, auf einige Fächer sich beschränkend, in diesen an Reichhaltigkeit schon manche kleinere Universitätsbibliothek überholt hat. Sehr glücklich war nämlich der Gedanke, hinsichtlich der Neuanschaffungen die Bestände der anderen Frankfurter Bibliotheken nach Möglichkeit zu ergänzen, nicht zu verdoppeln. Während die Stadtbibliothek außer der lokalen Literatur vor allem die Geschichtswissenschaft, Jurisprudenz und Theologie, seit der Erwerbung der außerordentlich reichen hebräistischen Sammlung des verstorbenen Rabbiners Nehemias Brüll auch die Orientalistik, während die Senckenbergische Bibliothek Medizin und Naturwissenschaften pflegt, betrachtet die Rothschild'sche Bibliothek Kunstwissenschaft, germanische und romanische Philologie und Handelswissenschaften als ihre Hauptfächer. Dieselben erleiden aber noch gewisse Einschränkungen. Zu Rücksicht nämlich auf die halböffentliche Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts wird die deutsche Literatur der klassischen Periode nur in den allerwichtigsten Werken erworben. Mit Rücksicht auf die oben erwähnte Bibliothek des Städelschen Kunstinstituts wird vor allem nach Möglichkeit die Anschaffung jener kostbaren Bildwerke vermieden, die sich dort bereits vorfinden, und mithin mehr die Bedürfnisse des Kunsthistorikers als die des Künstlers und Kunstfreundes ins Auge gefaßt. In Einzelfällen werden auch die Sammlungen des Mitteldeutschen Kunstgewerbevereins und der Polytechnischen Gesellschaft berücksichtigt und pflegen theure Erwerbungen erst nach Verständigung mit den übrigen Bibliothekaren entschieden zu werden. Dieses Zusammenwirken ist für den einheimischen Benutzer natürlich äußerst ersprießlich, da sich so die Büchervorräthe gegenseitig, zum Theil wenigstens, ergänzen.

Seltenheiten wird man in einer Bibliothek, die aus einzelnen Anschaffungen und Geschenken entstanden ist, ohne eine größere Spezialbibliothek in sich aufzunehmen, nicht suchen. Ist es ja für eine neugegründete Sammlung schon ziemlich schwierig, größere Zeitschriftenserien und Sammelwerke, vor allem die englischen, die nur in kleinen Auflagen gedruckt werden, wie die Publikationen der Percy Society oder der Early English Text Society vollständig zu erhalten. Bemerkenswerth ist aber die ziemlich umfangreiche Sammlung der Rothschildiana, die seit 1895 auch durch alle auf das Haus bezüglichen Zeitungsausschnitte ergänzt wird. Werthvoll ist auch eine Serie der Münzkataloge Maier Amschel Rothschilds, aus welchen hervorgeht, daß er bereits im Jahre 1783 Hoffaktor des späteren Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen war.

Besitzt die junge Bibliothek auch nichts, was eine Inanspruchnahme von auswärts erwirkt hätte, so ist dagegen die Benutzung im Orte eine um so lebhaftere. Schon im ersten Jahre haben an 310 Tagen 1470 Besucher 6293 Bände benutzt. 1890 war die Zahl der Leser auf 1734 und die Zahl der gebrauchten Werke auf 20,121, 1896 endlich schon auf 25,000 gestiegen. Die äußerst eingehende Statistik, die über die ersten drei Jahre der Bibliothek vorliegt,[1] gewährt einen Einblick sowohl in die Vertheilung der Leser nach Berufsklassen und der gelesenen Bücher nach dem Inhalt. Am stärksten vertreten ist die Zahl der Kaufleute, denen Studenten, dann Lehrer und Beamte folgen. Geistliche und Offiziere dürften hier wenig für sie brauchbares gefunden haben, denn ihrer sind anno 1890 bloß fünf, beziehungsweise sieben gewesen. Eine im Verhältniß zur Einwohnerzahl so starke Benutzung, wo noch eine andere große Stadtbibliothek und zwei Volksbibliotheken am Orte sind, kann nur die Folge einer liberalen Verwaltung und einer weitgehenden Förderung des Lesebedürfnisses durch die Anlage brauchbarer Kataloge sein. Thatsächlich besitzt die Rothschild'sche Bibliothek einen vollständigen alphabetischen und systematischen Katalog, der dem Publikum zugänglich ist, und zwar gedruckt, ein Besitz, dessen sich die wenigsten deutschen Bibliotheken rühmen dürfen. Die Kataloge sind nach dem holländischen System angelegt — die einzelnen Zettel zu Bänden vereinigt —, ein System, das auch in der Kasseler Stadt- und Landesbibliothek, in jüngster Zeit auch in Köln, angewendet wird. Außerdem verfügt die Bibliothek über einen Erwerbs- und einen Standortskatalog. Die Aufstellung der Bücher ist nämlich, wie in Deutschland fast allgemein üblich, eine systematische; freilich nur in sehr großen Zügen und nach den Hauptabtheilungen gegliedert. Von diesen Katalogen ist nun der die Zugangsverzeichnisse von 1887—1896 umfassende, um ein Autoren- und Titelregister vermehrt, als selbständiger und käuflicher Band erschienen. So dankbar nun der Druck von Katalogen immer begrüßt werden muß, so ist doch der vorliegende bei dem verhältnißmäßig jungen Bestande der Bibliothek, die, wie erwähnt, nur wenige anderwärts nicht verzeichnete Bücher aufweist und bei der Mangelhaftigkeit des Titelregisters wenig geeignet, auch andere als die Benutzer der Bibliothek selbst zu interessiren. Wollte man frühzeitig mit einem gedruckten Bandkataloge hervortreten, ehe die anschwellende Zahl der Bücher das erschwerte, so wäre es doch viel vortheilhafter gewesen, hiefür die Form eines alphabetischen oder systematischen Verzeichnisses zu wählen.

Noch haben wir nicht von den Räumlichkeiten gesprochen, in denen die Bibliothek untergebracht ist, was sonst an den Anfang derartiger Berichte zu stehen kommt. Bald nach der Gründung, im April 1888, wurde ein Wohnhaus Bethmannstraße 1 vom Freifräulein käuflich erworben und unter Leitung von Professor Luthmer seiner nunmehrigen Bestimmung entsprechend umgebaut. Wenn auch für den Anfang vollkommen genügend, so hat es doch in manchem, besonders in der Verwendung von fünf Zimmern als Leseräumen wie in der Beleuchtung mit Lampen seinem Zweck nicht ganz entsprochen. Die Verwaltung durfte daher recht wohl zufrieden sein, als nach dem Tode der Mutter der Stifterin, der Freifrau Carl v. Rothschild, im Dezember 1894 die Erben die Verlegung der Bibliothek in das ehemalige v. Rothschild'sche Familienhaus, Untermainkai 15, beantragten, welchem Antrag durch einen Tauschvertrag entsprochen wurde. Hier erhielt die Bibliothek eine ungleich zweckmäßigere Unterkunft. Die Lese- und Geschäftsräume wurden zur ebenen Erde, das Bücherdepot und das Sitzungszimmer des Vorstandes im ersten Stockwerk, die Wohnungen des Bibliothekars und des Hausverwalters im zweiten und dritten Stock untergebracht. Die Anlage des Hauses bot auch die Möglichkeit, einen großen Lesesaal mit 56 Sitzplätzen, an den sich noch zwei kleinere mit je zwölf Plätzen anschließen, einzurichten. Die Beleuchtung sämmtlicher Räume ist elektrisch. Eine planmäßige Ausgestaltung der Bibliothek war aber nur möglich, wenn die Mittel hiefür für alle Zeiten sichergestellt wurden. Luise v. Rothschild war im März 1892 verstorben, ohne die Anstalt entsprechend fundirt zu haben. Infolgedessen wurde die Anstalt von der Mutter des Freifräuleins für alle Zeiten und dauernd begründet und erhielt durch den Erlaß vom 1. März 1893

[1] Dr. Christ. Wilh. Berghoeffer: Die Einrichtung und Verwaltung der Freiherrlich Carl v. Rothschild'schen öffentlichen Bibliothek während der Jahre 1887—1890. Frankfurt a. M. Verlag von Joseph Baer u. Co.

Vergl. für die spätere Zeit: Berghoeffer: Die Entwicklung der Frhrl. Carl v. Rothschild'schen Bibliothek zu Frankfurt a. M. während der Jahre 1891—1895. Sonderabdruck aus dem „Zentralblatt für Bibliothekswesen". Leipzig, Otto Harrassowitz, 1896.

Berghoeffer: Die Bibliotheken zu Frankfurt a. M. E. Meyer, Handbuch des Volksbildungswesens. Stuttgart 1896. S. 211—222.

Digitized by Google

die Rechte einer juristischen Person. Das der Bibliothek vermachte Vermögen betrug 1 Million Mark, die in Staatsschuldverschreibungen des Königreichs Preußen angelegt wurde. Von den Zinsen dieser Stiftung im Betrage von jährlich 34,465 Mark sind die persönlichen und sachlichen Ausgaben der Anstalt zu bestreiten. Die Bibliothek ist einem Vorstand unterstellt, der aus fünf Frankfurter Herren besteht, die das Recht der Kooptation besitzen. Die staatliche Aufsicht übt dann der jeweilige Regierungspräsident zu Wiesbaden aus.

So ist alles gethan, um die gedeihliche Fortentwicklung der Bibliothek in der bisherigen Richtung zu ermöglichen. Möchten wir durch den Opfermuth der Begüterten in vielen deutschen Städten Bibliotheken nach dem Muster der Rothschild'schen in Frankfurt a. M. erstehen sehen.

Wien. Arthur L. Jellinek.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

R. Glückimwald, Roman von V. Gräfin Bethusy-Huc. (Moritz v. Reichenbach.) Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag 1899. — Kein anderer Theil des Deutschen Reiches hat innerhalb der letzten Jahrzehnte in wirthschaftlicher Hinsicht derartig bedeutsame und folgenreiche Wendungen aufzuweisen, wie das Land, dessen Verlust einst Maria Theresia mit den Worten beklagte: „Man hat meine Krone des köstlichsten Juwels beraubt" — nämlich die Provinz Schlesien. Der Reichthum Schlesiens an Erzen, Kohlen und edlen Thonarten ist zwar seit Jahrhunderten bekannt; trotzdem aber bildete die Landwirthschaft bis in die neuere Zeit hinein in überwiegendem Maße die Einnahmequelle seiner äußerst konservativ veranlagten Bewohner, und diejenigen, welche es versuchten, in das tief eingewurzelte Vorurtheil gegen industrielle Unternehmungen Bresche zu legen, hatten lange Zeit hindurch einen recht schweren Kampf zu bestehen. Allerdings läßt es sich nicht leugnen, daß es um den patriarchalischen Frieden, um die beschauliche Ruhe der in den Traditionen einer rein agrarischen Vergangenheit festhaltenden Landbevölkerung überall geschehen zu sein pflegt, wo die dampfenden Schlote der Hüttenwerke und Fabriken in die Luft ragen, wo der Lärm der Dampfhämmer ertönt und die Lokomotive schwer beladene Lastzüge über Berg und Thal den großen Handelsplätzen zu entführt. Vor allem verändert sich der Charakter der arbeitenden Bevölkerung unter solchen Umständen in kurzer Zeit; mit der Steigerung des Verdienstes der Arbeiter hob sich auch die bis dahin mehr wie einfache Lebensführung und wenn auch der durchgängig sehr niedrige Bildungsstand auf eine höhere Stufe gehoben wurde, so läßt es sich andrerseits nicht leugnen, daß alle die bedauerlichen Begleiterscheinungen des Sieges der Industrie über die Landwirthschaft, wie Steigerung der Genußsucht, Gleichgültigkeit gegen die bescheideneren Freuden des Lebens, Unzufriedenheit in sozialer und Cynismus in religiöser Beziehung ganz besonders in Schlesien sich bemerkbar machen. Daraus erklärt sich denn auch zur Genüge die Verstimmung derjenigen Kreise, die von dem Umschwung der Dinge nur Nachtheile und keine Vortheile haben, nämlich des angesessenen ländlichen Mittelstandes. — Das ist ungefähr die Grundlage, auf der Gräfin Bethusy-Huc ihr neuestes Werk errichtet hat. Sie hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sich an Ort und Stelle eingehend über die einschlägigen Verhältnisse zu unterrichten, und mancher Fachmann wird erstaunt sein über die Sachkenntniß, mit der insbesondere die beiden feindlichen Gegenpole, Forstwirthschaft und Hüttenbetrieb, in ihren technischen Einzelheiten geschildert werden. Und darum darf der Roman „Glückimwald" den Anspruch darauf erheben, von einem anderen Standpunkt aus beurtheilt zu werden als von demjenigen, den man gemeinhin der landläufigen Unterhaltungsliteratur gegenüber einnimmt. Es ist eine in sozialem wie in künstlerischem Sinne ebenso wohl gemeinte wie wohl gelungene Studie, die obendrein dadurch noch an Werth gewinnt, daß die Träger der Handlung — es handelt sich um einen försterlichen Capuletti, dessen Tochter einen industriellen Montecchi liebt — mit großer Wärme und Lebenswahrheit geschildert sind. Wir können den Roman bestens empfehlen.

w. In Nr. 128 ward von der Einrichtung einer französischen wissenschaftlichen Station in Indochina Mittheilung gemacht: der erste Bericht Finots, des Leiters dieses Unternehmens, ist nun veröffentlicht worden. Finot hat zunächst den südlichen Theil seines Bezirks, die Provinz Cambodga, in den Monaten April-Juli bereist. Ein flüchtiges Studium von Sprache und Literatur dieses Landes überzeugte ihn von der Fülle dankenswerther Arbeit, die hier geleistet werden kann. Da die Beschaffung von Texten als die wichtigste Vorarbeit erschien, so sammelte Finot mit Eifer, was er an Satras-Büchern (so heißt in Cambodga die alte Ueberlieferung) aus den über das Gebiet zerstreuten Klöstern erhalten konnte, und es gelang ihm, trotz der großen Zurückhaltung, gegen 100 dieser Bücher zusammenzubringen. Das Meiste davon sind Jâtakas, Erzählungen, die sich mit dem Leben Buddha's beschäftigen. Dann gibt es dogmatische Schriften, Bücher über die Frömmigkeit, über die praktische Moral, Abhandlungen über die Heilkunde, Astronomie und Magie. Auch glückte es, einige in gebundener Form geschriebene Schauspiele zu erlangen, Stücke mit langen Erzählungen, zu deren Aufführung musikalische Begleitung nothwendig ist. Was die Archäologie von Cambodga angeht, so konnte Finot in der kurzen Zeit und bei den schlechten Verkehrsverhältnissen des Landes gewiß nur sehr unvollkommene Kenntniß erlangen. Ein gutes Bild der alten einheimischen Kunst lieferte ihm die Trümmerstätte Bat-Nokor bei Kompang-Cham am Joule-say, einem rechten Nebenfluß des unteren Mekhong. Einige schöne Statuen fand er in einem Tempel des Kreises Bati: sie sind dazu bestimmt, in das künftige Museum der Station aufgenommen zu werden. Nachdem so Finot sich in großen Zügen über seine Aufgaben in Cambodga unterrichtet hat, wird er nunmehr die anderen Bezirke, Anam, Tonking und die Laosländer, besuchen. Demnächst soll die französische Forschungsstelle ihre endgültige Einrichtung erfahren. Wenn dann die drei Stipendiaten, deren Stelle in dem Gründungsplan vorgesehen ist, zur Stelle sein werden, kann Finot die von ihm gewünschte Arbeitstheilung vornehmen. So wird man denn kaum vor 1901 die ersten Veröffentlichungen aus dem Kreise dieser Forschungen erwarten können.

* Wir entnehmen einem in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" mit der Spitzmarke „Zur Abwehr" überschriebenen Artikel folgendes: Die Nichtbetheiligung der deutschen Gynäkologen am internationalen Gynäkologenkongreß in Amsterdam gibt der Pariser „Semaine médicale" Veranlassung, in einem Artikel einen gehässigen Angriff gegen die deutschen Professoren zu unternehmen. In offenbar tendenziöser Unterdrückung der wahren Gründe, die zu dem Beschluß unsrer Gynäkologen führen mußten, konstruirt der, zweifellos von bestimmter holländischer Seite inspirirte Verfasser für diesen Vorgang ein Motiv, das, so kindlich naiv es auch erscheint, doch eine energische Zurückweisung verdient. Die deutschen Professoren, sagt der Verfasser, betrachten ausländische Staaten mit deutscher Sprache hinsichtlich der Lehrstühle als „erobertes" Terrain, das ihnen den Uebergang von der außerordentlichen Professur zur ordentlichen vermitteln soll. In Holland gebe es aber eine Professorenpartei, die sich eine derartige deutsche Invasion nicht gefallen lassen wolle, und gegenüber dieser „situation peu favorable à leurs idées d'expansion" hätten die deutschredenden Gynäkologen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und selbst Hollands sich „verschworen", vom Amsterdamer Kongreß fernzubleiben! — Zunächst sei bemerkt, daß der ganze Zwist sich nicht zwischen deutschen und holländischen Professoren abspielt, sondern sich lediglich an die Person des holländischen Gynäkologieprofessors Treub anknüpft. Treub hatte seinerzeit die Berufung Doederleins nach Groningen benutzt, um in seiner Klinik gegen Doederlein eine dessen Verdienste herabwürdigende Rede zu halten; diese Rede veröffentlichte er in den politischen Blättern. In einer Erwiderung, die Treub auf die durch Martin und Sänger unternommene Abwehr dieses Angriffs publizirte, wiederholte er nicht nur seine Kritik Doederleins, sondern

erweiterte sie durch eine Beschimpfung der deutschen Professorenwelt. Als nun ebenderselbe Herr Treub zum Präsidenten des vorbereitenden Komitees für den Amsterdamer Kongreß erwählt wurde, erklärten einige deutsche Professoren, daß sie sich an dem Kongreß nur betheiligen könnten, wenn ihnen für die Beleidigungen Treubs eine ausreichende Genugthuung zutheil würde. Da aber Treub auch nur ein Eingeständniß seines Unrechts verweigerte, so war die natürliche Folgerung für die deutschen Gynäkologen gegeben. — Das war keine Konsequenz, die mit internationalen oder nationalen Neigungen und Abneigungen etwas zu thun hatte, sondern das natürliche Verhalten jedes mit Ehrgefühl ausgestatteten Menschen. — Was den seitens des französischen Blattes gegen die deutschen Professoren erhobenen Vorwurf der „Lehrstuhlfreibeuterei" betrifft, so beweist er nur die gänzliche Unerfahrenheit des Verfassers in den einschlägigen Verhältnissen. Es würde sicherlich keiner österreichischen, schweizerischen oder holländischen Fakultät einfallen, einen deutschen Professor auf einen Lehrstuhl zu berufen, wenn sie nicht durch die Bedeutung des Berufenen dazu bestimmt wäre, beziehungsweise eine gleichwerthige oder bessere nationale Persönlichkeit statt seiner zur Verfügung hätte. Und andrerseits würden die vermeintlichen „idées d'expansion" deutscher Professoren recht wenig praktischen Erfolg haben, wenn ihnen seitens des Auslandes irgend welcher Widerstand entgegengesetzt würde. Auch diese Insinuation des französischen Blattes entbehrt also jeder thatsächlichen Unterlage. Was soll man aber zu der Qualifikation des Verfassers sagen, wenn er die „conjuration" der deutschen Gynäkologen als „une première atteinte au principe de l'internationalisme scientifique" bezeichnet!? Weiß er nicht oder hat er vergessen, daß die französischen Aerzte auf dem internationalen medizinischen Kongreß zu Kopenhagen (1884) gegen die Wahl Berlins zum nächsten Kongreßort aus politischen — um nicht zu sagen chauvinistischen — Gründen Einspruch erhoben, und daß eine Reihe von Franzosen aus denselben Gründen gegen den Besuch des Berliner internationalen medizinischen Kongresses Stimmung gemacht haben? Wenn es sich also wirklich bei dem Amsterdamer Kongreß um eine Verletzung „des Prinzips der Internationalität der Wissenschaft" gehandelt hätte, dann hätten die deutschen Gynäkologen einen Präzedenzfall bei den Landsleuten der „Semaine médicale" gehabt.

* **Das einzige Schriftstück von Käthchen Schönkopfs Hand**, das sich erhalten hat, ein harmlos bescheidenes Blatt, das aber als Unikum ein gewisses Interesse verdient, wird im Septemberheft der „Deutschen Rundschau" im Faksimile reproduzirt. Es ruft den stürmischen Liebesfrühling des jungen Goethe, an den auch in diesen Tagen der Feier des öfteren gedacht wurde, in die Erinnerung. Als Käthchen Schönkopf sich mit Dr. Kanne verlobt hatte, schickte Goethe ihr einige Bücher als letzte Gabe der Freundschaft: „Hagedornen und einige andere Bücher werde ich Ihnen ehestens schicken, möchten Sie ein Gefallen an diesem liebenswürdigen Dichter finden, wie er es verdient" — es sollte ein Geschenk zum Vermählungstag sein, das letzte, was er ihr sandte; er glaubte wohl, sie wiederzusehen, „aber" — fährt er fort — „ich hoffe, sobald nicht, und was an mir liegt, will ich seine Erfüllung hinauszoschieben suchen. . . . Kein Hochzeitgedicht kann ich Ihnen schicken, ich habe etwelche für Sie gemacht, aber entweder drückten sie meine Empfindung zu viel oder zu wenig aus." Der Vermittler des Abschiedsgeschenks war der Buchhändler Philipp Erasmus Reich in Leipzig, und die Empfangsbestätigung Käthchens ist das vorliegende Schriftstück: „Hieemit bescheinige das ich von Hrn. Reich ein Päkgen von Frankfurt am Mayn empfangen habe. Leipzig, den 24. Januar 1770. Anna Catharine Schönkopf." Das Blatt befindet sich im Besitz des Enkels Salomon Hirzels, des Hrn. Verlagsbuchhändlers Georg Hirzel in Leipzig.

* **Das diamantene Doktorjubiläum** begeht am 7. September der Senior der deutschen Kunstgeschichte, Dr. **Theodor Gaedertz** in Lübeck. Wie so mancher Gelehrte, die sich auf dem Gebiete der Literatur und schönen Wissenschaften ausgezeichnet haben, von Beruf Juristen waren, hat auch Gaedertz die Rechte studirt und darin auf der Universität Göttingen unter dem Dekanat des berühmten Gustav Hugo am 7. September 1839 die Doktorwürde erworben. Das Diplom wurde ihm zu seinem goldenen Doktorjubiläum vor zehn Jahren feierlich erneuert. Theodor Gaedertz hat bekanntlich sehr wesentlich zur Blüthe der deutschen Kunstvereine beigetragen mit regem Eifer; seine praktische Wirksamkeit ist hauptsächlich den nun überall eingebürgerten Kunstausstellungen, die zuerst wenig Beachtung im großen Publikum fanden, zugute gekommen. Neben seiner amtlichen Thätigkeit wußte er dieser edlen und bildenden Aufgabe, die er sich aus Liebe zur Sache selbst gestellt hatte, vollauf gerecht zu werden, ja auch schriftstellerisch eine Reihe kunsthistorischer Werke zu ediren, über Ostade, Holbein, Memling, Rubens ꝛc. Wir haben bereits aus Anlaß des goldenen Doktorjubiläums von Theodor Gaedertz eine genauere Skizze seines Lebens und eingehende Würdigung seiner Leistungen gegeben (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1889, Nr. 248). Wie wir aus einer Ankündigung des Verlags von Wigand in Leipzig ersehen, läßt Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz zu Ehren seines Vaters eine Festschrift erscheinen: „Goethe und Maler Kolbe" mit unbekannten Briefen und Bildnissen, eine Huldigung also auf dem Gebiete, das Gaedertz der Aeltere selbst so glücklich kultivirt.

* **Freiburg i. B.** Der Privatdozent für innere Medizin an der hiesigen Universität Dr. **Treupel** ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Aachen.** Der Professor der Mechanik an der hiesigen Technischen Hochschule Geh. Regierungsrath Dr. Aug. **Ritter** tritt am 1. Oktober in den Ruhestand.

* **Berlin.** Bei der hiesigen Universität sind die beiden Privatdozenten der Geschichte Dr. **Hintze** und Dr. **Sternfeld** zu außerordentlichen Professoren ernannt worden.

* **Aus Amerika.** Soeben erhalten wir die schmerzliche Kunde, daß Professor George A. **Hench** in Ann Arbor (Michigan, Ver. St.) eines plötzlichen Todes verstorben ist; er zog sich durch einen Sturz vom Zweirad auf einer Vergnügungstour in den White Mountains eine Gehienerschütterung zu, der er am 16. Aug. d. J. erlegen ist. Die deutsche Philologie verliert in ihm einen sehr vielversprechenden Vertreter, der schon jetzt eine Zierde der überseeischen Philologen war. Seine Arbeiten auf dem Gebiete des Althochdeutschen, die sich durch Sorgfalt und Sauberkeit hervorthun, sichern ihm einen Ehrenplatz im Bereich der althochdeutschen Studien. Es ist der zweite harte Schlag, der in diesem Jahre das Althochdeutsche betroffen hat, denn noch immer stehen wir unter dem schmerzlichen Eindruck des unerwarteten Todes des Baseler Professors Rudolf Kögel im Anfang dieses Jahres.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Soeben erschien: (12676)
Hohenlohisches Urkundenbuch.
Im Auftrag des Gesamthauses der Fürsten zu Hohenlohe herausgegeben von Karl Weller.
Band I. 1153—1310. VII u. 632 S. gr. 8°. Preis 10 Mark.
W. Kohlhammer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Tauchnitz Edition.
August 30, 1899.
A Double Thread.
A new Novel.
By (12685)
Ellen Thorneycroft Fowler.
in 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.
Soeben erschien:
Die
Spielwaren-Hausindustrie
des Meininger Oberlandes
von
Dr. Oskar Stillich,
Docenten a. d. Humboldt-Akademie in Berlin. (12682)
Preis: 2 Mark.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 2. September. Nummer 200.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

### Uebersicht.



## Völkerrechtliche Schiedsgerichte.

Von Franz Riß.

Das Schicksal des „Planes einer Konvention für Schlichtung internationaler Streitigkeiten“, den die dritte Kommission der Friedenskonferenz im Haag ausgearbeitet hat und der unter der rasch gewählten Bezeichnung „Schiedsgerichts-Entwurf“ den Weg in die Tagespresse fand, ist noch nicht endgültig entschieden. Von den 26 Staaten, die an der Konferenz theilnahmen, haben vorerst nur 16 den Entwurf unterschrieben. Dem wissenschaftlichen Interesse der Vorlage thut dies keinen Eintrag. Selbst wenn sie vollkommen scheitern würde, müßte ihr doch im System des Völkerrechts immer eine bedeutsame und einflußreiche Stelle verbleiben, weil sie den einheitlichen Niederschlag der verschiedenen Meinungen darstellt, welche die diplomatischen Vertreter der in der Kommission vertretenen Mächte zum Ausdruck gebracht haben.

Für das Völkerrecht sind solche bestimmte Aussprüche von weittragender Wirksamkeit. Es ist, während die einzelnen Gebiete des nationalen Rechts einen immer sorgfältigeren Ausbau durch die heutzutage fast zu eifrige Gesetzgebung gefunden haben, noch immer auf dem Standpunkt verblieben, der in der zweiten Hälfte des Mittelalters durchgehends maßgebend war: daß das Recht von vornherein da sei und nicht geschaffen, sondern nur gefunden werden müsse, daß das richterliche Urtheil ebenso gut eine Schöpfung des Rechtes sei wie der Herrscherbefehl, der auch nur feststellen soll, was Rechtens ist, und daß die verbindliche Kraft der Rechtssätze ihnen selbst innewohne, nicht durch Herrschergebot ihnen verliehen werde. Da die Gesetzgebung durch eine solche Auffassung zurückgedrängt, der Richterspruch regelmäßig nur für einen einzelnen Fall berechnet ist, fällt die Hauptthätigkeit beim Ausbau des Rechtssystems bei dieser Sachlage der Rechtswissenschaft zu. Ihre Feststellungen haben zwar nicht die autoritative Kraft des als Ausfluß der staatlichen Hoheit erscheinenden Gesetzes oder Urtheils, sie wirken aber in gleicher Weise, sofern sie sich überzeugend als Wiedergabe gültigen Rechts oder als nothwendige Folgerung aus solchem einführen. So wurde auf dem Gebiet des Privatrechts die Heranziehung der römischen Rechtsquellen mehr durch die Rechtswissenschaft als durch das Gewohnheitsrecht, dessen Faktoren — Volksübung und Gerichtsgebrauch — sich vielmehr lange dagegen wehrten, durchgesetzt; so übten auf dem von der Gesetzgebung bis in die neuere Zeit weniger eingehend behandelten Gebiet des öffentlichen Rechts, insbesondere der Verwaltung, die Schriften einzelner Staatsmänner und Rechtsphilosophen einen noch heute nachhaltenden Einfluß. Das Völkerrecht ist über diese Entwicklung noch nicht hinausgekommen. Eine seiner Hauptquellen ist stets noch das Werk eines Gelehrten, das Buch „De jure belli ac pacis“ von Hugo Grotius. Im ausgesprochensten Sinne handelt es sich auf diesem Gebiet darum, Recht zu finden; denn die Möglichkeit, Recht durch positive Akte zu schaffen, ist beinahe ausgeschlossen. Selbst die Verbindlichkeiten, die durch Staatsverträge zwischen einzelnen Mächten konstituirt werden, sind noch keine dem Völkerrecht angehörigen Einrichtungen und werden es auch dadurch, daß die Mehrzahl oder die Gesammtheit der Kulturstaaten sich dem Vertrag anschließt, noch nicht ohne weiteres. Denn das Völkerrecht ist die Gesammtheit der Normen, die im Verkehr zwischen den Staaten als zufolge der Uebereinstimmung aller Staaten verbindlich angesehen und gehalten werden, ohne daß der einzelne Staat die Pflicht, sich daran zu halten, erst durch eine Erklärung zu übernehmen braucht. Die in den Staatsverträgen enthaltenen und durch den Beitritt dazu übernommenen Pflichten der einzelnen Staaten können sich zu Rechtssätzen des Völkerrechts entwickeln, ja unter Umständen schon mit ihrem Ausspruch solche sein, wenn eben eine ihnen innewohnende, an sich verbindliche Kraft allgemein anerkannt wird. Ein Zolltarif, ein Portosatz wird auch durch übereinstimmende Festsetzung in allen Staaten der Welt noch kein Bestandtheil des Völkerrechts; eine jahrzehntelang fortgesetzte freihändlerische Uebung aller Staaten würde noch nicht hinreichen, eine für die Freiheit des Handels sprechende Norm des Völkerrechts zu schaffen. Hier liegen willkürliche, keinem kategorischen Imperativ entsprechende Handlungen vor. Nur Handlungen der letzteren Art können eine völkerrechtliche Uebung begründen. Dadurch rückt das Völkerrecht nahe an die Moral, und man möchte, da die Moral nirgends so skrupellos verletzt wird wie im diplomatischen Verkehr, auch hier an die Berührung der Extreme denken.

Wo feste Stützpunkte mangeln, greift man nothgedrungen nach allem, was als Stützpunkt erscheinen kann; es ist das schließlich noch besser, als wenn man künstliche Stützpunkte einsetzt. Mit Hülfe des unentbehrlichen, aber nicht unbedenklichen Mittels der Analogie ist letzteres jederzeit und besonders in unsern Tagen reichlich geschehen. Wenn die Haager Konvention durch die Uebereinstimmung der Mächte zum völkerrechtlichen Gesetz wird, wozu sie sich ihrem Inhalt nach eminent eignet, so wird sie der Angelpunkt des ganzen Systems werden; wenn sie nicht zum Gesetz wird, so wird sie auf dem Umweg über die Wissenschaft gleichwohl ihren Einfluß üben. Aus der Geschichte wird sie nicht mehr verschwinden.

Die Segnungen des Friedens sind zu allgemein erkannt, als daß der Gedanke, den Krieg möglichst selten zu machen, nicht überall freudig begrüßt würde. Es ist nur mit diesem Gedanken wie mit vielen anderen ergangen, die so groß und gut und richtig waren wie er: unklare Enthusiasten haben sich seiner bemächtigt, ihn zu sinnlosen Konsequenzen getrieben und ihn damit diskreditirt. Man beschränkte sich nicht darauf, den Krieg möglichst hintan-

zuhalten; mit schnellen Resolutionen, denen Romane, schwungvolle Reden und blendende Schlagworte als Unterlage dienten, schaffte man ihn einfach ab. Als Barbarei paßte er nicht mehr in unsre humane Zeit. Ebenso gut könnte man unsre Berge abschaffen, weil sie im Zeitalter des Verkehrs als störende Scheidewände erscheinen. Es liegt hierin ein annähernd ähnlich naives Verkennen der Tragweite menschlicher Kraft, wie da vor hundert Jahren die Narren der französischen Revolution von kurzer Hand unsern Herrgott absetzten. Die Gesetze ihrer kleinen Verhältnisse können die Menschen selbst machen; die großen Gesetze, die das Wesen der menschlichen Gesellschaft bestimmen, sind der Willkür entrückt. Solange es Menschen gibt, wird es Streit geben; und solange die Menschen sich in Staaten zusammenfinden, wird es Streit zwischen diesen Staaten geben; und solange das der Fall ist, werden Kriege sein; denn es gibt keine andere zur Entscheidung aller Streitigkeiten zwischen den Staaten genügende Einrichtung. Die Friedensapostel haben allerdings so rasch als sie den Krieg beseitigten, eine solche Einrichtung erfunden: das völkerrechtliche Schiedsgericht. Sie sagten: Beim Streit zwischen den einzelnen Menschen war auch das ursprüngliche Entscheidungsmittel die rohe Selbsthülfe; die fortschreitende Kultur hat sie beseitigt und die gerichtliche Erledigung an ihre Stelle gesetzt; warum soll das nicht auch für die Streitigkeiten zwischen den Staaten möglich sein? Das Falsche an dieser Folgerung springt in die Augen. Ueber den einzelnen Menschen steht eine Macht, die sie zwingt, von der Selbsthülfe abzustehen, die Gerichte einsetzt und die Streitenden vor diese verweist, die Macht des Staates. Ueber den Staaten aber steht keine solche Macht, die ein Gericht organisiren und einen rechtlichen Zwang, davor zu stehen, üben könnte. Das völkerrechtliche Schiedsgericht der Friedenskongresse war ein Phantom; es hatte weder Fleisch noch Bein. Niemand sagte, wie es eingerichtet sein sollte, Niemand bestimmte sein Verfahren, Niemand wußte, wie sein Urtheil sich Geltung verschaffe. Ein neues Schlagwort war aufgestellt, weiter nichts.

Nach und nach verflob der Schaum, der den guten Kern verhüllte. Statt sich zu begeistern, begann man zu prüfen; das Ueberschwängliche wurde abgestreift, das Richtigerscheinende klarer zu fassen gesucht. Man steckte sich nicht mehr das phantastische Ziel, jeden Krieg zu beseitigen, sondern das erreichbare Mittel zu finden, um die Kriege so weit als möglich hintanzuhalten. Die Geschichte sagt, daß es mehr als einen Krieg gab, der zu vermeiden gewesen wäre; sie weist auch genug Fälle auf, in denen ein drohender Krieg vermieden wurde und läßt hiebei auch die Mittel erkennen, durch die das geschah. Die Betrachtung dieser Mittel steht auf festem Boden; von hier ist auszugehen.

Man pflegte bisher unter diesen Mitteln hervorzuheben: Die guten Dienste, die Vermittlung, das Schiedsgericht. Die Reihenfolge entspricht dem aufsteigenden Maße der theoretischen und dem absteigenden der praktischen Wirksamkeit. Das Schiedsgericht erledigt den Streit; sein Spruch ist bindend, die Vermittlung schlichtet den Streit; sie schafft die Basis zu einem Vergleich. Die guten Dienste zielen darauf ab, den Streit zu beendigen; regelmäßig werden sie auf Vermittlung hinausgehen, unterscheiden sich aber von dieser dadurch, daß sie auch im einseitigen Interesse der einen Streitsmacht und gegen den Willen der anderen geleistet werden können, während die Vermittlung eine Aussöhnung der beiderseitigen Interessen anstrebt und darum auch das Mandat dazu von beiden Theilen ausgehen muß. Für die guten Dienste sind demgemäß die Voraussetzungen fast immer, für das Schiedsgericht, dessen Berufung einen Verzicht der Streitstheile auf die eigenmächtige Durchführung des vermeintlichen Rechts bedeutet, sehr selten gegeben. Eine Betrachtung der Fälle, in denen völkerrechtliche Zwistigkeiten durch Schiedsspruch entschieden wurden, drängt den Gedanken auf, daß diese Zwistigkeiten überhaupt nicht bedrohlicher Art waren. Wenn die Gegensätze schon einmal scharf auseinander gestoßen sind, dann wird ein Kompromiß, das die nothwendige Grundlage für einen Schiedsspruch ist, kaum mehr zustande kommen. Eher ist noch möglich, daß durch die guten Dienste eine Vermittlung herbeigeführt wird. Auf diese Einrichtungen fällt darum das Schwergewicht. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, in der sich das Verhältniß zu gunsten des Schiedsgerichts verschiebt; noch scheint sie nicht nahe zu sein. Das darf nicht hindern, jetzt schon die Vorarbeiten in Angriff zu nehmen, deren Erledigung für das weitere Einleben des Schiedsgerichtsgedankens erforderlich ist. Mit Fug und Recht hat die Haager Konferenz ihnen besondere Aufmerksamkeit zugewendet; von den 56 Paragraphen des Entwurfs befassen sich nicht weniger als 43 mit dem Schiedsgericht.[1]

Wenn die schiedsgerichtliche Entscheidung völkerrechtlicher Streitigkeiten eine breitere Basis gewinnen soll, als sie zur Zeit hat, so muß vor allem für die Festlegung der Grundsätze des Verfahrens gesorgt sein. Wo das nicht der Fall ist, birgt der Schiedsvertrag nur den Keim neuer Streitigkeiten in sich. Gewisse prozessuale Maximen sind allerdings so sehr bei allen Völkern anerkannt, daß ihre Befolgung selbstverständlich ist; vor allen die, daß die beiden Streitstheile zu hören sind, daß keine Beschränkung im Vorbringen des auf den Streit selbst bezüglichen Materials platzgreifen darf, wofern nicht eine Partei schuldhaft das Vorbringen verzögert, daß das Gericht aus freier Ueberzeugung sein Urtheil schöpft. Diese reichen aber nicht weit. Die Verträge, durch die ein Schiedsgericht eingesetzt wird, treffen meistens nur Bestimmungen über das Gericht selbst, weniger über das Verfahren; auch umschreiben sie nicht selten die Kompetenz des Gerichts in ungenügender Weise. Hier stellt nun der Entwurf drei Sätze von weittragender Bedeutung auf, die zweifellos, mag der Entwurf Annahme finden oder nicht, in das Völkerrecht übergehen werden. Er verfügt:

1. Das Tribunal ist allein berechtigt, die seine Kompetenz betreffenden Fragen zu entscheiden, dadurch, daß es das Kompromiß oder andere Verträge, welche dazu citirt werden könnten, interpretirt und die Grundsätze des internationalen Rechts anwendet. (§ 47.)

2. Das Tribunal hat das Recht, über das für den Verlauf der Verhandlung einzuschlagende prozessualische Verfahren Regeln aufzustellen, die Form und die Frist, innerhalb welcher die Parteien zum Schluß ihrer Ausführungen gelangen müssen, zu bestimmen und alle Formalitäten auszuführen, welche zur Beibringung des Beweismaterials nöthig sind. (§ 48.)

3. Das schiedsgerichtliche Verfahren besteht im allgemeinen aus zwei Theilen. Der erste ist vorläufigen Charakters, der zweite definitiv. Der erste Theil besteht darin, daß die Sachwalter der streitenden Parteien den Mitgliedern des Gerichts und der Gegenpartei alle Drucksachen, Schriftstücke und Dokumente mittheilen, die die Akten der Partei enthalten. Jedes von der einen Partei vorgelegte Dokument muß auch der anderen Partei mitgetheilt werden. Der zweite Theil ist mündlich und besteht in der Verhandlung

---

[1] Der Referent der Kommission war der Belgier Descamps, dem die sorgfältige Ausarbeitung dieser Abtheilung des Entwurfs sicherlich zu danken ist. Es kehren darin deutlich die Gedanken wieder, die er in seiner trefflichen kleinen Schrift über die Organisation eines internationalen Schiedsgerichts zum Ausdruck gebracht hat. Das Büchlein ist in deutscher Uebersetzung von Alfred Hermann Fried bei August Schupp (München und Leipzig) erschienen.

Digitized by Google

vor dem Tribunal. Wenn der erste Theil des Verfahrens abgeschlossen ist und die mündlichen Verhandlungen begonnen haben, hat das Tribunal das Recht, die Entgegennahme weiterer Papiere und Dokumente, welche die Vertreter der einen Partei ohne die Zustimmung der anderen Partei noch einzureichen wünschen, abzulehnen. Dem Tribunal steht es aber frei weitere Papiere und Dokumente in Betracht zu ziehen, ohne daß diese der Gegenpartei mitgetheilt werden müßten; es kann von den Parteien alle Aufklärungen und die Vorlage aller Papiere verlangen, die es nöthig hat. (§§ 38, 39, 41, 42, 43, 46.)

In die juristischen Fachausdrücke gekleidet, heißt dies, daß der Schiedsgerichtshof über seine Kompetenz durch Auslegung des Schiedsvertrags authentisch entscheidet, daß das Verfahren vom Offizialprinzip beherrscht und die Abgrenzung des Prozeßstoffs in die Hand des Gerichts gelegt ist, das allerdings im vorbereitenden Verfahren alles und im eigentlichen Verfahren noch das von beiden Parteien übereinstimmend angebotene Material entgegenzunehmen hat. All das steht derzeit im Völkerrecht noch keineswegs fest. Das Recht des Schiedsgerichts, seine Kompetenz zu bestimmen, wurde lebhaft umstritten in dem schiedsgerichtlichen Verfahren, durch das 1871 über die Ansprüche der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen England aus dem Bürgerkrieg entschieden wurde. England hatte, obschon neutrale Macht, den Südstaaten erlaubt, in seinen Häfen Kaperschiffe zu bauen, die dem nordamerikanischen Handel aufs äußerste zusetzten. Von einem dieser Schiffe, der „Alabama", wurde der Streit benannt. Nach der Einsetzung eines Schiedsgerichts in Genf verlangten die Vereinigten Staaten nicht nur für den nachweisbaren Verlust an Gut und Leben, sondern auch für den indirekten Schaden, den ihr gesammter Handel durch das Vorgehen der Kaperschiffe und die Verlängerung des Kriegs erlitten hatte, von England Ersatz. Dieses bestritt, daß das Schiedsgericht über die in seinem Berufungsvertrag nicht vorhergesehenen indirect claims zu befinden habe. Das Schiedsgericht erklärte schon damals, es bestimme seine Kompetenz selbst und zog auch die indirekten Ansprüche in den Bereich der Untersuchung. Ob England sich dem Spruch im Fall einer Verurtheilung wegen dieser Ansprüche gefügt hätte, erscheint freilich sehr zweifelhaft; die Frage wurde nicht brennend, weil die indirekten Ansprüche wegen der Unmöglichkeit einer Abgrenzung zurückgewiesen wurden. Die Auffassung des Schiedsgerichts über die Kompetenzbemessung blieb aber auch von den Autoritäten des Völkerrechts nicht unbestritten; Geffcken erklärte sie mit Nachdruck für irrig. Durch den Entwurf dürfte ihr nun zum unbestrittenen Siege verholfen sein. Ueber das Verfahren des Schiedsgerichts selbst herrscht bisher nicht sowohl Streit — wegen Mangels von Angriffspunkten — als vielmehr völlige Unklarheit. Nicht einmal der Satz, daß bei einer Mehrzahl von Schiedsrichtern die Majorität entscheide, stand fest. Ein Schiedsspruch in einem Streit zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und England, der ersteren eine Schadenersatzpflicht auferlegte, wurde 1877 von ihnen mit der Begründung angefochten, daß er nicht einstimmig ergangen sei. Der Mangel anerkannter Normen über das Verfahren hatte die natürliche Folge, daß das Schiedsgericht vorging, wie es ihm jeweils am Platz erschien. Das Offizialprinzip drängte sich gleichwohl als die der Stellung des Gerichts mehr entsprechende Maxime immer bestimmter auf, wenn auch seine thatsächliche Durchführung, da ja das Schiedsgericht regelmäßig keine eigenen Organe zur Beischaffung des für nöthig erachteten Materials hatte, auf Schwierigkeiten stieß. Am unsichersten stand die wichtige Frage der Stoffabgrenzung. Dem Takt und der Energie des Vorsitzenden war hier alles überlassen, aber auch alles zugemuthet. Die nun vom Entwurf vorgesehene Theilung des Verfahrens in ein vorbereitendes, in dem das Material erschöpfend beizubringen ist, und ein Hauptverfahren, in dem das Material zur Verwerthung kommt, ist so zweckmäßig, daß sie sich wohl sicher allgemeine Anerkennung verschaffen wird. Die Mündlichkeit des Hauptverfahrens, die im Anschluß an alle modernen Prozesse vorgesehen wurde, dürfte kaum in allen Fällen entsprechen. Sie ist auch nichts wesentliches.

Man darf bei der Betrachtung dieser Formvorschriften nie vergessen, daß sie nur subsidiäre Bedeutung haben. In erster Linie ist für das Schiedsgericht der Schiedsvertrag maßgebend, und zwar nach allen Richtungen. Es kann das Gericht beliebig organisiren, das Verfahren festsetzen, die Urtheilsfindung besonders regeln, die Tragweite des Spruches abgrenzen. Das Schiedsgericht darf ihn auslegen, nach seinem Sinn ergänzen, aber nicht ändern. Die von der Konvention vorgesehenen Normen dagegen sind für das Schiedsgericht nicht bindend; es steht über ihnen und kann von ihnen abweichen. Im internationalen Prozeß ist eine solche Beweglichkeit, welche die Anpassung der einzelnen Vorschriften an den jeweiligen Fall gestattet, unerläßlich.

Die weiteren Bestimmungen des Entwurfs über das schiedsgerichtliche Verfahren sind von geringerer Bedeutung. Es ist ein Modus für die Bestellung des Schiedsgerichts vorgesehen, der mangels anderer Vereinbarungen zur Anwendung kommen soll: hienach soll jede Partei zwei Schiedsrichter ernennen und diese zusammen einen obersten Schiedsrichter wählen; bei Stimmengleichheit soll die Wahl einer dritten Macht, oder, wenn die Parteien sich über diese nicht einigen können, zwei neutralen Mächten anvertraut werden. Der Ort des Schiedsgerichts wird durch den Schiedsvertrag, oder, wenn dieser keine Bestimmung enthält, durch das Schiedsgericht bestimmt, das im Fall der Nothwendigkeit auch den von den Parteien bestimmten Ort wechseln kann. Die Verhandlungen, die der Präsident leitet und bei denen sich die Streitstheile nach ihrer Wahl vertreten lassen können, werden protokollirt; die Protokolle sollen den einzigen authentischen Bericht über die Verhandlungen bilden. Die Verhandlungen finden bei geschlossenen Thüren statt; das Urtheil wird öffentlich verkündet. Jede Entscheidung wird mit Majorität gewonnen. Das ordnungsmäßig verkündete und den Vertretern der streitenden Parteien mitgetheilte Urtheil entscheidet den Streit definitiv und schließt den durch das Kompromiß eingeleiteten schiedsgerichtlichen Prozeß. Es ist bindend für die Mächte, die das Kompromiß geschlossen oder sich am Streit betheiligt haben. Binnen drei Monaten nach der Verkündung kann auf Grund neuer einflußreicher Thatsachen, die zur Zeit der Fällung des Urtheils weder den Parteien noch dem Gericht bekannt waren, beim Gericht selbst eine Revision beantragt werden; das Gericht hat in einem Vorverfahren zu entscheiden, ob ein Revisionsgrund vorliegt. Die Revision kann durch den Schiedsvertrag ausgeschlossen werden. (§§ 31, 35, 36, 40, 50—55.)

Die erheblichsten Meinungsverschiedenheiten entstanden bekanntlich über die Frage der Errichtung eines permanenten Schiedsgerichtshofes. Schwerwiegende politische Bedenken gegen eine Institution dieser Art liegen auf flacher Hand. Sie führten nothwendig dazu, daß, um nur den Gedanken festzuhalten, in den Einzelheiten so viel abgeschwächt werden mußte, daß die schließliche Fassung der Organisationsparagraphen weit hinter den Wünschen der Friedensschwärmer zurückbleibt. Es handelt sich, genau besehen, nur um die Aufstellung einer Liste von Personen, die von den einzelnen Mächten als geeignet für das Schiedsrichteramt erachtet werden; Voraussetzung für die Ernennung ist anerkannte Tüchtigkeit auf dem Gebiet des internationalen Rechts und höchste persönliche Integrität. Jede Signatar-

Digitized by Google

macht kann höchstens vier Schiedsrichter bestimmen. Ein Bureau im Haag führt die Liste; es steht unter den zu einem permanenten Rath vereinigten Vertretern der Mächte im Haag. Das Angehen des ständigen Gerichtshofs erfolgt durch Bestellung einer beliebigen Zahl von Schiedsrichtern aus seinen Mitgliedern; diese kann irgendwie geschehen oder sich in den für die Bestellung eines Schiedsgerichts überhaupt subsidiär vorgesehenen Formen halten. Der permanente Rath fungirt als Justizverwaltung und faßt mit Majorität die Beschlüsse, die für die Regelung der Thätigkeit des ständigen Gerichtshofs erforderlich scheinen. Der Sitz des Gerichtshofs kann für jeden Fall bestimmt werden; mangels einer Bestimmung ist er im Haag.

Es steht allen Mächten, auch denen, die sich der Konvention nicht anschließen, unbehindert frei, sich an das ständige Schiedsgericht zu wenden. Das besagt, daß alle Mächte zur Bildung eines Schiedsgerichts für ihre Streitigkeiten sich der in der Konvention vorgesehenen Einrichtungen, die in vieler Hinsicht eine Erleichterung darstellen, bedienen können. Ein Zwang, das ständige Schiedsgericht anzurufen, besteht in keiner Weise, auch nicht für die Signatarmächte. Die Zeit des obligatorischen Schiedsgerichts ist noch lange nicht da. Auch die Signatarmächte können im einzelnen Fall von einer schiedsgerichtlichen Entscheidung absehen oder ein besonderes Schiedsgericht berufen. Sie haben aber den bedeutsamen Passus in den Entwurf der Konvention eingefügt, daß sie es für ihre Pflicht halten, im Falle ein scharfer Konflikt zwischen zweien oder mehreren von ihnen auszubrechen droht, sie daran zu erinnern, daß ihnen der permanente Gerichtshof offen steht; es soll als ein Akt guter Dienste betrachtet werden, wenn eine oder mehrere derselben die streitenden Parteien an die Bestimmungen der vorliegenden Konvention erinnern und ihnen den Rath geben, im höheren Interesse des Friedens den permanenten Gerichtshof anzurufen. (§ 27.)

Dieser Satz, richtig erwogen, läßt die Tragweite der Haager Konvention für den Fall einer Annahme durch alle Mächte mit ziemlicher Klarheit abmessen. Indem die Signatarmächte es als ihre Pflicht anerkennen, in Streitfällen auf den Schiedsgerichtshof hinzuweisen, können sie die Pflicht nicht verleugnen, in Streitfällen auch selbst an diesen Gerichtshof zu gehen. Diese Pflicht wiegt so leicht und so schwer wie jede andere völkerrechtliche Pflicht; es besteht keine Möglichkeit, ihre Erfüllung zu erzwingen, es ist aber doch auch nicht gleichgültig, ob die deutlich anerkannte Pflicht erfüllt oder verletzt wird. Hier wirken Imponderabilien ein, die im einzelnen nicht aufgezählt werden können, zu denen aber immer die Besorgniß gehört, durch ein klares Unrecht das Ansehen und den Einfluß im Rathe der Völker zu gefährden. Auch eine gewissenlose Regierung wird stets versuchen, ihre Rechtsbrüche zu bemänteln; Beispiele hiefür liefern Vergangenheit und Gegenwart in Hülle und Fülle. Bei unbestimmten Abgrenzungen gelingt das der vielgewandten Diplomatie nicht schwer; wo aber eine Pflicht deutlich anerkannt ist, läßt sich ihre Verletzung nicht weglügen. Hierin liegt auch der nachhaltige Werth des Schiedsspruchs begründet. Gewiß darf der Einwand gegen die Wirksamkeit des Schiedsgerichts, daß Niemand da sei, dem Spruch Geltung und Beachtung zu erzwingen, nicht übersehen werden; es ist aber unrichtig, hiewegen dem Schiedsspruch alle Bedeutung abzuerkennen. Er ist und bleibt die von kompetenter Seite in authentischer Form erlassene Feststellung, auf welcher Seite in einem internationalen Streit das Recht liegt. Die von ihm unangenehm betroffene Partei kann sich über ihn wegsetzen, aber sie wird das nicht ungestraft thun. Der verletzte Schiedsspruch wird in der Politik des Staates, der gegen ihn verstieß, immer eine wunde Stelle bleiben, auf die bei jeder Gelegenheit den Finger zu legen seine Gegner nicht versäumen werden, diese Voraussicht, der sich keine Diplomatie verschließen kann, wirkt als nachhaltiges Compelle auf die Erfüllung des Schiedsspruchs hin. Thatsächlich ist, soweit ich sehe, kein Beispiel bekannt, daß ein Schiedsspruch unerfüllt geblieben wäre. Die Erfüllung geschah hier und da unter Protest. Das that keinen Schaden; der Streit war aus und der Protest wurde bald vergessen. Allerdings handelte es sich auch nur um Streitigkeiten, auf welche die betheiligten Mächte überhaupt kein allzugroßes Gewicht legten, Entschädigungsfragen, Grenzregulirungen, Fischereibefugnisse, koloniale Besitzergreifungen und ähnliches.[1]) Man darf wohl hoffen, daß der Kreis der schiedsrichterlichen Thätigkeit sich nach und nach erweitere; doch wird das nur allmählich und mit Schwierigkeiten vor sich gehen. Ob nicht die Bewegung überhaupt in engen Grenzen bleibt, wird abzuwarten sein; die Wahrscheinlichkeit, wie sie sich zur Zeit bemessen läßt, spricht hiefür.

Der Entwurf bezeichnet als das vorzüglichste Gebiet der schiedsrichterlichen Thätigkeit: *die Entscheidung von Rechtsfragen und die Auslegung oder Anwendung internationaler Verträge.* Damit ist der Arbeitskreis, den sich das Schiedsgericht zunächst sichern kann und soll, theoretisch mit richtiger Einschränkung umschrieben. Praktisch wird es sich darum handeln, wie weit oder wie eng der Begriff der Rechtsfragen gefaßt wird. In französischen Schriftchen aus den letzten Jahren ist auch die Rückgabe der Reichslande an Frankreich als eine Rechtspflicht hingestellt worden. Daß hierüber jemals ein Schiedsgericht zu befinden haben werde, ist ausgeschlossen. Seine vitalen Interessen wird jeder Staat auch in Zukunft selbst mit gepanzerter Faust zu wahren haben, oder er hat, wenn er das nicht kann, die Berechtigung zur Existenz verloren. Macht ist und bleibt hier Recht, und darüber entscheidet kein Schiedsgericht. Es fehlt an der Voraussetzung: der Unterwerfung der Streitstheile unter den zu gewärtigenden Spruch. Aus diesem Grund wird, wie schon oben erwähnt, das Schiedsgericht auch bei Streitigkeiten versagen, die an sich zweifellos zur schiedsgerichtlichen Erledigung sich eigneten, bei denen aber politische Gedanken in leidenschaftlicher Art eingewirkt haben. Es ist dies zwar jener Fall, den die Konvention ausdrücklich hervorhebt und für den sie vorsieht, daß den zwistigen Mächten der Rath ertheilt werden solle, an den Schiedsgerichtshof zu gehen. Ein solcher Rath mag bei zugespitztem Konflikt vielleicht wirken, wenn ihn etwa Rußland ein paar Balkanmächten in nicht mißzuverstehender Freundschaftlichkeit ertheilt; die Kriege der Großen wird er nicht zu hemmen vermögen. So werden für das Schiedsgericht auch künftig zunächst jene Streitfälle übrig bleiben, aus denen von vornherein kein Krieg hervorgehen zu wollen scheint. Das ist aber nicht zu wenig. Ein Krieg entsteht nicht über Nacht; er entsteht auch nicht leicht aus einer einzigen Ursache. Kleine Mißstimmungen, die sich nach und nach zu großen häufen, sind der gewöhnliche Weg zu ihm. Die Vorsorge, daß kleine Mißstimmungen beseitigt werden, ist nicht minder bedeutsam als die Beilegung eines schon sichtbar gewordenen Zwiespalts. Das Schiedsgericht, das hiefür mit Erfolg thätig wird, hat seine Aufgabe zur Erhaltung des Weltfriedens hinlänglich erfüllt. Es steht hier alles noch in den Anfängen; und mehr als sonst wo gilt es auf diesem schwer zu behandelnden Gebiet, sich zu Anfang mit kleinen Erfolgen, die aber auf festem

[1]) Die Thätigkeit, welche der Papst im Karolinenstreit zwischen Deutschland und Spanien entwickelte, gehört nicht hieher. Der Papst war damals nicht zum Schiedsrichter berufen, sondern nur um seine Vermittlung angegangen worden. Er machte nur einen Vorschlag zur Beilegung des Streites, den jeder der beiden Theile frei hätte ablehnen können.

Digitized by Google

Grund stehen und gehalten werden können, zu bescheiden. Zu weiterer Bedeutung muß dem Institut des Schiedsgerichts erst seine eigene innere Kraft verhelfen. Jeder Freund des Friedens wird diese Entwicklung wünschen, denn das Schiedsgericht ist immer die nachhaltigste Erledigung der internationalen Streitigkeiten. Es löscht das Feuer, das durch gute Dienste und Vermittelung nur gedämpft und auf seinen Herd beschränkt wird, wo es dann allerdings vielleicht von selbst erlischt.

Der Entwurf geht über die guten Dienste und die Vermittelung verhältnißmäßig kurz hinweg. Es läßt sich auch mit bestem Willen nicht viel über diese Einrichtungen sagen. Ausdrücklich ist hervorgehoben, daß die Vorschläge, auch wo die Vermittelung von beiden Theilen nachgesucht wurde, nur einen berathenden Charakter haben und jeder obligatorischen Kraft ermangeln, sowie daß die Annahme einer Vermittelung die Mobilisirung und andere kriegerische Vorbereitungen nicht hemmen und nach Ausbruch der Feindseligkeiten den Fortgang der militärischen Operationen nicht unterbrechen soll. Das entspricht einer selbstverständlichen Forderung jener Staaten, die alles aufgewendet haben, um eine Mobilmachung im Kriegsfall zu beschleunigen und den hiedurch gewonnenen Vorsprung natürlich nicht wegen einer vom Gegner vielleicht nur des Zeitgewinns halber angeregten Vermittelung preisgeben wollen. Den anderen Staaten zuliebe, die auf der Konferenz — aus welchen Motiven, mag dahingestellt bleiben — für die aufschiebende Wirkung eines Vermittelungsversuchs eintraten, ist eine besondere Vermittelung vorgesehen worden, die sich vor allem durch Mangel an Einfachheit auszeichnet. Die Signatarmächte verpflichten sich, im Fall daß eine ernste Differenz den Frieden bedroht, wenn es die Umstände erlauben, die Anwendung einer besonderen Vermittelung in der folgenden Form zu empfehlen: die streitenden Staaten wählen jeder eine Macht, der sie die Mission anvertrauen, mit derjenigen Macht in direkte Beziehungen zu treten, welche von der anderen Partei zu dem Zweck gewählt worden ist, um den Bruch der friedlichen Beziehungen zu verhindern. Während der Zeit ihres Mandats, welche, wenn nicht eine andere Abmachung vorliegt, 30 Tage nicht überschreiten kann, gilt die Streitfrage als an diese Mächte ausschließlich übertragen. Es ist deren Pflicht, alle ihre Bemühungen zur Schlichtung des Streits anzuwenden. Im Fall die friedlichen Beziehungen definitiv abbrechen, bleiben die beiden Mächte mit der Mission betraut, jede sich bietende Gelegenheit zur Wiederherstellung des Friedens zu benutzen. (§ 8.) Man darf wohl annehmen, daß unter den verschiedenen Empfehlungen, welche die Vertragsmächte bei einem drohenden Streit ertheilen zu wollen sich verpflichtet haben, diese am wenigsten Anklang finden wird.

Von ungleich größerer Bedeutung ist die vom Entwurf vorgesehene Einrichtung internationaler Untersuchungskommissionen; in ihr liegt vielleicht der Schwerpunkt des ganzen Entwurfs. Darauf weist schon die außergewöhnliche Verklausulirung hin, die der Verpflichtung der Signatarmächte, von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen, beigefügt ist. Es soll das nur geschehen, „wenn sich Meinungsverschiedenheiten über die lokalen Umstände erheben, welche einen Streit internationaler Art herbeigeführt haben, der nicht durch gewöhnliche diplomatische Mittel geschlichtet werden kann und welcher weder die Ehre, noch die Lebensinteressen (interêts vitales) der betheiligten Mächte berührt" und auch hier nur dann, wenn „es die Umstände erlauben". Die Kommission, die, wenn keine andere Abmachung vorliegt, so zusammengesetzt werden soll, wie für das Schiedsgericht subsidiär bestimmt ist, soll an Ort und Stelle alle thatsächlichen Fragen durch unparteiische und gewissenhafte Prüfung aufklären und hiebei von den interessirten Mächten in möglichst weitgehendem Maß unterstützt werden. Der Bericht, den sie den betheiligten Mächten auf Grund einstimmigen Votums vorlegt, soll zwar nach dem Entwurf nicht den Charakter eines schiedsgerichtlichen Urtheils haben und es den Mächten völlig frei lassen, ein freundliches Abkommen zu treffen oder endgultig Vermittelung oder ein Schiedsgericht anzurufen (oder, wird man ergänzen müssen, den Krieg zu beginnen), er wird aber gleichwohl dieselbe Wirkung üben wie ein Schiedsspruch. Es fehlt ihm allerdings, daß die streitenden Mächte von vornherein erklärt haben, sich an ihn zu halten; seine verbindliche Kraft liegt aber darin, daß er eine unparteiische und gewissenhafte Prüfung des Sachverhalts und daran anschließend eine Entscheidung ist, auf welcher Seite das Recht liegt. In vielen Fällen wird die Aufklärung auch schon eine Versöhnung oder doch den ersten Schritt zu einer solchen bedeuten. Aber auch da, wo der durch den Bericht ins Unrecht gesetzte Staat an seiner Meinung festhält, wird er sich schwer thun, entgegen dem Ergebniß der Prüfung seine Meinung zu verfechten; ein zu diesem Zweck begonnener Krieg wird leicht von Anfang an als ein frivoles Unternehmen erscheinen. Somit wirken hier die gleichen Gründe ein, die dem Schiedsspruch hauptsächlich Nachdruck verleihen. Da die streitenden Mächte sich eher entschließen werden, eine Untersuchungskommission zu berufen, als den Streit einem Schiedsgericht anheimzugeben, ist diese Einrichtung geeignet, auch in schwereren Fällen, als sie gewöhnlich vor das Schiedsgericht kommen, den Frieden zu wahren. Und wenn das geschieht, ist es gleichgültig, durch welche Mittel das Ziel erreicht wird.

---

## Ein Müßiggänger im alten Frankreich.

Unter dem Titel „An Idler in Old France" (Leipzig, Bernh. Tauchnitz) schildert Tighe Hopkins in etwas flüchtiger, aber recht anschaulicher Weise das häusliche, gesellschaftliche und städtische Leben im ehemaligen Paris, sowie die Sitten und Gebräuche und allgemeinen Weltanschauungen, die vor einigen Jahrhunderten in den vornehmsten französischen Kreisen herrschten. Die Forschungen des Verfassers gehen zuweilen bis auf das 12. Jahrhundert zurück, beschränken sich jedoch in der Hauptsache auf die Zeiten Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV.

In seinem berühmten historischen Roman „Notre-Dame de Paris" gibt Victor Hugo eine ausführliche Beschreibung der Stadt im 15. Jahrhunderts, aber anstatt den Leser auf die Straßen und in die Häuser zu begleiten, führt er ihn mit sich obenhinauf und läßt ihn von den Thürmen der Domkirche aus die Denkmäler der gothischen Baukunst bewundern. Aus dieser Vogelperspektive bekommt man keinen richtigen Begriff von der Wirklichkeit und ist nur ein verschwommenes und verschönerndes Fernsichtsbild zu entwerfen imstande, welches das Thun und Treiben der Stadtbewohner, ihre Lebensgewohnheiten und Kulturverhältnisse gar nicht zur Anschauung bringt.

Lassen wird also den Romandichter von seinem erhabenen Gesichtspunkt aus die Herrlichkeiten der alten Inselstadt betrachten, welche Corneille zwei Jahrhunderte später „une île enchantée" nannte, durch diese Bezeichnung einen schlagenden Beweis von der Fruchtbarkeit seiner Phantasie liefernd — bedeutsam dürfte es auch vielleicht sein, daß dieser Ausdruck im Lustspiel „Le Menteur" vorkommt —, und steigen wir nunmehr zum Erdboden herab und streichen im Orte herum, in dem die damaligen Pariser ihr Wesen trieben und ihr Unwesen oft in hohem Grade bemerklich machten. Bekanntlich hat

Julius Caesar den kleinen, auf eine Insel in der Seine beschränkten Handelsplatz Lutetia genannt. Diesen Namen haben die mittelalterlichen Chronikenschreiber, die vom gallischen Ursprung desselben keine Ahnung hatten, vom lateinischen Lutum abgeleitet und als Schlammloch oder Schmutzwinkel erklärt. Wären sie auf die Unrichtigkeit dieser Etymologie aufmerksam gemacht worden, so hätten sie ohne Bedenken und mit Zuversicht auf die dort allgemein herrschenden Zustände zur Bestätigung ihrer Auffassung hinweisen können. Lutetia Parisiorum war in der That nicht nur im rohen Mittelalter, sondern sogar bis in die Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts hinein „un cloaque infect et malsain". Die ungepflasterten, mit Koth und Kehricht angefüllten Straßen hatten keine Abzugsgräben und bei jedem Regen verwandelten sie sich in fiebererzeugende Moräste. Es wird behauptet, daß ein verirrter Reisender bei Nacht die Richtung nach der Stadt meilenweit her an dem fürchterlichen Gestank erkennen konnte, den sie von sich gab und der als Wegweiser die allerbesten Dienste leistete. Daß sie wiederholt von der Pest in empfindlichster Weise heimgesucht wurde, ist selbstverständlich. Unter Philipp VI. im Jahre 1348 trat diese bösartige Seuche heftig auf, wüthete 18 Monate lang und soll 80,000 Menschen hingerafft haben. Der König zog die Professoren der medizinischen Fakultät zu Rathe, und forderte sie auf, ein Heilmittel zu verschreiben. Nach langen Erörterungen legten sie Sr. Majestät einen Bericht vor, in dem sie die Krankheit einer feindlichen und verderblichen Konjunktion der Planeten Mars und Jupiter zuschrieben, gegen welche die Arzneikunde völlig machtlos sei. Wenn sie nur der eigenen Nase spürend nachgegangen wären, statt den König durch krassen, mit dem Anschein von Gelehrsamkeit übertünchten Aberglauben bei der Nase herumzuführen, so hätten sie die Ursache der Krankheit schon von weitem gewittert. Zur Verbreitung und Verschlimmerung der Epidemien trug nicht wenig die nachlässige und sanitätswidrige Bestattung der Todten bei, die in den Gärten, Hofräumen und Kellern der Häuser und von armen Leuten sogar unter den Straßen beerdigt wurden. Für die Unsitte, die Leichen in der Kirche unter den Füßen der zum Gottesdienst versammelten Gläubigen oder auf dem das Gebäude umgebenden Kirchhof zu begraben, soll der berühmte Kirchenvater Augustinus verantwortlich sein, da er die Behauptung aufstellte, es gewähre den Verstorbenen eine große Befriedigung und gereiche ihnen zum Vortheil, wenn ihre Gebeine im Schatten eines geweihten Baues oder in der Nähe eines heiligen Ortes ruhen. Der scharfsinnige Glaubenslehrer hatte keine Ahnung von der Tragweite dieser Bemerkung, deren Beachtung die Sterblichkeitsziffer bedeutend erhöhte, bis es den Sanitätsbehörden nach einem schweren Kampfe gelang, solche gesundheitsschädliche „Gottesäcker" abzuschaffen.

Es wäre natürlich, aus derartigen öffentlichen Zuständen zu schließen, daß es in den Wohnungen nicht viel besser aussah und daß Niemand sich die Pflege der persönlichen Reinheit besonders angelegen sein ließ. Diese Schlußfolgerung scheint auch vollständig berechtigt. Das englische Sprichwort: „Cleanliness is next to godliness" drückt einen ganz modernen Gedanken aus, der weit über die Begriffe des Mittelalters ging und mit dem es sich gar nicht hätte befreunden können. Nach der damals herrschenden religiös-asketischen Anschauung der Mönchsorden schützte der Schmutz vor der Sünde und eine dicke Bekrustung des Leibes galt als eine undurchdringliche Rüstung gegen die Anfechtungen des Teufels. Die Klosterbrüder und Klosterfrauen schauderten vor dem bloßen Gedanken an ein Bad mit Entsetzen zurück und hielten jede Reinigung des Körpers für eine sündhafte Befriedigung des Fleisches, die der Seele zum ewigen Verderben gereiche. Zur Bestätigung dieser Ansicht wiesen sie auf die öffentlichen Bäder (Étuves) hin, welche sich bald nach ihrer Einrichtung in Bordelle verwandelten, von der Kirche heftig angegriffen und am Anfang des 16. Jahrhunderts abgeschafft wurden. Die Beseitigung dieser Anstalten hatte zur Folge, daß das Volk und auch die höheren Gesellschaftskreise sich der Sitte des Badens immer mehr entwöhnten. Selbst eine vornehme Dame und hervorragende Dichterin, wie Margarethe von Navarra, pflegte ihre schönen Hände, auf die sie besonders stolz war, nur einmal in acht Tagen zu waschen, wie sie einem Verehrer ganz ungenirt zugestand. Möglicherweise war sie in dieser Hinsicht außergewöhnlich enthaltsam. Aus den „Civiltés" genannten Handbüchern, die den Zweck hatten, über richtiges Benehmen bei Tische und im Salon, sowie über gute Lebensart im allgemeinen Belehrungen zu geben, ist es jedoch ersichtlich, daß ihre Zeitgenossen von gleichem Range fast ebenso wasserscheu waren wie sie. In dem 1640 veröffentlichten „Loix de la Galanterie", die im Laufe des 17. Jahrhunderts in mehreren Ausgaben erschienen und als ein „code de bon ton" anerkannt waren, wird es jedem Mann von Stande vorgeschrieben, sich zuweilen zu baden, die Hände einmal täglich und das Gesicht „beinahe so oft" zu waschen. Diese Anweisung würde keinen Sinn haben, wenn die Leute schon gewohnt gewesen wären, sich alle zwei oder drei Tage zu waschen, und setzt als höchst wahrscheinlich voraus, daß sie es machten wie „la Marguerite des princess, très illustre reyne de Navarre", und sich mit einer hebdomadalen Lavation begnügten. Recht bezeichnend und uns befremdend ist eine Stelle in den Memoiren von Madame de Motteville, die über Anna von Oesterreich, Gemahlin Ludwigs XIII., berichtet, daß sie sich immer „rein und sehr sauber" hielt — eine persönliche Eigenthümlichkeit, die die Hofdame gar nicht erwähnt haben würde, wenn sie ihr nicht als eine seltene Ausnahme aufgefallen wäre. Heutzutage würde eine derartige Bemerkung über eine Königin fast als eine Beleidigung angesehen werden, denn die Frage der körperlichen Reinlichkeit müßte doch außer Zweifel sein und gar nicht in Betracht kommen. Zur Zeit Ludwigs XIV. herrschte eine förmliche Sucht nach allerlei Art Parfümerien, die angewendet wurden, um die unangenehmen Gerüche zu verdecken, welche man durch größere Reinlichkeit leicht hätte entfernen können. Nur durch den verschwenderischen Gebrauch von solchen Beschönigungsmitteln war es den Galanen, Gecken und Koketten der damaligen eleganten Welt möglich, miteinander zu verkehren. Auch heute, wenn wir einer Person in der Gesellschaft oder auf der Straße begegnen, die stark nach Moschus riecht, dürfen wir in der Regel annehmen, daß dieser kräftige Wohlgeruch nur zur Bemäntelung unerträglicher Ausdünstungen dient, die eine häufigere Benutzung der Badewanne beseitigen würde. Noch eine recht ergiebige Quelle der Schmutzigkeit und Ungesundheit war die reichlich gepuderte Coiffüre, die auf dem Kopf wie ein Thurm stand und oft eine ungeheure Höhe erreichte; sie wurde als ein Kunstbauwerk betrachtet und stellte verschiedene Gegenstände, ein Schiff unter vollem Segel, einen Garten mit Terassen, eine Festung, ein Schloß, einen Wald, ein Grabmal oder sogar das römische Kolosseum dar. Es wird von Marie Antoinette erzählt, daß, als sie einem Tanzfest bei der Herzogin von Chartres beiwohnen wollte, es ihr unmöglich war, in den Saal einzutreten, bis das oberste Stockwerk ihres Hauptschmuckes abgenommen wurde.

Gabeln als Zubehör zum Messer beim Tisch wurden zuerst in Frankreich zur Zeit Heinrichs III. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von einigen zierlichen Höflingen gebraucht. In den Klöstern wurden sie als überflüssige Luxusartikel streng verboten, und auch feine Weltmenschen selbst aus den höheren Ständen bedienten sich der Finger, um die Speisen in den Mund zu führen. Noch

Digitized by Google

im 18. Jahrhundert, wie wir aus einer „Civilté“ vom Jahre 1782 erfahren, gab es viele vornehme Leute, die sich gegen die Neuerung sträubten und an der althergebrachten Gewohnheit, mit den Fingern zu essen, festhielten. Deßwegen aber dürfte der Engländer den Franzosen nicht zu hart auf die Finger klopfen, denn unter dem auf seine musterhaften „tablemanners“ ungemein stolzen britischen Adel herrschte lange dieselbe Sitte, der manches sich noch im Volksmund und in der Literatur erhaltende Sprichwort entsprungen ist: wie z. B. „Fingers were made before forks“; „He has a finger in the pie“. Einen Finger in die Pastete oder in den Fleischtopf zu stecken, war ganz in der Ordnung, aber mit den Fingern darin herumzuwühlen auf die Suche nach einem Leckerbissen wurde von den „Civilités“ als ungeziemend gerügt.

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts reichte ein auf einem Seiten- oder Schenktisch stehender Becher zur Bedienung sämmtlicher Gäste hin. Jeder, der Durst hatte, rief den Mundschenk, der den Becher aus einem Fäßchen füllte und dem Gast übergab, der ihn austrank. Einen Rest vom Wein in dem Becher zu lassen, galt als ein arger Verstoß gegen den Anstand. Die ganze Tischgesellschaft schöpfte mit eigenen Löffeln aus einer gemeinsamen Schüssel, und nur kurz vor dem Anfang des 18. Jahrhunderts wurde jeder Person ein besonderer Suppenteller zur Verfügung gestellt. Da Alle mit bedeckten Köpfen am Tische saßen, so sahen sie aus wie Reisende, die in größter Eile einen Imbiß einnehmen, oder wie die Mitglieder des englischen Hauses der Gemeinen in öffentlicher Sitzung.

Zum Schluß fügen wir hinzu, daß die „Civilités“ eine Reihe von Anweisungen und Ermahnungen enthalten, die uns äußerst naiv und spaßig vorkommen, indem sie es z. B. als „impoli“ erachten, die Serviette als ein Schnupftuch oder eine Zahnbürste zu benutzen, ein Stück Fleisch anzuriechen und dann in die Schüssel zurückzuwerfen, die Finger mit dem Brot oder dem Tischtuch abzuwischen, das Fleisch in das Salzfaß oder Senftöpfchen einzutunken, das Essen herunterzuschlucken, ohne es zu kauen u. dergl. mehr.

Interessant und belehrend sind ferner die Aufsätze über das als Diebshöhle berüchtigte französische Gasthaus im Mittelalter, die französische Kanzel, die ein Abraham a Santa Clara schon am Ende des 15. Jahrhunderts in der Gestalt des Frère Maillard bestieg, über den Barbier als Wundarzt, die Jagd, Schreiber und Schreibmaterialien, das Bagno und das Elend der „Forçats“ und eine Episode in der Geschichte der „Comédie française“ unter der Schreckensherrschaft.

E. P. Evans.

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Der gestirnte Himmel im Monat September** (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße zieht als breites, glänzendes Band vom westlichen Horizont durch den Scheitelpunkt bis zum nordöstlichen Horizont, wobei sie immer noch den sichtbaren Theil der scheinbaren Himmelskugel in zwei annähernd gleiche Hälften theilt.

Im Nordwesten sind die Sternbilder des Bootes und der Schlange, im Westen der Schlangenträger und der Sobieski'sche Schild im Untergange begriffen; die Jagdhunde, die nördliche Krone und Herkules stehen dort noch in mäßiger Höhe über dem Horizont. Innerhalb der Milchstraße erblicken wir, nur wenig westlich vom Zenithpunkt, das Sternbild des Schwans mit dem hellen Stern Deneb, südwestlich davon das Sternbild des Adlers mit dem Stern erster Größe Altair, zwischen beiden der Fuchs mit der Gans. Südlich vom Schwan, am südlichen Rande der Milchstraße, steht das Sternbild des Delphins und am gleichen Rande, südlich vom Adler, das Sternbild des Antinous. Westlich vom Schwan, zwischen diesem und dem Herkules, glänzt das schöne Sternbild der Leier mit dem Stern erster Größe Wega (gleichschenkliges Dreieck Deneb-Wega-Altair). Südlich vom Delphin und Antinous erstrecken sich die sternärmeren Sternbilder des Füllens, des Schützen und des Steinbocks bis in die Nähe des südwestlichen Horizonts.

Tief im Süden steht der südliche Fisch mit dem funkelnden Stern erster Größe Fomalhaut; über diesem, aber gleichfalls noch unterhalb des Himmelsäquators, geht eben das Sternbild des Wassermanns durch den Meridian.

Etwa 20° südöstlich vom Zenithpunkt, mit seinen Ausläufern schon den Meridian überschreitend, steht das ausgedehnte Sternbild des Pegasus mit einem gelbrothen, veränderlichen Stern (Scheat). Nur einige Grade nördlich vom Zenithpunkt, am südöstlichen Rand der Milchstraße, steht das kleine Sternbild der Eidechse, bemerkenswerth durch einen in ihm sich befindenden fünffachen Stern (8 Lacertae) und einen ziemlich reichen Sternhaufen von über 1/4° Durchmesser. Der Eidechse gegenüber, am jenseitigen, nördlichen Rand der Milchstraße, steht das Sternbild des Cepheus, etwas nördlich von diesem ist quer über die Milchstraße das prägnante Sternbild der Cassiopeja (leicht erkennbar an der Form eines W, das ihre fünf hellsten Sterne bilden) ausgespannt.

Im Osten geht das langgestreckte Sternbild des Walfisches auf; zwischen ihm und dem Pegasus bemerken wir noch das ebenfalls weit ausgedehnte, aber sternärmere Sternbild der Fische. Im Nordosten stehen schon etwas höher die Sternbilder des Widders und des Stiers, der hellste Stern des letzteren, Aldebaran, ist eben aufgegangen. Oestlich der Cassiopeja steht das Sternbild der Andromeda, nordöstlich von dieser, innerhalb der Milchstraße, treffen wir auf den Perseus und noch tiefer auf das Sternbild des Fuhrmanns mit der hellen Capella. Zwischen Perseus und Stier, am Ende eines stark nach Osten ausspringenden Astes der Milchstraße, ist noch der bekannte Sternhaufen der Plejaden wahrzunehmen.

Tief im Norden stehen die Sternbilder des Großen Bären und des Luchses, in der Nähe des Himmelspols endlich der Kleine Bär mit dem Polarstern (2. Größe) und die Giraffe.

Die Sonne bewegt sich im Laufe des Monats September um rund 11° nach Süden, so daß ihre Kulminationshöhe um die Mitte des Monats nur noch etwa 45° beträgt. Ihre Entfernung von der Erde nimmt abermals um rund 170,000 Meilen ab, der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe steigt dementsprechend von 31′ 42.3″ auf 31′ 57.7″. Am 23. September, um 7 Uhr morgens, geht die Sonne durch den im Sternbild der Jungfrau liegenden Schnittpunkt des Aequators mit der Ekliptik, den Herbstäquinoctialpunkt; abgesehen von der Dämmerung sind Tag und Nacht gleich lang, es ist (astronomisch) Herbstanfang. (Zur Zeit des griechischen Astronomen Hipparch [190 bis 125 v. Chr.] lag der erwähnte Schnittpunkt im Sternbild der Waage, weßhalb man wohl auch heute noch bei Beginn des Herbstes sagt: die Sonne tritt in das Zeichen der Waage.)

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

| September | Aufgang | Untergang |
|---|---|---|
| 1. | 5 h 32 m vorm. | 6 h 55 m nachm. |
| 8. | 5 41 „ | 6 41 „ |
| 15. | 5 51 „ | 6 27 „ |
| 22. | 6 1 „ | 6 12 „ |
| 30. | 6 12 „ | 5 56 „ |

Die Länge des Tages nimmt im Laufe des Monats um 1 Stunde 39 Min. ab, am Ende des Monats beträgt sie 11 Stunden 44 Min., wozu jedoch noch die astronomische Dämmerung kommt, welche im September durchschnittlich 48 Min. währt, so daß die gesammte Tageslänge Ende September sich auf 13 Stunden 20 Min. beläuft.

**Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat September sind folgende:**

Digitized by Google

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 3. September | 2 h | nachts | Erdferne |
| 5. | „ | 5 | früh | Neumond |
| 12. | „ | 11 | nachts | Erstes Viertel |
| 18. | „ | 8 | früh | Erdnähe |
| 19. | „ | 2 | nachm. | Vollmond |
| 26. | „ | 4 | „ | Letztes Viertel |
| 30. | „ | 1 | „ | Erdferne. |

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

| September | Aufgang | | | Untergang | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | 1 h | 44 m | nachts | 5 h | — m | abends |
| 8. | 9 | 15 | vorm. | 7 | 28 | „ |
| 15. | 3 | 59 | nachm. | 12 | 20 | nachts |
| 22. | 7 | 21 | abends | 9 | 47 | vorm. |
| 30. | 1 | 42 | nachts | 3 | 51 | nachm. |

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind im Monat September nicht sehr günstige.

Merkur durcheilt in rapider rechtläufiger Bewegung das Sternbild des Großen Löwen seiner ganzen Ausdehnung nach, um gegen den Schluß des Monats in das Sternbild der Jungfrau zu treten. Er entfernt sich dabei ganz erheblich von der Erde, da sein Abstand von dieser am Anfang des Monats 16.4, am Ende desselben 28.2 Millionen Meilen beträgt. Der scheinbare Durchmesser seiner im Durchschnitt mehr als zur Hälfte erleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend von 8.3″ auf 4.8″ herab. Merkur geht am 5. September durch den aufsteigenden Knoten, am 9. September durch das Perihel seiner Bahn, er erreicht ferner am 5. September seine größte westliche Elongation von der Sonne mit 18° 1′ und am 19. September seine größte nördliche heliocentrische Breite. Am Anfang des Monats geht Merkur etwa 1½ Stunden, am 20. September immer noch eine Stunde vor der Sonne auf, er ist also während der Zwischenzeit in den frühen Morgenstunden bequem am östlichen Himmel als Morgenstern sichtbar; im letzten Drittel des Monats nähert er sich aber rasch der Sonne, um bald in deren Strahlen zu verschwinden. In der Nacht vom 3. auf 4. September steht Merkur ganz nahe bei der schmalen Mondsichel.

Venus geht rechtläufig vom Großen Löwen in die Jungfrau. Ihre Entfernung von der Erde wächst noch bis zum 12. September, an welchem Tage sie für dieses Jahr ihr Maximum mit 34.7 Millionen Meilen erreicht. Der scheinbare Durchmesser ihrer zu 99 Proz. beleuchteten Scheibe beläuft sich im Durchschnitt auf 9.8″. Am 11. September erreicht Venus ihre größte nördliche heliozentrische Breite, am 16. September kommt sie in obere Konjunktion mit der Sonne zu stehen. Venus geht durchschnittlich nur eine Viertelstunde vor der Sonne auf und nahezu gleichzeitig mit ihr unter, sie bleibt daher während des ganzen Monats unsichtbar.

Mars ist nach wie vor rechtläufig im Sternbild der Jungfrau. Sein Abstand von der Erde wächst, im Durchschnitt beträgt er 46.0 Millionen Meilen, was einem scheinbaren Durchmesser seiner durchschnittlich zu 97 Proz. beleuchteten Scheibe von 4.2″ entspricht. Am 18. September geht Mars durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn. Mars geht im September durchschnittlich eine Stunde nach der Sonne unter, er ist somit während des ganzen Monats unsichtbar.

Jupiter setzt seine rechtläufige Bewegung im Sternbild der Waage fort. Seine Entfernung von der Erde beträgt durchschnittlich 112 Millionen Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe 30.2″. Er geht um die Mitte des Monats gegen 8 Uhr abends unter, glänzt also in der Abenddämmerung noch kurze Zeit am südwestlichen Himmel. Am 9. September kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Saturn ist nunmehr im Sternbild des Schlangenträgers rechtläufig geworden. Seine Entfernung von der Erde beträgt durchschnittlich 203.4 Millionen Meilen, der Polardurchmesser seiner Scheibe 15.2″. Die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes sind für Mitte September: große Achse 37.2″, kleine Achse 16.8″. Am 10. September kommt Saturn in Quadratur zur Sonne, am 12. September in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Da Saturn um die Mitte des Monats erst gegen 10 Uhr abends untergeht, ist er immer noch während einiger Stunden am südwestlichen Abendhimmel sichtbar.

Uranus ist rechtläufig im gleichen Sternbild wie Saturn und geht diesem immer noch um eine Stunde fast auf dem gleichen Parallelkreise voran. Seine Entfernung von der Erde beträgt durchschnittlich 387.9 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 3.6″. Uranus geht Mitte September bereits um 9 Uhr abends unter, er ist also ebenfalls nach Sonnenuntergang noch für kurze Zeit sichtbar.

Neptun besitzt zunächst noch ganz geringe rechtläufige Bewegung im Sternbild des Stiers und wird gegen Ende September dort stationär. Seine Entfernung von der Erde wird im Laufe des Monats abermals um 10 Millionen Meilen kleiner, im Durchschnitt beträgt sie 603 Millionen Meilen. Am 20. September kommt Neptun in Quadratur zur Sonne zu stehen. Er geht um die Mitte des Monats bereits um 10 Uhr abends auf, ist somit (nur in größeren Fernrohren) während der ganzen Nacht am Himmel sichtbar.

Sternschnuppen. Im September sind vereinzelte Sternschnuppenfälle mit mehr oder weniger starker Frequenz zu beobachten, deren Ausstrahlungspunkte in der Leier, in der Cassiopeja, im Fuhrmann und im Drachen liegen. -rt-

* Eine Erinnerung an Livingstone wird in kurzer Zeit nach London gebracht und von der kgl. Geographischen Gesellschaft in die Sammlung von Erinnerungen an berühmte Forscher und Reisende aufgenommen werden. Es handelt sich um einen Ausschnitt aus der Rinde des Baumes, unter dem das Herz Livingstone's bestattet wurde. Auf diesem Ausschnitt befindet sich die Grabinschrift, die von den Genossen des Forschers in den Baum eingeschnitten wurde. Mr. Codrington von der British South Africa Company besuchte unlängst in Chitambo den Ort, wo der Baum stand. Er fällte den Baum, der schon zu alt und morsch war, um auch nur noch einige Jahre stehen zu können, und schnitt sorgsam das Stück, das die Inschrift enthielt, aus der Rinde aus. Eine hohe Telegraphenstange wurde in dem übrig bleibenden Baumstumpf befestigt, um die Grabstätte Livingstone's zu bezeichnen. Man hofft, daß sich hier schon in einigen Jahren ein würdiges Denkmal erheben wird.

* Zum Studium der Pest in Oporto begibt sich vom Berliner Institut für Infektionskrankheiten Prof. Dr. Frosch in den nächsten Tagen im Auftrag der deutschen Regierung in die verseuchte Stadt. Prof. Frosch, der Geheimrath Koch auf seiner Reise zum Studium der Malaria in Italien begleitet hat, ist erst vor wenigen Tagen in Berlin eingetroffen.

* In Nürnberg findet in den Tagen vom 13. bis 16. September die 24. Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege statt. Auf der Tagesordnung stehen folgende Referate: „Die hygienische Beurtheilung der verschiedenen Arten künstlicher Beleuchtung, mit besonderer Berücksichtigung der Lichtvertheilung“. Referent: Prof. Dr. Erismann, Zürich. „Das Bedürfniß größerer Sauberkeit im Kleinvertrieb von Nahrungsmitteln“. Referent: Prof. Dr. Heim, Erlangen. „Bedeutung und Aufgaben des Schularztes“. Referenten: Geh. Oberschulrath Professor Dr. Schiller, Gießen, Dr. med. Paul Schubert, Nürnberg. „Maßregeln gegen die Rauchbelästigung in den Städten“. Referent: Baudirektor Prof. v. Bach.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Alfr. Dove: Bismarcks Bedeutung für Alt und Jung. Festrede. Freiburg i. Br., Leipzig, Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1899. — Otto J. Bierbaum: Gugeline. Ein Bühnenspiel. Berlin, Schuster u. Loeffler 1899. — Loth. Kempter: Deutscher Gruß. Festmarsch für Piano. Zürich, Phil. Fries 1899. — Jul. Vogel: Goethe's Leipziger Studentenjahre. Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit. Festgabe. Leipzig, Carl Meyers Graphisches Institut 1899. — Dr. J. v. Körösy: Zur internationalen Nomenclatur der Todesursachen. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1899.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Montag, 4. September. Nummer 201.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Der Nebenerwerb.

Von Dr. Friedrich Zahn.

Eine Besonderheit der deutschen Berufsstatistik ist, daß sie die berufliche Thätigkeit der Einzelnen nicht bloß in Hinblick auf den Hauptberuf, von dem hauptsächlich der Erwerb herrührt, erfaßt, sondern daß sie auch den Nebenerwerb berücksichtigt. Wohl haben auch einige ausländische Staaten Daten über Nebenerwerb miterhoben, aber für keinen anderen Staat sind sie so eingehend zur Darstellung gebracht wie für das Deutsche Reich. Die Gesammt-Berufsstatistik des Reichs hat hiedurch in mehrfacher Richtung gewonnen.

Erstlich sind die Angaben über den Hauptberuf verlässiger ausgefallen. Während erfahrungsgemäß, wenn bloß nach dem Hauptberuf gefragt wird, der Einzelne sich wenig darüber vergewissert, ob das, was er als seinen Beruf deklarirt, thatsächlich die Basis seiner Lebensstellung bildet und ob dies nicht vielmehr auf eine andere, in seinem gesellschaftlichen Titel nicht zum Ausdruck gelangende Erwerbsquelle zutrifft, wird er durch die Frage nach dem Nebenerwerb zu einer Vergewisserung geradezu genöthigt, er sieht sich veranlaßt, etwaige mehrfache Erwerbsarten thatsächlich anzuführen und zugleich unter ihnen diejenige, auf der hauptsächlich seine Lebensstellung beruht, hervorzuheben.

Zum anderen ist erst durch die Kenntniß der Nebenberufe die Möglichkeit geschaffen, die Bedeutung, die den einzelnen Berufen im Wirthschaftsleben überhaupt zukommt, voll zu würdigen. Durch die Feststellung, wie viele Personen nebenher thätig sind und welcher Art dieser Nebenerwerb ist, erhält man zahlenmäßige Belege dafür, wie häufig die Haupternährungsquelle — sei es aus äußerlichem Zwang oder weil der Hauptberuf die entsprechende Zeit dazu läßt — noch anderweitig ergänzt wird, und welche Erwerbszweige als solche Zubußen zur Haupteinnahme benutzt werden.

Wie sonst in der Statistik, so muß man natürlich auch bei der Benutzung von Nebenerwerbszahlen mit der nöthigen Vorsicht zu Werke gehen.

Um deßwillen bringt denn auch das Kaiserliche Statistische Amt in seiner jüngsten Publikation, die unter dem Titel „Die berufliche und soziale Gliederung des Deutschen Volkes“ die Ergebnisse der 1895er Berufszählung darstellt, fast in jedem einzelnen Abschnitte Aufschluß darüber, welcher Werth den zur Erörterung gelangenden Zahlen zukommt. Dieser Aufschluß beruht nicht etwa auf einer vorgefaßten Meinung, auf „deduktiver Spekulation“ des Bearbeiters, sondern auf einer gründlichen Durcharbeitung des Gesammtmaterials, wobei die persönliche Prüfung von zahlreichen Einträgen in den Zählungsbogen, sowie die Erfahrungen, die andere bearbeitende Stellen bei dieser Prüfung machten, eine wesentliche Rolle spielten. Aus diesem Grunde kann das amtliche Urtheil, das über den Werth der Zahlen abgegeben wird, begreiflicherweise im allgemeinen auf bessere Verlässigkeit Anspruch erheben als das Urtheil eines Privaten, der weder Zeit, noch Gelegenheit hat, sich in so eingehender Weise mit den Zählungsmaterialien zu beschäftigen, und bei bei eigener Untersuchung wohl leicht zu einer von der amtlichen abweichenden Würdigung der Zahlen gelangen kann, aber dabei nur zu häufig versteckt liegende, jedoch belangreiche Umstände übersieht. Vorgefaßte Meinungen sind natürlich bei der amtlichen Würdigung ausgeschlossen; dies zu betonen, ist kaum erforderlich im Hinblick auf den derzeitigen Stand der deutschen amtlichen Statistik, deren guter Ruf nicht zum wenigsten gerade darauf sich gründet, daß sie gewissenhaft zu Werke geht und in vollster Objektivität, keiner Partei zuliebe, keiner zuleid, ihre Ergebnisse formulirt.

In Bezug auf die Nebenerwerbsnachweise theilt nun das Kaiserliche Statistische Amt mit, daß sie wegen der großen Schwierigkeiten, die deren genauer Ermittelung im Wege stehen, die thatsächliche Ausdehnung des Nebenerwerbs überhaupt nicht erreichen und daß dies Zurückbleiben hinter der Wirklichkeit speziell für die nicht landwirthschaftlichen Nebenberufe gelten dürfte, die äußerlich nicht so hervortreten, wie der landwirthschaftliche Nebenberuf mit dem besonderen Stück Land.

Hr. Georg v. Mayr fühlt sich in Nr. 160 dieser Beilage bewogen, in Erwiderung auf ein von mir über Band 111 der Statistik des Deutschen Reichs in Nr. 142 erstattetes Referat das, was eben über die noch schlechtere Erfassung des nicht landwirthschaftlichen als des landwirthschaftlichen Nebenerwerbs gesagt wurde, als eine bloße Behauptung des amtlichen Bearbeiters ohne jedweden Untergrund thatsächlicher Feststellung zu erklären; von irgend einer Feststellung, auch nur in bescheidenstem Rahmen, daß thatsächlich landwirthschaftlicher Nebenberuf mehr als gewerblicher deklarirt worden wäre, sei nicht die Rede.

Schade, daß das Interesse, welches hier offensichtlich und in sehr verdienstlicher Weise der Frage des Nebenerwerbs entgegengebracht wird, Hrn. v. Mayr nicht veranlaßte, die unmittelbar an die Vorbemerkung S. 101, welche die erwähnte Würdigung der Nebenerwerbsdaten enthält, sich anschließende ausführliche Darstellung der Zahlen selbst anzusehen. Was er vermißte, hätte er mit Leichtigkeit gefunden.

Hienach wurden an Nebenberufsfällen gezählt

| in der Berufsabtheilung | Nebenberufsfälle |
|---|---|
| Landwirthschaft . . . . . . | 3,648,237 |
| Industrie . . . . . . . . . | 619,386 |
| Handel und Verkehr . . . . | 569,877 |
| Häusliche Dienste . . . . . | 16,765 |
| Oeffentlicher Dienst . . . . | 95,436 |
| Summa | 4,949,701 |

Digitized by Google

Schon eine flüchtige Betrachtung dieser Zahlen für Berufsabtheilungen erweckt Zweifel, ob die nicht landwirthschaftlichen Erwerbszweige so wenig zu Nebenverdienst aufgesucht werden. Daß dies in Wirklichkeit nicht der Fall ist, daß nur die Statistik hierüber zu mangelhafte Nachweise erhalten hat, wird deutlich, wenn man auf einzelne Berufsarten eingeht. So sind nur 2462 Fälle ermittelt, in denen durch Zeitungsexpedition, -kolportage — als Zeitungsträger, -verkäufer — Nebenerwerb stattfindet (in Berlin 183!), nur 4743 Fälle in Bezug auf Häkelei, Stickerei (Berlin 129), 16,509 in Bezug auf Näherinnen (884), nur 59,437 Fälle in Bezug auf hausindustrielle Nebenarbeit, nur in 1900 (299) Fällen soll Nebenerwerb als Privatgelehrter, Schriftsteller, Jounalist, in 1303 (124) als Stenograph, Rechner, Schreiber, in 17,176 (309) durch Musik, Theater, Schaustellungen aller Art gesucht werden. Diese Beispiele, die ich noch durch Hunderte ergänzen könnte, im Zusammenhalt mit der „gemeinen Lebenserfahrung", die schon für Berlin allein eine größere Ausdehnung der genannten Nebenberufe darthut, als für das gesammte Reich festgestellt ist, mögen genügen, um zu zeigen, wie lächerlich niedrig, wie wenig glaubwürdig infolgedessen die Zahlen über nicht landwirthschaftlichen Nebenberuf ausgefallen sind.

Soweit man überhaupt Nebenerwerb deklarirt hat, hat man eben zumeist nur den landwirthschaftlichen berücksichtigt, der durch das zu bebauende besondere Stück Land äußerlich hervortritt und an den die vorgeschriebene Ausfüllung der Landwirthschaftskarte eigens erinnerte. So haben von 3,072,111 Personen, die im Hauptberuf erwerbsthätig sind und noch außerdem nebenher arbeiten, nicht weniger als 2,256,887 Nebenerwerb in der Landwirthschaft; von 1,491,865 Industriellen im Hauptberuf, die noch nebenher sich bethätigen, thun dies 1,342,001 oder 90 Proz., von 384,105 Handelsgewerbetreibenden im Hauptberuf 313,966 oder 81.7 Proz. in der Landwirthschaft.

Andere Arten von Nebenerwerb sind vielfach den Betreffenden nicht zum Bewußtsein gekommen oder sie haben wenigstens nicht für nöthig gehalten, solchen einzutragen. Der Schuhmacher, der zugleich mit gekauften Schuhwaaren handelt, versäumt leicht, sich als Händler anzugeben. Der Grobschmied fertigt mitunter auch andere Arbeiten und greift dabei in Klempnerei, Maschinenbauerei, Bauschlosserei, Hufschmiederei und Wagenbauerei über. Es gibt Spängler, die zugleich Tischler, Gürtler, Lackirer sind. Maler, Anstreicher, Lackirer werden in Ausbildung von ursprünglich nur gelegentlich vorgenommenen Reparaturarbeiten neben ihrem Hauptgewerbe Stuccateure, Maurer, Korbmacher, Glaser; häufig läßt die den Malern und Tapezierern gemeinsame Aufgabe der Zimmerausschmückung sie zu Tapezierern im Nebenhandwerk werden. Auch wo die Verbindung von mehreren Gewerben nach außen hin stärker ausgeprägt ist als in den eben genannten Fällen, ist die Anführung der mehrfachen Gewerbe als Nebenerwerb etwas seltenes, ich erinnere an die vielfach vorkommende Verbindung von Getreide- und Sägemühlen, von Gerberei und Lohmühle, von Nähmaschinenfabrik und Schlosserei, von Grubenbetrieb und Ziegelei, von Buchbinderei und Buchdruckerei.

Dieserhalb ist auch bei den Spezialberufen zwischen der Zahl der Personen, die neben ihrem Hauptberuf noch einen Nebenerwerb haben, und der Personen, die den Nebenerwerb speziell in der Landwirthschaft ausüben, ein ganz geringer Unterschied. Beispielsweise sind gezählt:

| im Hauptberuf selbständige | mit Nebenerwerb überhaupt | speziell in der Landwirthschaft |
|---|---|---|
| Maurer . . . . . . . | 35,953 | 33,566 |
| Zimmerer . . . . . . | 22,108 | 20,614 |
| Nagelschmiede . . . . | 1,701 | 1,584 |
| Böttcher . . . . . . . | 12,929 | 11,781 |
| Drechsler . . . . . . . | 4,576 | 3,767 |
| Gerber. . . . . . . . | 3,827 | 3,348 |
| Sattler . . . . . . . | 11,956 | 10,044 |
| Korbmacher . . . . . . | 6,631 | 5,833 |
| Schuhmacher. . . . . . | 87,254 | 78,686 |
| Hausirer . . . . . . . | 7,563 | 7,035 |
| Getreidemüller . . . . . | 26,849 | 25,481 |

Das Gesagte macht es weiterhin erklärlich, daß die Zahl der sei es im Haupt- oder im Nebenberuf Landwirthschaft treibenden Personen verhältnißmäßig recht gut ausgefallen ist. Einen Maßstab zur Beurtheilung dieser Zahl bietet die landwirthschaftliche Betriebsstatistik. Den ermittelten 5.5 Millionen landwirthschaftlichen Betrieben stehen 4.7 Millionen selbständige Landwirthe (2.5 Millionen im Hauptberuf, 2.2 Millionen im Nebenberuf) gegenüber. Wenn die Zahl der Betriebe hienach etwas größer ist, so beruht das darauf, daß als landwirthschaftlicher Betrieb jede landwirthschaftlich bewirthschaftete Bodenfläche, auch die vom kleinsten Umfang, gerechnet ist; dagegen galt nur derjenige als Landwirth im Haupt- oder Nebenberuf, der eine diesbezügliche Angabe in der Haushaltungsliste machte. Denn Hauptberuf ist nur die Erwerbsthätigkeit, auf der hauptsächlich die Lebensstellung beruht, und ebenso Nebenberuf nur die Erwerbsthätigkeit, welche neben einem Hauptberuf ausgeübt wird und einen wesentlichen Theil des Gesammteinkommens einbringt. Die Bebauung von ganz kleinen landwirthschaftlichen Flächen, von ein paar Kartoffel- oder Gemüsebeeten, stempelt aber den Betreffenden, sei er Arbeiter, Bediensteter oder Beamter, nicht ohne weiteres zu einem Landwirth im Haupt- oder Nebenberuf. Daß der Fläche nach beachtenswerthe Nebenberufe bei der mitgetheilten Zahl der Landwirthschaft Treibenden ausgefallen seien, wie Herr v. Mayr annimmt, hat bereits Hermann Losch für Württemberg in Nr. 171 der Beilage widerlegt. In Bezug auf das gesammte Reich findet sich die Widerlegung in einem zutreffenden Artikel der „Grenzboten" vom 22. Juni 1899, S. 668 fg. Dieser Artikel bestätigt zugleich, daß das vom Kaiserlichen Statistischen Amt gefällte Urtheil über den Charakter der Nebenerwerbsnachweise im Gegensatz zu Herrn v. Mayr anderwärts nicht als beweislose Behauptung angesehen wird, sondern daß man den Beweis hiezu der amtlichen Publikation recht gut entnehmen kann.

Sind nun die gewonnenen Zahlen über die landwirthschaftlichen Nebenberufe verhältnißmäßig befriedigend, die über die nicht landwirthschaftlichen dagegen bei weitem zu gering, so ist sonnenklar, daß bei Addition aller Haupt- und Nebenerwerbsfälle und Berechnung des Antheils der einzelnen Berufszweige aus dieser Gesammtsumme der Antheil der Landwirthschaft zu hoch, der der anderen Berufszweige, insonderheit der von Industrie und Handel, zu niedrig erscheint.

Berlin, 14. August 1899.

---

## Von einer südafrikanischen Farm.

Von Anton Passarge.

### I.

„Middelburg ist Zentrum eines großen Ackerbaudistriktes. Das Veld (Karroo) eignet sich vorzüglich für die Zucht von Groß- und Kleinvieh, Pferden und Straußen." So hatte ich in meinem englischen Reisehandbuch für Südafrika gelesen, und wenn ich natürlich auch keine der Heimath ähnliche Kulturlandschaft erwartete, so hatte ich doch geglaubt, schwellende Kornfelder und zahlreiche Viehherden weit häufiger hier zu finden, als dies während meiner

Digitized by Google

Eisenbahnfahrt von Port Elisabeth der Fall gewesen war. Gleich am ersten Tage hatte ich mit einem Bekannten eines der höheren Kopjes bestiegen, von welchem aus ich mir einen umfassenden Ueberblick über die Gegend versprach. Etwa eine Viertelstunde lang waren wir über die runden, braunen Blöcke des Eisenstein (Ystersteen) geklettert, die unter unsern Stiefelabsätzen metallisch erklangen, zahllose Kochelmander, das sind etwa fußlange, schwarze und blaue Eidechsen, aus ihrer beschaulichen Ruhe von den heißen Steinen scheuchend, ehe wir den Gipfel erreichten. Da breitete sich ringsum die weite grüngraue Fläche der Karroo aus, durchsetzt mit Reihen von Kopjes. Einen fremdartigen, oasenhaften Eindruck machte in dieser Heidelandschaft das zu meinen Füßen liegende Middelburg, fast versteckt in prächtigen Baumgruppen und überragt von dem würfelartigen zinnengekrönten Thurm der Nederduitschen Gereformeerden Kerk. Aber sonst war auch keine Spur menschlicher Kultur zu erkennen. So hat die Gegend sicherlich schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden ausgesehen, als Buschmänner und Hottentotten die unbeschränkten Herren des Landes waren und bei vollster Bedürfnißlosigkeit ein wahres Schlaraffenleben führten, weil bei dem ehemals schier unglaublichen Wildreichthum von einem Mangel an Lebensmitteln nie die Rede war. So interessant diese weite Landschaft, die von jeder europäischen so gänzlich verschieden ist, mir auch war, so hatte ich jener Reisebuchnotiz zufolge doch weit mehr Zeichen europäischer Kultur erwartet. Enttäuscht wandte ich mich an meinen Begleiter, einen jungen Buren.

„Middelburg soll ja Mittelpunkt eines bedeutenden Farmdistriktes sein?“ — „O ja! unser Distrikt ist einer der besten.“ — „Aber wo sind denn Farmen? Ich sehe ja gar keine!“ — „Nun, da ist schon eine, dort dicht bei der Poort. Das ist Groot Fontein.“ Und damit wies er nach einer Stelle, woselbst eine lange Reihe zusammenhängender Kopjes eine Unterbrechung zeigte und den Durchlaß für einen Fahrweg darbot. Ich gewahrte an der Poort eine kleine Baumgruppe, aus welcher ein weißer Fleck hervorschimmerte, das Wohnhaus. „Und da sind noch mehr!“ sagte mein Begleiter und zeigte auf ein paar andere, stundenweit voneinander entfernt liegende grüne Fleckchen, die mir selbst niemals aufgefallen wären. Mit dem Fernglas konnte ich aber erkennen, daß diese Pünktchen von ein paar Bäumen gebildet wurden, bei denen auch zwei bis drei Häuschen lagen. „Das ist alles?“ dachte ich im stillen. „Wieviel Gebiet gehört denn zu jeder dieser Farmen?“ — „Alles Land, was Sie hier ringsum sehen, vertheilt sich auf fünf Eigenthümee, nämlich auf die Gemeinde Middelburg und vier Farmer. Die verschiedenen Reihen Kopjes bilden meist die Grenzen; letztere laufen auf dem Kamm der Kopjes entlang; Sie können die Steinmauern auf ihnen deutlich erkennen.“ — Ich erfuhr nun, daß alle Farmen gegeneinander durch Drathzäune und Steinmauern abgegrenzt sind; letztere bilden namentlich da die Grenze, wo diese über Kopjes hinwegführt; sie ziehen sich wie Nähte über diese braunen Hügel hin. Die Größe der einzelnen Farmen ist eine sehr bedeutende, im Durchschnitt kommt sie derjenigen unsrer größten Latifundien gleich; aber vielleicht nur der hundertste Theil ist Land, d. h. für Ackerbau geeigneter Boden, alles übrige ist Veld, d. h. die nur als Weideland brauchbare Karroo. Als ich diese weiten, nach unsern heimischen Begriffen kulturfeindlichen Gebiete vor mir liegen sah, die ich nur noch wenige Minuten vorher für zum größeren Theil herrenloses Land gehalten hatte, auf dessen Besitz kaum Jemand Anspruch erheben dürfte, und als ich dann erfuhr, welche hohen Erträge aus diesem so werthlos erscheinenden Boden erzielt werden, da erschien es mir doppelt wunderbar, aus einem Lande zu kommen, in dem der Boden unter der Fülle wogendee Getreidefelder verschwindet und die Viehzucht sich zu höchster Vollkommenheit entwickelt hat; wo fast nirgends der Blick auf unkultivirbare und darum brach liegende Gebiete fällt und wo trotzdem der Landmann auf keinen grünen Zweig zu kommen vermag. Das wird hier in Afrika aber auch einmal anders werden, wenn im Laufe der Zeit durch Kauf und Verkauf die Bodenpreise beständig steigen und, wie in Europa, schließlich eine solche Höhe erreichen werden, daß der Ertrag nicht mehr die Zinsen und Kosten deckt. Schon jetzt werden hiee oft Klagen laut, daß die Landwirthschaft nicht mehr so lohne wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Die geschäftlich geschulten englischen Farmer erkennen den wahren Grund in dem Steigen der Bodenpreise, während die holländischen Buren ihn noch zumeist in anderen Kalamitäten vorübergehender Art suchen, wie Mangel an guten Arbeitern, Dürre, Heuschrecken und Rinderpest.

In Deutschland hängt dee Werth eines Landgutes vor allem von den Bodenverhältnissen ab, in Südafrika sind es die Wasserverhältnisse, die die Ertragsfähigkeit, ja überhaupt die Existenz einer Farm bedingen. Die Frage, ob das ganze Jahr hindurch eine für Ackerbau und Viehzucht genügende Wassermenge vorhanden, ist die in erster Reihe entscheidende. Darum folgen die Farmen in erster Linie den Läufen der immer Wasser führenden Flüsse oder sie sind an dauernd fließenden Quellen angelegt, wie die vielen auf Fontein endenden Namen anzeigen. Besonders wichtig ist eine Vlei, das heißt ein muldenförmiges Gebiet, in welchem das Regenwassee sich ansammelt und einsickert, so daß die Vegetation daselbst nicht bloß reicher ist, sondern auch während der Dürre länger vorhält. Diese Vleis liegen hauptsächlich nahe den Flüssen; sie entsprechen völlig unserm Wiesenland, das ebenfalls meist zu viel Wasser aufsammelt und darum als Ackerboden ungeeignet ist. Die Vlei ist schon von weitem an ihrem tieferen Grün und an den mannshohen Dornbüschen kenntlich, welche im eigentlichen Veld bereits nicht mehr fortkommen. Dieses letztere ist von kleinen, meist nur handhohen, zähen Büschen wie mit einem Teppich dicht bedeckt, vor allem mit dem unansehnlichen „Karroobesen“, der, ähnlich unserm Heidekraut, die südafrikanische Heide bekleidet. Der Karroobesen ist mit dem denkbar kleinsten Wasservorrath zufrieden. Hat die Regenzeit im Februar genügend Niederschläge gebracht und ist um Ostern auch noch etwas Regen gefallen, so genügt dies dem Busch vollkommen; wenn aber gar im August oder Oktober ein Schauer niedergeht, ist der Karroobesen mehr als befriedigt und legt auch während der größten Trockenzeit sein grünes Gewand nicht ab. Dabei ist zu berücksichtigen, daß von dem niederströmenden Regen nur eine verhältnißmäßig geringe Wassermenge in den Boden des Veldes sickert, weil diese Niederschläge meist wolkenbruchartig und von nur kurzer Dauer sind. Weit das meiste Wasser fließt schnell durch die Slooten ab, das sind die das Veld aderartig durchziehenden, vom Regen ausgewaschenen Furchen und Gräben, und strömt den Flußläufen und weiter dem Meere zu. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß es in Middelburg durchschnittlich nur an 38 Tagen im Jahre regnet und daß noch lange nicht alle diese Tage Regentage in unserm Sinne sind, ferner daß von diesen Tagen etwa 30 auf die Sommermonate Februar und März entfallen, so kann man sich eine Vorstellung machen von der Trockenheit des Klimas und damit von der Art der Landwirthschaft, welche von der unsrigen gänzlich abweicht.

Die Frage nach der Bodenbeschaffenheit kommt erst in zweiter Reihe in Betracht, wird aber auch aus wesentlich anderen Gesichtspunkten behandelt als in Deutschland. Im Middelland oder in der Nordkarroo besteht der Boden aus

Digitized by Google

horizontal gelagertem, von den vulkanischen Gebilden der Kopjes durchbrochenem Schiefer. Durch Verwitterung der Kopjes und durch Abwaschung ist die Schieferschicht zum großen Theil mit einer rothbraunen Erdschicht bedeckt und dieser braune, lehmige Boden ist, wo er sich künstlich bewässern läßt, von größter Fruchtbarkeit. Wird diese braune Erde auch wieder massenhaft vom Regen weggewaschen, so findet doch immer wieder eine Ergänzung durch die Regenfluthen statt, indem dieselben stets neue Erdmassen von den Kopjes herunterspülen. Dagegen ist die frei zutage liegende harte und steinige Schieferschicht nicht kultivirbar; auf ihr gedeihen nur die zähen Karroopflanzen, wenn auch lange nicht so gut wie auf dem rothbraunen Boden des Veldes. Darum kommt es sehr darauf an, ob der rothe Lehmboden oder der Schieferboden vorherrscht und wieviel von ersterem bewässerungsfähig ist. Auch muß das Gelände möglichst viel Blei umfassen oder wenigstens möglichst waagrecht gelagert sein, denn je mehr Gefälle es hat, desto schneller fließt das Regenwasser ab und desto geringwerthiger ist die Vegetation. Mitunter sind kleinere oder größere Flächen des Bodens brakig; vergebens wird man auf solchen Stellen auch nur das geringste Hälmchen suchen, selbst die zähesten Karroopflanzen halten dem Salz nicht stand, welches weiß wie Reif auf diesen kahlen Stücken zutage tritt. Ferner darf das Gelände nicht zu sehr von Slooten, diesen natürlichen Abzugskanälen des Wassers, durchzogen sein; auch gibt es noch mancherlei andere Fragen, die bei Werthschätzung einer Farm in Betracht kommen. Der Schwerpunkt wird aber meist auf die Beschaffenheit des Veldes gelegt, weniger auf das „Land", denn nicht der Ackerbau, sondern die Thierzucht bildet hierselbst die Hauptseite der Landwirthschaft.

Eine der besten Farmen bei Middelburg und zugleich diejenige, welche ich am genauesten kennen gelernt habe, ist Groot Blei. Sie liegt etwa 20 engl. Meilen westlich von Middelburg und umfaßt, wie ihr Name schon sagt, ein bedeutendes Blei-Gebiet am Kleinen Brakrivier. Nach Süden und Westen von hohen Kopjes in einem Halbkreis umschlossen und vom genannten Flüßchen durchströmt, setzt sich ihr Gebiet aus Land (ca. 5 Proz.), Blei (ca. 20 Proz.) und Veld (ca. 75 Proz.) zusammen, wozu noch die der Farm zugekehrten Abhänge der Kopjes kommen. Das Ackerland, zu beiden Seiten des Flusses liegend, ist der Blei abgewonnen und bildet gewissermaßen das Herz der Farm; dieses Land erfordert die meiste Arbeit und Aufmerksamkeit nicht nur in Ansehung seiner Bestellung, sondern vor allem auch der künstlichen Bewässerung, welche unausgesetzt bis zur Reife der Frucht vorgenommen werden muß. Die Blei ist das Reich der Straußen und „Beester" (Rindvieh), sie macht dem Farmer erheblich weniger Mühe als das „Land", obwohl die Aufzucht, zumal der Straußen, auch keine Kleinigkeit ist. Das Veld endlich, sowie die Abhänge der Kopjes sind das Reich der Schafe und Angoraziegen, die den einfachsten Zweig des Wirthschaftsbetriebes bilden. Schließlich ist noch die Werft, die Hofstätte, zu erwähnen mit dem Wohnhaus, den Wirthschaftsgebäuden, Viehkraalen u. s. w. — Sehen wir uns nun die einzelnen Wirthschaftsbetriebe näher an und beginnen wir mit letzteren, mit den Hofanlagen.

Das Wohnhaus ist ein einfacher, nur aus Erdgeschoß bestehender Ziegelbau mit Stoep (spr. Stup) vor der Front, jener aus flachen Schieferblöcken gemauerten Plattform, welche fast vor keinem südafrikanischen Wohnhaus fehlt. Unter dem vorigen Besitzer, einem Buren, deckte ein Strohdach das Gebäude, die Innenwände der Zimmer waren einfach geweißt und den Fußboden bildete ein aus flüssigem Kuhmist und Lehm gebildeter Estrich (Moddervloer). Auch diente nur eine Hälfte des Hauses, bestehend aus drei Stuben und Küche, als Wohnung für die zwölf Köpfe starke Burenfamilie, die andere Hälfte umfaßte Pferdestall und Wagenscheuer (Wag'huis). Der jetzige Besitzer, Mr. Mackinnon, ein Schotte, hat seinen Ansprüchen auf höhere Lebenshaltung gemäß die letzteren Räume zu Stuben umgebaut, sämmtliche Wohnräume mit Tapeten und Holzflur versehen und das malerische, aber feuergefährliche Strohdach durch ein solches aus Wellblech, das in Afrika jetzt allgemein übliche Dachmaterial, ersetzt. Auf der Stoep ist eine mit Schlinggewächsen berankte Veranda errichtet worden. An Wirthschaftsgebäuden sind zwei vorhanden, das neue Wagenhaus mit Pferdestall und eine große Scheune (Schuur, spr. S-chür), die bei ungünstiger Witterung auch als Schaf- und Ziegenstall dient. Daran schließen sich mehrere Viehkraale, die, nach oben offen, mit einer mannshohen Mauer von losen Schiefersteinen umgeben sind, und dicht an diesen liegen die Hütten der schwarzen „Jongens" (Knechte) und ihrer Familien. Einfachere Behausungen kann man sich kaum denken: ein wenige Quadratmeter großer Geviertraum, von einer Mauer aus losen Steinen eingeschlossen, darüber ein paar Platten altes Wellblech wagrecht gelegt und mit großen Steinen beschwert, das ist der Palast. Manche haben sich auch kleine zuckerhutförmige Binsenhütten errichtet, in deren Innerem sogar gekocht wird. Daß solche Behausungen Feuer fangen und in wenigen Sekunden eine einzige Lohe bilden, so daß die Bewohner nicht mehr Zeit zur Rettung ihres Lebens finden, ist ein ganz gewöhnliches Vorkommniß. Aber ein richtiger Kaffer kümmert sich nicht um solche Möglichkeiten, die Sorge ums Dasein reicht bei ihm gerade so weit, als seine Nase lang ist, wie man hier zu sagen pflegt.

Das zu beiden Seiten der Rivier gelegene Ackerland von Groot Blei ist völlig eben; die erste Bedingung, auf die es ankommt, denn anders ließe es sich nicht gleichmäßig bewässern. Die Ausdehnung des „Landes" könnte eine erheblich größere sein, sie wird aber beschränkt durch das Quantum Wasser, welches zum Bewässern zur Verfügung steht, und zwar sind hiebei die trockenen Monate August bis Dezember die entscheidenden. Mag der Wasserzufluß während der übrigen Monate noch so reichlich sein, der Farmer hat lediglich auf die Trockenzeit Rücksicht zu nehmen und muß darauf bedacht sein, so viel Grund mit Saat zu bestellen, als sich zur Zeit des Wassermangels berieseln läßt. Für diesen Zweck sind zwei Stanteiche (Dam) angelegt, deren einer durch einen Wall aus Steinen und Erde gebildet wird. Trauerweiden umgeben seine Ufer, in ihren über die Wasserfläche hängenden Aesten haben Hunderte von Webervögeln ihre birnenförmigen, kunstvoll geflochtenen Nester gebaut. Der Wall erfordert ständige Aufmerksamkeit wegen der handgroßen Krabben, die ihn durchwühlen und leicht einen Bruch verursachen können. Gespeist wird dieser Dam durch eine Quelle (Spruit), die in einer halben Stunde Entfernung am Fuß einer tafelbergförmigen Kopje entspringt. Der Teich dient zur Bewässerung des zwischen Werft und Fluß gelegenen Landes, zu dem auch der Obst- und Gemüsegarten gehört. Außerdem benutzen die Meidens, die Frauen der farbigen Jongens, sein grüngelbes, mit Algen durchwachsenes Wasser für ihren Haushalt: Denn dasselbe „schmeckt" man doch! Das reinere Flußwasser sagt ihnen weniger zu, und vollends das klare geschmacklose Regenwasser, welches der große Wellblechtank an der Dachrinne des Wohnhauses enthält und welches von der Familie des Seur (spr. Sjöhr, Herr) benutzt wird, mögen sie nun gar nicht! Das jenseits des Flusses gelegene Land wird ebenfalls durch einen Staudamm bewässert, der mitten in der Rivier angelegt worden ist. Die kleine Brakrivier, nach unsern Begriffen ein nur kleiner Bach, fließt, wie alle diese südafrikanischen Flüsse, in einer etwa 20 Fuß tiefen Rinne, einem Cañon im kleinen. An einer Stelle

Digitized by Google

kreuzt eine Schieferbank das Flußbett, oberhalb desselben breitet die Rivier sich teichartig aus und stürzt an der anderen Seite als kleiner Wasserfall in ihr tiefes Bett herab. Durch Anlage eines quer über den Fluß laufenden starken, mit Zement gemauerten Walles aus schweren Steinblöcken auf der Höhe der Schieferbank ist jener Teich erheblich größer und tiefer gemacht worden. — Von diesen Dämmen wird das Wasser in kleinen flachen Gräben (Voor) auf das Land geleitet, das in einzelne, von handhohen Wällen (Walletje) begrenzte Stücke getheilt ist, so daß jede dieser Parzellen für sich allein bewässert werden kann.

Geerntet wird zweimal im Jahre. Die erste Bestellung des Ackers findet im Spätherbst, im Mai, statt und um Weihnachten wird die Ernte eingeheimst; gleich darauf erfolgt die zweite Bestellung und im April wird wiederum geerntet. Trotz dieser starken Ausnutzung des Bodens wird derselbe, mit Ausnahme des Gartenlandes, nicht gedüngt, und dennoch trägt er überreichlich. Die Aussaat geschieht nicht, wie bei uns, nach dem Pflügen, sondern vor demselben. Man säet auf das Stoppelfeld und unmittelbar folgt dem Sämann die Pflugschar. Diese so verschiedene Praxis ist durch die große Trockenheit des Klimas bedingt; denn da zwischen der Aussaat und dem Aufgehen des jungen Getreides nicht gewässert werden darf, weil der Boden davon steinhart würde und die Pflänzchen nicht aufgehen ließe, so müssen die Körner so tief in den Grund zu liegen kommen, daß sie bis zum Aufgehen genügende Feuchtigkeit haben. Dies wird durch Einpflügen der ausgestreuten Saat erreicht. Wollte man unsre Methode anwenden, wobei die Körner nahe der Oberfläche zu liegen kommen, so würden dieselben noch während des Keimens in dem schnell zu Pulver austrocknenden Boden absterben. Dieses schnelle Austrocknen des Bodens macht auch ein erheblich tieferes Pflügen nöthig, als es in regenreicheren Ländern geschieht. Lange Zeit mußten die südafrikanischen Farmer mit den in England gebräuchlichen Pflügen sich begnügen; alle an die Fabrikanten gerichteten Vorstellungen und Aufträge auf Pflüge, welche den Verhältnissen der Kolonie angemessen wären, wurden ignorirt. Das ersuhr eine deutsche Firma, wenn ich nicht irre, Eckart u. Co. in Berlin; diese sandte einen Vertreter nach der Kapkolonie mit dem Auftrag, die Bodenverhältnisse und Wünsche der Farmer kennen zu lernen und konstruirte dann einen speziell für Südafrika sich eignenden Pflug. Die Folge war, daß die deutschen Pflüge und im Anschluß daran andere landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen, mit einem Schlag die englischen vollständig verdrängt haben und noch heute diese Stellung behaupten, obwohl die englischen Fabrikanten infolge dieser üblen Erfahrung sich beeilt haben, das deutsche Fabrikat nachzuahmen und unter hochtönenden Namen, wie Afrikander-Plough u. a., bei den Buren populär zu machen.

Ich erinnere mich noch, mit welchem Erstaunen ich erfüllt wurde, als ich zum erstenmale dem Pflügen hierselbst zusah. Während in unserm Vaterlande ein einziger Mann und zwei Oechslein den Pflug bedienen, sind hier in Afrika drei Mann und zehn, zwölf und mehr Ochsen damit beschäftigt. Ein Kaffern- oder Hottentottenjüngling leitet als Voorlooper die beiden Vorochsen an einem kurzen Tau, ein zweiter treibt sie mit Geschrei und Peitsche an und der dritte Mann, häufig der Farmer selbst, regiert den Pflug. Der gleiche Aufwand an Menschen- und Thiermaterial wird bei dem darauffolgenden Eggen gemacht, falls man nicht vorzieht, letzteres ganz zu unterlassen. Der Grund ist einmal darin zu suchen, daß jeder Ochse gewohnt ist, in seinem Gespann genau dieselbe Stelle einzunehmen; spannt man ihn in ein anderes Joch, so daß er andere Nachbarn als die gewohnten erblickt, oder vermindert man das Gespann, so steikt er und ist durch nichts vorwärts zu kriegen. Ferner ist es eine merkwürdige Thatsache, daß nicht nur der europäische Nordländer in warmen südlichen Klimaten an Energie verliert und zur Trägheit geneigt wird, sondern auch seine Begleiter, die Hausthiere, seinem Beispiel folgen. Weder dem südafrikanischen Ochsen, noch dem Esel und dem Pferde fällt es ein, derartige Arbeitsleistungen zu verrichten wie ihre Brüder in kälteren Ländern, und darum ist hierselbst die Anzahl der zur Arbeit verwendeten Thiere eine so unverhältnißmäßig große. Am auffallendsten ist diese Erscheinung bei den Pferden; sie tragen wohl den Reiter und ziehen auch die zweiräderige Kapkarre, aber zur eigentlichen Arbeit sind sie wenig brauchbar.

Gepflanzt wird so ziemlich alles, was bei uns in Deutschland kultivirt wird. Von Getreidearten überwiegen Gerste und Hafer den Weizen und Roggen erheblich, ihre Produktion deckt so ziemlich den Bedarf des Landes, während diejenige der beiden letzteren Arten lange nicht hiezu ausreicht, sondern alljährlich ganz bedeutende Mengen von amerikanischem Weizen und Roggen eingeführt werden müssen. Die Kartoffel wird reichlich angepflanzt, ebenso Mais, das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen. Von Futterkräutern wird namentlich Luzerne kultivirt. Betont sei hier nochmals, daß die Nordkarroo im Durchschnitt eine Höhenlage von 4000 Fuß hat, daß also die eigentlichen subtropischen Kulturgewächse hier nicht gedeihen. Für diese bietet Natal das geeignete Klima, das ebenso warm wie feucht ist.

Bei regelmäßiger und genügender Bewässerung gedeiht unter den warmen Strahlen der Sonne, die von dem fast immer wolkenlosen Himmel tagaus tagein herab scheint, der Acker vorzüglich, aus jedem einzelnen Saatkorn schießen Büschel von 30, 50 und mehr Aehren hervor. Darum wird in Südafrika auch erheblich weitläufiger gesäet als in Deutschland. Jeder dieser Büschel erfordert einen gewissen Raum für sich; die einzelnen Getreidebüschel stehen so weit voneinander, daß man zwischen ihnen bequem im Acker umhergehen kann, ohne auch nur einen Halm zu zertreten. Dieses büschelförmige Wachsthum nicht nur der Getreidearten, sondern auch der übrigen Gräser und vieler Pflanzen, die in anderen Ländern eine solche Neigung wenig erkennen lassen, ist eine Eigenthümlichkeit Südafrika's, und Spaßvögel haben darauf hingewiesen, daß dieser klimatische Einfluß sich sogar bis auf die Köpfe der Eingeborenen, zumal der Hottentotten, erstreckt, deren krause Haare bekanntlich ebenfalls büschelförmig aus der Haut hervorspießen. Eine andere Eigenthümlichkeit besteht darin, daß diese Getreidebüschel oft ganz verschieden reifen; während der eine geschnitten werden kann, ist der nebenstehende noch grün. Kommt die Zeit der Ernte heran, so schickt der Farmer seine Jongens mit Sicheln bewaffnet in den Acker und läßt die reifen Büschel herausschneiden, die grünen bleiben stehen. Nach ein paar Tagen wiederholt sich die Prozedur, bis schließlich alles geschnitten ist. Ein solches halb geschnittenes Getreidefeld sieht, vom Gipfel eines Kopje betrachtet, wie ein zernagtes Fell aus. Die Garben werden erst wie bei uns in Hocken gesetzt und später im Hof in großen runden Feimen aufgestapelt. Eingefahren wird natürlich wiederum mit dem ganzen Gespann von 16 bis 20 Ochsen, obwohl die einzelnen Fuder noch nicht halb so schwer geladen werden wie in Deutschland, woselbst zwei Pferde den großen schwankenden Getreidekoloß zu zwingen vermögen. Das Ausdreschen geschieht zwar schon vielfach vermittelst der Maschine, meistens ist aber noch die alte einfache Methode im Gebrauch, durch Ochsen zu dreschen. Ein kreisrunder Platz mit festgestampftem Estrich und ringsum von annähernd mannshohen schmalen Schieferblöcken eingeschlossen, ist die Tenne. Man schüttet die Garben auf

den Boden derselben und läßt darauf die Ochsen so lange herumtrampeln, bis die Aehren ausgedroschen sind. Ein solcher Dreschplatz mit einem Kranz von säulenartigen Steinblöcken ringsum erinnert an die kreisförmig aufgerichteten Druidensteine in England und Frankreich. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, in der man diese Tennen für Opferstätten der südafrikanischen Urbewohner oder dergleichen hält und gelehrte Abhandlungen über sie schreibt. Das Stroh wird später zerhackt und als Streu (Kaf) zentnerweise verkauft.

Der Karroofarmer hängt mit seiner Ernte zwar lange nicht so vom Wetter ab wie sein europäischer Kollege, der bald alle seine Mühe und Hoffnung unter wochenlang sengenden Sonnenstrahlen verdorren, oder durch endlos strömenden Regen auskeimen und verfaulen sieht, trotzdem sind auch für Jenen der Gefahren und Kalamitäten genug vorhanden. Auch ihm kann es begegnen, daß bei außergewöhnlicher Dürre das Wasser zur Berieselung ausgeht; aber das ist eine Ausnahme. Wohl aber geschieht es nicht selten, daß in sehr trockenen Wintern die Vegetation in Veld und Vlei über dem Boden völlig abstirbt und keine Nahrung für die Herden vorhanden ist; dann muß der Farmer diesen seine Getreidefelder zum Opfer bringen und seine Hoffnung auf eine Ernte geht in den Mägen der halbverhungerten Thiere zu Grabe. Große Verheerungen richten Hagelschläge an, die mit erschreckender Gewalt niederkommen. Daß die Schlossen die Größe von Taubeneiern haben, ist in Deutschland ja zum Glück selten, hier in Südafrika aber ganz gewöhnlich, ja es ist sogar vorgekommen, daß Hagelstücke in der Größe einer kleinen Faust gefallen sind und bedenkliche Verheerungen unter Kleinvieh und Straußen angerichtet haben. Mir ist ein Fall bekannt, daß nach einem Hagelschlag die Eismassen von einem Kopje als Lawine abgerutscht sind und ein am Fuße des Berges stehendes Burenhaus zerstört haben. So geschieht es, daß oft in wenigen Minuten die eben noch schwellenden Felder in ein wüstes Chaos von zerschmetterten Pflanzen und Eisstücken verwandelt sind. Auch die schweren Gewitterregen schädigen zuweilen die junge Saat durch Wegspülungen und Verschlämmung. — Besonders gefährliche Feinde bedrohen den Getreidebau aus der Thierwelt. Die schlimmsten der schlimmen sind die Heuschrecken. Das Auftreten und die Verwüstungen dieser Gäste sind schon so oft geschildert worden, daß es nicht nöthig ist, etwas weiteres hinzuzufügen. Erwähnt sei nur, daß man in Südafrika zwei Arten dieses Insekts unterscheidet, die fliegende Heuschrecke (Springhaan) und die kriechende (Voetganger, spr. Futchanger). Gegen die ersteren erweisen sich alle Maßregeln als fast gänzlich fruchtlos, die letzteren vermag man durch ausgespannte Leinwand u. a. schon eher fern zu halten. Auch durch Ausklauben der millionenfach in den Boden gelegten Eier, die die schlimmen Gäste nebst einer ratzenkahl abgefressenen Landschaft als Andenken zurücklassen, sucht man den Nachwuchs zu zerstören. — Die in unheimlich großen Schaaren lebenden Sperlinge, von ihren europäischen Vettern durch lebhaftere Färbung sich unterscheidend, und die rothen Karroofinken richten gleichfalls enormen Schaden an. Ich habe einmal ein Haferfeld gesehen, bei dem der Eigenthümer der Mühe des Dreschens völlig enthoben war, die Vögel hatten ihm nur das leere Stroh übrig gelassen. Durch Ausstreuen von vergiftetem Korn, ehe die Reife beginnt, und durch Abschießen in den frühesten Morgenstunden erwehrt man sich dieser kleinen Feinde einigermaßen. — Steht das Getreide in Hocken auf dem Feld, so stellen sich die Paviane als ungebetene Gäste ein. Wie aus der Erde gewachsen ist plötzlich ein Rudel da und beginnt sofort nach Herzenslust zu schlampampen. Einer hält auf einem erhöhten Posten, meist einem Zaunpfahl, Ausguck, gewahrt er etwas verdächtiges, so stößt er einen Warnungsschrei aus und im Nu ist die ganze Sippe spurlos verduftet. Nur andeuten will ich den Schaden, der verursacht wird durch Termiten, Mäuse, Hasen, Springhasen, zentnerschwere Schildkröten, Springböcke, Kraniche, Stachelschweine — letztere sehen es namentlich auf die Kartoffeln ab — und vielerlei andere Thiere. Sie alle ziehen das saftige grüne Getreide den zähen Karroopflanzen vor. Da die Hausthiere natürlich die gleiche Geschmacksrichtung haben, so ist das Land durch starke Stacheldrahtzäune wenigstens gegen diese Eindringlinge geschützt.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

β Adolf Pichler: Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. Leipzig. Georg Heinrich Meyer 1899. — Die schönste Festesgabe zu seinem 80. Geburtstage, den heute, am 4. September, in Tirol Alle, die für die freie Entfaltung und Fortentwicklung des heimischen Volksthums ein Herz haben, mit liebevoller Begeisterung begehen, hat der Dichter Adolf Pichler selbst gegeben: einen neuen Band seiner Tiroler Geschichten. Wer je die früheren Bände (Allerlei Geschichten aus Tirol; Jochrauten; Kreuz und Quer) gelesen, wird gewiß mit freudiger Hast zu dem neuerschienenen Buche greifen: die gesunde Lebensphilosophie, der unverfälschte, im innigen Zusammenleben mit der Natur der Tiroler Berge und ihrer Bewohner geschärfte Sinn für landschaftliche Eigenthümlichkeiten und vor allem der frische, nie versiegende Humor müssen auf jeden, der jemals dem Erzähler Adolf Pichler lauschte, einen tiefen Eindruck gemacht haben. Und diese Eigenschaften treten an den diesmal gebotenen Früchten seiner Plauderkunst in unverminderter Frische hervor. Pichler ist ein Dichter, der vor allem zum Herzen spricht. Er weiß die tiefe Liebe für sein Volk, die seine Brust — in letzter Zeit leider mit wehmuthvollen Schwingungen — durchbebt, im Ernst wie im Scherz ganz unmittelbar mitzutheilen und packt durch seine ungekünstelten, wie es anfangs scheinen möchte, nur leicht hingeworfenen Erzählungen mit zwingender Kraft. Nur der Wahrheit wohnt solche Kraft inne, der Wahrheit im Gedanken, wie im Ausdruck. Man merkt es einer jeden dieser kleinen Geschichten an, daß der Dichter gar nicht daran denkt, wie er am besten den Leser zu fesseln vermöchte, oder gar, wie er vielleicht den Tagesströmungen in der Literatur am besten gerecht werden könnte. Er plaudert, weil es ihm ein Herzensdrang so gebietet, weil die Fülle der heimischen Erscheinungen, die auf seinen vielen Wanderungen ihm vor das Auge getreten, ihn zum gemüthlichen Mittheilen zwingt, weil, mit einem Worte, ein plastischer Sinn in ihm rege ist, der auch dem Alltäglichsten eine in sich abgerundete Form zu geben verlangt. Deßhalb ist es mit der planvollen Komposition der Erzählungen gewöhnlich nicht weit her. Es sind meistens Ich-Erzählungen, das heißt, der Dichter läßt sich von der zufälligen Begegnung mit irgend einem menschlichen Prachtexemplar scheinbar verführen, die Abenteuer zu erzählen, die ihm im Zusammenleben mit diesem Menschenkinde begegnet sind, und manch schalkhafter Seitenhieb auf die absonderlichen Eigenthümlichkeiten solcher Wegegefährten gibt dem Ganzen noch ein besonders persönliches und vertrauliches Gepräge. Ja, er ist in seinen früheren Erzählungen so weit gegangen, und thut dies auch in einigen der neueren, die Persönlichkeiten, von denen er handelt, mit ihrem wirklichen Namen einzuführen, so daß jedes in der Erzählungsliteratur sonst so beliebte Versteckspielen wegfällt. Niemand ist ihm darob gram geworden, denn auch als Erzähler handelt er wie ein wirklich guter, wahrer und offener, wenn auch, wie gesagt, etwas schalkhafter Freund an seinen Freunden. Der intime Zauber, der dieser Behandlungsweise entströmt, ist unvergleichlich und hat in unsrer modernen Erzählungsliteratur kaum ein Gegenstück. Selbst Rosegger kommt in dieser Hinsicht seinem Tiroler Geistesgenossen nicht im entferntesten gleich. Pichler weiß zudem die Eigenthümlichkeiten seiner Persönlichkeiten so scharf zu erfassen, daß gewöhnlich

nur wenige Striche genügen, um sie in voller plastischer Schärfe vor uns hinzustellen. Wie herrlich wirkt in dem neuen Bande unter anderem der „Riesensohn“, der hünenhafte Gutsbesitzer aus der Nähe von Innsbruck, dem er im Männerbade begegnet: „Betracht' ihn nur, wie stramm ist der Nacken, gleich zwei Halbkugeln von Stahl wölben sich die Schultern, wie prachtvoll sind die Rippen- und Bauchmuskeln, die man bei unsern Stubenhockern kaum angedeutet sieht, entwickelt, kein Loth Fett, nur Fleisch und Sehnen; er schlenkert mit den Beinen lustig in der Luft, plötzlich fährt er wie der Blitz in das Wasser und in harmonischem Rhythmus schwimmt der schimmernde Leib durch die Wellen. Dieser herrliche Mensch in der Fülle leiblicher und geistiger Gesundheit ist der Gutsbesitzer Erich Austahn.“ Und wie kurz und doch so kräftig geschildert ist das elementare Liebeswerben dieses „Riesensohns“ auf der einsamen Alm um das „Riesenweib“, die ebenso hünenhafte Bauerntochter vom Thiersee. Auch hier wieder die Freude an der reinen unverfälschten Natur: „Schauen Sie das Weib nur an. Das ist keine schwindsüchtige Madonna im Stil unsrer christlich germanischen Nazarener. Diese schöne Form des Kopfes, welchen das Gold der Locken wie ein Heiligenschein umwallt, das sanfte reine Auge unter der klaren Stirn, die hochgewölbte Brust, die breiten Hüften — welche Freude hätten Dürer und von Eyk gehabt, wär' sie ihnen begegnet!“ Auch in der Schilderung mancher Einzelscenen ist diese Lust am Naturwüchsigen, am Kraftvollen zu erkennen, die mit einer außerordentlichen Fähigkeit, mit wenigen Worten einen Totaleindruck hervorzuzaubern, sich paart. Eine Rauferei im Wirthshaus wird (in der Erzählung „In der grünen Pertisau“) von Pichler in genau 20 Zeilen erzählt, aber mit einer solchen plastischen Kraft, daß man ihr beizuwohnen meint. Ernst und Scherz wechseln in den sechs Erzählungen dieses Bandes miteinander ab, genau so, wie es ja im Leben ist. Auch in einer so tragischen Geschichte, wie die Erzählung „In der grünen Pertisau“ es ist, verlieren wir nicht die wohlthuende und anheimelnde Gemüthlichkeit des Erzählers und seiner Landsleute, von denen er erzählt, aus dem Auge. Man vermeint bei dem Lesen die gewaltigen und in ihrer Größe erschreckenden Formen der Alpen vor sich zu sehen, in deren Mitte uns Pichler führt; aber er führt uns über die grünen Matten und die stillen Almen einer wahren und ungeschminkten Menschlichkeit hinauf zu den wilden Schroffen der Tragik, und diese glückliche Mischung des Tones, die aus der dichterischen Wahrhaftigkeit des Erzählers entspringt, ist es, die uns ganz gefangen nimmt. — Möchten es, trotz des hohen Alters des Dichters, doch noch nicht die „letzten“ Alpenrosen sein, die er uns auf seinen heimischen Bergen gepflückt hat. Mit diesem Wunsche und mit dem Ausdruck der Dankbarkeit für seine schöne Festgabe gedenken wir heute seiner.

= „**Weimars Festgrüße zum 28. August 1899**“, so betitelt sich, wie schon kurz gemeldet wurde, die literarische Gabe, welche bei der Feier jenes Tages im Namen der großherzoglichen Bibliothek, des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe-Schiller-Archivs in Frankfurt a. M. von den Vorständen der Goethe-Gesellschaft als Gastgeschenk überreicht wurde. Unter den schier zahllosen Büchern, welche die deutsche Gelehrtenrepublik anläßlich jenes großen nationalen Fest- und Erinnerungstages theils der Mitwelt zur Erhöhung der Festfreude, theils der Forschung zu neuer Anrege dargeboten hat, wird das in Rede stehende Buch einen Ehrenplatz behaupten. Die beiden ersten Essays desselben — „Johann Kaspar Goethe in Venedig“ von P. v. **Bojanowski** und „Des Herrn Rath Haushaltungsbuch“ von Dr. C. **Ruland** — haben die gemeinsame Tendenz: neben die allbereits recht ansehnliche Literatur über Goethe's Mutter nun auch einige gründlichere Forschung über die Eigenart des „sorglichen Familienvaters“ und des „trefflichen Bürgers“ zu stellen, um, nachdem der „Frau Aja“ ihr Recht geworden, nun auch das Bild jener prächtigen Gestalt vervollständigen zu helfen, welches bislang, theils verzeichnet, theils verschwommen, eine schärfere Profilirung in unsrer Bücherei über die Goethe'sche Familie eigentlich schon verdient hätte. P. v. Bojanowski hat diese Absicht dadurch erreicht, daß er uns den Charakter des Johann Kaspar Goethe näher zu rücken und bestimmter zu präzisiren sucht durch eine eingehende Beschäftigung mit den Aufzeichnungen, die Jener über seine Reisen nach Wien und Italien (1739—1740) niedergeschrieben hat. Nur ein Theil dieser jedenfalls sehr umfangreichen Erinnerungen ist der Nachwelt erhalten geblieben; diesen knüpfen speziell an den „Viaggio per Italia“ an und sind in italienischer Sprache und zwar in Briefform (gerichtet an eine nicht genannte Persönlichkeit, die den Verfasser „seit der Jugendzeit mit ihrer Freundschaft beehrt habe“) abgefaßt. Die recht stattliche Handschrift, welche dem Autor zum Untergrund seines Essays diente, befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. Ist nun auch freilich die in Rede stehende Reise unternommen in der zwischen Jünglings- und Mannesalter liegenden Epoche (Johann Kaspar Goethe promovirte in Gießen als Doctor utriusque juris am 30. Dezember 1738 und trat im folgenden Jahre diesen Ausflug an), so wurde doch die Schilderung desselben erst viel später abgefaßt, und erlaubt somit Abstraktionen auf den Charakter, wie er sich in geschlossener Faktur dem Sohne gegenüber offenbart haben muß, als dieser unter des Vaters zielbewußter Leitung sich bereits in wesentlicher Weise entwickelt hatte. Jedenfalls belegen die mannichfachen Citate des Verfassers die Aeußerung des J. K. Goethe an seinen Sohn: Italien habe so wundervoll auf ihn gewirkt, daß er sein Leben lang davon zehren könne“ in markanter Weise, denn die Erlebnisse jenes „Viaggio per Italia fatto“ werden überaus frisch und lebendig erzählt und wirken auf den Lehrer mit der ganzen Kraft, welche nur unmittelbare Eindrücke des betreffenden Autors auf jene ausüben. Umsomehr war und ist nun aber just so ein Buch zugleich eine treue Spiegelung dessen, was aus solchen Reiseerlebnissen gleichsam als ein seelischer Bodensatz zurückblieb, und die Gewissenhaftigkeit, mit der oftmals auch in der Beschreibung ziemlich nebensächlicher Details verfahren wird, darf fraglos als eine sehr gute Bürgschaft dafür gelten, daß die geistigen Ergebnisse jener schönen Wanderfahrt nach dem Süden in der Form hier vor uns hintreten, die sie in jahrelanger Reifung erfahren haben. Daraus ergibt sich, daß der Verfasser des hier zu besprechenden Artikels mit Fug und Recht aus jenem Buch ein sozusagen authentisches Charakterbild gewonnen zu haben glaubt, ein Charakterbild, das in vielen Grundzügen eine völlig anders geartete Physiognomie zur Schau trägt als die bisher kolportirten Silhouetten des Johann Kaspar Goethe, aus denen uns ein nüchterner Philister, ein, wenn auch im übrigen ganz ehrenwerther Pedant oder gar ein griesgrämiger Haustyrann entgegenblickte! In sehr willkommener Weise wird das neue Charakterbild vervollständigt und ergänzt durch den zweiten Artikel des Werkes: „des Herrn Rath Haushaltungsbuch“ von Dr. C. Ruland, welcher uns den Vater Goethe's als klugen Familienvorstand näher vor das geistige Auge stellt. Die Unterlage dieses Essay bildet ein in Pergament gebundenes Buch, das man 1885 in der Bibliothek Goethe's aufgefunden hat und in das über den Zeitraum vom 1. Januar 1753 bis zum 10. September 1779 alle Ausgaben des Goethe-schen Hausstandes am Hirschgraben zu Frankfurt am Main von dem Herrn Rath eigenhändig eingetragen worden sind. „Liber Domesticus“ betitelt sich dieses interessante Buch, dessen Hauptinhalt (bis 1770) in lateinischer Sprache — und oft in einer recht fragwürdigen Ausdrucksweise! — abgefaßt ist. Gewinnt man nun auch freilich durch diesen Band zunächst und in erster Linie nur Einblicke in das häusliche Leben des Goethe'schen Elternhauses, sowie in die Lebenshaltung jener Zeit, wie sie damals doch sicherlich mehr oder minder in allen besser situirten Bürgerfamilien üblich gewesen sein muß, so bieten doch daneben die Ruland'schen Auszüge vielfache und sehr dankenswerthe neue Aufschlüsse über den Charakter des alten Herrn: als fürsorgender Vater, als guter Patriot (die „Generalspezifikation der durch die Einquartierung verursachten Bau- und Reparationskosten de anno 1761 m. Majo et sqq!) als Menschenfreund und Kunstmäcen. Insbesondere gibt uns aber auch dieses „Haushaltungsbuch“ Auskunft darüber, in welcher Weise die Erziehung und Ausstattung des jungen Goethe von dessen Vater durch Ziffern klargestellt wurde. Der Durchschnitt sämmtlicher Ausgaben in dem oben angegebenen Zeitraum, über den im liber domesticus berichtet wird, stellt sich pro anno auf 2570 fl.; der höchste Betrag entfällt auf das Jahr 1772 (3443 fl. 20 kr.) und der niedrigste

Digitized by Google

auf das Jahr 1756 (1915 fl. 6 kr.). Nimmt man Rücksicht auf den Geldwerth zu jener und zu unsrer Zeit, so ergibt sich, daß der Herr Rath bezüglich seiner Haushaltungsunkosten den oberen Zehntausend von heutzutage nicht beizuzählen war. Zweifellos wird das reiche, in dem Ruland'schen Artikel dargebotene Material eine berufene Feder anlocken, um dasselbe einer sozialwissenschaftlichen Bearbeitung zu unterziehen. Auch in der vorliegenden Form erweckt es ein lebhaftes Interesse für die einzelnen Ausgaben-Ressorts: (Nahrung — Wein [sumtus vindemiales!] — Heizung und Beleuchtung [90—207 fl. pro anno] — große Wäsche [40—90 fl.] — Löhne [25—34 fl.] — Almosen und Geschenke — Bauliche Ausgaben — Geschenke für die Familie [oft mit zärtlichen Kosenamen für Gattin und Kinder] — Doktor und Apotheker [vier Kinder starben im zartesten Alter; ein fünftes kam todt zur Welt!] — Bücher, Gemälde und Stiche — Erziehungskosten für die Kinder. — Als dritte Gabe hat das Goethe- und Schiller-Archiv aus seinen Schatzkammern die „Briefe Goethe's an Christiane" beigesteuert, d. h. die Briefe, welche der Dichter aus seinem Aufenthalt in seiner Geburtsstadt (1814) an seine Gattin nach Weimar sendete. Archivrath Dr. Wahle hat diese interessante Korrespondenz mit sorgfältigen Anmerkungen versehen. Wilh. Asmus (Weimar).

γ. Die Vox Urbis, die lateinische Halbmonatsschrift, welche seit dem vergangenen November in Rom erscheint, dem Namen nach ein „de litteris et bonis artibus commentarius", in Wahrheit aber ein seltsames Gemisch von ciceronianischem Latein und Kurialstil, von mittelalterlicher und moderner Anschauungsweise, eine Veröffentlichung, welche neben der Wiederbelebung der alten lateinischen Sprache auch die Verherrlichung der Kurie als der Hauptträgerin der lebenden lateinischen Ueberlieferung betreibt, diese Vox Urbis brachte vor kurzem einen Aufsatz des bekannten italienischen Professors F. Ramorino, worin der Verfasser den englischen und amerikanischen Büchern auf dem Gebiete der klassischen Philologie wegen ihrer schönen Ausstattung ein sehr anerkennendes Zeugniß liefert. Mit Namen nannte er die Ausgabe des Catull von Ellis, des Tacitus (Annalen I—IV) von Furneaux und des taciteischen Dialogus de oratoribus von Gudeman. Dieses Lob ist darauf alsbald von der englischen klassisch-philologischen Zeitschrift The Classical Review mit Freuden abgedruckt worden. Wenn der Italiener jene englischen Ausgaben als ein Muster hinstellt, so zielt das vornehmlich auf Deutschland, welches Land, in der klassischen Philologie sowohl was die Arbeitskräfte als auch was die jährlichen Erscheinungen angeht, an erster Stelle steht. Worin liegt denn aber der große Vorzug jener Ausgaben? Doch wohl nicht in dem bekannten englischen Leinwandband, denn dieser hat doch nur den Vorzug der Billigkeit. Ueber die Schönheit läßt sich sehr streiten und was Dauerhaftigkeit angeht, so sind unsre guten starken Lederbände um vieles voraus. Etwa in der Einrichtung des Druckes? Dabei wären zwei Punkte zu beachten, die Zweckmäßigkeit und die Schönheit. In beider Hinsicht aber wird man nicht finden können, daß etwa unsre Teubner- oder Weidmanns-Ausgaben hinter den englischen zurückstehen. Höchstens kann man sagen, daß in England im Durchschnitt ein festeres Papier verwendet wird. Was aber den wissenschaftlichen Gehalt jener Musterbücher angeht, so verdiente die Tacitus-Ausgabe von Furneaux ganz und gar nicht das ihr gewordene Lob, der Catull von Ellis ist längst veraltet, die Sucht dieses Engländers nach geistreichen Verbesserungen dient ihm durchaus nicht zur Zierde; nur das Werk des Amerikaners Gudeman ist durchaus tüchtig. Aber haben wir dafür nicht zehn für eines?

* Der am vergangenen Sonnabend eingeweihte große Refraktor des Astrophysikalischen Observatoriums auf dem Telegraphenberge bei Potsdam nimmt unter den Riesenfernrohren der Erde bei einem Linsendurchmesser von 80 cm die drittgrößte Stelle ein; größer sind nur die Instrumente der Lick-Sternwarte in Californien (90 cm Durchmesser) und der Yerkes-Sternwarte bei Chicago (102 cm Durchmesser). Wegen seiner eigenartigen Bauweise kann er aber vielleicht als das vorzüglichste Instrument bezeichnet werden. Er ist als Doppelfernrohr derart gebaut, daß neben dem nur für Lichtbildaufnahmen bestimmten Fernrohr mit dem 80 cm großen Objektiv noch ein zweites, mit ersterem in einer gemeinschaftlichen Stahlblechumhüllung ruhendes Fernrohr mit einem 50 cm großen Objektiv sich befindet, welches für die unmittelbar mit den Augen anzustellenden Beobachtungen dient. Die Drehkuppel hat einen Durchmesser von 22 m und einen Spaltschieber von 3.5 m Breite. Sie läuft auf einem Kranz von beweglichen Rollen, dessen Antrieb, ebenso wie der des Schiebers, sowohl elektrisch wie mit der Hand erfolgen kann. Der Bau des Instruments lag in den Händen von Repsold in Hamburg, die Linsen sind von Schott in Jena gegossen und von Steinheil in München geschliffen. Die Kosten belaufen sich im ganzen auf 699,750 M. Davon entfallen auf das Refraktorgebäude 309,000 M., auf die Beschaffung des Fernrohres und die Instrumentenausrüstung 270,000 M., auf Nebenanlagen, innere Einrichtung und elektromotorische Anlagen 55,000 M. und auf den Bau eines Beamtenwohnhauses mit Heliostatenbahn 65,750 M.

* **Wien,** 3. Sept. Die „Wiener Zeitung" meldet, daß Professor Kretschmer von der Universität Marburg zum Professor der vergleichenden Sprachwissenschaften an der Wiener Universität ernannt worden ist.

> **Kopenhagen,** 1. Sept. Durch den Tod des gestern im Alter von 44 Jahren gestorbenen, unter dem Pseudonym „Woldemar" bekannten Dichters Viggo Waldemar Holm verlor die moderne dänische Literatur eine ihrer eigenthümlichsten und echtesten Begabungen. Seine Erzählungen „Aus der Hexenzeit", eine Novellensammlung, mit der er 1887 zum erstenmal an die Oeffentlichkeit trat, die 1896 erschienenen „Kuriosen Geschichten aus der Zeit der Hexen", unzweifelhaft seine beste Arbeit, seine Dramen „Gregers", „Der Wehrwolf", „Der Adept" u. a., die am kgl. und am Dagmar-Theater zur Aufführung gelangten, sind künstlerisch ausgeführte, höchst interessante Zeitbilder von dauerndem Werth, aber Caviar für die große Menge, der das Verständniß und die Lust fehlt, sich in eine Dichtung zu vertiefen, die nicht die alltägliche Sprache der Gegenwart spricht. Holm beherrschte und benutzte stets mit vollkommenster Natürlichkeit und einer Sicherheit, die auf gründlichen Kenntnissen fußte, in seinen Schilderungen von Menschen und Zuständen die eigenthümliche Sprache, das ganze echte Kolorit jener längstverschwundenen Zeiten, er gab ein getreues Bild jener Tage des Aberglaubens mit ihren Leidenschaften, den Tugenden und Lastern. Er schrieb stets nur für die Wenigen, die Wählerischen, die ihn mit Recht auch hoch schätzten, aber so bekannt, wie sie's verdient hätten, wurden seine Werke nicht. Persönlich war er ein natürlicher, liebenswürdiger Mann, dem alles Raffinirte und Gesuchte fern lag, ein moderner Denker, der sich aber merkwürdigerweise in seiner Dichtung auf modernem Boden ebenso fremd fühlte, wie heimisch in alten Zeiten. Einen Versuch machte er mit dem modernen Romane, gab ihn aber, als die Arbeit fast fertig war, mißmuthig wieder auf. Holm hatte Theologie studirt, entfernte sich aber während des Studiums mehr und mehr von allen theologischen Grundsätzen und wirkte nun als Lehrer an Staatsschulen.

S. **Athen,** 28. Aug. Sammlung von Inschriften in Thessalien. Prof. Dr. O. Kern aus Rostock ist hier eingetroffen. Er wird sich morgen nach Thessalien begeben, um seine im vorigen Sommer begonnene wissenschaftliche Arbeit der Sammlung von Inschriften aus dem Alterthum, deren bisherigen Ergebnisse er in seiner Abhandlung Inscriptiones thessalicae niedergelegt hat, von neuem aufzunehmen. Er beabsichtigt namentlich Lamia, Domokos, Pharsala, Kardiza, Trikkala, Larissa, Volo und Almyros zu besuchen, und wird etwa drei Monate in Thessalien verbleiben. Das hiesige Ministerium hat alle Ortsbehörden Thessaliens besonders angewiesen, Hrn. Prof. Kern in jeder Hinsicht hülfreich zur Hand zu gehen.

* **Aus Nordamerika.** Ein deutscher Gelehrter, Dr. Aug. Rimbach, ist auf den Lehrstuhl für Physiologie und Pathologie der Pflanzen an der Universität von Nebraska berufen worden. Von 1889 bis 1894 war er Professor der Botanik und Zoologie an der Universität von Cuenca in der Republik Ecuador.

Digitized by Google

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Zur Entstehungsgeschichte der Zeitungen.

### I.

„Eine so komplexe Erscheinung wie das Zeitungswesen,“ sagt Bücher in seiner ‚Entstehung der Volkswirthschaft‘, „läßt sich von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus fruchtbar behandeln: vom politisch-historischen, dem literarhistorischen, dem bibliographischen, dem juristischen, selbst dem philologischen. Am nächsten liegt der Gegenstand zweifellos dem Nationalökonomen.“ Diesen Sätzen gegenüber ist es auffallend genug, daß in der gesammten Literatur über das Zeitungswesen, die auch in Deutschland so verschwindend winzig nicht ist, wie Bücher anzunehmen scheint, sich nicht eine einzige Darstellung findet, welche diesen nationalökonomischen Standpunkt einnimmt. Und doch hält Bücher denselben für den „zweifellos“ nächstliegenden, indem er gleich danach diese Anschauung mit den Worten begründet: „Die Zeitung ist in erster Linie eine Verkehrseinrichtung und sie bildet eines der wichtigsten Stützorgane der heutigen Volkswirthschaft.“ „Aber,“ fährt er weiter fort, „Sie werden in den Lehrbüchern der Nationalökonomie oder selbst des Verkehrswesens im engeren Sinne vergebens nach einem Abschnitt über die Tagespresse suchen.“ Das ist leider durchaus richtig. Hier und da findet sich wohl ein gelegentlicher Hinweis oder eine Fußnote, welche ganz allgemein auf die Bedeutung der Tagespresse aufmerksam macht, im großen und ganzen aber kann man wohl sagen, daß selbst in der Wissenschaft, die sich in moderner Zeit fast aller bisher so wenig beachteten politischen und sozialen Erscheinungen angenommen hat, in der Nationalökonomie, die Presse eine eingehendere Behandlung nicht gefunden hat. Dem Zeitungswesen fehlt das wissenschaftliche Bürgerrecht. Muthet es nicht geradezu verwunderlich an, wenn ein so tüchtiger und vielseitiger Nationalökonom wie Stieda, in seinem Aufsatz über die ersten Zeitungen Mecklenburgs, an einer Stelle, welche vor allen andern gerade die nationalökonomische Betrachtung herausfordert, nämlich bei Behandlung des Anzeigewesens, nur die Worte findet: „Es ist kulturgeschichtlich bedeutsam, was es alle Sonnabende anzukündigen gibt“, und danach eine Reihe merkwürdiger Inserate gleichsam als Anekdoten aufführt? Um so größer scheint mir in dieser Beziehung das Verdienst Büchers zu sein, der in dem oben bereits erwähnten Vortrag über die Entstehung des Zeitungswesens zum erstenmal nachträglich darauf hinwies, daß das Zeitungswesen in hervorragendem Maße in den Betrachtungskreis des Nationalökonomen gehöre. Auch hat Bücher vor einer Reihe von Semestern zum erstenmal den thatsächlichen Versuch gemacht, das Zeitungswesen als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung in den Universitätsunterricht mit aufzunehmen. Freilich geschah dies nur in einem einstündigen Kolleg, doch ist damit ein schätzenswerther Anfang gemacht.

Der Umstand, daß das Zeitungswesen gerade von nationalökonomischer Seite so sehr übersehen worden ist, erscheint um so verwunderlicher, als es gerade der volkswirthschaftliche Standpunkt ist, von dem aus in erster Linie die ganze Erscheinungsreihe des Zeitungswesens zu verstehen und zu beurtheilen ist. Dieses ist nicht zum wenigsten für die Entstehung des Zeitungswesens der Fall. Gerade diese ist vor allem aus volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten heraus zu begreifen, wie in folgendem des näheren ausgeführt werden soll.

Die bisherige allgemein geltende Anschauung geht dahin, die Entstehung der Zeitungen auf die gedruckten Einblätter, die sogenannten fliegenden Relationen oder „Neuen Zeitungen“ um die Wende des Mittelalters zurückzuführen, welche wiederum aus den „brieflichen“ oder „geschriebenen“ Zeitungen hervorgegangen sind. In seiner oft benutzten Dissertation über die briefliche Zeitung des 16. Jahrhunderts (Leipzig 1877) schreibt Grasshof darüber: „Dieses große Gebiet der historisch-politischen Relationen . . . beruht auf dem Stadium der geschriebenen, der brieflichen Zeitungen. Es sind dies kürzere oder längere Neuigkeitsberichte, politische Korrespondenzen, zum Theil schon durch kundige Hand in eine gewisse Redaktion gebracht; sie wandeln als Briefe oder Briefbeilagen von Ort zu Ort, oft sogar von Land zu Land und von einem Leserkreis zum andern. Ihre Zahl war Legion.“ In diesem Umfange ist die Darstellung Grasshofs keineswegs zutreffend. Besonders aber ist es meines Erachtens Grasshof nicht gelungen, durch seine Ausführungen, die hauptsächlich den Briefwechsel der politisch bedeutenderen Männer der Reformationszeit zum Gegenstande haben, zu beweisen, daß in diesem Briefwechsel der Ursprung des Zeitungswesens zu suchen sei, und dieselben verdienen nicht, daß ihnen Bücher und andere Autoren zustimmen. Mit welcher Willkür Grasshof verfährt, kann man daraus ermessen, daß er von den Kriegsnachrichten, welche Sebastian Schärtlin v. Burtenbach im Jahre 1532 an den Augsburger Rath schickte und die nichts anderes als Briefe sind, schreibt: „Doch haben sie ganz den Charakter von Zeitungen, und zwar Kriegszeitungen in Briefform. Man brauchte ihnen nur die briefliche Anrede, Eingangs- und Schlußformel zu nehmen, um sie ohne weiteres als übliche „newe Zeittung“ ausgehen zu lassen.“ Das ist eine mehr als naive Zurechtstutzung für den Zweck. Bei manchen, ja bei den meisten der wirklichen Zeitungen jener Tage brauchte man nur die „briefliche Anrede, Eingangs- und Schlußformel“ hinzuzusetzen, um einen vollendeten Brief zu erhalten. Mag man immerhin den Grasshof'schen Briefen den Namen von Zeitungen belassen, man wird niemals zugeben können, daß der Ursprung unsrer heutigen Zeitungen in dem politischen Briefwechsel der Reformationszeit zu suchen ist.

Digitized by Google

Ebensowenig wie auf die Graßhof'sche briefliche Zeitung gehen die ersten Zeitungen auf die „Nouvelles à la main“ der Franzosen oder auf die „News-Letters“ der Engländer zurück. In den ersteren berichteten einzelne Mitglieder der Pariser Gesellschaft an andere Mitglieder derselben über die täglichen interessanten Vorkommnisse im Leben von „tout Paris“. Und zwar wurde diese Sache zum größten Theil gewerbsmäßig betrieben. Die Art der Berichterstattung war die schriftliche. Bezeichnend ist, was der französische Zeitungshistoriograph Hatin von ihnen sagt: „c'est du scandale que vivaient la plupart de ces gazettes clandestines“, und er bezeichnet als den Hauptzweck derselben, unkontrolirt von der Polizei skandalöse Affairen und pikante Geschichtchen verbreiten zu können, was einer gedruckten Zeitung nicht möglich gewesen wäre. Aehnlich arbeiteten die „News-Lettres“. Mit wirklichen Zeitungen haben auch sie gar nichts gemein. Sie sind vielleicht zeitungsähnliche Einrichtungen zu nennen und haben, kulturgeschichtlich betrachtet, gewiß ein hohes Interesse, die Vorläufer unsrer modernen Zeitung aber sind sie gewiß nicht. Wenn einige neuere Schriftsteller, wie Zenker und Gallois, die Meinung ernstlich aufrechterhalten, als ob z. B. die Pariser „Gazette“ des Arztes Théophraste Renaudot sich daraus entwickelt hätte, daß derselbe seinen Patienten so viele Anekdoten habe zu erzählen wissen, daß er sie schließlich zum Vergnügen seiner großen Kundschaft allwöchentlich habe drucken lassen, so ist das eine Anschauung, die einer Widerlegung ernsthaft nicht bedarf und die nach dem Bilde, welches Hatin uns von dem vortrefflichen Manne entworfen hat, fast wie eine Profanation erscheint. „C'était une oeuvre sérieuse, qu'il avait entreprise.“

Auch da, wo diese Zeitungen handschriftlicher Art ernstere Sachen enthielten, oder gar — als Manuskript — gedruckt wurden, verloren sie nicht ihren eigentlichen, der öffentlichen Zeitung gerade entgegengesetzten Charakter und Schwarzkopf, der bekannte Zeitungshistoriograph und Frankfurter Diplomat zu Beginn dieses Jahrhunderts, hatte das Wesen derselben richtig erfaßt, wenn er schrieb: „So hat sich, bis auf unsre Zeiten, diese Methode bey solchen Nachrichten erhalten, die man ohne Censur und unter einer bekannten Anzahl von Lesern zu verbreiten wünscht. Wo die Vervielfältigung durch Abschriften zu beschwerlich wurde, ließ man sie auch abdrucken, jedoch ohne dabei den Zweck der minderen Publizität außer Augen zu setzen. Letzteres war der Fall mit den holländischen Gesandtschaftsbulletins, welche für den Gebrauch des Corps Diplomatique und der Deputirten im Haag, durch beeidigte Personen abgedruckt wurden. Auch in Deutschland wird bey einigen, dem Inhalt und der Form nach handschriftlichen Zeitungen (zu Mainz, Regensburg) wegen der größeren Anzahl der Abonnenten, der Druck bisweilen zu Hilfe genommen.“ Der Umstand, daß diese Art Nachrichten lange Zeit neben den Zeitungen fortbestanden haben, dürfte allein schon genügen, sie nicht als Väter der letzteren hinzustellen. „Es könnte scheinen,“ schreibt Hatin, „daß die Nouvelles à la main vor den gedruckten Zeitungen hätten verschwinden müssen, das war jedoch keineswegs der Fall.“ Und dasselbe meldet er von England, indem er sich auf folgendes Faktum beruft: „Eine Zeitung, die „Evening Post“, drückt einmal ihre Verwunderung aus, daß so viele Leute in der Provinz drei und vier Pfund zahlten für eine Korrespondenz, wo doch eine gute Zeitung viel weniger koste.“ Und der englische Zeitungshistoriograph Bourne schreibt: „Obgleich Zeitungen schon sehr zahlreich waren zu jener Zeit, kamen die „News-letters“ doch noch nicht aus der Mode.“ Auch Grant erwähnt verschiedentlich derartige geschriebene „Zeitungen“. Und diese Art der Nachrichtenvermittlung läßt sich nicht nur, wie Graßhof meint, bis zum Ende des 16. Jahrhunderts verfolgen, sondern bis in das 19. Jahrhundert hinein. Zenker hat die hervorragende Rolle, welche dieselben zu allen Zeiten und noch bis 1846 in Wien gespielt haben, dargestellt, und Kapp hat solche noch bis 1806 in Berlin nachgewiesen. Der Letztere gibt auch den Grund für jene Erscheinung an, indem er sagt, daß dieselbe überall da eingetreten sei, wo „die Freiheit des gedruckten Wortes beschränkt oder unterdrückt“ war. Und drastisch bemerkt der englische Autor Sampson: „In der Revolutionszeit war es sicherer, Nachrichten, die an anderen Orten gelesen werden sollten, oder die politische Bedeutung hatten, zu schreiben als zu drucken.“

Diese Absicht der „mindern Publizität“ führte auch zu einigen seltsamen Zwitterbildungen im Zeitungswesen. Aus dem Jahre 1626 hat Opel eine Zeitung nachgewiesen, welche in Schreibschrift gedruckt war und immer die zweite Seite frei ließ, und auf diesen freien Seiten fand Opel handschriftliche Nachrichten. Opel weiß sich diese Zeitung nicht recht zu erklären, es scheint mir jedoch unzweifelhaft, daß dieselbe in die gleiche Gattung gehört, wie jene englischen Zeitungen gleichen Aussehens in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die letzteren versuchten nämlich, die Vortheile der geschriebenen und gedruckten Zeitungen zu verbinden, so die „Flying Post“, welche nach Bourne ihre Leser einlud, „to combine the two arrangements.“ „Wenn ein Gentlemann,“ so hieß es in der Ankündigung, „diejenigen, mit denen er in Korrespondenz steht, über die Zeitereignisse auf dem Laufenden zu erhalten wünscht, so kann er das haben „for twopence of J. Salisbury, at the Rising Sun, in Cornhill, in dessen Zeitungsblatt, welches zur Hälfte unbedruckt ist, so daß er darauf seine „private business or the material news of the day“ schreiben kann.“ Aehnliches berichtet Grant: „Ein Mr. Dawkes hatte eine Zeitung unter dem Titel „News-letter“, in welchem er Abonnenten mit folgenden Sätzen einlud: Diese Zeitung wird auf gutem Schreibpapier gedruckt und enthält genügend leeren Raum, so daß „every Gentleman may write his own private business.“ Wir sehen in allen diesen Einrichtungen eine merkwürdige Halbumgehung der Zensur in einer Verquickung von Zeitung und Brief. Von dieser Art Zeitungen bemerkt Sampson sarkastisch: „Man kann sich das Vergnügen vorstellen, mit welchem ein geschwätzig und skandalsüchtig auf diese sichere und bequeme Weise weitergetragenes Geschichtchen auf einem einsam gelegenen Landsitz aufgenommen wurde von Leuten, die es nur zu sehr nach dem hauptstädtischen Leben gelüstete.“

Also auch in der Richtung der News-letters und der Novelles à la main ist der Ursprung unsrer heutigen Zeitungen nicht zu suchen. Und doch ist ganz gewiß richtig, was schon v. Beust sagt: „Die Zeitungen haben ihren Ursprung und Fortsetzung dem Briefwechsel mehrentheils zu danken,“ nur daß derselbe in einer anderen Richtung zu suchen ist. Diese zu finden gibt uns die Nationalökonomie den einzig richtigen Standpunkt. Die Entstehung der Zeitungen liegt in wirthschaftlichen Ursachen begründet.

## II.

Die Zeitung ist eine Verkehrseinrichtung, sie steigt und fällt als solche mit dem Entwicklungsgang des Verkehrswesens. Wo kein Verkehr ist, da ist keine Zeitung. Es ist klar, daß das Zeitungswesen erst entstehen konnte, nachdem sich der beschränkte mittelalterliche Verkehr entfaltet hatte. Bis zur Wende des 15. Jahrhunderts aber fast bewegte sich der Verkehr, der ausschließlich Personen- und Sachgüterverkehr war, auf den althergebrachten Handelsstraßen. Einen besonderen Nachrichtenverkehr gab es nicht. Neuigkeiten pflanzten sich langsam durch die mündlichen Berichte der Reisenden fort, wichtige Botschaften wurden

Digitized by Google

durch eigene Boten überbracht. Wer abseits der Heerstraße wohnte, war von der übrigen Welt so gut wie abgeschnitten. Gar von einer Organisation der öffentlichen Nachrichtenmittheilung war keine Rede. Was die Oeffentlichkeit anging, wurde auf den Märkten der Städte ausgerufen oder angeschlagen.

Der allgemeine Umschwung auch in diesen Dingen fällt in die Zeit der Reformation und ihrer vorläufigen Bewegungen, in jenes Zeitalter, das nicht zum wenigsten durch ein Uebersteigen und Niederbrechen aller Schranken, die der menschlichen Gemeinschaft bis dahin gesetzt waren, gekennzeichnet wird. Der Handel sucht neue Verkehrswege, neue Absatzgebiete auf. Alles drängt heraus aus der bisherigen lokalen Gebundenheit. In rascher Entwicklung häufen sich die regelmäßigen Botenkurse und Postrouten, welche dem Nachrichtenverkehr neue Bahnen eröffnen und denselben zu bisher nicht gekannter Ausdehnung bringen. Dieser Umschwung, namentlich im Nachrichtenverkehr, wird in einer Zeit, die noch mehr unter dem Eindruck jener Epoche stand, trefflich geschildert: „Diejenigen Völker, von welchen man ehedem in Jahr und Tagen keine Nachricht, als durch besondere Bothen und Reisende haben konnte, wurden und blieben nun alle Wochen durch Brief-Wechsel ihrer Gevollmächtigten und Gesandten bekannt. Denn obwohl die beständigen Gesandtschaften auch vor der Zeit üblich gewesen: so haben doch die Abgeordneten ihre Berichte und Relationen nicht anders an ihre Principalen und Herrschaften bringen mögen, als entweder durch eigene Bothen, oder durch die Meß-Leute nach Frankfurt oder Leipzig.... Nach Anlegung der Posten aber konnte in Europa nichts mehr vorgehen, das nicht in wenig Tagen oder Wochen auch in und außer Europa bekannt ward, und sich durch Postbriefe herumzog." (Großes vollständiges Universallexikon aller Wissenschaften und Künste. Leipzig und Halle. 1749. Artikel „Zeitungen".)

Mit einem solchen Verkehrsumschwung sind die Bedingungen für die Entstehung des Zeitungswesens gegeben. Welches sind nun die äußeren Anlässe, die zu derselben führen? Es ist natürlich, daß sie im Gebiete desjenigen Zweiges der Volkswirthschaft liegen, der an den veränderten Verkehrsverhältnissen am meisten betheiligt ist, nämlich des Handels, ja der dieselben zum größten Theil selbst involvirt hat. Er ist es daher auch, der an einem planmäßigen Nachrichtenverkehr am meisten interessirt ist, denn nur eine regelmäßig erneuerte Kenntniß der Absatz-, Transport- und Bezugsgelegenheiten vermag den seßhaften Handel zu erhalten und zu heben. Das ist ja auch gerade, was ihn vom bloßen Karawanenhandel unterscheidet.

Dieser planmäßige Nachrichtenverkehr ist auch hier natürlich zunächst ein brieflicher. Seine ersten Anfänge fallen bereits in den Beginn des 14. Jahrhunderts und knüpfen an die Hansa an. „Es ist kein Wunder," schreibt Steinhausen in seiner Geschichte des deutschen Briefes, „daß mit diesem Aufschwung (des Handels) eine äußerst rasche Entwicklung des Handelsbriefverkehrs Hand in Hand ging." Natürlich werden von der Handelsentwicklung Landwirthschaft und Gewerbe mit fortgerissen. Tuche und Getreide bilden neben anderem zunächst die Hauptobjekte des deutschen Handels. Ihre Preise spielen in jenen Briefen eine große Rolle. Steinhausen citirt einen kaufmännischen Waarenbegleitbrief aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, in welchem Marktpreise aus Thorn, dem Wohnort des Absenders, übermittelt werden und in dem auch vom Wohnort des Adressaten „Marktpreise und politische Nachrichten" erbeten werden. Die letzteren spielen schon deßhalb eine große Rolle, weil die Handelskonjunkturen bei der wenig entwickelten Sicherheit jener Zeit von den politischen Umständen mehr noch als heute beeinflußt waren. Auch hier begegnet uns oft das Wort „Zeitung", welches derzeit eben nur so viel wie Nachricht bedeutet. So wird es nicht etwa bloß für Meldungen von Zeitereignissen gebraucht. „In den Berichten des Hansakreises", schreibt Steinhausen, werden unter der Kategorie ‚Tidinge' auch Marktpreise — gerade so wie in Oberdeutschland ‚Läufe' dasselbe bedeutet — mit einbegriffen, was bei den Handelsinteressen, die doch das eigentliche Fundament der Hansa bildeten, sehr erklärlich ist. So schreibt 1432 Heinrich von Ripen an Reval: ‚Tidinge: was (Wachs) by 19 mark, schone werk by 46 mark' u. s. w." Im Laufe der Zeit gestaltet sich der Handelsbriefverkehr immer vielseitiger und verzweigter. „Im 15. Jahrhundert gelangt dann der kaufmännische Briefverkehr zu weiter Ausdehnung. Die Kaufleute, einerseits gezwungen durch die immer noch unsicheren Rechtsverhältnisse, andererseits den materiellen Vortheil gemeinschaftlichen Handels wohl erkennend, verbanden sich mehr und häufiger zu Gesellschaften. Im Norden war aus solchen Genossenschaften allmählich der mächtige Hansabund entstanden, im Süden entwickelten sich die Handelsgesellschaften erst später. Nürnberg, der Mittelpunkt eines gewaltigen Handelsverkehrs, war hier gewöhnlich der Hauptsitz solcher Gesellschaften; in Breslau, in Krakau, in Venedig waren Filialen eingerichtet, die von Theilhabern oder „Dienern" der Gesellschaft geleitet wurden. Hier mußte natürlich regelmäßig hin und her korrespondirt werden. Auch der einzelne große Kaufherr hielt an verschiedenen Orten seine Agenten und Diener, mit denen er zahlreiche Geschäftsbriefe wechselte." (Steinhausen.)

Je größere Ausdehnung der Handel annahm, desto systematischer und einheitlicher wurde der kaufmännische Briefverkehr organisirt, bis schließlich eigene Bureaux für kaufmännische Korrespondenzen entstanden, Zentralstellen, welche die Nachrichten politischen und handelspolitischen Inhalts sammelten, vervielfältigten und an ihre Abnehmer übermittelten. Als Beispiele eines derartig geschäftsmäßig eingerichteten Nachrichtenbureaus sind verbürgt die oft citirten Nachrichtblätter des Bureaus auf dem Rialto in Venedig, die etwa um 1554 ihren Anfang nehmen, und die nicht minder häufig genannten „Ordinari Zeitungen" der Fugger in Augsburg, von denen sogar der Bezugspreis genau bekannt ist. (Eine Sammlung dieser Zeitungen aus den Jahren 1568—1604 soll auf der Bibliothek in Wien vorhanden sein.) Ferner hat Opel ein solches Zeitungscomptoir in Nürnberg nachgewiesen, dessen Inhaber eine „ganz geschäftsmäßige Einrichtung in der Zusammenstellung und Versendung seiner Berichte" getroffen hatte. Auf eine ähnliche Einrichtung scheint schließlich eine Stelle in Roths „Geschichte des Nürnbergischen Handels" hinzuweisen, welche besagt: „In der hiesigen Ebner'schen und in anderen Bibliotheken sind noch geschriebene Zettel vorhanden, welche man aus den Niederlanden schickte und die auch in die Handelsgeschichte einschlagen, denn die Kaufleute schickten damals, als es noch keine gedruckten Zeitungen gab, einander solche Nachrichten zu." Und noch das Pörner-Kormart'sche Unternehmen im dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zu Leipzig stellt sich nach Kirchhoff als etwas ähnliches dar. Dieses Unternehmen bestand in der Herausgabe einer handschriftlichen Zeitung. Und von ihm wie überhaupt im allgemeinen führt Kirchhoff an, daß gerade die Handelsbriefe noch zu Beginn des zweiten Drittels des 17. Jahrhunderts vorwiegend die Quellen gewesen seien, aus denen viele Zeitungsschreiber schöpften, und daß auf der anderen Seite die Handelshäuser auch wiederum die Hauptabnehmer derselben gewesen seien.

Die Inhaber solcher Korrespondenzbureaux begnügten sich sehr bald nicht mehr damit, nur der Kaufmannschaft zu dienen, sie fanden für ihre politischen Nachrichten bald

Digitized by Google

besondere Abnehmer in den regierenden Kreisen und füllten sa bald einen Platz aus, für welchen die Höfe ehedem besondere Koerespandenten angestellt hatten. Nun versuchten die Bureaux jene Rolle zu übernehmen. Berührten sich doch in jener Zeit merkantilistischer Maximen die Interessen des Handels und der Regierung nahe genug, da ja die Handelspolitik den Hauptinhalt der derzeitigen Politik überhaupt bildete und die Verhandlungen über Münzwesen, Zölle und Verkehrsverhältnisse im Vordergrund des Staatsinteresses standen. Daß übrigens auch schon van den früheren Koerespondenten der Höfe die Kaufmannsnachrichten in ausgiebiger Weise benutzt worden waren, ist vielfach belegt. So schreibt Graßhof: „Wie ausgiebig man die in Fülle zuströmenden Kaufmannsnachrichten, namentlich die, wie es scheint, systematisch betriebenen Einrichtungen der Augsburgischen Fugger und Welser benutzte, beweisen deutlich die Zeitungen Scheurls ꝛc.", und führt danach eine ganze Reihe von Beispielen an, wo der Schreiber sich auf die Briefe der Kaufleute beruft.

Sobald die Buchdruckerkunst ihre Brauchbarkeit in ausgedehnterem Maß erprobt hat, ist nichts natürlicher, als daß sich jene Korrespondenzcontore statt des mühseligen und zeitraubenden Abschreibens zur Vervielfältigung ihrer Nachrichten des Druckes bedienen. Dieses ist der letzte Schritt zur Entstehung der Zeitung. Der direkte Uebergang einer schriftlichen Zeilung in eine gedruckte ist nur in einem einzigen Fall nachgewiesen, und zwar von Opel an einer von Professor Schott in der Stuttgarter Bibliothek aufgefundenen Zeitung. Es handelt sich dabei um drei Bände älterer Zeitungen, von denen der erste Band von den wöchentlich erschienenen Zeitungen des ganzen Jahres 1619 nur 22 gedruckte Nummern, und zwar die des letzten Halbjahres, enthält. Die davorstehenden Nummern sind handschriftlich, und zwar stellen sich die gedruckten Zeitungsblätter als unmittelbare Fortsetzung der geschriebenen dar. Opel glaubt den Ort der Herausgabe dieser Zeitungen in dem Bureau des Augsburger Zeitungsschreibers Hainhofer suchen zu müssen. Wenn nun auch sanst ein direkter Uebergang der geschriebenen kaufmännischen Zeitung zu der gedruckten nicht nachgewiesen worden ist, so wird derselbe doch noch indirekt dadurch bestätigt, daß die geschriebenen Zeitungen dieser Art aufhören, sobald die gedruckten Zeitungen aufkommen, was, wie wir gesehen haben, bei den „Nouvelles à la Main" und den „News-Letters" nicht der Fall war. Auch treten die gedruckten Zeitungen zunächst in denselben Orten auf, wo vordem die geschriebenen Kaufmannszeitungen bestanden, und der Inhalt der ersteren entspricht genau dem der letzteren. Dieser Inhalt ist ersichtlich aus dem Summarium, welches der bekannte Spate seinem Buch „Zeitungslust und Nutz" an den Rand setzt. Er schreibt darin bei dem Kapitel von „der Zeitungen Notwendig- und Nutzbarkeit bey der Kaufmanschaft": „Die Listen der angekommenen fremden Wahren bringen die Zeitungen mit; die Nachricht van dem Münzwesen aus den Zeitungen zu haben, ist ein nötig und nützlich Werk; aus den Zeitungen lernet man die Plätze, wo die Kaufmanschaft im schwange gehet, kennen; Zeitungen machen die bankeroter bekant, zu der Kaufleute Varsicht und Verwarnung; aus den Zeitungen ist zu ersehen, wann in einem Lande gewisse Wahren verboten oder Commercien Tractaten geschlossen seyn; u. s. f." Man sieht daraus, daß das Gefühl, die Zeitung diene hauptsächlich dem Handel, noch lange Zeit lebendig gewesen ist. So sagt Spate an anderer Stelle nach in Citirung eines älteren Schriftstellers (Spate's Buch erschien im Jahre 1695): „Der Kaufleute Nutzen von den Novellen erscheinet fast alle Posttage, sintemal kein Stand, welcher auf dieselben mehr hält, als dieser: wie sie dann dieser Orten (etwa zu Leipzig), was vor Waaren hier oder da ankommen, in welcher Menge und welchen Preiß sie verkaufft und ersteigert worden, oder gefallen, die genaueste Nachricht haben." Und Beust sagt bei der Aufzählung der Vortheile, welche das Zeitungswesen bringt (in seiner Erklärung des Postregals 1748): Es „eignet sich die Kaufmanschaft fast das meiste von dem Nutzen derer Zeitungen zu; weil selbige nicht ohne Grund behauptet, daß sie zu den gedruckten Nouvellen nicht nur vieles beytrage, sondern auch dieser selbst wegen des Gewerbes mit auswärtigen Völkern, ohne Nachtheil ihrer Handlung nicht entbehren könne."

Aus allem diesen geht klar hervor, welch inniger Konnex zwischen dem Handelsverkehr und dem Zeitungswesen besteht. Im Anschluß an die wachsende Ausdehnung des europäischen, namentlich des deutschen Handels hat sich das Zeitungswesen entwickelt. Lange Zeit noch bleibt es mit ihm in engster Verbindung. Nach und nach erst beginnt die Zeitung auch in den Dienst anderer Gebiete des Kulturlebens zu treten, und damit erfalgt ihre Loslösung vam Handel. Sie wird zu einer selbständigen Macht, umsomehr, als sie sich aus einem bloßen Nachrichtenverkehrsmittel zum Träger und Leiter der öffentlichen Meinung umbildet.

Schlachtensee. Hjalmar Schacht.

---

## Von einer südafrikanischen Farm.

Von Anton Passarge.

II.

Dicht an das Ackerland grenzt die weit sich ausdehnende Vlei. Dem Karroobesen ist der Vleigrund bereits zu feucht, obwahl dieser für heimathliche Begriffe noch als recht trocken gelten könnte. Dichtes Gras bedeckt den Baden, und der bis Mannshöhe graße Dornbusch bildet darauf kleine Wälder.

Weit das größte Gebiet der Farm nimmt die Karroo, das Veld, die mit niedriger Vegetation bedeckte Heide ein. Das Veld ist es, was dem Farmer die meiste Sorge macht, denn von ihm hängt seine Existenz mehr ab als vom „Land" und von der Vlei. Das Veld, oder vielmehr die gute Beschaffenheit desselben, hängt wiederum ganz von der Gunst des Wetters ab; mit Sorge beobachtet der Farmer den Himmel, wenn zur Regenzeit keine reichlichen Niederschläge herabkommen; die Saige steigt, wenn auch um Ostern der Himmel das Versäumte nicht nachholen will. Dann beginnt die regenlose Zeit. Im Juni bereits beginnt die grüngraue Farbe des Veldes zu schwinden, und einen Manat später sieht die ganze Fläche graubraun und verbrannt aus. Das Rindvieh ist schon alles in die Vlei getrieben, denn das Veld vermag es nicht mehr zu ernähren. Die Schafe und Angoraziegen benagen die vertrockneten Karraobesen, jedes dürre Spierchen wird bis auf den holzigen Stamm verzehrt, aber bis in die Nacht hinein hört man aus den Kraalen das Klagegeschrei der hungernden Thiere. Es wird August; dieser Monat soll oft Regen bringen. Bisher schien Tag für Tag die Sonne vom gänzlich walkenlosen Himmel herab, dazu blies fast täglich ein trockener, scharfer Westwind, der den Boden gänzlich ausdörrte. Abends hörte er auf und die sternhelle, windstille Nacht brachte scharfen Frast, der „Damm" war morgens mit einer halbzölligen Eisschicht bedeckt. Kaum aber begann die Sonne die Luft zu erwärmen, so setzte auch schon wieder jener unselige Westwind ein und raste bis Sonnenuntergang. Jetzt scheint es anders zu werden, der Wind hört zeitweilig auf, der Himmel bewölkt sich und abends erfüllt ein Wetterleuchten den Horizont. Am nächsten Margen ist der ganze Himmel grau bedeckt, der fromme Bur, welcher täglich seine Kniee vor dem Schöpfer gebeugt und ihn um Regen angefleht hat,

Digitized by Google

glaubt sein Gebet erhört, schon fallen einige Tropfen: da — ein Heulen und Blasen in der Luft, der verderbliche Westwind setzt mit Macht ein, in einer Stunde sind alle Wolken verweht. Und wieder vergehen Tage und Wochen und jeden Tag wie den anderen bläst der Westwind. Schafe und Ziegen magern jämmerlich ab, täglich verenden Dutzende; am schlimmsten leiden die Mutterthiere, die jetzt zu lammen beginnen. Es geht nicht weiter so! Eines Morgens öffnet sich der Zaun, der die verhungernden Thiere von der grünen Gerste schied, und wie rasend stürzt die Herde hinein. In einigen weiteren Wochen sind viele hundert Lämmer und Zicklein zur Welt gekommen, die alten Thiere haben bei dem guten Futter sich einigermaßen erholt, aber die Aecker sind nahezu abgeweidet, und nur auf eine Stunde täglich dürfen sie auf dieselben, dann geht es wieder hinaus in die verbrannte Karroo. Die Milch der Mutterthiere wird minder, viele verlieren sie gänzlich, die Jungen finden nicht mehr Nahrung genug und sterben in Menge dahin. Da gibt eines Abends der Farmer seinem Hirten, einem alten Kaffer, mit erregt zitternder Stimme einen Befehl, am nächsten Morgen geht der Hirt und mehrere Knechte mit Messern in den Lämmerkraal, und in einer Stunde liegen fünfhundert junge Thierchen mit durchschnittenen Kehlen auf einem Haufen. — Oefters schon hatte der Farmer bei den Schlächtern des nächsten Dorfes angefragt, aber die gebotenen Preise waren spottniedrig; freilich das Angebot von Schlachtthieren war zu gewaltig. Aber jetzt muß es geschehen! Und so kommen denn eines Tages zwei Hottentottenknechte des Schlächters auf die Farm und ziehen mit 100 Thieren von dannen. Bald folgen einige weitere Hundert nach, den Rest hofft der Farmer zu erhalten.

Die Vlei ist jetzt dem Rindvieh allein überlassen, das die vertrockneten Graswurzeln daselbst abnagt, meist aber den Lauf des Flusses und der Gräben entlang die grünen Wasserpflanzen abweidet. Täglich müssen diese Wasserläufe abgesucht werden, die Thiere sind oft in den Schlamm gesunken und können in ihrer Entkräftung sich nicht von selbst befreien. Milch geben die Kühe schon seit langem nicht und die Zugochsen sind zur Arbeit kaum noch zu verwenden. Die Pferde stehen den ganzen Tag über in dem Wasser des von Weiden umgebenen Staudammes, tief stecken sie die Köpfe unter die Oberfläche und holen die Algen und das in massenhaftem Gewirr schwammartig den Teich füllende Grünzeug heraus; ein eigenartiges Futter, aber es ist reichlich vorhanden und bekommt den Thieren augenscheinlich sehr gut — die einzigen Geschöpfe, welche keine Noth leiden. So ist der Anfang des Oktobers herbeigekommen, noch immer rast der verderbliche trockene Westwind, mitunter ist er orkanartig und erfüllt die ganze Luft mit einem dichten Staubnebel. Eines Tages aber ballen sich schwere Gewitterwolken zusammen, der Donner rollt in der Ferne, es ist unerträglich schwül. Und mittags, als die Farmerfamilie beim Essen sitzt, bricht das Wetter los. Wie aus Eimern gegossen stürzen die Wasserfluthen zur Erde, in wenigen Minuten steht das Wasser fußhoch um das Haus, in das Brüllen des Donners und das grelle Zucken der Blitze mischt sich das ohrenzerreißende Getrommel des Regens auf dem Wellblechdache. In einer halben Stunde ist das Gewitter vorbei, die Sonne scheint wieder, dumpf rauscht der Fluß, die bis zum obersten Rande des steilen Ufers reichenden Fluthen schießen pfeilschnell davon, von allen Seiten durch das Geäder der Slooten strömt ihnen neuer Vorrath zu. Abends folgt ein zweiter, sachter Regen, er dauert einige Stunden und sinkt tiefer zu den Wurzeln der Karroobüsche, als der schwere, aber schnell abfließende Wolkenbruch es vermochte. Der Bann ist gebrochen. In einigen Tagen zeigt sich das erste Grün an den scheinbar todt verbrannten Pflanzen des Veldes; die Werft vor dem Haus bedeckt sich mit kurzem Gras, überall sprießt und treibt es mit Macht hervor. Nun noch ein zweiter Regen, dann wird alles wieder gut! denkt der Farmer. Aber sein Wunsch bleibt unerfüllt, noch einmal droht das Veld in Todesschlaf zu sinken, denn dem so furchtbar ausgedörrten Boden hat der eine Regentag nicht genügende Feuchtigkeit gegeben. Aber es ist nun Weihnachten, bald setzt die Regenzeit ein, und bis dahin ist es ja wohl auszuhalten. Wie ganz anders war es das Jahr zuvor gewesen! In reichem Maße hatten Sommer und Herbst Regen gebracht, sogar im Mai war noch einiger gefallen, und die Trockenzeit war durch mehrere kräftige Niederschläge im August und Oktober unterbrochen worden. Den ganzen Winter hindurch war das Veld grün geblieben, die Herden waren wohlgenährt, das Jungvieh war vorzüglich gediehen; weder Krankheiten noch Hagel noch Heuschrecken hatten Schaden gethan. Der Farmer hatte nicht nur eine größere Schuld von früher bezahlen können, sondern hatte sogar mehrere hundert Pfund in der Bank angelegt. Jetzt ist alles dahin, und neue Schulden warten seiner!

Die große Schattenseite Südafrika's ist seine Regenarmuth; nicht weil die Regenmenge eine zu geringe wäre — dieselbe wäre ausreichend, das ganze Land in Ackerboden zu verwandeln —, sondern die so ungleiche Vertheilung des Regens trägt die Schuld, daß weit das meiste Wasser nutzlos dem Meer zuströmt. Bemerkt sei hiebei, daß große unterirdische Sammelbecken, wie Deutsch-Südwestafrika und Algerien sie besitzen und die durch artesische Brunnen nutzbar gemacht werden, in der Kapkolonie zu fehlen scheinen. Die große Frage ist die, wie man am besten diese schnell abfließenden Regenmassen festhalten und dem Lande nutzbar machen könnte. Staudämme größten Umfangs sind bisher nur wenige angelegt und kommen nur einigen kleinen Distrikten zugute.[1]) So bleibt dem einzelnen Farmer nichts übrig, als in geringem Umfang sich selbst zu helfen. Wir haben gesehen, daß die vom Regen ausgewaschenen Slooten es hauptsächlich sind, welche das Einsickern größerer Wassermassen ins Veld verhindern, indem sie dieselben schnell ablaufen lassen. Eben diese Slooten aber beginnen nun die Farmer zu benutzen, um das Wasser festzuhalten, so daß es dem Boden zugute kommt. Es werden an geeigneten Stellen die Slooten durch Querdämme abgesperrt, an denen das fließende Wasser sich staut und Tümpel bildet. Sind die Slooten breit und tief, so werden diese Verschlüsse aus Steinen und Erde und möglichst fest gemacht, damit sie dem Druck des anströmenden Stauwassers Widerstand leisten. Bei kleinen, fuß- und handbreiten Rinnen genügt ein Spaten voll Erde. So werden alle diese das Veld durchziehenden Adern unterbunden. Nach einem Regen ist ein so bearbeitetes Veld über und über mit Tümpeln und gefüllten Gräben bedeckt, manche davon mannstief; und ist nun all dieses stehende Wasser in den Grund gesickert, so kann ein solches Veld weit besser der Dürre Widerstand leisten, seine Vegetation ist üppiger und gewährt ein reichlicheres Futter als andere, nicht unterbundene Gebiete. Bisher ist diese Methode noch nicht allgemein angewendet worden, wie überhaupt alles Neue sich in Südafrika nur langsam Bahn bricht, aber immer mehr kommt sie auf und wird schließlich überall üblich werden.

Das Veld dient, wie schon gesagt, als Weide für Schafe, Angoraziegen und Rindvieh. Verglichen mit unsern deutschen Weiden, kann man sagen, daß auf einem Gebiet, welches in Deutschland Futter für 20 Thiere gibt, in der

[1]) Der größte Staudamm ist Van Wijk's Vlei im Distrikt Carnarvon, er umfaßt 13 englische Quadratmeilen, ist 10 Fuß tief und enthält, wenn voll, 35,000,000,000 Gallonen Wasser (à $3^3/_4$ Liter); die Herstellungskosten betrugen etwa 20,000 Pfd. St.

Digitized by Google

Nordkarroo nur ein Thier genügende Weide findet. Doch ist die Qualität des Karroofutters ausgezeichnet, die Thiere gedeihen prächtig und die Kuhmilch z. B. ist sehr kräftig, fett und aromatisch. Das Renthier, welches im fernen Norden hauptsächlich von Moosen, Flechten und Heidekraut lebt, hat eine Milch, „die ist dick und ist eyne Krafft darin, als wenn man Eyer darein geschlagen hat“. So berichtet der deutsche Reisende Schäfer in einem vor zwei Jahrhunderten erschienenen Werk „Lapponica“. Die Zucht aller drei Thiergattungen unterscheidet sich wenig von derjenigen anderer Länder, so daß hierüber wenig besonderes zu sagen ist.

Von den Schafen ist der „Afrikander“ eine eingeborene Rasse, er zeichnet sich durch Fettigkeit aus, namentlich ist ein kurzer Fettschwanz auffallend. Man benutzt ihn lediglich als Schlachtvieh. Weit zahlreicher ist das in vielen Millionen über die Kolonie verbreitete Merinoschaf, seine Wolle und Haut bildet den wichtigsten Ausfuhrartikel des Kaplandes. Nicht so zahlreich, aber dennoch in mehreren Millionen verbreitet ist die Angoraziege, deren Wolle (mohair) ebenfalls einer der werthvollsten Ausfuhrartikel ist. Schafe wie Ziegen werden in der Regel einmal geschoren, meist im Oktober und November, nachdem Winterkälte und kühle Nächte verschwunden sind. Warmes, trockenes Wetter unmittelbar nach der Schur ist für die Thiere Lebensbedingung, ein einziger Regen und kühle Temperatur tödten sie zu Hunderten, oft geht fast die ganze Herde ein. Farmer, welche den nöthigen Raum dazu haben, bringen die geschorenen Thiere auf mehrere Tage unter Dach, meist in Scheune und Wagenhaus. Im September lammen die Mutterthiere. Solange die Jungen noch saugen, bleiben sie tagsüber im Lämmerkraal; es ist ein rührender Anblick, wenn abends die Herde nachhause kommt, die Lämmer und Zicklein voller Ungeduld und mit sehnsüchtigem Geschrei ihre Mütter erwarten und diese wiederum besorgt ihre Kleinen aus der Masse herausfuchen zu sehen. Zur Zeit großer Trockenheit hat der Farmer und seine Leute alsdann große und mühevolle Arbeit, um jedem Säugling zu seinem Recht zu verhelfen. Fast alle Mutterthiere (holländisch Ooi, englisch ewe) sind milcharm, viele haben überhaupt keine Milch, und so bedarf es großer Aufmerksamkeit und Berechnung, um den in hunderten von Eutern enthaltenen kärglichen Milchvorrath gleichmäßig zu vertheilen; dies ist um so schwerer, als die schwachen, milcharmen Thiere meist sich weigern, die Jungen anzunehmen, so daß man sie durch Festbinden zum Säugen zwingen muß.

Der größte Feind der Schafe und Ziegen ist die Krätze (holländisch Brandziekte, englisch scab), die nicht nur das Vließ der Thiere ruinirt, sondern diese selbst ganz herunterbringt und schließlich tödtet. Diese schlimme Krankheit ist äußerst stark verbreitet, keine einzige Herde bleibt davon verschont, und immer und ohne Ende liegt der Farmer mit ihr in Fehde. Ein besonderes Gesetz ist zur Bekämpfung der Brandziekte erlassen und wird aufs strengste gehandhabt. Zu diesem Zweck ist das ganze Land in kleine Distrikte eingetheilt, deren jeder einem Scab-Inspektor unterstellt ist; dieser Inspektor, meist ein im Distrikt ansässiger Farmer, hat die Verpflichtung, mehrmals im Jahre sämmtliche Züchter zu besuchen und jedes Thier einzeln zu inspiziren. seinen Anordnungen ist unbedingt bei Gefahr schwerer Strafe Folge zu leisten. Diese Scab-Inspektoren haben wiederum Oberinspektoren über sich, welche öfters Besichtigungsreisen zu unternehmen haben. Alle diese Beamten werden vom Staat besoldet und riskiren im Fall von Pflichtversäumniß strenge Bestrafung. Ueberdies ist jeder Züchter verpflichtet, beim Ausbruch der Krankheit sofort seinem Inspektor davon Mittheilung zu machen, widrigenfalls ihn eine Strafe von 20 Pfd. St. trifft. Die Kur der infizirten Thiere besteht in einem Bad, durch welches die krankheitserregenden Milben getödtet werden. Ein Graben mit senkrechten Steinmauern wird mit Wasser gefüllt, diesem fügt man ein besonders für die Krankheit hergerichtetes Desinfektionsmittel bei und dann läßt man die Patienten den Graben der Länge nach durchschwimmen, wobei sie tüchtig untergetaucht werden. Daß diese drakonischen Vorsichtsmaßregeln in der That nothwendig sind, zeigt der Umstand, daß trotz derselben der jährliche, durch Scab verursachte Schaden zwischen 300,000 und 1,000,000 Pfd. St. beträgt!

Die Rindviehzucht bezweckt in erster Reihe die Versorgung des Landes mit Zugochsen, diesem populärsten und geradezu unentbehrlichen Transportmittel. Der Zugochse hat für Südafrika dieselbe Bedeutung wie das Kamel für Nordafrika; ohne ihn wäre es kaum möglich gewesen, das Land in dem vorhandenen Grad zu erschließen und zu kolonisiren. Demnächst folgt die Aufzucht von Schlachtvieh und in kleinerem Umfang der Export von Häuten und Hörnern. Der so wichtige Zweig der Milchwirthschaft liegt noch sehr im Argen, und doch könnte Südafrika nicht nur seinen eigenen Bedarf an Milch, Butter, Käse völlig decken, sondern noch viel davon ausführen. Trotzdem findet vielmehr eine sehr bedeutende Einfuhr in diesen Artikeln statt. Am meisten Aufmerksamkeit wird noch der Butterbereitung zugewendet, dagegen gibt es keine einzige Anstalt zur Bereitung von kondensirter Milch in Blechbüchsen, und Käse wird nur ganz vereinzelt hier und da und in lächerlich kleinen Mengen hergestellt. Welche Massen von Milch werden auf den meisten Farmen einfach weggeschüttet! Hier liegt noch eine Quelle des Wohlstands fast unbenutzt da, doch ist zu bemerken, daß auch hierin alljährlich ein Wandel zum besseren stattfindet. Die furchtbare Gefahr der Rinderpest ist dank der deutschen Wissenschaft abgewendet. Welch unheimliche Stimmung hatte sich aller Farmer bemächtigt, als es hieß, die Seuche habe den Oranjefluß überschritten und breite sich über die Kapkolonie aus! Es war aber eine anerkennenswerthe That der Kap-Regierung, daß sie trotz aller Schmähungen und alles Hohns, mit dem die in Rhodes' Dienst stehende Jingopresse den deutschen Professor Koch und seine Erfindung überschüttete, mit aller Energie die Koch'sche Impfmethode zur Durchführung brachte und damit das Land vom Ruin errettete. In jedem Distrikt waren vertrauenswürdige Leute in hinreichender Anzahl auf Staatskosten im Impfen ausgebildet worden; Impfstationen wurden eingerichtet, dorthin schickten die Farmer einige minderwerthige Stück Vieh, welche künstlich infizirt wurden, um aus ihrer Galle das Impfpräparat zu gewinnen. Wo die Impfung vorschriftsmäßig und vor allem rechtzeitig vorgenommen wurde, war der Erfolg ein überraschender: höchstens 5 Proz. der geimpften Thiere erlagen der Krankheit, wogegen die Impfgegner unter den Farmern meist ihre ganzen Herden einbüßten.

III.

Ehe wir schließen, lohnt es nach, einen Blick auf die farbigen Hülfskräfte der Farmer zu werfen; hängt doch ein großer Theil, oft das ganze Gelingen eines Unternehmens von der Beschaffenheit des Arbeitspersonals ab. Bekanntlich gibt es in Südafrika keinen eigentlichen aus Weißen gebildeten Arbeiterstand: diese Klasse stellen die Farbigen dar. Abgesehen von den verschiedenartigen Mischlingen, zumal in den Städten, besteht die farbige Bevölkerung der Kapkolonie aus Hottentotten im Westen und Kaffern im Osten des Landes. Hier im Middelland begegnen sich beide Rassen, und so setzt sich auch auf den Farmen das Dienstpersonal meistens aus Gelben und Schwarzen zusammen. Schon ehe ich das Farmleben kennen gelernt, hatte ich wiederholt von ehemaligen Farmern gehört,

Digitized by Google

die Landwirthschaft im Kaplande würde weit mehr lohnen, wenn man andere Arbeiter als dieses schwarze Gesindel hätte oder wenn die Gesetze betreffs der Schwarzen besser wären; die Hottentotten gingen noch an, aber diese Kaffern! Leider habe ich diese ungünstigen Urtheile voll und ganz bestätigt gefunden, und wenn es bei uns zuhause immer noch Leute gibt, welche in dieser schwarz-, gelb- oder braunlackirten Gesellschaft lediglich ihresgleichen sehen und der Meinung sind, nur in der Hautfarbe liege der Unterschied, so mag dies ihrem philanthropischen Fühlen alle Ehre anthun, beweist im übrigen aber nur ihre grobe Unkenntniß. Schon wenn man das Aeußere dieser Eingeborenen sieht, ihre unglaubliche Zerlumptheit und Schmutzigkeit, das tiefe Niveau ihrer Lebenshaltung, so sagt dies von vornherein, daß in solch schlimmer Hülle schwerlich ein guter Kern stecken kann. Höher stehen in der That noch die Hattentotten, sie haben doch wenigstens ein bescheidenes Maß von Pflichtgefühl und zeigen auch ein wenig Interesse für ihren Baas und seine Wünsche, so daß dieser sich immerhin schon in gewissem Sinn auf sie verlassen kann. Dabei sind sie furchtsam, kriechend und bescheiden. Genau das Gegentheil ist der Kaffer, so vortheilhaft er im äußeren Wesen sich auch vom Hottentotten unterscheidet. Dieser ist klein und schmächtig, der Kaffer dagegen groß, stark und er hat ein festes, stolzes Auftreten. Stolz und eingebildet ist er allerdings nicht wenig; worauf? könnte man vergeblich fragen, denn er ist der unzuverlässigste, faulste und indolenteste Geselle, den man sich vorstellen kann. Alle Eigenschaften, die wir als menschliche bezeichnen und die dem Menschen seinen höheren Werth vor den anderen Geschöpfen verleihen, fehlen dem Kaffer gänzlich. Was soll sein Baas nun mit einem solchen Burschen thun? Schlagen darf er ihn nicht, denn der Kaffer ist freier englischer Staatsbürger mit allen Rechten, aber ohne die Pflichten eines solchen; denn er besitzt weder Ehre, noch Vermögen, ihm ist also nicht beizukommen. Jagt er ihn weg, so erhält er in jedem Fall einen Nachfolger gleicher Qualität. Lohnabzüge sieht der Kaffer als Raub oder Diebstahl an, der Begriff der Schadenvergütung ist ihm etwas unfaßbares, darum kann von diesem Mittel kein Gebrauch gemacht werden. Ins Gefängniß kann der Baas ihn nur setzen lassen, wenn ein Delikt gegen das englische Strafgesetzbuch vorliegt, überdies bedeutet der Tronk dem Kaffer den Himmel auf Erden; bekommt er da doch ein Essen, wie er es in seiner Hütte nie zu sehen kriegt, kann er da doch 24 Stunden täglich schlafen! Kurz, die Lage des Farmers im Kaplande, mit solchem Volk arbeiten zu müssen, ist keine beneidenswerthe, und das einzige, was ihm übrig bleibt, ist, überall und stets die Augen offen zu haben. Leider hat er aber deren nur zwei, und auf mehreren Stellen gleichzeitig sein, hat er noch nicht gelernt, und so kann er es nicht verhindern, daß er an allen Ecken und Enden Schaden erleidet. Der Farmer findet eine Kuh verhungert im Schlamm stecken; erregt fragt er seine Jongens, ob denn keiner die Kuh in der Zwischenzeit bemerkt habe, so daß man ihr hätte helfen können: „Ja-a, ou' Baas, ons het de Koe gezien!" „Ja, zum Teufel! warum habt ihr denn nichts gesagt?" Ein stieres Glotzen in die Luft ist die Antwort. Dem Schafhirt kommen jeden Tag ein oder gar mehrere Thiere abhanden, alles Schelten, Suchenlassen nach den Verlorenen, Drohen ist vergeblich, die Verluste setzen sich fort. Der Farmer will den Hirten beim Hüten kontroliren; einmal findet er ihn schlafen, das nächste Mal ist er überhaupt nicht zu finden und die Herde ist verlassen, Abends fehlen wieder mehrere Stück. Wüthend gibt der Farmer dem Bengel eine Tracht Prügel. Am nächsten Morgen ist dieser verschwunden, und nach einigen Tagen hat der Farmer sich vor dem „Magistraat" wegen Mißhandlung zu verantworten. Der Magistraat macht es gnädig und setzt die Strafe auf nur 2 Pfund fest. Während der drei Tage, die der Farmer abwesend war, sollte einer der Leute das Land bewässern; bei seiner Rückkehr findet er das Getreide halb vertrocknet, der Knecht ist nicht da; er ist auf Besuch bei seinen Freunden, heißt es. So geht es ohne Ende weiter, und alledem steht der Baas gänzlich machtlos gegenüber! Das größte Kulturhinderniß in Südafrika, größer als das trockene Klima und die weiten, ackerbaufeindlichen Gebiete der Karroo, hat die englische Regierung geschaffen, indem sie im Interesse der ethischen Kultur die Segnungen ihrer Zivilisation einer Rasse zum Geschenk machte, welche unfähig ist, jene zu begreifen. Hierüber gibt es in ganz Südafrika nur eine Meinung. Kein größerer Feind wahrer Kultur als eine falsche Humanität.

(Schluß folgt.)

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Acht Vorträge aus dem Gebiet der Experimentalchemie aan Praf. Dr. R. Blachmann. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinaerständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 5. Bändchen.) Teubner, Leipzig 1899. — Die aarliegenden acht Varträge sind im Verein für fartbildende Varträge zu Königsberg i. Pr. 1895 und 1897 gehalten warden. Die Experimente, durch welche die Erscheinungen dargestellt wurden und an deren Hand die Grundaorstellungen zu erwerben waren, sind in dem Werkchen durch eine grafse Anzahl — 103 — sehr instruktiaer Abbildungen aeranschaulicht. Der erste einleitende Vortrag erörtert die chemischen und physikalischen Grundbegriffe; der zweite handelt van der Natur, den Eigenschaften und der Zusammensetzung der atmosphärischen Luft; in dem dritten werden wir mit den physikalischen und chemischen Eigenschaften des Wassers, seiner Zusammensetzung und den Methaden seiner Zerlegung, seiner Rolle im Haushalt der Natur u. s. w. bekannt gemacht. Die Darlegung der physikalischen Eigenschaften, der gasförmigen, flüssigen und festen Kahlensäure, ihre chemische Natur, ihre Bildungs- und Zersetzungsarten, Hinweise auf ihre maderne technische Verwendung bilden den Inhalt des aierten Kapitels. Die häufigste Bildungsweise der Kahlensäure durch Verbrennung aan Kahle aber kohlehaltigen, insbesandere arganischen Staffen geben Veranlassung im fünften Vartrag, dem wichtigsten chemischen Prazeß, der Verbrennung, näher zu treten. Wir lernen die Bedingungen kennen, an welche der Eintritt der Verbrennung geknüpft ist, werden mit der „Naturgeschichte der Kerze" bekannt gemacht, erfahren, wovon die Leuchtkraft der Kerzen-, Gas-, Petroleumflammen u. s. w. abhängt, wie die Flammen entleuchtet werden können und dadurch an Wärmeentwicklung gewinnen u. s. w. Hieran reihen sich sehr belehrende Erörterungen über die Verwendung des Gases zu Koch- und Heizzwecken und über die dazu dienenden Vorrichtungen. Den Gegenstand des sechsten Kapitels bilden die Erscheinungen der unaallständigen Verbrennung. Warum unsre Scharnsteine Rauch entwickeln, unsre Petraleumflammen blaken und wie diesen Belästigungen abzuhelfen, wird durch einfache Experimente gezeigt. Die Zusammensetzung des Kahlenaxyds und der Kohlensäure geben dem Verfasser Veranlassung, seinen Lesern die wichtigsten Lehren der theoretischen Chemie, die Lehre aan den Atamen, den Atamgewichten, der chemischen Zeichensprache und den Farmelgleichungen in zwar ganz elementar gehaltener, aber sehr aerständlicher Farm zu übermitteln. Mehr dem Gebiet der Physik als der Chemie ist der siebente Vartrag gewidmet; er handelt van den Begriffen der Arbeit, der Wärme und den Lichterscheinungen im physikalischen Sinne, dem zusammengesetzten weißen Lichte, seiner Zerlegung, den Spektralfarben der Elemente, der Spektralanalyse und der Natur des Sannenspektrums. Der letzte Vartrag verwerthet die erwarbenen chemischen Kenntnisse für physialogische und biologische Betrachtungen, er berührt die Zusammensetzung des menschlichen Körpers

Digitized by Google

und der Nahrungsmittel, erörtert den Kreislauf der Kohlensäure in der Natur und weist den wunderbaren Zusammenhang, welcher zwischen Thier- und Pflanzenleben besteht, auf. In den Schlußworten charakterisirt der Verfasser einfach und entschieden das Wesen der induktiven Forschung im Gegensatz zu der spekulativen, welche, physikalisch gesprochen, nach einer Urkraft, teleologisch, nach einem Urgrunde, chemisch, nach einer Urmaterie fahndet. Solche Fragen und Grübeleien weist er mit den Worten zurück: „Fort mit jeder Spekulation, die sich nicht auf erwiesene Thatsachen stützt! ... Die induktive, exakte Naturforschung von heute stützt sich auf das Experiment, das ist ihr Grundpfeiler. Sie hält diejenige Theorie für die beste, welche allen thatsächlichen Verhältnissen Rechnung trägt. Und solange die Richtigkeit ihrer Versuche nicht durch Thatsachen widerlegt ist, weist sie alle spekulativen Einwände zurück. Für sie existirt kein Glaube an Autoritäten, sie baut sich auf, indem sie Versuche an Versuche, Beobachtungen an Beobachtungen reiht." — Es ist ein ungemein reiches Gebiet, in welches wir in knapper, einfacher, aber sehr verständlicher Form eingeführt worden sind. Dem Bestreben der Verlagsbuchhandlung durch ihre Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" von hervorragenden Fachmännern, leichtverständliche, aber auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen zu einem sehr billigen Preis zu bringen, wird durch diesen Band in ganz vorzüglicher Weise entsprochen. Wir können deßhalb auch unsrerseits denselben warm empfehlen und darauf hinweisen, daß zur Gründung freier öffentlicher, wie von Vereinsbibliotheken sich derselbe zur Anschaffung sehr empfiehlt.

Albrecht Rau.

γ. Im letzten Buche der in der kostbaren Pfälzer Handschrift erhaltenen Blüthenlese griechischer Epigramme befindet sich eine Anzahl merkwürdig angeordneter Dichtungen, gemeiniglich Technopägnien oder Carmina figurata genannt, die Syrinx des Theokrit, das Beil, die Liebesflügel, der Altar und das Schwalbenei des Simias und der Altar des Dosiades. Die Kunstfertigkeit dieser Stücke besteht darin, daß sie äußerlich die angegebene Form wiedergeben. So besteht z. B. die Syrinx des Theokrit aus 20 Versen, von denen die beiden ersten regelrechte Hexameter sind, die folgenden aber immer um einen halben Fuß kürzer werden, bis denn die beiden letzten nur noch aus anderthalb Versfüßen bestehen. Das Ganze gibt also die immer kleiner werdenden Flötenpfeifen wieder. Die beiden Altarepigramme und das Gedicht des Theokrit haben aber auch noch dies Eigenthümliche, daß ihr Sinn in Umschreibungen und Räthseln versteckt ist; so beginnt die Syrinx mit den Worten: Die Gattin des Niemand (d. i. des Odysseus), die Mutter des Makroptolemos (d. i. des Telemach) ꝛc. In der Weise hat der Alexandriner Lykophron eine 1474 Verse zählende Dichtung, die Alexandra, verfertigt, in der er die Kassandra in den dunkelsten Worten und mit Heranziehung der entlegensten Gelehrsamkeit weissagen läßt. Während nun aber solche Räthselrede zu den Verirrungen des Geschmacks im Alterthum gehört, wie sie erst in hellenistischer Zeit möglich war, ist die Wahl einer seltsamen äußerlichen Form anders zu verstehen. Man war bislang der Ansicht, daß die Form für die schriftliche Aufzeichnung gewählt war: nun hat U. v. Wilamowitz-Möllendorf im letzten Heft des „Archäologischen Jahrbuchs" die sehr ansprechende Meinung vertreten, daß die erwähnten Dichtungen die Form deßhalb haben, weil sie zunächst zur Aufschrift auf die bezeichneten Stücke dienten. Das Schwalbenei ist gar nicht ohne die Annahme, daß thatsächlich ein Ei in dieser Weise beschrieben wurde, zu verstehen, denn die Anordnung der Verse erklärt sich nur daraus, daß der Leser das Ei bald am einen, bald am anderen Ende beschaute und so allmählich zur Mitte vordrang. Die Spielerei nahm also von wirklichen Aufschriften ihren Anfang, wie denn das Beil des Simias ein Weihgedicht an Athena ist, das auf dem Werkzeug des Erbauers des hölzernen Pferdes, des Epeios, stehen sollte. Später ist die Spielerei auch auf das literarische Gebiet übertragen worden, und sie war besonders in hadrianischer Zeit sehr beliebt. Auch die Magier haben diese Dinge verwendet; neben den von v. Wilamowitz erwähnten „Hermesflügeln" mag noch auf die in Nr. 147 des Vorjahres angezeigten Sethianischen Verfluchungstafeln S. 51 hingewiesen werden. Im übrigen darf man wohl erwarten, daß die Ausgrabungen einmal einen in der angegebenen Weise kunstvoll beschriebenen Gegenstand zutage fördern werden.

* Ueber die Nordpolexpedition des Herzogs der Abruzzen sind jetzt Nachrichten vom 23. Juli, die durch einen Walfischfänger übermittelt wurden, in Rom eingetroffen. Aus ihnen geht hervor, daß der „Nordstern" nach achttägiger glücklicher Fahrt Franz Joseph-Land am 22. Juli erreicht hat und am Kap Flora vor Anker gegangen ist. Die Fahrt von Archangelsk nach der Südspitze von Franz Joseph-Land wurde nur an einem einzigen Tage durch Eis und Nebel gehindert. Am Kap Flora richtete der Herzog eine Lebensmittelniederlage ein, um im Falle eines Schiffbruchs nicht in Noth zu gerathen, und am 24. Juli sollte die Fahrt weiter nach Norden gehen. Da die Kanäle zwischen den Inseln des Franz Joseph-Landes anscheinend durch Eis verstopft waren, so beabsichtigte der Herzog in nordwestlicher Richtung zwischen Alexandra-Land und Gillis-Land vorzudringen.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten wurden bestätigt: Dr. Anton Ritter v. Premerstein für griechische und römische Geschichte und Alterthumskunde an der Universität Wien, Sanitätsrath Dr. Friedrich Mayer in Czernowitz für gerichtliche Medizin an der Universität Krakau und der Lehrer an der Staatsrealschule in Tarnopol, Dr. Eugen Romer, für Geographie an der Universität Lemberg.

* **Paris,** 1. Sept. Der Orientalist Joachim Menant, Mitglied des Instituts und der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres ist im Alter von 79 Jahren gestorben.

S. **Athen,** 28. Aug. Zur Aussprache des Altgriechischen. Die Abhandlung, welche die hiesige Regierung zur Vertheidigung der Ansicht hat ausarbeiten lassen, daß die gegenwärtige neugriechische Aussprache im wesentlichen bereits im Alterthum zur Anwendung gekommen sei (vergl. die Notiz in Nr. 138 der Beilage), ist von dem Privatgelehrten Theod. Papadimitrakopulos hierselbst fertiggestellt worden. Der Verfasser wiederholt in der Abhandlung in der Hauptsache die Ausführungen und Beweismittel, die er in seinem im Jahre 1889 erschienenen umfangreichen Werke: „Kritische Untersuchung der erasmischen Beweise über die griechische Aussprache" dargelegt hat, fügt ihnen aber im einzelnen neue Untersuchungen und Feststellungen hinzu. Das vorgenannte Werk von Papadimitrakopulos ist in neugriechischer Sprache verfaßt und unübersetzt geblieben, die jetzige Abhandlung soll dagegen ins Deutsche, Französische und Englische übertragen und sodann den Unterrichtsministerien der hauptsächlichsten Staaten durch Vertreter der hiesigen Regierung offiziell unterbreitet werden. Sie dürfte auch von Gegnern der in ihr vertretenen Meinung mit Interesse gelesen werden, und der alte Streit, ob man das Altgriechische nach erasmischer Methode, wie sie jetzt in Deutschland allgemein üblich ist, oder reuchlinisch, d. i. nach neugriechischer Art, sprechen soll, wird durch sie wieder auf die Tagesordnung gesetzt werden. Zur Diskussion über die Abhandlung hat Kultusminister Eftaxias eine aus ihrem Verfasser und aus acht Universitätsprofessoren und anderen Gelehrten bestehende Kommission eingesetzt, deren Sitzungen schon begonnen haben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

P. N. Coßmann: Elemente der empirischen Teleologie. Stuttgart, A. Zimmer (E. Mohrmann) 1899. — Ludw. Geiger: Goethe in Frankfurt am Main 1797. Aktenstücke und Darstellung. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening 1899. — v. Soden: Invalidenversicherungsgesetz. Textausgabe. (Meinholds juristische Handbibliothek Band 107.) Leipzig, Albert Berger 1899. — K. Gneiße: Deduktion und Induktion. Eine Begriffsbestimmung. Straßburg, J. H. E. Heitz (Heitz u. Mündel) 1899. — Dr. Fr. Stolle: Wo schlug Cäsar den Ariovist? Ebd. 1899. — R. Folke: Die Waffen hoch! Ein geharnischtes Mahnwort an das deutsche Volk. Braunschweig, in Kommission: Albert Limbach 1899. — Friedr. Röhl: Kultur, Alkohol und Sozialdemokratie am Ende des 19. Jahrhunderts. Agitationsschrift. Leipzig, Selbstverlag.

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 6. September. Nummer 203.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Hassensteins „Schantung".[1])

Seit der Erwerbung von Kiautschou durch das Deutsche Reich hat alles, was sich auf das Hinterland unsrer neuen Kolonie bezieht, sehr an Bedeutung gewonnen. Nachrichten aus der Provinz Schantung, in der ja deutscher Unternehmungsgeist eine vielversprechende Heimstätte gefunden hat, häufen sich in unsrer Presse, und die Fälle, in denen der gewissenhafte Zeitungsleser vollständig unbekannten chinesischen Ortsnamen gegenübersteht, sind durchaus nicht selten. Wo liegt z. B. Autung-wei (= Ngau-tung-wei-sze), der vor einigen Monaten viel von sich reden machende Landungsplatz unsrer Truppen, ein Name, der sich auf keiner bisher erschienenen europäischen Karte fand? Daß uns die Hassenstein'sche Karte darüber Auskunft gibt, ist die beste Stichprobe für den praktischen Werth des schönen großen Blattes, dessen Format (etwa 100×65 cm) im Maßstab 1:650,000 oder 1½ cm auf 10 km sich als Wand- wie als Handkarte eignet, bei einer bis jetzt unübertroffenen Reichhaltigkeit des Inhalts. Den letzteren Vorzug hat sie sogar vor der großen Wu-tsch'ang-Karte der Chinesen voraus, die bei sehr viel kleinerem Maßstab (1 Breitengrad = 11 cm) kaum die Hälfte des Hassenstein'schen Materials an Ortsnamen enthält. Der für unsre Kenntniß von Schantung höchst dankenswerthe Zuwachs wurde der Redaktion von „Petermanns Mittheilungen" durch Hrn. Otto Anz zugeführt, der seinen langjährigen Aufenthalt in Chefoo nicht nur auf das Studium der Seidenindustrie der Provinz Schantung, seiner eigentlichen Spezialität, sondern auch auf das Sammeln alles modernen chinesischen und japanischen Kartenmaterials, dessen er habhaft werden konnte, verwendete. Dem Sammeleifer des Hrn. Anz verdanken wir bereits eine in „Petermanns Mittheilungen" (1898, Heft 2) mitgetheilte Karte der Kiautschou-Bucht nebst einigen beachtenswerthen Bemerkungen über die Wichtigkeit unsres neuen Kolonialgebiets für die Hebung der Seiden- und der Strohbordenindustrie in Schantung. Wie aus Hassensteins „Vorbemerkungen zur Karte von Schantung" hervorgeht, legte Hr. Anz noch „zwei große Kartenblätter vor, von denen das eine die westliche Hälfte einer sehr sauber gestochenen japanischen Originalkarte des japanisch-chinesischen Kriegsschauplatzes von 1894—1895 bildete und auf den ersten Blick dem Fachmann zu erkennen gab, daß hiefür nicht allein alle vorhandenen Küstenaufnahmen, sondern auch ganz neue Wegeaufnahmen aus dem Innern der Mandschurei und von der Provinz Schantung vorgelegen haben müßten". Die Karte soll auf Veranlassung des kaiserlich japanischen Kriegsministeriums um 1896 in Tokio herausgegeben worden sein. Ich habe sie leider nicht gesehen, halte aber bei der nach deutschen Rezepten herangebildeten Umsicht, mit der die japanische Regierung ihrerzeit die Kriegsvorbereitungen betrieben hat, die Herstellung einer mit Benutzung älteren Materials kompilirten Karte der bei dem bevorstehenden Kriege in Frage kommenden chinesischen Provinzen für einen zum großen Theil in Europa erzogenen Generalstab gewissermaßen für selbstverständlich. Ebenso plausibel erscheint mir die Vervielfältigung solcher Karten, die wohl sicher, wäre es zu einer japanischen Occupation der Provinz Schantung gekommen, als Nothbehelf die Stelle von Generalstabskarten hätten vertreten müssen. Wenn nicht die Offiziere der japanischen Armee sie bereits in Korea bei sich trugen, so lagen die beiden Blätter „Mandschurei" und „Schantung" mindestens in der erforderlichen Anzahl von Exemplaren zur Vertheilung bereit. Im Handel erschienen ist meines Wissens eine solche Karte nicht, aber ich vermuthe, daß sie mit einer zu den Geheimakten des japanischen Kriegsministeriums gehörenden Arbeit identisch ist, die in den Jahren 1894 und 1895 im Maßstabe von 1:1,000,000 unter dem allgemeinen Titel „Kaso To-a yotschizu", d. h. „Provisorische Karte von Ostasien", in Angriff genommen wurde. Der Titel scheint anzudeuten, daß man sich mit einer flüchtigen, dem augenblicklichen Bedürfniß dienenden Skizzirung begnügt (kaso, lit. „temporarily made") und daß man sich gründlichere Aufnahmen für die Zukunft vorbehalten hatte. Aus dem Titel „Karte von Ostasien" dürfen wir auch auf den Plan eines ausgedehnteren Unternehmens schließen. Die inzwischen fertiggestellten Blätter trugen den Separattitel „Tschösen oyobi Pokkai-kimpö", d. h. „Tschösen (Korea) und die dem Pokkai benachbarten Gebiete". Unter Pokkai, chinesisch P'o-hai, einem Begriffe, dem im Laufe der Geschichte verschiedene Bedeutungen zukommen, ist hier wohl „der Meerbusen par excellence", d. i. der Busen von Pei-tschi-li, zu verstehen. Als Inhalt des chinesischen Theiles der Karte wurden mir die Gebiete von Föng-t'iën (Mukden), Jehol, Peking, Chefoo, Kiautschou und Tsi-nan-fu genannt.

Bei der Eile, mit der in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein so großes Gebiet zu rekognosziren war, dürfen wir selbstverständlich keine allzugroßen Anforderungen an die Genauigkeit des japanischen Materials stellen; auch scheinen den japanischen Kartographen gewisse europäische Quellen, wie die Messungen des Dr. Fritsche, unbekannt gewesen zu sein. Es scheint jedoch, daß sie gegenüber den chinesischen Karten immerhin einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen, der schon wegen einer Fülle früher unbekannter Ortsnamen beachtenswerth ist. Aehnliches Material dürfte in Japan auch mit Bezug auf andere Theile China's aufgespeichert sein, da in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des Krieges japanische Emissäre das Reich in allen Richtungen durchkreuzten, damals noch ohne Aufsehen zu erregen und

[1]) Karte der Provinz Schan-tung mit dem deutschen Pachtgebiete von Kiautschou. Hauptsächlich nach japanischen und chinesischen Quellen entworfen und gezeichnet von Dr. Bruno Hassenstein.

in chinesischer Tracht. Ich selbst wurde auf der Fahrt nach Chungking im Mai 1893 von einem Reisenden angeredet, den ich anfänglich, weil er Pidjin-Englisch sprach, für einen chinesischen Kaufmann aus Schanghai hielt und der sich schließlich als verkappter Japaner entpuppte. Wie in diesem Falle die Provinz Sſ-tſch'uan im fernen Westen mögen auch andere Theile des Reiches von Japanern durchwandert und wenigstens flüchtig durchforscht worden sein.

Als zweite Hauptquelle nennt Hassenstein in den „Vorbemerkungen" eine Originalkarte mit chinesischem Text von A. A. Fauvel, einem ehemaligen Beamten des chinesischen Seezollamtes, später Inspektor der französischen Messageries Maritimes in Marseilles. Leider stand von der 1876 in Chefoo hergestellten Karte nur ein durchgepaustes Exemplar zur Verfügung. Hassenstein schließt daraus, daß die Karte nicht in den Handel gekommen ist und „zu den größten Seltenheiten einheimischer Kartographie gehören muß, da sie von F. v. Richthofen in seinem Werk über Schantung nicht unter den Quellen seiner eigenen Karten mitangeführt wird". Hr. v. Richthofen läßt die Karte jedoch nicht unerwähnt, indem er im Anschluß an Fauvels Artikel über Schantung im Supplement zu Vivien de Saint-Martins „Dictionnaire de Géographie universelle" bemerkt, „Herr Fauvel habe bereits früher eine verdienstliche Umzeichnung der chinesischen Karte von Schantung veröffentlicht" (siehe „Schantung und seine Eingangspforte Kiau-tschou", Vorbemerkungen S. XV). Dies ist wohl in gewissem Sinne richtig, aber man darf von der Fauvel'schen Karte nicht mehr erwarten als ihre Quellen bieten. Worin diese Quellen bestanden, geht aus dem Titel des 1878 in Paris bei Lanée, Éditeur cartographe, erschienenen Blattes im Maßstab von 1:666,667 hervor. Derselbe lautet: Province du Shantung, Chine: D'après la Carte du P. Du Halde 1711, les cartes des Amirautés française, anglaise et américaine, la carte du Fleuve Jaune par Ney Elias 1868, les annales Chinoises du Shantung et plusieurs cartes Chinoises, la carte manuscrite du Rd. Dr. Williamson pour les routes et les minéraux." Eine von gründlicher Sachkenntniß zeugende Besprechung dieser Karte findet sich im VII. Band der „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (Nr. 3, 1880, S. 128 ff.), deren Studium jedem mit der Kartographie von Schantung Beschäftigten angelegentlichst zu empfehlen ist. Der Verfasser nennt die Fauvel'sche Karte „eine immerhin fleißige Arbeit, die mehr Details gibt als alle früheren Karten". „Die chinesischen Quellen sind sorgfältig benutzt, die Präfektur- und Distriktseintheilungen, Fahrstraßen und Wege sind genau eingetragen und gut markirt." „Auch die Angabe der landwirthschaftlichen und mineralischen Produkte der einzelnen Distrikte ist sehr anerkennenswerth. Vortrefflich ist der beigegebene Plan von Chefoo und Yen-t'ai." Im übrigen jedoch nennt der Verfasser die Karte „ein unkritisches Gemisch der alten Jesuitenkarte mit den modernen Küstenkarten, wobei aber die erstere nicht nach den letzteren, sondern umgekehrt die sorgfältig gearbeiteten Admiralitätskarten nach der veralteten Du Halde'schen modifizirt worden sind".

Damit hat der anonyme Verfasser jener Kritik den Kern der Methode angedeutet, die bei der Herstellung **jeder** Karte eines chinesischen Gebiets, wo außer den chinesischen Quellen auch noch andere, zum Theil auf exakten Aufnahmen beruhende europäische in Betracht kommen, zugrunde gelegt werden muß. Ich rede aus Erfahrung, nachdem ich mich in meinem ersten Versuch, einer im Jahre 1872 in Petermanns Mittheilungen erschienenen Karte der Provinz Kuangtung durch eine mir im Manuskript vorliegende, nicht auf Messungen beruhende Karte hatte verleiten lassen, gewisse Punkte im Norden der Provinz und mit ihnen die ganze Nanling-Kette um ca. 10 Minuten zu weit nördlich einzutragen. Der Kartograph soll vor dem Entwerfen seiner Karte nicht nur sämmtliche Quellen beisammen haben, sondern er soll sie auch sorgfältig nach dem Grade ihrer Zuverlässigkeit **sortiren**. Vor allem soll er sich nicht durch Fülle des Materials oder elegante, mit scheinbarer Kenntniß des in der Wirklichkeit unbekannten Details bestechen lassen, bei der Klassifizirung des Quellenmaterials den ausführlicheren Quellen den Vorzug zu geben. Im Gegentheil sind die meist nur in sehr beschränkter Zahl vorhandenen, auf Grund astronomischer Berechnung sicher feststehenden Punkte auf das leere Gradnetz als **Quellen erster Klasse** zuerst einzutragen. Dies sind für das Innere von Schantung die Bestimmungen der Koordinaten von 20 Ortschaften durch den früheren Direktor des kaiserlich russischen Observatoriums in Peking, Dr. H. Fritsche. Ihnen reihen sich unmittelbar die Küstenaufnahmen der Admiralitätskarten an. Die von Hassenstein mit dankenswerthem Fleiße benutzten japanischen Karten müssen, so lange wir bezüglich ihrer Entstehungsweise immerhin nur auf Vermuthungen angewiesen sind, als Quelle zweiter Klasse betrachtet werden. Wo sie mit den vorhergenannten exakten Quellen kollidiren, würde ich lieber auf die Genauigkeit in der Wiedergabe des ausführlicheren Materials verzichten, als auch nur einen der astronomisch festgestellten Punkte opfern. Aber ich kann mir den psychologischen Vorgang sehr wohl erklären, der einen gewissenhaften Kartographen lieber die sicher feststehenden Punkte fallen läßt, um nicht bei der Umzeichnung ausführlicherer Quellen, wie hier der japanischen Karte, zu massenhaften Abweichungen vom Original genöthigt und auf die eigene Phantasie angewiesen zu sein, da das Gefühl des „Flunkerns", das sich in dem Augenblick einstellen muß, in dem man anfängt, das Unvereinbare vereinen zu wollen, dem ehrlichen Arbeiter unerträglich ist. Um uns die japanische Kriegskarte so wiederzugeben, wie sie ist, hat er es vorgezogen, auf die Benutzung der Fritsche'schen Ortsbestimmungen zu verzichten.

Daß er selbst darauf hinweist, macht seiner Gewissenhaftigkeit alle Ehre; daß jedoch nunmehr gegenüber der astronomisch festgestellten Wirklichkeit Verschiebungen bis zu zehn Minuten, vielleicht mehr, eingetreten sind, hat zur Folge, daß wir das durch seine Fülle an Material so bemerkenswerthe Kartenbild mit diesem einen Körnchen Salz betrachten müssen. Für den Zeitungsleser, wie für jeden nicht gerade zu bestimmten Zwecken in Schantung Reisenden, bilden diese Abweichungen von der Wirklichkeit kaum eine Herabminderung im Werthe der ausgezeichneten Karte; dagegen macht sich schon jetzt das Bedürfniß zu exakteren Darstellungen geltend, da seit geraumer Zeit Ingenieure mit der Tracirung in Schantung zu bauender Eisenbahnlinien beschäftigt sind, die nothwendigerweise, da wo sie hinkommen, bedeutende Veränderungen sowohl auf der Hassenstein'schen wie auf den Richthofen'schen Karten vornehmen werden. So werden die als wichtige Bahnstationen ins Auge gefaßten Positionen Yen-tschóu-fu und K'ü-fu-hién um 8—9 Längenminuten nach Westen zu verlegt werden müssen. Dem Philologen kann es, wie der Welt im allgemeinen, gänzlich gleichgültig sein, ob Konfucius unter dem 117. Längengrad geboren ist oder einige Minuten weiter östlich; doch werden wir auf diesem Standpunkt bei dem intimeren Interesse, das wir nunmehr dem Hinterland von Kiautschou entgegenbringen, nicht lange verbleiben.

Dennoch hat sich Hassenstein ein großes Verdienst durch die Zusammenstellung des umfangreichen Materials erworben, dessen Richtigstellung den exakten Beobachtungen späterer Reisender vorbehalten ist. Wie die Karte jetzt vor uns liegt, stellt sie mit Vorbehalt in der ausführlichsten Weise den gegenwärtigen Stand unsrer topo-

graphischen Kenntniß der Provinz Schantung, dar, wie er sich aus den bisherigen Arbeiten, namentlich auch den v. Richthofen'schen Versuchen, aus den unvollkommenen chinesischen Karten in Verbindung mit persönlicher Anschauung ein Bild der orographischen Verhältnisse herzustellen, ergibt. Wie sehr sich auch dieses Bild schon in der nächsten Zukunft verändern mag, so ist es doch als Grundlage für alle späteren Arbeiten von der größten Wichtigkeit, einen Ausgangspunkt für Nachträge und Verbesserungen zu besitzen. Bis zu der Zeit, in der wir in unsree Interessensphäre so genau Bescheid wissen wie die Engländer in Indien, wird noch manches Jahr vergehen. Eine „Frage"-Karte, die einestheils zum Widerspruch reizt, und dadurch zur topographischen Erforschung anregt, anderntheils dem wißbegierigen Zeitungsleser die Möglichkeit eröffnet, sich über die ungefähre Lage der zahlreichen, jetzt immer häufiger auftauchenden Ortsnamen in Schantung zu vergewissern, ist daher sehr am Platze.

Hr. Premierleutnant a. D. Paul Höbel hat sich der mühevollen Arbeit der Transskription chinesischer Namen unterzogen und dadurch dem Verfasser zunächst einen großen Dienst geleistet. Leider eignet sich das von ihm vorgeschlagene System gerade für eine Landkarte nicht. Die durch beigefügte Zahlen angedeutete Bezeichnung der Töne, deren Kenntniß ja allerdings für die genaue Aussprache chinesischer Silben unentbehrlich ist, gehört in ein Lehrbuch der Umgangssprache und ist nur für solche Leser von Interesse, die sich dem Studium eines Dialektes der chinesischen Sprache befleißigen. Für die praktischen Zwecke einer Landkarte bildet sie ein großes Hinderniß. Ebenso die etwas erkünstelte Wiedergabe gewisser Konsonantengruppen, wie cs in $C_si^4$-nan$^2$, wofür Tsi-nan vollständig ausreichend ist. Daß nicht etwa der Pekinger Dialekt in Wade's Rechtschreibung zugrunde gelegt worden ist, daß also z. B. Kukia-kou und nicht mit Wade Chin-chia-k'ou geschrieben wird, ist anzuerkennen. Nur hätte damit auch der dem Pekinger Dialekt eigenthümliche Anlaut hs vermieden werden müssen, der im dialektfreien Mandarin entweder als h oder als s erscheint; also Tsi-mo-hién, nicht $C_s$'i$^2$-mo$^4$-hsiën; Süé-schan (Schneeberg), nicht Hsue-schan. Der Hafenort Tsintau sollte eigentlich Ts'ing-tau geschrieben werden. Doch hat sich die Schreibweise Tsintau bereits so sehr eingebürgert, daß es kaum rathsam ist, jetzt noch eine Korrektur vorzunehmen. Dasselbe möchte ich mit Bezug auf die Schreibweise der von Haus aus meist ohne Rücksicht auf ein besonderes System niedergeschriebenen Namen der bekannteren Vertragshäfen voraussetzen. Wir Alle wissen, daß die Schreibweise Chefoo aus einer veralteten englischen Orthographie entstanden ist; wir sollten, genau genommen, Tschī-fóu (nach Wade: Chih-fou) schreiben. Aber es scheint mir doch zweifelhaft, ob es jetzt noch am Platze ist, dorthin gerichtete Korrespondenzen etwa nach Tschīfóu, oder selbst Tschifu zu adressiren. Die Findigkeit einiger der in China stationirten nichtdeutschen Postbeamten, die gewohnt sind, „Chefoo" zu lesen, könnte dadurch auf eine allzu harte Probe gestellt werden, und wenn auch die dadurch veranlaßten Fälle von „miscarriago of postal matter" zu den seltenen Ausnahmen gehören mögen, so halte ich es der Sicherheit wegen wenigstens für die Vertragshäfen, deren Postämter ja in den Händen des englisch redenden internationalen Seezolldienstes sich befinden, mit der Regel: wie der Poststempel, gleichviel ob richtig oder falsch, so die Schreibweise! Erst kürzlich wurde im „Ostasiatischen Lloyd" berichtet, daß ein in Soochow (Su-tschóu) bei Schanghai abzugebender Brief wegen abweichender Schreibweise nach Sü-tschóu am oberen Yangtzï nahe der Grenze von Yünnan befördert wurde, was bei den jetzigen Verkehrsmitteln im Sommer einen Aufschub von drei bis sechs Monaten verursachen kann. Was würde aus einem nach Hiang-kiang (nach Wade: Hsiang-chiang) gerichteten Briefe werden, da man bei aller Findigkeit dem sprachunkundigen Postbeamten nicht zumuthen kann, darin die englische, aus dem dortigen Dialekt entstandene Schreibweise Hongkong wiederzuerkennen?

Man kann hieraus zur Genüge ersehen, wie wichtig für unsre Landkarten die beizeiten getroffene Wahl eines rationellen Systems der Wiedergabe chinesischer Namen ist. Dasselbe muß in erster Linie richtig sein, d. h. es muß jeder chinesischen Lautgruppe eine nach festen Grundsätzen in Buchstaben niedergeschriebene Silbe entsprechen, wobei die Mitwirkung eines mit der Schriftsprache wohlvertrauten Kenners unumgänglich nöthig ist. In der Wahl eines Systems sollte jedoch, wo es sich um den Gebrauch durch europäische Leser handelt, die nicht daran denken, chinesisch sprechen zu wollen, möglichste Einfachheit angestrebt werden. Es sollten nur solche Buchstaben und Zeichen dabei verwendet werden, die sich in jedem deutschen Setzerkasten finden. Wenn auch das Chinesische seine Eigenthümlichkeiten hat, die sich nicht ohne weiteres in unser deutsches Alphabet einfügen, so sollten doch auf alle Fälle solche nur für den Gebrauch der Gelehrten bestimmte diakritische Zeichen, deren Wirkung sich auch ohne künstliche Mittel erreichen läßt, [wie z. B. ś oder š für sch, möglichst vermieden werden. Es wird deutschen Lesern, die nicht täglich mit chinesischen Dingen zu thun haben, ganz ähnlich gehen wie dem Reisenden bei seiner ersten Ankunft in Ostasien: im Anfang scheint es, als ob die mongolischen Gesichter sich täuschend ähnlich sehen; Manchem wird es schwer, Mann und Weib zu unterscheiden. Erst nach langer Gewohnheit erstarkt das Gedächtniß ad hoc so sehr, daß man das Individuum vom Typus der Menge so leicht absondert, als ob man in der Heimath lebe. Aehnlich geht es dem europäischen Leser mit chinesischen Namen aller Art. Es empfiehlt sich daher, die Schwierigkeiten des chinesischen Lautgedächtnisses nicht noch durch komplizirte Schreibweisen zu vermehren. Was für den Dolmetscher-Eleven unentbehrlich ist, die genaue Beschreibung der Laute und jenes der chinesischen Sprache eigenthümlichen Elements, des Tonfalls, insofern es sich um das Festhalten eines bestimmten Dialekts handelt, ist für die Umschreibung der Schriftsprache durchaus nebensächlich. Das Chinesische läßt sich in dieser Beziehung mit anders organisirten Literatursprachen nicht vergleichen. Wenn es z. B. im Sanskrit noch möglich ist, dem Sprachkundigen durch ein wohlausgebildetes, wenn auch mit künstlichen Symbolen verstärktes Umschreibungssystem eine genaue Vorstellung von der Urschrift eines Namens oder Textes zu erwecken, so ist dies in der chinesischen Schriftsprache, die ja lediglich aus Ideogrammen zusammengesetzt ist, schlechterdings unthunlich. Das Schriftzeichen als Theil eines Namens ist nur für das Auge vorhanden und wird in den verschiedenen von der Kultur der chinesischen Schrift beherrschten Gebieten ganz verschieden gelesen. So werden die Zeichen für unser Kiau-tschou in Korea: Kio-tschu, in Canton: Kän-tschau, in Japan: Köschu ausgesprochen. Der Name unsrer Nachbarstadt Tsi-mo wird in Canton Tsik-mak, in Japan Sokuboku gelesen. Für streng wissenschaftliche Zwecke muß daher auch der Sinologe, gleichviel welcher Umschreibung er sich bedient, wenn er jedes Mißverständniß vermeiden will, die chinesischen Schriftzeichen hinzufügen. Die Transskription mit Buchstaben ist für alle Zwecke nur ein Nothbehelf; sie gibt nicht das Schriftwort mit allem zum Verständniß seiner Bedeutung Nöthigen wieder, sondern nur die Lautgruppe, zu dee es seiner Aussprache nach gehört. Wir können daher durch eine transskribirte Silbe wie Kiau nicht den damit gemeinten Begriff Kiau, „Leim", wiedergeben, sondern nur den Laut für das Zeichen, der nebenbei einer ganzen Reihe

Digitized by Google

anderer Zeichen mit ebensovielen Bedeutungen anhaftet. Dieser Laut kann dialektisch sehr verschiedene Formen annehmen.

Die Wahl eines bestimmten Dialekts für Transskriptionen hängt nun von Rücksichten ab, deren Beurtheilung sehr verschiedene Gesichtspunkte zuläßt. Von den in Europa bekannteren Dialekten zeichnet sich das Cantonesische durch eine verhältnißmäßig große, das Pekinesische durch eine beschränkte Zahl von Lautgruppen aus. Der Cantonese spricht, von den acht Tönen, in denen jeder Laut gesprochen werden kann, abgesehen, mit über 700 Silben, während dem Pekinesen, von der hier nur vierfachen Betonung abgesehen, nur 420 Silben oder Lautgruppen zur Verfügung stehen. Wäre für jedes Schriftzeichen ein nicht mißzuverstehendes Wort vorhanden, so genügte die Umschreibung desselben, um jede Möglichkeit der falschen Deutung auszuschließen. Nächst diesem, dem leider nicht vorhandenen ideellen Zustand, müßte sich der silben- oder lautgruppenreichste Dialekt am besten zur Transskription eignen. Wenn wir trotzdem auf den Dialekt von Canton verzichten, so ist dafür unter anderen Gründen vor allen Dingen das Herkommen anzuführen. Die Umschreibung chinesischer Namen datirt nicht von gestern und heute. Wir besitzen seit Generationen eine bedeutende Literatur über China, die wir bei der Wahl eines Transskriptionssystems nicht so ganz ignoriren dürfen. Mit der Wahl des Cantonesischen, das beispielsweise für den einzigen Laut tschi (bei Wade chi) des Pekinesischen, der in den südlichen Mandarin-Dialekten bald als ki, bald als tsi erscheint, die Laute ki, kai, kat, hat, kik, kap, tsi, tsai, tsat, tsit, tsik, tsap, tsip, tsit, tschip und tschik aufweist, würde der Werth der bisherigen Literatur über China durch Unkenntlichmachung vieler darin vorkommender chinesischer Namen dermaßen verringert werden, daß es fraglich ist, ob die Vortheile einer Neuerung dafür eine Entschädigung bieten. Nach dem Laute des Cantonesischen müßte der Kin-schan (Altai-Geb.) in Kam-schan, der Si-kiang (Westfluß) in Sai-kong verwandelt werden. Aehnliche Entstellungen würden sich in vielen Fällen durch die Wahl des Pekinger Dialekts herausstellen. Wir müßten in diesem Fall das Altai-Gebirge Tschin-schan, den Westfluß Hsi-tschiang nennen. Es empfiehlt sich daher, als Repräsentanten des modernen Schriftchinesischen denselben Dialekt zugrunde zu legen, der bei mehr oder weniger abweichenden nationalen Schreibweisen der Mehrzahl der Autoren vorgeschwebt hat, die seit etwa 200 Jahren die so umfangreiche europäische Literatur über China geschaffen haben. Dies ist aber weder das Pekinesische noch das Cantonesische, sondern der von lokalen Eigenthümlichkeiten gereinigte Mandarin-Dialekt, das Kuan-hua der Chinesen, den v. Moellendorff nicht unpassend das „Hochchinesische" genannt hat.

Sehen wir von den lokalen Eigenthümlichkeiten ab, so gehört zum Mandarin-Dialekt allerdings auch das Pekinesische, dessen augenfälligster Unterschied vom „Mandarin" der europäischen Transskriptionssysteme in der Vereinigung der Anlaute ts und k zum Anlaut tsch und der Anlaute s und h zum Anlaut hs vor nachfolgendem i besteht. So verwandeln sich die Silben tsiang (General) und kiang (Fluß) beide in tschiang, hi (glänzend, z. B. im Namen des Kaisers K'ang-hi) und si (Westen) in hsi. Diese Veränderungen allein würden genügen, um ein auf das Pekinesische gegründetes Transskriptionssystem den Zusammenhang mit dem, woran sich der europäische Leser seit mehr als hundert Jahren gewöhnt hat, vollständig zerstören zu lassen.

Hr. Premierleutnant Höbel hat daher mit Recht bei seiner Umschreibung vom Pekinger Dialekt abgesehen, ist aber leider auf halbem Weg stehen geblieben, indem er den pekinesischen Anlaut hs beibehalten hat.

Friedrich Hirth.

## Von einer südafrikanischen Farm.

Von Anton Passarge.

### IV. (Schluß.)

Die Farmwirthschaft, wie wir sie eben in Umrissen kennen gelernt haben, ist nicht überall in der Kap-Kolonie die gleiche; in den feuchteren Küstengegenden und besonders in dem südwestlichen Theil des Landes gewährt sie ein wesentlich anderes Bild. In letzterem bildet der Weinbau den Schwerpunkt der Landwirthschaft, wogegen in manchen Theilen des Ostens der Ackerbau die Hauptrolle spielt. Noch wesentlich anders gestaltet sich die Landwirthschaft in dem bereits subtropischen und feuchten Natal, welches man als den Obst- und Gemüsegarten Südafrika's bezeichnet. Wir haben es im Vorstehenden lediglich mit der Farmwirthschaft in der Karroo zu thun gehabt, welch letztere allerdings weit den größten Theil des Landes einnimmt, so daß der Karroo-Farmer als der eigentliche Repräsentant des kapischen Landwirthes gelten darf. Das Bild würde aber unvollständig sein, wenn wir dem Farmer selbst und seinen farbigen Jongens nicht einen Blick schenken wollten.

Drei Nationalitäten sind es, aus denen der Stand der kapischen Farmer besteht. Weit die erdrückende Mehrzahl bilden die holländischen Buren, ihnen folgen an Zahl die Briten und diesen die Deutschen. Genau im umgekehrten Verhältniß aber stehen diese drei Nationen zu einander in Bezug auf Tüchtigkeit. Hierin rangiren die Deutschen weit oben an, und diesen Ruhm macht ihnen Niemand, selbst der verbissenste Jingo nicht streitig. Mit fabelhaftem Fleiß und zähester Ausdauer bearbeitet der Deutsche seinen Boden und verwandelt Einöden in das schönste Kulturland; große Gebiete, deren Bewirthschaftung weder der Bure noch der Engländer der Mühe werth gehalten hat, sind durch den Deutschen kultivirt worden und bilden heute einen der werthvollsten Theile der Kolonie. „Männer und Frauen arbeiten gemeinsam auf den Feldern, so wie sie es in der Heimath gewohnt waren, und viele dieser Leute, die kaum mit einem Schilling in der Tasche hergekommen waren, sind nun Grundbesitzer mit einem Vermögen von mehreren tausend Pfund" (A. Samler Brown). Es handelt sich hiebei um das zwischen East London und King Williamstown gelegene Gebiet im Osten der Kapkolonie, welches den Namen New Germany trägt. Viele deutsche Ortsnamen gibt es hier: Berlin, Potsdam, Wiesbaden, Frankfurt, Stutterheim u. s. w., und die englischen Reisehandbücher machen auf den vorzüglichen Kulturzustand dieser Gegend und auf die überall im Felde arbeitenden Frauen aufmerksam, „ein in Südafrika ganz ungewohnter Anblick," wie eines derselben bemerkt. Es ist nicht nur das hohe Maß von Fleiß und Ausdauer, was dem deutschen Bauern das große Uebergewicht über Buren und Engländer verleiht, es ist vor allem auch die große Liebe zu seinem Boden, der ihn ernähren soll und an dem er mit seinem ganzen Herzen hängt. Es ist mit einem Wort die ideale Auffassung seines Berufs, welche ihm die große, nie erlahmende Kraftentfaltung und damit den ungewöhnlichen Erfolg verleiht.

Wesentlich anders ist der Engländer. Er ist in erster Reihe Spekulant und Geschäftsmann, der Landwirth kommt bei ihm an zweiter Stelle zu stehen. Unkultivirtes Land in Angriff nehmen und jahrelang schwer arbeiten, ehe der erste Gewinn erzielt wird, ist nicht seine Sache, das überläßt er gern Anderen und zieht es vor, eine in gutem Betrieb stehende Farm zu übernehmen. Fleiß und Energie in der Wirthschaft besitzt er genügend, mit weitem Blick und schnellem Entschluß macht er jede Verbesserung für seinen Betrieb sich zunutze, rücksichtslos und ohne viele Skrupel nimmt er seinen Vortheil wahr wo er kann.

Digitized by Google

Dem Engländer ist die Landwirthschaft weit weniger Beruf als dem Deutschen und Buren, sondern mehr ein Mittel, um Geld, viel Geld zu machen. Der pekuniäre Erfolg ist auch meist mit ihm, aber nicht selten schlagen seine gewagten Spekulationen fehl und tragen ihm das Gegentheil ein. Jedenfalls bringt es der im Schweiße des Angesichts arbeitende solide Deutsche weiter als sein spekulirender englischer Berufsgenosse. Uebrigens ist ein großer Unterschied zwischen dem eigentlichen Engländer und dem Schotten zu machen, denn letzterer artet sowohl im Charakter — der Schotte besitzt z. B. Gemüth, was dem Engländer fehlt — als auch wirthschaftlich mehr nach dem Deutschen. „De Duitschers en de Scholtsche is amper (beinahe) dezelfde soort mensche en baaing (sehr) goeie (gute) kerels, maar (aber) de Engelsche is heeltemaal (allzumal) ni (gar nicht) goed ni", kann man oft von den Buren zu hören bekommen.

Am wenigsten entwickelt ist die Farmwirthschaft der Buren. Mit vollem Recht wenden wir Deutschen ihnen unsre Sympathien zu wegen ihrer großen Freiheits- und Vaterlandsliebe, wegen ihrer Tapferkeit und Zähigkeit, mit der sie der habsüchtigen und brutalen Politik Englands bisher getrotzt und damit sich als würdige Nachkommen der alten Geusen bewiesen haben. Lernen wir sie aber näher kennen, zumal auf wirthschaftlichem Gebiet, so werden wir in manchem enttäuscht. Freilich so schwarz, wie die Rhodes-Presse sie tagtäglich malt, sind die Buren nicht entfernt, und es ist höchst zu bedauern, daß die in Südafrika lebenden Deutschen oft genug in dieses Anathema einstimmen, ohne zu bedenken, daß sie damit den Interessen ihres Volkes und Landes einen schlechten Dienst erweisen. England sucht unsre Handelsbeziehungen mit Südafrika auf jede Weise zu schädigen, und wenn trotzdem unser Handel nach hier alljährlich in reißendem Tempo zunimmt — der englische dagegen vermindert sich! —, so verdanken wir dieses lediglich den Buren (vergl. das obenerwähnte Beispiel von den Pflügen!). Ferner würde es große Unkenntniß der englischen Politik verrathen, wollten wir annehmen, England werde nicht einstmals seine Hand nach unsern Besitzungen in Südwest- und Ostafrika genau ebenso ausstrecken, wie es dies jetzt nach den beiden Burenstaaten und der portugiesischen Provinz Mozambique thut. Natürlich liegt diese Gefahr vorläufig noch fern, so lange nämlich, als es England nicht geglückt ist, seine jetzigen Annexionspläne auszuführen. Daß dies aber bisher nicht gelungen ist, verdanken wir einzig und allein den Buren; indem diese sich selbst schützen, bilden sie damit zugleich den Damm, der die englische Hochfluth von unsern wirthschaftlichen und kolonialen Interessen abhält. Da sollten wir Deutsche uns hüten, die zweifelhafte Rolle jener Krabben zu spielen, welche durch ihre Wühlarbeit den Damm zum Brechen bringen! Und wenn die Buren zehnmal schlimmer wären, als sie von den Engländern bereits gemacht werden, was ginge uns das an? Sie sind unsre besten Geschäftskunden, und das sollte uns allein schon genügen, sie uns warm zu halten, ganz abgesehen von dem Werth, den sie für uns in kolonialpolitischer Hinsicht haben. Ich wünsche, die Leiter mancher unsrer großen Zeitungen sähen einmal mit eigenen Augen, mit welcher Geschäftigkeit aus ihren burenfeindlichen Artikeln in englischen Kreisen sofort Kapital geschlagen wird, wie man solche Artikel sofort in ein pater peccavi des deutschen Volks und seines Kaisers, an John Bull gerichtet, sich zurecht dreht und uns mit beleidigendem Hohn überschüttet! Es würde so manche dieser Auslassungen bezahlter Zeitungsschreiber in Pretoria und Kapstadt ein wohlverdientes Ende im Papierkorb finden!

Wenn wir also von der politischen Seite absehen und den Buren lediglich von der wirthschaftlichen betrachten, so finden wir, daß er nicht dem Bilde entspricht, das wir uns von ihm nach seinem mannhaften Auftreten in der Geschichte seines Landes machen. Der Bure ist, um es kurz zu sagen, „versüdländert", der 200jährige Aufenthalt in einem fast das ganze Jahr hindurch sonnigen, warmen Klima hat seine Aktivität untergraben und ihm nur seine altniederländische zähe Passivität gelassen. Alle Versuche Englands, die Buren mit Waffengewalt oder durch den Einfluß ihrer höheren Kultur zu überwinden, sind vergeblich gewesen, und darin gleichen diese vollkommen ihren Brüdern, den Niederländern. Diese Widerstandskraft gegen fremde Einflüsse, die ihr stärkstes Bollwerk an der starren Orthodoxie ihrer Kirche hat, bildet die wunderbare nationale Kraft der „Afrikaner", wie die Buren sich selbst nennen. Dieser strenge Konservativismus beherrscht das ganze Wirthschaftsleben des Buren durch und durch. Mit Händen und Füßen wehrt er sich gegen jede Neuerung, auch wenn deren Vortheile deutlich auf der Hand liegen, und betreibt seine Wirthschaft genau so weiter, wie er sie von Vater und Großvater her kennt. Will die Kap-Regierung irgendwo einen großen Staudamm anlegen, so ist das den hiebei interessirten Buren schon recht, aber einen Beitrag dazu zahlen, auch wenn dieser sich hundertfach wieder einbringt, bewahre! Und so fällt das Projekt ins Wasser. Die Brandziekte (Räude) der Schafe könnte nur dann wirksam bekämpft werden, wenn die beiden Burenrepubliken mit der Kapregierung Hand in Hand gingen; daran ist aber nicht zu denken, und so florirt die Seuche weiter, trotz des in der Kap-Kolonie so strengen Schutzgesetzes, gegen das übrigens von Seiten der Kapburen kräftig Sturm gelaufen wird. Aehnlich ist es mit den Maßnahmen gegen Heuschrecken und Rinderpest. Vergeblich ist es, einen solchen Starrkopf auch mit den schlagendsten Beweisen zu überzeugen, und kann er sich diesen nicht entziehen, so flüchtet er hinter den lieben Gott und erklärt, die Plage sei vom Schöpfer als Strafe dem sündigen Menschen gesandt und dagegen ankämpfen, hieße gegen Gott freveln. Aus diesem Grunde und mit Hinweis auf die Heuschreckenplage, die auf Moses' Bitte dem König Pharao gesandt wurde, lehnte der Volksraad von Transvaal es seinerzeit ab, Schutzmaßregeln gegen die schädlichen Sechsfüßler anzuordnen, und aus demselben Grunde haben die Buren sich massenhaft gegen die Koch'sche Schutzimpfung gesträubt. In Middelburg hatte ein Pfarrer sogar von der Kanzel herab in diesem Sinn gedonnert und hiebei Professor Koch ein „Belialskind" genannt. Der übereifrige Seelenhirt hatte es aber doch für zweckmäßig befunden, seine eigenen Kühlein zu impfen! Die Mehrzahl seiner Gemeindeglieder hat in der That sich der Impfung lange wiedersetzt, darunter war auch Einer, welcher von der Regierung auf deren Kosten als Impfer ausgebildet worden war. Dieser Mann ging direkt nach jener bewußten Predigt zum Bürgermeister und erklärte, daß er aus jenen religiösen Bedenken sein Amt niederlegen müsse. Die Rinderpest war aber bereits im Distrikt ausgebrochen und darum konnte der Mann von seinem Amt nicht entbunden werden, wogegen derselbe fest auf seinem Entschluß beharrte. Da donnerte ihm der Bürgermeister das Bibelwort zu: „Ein Jeder sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat." Das wirkte. Der Mann impfte auch pflichtschuldigst die ihm unterstellten Viehherden, nur eine nicht und das war seine eigene! Er hat auch seine sämmtlichen Thiere, 200 an Zahl, eingebüßt. — Die Kurzsichtigkeit des Buren zeigt sich überall; viel Schaden fügt ihm seine am unrechten Platz geübte Sparsamkeit zu. Auch hiefür sei ein Beispiel mitgetheilt, welches als typisch gelten darf. In der Umgegend von Middelburg hatte ein Bure Namens Lessing — er ist ein Nachkomme der Familie unsres großen Dichters — auf seinem „Plaats" (Farm) Rooiwal einen Bestand von 250 Straußen, obwohl ihm nur ein für allerhöchstens

Digitized by Google

100 Vögel ausreichendes Gebiet zur Verfügung steht. Das Jahr 1897 brachte eine sehr schwere Dürre und es war klar, daß Lessing unmöglich alle diese vielen Strauße durchbringen konnte, so daß ein Verkauf der überzähligen Thiere absolut geboten war. Dazu wollte er sich aber nicht verstehen, weil ihm der unter den augenblicklichen Umständen angemessene Durchschnittspreis von sechs Pfund nicht genügte, und so behielt er dieselben, wohl auch in der stillen Hoffnung, daß der Himmel ein Einsehen haben und Regen senden werde. Der Regen fiel aber nicht, die Dürre nahm immer mehr überhand und bald litten die auf viel zu kleinem Raum hausenden Vögel schrecklich. Nun wäre es allerhöchste Zeit gewesen, mit der Maisfütterung zu beginnen, womit andere Farmer schon längst angefangen hatten. Aber, sagte sich Lessing, jeder Vogel würde bei drei- bis viermonatiger Fütterung etwa für 30 Schilling Mais beanspruchen, wären zusammen etwa 375 Pfd. St., das wäre doch zu theuer. Und doch galt es einen Schaden von 1500 Pfd. St. zu vermeiden! So zog er es vor, ein noch grünes Getreidefeld zu opfern, was sich jedoch nur als ein Nothbehelf für kurze Zeit erwies. Zum Verkauf war es jetzt zu spät, denn Jedermann hatte Mühe genug, seine eigenen Thiere durchzubringen und dachte nicht daran, noch neue anzuschaffen. So geschah es denn, was jeder Andere vorausgesehen hatte, Lessing verlor seine sämmtlichen Strauße bis auf einen Rest von zehn Stück, die er schließlich für 30 Schilling das Stück, also zum vierten Theil des ursprünglichen Werthes, an einen Nachbar verkaufte. Die Art, wie dieser Kauf zustande gekommen war, ist gleichfalls charakteristisch. Der erwähnte Nachbar, ein Schotte, hatte aus seinen Zeitungen — die Buren halten meistens keine — ersehen, daß in verschiedenen Gegenden des Landes Regen gefallen war. Aus diesen Berichten und auf Grund seiner eigenen Erfahrungen schloß er, daß man in den nächsten Tagen auch im eigenen Distrikt Regen erwarten durfte. In der That zeigten die sicheren Anzeichen hiefür sich an einem frühen Morgen. Sofort sattelte der Schotte sein Pferd und ritt zu Lessing, allwo er das Geschäft wegen der Strauße abschloß. Die jämmerlich elenden Thiere wurden sogleich gründlich mit Korn gefüttert und da der Regen sich in der That einstellte, so gewährte die Vlei bald darauf wieder genügend grünes Futter. Hiedurch gediehen die dem Hungertode nahen Thiere aufs beste und erreichten in einigen Monaten wieder ihren ursprünglichen Werth. Der Schotte hatte ein gutes Geschäft gemacht.

Es wäre jedoch ein Irrthum, zu glauben, daß sämmtlichen Buren der freie Blick fehlt; ein großer Theil derselben, zumal die in den verkehrsreicheren Gegenden lebenden und solche mit guter Schulbildung, wird nicht so leicht in die genannten Fehler verfallen, und es ist zu hoffen, daß mit der zunehmenden Entwicklung des Landes nach der Seite der Kultur und Bildung jene nicht gerade schätzenswerthen Eigenthümlichkeiten des Burenvolkes schwinden werden.

Der Vorwurf der Trägheit, welcher gegen die Buren erhoben wird, ist leider zutreffend, jedenfalls reichen sie in Bezug auf Fleiß weder an ihre britischen und noch weniger an ihre deutschen Konkurrenten heran. Dies ist aber dem unvermeidlichen Einfluß des warmen Klimas zuzuschreiben, welches die Energie schwächt und ein so hartes Arbeiten wie in den nordischen Ländern ohne Schädigung der Gesundheit nicht gestattet. Herz- und Nierenkrankheiten als Folgen zu vieler körperlicher Arbeit sind unter den eingewanderten Farmern ganz gewöhnlich und zwingen diese oft genug, es den anfangs als faul geschmähten Buren gleichzuthun, nämlich die Schwarzen arbeiten zu lassen und selbst nur zu inspiziren. Die späteren Nachkommen der erst einige Jahrzehnte im Lande ansässigen Engländer werden einst genau demselben Schicksal verfallen wie die Buren, deren Vorfahren bereit vor sechs Generationen eingewandert sind.

Die Haushaltung der Buren sticht gegen diejenige der englischen Farmer durch ihre große Einfachheit oder vielmehr Aermlichkeit ab. In einem solchen, oft bedenklich verfallenen Burenhause sieht es selten behaglich aus, es spricht aus allem ein hoher Grad von Bedürfnißlosigkeit, sehr häufig ein gänzlicher Mangel an Sinn für Reinlichkeit und Ordnung. Ebenso anspruchslos ist man in Bezug auf die Verpflegung, oft kommt Tag für Tag und zu jeder der drei Mahlzeiten nichts anderes als Kaffee aus gedörrten Carotten und Schaffleisch auf den Tisch. Gerade diese niedere Lebenshaltung verleiht dem Bur eine große Widerstandsfähigkeit gegen seinen englischen Konkurrenten. Dieser kann einen gewissen Komfort nicht entbehren und betreibt die Farmwirthschaft nur da, wo sie ihm einen einigermaßen ansehnlichen Gewinn einbringt. Der anspruchslose Bur dagegen ist imstande, seine Produkte billiger zu verkaufen als Jener, und wenn sein „Plaats“ ihm selbst nur so viel einbringt, als er für sein und der Familie Leben gerade nöthig hat, so gibt er sich schließlich damit zufrieden. Mit einem Wort, wo der Engländer nicht mehr zu existiren vermag, da hält es der Bur noch mit Leichtigkeit aus.

Eine bedenkliche Erscheinung, die aber zum Glück keine allgemeine ist, ist die Praxis mancher Buren, ihren Grundbesitz unter die Kinder aufzutheilen, was eine große Zerstückelung des Eigenthums und schließlich die Verarmung der ganzen Familie zur Folge hat, weil die einzelnen Parzellen zu klein sind, um ihre Besitzer zu ernähren. Mir ist ein Fall bekannt, in welchem ein ursprünglich reicher Bur seine weit ausgedehnte Farm unter seine acht Söhne aufgetheilt hat, sein Baarvermögen dagegen unter seine sechs verheiratheten Töchter als Mitgift. Hiedurch geschah es, daß den Söhnen kein Betriebskapital zur Verfügung stand, und da die einzelnen Parzellen zur Ernährung ihrer Besitzer und deren zum Theil bereits zahlreichen Familien nicht ausreichen, so nagen Vater und Söhne miteinander am Hungertuch.

Fassen wir das Vorstehende kurz zusammen, so eröffnet sich etwa folgende Perspektive: Der englische Farmer ist dem Buren gegenwärtig überlegen, Letzterer setzt aber der Aktivität des Ersteren seine schier unüberwindliche Passivität, seine Bedürfnißlosigkeit und sein numerisches Uebergewicht entgegen. Im Laufe der Zeit werden durch Acclimatisation des Ersteren und durch Erweiterung des Blickes des Letzteren jene Gegensätze sich mehr ausgleichen, es wird eine Annäherung stattfinden, durch welche schließlich die englische Minderheit in der großen Masse des Burenthums aufgehen wird. Auf letzteres hebend und veredelnd eingewirkt zu haben, wird ein ungeschmälertes Verdienst der Epoche englischer Herrschaft bleiben.[1])

Der eigentliche Arbeiter in Südafrika, vornehmlich der Landarbeiter, ist der **Eingeborene**. Im Gegensatz zu Nordamerika und Australien wird der Weiße in Südafrika für immer auf die Mitarbeit der Farbigen angewiesen sein. Seit der englischen Besitzergreifung des Landes hat die Arbeiter-, beziehungsweise Eingeborenenfrage eine höchst unbefriedigende Entwicklung genommen, nachdem dieselbe vorher unter der holländischen Regierung bereits in einer für beide Theile befriedigenden Weise gelöst worden war. Die praktischen und nüchtern denkenden Holländer hatten die Eingeborenen ganz richtig als das erkannt, was sie that-

---

[1]) Die Meinung, daß die Zukunft Südafrika's den Buren, bezw. holländischen Afrikanern und nicht den Engländern gehören werde, hat aufs bestimmteste der beste Kenner südafrikanischer Verhältnisse, der Engländer Selous, ausgesprochen. Die Kaffern nennen ihn „den Engländer, der nie eine Lüge spricht“.

sächlich sind, als eine inferiore Rasse, welche nur durch direkte Abhängigkeit und durch Zwang für die Kultur zu gewinnen ist. Daher brachte man die Eingeborenen in ein Hörigkeitsverhältniß zu den Ansiedlern; es entwickelte sich zwischen beiden Parteien ein patriarchalisches Verhältniß, mit dem beide zufrieden waren. In England gingen zu Beginn dieses Jahrhunderts die philanthropischen Wogen hoch, man hatte dabei den realen Boden unter den Füßen vollständig verloren und erging sich über Menschenthum und Menschenrechte in den wunderlichsten Theorien. In der Kapkolonie wurde das bestehende gesunde Verhältniß zwischen Weißen und Farbigen gründlich zerstört, man ertheilte den Eingeborenen genau die gleichen Rechte wie den weißen Ansiedlern, verhätschelte und verwöhnte Erstere in der lächerlichsten Weise und drangsalirte Jenen zuliebe die Weißen auf jede nur denkbare Art. Bald zogen schwarze Horden sengend und brennend im Lande umher, viele Hundert Ansiedlerfamilien wurden ermordet, große, blühende Kulturgebiete in Wüsten verwandelt, und alle dringenden Bitten um Schutz fanden in London nur taube Ohren. Massenhaft wanderten die Buren nordwärts und gründeten jenseits des Vaal- und Oranjeflusses neue Staaten. Endlich kam man in London so weit zur Einsicht, daß man beschloß, jenen Greueln ein Ende zu machen, aber mehrere Jahrzehnte dauerte es, bis in einer ganzen Serie blutiger Kriege die raub- und mordlustigen Kaffern endgültig niedergeworfen wurden. Freilich, so weise war man nicht geworden, die Wurzel des Uebels auszureißen und das frühere normale Verhältniß zwischen Weißen und Farbigen wieder herzustellen. Man ließ Letzteren alle nun einmal verliehenen Rechte und Freiheiten und hat damit die heutigen, geradezu unerträglichen Verhältnisse ins Leben gerufen, unter denen das Land schwerer leidet als durch Dürre und Heuschrecken. Werfen wir einmal einen Blick auf das Verhältniß zwischen Farmer und seinen Leuten.

Es ist Sonnabend. Um die geöffnete Thür der Vorrathskammer stehen die **Meidens**, die Frauen der Jongens, mit ihren Säuglingen auf dem Rücken und mit Schüsseln in den Händen. Innen im Raum theilt der Farmer die Rationen für die Woche aus, bestehend aus Mehl, Mais und Fleisch. Er kann nun mit Sicherheit darauf rechnen, daß ein guter Theil seiner Leute am Montag und Dienstag infolge überladener Mägen arbeitsunfähig sein wird, deßgleichen die letzten Tage der Woche infolge Schwäche durch Hunger. Der Kaffer ist unfähig, auch selbst nur für eine Spanne Zeit Sorge zu tragen, hat er vollauf Essen, so überlädt er sich bis zur Regungslosigkeit; daß er für die nächsten Tage etwas aufhebt, um nicht Hunger zu leiden, fällt ihm nicht ein. Der Farmer ist demgegenüber machtlos, wollte er eine öftere Austheilung der Rationen in der Woche vornehmen, so laufen ihm die Leute weg, und Afrika ist groß. — Es ist Sommer und Arbeit gibt es mehr als genug, aber es fehlt an Arbeitern. Der Farmer fragt bei den Nachbarn an, aber auch diese leiden an dem gleichen Mangel. Er fährt nach dem Dorf, unterwegs begegnen ihm öfter trekkende Kaffernfamilien, die faulenzend im Lande herumstrolchen; aber jedesmal erfolgt auf seine Anfrage und sein hohes Lohngebot die stereotype Antwort: „Nee, Baas!“ Im Dorf gibt es Hunderte stellenloser Kerle, sie lungern faul gähnend herum und lassen sich die Sonne auf den Magen scheinen, aber Arbeit annehmen? Das fällt Keinem ein. So bleibt ein erheblicher Theil der nothwendigen Arbeit dem Farmer liegen und oft ist der pekuniäre Schaden beträchtlich.

Besser als die Farmer in der östlichen Kapkolonie, welche auf die Mithülfe der Kaffern angewiesen sind, stehen sich die westlichen Farmer. Diese arbeiten mit Hottentotten, einer auf wesentlich höherer Stufe der Gesittung stehenden Rasse. Der **Hottentott** besitzt bereits einen gewissen Grad von Pflichtgefühl, Dankbarkeit und Gewissenhaftigkeit, wenngleich diese Eigenschaften noch sehr in der ersten Entwicklung begriffen sind. Sie sind aber wenigstens im Keim vorhanden, wogegen die Aussicht, in absehbarer Zeit solche beim Kaffer sich entwickeln zu sehen, gänzlich hoffnungslos ist; denn dieser hat nur die physischen Merkmale der Menschenrasse an sich, die intellektuellen dagegen, die den Menschen über das Thier erheben, fehlen ihm. Das englische Volk hat seine freiheitlichen Rechte und Institutionen als Preis davon getragen für allmähliches Ringen und Streben nach immer höherer Kulturentwicklung während zweier Jahrtausende; ein solches Gut gleichsam wie einen Apfel einem unzivilisirten Volk in den Schoß werfen, das überdies unfähig ist, von solch werthvollem Geschenk jemals richtigen Gebrauch zu machen, ist ein Frevel, welcher die gefährlichsten Folgen haben kann.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Generalleutnant v. Schwartzkoppen am 16. Aug. 1870.** Meine Antwort auf Fritz Hönigs: „Die Wahrheit über die Schlacht von Vionville-Mars la Tour“. Von W. v. **Scherff**, General der Infanterie z. D., seinerzeit Generalstabsoffizier der Division v. Schwartzkoppen. München 1899. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). — Ich glaube, Jeder, der die Schlacht von Vionville-Mars la Tour am 16. August 1870 näher verfolgt und sie in einen Vergleich mit anderen Schlachttagen des deutsch-französischen Krieges 1870/71 gezogen hat, ist gleich mir zu dem Schlusse gekommen, daß die Leistungen der preußischen Führer und Truppen ganz hervorragend waren. Ebenso gewiß steht aber auch fest, daß wir die Erfolge gerade dieses herrlichen Tages weniger den zweckentsprechenden operativen und taktischen Maßnahmen, als in erster Linie der nachhaltigen Energie verdanken, welche den obersten Führer, Prinz Friedrich Karl, und mit ihm und durch ihn die Angehörigen der II. Armee beseelte. Auch der Angriff der 19. Halbdivision (38. Brigade) gegen die Höhen nordöstlich Mars la Tour zählt, besonders unter dem letzteren Gesichtspunkte, zu den glänzendsten Waffenthaten dieses Tages, und wenn auch das heldenmüthige Opfer der Westfalen — 2424 Mann, darunter 80 Prozent der Offiziere — nicht den erwarteten Erfolg hatte, so lag die Schuld daran weder an den Führern, welche diesen Angriff befohlen und durchgeführt haben, noch an der tapferen Truppe, die hier, gleich den Brandenburgern, dem übermächtigen Gegner mit der der westfälischen Rasse eigenen Kraft und Zähigkeit entgegengingen. Der bekannte Militärschriftsteller, Hauptmann a. D. Fritz Hönig, hat nun den Angriff der 38. Brigade schon früher (1882, 1890) zum Gegenstand einer taktischen Studie gemacht, welche wegen ihrer frischen und freimüthigen Sprache Aufsehen erregte, immerhin aber durch die pietätlose Art des Urtheils über hochverdiente höhere Offiziere, so im besonderen über den Kommandeur der 19. Division, Generalleutnant v. Schwartzkoppen, bei der überwiegenden Mehrheit der Leser Anstoß erregte. Es war zu bedauern, daß diese Angriffe jahrelang ohne Erwiderung von autoritativer Seite blieben, und es ist eigentlich erst der im Laufe des vorigen Jahres erschienenen Einzelschrift 25 des preußischen Großen Generalstabs vorbehalten gewesen, die von Hönig entstellten Thatsachen richtigzustellen. Nichtsdestoweniger hält der Letztere in seiner jüngsten Schrift „Die Wahrheit über die Schlacht von Vionville-Mars la Tour“ seine irrigen Behauptungen und Schlußfolgerungen aufrecht, und so ist denn noch einmal ein Berufener, der damalige Generalstabsoffizier der 19. Division, jetzt General der Infanterie z. D. v. Scherff, in die Schranken getreten, um eine Lanze für den von Hönig zumeist angegriffenen Divisionskommandeur zu brechen. Verfasser wendet sich mit der ihm eigenen Schärfe der Dialektik gegen die Auffassungen und Schlußfolgerungen der Hönig'schen Darstellung und bringt uns überzeugend zum Bewußtsein, daß auch der Kommandeur der 19. Division am 16. August 1870 seinen

Digitized by Google

Mann gestellt hat. So sehr General v. Schwartzkappen in der Vorstellung gewinnt, um so ungünstiger ist der Eindruck, den wir von Hönigs mit offenkundiger Animosität gegen den ritterlichen Führer gerichteten Angriffen erhalten, und ich schließe mich voll dem Schlußsatze des Generals v. Scherff an, daß der Versuch Hönigs, seinen früheren Divisionskommandeur auf dem Gebiete der höheren Truppenführung zu vernichten, allen Anzeichen nach dahin führen wird, den Ruf des Militärschriftstellers Fritz Hönig selbst zu vernichten.

Heilmann, Major z. D.

w. **Numismatisches aus Frankreich.** Die Akademie der Inschriften hat den Preis Allier de Hauteroche an **Edmond Drouin** verliehen für seine gesammten Arbeiten über die Entzifferung äthiopischer, persischer und indischer Münzen und über die Völker und Herrscher Innerasiens. Der Grieche J. N. **Svoronos** erhielt eine lobende Erwähnung für seine die altgriechische Münzkunde betreffenden Aufsätze im „Journal international d'Archéologie Numismatique". Diese im vergangenen Jahre von Svoronos begründete Zeitschrift (das erste Heft ist in der Beilage vom 23. August 1898 angezeigt) hat sich durch ihre tüchtigen Veröffentlichungen alsbald einen Platz unter den wichtigsten münzkundlichen Erscheinungen gesichert. — Der französische Medaillenforscher **Roger Marx**, Generalinspektor der Museen, hat kürzlich eine Société des amis de la médaille française ins Leben gerufen. Erster Präsident ist das Akademiemitglied Jules Claretie, ihm zur Seite steht de Foville, Direktor der französischen Münzverwaltung, Schatzmeister ist der Vicomte d'Anfreville, erster Kassier an der Bank von Frankreich, Generalsekretär ist Roger Marx selbst. Beim Eintritt werden 100 Fr. und die nämliche Summe als Jahresbeitrag erhoben. Die Leistungen der Gesellschaft sind in erster Linie für die Mitglieder bestimmt. Man will jährlich eine Anzahl von Medaillen in beschränkter Anzahl prägen lassen, das Ausgaberecht dieser Stücke hat sich die Société vorbehalten. Ein Hauptgewicht wird auf die feine künstlerische Ausschmückung der Medaillen gelegt werden. — Die nächste Weltausstellung in Paris wird einen **internationalen Kongreß für Numismatik** beherbergen. Die Leitung des Kongresses liegt in den Händen der französischen Gesellschaft für Münzkunde. — Die nämliche Ausstellung soll auch eine **Sammlung aller auf der Erde zur Zeit im Umlauf befindlichen Münzen** vorführen. Der Plan geht von Robert Mowat aus, die Ausführung wird die französische Regierung durch ihre Generalmünzverwaltung leiten lassen. Man hofft, daß die ausstellenden Länder ihre Münzen bereitwillig einsenden werden, aus anderen Staaten und Münzbezirken sollen Konsuln, Missionäre und Kaufleute die gangbaren Geldsorten sammeln. Die Münzen sollen auf wagrechten Feldern aufgestellt werden. Inmitten der Sammlung wird das Standbild der Göttin der Münzkunde, der Juno Moneta, den schönsten aus dem Alterthum überlieferten Mustern nachgebildet, aufgestellt werden. Ist die Ausstellung beendet, so wandert die Moneta in den Hof des „Hôtel de la Monnaie", die Sammlung kommt ebenfalls in die französische Münze oder in das Medaillenkabinet. Für die Ausstellung sind künstlerische und wissenschaftliche Zwecke zugleich maßgebend, wissenschaftliche, insofern man zur Anschauung bringen will, auf welcher Stufe in der Prägekunst jedes der Länder steht, künstlerische, indem man Prägeort und kunstvolle Verzierung einer vergleichenden Beurtheilung zu unterziehen und so neue Anhaltspunkte für die Grundsätze im Entwerfen neuer Münzen zu gewinnen beabsichtigt.

* **Die internationale Gletscherkommission**, die vom 20.—25. August am Rhonegletscher versammelt war (s. die Notiz in Nr. 196 der Beil.), sah, wie Forel in der „N. Zürcher Ztg." mittheilt, bei dem Besuch des Unteraargletschers die Trümmer des gigantischen Steines, der ehedem das sogenannte „**Hôtel des Neuchâtelois**" bildete. Der Stein wurde im Jahre 1831 erkannt. Seither hat er die Reise, vom Gletscher bewegt, fortgesetzt. In den Jahren 1838 bis 1845 studirten Louis Agassiz und seine Neuenburger Freunde die Gletscher, sie erforschten hauptsächlich den Unteraargletscher. Sie fanden auf der Moräne einen enormen Felsen, der eine natürliche Zufluchtsstätte bot. Er ruhte auf mehreren Steinen. Die Naturforscher brachten etliche Verbesserungen an. Die Steinhütte, welche daraus entstand, nannten sie das „Hotel des Neuchâtelois". Von 1840—1844 war das Hotel der Versammlungsort aller derjenigen, welche die Gletschertheorien studirten. Aber der das Hotel bildende Stein war nicht sehr fest, schon im Jahre 1841 zeigte er mehrere Risse. Im Jahre 1844 war er in zwei Theile, im Jahre 1884 in drei, im Jahre 1899 in fünf Theile getrennt. Die Trennung erfolgte durch das Zu- und Aufgefrieren. Auf den Steinen las man die Namen Agassiz, Vogt, Ingenieur Stengel, Ingenieur Otz und Andere. Die Trümmer des Blocks sind in einer Länge von 100 bis 150 m zerstreut; sie befinden sich infolge der steten Bewegung des Gletschers nicht mehr an ihrem ursprünglichen Ort. Das Hotel de Neuchâtelois hat sich von 1842 bis 1846 im Jahre 73 m abwärts bewegt nach den Messungen von Agassiz. Von 1846 bis 1881 betrug die Abwärtsbewegung im Jahre 55 m und von 1884 bis 1899 53 m. Man besitzt also genaue Messungen der Bewegung des Unteraargletschers während eines Zeitraums von 60 Jahren. Das ist der längste Zeitraum der Messung einer Gletscherbewegung. Die Gletscherkommission war glücklich, sich am Fuß des ehrwürdigen Denkmals des Hotels des Neuchâtelois zu versammeln.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

**Aus dem Archiv der deutschen Seewarte.** XXI. Jahrg. 1898. Hggb. von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1898. — **L. Frobenius**: Die naturwissenschaftliche Naturlehre. (Allgemeinverständliche naturwissenschaftliche Abhandlungen. Heft 20.) Berlin, Ferd. Dümmler 1899. — **Alfr. Beetschen**: Hohenschwangau. Eine Dichtung. München, Leipzig, A. Schupp. — **Henry Hoole**: Das Trainiren zum Sport. Handbuch. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1899. — Dr. E. **Ronnenmacher**: Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. (Bibliothek der Sprachenkunde.) Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. — **Jos. Strnadt**: Die Passio S. Floriani und die mit ihr zusammenhängenden Urkundenfälschungen. Archivalische Zeitschrift. Neue Folge VIII. — **M. a. U.**: Vom militärischen Stil. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — **John Tyndall**: Fragmente aus den Naturwissenschaften. Vorlesungen und Aufsätze. II. Ausgabe. 2 Bde. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn 1899. — **Bilderbogen für Schule und Haus.** 3. Heft, Bogen 51—75. Wien, „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst". — Dr. F. **Knoke**: Das Schlachtfeld im Teutoburger Walde. Eine Erwiderung. Berlin, R. Gaertners Verlag 1899. — **Kunst und Kunsthandwerk.** II. Jahrg., Heft 7. Wien, Artaria u. Co. 1899. — **Xenologie.** Wissenschaftliche Zeitschrift. Hggb. von Dr. Ferd. Maack. Nr. 1 u. 2. Hamburg, Selbstverlag 1899. — Dr. **Wilh. Budde**: Physikalische Aufgaben für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 3. Auflage. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn 1899. — **Jules Case**: Die Sklavin. Roman. Paris, Leipzig, München, Alb. Langen 1899. — **Jeanne Marni**: Pariser Droschken. Ebd. 1899. — **Knut Hamsun**: Die Königin von Saba und andere Novellen. Ebd. 1899. — **Herm. Schelenz**: Pharmakognostische Karte für die Arzneibücher Europa's und der Vereinigten Staaten von Amerika. 2. Auflage. Wien, Leipzig, G. Freytag u. Berndt 1899. — Dr. **Jos. Schenk**: Schönheit und Liebe. Ein philosophischer Versuch. Meran, F. W. Ellmenreich 1899. — **Gustav Edler v. Pelikan**: Relief-Karte von Salzburg und Umgebung. Salzburg, in Kommission: Herm. Kerber, k. k. Hofbuchhandlung 1899. — **Gemsen-Eier.** Alpin-Humoristisches in Wort und Bild. Vierte Portion. Kempten, Jos. Kösel. — **Andr. Fischer**: Goethe und Napoleon. Eine Studie. Frauenfeld, J. Huber 1899. — **Artaria's** Spezial-Touristenkarte Nr. 4. Dachstein-Gruppe mit Distanz-Uebersichtskarte. 3. Aufl.; Alpine Bilder, Touristenkarten und Führer; Tiroler Stationen- und Touren-Tabellen. Wien, Artaria u. Co. 1899. — **Volksbote** 1900. 63. Jahrg. Ein gemeinnütziger Volks-Kalender. Oldenburg, Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung A. Schwartz.

**Jahrgang 1899.** München, Donnerstag, 7. September. **Nummer 204.**

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

**☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Samstag.**

**Uebersicht.**



## Hieronymus Münzer und der Genter Altar.

Im 15. Jahrhundert lebte in Nürnberg Hieronymus Münzer, ein gelehrter Mediziner, der mancherlei für einen Arzt recht eigenthümliche Gewohnheiten besaß. Wenn in Nürnberg die Pest herrschte, that er eine Reise ins Ausland. So geschah es, daß er im Jahre 1494 mit einigen sprachkundigen Kaufleuten nach Spanien und Portugal ging. Von da kehrte er über Frankreich und die Niederlande wieder nach Franken zurück. Er hatte gute Empfehlungen und da er sich nach Weise der Polyhistoren für alles Mögliche interessirte, auch der guten alten Sitte nicht vergaß, sich ein umfängliches Reisejournal anzulegen, so konnte er in der Heimath seinen Freunden viel Neues erzählen. Er hat auch einen sauber ausgearbeiteten Reisebericht geschrieben, der uns aber leider nicht im Original erhalten ist.

Vor kurzem fand nun Hr. Dr. Boll von der Münchener Staatsbibliothek in einem Handschriftenverzeichniß die Bemerkung, daß einer der werthvollen in München aufbewahrten Codices des Nürnberger Humanisten Hartmann Schedel eine Beschreibung des Genter Altars enthalte, und hatte die Güte, mich darauf aufmerksam zu machen. Bei näherer Prüfung erwies es sich, daß dieser Codex[1]) unter anderem eine von Hartmann Schedel selbst angefertigte Abschrift von Münzers Reisebeschreibung enthält.

Diese beginnt auf F. 96 v. unter dem Titel: Itinerarium sive Peregrinatio Eccellentissimi viri artium ac utriusque medicine doctoris Hieronimi Monetarii de Feltkirchen Civis Nurembergensis. Die folgende Folie (97 v.) bringt dann eine genauere Angabe: Prefatio Doctoris Hieronimi Monetarii Ex Nuremberga In Itinerarium et Peregrinationem quam fecit tempore pestilentie Anno Salutis 1494 ad Hispanias et Gallias et totam Europam occidentalem. Auf F. 98 v. gibt dann Münzer in ganz naiver Weise die Veranlassung seiner Reise an: Postea Anno salutis 1494 suboriente nova pestilentia antiquum remedium do fuga volens querere denuo cogitando mihi quosdam ingenuos adolescentes mercatorum opulentorum filios qui ytalicam et gallicam linguam callebant Anthonium Herwart de Augusta et Casparem Fischer et Nicolaum Wolkenstain hos inquam itineris mihi comites elegi.

F. 274 v. enthält die Schlußbemerkung: Itinerarium sive peregrinatio Accuratissimi doctoris medicine Ieronimi Monetarii per Hispaniam Franciam et Alemaniam altam et bassam Cum descriptione locorum Civitatum et Castellorum finit foeliciter. Es folgen aber noch einige addiciones, die mit F. 300 v. den Sammelband schließen und besonders für die Geschichte der portugiesischen Entdeckungsfahrten wichtig sind. Nach einem weiteren Vermerke hat Münzer diesen Bericht noch im Jahre der Heimkehr, 1495, verfaßt.

Die Reise dauerte vom 1. oder 2. August 1494 bis zum 15. April 1495. Am 26. März 1495 hatte sie den gelehrten Arzt nach Gent geführt. Seiner Gewohnheit gemäß hat er sich über diese Stadt einige Aufzeichnungen gemacht, die für uns von großer Wichtigkeit sind, aber bis heute unbekannt blieben. Man weiß, daß in Gent die Brüder van Eyck lebten, denen lange Zeit die Erfindung der Oelmalerei zugeschrieben wurde. Dieses Verdienst kann ihnen nun zwar nicht länger zuerkannt werden; dagegen bleibt die Thatsache bestehen, daß sich mit ihrem Namen die Erinnerung an das erste große Denkmal der neueren Tafelmalerei verbindet. Von ihnen stammt der hochberühmte Genter Altar, und zwar hat laut Inschrift Hubert van Eyck das große Werk begonnen, Jan aber hat es vollendet. Nach dem Wortlaut der allerdings nicht wohl erhaltenen Inschrift, die den verstorbenen Hubert als den größeren Maler bezeichnet, hat man nun lange Zeit geglaubt, diesem das Hauptverdienst zuschreiben zu müssen. Jedoch stand dem entgegen, daß von Hubert außer den nicht bestimmbaren Theilen des Genter Altars, an denen er gearbeitet hat, kein einziges Werk erhalten blieb, was doch schwer verständlich ist, wenn Hubert so sehr bedeutend gewesen sein soll; von Jan dagegen besitzen wir ungefähr ein Dutzend. Dazu kam, daß auch die strengste Stilkritik keinen Unterschied der Technik des Genter Altars gegenüber Jans authentischen Gemälden erkennen konnte. So nahm man denn in den letzten Jahren an, daß wenigstens die technische Ausführung zum allergrößten Theile von dem jüngeren Bruder herrührt und daß die Inschrift nicht gar wörtlich genommen werden darf.

In dieser Verwirrung und Unkenntniß kommt uns nun eine Stelle in Münzers Bericht sehr zu statten. Sie findet sich auf F. 263 v. und 264 v. und lautet:

De nobilissima tabula picta ad S. Joannem cuius simile vix credo esse in mundo.

Ecclesia S. Joannis inter illas tres principales est pulcrior, maior et longior de 156 passibus. Et inter cetera habet unam tabulam depictam supra unum altare magnum et preciosissimam de pictura. In cuius summitate est depictus Deus in maiestate. Et ad dextram beata virgo. Et ad sinistram Joannes baptista. Et sub eis figure octo beatitudinum. In ala autem dextra adam: et circa ipsum angeli: cantantes melos deo: In ala autem sinistra Eva: et angeli cum organis. Et in inferiori ala dextra Justi iudices et Justi milites. sub ala autem sinistra Justi heremitae: et Justi peregrini. Et omnia illa sunt ex mirabili et tam artificioso ingenio depicta: ut ne dum picturam: sed artem pingendi totam ibi videres videnturque omnes ymagines vive. Postquam autem magister pictor opus perfecit: supporadditi sibi

[1]) Clm 431 (aus Hartmann Schedels Besitz).

fuerunt ultra pactum et preciam sexcentum carane. Item quidam alius magnas pictor supervenit valens imitari in suo opere haac picturam et factas est melancolicus et iasipieas. O quam mirande sunt effigies ade et eve. videntur omnia esse viva. Et singula membra sibi correspandeat. Sepultus est autem magister tabelle ante altare.

Da uns Münzers Originalhandschrift nicht vorliegt, so haben wir das Recht, an die von Schedel gemachte Abschrift mit der Kritik heranzutreten, die wir in solchem Falle an jeden Text anzulegen pflegen. Die Beschreibung läuft ruhig und klar vorwärts. Erst nach dem Passus von Adam und Eva setzt eine gewisse Fahrigkeit ein: der Ausdruck videntur amnia esse viva ist im gegebenen Text eine ungeschickte und allzu rasche Wiederholung eines wenige Zeilen vorher gebrachten Satzes; die Bemerkung et singula membra sibi correspondent entbehrt des deutlichen Zusammenhanges; auffallend ist endlich auch der Gebrauch des bei Münzer ziemlich seltenen tabelle an Stelle des ihm geläufigeren tabule, das obendrein bei einer Beschreibung des mächtigen Genter Altars das richtigere Wort ist. Wir dürfen also den Text unbeanstandet hinnehmen und haben nur bei den drei letzten Sätzen Grund zu Bedenken.

Dieser sehr günstige Befund deckt sich vollkommen mit dem Urtheil, das vom kunsthistorischen Standpunkt aus über Münzers Notiz zu fällen ist. Der Aufbewahrungsort des Gemäldes ist richtig angegeben. Die Sankt Johannes-Kirche, in der Münzer das Bild sah, ist in späterer Zeit zur Kathedrale von Gent erhoben worden und wurde bei dieser Gelegenheit dem hl. Bavo geweiht, unter welchem Namen sie uns heute bekannt ist.

Die Beschreibung des Altars ist durchaus korrekt, was umsomehr anerkannt werden muß, als sie sogar auf die einzelnen Flügel eingeht. Münzer hat sich offenbar an Ort und Stelle selbst detaillirte Aufzeichnungen gemacht; das geht schon daraus hervor, daß er bei den vier unteren Seitenflügeln die Bezeichnungen wählt, die der Meister selbst auf den Tafeln angebracht hatte. Diese sehr verdienstliche Genauigkeit erhöht das Vertrauen auf Münzers Zuverlässigkeit. Auffallend mag es nur erscheinen, daß er die Außenflügel trotz ihrer reichen Bemalung unerwähnt läßt.

Selbst die Angabe, daß ein anderer großer Maler über dem Studium der unerreichbar guten Ausführung des Genter Altars den Verstand verloren habe, und die dem heutigen Leser sehr verdächtig erscheinen mag, müssen wir als wahrheitsgetreu annehmen; denn in der That wissen wir, daß Hugo van der Goes, der berühmte Genter Maler, aus Selbstquälerei schwermüthig geworden und ins Kloster gegangen ist. Der Bericht, den uns sein Klostergenosse, der Mönch Offhuys, von seiner Krankheit gegeben hat, deckt sich gut mit unsrer Notiz und es sei darum gestattet, ihn hier anzuführen:

Anna Domini 1482 moritur frater Huga conversus hic professus. Hic tam famasus erat in arte pictoria, ut citra montes sibi similis, ut aiebant, temporibus illis nan inveniebatur. Pariter navicii fuimus ipse et ega hec scribens. — Dupliciter de hac nostri conversi pictoris infirmitate possumus loqui. Primo dicente quad fuit naturalis et quedam species frenesis. — Verum ad anime passianes pro certa scio dictum fratrem canversum fuisse valde gravatum. Habebat enim sollicitudinem maximam quomodo opera perficeret depingenda. Ut tunc dicebatur, vix in IX annis perficere potuisset.[1])

Was die Glaubwürdigkeit von Münzers Notiz anlangt, so ergibt sich aus dem Vorstehenden, daß der von der Philologie nicht beanstandete Theil sich auch vor der kunstgeschichtlichen Forschung als durchaus zutreffend erweist, und wir müssen darum die noch in diesen Abschnitt fallende Bemerkung über das Honorar als gleichermaßen zuverlässig annehmen. Dem Maler wurde nach der Fertigstellung des Werks 600 Kronen über den ausgemachten Preis bezahlt. Fertiggestellt aber hat den Genter Altar Jan van Eyck, volle sechs Jahre, nachdem Hubert van Eyck, der ihn begonnen hatte, gestorben war. Da der Zusammenhang klar beweist, daß Jan diese bedeutende Summe als Anerkennung für die bewiesene seltene Meisterschaft erhielt, so muß der Stifter Jodocus Vyd von Jans persönlicher Leistung in unerwartet hohem Grad befriedigt gewesen sein. Für Vyd war offenbar Jan mehr als Einer, der das von einem Anderen unfertig zurückgelassene Bild schlecht und recht vollendet, sondern ein Maler von selbständiger und hoher Bedeutung. Das stimmt auch dazu, daß der Altar erst sechs Jahre nach Huberts Tod fertig wurde. Da ausdrücklich bemerkt wird, daß diese 600 Kronen ultra pactum et precium gegeben wurden, so ist auch ausgeschlossen, daß Jan in irgendwelche Erbansprüche Huberts eingetreten wäre; der Wortlaut des Vertrags war erfüllt und weitere Rechtsansprüche bestanden also nicht mehr. Jan bekam, was er selbst verdient hatte, als Huldigung für sein persönliches artificiasum ingenium.

Diese Angabe Münzers paßt nun völlig zu dem, was die Kunstgeschichte bis jetzt auf dem Wege der Stilkritik erkannt hat, nämlich zu der Ansicht, daß dem Jan der Hauptantheil an der malerischen Ausführung gebühre; der Verfasser dieses Artikels hat sogar an anderem Orte auch den Nachweis zu bringen versucht, daß überdies für Jan das Hauptverdienst der künstlerischen Konzeption in Anspruch zu nehmen ist. Damals war mir Münzers Reisebericht noch nicht bekannt; aber es will mir scheinen, daß nunmehr den Resultaten der reinen Stilkritik doppelter Werth beizulegen ist. Bis auf weiteres müssen wir Huberts Antheil an dem Genter Altar ziemlich gering ansehen; ich glaube, daß er im wesentlichen nur an den Stifterbildnissen, die keineswegs auf der Höhe von Jans gesicherten Portraits stehen, gearbeitet hat; aber auch hier wird die frühere Ansicht zu Recht bestehen, daß Jan seines Bruders Arbeit überging, um die Einheitlichkeit des Eindrucks herzustellen.

Wir kommen nun zu dem letzten der drei Sätze, von denen wir oben gesagt haben, daß sie aus philologischen Gründen nicht unbedenklich sind. Münzer gibt an, daß der magister tabelle vor dem Altare begraben liegt. Wir wissen in der That, daß Hubert in der Vydkapelle vor dem Genter Altar begraben wurde, während Jan in Brügge bei Sankt Donatian seine Ruhe fand. Demnach wäre also — wenn Schedel uns den Text unverändert überliefert hat —, Hubert als der Meister des Genter Altars bezeichnet. Aber Hubert ist 1426 gestorben, das heißt sechs Jahre vor der Vollendung des Altars, für die doch eben derselbe Münzer dem fertigstellenden Meister, d. h. dem Jan, 600 Kronen auszahlen läßt. Hier hat sich Münzer entweder eine Flüchtigkeit zuschulden kommen lassen, oder was dem textkritischen Befund nach wahrscheinlich ist, wir haben durch Schedels Schuld einen zerrütteten Wortlaut vor uns. In einen Fall wie im anderen kann bei diesem wichtigen Punkt Münzers Angabe nicht als vollständig gelten, was sehr zu bedauern ist; denn wenn der erste Theil seiner Erzählung in die schwere Frage vom Genter Altar ganz klares Licht zu bringen schien, so stellt uns der zweite aufs neue vor die heikle Aufgabe, die Wahrheit durch Konjekturen zu ermitteln.

Es ist nicht glaublich, daß man dem Nürnberger Reisenden in Gent den Hubert als den einzigen Maler des Altars genannt habe; denn die Genter Tradition gab, so viel wir wissen, von jeher Johann den Vorrang und sie hat sogar in späterer Zeit, als die Inschrift — vermuthlich wegen der

[1]) *Alphonse Wauters:* Hugues van der Goes. Bruxelles 1872, p. 18 ff.

Digitized by Google

starken, schwer ergänzbaren Beschädigung — übermalt wurde, den Namen des Hubert ganz vergessen. Jedenfalls wissen wir, daß schon bald nach Münzers Besuch in Gent der Altar schlechtweg den Fremden als die Tafel des Johannes gezeigt wurde; denn unter diesem Titel erwähnt sie Dürer in seinem berühmten Tagbuch von der niederländischen Reise, und dessen Zeugniß verdient hier besondere Beachtung. Denn er als Maler sprach sicher mit denjenigen Leuten darüber, die in der Geschichte der niederländischen Malerei am besten Bescheid wußten. Dieses stimmt auch endlich zu der Angabe des wohlunterrichteten Vaernewyck, der in seiner 1574 erschienenen Historie van belgis, offenbar mit Bezug auf Genter Tradition, die bekannten Bildnisse Jans und Huberts auf dem Genter Altar bespricht und Jan als den Hauptmeister hinstellt: Joannes den ioncsten broeder, ende principael meester, is in de selue tafel ghekontrefaiet rydende te peerde, met eenen rooden Pater noster, op zwarte cleederen, ende Hubertus om zyn oudsrdom, sitt op een peert neffens hem, ter rechtor hant: Joannes is iouck ouerleden, hadde hy noch moghen leuen hy hadde (als soomen van Athemon[1]) seyde) lichtelyck alle Schilders der weerelt te bouen ghegaen.

Unsre Kenntniß von den Brüdern van Eyck rührt außer von spärlichen Inschriften und Urkunden hauptsächlich von Nachrichten her, die uns italienische und niederländische Schriftsteller des 16. Jahrhunderts erhalten haben. Aus dem 15. Jahrhundert selbst hatten wir so gut wie keine Erzählung über ihn; denn die einzige uns aus dieser Zeit erhaltene, die des Facius, gibt im wesentlichen nur Beschreibungen von verlorenen Gemälden, und wir können nichts aus ihr entnehmen, als daß Jan van Eyck in Italien schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein sehr berühmter und geschätzter Maler gewesen ist, von dem sich manches schöne Stück in italienischen Sammlungen befand. Die ersten, etwas ausführlicheren und brauchbaren Berichte datiren aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ihnen gegenüber steht Münzer um zwei Generationen dem großen Maler näher und mit ihm rückt wenigstens ein Theil von Vaernewycks Angaben noch in das 15. Jahrhundert. Wenn wir nun das Verhältniß der beiden Brüder zu einander untersuchen wollen, so fällt jetzt das oft angeführte Argument weg, daß Hubert nur deßhalb von unsern Quellenschriftstellern nicht oder nicht mit größerem Nachdruck genannt worden sei, weil sie eben zeitlich so weit von den Eycks getrennt und darum ungenau unterrichtet waren. Auch im 15. Jahrhundert maß man dem jüngeren Bruder die Hauptbedeutung bei, und zwar in Gent, wo man doch die besten Quellen zur Verfügung hatte, in Bezug auf den Genter Altar selbst.

Wie man sieht, ist Münzers Notiz, obschon nicht sehr reichhaltig und vielleicht verstümmelt, doch von großem Belang. Sie bestätigt einige andere, nicht ganz für sicher gehaltene Angaben und sie gibt in der das Honorar behandelnden Stelle eine bei unserm Mangel an sonstigen Nachrichten recht bemerkenswerthe Auskunft.

Karl Voll.

[1]) Nach Herrn Dr. Bayersdorfers scharfsinniger Emendation ist hier der von Plinius erwähnte Maler Artemon gemeint.

---

## Vom Hofe des Sonnenkönigs.

Von Paul Holzhausen.

Das große Pariser Verlagshaus Plon, Nourrit & Cie. hat mit seiner seit einer Reihe von Jahren herausgegebenen Sammlung von Geschichtsdarstellungen und historischen Quellenwerken einen weltbekannten großartigen Erfolg erzielt. In langen Reihen liegen vor uns die Bände, deren wesentlichen Inhalt die Ereignisse des Revolutionszeitalters und des ersten Kaiserreichs bilden. Seit einiger Zeit hat diese merkwürdige und in ihrer Art mustergültige Sammlung den Charakter einigermaßen geändert: sie ist nach vorwärts und rückwärts erheblich erweitert worden. Während in ersterem Sinn auch die das Reich des dritten Napoleon, ja selbst die neuere und neueste Zeit betreffende Geschichtsliteratur in den Bereich der Plon'schen Publikationen gezogen worden ist, hat man ganz neuerdings angefangen, auch das Jahrhundert Ludwigs XIV. heranzuziehen, das „goldene Zeitalter" der französischen Literatur, auch in politischer Beziehung neben der napoleonischen Aera das glänzendste Kapitel der französischen Geschichte, dessen aus der Ferne der Jahrhunderte in die Gegenwart hineinstrahlendes Ruhmeslicht ganz dazu geschaffen erscheint, das Herz des französischen Patrioten in den trüben Tagen von Dreyfus und Panama, Faschoda und Maskat aufzurichten und zu erquicken.

Aus der reichhaltigen neuen Abtheilung der Plon'schen Kollektion erwähnen wir ein Werk des Prinzen von Broglie über „Mabillon et la Société de l'abbaye de Saint-Germain des Prés", eine preisgekrönte Geschichte des 30jährigen Kriegs aus der Feder des Lyoner Professors Charvériat, eine interessante Studie über Mazarin und Colbert von dem Grafen Gabriel Jules de Cosnac, zwei Werke des Diplomaten de Courcy, „La Coalition de 1701 contre la France" und „L'Espagne après la paix d'Utrecht". Eine werthvolle kleine Schrift J. Lairs, „Louise de la Vallière et la jeunesse de Louis XIV", erweitert, mit Hülfe eines bisher ungedruckten Briefschatzes, unsre Kenntniß des zartesten und liebenswürdigsten Frauenbildes aus der Jugendzeit des „großen" Bourbonen, während desselben „Nicolas Foucquet, procureur général, surintendant des finances, ministre d'Etat sous Louis XIV" ein anziehendes Gemälde der ebenso leichtsinnigen wie hochstrebenden, ebenso geistvollen wie haltlosen Persönlichkeit des Mäcen der Rokokozeit entrollt.

Neben diesen Schriften, unter denen wir noch eine sorgfältig gearbeitete Biographie des Marschalls Villars von dem Akademiemitglied Marquis de Vogüé hervorheben, beansprucht in der Plon'schen Sammlung ein Memoirenwerk[1]) nicht geringes Interesse, einmal seiner sittengeschichtlichen Bedeutung halber, dann auch, weil es sehr werthvolle Nachrichten über eine Verschwörung enthält, die im Jahre 1674 von einem Mitglied der bekannten Familie Rohan und einigen Komplizen gegen Thron und Leben Ludwigs XIV. angezettelt wurde und, durch den Offizier Du Cause de Nazelle, den Schreiber dieser Memoiren, entdeckt, mit dem Tode der an dem Komplott betheiligten Staatsverräther endete.

Der Herausgeber des Buches ist Ernest Daudet, der gleich seinem großen Bruder Alphonse in Nîmes geborene, gleich diesem rühmlich bekannte Romanschriftsteller, zugleich ein geschätzter Historiker, der sich namentlich auf dem Gebiet der inneren Geschichte seines Landes, besonders durch seine Beleuchtung des Lebens und Treibens der Royalisten während der Revolutionszeit und unter der Restauration („La terreur blanche, Histoire des conspirations royalistes du midi sous la révolution, Histoire de l'émigration" u. a.) große Verdienste und einen geachteten Namen erworben hat. Und wer sollte ihn nicht kennen, auch unter den Nichthistorikern, den trefflichen Bruder des genialen Daudet, der einst dem kleinen Alphonse nach dem Zusammenbruch des väterlichen Hauses in Paris die Wege geöffnet hat, die er sich selbst in ehrlicher Arbeit durch den Urwald der Millionenstadt hatte schlagen müssen? Hat ihm doch der dankbare Bruder in seinem „Petit Chose" einen Denkstein aufgerichtet, der

[1]) Der Titel lautet: „Mémoires du temps de Louis XIV par *Du Cause de Nazelle*, publiés avec une introduction et des Notes par *Ernest Daudet*. Paris, Plon 1899. 269 S. 8°.

so lange stehen wird wie es unter unsern westlichen Nachbarn eine Literatur gibt. E. Daudets sorgfältige und solid arbeitende Hand erkennen wir auch in den werthvollen Archivstudien über den Prozeß gegen Rohan und seine Genossen, die er de Nazelle's Memoiren angehängt, und in den gewissenhaften biographischen Fußnoten, mit denen er die Lebenswege der darin vorkommenden Persönlichkeiten beleuchtet hat. Neben dem Herausgeber gebührt der Dank des Geschichtsfreundes für die Veröffentlichung dieses alten Memoirenschatzes dem Besitzer des Originalmanuskripts, Hrn. du Plaix, einem Bewohner der berühmten Kathedralstadt Bourges in der gesegneten Landschaft Berry, der in uneigennütziger Weise seinen kostbaren Besitz dem Forscher zur Verfügung stellte.

Ein düsteres Bild, diese „Erinnerungen“ des flotten, schneidigen Leutnants de Nazelle! Ein düsteres Bild aus jener glänzenden Zeit, in welcher der „Sonnenkönig“ mit seinen Millionen die köstlichen Rokokosäle von Marly und die Terrasse von St. Germain schuf, in der aus zierlichen Fontainen in den weiten Schloßgärten von Versailles die Wasser sprangen, während schöne, sittenlose Frauen von feinen Kavalieren in der Allongeperrücke hinter den Taxushecken sich artige Schmeicheleien sagen ließen und die Rosse Turenne's und Melacs die blühenden Fluren des Neckarthales zerstampften und auch das französische Volk unter der Last der Kriegssteuern und Auflagen seufzend zusammenbrach.

Leutnant de Nazelle, aus altadeligem Geschlecht der Gascogne, war eine Art Glücksritter, einer der Vorgänger jener leichtsinnigen, aber ritterlichen Haudegen, die 100 Jahre später, in der Revolution und unter Napoleon, die Welt des Kriegs durchziehend, Geld und Weiberherzen aller Länder im Flug eroberten. Wir skizziren seine Vorgeschichte mit flüchtigen Strichen. Mit 14 Jahren entläuft der junge Held dem väterlichen Schloß an den Ufern der prächtigen Garonne. Ihn zieht es nach der „Lichtstadt“, wo aus der Wiege der Kardinalsherrschaft und den Wirren der Fronde der Bourbone hervorgegangen ist, der mit dem von ihm gesprochenen oder ihm doch zugesprochenen Worte l'Etat c'est moi das autokratische Regiment der Despoten des 17. und 18. Jahrhunderts inaugurirte. Um die Wahl seiner Mittel ist der junge Abenteurer nicht verlegen. Wie ein anderer Held seiner Geschichte, der Chevalier de Rohan, sich erdreistete, der eigenen Mutter die Juwelen zu entwenden, so schmuggelt er sich mit einem gefälschten Brief seines Vaters in das Haus eines von dessen Freunden in der Hauptstadt ein und gewinnt auf diese Weise die Mittel, als Kornet unter die Gardes françaises aufgenommen zu werden und sich eine Zeitlang in dieser Stellung zu erhalten. Nicht minder skrupellos ist er im Verkehr mit den Weibern. Ja, er entblödet sich nicht, dem Mann, der ihn gastfrei unter sein Dach aufgenommen, das Herz der Gattin zu stehlen. Freilich hatte er daheim nicht viel besseres lernen können, und das Bild, das er selbst von seinem Elternhause entwirft, ist, gelinde gesagt, greulich. Als er nach einem Feldzug in Flandern und nach erlangter Verzeihung in die Heimath zurückkehrt, sucht die eigene Mutter, eine verworfene Buhlerin, den Sohn, der ihre galanten Pläne stört, durch einen Bravo ermorden zu lassen, ein damals auch in Frankreich gang und gäbes Mittel, um sich lästiger Personen geräuschlos zu entledigen. Da die Sache mißlingt, verhetzt sie ihn zu einem Zweikampf mit dem Sohn einer Nachbarsfamilie, seinem besten Freund. Auch die nun folgende Duellscene ist von kulturgeschichtlichem Interesse. Mit der tiefen sittlichen Verworfenheit des 17. Jahrhunderts vertrug sich vortrefflich ein Schein sublimer Ritterlichkeit. In manchen Ereignissen des Frondekriegs tritt er dem Leser entgegen; aus den sonoren Versen der Tragödien Corneille's und seines englischen Nachfolgers John Dryden klingt er wieder, und in diesen letzteren, sowie in den La Calprenède- und Scudéry-Romanen hat er sich einen Kodex subtilster Ehrenlogik auferbaut. So umarmen sich auch hier die Gegner vor dem Zweikampf, versichern sich noch einmal ihrer gegenseitigen Achtung und Freundschaft und stechen dann aufeinander los, daß es eine Freude ist.

Duellgefahr und Mord entronnen, zieht unser Gascognischer Freund in den Türkenfeldzug nach Candia, den Venetianern zu Hülfe. Neue Abenteuer. Vor seiner Abfahrt hat er sich in Toulon in eine schöne, tugendhafte Wittwe verliebt, die seine Neigung nicht unerwidert läßt, aber ihre Ehre fest behauptet. Bei der Rückkehr wird der Held von einem eifersüchtigen Marineoffizier überfallen und es erfolgt ein Rencontre, wie sie nach französischem Muster bis ins 18. Jahrhundert auch unsre deutschen Studenten auf den Straßen stiller Musenstädte auszufechten pflegten. Der Gegner entpuppt sich als gemeiner Mordgeselle, dessen feiger Tücke unser Held mit knapper Noth entgeht. Während seine Freundin von den Qualen hoffnungsloser Liebe Erlösung im Kloster sucht, wandert de Nazelle wieder nach Paris, wo er mit einigen seiner Freunde angenehme Gesellschaft in wohlhabenden Bürger- und Beamtenkreisen besucht und sich in Frl. Anceau, die Tochter eines königlichen Sekretärs, verliebt. Aber die gutsituirte Familie der Geliebten will von einer Verbindung mit dem mittellosen, von dem Elternhause sozusagen verstoßenen artigen Leutnant nichts wissen, und Frl. Anceau läuft Gefahr, nach der Sitte der Zeit, hinter Klostermauern ihr Dasein verträumen zu müssen. Romantische Liebesscenen füllen die Seiten dieser Kapitel (das IV. und V.) des Buchs. Recht anziehend ist ein Bild, auf das auch Daudet in seiner Einleitung besonders aufmerksam macht: Leutnant de Nazelle nähert sich, als Pastetenbäcker verkleidet, seiner Geliebten im Luxembourggarten und es gelingt ihm, in dieser Gestalt die Wachsamkeit eines begleitenden Argus einzuschläfern. Inzwischen zieht er wieder verschiedentlich zu Feld, er macht die Belagerung von Zutphen mit und gelangt von dort auf einem wilden Reiterzuge durch holländische und niederrheinische Landschaften, der einem Wouverman prächtige Sujets geliefert haben würde, nach Paris zurück. Darauf nimmt er an Ludwigs bekannter Berennung von Maastricht theil, erregt, wegen seiner Liebesgeschichten vielfach verfolgt, bei der Besetzung Triers durch die Franzosen die Eifersucht des Kommandanten Grafen de Vignory, kommt wiederum nach Paris, quittirt den Dienst, bleibt aber, um der noch immer angebeteten Geliebten nahe zu sein, in der Hauptstadt. Hier zieht er, mit nur schmalen Mitteln versehen, in das Haus eines Flamländers Van den Enden, der im Osten der großen Stadt, im Stadtviertel Picpus, eine Pension hält.

An dieses alte Quartier erinnert noch heute der Name eines kleinen, halbvergessenen Friedhofs (cimetière de Picpus), den nur selten ein feinerer Kenner auf dem Wege zum Père Lachaise nebenher aufsucht, um die in diesem entlegenen Winkel verborgenen Gräber Lafayettes und einer Anzahl von Revolutionsopfern zu betrachten. Damals war das noch eine fast ländliche Gegend, und die Pensionsanstalt des Flamländers Van den Enden mit ihrem großen Garten und daranstoßenden Park, zu dem verschiedene verborgene Eingänge führten, war wie geschaffen für einen Mann, der weitab vom Gewoge und Getriebe der Großstadt über stillen Plänen brütete, vielleicht auch die lichtscheuen Pfade des Verbrechens wandelte.

Was de Nazelle in dem aufregenden Gesellschaftstreiben der Hauptstadt, in dem Sturm wogender Schlachten gesucht und nicht gefunden, die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, hier sollte sie ihm ungesucht entgegentreten. Denn an diesem abgelegenen Ort betrat der namenlose Leutnant den Boden

Digitized by Google

der Weltgeschichte und wurde Mitwisser eines Geheimnisses, dessen weitere Entwicklung ihm einen wenn auch bescheidenen Platz in dem Buch der Historie verschaffen sollte.

Der Pensionshalter Van den Enden war, wie de Nazelle alsbald erkannte, ein höchst eigenthümlicher Mensch. Er war damals — 1674 — ein angehender Siebziger, ein kleiner, weißhaariger Mann, aber an Geist und Körper noch wie ein Junger, der als Wittwer und Vater von vier erwachsenen Töchtern, von denen mehrere in Holland lebten, noch verstanden hatte, das Herz eines jungen Weibes zu fesseln, die das Haus in musterhafter Ordnung hielt und der Verschwendungssucht des alten Herrn einen nur allzu nöthigen Hemmschuh anzulegen wußte. Dieser Hang zur Verschwendung war die Ursache, daß es Van den Enden im Leben zu nichts brachte und wie Cardanus und Servet und so manche andere der großen Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts ein Wanderleben führte, das ihn wie Jene in Elend und Verfolgung bringen sollte. Van den Enden war ein Mann von einer ungeheuren Gelehrsamkeit, die, dem Zuge jener polyhistorischen Zeiten entsprechend, fast alle Zweige des Wissens umfaßte. Er schrieb und sprach ein halbes Dutzend europäischer Sprachen und kannte daneben das Hebräische und Syrische; er war ein tüchtiger Mathematiker und in der Chemie und den Naturwissenschaften so bewandert, daß er von den Gelehrten dieser Disciplinen vielfach aufgesucht wurde, auch Schönheitsmittel und andere Arkana mit Erfolg fabrizirte. Dabei war er ein gewandter Redner und geschickter Dialektiker, philosophisch tief gebildet, Freigeist in politischer und religiöser Hinsicht, in dieser Deist, in jener Republikaner, der mit bemerkenswerther Geistesklarheit der staatlichen Entwicklung um ein Jahrhundert vorausgeeilt zu sein scheint. Er hatte lange in Amsterdam gelebt und dort mit Erfolg gelehrt, war viel gereist und hatte sich am Abend seines Lebens, gedrängt von der Sorge ums tägliche Brot, getrieben von Ehrgeiz, aber auch von einer unverkennbaren Liebe zu seiner durch die Franzosen bedrängten niederländischen Heimath, in politische Abenteuer eingelassen. Dieser Mann war nicht nach Frankreich gekommen, um den Pariser Buben' ihre Unarten abzugewöhnen; seine, wiewohl in hoher Blüthe stehende Pensionsanstalt war nur der Deckmantel für ein weitverzweigtes, wohlüberlegtes Unternehmen. Er stand in Beziehungen zu der spanischen Statthalterei zu Brüssel und hatte Verbindungen mit einer Reihe hochgestellter, aber unzufriedener Personen in Frankreich angeknüpft.

Unter diesen spielen der Chevalier de Rohan und ein ehemals brillanter Offizier Latréaumont die erste Rolle. Ersterer war aus jener Familie de Rohan, von der zahlreiche Mitglieder in der französischen Geschichte eine — nicht immer beneidenswerthe — Rolle gespielt haben. Ein Rohan war einer der tapfersten Hugenottenführer gewesen, eine Rohan jene Herzogin von Chevreuse, die Heldin des Frondekrieges, ein Rohan sollte gegen Ende des 18. Jahrhunderts in dem berüchtigten Halsbandprozeß eine betrübende Figur abgeben, eine Rohan endlich, von anderen zu schweigen, war die Geliebte des letzten Condé, der in dem Schloßgraben von Vincennes unter den Kugeln bonapartistischer Grenadiere sein Leben aushauchte. Der Chevalier, unser Rohan, hatte von seinem Vater das Amt eines königlichen Oberjägermeisters geerbt, dieses aber verloren, weil er nach plausibler Vermuthung Daudets, wegen seiner Verwicklung in eine Liebesaffaire einer Nichte Mazarins bei dem König in Ungnade gefallen war. Ein tapferer Offizier, schön wie Apoll und von den Weibern entsetzlich verwöhnt, aber gleich vielen schönen Männern ein Held von schwachem Geiste, der während des folgenden Prozesses sogar unzweideutige Spuren zeitweiliger Umnachtung zeigte, hatte er sich, von dem nagenden Teufel der Unzufriedenheit gequält, von Latréaumont und Van den Enden in das politische Komplott verstricken lassen, das ihn zum Helden unsres Buches gestempelt hat.

Der letzte dieser drei Verschwörer, der Offizier Latréaumont, war einer der verwegenen charakterlosen Haudegen des 17. Jahrhunderts, ein Kapitän Fracassa, ein Horribilicribrifax, aber von unzweifelhaftem Muthe, einer von der Sorte Menschen, wie die Mörder Wallensteins gewesen sein müssen. Dieser officier de la fortune hatte gleichfalls moralischen Schiffbruch erlitten, war unter die déséquilibrés gerathen und gehörte, begabt mit dem ehernen Starrkopfe, der unter den französischen Volksgenossen den Normannen kennzeichnet, zu den Leuten, die zu allem fähig waren.

Die Genannten waren, wie schon angedeutet, die Leiter eines verzweigten Komplotts, das mit der spanischen Statthalterschaft und der holländischen Regierung vereinbart war. Der Statthalter in Brüssel, Graf Monterey, sollte Geld und Soldaten hergeben; die holländische Flotte die Stadt Quillebeuf überrumpeln; Latréaumont wollte die Normandie, in der zahlreiche unzufriedene Adelige saßen, insurgiren, ein infolge des Steuerdruckes gegen die königliche Regierung ausgebrochener Aufstand in der Bretagne sollte unterstützt werden und dies Land — das war der Köder für den Schwachkopf Rohan — diesem als ein Vasallenstaat Frankreichs zufallen. Diese weitausgesponnenen Pläne gipfelten in dem Vorhaben, den Dauphin von Frankreich auf einer Wolfsjagd in der Normandie zu entführen und den „Sonnenkönig" selbst, der unter geringer Bewachung in Versailles weilte, zu überfallen und im Nothfalle zu ermorden. Auch dieser Plan war im einzelnen wohl vorbereitet. Schon hatte ein Schneider in Paris den Auftrag erhalten, 150 Uniformen der Gardes Françaises anzufertigen, in die des Komplotts unkundige Leute gesteckt werden sollten, die man bei der erwarteten Auflösung der Verhältnisse und durch die Aussicht auf gute Beute zu der Gewaltthat zu bringen hoffen durfte. Ging der Plan mit seinen Entführungsgedanken nicht über das Schablonenhafte der im 17. und noch im 18. Jahrhundert so beliebten Aufhebungen fürstlicher oder anderer hochgestellter Persönlichkeiten hinaus, so zeigt er in der Kühnheit, die Pariser Verhältnisse auf den Kopf stellen zu wollen, einige Aehnlichkeit mit dem Unternehmen des Generals Mallet gegen den ersten Napoleon im Jahre 1812. Wie dieser Spätling der Revolution, so dachte auch der seiner Zeit vorauseilende Feuerkopf Van den Enden an — eine französische Republik!

Die vielfachen, oft geheimnißvollen Besuche Rohans und Latréaumonts in dem abgelegenen Pensionshause des Quartiers Picpus blieben dem scharfen Auge des Leutnants de Nazelle nicht verborgen und eine unglückliche Geschwätzigkeit des alten Van den Enden, der in lebhaften Abendunterhaltungen mehr auskramte als nöthig war, bestärkten seinen aufsteigenden Verdacht. Er hatte mit der jüngsten Tochter des Flamländers, der hübschen, leichtfertigen Marianne, ein unlauteres Verhältniß angeknüpft, wobei es wieder für die Sittenverhältnisse bezeichnend erscheint, daß ihm das Mädchen zugleich als Postillon d'amour bei seinen Sendungen an Fräulein Anceau, die heimliche Braut des Ungetreuen, freiwillig diente. Aus dem thörichten Geschöpf brachte der Leutnant manches heraus, er legte sich auf die Lauer und es gelang ihm, die Gespräche der Verschwörer zu belauschen, die ihm jeden Zweifel hinsichtlich seiner bisherigen Wahrnehmungen benahmen. Auch unter den Verschworenen war Verdacht gegen die Person des Offiziers rege geworden, und mit Schaudern hörte de Nazelle, wie Latréaumont den Vorschlag machte, sich des unbequemen Gastes kurzerhand zu entledigen. Aber Van den Enden,

Digitized by Google

der den Jüngling liebgewonnen zu haben scheint, wußte den barschen Haudegen zu beruhigen.

Eben war des Flamländers Abreise nach Brüssel verabredet worden, wo er den Grafen Monterey aufsuchen und mit diesem die letzten Schritte vereinbaren sollte. Das hatte de Nazelle erfahren, und es hielt ihn nicht länger. Seine Vaterlandsliebe, eine in seinen „Erinnerungen" oftmals betonte schwärmerische Verehrung für die Person des großen Königs, gewiß auch der Wunsch, eine Rolle zu spielen und um endlich in bessere Verhältnisse zu kommen, überwogen manche Bedenken, die er noch gehabt hatte. Am 31. August 1674, bei einbrechender Dunkelheit, stand er vor dem Kabinet Louvois', des gefürchteten Staatssekretärs des Kriegsdepartements, und begehrte, den Minister in einer die Sicherheit des Königs und des Staates betreffenden Sache zu sprechen.

Unverzüglich vorgelassen, erstattete de Nazelle seinen Bericht, der eine fast augenblickliche Bestätigung durch eine Warnung erhielt, die Ludwig XIV. von dem Londoner Hofe zuging. Hierauf erfolgte die Verhaftung der Verdächtigen. Der Chevalier wurde am 11. September, als er nach Hofbrauch der Messe des Königs beigewohnt hatte, durch den Gardemajor Herrn de Brissac arretirt, Van den Enden nach seiner Rückkehr in Le Bourget, wohin er auf das Andrängen seiner Gattin geflüchtet war, in einem Wirthshause festgenommen, als er gerade im Begriffe stand, mit falschem Bart das Weite zu suchen. Aber die Lippen eines der am tiefsten Eingeweihten versiegelte der Tod. Latréaumont befand sich in den Angelegenheiten des geplanten Staatsstreichs schon in Rouen, wo er von de Brissac in einer Herberge überrascht wurde. Da er thätlichen Widerstand leistete, kam es zu einem Handgemenge mit Brissacs Bedeckungsmannschaft, und drei Gardisten schossen dem wilden Gesellen ihre Kugeln in den Leib. Schwerverwundet wurde er in eine Kammer des Justizpalastes gebracht, wo er durch Abreißen des Verbandes seinem ohnehin dem Henker verfallenen Leben ein Ziel setzte. Zahlreiche weitere Verhaftungen erfolgten in den Kreisen des normannischen Adels, doch gelang es den davon Betroffenen, ihre Unschuld nachzuweisen, außer zweien, einem Herrn de Préau und einer Frau v. Villars, einer galanten Dame von Schönheit und Grazie, aber recht zweifelhaftem Rufe.

Alsbald wurde der Prozeß gegen die Angeklagten eröffnet. Die Verhöre begannen am 26. September. Die wesentlichen Ergebnisse sind aus den im 18. Jahrhundert, vor allem von Berryer und Chavannes gesammelten Akten im Anfang der Daudet'schen Ausgabe abgedruckt worden. Wir könnten dem bereits Gesagten kaum noch etwas neues hinzufügen. Charakteristisch erscheint nur der Kampf der Parteien, die sich um das Opfer Rohan, das einzige, das seiner vornehmen Sippe halber einen Streit werth war, mit allen Mitteln schlugen. Der Haß des Adels gegen die Minister des autokratischen Königs ist bekannt genug. Besonders richtete er sich gegen Louvois, der, ein fiskalisches Arbeitspferd wie Colbert und daher dem König äußerst brauchbar, in seinem barschen und brüsken Wesen überall den Emporkömmling verrieth, ein hochfahrender, herzloser Streber, weder Colbert und noch weniger Vauban an Gediegenheit des Charakters zu vergleichen. In seinem Kampf um Rohans Haupt verfuhr der Adel mit kluger Taktik. Die Familie hielt sich vollständig im Hintergrunde, obwohl namentlich die dem Könige sehr nahestehende Prinzessin Soubise, eine Verwandte des Chevaliers, in der Lage gewesen wäre, eine vertrauliche Fürbitte zu wagen. Man griff zu dem feinen Manöver, gerade durch Nichtintervention auf die Großmuth des Alleinherrschers zu wirken. Das Mittel wäre beinahe gelungen. Als das Todesurtheil schon gefällt war, schob der König die Ausführung auf und berieth sich mit drei vertrauten Rathgebern über die Zweckmäßigkeit der Gnade oder der Strenge. Während zwei der Gefragten, unter ihnen der große Condé, der alte Frondeur, zur Milde riethen, bestimmte der dritte, der Minister Le Tellier, Louvois' Vater, den König für die Strenge.

So wurde der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen. Da es keineswegs meine Absicht ist, den Leser mit den widerlichen Einzelheiten einer Hinrichtungsscene zu ermüden, so beschränke ich mich auf die Angabe einiger sittengeschichtlich merkwürdigen Einzelheiten. Die adeligen Theilnehmer wurden enthauptet, der greise Van den Enden erlitt allein die entehrende Strafe des Galgens. Auch bei einer Hinrichtung hatte also, wie de Nazelle mit einem Anfluge von Ironie bemerkt, der Adel zu damaligen Zeiten einen Vorzug. Ja, der Henker erbot sich sogar, dem Chevalier die Hände mit einem seidenen Bande zu binden, was dieser mit taktvoller Hindeutung auf die Fesselung des Heilands zurückwies. Vor der Exekution wurden die männlichen Verschworenen der question préalable, der Tortur des spanischen Stiefels, unterworfen, ein vergeblicher Versuch, noch weitere Geständnisse zu erpressen, eine unnütze Grausamkeit, wie Daudet bemerkt. Auch bei dieser Gelegenheit genossen die Adeligen einen kleinen Vorzug, insofern ihnen nur acht, dem unglücklichen Van den Enden aber zehn Keile zwischen die zusammengeklemmten Knie getrieben wurden.

Bei der Exekution selbst, die auf dem Platze vor der Bastille stattfand, war eine ungeheure Menschenmenge versammelt. Die alte Erscheinung bei den öffentlichen Hinrichtungen in Frankreich. Voltaire erzählt, daß bei der schauerlichen Hinrichtung des unglücklichen Damiens Männer und Frauen der ersten Gesellschaft, namentlich die Letzteren, sich an den stundenlangen Martern des Opfers weiden konnten, und ein späterer Beobachter des französischen Lebens, der Hamburger Domherr F. J. L. Meyer, berichtet aus der Revolutionszeit, daß man bei der Hinrichtung Robespierre's und Fouquier-Tinville's das Fenster mit zwei Louisd'or bezahlt habe. Die neugierige Freude an blutigen Schauspielen dieser Art kann man auch heutzutage, konnte man beispielsweise bei Vaillants und Caserio's Ende unter der hochzivilisirten Nation beobachten. Theatralisch, wie er angelegt ist, liebt der Franzose auch bei dem Verbrecher den heroischen Abgang. Ja, dieser ist imstande, die leicht entzündlichen Naturen unsrer Nachbarn zur Bewunderung von Mördern und Giftmischern zu stimmen. Auch im vorliegenden Falle trat ähnliches ein. Die weißen Haare Van den Endens, die philosophische Resignation, mit der er den Tod verachtete und in seinem bigotten Jahrhundert den Beichtiger zurückwies, der Villars Schönheit und kokette Grazie, des Chevaliers herrliche Mannesgestalt und sein edler Anstand verfehlten nicht, einen tiefen Eindruck auf die Zuschauer zu machen.

So endete die Rohan'sche Verschwörung vom Jahre 1674. Es bleiben nur noch wenige Worte über das Schicksal de Nazelle's nachzutragen. Der Gardeoffizier erntete den Lohn seiner That nicht, durch die er, gleichviel welches die Motive gewesen waren, dem französischen Staate und dem nach dessen eigener Staatsdoktrin mit ihm identischen Könige einen zweifellos wichtigen Dienst geleistet hatte. Obwohl durch Ludwigs persönliche Gunst eine Zeitlang ausgezeichnet und durch diesen in den Stand gesetzt, seine Angebetete heimzuführen, hatte er ein trübes Schicksal. Louvois hatte durch einen der Richter, einen Herrn de Bezons, an ihn das Ansinnen richten lassen, den Marquis d'Ambre, einen der persönlichen Feinde des allmächtigen Ministers, durch eine falsche Angabe in den Prozeß zu verwickeln. Als de Nazelle diese Niederträchtigkeit von sich abwies, ließ ihn Louvois fallen, und eine Pension, die ihm der sonst so freigebige

König für seine Eröffnungen zugedacht hatte, fiel, sicherlich nicht ohne Zuthun des rachsüchtigen Ministers, recht spärlich aus. Das war nicht das Einzige. Der Haß der Rohans und des mit ihnen gegen Louvois verbündeten Adels verfolgte den Angeber und sein Leben gerieth in Gefahr. Auf den Rath eines wohlmeinenden Mannes zog er sich in seine Provinz zurück. Aber auch hier wußte der Haß seiner Feinde ihn aufzuspüren. Ohne Ursache, wenn wir dem Gascogner glauben dürfen, eingekerkert, schmachtete er fünf Jahre lang ohne Urtheil und Entscheid im Gefängniß, woraus ihn nur die heldenhaften Anstrengungen seiner Gattin, die selbst nach Paris eilte, zu befreien vermochten. Ueber seine weiteren Schicksale erfahren wir nichts, als daß er im Schoße einer glücklichen Familie seine ferneren Tage verlebte. Zwei seiner Söhne waren königliche Hauptleute; einer von ihnen starb den Heldentod vor dem Feinde.

Das sind die „Erinnerungen" de Razelle's, um es nochmals zu sagen, ein düsteres Bild von Despotismus und Hochverrath, Ministertyrannei und Hoflabalen. Ein Stück Hintergrund aus dem Reiche des „Sonnenkönigs", auf dessen Coulissen sich die Feenschlösser von Marly und Versailles malen, während auf hohem Kothurn die Tragödie Corneille's über die Bühne schreitet und die Molière'sche Muse über Preziösenthum und gelehrte Frauen schalkhaft im Winkel kichert.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Nordpolarkarte**, ausgeführt von V. v. Haardt. Wien, Ed. Hölzel 1899. — Dem Wiener Geographen Haardt v. Hartenthurn dankt die geographische Wissenschaft bereits eine ganze Reihe hervorragender Leistungen; wir erinnern nur an seine viel benutzte Völkerkunde Asiens und an seine Karte der Südpolarzone, welche uns erstmals unser Gesammtwissen von der Antarktis übersichtlich vor Augen stellte. Dieser letzteren schließt sich nunmehr eine analoge Darstellung der arktischen Gegenden an, eine willkommene Ergänzung der vorgenannten, deren Werth besonders in unseren Tagen sehr hoch anzuschlagen ist. Haben sich doch die Eismeerfahrten gegenwärtig ganz jenes Interesse zurückerobert, welches sie sich vor 30 Jahren, unter dem Einfluß von Petermanns rastloser Agitation, in Deutschland bereits errungen hatten, um dann freilich durch die Fortschritte der Afrikaforschung in den Schatten gestellt zu werden. Die vierblättrige Karte v. Haardts wird zumal den Schulen zustatten kommen, denn die Größe des Maßstabes — 1:5,000,000 für die Hauptkarte, 1:25,000,000 und 1:50,000,000 für die beigegebenen Nebenkärtchen — ermöglicht es, die zusammengefügten Theile als Wandkarte des nördlich vom 60. Breitengrade gelegenen Gebiets zu verwenden. Man sieht, daß sich der Autor nicht ängstlich an die mathematische Grenze gehalten hat, welche ja erst beim Polarkreise, bei $66^1/_2{}^0$ n. Br., liegen würde; er hat vielmehr, sehr mit Recht, auch jene Länder mit einbezogen, für welche neuerdings die Bezeichnung „subpolar" üblich geworden ist. Die Karte ist, abgesehen von ihrer unmittelbaren Bedeutung für die Länderkunde — indem sie uns zeigt, wieweit thatsächlich unsre topische Kenntniß reicht — auch von entschiedener Bedeutung für die physikalische Geographie. Sie führt uns die Grenzlinie des stets gefrorenen, unter den Strahlen der Sommersonne nur ganz oberflächlich aufthauenden Erdbodens vor; sie läßt die polare Verbreitungsgrenze der ausdauerndsten Bäume, der Birke, Lärche und Fichte, verfolgen; sie zeigt uns, wie weit nach Norden Weizen und Gerste reichen, wobei sich der vortheilhafte Einfluß des feuchtwarmen Klimas von Norwegen kundgibt; sie orientirt uns über die Verbreitung der gefrorenen Mooswiesen oder Tundren, welche in Sibirien ihre weiteste Verbreitung besitzen. Auch die Eisverhältnisse, sowie die warmen und kalten Meeresströmungen sind unterschieden, und ein breiter, rother Saum trennt das absolut menschenleere Areal von den südlicheren Gegenden, innerhalb deren noch menschliche Siedelungen zu finden sind. Am weitesten greift diese Linie nach Norden aus im Smith-Sunde, wo wir übrigens gern auch die „Dörfer" Etah und Peteravik, deren Eskimo-Bewohner thatsächlich als „ἔσχατοι τῶν ἀνθρώπων" gelten können, verzeichnet gesehen hätten. Die Randkarten gewähren Einblick in die Vertheilung der Temperatur, des Luftdrucks, der Winde und der erdmagnetischen Kraftäußerungen (nach Neumayer). Vor allem aber wird der Unterricht in der Entdeckungsgeschichte den wesentlichsten Nutzen aus dem schönen Werk zu ziehen haben. Alle bemerkenswerthen Expeditionen, durch welche die Polargeographie eine wirkliche Bereicherung erfuhr, sind durch besondere Zeichen angedeutet, so daß man das stufenweise Fortschreiten unserer Kenntniß dieser unwirthlichen Regionen zu kontroliren in der Lage ist. Besonders zieht natürlich die oberste, zwischen 85° und dem Pole selbst gelegene Kalotte die Aufmerksamkeit auf sich; auf drei Blättern erglänzt dieselbe noch in jungfräulicher Weiße, aber im vierten, Europa zugewendeten Quadranten sehen wir ein Stück der Reiseroute der „Fram" unter Sverdrups Leitung, sowie den kühnen Vorstoß Nansens bis über den 86. Breitengrad hinaus eingetragen. Das verarbeitete Material ist ganz ungemein reichhaltig, und soweit wenigstens die Erfahrung des Berichterstatters geht, ist von den so zahlreichen Forschungsreisen, welche seit Baffins und Barentz' Zeiten unternommen worden sind, keine irgend wichtige unberücksichtigt gelassen worden. So steht denn auch zu erwarten, daß das verdienstvolle Kartenwerk, welches auch der Verlagshandlung alle Ehre macht und einem der ersten unter den lebenden Pionieren der Erschließung des hohen Nordens, dem Grafen Wilczek, zugeeignet ist, eine sehr freundliche Aufnahme beim Publikum finden werde.

S. Günther.

*γα.* **Lindau** am Bodensee, 4. Sept. Nachdem gestern die feierliche Begrüßung des 30. Deutschen Anthropologen-Kongresses im Theatersaal stattgefunden, der diesmal eine gemeinsame Tagung mit der „Wiener Anthropologischen Gesellschaft" abhält, wird heute Morgen in Gegenwart der Frau Prinzessin Therese von Bayern in jenem alten Rathhaussaale die Eröffnungssitzung gehalten, in dem einst 1496 Kaiser Maximilian auf dem Reichstag vergeblich von den unter Vorsitz Berchtholds von Mainz versammelten Ständen um Unterstützung für seinen Römerzug nachgesucht hatte und so dem Auslande ein Beispiel deutscher Uneinigkeit gegeben worden war. Der historische Boden und der landschaftliche Reiz wirken hier, jeder in besonderer Eigenart, auf den Fremden. Geheimrath Waldeyer, der derzeitige Präsident der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft" übergab nach seiner Eröffnungsrede den Vorsitz an den Frhrn. v. Andrian (Wien). Der Redner nahm zum Thema: Die Stellung der Hochschulen zum anthropologischen Studium. Er gab eine in ihrem Resultat wenig erfreuliche Statistik der auf Anthropologie bezüglichen Vorlesungen und Uebungen an den 20 deutschen Universitäten. Allein München besitzt ein unter Johannes Ranke stehendes eigenes anthropologisches Institut zur Heranbildung von Anthropologen, Berlin knüpft diese Bestrebungen an die Sammlungen des Museums für Völkerkunde an. Auf sieben Universitäten, zumal im Süden Deutschlands, ist das Fach noch völlig unvertreten. Königsberg pflegt die Urgeschichte Ostpreußens. Freilich sieht es im Auslande kaum besser aus. Die École d'anthropologie in Paris und die Smithsonian Institution in Washington sind die vornehmsten anthropologischen Studienanstalten außerhalb Deutschlands; wenngleich in allen Kulturstaaten Alterthumsmuseen in regem Wetteifer erstanden sind und noch erstehen und in der Schweiz, in Oesterreich, Rußland, England, selbst neuerdings in Japan diese Studien gepflegt werden, so genügen diese Rüstkammern der Wissenschaft doch nicht für die Aufklärung, die die Anthropologie allen Volksschichten zu bringen geeignet ist. Es ist insbesondere für den heutigen Weltverkehr unentbehrlich, bessere anthropologische und ethnologische Kenntnisse zu verbreiten, und die Staaten mit Kolonialbesitz haben die Pflicht, von ihren Kolonialbeamten diese Kenntnisse in umfassenderem Maße zu fordern, als bisher geschehen. Eine Einfügung in den Universitätsunterricht fordert Waldeyer für die Anthropologie, sowie die Begründung eines

Digitized by Google

deutschen Zentralinstituts nach dem Pariser und nach dem Münchener Muster. Der Kongreß ward dann namens der Staatsregierung durch Geheimrath v. Braun, namens der Stadtverwaltung durch Bürgermeister Schützinger, sowie namens des Bodensee-Geschichtsvereins und anderer wissenschaftlicher Korporationen feierlichst willkommen geheißen. Dr. Kellermann begrüßte ihn im Namen der lokalen Geschäftsführung. Prof. Ranke (München) konnte dann eines vom verstorbenen Pfarrer Reinwald gemachten interessanten Grabfundes Erwähnung thun, der, unter der Sakristei von St. Stephan in Lindau gefunden, aus Skeletten von Bewohnern Lindau's aus dem früheren Mittelalter besteht. Dieser Fund ist insofern von Bedeutung, als durch ihn eine Lücke unsrer Kenntniß in der somatischen Geschichte der Bodensee-Bevölkerung ausgefüllt wird. Während die dolichocephale Bevölkerung der Völkerwanderungszeit hier heute völlig verschwunden ist und an ihre Stelle ein rundköpfiger Typus getreten ist, sehen wir in diesen Resten den Uebergang durch die Mischung langköpfiger und rundköpfiger Schädel deutlich angezeigt. Darauf gab Geheimrath Virchow in längerer Rede einen Ueberblick über die erreichten wissenschaftlichen Resultate in der Anthropologie unsres Jahrhunderts. Die „Tradition der Meinungen“, so führte der Gelehrte aus, hat in Deutschland leider zu lange der „Tradition der Thatsachen“ gegenüber geherrscht und damit Verwirrung in den besten Köpfen erregt. So geschah es, daß französische, holländische, englische, selbst italienische Forscher uns in anthropologischer Wissenschaft voraneilten. So werthvoll die „Tradition der Meinungen“ auch für den Kulturfortschritt ist, so kann man doch nicht verkennen, daß sie die wissenschaftliche Entwicklung gehemmt hat; denn ein Kultus der Meinungen ist stets vom Uebel. Der Redner ging sodann auf die sich schroff entgegenstehenden Ansichten von der Dauerhaftigkeit der Typen und von der Veränderungsfähigkeit der Typen ein. Wenn Männer wie Kollmann (Basel) die Persistenz der Typen bis zum Diluvium nachgewiesen haben und er selbst Beweise dafür erbringen konnte, so neigt Virchow heute mehr der Anschauung zu einer Mutabilität der Typen anzuerkennen, da man angesichts der Thatsachen doch nicht auf Blumenbachs diversitas nativa, eine Mehrheit der Anfänge, kommen könne. Virchow nimmt diese Veränderungsfähigkeit für die einzelnen anatomischen Theile des Körpers für die Gewebe namentlich in Anspruch und suchte im einzelnen die Erscheinungen so zu deuten, die wie die Krümmung des Schienbeins, die Platyknemie, mechanisch nicht eindeutig zu erklären sind. Es scheint hier eine pressende Einwirkung der Muskeln auf den Knochen vorzuliegen. Auch die Erscheinungen, wie sie durch die Einwirkung der Nerven auf die Knochensubstanz hervorgerufen werden, gehören hieher, wenn ihre Wirkung nicht mechanisch oder chemisch zu erklären ist. Es entstehen die Fragen: Wann beginnt die wirkende Ursache thätig zu sein? Bleibt die Besonderheit, die entstanden ist, auch im Keim wirksam? Hier verwischen sich dann die Grenzen von Pathologie und Physiologie; denn die erste ist doch nur eine Physiologie unter erschwerten Umständen. Man hat zu prüfen, ob es eine sekundäre Umgestaltung der Typen gibt, oder ob diese sich erblich fortsetzen. Die Archäologie, bisher ein Hülfsmittel für anthropologische Forschung, kann doch nicht ganz an deren Stelle treten. Die Frage der Nationalität ist anthropologisch gar nicht zu behandeln. Die Nationalität ist ein zusammengesetztes Phänomen mit einer Modifikation der Elemente. Fehlt die Sprache, so hört die Untersuchung der Nationalität auf. Deßhalb sollte die moderne Anthropologie mehr zerstörend als aufbauend wirken, weil sie die Inkrustation von Meinungen wegschaffen müßte und diesen nüchternen Standpunkt der naturwissenschaftlichen Betrachtung wird sie auch noch auf lange hinaus beibehalten müssen den phantastischen Ideen gegenüber, die heute noch zum Theil in der Wissenschaft herrschen. — Prof. Oskar Montelius (Stockholm) suchte eine absolute Chronologie der Pfahldörfer am Bodensee durch die Vergleichung der in ihnen gemachten Funde mit solchen in Aegypten, Italien und im Orient gemachten herzustellen; denn es hat eine Verbindung zwischen Mittel- und Südeuropa und diesen alten Gebieten stattgefunden. Die dritte Periode der mykenischen Zeit, wie sie in den Monumenten von Tiryns, Mykene, Dialysos auf Rhodos hervortritt, ist gleichzeitig, wie sicher nachgewiesen, mit Amenhotep IV., d. h. mit dem Ende des 15. vorchristlichen Jahrhunderts. In Italien haben wir gleichfalls solche Funde, die mit dieser Periode zusammenfallen, der die sechste Stadt auf Troja-Hissarlik entspricht, und schon die erste Stadt Troja's zeigt Metalle. Demgemäß sind die Pfahlstationen aus der Bronze- und aus der Steinzeit, die wir in der Schweiz, in Oesterreich und hier am Bodensee finden noch älter. Die der Bronzezeit vorausliegende Kupferzeit nun setzt Flinders Petrie wie für Aegypten, so für Süd- und für Mitteleuropa ins 5. vorchristliche Jahrtausend, doch so weit geht Montelius nicht zurück. Er nimmt für die Bronzezeit in Mitteleuropa die Mitte des 2. Jahrtausends an, während er für Italien diese Periode um 500 Jahre früher ansetzt. Damit kommen wir auf das Jahr 3000 vor unsrer Zeitrechnung als auf die Periode, in die die Pfahlstationen im Bodensee zu setzen sind. Prof. Hörnes (Wien) kritisirt die Eintheilung der Funde nach dem Material in Bezug auf die Entwickelung der prähistorischen Kunst und stellt als deren konstituirende Elemente den Nachahmungstrieb, den Schmucktrieb und das Bedürfniß dar, das Uebersinnliche sinnlich darzustellen. In der prähistorischen Kunst sind indessen diese Elemente noch getrennt, wodurch die Schwäche dieser künstlerischen Anfänge bedingt ist. Diese Entwickelung ist so auf der gesammten Erde verlaufen, und erst in der Periode der dekorativen Kunst, die in der Entwickelungsreihe die jüngste ist, findet ein Austausch der Formen statt, der die Verbindung der künstlerischen Ausdrucksmittel untereinander, wie sie vom Süden nach dem mittleren Europa hin besteht, erkennen läßt. Die ersten Darstellungen der dekorativen Kunst der Prähistorie sind ohne jeden geistigen Gehalt, allein ein vertieftes Studium der mannichfachen Formen der Entwickelung wird der gleichmäßige Fortschritt der Kunstformen aufweisen, die sich die Kulturmenschheit im Laufe der Jahrtausende erworben hat.

* **Berlin.** In Groß-Lichterfelde ist der kgl. Landesgeologe Dr. Theodor Ebert im 43. Lebensjahr gestorben. — Die „Berliner Wissenschaftliche Korrespondenz“ will von zuverlässiger Seite erfahren haben, daß Se. Majestät der Kaiser die Absicht hege, gelegentlich der 100jährigen Gedenkfeier der Technischen Hochschule in Charlottenburg den technischen Hochschulen das Recht zu geben, in Zukunft den Doktortitel zu verleihen. Damit wäre eine Frage, die seit geraumer Zeit die akademischen Kreise in Deutschland und Oesterreich lebhaft beschäftigt, entschieden. Bei der Parität in der Einrichtung und Ausgestaltung der technischen Hochschulen, die im ganzen Gebiet deutscher Zunge theils schon durchgeführt ist, theils redlich angestrebt wird, würde sich die Reform gewiß auch bald auf Oesterreich erstrecken. Wir müssen der „Berliner Wissenschaftlichen Korrespondenz“ die Verantwortlichkeit ihrer Mittheilung überlassen.

* **Wien.** Wie die „Pol. Korr.“ mittheilt, ist als Nachfolger des im vorigen Studienjahre in den Ruhestand getretenen Hofraths Dr. Albert v. Waltenhofen zum Professor der Elektrotechnik an der Technischen Hochschule in Wien der Oberingenieur und bisherige Leiter der Abtheilung für elektrotechnische Zentralstationen und elektrische Bahnen der Firma Siemens u. Halske in Wien, Hr. Karl Hochenegg, unter Verleihung des Titels eines Oberbauraths ernannt worden. Demselben ist der größte Gehalt unter allen österreichischen Hochschulprofessoren zuerkannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Joh. v. Bloch: Wirkungen der modernen Feuerwaffen. Nach Angaben des russischen Werkes: Der Krieg. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1899. — Nic. Welter: Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Marburg, N. G. Elwert 1899. — Karl Hron: Der deutsche Ausgleich mit dem Staate Oesterreich. (Deutschnationale Politik.) Zeitgemäße Studien. Wien, Friedr. Schalk 1899. — Alfr. Hegler: Johannes Brenz und die Reformation im Herzogthum Wirtemberg. Rede. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1899.

Digitized by Google

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Nietzsche und die Lehre von der Ewigen Wiederkunft.

Von Friedrich v. Oppeln Bronikowski.

„Es ist merkwürdig, daß die so charakteristische und scheinbar so von Grund aus originale Hypothese Nietzsche's von der Ewigen Wiederkunft des Gleichen, eine Hypothese, die er als Krönung seines Werks betrachtete und die ihm wie ein furchtbares Mysterium vorkam, dessen Offenbarung einen völligen Umschwung für die Menschheit bedeuten würde, fast zur gleichen Zeit von zwei französischen Denkern, 1871 von Blanqui und 1881 von Dr. Gustav Le Bon, ausgesprochen worden ist, von dem Letzteren also in demselben Jahre, wo sie plötzlich am Horizont des Nietzsche'schen Denkens auftaucht. Und was noch merkwürdiger ist: dieses Zusammentreffen ist rein zufällig. Le Bon ahnte nichts von der Blanqui'schen Theorie, als er sein Buch „L'Homme et les Sociétés“ schrieb; und was Nietzsche betrifft, so kann man mit Bestimmtheit versichern, daß er von seinem Vorgänger nichts gewußt hat. Frau Förster hat ihren Bruder über keinen von Beiden sprechen hören; ihre Werke sind in seiner Bibliothek nicht vorhanden; endlich war Nietzsche gerade im Jahre 1881 am allerkränksten: sein Kopfweh und seine Augenschmerzen versagten ihm damals fast jede Lektüre neuer Bücher.“

Diese Zeilen entnehme ich dem Anhang eines vor kurzem deutsch erschienenen Buchs von Henri Lichtenberger, „Die Philosophie Friedrich Nietzsche's“,[1]) das ich der Aufmerksamkeit der Leser anempfehlen möchte. Es gibt freilich Bücher genug für und wider Nietzsche; die letzten Jahre haben eine wahre Sturmfluth dieser Literatur erzeugt; und doch haben wir so wenig Bücher über Nietzsche, die sine ira et studio geschrieben sind und dem großen Publikum, das die Philosophie dieses eigenartigen Mannes nur vom Hörensagen kennt, eine kurze und doch erschöpfende Uebersicht über sein Leben und seine Lehre geben. Die meisten Bücher über dieses heißumstrittene Thema pflegen einmal gefaßte Vorurtheile für und gegen den unglücklichen Einsiedler von Sils-Maria zu bestärken, und die, welche sich kritisch nennen, sind meist in das Gewand wissenschaftlicher Objektivität gekleidete „Warnungen“ und Verneinungen, die man dem Nietzsche-Unkundigen zur Erwerbung eines ruhigen Gesammtbildes erst recht nicht anrathen kann. Eine prinzipielle Ausnahme hievon bildet eigentlich nur Professor A. Riehls Nietzsche-Broschüre, die in Frommanns „Klassikern der Philosophie“ erschien — wiewohl man den Philosophen des Uebermenschen lieber einen Romantiker der Philosophie nennen sollte —; aber dieses seine Buch bereitet einem eigentlich erst dann den wahren Genuß, wenn man den Philosophen, über den es geschrieben ist, bereits gelesen hat; und das sehr dünne Handbüchlein von Ola Hansson ist längst vergriffen; so daß man oft in Verlegenheit ist, was man dem vorurtheilsfreien, aber ununterrichteten Leser empfehlen soll.

Es ist darum keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß das Buch Lichtenbergers, der Professor in Nancy ist, eine merkliche Lücke ausfüllt. Es ist unparteiisch, übersichtlich, bequem; es ist objektiv, ohne lieblos zu sein; es sucht nach beiden Seiten hin zu versöhnen, gerecht zu werden, Verständniß zu erwecken, kurz, es ist in gutem Sinn populär geschrieben. Es ist genügend mit Nietzsche-Citaten gespickt; gerade das Wesentlichste ist mit rechtem Griff herausgehoben und von dem Philosophen selbst gesagt; es ist andrerseits mit Citaten nicht überladen, oder gar eine unpersönliche Kompilation. Im Gegentheil ist die ruhige Sicherheit, mit der die Hauptzüge seiner Lehre, seines Lebens und seines Charakters entworfen sind, bewundernswerth. Vorangeschickt ist, neben einem sympathischen Bilde des Philosophen selbst, eine 70 Seiten lange Einleitung der Frau Förster, die in der Hauptsache aus bisher unveröffentlichten Dokumenten, Briefen und Aufzeichnungen Nietzsche's besteht, welche auf seine geistige Entwicklung und die Einflüsse, die seine Philosophie von außen erfahren hat, wo nicht ein neues, so doch ein klärendes, verdeutlichendes Licht fallen lassen. Dieser Theil des Buchs wird auch dem intimen Nietzsche-Kenner werthvoll sein; im übrigen wird es ihm nichts neues geben, es sei denn, eine Anregung zur ruhigen Erfassung der Hauptgesichtspunkte, die gerade dem belesenen Kenner bei der Fülle des Details oft abhanden kommen können, eine Anregung zur wissenschaftlichen Abrundung und Vervollkommnung seines Vorstellungsbildes. Im übrigen wird es ihm vielleicht etwas dünn erscheinen; er wird meinen, daß die in diesem Buch getriebene Versöhnungspolitik nicht im Sinne seines Meisters ist und daß über bedenkliche Abgründe mit ein paar geschickten Worten hinweggegangen wird. Das aber ist die natürliche Folge der dem Buch immanenten allgemein verständlichen Tendenz; es kann etwas nicht zugleich leicht faßlich und schnell orientirend, zugleich aber abgründlich tief sein und sich ins einzelne verlieren. Gerade diese Eigenschaft macht das Buch ja in gedachtem Sinn empfehlenswerth.

„Wie kommt es nun“, fragt Frau Förster in der Vorrede des Buchs sehr richtig, „daß ein Franzose der gesammten Gedankenwelt meines Bruders so nahe steht? — Weil Nietzsche ein Deutscher mit französischer Kultur ist, weil er den tiefen, träumerischen Ernst des Germanen, die deutsche Liebessehnsucht nach der Antike, mit dem hellen, heiteren und scharfen Verstand des Franzosen, weil er deutsches Herz mit französischem Esprit vereinigt. . . . Auch Hr. Lichtenberger muß etwas von dieser deutsch-französischen Geistesmischung haben, daß er imstande war, meines Bruders intimsten Gedankengängen nachzugehen. . . . Vielleicht aber auch hat es noch einen anderen Grund, daß es einem

[1]) Dresden und Leipzig, C. Reißner. Eingeleitet und übersetzt von Elisabeth Förster-Nietzsche.

Digitized by Google

Franzosen gelungen ist, das ganze Hochgebirge seiner Philosophie in scharfen Umrissen klar und deutlich vor uns hinzustellen. Wir Deutsche stehen der Beurtheilung zu nahe; über die Vorgebirge der Schriften seiner Kritiker und Verehrer wird uns zuweilen der Blick auf die Firnenlinie seines Geistes genommen."

Ich will damit über das Buch weiter nichts sagen, damit man es nicht bei meinen Excerpten bewenden läßt, sondern der Lektüre des Ganzen sich widmet. Ich kehre vielmehr zu meinem Ausgangspunkte — dem Citat von der Ewigen Wiederkunft — zurück, und füge zur Vervollständigung nur noch die Konsequenzen an, die Professor Lichtenberger aus den kurz dargestellten Theorien des bekannten Revolutionärs Blanqui und des Dr. Le Bon in Hinsicht auf Nietzsche zieht.

„Es liegt auf der Hand", sagt Professor Lichtenberger, „daß sich sehr verschiedene Schlüsse daraus ziehen lassen. Die Einen werden einen neuen Beweis für den ‚relativen Mangel an Originalität' Nietzsche's darin erblicken; Andere werden es ihm im Gegentheil zum Verdienst anrechnen, daß er einer astronomischen Träumerei, einer trockenen wissenschaftlichen Hypothese eine tief tragische Poesie, eine erhabene moralische Bedeutung gegeben hat, welche sie bei den französischen Denkern, die sie vor ihm oder gleichzeitig formulirten, nicht, oder jedenfalls nicht in demselben Maße hatte. Dieses Zusammentreffen zeigt uns also thatsächlich, wie eine der scheinbar paradoxesten Hypothesen Nietzsche's nicht das rein individuelle Ergebniß einer ‚anormalen' oder ‚krankhaften' Einbildungskraft ist, sondern damals gewissermaßen in der Luft lag, da drei so verschiedene Denker sie Jeder auf seinem Weg gefunden haben, und daß Nietzsche somit auch in seiner mystischen Lehre von der Ewigen Wiederkunft der Repräsentant einer bestimmten Tendenz der modernen Seele gewesen ist."

Aus diesem allgemein menschlichen Grunde verlohnt es sich wohl, einen Blick auf diese Lehre von der Ewigen Wiederkunft zu werfen, die selbst ein Nietzsche so geneigter Kritiker wie Georg Brandes als „Zarathustra's wenig überzeugende Mystik" abweist, und die bisher nur Kopfschütteln und sogar Hohn hervorgerufen hat. Welches ist der Inhalt dieser aller Vernunft scheinbar spottenden Lehre, und wie erklärt sich ihre Entstehung bei Nietzsche, der doch die intellektuelle Rechtschaffenheit als höchste Tugend hingestellt hat?

Der erste Gedanke der Ewigen Wiederkunft fällt bereits mit der Grundkonzeption des „Zarathustra" zusammen, als Nietzsche auf seinem Marsche durch die Wälder des Sees von Silvaplana im Oberen Engadin begriffen war „und der erste Blitz des Zarathustra-Gedankens, der Gedanke der Ewigen Wiederkunft, bei einem mächtig aufgethürmten pyramidalen Block unweit Surlei aufleuchtete". Er hat ihn am selben Tage aufgezeichnet, mit der Unterschrift: „6000 Fuß über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen, Anfang August in Sils-Maria"; diese Aufzeichnung ist erhalten geblieben. Darauf folgte die detaillirte Ausführung dieses Gedankens, so wie sie uns mit einigen Kürzungen in dem XII. Bande der Gesammtausgabe seiner Werke wiedergegeben wird.[1]) „Im ganzen betrachtet," heißt es im „Nachbericht" dieses Bandes (Herausgeber Dr. Fritz Kögel), „erscheinen diese Aufzeichnungen als der erste Entwurf eines nicht aphoristischen Werkes, das nach Nietzsche's eigener Disposition in fünf Büchern ausgeführt werden sollte. Es würde die erste zusammenhängende und zusammenfassende Darstellung seiner neuen, im ‚Menschlichen Allzumenschlichen' und in der ‚Morgenröthe' vorbereiteten Anschauung enthalten haben." Die Unfertigkeit dieser Theorien scheint Nietzsche indessen bestimmt zu haben, den Entwurf zu unterdrücken; „vermuthlich wollte er die ihm selbst überraschend neuen Ideen noch ausreifen lassen". Nur ein Theil seiner Gedanken (57 Aphorismen), und nicht die am meisten charakteristischen, ging in die einige Monate nach diesen Aufzeichnungen entstandene „Fröhliche Wissenschaft" über, und der unverhüllte Wiederkunftsgedanke ist nur im Aphorismus 341 dieses Buches als ein phantastischer, beunruhigender Einfall und Halbtraum angedeutet worden. „Wie wenn dir eines Tages oder Nachts ein Dämon in deine einsamste Einsamkeit nachschliche und dir sagte: ‚Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzählige Male leben müssen..... Jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge. Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht — und du mit ihr, Stäubchen vom Staube!' — Würdest du dich da nicht niederwerfen und mit den Zähnen knirschen und den Dämon verfluchen, der so redet? Oder hast du einmal einen ungeheuren Augenblick erlebt, wo du ihm antworten würdest: Du bist ein Gott und nie hörte ich Göttlicheres!"

Die gedankliche Ausführung dieses Gefühlsinhalts läßt sich, wenn wir Hrn. Prof. Lichtenberger doch noch einmal bemühen wollen, folgendermaßen zusammenfassen: „Das Maß der Allkraft scheint bestimmt und nicht unendlich. Die Welt der Kräfte kann keine Verminderung erleiden; denn, wäre es noch so wenig, um was sie abnähme, so wäre sie zur Zeit bereits verschwunden, da vor dem jetzigen Augenblick schon eine unendliche Zeit liegt. Wir können ebensowenig annehmen, daß sie wüchse; denn wovon sollte sie wachsen? Eine unendliche Zunahme der Kräfte des Weltalls voraussetzen, hieße an ein fortwährendes Wunder glauben. Bleibt also die Hypothese einer bestimmten — folglich nicht unendlichen — Summe von Kräften. Diese Kräfte können nie das Gleichgewicht erreicht haben, noch werden sie es erreichen. Denn, wenn diese Konstellation, die an sich nicht unmöglich ist, eines Tages eintreten sollte, so wäre sie in der unendlichen Zeit schon eingetreten, und die Welt wäre für alle Ewigkeit unbeweglich; denn es ist unmöglich, zu begreifen, wie das vollkommene Gleichgewicht, wenn einmal erreicht, wieder verloren ginge. Wir stehen also vor der Thatsache, daß eine bestimmte Summe von Kräften in der unendlichen Zeit eine ununterbrochene Reihe von Kombinationen hervorruft. Da aber die Zeit einerseits unendlich und das Maß der Allkraft andrerseits bestimmt ist, so muß nothwendig ein Augenblick kommen, wo eine bereits verwirklichte Kombination wieder eintritt. Aber diese Kombination wird die ganze Reihe der schon hervorgebrachten Kombinationen nach sich ziehen, so daß der Weltprozeß dieselben Phasen unendlich oft durchläuft und ewig einen ungeheuren Kreis bildet."

Diesen Gedanken hat Nietzsche im „Zarathustra" vielfach hervorleuchten lassen, z. B. in „Vom Gesicht und Räthsel", „Die sieben Siegel" sowie am Schluß des „Trunkenen Liedes"; auch in dem Schlußkapitel jedes der vier Theile des Buches wird dieser Gedanke ausgedrückt, sei es, daß Zarathustra, wie im ersten und zweiten Theile, das Ungeheure nur andeutet, sei es, daß er den Abschnitt damit krönt, wie in den beiden letzten fertigen Theilen.

Der geplante fünfte Theil ist, wie bekannt, Torso geblieben; hier sollte Zarathustra zu den Menschen herabsteigen und ihnen die Lehre von der Ewigen Wiederkunft predigen, d. h. mit wissenschaftlichen Belegen beweisen; wie Nietzsche damals beabsichtigte, zehn Jahre seines Lebens dem Studium der Naturwissenschaften in Wien oder Paris

[1]) Der Band ist aus technischen Rücksichten zurückgezogen worden und wird in neuer Fassung demnächst zur Ausgabe kommen.

Digitized by Google

zu widmen, um seiner Hypothese eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Seine Krankheit und die Einsicht, daß diese Hypothese unbeweisbar wäre, wenn er sie, wie er beabsichtigte, auf die atomistische Theorie stützte,[1] hat ihn von seinem Vorhaben abgehalten. Nichtsdestoweniger aber blieb diese Hypothese, unbewiesen und unbeweisbar wie sie ist, der Kernpunkt seines Denkens und er maß ihr einen welterschütternden Werth bei. Im Plane des „letzten Zarathustra“ entsteht ein wahrer Weltbrand, als diese Lehre erklingt; Zarathustra wird von seinen Schülern theils verlassen und verleumdet, weil sie das Ungeheure nicht fassen können, Zarathustra selbst geht unter; aber aus der Flamme dieser „Götzendämmerung“ geht der Vogel Phönix der neuen Lehre siegreich hervor. Wenn dieses grandiose Weltgedicht einmal rekonstruirt sein wird, was zu hoffen ist, wird ein ganz neues Licht auf die letzten Werke Nietzsche's, namentlich die „Götzendämmerung“ fallen, und wird man auch in seiner prophetisch verzückten Aeußerung an Brandes („Ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängniß.“) nicht mehr ein bloßes Wahnsinnssymptom sehen, wie Max Nordau es anräth. Man wird auch, wie es selbst seine treuesten Anhänger thun (ganz wie es im „Letzten Zarathustra“ vorausgesagt wird), nicht mehr an seiner intellektuellen Rechtschaffenheit plötzlich verzweifeln,[2] wenn man sein Bestreben sieht, das Unbeweisbare begrifflich zu rechtfertigen, sondern im Gegentheil anerkennen, daß er seine innere Gewißheit durch das Studium der Natur hat prüfen und auch äußerlich hat bewahrheiten wollen, wozu ihn doch gerade sein unerbittliches Gewissen trieb, und daß er aus demselben Grunde so lange mit seiner Lehre zurückgehalten und sie auch nie in philosophisch-wissenschaftlicher Form veröffentlicht hat. Daß er freilich kein rein intellektueller Philosoph war, was ja auch längst bekannt ist, geht aus dieser Thatsache mit erneuter Deutlichkeit hervor. „Erst am Eingang zu dieser letzten Philosophie,“ sagt Lou Andréas sehr richtig, „wird völlig klar, bis zu welchem Grade es der religiöse Grundtrieb war, der sein Wesen und Erkennen stets beherrschte. Seine verschiedenen Philosophien sind ihm ebenso viele Gott-Surrogate“. Auch wir müssen annehmen, daß es seine Religionsstifter-Seele war, die diesen Gedanken gebar — und man kann von keinem Religionsstifter eine wissenschaftlich fundirte Lehre fordern, ohne damit alle bisherigen Religionen und Moralen, die sämmtlichst unbeweisbar sind, sämmtlichst auf Intuitionen und Weltstimmungen, nicht auf Weltanschauungen beruhen und nicht auf den Thatsachen-Sinn, sondern auf den Willen wirken wollen, zu negiren. Eine Willens-Tendenz, wie sie in Nietzsche's Lehre hervortritt, nämlich die, alle menschlichen Handlungen als moralische Phänomene, sub specie aeterni zu sehen, ist schlechthin transscendental, und weder wissenschaftlich noch unwissenschaftlich zu nennen. Es ist also völlig verkehrt, hier einen „Fall Nietzsche“, eine „Ueberschwemmung des intellektuellen Gewissens“ durch das Gefühl anzusetzen, denn die Wissenschaft kann weder bestätigen, daß alle Handlungen moralische Akte sind, noch daß sie es nicht sind. Die moralische Welt ist nicht die intellektuelle Welt, die Willenswelt ist nicht die Welt der Objekte.

Freilich steht dann noch die Frage offen, ob Nietzsche wirklich ein religiöser Mensch, oder nicht vielmehr gerade irreligiös, ob er nicht nur kein Moralist, sondern im Gegentheil ein Immoralist war, dessen er sich ja auch rühmt. In der That war er, wie Schiller, Atheist aus Religion, Immoralist aus Moralität, und, um das letzte Paradoxon hinzuzufügen, auch Egoist aus Altruismus. Von Schopenhauer sagt er: „Er war der erste eingeständliche und unbeugsame Atheist, den wir Deutsche gehabt haben. Die Ungöttlichkeit des Daseins galt ihm als etwas greifliches, undiskutirbares; er verlor jedesmal seine Philosophenbesonnenheit und gerieth in Entrüstung, wenn er Jemand hier zögern und Umschweife machen sah. An dieser Stelle liegt seine ganze Rechtschaffenheit; der unbedingte, redliche Atheismus ... ist ein endlich und schwer errungener Sieg des europäischen Gewissens, der folgenreichste Akt einer zweitausendjährigen Zucht zur Wahrheit.... Man sieht, was eigentlich über den christlichen Gott gesiegt hat: die christliche Moralität selbst, der immer strenger genommene Begriff der Wahrhaftigkeit.“ Und an anderer Stelle stellt er die drei Sprossen der „religiösen Grausamkeit“ fest: zuerst opferte man seinem Gotte Menschen, dann sein irdisches Glück („Laß fahren dahin“) und schließlich seine ewige Seligkeit und den Gott selbst. Und in der That ist bei einer so inbrünstigen Natur, wie die Nietzsche's war, der Atheismus eine letzte Askese, eine letzte „heilige Grausamkeit“ und Selbstüberwindung — und zwar nicht aus Wollust der Vergewaltigung und Selbstzerfleischung, wie die „pathologischen“ Nietzsche-Erklärer wollen, sondern just wie das erbarmungslose Negiren jeder Moral, das Verweigern jedes metaphysischen Haltes, das „Jenseits von Gut und Böse“ — nur ein Mittel und Weg, um eine neue Moral und Religion frei schaffen zu können. Die Freiheit von jeder Moral ist in der That die Vorbedingung solchen Schaffens, und es ist bei Nietzsche nie der Erkenntnißtrieb gewesen, sondern der Instinktgegensatz gegen die herrschenden Werthe, die den seinen den Weg versperrten, welcher ihn jene negiren hieß. Leute, die von ihm „mehr Milde“ fordern, verstehen also gar nicht, worum es sich handelt. Härte und selbst Hohn gegen das Bestehende waren in der That die Vorbedingungen seines Schaffens, wie man ein altes Haus erst einreißen muß, ehe man das neue bauen kann. Wer aber eine andere Moral will, ist nur im beschränkten Sinne der alten Moral „unmoralisch“. Christus war im jüdischen Sinne unmoralisch und starb dafür am Kreuz. Und er wollte doch die Menschheit erlösen. Und Nietzsche will den Menschen erhöhen; er will dasselbe, wie die moralische Routine von heute, nämlich aus allen Trieben, gut wie schlecht, etwas bestimmtes heranziehen. Nur daß er sie verschönern, veredeln, stärken, nicht verdächtigen, schwächen, verneinen will. Er ist der erste Priester, der die Erde segnet.

Ebenso ist er Individualist aus Altruismus, und kein „bornirter Egoist“. Z. B. ist ihm jede individuelle Liebesheirath eine „Idiosynkrasie“; er will durchaus den Typus, wie die Antike, wie die Natur, der es absolut nicht auf die Erhaltung des Individuums, sondern nur der Art ankommt; und er will das Individuum nur, insofern es diesen Typus erhöht. In ihm lebt derselbe „transscendentale Egoismus“ des Seligkeitsstrebens der älteren Christenheit, nur hat er sich auf andere Objekte, als auf diese geworfen, wie schon der Protestantismus den Hauptaccent auf die Moral legte. In der That ist ein Nietzsche ohne protestantisch-theologische Vorfahren kaum denkbar. Die Rechtfertigung durch den persönlichen Glauben, durch das eigene gute Gewissen, das Selbstpriesterthum aller Gläubigen, die Betonung des moralischen Motivs, der edlen Herkunft einer That, welche die Handlungsweise vergeistigt und zum Seelenvorgang, zum Seelenausdruck und Vorzug macht, welche Jedem seine eigenen Tugenden anbefiehlt („Jeder soll nach seiner Façon selig werden“, wie der große Friedrich, der erste unbeugsame Atheist auf der protestantischen Grundlage der Gewissensfreiheit sagt) — dies alles sind unerläßliche Vorstufen und Vorbedingungen

1) Lou Andréas-Salomé: Fr. Nietzsche in seinen Werken. S. 224 u. f.

2) z. B. Hr. Joseph Hofmiller in der „Zukunft“ 1898, S. 279 u. f.

Digitized by Google

zu Nietzsche's rein individualistischer Lehre. Nietzsche hat später zwar eine Kluft der Ungerechtigkeit zwischen sich und seinen protestantischen Vorfahren aufgerissen; er hat, wie er es gern thut, auch hier die Quellen seiner Kraft verschüttet und jene rein persönliche Religion als einen „Bauernaufstand des Geistes“ hingestellt. Man könnte die Reformation aber ebenso gut einen Aufstand von Geistesaristokraten und Individualisten gegen einen geistigen Militarismus nennen. — Ebenso lehrt Nietzsche durchaus die Selbstverleugnung und Ueberwindung der instinktiven Sinnlichkeit. Er will die Selbstentäußerung nur nicht bis zur Vernichtung des Ich treiben, wie Schopenhauer es will, von dem er richtig sagt, seine Moral sei ein Steckenbleiben und Zurückfallen in überwundene Phasen. Nietzsche's „Los vom Willen“ hat nicht den Zweck, einen zwecklos freien Willen zu schaffen, sondern den Willen zur Erhöhung des Lebens frei zu machen. Er will den einzelnen Trieben ihre sinnlichen Augenblicksziele nehmen und ein höheres geistiges Ziel an ihre Stelle setzen (und sie somit vergeistigen) —, nur daß dieses Ziel seit dem „Tode Gottes“, wie er sich ausdrückt, ein anderes geworden ist als das christliche. Endlich denkt Nietzsche sich den Uebergang vom Menschen zum Uebermenschen ähnlich wie Schopenhauer die Entstehung des Heiligen, und das Christenthum das Glaubenswunder der Wiedergeburt. Es ist jedesmal ein Auf- und Untergehen des Menschen in einer höheren Existenzform.

Ich glaube im vorigen gezeigt, wenn auch nicht bewiesen zu haben, daß sich Symptome seines religiösen Grundinstinkts zur Genüge aus Nietzsche's Schriften abheben lassen; eine andere Frage ist freilich, wie auf diesem religiösen Wurzelboden gerade die Lehre der Ewigen Wiederkunft hat wachsen können, und inwiefern ihre Hypothese nicht allein nicht gegen Nietzsche's intellektuelles Gewissen, sondern direkt vom Intellekt geschaffen ist.

Nietzsche's Grundgedanke ist der fortschrittliche Entwicklungsgedanke; in ihm kommt sein religiöses Aufwärtsstreben und seine philosophische, durch Naturwissenschaft influirte Weltanschauung zur Synthese. Das Bild der Leitern und Stufen, das im „Zarathustra“ immerwährend gebraucht wird, ist sowohl ein religiöses wie ein naturwissenschaftliches Symbol. Es läßt sich aber keine höhere Form der Selbstüberwindung denken, als die Annahme eines solchen Glaubensbekenntnisses, als „amor fati“ bei solchem Schicksal! Ebenso gibt es keine höhere Formel für die absolute Bejahung des Lebens, als es sich ewig wiederzuwünschen. Mir scheint ferner, daß diese Lehre in unleugbarer Beziehung zu den beiden größten Religionen, Buddhaismus und Christenthum, steht. Dort ist das Ewige Nicht-mehr-sein in dieser Welt, hier das Ewige Leben in jener Welt die „consumation, devoutly to be wished“. Die Ewige Wiederkunft aber, die einerseits dem Bedürfniß nach der Ewigkeit, dem „metaphysischen Bedürfniß“, und andrerseits der empirischen Thatsache, daß das Leben mit dem Tode ein Ende hat, gleichermaßen Rechnung trägt, scheint mir genau die Mittellinie zwischen diesen beiden Wünschbarkeiten und Postulaten der leidenden Menschheit einzuhalten und gerade damit der stärkste Ausdruck des nichtleidenden, triumphirenden, über sein eigenes Leiden triumphirenden Menschen zu sein. Es ist nicht unmöglich, daß Nietzsche aus diesem logischen Oppositionsgefühl heraus dieses non plus ultra von Bejahung und Ueberwindung geschaffen hat. Was die indische, ihm zunächst durch Schopenhauer bekannte Lehre betrifft, so scheint sie ihn zu seiner obstruktiven Lehre sogar direkt angereizt zu haben. In der „Welt als Wille und Vorstellung“ I, 373, wird nämlich — zur Kontrastirung gegen den sich verneinenden Menschen — von einem Menschen gesprochen, der „im Leben Befriedigung fände, dem vollkommen wohl darin wäre, und der, bei ruhiger Ueberlegung, seinen Lebenslauf, wie er ihn bisher erfahren, von endloser Dauer oder von immer neuer Wiederkehr wünschte, und dessen Lebenswerth so groß wäre, daß er, gegen die Genüsse des Lebens, alle Beschwerde und Pein, der es unterworfen ist, willig und gern mit in Kauf nähme . . . der daher den Tod so wenig zu fürchten hätte, wie die Sonne die Nacht. . . . Dies ist, für die Erkenntniß, der Standpunkt der gänzlichen Bejahung des Willens zum Leben“ u. s. w. Und Nietzsche sagt in VII, 80 ausdrücklich: „Wer gleich mir mit irgend einer rätselhaften Begierde sich lange darum bemüht hat, den Pessimismus in die Tiefe zu denken . . ., der hat vielleicht eben damit, ohne daß er es eigentlich wollte, sich die Augen für das umgekehrte Ideal aufgemacht: für das Ideal des übermüthigsten, lebendigsten und weltbejahendsten Menschen, der sich nicht nur mit dem, was war und ist, abgefunden und vertragen gelernt hat, sondern es, so wie es war und ist, wieder haben will, in alle Ewigkeit hinaus, unersättlich da capo rufend, nicht nur zu sich, sondern zum ganzen Stücke . . .“ u. s. w.

Neben diesen intellektuellen Gründen, die bei Nietzsche nie ausreichen, stehen allerdings noch Gefühlsgründe dieser Lehre, die auseinanderzusetzen sehr schwierig ist und die man, sofern man keine eigenen Erfahrungen dieser Art hat, kopfschüttelnd abweisen wird, obwohl sie ganz gewiß Nietzsche beeinflußt haben. In der That scheint Nietzsche jene merkwürdigen Gefühlszustände gekannt zu haben, wo man beim Erleben oder Anblick eines noch unbekannten Dinges plötzlich die Empfindung hat, man hätte dies schon einmal erlebt. Es überfällt einen dieses Gefühl urplötzlich mit unheimlicher Wucht, aber sowie man darüber nachdenkt oder es gar zergliedern will, ist es fort, und man kann sich in den Zustand nicht wieder zurückversetzen. Ein solches Gefühl mag auch Nietzsche bei jenem „mächtig aufgethürmten Block“ überfallen haben, wo ihm der „erste Blitz des Zarathustra-Gedankens aufleuchtete“.

Es gibt Beispiele solcher Zustände in der Literatur; wir erinnern nur an die drei Blutstropfen im Schnee in Wolframs „Parzivâl“; vielleicht auch entsinnt sich Mancher unter uns, wenn er etwa abends in die sinkende Sonne blickt, der wunderbaren, leise anklingenden Erinnerung, daß er diesen selben Sonnenuntergang mit den nämlichen Gefühlen und Gedanken, derselben traumhaften Erinnerung, schon einmal genau so und unter denselben Begleitumständen erlebt hat. Endlich erinnere ich an die eigenthümliche Theorie Platons (im „Phädon“) von der ἀνάμνησις; auch dort ist alles Denken nur Erinnerung an einen früheren Zustand, den Platon natürlich in das Reich der „Ideen“, des Absoluten, verlegt, jenes Reich der Mütter, von dem der zweite „Faust“ handelt, wo alle Grundtypen und Formen, die auf Erden in die Erscheinung treten, potential vorhanden sind. Diese „Ideen“ sind in der That nichts anderes als die Blanqui'schen „Kombinationstypen“, in „des Ideales Reich“ verwiesen.[1])

[1]) Soeben erfahre ich, daß die „Frkf. Ztg.“ vom 18. April einen Essay über „Heine und die Ewige Wiederkunft“ brachte. Es findet sich nämlich in der Nummer vom 18. April d. J. folgendes Citat aus der von Otto Lachmann besorgten Reklamausgabe Heine's, das als Nachtragskapitel zu Kapitel 20 der Reise von München nach Genua zur späteren Einschaltung jedenfalls bestimmt war, in die älteren Ausgaben aber nicht übergegangen ist und somit Nietzsche gewiß nicht bekannt war. Der ganze Thatbestand macht es bei der Persönlichkeit Heine's wahrscheinlich, daß der hier ausgedrückte Gedanke nicht von Heine selbst stammt, sondern irgendwo hergenommen ist, ohne daß wir dies näher angeben können. Es heißt darin also folgendermaßen: „Wisse, die Zeit ist unendlich, aber die Dinge in dieser Zeit sind endlich; sie können zwar in die kleinsten Theilchen zerstieben, doch diese Theilchen, die Atome, haben ihre bestimmte Zahl, und bestimmt ist auch die Zahl der Gestaltungen, die sich Gott selbst aus ihnen hervor-

Digitized by Google

Ich glaube indessen, daß alle diese Momente zur Erklärung dieser eigenthümlichen Lehre, die, wenn man sie einmal als gegeben nehmen will, für die meisten Menschen etwas niederschmetterndes haben muß, — weßhalb sie auch Zarathustra als Probirstein für sich, seine Getreuen und die anderen Menschen ansicht — nicht ausreichen, sondern höchstens dazu *beitragen* können. Eine andere Frage ist die — nicht über ihren objektiven Werth, d. h. ihre Beweisbarkeit, die wir ihr einstweilen absprechen mußten —, sondern über ihren moralischen Werth. So „hochmoralisch“ sie „intentionirt“ ist, so hat sie nämlich doch keine moralischen Konsequenzen. Wenn wir schon unendlich oft da waren und unendlich oft wiederkehren werden, so kann uns das zum schläfrigsten Fatalismus wie zum skrupellosesten moralischen Cynismus bestimmen, nicht aber dazu, über uns hinaus zu schaffen. Die Frage: „Willst du das noch einmal und noch unzählige Male?“ würde also nicht, wie Nietzsche es will, „das größte Schwergewicht“ auf unser Handeln legen, da es uns ja gar nicht freisteht, so oder so zu handeln; sondern wir *müssen* handeln, wie es, nach uraltem Astrologenglauben, in den Sternen geschrieben steht und wie wir immer gehandelt haben. Die indische und christliche Religion haben eine ungeheure ethische Konsequenz der Lehre; hier erlangt man die ewige Seligkeit nur, wenn man sich auf Erden danach beträgt (freilich haben gerade die strengsten Kirchenlehrer, Augustin und Calvin, mit der Lehre von der *Gnadenwahl* einen ähnlichen fatalistischen status quo geschaffen, wie Nietzsche in seiner Wiederkunftslehre, aber die Menschen haben sich in praxi, wenn auch nicht immer theoretisch, über diese letzte furchtbarste Konsequenz des Pessimismus und der asiatischen Sklavenproskynesis vor Gott stets hinweggesetzt und sind den entweder zur Libertinage oder zur dumpfen Weltverzweiflung, zur Weltflucht oder Weltsucht führenden Konsequenzen dieser Lehre durch die Rechtfertigung durch den Glauben oder die Erfindung eines thesaurus superrogationis immer entkommen); und im Buddhismus mit seiner Metempsychosenlehre ist die Konsequenz noch viel deutlicher und rigoroser, durch keine absolutorischen Hinterthüren zu umgehen: wer Anderen Böses thut, wird so lange wiedergeboren, um dies Böse an sich zu erfahren, bis er nichts Böses mehr thut und in die Nirwâna eingehen kann. Wäre also, um auf die Ewige Wiederkunft zurückzukommen, die jetzige Existenz die *erste*, so würden wir uns freilich alle Mühe geben, so zu leben, daß wir immer damit zufrieden sein können. Wie die Lehre aber formulirt ist und auch nicht anders formulirt werden kann, so ist sie nur für einen Menschen von Nutzen, der nicht mehr strebt, der sich schon hat, der nicht mehr über sich hinaus will, sondern so wie er ist, zu sich ja sagt. Sie ist folglich nur eine „azurene Glocke“, die ein vollkommener oder doch sich vollkommen dünkender Mensch über sich wölbt, nicht um irgendwelcher ethischen Konsequenzen wegen, sondern um sein subjektives, individuelles Weltbild auch nach *oben* hin abzuschließen. Sie ist eine causa finalis, nicht eine causa efficiens. In diesem Sinn ist die Lehre von Nietzsche auch aufgestellt worden. Er hat dem transscendentalen Evolutionismus der Uebermenschenlehre, der Lehre vom „Werden“, ein ontologisches Gegengewicht, in Gestalt einer „Seins“-Lehre, geben wollen; und diese beiden sich widersprechenden Tendenzen sind die geistigen Sublimate der zwei Seelen, die in ihm wohnten: der antiken, seienden, ruhenden Seele, die den humanistischen Philosophen in unsrer geschäftigen, *unstäten* Zeit zum „Unzeitgemäßen“ werden, ihn die „Ueberzeitlichkeit“ erstreben ließ — und der christlich-modernen Seele, die das Werden, das Wirken liebt und den Entwicklungsgedanken ans Licht gefördert hat. Diese beiden Widersprüche durchklaffen, wenn man genau zusieht, den ganzen Riesentorso des Nietzsche'schen „Systems“; es erfüllt einen mit Staunen, wenn man Zarathustra, nachdem er die Ueberwindung in allen ihren Formen als höchstes biologisches Gesetz verkündet hat, im „vierten Zarathustra“ seinen Freunden, den höheren Menschen, den Rath geben hört: „Wollt auch nichts über euer Vermögen“. Und Zarathustra hatte doch vordem gelehrt, daß er *die* liebte, die an ihrer Aufgabe zerbrächen und zugrunde gingen! Diese beiden Gegensätze — die Selbstüberwindung hier und das Ausleben der Persönlichkeit dort — haben in dem Nietzsche'schen Systemtorso nie eine Synthese erfahren, außer in der Persönlichkeit des Philosophen, der es sich zur Aufgabe macht, „im Sein zu werden“. Und es läßt uns auch diese Thatsache wiederum erkennen, wie rein persönlich, wie subjektiv und selbstbefangen, wie nur für ihn selbst seine Philosophie gewesen ist, und wie Satz für Satz seiner Lehre die Prüfung nöthig macht, ob man ihn als rein subjektives document humain zu verstehen, also nur als psychologisches, biographisches Datum zu verbuchen hat, oder ob dieses subjektive Erzeugniß einen allgemeinen Inhalt, einen objektiven, auch für uns verbindlichen Lebenswerth besitzt. Ich glaube, die Wiederkunftslehre gehört nicht in diese letztere Kategorie, sie hat psychologischen, nicht moralischen Werth; und das einzige, was sie uns wieder einmal lehrt oder vielmehr nur von neuem bestätigt, ist, daß kein Mensch — wie selbst der kühle Heide Goethe und der Rationalist Lessing glaubten — ohne Irrthum und Wahn, d. h. ohne subjektiven Glauben auskommt, der sich vor dem Intellekt nicht rechtfertigt und der objektiven Realität nicht entspricht; und daß auch der Genius — und gerade er — nicht ohne die „göttliche Manie“, wie Plato sagt, nicht ohne ein Gran Wahnsinn auskommt.

bildet; und wenn auch noch so lange Zeit darüber hingeht, so müssen, nach den ewigen Kombinationsgesetzen dieses ewigen Wiederholungsspiels, alle Gestaltungen, die auf dieser Erde schon gewesen, wieder zum Vorschein kommen, sich wieder begegnen, anziehen, abstoßen, küssen, verderben, vor wie nach“ u. s. w. Hier „wetterleuchtet unbestreitbar schon der Zarathustra-Gedanke“. — Jedem Leser, der zu diesen eigenthümlichen Analogien noch fernere hinzuzufügen vermag, wäre Verfasser dieses Aufsatzes für eine Mittheilung, zur Vervollständigung der Datensammlung über dieses außerordentlich merkwürdige und dunkle Problem, zu hohem Dank verpflichtet.

---

## Luthers Romreise.

Im Jahre 1894 veröffentlichte Adolf Hausrath „Martin Luthers Romfahrt“. Die Nachrichten über die für Luther so wichtige Reise nach Rom, die in dessen Schriften hier und da zerstreut vorliegen, sind in dem genannten Buche zusammengestellt; dem Leser wird ein abgerundetes Ganzes geboten. Daß das Bild in allen Einzelheiten richtig gezeichnet sei, ist damit nicht behauptet. Neuestens hat *Theodor Elze*[1]) gegen manche Aufstellungen Hausraths Widerspruch erhoben. Zunächst gilt dieser der Ansicht des Letzteren über die *Veranlassung* zu Luthers Reise. Sicher ist, daß es Angelegenheiten des Ordens waren, die den damaligen Wittenberger Augustinermönch in die ewige Stadt führten. Auch bei den Augustiner-Eremiten hatten sich Kongregationen von Observanten, Verbände von reformirten Klöstern, gebildet, die sich ihren nichtreformirten Brüdern, den Konventualen, schroff entgegenstellten, somit einen Orden im Orden bildeten. In Deutschland war es Andreas Proles, ein auch von der Herzogin Sidonie von Sachsen hochgeschätzter Mann, der gegen 30 reformirte Klöster, darunter Erfurt und Nürnberg, unter sich vereinigte, diese demnach ihren ordnungsmäßigen Oberen entzog. Es

[1]) Luthers Reise nach Rom. Von Dr. Theodor Elze. Berlin, Alexander Duncker, 1899.

Digitized by Google

läßt sich denken, daß ihm dies viele Mühe kostete, aber es gelang ihm doch, das Generalvikariat über die reformirte Kongregation zu gewinnen. Sein Nachfolger, Johann Staupitz konnte daran denken, ihr eine festere Organisation zu geben. Bei persönlicher Anwesenheit in Italien war es ihm gelungen, die römischen Oberen für sich zu gewinnen. Nunmehr ging er darauf aus, den Kreis der Observanten zu erweitern, besonders die westfälischen Klöster, die unter dem Provinzial von Sachsen standen, unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Bei diesen Bestrebungen fand er heftigen Widerstand aus dem Kreise der Observanten selbst: sie fürchteten für die Selbständigkeit der Kongregation. Kolde hält es für möglich, daß auch Erfurt dem Generalvikar Widerstand entgegensetzte und daß darin die Zurückversetzung Luthers von Wittenberg dorthin ihren Grund hatte. Luther, den seinem Vorgesetzten treu ergebenen Mann, hielt Staupitz für geeignet, die dortigen Brüder ihm geneigt zu machen. Jedenfalls ließ dieser sich in seinen Plänen nicht irre machen. Am 30. September 1510 veröffentlichte er die bereits 1507 erlassene päpstliche Bulle, die alles bisher im Interesse der Observanz Geschehene guthieß, besonders auch den Anschluß der sächsischen Provinz an die deutsche Observantenkongregation genehmigte und regelte. Weit gefehlt, daß dieser Schritt den Widerstand der Gegner gebrochen hätte, entfachte er ihn umsomehr, zumal in Nürnberg, wo der Rath mit den Mönchen gemeinsame Sache machte. Viel stand für Staupitz auf dem Spiel: deßhalb entschloß er sich zu einer Gesandtschaft nach Rom, um dort eine Entscheidung herbeizuführen. Nach der gewöhnlichen Annahme ersah er hiezu Johann von Mecheln und ordnete ihm Luther als Begleiter zu; Herbst 1511 seien sie von Wittenberg abgezogen. Kolde stellte es als nicht unwahrscheinlich hin, daß auch ein Theil der dissentirenden Brüder Luther beauftragt habe, für ihre Sache zu wirken. So würde dieser aber doch auf beiden Schultern getragen haben! Elze nimmt an, daß die Wittenberger Augustiner Luther nach Rom sandten, um dort eine Milderung der strengen Fastengebote, die ihnen durch die Observanz auferlegt waren, zu erwirken, weil sie nur in diesem Falle ihren Pflichten als Lehrer der Universität nachkommen könnten. Staupitz, so sagt Elze weiter, sei mit dieser Sendung einverstanden gewesen, denn er habe die Nachtheile der strengen Observanz für das Gedeihen der Universität gekannt, sei aber für sich außerstande gewesen, von den Bestimmungen der eben veröffentlichten Bulle etwas nachzulassen.

Mag die äußere Veranlassung zu Luthers Reise gewesen sein, welche sie will, jedenfalls sah er einen lange gehegten Wunsch jetzt in Erfüllung gehen. Bereits in Erfurt hatte er zweimal Generalbeichte abgelegt, noch hatte er vollen Frieden nicht gefunden: von einer Wiederholung dieses feierlichen Aktes in Rom, der heiligen Stadt, hoffte er endlich Befreiung von dem Drucke, der noch immer auf ihm lastete.

Wir sahen oben, daß man gewöhnlich annimmt, Luther sei der Begleiter Johanns von Mecheln gewesen. Davon will Elze nichts wissen. In dieser Stellung würde Jener in Rom nichts mit Geschäften zu ihun gehabt haben, er hätte auch so mit Bezug auf Mecheln, „seinen Oberen" — dieser war Prior —, nicht sagen können: „Da ich mit meinem Bruder wollte Messe halten" u. s. f. — Ist aber Luther selbständig nach Rom gezogen, so kann er 1511 seine Reise nicht angetreten haben. Im Anhang zu seinem Buche läßt uns Elze einen Einblick in die Quellen thun, die ihn veranlassen, Luthers Reise in den Herbst 1510 zu setzen. Zunächst sagt Mathesius, der Freund und Tischgenosse des Reformators, in seinen Predigten über dessen Leben: „Im 1510. Jahr, wie seine (Luthers) eigene Handschrift bezeugt, sendet ihn sein Convent . . . gen Rom." Dasselbe Jahr nennt Luthers Sohn Paul, auch verzeichnet es Dresser (1598) in den Historiae M. Lutheri. Die Angaben von Luther selbst schwanken zwischen 1510 und 1511.

Für ganz verfehlt erklärt Elze die Angaben über den Weg, den Hausrath den Reisenden nach Rom einschlagen läßt. Erwägt man, daß der Winter nahe war, als Luther sich auf den Weg machte, so mußte er möglichst bald di. Alpen zu gewinnen suchen; ferner mußte er in Anbetracht der kriegerischen Verhältnisse in Oberitalien die sicherste Straße wählen, dann eine solche, an der viele Klöster lagen, die auch als Handelsstraße viel besucht war. Allen diesen Anforderungen entsprach allein der Weg von Wittenberg über Leipzig, Eger, Linz, Salzburg, Villach bis zunächst nach Venedig. Es folgte Padua, das Dresser ausdrücklich als von Luther besucht nennt, weiter Bologna und Florenz. Von hier aus berührte Luther nach Elze's Darstellung noch Siena, Bolsena, Viterbo und Ronciglione. Durch die 1562 in ihrer jetzigen Gestalt erbaute und mit der Inschrift Salus intrantibus geschmückte Porta del Popolo betrat er die ewige Stadt, die er schon aus der Ferne als die heilige begrüßt hatte. Ueber die einzelnen Orte, durch die Luther kam, oder in denen er Rast hielt, berichtet Elze in anziehender Weise und erzählt über die Erlebnisse des Mönches alles und neues. Zu weit geht er gewiß, wenn er diesen die Deutschen, die zu der Zeit in den einzelnen Städten als Studenten oder in anderer Eigenschaft sich aufhielten, besuchen läßt. Man sollte denken, dem Wanderer sei das Ziel seiner Reise zu wichtig gewesen, als daß er sich unterwegs länger als nöthig aufgehalten hätte. Zudem hatte Luther damals für den an den italienischen Universitäten blühenden Humanismus noch nicht solches Interesse, daß es ihn getrieben hätte, mit seinen der neuen wissenschaftlichen Richtung huldigenden Landsleuten Bekanntschaft zu machen.

Was den Aufenthalt Luthers in Rom angeht, so stimmt in der Hauptsache die Darstellung Elze's mit der von Hausrath überein. Es ist das alte Rom, das seine Anziehungskraft auch auf den Mönch ausübt; die von dem Papst als weltlichem Herrscher regierte Stadt bewundert er wegen der Ordnung, die da herrscht; am tiefsten berührte ihn das heilige Rom mit seinen Kirchen und Ablaßstätten. Die späteren Aeußerungen des Reformators über das, was er früher in Rom gesehen, stimmen überein mit dem, was in den Mirabilia Romae, einem „kirchlichen Führer durch Rom", zu lesen ist. Elze's Polemik gegen Hausrath in Bezug auf dieses Buch ist verfehlt, denn der letztere spricht von einem „der Pilgerbücher, wie sie die Romfahrer seiner (Luthers) Zeit auf ihren Gängen durch die heilige Stadt zu begleiten pflegten", von einem „Reisehandbuch nach Rom" ist keine Rede. Im übrigen sind Elze's Erklärungen von einzelnen Aussprüchen Luthers über seine Erlebnisse in Rom denen von Hausrath vorzuziehen. Daß Luther, „ermüdet von der Wanderung im Lateran in Wirklichkeit einen „rustigen Hering" gegessen habe, wäre doch merkwürdig. Vielmehr will er mit dieser Wendung sagen, er sei unverrichteter Sache wieder abgezogen; wegen des großen Zudrangs habe er in der Kirche St. Johannis in Laterano keine Messe lesen können. Auch die Aeußerungen Hausraths über Ostia und das dortige Bad, sowie seine Bemerkungen über die Frage, ob Luther den Papst gesehen habe, halten nicht Stich.

Als Luther nach vierwöchigem Aufenthalt wieder nach Deutschland zog, wählte er zunächst wohl dieselbe Straße wie auf dem Hinweg. Wegen der Kriegsgefahren verfolgte er, nach Elze's Annahme, dann aber nicht den Weg nach Padua weiter, sondern er wanderte über Modena und Parma nach Piacenza und von da nach Mailand. Erst

Digitized by Google

jetzt kann er diese Stadt berührt haben, sagt er doch ausdrücklich „auf dem Reinzuge“, d. h. auf dem Heimwege, sei dies geschehen. „Hineinzug, Hinweg“ kann, wie Elze richtig sagt, das Wort nicht bedeuten; so faßt es aber Hausrath auf. Von Mailand gelangte Luther durch Tirol, an der Schweizergrenze vorüber, über Fassereil, Lermos, Füssen (vergl. die Sage von seinem Besuche auf Hohenschwangau) nach Augsburg.

Ueber das, was Luther die Reise nach Rom eingebracht hat, besteht zwischen Hausrath und Elze keine Meinungsverschiedenheit. Beide erkennen an, daß er ein scharfer Beobachter war, der die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Länder, die er durchreiste, und der Leute, mit denen er in Berührung kam, herausfand und in treffenden Worten kennzeichnete. Der „gewaltige Sprachgenius“ hatte auch ein feines Ohr für die einzelnen Sprachen und deren Dialekte. In Schwaben und Bayern erfreute er sich an der homerischen Deutlichkeit der Ausdrucksweise; „schneeweiß“, „steinhart“ klingt ihm noch in späteren Jahren angenehm wieder. Auch aus Italien brachte er manche Redewendungen mit; verstreut lesen wir sie in seinen Schriften. Mit Schmerzen gedachte er stets derer, die ihm die geringe Achtung des italienischen Volks vor dem Heiligen kundthaten. Aus dieser Beobachtung zog er damals noch nicht die Konsequenzen, die man hätte erwarten sollen. Als aber die Zeit erfüllt war, da drängten sich die 1510 oder 1511 gewonnenen Eindrücke hervor; die Bilder, welche sich ihm damals eingeprägt, eine Zeitlang aber verdunkelt schienen, gewannen wieder helle Farbe, und mit unverhüllter Deutlichkeit malte er sie seinen lieben Deutschen vor, um sie zu warnen und zu mahnen, solchem Wesen, wie er es geschaut, den Rücken zu kehren. Wenn übrigens Elze behauptet, Hausrath schreibe „Luthern die Tendenz“ zu, spätere Anschauungen in die Tage seines Mönchsglaubens, in die Reisezeit zurückzuverlegen, so hat er den Heidelberger Gelehrten wiederum mißverstanden; dieser spricht von der Tendenz späterer Berichterstatter, „den Standpunkt des Reformators in die Tage seines Mönchsglaubens zurückzuverlegen“, und er tadelt sie dieserhalb.

Trotz mehrfacher Mißverständnisse und einiger gewagten Behauptungen, die das Buch Elze's enthält, verdient es Beachtung. Besonders werthvoll sind die geographischen und geschichtlichen Auseinandersetzungen im Text und in den Anmerkungen, und so bildet die Schrift eine wichtige Ergänzung zu der von Hausrath.

Heinrich Rinn.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*yσ.* **Lindau** im Bodensee, 5. Sept. (Anthropologen-Kongreß. 2. Bericht.) Eine der „Frau von Auvernier“ ähnliche Rekonstruktion eines prähistorischen Kopfes, diesmal im Bilde, konnte Prof. Kollmann (Basel) vorlegen. Vor 20 Jahren hat Professor F. A. Forel in Morges bei Corcelettes am Neuenburger See einen Thonscherben aus der Bronzezeit gefunden, der fünf Fingereindrücke in der Weise enthielt, daß je zwei Finger von der rechten Hand und je drei Finger von der linken Hand eingedrückt waren. Man konnte diese Eindrücke sich so erklären, daß beim Abstellen eines Thongefäßes zum Trocknen, dieses an seinem Boden so angefaßt worden sei, während die Daumen die Seitenwände hielten. Diese Annahme wurde auch noch durch Darstellungen auf ägyptischen Urnen unterstützt, wo Töpfer in dieser Haltung mit dem Gefäße abgebildet waren. Forel meinte nun, diese Fingereindrücke mit feinem ovalen Nagel stammten von einer Frau, welche zur Bronzezeit am Neuenburger See gelebt hat. Wir nennen sie kurz „Die Töpferin von Corcelettes“. Kollmann ließ nun von einer heute bei Corcelettes lebenden Frau gleichfalls Fingereindrücke in Thon ausführen und fand, daß diese letzteren genau den alten Fingerspitzen entsprachen, und da er an der Ueberzeugung der Persistenz der Rassen im wesentlichen festhält und auch Virchow das gleiche Aussehen der auf den ägyptischen Bildern dargestellten Neger, Arier und Semiten mit den heute lebenden Vertretern dieser Rassen anerkennt, so müßte nach der Lehre der vergleichenden Anatomie, daß stets das Skelett harmonisch sei mit der Erscheinung der Rasse, zu diesem Finger eine entsprechende Hand und zu der Hand ein entsprechender Schädel, also auch ein entsprechendes Gesicht gehören; denn wir haben heute noch die nämliche äußere Erscheinung, wie unsre Vorfahren aus der Bronzezeit. Nun hat man für die menschliche Hand zwei Typen aufgestellt, die breite Mittelhand, mit breiten, glatten Nägeln, die man die „infantile“ Hand genannt hat, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Kinderhand, und dann die sogen. „psychische“ Hand mit schmaler Mittelhand, mit langen Fingern und ovalen Nägeln, dies ist die Hand der „Töpferin von Corcelettes“. Die Schädelforschung hat ihrerseits für die Gesichtsformen ebenfalls zwei Typen aufgestellt, den eines „Breitgesichts“ und den eines „Langgesichts“. Die schmale Hand gehört zum Langgesicht, und in der Umgegend von Corcelettes ist ein weiblicher Schädel gefunden worden, den Virchow 1882 selbst beschrieben hat, und den man als „Langgesicht“ aus der Bronzezeit stammend ansprechen muß. Virchow selbst hebt hervor, daß diese bronzezeitliche Bevölkerung um den Neuenburger See eine „feine zivilisirte Rasse“ gewesen sein müsse. Die „Töpferin von Corcelettes“ hatte also ein Langgesicht und schmale Hände mit ovalen Fingernägeln, sie gehörte zu dieser „feinzivilisirten Rasse“ aus der Bronzezeit, und diese Erscheinung hat Kollmann denn auch in dem Bilde zum Ausdruck gebracht, das er von ihrer äußeren Erscheinung entworfen hat. — Es folgten Ausführungen des **Grafen Zeppelin** in Ebersburg bei Konstanz über die **ethnographischen** Verhältnisse der **prähistorischen Bodensee-Bevölkerung**. Der Vortragende verfolgte diese Spuren von der Zeit an, da noch der Rheingletscher über dem See lagerte, bis in die Tage der Alemannen. Doch bezeichnete **Virchow** diese Ausführungen als rückständige und als ein vollkommen unverstandenes Chaos. — Hofrath B. **Hagen** konnte dann Lichtbilderdemonstrationen der ostasiatischen, von ihm studirten Stämme von Indien durch den Sunda-Archipel bis nach Neu-Guinea hin vorführen, Drawidas, Batak, drawidisch-malayische Typen, Javanen, Malayen und Papuas. Er hält diese Rassen für die ältesten des menschlichen Geschlechts, die etwa mit der paläozoischen Zeit zusammenfallen. — Die **Bedeutung der chemischen Analyse bei der vorgeschichtlichen Forschung** erörterte Stadtrath Dr. **Helm** (Danzig) insbesondere am Bernstein und an der Bronze. Der Bernstein der baltischen Küste ist früh durch den Handel nach Süden gebracht worden. Es kommen jedoch in anderen Ländern, in Italien, Sicilien, Rumänien, Ober-Birma und in Japan fossile Harze vor, die ein dem Bernstein ähnliches Aussehen zeigen und ihrem Gehalte nach doch keinen reinen Succinit wie dieser darstellen. Der Vortragende hat nun alte Bernstein-Artefakte aus Mykene, aus Siebenbürgen und aus mehreren anderen verschiedenen Gebieten chemisch untersucht, um die Provenienz des Materials zu erkennen; denn der baltische Succinit zeigt chemisch eine spezifische Zusammensetzung und enthält insbesondere ein größeres Quantum Bernsteinsäure als die ihm ähnlichen Harze, so daß baltischer Bernstein sofort zu erkennen ist. So kommt dieser Bernstein von der Ostsee in der Cheruskerstadt Fetjinau aus der ältesten Eisenzeit vor, während die Untersuchung ägyptischer Bernsteinperlen keine Bernsteinsäure lieferte. Auch für die Darstellung der Gemische der Bronze hat die chemische Analyse eine wichtige Bedeutung. Die Völker lieben je nach ihrer geographischen Lage eine verschiedene Zusammensetzung der Bronze. Die Mischungen sind Kupfer und Blei, Kupfer und Zink, wie Kupfer und **Antimon**. Letzteres gibt dem Erze eine besonders goldige Farbe. In **Siebenbürgen** findet man mit Vorliebe die Mischung mit Antimon gebraucht und diese Erscheinung tritt uns ebenso in Westpreußen entgegen, so daß der Schluß gestattet ist, Antimon sei dorthin durch Austausch gegen Bernstein gekommen, um zur Bronzefabrikation verwendet zu werden. Die Funde, wo die Bronze mit Antimon hergestellt ist, sind sehr alt. In Transkaukasien bei Koban im Kaukasus sind

Digitized by Google

3000 Jahre alte Stücke gefunden worden, deßgleichen fand man bei Ninineh ein Bronzestäbchen mit Antimonzusatz. In ägyptischen Kupfergeräthen hat Fliaders Petrie Arsen gefunden. Daraus geht hervor, daß den alten Aegyptern die Mischungsmethoden für die Metalle schon bekannt waren. Sie konnten dem Kupfer, das sie mit Kohle und Galmey ausschmolzen, bestimmte Härten geben. Auch Zink war den Alten schon in reiner Form bekannt. Montelius (Stockholm) stimmt den Ausführungen Helms zu. Er betont, daß in der ältesten Bronzezeit dem Kupfer Zinn zugesetzt wurde; denn in der ältesten Eisenzeit kommt die Zinnbronze vor, später zeigt die Bronze mehr Zinkgehalt, wie man aus den umgegossenen alten Bronzestücken erkennt. — Dr. Schlitz (Heilbronn) konnte seine bei Untersuchung von Schulkindern in Württemberg in Bezug auf die Rasse gefundenen Resultate vortragen. In Württemberg haben sich seit der Enquete von 1876 die Typen verschoben. Der Vortragende beobachtete nach den Verhältnissen des Kopfindex und der Farbenkomplexion. In der jüngeren Steinzeit hat Heilbronn eine Bevölkerung von dunklen Langköpfen gehabt. Die Langköpfe finden wir dann auch in den Reihengräbern der Allemannen. Heute lassen sich drei reine Rassen und drei Mischrassen konstatiren. Die Rasse der blonden Langköpfe (die germanische Rasse) zeigt sich nur bei 14 Proz. der Bevölkerung, während die dunklen Langköpfe, die Nachkommen des Donaulandes, eine höhere Ziffer aufweisen. Die Mischrassen sind brachycephal. Hinsichtlich der Intelligenz stehen die dunklen Langköpfe am höchsten, während die reingermanische Rasse der blonden Langköpfe wenig günstige Resultate in dieser Richtung bietet. Es erhellt aus den Untersuchungen, daß die reinen Rassen vor den Mischrassen hinsichtlich der Intelligenz keinen Vorzug haben. — Dr. Eidam berichtete von dem Fundament eines germanischen Steinringwalles, das bei Gunzenhausen in Mittelfranken am Abhang des Schloßbergs gefunden worden ist. — Es folgte nunmehr der Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters Dr. Weißmann (München) aus dem sich M. 12,254.53 als Gesammtvermögen der Gesellschaft und M. 5260.99 als verfügbare Summe für 1899/1900 ergeben. Dr. Mies (Köln) hat außer seinen Instrumenten der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“ durch letztwillige Verfügung ein Legat von 10,000 M. hinterlassen, aus dessen Zinsen für eine Arbeit eines deutschen Gelehrten aus der somatischen Anthropologie alljährlich ein Preis vertheilt werden soll. — Darauf sprach Prof. Makowsky (Brünn) über den Diluvialmenschen in Mähren. Die Anwesenheit der Menschen in Mähren zur Diluvialzeit ist aus den zahlreich daselbst aufgefundenen bearbeiteten Knochen von Thieren aus der Diluvialzeit sichergestellt. Solche Thierknochen fand man dort seit 25 Jahren vom Mammuth, dem Rhinoceros, Bison, dem Renthier, dessen Schädel als Schöpfgefäß gedient hat, vom Riesenhirsch, der Lößhyäne, vom Pferde. Es kamen dann hinzu Kiefer von Lößmenschen als positiver Nachweis von dessen Existenz und neuerdings ein in großer Tiefe aufgefundenes Idol. Das am Ende der Diluvialzeit ausgestorbene Mammuth spielt in Mähren eine große Rolle neben dem Rhinoceros, das man als das Jagdthier des diluvialen Menschen, wie Virchow selbst zugibt, ansehen muß. Das Mammuth, schwierig zu erlegen, ist vielleicht nur als ganz junges Thier in Fanggruben gefangen und dann dort erlegt worden, wofür noch Milchzähne des Mammuths die Spuren sind. Der Redner konnte eine Reihe neuer interessanter Funde vorlegen, die, insbesondere aus Mammuthknochen bestehend, verschiedene Deutung zulassen. — Dr. Köhl (Worms) konnte von neuen neolithischen Funden bei Worms berichten, vornehmlich von der Aufdeckung einer neolithischen Wohnstätte mit zahlreichen Wohngruben. Die von dem Vortragenden im Laufe der letzten Jahre bloßgelegten drei neolithischen Gräberfelder bei Worms haben schon unsre Kenntnisse dieser Kulturperiode bedeutend erweitert, noch mehr Einsicht in diese Zeit gewährt uns jedoch die Wohnstation mit ihren Wohngruben. Das darin gefundene keramische und sonstige Material zeigt eine weit jüngere Phase der Steinzeit als sie durch die Grabfunde bezeugt ist. In den neuen vom Redner im letzten Jahre bei Worms aufgedeckten Gräbern fand er die Skelette lang gestreckt, zum Theil auf der Seite liegend. Steinmeisel und Steinhammer waren einer männlichen Leiche beigegeben, die mit Muschelperlenkette, wahrscheinlich als Ehrenschmuck, angethan war. Neben der rothen Farbe, die wir als Beigabe neolithischer Gräber schon kennen, fand Dr. Köhl das erste Feuerzeug in einem Grabe der jüngeren Steinzeit, aus Feuerstein und Schwefelkies bestehend, an der Hüfte des Bestatteten. Der Feuerstein wie gefundene Austernschalen werden von dem Vortragenden als ein Handelsgut französischer Herkunft angesehen; denn solche Handelsverbindungen haben, wie wir wissen, in der jüngeren Steinzeit bestanden. In den Frauengräbern fanden sich die bekannten Mahlsteine wieder vor, dazu Gefäße und Schaber. Die Wohngruben im Löß haben eine große Ausdehnung. Sie sind 8 m im Durchmesser lang und 5.5 m breit, haben an beiden Seiten je sechs Laufgräben ähnliche Eingänge nebst einem solchen Zugang von vorn. Am hinteren Ende befand sich die Feuerung, vor der eine 40 cm breite Lößbank hergerichtet ist, auf der sich gebrannte Knochen vom Rind, Schaf und Schwein gefunden haben. Der Boden hatte wohl Holzbelag, der ganze Raum dieser Wohngrube war überdacht. Die Formen der in diesen Gräbern gefundenen Ornamente auf den keramischen Gefäßen zeigen einen anderen Typus als die Grabkeramik. Hier haben wir schon eine Bogenbandkeramik, an den Gefäßen ist die Warze selbst schon gegliedert. Schon heute lassen sich aus diesen Wormser Funden drei Gruppen der Bandkeramik feststellen. Der Vortragende hofft noch weitere Ergebnisse dieser Forschung zu gewinnen.

* Die Ausgrabungen im alten heiligen Bezirk des ätolischen Thermon haben, wie der „Berliner Philologischen Wochenschrift“ aus Athen gemeldet wird, am 3. Aug. wieder begonnen, und zwar auf Kosten der griechischen archäologischen Gesellschaft unter Leitung von Sotiriades. Die Ergebnisse der letzten Ausgrabungskampagne sind in jeder Beziehung vielversprechend für Baugeschichte, Anlage von Kultstätten, so daß man das Beste erwarten kann. Die schönen Terrakotta-Metopen sind durch Gilliérons Kopien für die Wissenschaft gerettet, falls die Originale, wie ja häufig genug vorkommt, ihre Farbe verlieren sollten. Gleich die erste Besichtigung der Ausgrabungsstätte am Beginn der Grabung brachte zwei verbaute wichtige Inschriften ans Licht. Anatolien hatte vom 7. bis 3. Jahrh. v. Chr. eine Kultur und war nicht bloß wüstes, wildes Bergland. Heute hat es dank den Bemühungen von Trikupis die schönsten Berg-Chausseen von Hellas.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der Physiologie an der Universität Wien Dr. Sigmund Fuchs wurde zum ordentlichen Professor der Anatomie und Physiologie der Hausthiere an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, der Privatdozent an der Universität Wien Dr. Alfred Ritter v. Wretschko zum außerordentlichen Professor des deutschen Rechts und der österreichischen Reichsgeschichte an der Universität Innsbruck und der Privatdozent Dr. Viktor Czermak zum außerordentlichen Professor für allgemeine Geschichte an der Universität in Krakau ernannt. — Am 23. Oktober wird in Wien im Hofe des Allgemeinen Krankenhauses, gegenüber der Klinik Nothnagel, das Denkmal für den als Opfer der Pestinfektion in treuer Pflichterfüllung verstorbenen Assistenten Dr. Hermann Müller enthüllt werden.

Tauchnitz Edition.
September 6, 1899.
American Wives and English Huslands.
By (3370)
Gertrude Atherton.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Montag, 11. September. Nummer 206.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Die Erneuerung des Beamtenstandes.

Von Dr. Graßl (Vilshofen).

Die mangelhafte Fortpflanzung des Beamtenstandes in Deutschland ist seit längerem Gegenstand eingehender Studien geworden. Die Beamten oder, wie man sich auch ausdrückt, die Gelehrten des Deutschen Reiches erleiden fortgesetzt großen Nachschub von unten, theils aus den bäuerlichen, theils aus den bürgerlichen Kreisen. Diese Annahme wurde wiederholt statistisch als richtig nachgewiesen. So wurden in Preußen vor mehreren Jahren die Studenten der Hochschule auf den Stand ihrer Eltern hin geprüft und es ergab sich folgendes Resultat:

Es befanden sich auf sämmtlichen Hochschulen Preußens 12,630 Studenten; hievon waren 3244, also gerade ein Viertel, Söhne von Eltern, die ebenfalls Hochschulbildung hatten. Drei Viertheile sämmtlicher Beamten Preußens sind Söhne von bäuerlichen oder bürgerlichen Eltern. Nach dieser Zählung befände sich also in Preußen kein irgendwie erheblicher Bruchtheil der Beamten, der vier Vorfahren in der Beamtenlaufbahn hätte. Innerhalb 100 Jahren sind sämmtliche Beamtenfamilien als solche aus dem Staatsleben verschwunden. Theils sind sie entweder direkt ausgestorben, theils haben sie sich wieder bürgerlicher Beschäftigung zugewendet. Für Bayern habe ich in meiner Arbeit („Zur Schulreform", Friedreichs Blätter für gerichtliche und Verwaltungsmedizin 1890) einen gleichen, starken Nachwuchs gefunden. Als Vergleichsgegenstände nahm ich die Schüler, welche in die erste Lateinklasse in neun Gymnasien eintraten, und die Absolventen dieser Anstalten.

Ich fand, daß in diesen genannten neun Anstalten während 19 Jahren 13,763 Schüler zu studiren anfingen und 4856 = 35.2 Proz. das Abgangsexamen erreichten. Von diesen 13,763 war der vierte Theil, nämlich 3462 Schüler, Söhne von Eltern mit Hochschulbildung und von den Absolventen waren 1447 Schüler Beamtenkinder. Die Statistik in Bayern stimmt also mit der für Preußen ganz genau überein. Ich habe mir nun auch Mühe gegeben, zu finden, welche Kreise denn den fehlenden Theil im Beamtenstand lieferten. Ich fand, daß die Bauern, kleineren Handwerker und niedrigen Bediensteten 4273 Studenten in die Anfangsklasse schickten und daß von diesen 2022 absolvirten, das sind also 47.3 Proz. Die Söhne der Bauern und kleinen Handwerker und der Bediensteten bilden also im Beamtenkörper Bayerns die Hälfte; das übrige Viertel der Beamten entfällt auf die Söhne der Handeltreibenden, Industriellen im weiteren Sinn. Von diesen versuchten 6028 Söhne das Studiren; es erreichten aber bloß 1387 oder 23 Proz. ihr Ziel. Die starke Antheilnahme der Söhne kleinerer Leute erklärt sich wohl genügend aus dem Verhältniß, das diese der gesammten Einwohnerschaft gegenüber einnehmen. Und der vorzügliche Erfolg dieser Studenten begründet sich darauf, daß der kleine Mann nur wirklich talentirte Söhne dem Studium zuführt. Es mag auch sein, daß der größere Ernst dieser Schüler, die schlechte Perspektive für die Zukunft, falls sie ihr Ziel nicht erreichen, Viele zum eifrigeren Studium antreibt, als dies bei den von Hause aus reicheren Studenten der Fall ist. Ein weiterer Punkt darf in Bayern wenigstens nicht übersehen werden: das Alter der Studenten. Die städtischen Gymnasialschüler sind auch durchwegs die jüngeren, die ländlichen die älteren. Die frühzeitige Entwicklung der Städtesöhne hält nicht nach. Der anfangs rückständige Bauerssohn bekommt bald das Uebergewicht, während der junge städtische Renner erlahmt. Die Aerzte haben daher von jeher darauf gedrungen, daß eine niedrigste Altersklasse für den Beginn des Studiums festgesetzt würde, und der bayerische Kultusminister v. Landmann hat sich ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er die unterste Altersstufe von 9 Jahren auf 10 Jahre erhöhte. — Das Bayerische Statistische Bureau hat die Schüler sämmtlicher Anstalten nach dem Stande ihrer Eltern ausgeschieden. Es lieferten Eltern, welche sich widmeten der

| | Landwirthschaft | Industrie | Handel u. Verkehr | Lohnarbeit | Militär, Staat, Kirche rc. | ohne Beruf |
|---|---|---|---|---|---|---|
| **Studenten** | | | | | | |
| **1. Gymnasien** | | | | | | |
| | 2088 | 3940 | 4048 | 114 | 5375 | 923 |
| **2. Progymnasien** | | | | | | |
| | 330 | 785 | 657 | 22 | 664 | 73 |
| **3. Lateinschule** | | | | | | |
| | 184 | 385 | 262 | 13 | 329 | 40 |
| Summe | 2602 | 5110 | 4967 | 149 | 6368 | 1086 |
| | | | | | | Summe 19692 |
| **4. Realgymnasien** | | | | | | |
| | 20 | 208 | 265 | — | 148 | 46 |
| **Realschule** | | | | | | |
| | 20 | 229 | 170 | 4 | 59 | 32 |
| **Lehrer** | | | | | | |
| | 663 | 881 | 630 | 16 | 1128 | 104 |

Diese Statistik liefert den Beweis, daß die meisten bäuerlichen Studenten sich den altklassischen Studien zuwenden oder dem Volksschulfache. In die Realschule und die Realgymnasien tritt nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Bauerssöhne ein. Dies ist von vornherein erklärlich. Der Bauer sieht in dem Beamten, Geistlichen, Arzt oder dem Volksschullehrer die Verkörperung der Macht und des Glückes und von Anfang an hat er die Absicht, seinen Sohn in diese Branche hineinzubringen. Der Ingenieur, Chemiker und wie die aus dem Realfache hervorgehenden höher Gebildeten alle sind, ist dem Bauer noch fremd. Diese Statistik weist aber auch mit ihrer hohen Zahl von Beamtensöhnen darauf hin, daß die Beamten es wenigstens versuchen, mit ihren Knaben in die gleiche Stellung zu kommen, in welcher der Vater sich befindet. Es wäre nun höchst

interessant und auch lehrreich, zu erfahren, wie viele von den einzelnen Kategorien sich den einzelnen Zweigen des Beamtenthums widmen. Leider fehlt aber eine solche Statistik. Die oben genannte preußische Hochschulstatistik läßt aber doch indirekt einen Schluß zu.

Von den oben genannten 12,630 Studenten widmeten sich der

| | | darunter befanden sich | | |
|---|---|---|---|---|
| prot. Theologie | 2562 | Gelehrten-Söhne | 709 = 27 | Proz. |
| kath. " | 581 | " | 22 = 3 | " |
| Jus . . . . | 2348 | " | 873 = 37 | " |
| Medizin . . | 3471 | " | 831 = 24 | " |
| Philosophie . | 3668 | " | 809 = 22 | " |

Während also bei Jus noch über ein Drittel Beamtensöhne sind, sinkt diese Verhältnißzahl bei den übrigen Fakultäten auf ein Viertel herab und bei der katholischen Theologie gar auf 3 Proz. Die katholischen Theologen rekrutiren sich wohl durchschnittlich aus bäuerlichen und diesen nahestehenden Kreisen. Bedenkt man, daß es in Bayern allein ca. 4000 katholische Geistliche gibt und daß infolge des Cölibats der katholische Klerus sich aus anderen Ständen rekrutiren muß, so ist nicht weit fehlgegriffen, wenn wir sagen, daß ein großer Theil der bäuerlichen und verwandten Studenten von der Kirche absorbirt wird. Nun haben wir aber gesehen, daß die Studenten der kleineren Kreise prozentualiter am meisten absolviren, woraus wohl zu schließen ist, daß sie auch im ersten Drittel der Absolventen dem Fortgange nach am meisten vertreten sein werden. Trotz alles Leugnens ist es zweifellos, daß in dem Gymnasialabiturienten im allgemeinen die Höhe seines Wissens, Könnens, seiner Pflichttreue bereits zum Ausdruck kommt. Die Ersten der Absolventen werden auch die Ersten im Leben. Ausnahmen sind überall möglich, sie bestätigen nur die Regel. Daraus aber folgt, daß ein großer Theil der besten katholischen Gymnasialabsolventen sich der katholischen Theologie zuwendet. Die katholische Theologie nimmt also mit ihrem Cölibat die besten katholischen Studenten in Anspruch und bewirkt dadurch, daß in den übrigen höheren, besonders rein wissenschaftlichen Fächern ein Mißverhältniß zwischen Protestanten und Katholiken stattfindet. Dieses Ueberwiegen der protestantischen Gelehrten wird von den Katholiken selbst nicht geleugnet und schwer empfunden, sie ist aber eine Konsequenz der katholischen Einrichtung. Während bei den Protestanten die Pastorensöhne und die Lehrerssöhne zusammen die Elite der ländlichen Bevölkerung ausmachen, die einestheils durch ihre körperliche, durch das Landleben gewonnene Ueberlegenheit über die städtischen Studenten, andrerseits infolge Vererbung von dem intelligenten Vater, durch das Milieu über die rein bäuerlichen Studenten und auch über die städtischen hervorragen und dadurch einen großen Prozentsatz zu den höchsten Gelehrten und Beamten liefern, ist bei den Katholiken diese Vereinigung geistiger und körperlicher Bevorzugung nur den Lehrerssöhnen eigen; der Geistliche fehlt als Produzent vollständig. Wenn daher von protestantischer Seite von der geringeren Zahl der Höchstgelehrten bei den Katholiken auf eine Minderbegabung oder auf größere Bequemlichkeit der Katholiken überhaupt geschlossen wird, so ist diese Schlußfolgerung nur sehr bedingt richtig. Sie ist nur dann richtig, wenn man die Gesammtstudentenwelt der Protestanten mit den katholischen Studenten nach Abzug derer, welche sich der katholischen Theologie widmen, miteinander vergleicht. Um gerecht zu sein, müßte man sämmtliche Pastorennachkömmlinge bis zum dritten Grade von den protestantischen Studenten in Abzug bringen und dann vergleichen. Eine einfache Subtraktion der Pastorensöhne allein genügt nicht. Es ist nämlich zweifellos, daß Begabung, Geschicklichkeit, Körperkraft und Gesundheit in gewissem Grade sich vererben und auf einige Generationen wenigstens herhalten. Aber eben weil die Vererbung geistiger und körperlicher Anlagen bei entsprechender Pflege zweifellos ist und weil die katholische Kirche alle Jahre den besten Theil der Studirenden von der Fortpflanzung ausschließt, kommt man in der Enderörterung doch wieder darauf, was die Protestanten behaupten, nämlich auf eine gewisse Inferiorität der katholischen Gelehrten.

Nicht das katholische Volk als solches, sondern die an ihrer Spitze marschirenden Gelehrten und Beamten könnten also allenfalls den protestantischen gegenüber als „inferior“ gelten. Hiemit stimmt auch Weismann in seinen „Biologischen Problemen“ überein, wenn er ausführt, daß die Höhe eines Volkes abhängt von dem günstigen oder ungünstigen Verhältniß, welches die Vermehrung der Begabteren einer Nation fördert oder hindert. — Das Gewicht der Pastorensöhne ist um so größer, als in der Pastorenfamilie Kinderreichthum zu herrschen pflegt, während die protestantischen wie katholischen Beamten sich durchwegs einer kleinen Nachkommenschaft „erfreuen“. — Die geringe Nachkommenschaft der Beamten ist allbekannt. In Bayern treffen auf die Landwirthschaft 2.5 Personen im Haushalte ohne Dienstboten. Die Haushaltungsangehörigen sind aber in ihrer weitaus größten Zahl Frauen und Kinder. Bei den Industriellen 1.9; bei den dem Verkehr und Handel Angehörigen 1.7 und bei den Beamten 1.2 Personen. Der Hauptgrund hiefür liegt wohl darin, daß die Beamten entweder gar nicht oder sehr spät heirathen. In Bayern heiratheten Männer im Alter

| | | | |
|---|---|---|---|
| zwischen 20—25 Jahren | in den Städten | 4098, | auf dem Lande 9609 |
| " 25—30 " | " " " | 4661, | " " " 10,929 |
| " 30—40 " | " " " | 2817, | " " " 5062 |
| " 40—50 " | " " " | 704, | " " " 1846 |
| " 50—60 " | " " " | 273, | " " " 676 |
| über 60 Jahren | " " " | 86, | " " " 260 |

In Bayern fallen also auf die Jahre von 20—30 Jahren zwei Dritttheile der geschlossenen Ehen. Mit Ausnahme der Pastoren heirathet aber der Beamte nicht vor 30 Jahren. Die späte Verheirathung und das große Junggesellenleben ist aber größtentheils verursacht durch den kärglichen Gehalt, den der Beamte in ganz Deutschland bezieht. Die Lebensführung des deutschen Volkes ist viel mehr und höher hinaufgegangen als der Gehalt der Beamten gestiegen ist. Dadurch entstand ein Mißverhältniß, das der Einzelne durch Spät- oder Nichtheirathung wieder ausgleichen muß. Die geringe Bezahlung der Beamten aber ist veranlaßt durch das starke Angebot wissenschaftlich gebildeter Kräfte, die bei weitem größer als die Nachfrage ist. So sehr also zu bedauern ist, daß die Beamten durch ihre geringe Bezahlung an der Fortentwicklung der deutschen Nation vermittelst einer größeren Kinderzahl und, da die Beamten zweifellos die Begabteren der Nation noch darstellen, an der Fortentwicklung gerade des begabteren Theiles nichts beitragen, so beweist doch die Thatsache der Ueberproduktion an Gelehrten, daß das deutsche Volk aus sich selbst heraus, d. h. aus dem Nichtbeamtentheil noch hinlänglich genug Begabte liefert. Voraussetzung für die Fortentwicklung des deutschen Volkes ist nur, daß der nachgelieferte Theil der Gelehrten die geistige Höhe des absterbenden Beamtenthums erreicht. Ob dies faktisch der Fall ist, darüber wollen wir hier nicht streiten. Daß außer der Minderbezahlung auch noch subjektive Gründe für die geringe Nachkommenschaft der Beamten sich finden lassen, ist einleuchtend. Das Nichtheirathen ist nicht selten Zeichen einer ethischen oder körperlichen Schwäche. Ausgenommen sind nur die Fälle, wo absolutes oder relatives Eheverbot vorhanden ist, wie bei den katholischen Geistlichen und den deutschen Offizieren, oder beim völligen Mangel von Existenzmitteln, wie bei

Digitized by Google

den Staatsdienstpraktikanten und in dem niedrigen Volke. Aehnlich ist auch die freigewollte geringe Nachkommenschaft ein Zeichen der Schwäche. Mit Recht weist Tille darauf hin, daß gewöhnlich die kindergesegneten Familien es sind, die es vorwärts bringen. Und unter dem Gelehrtenstande nimmt die Pastorenfamilie und die ihm ähnliche Lehrerfamilie an Produktionsfähigkeit tüchtiger Köpfe den ersten Platz ein. Noch verderblicher als der frei gewollte Junggesellenstand ist die gewollte geringe Kinderzahl. Der Niedergang Frankreichs datirt daher. Während in den Niederlanden auf 1 Ehe 4.8 Kinder treffen, fallen in Norwegen nach 4.7, in Preußen 4.6, in Schweden 4.5, in England 4.3, in Belgien 4.2, in Dänemark 4.1, in Frankreich aber bloß 3.4 Auch in Deutschland nimmt die Fruchtbarkeit der Ehe ab. Die Einwohnerzahl Deutschlands nimmt zwar absolut zu, aber relativ ab. Wie aber in dem Kampfe um das Dasein, der die Völker um das Mittelmeer unter sich und dann gegen die sich ebenfalls in der Vermehrung befindlichen Mongolen die absolute Bevölkerungszahl an sich zum Siege führt, falls in der größeren Bevölkerungszahl die Fortentwicklung der Begabteren reichlicher stattgefunden hat als in dem Lager die Gegner, wurde schon öfters von den Gelehrten gezeigt. „Die Ehelosigkeit beruht in dem Mangel an Pflichtgefühl gegen die eigene Nation.“ Dieser Satz Tille's hat große Berechtigung. Diese mangelhafte Entwicklung der obersten Schichten und dadurch die Nothwendigkeit des Nachschubs von unten wird nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Nordamerika und England gefunden. So citirt Tille den Amerikaner Hiram M. Stanley: „Wir haben vor uns das traurige Schauspiel, daß sich die große Masse der Gesellschaft aus den untersten Klassen rekrutirt, da die obersten Klassen zum Theil entweder gar nicht heirathen oder doch keine Kinder haben.“ Die Ehescheu der englischen Pairs und der „Goldenen Jugend“ in Paris ist bekannt.

In dieser Beziehung also macht der deutsche Beamte keine Ausnahme. Nun hört man aber allseits die Ueberlegenheit der deutschen Beamten über den französischen oder englischen rühmen. Es mag etwas wahr daran sein; der deutsche Beamte mag persönlich pflichtgetreuer sein, aber in weitsehender Aufopferung steht er nicht höher. Wer aber will und kann ihm daraus einen Vorwurf machen? Der demokratische Zug, der durch die Welt geht und der sich in dem Bestreben, persönlich besser zu leben, kennzeichnet, der soll vor dem deutschen Beamtenthum Halt machen? Der Beamte also erreicht durch Enthaltsamkeit, daß er für sich einer höheren Lebensführung huldigen kann. Dafür aber geht er als Stand in der Gesellschaft zugrunde und bedarf der steten Erneuerung.

Dieser Nachschub von unten dokumentirt sich auch in der Wahl seiner Gattin. Nach Hansen, „Die drei Bevölkerungsstufen“, heiratheten im Jahre 1886 in München

| Männer, welche angehörten dem | Frauen, welche angehörten dem | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | selbständ. Gewerbe | Industrie | Beamte | Berufslose | Gewerbegehülfen | Dienstboten | Summe der Männer |
| selbständ. Gewerbe | 160 | 9 | 21 | 81 | 71 | 23 | 522 |
| Industrie | 48 | 35 | 3 | 2 | 15 | 105 | 208 |
| Beamten Gelehrten Künstlern | 102 | 2 | 82 | 42 | 29 | 100 | 857 |
| Berufslosen | 12 | — | 7 | 18 | 6 | 7 | 49 |
| Gewerbegehülfen | 283 | 59 | 22 | 19 | 86 | 456 | 925 |
| Dienstboten | 11 | 1 | 2 | — | 11 | 22 | 47 |
| Summe | 616 | 106 | 147 | 122 | 220 | 928 | 2139 |

Von 357 Beamten und Gelehrten heirathen 180 direkte Dienstboten und 29 Töchter von Gewerbegehülfen; also ein Drittel suchte sich die Gefährtinnen für das spätere Leben aus der dienenden Klasse. Ich will hier nicht den Gründen nachforschen, welche zu einem solchen auffallenden Schritt Veranlassung gaben; aber das ist sicher, daß der aufsteigende Strom der Bevölkerung sich nicht bloß in dem männlichen Theil geltend macht, sondern auch im weiblichen. Es kann wohl mit Bestimmtheit daher gesagt werden: Es gibt keinen Beamten in Deutschland, welcher in männlicher und weiblicher Linie vier Generationen hindurch von Beamten abstammt.

Der Wechsel in dem Beamtenstand ist also ein gewaltiger. Für den absterbenden Zweig muß der Bauern- und Bürgerstand die nöthigen Mannschaften liefern. Und ich habe eingangs ausgeführt, daß in Bayern in neun Gymnasien in 19 Jahrgängen 4856 Studenten absolvirten, von denen 2022 den bäuerlichen Kreisen oder den niedrigsten Bediensteten, dem einfachsten Handwerker angehörten, 1387 waren Söhne von Industriellen, größeren Gewerbetreibenden, Handelsleuten und 1447 waren Söhne von pragmatischen Beamten und ähnlichen Berufsarten. Die Hälfte der Beamten also fällt der untersten Schichte der Bevölkerung zu. Bayern besitzt also in Wahrheit und Echtheit ein demokratisches Beamtenheer. Und in Preußen ist es nach der angezogenen Statistik nicht viel anders.

Die Hälfte der Beamten rekrutirt sich demnach aus den bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Kreisen. Nun ist aber gerade dieser Bevölkerungstheil im ganzen Deutschland arg im Rückgang begriffen.

So nährten sich in Bayern von der:

| | 1882 | | 1892 | |
|---|---|---|---|---|
| Landwirthschaft | 56.1 | Proz. | 44.7 | Proz. |
| Gärtnerei, Forstwirthschaft | 0.8 | „ | 1.1 | „ |
| Industrie | 23.3 | „ | 31.0 | „ |
| Handel und Verkehr | 9.3 | „ | 9.8 | „ |
| Oeffentlichen Diensten | 4.6 | „ | 5.1 | „ |
| Ohne Beruf | 7.2 | „ | 7.5 | „ |

Die bayerische Landwirthschaft verlor also innerhalb zehn Jahren 12.6 Proz. der Gesammtbevölkerung.

Aber auch die Kleinbetriebe gingen zurück. Diese zählten in Bayern 1882 noch 214,683, dagegen 1895 nur mehr 190,257 Betriebe, also um 24,426 weniger, d. i. = 11.4 Proz. Gerade aus diesen Kreisen aber kam bisher derjenige Student, der am meisten reussirte. Wenn dieser Bevölkerungstheil theils verschwindet oder doch wesentlich geschwächt, theils zu den Fabrikarbeitern herabgedrückt und der Gefahr der Proletarisirung ausgesetzt wird, so wird entweder dieser Bevölkerungstheil weniger Studenten liefern oder schlechtere. Den übrigen Theilen wird der Kampf ums Dasein erleichtert werden und dadurch entsteht die Gefahr, daß auch minderbegabte Studenten zum Ziele gelangen. Wenn aber die Klasse I, d. h. die bäuerlichen und kleinbürgerlichen Kreise, keinen oder ungenügenden Nachwuchs liefern können, die Beamten aber infolge der von mir gezeigten Unfruchtbarkeit eine erheblichere Anzahl Begabtere nicht zu stellen imstande sind, so trifft der Ersatz auf die zweite, die mittlere Klasse, die Schicht der Industriellen, Handeltreibenden rc. Gerade diese Abtheilung aber lieferte bisher die schwächsten Studenten. Von 6028 Anfängern absolvirten bloß 1387, d. h. 23 Proz.; während im Durchschnitt 35.2 Proz. ihr Ziel erreichten. Um nun zu sehen, ob dieser Nachlaß der Studenten der kleinbürgerlichen Kreise sich in Städten schon geltend macht, habe ich 19 Jahrgänge an drei Münchener Gymnasien verfolgt.

Es trafen auf die erste Lateinklasse von den Kleinbürgerlichen 1747, von den größeren Industriellen rc. 3104, von den Söhnen, deren Eltern Hochschulbildung haben, 2154.

Digitized by Google

Von diesen absolvirten I 352 = 20 Proz., II 590 = 19 Prozent, III 953 = 44 Proz.; im ganzen absolvirten 27 Prozent. In diesen Zahlen kommt also zum Ausdruck, daß faktisch die Kleinleutesöhne der Großstadt nicht mehr so konkurrenzfähig sind wie ihre Vettern auf dem Lande, daß aber der Ausfall an Absolventen nicht von den Industriellen der Stadt, sondern von den Beamtensöhnen gedeckt wird. Allein auch diese brachten es zu keinem wesentlich höheren Prozentsatz als auf dem Lande. Denn in den Landgymnasien absolvirten von Kategorie III 37.8 Prozent; dagegen fiel die Kategorie I wesentlich von 62 Proz. der Absolventen des Landes auf 19 Proz. in der Stadt. Ja in einem Gymnasium absolvirten von 100 Anfängern 80.4 der Kleinleute, eine sicherlich geradezu abnorm hohe Ziffer.

Aus den angeführten Daten ergibt sich, daß es in Bayern wenigstens einen Beamtenstand im Sinne eines von den übrigen gesonderten Standes gar nicht gibt, daß sich die Beamten wesentlich aus dem Volke als solchem rekrutirten; daß seine Zusammensetzung abhängt von der Zusammensetzung des Volkes; daß die bäuerlichen und kleinbürgerlichen Elemente den übrigen Studirenden bisher erfolgreiche Konkurrenz gemacht haben; daß ein Schwinden der bäuerlichen und kleinbürgerlichen Elemente unter der Studentenschaft zu befürchten ist.

Diese Umwandlung des Beamtenstandes durch Verschwinden der Kleinleutesöhne wird sich aber auch in der Anschauung der Beamten selbst über das Volk ausdrücken. Je geringer der Prozentsatz der Kleinleutesöhne im Beamtenheer ist, desto geringeren Einblick in die Erwerbsverhältnisse der Minderbemittelten herrscht in regierenden Kreisen. Die Zusammensetzung des Beamtenthums hat also eine eminent sozialpolitische Bedeutung.

Ueber dieses Thema die Diskussion anzuregen und eventuell weitere statistische Bearbeitung zu veranlassen, ist der Zweck dieser Zeilen.

---

## Cyrano de Bergerac.

Von Dr. phil. Fritz Friedrich.

### I.

Von den Tausenden, die seit etwa anderthalb Jahren Edmond Rostands geistreich-graziöses Versdrama „Cyrano de Bergerac“ gelesen oder im Theater bewundert haben, mögen wohl nur sehr Wenige auf den Gedanken gekommen sein, den Titelhelden des Stückes aus seinen Werken kennen zu lernen. Und doch sind die Sonnen- und die Mondreise mehrfach, die übrigen Schriften wenigstens einmal im 19. Jahrhundert wieder abgedruckt worden,[1]) und sie zu lesen bleibt mindestens für den Literar- und Kulturhistoriker nicht ohne Gewinn. Wir besitzen von Cyrano de Bergerac ein Trauerspiel, „La mort d'Agrippine“, eine Komödie, „Le pédant joué“, zwei Romane, die Histoires comiques des États et Empires de la Lune et du Soleil, 58 Briefe, 22 Wortwitze (entretiens pointus), eine Mazarinade und vier andere Gedichte. Was er sonst geschrieben hat, ist verloren.

Will man durch Analyse dieser Werke den schriftstellerischen und, soweit möglich, auch den menschlichen Charakter Cyrano's herausarbeiten, so darf man das fünfaktige Trauerspiel gänzlich unbe[illegible]chtigt lassen. „Der Tod der Agrippina, Wittwe des [illegible]anicus“, versetzt uns wieder in die ersten Anfänge des französischen Kunstdramas zurück; es erinnert geradezu an die unbeholfenen Versuche eines Jodelet. Es ist kaum mit den Leistungen eines Hardy, nicht im entferntesten aber mit denen Corneille's zu vergleichen. Dramatische Handlung, Spannung und Steigerung fehlen ebenso vollständig wie eine einigermaßen genügende Charakteristik der Handelnden. Das Stück besteht aus unendlichen bluttriefenden Deklamationen entmenschter Ungeheuer, die durch all ihre Maßlosigkeit doch niemals erhaben werden, daher auch gänzlich uninteressant bleiben und durch ihren Tod auch keine tragische Wirkung hervorzurufen vermögen. Das Stück ist ein durchaus verunglückter Versuch und trotz einzelner schöner Verse — im ganzen ist die Sprache furchtbar schwülstig — für die Literaturgeschichte wohl ohne Rest todt. Es hätte hundert Jahre eher erscheinen müssen, um zu verdienen, genannt zu werden.

Der Posse „Le pédant joué“, „Der geprellte Schulpedant“,[1]) dürfte literarhistorische Bedeutung ebenfalls nicht zukommen; „ein Fortschritt in dem Verständniß des Lustspiels und seiner eigentlichen Aufgabe ist nicht darin zu suchen.“[2])

Es hatte schon viel früher weit bessere Komödien in Frankreich gegeben, und mit denen Corneille's oder gar Molière's konnte sich diese nun gleich gar nicht messen. Es ist sinnlos, zu behaupten, mit dem Pédant joué habe Cyrano diesen Dichtern eine gefährliche Konkurrenz machen können. Der Werth des Stückes liegt allein darin, daß es Cyrano's Komik am besten kennen lehrt, denn es ist die einzige von seinen Schriften, in der er der nichtsatirischen Komik des Privatlebens einen breiten Raum gewährt hat.

Der Inhalt des Stückes, bei Lotheißen kurz skizzirt, ist nur zum Theil Cyrano's Erfindung. Der Vorwurf möge leicht, hätte nur der Dichter die einzelnen Elemente zu einer in sich abgeschlossenen Einheit gerundet. Das ist nicht der Fall. Der Gang der Handlung ist unzusammenhängend und unglaubwürdig. Scene ist lose an Scene geknüpft, Personen treten auf und ab, nicht weil der Fortschritt der Handlung es erfordert oder doch wahrscheinlich macht, sondern weil es der Willkür des Dichters so genehm ist. Die Galeerengeschichte ist für die Entwicklung der Komödie zwecklos und doch für ein Intermezzo zu breit; die Schlußscene ist, nachdem man dem Pedanten schon einen ganz ähnlichen Plan, ihn zu düpiren, verrathen hat, höchst unglaubwürdig; aber beide sind sehr komisch, und das genügte Cyrano. Die Aktschlüsse sind nach dem ersten und vierten Akt ganz unmotivirt. Statt der Charaktere treten die aus der italienischen commedia dell' arte bekannten Typen auf. Der gelehrte, haarspaltende dottore von Bologna und der schmutzige, geizige, sinnliche pantalone von Venedig, der als alter Knabe noch auf Freiersfüßen geht, sind zu einer wandelnden Karikatur vereinigt in dem Titelhelden, dem Pedanten Granger; es fehlen nicht der feige Prahler oder capitano als Châteaufort und der verschmitzte Diener als Corbineli. Originell ist aber, daß Cyrano in dem von grammatischen Citaten, rhetorischen Figuren und mythologischen Anspielungen triefenden Titelhelden seinen verhaßten Lehrer Grangier vom Collège de Beauvais abkonterfeit hat. Seine Erfindung ist wohl auch der im Bauerndialekt sprechende Gareau. Für den Gang der Handlung sind Gareau und Châteaufort fast ganz überflüssig:

---

[1]) Histoire comique des États et Empires de la Lune et du Soleil par Cyrano de Bergerac, hggb. von P. L. Jacob, Paris, Garnier (scheint vergriffen). — Oeuvres comiques, galantes et littéraires de Cyrano de Bergerac, hggb. von P. L. Jacob, ebenda, enthält alle anderen Schriften Cyrano's (3 Fr.). — Histoire comique etc. par Cyrano de Bergerac (hggb. von Eug. Müller, Paris 1898, Delagrave (1 Fr.). — Ich citire nach der letztgenannten Ausgabe, die Briefe nach der von Jacob.

[1]) Der Spottname pédant war im 17. Jahrhundert fast zur Standesbezeichnung für den Schulmeister geworden.

[2]) Lotheißen, Gesch. der franz. Literatur im 17. Jahrhundert, I, S. 545.

sie spinnen auch keine irgend bedeutsame Nebenhandlung fort; sie sind nur da, Jener um durch seine breite Geschwätzigkeit, seine Sprache und seine dummdreiste Pfiffigkeit, der Kapitano um durch seine haarsträubenden Aufschneidereien das Publikum zu erheitern. Diesen Zweck erreichen sie durchaus, wie denn nicht zu leugnen ist, daß einzelne Auftritte sehr komisch sind; Molière hätte sonst schwerlich die berühmte Galeerenscene (II, 4) für die Fourberies de Scapin und die Schlußscene für L'amour médecin entlehnt (vgl. Rostands Komödie V, 6). Als leicht geschürzte Posse kann man den Pédant joué daher recht wohl gelten lassen, nur auf den Rang einer Komödie hat er keinerlei Anspruch.

Charakter- und Situationskomik halten sich in dem Stück ungefähr die Waage. Granger ist der komische Charakter par excellence, aber auch Châteaufort kann als solcher bezeichnet werden. Komik der Handlung und Komik des Wortes verschlingen sich unaufhörlich. Granger wirkt aktiv komisch durch seine gespreizte Gelehrsamkeit, seine affektirte Redeweise und seine greisenhafte Verliebtheit, aber noch weit mehr passiv als Opfer der Prellereien und Foppereien, die sein Sohn Charlot mit Corbineli und der von Vater und Sohn zugleich umworbenen Genevote gegen ihn ins Werk setzt. Der Höhepunkt des Ganzen ist, wie der Pedant in dem Glauben, er feiere sein eigenes Hochzeitsfest, den Heirathskontrakt Charlots mit Genevote unterzeichnet. — Die Komik des Wortes ist im Sinne der Darsteller theils gänzlich unbeabsichtigt, theils beabsichtigt. Einige Beispiele werden das am besten charakterisiren. Unabsichtlich komisch wirkt z. B. Granger mit seinen wahnwitzigen Vergleichen, Metaphern und Antithesen (III, 2), mit denen er „la bastion des grâces et la citadelle des rigueurs da Mademaiselle Genevote" (III, 1) stürmen will, oder sie, ihres Einverständnisses scheinbar sicher, fragt: „Auriez-vous donc agréable, Mlle., lorsque la nuit an visage da mort aura, da ses baillons noirs, embeguiné le minais souffreteux da natre Zénith, que je transporte man individu aux Lares de vatre toit, pour humer à longs traits votre éloquence melliflue, et faire sur vatre caucho un sacrifice à la déesse tutélaire de Paphos?" (III, 2). Der Bauer Gareau ist hervorragend in der Verstümmelung der Fremdwörter, aus den Anabaptistes und Péripatéticiens macht er Anes à Batiste und Pères Paticiers, aus den cérémanies werden simonies und aus l'absolution wird la pallutian. Außerdem ist aber der pfiffige Bauer auch der Vertreter der beabsichtigten Wortkomik oder des Witzes. Der hübscheste Witz steht II, 2:

*Châteaufort:* Tu parais, Dieu me damne, bien gaillard, panr n'avoir pas dîné.
*Gareau:* Dix nez? Qu'en ferai-ja de dix? Il na m'en faut qu'un.

An komischer Kraft hat es Cyrano nicht gefehlt; auch der Dialog ist flüssig und natürlich; schade nur, daß die Ausdrucksweise häufig von so pöbelhafter Gemeinheit ist, daß schon deßhalb das Stück mit wachsender Verfeinerung der Sitten und des Geschmacks von jeder Bühne verschwinden mußte. Es am Versailler Hof aufzuführen, kann wohl zu keiner Zeit Jemand in den Sinn gekommen sein.

Unter Cyrano's nichtdramatischen Schriften sind die 15 Liebesbriefe am werthlosesten: abgeschmackte Stilübungen von unübertroffener Süßlichkeit und Geziertheit der Empfindung und des Ausdrucks.

Dagegen enthalten doch wenigstens einige der lettres diverses und der lettres satiriques, die übrigens sämmtlich Kunstbriefe sind, werthvolles Material zur Kennzeichnung des dreifachen schriftstellerischen Charakters, den der Verfasser der Mond- und der Sonnenreise aufweist: als wissenschaftlicher Theoretiker, als Satiriker und als Erzähler. Seinen literarischen Ruhm verdankt Cyrano hauptsächlich den beiden Romanen, vorzüglich der Mondreise, die allein vollendet ist, während ihn der Tod vor dem Abschluß der Sonnenreise ereilte (September 1655).

Satirisch-phantastische Reiseromane hat man die beiden Werke genannt; aber so schwierig es sein mag, diese Bezeichnung durch eine passendere zu ersetzen, so wenig ist zu verkennen, daß sie das Wesen dieser Schriften doch nicht trifft. Es sind eigentlich gar keine Romane, sondern satirisch gefärbte Abhandlungen naturwissenschaftlichen und philosophischen Inhalts, denen die Form des Romans nur als ziemlich durchsichtige Verkleidung übergeworfen ist. Diese wunderlichen Erzeugnisse eines originellen, aber auch reichlich verschrobenen Geistes spotten jedem Versuch, sie in eine literarische Gattung einzureihen. Gullivers Reisen stehen sie verhältnißmäßig immer noch am nächsten, und doch kann man sie mit ihnen nicht gut in eine Linie stellen. Zwar sind beides Satiren in phantastischem Gewand; beide erzählen Reisen nach Wolkenkuckucksheim; aber das Werk des irischen Dechanten ist nicht nur nach Form und Inhalt in weit höherem Maße Kunstwerk als es Cyrano's Romane sind, sondern es dient auch einer ihrem Wesen nach anderen Tendenz als diese. Swifts Zweck ist ein moralischer, Cyrano's ein wissenschaftlicher. Das ist der tiefgreifende Unterschied.

Zeitgenosse von Bacon, Galilei und Descartes, ist Cyrano, ein echter Sohn des 17., des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts. Die Welt ästhetisch zu betrachten, lag ihm fern; er will sie nur logisch begreifen. Sein Interesse an literarischen Dingen, seine Theilnahme an den Bestrebungen der preziösen Kreise, sein Witz und seine sprachliche Gewandtheit können doch darüber nicht hinwegtäuschen, daß ihm zum Dichter beinahe alles fehlte. Zwar hat er mit geradezu elementarer Heftigkeit Liebe und Haß gefühlt, aber zu poetischer Verwerthung haben ihn die Erlebnisse seines Herzens nicht angeregt. In den Liebesbriefen findet sich auch nicht die Spur einer wahren und tiefen Empfindung, alles ist künstliche Mache. Nur eine gewisse Freude an der Natur offenbart der Brief „d'une maison de campagna"; aber gerade die Natur sah Cyrana im allgemeinen nicht mit den Augen des Dichters, sondern mit denen des Forschers an.

Ebenso scheint Cyrano für moralische Fragen nur mäßiges Interesse gehabt zu haben. Probleme der Sittlichkeit werden in seinen Schriften nur gelegentlich gestreift, und wir besitzen in ihnen auch keine Andeutung darüber, daß er in dem brennendsten religiösen Konflikt seiner Zeit, im Jansenistenstreit, irgendwie Stellung genommen habe. Den politischen Ereignissen folgte er mit Theilnahme: anfangs, wie alle Welt, ein Feind Mazarins, bekehrte er sich später und trat für den verdienstvollen Staatsmann in dem Briefe Contre les frondeurs mit aller Energie ein. Er hatte Scharfblick genug, um in Richelieu das größte Genie seines Jahrhunderts zu erkennen und das Volksregiment die größte Geißel zu nennen, mit der Gott ein Volk strafen könne: ein Urtheil, das wenigstens für sein Volk sicherlich zutrifft.

Aber das alles ist ihm nebensächlich, und in den Reiseromanen spielt es gar keine Rolle. Hier werden nur wissenschaftliche Fragen erörtert. Wissenschaftlich ist die Grundidee und ist der Zweck dieser Werke: den Zeitgenossen dasjenige Weltbild und diejenige Philosophie zu vermitteln, die er, Cyrano, für richtig hält. Diesem Zweck muß auch seine Phantasie dienstbar sein; und aus ihm erklärt es sich, daß seine Satire sich nicht gegen sittliche Schwächen der Menschheit richtet, sondern gegen einen Mangel des Intellekts, die Beschränktheit, und die ihr entspringende Selbstüberschätzung.

Um diesen Zweck, die Aufklärung der Menschheit über allerlei philosophische und astronomische, physikalische und

Digitized by Google

physiologische Dinge, zu erreichen, verwendet Cyrano kein anderes Mittel als den dozirenden Vortrag, den er nur höchst unvollkommen in die Gesprächsform einkleidet. Allerlei Sonnen- und Mondwesen treten auf, um belehrende Vorlesungen zu halten und dann wieder zu verschwinden. Der Dämon des Sokrates, dessen Bekanntschaft Cyrano auf dem Monde macht, demonstrirt ihm die Unzulänglichkeit der menschlichen Sinne vor. Ein in ähnlicher Weise wie Cyrano nach dem Mond verschlagener Spanier ergeht sich in krausen Erörterungen über die Schwere und das Leere, über den Prozeß der Verbrennung und die Beseelung des Alls, die er an einem Kohlkopf witzig exemplifizirt. Endlich erscheinen einige Mondphilosophen von Fach auf der Bildfläche und tragen unserm Mondreisenden nicht nur die ihm schon bekannte Atomlehre Gassendi's, sondern auch noch eine vollständige Theorie der Sinneswahrnehmungen, sowie einige Kapitel aus der Lehre vom Kreislauf alles Lebens und von der Wunderkraft der Phantasie vor. Auf der Sonne sind nicht nur die Erlebnisse des Reisenden, sondern auch die Vermittler der siderischen Weisheit zum Theil noch eigenthümlicher als auf dem Mond. Eine sprechende Eiche klärt ihn über Ursprung und Wesen des Magnetismus und der Pole auf, während ein proteusartiges Sonnengeschöpf, das bald Vogel, bald Pflanze, bald Mensch ist, ihm eine Theorie der Verwandlungen durch die entsprechenden praktischen Demonstrationen erläutert. Zuletzt trifft Cyrano auf der Sonne den verstorbenen Philosophen Campanella († 1639), den Verfasser eines „Sonnenstaats", läßt sich von ihm den See des Schlummers, die fünf Brunnen der Sinne und die drei Ströme Gedächtniß, Phantasie und Urtheilskraft zeigen und deuten, sowie einige Punkte der cartesianischen Physik erklären. Cyrano selbst übernimmt nur selten die Rolle des belehrenden Weisen, z. B. als er sich während des Flugs zur Sonne mit eigenen Augen von der Richtigkeit des kopernikanischen Weltsystems überzeugt und die Gelegenheit benutzt, nachdrücklich für dasselbe einzutreten. Das alles wird in breiter Ausführlichkeit, in schwerflüssigem periodenreichen Stil auseinandergesetzt. Noch fehlt diesem ersten Versuch, naturwissenschaftliche Dinge in Gesprächsform zu erörtern, die leichte Anmuth natürlicher Redegewandtheit, mit der ein Menschenalter später Fontenelle, gewiß nicht ohne von der Mondreise angeregt zu sein, seine Entretiens sur la pluralité des mondes schrieb. Schon deßhalb sind diese Abschnitte nicht eben eine angenehme Unterhaltungslektüre. Dazu kommt, daß Cyrano auch sie mit einem unentwirrbaren Geschlinge der tollsten Phantastik umrankt und durchflochten hat. Diese Neigung zur Ausgestaltung der krausesten Phantasiegebilde scheint sich im Lauf der Jahre gesteigert zu haben; wenigstens tritt sie in der Sonnenreise am stärksten hervor. Die Erörterungen über Magnetismus und Pole, über das Eis- und das Feuerthier oder gar über Verwandlungen hat sicherlich Cyrano selbst ebensowenig ernst gemeint wie die zahlreichen Angaben über Mittel, um zu den Gestirnen emporzusteigen (vergl. Rostands Komödie III, 11). Dagegen halte ich dafür, daß die verschrobenen Theorien des Spaniers über das Leere thatsächlich Cyrano's Ansicht wiedergeben; denn wir wissen, daß er in dem Streit über die Existenz des Leeren eifrig für dieselbe Partei ergriffen hat. Es spielt in der Erklärung seines Flugs zur Sonne eine große Rolle, obschon diese Erklärung so aberwitzig ist, daß der Herausgeber der Romane, Eug. Müller, von ihr sagt: „Es ist unmöglich, an der beschriebenen Flugmaschine irgendetwas zu finden, was sich mit irgend einer Theorie der Statik, sei es auch auf die phantastischste Weise, in Einklang bringen ließe." Trotzdem ist schwerlich zu bezweifeln, daß Cyrano die Sache ernst genommen hat. So unerquicklich, verworren und wunderlich nun auch diese pseudo-wissenschaftlichen Bestandtheile des Buchs sind: der kulturhistorische Reiz desselben haftet doch großentheils gerade ihnen an. Durch sie erhalten wir einen Einblick in die wissenschaftlichen Streitfragen, die man in Paris ums Jahr 1650 erörterte, um derentwillen man sich stritt und verketzerte. Im Vordergrunde stand anscheinend der Kampf um das kopernikanische Weltsystem. War es doch kaum zwei Jahrzehnte her, daß Galilei sein „Und sie bewegt sich doch" gemurmelt hatte, und nur wenige Jahre sollten vergehen, bis Pascal jene herrlichen Provinzialbriefe veröffentlichte, deren letzter die Achsendrehung der Erde mit so köstlichem Witz verkündigt. Das kopernikanische Weltsystem ist der einzige Gegenstand, den Cyrano dreimal behandelt hat: in zweiselndem Ton in dem Brief Contre l'automne, als kräftiger Vertheidiger des Systems in der Mond- und in der Sonnenreise.[1] „Da die Erde," schreibt er, „das Licht, die Wärme und den Einfluß des großen Sonnenfeuers braucht, so dreht sie sich auch um dasselbe, um seine erhaltende Kraft nach allen ihren Theilen gleichmäßig zu empfangen. Denn zu glauben, diese große Leuchtkugel drehe sich um einen Punkt, den sie zu nichts brauchen kann (dont il n'a que faire), wäre ebenso lächerlich als sich einzubilden, wenn wir eine gebratene Lerche sehen, man habe, um sie zu braten, den Kamin um die Lerche gedreht. Oder ferner: wenn es an der Sonne wäre, diese Frohnde zu leisten, so hieße das so viel, als daß die Arznei des Kranken bedürfe, daß der Starke sich vor dem Schwachen beugen, der Große dem Kleinen dienen müsse, und daß nicht ein Schiff an der Küste entlang um ein Land herumsegle, sondern, daß sich das Land um das Schiff herumbewege", u. s. w.

Lebhaften Streit erregte damals die Lehre Descartes', daß den Thieren jeder Grad der Beseelung abgehe und daß daher alle ihre Lebensäußerungen rein mechanische Vorgänge seien. Cyrano ward nicht müde, diese Ansicht mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes zu bekämpfen. Als Schüler Gassendis hielt er zwar alles Existirende, einschließlich der Seele, für körperlich, glaubte aber dafür, daß dieser Seelenstoff das ganze belebte und unbelebte All durchdringe, und daß daher auch den Thieren eine Seele und selbst eine Art Vernunft zukomme. In den satirischen Schilderungen der Mondvierfüßler und der Sonnenvögel liegt überall diese Vorstellung deutlich erkennbar zugrunde. Aus ihr aber ein besonders inniges Verhältniß Cyrano's zur Thierwelt zu folgern, wie es Körting gethan,[2] halte ich nicht für zulässig. Jene Auffassung war nicht Sache seines Gemuths, sondern lediglich seiner wissenschaftlichen und philosophischen Ueberzeugung.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*ro.* **Lindau** im Bodensee. (Anthrapalagen-Kongreß. 3. Bericht.) Im Verlauf der zweiten Sitzung (am 5. Sept.) sprach Direktor Dr. Voß (Berlin) die Bitte aus, ihn bei der Sammlung der Typen unsrer Fischerfahrzeuge und Boote sowohl an den Küsten wie auf unsern heimischen Flüssen zu unterstützen. Die Fischerboote Pommerns zeigen noch vielfach heute Formen, die an die der Wikingerschiffe sich anlehnen, ebenso sind die alten Holzschiffe auf dem Bodensee ihrer Form nach den ältesten germanischen Schiffen ähnlich. Eine systematische Feststellung aller Schiffstypen an der Küste und im Binnenland dürfte nicht nur die Volkskunde fördern, sondern sie ist auch geeignet, Material zur Bestimmung der Stammesgrenzen für die einzelnen deutschen Volksstämme zu liefern. — Es folgten die anthropologisch, medizinisch und volksgesundheitlich hochinteressanten Darlegungen des Professors Battinger

[1] Auch im Pédant joué IV, 8 spielt er darauf an.

[2] Körting: Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert, II.

(München) über *pathologische Vererbung funktioneller Atrophie der Brustdrüse.* Die Säuglingssterblichkeit hat nach statistischen Aufnahmen heute einen erschreckend hohen Grad bei uns in Deutschland erreicht, der wohl geeignet ist, uns mit Sorge um die Zukunft unsres Volkes zu erfüllen. Während in Schweden 9 bis 11 Proz. der Säuglinge sterben, beträgt diese Mortalität für *Bayern* heute schon 45 Proz., für *ganz Deutschland* 22 Proz. Wir haben in Deutschland für die Säuglingssterblichkeit drei Zentren: Berlin, die sächsischen Grenzgebiete gegen Osten hin und die *schwäbisch-bayerische* Hochebene von Passau bis nach Württemberg hinein. In jüngster Zeit hat nun eine Abnahme der Sterblichkeitsziffer in Bayern stattgefunden, die der besseren Hygiene und der verbesserten künstlichen Ernährung zuzuschreiben ist. Doch die Ursache für die Sterblichkeit liegt nicht allein in dem rauhen Klima der Hochebene, nicht in der Fütterung der Milchthiere, auch nicht allein in den Industrie- und Erwerbsverhältnissen der Bevölkerung, wenn auch diese wie in Italien hervorragenden Einfluß darauf üben, denn dort stirbt bis zum fünften Lebensjahr die *Hälfte* aller Geborenen. Der Hauptgrund für die so hohen Ziffern liegt in dem durch die Sitte selten gewordenen Stillen des Kindes durch die Mutter; denn für dieses gibt es keinen Ersatz, und das Unterlassen des Stillens durch die Mutter übt auf die gesammte Entwicklung des Kindes einen ungünstigen Einfluß aus. Die Folge dieser Sitte ist, daß selbst bei den unteren Volksklassen 45 Prozent der Frauen nicht mehr die Fähigkeit des Stillens besitzen, daß sich die funktionelle Atrophie der Brustdrüse bei ihnen findet, denn das Organ, das seiner natürlichen Bestimmung nicht dient, zeigt die Tendenz zur Verkümmerung. In Schweden und Norwegen können heute alle Frauen noch weit über die nothwendige Zeit hinaus, oft bis zu zwei Jahren, stillen. Anatomisch macht sich die Folge der Sitte hier bemerkbar; denn vor 140 Jahren wurde in Schweden, da die Sitte des Nichtstillens einriß, eine Strafe auf die Unterlassung des Selbststillens gesetzt, und für uns gilt es, heute den Ruf: principiis obsta! in dieser Hinsicht zu erheben. Redner führte dann aus, wie mit der Verkümmerung der Brustdrüse die Erscheinung des Brustkrebses ursächlich zusammenhänge, und legte ferner dar, daß eine Vererbung der funktionellen Atrophie konstatirt werden könne, wie alle *konstitutionellen* Gebrechen des Körpers als erblich übertragbar anzusehen sind, auch wenn sie *erworbene Defekte* des Individuums sind. Die weibliche Kleidung spielt wohl auch mit bei der Verkümmerung der Brustdrüse, doch ist dieses Moment keinesfalls als ausschlaggebend anzusehen. Der Vortragende erblickt in dem Fortschreiten der Hygiene, der die Bekämpfung von Seuchen schon gelungen ist, auch Abhülfe für dieses so sehr am Marke unsres Volkslebens nagende Uebel, wie auch die zunehmende Aufklärung in allen Gesellschaftsschichten hier hoffentlich baldigen Wandel schaffen wird. — Diesem mit ungemein großem Beifall aufgenommenen Vortrag schlossen sich Geheimrath *Virchows* Demonstrationen an: über *neue Methoden* zur Darstellung und *Messung des Gesichts.* Alle Gesichtsmessungen sind mehr oder weniger fehlerhaft. Es kommt darauf an, die Meßmethode zur Anwendung zu bringen, die die geringsten Fehler liefert und bei dem das *physiognomische* Interesse, wie es auch Bildhauer, Maler und Photograph zum Ausdruck bringt, in den Vordergrund gerückt wird; denn der Anthropologe muß doch der allgemeinen Anschauung, wie sie sich in der Kunst ausdrückt, folgen. An einer Reihe von Bildern, die verschiedene Volkstypen bieten, Griechen, Holländer, Kalmücken, Indier, Tamulen u. a., zeigte Virchow als Resultate seiner Versuche vier Gruppen von Gesichtsbildungen auf, die er nach zwei Maßen des Breitendurchmessers des Gesichts eingetheilt hat, einmal nach der Breite des Abstandes der Jochbogen und dann nach der Breite des Abstandes der Seiten des Unterkiefers. In Europa finden wir im Norden typisch breite Gesichter, dagegen im Süden die typisch schmalen. Diese Messungen sind für die bildende Kunst ein werthvoller Fingerzeig. — Sodann suchte *Virchow,* indem er die Bestrebungen darstellte, die dahin gehen, die prähistorische Forschung in Deutschland von Reichs wegen zu zentralisiren, die Unzweckmäßigkeit dieser Versuche nach seinen Erfahrungen zu zeigen. Er glaubt, die heutige freie Beschäftigung mit Urgeschichte und Prähistorie, wie sie sich lebhaft bei uns provinziell, landschaftlich und lokal entwickelt hat und in großen Gesellschaften ihre Vereinigung findet, einer staatlichen Zentralstelle vorziehen zu müssen, an die alle Funde abzuliefern seien. Solche Anstalt dürfte eher lähmend als fördernd auf diese Studien wirken, denen ein stets sich erweiterndes Interesse in der Nation entgegenkommt. — An der Hand einer großen Sammlung von farbigen Darstellungen und Lichtbildern berichtete Dr. *Martin* (Zürich) über die *Ureinwohner der Malayischen Halbinsel,* die er ethnographisch eingehend studirt hat. Die Malayen sind in die Halbinsel erst im zwölften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung eingewandert, indem sie von Sumatra und den Inseln her vordrangen. Sie sind Kolonisten und ihnen gegenüber haben sich namentlich die nördlich in den Bergen wohnenden Ureinwohner ablehnend verhalten. Diese müssen nach ihren, die Spuren prähistorischer Ansiedlung tragenden Wohnstätten als sogenannte Autochthonen bezeichnet werden. Dr. Martin theilt diese *körperlich kleinen* Rassen in drei Gruppen ein: Im Norden die negritischen Stämme, denen in der Mitte der Halbinsel die wellig-haarigen folgen, während der Süden von gemischten Stämmen eingenommen wird, in denen auch Malayenblut fließt. Die Senoi im Innern stellen sich als die reinste Rasse dieser Ureinwohner dar. — Darauf trug Professor Oskar *Montelius* (Stockholm) seine Anschauungen über die Frage vor: *Wann sind die Slaven nach Norddeutschland eingewandert?* Der schwedische Forscher schreibt die Urgeschichte Nord-Europa's mit regem Eifer aus den Gräbern und suchte zu zeigen, daß seit dem Anfange der jüngeren Steinzeit in Skandinavien und in Norddeutschland dasselbe Volk gelebt habe, was für die Bronzezeit und auch noch bis zur jüngeren Eisenzeit der Fall ist. Die Ostsee ist keine Scheide der Völker, vielmehr wirkt sie völkerverbindend. Diese Funde, durch die eine solche Uebereinstimmung der Bewohner der Nord- und Südküste der Ostsee ethnisch begründet wird, hören nun plötzlich auf um das Jahr 300 nach unsrer Zeitrechnung; denn nun beginnt nach Montelius in Norddeutschland die slavische Zeit, die keine Uebereinstimmung der Grabfunde zwischen Skandinavien und Norddeutschland mehr aufweist. Das geht bis zum Ende des 4. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung. Nun muß also die Auswanderung der Germanen aus Norddeutschland, aus Pommern, Mecklenburg, Holstein, den Marken zwischen dem Jahre 300 und dem Jahre 400 nach Christi ansetzen. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts kommen dann die Germanen in die Rheingegend und im Jahre 250 werden die Römer am Main zurückgedrängt, ein Ereigniß, das mit dieser Wanderbewegung in Zusammenhang steht. Das 5. und 6. Jahrhundert stellt dann eine sehr niedrige Kultur in Norddeutschland dar. Man hat dann die Einwanderung der Wenden in diese Gebiete also vom Beginn des 3. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts anzusetzen. In den heutigen russischen Ostseeprovinzen sind die Germanen im 5. und 6. Jahrhundert noch nicht verschwunden. Doch ist die Auswanderung der Germanen aus Norddeutschland für das Verhältniß von Skandinavien und Deutschland auf Jahrhunderte hinaus *entscheidend* gewesen. In Holstein, Mecklenburg, Pommern sind die heutigen Bewohner zum großen Theil die Nachkommen *regermanisirter Slaven.* Auf diesem Gebiet hat die Archäologie die Entscheidung zu geben. Dr. Much (Wien) und Geheimrath Virchow traten in lebhafter Debatte einzelnen Ausführungen von Montelius kritisch entgegen. — Der „*Württembergische Anthropologische Verein*" hat dem Kongreß eine Festschrift geboten, in der Ludwig Leiner (Konstanz) das *Pfahlbautenwesen am Bodensee* behandelt; ebenso hat die „*Münchener Anthropologische Gesellschaft*" eine werthvolle Festgabe überreicht, auf deren reichen Inhalt noch besonders zurückzukommen wir uns vorbehalten.

-l. *Neu-orientalische Lehrkurse in München.* Es war ein gewisses Wagniß, als Ende des vorigen Jahres ein junger Kaufmann, Hr. Buchhalter Sebastian Beck in München, *Lehrkurse für orientalische Sprachen,* und zwar zunächst für Türkisch und Arabisch, ins Leben rief. Jedoch das Unternehmen hatte Erfolg, besonders fürs Türkische, welches speziell von Hrn. *Beck,* der zugleich ein großes

Digitized by Google

Organisationstalent zu besitzen scheint, gut beherrscht wird; in dieser Sprache waren nämlich im letzten Sommerkursus über 20 Schüler, die auch bis zuletzt aushielten, eingeschrieben, meist Kaufleute, aber auch mehrere Universitätsstudenten. — In der am 2. September abgehaltenen Schlußfeier, zu der ein zahlreiches geladenes Publikum sich eingefunden hatte, sprach (wie schon kurz in unserm Hauptblatt berichtet wurde) ein Hr. Saluka in gewandter und anziehender Weise über Konstantinopel und das Volk der Osmanen, wobei man allerdings den Eindruck hatte, daß lediglich nur die ja gewiß nicht fehlenden guten Seiten der Türken hervorgehoben wurden. — Jedenfalls sind die Bestrebungen Hrn. Becks, hier in München eine Art orientalischen Seminars sich entwickeln zu lassen, nur erfreulich, und wir werden nicht verfehlen, bei weiterem Fortschreiten wiederum eine geeignete Mittheilung darüber zu machen. Vielleicht ist es bis dahin auch gelungen, einige syrische in München lebende Araber, von denen einer sogar eine gewisse literarische Bildung besitzt, in den Dienst des neuen Unternehmens zu stellen; bisher war nämlich nur der ägyptisch-arabische Dialekt dabei vertreten.

* **Berlin.** Die von einigen Blättern verbreitete Nachricht, daß die Frage wegen Verleihung des Promotionsrechts an die technischen Hochschulen unter Einführung eines „Doctor rerum technicarum" zum Abschluß gekommen sei, trifft, wie die „Nat.-Ztg." aus bester Quelle erfährt, nicht zu. Die Angelegenheit ist noch nicht entschieden und es schweben darüber noch Verhandlungen mit den anderen Bundesstaaten. Auch darf daran erinnert werden, daß sich die Universitäten fast sämmtlich gegen den technischen Doktortitel ausgesprochen haben. — Die Stiftung einer neuen Professur bei der Berliner Universität wird, wie dieselbe Zeitung mittheilt, infolge einer überaus freigebigen Zuwendung eines Privatmannes, und zwar eines Ausländers, demnächst ins Leben treten. Der in Paris lebende Herzog von Loubat aus New-York hat der Universität ein Kapital von mehreren Hunderttausend Mark als Geschenk überwiesen, mit der Bestimmung, aus den Zinsen desselben eine Professur für amerikanische Forschungen zu errichten und zu unterhalten. Nach erfolgter landesherrlicher Genehmigung wird wohl näheres über diese interessante Stiftung bekanntgegeben werden. — Der Professortitel ist dem früheren langjährigen ersten Assistenzarzt an der Berliner Universitätsklinik für Hals- und Nasenkrankheiten, Dr. Albert Rosenberg, und dem Herausgeber der „Deutschen Literaturztg.", Dr. Paul Hinneberg, dem letzten Assistenten Ranke's, verliehen worden.

-e. **Lübeck,** 9. Sept. Die festliche Begehung seines diamantenen Doktorjubiläums brachte dem mannichfach verdienten Theodor Gaedertz ehrende Zeichen der Hochachtung für seine Persönlichkeit und der Anerkennung für seine praktische Wirksamkeit. Nicht nur daß die Juristenfakultät in Göttingen, an der Gaedertz vor nunmehr 60 Jahren promovirte, die schon zum goldenen Doktorjubiläum ausgesprochenen Wünsche durch eine tabula gratulatoria erneuerte, und daß die kgl. Akademie der Künste in Berlin ein von Karl Becker unterzeichnetes Diplom übersandte, auch von manchen anderen hervorragenden Seiten liefen schmeichelhafte und doch dem schlichten Charakter des greisen Forschers entsprechende Widmungen ein. „Wir verehren in Ihnen," heißt es z. B. in der Adresse des deutschen Schriftstellerverbands, „nicht nur den Menschen von Geist und Wissen, sondern auch den Mann von unantastbarer Reinheit und Treue der Gesinnung." Zahllose Depeschen und Briefe, auch aus dem Ausland, bewiesen, wie das Schaffen dieses Kunstforschers weithin befruchtend gewirkt hat.

* **Cividale.** Hier wurde am 3. September der Historikerkongreß eröffnet, den man zur Erinnerung an den vor 1100 Jahren erfolgten Tod des langobardischen Geschichtsschreibers Paulus Diaconus veranstaltet hat. Zum Vorsitzenden wurde der Prior von Monte Cassino, Abate Amelli, gewählt. Der Kongreß beschloß eine Gesammtausgabe der Werke des Paulus Diaconus zu veranstalten.

-y- **Christiania,** 4. Sept. Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts. Seit die vormaligen großen statistischen Kongresse mit jenem zu Budapest im Jahre 1876 ihr Ende gefunden haben, vollzieht sich die internationale Arbeitsbethätigung auf statistischem Gebiet in zweierlei Weise. Ein breiter Rahmen für solche Arbeitsbethätigung der verschiedensten Interessentenkreise ist in dem internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie gegeben. Im engeren Kreise der Fachgenossen bewegt sich die Arbeit des Internationalen Statistischen Instituts, die nach außen einerseits in den inhaltreichen Veröffentlichungen des Bulletins des Instituts, andrerseits in dessen in der Regel alle zwei Jahre stattfindenden Versammlungen zutage tritt. Nachdem man zuletzt im Jahre 1897 in St. Petersburg versammelt war, hat man sich nunmehr zu neuer Tagung in Christiania eingefunden. Die deutschen Statistiker sind leider nicht zahlreich vertreten; außer Prof. Lexis (Göttingen), der dem Bureau des Instituts als Vizepräsident angehört, sind eingetroffen Unterstaatssekretär z. D. Prof. v. Mayr (München), Professor Stieda (Leipzig), Direktor Pabst (Lübeck). Von bekannten Statistikern anderer Länder sind zu erwähnen: Baines, der vormalige Leiter des großen Volkszählungswerkes von Britisch-Indien, Bateman, Craigie und Sir Robert Giffen (London); Bertillon (Dr. Jacques, der Pariser Kommunalstatistiker); Fernand Faure, A. de Foville, March, Levasseur, Neymarck, Tisserand (Paris); Turquan (Lyon); v. Inama-Sternegg (Wien); John (Innsbruck); Rauchberg (Prag); Zoricic (Agram); Jekelfalussy und v. Körösy (Budapest); Bodio und Bosco (Rom); Troinitzky v. Wendrich (Rußland); Rubin und Scharling (Kopenhagen); Sidenbladh (Stockholm); Kiaer (Christiania); Mayo-Smith (New-York). Unter den eingeladenen amtlichen Delegirten befindet sich auch ein Japaner, Graf Yanagisawa. — Der König Oskar von „Norwegen und Schweden", wie hier die amtliche Ausdrucksweise ist, hatte schon am 2. d. M. kurz vor seiner Abreise zu den Manövern in Südschweden die zu jenem Tag eingetroffenen Mitglieder des Instituts und die Eingeladenen aus dem Ausland in liebenswürdiger Weise im hiesigen Schloß empfangen, um dadurch seiner Sympathie mit den Bestrebungen des Internationalen Statistischen Instituts Ausdruck zu geben. — Heute haben die Arbeiten des Instituts begonnen. In der feierlichen Eröffnungssitzung, die — wie die sämmtlichen Verhandlungen — in den Räumen der hiesigen Universität stattfand, begrüßte zunächst der Minister des Innern, Qvam, das Institut. In eingehender Rede verbreitete sich sodann Levasseur, der als Vizepräsident an Stelle des erkrankten und aus seiner Stellung als Präsident wegen seines hohen Alters ausscheidenden Sir Rawson den Vorsitz in der Eröffnungssitzung führte, über die Aufgaben und die Bestrebungen des Internationalen Statistischen Instituts. Mit dem eigenartigen Geschick des französischen Conferenciers wußte er in klarer Darstellung sowohl im allgemeinen den Nutzen statistischer Arbeit, als insbesondere den Antheil des Instituts in an der neuzeitlichen Entwicklung statistischen Könnens und Wissens darzulegen. Den gelegentlichen Verächtern der Statistik, die allerdings auszusterben beginnen, immerhin aber noch da und dort in verschiedenen Exemplaren vertreten sind, wäre die Anwesenheit bei dem Levasseur'schen Vortrage sehr von Nutzen gewesen. Nach Levasseur sprachen noch der Rektor der hiesigen Universität, Schönberg, und der seit langen Jahren im Dienste seiner Landesstatistik wie auch der internationalen Statistik überaus eifrige Direktor des Statistischen Zentralbureaus von Norwegen, Kiaer. — Schließlich wurde die Gliederung der Versammlung in nur zwei Sektionen — eine demographische und eine ökonomische — beschlossen, vorbehaltlich der Ausscheidung einer Untersektion für Justizstatistik aus der demographischen Sektion. Am Nachmittag begannen die Arbeiten der Sektionen; zum Präsidenten der demographischen Sektion wurde Unterstaatssekretär z. D. Prof. v. Mayr (München) gewählt.

---

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 12. September. Nummer 207.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6. 30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## J. P. Six

(geboren 6. November 1824, gestorben 17. Juli 1899).

Wenn Jemand, wie der Verfasser dieser Zeilen, Gelegenheit gehabt hat, bedeutende, aber bei uns nicht nach Verdienst bekannte Persönlichkeiten des Auslandes näher kennen zu lernen, so darf er es wohl als eine Pflicht betrachten, seinen Landsleuten in aller Kürze zu sagen, worin ihre Bedeutung bestand. Handelt es sich um einen Gelehrten, so kann natürlich auf seine Spezialität nur insoweit eingegangen werden, als solche Besprechung dazu beizutragen vermag, dem zu entwerfenden Bilde die charakteristische Grundlage zu geben. Ich glaube, daß die folgende, in diesem Sinne verfaßte Skizze, die außerhalb der Niederlande sonst kaum Jemand schreiben konnte, gerade dadurch von Nutzen sein wird, daß sie weiteren Kreisen das Bild eines Mannes vorführt, der als Mensch wie als Gelehrter etwas besonderes war und den kennen gelernt zu haben Allen, die ihm überhaupt nahegetreten sind, zur reinsten Freude gereicht hat. Es handelt sich um den holländischen Gelehrten J. P. Six, dessen Tod die Beilage der Allg. Ztg. vom 21. Juli angezeigt hat.

Erinnern wir zunächst zur Orientirung daran, daß Six einer der größten Kenner der antiken Numismatik, besonders ihres griechischen und orientalischen Zweiges war, einer Wissenschaft, die in ihrer jetzigen Vollkommenheit nur Wenige pflegen und pflegen können, obschon sie ebenso nützlich wie angenehm ist. Die Ursachen dieses thatsächlichen Verhältnisses werden im Laufe dieses kleinen Aufsatzes hervortreten. Die Folge davon ist aber die sehr natürliche gewesen, daß der Ruhm des Hrn. Six sich über einen nur kleinen Kreis von Mitforschenden und Lernenden ausgedehnt hat.

Jonkheer Jan Piet Six van Hillegom en Winnenum, geboren den 6. November 1824 in Amsterdam, war direkter Nachkomme des Bürgermeisters von Amsterdam Six, des Freundes und Beschützers Rembrandts, und er erinnerte in seinem Aeußeren an diesen seinen Vorfahren. Sein Leben war das eines Gelehrten und Naturfreundes, der ohne Neigung, an Politik oder Geschäften thätig theilzunehmen, oder ein Amt zu verwalten, in erster Linie sich dem Wohl seiner Familie widmet. Ich habe ihn im Jahre 1876 kennen gelernt. Damals schrieb er mir, daß ihm mein in der Geschichte Siciliens hervortretendes Bemühen, die Numismatik für die Geschichte nutzbar zu machen, recht wohl gefallen habe und daß er glaube, es werde mir die Besichtigung seiner Sammlung griechischer Münzen Nutzen und Freude gewähren. Auf dieselbe Weise hatte ich bereits das Glück gehabt, Imhoof nahe zu treten. Six lud mich mit meiner Frau zu sich ein. Wir wurden von ihm zuerst in seinem Hause auf der Heerengracht in Amsterdam empfangen, wo seine Sammlungen sich befinden; dann brachten wir mehrere Tage auf seinem Landgut Jagtlust in Hilversum zu. Seitdem haben wir ihn dort oft besucht und ihn auch anderswo, z. B. in Winterthur, bei Imhoof gesehen und der Verkehr mit ihm hat mir wie der mit dem Letztgenannten in wissenschaftlicher Beziehung den größten Nutzen gebracht, indem er mir außer direkter Belehrung den Einblick in die Methode und den gegenwärtigen Stand der numismatischen Forschung ermöglicht hat, ohne den der Historiker besser thut, sich überhaupt nicht auf numismatische Bemerkungen einzulassen.

Ungemein groß war aber außerdem der geistige Gewinn, den der Einblick in das Haus des Hrn. Six und sein gesammtes Leben uns brachte. Er besaß eines der schönsten Häuser des alten Amsterdam, das sein Vater im Anfang dieses Jahrhunderts von dem einst sehr bekannten Bankier Hope bei dessen Uebersiedelung nach London gekauft hatte. Und dieses Haus war und ist voll von Kunstschätzen. Es enthält außer den beiden Meisterwerken Rembrandts, den Portraits des obenerwähnten Bürgermeisters Six und der Mutter desselben — zwei nie aus dem Besitz der Familie gekommenen Kleinodien der Malerei — noch eine große Sammlung anderer holländischer Gemälde ersten Rangs, ferner werthvolles Porzellan, alte Möbel, kostbare, einer Königin würdige Spitzen und Anderes mehr, das Meiste herstammend von der Mutter des Hrn. Six. Ihr Vater, Hr. van Winter, hatte diese Kostbarkeiten seinen zwei Töchtern, Frau Six und Frau van Loon, hinterlassen. Die van Loon'sche Gemäldegalerie ist vor einigen Jahren wegen Erbtheilung verkauft worden, und Hr. v. Rotschild in Paris hat sie für einen ihrem hohen Werth entsprechenden Preis in seinen Besitz gebracht. Die in das Six'sche Haus gelangten Kunstgegenstände sind dort verblieben.

Six kannte den Werth aller Schätze, die er besaß, genau, und beherrschte überhaupt die Kunstgeschichte in ihrem weitesten Umfang, besonders natürlich, außer der des Alterthums, wo er gern das Wissen und das Urtheil seines ältesten Sohnes Jan zu Rathe zog, die der Niederlande. Aber sieben Monate des Jahres, vom Mai bis Ende Dezember, brachte er nicht in seinem Stadthause, sondern auf seinem Landgut Jagtlust bei Hilversum zu. Er hatte das schönste Stück des väterlichen Landbesitzes in dieser Gegend, das prächtige Gut Hilverbeck mit seinen imposanten Buchenalleen, seinem für die Landwirthschaft besonders interessirten jüngeren Bruder überlassen und für sich selbst das Gut Jagtlust gewählt, ein Stück Land, das viele Strecken dürren Sandbodens umfaßte. Dadurch erhielt er Gelegenheit, es nach seinem feinen Geschmack einzurichten. Er pflanzte besonders Bäume. So hat er im Laufe von etwa 50 Jahren prächtige Anlagen von malerischer Farbenwirkung geschaffen und man kann auf ihn den bekannten Vers anwenden: serit arbores quae alteri saeculo prosient. Er kannte jeden Baum seiner ausgedehnten Besitzung, leitete persönlich alle Pflanzungen, weßhalb er bis

Digitized by Google

gegen Weihnachten auf dem Lande blieb, und liebte es seinen Gästen auf langen Spaziergängen die allmählich gemachten Fortschritte zu zeigen. Bücher nahm er nur wenige aus Amsterdam nach Jagtlust mit; er las hier mit Vorliebe die wissenschaftlichen Zeitschriften, von denen er die wichtigsten selbst hielt, und die neuerschienenen historischen, archäologischen und numismatischen Werke, die er für seine Bibliothek anschaffte.

Dennoch ruhten auch hier seine numismatischen Arbeiten nicht. Ihn beschäftigten stets bestimmte Probleme, fest umgrenzte Forschungen, für die das Material unschwer nach Jagtlust mitgenommen werden konnte. Und dann besaß Six außer einem ausgezeichneten Sach- und Zahlengedächtniß und einem bei großer Kurzsichtigkeit außerordentlich scharfen Auge noch eine seltene Eigenschaft, die ihn befähigte, seine Studien auch dann fortzusetzen, wenn ein Anderer dazu nicht imstande gewesen wäre. Es war ihm eine merkwürdige Kraft der Reproduktion des Geschauten durch das Gedächtniß eigen. Er hat in schlaflosen Nächten im Dunkeln seine Forschungen bis zu einem gewissen Punkt fortsetzen können, indem er die Münzbilder, die er am Tage mit der ihm eigenen Genauigkeit beschaut hatte, sich so deutlich wieder vor das geistige Auge führte, daß er sie in wesentlichen Stücken miteinander vergleichen konnte.

Six beherrschte die Literatur seines Faches vollkommen, aber er war keiner von den Gelehrten, die hauptsächlich das von Anderen Gefundene kritisch zusammenstellen. Ihn beschäftigten stets spezielle Untersuchungen, vor allem außer der Metrologie die Zuweisung bestimmter Münzen an bestimmte Orte und Zeiten und das zu diesem Zweck nothwendige Entziffern und Deuten der Bilder und Inschriften der Münzen. Alles, was dazu erforderlich war, studirte er von Grund aus, in den letzten Jahren seines Lebens besonders die orientalischen Sprachen und ihre Schriftzeichen. Er las die neuesten Werke über das Lykische, Karische und andere kleinasiatische Sprachen und konnte, auf diese Weise gut ausgerüstet, an die Erklärung der Münzen der betreffenden Völker gehen. Jedesmal definitiv das Richtige gefunden zu haben, glaubte er nicht; er hielt vor allem darauf, daß die Wissenschaft fortschreite und er freute sich von Herzen, wenn ein Anderer einen Schritt weiter gekommen war als er und einen Boden erreicht hatte, auf dem man weiter bauen konnte. Er hat im Laufe der Jahre sich immer schwierigeren Aufgaben zugewandt. Die Numismatik des Westens, z. B. Siciliens, die ihn anfangs sehr angezogen hatte und die er vollkommen beherrschte, erschien ihm später zu klar und einfach; da waren es besonders die kleinasiatischen Münzen, die ihn anzogen: pisidische, lykische, karische, phönizische, die Münzen der Satrapen und der Könige von Persien. Von der Gründlichkeit dieser Studien geben seine Aufsätze, von denen die meisten im Numismatic Chronicle in französischer Sprache erschienen sind, Kunde, und die vielen Mittheilungen, die er Mitforschern gemacht hat, die aber nicht gedruckt worden sind, haben seit langer Zeit einem kleinen Kreise von Forschern gezeigt, ein wie großer Gelehrter Six war. Ich führe unter den Korrespondenten seiner letzten Jahre u. A. Imbert und Arkwright an. Was ich selbst ihm verdanke, darüber habe ich in meiner Geschichte Siciliens, Bd. 3, eine nur unvollkommene Rechenschaft geben können. Eine Bemerkung von Babelon in seinem Katalog der persischen Münzen im Pariser Kabinet zeigt am besten, welches die Eigenthümlichkeit der Arbeit von Six war und daneben auch, wie viel er leisten konnte, ohne auf öffentliche Anerkennung Anspruch zu erheben — er wollte eben nur der Wissenschaft dienen. Ich führe sie deßhalb hier wörtlich an. Man hatte längere Zeit darüber verhandelt, ob die Gesichtszüge der Bogenschützen auf den Münzen der Achämeniden Unterschiede zeigten, die es gestatteten, in ihnen Portraits zu sehen, und ob somit die Möglichkeit vorhanden sei, die Dareiken nach Königen zu klassifiziren. Auch Six machte sich an diese Arbeit und theilte seine Ergebnisse, die dahin gingen, daß sich allerdings die Könige unterscheiden ließen, Babelon zu beliebiger Benutzung mit. Dieser fand es nicht angängig, die Einzelheiten derselben, die mit seinen eigenen Resultaten nur theilweise übereinstimmten, abzudrucken, aber er hat auf S. XIII seines Werkes: Les Perses Archéménides folgendes geschrieben: M. Six a eu l'obligeance de me communiquer les résultats des recherches qu'il avait faites de son côté; si je n'ai pas cru devoir adapter toutes les idées de cet éminent savant, qui possède plus de moyens de comparaison que moi-même, ayant eu des moulages des dariques et des sicles de tous les musées de l'Europe, du moins je dois publiquement le remercier de cette obligeante communication qui m'a été des plus utiles.

Diese Worte eines der bedeutendsten Numismatiker der Gegenwart kennzeichnen die wissenschaftliche Arbeitsweise von Six, die ihn in den Stand setzte, durch seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit die Resultate zu erzielen, die in seinen Schriften zutage treten. Er arbeitete nie auf Grund abgeleiteter Quellen, die so oft irre führen. Die Münzen, über die er schrieb, lagen ihm entweder im Original vor oder er besaß von ihnen Abgüsse. Auf diese Weise arbeitete er auf sicherer Grundlage als einer der Schöpfer der modernen Numismatik, welche verlangt, daß man, um eine Münze ihrer Zeit und ihrem Orte mit Sicherheit zuweisen zu können, alle von ihr bekannten Exemplare entweder im Original oder im Abguß gesehen habe. So können allerdings nur Wenige arbeiten, und so arbeiten thatsächlich nur Wenige. Wer hat die Mittel und die Zeit, sich die Abdrücke aller in Frage kommenden Exemplare zu verschaffen! In den öffentlichen Sammlungen sind Mittel für die Anschaffung von Abgüssen von Münzen bis jetzt noch nicht in genügender Weise vorgesehen; das zeigt deutlich die Thatsache, daß eine der schönsten Sammlungen der Welt, die Pariser, in dieser Hinsicht nicht mit einem Privatmann wetteifern konnte. Erst Berlin macht mit Imhoofs Beistand jetzt einen kräftigen Anfang. Und unter den Glücklichen, die in der Lage waren, in dieser Weise zu arbeiten, gab es Keinen, der in klassischer Bildung und in der Kenntniß der orientalischen Sprachen und Schriftarbeiten Six übertraf. So hat er Entdeckungen machen können, die von den Fachgenossen als bleibende Bereicherungen der Wissenschaft anerkannt worden sind. Er sprach es gelegentlich mit der ihm eigenen Bescheidenheit aus, daß er Imhoof als den größeren Numismatiker anerkenne. Wir wollen uns jedenfalls freuen, daß diese beiden großen Meister ihres Faches in herzlicher Freundschaft miteinander verbunden waren. Six war auch Münzsammler. Er besaß manche Unica, aber seine Sammlung sollte nicht mit denen eines Imhoof oder Löbbecke wetteifern. Sein einziges Ziel war die Forschung, deßhalb begnügte er sich vielfach für seine Sammlung mit Abgüssen statt der Originale.

Six war ein Mann von einer selbst in Holland seltenen Universalität der Bildung. Er schrieb und sprach französisch wie ein Franzose und deutsch wie ein Deutscher. Die deutsche Literatur war ihm so vertraut, daß er sogar Klopstocks Messiade ganz gelesen hatte. Von den griechischen Dichtern, z. B. Pindar, konnte er längere Stücke aus dem Gedächtniß citiren.

Sein Vaterland liebte er leidenschaftlich wie ein echter Holländer und Amsterdamer Patrizier. Es war interessant, ihn die holländischen Eigenthümlichkeiten auseinandersetzen und erklären zu hören. Man lernte dadurch das Land Rembrandts, das Land der großen Gelehrten, Staats-

Digitized by Google

männer und Krieger, noch höher schätzen als zuvor. Ein wie treuer und zuvorkommender Freund er Angehörigen anderer Nationalitäten sein konnte, das hat wohl Niemand mehr als der Verfasser dieser Skizze erfahren.

A. Holm.

---

## Cyrano de Bergerac.

Von Dr. phil. Fritz Friedrich.

### II.

Cyrano's Bestreben, auch für scheinbar wunderbare Dinge widernatürliche Erklärungen auszuschließen, hat jene Erörterung in der Mondreise veranlaßt, in der er darlegt, daß sich die menschliche Erkenntniß allerdings auf gewisse Dinge einfach deßhalb nicht erstrecken könne, weil es dem Menschen an den für ihn nöthigen Erkenntnisorganen fehlt, daß diese Dinge deßhalb aber noch keineswegs für wunderbar zu halten seien. Den Dämon des Sokrates läßt er darüber wie folgt sprechen: „Ihr Menschen bildet euch ein, daß das, was ihr nicht begreifen könnt, entweder geistig sei oder überhaupt nicht existire. Aber dieser Schluß ist sehr falsch und (nur) ein Zeugniß dafür, daß es in der Welt vielleicht eine Million Dinge gibt, die, um von euch begriffen zu werden, in euch eine Million ganz verschiedener Organe erfordern würden. Ich erkenne z. B. mit meinen Sinnen den Grund der Sympathie zwischen Magnet und Pol, den der Gezeiten, und das Schicksal des Thieres nach dem Tode. Ihr dagegen könnt zu diesen hohen Begriffen nur durch den Glauben gelangen, weil die Beziehungen zu diesen Geheimnissen euch fehlen, gerade wie sich ein Blinder nicht die Schönheit einer Landschaft, das Kolorit eines Gemäldes oder die Abtönungen des Regenbogens vorstellen könnte, oder aber es sich bald wie etwas greifbares gleich der Speise, bald wie einen Ton oder einen Geruch vorstellen wird. Ebenso, wenn ich euch erklären wollte, was ich mit den Sinnen wahrnehme, die euch abgehen, so würdet ihr es euch vorstellen wie etwas, das gesehen, gehört, betastet, gerochen oder geschmeckt werden kann, und doch ist es nichts von alledem."

Der allgemeine Grundsatz, übernatürliche Erklärungen abzulehnen, solange natürliche genügen, hat ihn, zusammen mit seinem gesunden Menschenverstande, auch veranlaßt, dem gräßlichen Zauberaberglauben seiner Zeit den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Mit harten, aber gerechten Worten geißelt er in dem Briefe Contre les sorciers die Gewissenlosigkeit oder Verblendung, mit der die Kirche auf das Zeugniß hysterischer Nonnen oder unwissender, im tiefsten Aberglauben befangener Bauern die wahnwitzigsten Fabeleien von Teufelstrug und Hexenspuk konsekrirte und unschuldige Menschen dem Feuertode preisgibt. Am Beispiel der letzten Zauberprozesse beweist er die Unstatthaftigkeit des üblichen Zeugnißverfahrens und die Voreingenommenheit der Richter, aber auch die Widersprüche der Doktrin der Teufelsbanner und die Sinnlosigkeit der meisten gegen Zauberer und Hexen erhobenen Anklagen. Auch in diesem Kampfe Cyrano's ist nicht sein Gefühl, sondern sein Verstand die Kraft, die ihn treibt. Der Grund seines Auftretens ist seine wissenschaftliche Ueberzeugung, daß es Zauberer und Hexen nicht geben könne.

Die wesentlichen Bestandtheile seiner Weltanschauung dürfte Cyrano seinem Lehrer Gassendi verdanken, dem Erneuerer der epikuräischen Philosophie, zu dessen materialistischer Atomlehre er sich bekannte. Das hinderte ihn nicht, seine Unterwerfung unter die Kirchenlehren mehrfach ausdrücklich zu versichern. Auch war er nicht so im Banne der Schule befangen, daß er nicht auch an anderen Denkern das Gute anerkannt hätte. Bei aller Abneigung gegen manche Ansichten Descartes' z. B. spricht er doch im allgemeinen mit der höchsten Achtung von seinem großen philosophischen Zeitgenossen; ja er nennt dessen „Physik" ein Werk, welches man mit derselben Ehrfurcht lesen müsse, mit der man Orakel höre; denn die Prinzipien seines Systems seien „si simples et si naturels qu'il n'y en a aucun qui satisfasse plus nécessairement à toutes les apparences". Wir sehen: er schwur nicht auf die Worte eines Meisters, auch dann nicht, wenn der Meister Aristoteles, Platon oder Sokrates hieß. Er glaubte auch nichts, weil viele Andere es glauben, denn „qu'aurait l'habile pardessus le sot s'il pensait comme pense le sot?" „Un philosophe doit juger le vulgaire, et non pas comme le vulgaire." Sich selbst behielt er in jedem Zweifelsfalle die freie Entscheidung vor; indessen nicht, wie er ausdrücklich hervorhebt, seiner blinden Willkür, sondern seiner auf vernünftige Gründe gestützten Ueberzeugung. Die Vernunft allein erkennt er als seine Königin an; ihr huldige er gern als treuer Vasall. Es ist ein stolzes Bekenntniß geistiger Freiheit, wenn er sagt: je ne défère à l'autorité de personne si elle n'est accompagnée de raison, ou si elle ne vient de Dieu, Dieu qui tout seul doit être cru de ce qu'il dit à cause qu'il le dit.[1]) Indem Cyrano so die Vernunft zur alleinigen, allbeherrschenden Schiedsrichterin über Gut und Böse, Wahr und Falsch erhebt, wird er zu einem bemerkenswerthen Vorläufer der Encyklopädisten des 18. Jahrhunderts. Wir haben uns zwar gewöhnt, mit hochmüthiger Geringschätzung auf den „flachen" Rationalismus dieser Leute herabzusehen, aber doch nur, weil uns die unaussprechlichen Segnungen ihrer Errungenschaften längst etwas selbstverständliches geworden sind. Dem Historiker geziemt es, mit Achtung und Dankbarkeit der Männer zu gedenken, die trotz all ihren Irrthümern der Freiheit des Geistes eine Gasse gebrochen und ihre Ueberzeugung verfochten haben, unbekümmert um alle drohenden Gefahren, nur um der Wahrheit willen. Zu ihnen dürfen wir auch Cyrano rechnen.

Denn unter den Dingen, für die Cyrano's Feder kämpfte, gab es manche, die zu vertreten in dem Frankreich seiner Zeit gefährlich genug war. Erst 1633 hatte Rom das kopernikanische Weltsystem als Ketzerei verdammt, und daß Gassendi's Lehre von der Körperlichkeit alles Seienden nichts anderes war, stand außer Zweifel. Fortwährend wurden in Paris Bücher vom Henker verbrannt, deren Verfasser sich glücklich schätzen mußten, wenn sie über die Grenzen entkamen. Der Dichter Theophile de Viau, der sich zum Materialismus und zur Unfreiheit des Willens bekannte, hatte es nur der Gunst vornehmer Beschützer zu danken, wenn das über ihn verhängte Todesurtheil nicht vollstreckt ward; aber im Kerker mußte er doch schmachten und in effigie ward er sogar verbrannt. Vollends die Hexenprozesse waren an der Tagesordnung. Geistlichkeit und Richter standen völlig im Banne des entsetzlichen Aberglaubens. Der Skandalprozeß der besessenen Ursulinerinnen von Loudun (1634) war noch nicht vergessen, und das Schicksal des Pfarrers Mathurin Picard und des Thomas Boullé, die 1647 verbrannt worden waren, lebte noch in Aller Erinnerung.[2]) Unter solchen Umständen war es eine wahre Heldenthat, zu schreiben, wie Cyrano schrieb. Und das ist der letzte Gewinn, den die theoretischen Kapitel seiner Bücher bieten: sie gewähren einen Einblick in seinen Charakter als Mensch. Daß er ein Raufbold und der gefürchtetste Duellant seiner Zeit war, bereit, Jeden ins Jenseits zu befördern, der seine große Nase zu bemerken

[1]) Wie weit die religiöse Einräumung ernst zu nehmen ist, steht dahin.

[2]) Beispiele aus P. L. Jacobs Ausgabe der Oeuvres comiques, S. 67.

Digitized by Google

schien, würde uns ihm schwerlich besonders geneigt machen; aber das gewinnt ihm unser Herz, daß er sich nicht nur gegenüber dem persönlichen Feinde als ein tapferer Mann gezeigt hat. Er besaß ein Ideal und dem hat er gedient mit unverbrüchlicher Treue; ein Ruhm, so stolz, daß ihn selbst unter den Größten der Erde nur Wenige ernten. Seine Ueberzeugung verfocht er und wenn sie auch der ganzen Welt nicht paßte: Die Wahrheit über alles! Dies, und nicht der Inhalt seiner Ueberzeugungen, ist das Große und Bewunderns-werthe an Cyrano als wissenschaftlichem Theoretiker.

Den Satiriker Cyrano lernen wir hauptsächlich aus den Theilen der Mondreise und der Sonnenreise kennen, welche seine persönlichen Erlebnisse auf den Himmelskörpern schildern: wie die vierfüßigen Mondbewohner ihn für ein Thier halten, und zwar für das Weibchen des mehrfach erwähnten Spaniers; wie der Mondstaatsrath durch einen Erlaß verbieten läßt, zu glauben, Cyrano könne Vernunft besitzen; wie man ihn vor Gericht stellt, weil er den Mond für das erklärt hat, was er ist, nämlich für einen Mond, und wie ihm das Gericht zwar Menschenwürde zugesteht, aber ihn wegen jener Lästerung verurtheilt, an allen Straßenecken auszurufen: „Volk, ich erkläre euch, daß dieser Mond hier kein Mond ist, sondern eine Welt, und daß jene Welt dort unten keine Welt ist, sondern ein Mond. Denn so hält der Staatsrath für gut, daß ihr glaubt.“ In diesen Partien schwelgt der Schriftsteller in ätzenden Sarkasmen und beißendem Hohn auf den bornirten Dünkel und den unduldsamen Fanatismus seiner Zeitgenossen, bald einen Aberglauben des Volks, bald ein unhaltbares Dogma der Kirche, bald eine verkehrte philosophische Doktrin dem Spott preisgebend. Wie wohlgezielt war z. B. der Hieb, daß sich gerade die Gelehrten des Mondes der bereits auf-dämmernden Ansicht, Cyrano und der Spanier könnten doch vielleicht Menschen sein, mit aller Heftigkeit wider-setzten. „Man sehe doch nur, riefen die Gemäßigtsten, den Unterschied zwischen uns und ihnen. Wir gehen auf vier Füßen, weil Gott etwas so kostbares nicht einem weniger festen Halt anvertrauen wollte. Er fürchtete, wenn der Mensch anders ginge, könne ihm ein Unglück zustoßen; deßhalb machte er sich die Mühe, ihn auf vier Pfeiler zu stützen, damit er nicht falle. Aber sich um den Bau dieser beiden Thiere (brutes) zu kümmern, dazu ließ er sich nicht herab, sondern er überließ sie der Laune der Natur, und diese stützte sie nur auf zwei Pfoten (pattes), da ihr um den Verlust von etwas so geringwerthigem nicht bang war. (Folgt ein Vergleich mit den Vögeln.) Seht doch außerdem noch, wie sie den Kopf nach dem Himmel zudrehen. Der Grund dafür ist der ihnen von Gott auferlegte Mangel an allem (Nöthigen), denn solch bittende Stellung beweist, daß sie sich beim Himmel über ihren Schöpfer beklagen und bitten, sich mit unsern Ueberbleibseln abfinden zu dürfen. Wir dagegen haben den Kopf nach unten geneigt, um die Güter zu betrachten, deren Herren wir sind, und zum Zeichen, daß es nichts am Himmel gibt, was wir in unsrer glücklichen Lage zu beneiden brauchten.“

Aehnliche Erfahrungen macht der Erdensohn auf der Sonne. Hier sind es die Vögel, die ihn mit tödlichem Haß verfolgen. Sie wissen, daß er ein Mensch ist, aber eben als solchen verachten sie ihn; denn der Mensch gilt ihnen als das allerabscheulichste Geschöpf. „So dumm und eitel ist der Mensch, sagen ihre Weisen, daß er sich ein-bildet, wir Vögel wären nur für ihn geschaffen: er, der mit all seinem Scharfsinn Zucker nicht von Arsenik unter-scheiden kann und Schierling verschlingt, weil er ihn in seiner Weisheit für Petersilie angesehen hat; er, der be-hauptet, man könne nur denken (raisonner) durch Ver-mittelung der Sinne, und der doch die schwächsten, trägsten und ungenauesten Sinne von allen Geschöpfen hat; kurz, den die Natur wie die monstres geschaffen und dem sie doch den Ehrgeiz eingeflößt hat, alle Thiere zu beherrschen und zu vertilgen.“ Einfacher ist der Gedankengang des Vogelpöbels: „Eh quoi, il n'a ni bec, ni plumes, ni griffes, et son âme serait spirituelle! ô dieux quelle impertinence!“ Dem Unglücklichen wird ein peinlicher Prozeß angehängt. Es hilft ihm nichts, daß er seine Menschenwürde verleugnet und ein Affe zu sein erklärt; er wird zu einem entsetzlichen Tode verurtheilt und steht schon am Rande des Grabes, als ein alter Papagei bezeugt, Cyrano habe auf Erden oft behauptet, die Vögel besäßen Vernunft. Darauf wird er begnadigt. Der mit köstlicher Ironie ausgeführte geistliche Zuspruch der Paradiesvögel, die als Seelsorger des Todeskandidaten amtiren, war ihm für diesmal vergeblich zutheil geworden.

Die satirischen Kapitel bilden gewissermaßen eine mehr negative Ergänzung der wissenschaftlich-theoretischen, denn auch die Satire Cyrano's dient häufig Zwecken der Be-lehrung, indem sie die Verkehrtheit wissenschaftlicher After-weisheit bloßlegt und verspottet. Andrerseits nähert sie sich doch mehr der reinen Erzählung. Es geht hier wirklich etwas vor; es wird eine Spannung erzeugt, wie sie bei den breitspurigen Vorträgen der Mond- und Sonnen-gelehrten nicht aufkommen konnte; bisweilen erreicht die Erzählung fast dramatische Zuspitzung. Auch die Kraft seiner Komik zu zeigen, geben die satirischen Abschnitte dem Schriftsteller wieder Gelegenheit, aber es ist keine reine, ungetrübte Komik. Die Satire ist meist so herb, daß der Leser nur selten den Muth zu einem herzlichen Lachen findet, wie es doch im Pédant joué so oft geschieht. In den Reiseromanen ist es die Gegenüberstellung der sich gerade durch ihre Aehnlichkeit zerstörenden Ideen der Erd-menschen einer-, der Mond- und Sonnenwesen andrerseits, woraus die komischen Kontraste entspringen. Nur an wenigen Stellen erhebt sich Cyrano kraft der Freiheit seines Geistes hoch über den Dunstkreis, in den die Verspotteten gebannt sind, und indem er uns nicht nur ihre Lächerlichkeit, sondern auch ihre Nichtigkeit und Kleinheit vor Augen stellt, löst er den Unmuth, den wir sonst über sie empfinden möchten, in humoristische Befriedigung auf.

Freilich würde der Leser eine nur halb richtige, und zwar eine zu vortheilhafte Vorstellung von Cyrano's Satire gewinnen, wollte er sie nur nach den Reiseromanen be-urtheilen. Um sie vollständig zu charakterisiren, muß man auch seine satirischen Briefe in den Kreis der Betrachtung ziehen. Hier ist nun freilich von gutmüthigem Spott oder gar von Humor keine Spur zu bemerken. Der giftigste Haß, die unversöhnlichste persönliche Feindschaft hat die meisten dieser Briefe diktirt. Nur zwei von ihnen sind nicht an einzelne Personen gerichtet: der vierzehnte, gegen das Fasten, und der achtzehnte, gegen die Aerzte. In dem letzteren, der wohl während Cyrano's tödlicher Krankheit in tiefster Verbitterung verfaßt ist, findet sich der Satz: „Trois sortes de gens sont envoyés au monde tout exprès pour martyriser l'homme pendant la vie: l'Avocat tour-mente la baurse, le Médecin le corps, et le Théologien l'âme.“ Unter den Adressaten der anderen Briefe befinden sich Scarron, der burleske Dichter d'Assoucy (Soucidas) und der durch Rostands Komödie wieder bekannt gewordene fette Schauspieler Montfleury, von Cyrano nur „un gros homme“ genannt. Ihnen gegenüber, und auch sonst in diesen Briefen, läßt Cyrano der Gewaltsamkeit seines Naturells die Zügel in einem Maß schießen, das in Roheit ausartet. Denselben Cyrano, der in Rostands Komödie den ganzen Saal zum Duell fordert und den Sängern eines Spottliedchens droht:

Si j'entends encor une fois cette chanson,
Je vous assomme toust (I, 4)

Digitized by Google

wir erkennen ihn wieder, wenn wir in dem Brief an Soucidas lesen: „Eh bien, par la mort, Monsiaur le Coquin, je trouve que vous êtes bien imprudent da demeurer en vie après m'avoir affensé“, oder in dem gegen Montfleury: „tenez paur tout assuré que je vons enverrai défendra da vaus compter entre les choses qni vivent“, und so und schlimmer an unzähligen Stellen. Da ist von Satire oft nur noch ein schwacher Rest im Ausdruck vorhanden: der Sache nach tritt an ihre Stelle die nackte Beschimpfung. Mit unverkennbarer Wollust schleudert Cyrano dem Feind, den er haßt, die schmachvollste Beleidigung schonungslos ins Gesicht. Er weiß: er wird jederzeit mit dem Degen vertreten, was seine Feder schrieb, und es könnte dem händelsüchtigen Gascogner ja nichts lieberes geschehen, als wenn der Beleidigte blutige Rechenschaft forderte. Aber wenn wir vielleicht für diese dem Bewußtsein der Unbesiegbarkeit entstammende Ausartung männlichen Selbstgefühls noch eine gewisse Sympathie übrig haben, so wird eine feinere Empfindung immer bedauern müssen, daß die Gluth seines Hasses Cyrano verleitet hat, auch den persönlich Wehrlosen in dieser Weise anzugreifen und z. B. dem Krüppel Scarron sein Elend mit einem geradezu schändlichen Hohn in breiter und ekelerregender Ausmalung vorzuhalten (lettres diverses 18, lettres satiriques 11).

Und doch, seine Zeitgenossen haben ohne Zweifel an der Form selbst dieser Grobheiten ein ästhetisches Wohlgefallen gehabt. Denn gerade sie liebte Cyrano mit jenen Wortwitzen und Wortspielen zu verbrämen, die man in Italien concetti, in Frankreich pointes nannte und für die das gebildete Paris jener Tage schwärmte. Man lebte ja in der Blüthezeit des Hôtel de Rambouillet und der preziösen Literatur. Cyrano schätzte die geschraubten und frostigen Geistreicheleien dieser Richtung so hoch,[1]) daß er die pointes in dem Briefe Contre Scarron den pensées gleichordnet und Scarron „bestialité“ vorwirft, weil er sie aus seinen Werken verbannt habe („Il marche à rebonrs du sens cammun, et il en est venu à ce point de bestialité que de bannir les pointes et les pensées da la composition da ses onvrages“). Er war selbst Meister der Kunst und that sich viel darauf zugute. Wir haben noch 24 entretiens pointus von ihm; aber mehr und bessere Proben der Art enthalten die satirischen Briefe. Beispiele außer dem Zusammenhang anzuführen ist schwer. Ich begnüge mich, folgende zwei zu citiren, die auch uns noch recht witzig erscheinen:

Gegen Montfleury: „Je vans puis même assurer que, si les caups de bâton s'envoient par écrit, vaus liriez ma lettre des épaules.“

Gegen einen Pedanten: „Vatre âme même est naire, à cause qu'elle porte le deuil du trépas de votre conscience.“

Gewiß erscheinen uns heute das Preziösenthum abgeschmackt, seine Erzeugnisse schwer genießbar; aber es war nun einmal die literarische Mode der Zeit, es muß als solche historisch verstanden und gewürdigt werden, und sich ihr gebeugt zu haben wird kein Billigdenkender Cyrano zum Vorwurf machen. Den Zeitgenossen hätten seine Bücher nicht halb so gefallen, wenn er anders geschrieben hätte.

Nun endlich zu Cyrano dem Erzähler. Der ist zwar großentheils, aber doch nicht ganz, identisch mit Cyrano dem Phantasten. Den Beweis liefert die ziemlich lange Einleitung zur Sonnenreise, in der Cyrano beschreibt, wie er infolge der Veröffentlichung seiner Mondreise in den Ruf eines Zauberers kommt und von dem abergläubischen Volk in und um Toulouse verfolgt wird, bis es ihm endlich gelingt, aus seinem Gefängniß heraus den Flug zur Sonne anzutreten. Auf diesen glänzend geschriebenen Seiten erweist sich Cyrano als ein Erzähler ersten Ranges. Mit athemloser Spannung folgen wir den knapp skizzirten Abenteuern des Flüchtlings, wie er von Ort zu Ort, von Straße zu Straße gehetzt wird, wie er jetzt als Bettler, dann als Aussätziger den blutdürstigen Verfolgern zu entgehen sucht, immer wieder gefangen wird und immer wieder entkommt und zuletzt selbst in die offenen Thüren des Gefängnisses hineinrennt. Die beiden Gefängnißbeschreibungen sind Beweise einer naturalistischen Schilderungskunst und einer plastischen Kraft des Ausdrucks, die kaum zu übertreffen sind. Ich kann nicht umhin, die eine im Wortlaut anzuführen: „Je demeurai dans la baurbe jusqu'aux genoux. Si ja pensais gagner le bord, j'enfançais jusqu' à la ceinture. La glaussement terrible des crabauds qui pataugeaint dans la vase me faisait sauhaiter d'être sourd; ja sentais des lézards manter le lang da mes cuisses, des cauleuvres m'entortiller la cau, et j'en entrevis une, à la sombre clarté da ses prunelles étincellantes, qui, da sa gueule toute naira de vanin, dardait une langue à trois pointes dont la brusqne agitation paraissait une faudre où ses regards mettaient le feu.“

Indessen die Einleitung der Sonnenreise bildet doch eben nur ein kleines Bruchstück aus Cyrano's Werken. Nicht sie ist für seine Erzählungskunst so recht charakteristisch, sondern das sind die phantastischen Geschichten der Mond- und der Sonnenreise. Sie offenbaren am besten die Geistesgabe, die Cyrano vor allem auszeichnet, eine staunenswerthe Einbildungskraft von rein imaginärem Charakter, der das Bizarrste noch zu gewöhnlich, das Unausdenkbarste noch zu möglich ist. Da sprechen z. B. die Mondmenschen nicht wie die Kinder der Erde, sondern sie singen entweder (aber nicht Worte, sondern nur Töne, so daß man ihre Sprache mit Noten schreiben muß); oder sie verständigen sich durch Körperbewegungen, deren allemal eine einen ganzen Satz bedeutet. Die Vögel schießen sie, wie im Schlaraffenland, gebraten aus der Luft, denn sie mengen unter ihr Pulver und Blei eine Mixtur, die sie zugleich tödtet, rupft, brät und würzt. Statt mit Geld, bezahlen sie mit Versen; für ein Sonett kann man acht Tage herrlich und in Freuden leben. Weniger sinnlich als die Erdenmenschen, nähren sich die Mondleute in der Regel nur von dem Dufte der Speisen. Ihre Städte sind beweglich, entweder horizontal, über der Mondfläche hin, oder vertikal, so daß sie zum Schutz gegen die Kälte in den Boden hineingelassen werden konnen. Ihre Bücher liest man nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren: sie sind das, was man heute Phonographen nennen würde. Auf der Sonne hört die Schwerkraft auf, so daß man nach Belieben bald auf den Füßen, bald auf dem Kopfe laufen kann. Wenn man sich der Sonne nähert, wird man durchsichtig. Durch den bloßen Willen vermag man von Ort und Stelle zu kommen. Die Liste der krausen Absonderlichkeiten ließe sich noch beträchtlich verlängern, aber die angeführten Beispiele werden genügend darlegen, in welcher Weise Cyrano seine Phantasie spielen läßt. Er zeigt sich in diesen Kapiteln als einen geschickten und unterhaltenden Märchenerzähler, der es sogar versteht, uns die Wunderwelt seiner Einbildung einigermaßen glaublich zu machen, sobald wir nur seine Voraussetzungen stillschweigend angenommen haben.

Fassen wir alles Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich, daß für die Charakteristik Cyrano's, von den dramatischen Werken nur die Posse Le pédant joué, von den nicht dramatischen nur die beiden Reiseromane und einige wenige Briefe von Bedeutung sind. Einen ästhetischen Genuß gewähren nur ausgewählte Bruchstücke dieser Schriften. Aber sie vermitteln einen Einblick in die naturwissenschaft-

[1]) Vergl. sein Vorwort zu den Entretiens pointus.

Digitized by Google

lichen Bestrebungen des 17. Jahrhunderts, die Streitfragen die es bewegten, das Aufleuchten sicherer Erkenntniß in einem Meer von Irrthümern. Wir lernen einen Menschen kennen, der einen unleugbaren Mangel an feiner Empfindung vergessen macht durch seine trotzige Tapferkeit und wirklich heldenhafte Ueberzeugungstreue, und endlich einen Schriftsteller, dessen Arbeiten zwar der Mangel künstlerischer Abgeklärtheit überall anhaftet, in dessen grandioser Phantasie und komisch-stilistischer Kraft wir aber jedenfalls das Wirken eines kühnen und originellen Geistes nicht verkennen können.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

*yσ.* **Lindau** im Bodensee, 7. Sept. (*Anthropologen-Kongreß. Schlußbericht.*) Zu Beginn der heutigen Schlußsitzung — der gestrige Tag war zu einem Ausfluge nach *Bregenz* und dem nahen Dornbirn benutzt worden — legte Dr. *Rud. Martin* (Zürich) ein neues, sehr praktisch eingerichtetes anthropometrisches Instrumentar der Gesellschaft vor, das seiner bequemen Tragbarkeit und seiner mit praktischer Brauchbarkeit verbundenen Wohlfeilheit wegen die Aufmerksamkeit der Forscher verdient. Es besteht aus einem 2 m langen, in vier Theile zerlegbaren Anthropometer (einem messingenen Hohlstab), an dem zwei verschiebbare Metalllineale, sowie ein Gleitzirkel für die feineren Distanzen des Auges, der Nase u. s. f. bestimmt, verschiebbar anzubringen sind; dazu kommt ein Tasterzirkel, Lineale an drehbaren Scheiben, sowie ein Stahlbandmaß. Das ganze Instrumentar wird dann durch einen Kraniophor vervollständigt, der sich als ein 10 cm langer Metallstab darstellt, dem eine dreitheilige Metallplatte mit dreilappiger Feder aufsitzt, die es gestattet, den daraufgesetzten Schädel im Moment auf die „deutsche Horizontale" einzustellen. — Dr. *Birkner* (München) beantragte, die Verständigung über eine einheitlich durchgeführte Körpermessung an Lebenden herbeiführen zu wollen. — Es folgten die Darlegungen von Geheimrath *Fritsch* (Berlin) über das normale Körpermaß und die Abweichungen des lebenden menschlichen Körpers von seinen nach einer Durchschnittsnorm aufgestellten harmonischen Verhältnissen. Der Vortragende hat eine große Anzahl von Photographien nicht ohne erhebliche Mühe in Aegypten von allen Typen der Bevölkerung jüngst aufgenommen und die Beobachtung gemacht, daß die noch zu Beginn des Jahrhunderts als Rassen völlig auseinandergehenden Fellachen und Araber heute die einheitliche neue Rasse der modernen Aegypter bilden. Dies scheint für eine in der Entwicklung hier wahrnehmbare Veränderung des Typus zu sprechen. Um diesen neuen Typus gruppiren sich nun die Beduinen, Araber, Levantiner und Kopten u. A. je in ihrer besonderen Eigenthümlichkeit. So lange die Verhältnisse seiner Existenz sich nicht ändern, pflegt sich dann der Typus zu erhalten. Gegenüber diesen Ausführungen berief sich Professor *Kollmann* (Basel) auf die sehr feinen Beobachtungen, die Professor *Boas* (Washington) über die Mischprodukte von Indianern und Weißen gemacht hat, die *nicht als neuer Typus*, vielmehr als eine dritte Spezies neben dem Typus der Eltern aufzufassen sind. Kollmann hob nochmals seine Ueberzeugung hervor, daß er nur die Dauerhaftigkeit in *morphologischer* Beziehung behaupte, dagegen keineswegs eine funktionelle Persistenz annehme. Becken, Gelenke, Muskeln der Menschen bleiben dauerhaft, dagegen bewirken äußere Einflüsse physiologische Aenderungen, die so stark sind, daß Nordländer sich an südliches Klima und umgekehrt Südländer an polares adaptiren können. Seit dem Diluvium besteht indessen *morphologisch* der menschliche Körper unverändert, während die Bildung der großen Rassentypen vorhergegangen sein muß, die dann innerhalb ihrer Grenzen funktionelle Aenderungen erfahren haben, je nach Einwirkung des Milieu. Ist die Rasse nicht kräftig genug, pathologische Erscheinungen während ihrer Fortentwicklung auszuscheiden, so degenerirt sie. An diesen sich entgegenstehenden Anschauungen übte Geheimrath *Virchow* dahin Kritik, daß er hervorhob, wie es auf die Grenze ankomme, wo die individuell aufgetretene Veränderung in die *Erblichkeit* übergeht und aus *welchen Motiven* sie erblich wurde. Thatsächlich geht das Eine in das Andere über; *wie dies zustande kommt, wissen wir nicht*, und dieses Zustandekommen ist aus einer Nebeneinanderstellung von Bildern nicht erweisbar. Nicht aus gegebenen, bestimmt gewordenen Individuen, vielmehr aus einer durch Generationen fortgesetzten Beobachtung können wir eine Veränderung bei einer Familie oder Gruppe als erblich geworden ansprechen. Es fehlt dann stets noch das Motiv, aus dem eine bestimmte Veränderung für Generationen eingetreten ist. Virchow warnt davor, solche Dinge aus Bildern folgern zu wollen. Wir müssen hiebei die Grenzen der Naturwissenschaft festhalten und keineswegs der Phantasie Einzelner folgen, mag diese auch auf noch so guten Voraussetzungen und nach einer scheinbar gewiesenen Richtung hin sich entfalten. — Einen *Beitrag zur Volkskunde* lieferte Dr. Wilhelm *Hein* (Wien), indem er den Schneider mit der Streckschere der bei schweizerischen und österreichischen Frühjahrsbräuchen eine Rolle in den Volksumzügen spielt, mit der Personifikation des Blitzes bei den nordamerikanischen Indianern zusammenstellte, wo diese Person gleichfalls eine Streckschere (als Symbol des gezackten Blitzes) trägt. Selbst in indianischen Kinderspielen treffen wir diese Personifikation des Blitzes an und auch aus Afrika ist Aehnliches bekannt, ein Beweis für die Gleichartigkeit der menschlichen Phantasie und gewisser Kulturstadien auf der ganzen Erde. — Der Bericht über die Ergebnisse der zur Erforschung der seltenen Reptilienart der Arteria auf Neuseeland von Dr. Thilenius (Straßburg i. E.) unternommenen Expedition und über dessen anthropologische Sammlungen auf Samoa und den Inseln des Bismarck-Archipels bildete das Thema Geheimraths *Waldeyer*, während Dr. *Wilser* (Heidelberg) Beiträge zur *Stammeskunde der Alemannen* gab. Wir hören, daß Caracalla, trotzdem die Alemannen von ihm in den Rheinlanden 213 v. Chr. besiegt worden waren, doch den Frieden von ihnen um Gold erkaufen mußte. Der Vortragende hält diese an den Main vorgedrungenen Alemannen für Nachkommen der zwischen Elbe und Spree angesiedelten Semnonen, die, den Hauptstamm der Sueben bildend, doch nicht im Markomannenkrieg völlig vernichtet sein können. Längs der Saale, Unstrut, Fulda gelangten sie zum Main und setzten, von Probus über den Neckar zurückgewiesen, sich auf dem rechten Rheinufer fest, wo sie, in die Niederlage der Germanen durch Julian verwickelt, dennoch den Valentinian und Gratian Widerstand entgegensetzten. Als Stilicho die Rheingrenze preisgeben mußte, kamen sie dann ins Elsaß. Die Ortsnamen auf -weiler zeigen noch heute diese Alemannenzüge an. Von den Franken später besiegt, ging ein Theil ins Ostgothenreich nach Italien und hat im Tiroler Dialekt Spuren dieses Zugs hinterlassen. Wie die übrigen germanischen Hauptstämme, stammen auch die Alemannen aus Skandinavien. — Aus der Höhle am Keßlerloch in der Nähe von Schweizersbild konnte Prof. *Nuesch* (Schaffhausen) neue Funde von Schnitzereien auf Renthierknochen und auf Mammuthelfenbein, zum Theil in vertiefter, zum Theil in erhabener Arbeit gefertigt, vorlegen, die mit jenen aus der Höhle von Schweizersbild seit 25 Jahren bekannten Funden übereinstimmen, ja sie an Feinheit der Ausführung und Mannichfaltigkeit übertreffen. Eine reiche Thierwelt von der Fauna der Tundren bis zur heutigen ist in den aufgefundenen Resten aus dieser Höhle dort vertreten. Nadeln, durchbohrte Zähne der Eisbären, Harpunen, Pfeilspitzen, Messer, Sägen, Bohrer, Schaber, aus Renthiergeweih und Knochen verfertigt, sind neben Feuersteingegenständen der Höhle entnommen worden. Auch konnte der Vortragende zwei Pygmäenskelette der Steinzeit in einer der Höhlen jener Gegend auffinden. Die Renthierkultur der Höhle des Keßlerlochs steht viel höher als die Arbeiten, die wir aus Schweizersbild in diesem Material erhalten haben. — Geheimrath *Virchow* berichtete nach einem Briefe Marquesetti's über die von Jenem aufgedeckte reiche Nekropole von Santa Lucia am Isonzo, wo er in den nach Hunderten zählenden Gräbern eine höchst kunstvolle Bronzefibel mit Fuß und Deckel gefunden hat. Auf dem Deckel findet sich die realistische Darstellung des Angriffes eines Wolfes auf ein Schaf nebst einem Hunde. Solche Dinge

sind hier in Noricum, der alten Eisen- und Bronzewerkstätte nicht wunderbar; liegt doch hier der Durchgangspunkt für die Bronzesachen aus Italien nach Deutschland hin, und unsre nordischen Funde, die ähnlich sind, kamen auf diesem Wege an ihre Fundorte. Der Ursprung der Bronzekultur ist nach Virchows Darlegungen in **Transkaukasien** zu suchen, im armenischen Hochplateau, das von den alten **Chaldern** bewohnt war, deren Gebiete neuerdings von Dr. **Belck** und Dr. **Lehmann** in der ganzen Ausdehnung des alten Urartu, chaldisch Lulu genannten Landes von Van an bis nach Massul hin mit ungewöhnlichem Erfolg erforscht worden sind. Es gelang, eine Menge chaldischer Inschriften aufzufinden, die nicht in assyrischer Sprache, aber in assyrischen Hieroglyphen geschrieben sind, und unter denen eine bei Topsaneh gefundene assyrisch und chaldisch geschriebene Tafel die Orts- und Landesnamen in beiden Sprachen an den gleichen entsprechenden Stellen wiedergibt und dergestalt zur Orientirung beiträgt. Die Chaldersprache ist keine semitische, wie die der Assyrer. Die Resultate der armenischen Forschungsexpedition sind an dieser Stelle schon im einzelnen mitgetheilt worden, und wir werden nach der in einigen Monaten zu erhoffenden Rückkehr der Forscher des genaueren darüber mittheilen können. Professor **Montelius** nahm diese Darlegung Virchows zum Anlaß, die zwei großen Wege zu skizziren, auf denen von Babylon-Chaldien aus das Kupfer und die Bronze nach Norddeutschland und Skandinavien gelangt sind. Der eine durch die Dolmen (Hünengräber) deutlich gekennzeichnete Weg läuft über Aegypten, das schon eine zinnarme Bronze in der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends aufweist, über Nordafrika, Spanien, Frankreich nach England, Norddeutschland und nach Skandinavien, der zweite als Hauptweg zu bezeichnende dagegen geht über Aegypten, Griechenland, die Balkanhalbinsel zur Donau etwa in die Gegend von Linz, um dann längs der Moldau und Elbe zu deren Mündung, d. h. in die alte Bernsteingegend, zu gelangen, von wo er dann nach Skandinavien hinüberführte. — Die merkwürdigen **Höhlenfunde bei Velburg** in der Oberpfalz nahm Prof. Joh. **Ranke** (München) zum Gegenstand seiner Demonstrationen. Diese Funde sind als aus Grabstätten der in Bayern bis ins 12. Jahrhundert lebenden heidnischen Slaven stammend anzusehen; denn damit stimmen die charakteristischen Schläfenringe und sonstige als slavisches Gut bekannte Gegenstände überein. Es sind aus diesen schon in der Hallstatt-Periode bewohnt gewesenen Höhlen, die dann als slavische Grab- und Kultstätten dienten, rohe Bilder von Menschen und Thieren ans Licht gekommen, die wir als Votivbilder deuten können, wie auch die einzelnen Glieder, Arme ꝛc., die sich dort finden, zu deuten sein werden. — Professor **Klaatsch** (Heidelberg) suchte eine eigenartige Hypothese von der Abstammung des Menschen aufzustellen, den er aus der niedersten thierischen Form aufgestiegen, als Primaten, einfach organisirt, auffaßt und als sehr früh im Tertiär (?) unter günstigem Klima lebend durch Auslese zu einem Dauertypus aufsteigen läßt, dessen Intelligenz sich im Kampf mit den Proanthropen (?) ausbildet. Ein Verbindungsglied zwischen dem Menschen und dem Anthropoiden (Affen) kann nach der Anschauung des Redners die vergleichende Anatomie entbehren. Diesem Phantasiegebilde trat Professor **Ranke** scharf entgegen. Eine Darlegung von Dr. **Bumüller** (Augsburg) bewies, daß nach der eingehendsten vergleichenden anatomischen Untersuchung der Schenkel des Pithekanthropus erectus dazu nöthige, diesen als eine Spezies des Hylobates anzusehen. — Der Vorsitzende, Frhr. v. **Andrian**, sprach der **Prinzessin Therese von Bayern**, die den Verhandlungen theilnahmsvoll gefolgt war, wie der Stadt Lindau für die schöne gastliche Aufnahme des Kongresses, der durch viele Exkursionen abwechslungsreich sich gestaltet hat, seinen Dank aus, worauf die Tagung geschlossen wurde. Für das Jahr 1900 wurden Geh. Rath **Virchow** zum ersten Vorsitzenden des Kongresses und **Halle** a. d. Saale zum Versammlungsorte gewählt.

-y- **Christiania.** Versammlung des **Internationalen Statistischen Instituts.** (Zweiter Bericht.) 5. Sept. Von den gestrigen und heutigen Verhandlungen in der **demographischen Sektion** ist folgendes hervorzuheben: **Bertillon** (Paris) berichtete über die Fortschritte, welche die Annahme eines übereinstimmenden Schemas der Todesursachen in verschiedenen Ländern und Städten der alten und der neuen Welt gemacht hat. Er konnte dabei, namentlich auf die neueren Beschlüsse der nordamerikanischen Statistiker jener Staaten der Union Bezug nehmen, in denen eine geordnete Sterbestatistik besteht und die sämmtlich das Bertillon'sche System der Todesursachen-Gliederung unter Vorbehalt einer geeigneten Revision desselben angenommen haben. Die Sektion war überwiegend der Anschauung, daß der Schritt zur Verbesserung der internationalen Sterbestatistik, der in der Annahme eines einheitlichen Schemas der Todesursachen liegt, als praktisch bedeutsamer Vorgang so wichtig sei, daß es angezeigt erscheine, die zweifellos begründeten theoretischen Einzelbedenken gegen die Ausgestaltung dieses Schemas zurückzustellen und grundsätzlich die Annahme desselben in möglichst weiten Kreisen der staatlichen und der städtischen statistischen Verwaltung zu befürworten. — v. **Körösy** (Budapest) lenkte die Aufmerksamkeit der Sektion auf die verschiedenen Punkte, bezüglich deren bei der ziemlich allgemein bevorstehenden säkularen Volkszählung von 1900 die nach den bisherigen Zählungsvorschriften der verschiedenen Länder noch mangelnde Uebereinstimmung der Erhebung und Ausbeutung der Nachweise herzustellen wäre. Ein weiterer Vorschlag desselben in Betreff einer einheitlichen Ausbeutung der Nachweise über die Bewegung der Bevölkerung gab Anlaß auf die darüber bereits in Bern (1895) gefaßten Beschlüsse zurückzukommen, durch welche das Institut auf Antrag v. **Mayrs** die Inangriffnahme regelmäßiger internationaler Jahresübersichten über die Bevölkerungsbewegung in allen statistisch zivilisirten Ländern der Welt befürwortet hatte. Da das Bureau des Instituts bisher noch nicht dazu gekommen ist, diesen Beschluß zum Vollzug zu bringen, hielt es die Sektion für geboten, den fraglichen Wunsch zu erneuern. In der That gibt es wohl kaum einen anderen sozialen Vorgang, der zu gleichartiger statistischer Erfassung im internationalen Rahmen so geeignet wäre, wie der elementare Massenvorgang des Entstehens und Vergehens der menschlichen Generationen. — Die heutige Sektionssitzung wurde mit einem eingehenden und lehrreichen Vortrag von v. **Inama-Sternegg** (Wien) über die Ausgestaltung der Armenstatistik eröffnet. Der Redner konnte dabei auf eine von ihm selbst geleitete Ausbeutung der Individualnachweise für rund 40,000 Fälle Bezug nehmen, welche durch den Wiener Verein gegen Verarmung und Bettelei zur Feststellung gekommen waren. Während die verwaltungs- und insbesondere die finanzstatistischen Nachweise auf dem Gebiete der Armenpflege einigermaßen entwickelt sind, fehlt es fast überall noch vollständig an einer gründlichen Personalstatistik der Armenmasse, ohne welche ein tieferer Einblick in die Morphologie der Armuth nicht möglich ist. Voraussetzung einer geordneten Personalstatistik ist die Ausgestaltung von Armenkatastern oder zentralisirten Registern der Unterstützten, wobei es als Ideal — wie auch in den eingehenden Debatten der Sektion hervorgehoben wurde — erscheint, eine Zusammenfassung des Verwaltungsmaterials der gesammten Armenpflege, sowohl der öffentlichen wie der privaten, zu erreichen. Die Interessen der Verwaltung und der Statistik gehen hier unmittelbar Hand in Hand. Ohne das Urmaterial individualisirter Nachweise, wie eine gute Armenstatistik es erfordert, ist auch eine geordnete, insbesondere der spekulativen Ausbeutung des Wohlthätigkeitssinns mit Erfolg entgegentretende Handhabung des Unterstützungswesens nicht möglich. Die Debatte, welche eine weitgehende Uebereinstimmung der Sektion mit den Anregungen v. Inama's zum Ausdruck brachte, führte von der Armenstatistik hinüber auf das Gebiet der Armenpolitik, wobei sich herausstellte, daß allerseits ein Bedürfniß der Zusammenfassung der gesammten Hülfsaktion gegen die Armuth in lokalen Zentren besteht. Der eingehende Gedankenaustausch über diese Probleme kann als das Hauptergebniß der heutigen Sektionssitzung angesehen werden. — Der Rest der heutigen Sitzung der demographischen Sektion wurde durch einen Vortrag von **Turquan** (Lyon), dem vormaligen Chef des französischen generalstatistischen Bureaus, über die männliche und weibliche Fruchtbarkeit nach dem Alter ausgefüllt, und zwar unter der — speziell auch für Frankreich zutreffenden — Voraussetzung, daß die für diese Berechnung erforderlichen Grundzahlen in den Nach-

Digitized by Google

weisen über den Bevölkerungsstand fehlen und durch die Jahresreihen der Nachweise über die Altersvertheilung der Heirathenden zu ersetzen sind. Der lehrreiche Vortrag wurde durch eine große Anzahl von Diagrammen illustrirt, welche die Ergebnisse der einschlägigen Berechnungen der französischen Fruchtbarkeitsverhältnisse ersichtlich machten. — In der heutigen Plenarsitzung setzte Troinitzky seinen in der St. Petersburger Session des Instituts begonnenen Vortrag über die allgemeine russische Volkszählung von 1897 fort. Dabei war er in der Lage, die ersten Ergebnisse der im Werke befindlichen elektrischen Auszählung des Urmaterials dieser demographisch überaus wichtigen Erhebung für einige Gouvernements auf den Tisch des Hauses niederzulegen. Schließlich nahmen die Neuwahlen von Mitgliedern des Instituts geraume Zeit in Anspruch. Es wurden gewählt: Fontaine (Paris), Verrijn Stuart ('s Gravenhage), Waxweiler (Brüssel), Silbergleit (Magdeburg). — 7. Sept. In der gestrigen Sitzung der demographischen Sektion beschäftigte man sich zunächst eingehend mit der vom Institut schon wiederholt erörterten Frage der Zweckmäßigkeit einer Korrektur der durch einfache Vergleichung der Sterbefälle mit dem Gesammtstand gefundenen Sterbeziffer mittelst Zugrundelegung einer Normalschichtung der Bevölkerung nach dem Alter. Der schwedische Statistiker Sundbärg, der durch seine internationalen demographischen Arbeiten vortheilhaft bekannt ist, legte dar, daß wenigstens für die Durchschnittsergebnisse ganzer Länder diese Korrektur nur geringe Bedeutung habe, weil die Unterschiede der Schichtung nach Alter und auch nach Familienstand sich vielfach kompensirten. Das schließt aber nicht aus, daß eine solche Kompensation für kleinere Bezirke und namentlich für Großstädte nicht eintritt. Die Versammlung neigte deßhalb wie früher zu der Auffassung, daß die fragliche Korrektur nicht grundsätzlich zu verwerfen, in ihrer Bedeutung aber auch nicht zu überschätzen sei. Zu den entschiedensten Gegnern der Korrektur gehörte außer Sundbärg der Däne Rubin, der gleichfalls durch seine bevölkerungsstatistischen Studien sich einen guten demographischen Namen errungen hat; dagegen trat v. Körösy (Budapest) mit Wärme für die Korrektur ein. Dann beschäftigte man sich mit einem sehr eingehenden Vorschlag von Kiaer (Christiania) über die Ausgestaltung demographischer Forschungen in bisher unbekannten Ländern. Der Vorschlag gipfelte in der Anregung der Errichtung eines förmlichen internationalen Bureaus, dem die Leitung dieser Forschung und insbesondere die geeignete Unterweisung der Forschungsreisenden zu übertragen wäre. Die Versammlung trug jedoch Bedenken, zu einer derartigen, völkerrechtlich nicht ohne Schwierigkeiten durchsetzbaren förmlichen Organisation zu schreiten, und die weitere Erörterung der Frage in dem zu diesem Behufe niedergesetzten Subkomitee (v. Mayr, Kiaer, Troinitzky, Baines, Levasseur) führte zu einer einfacheren Ausgestaltung des Vorschlags, wonach das Institut selbst ein Komitee — bestehend aus den vorgenannten Mitgliedern — niedersetzt, das sich angelegen sein lassen wird, die Grundzüge der durch die Forschungsreisenden durchzuführenden demographischen Ermittelungen aller Art festzustellen und zu diesem Behufe namentlich auch mit geographischen und anthropologischen Gesellschaften in Verbindung zu treten. — In der gestrigen Plenarsitzung sprach zunächst Levasseur (Paris) über die Veranstaltungen, welche seitens des Instituts getroffen sind, um demnächst zu einer neuen Sammlung des über die Fläche und die Bevölkerung der Erde erreichbaren Materials nach dem Stande vom 1. Januar 1900 zu gelangen. Im übrigen wurde die Sitzung vorzugsweise durch einen sehr interessanten Vortrag von Fahlbeck (Lund) ausgefüllt, welcher auf Grund eines reichhaltigen statistischen Materials über den schwedischen Adel, die Intensität des Aussterbens der Adelsgeschlechter — unter der Voraussetzung durchgreifender Berücksichtigung nur der männlichen Linie — darlegte und mit sorgsamer Analyse der Ursache dieses eigenartigen demographischen Prozesses (insbesondere des Cölibats und der Unfruchtbarkeit) sich beschäftigte. Der französische Soziologe Tarde knüpfte an die Ausführungen Fahlbecks einige Bemerkungen allgemeiner Natur, welche freilich der exakten Grundlage, wie sie Fahlbeck in seinem Vortrag und noch gründlicher in seinem umfassenden Werk über den schwedischen Adel geboten hat, recht erheblich entbehrten. Von den sonstigen Verhandlungen verdient noch eine eingehende Darlegung von Turquan über die Methoden einer Statistik der öffentlichen Beamten Erwähnung.

-l. **Rußland und das Metersystem.** Die seit etwa Jahresfrist in Rußland unternommenen, von der Regierung begünstigten Bemühungen, die auf die amtliche Einführung des metrischen Systems gerichtet waren, scheinen nun doch im Sand verlaufen zu sein. Einer Meldung des St. Petersburger „Times"-Korrespondenten zufolge ist das russische Maß- und Gewichtssystem jüngst einer amtlichen Neuregelung unterzogen worden, wobei die bisherigen Maßeinheiten beibehalten wurden. Ihre Beziehungen zum metrischen System sind durch kaiserlichen Ukas vom 18. August d. J. wie folgt festgesetzt worden: die Längeneinheit, die Arschin (Elle), ist gleich 71.12 cm; die Gewichtseinheit, das Pfund, wiegt 409.512 g; die Einheit für Hohlmaße, der Wedro (Eimer), entspricht dem Volumen von 30 Pfd. destillirtem Wasser bei 16.6° C. Der Gebrauch des metrischen Systems ist im privaten Verkehr, sowie auch im Verkehr mit Staats- und Kommunalbehörden in fakultativer Weise gestattet, ein Zwang zur Benutzung dieses Systems darf jedoch niemals, auch von den Behörden nicht, ausgeübt werden.

* **Aus Oesterreich.** Der Professor der Geschichte an der Universität Wien, Hofrath Dr. Max Büdinger, tritt in den Ruhestand. — Der Privatdozent Stephan Jentys wurde zum außerordentlichen Professor der Acker- und Pflanzenlehre an der Universität Krakau ernannt.

* **London.** Ueber die antarktische Expedition des „Southern Cross" werden in der letzten Nummer des „Strand Magazine" einige kürzlich eingelaufene Nachrichten veröffentlicht. Die genannte Expedition ist die erste vollständig ausgerüstete wissenschaftliche Expedition, die auf Cap Adair, im Victoria-Land, 200 Meilen vom magnetischen Südpol, landete. Am 19. Dezember 1898 brach die Expedition auf. Am 16. Februar war das Cap Adair in Sicht. Da gerade an dem Tage ein furchtbarer Sturm herrschte, so war das Schiff gezwungen, vor Anker zu gehen. Bald war das ganze Verdeck mit einer dicken Eisschicht bedeckt. Am nächsten Tage legte sich der Sturm und nun konnte man bis zur Robertson-Bai vordringen. Hier wurde Halt gemacht und in einer halben Stunde waren Alle an der Küste. Da gab es Eisvögel, Wildgänse, Möven und außerordentlich große Seehunde, wie sie bisher noch gar nicht gesehen wurden. Zwei Theilnehmer der Expedition erstiegen den höchsten Punkt des Kaps, den sie gegen Mitternacht erreichten. Die nächsten Tage vergingen mit der Errichtung von Hütten. In kleinen Booten wurde der Proviant vom Schiff ans Land geschafft. Auch die Schlitten und 75 Schlittenhunde wurden glücklich untergebracht. Am 23. Februar kam ein schrecklicher Schneesturm, der von einem Cyklon begleitet war. Die Hütten mußten mit Steinen verbarrikadirt werden, der Sturm hätte sie sonst weggeblasen. Die Kälte betrug 18 Grad. Die Haare der Leute froren zu festen Klumpen zusammen. Die Kleider wurden steif wie Holz. In den nächsten Tagen legte sich der Sturm und man konnte allmählich mehr ins Innere der Gegend dringen. In einer Höhe von 1000 Fuß wurden dreierlei Arten von Moos gefunden. Dann stieß man auf milchweißen Quarz, der goldhaltig zu sein schien. Der Bericht reicht bis zum 27. Februar.

c.h. **Ueber den ambulanten Gerichtsstand der Presse** hatte, wie bekannt, auf dem diesjährigen Journalisten- und Schriftstellertag in Zürich Rechtsanwalt Dr. Bernheim (München) ein ausführliches Referat erstattet, welches alle Gesichtspunkte klar und übersichtlich zusammenstellte. Auf Veranlassung des Verbandes deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine ist dieses Referat nunmehr als besonderes Heft unter dem Titel „Der ambulante Gerichtsstand der Presse, Referat des Dr. Bernheim, München" (Druck von Knorr u. Hirth, G. m. b. H. in München) im Druck erschienen.

---

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 13. September. Nummer 208.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Goethe unter Sadgers pathologischer Beleuchtung.

Von Heinrich Düntzer.

### I.

Das fehlte noch, daß die Pathologie den Geist unsres großen Dichters nach ihrem Bedürfniß sich zurichtete, mit flüchtiger Durchquerung seines Lebens und Mißbrauch einiger zu ihrer auf Belastung gerichteten Diagnose verwendbaren Aeußerungen und Thatsachen, und daß sie gar auch denen, die ihn von außen und innen, dank langer Vertrautheit, kennen, ein Licht aufstecken zu können meinte, womit sich denn wirklich Halb- oder Nichtwisser fangen ließen. Seine dichterische Begabung, sein Streben nach einstimmiger Entwicklung aller seiner Anlagen, sein gewissenhafter Trieb, sich zu einem ganzen, in sich vollendeten Menschen, wie ihn die Natur gewollt, auszubilden, alles, was wir in ihm geliebt und verehrt haben, wird uns als eine krankhafte Entartung vorgestellt. Freilich wissen wir, daß schon die alte Kunstphilosophie Dichtung und Kunst von der Schwarzgalligkeit und einer dadurch erregten göttlichen Begeisterung herleiteten, aber dies gründete sich wohl auf eine alte Priesterlehre, die von dem Glauben an begeisterte Wahrsager und Wahrsagerinnen ausging. Des Demokrit Lehre: „Ohne Begeisterung kein großer Dichter," führte Plato auf seine ideale Weise aus. Aristoteles sagt in der „Poetik" (17), die Darstellung der Leidenschaften gelinge sowohl demjenigen, der natürlich begabt sei, alles richtig darzustellen (εὐφυής), als dem Verzückten, Rasenden, der von diesen Leidenschaften selbst bewegt wird (ἐκστατικός, μανικός). Unter den Aristotelischen „Problemen" wird die Frage weitläufig erörtert (30), weßhalb alle bedeutenden Philosophen, Politiker, Dichter und Künstler schwarzgallig seien, und die Antwort lautet, die schwarze Galle rege dauernd auf, wie zeitweise der Genuß des Weines. Horaz spottet, die Dichter seiner Zeit glaubten dem Demokrit und vernachläßigten deßhalb alle äußere Pflege, er aber verzichte auf den Ruhm eines Dichters und reinige seine Galle jedes Frühjahr mit Nießwurz.

Unsre neueren Pathologen betrachten alle hervorragenden Geistesthätigkeiten als Belastung, und so müssen alle erregten, durch Geisteskraft ausgezeichneten Naturen, die Blüthe der Menschheit, es sich gefallen lassen, als belastet angesehen zu werden, da doch nur genaueste Kenntniß des Verhältnisses der Theile des Gehirns zu einander uns berechtigen könnte, ein festes Urtheil über die Grenze des Gesunden und Kranken abzugeben. Dazu kommt die gesteigerte Neigung, den wirklichen Zustand des Gehirns mehr oder weniger als Erbübel zu betrachten und ihm höchste Bedeutung zuzuschreiben, wogegen auf die Wirkung der äußeren Lebensverhältnisse und die dadurch bedingte Stimmung beinahe kein Werth gelegt wird. Auch das Zusammenwirken der verschiedenen Geistesthätigkeiten zum Seelenleben bleibt außer acht und daß wir darüber bis heute noch gar wenig wissen. Was wir aber vor allem der gegen Goethe gerichteten Pathologie entgegenzuhalten haben, ist die falsche Diagnose, die Unkenntniß der wahren Quellen zur Kenntniß von Goethe's Seelenleben. „Wahrheit und Dichtung" gilt in jedem Punkte als untrügliches Zeugniß, obwohl doch Goethe, um der zur künstlerischen Abrundung rein ersonnenen Thatsachen gar nicht zu gedenken, manches nur ganz allgemein seiner Erinnerung Vorschwebende erst ein halbes Jahrhundert später frei ausgeführt ist. So wird die Darstellung vom Blutsturze des Achtzehnjährigen mit den daran sich knüpfenden Leiden von Einigen wie ein Visum repertum benutzt, da doch Goethe nur verschiedene Veranlassungen aus seinem Leipziger Leben sich zusammendachte. Der Sturz vom Pferde ist wirklich erfolgt, und zwar zur Zeit ungewöhnlicher Aufregung, ging aber anscheinend ohne weitere Folgen vorüber, doch könnte er wirklich mitgewirkt haben. Möbius nutzte in der Schrift „Ueber das Pathologische bei Goethe" gestehen, daß nach dessen Angaben sich die Krankheit nicht ganz genau bestimmen lasse. Das gibt denn auch Freund in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" (1898, Nr. 48) entschieden zu, meint aber, man müsse dazu das Gespräch mit dem Offizier in Naumburg auf der Rückreise von Leipzig nehmen, wonach nicht zu zweifeln sei, daß die Krankheit nicht, wie Goethe's Aerzte meinten, die Lunge getroffen habe, sondern eine ganz andere gewesen sei, die selbst die tüchtigsten Aerzte am Anfange mit der Lungenschwindsucht verwechseln könnten. Jenes Gesprächs mit dem Offizier gedenkt Goethe in einem Briefe an seine frühere Geliebte Käthchen Schönkopf. Wir hören, der Offizier (es war ein Hauptmann) habe ihm seine eigene Geschichte erzählt, die er aber nicht mittheilt. Darauf heißt es: „Ich saß und hörte mit Betrübniß zu, und sagte am Ende, ich sei konfundirt (weil die Geschichte mit dem, was ihm mit Käthchen begegnet war, Aehnlichkeit hatte). Und meine Geschichte und die Geschichte meines Freundes Don Sassafras hat mich immer mehr von der Philosophie des Hauptmanns überzeugt (daß man alles Erlittene vergessen müsse)." Freund sieht hierin eine Beziehung auf die von ihm zu seinem Zweck vermuthete häßliche Krankheit, ohne darauf zu achten, daß der junge Goethe, der noch immer nicht ganz auf Käthchen verzichtet hatte, in einem Briefe an diese der Sache gedacht haben soll — eine Thorheit, die man auch dem jungen Goethe nicht zuschreiben darf. Er nennt den Helden Don Sassafras seinen Freund, weil dessen Liebesgeschichte der seinigen ähnlich war und er ihn auf der Liebhaberbühne gespielt hatte. In einem ein paar Monate früheren Briefe an den Vater Käthchens hatte er nach dem von diesem eingerichteten Liebhabertheater sich erkundigt, dessen erster Schauspieler er gewesen sei und in allen Lust- und Trauerspielen die schweren und beschwerlichen Rollen eines verliebten und betrübten Liebhabers so natürlich als möglich dargestellt habe, und er fragt, ob noch

Digitized by Google

Niemand an seine Stelle getreten sei; zum Herzog Michel werde Schönkopf eher zehn als zum Don Sassafras einen Schauspieler finden. Das launig schließende: „Verstehen Sie mich?" deutet darauf, daß er als aufgegebener Liebhaber die Rolle ganz natürlich gegeben habe. Was macht aber Freund daraus? Don Sassafras habe seinen amerikanischen Namen davon, daß er an jener so argen, wie dem medizinischen Ausleger für seinen Zweck erwünschten Krankheit gelitten und des zur Heilung gewöhnlich verwandten Trankes sich habe bedienen müssen, wovon das Oel vom Sassafrasholze einen Hauptbestandtheil bildet. Das ist geradezu abenteuerlich! Vom ärztlichen Standpunkt aus hat Kirstein in der „Allgemeinen Medizinischen Zentral-Zeitung" 1898, Nr. 95, diese Einschleppung der bösen Krankheit in das Leben Goethe's und seiner Familie abgewiesen. Doch meint auch er, kein Mensch, der etwas von Goethe wisse, werde daran zweifeln, daß dieser bei seinem geschlechtlich lockeren Lebenswandel habe angesteckt werden **können**. Aber wie lose auch der junge Wolfgang in Leipzig gelebt und wie gründlich er seine Nerven zerrüttet haben mag, gerade aus seinen Leipziger Briefen an den so nachtheilig auf ihn wirkenden Freund Berisch geht hervor, daß er keines der Mädchen, mit denen er so lüstern tändelte, verführt hat, und noch weniger hat er sich mit öffentlichen Dirnen herumgetrieben. So muß Jeder urtheilen, der sein Leipziger Leben genau verfolgt. In dem Briefe an Friederike Oeser vom 6. November 1768 ist eben nur von Erschlaffung der Nerven die Rede. Die „Liederlichkeit", vor der er einmal einen jungen Freund warnt, bezieht sich nach dem Zusammenhange auf die liederliche Wirthschaft, die er, wie wir schon aus „Wahrheit und Dichtung" wissen, mit seinen Kräften getrieben. Daß er noch Anfang 1788 von jener bösen Krankheit nicht angesteckt gewesen, dürfte sich aus dem freilich den medizinischen Beurtheilern ganz unbekannten Briefe an den Herzog Karl August vom 16. Februar jenes Jahres ergeben.

Sadger, der Hauptsystematiker von Goethe's Belastung, übergeht dies auch, stützt sich aber auf eine Anzahl von Thatsachen, die zeigen sollen, Goethe sei nicht absolut frei gewesen. Er beruft sich zunächst auf dessen eigene spätere Darstellung des ungeheuren Schmerzes bei der Kunde von Gretchens Verhaftung, die ein „Uebermaß von Erregbarkeit bis zum Ueberschnappen und gänzliches Fehlen jeder physischen Hemmung" zeigen soll, da er jeden Zug der nach einem halben Jahrhundert gemachten Ausführung für thatsächlich richtig hält. Natürlich ist ihm auch alles, was „Wahrheit und Dichtung" über die lange dauernde Unruhe in lebhaftester, ganz freier Weise ausführt, höchst willkommen, obgleich manches sich als rein erfonnen ergibt. Goethe müßte ein Stock gewesen sein, wenn das für ihn so schreckliche Ereigniß ihn nicht in ärgste Noth und leidenschaftlichste Verzweiflung gestürzt hätte, aber verhältnißmäßig sehr bald fand er seine Fassung wieder. Daß der Dichter Goethe eine höchst erregte Natur war, brauchte Sadger eben nicht zu beweisen, und wenn er sagt, dessen hochgradige Emotivität übertreffe alles Normale, so bezeichnet das eben das Genie, beweist nichts weniger als Krankhaftigkeit: ein normaler Mensch konnte kein Goethe sein. Unser Patholog legt aber selbst auf den gewöhnlichen Ausdruck „Mein Geist ist in Unordnung" besonderes Gewicht und bemerkt ganz unverantwortlich: „Die Unordnung dauerte nicht einen oder mehrere Tage, sondern Jahre hindurch mit geringer Unterbrechung", ja er läßt sie ganz abenteuerlich bis zur Uebersiedelung nach Weimar dauern. Ein solches Zusammenfassen einer ganzen Reihe der wechselndsten Stimmungen binnen mehr als zehn Jahren ist ganz unwissenschaftlich. Alles, was der Dichter in jener Zeit that, soll Folge dieses Gehirnleidens, seines „beständigen Erregungstaumels" sein; auch sein damals besonders der Jugend eigener Lebensüberdruß, sein Bedürfniß nach Sonnenwärme und hohem Luftdruck gelten als Beweise „abnormer Empfindlichkeit seiner Körpergefühlssphäre", als Symptome einer gewissen Belastung. Da kann es uns kaum wundern, daß sein „Verliebtsein" (dem hohen Priester der Liebe spricht der Patholog das Höchste der Natur, die Liebe, einfach ab) eine Folge seines seltsamen Zustandes sein soll, den er als einen submaniakalischen (maniakalisch ist eines der entsetzlichsten Wortungethüme), eine gelinde Tollheit, bezeichnet, in der er den „Werther" und den Anfang des „Faust" gedichtet habe. Sadgers wissenschaftliche Entscheidung lautet: „Blutüberfüllung seines Gehirns, zumeist der Sprachzentren und ihrer Fasern. Wenn sie die ganze Gehirnrinde traf, wie häufig, dann schrieb er: ‚Ich bin in wunderbarer Spannung,' den Zustand des Gleichgewichts kennt er nie." Aber wie kam es, daß das verrückte Genie nicht zugrunde ging, sondern Werke schuf, die nicht bloß von tiefster, mannichfaltigster Empfindung, sondern auch von höchster Kunst des Aufbaues zeugen! Auch hier werden wir mit einem nichtssagenden Worte beschwichtigt: „Nie hat ein Genie existirt, das Fortuna so mit ihren Gaben verfolgt hat. Als in Frankfurt alles zu einer Katastrophe drängte, bot sich der große Gesundheitszug nach Weimar dar." Aber Goethe beabsichtigte nicht, in Weimar zu bleiben, nur mit Mühe ließ er sich aus brüderlicher Liebe zum Herzog endlich bestimmen, in seine Dienste zu treten. Und es fehlte nicht viel, so wäre er gar nicht nach Weimar gekommen; befand er sich doch schon auf der Reise nach Italien. Noch abenteuerlicher ist das Urtheil über die ersten Weimarer Jahre. „Goethe that in Weimar seine Amtsgeschäfte nicht schlechter ab als jede Intelligenz an seinem Platze (also trotz seiner gelinden Tollheit besaß er doch Intelligenz). Goethe war Weimar nicht nöthig (doch dem Herzog und dadurch auch seinem Lande), wohl aber dieses für unsern Dichter (weil er nach Sadger ohne Weimar verrückt geworden wäre, Italien ihn nicht hätte heilen können). Stigma schwerer Belastung ist das Pendeln von einem Objekte zum anderen. (Das beruht auf falscher Beurtheilung und auf Unkenntniß dessen, was Goethe selbst bemerkt hat.) Der Herzog schwer belastet, seine ewige Unrast. (Wir kennen Goethe als dessen weisen Mentor.) Goethe hat nicht um des Herzogs willen getollt, sondern weil ihm das Tollen durchaus gemäß war. Ich glaube nicht daran, daß ein Jüngling bloß einem Anderen zum Nutzen lebt. (Wir lassen Sadger seinen Glauben; Jeder, der sehen will, weiß, welch ein brüderliches Verhältniß zwischen Beiden herrschte; nur Freundschaft und Liebe, die edelsten menschlichen Gefühle, hielten Goethe in Weimar und ließen ihn die seiner Natur widerwärtigsten Geschäfte übernehmen.) Jeder andere Fürst würde Goethe den Laufpaß gegeben haben, da er, ohne Urlaub zu nehmen, ja ohne sich mit seinem Herrn zu verständigen, einfach verschwindet, um erst nach Monaten Kunde zu geben." Um Goethe zum Narren zu stempeln, stellt der Patholog hier die Wahrheit geradezu auf den Kopf. Goethe hat sich wirklich vom Herzog verabschiedet, schon von Verona an ihn geschrieben, aber ohne Angabe des Zieles seiner Reise, was Karl August ihm als brüderlichem Freunde gestattete. Von Goethe's Stellung zum Herzog, von dem Außerordentlichen, was der Dichter ihm zuliebe geleistet, von seiner schweren Entsagung und Selbstüberwindung, von seinen Leiden und Kämpfen, da er, wie es 1782 in einem Briefe an Jacobi heißt, eines gewaltigen Hammers bedurfte, um seine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und sein Herz gediegen zu machen, davon hat er nicht die leiseste Ahnung. Seiner Selbstbeherrschung, dem größten Gegensatze zur Tollheit, wird von Sadger kaum einmal kümmerlich gedacht.

Als Motive, die das verrückte Genie nach Italien

Digitized by Google

getrieben, werden Neubelebung seiner Dichterkraft und Befriedigung seines sinnlichen Triebes genannt, da Männer wie Goethe, mit bloßem Verständniß nicht zu ersättigen seien. Kann er auch sachlich keine Belastung entdecken, so findet er doch Goethe's sprichwörtlichen Ausdruck, „er wäre rein zugrunde gegangen“, wenn sein Verlangen nach Rom nicht befriedigt worden wäre, „ganz pathologisch, ganz nach Belastung“; es gefällt ihm das, was Goethe richtig als „Krise“ bezeichnet, für einen „Belastungsausbruch“ auszugeben. So foltert er die Worte, wenn sie nicht sagen wollen, was er verlangt. Als ob nicht auch bei einem geistig gesunden Menschen eine lang verhaltene Sehnsucht endlich krankhaft werden könnte! Schon im Knaben hatte der Vater, der, bei aller sonstigen Nüchternheit, begeistert Italiens Reize pries, ein süßes Verlangen nach diesem erregt, ja eine Reise dorthin in seinen dem Sohne vertrauten Bildungsplan aufgenommen; dem Jüngling schien Hesperien ein Paradies, es war die Ausflucht des von der Liebe Noth Bedrängten. Als Mann hatte er so viele Reisende von Italiens einziger Natur und Kunstherrlichkeit schwärmen hören, ohne daß sie ihm davon einen anschaulichen Begriff geben konnten, was ihn unwiderstehlich trieb, selbst das Gepriesene zu schauen. Das tritt in seiner „italienischen Reise“ ebenso entschieden hervor, wie seine dort gelungene Wiedergeburt als Künstler und seine Erhebung zu größerer männlicher Fassung. Auch durfte nicht übergangen werden, daß er in den letzten Jahren nach der freiwilligen Uebernahme der Verwaltung der Finanzen sich überarbeitet und daß der Mangel einer eigenen Familie ihn verstimmt hatte. Auch veranlaßten häusliche Verhältnisse eine größere Zurückgezogenheit der Frau v. Stein, das Verhältniß stockte, es hatte sich ein Flor zwischen die Liebenden gelegt. Die Pathologie hat für alles dieses kein Auge, sie sieht durch ihr trübes Belastungsglas; so fabelt sie: im Jahre 1775 habe er in Weimar „sein ungeheures Associationsrecht ganz allgemein befriedigen müssen“, seit 1786 habe „das Sehzentrum sammt den verknüpfenden Fasern im Vordergrund seiner Gehirnsarbeit gestanden“. Das ist reine Verblendung, eine Verleugnung der Wahrheit, daß er sich nie glücklicher gefühlt als damals in Italien. Nach Sadger dagegen war er erst nach der Rückkehr aus Italien ein Bild der Gesundheit. Aber schon in Italien hatte er geahnt, daß die rauhe thüringische Luft ihn wieder mit mancherlei körperlichen Leiden plagen, der düstere Himmel, die licht- und farblose nordische Welt ihn unglücklich machen werde, was die römischen Elegien so schön aussprechen. Freilich wußte er sich in seine veränderte Lage bald zu fügen, dank seiner außerordentlichen Fassung, die bei einem Tollen ein Wunder wäre, ja er lebte in seinen neuen häuslichen Verhältnissen recht vergnügt, da er von Geschäften nicht bedrängt war, blieb auch von Krankheit frei, was zum Theil Nachwirkung Italiens war, das er im Frühling 1790 auf ein paar Monate wieder sah, zum Theil verdankte er es seiner steten Bewegung. Wenn er auch zuerst 1801 sich eine schwere Krankheit zuzog, so litt er doch schon 1795 stark an Erkältung, gegen die er Heilung in Karlsbad suchte. Aber das höchste Glück war ihm im Bunde mit Schiller und in der Gewinnung Heinrich Meyers beschieden; daneben erfreute ihn das Gelingen „Tasso's“, „Wilhelm Meisters“, herrlicher Elegien, Lieder und Balladen, endlich des allgemein anerkannten Schatzes „Hermann und Dorothea“. Alles dies überhüpft Sadger, weil es seinen Belastungswahn widerlegt. Mit der „Werthschätzung des Schauens“ (dem Drang nach klarer Anschauung, Luft, Licht und Farbe) koppelt er Goethe's Abneigung gegen Brillen und Mikroskope, sein starres Festhalten an der Farbenlehre und seinen Hang zum Zeichnen willkürlich zusammen. Ja er scheut nicht von der keck in die Welt gerufenen Lästerung zurück: „Goethe hat nie geliebt!“ mit der schalen Begründung: „Zur Liebe, die alle anderen Gehirnstheile sich unterjocht, war Goethe's Liebe nicht Liebe genug.“ Beweis: „Der weitaus interessantere Genius ist voritalienisch und schwer belastet, der spätitalienische keineswegs durchaus normal.“ Da meint man doch keine pathologische Diagnose, sondern eine graphologische Charakterdeutung zu lesen. Davon, daß Goethe's wirkliche Liebe den ganzen Menschen ergriff und lange nachwirkte, hat der Mann keine Ahnung. Von demselben Schlage ist die Begründung des leider auch von sonst verständigen Leuten Goethe vorgeworfenen Mangels an Patriotismus. „Er wollte die Noth des Vaterlandes nicht sehen. Seine Ruhe wollte er sich nicht entreißen lassen. Sein Gehirn ließ ihn die Noth des Vaterlandes nicht sehen.“ Dem kurzsichtigen Pathologen gegenüber hier die landläufige Ketzerei zu entlarven, fällt mir nicht ein. Auffallend ist, daß unter den Beweisen der Tollheit Goethe's Schädelbildung nicht erwähnt wird. Nur am Schluß ist als Entartungszeichen angeführt, daß seine rechte Hälfte des Stirnbeins eingedrückt gewesen, das rechte Auge etwas tiefer gestanden habe. Aber Sadger legt darauf keinen besonderen Werth, meint nur, vielleicht könne dies dem Uebermaß des motorischen Sprachzentrums zugeschrieben werden. Hatte ja schon Gall im Jahre 1805 nach seiner Stirnbildung Goethe für einen geborenen Volksredner gehalten, hatte bemerkt, dieser könne den Mund nicht aufthun, ohne in Tropen zu sprechen.

---

## Der Thesaurus linguae latinae.

Der lateinische Sprachschatz ist zum erstenmal von Robert Stephanus (Estienne) in seinem Thesaurus linguae latinae wissenschaftlich gesammelt worden. Dann hat der Paduaner Professor Egidio Forcellini im Anfang des 18. Jahrhunderts ein mit großem Fleiß ausgearbeitetes Lexicon totius latinitatis erscheinen lassen. Beide Werke wurden in der Folgezeit neu herausgegeben und erweitert, besonders das letztere, dessen jüngste Ausgabe von dem Franzosen de Vit besorgt ist. Hatten sie auch zur Zeit ihres Erscheinens hohen wissenschaftlichen Werth, so genügten sie doch den Anforderungen der Neueren immer weniger, und immer deutlicher wurde der Ruf laut, nicht die alte Form durch Nachbesserungen nothdürftig gebrauchsfähig zu machen, sondern von Grund auf ein neues Werk zu schaffen.

Dieser Plan ist zunächst von einem der Hauptbegründer der modernen Kritik, von Friedrich August Wolf, gefaßt worden. Da indessen die Mittel fehlten, so mußte es wieder fallen gelassen werden. Gesicherter schon erschien das ersehnte Unternehmen, als im Jahre 1857 König Max II. von Bayern die nicht geringe Summe von 10,000 Gulden in Aussicht stellte. Die Arbeit sollte von drei der bedeutendsten Forscher der Zeit auf dem Gebiet der lateinischen Sprache, von Karl Halm in München, Friedrich Wilhelm Ritschl in Bonn und Alfred Fleckeisen in Frankfurt a. M.,[1]) gemeinsam unternommen werden, in der Philologenversammlung von Wien im Jahre 1858 wurde öffentlich darüber verhandelt und die Verlagsanstalt von Teubner in Leipzig war zum Verlag gewonnen worden. Aber auch dieser Plan kam nicht zur Ausführung: Verwicklungen politischer Art nöthigten König Max, sein Versprechen zurückzunehmen, und so war dem Unternehmen die Grundlage genommen worden.

Damit war aber der Gedanke an eine neue wissenschaftliche Bearbeitung des lateinischen Sprachschatzes in keiner Weise beseitigt. Der Nachfolger Karl Halms auf

[1]) Er ist kürzlich im Alter von 79 Jahren in Dresden, wohin er im Jahre 1861 übergesiedelt war, noch in rüstiger Arbeitskraft verstorben.

Digitized by Google

dem Münchener Lehrstuhl, **Eduard Wölfflin**, nahm das Ziel fester ins Auge. Er war der Ansicht, daß man ein so großes Unternehmen nicht von heute auf morgen planen und einrichten könne, und so entschloß er sich, durch eine Zeitschrift dem neuen Thesaurus die Wege zu ebnen. Ein Rechnungsüberschuß von 1500 Mark in der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften bot den Anlaß, daß man ihm für seine Zeitschrift auf drei Jahre je 500 M. zur Verfügung stellte. Und so erschien im Jahre 1884 das erste Heft mit dem Titel: Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik mit Einschluß des älteren Mittellateins als Vorarbeit zu einem Thesaurus linguae latinae, mit Unterstützung der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Eduard Wölfflin. Der Herausgeber wollte vor allen Dingen für den zukünftigen Thesaurus Muster liefern, nach denen die einzelnen Wörter zu bearbeiten seien. Zu dem Zweck theilte er das ganze Sprachgebiet in etwa 250 Abschnitte, für jeden Abschnitt suchte er einen Bearbeiter zu gewinnen. Dann bestimmte er in jedem Band eine ganze Reihe von Wörtern, deren Vorkommen in jedem der 250 Theile zu beobachten war; darauf wurden denn die Einsendungen gesammelt, gesichtet und dann in wissenschaftlicher Bearbeitung vorgeführt. Auf eine Reihe von Sachen mußte dabei geachtet werden: auf die Rechtschreibung, die Haupt- und Nebenformen, den Bedeutungswandel, die Synonyme, auf die Verwendung lateinischer Ausdrücke in der Uebersetzung aus dem Griechischen, auf die ältesten Belegstellen und auf die Zeit des Absterbens, auf den Schriftsteller- oder Sprachkreis, in dem das betreffende Wort verwendet wurde, auf das Verhältniß zu syntaktischen Fragen u. a. Insbesondere ist es ein Verdienst Wölfflins, mit Nachdruck darauf gedrungen zu haben, daß man bei einer Untersuchung der Veränderung des Sprachstoffes seit Cicero's Zeit nicht nur die neuen Wörter und neuen Bedeutungen, sondern das Abnehmen und Verschwinden und den eintretenden Ersatz beachten müsse, eine Arbeitsweise, die er vornehmlich in seinen Erläuterungen der Sprache des afrikanischen Arztes Cassius Felix im Jahre 1880 deutlich zum Ausdruck gebracht hatte. Die neue Zeitschrift fand in Teubner einen opferwilligen Verleger, sie fand aber auch tüchtige Mitarbeiter. In nicht langer Zeit hatte Wölfflin die meisten der von ihnen abgetheilten Abschnitte durch zuverlässige Bearbeiter besetzt, jedes neue Heft brachte nach der genauen Vorschrift ausgeführte Thesaurus-Artikel. Die Zeitschrift sollte nach dem ursprünglichen Plan nur drei Bände stark werden, denn weiter reichten die von der bayerischen Akademie bewilligten Mittel nicht. Doch es gelang, sowohl die Akademie zur Fortsetzung ihres Zuschusses, der vom fünften Band an gar auf 1000 M. erhöht wurde, als auch den Verleger zum Ausharren zu bestimmen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß der Herausgeber schon von Anfang an nicht nur für die Leitung der Zeitschrift, sondern auch für die meisten seiner Beiträge auf einen Entgelt verzichtet hatte.

In dem 1892 abgeschlossenen siebenten Band konnte Wölfflin seinen Lesern die frohe Mittheilung machen, daß das Ziel um ein Bedeutendes nähergerückt sei. **Martin Hertz**, der Professor der klassischen Philologie an der Universität zu Breslau, der sich besonders durch seine Ausgabe des Aulus Gellius und des Priscian einen großen Namen gemacht hatte, brachte auf der 40. Philologenversammlung zu Görlitz im Jahre 1889 die Frage nach einem neuen Thesaurus wieder in Erinnerung. In der Folge arbeitete er eine Denkschrift aus, worin er die Grundlinien für die künftige Arbeit zeichnete. Dabei setzte er für die Sammlung sechs und für die Ausarbeitung zwölf Jahre an, und als nothwendige Summe bezeichnete er 500,000 Mark. Die kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, durch deren thatkräftiges Eintreten allein dem ganzen Unternehmen ein neuer, sicherer Rückhalt verliehen wurde, hat darauf diese Denkschrift[1]) einer eingehenden Begutachtung[2]) unterzogen. Hatte Martin Hertz für die häufiger vorkommenden Worte nur Verhältnißzahlen oder gar nur ein etc. gefordert, so verlangte die Akademie die vollständige Ausschreibung aller Stellen, und in ähnlicher Weise hat sie auch noch anderswo die Forderungen höher gestellt, so daß es sich leicht erklärt, daß nun statt 500,000 M. eine Million für die Ausführung verlangt wurde. Um diese hohe Summe aufzubringen, mußte man noch andere Akademien zuhülfe rufen, und es währte nicht lange, so traten die Körperschaften von Göttingen, Leipzig und Wien mit ihren Vertretern Leo, Ribbeck und W. v. Hartel dem Plane bei. In einer Zusammenkunft in Coburg im Jahre 1893 und in Göttingen im Jahre 1894 wurde die Ausführung berathen und die Bestimmungen und Grundsätze festgelegt. Man glaubte, gegen 605,000 M. nöthig zu haben, von welcher Summe etwa 100,000—150,000 M. durch den Absatz des Werkes wieder gedeckt würden, so daß also 500,000 M. von den Akademien zu übernehmen waren. Da man die Dauer der Arbeit auf 20 Jahre berechnete, so hatte jede Akademie jährlich 5000 M. beizusteuern. Mit Teubner in Leipzig, der sich schon durch die Uebernahme von Wölfflins Archiv große Verdienste um die Sache erworben hatte, schloß man einen Verlagsvertrag ab, der Umfang des Werkes ward auf zwölf Bände in Quartformat von je 1000 Seiten berechnet. Im Juli 1894 begann die Arbeit.

Das Unternehmen zerfällt in zwei große Theile, die Stoffsammlung und die Ausarbeitung. Das Sammeln stand zunächst im Vordergrund der Fragen. Wenn man auch mit den Kräften, mit der Zeit und vor allen Dingen mit den verfügbaren Mitteln sehr zu rechnen hatte, so drang doch schließlich die Ansicht durch, daß man den wichtigsten Theil der lateinischen Sprachdenkmäler in die einzelnen Worte auseinanderziehen müsse. Für diese genaue Bearbeitung bestimmte man als untere Zeitgrenze etwa die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt, ungefähr mit Fronto wollte man abschließen. Nur in vereinzelten Fällen konnte man Spezialwörterbücher als genügende Vorarbeit bezeichnen, so das von Merguet zu einem Theile des Cicero, das von Fügner zu Livius und das von Gerber-Greef zu Tacitus.

Die Zergliederung des Wortschatzes sollte nun auf die gewissenhafteste Weise geschehen. Zunächst war jeder einzelne Schriftsteller von einem berufenen Gelehrten einer Durcharbeitung zu unterziehen, damit eine gesicherte Textgestaltung der Arbeit zugrunde gelegt werde, wobei die wichtigsten Punkte der Ueberlieferung und einige die Wortbedeutung betreffenden Anmerkungen hinzugefügt wurden. Die in solcher Weise durchgesehenen Texte wurden mitsammt den Bemerkungen in kleine Stücke von etwa 12—15 Zeilen Länge eingetheilt, mit hektographischer Tinte abgeschrieben und dann gegen hundert Mal vervielfältigt. Denn es mußte jedes Stück wenigstens so oft vervielfältigt werden, als es Worte enthielt. Nun begann man in den einzelnen Abschnitten ein Wort nach dem anderen, jedes auf einem besonderen Zettel, auszuzeichnen und in ein am oberen rechten Rande befindliches Viereck einzutragen; war dies geschehen, so wurden die Zettel alphabetisch geordnet und in einer Reihe von Kästen untergebracht. Damit war für diesen Theil der Schriftsteller die Arbeit der Sammlung abgeschlossen. Was nun folgte, sollte in genauer Weise auf seine sprachlichen Eigenthümlichkeiten hin durchgesehen werden, nur das Bemerkenswerthe war auszuziehen und zu

---

1) Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1891, S. 671 ff.

2) Ebenda, S. 685 ff.

Digitized by Google

sammeln. Als untere Grenze war etwa die Zeit Gregors des Großen (ums Jahr 600) angenommen, hier und da mußte man, wie z. B. bei Isidor, noch tiefer hinabgehen.

Diese Sammelarbeit war nun so eingetheilt worden, daß in Göttingen unter Professor Friedrich Leo's Leitung die Dichter, in München unter Wölfflin die Prosaschriftsteller behandelt werden sollten. Jedem der beiden Leiter war ein Sekretär beigegeben. Die Ueberwachung der Ausführung lag einem von den fünf Akademien gebildeten Ausschusse ob, zu dem noch Professor Franz Bücheler in Bonn hinzugezogen wurde. Für die Verzettelung war ein Zeitraum von fünf bis sieben Jahren in Aussicht genommen worden. Nach drei Jahren schon zeigte es sich, daß man mit diesem Theile Ostern 1900 fertig sein könne, und nun ist man sogar schon soweit gelangt, noch in diesem Herbste die Beendigung der Hauptarbeit der Verzettelung zu ermöglichen. Damit sind die ungünstigen Aussichten, die von mancher Seite über den Fortgang der Arbeit geäußert worden waren, glänzend widerlegt. In 1500 Zettelkästen sind nun mehr denn 4,500,000 Zettel vereinigt. Man hat nicht nur alle Schriftsteller bis auf Fronto verzetteln können, sondern auch, wie Professor Leo in einem vor kurzem veröffentlichten Bericht über den Thesaurus[1]) ausführt, Apulejus, die Bulgata, Commodian und einen Theil von Tertullian, was man also als sehr zufriedenstellendes Ergebniß bezeichnen muß.

Mit diesem Herbste ist nun die Arbeit der großen Zweigstellen Göttingen und München beendigt. Für die Ausarbeitung des Thesaurus selbst, wofür man einen Zeitraum von 15 Jahren angesetzt hat, würde eine weitere örtliche Trennung der Arbeit nicht rathsam sein; aber auch eine Theilung der Leitung würde der Einheitlichkeit der Ausführung sehr im Wege stehen, ganz abgesehen davon, daß die beiden bisherigen Leiter viel mehr von ihrer Zeit hergeben müßten, als es ihr Lehrberuf gestattete. So hat man sich denn entschlossen, die Oberleitung des Ganzen in eine Hand zu legen: es ist dies Dr. Friedrich Vollmer, Direktor einer deutschen Privatschule zu Brüssel, der seine hohe wissenschaftliche Befähigung durch eine vorzügliche Ausgabe der Wälder des Statius erwiesen hat. Ihm zur Seite stehen ein Sekretär und eine Anzahl von Assistenten. Als Ort der Vereinigung stand Leipzig, Berlin und München in Frage: wenn man sich endlich für München entschied, so war dabei nicht ohne Bedeutung, daß gerade in diesem Orte bisher das Unternehmen am meisten gefördert worden ist. Zunächst wird man an eine Ordnung des Ganzen gehen, dann verschiedene Probeartikel bearbeiten; die ersten Lieferungen werden wohl erst in anderthalb bis zwei Jahren zu erwarten sein.

Neben dem Thesaurus aber hat die riesige Zettelsammlung einen völlig selbständigen Werth. Sie ist zwar in erster Linie als Grundlage für den Thesaurus geschaffen; während jedoch das Wörterbuch veralten kann und veralten muß, behält die Sammlung der Zettel ihre Bedeutung bei, wie es denn auch vorgesehen ist, sie immer mehr zu erweitern und auszubauen, so daß sie ein sprachgeschichtliches Archiv ersten Ranges zu werden bestimmt ist, wie es ein solches noch in keiner anderen Sprache gibt. Ein Jeglicher, der eingehende Studien auf dem Gebiete des Latein unter genauester Benutzung des Vorhandenen treiben will, wird die Zettelmassen aufsuchen müssen, die erst dann ihren Werth verlieren, wenn überhaupt die lateinische Sprachwissenschaft zu bestehen aufhört. An welchem Orte das Zettelarchiv dauernd seine Aufstellung finden soll, ist noch nicht entschieden worden; dies soll erst bestimmt werden, wenn die Arbeit des Thesaurus zu Ende geht.

[1]) Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1899, Heft 1, Geschäftliche Mittheilungen.

Werfen wir jedoch noch schnell einen Blick auf das Archiv für lateinische Lexikographie zurück. Eben wird sein elfter Band zu Ende geführt, von nicht 100 im 1. Jahrgange ist die Zahl der Abonnenten auf 460 gestiegen, und wenn auch von 1893 an die bayerische Akademie ihren Zuschuß an die neugegründete Byzantinische Zeitschrift Krumbachers übertrug, so hat sich doch das Archiv halten können. Vor allem ist es unter Wölfflins rühriger Leitung zu einem internationalen Sammelplatz der Lateinforscher geworden, außer Deutschland und Oesterreich senden Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden, England, Schottland, Italien, Frankreich, Portugal, Rußland und Amerika Beiträge und ganz besonders in Nordamerika hat sich das Archiv zahlreiche Freunde erworben. Die Geschichte des Archivs, der der Herausgeber in jedem Bande einige Seiten gewidmet hat, mag als ein Beispiel gelten für die Schwierigkeiten, mit der eine junge Zeitschrift in unsern Tagen zu kämpfen hat. Daß nun der vornehmste Zweck in so schöner Weise erreicht ist, das hat die Entschlossenheit und Beharrlichkeit des Herausgebers in vollstem Maße verdient.

Zu dem Gutachten, welches die Berliner Akademie über den Plan eines Thesaurus abgab, steht das stolze Wort: „Kann ein solcher Wortschatz überhaupt geschaffen werden, so wird er in Deutschland geschaffen, und dieses Vorrecht schließt eine Pflicht ein." Daß sich die Mitglieder der Akademie des nationalen Werthes ihres Unternehmens in so klarer Weise bewußt geworden sind, diese Thatsache verdient es, daß man sie immer wieder von neuem ins Gedächtniß zurückrufe; besonders zu einer Zeit, wo italienischer Dünkel auf die Mitarbeit Deutschlands in der Erschließung des Alterthums zu verzichten bereit ist. Doch noch ein anderes ist es, was dem Werke des Thesaurus eine allgemeinere Bedeutung sichert, nämlich daß alle fünf großen deutschen Akademien in einmüthigem Entschlusse sich zur Mitarbeit bereit fanden. Und wenn in diesen Herbsttagen in Wiesbaden die große internationale Vereinigung von gelehrten Körperschaften zustande kommt, um über gemeinsame Ziele und Arbeiten zu berathen, so ist es eine Vorstufe hiezu gewesen, wenn zur Thesaurusarbeit die deutschen Körperschaften ihre Kräfte zusammengeschlossen haben. 7.

Nachwort. Der Vertreter der Berliner Akademie in dem Thesaurus-Ausschusse, Professor Hermann Diels, hat eben zur Feier des 60. Geburtstages W. v. Hartels in Wien eine Festschrift „Elementum. Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus" bei Teubner erscheinen lassen. Entstanden ist die Schrift aus dem Bestreben des Verfassers, an einem ihm aus seinen philosophischen Arbeiten näher bekannten Beispiele zu ermessen, welche Schwierigkeiten die Ausarbeitung der einzelnen Artikel biete. Daß er nun mit der ihm innewohnenden Gründlichkeit nicht etwa bei einem knappen Musterartikel stehen geblieben ist, sondern eine erschöpfende Geschichte des Wortes „Grundstoff" (στοιχεῖον, elementum) bei den Griechen und Römern gegeben hat, dafür ist ihm die Wissenschaft zu Dank verpflichtet, umsomehr, als er damit nicht etwa der Ausführung des Thesaurus weitere Grenzen gesteckt hat, sondern mit aller Bestimmtheit auf eine Beschränkung in der Ausarbeitung dringt. Vor allem solle sich der Bearbeiter nicht zu sehr mit dem Sachlichen abgeben: es genüge, das Sprachliche erschöpft zu haben, zur Sacherklärung aber müsse man darauf sinnen, Gelehrte heranzuziehen, die in den einzelnen in Betracht kommenden Fächern, also etwa in der Rechtswissenschaft, Heilkunde, Sterndeuterei, Philosophie, Naturwissenschaft, Archäologie u. s. w., genau bewandert sind. Das wichtigste aber der schönen Einleitung — denn hier ist alles dieses ausgeführt — ist der Hinweis darauf, daß das Unternehmen des lateinischen Thesaurus verfrüht ist, so lange nicht ein den wissenschaftlichen Anforderungen genügender griechischer Thesaurus vorliegt. Denn bei dem unermeßlichen Einflusse, den Griechenland auf Rom

ausgeübt habe, sei eine vollkommene Beurtheilung der lateinischen Sprache ohne die stete Berücksichtigung des Griechischen unmöglich. Und doch sollte damit die Arbeit am lateinischen Wörterbuch nicht etwa getadelt werden. Denn wollte man abwarten, bis erst das Griechische in ausgiebiger Weise behandelt sei, so müßte man den lateinischen Thesaurus noch etwa auf zwei Menschenalter oder gar noch längere Zeit hinausschieben. Denn so lange wird man, so rechnet Diels, sich gedulden müssen, bis die Wissenschaft imstande ist, auf Grund der heute noch ganz ungenügend bekannten griechischen Ueberlieferung einen genauen Ueberblick über die griechische Sprache auszuarbeiten. Der Vortheil aber, der dem lateinischen Thesaurus aus einer so weiten Hinausschiebung erwachsen würde, wird dadurch, daß man schon jetzt die fast zehnmal geringere und auch besser bekannte lateinische Ueberlieferung in völlig genügender Weise behandeln kann, reichlich aufgewogen. Zudem hängt auch der Fortschritt der romanischen Sprachwissenschaft eng mit dem lateinischen Thesaurus zusammen.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Julius Jolly: Georg Bühler.** Mit einem Bildniß Bühlers in Heliogravüre. Straßburg, Karl J. Trübner 1899. 23 S. 8⁰. — Der Unglücksfall auf dem Bodensee, welcher im April d. J. das Leben des berühmten Sanskritisten Georg Bühler so unerwartet früh abschloß, steht noch in frischer Erinnerung. Von dem unter Bühlers thatkräftiger Leitung groß angelegten „Grundriß der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde“ erscheint nun, nachdem die Redaktion in Prof. Kielhorns Hände übergegangen, nach längerer Unterbrechung ein neues Heft, das sich in seiner Numerirung (I. Band, I. Heft A) an die Spitze des Werkes stellt und dessen Inhalt, eine Biographie Bühlers aus der Feder Prof. Jolly's in Würzburg, ganz dem pietätvollen Andenken des verdienten Begründers dieses literarischen Unternehmens gewidmet ist. Jolly druckt zuerst die „Vita“ ab, die Bühler vor seiner Verehelichung für die Familie seiner Braut verfaßt hatte und die bis zum Jahre 1878 reicht; diese insbesondere für die Entwicklung des indischen Schulwesens und die Vergrößerung der indischen Handschriftensammlungen lehrreichen Ausführungen erfahren durch viele Anmerkungszusätze Jolly's, die namentlich aus den Briefen Bühlers an Theodor Nöldeke dankbares Material schöpfen, im einzelnen schätzenswerthe Ergänzungen. Von 1878 an verfolgt Jolly ganz selbständig das arbeitsfrohe Wirken Bühlers, das sich auf den verschiedensten Gebieten der indischen Alterthumskunde — und oftmals auch darüber hinaus — mit bewunderuswerther Sicherheit bethätigt hat. Auf den Inhalt der Jolly'schen Darstellung brauchen wir hier nicht näher einzugehen mit Rücksicht auf den breiten Raum, den seinerzeit die „Beilage“ einem warm empfundenen Nachrufe für Bühler eingeräumt hat; die vorliegende Schrift sei aber allgemeiner Beachtung empfohlen. Mit voller Theilnahme folgt der Leser dem Bilde, das der Verfasser in kurzen Zügen und in anspruchslosem Tone zeichnet; es entrollt ein gottbegnadetes Gelehrtenleben, welchem, so vorzeitig es auch ein Ende gefunden hat, in der Geschichte der Wissenschaft ein hervorragender Platz gesichert bleibt. — Jolly fügt am Schlusse eine nach Materien geordnete und sehr sorgsam angelegte Biographie der ungemein zahlreichen Schriften Bühlers an; das Titelblatt begleitet ein sprechend ähnliches Portrait des Verewigten.

—an.

**Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Literatur.** Von S. A. Wengerow. Uebersetzt und eingeführt von Traugott Pech. Berlin 1899. Verlag von Jos. Räde. — Hr. Wengerow ist ein in Rußland sehr bekannter und geschätzter Literarhistoriker und Bibliograph, dessen zahlreiche Arbeiten für Jeden, der sich für die betreffenden Fächer interessirt, unentbehrlich sind. Die verschiedenen Phasen, die die russische Literatur seit Puschkin, Gogol und Bjelinskij durchgemacht hat, konnte er in dieser seiner Antrittsvorlesung zwar nicht ausführlich behandeln, aber er deckt darin die Ursachen auf, die zu den verschiedenen Richtungen Anlaß gaben und die der neuesten russischen Literatur ihr eigenartiges Gepräge verliehen. Bei dem Mangel an fachkundigen und ausführlichen Arbeiten über diesen Gegenstand — das verdienstvolle Buch des Hrn. v. Reinhaldt konnte sich, aus Mangel an Raum, mit dieser Periode der russischen Literatur nicht eingehend genug befassen —, müssen wir diese ziemlich vollständige, hauptsächlich aber klare und übersichtliche Schilderung der Strömungen in der russischen Literatur während der letzten sechs Jahrzehnte mit Dank entgegennehmen. Bis vor etwa zwei Jahrzehnten kannte man in Deutschland und in Westeuropa überhaupt, die russische Literatur nur sehr wenig. Iwan Turgenjew war der einzige russische Schriftsteller, den man schätzte und las. Von Puschkin, Gogol und einigen Anderen wußte man wenig mehr als ihre Namen, obwohl manches von ihnen übersetzt war. Erst durch das Erscheinen einer deutschen Uebersetzung von Dostajewskij's „Raskolnikow“ wurde man auf die Schätze der russischen Literatur aufmerksam; und nun ergoß sich eine wahre Fluth von russischer Belletristik auf die Büchermärkte Westeuropa's, wobei aber die Auswahl leider nicht immer mustergültig war. Die westeuropäische Kritik mußte nun zugeben, daß, namentlich durch Dostojewskij's und Leo Tolstaj's Werke, sich ein neuer, frischer Strom in die stagnirenden Gewässer der europäischen Literaturen ergossen hatte, und als man dann weiter forschte, entdeckte man, daß die russische Literatur Schätze barg, von denen man keine Ahnung hatte, Werke, die den besten gleichzeitigen Leistungen der europäischen Literaturen nicht nur ebenbürtig waren, sondern sie sogar noch überragten. Man erkannte nun, daß der vielgerühmte europäische Realismus der 70er und 80er Jahre weit unter dem russischen Idealrealismus stand, der auf eine schon fast 70jährige Vergangenheit zurückblicken konnte. Und gerade in der Verschiedenheit des russischen und des westeuropäischen Realismus lag das Geheimniß des großen Erfolgs der neueren russischen Schriftsteller beim Publikum und bei der Kritik des westlichen Europa's. Hr. Wengerow vergleicht nun die hohe Entwicklung der russischen Literatur mit den Formen des russischen gesellschaftlichen Lebens und muß gestehen, daß, „wenn wir auch in Bezug auf unsre Literatur an der Spitze stehen, so sind wir doch in Bezug auf Volksbildung die letzten unter den europäischen Völkern“. Die russische Literatur entwickelte sich gleichsam außerhalb der gesellschaftlichen Sphäre, nach eigenen, inneren Gesetzen, und daher kam es auch, daß sie sich niemals mit den rein künstlerischen Interessen identifizirte, sondern es stets als ihre Aufgabe betrachtete, fortschrittlich, aufklärend, belehrend zu wirken. Die Idee, den Bedürfnissen des Lebens zu dienen und in der Literatur gleichsam eine Lehrkanzel zu sehen, ist ein die russische Literatur von den Literaturen anderer Länder wesentlich unterscheidendes Merkmal. Die Formel „l'art pour l'art“ konnte in Rußland nie recht zur Geltung kommen. Die Geschichte der neuesten russischen Literatur ist eine Geschichte der Ideen und Stimmungen, welche einen Theil der fortgeschrittensten Gesellschaftskreise beherrschten. Die literarischen Formen blieben seit sechs Jahrzehnten fast unverändert, aber während dieses Zeitraums fand eine ununterbrochene Evolution der Ideen statt, die in der Literatur ihren Ausdruck fanden. Die Stärke der großen Vertreter der neuesten russischen Literatur liegt darin, daß ihr Schaffen kein abstraktes Theoretisiren, sondern ein künstlerisches Umformen des theoretischen Denkens ist. Alle großen russischen Dichter haben nicht Stimmungen hervorgerufen — Leo Tolstoj wäre vielleicht auszunehmen —, sondern sie nur zum Ausdruck gebracht. Man kann daher die einzelnen Perioden der Geschichte der neuesten russischen Literatur nicht nach dem Namen ihrer hervorragendsten Vertreter klassifiziren, sondern nur nach den sie beherrschenden Ideen. Es würde also etwa eine Epoche des russischen Hegelianismus, eine Epoche der Reformen, des Nihilismus, des Volksthums, des Marxismus u. s. w. zu konstatiren sein. Nur Bjelinskij allein kann als der Repräsentant einer russischen Literaturepoche gelten, denn er war der Eckstein, auf dem die ganze Richtung basirte, er ist der Urquell alles Guten, Großen, Wahren und Richtigen, das sich in der russischen Literatur der letzten 60 Jahre findet. Auf Grund seines Vermächtnisses ist die neueste russische Literatur geschaffen, diese Vereinigung von Schönheit und moralischer Kraft, von weitem

Schwung und Sehnsucht nach dem Ideale. — Wir haben den Inhalt der vorliegenden Broschüre hier nur kurz skizziren können, sie enthält aber eine so große Fülle von Gedanken und Thatsachen, wie sie nur von einem seinen Stoff vollständig beherrschenden Kenner der russischen Literatur auf so beschränktem Raum zusammengedrängt werden konnte. Schließlich wollen wir nur noch die Hoffnung ausdrücken, daß uns Hr. Wengerow bald mit einer ausführlichen Geschichte der neueren und neuesten Literatur Rußlands erfreuen möchte, sie würde eine fühlbare Lücke ausfüllen und jedenfalls ein dankbares Publikum finden.

W. Henckel.

*The secret societies of all ages and countries.* A comprehensive account of upwards of one hundred and sixty secret organisations — religions, political and social — from the most remote ages down to the present time. By *Charles William Heckethorn.* In two volumes New edition. London 1897/98, George Redway. (740 Seiten. Preis 32 M.) — Dies ist nur die Hälfte des mit geschmackloser Breite ausgesponnenen Titelblattes eines Werkes von außergewöhnlichem Interesse. Die große Zahl der jederzeit entstandenen Geheimgesellschaften, Geheimsekten und Geheimlehren beweist die große Hinneigung des Menschengeistes zum Geheimen, und den gleichen Beweis sehen wir in der riesigen Anzahl der Mitglieder, bezw. Anhänger, die jene geheimen Veranstaltungen zu finden pflegen. Angesichts der gewaltigen Anziehungskraft, die der Occultismus und die verwandten Dinge ausüben, kann es als eine glückliche Idee bezeichnet werden, daß Heckethorn eine „Geschichte der geheimen Gesellschaften aller Zeiten und Länder" geschrieben hat. Dies geschah 1875 und das Buch war längst vergriffen, so daß die vorliegende neue Auflage wirklich einem Bedürfniß entspricht. Dieselbe kommt eigentlich einem neuen Werk gleich, denn das Material ist in den 22—23 Jahren theils durch Forschungen, theils durch Neugründungen wesentlich verändert, bezw. bereichert worden. Es muß nicht leicht gewesen sein, den in vielen Hunderten von Büchern und Zeitschriften verstreuten überquellenden Stoff in zwei mäßige Bände zusammenzudrängen; aber dem Verfasser ist es gelungen, sich weise zu beschränken und das richtige Maß einzuhalten. Daher rührt es, daß er uns auf 660 Großoktavseiten — die übrigen 80 sind von bibliographischen und Sachregistern, Inhaltsverzeichnissen, Vorworten 2c. ausgefüllt — die Geschichte und das Wesen von mehr als 160 Geheim-Organisationen erzählen kann, ohne uns zu ermüden. Seine Darstellung ist nüchtern, aber klar, einfach und sachlich; das Werk liest sich glatt, stellenweise spannend. Die Anordnung hat gegenüber der ersten Auflage sehr gewonnen. Ganz vorübergehende Gesellschaften sind weggelassen, die Schilderung anderer ist entweder gekürzt oder erweitert worden; den wichtigsten Organisationen wird natürlich der breiteste Raum gewährt, wie z. B. der Freimaurerei und der Inquisition. Daß ein Buch dieser Art nicht ganz ohne Mängel sein kann, ist selbstverständlich, und so finden wir Heckethorn stellenweise nicht objektiv genug, sondern etwas einseitig, aber nur stellenweise, während er im allgemeinen ein Muster an Neutralität ist. Wir staunen, daß es in der gesammten deutschen Literatur kein derartiges Werk gibt. Der Verfasser selbst bezeichnet es mit Recht als eine „Encyklopädie der geheimen Gesellschaften mit knapper Quintessenz alles Wissenswerthen". Wir möchten hinzufügen, daß es eine von ungeheurer Belesenheit zeugende, in ihrer Art einzig dastehende literarische Leistung ist. Mit besonderem Vergnügen haben wir die gänzliche Abwesenheit von Fußnoten bemerkt — diesem störenden Bestandtheil der meisten Bücher, die auf umfassenden Quellenstudien beruhen.

L. K-r.

H. Leutwein, Major: **Die Kämpfe der kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika in den Jahren 1894 bis 1896, sowie die sich hieraus für uns ergebenden Lehren.** Berlin 1899, E. S. Mittler u. Sohn. 60 Pf. — Der Landeshauptmann und Kommandeur der kais. Schutztruppe in Südwestafrika schildert hier in großen Zügen im Rahmen eines in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrags die von ihm geleiteten Feldzüge gegen den Hottentottenkapitän Hendrik Witboi 1893/94, gegen die Khauas-Hottentotten 1894/95, dann gegen Letztere und die Ost-Hereros 1896. Die Eigenart der dortigen Kriegführung tritt anschaulich zutage. Von allgemein menschlichem Interesse erscheinen fünf Briefe, bezw. Auszüge, aus der Hand Hendrik Witboi's, welche uns den Kapitän als vernünftig denkenden Mann mit guter Schulbildung zeigen.

**„Hohenklingen."** Von **Wilhelm v. Scholz.** München 1898. Verlag von Cäsar Fritsch (Heinr. Plach). — „Hohenklingen", Wilhelm v. Scholz' epische Dichtung, führt unter dem Titel noch eine bezeichnende Inschrift: „Eine Zeit in Bildern und Gestalten". Aus der Tendenz des Autors, ein Stück deutscher Vergangenheit in ihren Höhepunkten vorzuführen, erwachsen ihr Vorzüge und Fehler. Durch die gedrungene, scharf konzentrirte Darstellung werden die langathmigen Bindeglieder und oft sehr prosaischen Erörterungen des einleitenden und überleitenden Details, an denen das Epos großen Stils zu schleppen hat, glücklich vermieden. Der Nachtheil: zwischen den einzelnen Vorgängen der drei Hauptabschnitte „Die Burgen", „Im Kloster", „Stadt und Land", läuft ein dünner, ganz loser Faden. Die maßgebenden Motive erlangen nur in den Umrissen Klarheit. Es ist charakteristisch, daß die „Gestalten" keine Namen tragen. Man bekommt den Bischof, den Abt, den Ritter, den Kaufmann, den Spielmann u. s. w. zu sehen, typische Vertreter der verschiedenen Stände. Doch sind die Personen trotz aller Allgemeinheit oft sehr individuell gefaßt Manche ihrer Reden sprudeln von urwüchsiger Naivetät. Ich erinnere nur an das humoristisch gezeichnete, feiste, trunken lallende Pfäfflein in dem Kapitel „Ritter". So kann man sich über den Umstand hinwegsetzen, daß der Dichtung ein fester Mittelpunkt mangelt. Nur der Bischof, seine Tochter und der Ritter ihr Begleiter, endlich der Abt dringen häufiger in den Gesichtskreis vor. An ihrem Geschick, obschon keiner von ihnen den Helden der Geschichte repräsentirt, kann man wärmeres Interesse gewinnen. Die Hauptsache dünkte eben dem Dichter die kräftige, lebensvolle Ausgestaltung des Milieus. Seinen Zweck hat er erreicht. Die Zeit der Reformation, ihre glühenden Kämpfe mit Schwert und Schrift fixirt er energisch in markigen Zügen. Insbesondere Scenen aus dem Leben der Männer des Harnisches und der Kutte, weltliche und geistige Macht auf ihrer Höhe, werden mit rascher Hand entrollt. Mit der Kühnheit eines Liliencron hat W. v. Scholz eine Reihe von glänzenden Ritt- und Streitgemälden entworfen. Auch das geistige Ringen veranschaulicht er oft mit drastischer Bildlichkeit: beispielsweise ergreift „Sehnsucht" mit ihrer gewaltigen Plastik. Dennoch ist er manchmal auf diesem Gebiete, vornehmlich in dem Abschnitt „Das Kloster", in das dunkle Gewebe der Mystik hineingerathen. Hier hat er moderne Ideen von Kraft, Wille und Phantasie in die Welt der Scholastik hineingetragen. Neben dem Reichthum prächtiger, gesättigter Stimmungsmalerei verfügt der Dichter wie etwa C. F. Meyer in seinem Epos „Huttens letzte Tage" und noch mehr in seinen großartigen „Gedichten" über die Kunst symbolischer Verbindung und Vertiefung. Nicht umsonst hat er in der Widmung an R. M. Rilke die Phantasie als die Seele künstlerischen Vermögens gepriesen. Diese erscheint bei ihm stark entwickelt. Auf die Belebung der Natur und der abstrakten Dinge versteht er sich wie der Meister in diesem Genre, Gustav Falke. Nacht, Sturm, Stille, die Fluth, aber auch der Friede, der Tod 2c. werden dem Leser in eigenartigen Personifikationen näher gerückt. Ebenso stechen manche Metaphern durch ihre originelle Prägung hervor. Endlich ist auch die Sprache in „Hohenklingen", durchaus realistisch gefärbt, mit gehaltvollen, sinnlich verstärkenden Neologismen ausgestattet worden. Die Form in ihrem ungezwungenen, feurigen Gang schmiegt sich in Vers, Reim, Rhythmus, Verslänge musterhaft dem wechselnden Flusse der Gedanken und Erscheinungen an. Als „lachende Kraft" sucht W. v. Scholz — „Lachen" in eigentlichem und übertragenem Sinn gehört zu seinen Lieblingsausdrücken — die Natur zu erklären. Eine solche Kraft wirkt auch in ihm. Ein gesunder, erfrischender Hauch weht durch diese Blätter. Wie die Frau und mit ihr die Schilderung des Liebesglückes in ihnen zurücktritt, so herrscht darin

ein zielbewußter, männlicher Sinn. Nichts gemahnt an jene gezierte Süßlichkeit, die weniger Julius Wolffs und Rudolf Baumbachs „Sänge“ und „Mären“ selbst, als vielmehr die ihrer schwächlichen Nachtreter durchsetzt und herabsetzt. Aus der Fülle der 24 Stücke dieses neuen, inhaltlich umfangreichen Buches hebe ich hervor: „Waldschmiede“, „Arme Madonna“, „Ritter“, „Der Träumer“, „Politik“, „Rüstung“, „Der Herold“, „Meister Sommer“, „Die Schlacht“, „Die Flucht“. „Hohenklingen“ wird nicht übersehen werden.

A. R. T. Tielo.

-y- **Christiania**, 8. Sept. Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts. (Dritter Bericht.) In der gestrigen Sitzung der demographischen Sektion wurde zunächst auf Antrag v. Mayrs der bereits im Jahre 1895 in Bern formulirte Beschluß über die Herstellung regelmäßiger internationaler Jahresberichte über die Bewegung der Bevölkerung — unter Beifügung einer kleinen, von v. Körösy beantragten Ergänzung — erneuert. Es steht zu hoffen, daß mit dem bevorstehenden Wechsel des Präsidiums des Instituts, der eine in Wissenschaft wie Praxis gleich hochstehende Persönlichkeit an die Spitze des Instituts bringen soll, auch diese wichtige Aufgabe der internationalen Statistik ihrer Lösung zugeführt werden wird. Im übrigen war die Sektionssitzung vorzugsweise Darlegungen und Erörterungen auf dem Gebiete der kriminalstatistischen Methode und der kriminalstatistischen Ergebnisse gewidmet. Bodio (Rom) berichtete zunächst über die Fortschritte, welche in der neuesten Zeit die Anwendung der Zählkarte zum Zweck der Sammlung des kriminalstatistischen Urmaterials in verschiedenen europäischen Ländern gemacht hat. Daran knüpfte er eine treffliche Auseinandersetzung über den Nutzen dieser Methode für die tiefer greifende Erkenntniß der Massenerscheinung des Verbrechens; zugleich war er in der Lage, die erste Frucht der Ausbeutung der italienischen Zählkarten für die Jahre 1890/95 als Ergänzungsband zur Jahresstatistik der italienischen Strafrechtspflege auf den Tisch des Hauses niederzulegen. Beachtenswerth waren auch die weiteren Ausführungen des Redners über den direkten Nutzen, den die Verwaltung der Strafrechtspflege aus der Ausbeutung der Zählkarten nach der Richtung ziehen kann, daß daraus fortlaufend die Gestaltung des Funktionirens der Strafjustiz in allen Einzelheiten mit Einschluß der allenfalls unterlaufenden Unregelmäßigkeiten ersehen werden kann. — Daß man ein hervorragender „Soziologe“ moderner Auffassung und doch zugleich ein recht zurückgebliebener statistischer Techniker sein kann, bewies im Anschluß an die Ausführungen Bodio's der Chef der französischen Justizstatistik, Tarde, welcher — gerade wie er es bei der vorigen Session des Instituts in St. Petersburg gethan hatte — merkwürdigerweise für die bedeutungsvolle Verfeinerung der statistischen Technik, welche die Einführung der Zählkarte in die Verbrechensstatistik bringt, absolut kein Verständniß zeigte, sondern auch diesmal, unbekümmert um die Fortschritte, welche die Kriminalstatistik rund um Frankreich macht, die dortige veraltete Methode dezentralisirter Tabellenaufstellung durch die gerichtlichen und staatsanwaltschaftlichen Behörden ernstlich als eine sachlich gerechtfertigte Methode zu vertheidigen suchte. Gegenüber diesem Rückfall eines an hervorragender Stelle befindlichen amtlichen Statistikers ist wenigstens die Thatsache beruhigend, daß er von keiner Seite, auch nicht bei seinen Landsleuten, Unterstützung fand. — Recht interessante sachliche Ausführungen — und zwar in durchaus angemessener Einschränkung auf einzelne besonders bedeutungsvolle Verfehlungen — brachte über die internationale Kriminalstatistik der Italiener Bosco, der sich auch angelegen sein ließ, die besonders hervortretenden Entwicklungstendenzen des Verbrechens in zeitlicher und geographischer Schichtung zur Darlegung und — soweit dies auf dem Wege der Hypothese möglich ist — zur Erklärung zu bringen. Wichtig ist die Einschränkung der vergleichenden Studien solcher Art nicht bloß in der bereits hervorgehobenen Berücksichtigung nur einzelner Delikte, sondern auch weiter in der Voraussetzung gleichartiger Gestaltung der Strafeinrichtungen für die in Vergleichung zu bringenden Gebiete. — Den Schluß der Sektionsverhandlungen bildete die mit einer Anzahl geistreicher Bemerkungen gewürzte Vorführung verschiedenartigster graphischer Darstellungen aus dem Gebiete der Moralstatistik auf Grund der darüber für Frankreich gesammelten Daten. Von Wichtigkeit waren dabei namentlich die Belege, welche Tarde für die Nothwendigkeit der Berücksichtigung auch solcher Fälle beibrachte, in welchen objektiv ein Verbrechen festgestellt, ein Thäter aber, gegen den genügender Verdacht zur endgültigen Verfolgung vorläge, nicht entdeckt ist.

In der Plenarsitzung vom 7. September gab zunächst Levasseur (Paris) eine — etwas sehr elementar und allgemein gehaltene — Darlegung über die Aufgaben und Ziele der Unterrichtsstatistik unter besonderer Berücksichtigung der französischen Verhältnisse. Von den sonstigen Verhandlungen, die theils auf thatsächliche Mittheilungen über Ausgestaltung statistischer Arbeit in einzelnen Ländern sich bezogen, theils die Berichterstattung einer der beiden Sektionen über die von ihnen behandelten Fragen betraf, war von besonderem Interesse ein Antrag von Rauchberg (Prag), welcher im Anschluß an frühere Beschlüsse des Instituts und diese erweiternd die wichtigsten Grundregeln für die Gestaltung der Berufsstatistik festzulegen suchte. Die Hauptpunkte des Antrags waren: 1. Erstreckung der Berufsstatistik auf die gesammte, nicht bloß auf die berufsthätige Bevölkerung; 2. Erfassung des Hauptberufs und der Nebenberufe; 3. Einreihung der Lohnarbeiter nach Maßgabe ihres persönlichen Berufs, nicht jenes des Arbeitgebers; 4. Ermittlung des Namens, der Adresse und der Betriebsart des Arbeitgebers bei allen Lohnarbeitern; 5. Verbindung landwirthschaftlicher, gewerblicher und kommerzieller Betriebsstatistiken mit der Berufsstatistik. Dieses Menu war aber dem Plenum für augenblickliche Annahme gar zu gehaltreich; man entschied sich — nicht ohne daß es an dem Auftreten zahlreicher Mißverständnisse der Materie von außerdeutscher Seite gefehlt hätte —, den Antrag an die demographische Sektion, welcher derselbe nicht vorgelegen hatte, zu verweisen. Zu diesem Zweck ist für morgen eine im Programm nicht vorgesehene besondere Sitzung der demographischen Sektion angesetzt, welche recht lebhaft zu werden verspricht, zumal Franzosen wie Engländer in wesentlichen Punkten den berechtigten Fortschritten berufsstatistischer Ermittlungen wenig zugänglich zu sein scheinen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Bodo Lehmann: Die deutsche Reichsangehörigkeit vom nationalen und internationalen Standpunkt. Eine Studie. München, Leipzig, G. Hirth 1899. — Dr. M. Landau: Geschichte der italienischen Literatur im 18. Jahrh. Berlin, E. Felber 1899. — Wilh. Uhde: Am Grabe der Mediceer. Florentiner Briefe über deutsche Kultur. Dresden, Leipzig, Karl Reißner 1899. — Gust. Naumann: Geschlecht und Kunst. Prolegomena zu einer physiologischen Aesthetik. Leipzig, H. Haessel 1899. — Dr. Ludw. Stein: Die Philosophie des Friedens. Berlin, Gebr. Paetel 1899. — R. Beigel: Der Kampf um die Handelshochschule. (Randglossen zur modernen kaufmännischen Bildung.) Leipzig, Handelsakademie. — Hohenlohisches Urkundenbuch. Im Auftrag des Gesammthauses der Fürsten Hohenlohe herausgegeben von Karl Weller. Band I. 1153 bis 1310. Stuttgart, W. Kohlhammer 1899. — Protokolle der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Bearbeitet im Auftrag des Reichsjustizamts von Achilles-Gebhard-Spahn. Lieferung 11 und 12 mit Register. Berlin, J. Guttentag 1899. — Handelsgesetzbuch mit Kommentar. Herausgegeben von H. Makower. Buch I—III. 12. Aufl. Lfg. 3. Ebd. 1899. — Ad. Flachs: Ein gebeizter Schurke. Uebermüthige Geschichten. Berlin, Gg. Minuth. — Die Baukunst: Hgg. von Borrmann und Graul. 1. Heft. 2. Serie. Berlin, Stuttgart, W. Spemann. — M. Ebeling: So sollt ihr radeln. Berlin, Herm. Walther. — Bernh. Wende: Elias. Eine Humoreske nach Busch. Leipzig, Gutenberg-Druckerei. — Aug. Dupont: Alpines Auskunftsbuch. Literaturführer durch das gesammte Alpengebiet. 2. Aufl. München, Theod. Riedel 1899. — Dr. E. Jaeger: Die Konkursordnung auf der Grundlage des neuen Reichsrechts. 2. Heft. Berlin, J. J. Heine 1899. — Ad. Monod: Das Weib. Die Bestimmung und der Beruf der Frauen. 9. Aufl. Hannover, Berlin, Karl Meyer (Gust. Prior) 1898.

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 14. September. Nummer 209.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Geschichte der Geologie.

Es hat lange gedauert, bis die Absicht der dereinst von König Maximilian II. ins Leben gerufenen Historischen Kommission, eine Gesammtgeschichte der Wissenschaften in Einzelmonographien erscheinen zu lassen, ihrer Verwirklichung entgegengeführt werden konnte. Nachdem nunmehr auch der 19. Band[1]) veröffentlicht ist, steht nur noch ein einziger Band aus; allein auf ihn, der die Geschichte der Physik enthalten soll, wird die gelehrte Welt allem Vermuthen nach wohl noch lange warten müssen. Von vornherein durfte man annehmen, daß nicht alle Theile eines so weitschichtig angelegten Unternehmens von gleichem Werthe sein können, und innerhalb des dem Unterzeichneten näher liegenden Gebietes konnten nur zwei Werke als solche bezeichnet werden, welche dem ursprünglichen Plane voll entsprachen, nämlich R. Wolfs „Geschichte der Astronomie“ und O. Peschels „Geschichte der Erdkunde“, von welch letzterer allerdings eine neue, dritte Auflage dringend zu wünschen wäre, weil die zweite, die S. Ruge besorgt und ansehnlich erweitert hat, im Buchhandel vergriffen ist. Mit hoher Befriedigung kann nunmehr konstatirt werden, daß K. v. Zittels „Geschichte der Geologie“ sich diesen Vorläufern aufs würdigste an die Seite stellt und einen wirklich erschöpfenden Ueberblick über die Entwicklung einer Wissenschaft gibt, welcher in den Augen Vieler, obwohl sie doch selbst mit der Lehre von der Geschichte des Erdballs identisch ist, ein unhistorischer Charakter anhaftet, weil man meint, sie sei doch schließlich nur ein Kind der allerneuesten Zeit. Das Studium des neuen Geschichtswerks kann zeigen, inwieweit die Anschauung berechtigt ist.

Mit vollem Rechte hat der Verfasser die Beschränkung von sich abgeschüttelt, welche durch den Sammeltitel „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ seinem Buche auferlegt zu sein schien. Die Wissenschaft kennt, so wenig sich in ihr auch zweifellos die Eigenart eines Volkes verleugnet, keine nationalen Grenzen, und die einzige vernünftige Forderung, welche in dieser Hinsicht gestellt werden darf, geht dahin, daß den Arbeiten der eigenen Landsleute, wenn sie es verdienen, eine besonders liebevolle Behandlung zutheil werde. Wohin es führt, wenn man engherzig die Geistesthätigkeit mit Grenzpfählen umschließen will, mag die der gleichen Sammlung angehörige „Geschichte der Mathematik“ beweisen, in welcher z. B. von einem Leonhard Euler keine Rede ist, weil seine Geburtsstätte eine halbe Stunde von der Grenze des heutigen Deutschen Reiches entfernt lag! Die Worte der Zittel'schen Vorrede, in denen „eine nationale Behandlung des Stoffes“ abgelehnt wird, sind unbedingt zu unterschreiben. Freilich aber wird man allerorts den Bethätigungen deutscher Arbeit erhöhte Beachtung zugewendet finden.

Durchaus nicht jeder bedeutende Gelehrte ist darum allein schon zum Geschichtschreiber seiner Disciplin berufen. Man wird im Gegentheil gar nicht selten die Wahrnehmung machen können, daß derjenige, der selbst auf hoher Warte steht, die Leistungen der Vergangenheit nicht in dem Maße zu würdigen vermag, den ein ganz unparteiischer Beurtheiler als geboten erachten würde. Auch dafür liegt ein Beleg vor in der „Geschichte der Botanik“, welche zwar den führenden Geistern gerecht wird, durch deren ausschließende Berücksichtigung aber die Kontinuität des Entwicklungsganges durchaus nicht gehörig hervortreten läßt. Man darf doch nicht lediglich „die Brillanten stehen lassen“, klagt Schmock in den „Journalisten“. Zum Walde gehören nicht bloß die überragenden Stämme, sondern er setzt sich auch aus gewöhnlichen Bäumen und aus Unterholz zusammen. Als einen höchst anerkennenswerthen Vorzug unsrer Vorlage müssen wir nun den hinstellen, daß der Verfasser nirgends den historischen Sinn verleugnet, der auch Unvollkommenheit und Irrthum nicht beiseite läßt, wohl wissend, daß umsichtige und allseitige Diskussion über eine Lehrmeinung, die sich schließlich als Irrlehre herausstellte, gar oft die Erkenntniß mächtig gefördert hat. Da der Berichterstatter durch zufällige Umstände in die Lage versetzt war, auch seinerseits, und unabhängig von dem Zittel'schen Werke, die älteren Ansichten und Systeme prüfen zu müssen, darf er mit einigem Rechte behaupten, daß das Bestreben, sich stets in den Geist der Zeit zu versetzen und aus ihm heraus ein Urtheil über die damalige literarische Produktion zu gewinnen, durch alle Abschnitte sich hindurchzieht. Von einigen wenigen Fällen, in denen eine abweichende Schätzung zu bemerken ist, wird weiter unten gesprochen werden.

Damit steht in Zusammenhang der wahrhaft noble Ton, der die Darstellung auszeichnet. Die kräftige Schreibart vergangener Jahrhunderte liegt glücklicherweise hinter uns, aber Jeder, der den Dingen seine Aufmerksamkeit zuwendet, weiß, daß die Austragung gerade geologischer Streitfragen, und an denen ist das seinem Ende sich zuneigende Jahrhundert gerade nicht arm, noch heute sich oft in ziemlich lebhafter Ausdrucksweise vollzieht. Auch da, wo der Verfasser einen sehr entschiedenen Standpunkt einnimmt und somit die Auffassung der Gegner für direkt unrichtig zu halten genöthigt ist, erfolgt die Erörterung in so objektiver Form, daß derjenige, welcher glatt über diese Stellen hinwegliest, darin kaum eine Widerlegung erkennen wird; wir erinnern so namentlich an die Schilderung der modernen Streitigkeiten über die norische, karnische, juvavische Stufe (S. 645 ff.). Die vollkommene Leidenschaftslosigkeit der Sprache gehört nach dem Geschmack des Berichterstatters nicht zu den mindest charakteristischen Merkmalen des Werkes.

[1]) Geschichte der Geologie und Paläontologie bis Ende des 19. Jahrhunderts. Von Karl Alfred v. Zittel. München und Leipzig 1899. XI und 868 S. 8°. Die Ausstattung ist für sämmtliche Bestandtheile die gleiche, einfach vornehme, wie man sie auch sonst an den Verlagsartikeln der verlegenden Firma (R. Oldenbourg) zur Genüge kennt.

Digitized by Google

Dieses selbst gliedert sich in vier Hauptabtheilungen, deren jede einer länger währenden geschichtlichen Periode entspricht. Die erste umfaßt das Alterthum und ist bewußt etwas kurz ausgefallen, vielleicht etwas zu kurz, denn aus neueren Untersuchungen über das Lehrgedicht „Aetna“ geht doch, zusammengehalten mit dem, was von Posidonius und Seneca auf uns gekommen ist, hervor, daß die Antike ein viel tieferes Verständniß für die vulkanischen Erscheinungen besaß, als man gewöhnlich annimmt. Die zweite Periode, bis Buffon reichend, umfaßt die ersten tastenden Versuche zu systematischer Gestaltung eines immerhin schon stattlich anwachsenden Beobachtungsstoffs und der dritte Zeitraum, mit glücklicher Namengebung als das „heroische Zeitalter der Geologie“ bezeichnet, ist derjenige, dem durch die Namen Werner, A. v. Humboldt, L. v. Buch und Cuvier ein ganz bestimmter Stempel aufgedrückt ist. Mit 1820 beginnt die geologische Neuzeit und mit ihr das Durchdringen des auf anderen Gebieten schon länger zum Siege gelangten Prinzips der Arbeitstheilung. Demzufolge wird jetzt auch das Material entsprechend zerlegt; sieben Kapitel bringen die verschiedenen Richtungen, die vorher nur embryonal vorhanden waren und jetzt deutlich in die Erscheinung zu treten beginnen, zum Ausdruck. Es sind die folgenden: Kosmische Geologie, physiographische Geologie, dynamische Geologie, topographische Geologie, Formationslehre oder Stratigraphie, Gesteinskunde oder Petrographie, Versteinerungskunde oder Paläontologie. Angesichts des Umstands, daß sowohl im fünften wie im siebenten Kapitel die Betrachtung der Fossilien eine Hauptrolle spielt, möge des inneren Gegensatzes zwischen beiden Abschnitten kurz gedacht werden. Die Schichtenlehre verwendet die Versteinerungskunde bloß als Gehülfin und diese Stellung hat sich letztere, solange die beschreibenden Naturwissenschaften noch nicht weit genug vorgeschritten waren, gern gefallen lassen, wie sie denn auch heute noch durch Auswahl und Bestimmung der „Leitfossilien“ die historische Geologie erst möglich macht. Nebenher aber ist, und zwar wesentlich unter dem Vortritt v. Zittels und seiner Schule, die Lehre von den Petrefakten zu einer selbständigen Zoologie und Botanik vorweltlicher Lebewesen erwachsen, und hierüber ertheilt eben der Schlußabschnitt die erforderliche Belehrung. Es ist jedoch dem Verfasser sehr hoch anzurechnen, daß er, der sich doch hier auf seinem eigensten Arbeitsfelde befand, die einschlägigen Ausführungen nicht zu weit ausdehnte, sondern sich eine beträchtliche Beschränkung auferlegte, wie er sie allein mit der inneren Oekonomie des Werkes verträglich glaubte.

Dem Leser wird vielleicht, falls er nicht über den einen oder anderen Punkt tiefere Studien anzustellen beabsichtigt, das von der topographischen Geologie handelnde Kapitel das willkommenste sein; über viele andere Fragen kann er sich auch in anderen Büchern orientiren, aber jenes steht schlechthin einzigartig da. Natürlich konnte es so auch nur von einem Mann wie eben dem Vorstande unsres geologisch-paläontologischen Staatsinstituts geschrieben werden, in dessen Arbeitszimmer die Berichte aller Aufnahmegeologen der ganzen Erde zusammenströmen. Wir erfahren, welches der geognostische Aufbau der Erdschichten in den verschiedenen Ländern ist, und sehen, wie ein Kulturland nach dem anderen in die Reihe derjenigen eintritt, welche bereits die Erforschung ihrer Gesteins- und Bodenverhältnisse von Staats wegen in die Hand genommen hatten. Seit 1845 datiren die Versuche, welche auf die Herstellung von Formationskarten der gesammten Erdoberfläche abzielen und mit welchen die Konstruktion von petrographischen Uebersichtskarten und geologischen Profilen parallel geht. Nur wenige und verhältnißmäßig nicht ausgedehnte Bezirke sind es, welche zur Zeit noch als in geologischer Beziehung völlig unbekannt erscheinen (S. 561). Ebenso ist es von höchstem Werthe, einmal eine lückenlose Uebersicht über die stratigraphischen Bestrebungen früherer Epochen zu erhalten, und eine solche war aus keinem Buch bisher zu erlangen. Wenn der Anfänger, und nicht lediglich dieser, die Superposition der einzelnen Stockwerke des Meso- oder Paläozoikums als etwas sozusagen dogmatisch feststehendes kennen lernt, so ahnt er nicht, welches Maß geistiger Arbeit daran gesetzt worden ist, um nach und nach zu einer wirklich befriedigenden Altersbestimmung der einzelnen Glieder zu gelangen. Vortrefflich klar wird eine der verwickeltsten Episoden in der Entwicklung der Stratigraphie geschildert, der Nachweis zeitlicher Uebereinstimmung der Trias in den Alpen und in den deutschen Mittelgebirgen (S. 617 ff.). Es steht zu hoffen, daß diese — und auch andere — Darlegungen besonders schwieriger Probleme auch von der Lehrbücherliteratur verwerthet werden; steht es doch didaktisch fest, daß der abstrakte Vortrag erst dann sein Ziel wirklich erreicht, wenn er unterstützt wird von einer Rückschau, die dem Lernenden klar macht, wie und warum die Wissenschaft in den Besitz ihrer Resultate gekommen ist.

Die oben erwähnte Thatsache, daß die eigenen Studien des Referenten sich mit denjenigen des Verfassers vielfach berührt haben, wird es rechtfertigen, wenn hier auf einige Momente eingegangen wird, bezüglich deren die Auffassung eine abweichende ist. Dahin gehört die Ansicht, welche sich Hr. v. Zittel über den Franzosen De la Métherie gebildet hat, der vor gerade 100 Jahren dem Publikum seine — auch in unsre Sprache übertragene — „Theorie der Erde“ übergeben hat. Gewiß, der naturphilosophischen Ueberhebung jener Zeit wird manches Opfer gebracht, aber es will uns doch zu viel gesagt erscheinen, daß dieses System (S. 78) „vielfach in abenteuerliche Phantasterei ausarte“. Gerade nach der methodischen Seite hin eröffnet De la Métherie Wege, deren Betretung der physikalischen Geographie entschieden vorwärts geholfen hat,[1]) und wenn man seine eigenen Erklärungen mit denen seines Kritikers J. R. Forster vergleicht, sinkt die Waagschale zweifellos zu des Ersteren Gunsten. Des ferneren gehen wir da auseinander, wo von Goethe's Beziehungen zur Naturforschung die Rede ist. Es heißt (S. 99): „Von nennenswerther Bedeutung sind übrigens Goethe's Leistungen auf dem Gebiet der Geognosie nicht.“ Das ist wohl wahr, solange man den Absolutwerth ins Auge faßt; allein wenn man den Verfasser selbst späterhin (S. 127, 307, 440) eine ganze Anzahl von richtigen, einen tiefen Einblick in den Sachverhalt kundgebenden Aussprüchen des großen Dichters und Denkers nennen und als zutreffend kennzeichnen hört, so kann man sich nicht verhehlen, daß hiedurch das Gesammturtheil keine Rechtfertigung findet. Eine Mittheilung[2]) des Unterzeichneten über die ältere Geschichte der Paläontologie scheint dem Verfasser entgangen zu sein; dieselbe würde zu den Ausführungen S. 15 ff. noch einige Beiträge haben liefern können, und insonderheit hätten wir gewünscht, daß ein so berufener Kenner bei Rouelle und Soldani etwas länger sich aufgehalten hätte, bei denen man möglicherweise zuerst ein Gefühl für jene Formendifferenzirung nachweisen kann, welche den Geologen der Jetztzeit als „Faciesverschiedenheit“ geläufig ist. In der Anerkennung v. Borns als desjenigen, der die hohe Bedeutung der fossilen Einschlüsse für die Wissenschaft von der Erde selbst ins richtige Licht setzte, stimmt übrigens das Zittel'sche Werk (S. 61)

[1]) In der geographischen Abtheilung der bevorstehenden Naturforscherversammlung soll der hier nur angedeutete Standpunkt näher präzisirt und vertreten werden.

[2]) Dieselbe findet sich in den Verhandlungen der 65., in Nürnberg abgehaltenen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte.

Digitized by Google

ganz mit jenem Vortrag überein. Gegen die Darstellung, welche der glazialen Erosion (S. 347) zutheil geworden, haben wir einen gewissen Einwand zu erheben. Es könnte danach den Anschein gewinnen, als hätten sich Finsterwalder und Blümcke unbedingt auf die Seite derjenigen gestellt, welche sozusagen eine **direkt erodirende Thätigkeit** der Gletscher befürworten. So verhält es sich insofern nicht, als gerade durch die Arbeiten dieser beiden Gelehrten eine Konkordanz zwischen den beiden sich vorher schroff entgegenstehenden Lagern angebahnt wird. Das bewegte Eis **erodirt indirekt**, indem an der Grenzfläche, die es vom unterliegenden Fels trennt, durch die niedrige Temperatur ein steter Verwitterungsprozeß im Gang erhalten wird, kraft dessen die Zerstörung des Gesteins und die Bildung einer ausgiebigen Grundmoräne ermöglicht wird. Dieser neuen Interpretation konnte auch der Berichterstatter, der von je mit Zoeppritz und Heim die Hypothese von einer ausfurchenden Aktion des — nicht starren, sondern plastischen — Gletschereises bestritten hat, unbedingt beipflichten, und so wird es gar manchem früheren „Antierosionisten" ergangen sein.

Längeres Verweilen bei solch rein wissenschaftlichen Erörterungen würde sich an diesem Orte nicht empfehlen, so verlockend auch der reiche und vielseitige Inhalt des Werks für den sein mag, der immer den Mangel einer wirklichen Geschichte der Geologie beklagt hat und nunmehr seinen Wunsch in so reichlichem Maße erfüllt sieht. Das Werk Professor v. Zittels wird hoffentlich nicht allein als ein ergiebig fließender Quell der Belehrung für sehr viele Jünger der Naturwissenschaften seinen Zweck erfüllen, sondern auch eine mächtige Anregung in dem Sinn gewähren, daß monographische Darstellungen geschichtlich-geologischer Natur in größerer Fülle sich anschließen. Dem Autor aber werden alle Fachgenossen, dieses Wort im engeren wie im weitesten Sinne genommen, aufrichtigen Dank für seine schwierige und mühevolle Arbeit zollen. Dieselbe offenbart sich gewissermaßen als ein Festgeschenk für die Geologenversammlung, welche sich soeben in unsrer Stadt ihre Verhandlungen zu beginnen anschickt; indem das Werk das Facit aus dem Schaffen des ablaufenden Jahrhunderts auf diesem Wissensgebiete zieht, kommt es aber auch gerade recht als Festgabe anläßlich des sechzigsten Geburtstags des Verfassers, der vier Jahrzehnte lang, und mehr und mehr unter den Vordersten, aufs eifrigste an der Bestellung dieses so fruchtbaren Ackerfelds mitgewirkt hat.

S. Günther.

---

## Goethe unter Sadgers pathologischer Beleuchtung.

Von Heinrich Düntzer.

### II.

Freilich wird auch bei Goethe's Vorahnen und Nachkommen einzelnes aufgespürt, was auf seine eigene Belastung hindeute, aber nichts, was Stich hält, wenn man nicht etwa Eigenheiten der Gewöhnung als Zeichen der Belastung in die Waagschale wirft. Dem Großvater von väterlicher Seite, von dem eben Jung wieder einsichtig gehandelt hat, wird hier eine zweifelhafte Belastung zugeschrieben, die nicht begründet ist. Aber darauf heißt der Vater ein Hereditarier nicht von der schwersten Observanz, dessen Tugenden durch die Belastung ein böses Gepräge erhalten haben.[1]) Auf völliger Unkenntniß, zum Theil auf Goethe's eigener unrichtiger Darstellung, beruht die Behauptung, Goethe's Schwester habe alle Belastung des Vaters ungemildert durch das Leben getragen, ja sie noch gesteigert; es wird ihr ein deutlicher Hang zu dauernder Schwermuth beigelegt und nach Goethe's eigenem Bericht jede Sinnlichkeit und Geschlechtsliebe abgesprochen. Es ist ein eigenes Verhängniß, daß in „Wahrheit und Dichtung" gerade die Schilderungen seiner unendlich geliebten Schwester und seines innigst verbundenen Freundes Merck, die beide längst hingeschieden waren, wesentlich nicht zutreffen. Cornelia hatte schon in frühen Jahren ein wirklich inniges Verhältniß zu einem jungen Engländer, der bald Frankfurt verlassen mußte; mehrere Anträge unbedeutender Menschen lehnte sie entschieden ab. Sie liebte wirklich Schlosser, und Beide fühlten sich als Verlobte glücklich, nicht weniger in ihrer Verbindung; nur das einsame Emmendingen, wohin Schlosser unerwartet versetzt wurde, war ihr, die an gebildeten Umgang gewöhnt war, ganz schrecklich und eine lange Nervenkrankheit, von der sie Zimmermann endlich befreite, machte sie unglücklich. Ihre Heiterkeit kehrte später zurück. In meiner Ausgabe von „Wahrheit und Dichtung" konnte Sadger die Zeugnisse von ihrem wirklichen Zustande bequem finden. Mit beiden Handen griff man endlich nach Goethe's unglücklichen August, zu dessen vollberechtigter Beurtheilung uns die Mittel bisher abgehen. Aber wir wissen, daß er ein für alles Reale, auch in der Wissenschaft begabter, recht verständiger Mann war, der besonders auf äußerste Ordnung hielt, von der Natur zu einem guten Familienvater wie geschaffen. Zu seinen Ausschweifungen wurde er erst in seiner Ehe hingerissen, zunächst infolge des Unmuthes über seine ganz abhängige Stellung in Weimar. Seiner Neigung zu einer Schauspielerin hatte er schon, ehe er nach Heidelberg ging, auf strengsten Befehl seines Vaters entsagen müssen, doch hinterließ er ihr zum Andenken einen Ring mit vier Versen, worin er versprach, sie niemals zu vergessen, obgleich das Schicksal ihn nach fremden Landen führe. Als am 24. November 1813 der Herzog den Aufruf an die Freiwilligen erließ, gestattete der Vater, daß auch August sich einschrieb, aber er war der Ueberzeugung, daß mancher tüchtige Jüngling in seinem Berufe dem Staat besser dienen könne als im Krieg, und der Gedanke, seinen August in der Schlacht zu verlieren, war ihm so unerträglich, daß er nicht ruhte, bis der Herzog ihm versprochen hatte, durch ihm gegebene Aufträge ihn zu Hause zurückzuhalten. Seine Jugendgenossen warfen ihm Feigheit vor und verachteten ihn, was zu einer Duellforderung führte, die der Vater hintertrieb. Nachdem Goethe seine Gattin verloren hatte, sah der Verwaiste sich nach einer Schwiegertochter um, die natürlich hoffähig sein mußte. Da fiel nicht Augusts, sondern des Vaters Wahl auf die 20jährige Ottilie v. Pogwisch, die 1804 mit ihrer Mutter, einer verwittweten Majorin, und ihrer Großmutter, der Oberhofmeisterin Gräfin Henckel v. Donnersmarck, nach Weimar gekommen war. Nicht Neigung schloß den Ehebund, sondern der Wille des Vaters, der in seinem Sohn dem Herzog einen treuen Diener hinterlassen wollte. Gerade diese drückende Abhängigkeit dürfte den Mißmuth Augusts erregt und die Verzweiflung ihn zu geschlechtlichen Ausschweifungen und unmäßigem Weingenuß verleitet haben, nicht die nicht näher bekannte Mißbildung seines Gehirns; die Anschwellung der Leber dürfte Folge der Trunksucht gewesen sein. Die Ehe war anfangs nicht unglücklich, wurde es wohl erst durch die Unruhe, welche die mit Ottilie verwandten und bekannten Frauen in seinem Haushalt erregten. Ueber diese Verhältnisse habe ich die vorhandenen Zeugnisse im Leben der Frau v. Stein unter den Jahren 1817 und 1818 mitgetheilt, die leider wenig beachtet wurden. Ein sicheres Urtheil über August wird man erst fällen können, wenn das Archiv dessen Briefe aus Italien und manches andere auf ihn Bezügliche endlich, 70 Jahre nach seinem Tod,

[1]) Ich selbst habe ein ausgeführtes Bild von ihm entworfen und eben erfreut uns Peter v. Bojanowsky mit der herrlichen Darstellung: „Johann Caspar Goethe in Venedig".

Digitized by Google

zur Veröffentlichung bringt, die freilich nach Goethe's Wunsch erst nach längerer Zeit erfolgen sollte. Die Pathologen wußten von August nur das Allgemeinste, durchaus nicht den Grund von dessen Unmuth und Selbstzerrüttung. Wenn sie gar die Schwiegertochter, von der sie nichts genaueres wissen, nicht einmal das Kundigen längst Bekannte, als eine „weitaus Dégénérée", als „ein schwer pathologisches Weib" signalisiren, so ist dieses um so unverantwortlicher, als die feinbegabte, nur durch den Mangel eines ruhigen Familienlebens unglücklich verzogene Ottilie eigentlich bei der Beurtheilung von Goethe's Geistesart gar nicht in Betracht kommt und die angebliche schwere Belastung beider Enkel gar nicht nachgewiesen werden kann.

Wir haben bisher nur gegen einzelne Ausstellungen Widerspruch erhoben. Wollten wir alles verzeichnen, was unverantwortlicherweise bei der Würdigung der dichterischen und menschlichen Natur Goethe's unbeachtet geblieben, wir würden kein Ende finden. Das bedeutendste Mittel zur Erforschung des Geistes und Herzens bilden eigene Tagebücher. Sadger scheint gar nicht zu wissen, daß solche, und zwar äußerst ergiebige, veröffentlicht sind. Am wichtigsten sind die der Jahre 1776—1782, besonders die mit 1777 beginnenden Selbstbeobachtungen und Bekenntnisse, die nicht grämliche Grübeleien, sondern von ernstem Willen eingegeben sind, seine Fehler abzustellen und auf dem als gut erkannten Wege immer fortzuwandeln. Welche weise Besonnenheit zeigt der nach Sadger in gelinder Tollheit lebende Dichter im Juli 1779, wo er unter anderen herrlichen Sprüchen äußert: „Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Wege abgehen, mein Dasein ist einmal nicht einfach, nur wünsche ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiege, mir aber schöne Kraft bleibe, die wahren Röhren nebeneinander in gleicher Höhe aufzupumpen. Den Punkt der Vereinigung des Mannichfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualität eines Jeden darin besonders zu Rathe gehen muß und Niemand anhören darf." Aber nicht weniger als die mit kurzen Unterbrechungen bis zum Lebensende reichenden Tagebücher hat, wer über Goethe's Geist und Seele gewissenhaft urtheilen will, seine Briefe sich anzueignen, aus denen Sadger nur von Anderen hingeworfene Brocken aufgelesen hat. Wer nur die Briefe der Herbstreise 1780 sich zu Gemüthe führt, wird sich herzlicher Theilnahme nicht enthalten können. Als er einmal durch des Herzogs unzeitiges Probiren von Flinten und Pistolen eine unschmackhafte Viertelstunde hatte, würzte er sie durch das Lesen in einem ihn begleitenden Bande des Euripides, den er aus der Tasche zog, und dabei pries er es als eine seiner größten Gaben, daß er durch die Schnelligkeit und Mannichfaltigkeit der Gedanken einen heiteren Tag in Millionen Theile spalten und eine kleine Ewigkeit daraus bilden könne. Auch besaß er die Fertigkeit, lebhaft das Verschiedenste nebeneinander treiben und so jeden Augenblick bestens ausnützen zu können. Hierneben halte man die menschlich so wunderschönen gleichzeitigen Briefe an den von ihm durch Antheil und Unterstützung erhaltenen unglücklichen Kraft. Um ein solches unendliches Dasein voll zu würdigen, bedarf es des vertrautesten Einlebens, man muß, um mich eines Goethe beliebten Bildes zu bedienen, von der Höhe in das weite Thal hinabschauen, worin man so manche Lieblingsplätzchen sieht, wo kein Winkel uns unbekannt ist und die Verbindung aller Punkte zu einem entzückenden Ganzen uns entgegentritt. Vor allem muß man den durch festes Vertrauen auf seinen Gott und die Erkenntniß, wie so hoch der Mensch stehe, aber wie wenig er gegen Gott sei, geadelten Dichter in seinen Schöpfungen, in seinen Werken kennen, muß fühlen, daß seine Gestalten Ebenbilder seines inneren Schauens, seiner Visionen sind, am ergreifendsten im „Tasso", dessen Held mit den Bildern seiner Einbildungskraft wie mit Geistern redet (I, 3, 562). Goethe selbst spricht bei der Dichtung seiner „Iphigenie" von „Entbindung der Geister", von „leisen Herrüberrufen der fernen Gestalten". Später heißt es einmal, die Geister führten ihn an sein neues Stück und auch sonst gedenkt er der ihm erscheinenden Geister oder Bilder.

Goethe's merkwürdige eigene Charakteristik von 1797 ist natürlich Sadger unbekannt geblieben; wir verdanken ihre Entdeckung seit 1895 dem Spür- und Scharfsinn Suphans. Recht bezeichnend beginnt sie: „Immer thätiger, nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Basis seiner Existenz." Auch gedenkt er seiner falschen Tendenzen, die ihm aber nicht unfruchtbar gewesen, da er in allen sich bildend verhalten habe. Im Geschäftlichen, heißt es weiter, sei er brauchbar, wenn es einer gewissen Folge bedürfe und daraus zuletzt ein beabsichtigtes dauerndes Werk entspringe, oder wenigstens unterwegs etwas gebildetes erscheine. Das entspricht ganz seiner anderweitigen Bemerkung, er dürfe nur das unternehmen, was er in ruhigem Wanderschritt erreichen könne. Bei einem Hinderniß, bemerkt er weiter, sei er nicht biegsam, sondern weiche oder widerstrebe der (Schreibfehler ist „mit") Gewalt; er halte aus oder gebe auf nach augenblicklicher Stimmung oder Ueberzeugung. Alles, was Andere hervorbringen, könne er ertragen, nur nicht, wenn Einer, der bloß seinem Instinkt folge, nach Zwecken zu handeln vorgebe. Obgleich er erkannt habe, daß es bei den Wissenschaften mehr auf Bildung des Geistes als auf Wahrheit ankomme, beschäftige er sich noch gelegentlich mit ihnen, nur mehr geregelt und mit größerer Liebe. Auch den beiden anderen falschen Tendenzen, in bildender Kunst und thätigem Leben, die Gewohnheit ihm lieb oder Verhältnisse unerläßlich gemacht, habe er nicht entsagt, da das, was eine Geisteskraft mäßig ausbilde, auch jeder anderen zugute komme; nur übe er sie mit mehr Bewußtsein und der nöthigen Beschränkung. In Bezug auf den besonderen Charakter seines poetischen Schaffens spricht er nur sein Bedauern aus, daß seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten sich ausgebildet habe und erst spät (in Italien) mit einigem Bewußtsein wirken könne, während die Zeit seiner größten Energie schon vorüber sei. Damit thut er, wie er pflegt, sich entschieden Unrecht. Zum Schluß kann er nicht umhin, noch eines durchgehenden Charakterzuges seiner Natur zu gedenken. „Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler wie als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstand empfängt und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß. So ist es mit Büchern, mit Menschen und Gesellschaften, er darf nicht lesen, ohne durch das Buch gestimmt zu werden; er ist nicht gestimmt, ohne daß er, die Richtung sei ihm so wenig eigen als möglich, thätig dagegen zu wirken und etwas ähnliches hervorzubringen strebt." Diese Reizbarkeit, diese Erregtheit war eine seiner Haupteigenthümlichkeiten, aber himmelweit verschieden von einer Belastung, ja das gerade Gegentheil, die Grundlage seiner rastlosen Thätigkeit, seiner Unermüdlichkeit, die freilich auch eine nothwendige Grenze hatte. Wenn Sadger als Beweis von Goethe's sonderbarem Geisteszustande anzuführen wagt, dieser habe in den ersten zehn Weimarer Jahren nichts nennenswerthes geleistet, so war damals vielmehr die Mannichfaltigkeit und Kraft seines Wirkens geradezu erstaunlich, auch sein dichterisches Schaffen bei dem Gewühl von ganz ungewohnten Geschäften, wissenschaftlichen Bestrebungen, Zerstreuungen und seinen häufigen Körperleiden außerordentlich, ja nur erklärlich durch die von Herder an ihm gerühmte Helle und Klarheit,

den Ernst und die Ganzheit seines Wesens, die Kunst, die Zeit zu gebrauchen, das Verschiedenste mit ungeschwächter Kraft nebeneinander zu treiben und durch Abwechslung sich zu erfrischen. Das ist das Gegentheil von dem ärmlichen Bilde, das Sadger in Goethe's Jubeljahr an die Wand gemalt hat, im seltsamen Wahne, darum, weil Goethe als ein so hohes Ideal gelte und so geliebt sei (als ob der Haß nicht bei weitem überwöge!), einen recht wuchtigen Angriff auf ihn machen zu müssen. Was neben Goethe's Erregtheit besonders auffällt, ist seine so leichte Herstellung auch von den stärksten Gemüthsbewegungen, das schönste Zeichen eines gesunden Gehirns: und das Goethe's war daneben auch ein geniales, schöpferisches; denn „genius“, wovon das deutsche das (ursprünglich „der“) Genie stammt, heißt eigentlich der Schaffende, wie auch die Griechen den Dichter den Schaffenden, ποιητής, „Poet“ nannten, wogegen „ingenium“ das Angeborene, die Anlage ist. Macte, imperator!

Köln am Rhein in Goethe's Jubeljahr.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

-tz- R. Beltz: Machiavelli. Hamburg 1899. (Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge. N. F. 14. Ser. H. 317.) — Auf 50 Seiten gibt der Verfasser unter Berücksichtigung der politischen Zeitgeschichte eine bei aller nothwendigen Kürze doch zutreffende Schilderung des Lebensganges, der Bedeutung und der Schriften des berühmten Florentiners. Die kleine Biographie soll dazu beitragen, das Zerrbild von Machiavelli, mit dessen Namen man gemeinhin noch immer die Vorstellung einer Politik der Immoralität verbinde, zu zerstören und ein richtigeres an seine Stelle zu setzen. Es wird ausgeführt, wie jenes Zerrbild entstehen und sich erhalten konnte, dann folgt eine ebenso gedrängte Geschichte der „Rettungen“ Machiavelli's. Am eingehendsten ist natürlich die Analyse und Besprechung des „Principe“ und der inhaltlich zu ihm gehörigen „Discorsi“, kürzer wird über die übrigen Prosawerke, über die Briefe und Dichtungen hinweggegangen. In einer kleinen Abschweifung weist der Verfasser einen Vergleich zwischen dem „Principe“ und der „Herrenmoral“ Friedrich Nietzsche's, an den er zuerst gedacht, selbst wieder zurück. — Während man sich mit dem Inhalte des Büchleins ohne weiteres einverstanden erklären kann, ist dies mit der äußeren Form leider nicht der Fall. Gerade bei derartigen allgemeinen, für die weitesten Kreise berechneten Schriften sollte doch auf möglichste Reinheit des Stiles geachtet werden; denn heutzutage ist das Streben nach Einfachheit, Sprachreinheit und -richtigkeit gegenüber dem flüchtigen Zeitungs- und Kaufmannsdeutsch, der schwerfälligen Beamtensprache und dem verwälschten Gemisch so vieler Stände und Berufsklassen noch immer gar sehr vonnöthen. Es finden sich in dem vorliegenden Heft eine ganze Anzahl völlig entbehrlicher Fremdwörter und mehrere sprachwidrige Wendungen, wie „sich vernothwendigen, zugunsten kommen, Kaiser Max war in Krieg mit den Venetianern gerathen“ u. a. Wären diese Dinge, was leicht hätte geschehen können, vermieden worden, so würde dem Leser ein nicht eben erfreulicher Eindruck erspart geblieben sein.

Reinhold Köhler. Kleinere Schriften. I. Band: Kleinere Schriften zur Märchenforschung. Herausgegeben von Johannes Bolte. Weimar, Emil Felber 1898. Gr. 8⁰. 608 S. 14 Mark. — Der um die Förderung der folkloristischen und neuphilologischen Wissenschaft so verdiente Verlag von Emil Felber in Weimar (jetzt Berlin) konnte uns keine werthvollere Gabe bescheren, als eine Sammlung der Kleineren Schriften von Reinhold Köhler, dem neben Grimm, Benfey und dem unverdient zurückgesetzten Felix Liebrecht gründlichsten Kenner und entschiedensten Förderer der vergleichenden Märchenforschung. Reinhold Köhlers Bedeutung für die junge Wissenschaft der Volkskunde hier zu erörtern, wo so viele mittelbare Schüler das Wort zum Aus- und Aufbau dieser Studien ergriffen haben, scheint überflüssig, ebenso überflüssig, nach der abschließenden und leicht zugänglichen Würdigung, die Erich Schmidt dem älteren Nachlaßbande „Aufsätze über Märchen und Volkslieder“, Berlin 1894, vorangeschickt hat, Lebensgang und Studienrichtung dieses gelehrten Weimaraners zu wiederholen. Erinnert sei daran, daß dieser vielzitirte und vielbedankte Forscher im Verlauf eines arbeitsreichen Lebens selbst eigentlich blutwenig geschrieben hat. Wir besitzen kaum eine größere Abhandlung, geschweige denn ein richtiges „Werk“ von ihm. In weniger umfang- als inhaltreichen Anmerkungen zu den Ausgaben und Sammlungen Anderer, in Besprechungen, Berichtigungen und Nachträgen hat der „geborene Anmerker“ die reifen Früchte einer Jahrzehnte hindurch fortgesetzten rastlosen Thätigkeit und einzigen Belesenheit niedergelegt. Das dem erwähnten Nachlaßbande beigegebene Schriftenverzeichniß zählt über 60 gelehrte Zeitschriften auf, an denen Köhler Mitarbeiter war, und die ganze Vielseitigkeit des Mannes erhellt aus einem Blick auf die Mannichfaltigkeit dieser Blätter, in denen Köhler nie als ein Zuzügler, sondern stets als Einheimischer erschienen ist. Diese Lebensarbeit, in etwa 300 Aufsätze und Kritiken zersplittert, soll uns nun gesammelt dargeboten werden. Als Herausgeber wie als Ordner konnte kein Besserer gewonnen werden als der Berliner Professor Johannes Bolte, der schon wiederholt aus den Zettelkästen Köhlers gaumenreizende Proben geboten hatte (z. B. „Die Wochentage in der Poesie“, „Hiobs Weib“, „Schäfergruß“, „Nachträge zu Gonzenbachs sicilianischen Märchen“ und mehr). Freilich bedauert man gleich, daß nicht auch diese werthvollen Arbeiten in den Sammelband aufgenommen worden sind, da sie doch schließlich für den Privaten, der nicht die Zeitschriften zur Hand hat, ebenso „verstreut“ sind wie die zu Lebenszeiten Köhlers erschienenen Aufsätze. — Von der auf drei Bände berechneten Sammlung liegt nur der erste, auch äußerlich stattlich, vor. Er enthält die Beiträge zur Märchenforschung im engeren Sinne, wenig Theoretisches, nur Abgeschlossenes, zumeist Besprechungen und Anmerkungen, in beiden auf engem Raume eine solche Fülle des Materials niedergelegt, wie sie uns auch in Werken anderer Wissensgebiete selten begegnet. Ohne ein systematisches, erschöpfendes Buch, etwa eine Motivenlehre der Volksmärchen, sein zu wollen, bietet dasselbe für eine starke Mehrzahl der den Märchen typischen Formen reichlich Nachweise, denen Bolte aus Eigenem noch ein Erkleckliches beigefügt hat. Erleichtert wird die Benutzung ungemein durch ein Sachregister, der erste größere Versuch, den einzelnen Motiven einreihungsfähige Namen zu geben. Wer versucht hat, solche Parallelen aus der Erzählungs- und Volksliteratur zusammenzutragen, weiß, wie sehr die schwankende und willkürliche Terminologie, die hierin herrscht, die Anlage und Ausnützung solcher Sammlungen erschwert, und der Vorschlag, den Markus Landau einmal machte, für jedes Motiv ein bestimmtes Siegel einzuführen, gleich wie in der Chemie für die Elemente, hat bei näherem Zusehen manches Bestechende. Ohne hier der sachlichen Besprechung, die einem anderen Orte vorbehalten werden muß, vorgreifen zu wollen, sei ein Bedenken doch geltend gemacht. Die reine Aufzählung der Parallelen hatte wohl ihre Berechtigung bei der Rezension oder im Anhange einer Märchensammlung, die man nur aufzuschlagen brauchte, um über den Inhalt der Erzählung sich zu unterrichten. Bei dem selbständigen Abdruck dieser Nachträge aber wäre es wohl vortheilhaft gewesen, zu jeder Nummer auch kurz den Inhalt anzugeben, da sonst der Leser, der nicht alle die genannten Märchensammlungen zur Hand hat, den Ziffern und Seitenzahlen rathlos gegenübersteht. So hätte der Band an Selbständigkeit gewonnen und man nicht schon zum bloßen Verständniß einer kleinen Bibliothek bedurft. Doch dieser und dann der weitere Wunsch: es möchten die Schlagworte des Registers auch im Text angegeben, die Verweisungen innerhalb desselben zahlreicher sein, schmälern nicht den Werth eines Buches, das schon in den wenigen Monaten seit seinem Erscheinen in die vorderste Reihe der viel citirten und gebrauchten Standard works, Grimms Kinder- und Hausmärchen, Dunlop-Liebrechts Geschichte der Prosadichtungen, Benfey's Pantschatantra, Landau's Quellen des Dekameron u. a.,

Digitized by Google

gerückt ist. Mögen uns die weiteren Bände der „Kleinen Schriften" Reinhold Köhlers nicht lange vorenthalten bleiben.

Wien. A. L. Jellinek.

Studentenleben im 17. Jahrhundert. Von C. Bayer. Schwerin i. M., Verlag von Friedrich Bahn 1899. — Die Bilder deutschen Studentenlebens im 15. und 16. Jahrhundert, wie sie die kulturgeschichtliche Forschung aufweist (z. B. A. Schultz in seinem Buch: Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, I. S. 148 ff.), enthalten schon eine gute Portion Roheit. Aber sie werden noch übertroffen durch die Kulturbilder aus dem Studentenleben des 17. Jahrhunderts, welche C. Bayer in seiner interessanten Abhandlung vor uns aufrollt. Dieser Student mit all seinen Zügellosigkeiten, seinem Cynismus und seiner rohen, nichts respektirenden Wildheit ist ein Produkt des 30jährigen Kriegs. „Der Student des 17. Jahrhunderts fiel mit, als das ganze Volk fiel." Zu keiner Zeit wurde auf das positive Wissen ein geringerer Werth gelegt, als damals, da man des herrschenden Menschenmangels wegen auch mit dem Schein akademischer Bildung vorlieb nahm, um nur die vakanten Posten ausfüllen zu können. Nicht nur die allgemeine Korruption wirkte auf den Studenten jener Zeit; auch die des akademischen Lehrers, der, zu allermeist in erbärmlichen Verhältnissen, seine Würde nur zu oft dahingab, um sich an dem Studenten zu bereichern. Die einzige Organisation, welche dieser dissoluten Studentenschaft eine gewisse Zusammengehörigkeit, eine allerdings äußerliche Festigung verlieh, war ihr nach fremdem Muster von den Behörden gegeben worden. Es war die „Nation", welche die Studenten nach den einzelnen Landstrichen in den Universitätsstädten zu Verbindungen vereinigte, und zwar obligatorisch. Jeder Student war bei Eintritt ins Universitätsleben gezwungen, sich bei seiner „Nation" zu melden. In dieser Verbindung verbrachte er seine Universitätszeit, stieg vom Beanus zum Pennal, vom Pennal zum Studiosen, dem eigentlichen Burschen, vom Studiosen zum Magister und Doktor auf. Welche Fülle oft grotesk-komischer, oft aber auch tragischer Leiden der Beanus und noch mehr der Pennal innerhalb der „Nation" zu erdulden hatte, davon gibt Bayers Studie ein anschauliches Bild. Man mag sich die ersten drei Stufen dieses Entwicklungsganges so vorstellen, daß der Beanus unserm „Maulesel" entspricht, also dem jungen Studiosen, der nicht mehr Schüler, aber auch noch nicht eigentlicher Student ist; der Pennal aber unserm „Fuchsen". Der Beanus wurde von der Nation in den Kreis der Studirenden mittelst der „Deposition" aufgenommen und zum Pennal gemacht; einer Prozedur, deren possenhafte Grausamkeit im 17. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hat. Aber auch der neugebackene Student, novellus studiosus, der Pennal, verspürt nicht das Geringste von der akademischen Freiheit. Er ist im buchstäblichen Verstande des Wortes der Sklave und Leibeigene des eigentlichen Burschen, der mit seinem Eigenthum, ja mit seinem Leib und Leben willkürlich schaltet und waltet. Nach einer Kette von Rohheiten, Verhöhnungen und Vergewaltigungen aller Art, deren Zeitdauer von der Nation genau festgesetzt ist, muß der Pennal eine letzte Leidensstation durchmachen, welche der Superlativ der Deposition ist und von der sich ein äußerst harmloses Ueberbleibsel in unserm „Fuchsenritt" erhalten hat. „Der Pennal muß unter den Tisch kriechen und miauzen, Nasenstüber aushalten; wenn er eifrig mit Bierzutragen bedient, gönnt man ihm Stirnknuppen und rauft ihn an den Haaren. Ist er durstig, dann mischt man ihm in seinen Trank zerschnittene Nessel, Lichttalg, Tinte, Senf, schlechte Butter und zwingt ihn, ihn zu nehmen. Als Speise bietet man ihm ein Gemisch von Wurst, Brot, zerstoßenen Ziegelsteinen oder Scherben, Salz und dergleichen, und will er nichts essen, so stopft man ihm das gräuliche Gericht mit solcher Roheit in den Mund, daß die Lippen bluten. Gelegentlich dient er einem Studenten als Pferd oder Esel, denn der reitet auf ihm herum, stößt ihn mit den Sporen und trinkt, auf ihm sitzend..." So wird der Fuchs ein Bursch... Aus der Schule der Roheit geht ein roher, gewaltthätiger Mensch hervor. Auch dem Burschenleben, dem „altmodischen Studenten", aus dessen Aufführung im allgemeinen sich ein Schluß aus seiner Behandlung der Pennal leicht ziehen läßt, widmet Bayer eingehende Schilderungen. Ebenso wirft er scharfe Lichter auf das Professorenthum jener Zeit und die Examinas. Die „Nationen" waren eine Macht, welche die Studenten, Bürger und Professoren in gleicher Weise tyrannisirte, und welcher erst das gemeinsame Wirken der Universitäten, denen ihr eigenes Kind über den Kopf gewachsen war, und der Regierungen nach heißen Kämpfen ein Ende machte. Damit schwand auch die roheste Seite dieser Organisation, der „Pennalismus". Was man nicht vergessen darf, ist die Thatsache, daß diese ungefüge, tyrannische und partikularistische Organisationsform die Keimzelle des neuzeitigen Verbindungswesens ist, welches in den Burschenschaften zu Anfang des Jahrhunderts dem deutschen Einheitsgedanken reiche Nahrung gab. — Das Büchlein Bayers ist lebendig und frisch geschrieben und verdient nicht nur die Aufmerksamkeit studentischer, sondern aller solcher Kreise, welche die Entwicklung unsres mächtigen Kulturfaktors mit Interesse verfolgen.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

μοι. Lope de Vega und seine Komödien von Wolfgang v. Wurzbach. Leipzig, Verlag von Dr. Seele u. Co. 1899. — In der Beilage vom 27. März d. J. hat Wolfgang v. Wurzbach die ersten sieben Bände der Obras de Lope de Vega, publicadas por la Real Academia Española (Madrid 1890 bis 1897) in einem, die Heiligenkomödien Lope de Vega's behandelnden Essay angezeigt. Wir finden diesen Artikel zum Theil verarbeitet in jenem Kapitel des vorliegenden Buches wieder, das die Charakteristik der Heiligenkomödien des spanischen Dichters enthält. Der Verfasser hat, wie er selbst zugibt, durchaus nicht beabsichtigt, ein erschöpfendes Werk über Lope zu liefern — es ist dies zur Zeit kaum möglich —, wohl aber den Leser mit einem Dichter näher vertraut zu machen, „der den Deutschen trotz seiner Berühmtheit mehr dem Namen als seinen Werken nach bekannt ist". Diese Voraussetzung trifft gewiß zu; die weitere, daß zwar die Zahl der Komödien Lope's, die heute noch aufgeführt werden, äußerst gering, das Interesse für den Dichter und das Studium seiner Werke im Wachsen begriffen sei, will uns aber fast zu optimistisch erscheinen. Vielleicht und hoffentlich ist gerade Wurzbachs Werk dazu berufen, dieses Interesse erst ordentlich zu wecken, und dann soll es uns doppelt willkommen sein; denn auch uns will scheinen, als ob aus der dramatischen Literatur Spaniens und gerade auch aus dem überreichen Lebenswerk dieses fruchtbarsten aller Dramatiker Schätze zu heben wären, von denen sich unsre Bühne in ihrer bequemen Selbstgenügsamkeit nichts träumen läßt. So wird Wurzbachs Buch über Lope de Vega auch da, wo es sich nur auf Andeutungen beschränkt, zum Verdienst. Es liest sich von Anfang bis zum Ende fesselnd wie ein Roman. Die gelehrte Arbeit ist ganz und gar zugunsten populärer Lesbarkeit zurückgedrängt, und nur die Literaturangaben zum Schluß lassen einen Blick in die mühsame Vorarbeit des Verfassers thun. Die kleinere Hälfte des 262 Seiten starken Buches ist dem Leben Lope de Vega's gewidmet — ein vielfach noch dunkles Gebiet, über dessen Untiefen der Verfasser nicht ohne Eleganz hinweggleitet. Die Lebensschilderung Lope's ist dankbar, denn es ist kein gewöhnliches Leben, das sich da dem Biographen in hundert Widersprüchen fast mehr verbirgt als ausbreitet. Der Verfasser ist ein durch und durch moderner Mensch, und als solchem mag ihm manches in Lope's Leben wie in seinen Werken doppelt räthselhaft, widerspruchsvoll, ja manchmal lächerlich erschienen sein, worüber sich etwa Jener, der gewöhnt ist, das katholische Mittelalter, zumal in romanischen Ländern, historisch zu betrachten, weniger gewundert haben würde. Wurzbach geht in den einzelnen Kapiteln über die biblischen, Heiligen-, Pastoral-, mythologischen, historischen, romantischen und novellistischen Komödien, soweit dies möglich ist, die hauptsächlichsten von Lope's Dramen durch. Wie viele, darüber gibt uns das zum Schlusse mitgetheilte Verzeichniß sämmtlicher erhaltenen Komödien Lope's überraschenden Aufschluß. Da treffen denn auch begreiflicherweise auf manche Komödie nur wenige Zeilen. Mitunter hätten wir zwar gern zugunsten eines auch für die Gegenwart noch bedeutungsvollen Dramas auf manches legendarische Detail, ja selbst auf die Analyse dieser oder jener nur mehr historisch

Digitized by Google

interessanten Heiligenkomödie verzichtet, so z. B. bei Lope's „El alcalde de Zalamea", der allerdings erst in der glücklichen Bearbeitung Calderons zum Siege gelangt ist. Es wäre dankbar und nicht uninteressant gewesen, das vergessene Originaldrama gegen die Nachdichtung auszuspielen, aber auch im Buche Wurzbachs hat an dieser Stelle Calderon Lope besiegt. Das treffliche Buch Wurzbachs ist mit Lope's Bildniß geschmückt. Der junge Kenner und Schätzer des größten spanischen Dramatikers wäre so recht der Mann für eine kritische deutsche Ausgabe seiner vornehmsten und lebensfähigsten Komödien.

Dr. Korn: Die Medizin im 19. Jahrhundert (Bd. I); Die Heilkunde im 19. Jahrhundert (Bd. II). Verlag S. Cronbach. Berlin 1899. — Auch diese beiden Bändchen der Bibliothek „Am Ende des Jahrhunderts" bilden eine Brücke von der strengen Wissenschaft zum gebildeten Laien, der das Bestreben hat, sich möglichst zu unterrichten. Die Vertreter der Wissenschaften kann es nur befriedigen, wenn von dem Erforschten und dem, was zur Diskussion steht, weiten Kreisen Mittheilung gemacht wird. Heißt dies doch nichts anderes, als Aufklärung und Bildung verbreiten, und nur grenzenloser Dünkel, mittelalterliche Kastenthuerei mit unlauterer Tendenz und Dunkelmännerei kann dem Wunsch entgegen sein, die edlen und erhabenen Güter menschlichen Gedankenfluges und Arbeit zu erschließen zu wollen. — Am besten wird der stete Fortschritt nachgewiesen an der Hand der Entwicklung unter Schilderung der Geschichte des einzelnen Zweiges. Der Verfasser hat auch diesen Weg eingeschlagen, baut Stein auf Stein und weist nach, wie so manches aus kleinem, unsicherem Anfang zu einem herrlichen Gebäude geworden ist. Ueberall Fortschritt! Solcher, trotz kurzsichtiger Gegenwehr, langsamem Anerkennen, Fehden unter einander und fehlenden Mitteln. Freilich bleibt noch vieles zu thun, und in allen Zeiten werden Institutionen veralten und durch bessere ersetzt; daß aber im Jahrhundert so vieler Errungenschaften auch großes auf dem Boden der Volksgesundheitspflege geschaffen ist, daß eine sichere Basis für weitere Arbeit gefunden wurde, dessen darf sich das scheidende Jahrhundert rühmen. Mit gewandter Feder führt uns der belesene, sein Feld beherrschende, vom wahren Fortschritt tief überzeugte Autor durch die vielen Gebiete, in denen ein innerer Drang, Wissenschaft, Selbsterhaltungstrieb und Gesetze nacheinander vortreffliches erreicht haben. Es mußte ein großes Material eng zusammengedrängt werden; dies scheint uns gut gelungen, indem auch ein fesselnder Ton gefunden wurde. Zur Besprechung kamen folgende Stoffe: die Entwicklung der öffentlichen Gesundheitspflege, Fortschritte der Lebenserhaltung und Volkswohlfahrt, Konsum, Beleuchtung, Gegner, Kampf gegen die Seuchen und Kindersterblichkeit, Tropen- und Geschlechtskrankheiten, Prostitution, Gesundheitsschutz der Arbeiter, hygienische Errungenschaften aller Art, endlich die Organisation und Entwicklung des Militär- und Zivilmedizinalwesens und in besonderem Abschnitt die Irrenpflege und Irrenheilkunde. Der zweite Band behandelt die Wandlungen der Heilkunde zum Theil an der Hand kurzer Biographien und Eintheilungen bedeutender Schulen und zeigt, wie System auf System folgte. Viele Namen schmücken die Darstellungen, todte wie lebende. Kaum Jemand kann heutzutage der Entwicklung vorliegender Disciplin sein Auge verschließen; um mitsprechen zu können, sind gewisse Kenntnisse zu verlangen. Die Lektüre wird nicht verfehlen, mitzuhelfen, der wissenschaftlichen Arbeit, die von gewisser Seite immer wieder verdächtigt und in den Staub gezogen wird, Achtung zu verschaffen, und dürfte nicht zum wenigsten ein Bild davon geben, wie auf Universitäten unablässig gearbeitet wird. Möchten beide Bände weite Verbreitung finden. Dr. v. Nourden.

Paulus Diaconus-Feier in Cividale. Das anmuthige Gebirgsstädtchen Cividale im Friaul veranstaltete im Anfang dieses Monats eine Festwoche zur Erinnerung an seinen vor 1100 Jahren verstorbenen größten Sohn, den Langobarden Paulus Diaconus! (Vergl. Nr. 206 der Beilage.) Da derselbe nach dem Zusammenbruch seines Volkes und nach einem mehrjährigen an Ehren wie an inneren Kämpfen reichen Aufenthalte am Hofe des siegreichen Karl, dem Zuge der Zeit folgend, sein Leben in der Stille von Montecassino als fleißiger Mönch beschlossen hat, so mußte auch dem Benediktinerorden daran gelegen sein, dem Millenarium zu Cividale durch seine Betheiligung einen höheren Glanz zu verleihen. Während man also städtischerseits den karolingischen Gelehrten durch Ausstellung, Scheibenschießen, Feuerwerk und Festmahl ehrte, ließen es sich die klerikalen Kreise nicht nehmen, durch Festgottesdienste und ein dreimal aufgeführtes Oratorium (Auferstehung Christi von dem Cividalenser Domherrn Jacopo Tomadini) an die kirchliche Bedeutung des Gefeierten zu erinnern. Ihren Höhepunkt fand indessen die Festwoche in einem vom 3.—5. September tagenden Historikerkongreß, der eine sehr stattliche Anzahl von Gelehrten aus Italien und Oesterreich, aber auch aus dem Deutschen Reich, Ungarn und England versammelt sah. Ihm präsidirte der Prior und Archivar von Montecassino, D. Ambrogio Amelli, der — ein interessantes Symptom — wiederholt Gelegenheit nahm, durch nicht mißzuverstehende Worte des Friedens und des Patriotismus die anwesenden königstreuen Italiener in helle Begeisterung zu bringen. Vorträge und Verhandlungen des Kongresses gruppirten sich naturgemäß ausschließlich um die Geschichte von Friaul, um die Langobarden und um Paulus Diaconus selbst. So sprachen Baudouin de Courtenay aus Krakau über linguistische und ethnographische Beziehungen zwischen Slaven und Friulanern, Marti aus Budapest über langobardische Spuren in Ungarn, Hodgkin aus Oxford über die ethnographische Verwandtschaft der Langobarden und Angelsachsen, Ludo Hartmann aus Wien über den Reichsgedanken in der Zeit vom Zusammenbruch des Westreiches bis zur Wiederaufrichtung desselben durch Karl, Capetti aus Udine über die Gedichte des Paulus Diaconus. Das Hauptinteresse beanspruchten die Verhandlungen der sechsten Sektion (Editio operum), die eine kritische Gesammtausgabe der Werke des Paulus Diaconus zum Gegenstand hatten und an denen sich alsbald sämmtliche Kongreßmitglieder betheiligten. Die Erörterungen nahmen ihren Ausgang von einem Briefe des Geh. Raths Dümmler in Berlin; in seinem Namen und zugleich als Vertreter der Monumenta Germaniae griff Ludo Hartmann aus Wien energisch in die Diskussion ein und veranlaßte, unterstützt besonders von den beiden Juristen Cipolla aus Turin und Tamassia aus Padua, den Kongreß zu folgendem einstimmigen Beschluß: Der Historikerkongreß dankt Sr. Majestät dem König für das huldvolle Patronat, welches Höchstderselbe der Ausgabe der Sämmtlichen Werke des Paulus Diaconus hat angedeihen lassen, und beschließt, zum Zwecke genannter Herausgabe eine ständige Kommission von sieben Mitgliedern, vier Italienern und drei Deutschen, zu wählen. — Um die Ernennung der vier Italiener ersucht der Kongreß ehrerbietigst die städtische Behörde von Cividale, die Abtei Montecassino, das Italienische Historische Institut zu Rom und die königl. Deputation für vaterländische Geschichte zu Venedig. Als die drei deutschen Mitglieder hingegen sind ohne weiteres gewählt Professor Dr. Luschin v. Ebengreuth in Graz, Privatdozent Dr. Ludwig Traube in München und Privatdozent Lic. Dr. Friedrich Wiegand in Erlangen. Diese Kommission hat die wissenschaftlichen Grundsätze für die Gesammtausgabe festzustellen, hat sich die Beschaffung der nöthigen Geldmittel (aus Staats-, bezw. Akademiefonds) angelegen sein zu lassen und hat endlich die Edition der Texte entweder von sich aus oder durch geeignete von ihr zu wählende Persönlichkeiten zu bewerkstelligen. Da der eifrige Beförderer des ganzen Unternehmens, der Kongreßpräsident Prior Amelli, ohne Frage von der Abtei Montecassino aus in die genannte Kommission gesandt werden wird, so hat ihn jetzt bereits der Kongreß beauftragt, die Ergänzung und Einberufung der Kommission in die Hand zu nehmen. f. w.

-rt- Ein „Röntgen-Hellseher". Amerikanischen Zeitungsmittheilungen zufolge soll in South Braintree, Mass., ein Knabe leben, der die Fähigkeit besitzt, Gegenstände durch feste Substanzen hindurch ganz in gleicher Weise, wie dies mittelst der Röntgen-Strahlen der Fall ist, mit bloßem Auge wahrzunehmen. Dieser Knabe soll, so wird behauptet, bereits eine große Anzahl von Knochenbrüchen diagnostizirt haben. Unter anderem wird erzählt, daß er bei einem Hüftknochenbruch die Bruchstelle genau angeben konnte; sie lag ein gutes

Digitized by Google

Stück höher, als die Aerzte vermuthet hatten. In einem anderen Falle konnte er bei einem Kinde, das, wie man annahm, infolge Verschluckens einer Münze schwer erkrankt war, die bestimmte Angabe machen, daß eine solche im Körper des Kindes nicht vorhanden sei. Als das Kind bald darauf infolge einer anderen Krankheit starb, erwies sich bei der Sektion diese Angabe ebenfalls als richtig. Der Knabe soll ferner imstande sein, seine Sehkraft so auf die X-Strahlen zu konzentriren, daß das gewöhnliche Tageslicht ausgeschlossen wird. Die Luft ist dann, wie er angibt, mit Strahlen von fahlem, grünlichem Licht erfüllt, welche die zu untersuchenden Gegenstände beleuchten und die mit den X-Strahlen in den Röntgen-Röhren identisch sind; Tageslicht erscheint ihm dann gegen diese Strahlen dunkel oder röthlich-schwarz. — Die englische Zeitschrift, der wir obige Mittheilung entnehmen, bemerkt hiezu recht zutreffend: „In Amerika existiren viele Wunder, speziell während der todten Zeitungssaison."

G. **Ein römischer Fußboden in der Nähe von Dorchester.** Ausgrabungen, die in der letzten Woche des August in Fordington Field in unmittelbarer Nähe von Dorchester vorgenommen wurden, haben, nach einem Bericht des „Athenaeum", einen römischen Fußboden von beträchtlicher Größe und wunderbarer Zeichnung zutage gefördert. Er liegt ungefähr zwei Fuß unter der Erdoberfläche und 250 Yards nordwestlich vom Amphitheater und der Römerstraße, die dort vorüberführt. Die Mitte des Fußbodens ziert ein achteckiges Ornament, das von schneckenförmigen und netzartigen Verzierungen umrahmt wird und auf dessen nördlicher und südlicher Seite sich längliche Vierecke befinden. In der Mitte jedes einzelnen Vierecks aber befindet sich eine ungefähr zwei Fuß hohe, elegant geformte und mit Schneckengriffen versehene Vase, die entsprechende Ornamente umgeben. Die Würfel sind roth, weiß und schwarz und die Wirkung des Ganzen ist hochkünstlerisch.

* **München.** Die 44. Allgemeine Versammlung der Deutschen Geologischen Gesellschaft, die vom 14. bis 16. Sept. unter dem Vorsitz des Hrn. Geheimraths Prof. Dr. v. Zittel hier tagen wird, feierte gestern ihren Begrüßungs- und Empfangsabend. Ueber den Verlauf desselben ist in dem heutigen Hauptblatt unsrer Zeitung ausführlich berichtet worden. Den Verlauf der Verhandlungen werden wir in der „Beilage" durch Berichte aus fachmännischer Feder verfolgen.

* **Wien.** Erzherzog Rainer hat seine aus mehr als 100,000 Exemplaren bestehende Sammlung von Handschriften auf Papyrus, Pergament, Papier u. s. w. der hiesigen Hofbibliothek zum Geschenk gemacht. — Der Laryngologe Professor Dr. Karl Stoerk ist am 13. d. M. gestorben. — Der ordentliche Professor der darstellenden und praktischen Geometrie an der Bergakademie Leoben, Ingenieur Adolf Klingatsch, wurde zum ordentlichen Professor für niedere und höhere Geodäsie an der technischen Hochschule Graz ernannt.

x. **Dover,** 11. Sept. Konkurrenz für Marconi. Morgen wird hier die British Association erwartet und zu gleicher Zeit versammelt sich in Boulogne s. M. die französische wissenschaftliche Gesellschaft. Zwischen den beiden gelehrten Körperschaften soll eine ständige Kommunikation errichtet werden, und zwar vermittelst der Telegraphie ohne Draht, die Marconi, der schon seit längerer Zeit hier anwesend ist, selbst leiten wird. Die beiden Stationen für die Telegraphen sind die Town Hall in Dover und die Maison Dieu in Boulogne. Wie verlautet, arbeitet Marconi's System vollständig prompt und die Versuche, über den Kanal ohne Draht zu telegraphiren, sind durchaus befriedigend verlaufen. Natürlich ist es nicht möglich, ebensoviel Worte in der Minute hinüber zu telegraphiren, wie auf den bis jetzt üblichen telegraphischen Apparaten, immerhin aber will Marconi 30 Worte in der Minute sicher befördern. Uebrigens sind seine Mitarbeiter keine geschulten Telegraphenbeamten, sondern nur Elektriker. Es wird das erste Mal sein, daß systematisch Telegramme auf so weite Entfernungen ohne Draht ausgetauscht werden. — Gestern ist hier der Inhaber der Firma Schäfer u. Co. in Budapest mit seinen Ingenieuren angekommen, in der Absicht, seinen verbesserten Apparat für Telegraphie ohne Draht zu demonstriren. Das Zusammentreffen mit der British Association ist rein zufällig und es steht noch dahin, ob die Vorführung dieser anderen Apparate noch in der Zeit des Aufenthalts der Gesellschaft hier wird erfolgen können. Die Apparate der Firma Schäfer u. Co. haben sich schon zwischen Triest und Fiume bewährt und sollen gegenüber dem Marconi'schen Apparat wesentlich praktischere Vorzüge aufweisen, die ihre Verwendung im Post- und Telegraphendienst erleichtern würde. Die Schäfer'schen Apparate sind eine Kombination zwischen Telephon und Telegraph in der Art, daß auf der Empfangsstation die übermittelten Zeichen nicht abgelesen, sondern abgehört werden, ähnlich wie routinirte Telegraphenbeamte bei den jetzigen im Postdienst verwandten Apparaten die verschiedenen Zeichen abzuhören gewohnt sind. Diese Kombination soll speziell für den Dienst auf Schiffen von Vortheil sein, da selbst mäßige Bewegungen und Vibrationen des Schiffes erfahrungsgemäß das Verständniß der Zeichen auf der Empfangsstation erschweren und zuweilen unmöglich machen können. Wie ich erfahre, besteht die Absicht, für die Schäfer'schen Apparate sowohl in London wie in Frankfurt a. M. Fabriken zu eröffnen.

* **New-York.** Die Pläne des Pariser Architekten Bernard für die zu erbauende Universität California sind angenommen worden. Das Gebäude wird 7—8 Millionen Dollars kosten. Die ganze Summe wird von einer Dame, Miß Phoebe Hearst, hergegeben. Bekanntlich war im vorigen Jahre eine Konkurrenz für alle Architekten der Erde für die Gebäude dieser Universität ausgeschrieben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Jahrbuch des Belgischen Industrieverbandes zur Hebung der Ausfuhr nationaler Produkte. Brüssel 1899. — Guy de Maupassant: Vater Milon und andere Erzählungen. Berlin, Emil Goldschmidt 1899. — Jahresbericht des Konservatoriums der Musik in Köln 1898/99. Köln 1899. — Bernh. Duhr S. J.: Jesuitenfabeln. Beitrag zur Kulturgeschichte. 3. Aufl. 6. und 7. Lfg. Freiburg i. Br., Herder'scher Verlag 1899. — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. 29. Band. 1. Heft. Herausgegeben vom Vereinsausschuß. Hermannstadt, in Kommission Frz. Michaelis 1899. — Dr. Wilh. Henkel: Sidney Whitman und seine Verdienste um Deutschland. Marburg, N. G. Elwert 1899. — *Bulletins.* Nr. 3. XII^me Congrès International des Orientalistes. Roma 1899. — Sitzungsberichte der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. XXXVIII. Berlin, in Kommission Gg. Reimer 1899. — Deutscher Thierfreund. 3. Jahrg. Heft 7 und 8. Leipzig, Karl Meyers Graphisches Institut 1899. — Aus Wald und Grund. Geschichten vom Schwarzwald. Neue Folge. Freiburg i. Br. und Leipzig, Paul Waetzel 1899. — Joh. Peter Hebel: Alemannische Gedichte. Ebd. 1899. — S. Translateur: Frauengunst. Polka Mazurka. Berlin, G. Tschentscher, Musikverlag. — Dr. H. Dernburg: Das bürgerliche Recht des Deutschen Reichs und Preußens. 2. Band. I. Abth. 1. und 2. Aufl. Halle a. S., Verlag der Buchhdlg. des Waisenhauses 1899. — Schweizerisches Lebensmittelbuch. Methoden für die Untersuchung und Normen für die Beurtheilung von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen. Bearbeitet vom Verein schweizerischer analytischer Chemiker. Bern, in Kommission Neukomm u. Zimmermann 1899. — Francisco de Hollanda: Vier Gespräche über die Malerei, geführt zu Rom 1538. Originaltext mit Uebersetzung von Joaquin de Vasconcellos. (Sonderausgabe aus Quellenschriften für Kunstgeschichte ꝛc. 9. Band.) Wien, Karl Graeser 1899. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bukowina. 13. Heft. 330. Lfg. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hofbuchhandlung. — Dr. A. Baur: Das Samariterbüchlein. Rathgeber bei Unglücksfällen. Stuttgart, Muth'scher Verlag. — Wegweiser durch Hamburg und Umgebung. Herausgegeben vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs. Hamburg, Selbstverlag 1899. — *Ad. Venturi:* La Madonna. Svolgimento artistico delle rappresentazioni della virgine. Milano, Ulrico Hoepli.

---

Digitized by Google

Jahrgang 1899. | München, Freitag, 15. September. | Nummer 210.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Die Entwicklung Münchens unter dem Einflusse der Naturwissenschaften während der letzten Dezennien.[1])

Es ist eine schöne Sitte geworden, daß diejenigen Städte, welche die Naturforscherversammlung in ihren gastlichen Mauern beherbergen, als Festgruß den Theilnehmern eine Schrift übermitteln, welche die wesentlichsten Punkte in der sanitären, beziehungsweise naturwissenschaftlichen Entwicklung der betreffenden Stadt enthält. So ist allmählich eine Sammlung von Stadtbeschreibungen entstanden, die für den Naturforscher, Arzt, Techniker, den gebildeten Laien höchst werthvolle Angaben enthält und die einerseits für die Werthschätzung der Naturforschung in Deutschland, andrerseits für den großen Einfluß spricht, den eben die naturwissenschaftliche Richtung in unserm Gemeindeleben gewonnen hat. Nur die Garnisonsbeschreibungen, welche von den deutschen Militärverwaltungen herausgegeben werden, bieten eine ähnliche Fülle von wissenswerthen und interessanten Thatsachen, welche die hygienische Entwicklung unsrer Städte betreffen. Die Stadt München hat diese fast zur „Wirthspflicht“ gewordene Sitte der Naturforscherversammlung gegenüber übernommen und unter der Mithilfe der ersten Fachmänner, unter der Redaktion der HH. Prof. v. Winckel und Dyck, ein Werk den Naturforschern und Aerzten gewidmet, das sich den früheren Festschriften nicht nur würdig anreiht, sondern sie durch die gediegene Pracht der Ausstattung, durch ein lokales, künstlerisches Kolorit sogar noch übertrifft. Schon der äußerst geschmackvolle Einband besticht das Auge des Beschauers und der klare Druck auf gutem Papier, die künstlerisch ausgeführten Illustrationen, welche in den Text eingestreut sind, sprechen weiter für das hohe Können des Illustrators (Fritz Hegenbart) und die Sorgfalt, welche die betheiligten Firmen (Meisenbach, Riffarth u. Co. und E. Mühlthalers Druckerei) auf die Ausführung verwandt haben.

Der Inhalt zerfällt nach einem sehr ansprechenden Vorwort der Herausgeber in drei Haupttheile. Der erste und ausgedehnteste betrifft die Hygiene und hygienischen Einrichtungen Münchens. M. Niedermayer, der um die Münchener Kanalisation so hochverdiente städtische Oberingenieur, schafft gewissermaßen den Boden für eine richtige Betrachtungsweise der hygienischen Entwicklung Münchens, indem er die Oberflächengestalt und Untergrundsverhältnisse Münchens in äußerst klarer und präziser Form schildert. Eine beigegebene große Karte Münchens, die mit Höhenangaben versehen ist, dürfte gerade gegenwärtig besonders das Interesse unsrer Gäste erregen. Die nun folgende Geschichte der Assanirung Münchens, die H. Buchner trefflich bearbeitet hat, ist ein Denkmal für den um diesen wichtigen Theil der Entwicklung Münchens so hochverdienten Ehrenbürger der Stadt Max v. Pettenkofer. Auf die Anregungen, welche er in seinen Untersuchungen und Beobachtungen über die Verbreitungsart der Cholera (1855) gegeben hat, führt Buchner mit Recht den Aufschwung zurück, den die Assanirung Münchens in den nächsten Dezennien nahm. Die Resultate sind so bekannt, daß man sie kaum zu erwähnen braucht, und sicher eines der für den Münchener Bürger „werthvollsten“ ist der Umstand, daß München nicht mehr von den Fremden gemieden wird, sondern im Gegentheil geradezu eine Fremdenstadt geworden ist. Aber wenn auch der Typhus aus München fast verschwunden ist — die historische Thatsache der Uebereinstimmung zwischen Typhusvorkommnissen und Grundwasserbewegungen, die von Pettenkofer und Buhl festgestellt wurde, ist damit noch nicht, wie selbst viele Hygieniker meinen, ausgelöscht: sie bleibt ein wichtiges Faktum, welches der Aufklärung noch harrt. Die Geschichte der Assanirung Münchens ist freilich nicht nur die Beschreibung eines Siegeslaufes, sie hält auch Kämpfe und scharfe Gegensätze genug verzeichnet. Aber gerade dadurch wird sie vielleicht für manchen, weniger einsichtigen Stadtvater besonders lehrreich. „Der Fortschritt ist eben ein Schritt über das Alte hinaus, und das Gemeinwesen schließt in den Verbesserungen, welche erzielt werden sollen, nothwendigerweise Neuerungen in sich ein, welche bestehende Gewohnheiten und Gebräuche gegen sich haben und auch die Interessen Einzelner verletzen.“ Das sind die treffenden Worte, die Justus v. Liebig bei Gelegenheit eines solchen „hygienischen Kampfes“ gebraucht hat und die sich tief in den Sinn aller bei derartigen Umwälzungen Mitwirkenden einprägen sollten.

Daß München wirklich eine gesunde Stadt geworden ist, das wird in schlagender Weise durch die statistischen Darlegungen bewiesen, welche C. Singer in der vorliegenden Festschrift gibt. Wir finden hier unter anderem die erfreuliche Thatsache, daß der Wasserverbrauch in München seit 1890 von 145 auf 198 Liter pro Kopf und Tag gestiegen ist, wozu allerdings wohl leider weniger ein steigender Trinkwasserverbrauch als die Spülung der Kanäle beigetragen hat. Daß der Münchener aber das Wasser wenigstens äußerlich in wachsendem Maß anwendet, wird durch Steigerung der Frequenz in den öffentlichen Bädern bewiesen, die beispielsweise in den Freibädern 1889 nur eine Besucherzahl von 24,469 aufwiesen, 1898 dagegen 157,377. Dabei hatten die öffentlichen Brausebäder 1898 eine Frequenz von 422,207 Besuchern. Singer gibt auch in Tabellenform eine sehr werthvolle Uebersicht über die wichtigsten Maßnahmen der öffentlichen Gesundheitspflege. Sie schließt ab: 1899 Juli Gründung des Vereins zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse. Möge die Weiterführung dieser Tabelle uns einst gerade von der Thätigkeit dieses Vereins viel erfreuliches melden! Das wichtigste Resultat der statistischen Erhebungen

[1]) Festschrift der 71. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, gewidmet von der Stadt München.

Digitized by Google

ist jedenfalls, daß sich die Sterblichkeit im Alter von 20 bis 30 Jahren um 38.6 Proz. gegen die frühere Mortalität vermindert hat. Die zur Assanirung Münchens verwandten Mittel (43 Millionen) — mehr als die Hälfte des gesammten Anlehensaufwands der Gemeinde München in den letzten 28 Jahren — haben sich also rentirt. Dabei hat Singer merkwürdigerweise nicht einmal die Ausgaben für Pflasterung unter die „hygienischen" gezählt. Allerdings würde das hygienische Budget früherer Jahre leider dadurch nicht sehr wesentlich vermehrt werden. Sollte Singer den Vergleich mit anderen Städten gescheut haben? Das wäre zwar diplomatisch richtig, aber es ist hoffentlich nicht die in der Gemeindeverwaltung maßgebende Ansicht, daß die Pflasterung der Straßen nicht von Wichtigkeit für die öffentliche Gesundheitspflege sei, obgleich eine solche Annahme nach dem Zustand der Münchener Straßen nicht fernliegend ist.

In hohem Grad erfreulich ist es, wenn Deichstetter in seinem sachkundigen und klar geschriebenen Aufsatz über die Münchener Schwemmkanalisation sagen kann, daß die Einleitung des Kanalwassers eine wesentliche, chemisch nachweisbare Verschlechterung der Isar nicht hervorgerufen hat und die bakteriologische Prüfung im Vergleich zu anderen Städten und Flüssen nur eine verschwindende Verunreinigung ergibt. Die Berichte über die Quellwasserversorgung des auf diesem Gebiet rühmlichst bekannten Oberingenieurs Dietrich werden sicher das rege Interesse aller Hygieniker und Techniker wachrufen. München hat allen Grund, sich seines trefflichen Trinkwassers zu freuen, zumal wenn man das Wasser anderer Großstädte zum Vergleich heranzieht. Und ebenso stolz kann es auf seine öffentlichen Gebäude sein, die in künstlerischer Hinsicht sicher, aber auch in manchen hygienischen Punkten die Bauten der Reichshauptstadt übertreffen. Hocheder und Gräffel geben in der Festschrift eine Beschreibung der neueren Münchener Stadtbauten, der Schulgebäude, Volksbrausebäder, Leichenhäuser, des neuen Waisenhauses und des Müller'schen Volksbades, die trotz aller Einfachheit und Bescheidenheit im Ausdruck dem Leser einen Begriff von der umfassenden und erfolgreichen Thätigkeit gerade auch dieser beiden hervorragenden Architekten gibt. Namentlich die neuen Münchener Schulhäuser zeichnen sich nicht nur durch die äußere Erscheinung, sondern auch durch ihre ästhetisch und hygienisch befriedigenden inneren Einrichtungen vor denen nordischer Großstädte aus. Die Einführung der Brausebäder und der Schulküchen ist besonders hervorzuheben. Die Aerzte werden vielleicht noch mehr durch die Beschreibung der Volksheilstätte Planegg und des städtischen Sanatoriums Harlaching gefesselt werden, die Ferdinand May für die Festschrift geliefert hat. Wenn die Planegger Heilstätte zustande kam und in so trefflicher Weise ausgeführt wurde, so ist das bekanntlich vor allem den unermüdlichen Bestrebungen v. Ziemssens und Ferdinand May's zu danken.

Der zweite Haupttheil gibt zunächst einen Ueberblick über die Entwicklung der Elektrotechnik in München. Die Darlegungen Oskar v. Millers, E. Voits und F. Uppenborns zeigen uns, wie sich aus kleinen Anfängen diese Industrie in München gewaltig entwickelt hat, wie Ohms und Steinheils Wirken nicht ohne Früchte in München geblieben ist. Namentlich die elektrische Ausstellung in München, die Thätigkeit der elektrotechnischen Versuchsstation, des Polytechnischen Vereins, die Einrichtung des elektrochemischen und elektrotechnischen Laboratoriums, der städtischen Elektrizitätswerke, die zum großen Theil der Mitwirkung der Verfasser selbst ihre Entstehung verdanken, finden die verdiente eingehende Würdigung. Wie stark der elektrotechnische Unterricht in der Hochschule in Anspruch genommen wird, geht am besten aus der Thatsache hervor, daß das Laboratorium im letzten Sommersemester von 262 Praktikanten besucht war!

Den dritten Haupttheil des Bandes nimmt die Beschreibung der Gährungs- und Kälte-Industrie ein. Wie in den früheren Abschnitten sehen wir auch hier, wie sehr sich in München gerade das Zusammenwirken der Arbeit in den wissenschaftlichen Laboratorien und in den Betriebsstätten bewährt hat. Die Thätigkeit der Münchener Brauereiversuchsstation unter Aubry's Leitung, der Kälteversuchsstation, die bekanntlich Linde's Schöpfung ist, haben wesentlich dazu beigetragen, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in die Praxis zu übersetzen. Die Verwendung der Reinzuchthefe und der Kälte-Anlagen in der Brauerei-Industrie hätte sicher nicht so rasche Fortschritte in München gemacht, wenn nicht Männer wie Reischauer, Aubry, Linde unermüdlich in den Versuchsstationen an Verbesserungen gearbeitet hätten. Auch hier hat sich das für Versuchszwecke aufgewendete Kapital rentirt. Jedem Besucher der Naturforscherversammlung werden die Erörterungen Aubry's, Holzners und Linde's willkommen sein; denn er erfährt hier von fachkundigster Seite, wie das vielgepriesene Münchener Bier gebraut wird.

Den Abschluß des Bandes bildet die Beschreibung Dietrichs der großartigen Kühlanlage im Städtischen Schlachthof München, die in diesem Sommer dem Betrieb übergeben wurde. Für die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit der Anlage spricht am besten der Umstand, daß von den 486 zur Verfügung stehenden Zellen im Kühlraum bereits ca. 300 vollständig belegt sind.

Die Theilnehmer der Naturforscherversammlung werden die Festgabe, die ihnen durch die Munificenz der Stadt München zutheil wird, zu würdigen wissen und werden daraus ersehen, daß München, wie die Herausgeber in der Vorrede sagen, thatsächlich „eine gesunde, in gesundem Fortschritt begriffene Stadt" ist.

Dr. M. Hahn.

---

## Schönaich-Caroläths „Dichtungen".

Von A. K. T. Tielo.

Weil häufiger als die Lust hebt das Leid den Menschen auf die Höhe des Dichters empor. Jedenfalls muß es auffallen, daß selbst in den Werken frohsinniger Lyriker wie Goethe's, Mörike's, Geibels eine nicht unbeträchtliche Anzahl dunkler, klagender Töne hervorbrechen, wogegen eine Reihe ursprünglicher Elegiker lichtvolle, erfrischende, befreiende Stimmungen selten aufkommen lassen. „Poesie ist tiefes Schmerzen", bedeutete der melancholische Justinus Kerner. Leopardi, Byron, Poe, Heine, Lenau, Hebbel, Lingg, Lorm, Draumor, Spitteler, miteingeschlossen der eben genannte schwäbische „Magus des Südens", können recht eigentlich als Poeten des Schmerzes bezeichnet werden. In der Mehrheit gebieten sie über einen kühnen Gedankenschwung und eine pathetische Sprache: selbstverständlich tritt bei vielen Lyrikern dieser Art in Liedern ihr Pathos verinnerlicht und halb und halb gebunden oder gemildert auf. Ihnen ist im Kern eine dämonische Sehnsucht und himmelstürmende Leidenschaft gegeben — selbst der weichere Kerner pries die „Lust der Sturmnacht" — und oft haftet ihren Gebilden ein düster glühender Zug an. Nacht, Tod, Vergänglichkeit spielen in ihren Gesängen, selbst oder gerade wo sie von Liebe singen, eine wichtige Rolle. Zu den glänzendsten deutschen Vertretern dieser Gruppe gehört der Prinz v. Emil Schönaich-Carolath. Er verkündet die Lehre: „Unsterblich ist der Schmerz allein." Seine „Dichtungen", zuerst 1883 veröffentlicht, sind 1898 bei J. G. Göschen zu

Digitized by Google

Leipzig in vierter vermehrter Auflage erschienen. Sie enthalten einige größere und kleinere epische und vorwiegend lyrische Kompositionen.

In erster Linie wurde Schönaich-Carolath in seiner literarischen Laufbahn von Byron und Heine bestimmt. An den Ersteren gemahnt er vornehmlich in seiner Epik, an den Letzteren in seiner Lyrik. Jenem begegnet er vorzugsweise in tiefsinnigen Ideen und Problemen, diesem in der Erotik, in dem gefühlsdurchtränkten Stimmungsausdruck und in der äußeren Form. Seine Eigenart verbindet die Reize der beiden älteren Romantiker zu einer neuen, reizvollen Einheit. Dem Gedanken weiß er eine sinnlichere, greifbare Einkleidung und der Sinnlichkeit einen tieferen, gedanklichen Untergrund zu verleihen: das gilt wenigstens von seinen vorzüglichsten epischen Schöpfungen. — Auch ihn beherrscht ein leidenschaftliches Streben nach der Enthüllung der obersten und untersten Weltgeheimnisse und auch ihn bewegt übermächtig das Leid der Liebe. Aber hier wie dort stürzt er nicht in den bodenlosen Abgrund der Verzweiflung. Wohl eignet ihm „Ein Herz, das Gott mit ew'ger Sehnsucht schlug". Doch besitzt er in Gott den Halt, der seinen Vorläufern versagt ist. Jede Frivolität steht ihm fern.

> Die Andacht hebt zu Gott uns wieder,
> Die Liebe senkt den Himmel nieder,
> Abglanz der Gottheit, uns vom Fröhnen
> Schmutziger Selbstsucht zu entwöhnen,
> Ein Strahl vom Urquell aller Sonnen
> Ein Glorienschein um Erdenwonnen![1])

Diese Verse aus dem „Giaur" hätte auch Schönaich-Carolath abfassen können. Und in anderer Prägung stellen sie sich auch mannichfach in seiner Dichtung ein. Vorderhand mögen sie die Pole seiner Ideenwelt andeuten.

Zu einer Parallele mit Byron fordert Schönaich-Carolath auch insofern heraus, als er seinen philosophischen Betrachtungen oft einen allzubreiten Raum gönnt. Es wird darauf zurückzukommen sein.

Heine's Einfluß, der in sein erstes Buch „Lieder an eine Verlorene" (Stuttgart 1881) ziemlich weit hineinreichte, hat sich in den „Dichtungen" gemindert. Sehr begreiflich wird durch das gleiche Thema, das verlorene und treulose Weib, manche Uebereinstimmung herbeigeführt. Schönaich-Carolath steht nunmehr nahezu auf eigenen Füßen. „Vom Scheiden" mag auf die erste Strophe des Heine'schen „Wandern"[2]) zurückweisen. Wiederholt bringt der jüngere Dichter den Atlas, freilich, wie es scheint, aus unmittelbarer Anschauung, die dem älteren Autor der „Kleinen Lieder" und „Großen Schmerzen" mangelte, mit der „Weltlast" seiner Trauer in Verbindung und endlich spielt er einmal unverblümt auf das blaue Wunderland „Bimini" an. Natürlich kann auch z. B. die nachfolgende Schlußstrophe des „Hochmittags" heinisch anmuthen:

> Könnt' einmal ich zusammenbrechen
> Zu Füßen ihr, und inniglich
> Aus tiefstem Herzen gläubig sprechen:
> Mein süßes Lieb, ich liebe dich!

Es wird Einem an diesem Punkt vielleicht die bekannte „Heimkehr" einfallen: „Die Jahre kommen und gehen."[3])

Wie Heine liebt Schönaich-Carolath den Volksgesang. In die „Dichtungen" hat er ein eigenes „Volkslied" hineingesetzt. Er baut als Lyriker gleichfalls in der Hauptsache einfache, vierzeilige, über Kreuz gereimte Strophen und nur das kunstvolle Sonett unterbricht die Masse der schlichten Reimformen. Ihn erfreuen Wohllaut und anmuthige Bewegung. Sehr bezeichnend ist es, daß auch er den Rhythmus gern in freiester Weise, dem Wechsel seiner Stimmung möglichst angemessen, jambisch-anapästisch ausgestaltet. Und in der Freiheit geht er noch einen Schritt weiter als Heine. Die Zahl der Versfüße und der Verse kürzt und mehrt er hier und da in der Schlußstrophe, um an dieser Stelle auch formal den durchschlagendsten Effekt zu erringen. Schließlich pflegen seine Gedichte strophisch umfangreicher auszufallen als die Heine'schen: er führt die Situationen gegenständlicher und farbiger aus. Er entwirft Gemälde.

Der Epiker Schönaich-Carolath verwendet fünffüßige, jambische, in beliebiger Folge gereimte Verse. Für den vollen Fluß und feierlichen Schwung seines Vortrags braucht er eben breitgedehnte Behälter.

Seine poetische Sprache nimmt sich kraftvoll, vornehm, ideal aus. Sie wogt in edler Fülle. Reichlich wird sie von klangvollen Fremdwörtern durchsetzt. Bemerkenswerth modifizirt der Dichter Farbeneindrücke und gar manche originelle Wortkomposition unterstützt die versinnlichende Macht seiner Diktion: fahlhelles Mondlicht, blaugelber Kerzenschein, buntdüstere Schatten, tiefbunte Blumen; brauner Blätter Raschelgold, Frühlingsregenfall. Im höchsten Maße aber bewährt er sein poetisches Können in dem Gebiete der Metapher und Personifikation.

Besonders ausführlicher, oft grandioser Vergleiche hat er sich in seinen epischen Erzählungen bedient, vorzüglich in der „Sphinx" und in „Don Juans Tod". Zwei Beispiele mittleren Umfangs, mit seltener, eigenthümlicher Pracht ausgestattet, mögen für die Menge zeugen: Ihr dunkles Auge mahnt an Lampen, die durch Alabaster brennen; des Palastes weiße Marmortreppe umschmiegt das Meer wie einen Frauenfuß die wallende, blauseidene Schleppe.

Schönaich-Carolaths gesammte Lyrik wird von dem Eigenleben der Personifikation durchleuchtet. Namentlich ragt bei ihm die Naturbeseelung hervor. Also: Des Abendrothes Flammenspeere verglühen hinter schwarzen Taxuswänden; der Sieger Tag zieht mit rothen Wolkenlämmern zur Weide; der Sturm singt sein großes de profundis; die Blumen murren bang in Traumeswirren; der Herbst senkt seine graue Schlußgardine. Ferner: Das Schlößchen liegt bis an den Hals in Epheu verstrickt; der Palast schläft vom Feste aus; das graue Haus glüht im Fieber; Geigen schluchzen wild; leise küßt die Lande ein Glockenklang im Wind; in der Luft träumt verschollen ein Lachen; holde Jugendträumereien gehen auf die Reise u. s. w. Sehr viele von diesen Bildern gestatten bereits an und für sich einen Einblick in die hoheitsvolle, strahlende Sphäre dieser Poesie.

Vier epische Dichtungen bietet Schönaich-Carolath dar; außer den vorher citirten: „Die Sphinx" und „Don Juans Tod" — „Judas in Gethsemane" und „Angelina".

Judas, eine Verkörperung der ohnmächtig duldenden Kreatur, will sich für das harte Schicksal der Erde an Gott rächen, indem er Christus, den Sohn Gottes, den römischen Legionären ausliefert. Die kurze Gartenscene vor den Thoren von Gethsemane, des Herrn und seines Verräthers Monolog, beschließt der Dichter mit dem Troste: „Die Liebe wird am allergrößesten bleiben."

Die folgenden Dichtungen werden von wirklicher Handlung getragen. Alle befassen sich mit dem Rätsel Weib, und alle diese leidenden Heldinnen, sirenenhafte Gestalten, werden vorzeitig, jäh und jung, von mors imperator hingerafft.

Die römische Blumenverkäuferin Angelina, ein modernes „Mädchen aus der Fremde", viel umworben und scheinbar ewig unnahbar, stirbt in ihrer Sünden Maienblüthe. Die

[1]) „Lord Byrons Werke." Uebersetzt von Otto Gildemeister. 6 Bände. Berlin 1864, 1865. I, 36.

[2]) Heinrich Heine's „Sämmtliche Werke". Herausgegeben von Ernst Elster. Leipzig und Wien (1890 f.). I, 294, Nr. 4.

[3]) „Sämmtliche Werke." I, 107, Nr. 25.

Schönheit, ein letzter Abglanz und Wiederschein aus Eden — so wird gelehrt — ist ein Danaergeschenk; sie reißt ihren Besitzer unrettbar ins Elend. Angelina wird in den Schmutz des Lasters getreten. Brillant entfaltet ist der gaukelnde Pomp des exponirenden Bacchanals, welches ihr Auftreten durch eine köstliche, neu gewendete Märe vom Tannhäuser vorbereitet, und ebensosehr packt das abschließende Bild: die Todte, aufgebahrt in dem Morgendämmer einer Kirche, überklungen von dem gnadeverheißenden Osterlied: „Christus ist auferstanden".

Noch werthvoller erscheinen „Die Sphinx" und „Don Juans Tod". Repräsentirt „Die Sphinx" in Donna Santa das treulose Weib, im Mark verdorben und verderbenbringend, das sich und den Geliebten preisgibt um Reichthum und Ehren, und sich diesem vor dem drohenden Tode, eine Ehebrecherin an ihrem legitimen Gemahl, brünstig in die Arme wirft — so stellt „Don Juans Tod" ihr Gegenstück dar: Diava, eine Grafenfürstin, die makellos treue Frau, deren Liebe den ruchlosesten Sünder aus den Banden gemeiner Wollust loskettet und beseligend zu wahrer Liebe emporzieht. Beide Epen haben in Symbol und Mythus eine ungewöhnliche Vertiefung und festen Untergrund erhalten. Die Sphinx wird ausgemalt als ein Sinnbild des Weiblichen in seiner geheimnißvollen, weltbezwingenden Schönheit. Don Juan will von dem wandernden Ahasver und der vertriebenen Lesbierin Venus abstammen, ein Kind verworfener Nothzucht. Sein Zwillingsbruder ist Faust.

Das Priesterthum der Lust, des Sangs, der Dirnen
Schuf Don Juan, sein Zwillingsbruder Faust
Als Fürst weltferner Hochgedanken haust
In deutschen Herzen, deutschen Dichterstirnen.

Beide Dichtungen münden in die Schilderung der Brautnacht, die zugleich die Todesnacht der Betheiligten ist. Den Schauplatz von „Don Juans Tod" in seinem letzten Ende gibt wie von „Angelina" die ruhevolle Heiligkeit einer Kirche her. Hier wie dort empört sich ein menschlicher Titan. Der zuckende Blitz des titanischen Geistes zerreißt die bangende Schwüle der lastenden Finsterniß.

Die Sphinx ausgenommen, führt der Dichter in jenen Erzählungen, wie bereits in zwei Fällen bemerkt wurde, das Christenthum als versöhnendes und erlösendes Prinzip herbei. Der schroffe Ernst der Katastrophe verschwebt in ein Gloria in excelsis Deo. In allen vier Epen waltet südliche, überquellende Ueppigkeit. Ein solches allgemeines Ueberquellen ist jedoch auch stilistisch zu konstatiren.

Wie Judas eine ziemlich weitschweifige Predigt über das fehlerhafte Weltgebäude hält und wie Gasten, der ergraute Künstler, sich über die Schönheit etwas breitspurig ausläßt, so behandeln auch der weise Jude der „Sphinx" und ebenso der freche Don Juan Treulosigkeit und Treue des Weibes, Liebe und Wollust und die Grundfragen des menschlichen Daseins mit außerordentlicher Gründlichkeit. Den Männern des Unglaubens steht fast unbeschränkte Redefreiheit zu. Don Juan wendet sich zwar mit cynischer Offenheit gegen „Hochzeitsgefasel und Philosophiren". Doch auch er verliert sich in philosophische Erörterungen. Indessen sind seine Erörterungen häufig ganz individuell geprägt; sie fließen aus seiner persönlichen Erfahrung. In der „Sphinx" trägt aber manchmal lediglich der Dichter vor. Die Schlußscene dieser Geschichte, wie treffend sie sich auch zuspitzen mag, ist doch durch die langathmige, an Glanzpunkten freilich überreiche Ausdeutung des Welträtsels Weib, das schon früher eifrig diskutirt wurde, in ihrer Schärfe abgestumpft worden. Die Verse „Es streut die Frau der Liebe heißen Strahl" und die folgenden bis auf „Der Heimath zu, dem großen Lenz entgegen" hätte der Dichter anderen Orts besser ausnützen können. Und theilweise eröffnet er dem Kenner seiner übrigen Poesie damit eben auch nichts neues. Zudem entbehrt dieser ganze Verskomplex des inneren, plastischen Aufbaues, der im folgenden bei dem zusammenfassenden Sinnbild der Sphinx wahrhaft monumental ins Auge fällt. Trotz der Verschwendung solcher Reflexionen gehören die beiden zuletzt besprochenen epischen Erzählungen nicht bloß zu den Gipfeln der Schönaich-Carolath'schen Dichtung, sondern zu Deutschlands epischen Meisterschöpfungen in den letzten Jahrzehnten überhaupt.

Den Uebergang zu der eigentlichen Lyrik Schönaich-Carolaths mögen zunächst ein paar größere Gedichte betrachtender und objektiv-subjektiver Art vermitteln: „Der schwarze Hanus", „Ein Bild", „Die Unbekannte". „Die Unbekannte", eine wundersam berückende Schöne in Roms Frühlingsgedränge einmal zufällig erblickt und rasch dem Blick entschwunden, von dem Dichter zuguterletzt als seine entschwundene Jugend erklärt, bestrickt durch ihre feurig tiefen Farben, herbe Kontraste und den Reiz sein ironischer und doch echt seelenvoller Darstellung. Auch durch das geistreiche Spiel athmet des Herzens ungestillte Schwermuth.

Ein kurzes „Genrebild", „Sommerfest", eine Ballade, die in ihren Motiven und in ihrer Stilisirung als eine neubildende Verschmelzung von Goethe's „Erlkönig" und Uhlands „Schwarzem Ritter" interpretirt werden kann; endlich „Desdemona", „Altes Bild", zwei Sonette aus der historischen, großen Epoche Venedigs, das Sonett „Künstlerroman" und das „Lied der Ghawâze" — und die Kette der episch-lyrischen Gedichte Schönaich-Carolaths ist geschlossen. Die Romanze „Merlin" und das Poem „Scherben", dessen philosophisch angelegter Trödler über Armuth und Reichthum weitreichende Betrachtungen ausspinnt, erweisen sich bereits als ganz individuelle Bekenntnisse des Dichters.

In Schönaich-Carolaths Lyrik kehren eine Reihe Ideen und Stimmungen aus seinen Epen wieder.

„Nachtwandelnd geh' ich durch den heißen Hag", äußert sich der Autor einmal. Träume gelten ihm als „Der Dichter letztes, bestes Erbtheil". So spürt man gerade in seinen Liedern am schärfsten seinen Gegensatz zu der wachen, rücksichtslos und toll forthastenden Alltagsherde. Dennoch gehen Sinnenfreude im einzelnen und Weltflucht im ganzen bei ihm auch hier freundschaftlich Hand in Hand.

Er stimmt manchmal den Preis Deutschlands an, und etwas öfter spricht er in einem Ausklang von der Aufgabe des Dichters. Die „Lebensverneinung" thut dar, daß auch Schönaich-Carolath an das Freiligrath'sche „Kainsmal" des Poeten glaubt. Die ungleich äußerlich und innerlich stärkere Masse der „Dichtungen" ist Erotik.

Da berichtet der Autor von einem leichten „Gretchen", von der nervösen, naiv grausamen Spanierin „Carmen", von einer nicht besonders namhaft gemachten Frau voll strengen Stolzes in dem „Meeresleuchten". Ein ganzer Cyklus von Gedichten, wild flammend, ohne doch etwas von Freiligraths grellem Tropenkolorit zu borgen, ist „Fatthûme", der Tochter der Wüste, gewidmet. Auch unter afrikanischem Himmel beschäftigt sich der Dichter mit der Ergründung von des Weibes Wesen, dem „Ursprung aller Erdenpein". Die verehrte Sultanin stirbt. Seine letzte Liebe.

In dem Mittelpunkt von Schönaich-Carolaths Denken und Dichten aber steht seine erste Liebe.

Um sie drehten sich schon die „Lieder an eine Verlorene". Ihr Herz wurde ihm entwendet. Sie wurde die Gemahlin eines Anderen. Der Untreuen blieb er treu. Er verherrlicht sie als sein Jugendglück, seine Jugend. Und doch! Obwohl sie lebend wandelt und genießt — für ihn ist sie eine Todte.

Digitized by Google

Aber

Selbst todter Liebe wohnt die Macht
Geheimnißvollen Glückes inne,
Und keiner jungen Liebe Pracht
Entthront des Herzens erste Minne.

Er flucht ihr nicht, er segnet sie. Auf irrer „Wanderfahrt", wie sich der letzte Theil der „Dichtungen" überschreibt, hat er Vergessen gesucht. Vergebens. Ihrer muß er gedenken am grauen Gestade der Nordsee, während die Wellen über das versunkene Julie und Stavoren hinschäumen. Von ihr träumt er in der üppigen Spätsommersonne des Rheinthals, in der Herbststille Zürichs, in der weichen Blüthenherrlichkeit Italiens, in dem Brande der syrischen Wüste. Selbst das „Wüstenweh" spiegelt im Grunde nur sein eigenes wüstes Weh wieder.

Bei der Unwandelbarkeit seiner Neigung und der Hoffnungslosigkeit seiner verzehrenden Wünsche begreift man, wie sich ihm „Trennungsleid" als „des Daseins Grundidee" offenbaren konnte. Seine ganze entsagende, düster grollende und zugleich träumerisch beschwichtigende Weltanschauung gewinnt vor den Augen des Lesers ihr sicheres Fundament. Ihm versank der Himmel auf Erden. Nun richtet er sich auf in dem Gedanken an den Himmel der Gottheit hoch über Staub und Stürmen.

Nur der Tod, der Gewaltigste der Gewaltigen, vermag ihn zu trösten. Im Jenseits erhofft er ein Wiedersehen und Wiederfinden. In schweren Stunden läßt ihn freilich selbst dieser Tröster im Stich. Ihn will es dann bedünken, es müsse der irdische Liebesschmerz in die Ewigkeit hineinragen und es müsse der Erdenliebe Wunde ewig bluten. Raum und Zeit erfüllt ihm dergestalt wachsend der Eine weihevolle Schmerz. Liebe über Tod und Gott hinaus! Seine Erotik krönt weltumfassende Trauer.

Der „Wanderfahrt" gemäß hat Schönaich-Carolath ein paar Male die Maske des Wanderers, des fahrenden Spielmanns und gefangenen Landsknechts angelegt. Die bösen Basen verderben ihm das Spiel mit ihrer bösen Zunge. Sehr wirksam ist er hier in ein entsprechendes und ansprechendes volksmäßiges Gewand geschlüpft.

Schon die Titel zahlreicher lyrischer Stücke zeigen die obwaltende Gefühlsregion und ihre Harmonie mit dem Naturleben an. Zumeist steigt der Herbst ins Land oder es wird überhaupt der letzte Moment betont. Nämlich: „Herbst am Zürichberg", „Herbstreise", „Spätherbst", „Oktobersonne", „Letztes Blühen", „Letzter Sonnentag", „Verblühter Frühling", „Verleuchtender Tag"; ferner: „Letzter Tanz", „Vorüber", „Allerseelen", „Abschied". Besonders drei Naturstimmungen hält der Dichter fest: Die schwüle Frühlingsnacht, in welcher stoßweise der Wind warm und schaurig durch das Wipfelgewirr eines Parkes fährt, und die sengende Mittagsgluth des Sommers, in welcher die blaue Luft und die Felder stumm erzittern. Endlich, nach dem Vorangehenden zu erwarten, der nebelumwobene Glanz des Herbsttags. Vom Winter wissen die „Dichtungen" nichts.

„Noch immer" zeigt dem Dichter die Natur jener drei Jahreszeiten das gleiche Angesicht; es leben die alten Märchen. Alles wie sonst und doch ganz anders! In die vertraute Umgebung führen ihn Erinnerung, Traum oder Vision mit der Jugendgeliebten zusammen. Er fleht und geht, er trägt sich mit Sterbegedanken, oder er vermeint gar die letzte Pilgerfahrt angetreten zu haben. Da bekennt er ihr seine Neigung. Meistens genügt ihm indessen schon die Selbstmahnung, sich auf Flügeln der Andacht emporzuschwingen. Das zweite Motiv bildet den Grundton seiner Lieder, ja seiner Poesie insgemein. Fast stereotyp schließt der Rausch brennenden und brausenden Schmerzes — auch in den Epen — mit dem Ruf: Nun auf, unsterblich Herz, zurück zu Gott, zu der großen Heimath, empor in den ewigen Frühling!

Mit dieser engen inneren Zusammengehörigkeit paart sich eine gleichmäßig sorgfältige künstlerische Ausgestaltung der gegebenen Situationen. So ziemlich alle Erotika der „Dichtungen" nehmen dasselbe auserlesene Niveau ein.

Ihr ständiger Schlußaccord aber bringt es dem Leser gründlich zur Erkenntniß, daß sich der Dichter dauernd wiederholt. Seinen weiblichen Figuren scheint nur ein Modell gestanden zu sein. Auch verbirgt er sich nicht bloß unter der Maske des Wanderers, Spielmanns u. s. w. Schönaich-Carolath rangirt, obschon er sich ganz und gar nicht auf Intimitäten einläßt, zu den persönlichsten Poeten. Seiner Persönlichkeit leiht er sogar in seinen Epen fast unmittelbaren Ausdruck. Ueberwiegend ist er eben ein Erklärer und Verklärer eigenen Lebens und Erlebens, genauer: seines Liebeslebens, und zwar in dem Maße, daß er immer nur eines und dasselbe Thema variirt. Das thut er noch konsequenter als etwa sein Landsmann Eichendorff.

Aus dieser Einseitigkeit resultirt die hohe Einheitlichkeit der Dichtungen. Eine solche Einseitigkeit kann eine anders geartete Natur vollkommen abstoßen oder gleichgültig lassen. Ein gleichgestimmter Geist wird erschüttert, hingerissen, faszinirt. Schönaich-Carolath theilt das Loos der eintönigen Künstler.

Wohl verweilt er immer auf einem Fleck. Dafür hat aber auch seine poetische Gewalt die markigsten Wurzeln und dufthaltigsten Blüthen getrieben. Sie ist innerhalb ihrer Grenzen Läuterung, Reife, Vollendung. Schönaich-Carolaths Farben sprühen von einer überraschenden Leuchtkraft. Gesättigte Klarheit wie des Südens wolkenloser, strahlend azurblauer Himmel. Oder wenn man sich das Wesen seiner Dichtung im ganzen bildlich vergegenwärtigen will: ein halb märchenhaft süßes, halb tödlich kaltes Dunkel, von einem goldigen Heiligenschein umflossen. Und durch diese Mischung von Licht und Schatten rauschen tiefe, sonore Gesänge wie der Orgel dröhnendes Anschwellen und sanft rollendes Verhallen.

Schließlich kann der Versuch gemacht werden, die Stellung Schönaich-Carolaths in der neueren deutschen Literaturgeschichte — abgesehen von seinen novellistischen Arbeiten — wenigstens andeutungsweise abzustecken. Der Dichter steht zwar noch in der Vollkraft seines Lebens und Schaffens. Aber er scheint nur mäßig zu produziren. Die letzte Auflage der „Dichtungen" weicht von der vorangehenden (1897) nur um die Einfügung von drei neuen Gedichten ab: „Nach dem Gewitter", „Lied des Gefangenen", „Abschied".

Auf Schönaich-Carolaths eigentliche Lehrmeister ist bereits aufmerksam gemacht worden.

Als Epiker schließt er sich ungefähr an den Verfasser des „Ahasverus in Rom" (Hamb. 1866) an. Robert Hamerling umspannt freilich viel weitere Perspektiven; er schildert objektiver, er begreift und ergreift ganze Zeitströmungen und baut historische Charaktere auf breiter kulturhistorischer Grundlage auf. Eine Berührung zwischen ihm und dem jüngeren Autor findet insofern statt, als beide die Handlung philosophisch durchdringen und aufs gluthvollste ausmalen. Als Lyriker kann Schönaich-Carolath an seinen Landsmann, den Grafen Moritz v. Strachwitz, angereiht werden, zumal dieser ja auch von Heine viel gelernt hat. Doch ist eine solche Anreihung einzig im Hinblick auf dessen Spätlyrik erlaubt. Die schon erwähnte „Desdemona" paßt ganz in den Rahmen des größtentheils in Terzinen gedichteten Cyklus „Venedig" (1847) hinein, der letzten, schönsten Dichtungen jenes älteren, allzu früh verstorbenen Schlesiers, der darin — wie Schönaich-Carolath

Digitized by Google

in seinen Liedern — unter Schauern der Nachtstille und des Todesbangens den Verlust seiner Herzensdame in feierlicher Sehnsucht beklagt. Schönaich-Carolath hat, wenn man ein Wort Hebbels[1]) auf ihn anwendet, mehr geleistet als Strachwitz. Er hat „eine höchste Aufgabe der Poesie" erfüllt, dadurch daß er „durch den Todesgedanken den goldenen Faden des Lebens" gezogen hat.

Mit den „Modernen" unterhält dieser Neuromantiker bloß oberflächliche Fühlung. Wie etwa C. F. Meyer in anderer Art schlägt er eine Brücke von der alten zu der jungen Generation. Ihm haften noch mancherlei konventionelle Züge an. Die Stürmer und Dränger der 80er Jahre unsres Jahrhunderts kümmerten sich wenig um Frühling, Flieder und Nachtigall und die erste Liebe. Davon hatte schon Heine geschwärmt. Die jungen Talente gaben sich der Bewältigung sozialer Tendenzen hin. Die moderne Lyrik sollte sich ihre Stoffe aus dem Volke und der „Großstadtluft" holen. Die Dirne wurde von ihr entdeckt. Originalität um jeden Preis! Erst in den 90er Jahren, wo man des öden Phrasenschwalls, der charakterlosen Effekthascherei und des fruchtlosen, naturalistischen Experimentirens müde wurde, konnte gediegenere Kunst aufkommen. Schönaich-Carolath hat denn auch neuerdings während der schweigenden Aussöhnung und Ausgleichung der „Alten" und „Jungen" volle, verdiente Anerkennung erlangt. Selbst weiteren Kreisen imponirt seine erhabene, zugleich empfindungsstarke Gluth, der trotzige Hochflug seiner Ideen und Anschauungen und die keusche Zartheit seines Gemüths, eine Zartheit, die auch über seinen sinnlichsten Schöpfungen schimmernd schwebt. Den Ausschlag gibt auch bei der Schätzung seiner Werke ihre überzeugende Herzenswahrheit. Sie mußten geschrieben werden.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**München**, 14. Sept. Deutsche geologische Gesellschaft. 41. Jahresversammlung in München. Eröffnungssitzung in der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaft. Der Vorsitzende, Geh. Rath v. Zittel, eröffnet die Sitzung mit einem historischen Rückblick auf die Geschichte der „Geologischen Gesellschaft". Er beginnt mit einer Darstellung der Thätigkeit Flurls, dessen Bild zur Seite des Redners aufgestellt ist. Was zwischen 1810—1815 in Südbayern geleistet wurde, verdankt man fremden Gelehrten. Im Jahre 1848 wurde Schafhäutl (1803—1890) an die Hochschule München berufen. Seine Lieblingsbeschäftigung war allerdings Musik, jedoch hatte er sich in Dublin den Doktortitel erworben und entdeckte den Stickstoff im Gußeisen. In seinen geologischen Ansichten war er leider sehr neptunistisch. Seinen Ruhm erwarb er sich durch das Studium der bayerischen Alpen. In den zwei letzten Dezennien seines Lebens wandte er sich wieder der Musik und der Akustik zu. Eine neue Wendung in der Geologie und dem Studium der bayerischen Alpen trat mit Gümbel ein, welcher 1851 nach München berufen wurde. Bis zu seinem letzten Athemzug war das geognostische Studium Bayerns sein Lebensziel. Seine Thätigkeit ist gleichfalls grundlegend für die Nordalpen. Die „Geognostische Beschreibung der bayerischen Alpen" ist sein Hauptwerk. Er publizirte nichts, was er nicht selbst gesehen hatte; seine Mitarbeiter mußten dabei in den Hintergrund treten. Doch wurde es ihm nicht gegeben, sein Werk zu vollenden; doch seine Mitarbeiter werden es zustande bringen. Andreas Wagner verdankt man die paläontologische Sammlung Münchens; dieselbe hat seit 1851 ihre Selbständigkeit erlangt. Albert Oppel leitete die Sammlung von 1862 bis 1865; er führte viele Studirende der Geologie zu. Unsre Sammlungen, so fährt der Redner fort, stehen denen anderer Staaten nicht nach, aber es fehlt uns der Raum. Der Redner dankte Allen, welche den Kongreß vorbereitet haben, und erklärte die 41. Versammlung der Deutschen geologischen Gesellschaft somit für eröffnet. — Das Präsidium wurde Hrn. Geh. Ober-Reg.-Rath Hauchecorne übergeben, auf Vorschlag von Geh. Rath v. Koenen hin. Es sprach Staatsrath Neumayr im Namen der bayer. Staatsregierung. Er betonte, daß die Gesellschaft sich in den Dienst des allgemeinen Interesses gestellt habe, da die Kenntniß des Bodens die Hauptsache ist. Im Namen der Stadtvertretung sprach Hr. Bürgermeister v. Brunner und erinnerte besonders an Gümbel, dem wir die Wasserversorgung Münchens verdanken. — Es werden zwei Festschriften vertheilt: 1. „Der Bayerische Wald zwischen Bodenmais und dem Passauer Graphitgebiet", von E. Weinschenk. 2. „Geognostisches aus Bayern". — Sodann ergriff Prof. Rothpletz das Wort zu seinem Vortrag „Ueber das Rhätikon". Er führte aus, daß auf der West- und Nordseite des Rhätikons die Massen über den Flysch hinweggeschoben erscheinen; die Ostalpen sind also hier über die Westalpen geschoben worden. Es wurde dies später bestritten. Theobald erkannte dasselbe in Graubünden. Richthofen hatte diese Ueberschiebung nachgewiesen. Rothpletz hält seinen Vortrag an der Hand der geologischen Karte von Mojsisowicz, an welcher zwar Veränderungen nothwendig wären; er verfolgt die Massen über dem Flysch. Zur Zeit der Dyas war hier eine Küste. Diese „Bündner Schiefer" sind ein Schmerzenskind der Schweizer Geologen und es gibt hierüber drei Meinungen. Rothpletz sagt, es sei Lyas ohne paläozoische Ueberreste. Diese Linie geht über die Maloja und Bernina, welche somit überschobenes Gebiet wäre; von Osten nach Westen ist somit der große Schub gegangen. Eine ganz merkwürdige Störung finden wir im Rheinthal; die Faltensysteme haben eine ganz andere Bildung. Die Ursache muß eine Verwerfung sein. Wäre es anders, so müßte der Bodensee bis Chur gehen, und es ist anzunehmen, daß es früher so war. Der Referent empfiehlt die „Siegfried-Blätter" für die Geologie dieser Gegend. Bei Sargans ist der bedeutende Punkt; man befürchtete, bei Hochwasser könnte der Rhein in den Walensee fließen und somit die Stadt Zürich zerstören. Daher wurde der Strom hier stark eingedämmt. Bei den Glarner Alpen ist die berühmte Doppelfalte. Hier sind die Ostalpen zweimal über die Westalpen geschoben worden. Theobald hat sich in seiner Stratigraphie oft geirrt. Bis wie weit geht nun diese Verschiebung und sind auch die italienischen Alpen eine Ueberschiebung der Ost- über die Westalpen? Das ist noch das Problem. — Prof. Steinmann führte aus, daß wir es hier mit der wichtigsten Dislokation in den Alpen zu thun haben. Bei solchen Verschiebungen herrscht ein Gesetz, daß nämlich, so wie hier über die helvetische Schicht stets die östliche hergleitet, stets eine reichere Schicht über eine ärmere gleitet. Faciesgrenzen bringen gewöhnlich Ueberschiebungen mit sich. Diese Ansicht wird jedoch von Rothpletz bestritten. Dr. H. Blind.

Fr. Die vorjährige Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Düsseldorf hat eine permanente Kommission zur Erforschung und Bekämpfung der Tuberkulose gewählt, welche am 20. September in München ihren ersten Bericht erstatten wird. Der Kommission gehören an Prof. Hüppe (Prag), Vorsitzender, R. Blasius (Berlin), Liebe (Breslau), Blumenfeld (Wiesbaden), Engelmann (Berlin, vom kais. Gesundheitsamt), Finkler (Bonn), Friedeberg (Berlin, Krankenkassen), Gebhard (Lübeck, Invaliditätsversicherung), Gerhardt (Berlin), Kriege (Barmen), v. Leube (Würzburg), v. Leyden (Berlin), Martius (Rostock), Meißen (Hohenhonnef), Pannwitz (Berlin, Heilstätten). Wie der Geschäftsbericht des Vorstandes der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte hervorhebt, tagt in Italien und Frankreich seit einigen Jahren stetig ein Kongreß, der sich nur mit Tuberkulose befaßt. Prof. Hüppe führt in dem Bericht folgendes aus: „Unsre Versammlung ist eine Wanderversammlung. Das Interesse an dieser Krankheit wird überall verbreitet und wenn wir eine solche Anregung geben können in Düsseldorf, München u. s. w., so werden wir damit auch gewissen Lokalbedürfnissen Rechnung tragen, weil unsre Versammlung auch weitere Bevölkerungskreise heranzieht. Es handelt sich darum, das Interesse für die Tuberkulose in weitere Kreise zu tragen, sie mit dem Gedanken vertraut zu

---

[1]) Friedrich Hebbels Tagebücher. Herausgegeb. von Felix Bamberg. 2 Bde. Berl. 1885, 1887. I, 242.

Digitized by Google

machen: **die Tuberkulose kann man nicht so gehen lassen.** Man muß vorbeugen und die Frage vom volkswirthschaftlichen Standpunkt ins Auge fassen. Die Invaliditätsversicherung, die jetzt in Arbeiterkreisen eine so wichtige Rolle spielt, muß unbedingt dabei interessirt werden und ihre Vertreter aktiv betheiligen. Eine Bekämpfung im großen Stil muß in die Hand genommen werden; bis jetzt sind überall nur Anläufe gemacht worden, in Berlin und in München. Es werden auch weitere Kreise unsrer Naturforscherversammlung gewonnen werden, wenn die Leute sehen, daß wir uns auch mit Dingen beschäftigen, welche unsre ganze Umgebung interessiren; daß wir nicht nur wissenschaftlich, sondern auch praktisch arbeiten, daß unsre Arbeit auch volkswirthschaftliche Bedeutung hat." In gleichem Sinne haben sich Prof. v. **Leube** (Würzburg) und Prof. **Waldeyer** (Berlin) für die Kommission ausgesprochen, welche der Vorstand in einer Schlußsitzung am 23. September v. J. einstimmig bestätigt hat. Ueber das Vermögen der Gesellschaft entnehmen wir dem Geschäftsbericht folgende Zahlen: Das Vermögen hat sich von 1890 bis 1898 von 28,200 M. auf 91,342 M. vermehrt. Das Vermögen der Trenkle-Stiftung beträgt 91,041 M. mit 2400 M. Zinsen. Hienach ist der Zinsenbetrag, welcher den Verfügungen des Professors **Virchow** gemäß verwendet werden kann, noch nicht erreicht, wie der vom 17. März d. J. datirte Kassenbericht feststellt. Der Garantiefonds der Gesellschaft beträgt 5000 M. Der Bericht erwähnt noch, daß in diesem Jahre in München eine Vorstandssitzung unter Leitung des Vorsitzenden, Prof. Dr. **Neumayer** (Hamburg) stattgefunden hat, und schließt: **Möge die Tagung in München sich ihren Vorgängerinnen würdig anschließen und der Gesellschaft neue Freunde gewinnen.**

* **Ueber die Thätigkeit der deutschen Malaria-Expedition** hat Prof. **Robert Koch** seinen ersten Bericht erstattet, der von der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amts der „D. med. Wochenschr." zur Veröffentlichung übergeben wurde. Dieser Bericht bezieht sich hauptsächlich auf die Arbeiten der Expedition in dem Malariazentrum **Grosseto** in Italien vom 25. April bis 1. August. Die Malaria herrscht in den toscanischen Maremmen seit langer Zeit in der schlimmsten Weise. Sie verschwindet zu keiner Zeit des Jahres, tritt aber besonders arg in den Monaten Juli bis Oktober auf, und es bleibt der Bevölkerung keine andere Rettung, als während dieser Zeit die am meisten heimgesuchten Ortschaften zu verlassen und in die benachbarten Provinzen und das nahe Gebirge auszuwandern. Zu diesen Ortschaften gehört auch Grosseto, die Hauptstadt der Provinz. Grosseto besitzt ein wohleingerichtetes Hospital mit 200 Betten. In diesem wurden im Jahre 1898 in den Monaten April 46, Mai 52, Juni 58 Malariakranke verpflegt. Dann kam die Fieberzeit, und es stieg die Zahl der Malariafälle auf 264 im Juli, 384 im August und 332 im September, um allmählich bis zum Februar 1899 wieder auf 73 und im März auf 65 herabzugehen. Außer diesen Hospitalkranken machte der Sanitätsbeamte der Stadt, Dr. Pizzetti, der Expedition auch zahlreiche Krankheitsfälle aus seiner Privatpraxis, also durchweg aus anderen Bevölkerungskreisen, zugänglich, so daß es möglich war, einen wirklichen Einblick in das Wesen der italienischen Malaria zu gewinnen. Bei den zahlreichen Untersuchungen, welche die deutsche Expedition ausführen konnte, ist auch nicht ein einziger Fall vorgekommen, bei dem es nicht gelungen wäre, die Malariaparasiten nachzuweisen. Es wurde festgestellt, daß das von den italienischen Aerzten behauptete leichtere Frühjahrsfieber in Grosseto und Umgegend nicht besteht. Hier entstehen alle Fieberfälle erst mit dem Beginn der heißen Jahreszeit, d. h. gegen Ende Juni oder Anfang Juli. Alles, was vor dieser Zeit an Malariafällen zur Beobachtung kommt, besteht aus Rückfällen der vorhergehenden Jahre. Die Infektionszeit, die eigentlich gefährliche Zeit, ist für Grosseto verhältnißmäßig kurz, sie umfaßt anscheinend nur die Monate Juli, August und September. Diese Thatsache ist für die Bekämpfung der Malaria von der größten Bedeutung. Alle bisherigen Erfahrungen weisen bestimmt darauf hin, daß die Malariaparasiten außer im Menschen nur noch in gewissen Arten von **Stechmücken** zu leben vermögen. In letzteren können sie aber auch nur während der heißen Sommermonate zur Entwicklung gelangen und es bleiben somit nicht bis neun Monate, innerhalb welcher die Parasiten allein auf die Existenz im menschlichen Körper angewiesen sind. Nach Malariaparasiten in anderen Lebewesen hat die Expedition bei jeder Gelegenheit, aber stets vergeblich gesucht. Der Mensch bleibt also der einzige „Wirth" für diesen spezifischen Parasiten, dessen Uebertragung nur innerhalb der kurzen Sommerzeit durch Vermittelung der Stechmücken geschieht. Dabei muß dann aber vorausgesetzt werden, daß die Mücken die zu übertragenden Parasiten auch vorfinden. In dieser Beziehung gibt es nun nach den Untersuchungen Kochs keinen Mangel. Wenn die heiße Zeit kommt, seien noch so viele Malariarückfälle vorhanden, daß von diesen aus die Infektionen in beliebiger Zahl vor sich gehen können. Die Malariarückfälle bilden also gewissermaßen das Bindeglied, die Brücke von der Fieberzeit des einen Jahres zu derjenigen des nächstfolgenden. Wenn es möglich wäre, dieses Bindeglied zu unterbrechen, dann wäre damit auch die Erneuerung der Infektion verhindert, das Entstehen der frischen Fälle würde immer seltener werden und die Malaria müßte allmählich in einer solchen Gegend verschwinden. Die Möglichkeit dazu ist in der richtigen Anwendung des Chinins gegeben, das imstande ist, die Malariaparasiten im menschlichen Körper definitiv zu vernichten. Allerdings muß es nicht nur benutzt werden, um einen gerade vorhandenen Malariafall zu beseitigen, sondern so, daß das Zustandekommen der Rückfälle möglichst verhütet wird. Innerhalb eines Zeitraums von 8—9 Monaten müßte es doch gelingen, meint Koch, die Malaria nicht nur zu einer zeitlichen, sondern zu einer vollständigen Heilung zu bringen. Das Interesse der einzelnen Kranken und die Rücksicht auf das Gesammtwohl sollte dazu zwingen, der Verhütung der Rückfälle eine viel größere Bedeutung beizulegen, als es jetzt geschieht. Man wird mehr und mehr dahin kommen, den einzelnen Malariakranken als eine Gefahr für seine Umgebung anzusehen und die Malaria nach denselben Grundsätzen zu bekämpfen, wie die Cholera, Pest und Lepra, nur mit dem Unterschied, daß bei der Malaria an Stelle von Isolirung und Desinfektion die Anwendung des einzig in seiner Art dastehenden Mittels, des Chinins, tritt, um den Infektionsstoff da, wo er für uns am leichtesten erreichbar ist, zu vernichten.

* **Heidelberg.** Wie bereits kurz mitgetheilt wurde, wird am 23. Sept. hier der Kongreß der „Association littéraire et artistique internationale" eröffnet werden. Das Programm der Verhandlungen ist folgendes: I. Das moralische Recht des Urhebers an seinen Schöpfungen: a) Das Recht des Urhebers eines Geisteswerkes, seine Eigenschaft als Urheber zur Anerkennung zu bringen und gegen Jeden gerichtlich vorzugehen, der sich das Verdienst des Werkes aneignen sollte. b) Das Recht, die Vervielfältigung seines Werkes zu untersagen, die unter irgendwelcher Form ohne seine Zustimmung erfolgen sollte. Können die Gläubiger des Urhebers das Vervielfältigungsrecht des Werkes verkaufen? c) Das Recht des Urhebers, der sein Werk abgetreten hat, seiner Eigenschaft als Urheber Geltung zu verschaffen und dagegen aufzutreten, daß der Uebernehmer das Werk in geänderter Form vervielfältigt oder ausstellt oder davon einen durch den Vertrag nicht vorgesehenen Gebrauch macht. d) Die Rechte des Testamentsvollstreckers oder des Erben, um das moralische Recht des Urhebers zur Geltung zu bringen. Gerichtliche Machtmittel um den Schutz des Werkes zu sichern, selbst im Hinblick auf die Erben und auch dann, wenn das Werk frei geworden ist. Berichterstatter: Die HH. **Mack, Maillard, Vaunois, Lermina.** II. Ueber den Schutz der Werke der angewandten Kunst. Berichterstatter: Hr. **Soleau.** III. Berichterstattung über die Rechtsprechung, die geistigen Verhältnisse und die gesetzgebende Bewegung in den verschiedenen Ländern: a) Vortrag über die Vorbereitung eines neuen deutschen Gesetzes. Untersuchung der hauptsächlichen wünschenswerthen Reformen. Hr. **Osterrieth.** b) Stand der vorbereitenden Arbeiten des englischen Gesetzes. Hr. **Iselin.** c) Reformentwurf des italienischen Gesetzes. Hr. **Amar.** d) Der russische Gesetzentwurf. Hr. **Halpérine-Kaminsky.**

Digitized by Google

e) das literarische Eigenthum in Rumänien. Hr. G. Djuvara. f) Das literarische Eigenthum in den Vereinigten Staaten. Hr. Paul Oeker. Außerdem wird noch Hr. G. L. Pesce über den „Schutz wissenschaftlicher Werke“ berichten.

* **Freiburg i. Br.** An der hiesigen Universität ist die ordentliche Professur der Moral dem bisherigen Direktor des theologischen Konvikts, Dr. Karl Julius Mayer, übertragen worden.

* **Wien.** Durch die Schenkung der Papyrus-Sammlung des Erzherzogs Rainer an die Hofbibliothek in Wien, die wir gestern kurz meldeten, ist die Verwahrung und wissenschaftliche Verwerthung des unter dem Namen „Papyrus Erzherzog Rainer“ bekannten Schatzes uralter Schriftdenkmäler, welcher seit 15 Jahren provisorisch in den Räumen des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie untergebracht war, für die Zukunft gesichert. Der Entschluß des Erzherzogs trifft mit dem Umstand zusammen, daß Hofrath Professor Dr. Joseph Karabacek, welchem von Anbeginn die Sichtung, Ordnung und wissenschaftliche Verwerthung des Papyrusschatzes anvertraut worden war, bekanntlich vor kurzem zum Direktor der k. k. Hofbibliothek ernannt wurde. Es ist hiedurch dem neuen Leiter der kaiserlichen Bücher- und Handschriftensammlung Gelegenheit gegeben, die — wie die bereits erschienenen Publikationen beweisen — erfolgreiche Bearbeitung des „Papyrus Erzherzog Rainer“ fortzusetzen. Zu dem bisherigen Grundstock von 1000 griechischen und etwa 20,000 lateinischen und modernsprachigen Manuskripten der Hofbibliothek kommen, wie die „N. Fr. Pr.“ feststellt, jetzt weit mehr als 100,000 Schriftdenkmäler auf Papyrus, Pergament, Papier, Holz, Leder, Thon u. s. w. Unter diesen finden sich ca. 70,000 griechische, 30,000 arabische, 5000 koptische Stücke; zu der überaus kostbaren Kollektion demotischer Papyri, die in ihrer reichen Zusammensetzung ohnegleichen dasteht, gesellen sich ferner größere Reihen von Urkunden in hebräischer und aramäischer Sprache; der Zeit nach begreifen sie rund dritthalbtausend Jahre. — Der ordentliche Professor der darstellenden und praktischen Geometrie an der Bergakademie in Leoben, Adolf Klingatsch, ist zum ordentlichen Professor für niedere und höhere Geodäsie an der Technischen Hochschule in Graz ernannt worden.

x. **Dover,** 11. Sept. Die British Association, die in dieser und nächster Woche hier tagt (siehe gestrige Nummer), wird eine Anzahl hervorragender wissenschaftlicher Fragen behandeln. Ein Gegenstand fortwährenden Interesses wird in der geologischen Sektion erörtert werden, nämlich die Frage, ob im südöstlichen Theile Englands abbauwürdige Kohle vorhanden ist, und die definitive Lösung des Problems, ob die Schichten unter Dover eine Fortsetzung der belgischen Kohlenfelder sind, respektive ob sie dieselben mit den Kohlenfeldern von Radstock und Wales verbinden. — Gleichzeitig mit der British Association wird die Jahressitzung der Belgischen Geologischen Gesellschaft in Dover abgehalten werden, so daß die Stadt der Klippen für kurze Zeit der Mittelpunkt für die Männer der Wissenschaft Europa's sein wird. Professor Boyddawkens wird der Versammlung ein Gutachten über die Möglichkeit des Kanaltunnels vom geologischen Standpunkte aus vortragen, während Dr. Anderson über den Ausbruch des Vesuvs im Jahre 1898 lesen wird. Der Präsident der mechanischen Sektion, Sir H. W. White, wird über hohe Geschwindigkeit von Dampfschiffen sprechen und die Schwierigkeiten erörtern, die sich einer weiteren Steigerung der Geschwindigkeit entgegenstellen, und wie nach allen Erfahrungen, die wir bis jetzt besitzen, eine Geschwindigkeit von 100 km die Stunde als unerreichbar gilt. — Beabsichtigt war unter anderem auch ein Besuch der British Association (die zusammen mit etwa 3000 Personen hier sind) in Boulogne. In letzter Stunde hat sich aber, infolge der großen Erbitterung, die das Dreyfus-Urtheil in allen Schichten der englischen Bevölkerung hervorgerufen hat, eine gewisse Mißstimmung gegen die Fahrt nach Boulogne geltend gemacht und vorläufig ist die Frage des Besuchs nicht entschieden. — Marconi demonstrirte gestern seine drahtlose Telegraphie und es gelang ihm dabei, ca. 7 km durch Klippen und Felsen hindurch zu telegraphiren. Er wird in diesen Tagen nach Amerika abreisen und Professor Flemming wird der British Association die weiteren Versuche zeigen.

* **Paris.** Nach dem Muster des großen Berliner Corpus der lateinischen und griechischen Inschriften gibt die Pariser Akademie der Inschriften eine Sammlung der semitischen Inschriften (Corpus inscriptionum semiticarum) heraus. Und wie Theodor Mommsen einst seinem Corpus zur schnelleren Veröffentlichung eine Ephemeris epigraphica latina beigesellt hat, so wird nun auch die von dem Marquis de Vogüé geleitete Kommission des semitischen Corpus vom 1. Januar des nächsten Jahres an eine je nach Bedarf erscheinende Ephemeris erscheinen lassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

*Stanislao Fraschetti:* Il Bernini. La sua vita, la sua opera, il suo tempo. Con prefazione di Ad. Venturi. Ebd. — Dr. A. Wernicke: Richard Wagner als Erzieher. Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne 1899. — Dr. Th. Büdingen: Zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht. Streifzüge eines Arztes in das Gebiet der Strafrechtspflege. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn 1899. — H. Sintenis: Nicolaus Lenau. Vortrag. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). — M. Steinschneider: Ueber Sprachkenntniß und Sprachkunde. Zwei Vorträge. Ebd. 1899. — Hagen-Beyer: Die Erziehung der weiblichen Jugend vom 15. bis 20. Lebensjahre. 2. Aufl. Erfurt, Karl Villaret. — Friedr. v. Weech: Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung. 16. Lfg. Karlsruhe, Macklot'scher Verlag 1899. — *D. Mario Carli:* Il Ce-Kiang. Studio geografico-economico. Roma, Forzani e C. tipografi del senato. 1899. — Handbuch der Börsenwerthe. Jahrbuch 1899—1900. Hrsgb. von Arends u. Maßner. Berlin, Korrespondenz Gelb, 1899. — *Rijks Ethnographisch Museum:* Tentoonstelling van Japanische Kunst. Gids voor den Bezoeker. Bewerkt door Dr. J. D. E. Schmeltz. Haarlem, H. Kleinmann & Co. 1899. — *Dr. J. D. E. Schmeltz:* Toespraak, gehouden bij Gelegenheid der Openstelling der Tentoonstellung van Japanische Kunst in's Rijks Ethnographisch Museum. Leiden, L. van Nifterik Hz. 1899. — Dr. J. B. v. Weiß: Weltgeschichte. Lfg. 2—4. 4. u. 5. Aufl. Graz, Leipzig, „Styria“, k. k. Universitätsbuchhandlung. — Der neue Staat, genauer: Die neue Kirche und der neue Staat oder: Staat und Kirche und was damit zusammenhängt auf der nächsthöheren Stufe der Zivilisation. Braunschweig. In Kommission: Rich. Sattler 1899. — M. Grünert: Der Löwe in der Literatur der Araber. (Wissenschaftl. Verein für Volkskunde und Linguistik in Prag. 6. Publikation.) Prag 1899. — Wenn Geedhe un Schiller gemiethlich sin. Ae klassischer Lorbeerkranz, dargebracht von änem alden Leibz'ger. Leipzig, Edw. Bormanns Selbstverlag 1899. — Rigutini-Bulle: Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 16. Lfg. Leipzig, Bernh. Tauchnitz 1899. — Dannheisser-Küffner-Offenmüller: Französische Sprachlehre für Handels- und Gewerbeschulen. Heidelberg, Julius Groos 1900. — Ludwig Jacobowski: Leuchtende Tage. Neue Gedichte 1896—1898. Minden in Westf., J. C. C. Bruns 1900. — H. Potonié: Die morphologische Herkunft des pflanzlichen Blattes und der Blattarten. (Allgemein-verständliche naturwissenschaftliche Abhandlungen. Heft 21.) Berlin, Ferd. Dümmler 1899. — Dr. F. C. Huber: Waarenhaus und Kleinhandel. Berlin, J. Guttentag 1899. — J. Fr. Ranke: Die Erziehung und Beschäftigung kleiner Kinder in Kleinkinderschulen und Familien. 9. Aufl. Elberfeld, Baedeker'sche Buch- und Kunsthandlung, A. Martini u. Grüttefien 1899. — Sophus Schandorph: Erste Liebe. Roman. (Kleine Bibliothek Langen. Band XX.) Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1899. — J. Schnorr v. Carolsfeld: Die Bibel in Bildern. Lfg. 3—5. Leipzig, Georg Wigand 1899. — Reise-Album. Internationales, illustrirtes Auskunftsbuch für Reise und Verkehr. 5. Jahrg. München, Verlag des „Internationalen illustrirten Reise-Albums“ 1899. — Max Runge: Männliche und weibliche Frauenheilkunde. Festrede. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1899.

---

Digitized by Google

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.


## Uebersicht.



## Hörvermögen bei Taubstummen und darauf fußender Sprachunterricht durch das Gehör.[1])

Von Prof. Dr. Friedrich Bezold.

Die Thatsache, daß eine ziemlich große Anzahl von Taubstummen noch einen Rest von Gehör für Schall, Töne und zum Theil auch für Sprachlaute, Worte und ganze Sätze besitzt, ist wohl schon so lange bekannt als überhaupt ein rationeller Taubstummenunterricht gepflegt wird und als einzelne Ohrenärzte in Taubstummenanstalten thätig sind.

Die Bedeutung dieser Hörreste für den Sprachunterricht ist, seitdem eine otologische Literatur über Taubstummheit besteht, vielfach von Ohrenärzten hervorgehoben worden, und die Taubstummenlehrer haben diese Reste sicher von jeher, mehr oder weniger bewußt, als willkommene Unterstützungsmittel für den ihnen obliegenden mühseligen Artikulationsunterricht benutzt.

Systematische Hörübungen bei Taubstummenzöglingen in größerem Stil hat zuerst Prof. Urbantschitsch in Wien eingeführt. Auf Grund seiner eigenen Erfahrungen über den günstigen Einfluß methodischer Hörübungen auf den Hörsinn war es Urbantschitsch im Jahre 1893 gelungen, die Taubstummenlehrer an der niederösterreichischen Taubstummenanstalt Döbling-Wien für die akustische Uebung von 60 (unter 150) Zöglingen dieser Anstalt zu gewinnen.

Die Ergebnisse des neuen von ihm eingeführten Unterrichts daselbst konnte Urbantschitsch auf der Naturforscher- und Aerzteversammlung zu Wien im Jahre 1894 der Sektion für Ohrenheilkunde demonstriren. Die nach der Methode von Urbantschitsch unterrichteten Zöglinge wurden in der Versammlung von ihren Lehrern vorgeführt und die an ihnen erzielten Resultate fanden dort allgemeine Anerkennung. Aus persönlichen Mittheilungen von dort anwesenden Kollegen weiß ich, daß die Sprache dieser Zöglinge sich in sehr vortheilhafter Weise von der Sprache unterschieden hat, wie man sie sonst in Taubstummenanstalten zu hören gewohnt ist. Auch Schubert hat dies jüngst wieder gegenüber dem absprechenden Urtheil Heidsieks auf der Würzburger Versammlung der deutschen Ohrenärzte öffentlich ausgesprochen.

Wie Urbantschitsch später, im Jahre 1898, mittheilt, wurden in den letzten Jahren bedauerlicherweise die methodischen Hörübungen an der Anstalt Döbling behördlich wieder abgestellt und in den Rahmen des übrigen Schulunterrichts verwiesen, womit, nach dem eigenen Bericht von Urbantschitsch, die Hörerfolge an dieser Schule in einen traurigen Verfall gerathen sind.

Dafür haben die rastlosen Bemühungen von Urbantschitsch seit 1896 eine neue Wirkungsstätte in der israelitischen Taubstummenanstalt in Wien gefunden, wo deren Direktor Dr. Brunner die Hörübungen im Sinne von Urbantschitsch an 30 unter der Gesammtzahl von 80 Zöglingen von sieben Lehrern in täglich halbstündigen Uebungen durchführen läßt.

In seinem 1895 erschienenen Buch „Ueber Hörübungen bei Taubstummheit rc.“ gibt Urbantschitsch auch einen geschichtlichen Ueberblick über die zahlreichen Versuche früherer Autoren, durch Hörübungen den Taubstummen die Sprache zu vermitteln. Ich muß mich hier darauf beschränken, auf diese geschichtliche Zusammenfassung hinzuweisen.

Von Itard, dessen anfangs des Jahrhunderts in der Pariser Taubstummenanstalt angestellte Versuche am meisten bekannt geworden sind, bis zu Urbantschitsch findet sich bei allen Autoren, welche sich mit Hörübungen bei Taubstummen befaßt haben, immer der gleiche Grundgedanke, von welchem sie bei ihren Versuchen ausgegangen sind, und der bei sämmtlichen Autoren wiederkehrt. Dieser Grundgedanke kommt bereits bei Itard zu prägnantem Ausdruck.

Die Gelegenheit, bei welcher Itard zuerst auf denselben verfallen ist, schildert er selbst folgendermaßen: Im Winter 1802 ließ sich im Pariser Taubstummeninstitut ein Physiker auf mehreren von ihm erfundenen tönenden oder lärmenden Instrumenten hören, aus welchen er so schneidende Töne hervorlockte, daß ein großer Theil der taubstummen Kinder sie zu hören schien. Als ihnen die Augen verbunden und sie nun aufgefordert wurden, die Hand jedesmal zu erheben, wenn sie hörten, zeigte sich, daß ein Theil sich getäuscht hatte. An den übrigen bemerkte Itard, als diese Versuche fortgesetzt wurden, nicht ohne Verwunderung, daß einige derselben, die noch kurz vorher die Hand langsam und unsicher erhoben hatten, dies allmählich mit weit mehr Sicherheit thaten. Als Itard nun schwächere Töne hervorbringen ließ, gab anfangs ein Theil der Kinder kein Zeichen mehr von Gehör; allmählich aber ließen alle durch das verabredete Zeichen erkennen, daß sie hörten. „Die Zuschauer,“ fährt Itard fort, „erblickten in den letzten Resultaten der Versuche nur eine sehr sonderbare Erscheinung; für mich aber waren sie ein Lichtstrahl, der mir auf dem Wege, einen schon bei der Geburt gelähmten Sinn wieder zu beleben, leuchten sollte.“

Dieser Vorstellung entsprechend, daß die Empfindlichkeit des Gehörorgans geweckt und vermehrt werden müsse, gestalteten sich auch die Hörübungen, welche Itard durch eine lange Zeit mit sechs von ihm ausgewählten Taubstummenzöglingen fortsetzte. Er begann damit, sie eine im Hörsaal aufgehängte Thurmglocke, dann kleinere Glocken, Trommeln, Flöten, successive schwächer und in größerer Entfernung hören zu lassen. Nun erst ging er zur Hervorbringung zunächst jedes einzelnen Sprachlauts für sich, dann in ihrer Verbindung untereinander, zu Worten und Sätzen über. Das Schlußresultat seiner über ein Jahr

[1]) Vortrag, gehalten auf der Versammlung deutscher Ohrenärzte und Taubstummenlehrer zu München, den 16. Sept. 1899.

dauernden zeitraubenden Arbeit war sehr gering, indem er sich bald veranlaßt sah, die Fortsetzung auf drei Zöglinge zu beschränken und von diesen schließlich nur einer nicht nur die meisten Worte verstehen, sondern auch ihnen einen Sinn unterzulegen gelernt hatte.

Ebenso wie die meisten Nachfolger Itards ist auch Urbantschitsch bei seinen Hörübungen von dem gleichen Grundgedanken wie Itard ausgegangen, nämlich den Hörnerven aus seiner „Inaktivitätslethargie“ zu wecken und zu beleben.

Aus diesem Grunde benutzt Urbantschitsch außer der Laut- und Spracheinübung auch die schreienden Töne einer Harmonika von sechs Oktaven Umfang zu seinen Hörübungen. Daß bei dem wachsenden Verständniß für die Sprache auch durch geistige Kombination allmählich die Auffassung von halbgehörten Worten und Sätzen unterstützt werden kann, ist zwar wohl keinem Beobachter ganz verborgen geblieben, wird aber in sämmtlichen Darstellungen, auch in dem genannten Buch von Urbantschitsch, nur beiläufig erwähnt. Das Hauptgewicht wurde schon von Itard und wird heute noch von Urbantschitsch und seinen Schülern auf die eigentlichen Hörübungen mit Sprachelementen und einzelnen Tönen gelegt. So gab beispielsweise Wolff in Lincke's „Handbuch der Ohrenheilkunde“[1]) die eingehende Beschreibung einer orthophonischen und orthoakustischen Gymnastik mit einzelnen Vokalen und Konsonanten für Taubstumme und sprach sich gegen die Forderung des Pariser Taubstummenlehrers Ordinaire aus: man solle beim Taubstummenunterricht sogleich damit beginnen, den Zögling Wörter aussprechen zu lehren, ohne erst denselben mit Hervorbringung der Elementarlaute zu quälen.[2])

Bis zu den äußersten Konsequenzen in dieser Richtung ist Urbantschitsch gegangen, indem er wiederholt hervorhebt, daß, selbst wenn anfänglich weder Sprachlaute noch irgend ein Ton gehört werden, doch ein Erfolg von Hörübungen bei keinem einzigen Taubstummen mit Sicherheit von vorneherein ausgeschlossen werden dürfe.

Meine Herren! Ich habe es für wichtig gehalten, hier zunächst die ziemlich allgemein herrschende Vorstellung, daß die Leistungsfähigkeit des Gehörnerven beim Taubstummen durch systematische Schalleinwirkung geweckt und gesteigert werden könne, bis auf ihr erstes bestimmtes Auftauchen bei Itard im Anfang dieses Jahrhunderts zurückzuführen.

Denn wenn diese Vorstellung richtig ist, so muß sie der ganzen Unterrichtsmethode der Taubstummen mit Hörresten zugrunde gelegt werden und für den Unterrichtsgang maßgebend sein; sollte sie aber sich als unrichtig erweisen, so muß auch ein Unterricht, welcher auf derselben fußt, zu verhängnißvollen Irrthümern und Enttäuschungen führen.

Es handelt sich hier nicht allein um die Auswahl der vom Ohr aus zu unterrichtenden Zöglinge: ob, wie Urbantschitsch verlangt, wenigstens später einmal, wenn die genügende Lehrerzahl vorhanden sein wird, auch die anscheinend Totaltauben mit zu den Hörübungen herangezogen werden sollen, sondern in dem Fall, daß es unmöglich ist, die Perzeption des Gehörapparats für die isolirten Hörelemente selbst zu steigern, müßten alle Hörübungen mit Tönen wie mit den Einzellauten der Sprache als fruchtlos bezeichnet werden. In diesem Fall hätte sich die Aufgabe des Unterrichts für den partiell hörenden Taubstummen ausschließlich darauf zu beschränken, nachdem ein kleinerer oder größerer Sprachschatz auf irgend einem Weg, durch Absehen, Schrift rc., zugeführt ist, ihn in der Benutzung und kombinirenden Verwerthung seiner von Anfang an vorhandenen Hörreste zu unterstützen und beim Unterricht dafür Sorge zu tragen, daß diese Hörreste nicht einfach unbeachtet und brach liegen bleiben.

Wenn durch wirkliche Beobachtung festgestellt werden soll, ob eine andauernde mechanische Uebung des Gehörorgans mit Einzellauten seine Funktionsfähigkeit in der That zu steigern und zu vervollkommnen vermag, so ist dafür die erste Voraussetzung, daß wir imstande sind, die Hörreste genau nach ihrem Umfang in der Tonleiter und ihrem Intensitätsgrad zu messen, welche schon ursprünglich im Beginn des Unterrichts bei jedem Zögling vorhanden sind.

Die Absicht, einmal derartige genaue Messungen bezüglich der Hörreste von Taubstummen vorzunehmen, hat mich Anfang des Jahres 1893 in das hiesige kgl. Zentraltaubstummeninstitut geführt.

Im Lauf der vorausgegangenen Jahre hatte ich mir allmählich eine Tonreihe zusammengestellt, mittelst welcher die gesammten vom menschlichen Hörorgan perzipirbaren Töne in kontinuirlicher Folge und in genügender Stärke hervorgebracht werden können. Da ich einigemale bei Taubstummen das Gehör für kleinere Strecken dieser Skala erhalten gefunden hatte, erschien es von Interesse, eine Massenuntersuchung an Taubstummen anzustellen, wozu mir die Thore des Instituts bereitwillig geöffnet wurden. Einen Einfluß auf den in den Taubstummenanstalten geübten Unterricht zu nehmen, lag mir damals vollständig fern. Die Aufgabe, welche ich mir gestellt hatte, war eine rein wissenschaftliche.

Die Ergebnisse dieser Untersuchung sind in meinem Buch „Das Hörvermögen der Taubstummen rc.“[1]) niedergelegt. Daselbst sind auch die statistischen Ergebnisse von den früheren Autoren über Massenhörprüfungen an Taubstummen zusammengestellt, soweit die Verschiedenheit und Unvollkommenheit der Prüfungsmethoden einen Vergleich zuließ.

Durchgängig waren bei den früheren Prüfungen, abgesehen von der Sprache, nur einzelne wenige Töne, wie Glocken, eine oder die andere Stimmgabel, das Galtonpfeifchen rc., zur Verwendung gekommen. Dazu wurde von einigen Autoren und wird gegenwärtig wieder, beispielsweise in dem neuen Werk von Uchermann, das Hören durch die Knochenleitung mit hereingezogen, welches nach meinen Erfahrungen an das Beobachtungsvermögen des taubstummen Kindes viel zu große Anforderungen stellt und deßhalb nothwendig, zum wenigsten für statistische Zwecke, irreleitend wirken muß.

Meine Untersuchungen mit der kontinuirlichen Tonreihe haben nun den Beweis geliefert, daß bei den Hörprüfungen der Taubstummen mit nur einzelnen wenigen Tonquellen, wie sie bis dahin geübt wurden, eine ungeahnte Zahl von Hörresten verborgen bleibt.

Wenn aber die ganze Tonskala, welche das menschliche Ohr zu perzipiren vermag, dem Taubstummenohr in einzelnen reinen Tönen von genügender Stärke vorgeführt wird, wie dies bei der Prüfung mit der kontinuirlichen Reihe geschieht, so ist damit allein schon Alles, was an Hörvermögen beim Taubstummen vorhanden ist, vollkommen analysirt, ohne daß wir einer Zuhülfenahme weiterer Prüfungsmittel, selbst sogar der Sprache, bedürften. Wir werden darauf später zurückkommen.

Um ein Urtheil über die Zuverlässigkeit der Prüfung des Ohres mittelst der kontinuirlichen Tonreihe zu gewinnen, ist es zunächst nothwendig, sich mit der Gesammtheit der durch dieselbe erzeugbaren Töne vertraut zu machen, und

[1]) Bd. III, S. 223 ff.
[2]) S. 237.

[1]) Wiesbaden, Bergmann 1896.

Digitized by Google

es ist daher vor Allem meine Aufgabe, Ihnen die Töne dieses Instrumentariums in ihrer Reihenfolge zu Gehör zu bringen.

Die Tonreihe umfaßt sämmtliche denkbaren Töne vom Subkontra C mit 16 Doppelschwingungen bis zur oberen Tongrenze des menschlichen Ohres, welche noch oberhalb des siebengestrichenen kleinen c mit über 16,000 Doppelschwingungen liegt.

In der unteren Hälfte bis zum dreigestrichenen c mit 1024 Doppelschwingungen besteht diese Reihe aus zehn Stimmgabeln verschiedener Größe, welche mit Gewichten versehen sind, die entlang der Zinken verschoben werden können. Auf diesem Weg ist es erreicht, daß jede einzelne dieser Stimmgabeln einen kontinuirlichen Tonbereich von einer Quinte bis Sexte umfaßt. Indem die Tonstrecke jeder tieferen Stimmgabel sich direkt an die nächst höhere anschließt, so erlauben diese zehn Stimmgabeln, jeden zwischen 16 und 1024 Schwingungen denkbaren Ton zu erzeugen.

Die obere Hälfte der Tonskala wird hervorgebracht durch drei gedackte Orgelpfeifen mit verschiebbarem Stempel, deren jede einen Tonbereich von zwei Oktaven und mehr umfaßt.

Diese beiden Instrumente, belastete Stimmgabeln und gedackte Orgelpfeifen, wurden deßhalb für die kontinuirliche Tonreihe gewählt, weil sie die reinsten Töne geben, d. h. weil sie, insbesondere die ersteren, nur den Grundton für sich und nicht, wie sämmtliche anderen Musikinstrumente, gleichzeitig eine größere oder kleinere Menge von Obertönen enthalten, welche jedem Einzelklang zwar eine musikalisch wirksame Farbenpracht geben, ihn aber für physikalische und physiologische Zwecke und ebenso für unsre Hörprüfungen ungeeignet machen, da wir hier die isolirte Verfügung über jeden Ton für sich allein haben wollen.

Die Empfindung unsres Ohres wird um so schwächer, je tiefer wir in der Tonskala herabsteigen. Die Grundgewalt der Bässe sowohl im Orchester als in der menschlichen Stimme rührt viel mehr von ihrer reichlichen Ausstattung mit weithin vernehmbaren Obertönen, als von der Stärke ihres Grundtons selbst ab. Davon überzeugen uns am Besten die Töne der Stimmgabeln selbst, welche mir der durch seine physikalischen Instrumente weltbekannte Physiker an der hiesigen Technischen Hochschule Prof. Dr. Edelmann in seltener Vollkommenheit obertönefrei hergestellt hat. Während diese tiefen Töne, direkt vor dem Ohr erzeugt, sobald wie in den musikalischen Bereich kommen, also bereits bei ca. 40 Doppelschwingungen von gewaltiger Stärke sind, werden sie schon in der Entfernung von 20 cm und weniger für unser Ohr unhörbar.

Es ist daher ohne weitere Hülfsmittel, etwa in Form gewaltiger Resonatoren, nicht möglich, die Töne der vier untersten Stimmgabeln gleichzeitig einem größeren Zuhörerkreis vorzuführen, und ich werde dieselben jedem einzelnen der Herren tönend vorführen lassen.

Im untersten Theil der Skala erscheinen diese reinen Töne auch direkt am Ohr schwach, trotz der gewaltigen, in Schwingung versetzten Masse und der großen Ausdehnung ihrer Schwingungsweite. Wir befinden uns hier eben bereits nahe der unteren Hörgrenze des menschlichen Ohres überhaupt.

Gleichwohl wird es mir nicht schwer gelingen, Sie nachher davon zu überzeugen, daß auch Taubstumme, vorausgesetzt, daß die Perzeptionsorgane für den tiefsten Theil der Skala in ihrem Ohr erhalten geblieben sind, diese anscheinend so schwachen tiefsten Töne vollkommen sicher zu vernehmen imstande sind.

Schon von der fünften Gabel ab kann ich die Töne auch einem größeren Auditorium hörbar machen, indem ich sie auf die Tischplatte aufsetze und diese mitresoniren lasse. Indem ich nun die Gewichte verschiebe, vernehmen Sie, daß ich successive höhere Töne erzeuge. Der oberste Ton der Gabel 5 findet sich wieder als unterster Ton der Gabel 6 rc. So haben wir also eine kontinuirliche Tonfolge in den belasteten Stimmgabeln bis zu dem obersten in diesen Instrumenten erzeugbaren Ton c‴. Die Fernwirkung des Tones steigt successive mit seiner Höhe, so daß ich für die beiden letzten Stimmgabeln 9 und 10 schon nicht mehr der Resonanz der Tischplatte bedarf, um sie Ihnen Allen hörbar zu machen. Noch viel intensiver klingen die nicht so vollkommen obertönefreien Pfeifen, deren Töne auf weite Ferne vernehmbar sind und selbst Thüren und Wände durchdringen.

Schwächer werden sie erst wieder im oberen Theil des dritten Pfeifchens, welches ähnlich dem von Galton angegebenen konstruirt ist. Dieses Pfeifchen enthält die obere menschliche Hörgrenze. Wenn wir in demselben successive aufsteigen, so werden die Töne, welche zum Vorschein kommen, nicht nur höher, sondern ebenso wie an der unteren Grenze wieder schwächer, bis sie bloß mehr auf wenige Centimeter vom Ohr hörbar sind und schließlich der pfeifende Ton ganz verschwindet und nur ein schwaches Blasen übrig bleibt.

So hoffe ich, Sie überzeugt zu haben, daß die kontinuirliche Tonreihe alle für uns denkbaren Töne in genügender Stärke enthält, um auch die Hörreste im Taubstummenohr damit aufdecken zu können.

Die Prüfung mittelst der Tonreihe ist allerdings keineswegs als leicht ausführbar zu bezeichnen. Gehört schon eine exakte Hörprüfung des normalen und des schwerhörigen Ohres zu den schwierigsten Aufgaben für den Ohrenarzt, so komplizirt sich diese Aufgabe noch viel mehr bei der Untersuchung taubstummer Kinder, denen ja theilweise der Begriff „Hören“ überhaupt noch dunkel ist.

Abgesehen davon, daß ein richtiger Anschlag der verschiedenen Gabeln erst allmählich zu erlernen ist, müssen wir auch jede Möglichkeit ausschließen, welche dem Untersuchten die Nähe des Instruments an seinem Ohr in anderer Weise als durch den Ton selbst verräth, und dies ist bei dem Taubstummen mit seiner gespannten Aufmerksamkeit auf alle Gesichts- und Gefühlseindrücke noch viel schwieriger als beim Hörenden. Schon aus diesem Grunde ist auch die Prüfung der Knochenleitung, bei der wir die Stimmgabel auf den Kopf aufsetzen, hier ganz unzuverlässig. Jede taktile Empfindung muß von vornherein vollständig ausgeschlossen sein, wenn wir brauchbare und unanfechtbare Zahlen über die Häufigkeit der Hörreste bei Taubstummen gewinnen wollen.

Unbedingt muß ferner verlangt werden, daß der Taubstumme bei einer raschen Annäherung der tönenden Stimmgabel an sein Ohr sofort und nicht erst nach längerer Zeit durch Erheben des Fingers uns anzeigt, daß er sie hört. Wenn Urbantschitsch eine Reaktion bei manchen Taubstummen erst erhalten hat, nachdem der durchdringende Ton seiner Harmonika 30 und mehr Sekunden auf das Ohr eingewirkt hatte, so ermangelt eine derartige späte Reaktion jeder sicheren Unterlage für ihre Zuverlässigkeit. Noch viel weniger Werth ist auf die Angabe Taubstummer zu legen über „sensitive Perzeptionsstellen am Kopf“ beim Erklingen von Tönen, welche nicht zu einer wirklichen Hörperzeption gelangen, wie sie uns Urbantschitsch meldet.

Bei der praktischen Hörprüfung, welche ich Ihnen nachher vorführen werde, können Sie sich leicht überzeugen, daß, wo irgend beachtenswerthe Spuren von Gehör vorhanden sind, auch die noch wenig geschulten kleinen Taubstummen mit voller Bestimmtheit ihre Angaben machen. Entweder sie hören jedesmal und prompt sofort bei jeder Annäherung des Tones oder sie hören nicht; ein Zwischen-

Digitized by Google

bing von sensitiver, also nicht akustischer Perzeption gibt es nicht, wenigstens für die in richtiger Weise dem Ohr vorgeführten Stimmgabeln und darf es auch nicht für uns geben, wenn wir unsre Statistik über die Häufigkeit von Hörresten bei Taubstummen auf irgend gesicherter Grundlage aufbauen wollen.

Bei den im Jahre 1893 an den damals 79 Taubstummen des hiesigen Instituts von mir angestellten Hörprüfungen habe ich mich bemüht, alle halbwegs unsicheren Angaben über eine Hörperzeption, wie sie im Anfang der Prüfung von den Zöglingen sehr oft und gern gemacht werden (denn Jeder möchte ja gern wenigstens etwas hören) von vornherein auszuschließen. Trotzdem habe ich bei Verwendung meiner damaligen Tonreihe mit ihren stellenweise keineswegs sehr starken Tönen eine geringere Gesammtzahl von doppelseitigen Totaltauben gefunden als meine sämmtlichen Vorgänger, von denen damals Statistiken vorlagen, nämlich 15 oder 19 Proz., gegen 20—72 Proz. der früheren Untersucher.[1]

Bei einer Nachprüfung, welche ich vier Jahre später an den noch von damals vorhandenen Zöglingen mit der vervollkommneten stärkeren Tonreihe von Edelmann angestellt habe, ergaben sich sogar bloß mehr 14 oder 18 Proz. Totaltaube.

Weitere 59 Zöglinge wurden im vorigen Jahre von mir untersucht; darunter fanden sich 13 oder 22 Proz. Totaltaube.

Dazu kommen noch einseitig Totaltaube unter den 1893 und 1897 untersuchten 79 Zöglingen 16 oder 20 Proz. und unter den 1898 untersuchten 59 Zöglingen 8 oder 14 Proz.

Die sämmtlichen übrigen Taubstummen besaßen auf beiden Seiten und die einseitig Totaltauben wenigstens auf ihrem anderen Ohr ein sicher nachweisbares Hörvermögen für einen größeren oder kleineren Theil der Tonskala.

Wie sich die an jedem einzelnen zur Untersuchung gekommenen Hörorgan von mir gefundenen Hörreste über die Tonskala vertheilt haben, wurde in meinem „Hörvermögen ꝛc." graphisch auf fünf beigegebenen Tafeln dargestellt. Sie sehen diese gefundenen Hörstrecken jedes einzelnen Ohres hier roth in die Tonskala eingezeichnet. Dieselben können sich von zwei halben Tönen bis fast über die sämmtlichen vom normalen menschlichen Ohr perzipirbaren Oktaven erstrecken und die verschiedenste Lage innerhalb der Tonskala einnehmen.

Außer den kleinsten Hörstrecken, welche als Inseln bezeichnet werden können, kommen einfache und doppelte Lücken innerhalb der Hörstrecke vor.

Am Häufigsten fehlt ein größeres oder kleineres Stück am unteren Ende der Skala; etwas weniger häufig sind größere oder kleinere Defekte an ihrem oberen Ende.

Mit Berücksichtigung dieser an verschiedenen Stellen der Skala gelegenen Defekte habe ich die Hörreste der Taubstummen in sechs Gruppen getheilt:

I. Inseln,
II. einfache und doppelte Lücken,
III. großer Defekt am oberen Ende, der bis zur Hälfte der Tonskala reichen kann,
IV. kleinerer Defekt am oberen Ende der Skala,
V. großer Defekt am unteren Ende der Skala,
VI. große Hörstrecken mit nur unwesentlichem oder keinem Defekt am oberen und unteren Ende der Skala.

Bei der im vorigen Jahre von mir vorgenommenen Untersuchung von weiteren 59 Taubstummenzöglingen sind die gleichen sechs Gruppen wiedergekehrt; nur die Zahlenverhältnisse der einzelnen Gruppen haben sich etwas zugunsten der größeren Hörstrecken verschoben, und die Lücken sind seltener geworden, und zwar haben die Lücken sich fast um die Hälfte vermindert, die VI. Gruppe dagegen mit den umfangreichsten Hörstrecken, hat sich um nahezu ein Drittel vermehrt. Die Verminderung der Lücken ebenso wie die etwas umfangreicheren Hörstrecken, welche bei dieser Untersuchungsweise sich ergaben, finden ihre einfache Erklärung darin, daß diesmal die neue von Edelmann modifizirte Tonreihe in Verwendung kam, deren Töne nicht nur durchgängig stärker, sondern in ihrer Intensität auch gleichmäßiger sind als bei meiner früher verwendeten Tonreihe.

Meine Herren! Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die große Bedeutung nach allen Seiten zu beleuchten, welche den bei Taubstummen gefundenen zahlreichen Hörresten, ihrer scharfen Abgrenzung in der Tonskala und ihrer so mannichfaltigen Vertheilung über die ganze Tonskala zukommt.

Wie durch den Nachweis ihres Vorhandenseins unsre physiologische Einsicht in die Gehörsfunktion und die Zerlegung der Schalleindrücke in der Schnecke nach Helmholtz eine neue Basis gewonnen hat, wurde bereits in meinem „Hörvermögen ꝛc." und ferner in einem auf dem III. Internationalen Kongreß für Psychologie gehaltenen Vortrag[1] genauer ausgeführt. Auch Ebbinghaus weist in seinen „Grundzügen der Psychologie"[2] auf diese Untersuchungen hin und sieht in ihren Ergebnissen eine kräftige Stütze für die Theorie von Helmholtz.

Ebenso müssen wir mit dem Vorhandensein derartiger Hörreste und ihrem qualitativen und quantitativen Umfang genau bekannt sein, wenn es sich um die Scheidung zwischen peripheren und zentralen Störungen des Gehörorgans handelt. Die Nothwendigkeit der Untersuchung mit der kontinuirlichen Tonreihe für diese Scheidung hat erst jüngst der Psychiater Liepmann[3] überzeugend klar gemacht.

Volles Licht über alle diese Fragen können wir erst dann gewinnen, wenn eine größere Anzahl von im Leben funktionell genau untersuchten Taubstummen auch am Sektionstisch untersucht sein wird. Die vorausgegangene Tonprüfung am Lebenden ist aber dafür nothwendige Voraussetzung.

Eingehender habe ich hier nur eine physiologische Beziehung der Hörreste bei Taubstummen für Töne zu erörtern, nämlich die Beziehung des Tongehörs zum Verständniß der Sprache.

Natürlich habe ich jeden Taubstummen außer mit der Tonreihe auch, ebenso wie meine Vorgänger, mit der Sprache geprüft, und zwar wurden jedem einzelnen geprüften Ohre sämmtliche Vokale und Konsonanten und, wo ein Verständniß zu erwarten war, auch Worte vorgeführt. Es war von vornherein zu erwarten, daß die Prüfung auf das Sprachverständniß viel weniger sichere und gleichmäßige Resultate geben würde, als die Vorführung der einfachen starken Töne der Tonreihe, deren Perzeption ja nichts weiter voraussetzt als das relative Intaktsein der jedem einzelnen Ton zugehörigen Perzeptionsorgane. Denn beim Sprachverständniß handelt es sich nicht nur um ein einfaches Hören, sondern auch um die Fähigkeit, die gehörten Sprachlaute und Worte zu reproduziren. Die älteren durch den Artikulationsunterricht mit der Sprache bereits vertrauten Zöglinge ver-

[1] „Hörvermögen ꝛc.", Tabelle I, S. 12.

[1] „Demonstration einer kont. Reihe zum Nachweis von Gehördefekten, insbesondere bei Taubstummen und die Bedeutung ihres Nachweises für die Helmholtz'sche Theorie." „Zeitschr. f. Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane", Bd. XIII, 1896 und „Ueber die funktionelle Prüfung des menschlichen Ohrs", Wiesbaden, Bergm. 1897.

[2] 1897. S. 316.

[3] „Ein Fall von reiner Sprachtaubheit" von Dr. phil. et med. H. Liepmann, Psychiatr. Abhandlungen, herausg. v. Wernicke Heft 7/8 1898.

halten sich hier natürlich ganz anders als die ungeschulten Neueingetretenen.

Die einzelnen Sprachlaute mußten daher nicht einmal, sondern oft wiederholt dem Ohr vorgeführt werden. Dazwischen mußte man sich immer erst überzeugen, ob der Geprüfte überhaupt imstande war, die ihm auf anderem Wege, durch Absehen ꝛc., zugeführten Laute richtig zu prononciren. Nur ein Theil der geprüften Zöglinge war hiefür im Abseh- und Artikulationsunterricht bereits weit genug vorgerückt.

Die Prüfung mit der Sprache muß also nothwendig um so lückenhafter ausfallen, je weniger die Zöglinge noch geschult sind. Das ist aber nicht der Fall, weil erst das Gehör für die einzelnen Sprachlaute eingeübt werden muß, sondern einfach weil dieselben noch nicht ausgesprochen werden können.

Trotzdem ist es mir gelungen, so enge und theoretisch wie praktisch werthvolle Beziehungen zwischen Tongehör und Sprachgehör aufzudecken, daß ich darin allein schon die Berechtigung sehe, meine Ergebnisse einem größeren Kreise nicht nur von Ohrenärzten, sondern auch von Taubstummenlehrern vorzulegen.

Bereits bei der Zusammenstellung und Vergleichung der Hörreste für Töne und für Sprache, welche ich in meinem „Hörvermögen“ im Jahre 1896 geben konnte, hat sich die wichtige Thatsache ergeben, daß durchgängig ein Hörvermögen für die Sprache nur da sich fand, wo ein relativ gutes Gehör für eine ganz bestimmte Strecke in der Tonreihe vorhanden war. Dieser Hörbereich erstreckt sich von b'—g''.

Bei meiner neuen Untersuchungsreihe von weiteren 59 Taubstummen im vorigen Jahre, hat sich diese Beobachtung vollkommen bestätigt.

Nicht ein Einziger von sämmtlichen Taubstummen, dem diese Strecke fehlt, hat sich als fähig erwiesen, einen irgend wesentlichen Theil der Sprache vom Ohre aus zu perzipiren oder zu erlernen.

Damit haben wir also in der Prüfung mit der kontinuirlichen Tonreihe ein Fundament gewonnen, das wir unserer Beurtheilung über die Aussichten eines Unterrichts vom Ohre aus zugrunde legen können.

Dieses Fundament steht noch viel gesicherter, als ich dies nach meiner ersten Untersuchungsreihe selbst anzunehmen gewagt habe.

Es hatte sich damals nämlich unter der Gruppe VI, welche die Gehörorgane mit dem umfassendsten Tongehör enthält, eine Anzahl von Zöglingen gefunden, welche für die Sprache nahezu taub erschien, obwohl sie nicht nur die Tonstrecke b'—g'', sondern auch einen großen Theil der Skala unter- und oberhalb dieser Strecke sicher besaßen.

Ich habe damals geglaubt, für diese anscheinend sprachtauben Fälle einen Defekt nicht in der Schnecke, sondern im Gehirn annehmen zu müssen, und es mußte sehr fraglich erscheinen, ob auch diese Defekte durch einen Hörunterricht auszugleichen waren.

Trotzdem hat Hr. Inspektor Koller, meiner Anregung entsprechend, seine unermüdlichen Hörunterrichtsversuche auch auf diese Kinder ausgedehnt, und der Erfolg war ein ganz unerwartet günstiger: Von vier dieser Kinder, welche bei meiner Nachprüfung im Jahre 1897 noch im Institut anwesend waren, konnten jetzt zwei die meisten, die anderen zwei sämmtliche Zahlworte richtig vom Ohr aus wiederholen.[1])

Noch viel auffälliger in dieser Beziehung waren die Ergebnisse meiner letzten Untersuchungsreihe von 59 Zöglingen im Jahre 1898:

Hr. Inspektor Koller hatte bereits alle diejenigen unter ihnen, welche Hörspuren für die Sprache zeigten, zu seinem Hörunterricht beigezogen, und als ich ihm den Wunsch aussprach, auch die seit meiner ersten Untersuchung neu Eingetretenen einer Prüfung mit der Tonreihe zu unterziehen, sprach er sich dahin aus: viel neue unterrichtsfähige Zöglinge würde er außer den bereits von ihm für den Hörunterricht Ausgewählten wohl nicht mehr finden.

Ich habe aber außer den zwölf bereits Unterrichteten noch elf weitere Kinder gefunden, welche ein so umfangreiches und beträchtliches Gehör für die Tonreihe besitzen, daß dasselbe für einen Sprachunterricht vom Ohre aus als hinreichend erklärt werden konnte.

Fünf derselben konnten seitdem gleich am Hörunterricht für die Fortgeschritteneren theilnehmen und gehören bereits jetzt zu den am Besten Sprechenden. Bei den Jüngeren ist vorerst, bis sie einen kleinen Sprachschatz gewonnen haben, noch der Abseh- und Artikulationsunterricht in erster Linie zu pflegen. Doch ist auch bei ihnen bereits ein erster Beginn mit dem Sprachunterricht durch meinen Assistenten Dr. Wanner gemacht.

Meine Herren! Wenn selbst einem in die Hörprüfungen so eingeweihten Lehrer wie Hrn. Inspektor Koller bei alleiniger Verwendung der Sprache eine so große Zahl von ziemlich gut hörenden Taubstummen entgehen konnte, so ist damit der Beweis geliefert, daß zur Aufdeckung von Hörresten die Prüfung mit der Sprache allein keineswegs zureichend ist und daß nur die Prüfungsergebnisse mit der kontinuirlichen Tonreihe sicheren Aufschluß darüber zu geben vermögen, wie groß in Wirklichkeit die Zahl der Taubstummen ist, bei welchen ein Unterricht vom Ohre aus noch Erfolg verspricht.

Meine Herren! Um Ihnen die direkte Abhängigkeit des Sprachgehörs vom Tongehör verständlicher zu machen, muß ich noch etwas genauer auf die Prüfung mit der kontinuirlichen Tonreihe und ihre Ergebnisse an den Taubstummen eingehen.

Die graphischen Darstellungen, welche ich Ihnen vorhin von den Gehörresten der Taubstummenzöglinge vorgelegt habe, berücksichtigen nur die Ausdehnung und genaue Abgrenzung der bei jedem Taubstummenohr gefundenen Hörreste innerhalb der Tonskala.

Das Sprachverständniß hängt aber nicht allein von dem Umfang dieser Hörstrecken ab, sondern weiter auch von der Tonstärke, welche innerhalb dieser Strecken noch zur Perzeption gelangt; je schwächere Töne noch gehört werden können, desto vollkommener wird natürlich auch das Sprachverständniß sein.

Um ein richtiges Urtheil über das Letztere zu gewinnen, müssen wir also nicht bloß den Umfang der Hörreste innerhalb der Tonskala, sondern auch die Tonstärke für die einzelnen Abtheilungen der Hörstrecken kennen, in welcher sie zur Perzeption gelangen können.

Direkt messen läßt sich dieses quantitative Hören für verschiedene Tonhöhen, wenn wir Stimmgabeln benutzen, nur dadurch, daß wir die Zeit in Sekunden bestimmen, welche jede einzelne Stimmgabel vom stärksten Anschlag bis zu ihrem Verklingen direkt am Ohre gehört wird. In welcher Weise dies bei Taubstummen ausführbar ist, wird sich später bei der Demonstration der Hörprüfung an Zöglingen ergeben.

Wir messen also an jedem Ohre auch die Hördauer für eine Reihe von aufeinander folgenden Intervallen. Um diese Messungen nicht zu sehr zeitraubend zu machen, habe ich mich auf die Oktavenreihe und im oberen, für die

[1]) „Nachprüfung der im Jahre 1893 untersuchten Taubstummen. Zweiter Nachtrag zum Hörvermögen ꝛc.“ Wiesbaden, Bergmann 1897. S. 220.

Digitized by Google

Sprache wichtigeren Theil der Skala außerdem noch die zwischenliegenden Quinten beschränkt. Wenn wir, nach dem Vorgang von *Hartmann*, die Hördauer für jeden einzelnen Ton als Bruchtheil von 100 (= der Hördauer des *normalen* Ohres für denselben) in ein hunderttheiliges Schema eintragen, so können wir alle die für verschiedene Tonhöhen gefundenen Hördauern direkt untereinander vergleichbar machen.

Auf den hier vorliegenden Diagrammen sehen Sie nun nach dieser Berechnung die Hördauern in Oktaven- und Quintenfolge als braune Streifen eingezeichnet. Jede Tafel repräsentirt *ein* Gehörorgan und läßt mit einem Blick dessen Hördauern für alle gemessenen Töne in den bezeichneten Intervallen überschauen. Die Tafeln umfassen sämmtliche Hörenden unter den 59 letztuntersuchten Taubstummen.

Wie ein Ueberblick über diese Diagramme zeigt, ist die Zahl der Taubstummenzöglinge eine unerwartet große, welche auch nach ihrer *Hördauer* für einen größeren Theil der Tonskala ein mehr oder weniger bedeutendes Hörvermögen für die Sprache vermuthen ließen.

Unter den letztuntersuchten 59 Taubstummen sind es 23 oder 39 Proz., unter den im Jahre 1893 untersuchten 79 Zöglingen waren es 38 Proz., bei denen ich nach der Tonprüfung mit Sicherheit ein Gehör auch für die Sprache voraussetzen durfte. 14 unter den 23 Letztuntersuchten hatten sogar *doppelseitig* ein so gutes Gehör, daß jedes Ohr für sich allein ausreichen würde, um die Sprache wenigstens theilweise damit zu erlernen. Bei weiteren 23 Zöglingen unter der Gesammtzahl von 59 waren zwar ebenfalls entweder einseitig oder doppelseitig Hörreste vorhanden; aber es fehlte entweder theilweise oder ganz die, wie oben erwähnt, für das Sprachverständniß unentbehrliche Tonstrecke $b^{I}$—$g^{II}$. Auch wo diese Strecke vorhanden, aber die Hördauer für dieselbe auf ein Minimum beschränkt ist, darf nach unsern Erfahrungen von einem Hörunterricht nicht viel erwartet werden. Nur 13 von den 59 waren, wie gesagt, doppelseitig total taub.

*Der Schluß auf Vorhandensein von Sprachgehör, welchen ich aus dem Ergebniß der Prüfung mit der Tonreihe zog, hat mich, seitdem ich Taubstummenuntersuchungen vornehme, bisher noch in keinem Falle getäuscht.*

Bei der großen Mehrzahl der Geprüften konnte ich mich sogleich durch die nachfolgende Prüfung mit der Sprache überzeugen, daß ihr Ergebniß sich mit demjenigen der Tonprüfung deckte. Theils sofort, theils nach mehrfach wiederholtem Vorsprechen direkt am Ohre konnte mir die große Mehrzahl alle oder die meisten Vokale, einen Theil der Konsonanten und verschiedene Worte bei Ausschluß des Auges im vorgesprochenen Rhythmus und Tonfall wiederholen. Unter den nachgesprochenen Worten befanden sich auch solche, welche den Zöglingen, wie mir der Lehrer mittheilte, aus dem Artikulationsunterricht noch nicht bekannt waren. Einer, der bereits längere Zeit Hörunterricht in der Anstalt genossen hatte, konnte sogar einen kleinen lateinischen Satz vom Ohre aus nachsprechen. Nur von den Jüngeren, welche noch nicht so weit durch den Artikulationsunterricht gefördert waren, daß sie überhaupt sprechen konnten, waren einige nicht imstande, Gesprochenes wiederzugeben, während sich die Prüfung mit der Tonreihe bei ihnen bereits gut ausführbar gezeigt hatte.

Ein oder der andere Fall ist infolge von zu mangelhafter Begabung oder theilweisem Idiotismus unfähig, von seinen Hörresten den entsprechenden Gebrauch zu machen. Die Zahl dieser Kinder in der hiesigen Anstalt ist aber nicht sehr viel größer als die Zahl von Halbidioten, wie man sie auch in der Volksschule zu finden gewohnt ist.

*Nach diesen Ergebnissen darf ich bereits heute die Prüfung mit der kontinuirlichen Tonreihe als die sicherste und allein zuverlässige Unterlage für die Auswahl der vom Ohre aus zu unterrichtenden Taubstummen bezeichnen.*

Die Tonprüfung bringt aber noch einen weiteren hochanzuschlagenden Vortheil für den künftigen Hörunterricht des Zöglings:

Wir erfahren durch sie nicht nur, ob überhaupt ein genügendes Gehör für die Sprache vorhanden ist, sondern wir lernen auch die speziellen Hördefekte jedes einzelnen Ohres innerhalb der Tonskala kennen.

*Bestimmten Defekten in der Tonskala entsprechen aber bestimmte Defekte unter den Sprachlauten.*

Für die *Vokale* ist längst durch v. *Helmholtz* und andere hervorragende Physiologen festgestellt, daß ihre Entstehung auf die Resonanz zurückzuführen ist, welche die bei jedem Vokal anders geformte Mundhöhle gibt, daß also jedem Vokal eine bestimmte Tonhöhe zukommt.

Der Frankfurter Ohrenarzt *Oskar Wolf* hat mit Hülfe des *Appunn*'schen Obertöneapparats die gleiche Aufgabe sich auch für die *Konsonanten* gestellt und die Lage in der Tonskala gesucht, in welche die jedem Konsonanten zukommende Tonhöhe fällt.

Einen neuen Weg, um die Höhenlage sowohl der Vokale als der Konsonanten in der Tonskala zu bestimmen, hat mir nun die Vergleichung zwischen Ton- und Sprachgehör der Taubstummen ergeben:

*Jeder Sprachlaut muß ja in diejenige Strecke der Tonskala hineinfallen, welche dem Hörgebiet aller der Taubstummen gemeinsam ist, die den betreffenden Sprachlaut zu hören vermögen.*

So war ich imstande, die Höhenlage in der Tonskala bereits für die meisten Sprachlaute ziemlich eng zu umgrenzen. Die so gefundenen Bestimmungen harmoniren im Ganzen in befriedigender Weise mit den auf anderen Wegen bereits eruirten Tonhöhebestimmungen unsrer Sprachlaute. (Auf einer Tafel wird die Höhenlage für die Vokale und Konsonanten demonstrirt, wie sie sich aus den Taubstummenuntersuchungen ergeben hat.)

Dieses Ergebniß hat auch eine bedeutungsvolle praktische Seite für den Unterricht der Taubstummen:

Auf Grund dieser Bestimmungen sind wir nämlich durch die Prüfung mit der Tonskala nicht nur imstande, *die für den Hörunterricht geeigneten Schüler auszuwählen*, sondern außerdem gleich von vornherein, auch noch ehe sie sprechen gelernt haben, *annähernd vorauszusagen, welche einzelne Sprachlaute sie hören und welche sie nicht hören können.* Damit erhält der Hörunterricht sowohl als der Artikulationsunterricht seine ganz bestimmte Direktive für jeden einzelnen Schüler. *Denn für die Laute, welche dem Ohr fehlen, muß natürlich der Artikulations- und Absehunterricht für sich allein eintreten.*

Ich komme nun noch zur Beantwortung der im Eingang gestellten Frage: Sind fortgesetzte Hörübungen imstande, das Hörvermögen für *Einzellaute* zu steigern, oder ist ihre Wirkung nur darauf zurückzuführen, daß sie das geistige Kombinationsvermögen für Worte und Sätze, also für *die Sprache als Ganzes* erwecken und fortdauernd anregen?

Meine Herren! Wenn wir die zahlreichen und ansehnlichen Hörreste überschauen, welche die kontinuirliche Tonreihe unter den Taubstummen aufgedeckt hat, so werden uns die günstigen Erfolge, welche *Urbantschitsch* und

Digitized by Google

seine Vorgänger durch ihre Hörübungen erzielt haben, wohl verständlich, auch ohne daß wir die Annahme zu machen brauchen, daß unter ihrem Einfluß die Leistungsfähigkeit des Hörnervenapparats selbst zugenommen hat.

Wie viel die psychische Ergänzungsfähigkeit für die Auffassung der Sprache zu leisten vermag, das erfahren wir am Besten an schwerhörigen Erwachsenen, insbesondere an den Gebildeten. Ich brauche ja bloß daran zu erinnern, wie viele Männer im Amte oft ziemlich hohe Grade von Schwerhörigkeit zu verbergen gelernt haben.

Von den umfangreichen Hörstrecken, wie wir sie bei den 23 besthörenden Taubstummen gefunden haben, wäre für einen Erwachsenen, der erst in späteren Jahren seinen Hörverlust erlitten hat, jede einzelne ausreichend, um ihm noch ein Verstehen der Konversationssprache, wenigstens in nächster Nähe des Ohres, zu gestatten. Auch solange er noch mehr oder weniger normal gehört hat, war der im späteren Alter schwerhörig Gewordene ja schon tausendfach in der Lage gewesen, Halbgehörtes durch Kombination ergänzen zu müssen, er hat bereits vor seiner Ertaubung darin langjährige Uebung erlangt.

Ganz anders der Taubgeborene oder in den ersten Lebensjahren Taubgewordene, dem noch jede Ahnung sowohl vom Wortlaut als vom Sinn der Sprache fehlt. Ihm werden die Bruchtheile von Sprache, welche sein Ohr auffängt, so lange ein unverstandenes Gewirr bleiben, als ihm nicht die Sprache als Ganzes auf künstlichem Wege zugeführt worden ist.

So erklärt es sich auch, daß trotz ihrer vielfach sehr ansehnlichen Hörreste doch kein einziger der hier anwesenden Zöglinge fähig war, in der Volksschule dem Unterricht zu folgen und daß sie alle entweder vollständig oder nahezu stumm geblieben waren, bis sie in das Taubstummen-Institut eingetreten sind.

Die vergleichende Ton- und Sprachprüfung an ihnen hat mir ergeben, daß oftmals der Ausfall nur ganz weniger Sprachlaute einen Zögling unfähig gemacht hat, die Sprache selbständig zu erlernen.

So begreifen wir wohl, wie ein systematischer Sprachunterricht hier oft Erfolge erzielt, ohne daß das Hörvermögen selbst irgend eine Besserung zu erfahren braucht.

Wie ich bereits in meiner „Nachprüfung der im Jahre 1893 untersuchten Taubstummen“[1]) anführen konnte, hat sich eine wesentliche Vergrößerung der gehörten Tonstrecken gegenüber der erstmaligen Untersuchung durchschnittlich nicht ergeben, obgleich meinen Nachprüfungen mehrere Monate lang Hörübungen mit der Sprache vorausgegangen waren.

In der gleichen Schrift habe ich auch eingehend über einen 15jährigen Schriftsetzerlehrling berichtet, der drei Jahre vor meiner Untersuchung infolge von Gehirnhautentzündung sein Gehör für die Sprache vollständig verloren hatte.* Derselbe erschien mir besonders geeignet, um an ihm den Erfolg von Hörübungen mit Tönen und Einzellauten zu prüfen, weil bei ihm Lücken innerhalb der Tonskala bestanden, welche zum Theil auch auf das für die Sprache wichtigste Tongebiet von b'—g'' sich erstreckten. Konsequente Hörübungen mit den bei ihm ausfallenden Tönen und mit Vokalen wurden durch meinen Assistenten Dr. Wanner nahezu drei Monate lang ununterbrochen fortgesetzt. Das Resultat war aber gleich Null.

Meine Herren! Alle diese Erfahrungen sprechen gegen die Möglichkeit, den Hörnervenapparat durch rein akustische Uebungen leistungsfähiger zu machen. Mit Rücksicht auf die bei den Taubstummenzöglingen meist bereits längst abgelaufenen Zerstörungsprozesse im Labyrinth konnte diese Resultatlosigkeit von mechanischen Hörübungen eigentlich schon a priori erwartet werden.

Die schönen Erfolge, welche trotzdem Urbantschitsch lange vor uns mit seinem Hörunterricht erreicht hat und welche wir ebenso unter den ausgewählten Zöglingen der hiesigen Anstalt eintreten sehen, finden also lediglich ihre Erklärung darin, daß die bereits vorhandenen ausgedehnten Hörreste für den Unterricht ihre richtige Verwendung erhalten.

Nicht für neue Sprachlaute, die ihnen fehlen, können wir die Taubstummen empfänglich machen, sondern wir können sie nur lehren, die Lücken in der gehörten Sprache theils durch gleichzeitiges Absehen vom Munde, theils durch psychische Kombination zu ergänzen, genau in der gleichen Weise, wie dies jeder erwachsene Schwerhörige thut.

Verwirrend auf unsre Anschauung muß schon die bis jetzt allgemein gebrauchte Bezeichnung „Hörübungen“ wirken; ich habe deßhalb im Titel an ihrer Statt die Bezeichnung „Sprachunterricht durch das Gehör“ gewählt; noch richtiger wäre „Sprachergänzungsunterricht“, weil damit die Aufgabe für diesen Unterricht vollkommen umgrenzt ist.

Für den partiell hörenden Taubstummen verhält sich die Sprache, wie sie seinem Ohre erscheint, gleich einer Urkunde, in der viele einzelne Buchstaben und Silben unleserlich geworden sind. Der Kundige überfliegt trotzdem mühelos ihren Inhalt. Auch soweit der Taubstumme die Sprache vom Munde abzulesen vermag, verhält sie sich wie eine solche halb unleserliche Urkunde; denn eine Reihe von einzelnen Lauten muß doch auch hier aus dem Zusammenhang ergänzt werden. Wer wird aber daran zweifeln, daß derjenige Gelehrte im Vortheil ist, welchem über den gleichen Gegenstand nicht nur eine, sondern gleichzeitig zwei verschiedene Urkunden in verschiedener Sprache zu Gebote stehen? Ganz in dem gleichen Falle ist der Taubstumme, welcher sowohl seine Hörreste zu benutzen als vom Mund abzulesen gelernt hat. Spinnen wir den Vergleich noch etwas weiter! Die Schriftzeichen, welche einmal verwischt sind, wird der Urkundenforscher niemals für sich allein zu entziffern vermögen, wenn er sie seinem Auge noch so oft wiederholt vorführt. Es ist vielmehr sein Vertrautsein mit den in Urkunden gebräuchlichen Worten und Satzwendungen, der Sinn des Ganzen, welcher ihn über eine Menge von Lücken im Einzelnen hinwegkommen läßt. Nicht anders verhält sich der partiell hörende Taubstumme, dem einzelne Sprachlaute fehlen. Hörübungen mit diesen fehlenden Lauten für sich allein werden niemals zu einem Ziel führen, er kann sie nur durch Kombination aus dem Sinn des Ganzen finden.

Kennen wir den Grad des Hörvermögens, sowie die Ausdehnung des Hörgebietes für jeden einzelnen Zögling und damit auch die Sprachlaute, welche demselben fehlen, so ist die Aufgabe für den Lehrplan bei jedem Einzelnen klar vorgezeichnet.

In welcher Weise dieser Unterricht im Einzelnen einzurichten ist, darüber muß in erster Linie den Lehrern selbst die Entscheidung anheimgegeben werden.

Meine Aufgabe konnte es hier nur sein, Sie mit dem ungeahnt großen Umfang von Gehör vertrauter zu machen, welches sich bei über einem Drittheil aller Taubstummen durch die Untersuchung mit der Tonreihe hat aufdecken lassen.

Ihrer opferfreudigen Mithülfe bedarf es vor Allem, wenn diese Untersuchungen praktische Früchte tragen sollen.

Nicht erschweren wollte ich Ihre so mühevolle Arbeit, sondern erleichtern, denn man arbeitet immer da am Leichtesten und Sichersten, wo man am Klarsten sieht.

Möge es mir gelungen sein, für die volle Würdigung der Gehörschätze, welche ein großer Theil der Taubstummenzöglinge noch in sich birgt, Ihr Auge zu schärfen und für die Hebung dieser Schätze Ihr Herz zu erwärmen!

---

[1]) „Zweiter Nachtrag zum Hörvermögen ꝛc.“ Wiesbaden, Bergmann 1897.

Digitized by Google

## Mittheilungen und Nachrichten.

H. **Der Feind im Land.** Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71. Nach französischen Tagebüchern herausgegeben von Lud. Halévy. Uebersetzt von Dr. Hans Altona. Berlin 1898, Otto Salle. M. 1.50. — Das Werk ist meines Wissens bereits 1891 in Paris in Prachtausgabe erschienen und liegt nun die vierte Auflage der deutschen Uebersetzung in einfacher Ausgabe vor. Französische Soldaten und Bürger erzählen frisch, schlicht und offen ihre Erlebnisse, ihre Hoffnungen und ihre Stimmungen. „Wir haben viel ausgestanden. Aber wenn es noch einmal gegen die Preußen gehen sollte, so werde ich gern mit dabei sein ...“, schließt der Mobilgardist von Villersexel das Buch. Die Deutschen erfahren übrigens durchweg eine gerechte und anerkennende Beurtheilung. Jeder wird das Buch gern lesen.

**München.** Deutsche Geologische Gesellschaft. 44. Jahresversammlung. Sitzung vom Freitag, dem 15. Sept. Der Vorsitzende, Geh. Rath v. Zittel, macht zuerst einige geschäftliche Mittheilungen, unter anderen die, daß mehrere Mitglieder, z. B. Penck (Wien), wegen des Hochwassers nicht kommen konnten. Zum 50jährigen Jubiläum der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien wird die Vorstandschaft beauftragt, am 15. September eine Adresse zu senden. Nach Verlesung des Protokolls kommt die Frage zur Besprechung, ob und wo nächstes Jahr eine allgemeine Versammlung stattfinden soll. Es sprechen hiezu die Herren v. Zittel, Lepsius, Hauchecorne, Vorwerg, Steinmann u. A. Auf Antrag von Hauchecorne und v. Zittel wird einstimmig angenommen, nächstes Jahr eine Versammlung abzuhalten. Es liegt eine Einladung von Halle vor, auch Frankfurt wird vorgeschlagen. Dr. Naumann bietet sich für dort als Geschäftsführer an. Nach längerer Berathung wird schließlich Frankfurt für nächstes Jahr angenommen und Halle für 1901. Nach Verlesung der Namen der neuen Mitglieder legt Professor Rothpletz Exkursionenlisten vor, ebenso wird die Arbeit von E. Weinschenk „Der bayerische Wald“ vorgelegt. Es überreicht Hr. Geheimer Rath Roger seinen Katalog fossiler Säugethiere. Er beklagt sich, daß seine Arbeiten im Katalog von Trouessart übergangen worden seien und reklamirt für seine Lebensarbeit die Priorität. Zittel ergreift seine Partei. Es folgt hierauf der Vortrag von Thürach (Heidelberg): Ueber die Gliederung und Lagerung des Quartärs in der Pfälzischen Rheinebene. Wir sehen verschiedene Faltungsrichtungen, die wir schon in der Trias finden. Im bunten Sandstein ist eine Küste zu bemerken, die fast in gerader Linie verläuft. Im Jura und der Kreide finden wir auch diese Faltung. Im älteren Tertiär haben wir dasselbe; die eigentliche Senke liegt in der Gegend von Heilbronn. Durch diese Faltungen treten die Vogesen und Schwarzwald hervor und das Rheinthal ist hier als ein Einbruch zu betrachten. Dieser Einfall ist antiklinal und nicht synklinal. Solche antiklinale Spaltungen sind besonders charakteristisch für Ueberschiebungen. Bedeutende Druckwirkungen, von der Seite herkommend, haben im Oligo- und Miocän diese Ueberwerfungen hervorgebracht. Diese Bohrungen haben gezeigt, daß das Tertiär hier sehr unregelmäßig gestaltet ist. Vor der Quartärzeit war das Rheinland keine Ebene, sondern ein sehr hügeliges, muldenhaltiges Land. Die Flora ist eine quartäre; eine Schieferkohle zeigt Moose und jetzt noch existirende Käferarten. Wir haben moränenartige Geschiebe und darauf mit Konchylien durchsetzten Mergel. Hierauf lagert rother Schotter, welchen die zwei Lösse enthalten. In diesen Thälern der Pfalz finden sich auch jüngere Kiese. Der Rhein im Diluvial hat Sand, Kies, Thone abgelagert. Die Fauna besteht aus Konchylien. In den Sandsteinen zeigen sich starke Neigungen zu der Rheinebene hin. Das ältere Diluvium hat wie im Rheinthale nur schmale Streifen. Die Flugsande sind von Westen hergeweht worden; auf dem jüngeren Diluvium sind auch Sande, die von Westen und Südwesten herkommen. Es sprechen hiezu Professor v. Ammon und Professor Fraas (Stuttgart). Letzterer bestreitet, daß Tertiär sich unter dem Löß befinde; Thürach entgegnet ihm hierauf. Sodann spricht Geh. Rath Lepsius (Darmstadt) noch zur Sache; er hat senkrechte und keine antiklinale Spalten bei seinen Bohrungen in Darmstadt vorgefunden. Somit sind es keine Ueberschiebungen, welche charakteristische Zerquetschungen aufweisen, sondern Grabenversenkungen. Wir haben hier also konvergirende und nicht divergirende Spalten. Thürach erwidert, daß bei dem Bohrloch von Waldorf auch Sandkonchylien vorgefunden wurden. Es spricht hiezu auch v. Koenen (Göttingen). Steinmann spricht über die tektonische Frage; er ist von der Meinung zurückgekommen, daß hier antiklinale Spalten vorhanden seien. Er erklärt seine Ausführungen durch Skizzen an der Tafel und gelangt zu dem Schlusse, daß Ueberschiebungen vorliegen. Sodann nimmt er an, daß diese Dislokationen am Ende des Miocäns stattfanden. Es sind präoligocäne Verwerfungen. Lepsius behauptet, daß es pliocän sei; Thürach antwortet und spezifizirt, daß es sich nur um die Pfalz handle und nicht um weitere Regionen. Lepsius bezieht aber auf die ganze Gegend was Thürach von der Pfalz sagte. — Nach beendigter Diskussion legt Dr. Beck Photographien vom böhmischen Silur zum paläontologischen Unterricht vor. Steinmann und v. Zittel bekämpfen deren Ankauf. Dr. Lotz (Marburg) spricht über die Fauna der Lindener Mark bei Gießen und legt wunderschöne Tafeln vor. Es handelt sich dabei um die Paffrath-Fauna. Dr. H. Blind.

* **Stuttgart.** Die an der hiesigen Technischen Hochschule erledigte ordentliche Professur für Architektur ist dem Architekten Heinrich Jassoy in Stuttgart und die neuerrichtete ordentliche Professur für maschinentechnische Fächer dem Prof. Bantlin an der Technischen Hochschule in Braunschweig übertragen worden.

* **Leipzig.** Dr. Max Lehmann, bisher Assistent der sächsischen landwirthschaftlichen Versuchsanstalt Möckern, ist als Lehrer für Tabakfabrikation mit einem jährlichen Gehalt von 6000 Yen vom japanischen Ministerium für Landwirthschaft und Handel auf drei Jahre angestellt worden.

* **Berlin.** Eine Auskunftsstelle für studirende Frauen, welche über Studienverhältnisse der in- und ausländischen Universitäten, über Wohnung, Pensionen u. s. w. Auskunft ertheilt, ist in Berlin errichtet worden. Leiterinnen des Bureaus sind Frln. Dr. Anna Gebser und Frln. Chomanetz.

* **Oldenburg.** Sein 70jähriges Doktorjubiläum beging kürzlich Medizinalrath Dr. Nieberding zu Varel in Oldenburg. Er ist der Vater des Prof. Nieberding in Würzburg. Trotz seiner 94 Jahre ist der alte Herr noch von körperlicher und geistiger Frische. Oldenburg besitzt übrigens noch einen Nestor unter seinen Aerzten, den ehemaligen Oberstabsarzt Medizinalrath Dr. Kohlschmitt, der 93 Jahre ist und bereits auf eine 71jährige Praxis zurückschaut.

* **Aus Oesterreich.** Der ordentliche Professor an der Universität in Czernowitz, Dr. Theodor Gartner, ist zum ordentlichen Professor der romanischen Philologie an der Universität in Innsbruck ernannt worden.

* **Aus Belgien.** Der ordentliche Professor der Naturwissenschaften an der Universität Loewen, Kanonikus Carnoy, Verfasser einer Reihe geschätzter Fachwerke, darunter „La Biologie cellulaire“, ist gestorben.

Tauchnitz Edition.
September 13, 1899.
The Battle of the Strong.
A new Novel.
By (13604)
Gilbert Parker.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Montag, 18. September. Nummer 212.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Die Wandlungen des astronomischen Weltbildes bis zur Gegenwart.[1]

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Ein solches Thema in einem Vortrag von engbegrenzter Dauer zu behandeln, ist eine Aufgabe, die nur unter einer bestimmten Voraussetzung und Einschränkung unternommen werden konnte, nämlich unter der in dieser hochansehnlichen Versammlung zweifellos erfüllten Voraussetzung, daß man vieles nur anzudeuten braucht, um sofort volles Verständniß zu finden, und unter der Einschränkung, daß es sich nur darum handeln kann, die Wandlungen des astronomischen Weltbildes, mit Verzicht auf jegliche eingehendere inhaltliche Erörterung, wesentlich nach formalen Gesichtspunkten und nur in ihren großen Linien darzustellen.

Es erschien aber nicht unwichtig, gerade in der gegenwärtigen Epoche und gerade vor einer solchen Versammlung einmal ein lebendiges Zeugniß von der formalen Größe und der erhebenden Stetigkeit abzulegen, welche für diesen Zweig menschlicher Erkenntniß-Entwicklung von uralter Zeit bis zur Gegenwart so charakteristisch ist.

Mit dem Ausdruck „astronomisches Weltbild“ darf man die Gesammtheit der umfassenden, miteinander verbundenen Vorstellungen bezeichnen, welche die schöpferische Einbildungskraft der Menschheit, vertreten durch ihre jeweilig auf diesem Gebiet leitenden Geister, sich von den Gestaltungen und von den Zuständen im Weltall macht und gemacht hat.

Die leitenden Geister hiebei sind nicht immer die Astronomen vom Fach; denn zu den Ergebnissen streng wissenschaftlicher Forschung, die allerdings den eigentlichen Nährboden jener umfassenderen Vorstellungen vom Weltall bilden, müssen Ideenverbindungen von dichterisch-philosophischer Art, nämlich schöpferische Elemente der Seelenthätigkeit, hinzukommen, um ein Weltbild zu schaffen, welches sich überzeugte und befriedigte Zustimmung nicht bloß bei den bedeutendsten Astronomen, sondern auch im allgemeinen Geistesleben gewinnt.

Natürlich ändern sich die Elemente eines solchen Weltbildes unablässig durch den Fortgang der wissenschaftlichen Erkenntniß und durch deren allmähliches Eindringen in immer weitere Kreise, sowie durch die Entwicklung der Lebensbedingungen und Geistesbedürfnisse dieser Kreise.

Das erste umfassende Bild, welches sich die leitenden Geister der Menschheit nahezu übereinstimmend von der Gestaltung und der Einrichtung des Weltalls machten, war die Sphärentheorie. Die dieser Theorie zugrunde liegenden Vorstellungen hatten ihren Ursprung genommen in den einfachsten Wahrnehmungen über die scheinbaren Begrenzungen des Raumes durch die kreisförmige Horizontlinie und durch die kugelähnliche Wölbung des Himmelsraums, sowie über die tägliche Bewegung der sternbesäeten Himmelsfläche nach Art einer mit zwei festen Zapfen sich drehenden Kugel.

Aus der viele Jahrtausende umfassenden Arbeit eifriger Beobachter und ernster Denker in Ostasien und in den Euphratländern war zunächst allmählich die Vorstellung von der Kugelgestalt des Mondes und der Sonne und schließlich auch von der Kugelgestalt der Erde hervorgegangen. Nachdem dann in der auf den kleinasiatischen, griechischen und italischen Küsten und Inseln erblühten jugendlichen Wissenschaft der Griechen diese Lehre von der Kugelgestalt der Erde sehr bald zu einer anerkannten Grundlage der Weltlehre geworden war, hatte Aristoteles allen diesen übereinstimmenden Elementen des Weltbildes einen Zusammenschluß und eine gewisse formale Vollendung gegeben.

In der Mitte die ruhende Erdkugel; konzentrisch mit ihr die ganze Welt begrenzt durch eine umfassende Kugelhülle, welche die unwandelbaren Fixsterne trug. Jenseits dieser Grenze das „bewegende Prinzip“ waltend, zugleich der Antrieb des täglichen Umschwungs der Sternsphäre, sowie aller innerhalb derselben befindlichen Systeme von Kugelhüllen, welche, ebenfalls konzentrisch zur Erdkugel gedacht, der Reihe nach die sieben wandelnden Gestirne, einschließlich der Sonne und des Mondes, von dem entferntesten, dem Saturn, bis zu dem der Erde nächsten, dem Monde, trugen; durchsichtige, aber festgefügte Systeme von Kugelhüllen, deren jede, außer dem allgemeinen täglichen Umschwung, noch besondere Drehungsbewegungen vollführte.

Dieses streng geometrisch aus Kugeln und konzentrischen Kugelhüllen aufgebaute Weltbild hat den Höhen der Menschheit nahezu zwei Jahrtausende hindurch Befriedigung und Erbauung gewährt. Eine wesentliche Befestigung und Vertiefung erfuhr sein Einfluß auf die Gemüther auch dadurch, daß die zu der zentralen und ruhenden Stellung der Erdkugel konzentrische Anordnung und Begrenzung des ganzen Weltbaues zugleich allen von den Himmelslichtern und Himmelskörpern ausstrahlenden Wirkungen eine besondere Beziehung auf das in der Mitte des Ganzen gelegene Erdenleben gab. Einen wichtigen Anhalt hiefür bot auch die schon zu Aristoteles Zeit zur Geltung gelangte Vorstellung, daß die Wirkungen der Schwere nach dem Mittelpunkt der Erdkugel zielten.

Durch diese ganze Vorstellungsreihe wurde aber der Lehre von dem regierenden Einfluß der Gestirne auf das Menschenleben Thür und Thor geöffnet, nachdem bereits die uralte ostasiatische Entdeckung der regelmäßig alle 18 Jahre und 10 Tage erfolgenden periodischen Wiederkehr der Reihenfolge der Mondfinsternisse den festen Boden für die Autorität astronomischer Vorhersagungskunst geschaffen hatte.

[1] Vortrag, gehalten vor der 71. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in München.

Digitized by Google

Bei dem mächtigen Eindruck, welchen die Finsternisse in jenen Zeiten auf die Gemüther ausübten, hatte jene Entdeckung in der mit ihrer Hülfe ziemlich einfachen Kunst der sicheren Vorausberechnung der Mondfinsternisse den Astronomen ein großes politisch-soziales Machtmittel geradezu in die Hände gedrückt.

Astrologie und konzentrische Sphärentheorie mit der Erde als Mittelpunkt stützten sich dann gegenseitig durch die Zeitalter der griechisch-römischen und dann der arabischen Kultur hindurch bis ins späte Mittelalter. Wenn die Stellungen der Gestirne am Himmel so mächtig auf alle Vorgänge des Erdenlebens einwirkten, wie man immer allgemeiner annahm, so war es zwar für diese Wirkungen, naturwissenschaftlich betrachtet, eigentlich von nebensächlicher Bedeutung, ob dabei die Erde im Mittelpunkt der Sphären ruhte oder ob eine bewegte Erde bei denselben relativen Stellungen dee anderen Gestirne zu ihr und an ihrem Himmel jene Einflüsse erlitt. Aber die Annahme jener „gottgeordneten Wirkungen der Gestirne" hatte allerdings eine ganz andere Grundlage und Wahrscheinlichkeit für sich, so lange diese Wirkungen auch nach dem Mittelpunkt des Weltalls hinzielten.

Und so kam es, daß sowohl im Alterthum gegenüber dem ersten Auftauchen der Lehre von der Erdbewegung, als auch nun das Ende des Mittelalters gegenüber der Kopernikanischen Lehre die stärksten Gegenwirkungen aus dem Glauben an die „Gestirne" und an die astrologische Weissagungskunst hervorgingen.

Ergreifend ist es dann aber, zu sehen, wie im 17. Jahrhundert, gleich der Morgensonne nach langer Dämmerung, das neue astronomische Weltbild in den Seelen der Menschen nach allen Seiten lichtbringend emporsteigt. Dieses jetzt mit Recht nach Kopernikus benannte Weltbild hat zwar in einzelnen wesentlichen Zügen seit Kopernikus und sogar seit Keplers und Newtons Zeit bis jetzt, insbesondere auch in dem letzten Jahrhundert, schon bedeutsame Wandlungen erfahren, und gewiß wird dasselbe, zumal hinsichtlich der Fernen des Raumes und der Zeit, noch viele Erweiterungen und Bereicherungen zu erfahren haben; aber seine Grundlagen und Hauptlinien werden fortan dauernd einen integrirenden Bestandtheil der astronomischen Weltanschauung der Menschheit bilden.

Der Auflösungsprozeß des alten rein sphärischen Weltbildes hatte schon vor der Zeit, in welcher dasselbe durch Aristoteles seine eigentliche Formgebung und seine weltbeherrschende Stellung erhielt, nämlich schon in den Jugendtagen der pythagoräischen Philosophie, begonnen, und kaum ein halbes Jahrhundert nach Aristoteles hat dieser Prozeß in dem Geiste Aristarchs von Samos bereits zu der klar bewußten und durchdachten Neubildung einer Weltansicht geführt, welche in ihren Grundzügen bereits völlig identisch ist mit der kopernikanischen Weltanschauung.

Es waren hauptsächlich sowohl naturphilosophische als moralphilosophische Gesichtspunkte gewesen, welche schon vor Aristarch den Auflösungsprozeß des Glaubens an die ruhende und zentrale Stellung der Erde eröffnet hatten.

Wie wir gesehen haben, empfing die Sphärentheorie eine wesentliche Stärkung und Befestigung ihres Einflusses auf die Geister in jenen zwei Jahrtausenden von Aristoteles bis zum 17. Jahrhundert dadurch, daß diese Stellung der Erde inmitten der zu ihr konzentrischen Sphärengebilde die Einwirkungen der ganzen strahlenden Himmelswelt in besonderer Weise auf diese zentrale Erdenwelt zu „konzentriren" und wesentlich für diese zu Kundgebungen und zu Organen der göttlichen Fügungen zu machen schien.

Den Pythagoräern erschien dagegen eine solche bevorzugte Stellung der Erde und eine derselben dienende Stellung der ganzen Himmelswelt im höchsten Grade widersinnig. Dort oben in den Himmelsräumen schienen die einfachsten und stetigsten Formen und Gesetze der Bewegung zu walten. Der Mensch konnte der Erkenntniß dieser Gesetze, wie es schon die ältesten Zeitmessungen, ferner die Erforschung der so beständigen Umlaufszeiten der Wandelgestirne und die Entdeckung der Finsternißperiode erwiesen, durch bloßes geordnetes Zählen nahe kommen und dadurch schon eine gewisse Macht über die Erscheinungen erwerben, was ihm auf Erden erst so wenig gelingen wollte.

„Gott zählt" hieß es daher. Das heißt: In den im besonderen Sinn gotterfüllten Himmelsräumen regiert das reine Gesetz der Zahl, wovon es auf Erden in den Verhältnißzahlen der Schwingungen konsonirender Töne bloß ein vereinzeltes, aber bereits so entzückendes Beispiel gab.

Weg darum mit der Erde aus dem Mittelpunkt jener wohlgeordneten Welt! Und so kam bis zu Plato hinauf eine immer stärkere Ueberzeugung in eine Reihe gleichgestimmter Seelen, daß es eine andere Weltordnung geben müsse als die dem blöden Anschein nach vorhandene und in der Sphärentheorie alsdann künstlich idealisirte.

Dazu kam die wachsende Erkenntniß, welche einigen Astronomen bereits in Betreff dee Entfernungen und Größen der Himmelskörper zu tagen begann. Aristarch von Samos glaubte insbesondere aus einigen älteren und eigenen Messungen am Himmel ableiten zu können, daß die Sonne erheblich größer sei als die Erde, und so that er denn den großen Schritt, die Erde um die Sonne in Bewegung zu setzen, nachdem er erkannt hatte, daß durch diese Bewegung eine bedeutsame Vereinfachung in der Erklärung der übrigen Planetenbewegungen möglich wurde. Ja, ee ging noch weiter, indem ee die Meinung aussprach, diese große Bahn der Erde um die Sonne und die entsprechenden Bahnen der anderen Planeten seien noch verschwindend klein gegen die Entfernungen der Fixsterne, und dieses sei der Grund, weßhalb sich die Wirkung der Bewegung der Erde um die Sonne nur in den Bewegungen der Planeten, aber nicht in jährlichen Veränderungen des Anblicks des Fixsternhimmels kundgebe. Natürlich konnte aber einer so weit entfernten Fixsternwelt auch nicht mehr der tägliche Umschwung zugemuthet werden, sondern dieser mußte nun als die Folge einer täglichen Drehung der Erde um eine der scheinbaren Drehungsachse des Himmels parallele Achse erklärt werden.

Erst 18 Jahrhunderte später fand diese kühne Neubildung der Weltansicht ihre tiefere mathematisch-astronomische Begründung durch Kopernikus, aber auch diese Verkündigung eines neuen Weltbildes blieb noch nahezu ein Jahrhundert auf die Zustimmung weniger Fachmänner beschränkt.

Im allgemeinen nicht bekannt und bis jetzt keineswegs hinreichend gewürdigt ist aber das Verhalten der astronomischen Fachmänner in der Zeit von Aristarch bis Kopernikus. Sie fühlten sich außer stande, die Macht, mit welcher das Aristotelische Weltbild in den Gemüthern, auch in ihrem eigenen, herrschte, zu stürzen, aber sie überwanden doch schon allmählich dieses Weltbild mit steigender Evidenz durch die streng fachmännische Arbeit fortgesetzter eifriger Messungen am Himmel und sorgfältiger Berechnungen, und sie bereiteten endlich auf diesem soliden und einzig zum Ziele führenden Wege dem Kopernikus die Möglichkeit, dem Gedanken Aristarchs vollstes Bürgerrecht in dee Wissenschaft zu gewinnen.

Es ist sehr merkwürdig, zu sehen, in welcher Weise dieser strenge Forschungsprozeß, insbesondere in den ersten 400 Jahren nach Aristoteles und Aristarch sich mitten in dem Kultus des orthodoxen Sphärenbildes vollzog. Schon die beiden großen griechischen Astronomen Hipparch und

Digitized by Google

Ptolemäus sahen sich durch jeden weiteren Schritt, den sie zur mathematischen Erklärung der immer sorgfältiger und vollständiger beobachteten Bewegungserscheinungen am Himmel thun mußten, gezwungen, immer entschiedener die zentrale Stellung der Erde und die konzentrische Lage der Sphären aufzugeben, wenn auch die ruhende Stellung der Erde immer noch beibehalten wurde, weil gegen die Erdbewegung noch gewisse Bedenken in dem unentwickelten Zustande der physikalischen Vorstellungen und der mechanischen Bewegungslehren obwalteten.

Schließlich waren aber durch diese Arbeiten und ihre Fortführung in der arabischen und maurischen Astronomie bis zu dem großen Nürnberger Astronomen Johannes Müller Regiomontanus, dem unmittelbarsten Vorgänger von Kopernikus, in den Augen der Fachmänner von der ganzen, noch mit ihren sonstigen Illusionen in voller Geltung stehenden Sphärentheorie gerade diejenigen Grundlagen bereits völlig zerbröckelt worden, auf denen der besondere Zauber dieser Weltanschauung ruhte.

Seitdem ist nun also durch Kopernikus und durch die drei mindestens ebenso großen Denker und Geisteshelden des 17. Jahrhunderts, Kepler, Galilei und Newton, das neue Weltbild nicht bloß bei den Astronomen, sondern auch in der Weltanschauung aller leitenden Geister und schließlich der ganzen gebildeten Menschheit zur Grundlage der kosmischen Erkenntniß geworden.

Auf diesem festen Boden und mit Hülfe der in jenem mächtigen Forschungsprozeß erprobten und verfeinerten Methoden und neuer Werkzeuge der Wahrnehmung und Messung hat nun dieses Weltbild bis zur Gegenwart eine Fülle von Bestätigungen und Bereicherungen, sowohl in seinen Einzelheiten als in seinen großen Zügen, erfahren. Diese in ihren Hauptlinien vor Ihre Augen zu bringen, will ich nun in ähnlicher kurz zusammenfassender Weise für die neueren Vorgänge versuchen, wie es in dem vorangehenden Rückblick für die vergangenen Entwicklungsstufen bis zu Kopernikus geschehen ist.

Bekanntlich ist die astronomische Bewegungslehre in derjenigen Gestalt, welche Kopernikus selbst für die Umläufe der Erde und der übrigen Planeten um die Sonne annahm, noch fast ganz von derselben Art und Einrichtung gewesen, welche Ptolemäus der Darstellung der Bewegungen um die Erde gegeben hatte. Alle durch die Beobachtungen schon in der griechischen Zeit offenbar gewordenen Abweichungen der scheinbaren Bewegungen am Himmel von einem streng gleichförmigen und kreisförmigen Verlauf wurden durch Uebereinanderbau von kreisförmigen oder radförmigen Bewegungen, man könnte sagen, nach Art eines Uhrwerks dargestellt, wozu noch die Annahme gewisser gradlinig hin- und hergehender Bewegungen kam, welche mit kreisförmigen Bewegungen in ähnlicher Weise zusammenarbeiteten, wie die hin- und hergehenden Bewegungen des Kolbens einer Dampfmaschine mit der Umdrehung des Schwungrads. Als König Alfons von Aragonien im 13. Jahrhundert sich unmuthig und spottend über diese komplizirte Maschinerie aussprach, waren ihm die bedeutsamen Abschnitte in dem großen Lehrbuch des Ptolemaeus entgangen, in welchen dieser überaus einsichtsvolle Denker jede ästhetisch-philosophische Kritik seiner maschinenmäßigen Erklärungen der Himmelsbewegungen vollständig abweist und den rein mathematischen und zahlenmäßigen Charakter dieser, wie er anerkennt, höchst unvollkommenen Vorstellungen von den Himmelseinrichtungen als ihren entscheidenden Werth hervorhebt. Es komme zunächst nur darauf an, die Erscheinungen mathematisch und rechnerisch nachzubilden und auf diese Nachbildungen die Vorausberechnungen zu begründen, welche dann durch das Maß ihrer Uebereinstimmung mit dem wirklichen Fortgange der Erscheinungen zur Bestätigung oder zur Vervollständigung der Vorstellungsbilder dienen müßten.

In dieser echt naturwissenschaftlichen Auffassung war natürlich auch von einer Realität der festgefügten durchsichtigen Sphären als Träger der Planeten schon längst keine Rede mehr.

Ganz in diesem Sinne hatte Kopernikus vollkommen recht, als er innerhalb seiner neuen räumlichen Anordnung des Planetensystems zunächst dieselben Erklärungs- und Darstellungsformen zur Anwendung brachte, die bei den Astronomen bereits mathematisch ausgebildet und durch viele Vorausberechnungserfolge bewährt waren.

Durch die Einfügung der Erdbewegung wurde ja das ganze Vorstellungssystem der Zusammensetzung von Kreisbewegungen oder Rädern schon eminent vereinfacht; denn in dem vorgestellten Mechanismus jeder einzelnen Planetenbahn wurde durch die perspektivischen Wirkungen der Erdbewegung je ein Rad erspart, welches bei Ptolemäus diese Wirkungen schon fast vollständig darstellte.

Zur richtigen Würdigung der relativen Berechtigung und der dauernden Bedeutung aller dieser Stufen der Wandlung des astronomischen Weltbildes möchte ich hier noch folgendes hervorheben: Ganz in dem Sinne der vorerwähnten Auffassung des Ptolemäus von dem methodischen Werthe solcher rein mathematischen Darstellungsformen in gewissen Stadien der Nachbildung der Erscheinungen wenden die Astronomen auch jetzt noch rechnerisch ganz ähnliche Zusammensetzungen aus Kreisbewegungen für diejenigen durch die allgemeine gegenseitige Massenanziehung bedingten Bewegungen der Planeten und Kometen an, welche sich nicht durch einfache Figuren oder durch entsprechend einfache geschlossene Rechnungsformen ausdrücken lassen. Und in der Physik unsrer Tage ist diese Art der rechnerischen Darstellung periodischer Erscheinungen durch den Uebereinanderbau von Kreisbewegungen verschiedenen Verlaufes für die Anfangsstadien jeder Forschung dieser Art zum vollsten Bürgerrecht gelangt.

Es war jedoch bei dem weiteren Fortgang der Entwicklung des neuen Weltbildes von höchster Bedeutung, und es war Keplers unsterbliches Verdienst, daß er wenigstens für die großen Züge der Bewegungen in unserm Planetensystem, und zwar durch wirkliche räumliche Ausmessung derselben mit Hülfe der Kopernikanischen Erdbewegung, geschlossene geometrische Gestalten von einfachem Gesetz erkannte, nämlich Kegelschnittlinien, zunächst die Ellipse, welche nun an die Stelle bloßer Rechnungsformen und der bisherigen künstlichen Zusammensetzung der Bewegungen aus unzureichenden kreisförmigen Konfigurationselementen traten. In der That entsprechen jene großen geometrischen Züge, infolge des enormen Ueberwiegens der Sonnenwirkung in unserm Planetensystem, sehr nahe der Wirklichkeit, und die von den gegenseitigen Anziehungen aller Weltkörper des ganzen Systems bedingten Abweichungen der wirklichen Bewegungen von diesen großen Zügen konnten auch erst mit der weiteren Verfeinerung der Messungen hervortreten, welche durch die Einführung des zu Keplers Lebzeiten in den Niederlanden erfundenen und von ihm selbst wesentlich verbesserten Fernrohrs ermöglicht wurden.

Die Kepler'schen Gesetze, insbesondere auch die von ihm gefundene, mit derselben großen Annäherung wirklich geltende Beziehung zwischen den Umlaufszeiten der Planeten und ihren mittleren Entfernungen von der Sonne, wurden nun die Ausgangspunkte von Newtons Entdeckungen über die Gesetze der allgemeinen Massenanziehung als der wesentlichen Regiererin der himmlischen Bewegungserscheinungen.

Die zweite Quelle dieser Entdeckungen wurden die Forschungen von Keplers Zeitgenossen Galilei über die

Digitized by Google

Grundlagen der Bewegungslehre. Anknüpfend an merkwürdige Hellblicke von Demokrit errang Galilei durch tiefste Gedankenarbeit und durch systematische Maßbestimmungen jetzt für die Erkenntniß der Bewegungserscheinungen, insbesondere der unter der Wirkung der Schwere vor sich gehenden, völlig neue und höchst fruchtbare Gesichtspunkte, welche, viel bedeutsamer als Galilei's astronomische Entdeckungen mit dem Fernrohr, auch wie ein Sonnenaufgang wirkten nach der Dämmerungszeit der Phantasmen, denen Alterthum und Mittelalter gerade auf diesem Gebiet gefröhnt hatten.

Noch vor dem Ende dieses 17. Jahrhunderts, welches auf dem Gebiet der kosmischen Erkenntniß als ein wahres Heroenzeitalter leuchtet, entstieg dann dem Kopf des unvergleichlichen Newton das mächtige Gedankengebilde der Himmelsmechanik, sofort ausgerüstet mit einer Fülle von glänzenden Bestätigungen durch die erschöpfende und einleuchtende Erklärung nicht bloß derjenigen Bewegungen der Himmelskörper, deren Formen man schon im ganzen und großen erkannt hatte, ohne jedoch ihren inneren Grund und Zusammenhang zu verstehen, sondern auch gewisser anderer Bewegungserscheinungen, welche bis dahin völlige Räthsel geblieben waren. Hierzu gehören insbesondere die merkwürdigen Ortsveränderungen der scheinbaren Drehungspole des Himmelsgewölbes unter den Sternbildern, die schon seit uralten Zeiten der Gegenstand verwunderungsvollen Nachdenkens und stets unzureichender Erklärungsversuche gewesen waren.

Ich werde in aller Kürze zu berichten haben, in welchem Grad bis jetzt dieses Newton'sche Anziehungsgesetz sich als eine Art von mathematischem Weltgesetz bewährt hat, ferner wie es jetzt auch die Grundlage unsrer Versuche bildet, die Bewegungen in den engeren Fixsternsystemen der Berechnung zu unterwerfen, und welche tieferen Gesichtspunkte allmählich in Betreff der universalen Geltung dieses Anziehungsgesetzes zu dämmern beginnen.

Sei es mir vorher und bevor ich sodann die neuesten Entwicklungen unsrer Vorstellungen von jenen Fernen der Welt zusammenfassend darlege, noch gestattet, einige Betrachtungen dem Fortgang zu widmen, welchen die Beweisführung von der Realität der Erdbewegungen bis zur Gegenwart genommen hat.

Eigentlich war bereits durch Keplers Untersuchungen über die Gestaltverhältnisse und Dimensionen der Planetenbahnen der Beweis von der Realität der Lehre von der Bewegung der Erde vollständig erbracht. Noch in höherem Maß geschah dies durch Newtons Entdeckungen und weiterhin durch die mit Hülfe des Fernrohrs und der Uhr immer mehr verfeinerten und immer zahlreicher gewordenen Messungen über die Bewegungen der Planeten und Kometen und durch die immer vollständigere und genauere Darstellung derselben durch Keplers und Newtons Lehren.

Trotzdem verlangte bis ins 19. Jahrhundert die gebildete Laienwelt immer noch sogenannte anschauliche Beweise, d. h. Erscheinungen, in denen Wirkungen der Erdbewegung für Jedermann wenigstens mittelbar ersichtlich waren.

Hierzu gehörte in erster Linie die Forderung, daß wenigstens die nächsten Fixsterne infolge der großen Ortsveränderung, welche die Erde bei ihrer jährlichen Bewegung um die Sonne erfuhr, sich in ähnlicher Weise gegen die entfernteren Fixsterne verschieben müßten, wie es z. B. so deutlich bei einer schnellen Fahrt in den Verschiedenheiten der scheinbaren Bewegungen der von den Fahrenden wahrgenommenen näheren Gegenstände relativ gegen die entfernteren geschieht.

Gerade auf Wahrnehmungen solcher Art an den näheren und an den entfernteren Planeten hatten ja Aristarch und Kopernikus die Erdbewegung schon begründet, und das Fehlen ähnlicher Wirkungen bei den Fixsternen war bereits von Aristarch durch die Annahme ihrer sehr großen Entfernungen von unserm Planetensystem erklärt worden. Aber es war doch vielleicht möglich, mit den feineren Messungen der Neuzeit auch in diesen entfernten Fixsternen, wenn auch in sehr kleinem Maßstab, ähnliche Erscheinungen nachzuweisen, und zwar deutlicher nachzuweisen, weil die Fixsterne keine sonstigen Bewegungen zu haben schienen, und weil hierdurch die Wirkungen der Erdbewegung anschaulicher zutage treten mußten.

Bis ins 19. Jahrhundert hat man sich hiernach mit den feinsten Messungen bemüht, jene Wirkungen in der Fixsternwelt zu entdecken. Man begann mit den hellsten Sternen, weil man diese als die uns nächststehenden erachtete. Nach vielen vergeblichen Versuchen war es Bessel, der einen anderen Gesichtspunkt zur Geltung brachte. Er faßte ein durchaus nicht zu den hellsten Sternen gehörendes Sternpaar ins Auge, welches sich aber durch eine besonders starke Bewegung gegen die umgebenden Sterne (sowie in Bezug auf den Pol der Erdachse und den Pol der Erdbahn) bemerklich gemacht hatte, und von dem er deßhalb voraussetzte, daß es unserm Planetensystem besonders nahe sei. Der Erfolg belohnte diese Ueberlegung. Er konnte im Jahre 1838 das Ergebniß veröffentlichen, daß dieses Sternpaar eine zwar sehr kleine, aber deutlich meßbare jährliche Schwankung seines Orts erfuhr, deren Verlauf der gesuchten Wirkung der Erdbewegung völlig entsprach.

Seitdem hat man an mehreren stärker bewegten Sternen, endlich auch mit weiterer Verfeinerung der Messungen an anderen, und zwar auch an einigen helleren Sternen deutlich dieselben Wirkungen erwiesen und sozusagen das Abbild der Erdbewegung am Himmel gesehen. Die weitaus größte Zahl der Fixsterne scheint jedoch zu weit entfernt zu sein, um eine für unsre gegenwärtigen Messungen merkliche Wirkung dieser Art erkennen zu lassen.

Die Fortführung entsprechender feinster Untersuchungen der Ortsveränderungen von möglichst vielen Fixsternen haben aber außer der an sich ganz unnöthig gewordenen Bestätigung der kopernikanischen Lehre die hohe Bedeutung, daß sie uns Entfernungsbestimmungen im Weltraum liefern; denn aus der jährlichen periodischen Schwankung eines Sternortes oder, mit anderen Worten, aus der Größe des Bildes, unter welchem von einem Stern aus die jährliche Erdbewegung erscheint, ermißt man das Verhältniß seiner Entfernung zu den Dimensionen der Erdbahn.

Schon lange, bevor diese sog. unabhängige Bestätigung der kopernikanischen Lehre gelang, nämlich schon im Zeitalter Newtons, war von dem dänischen Astronomen Olaf Roemer durch die Entdeckung der Meßbarkeit der Lichtgeschwindigkeit der Grund gelegt worden für die Entdeckung einer anderen Art von Abbildung der Erdbewegung am Sternenhimmel, nämlich für die Entdeckung der sogenannten alljährlichen Abirrung, um welche die Richtung nach jedem Objekt im Himmelsraum, das an der Bewegung der Erde nicht theilnimmt, gegen die wahre Visirrichtung verschoben erscheint. Diese Abirrung wurde im Beginn des 18. Jahrhunderts durch den englischen Astronomen Bradley entdeckt und von dem Entdecker sofort erklärt durch die Zusammensetzung der Geschwindigkeit und Richtung der Lichtbewegung mit der Geschwindigkeit und Richtung der Erdbewegung. Infolge dieser Abirrung beschreibt jedes außerirdische Objekt eine kleine alljährliche Schwingungsbewegung am Himmel, deren ganze Winkelgröße nahezu ein Fünfundvierzigstel des Durchmessers der Vollmondscheibe beträgt, und deren Gestalt und Lage vollständig aus der Erdbewegung und der Lage des Objekts zur Erdbahn berechnet werden kann. Tagtäglich liefert dem Astronomen der jeweilige Ort jedes

Gestirns, auf welches er das Fernrohr einstellt, durch seine Uebereinstimmung mit der streng zu berechnenden jeweiligen Phase jener scheinbaren jährlichen Bewegung eine der zahllosen, die ganze astronomische Arbeit belebenden Bestätigungen der Grundlagen des jetzigen Weltbildes und der in ihm enthaltenen Theorien.

Diese Abirrungserscheinungen gewähren übrigens in ähnlicher Weise auch in einer sehr kleinen täglichen Schwankung der Oerter der Gestirne am Himmel eine deutliche Anschauung von der mit der Drehung der Erde stattfindenden Bewegung des Beobachters.

Zu den anschaulichen Bestätigungen der Grundannahmen des jetzigen Weltbildes gehören endlich noch zwei Gruppen von Entdeckungen, welche der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdankt werden: erstens der Nachweis der Zusammensetzung der Bewegung der Erde mit den Bewegungen der uns begegnenden, ebenfalls um die Sonne wandernden kleinen Weltkörper, die beim Eindringen in unsre Atmosphäre als Sternschnuppen sichtbar werden; zweitens die durch die feinsten Spektralzerlegungen des Lichtes der Fixsterne erlangte direkte Maßbestimmung derjenigen Geschwindigkeiten, mit welchen jeweilig die Entfernung der Erde von den bezüglichen Fixsternen zunimmt oder abnimmt. Diese Geschwindigkeiten sind in naher Uebereinstimmung befunden worden mit unsern Theorien der jährlichen Bewegung der Erde.

Was nun die Geltung des Grundprinzips unsrer Darstellung und Vorausberechnung der himmlischen Bewegungserscheinungen, nämlich des Newton'schen Anziehungsgesetzes, betrifft, so ist zunächst in Kürze zu sagen, daß sich dasselbe bei den Problemen, welche sich uns in den Bewegungserscheinungen in unserm Planetensystem darbieten, in vollstem Maß tagtäglich bewährt. Es ist allgemein bekannt, in welcher erhebenden Weise um die Mitte unsres Jahrhunderts die ganze auf diesem Anziehungsgesetz beruhende Bewegungslehre der Himmelsmechanik in der Erscheinungswelt eine ergreifende Bestätigung fand, als aus gewissen Abweichungen der Planetenbewegungen von ihrem nach dem Newton'schen Anziehungsgesetz berechneten Verlauf die Existenz und der Ort eines noch nicht bekannten Planeten erschlossen worden war, welcher dann wirklich sehr nahe an dem vorausberechneten Ort am Himmel mühelos erblickt und als Planet erkannt wurde, und wie seit der Einordnung dieses Planeten und seiner Anziehungswirkungen in diejenigen der schon bekannten Planeten alle jene Schwierigkeiten verschwanden.

So vollständig die Geltung des Anziehungsgesetzes in derartigen hervorstechenden und in zahllosen anderen schlichteren aber ebenso beweiskräftigen Fällen sich bewährt hat, so ist doch in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts eine, immerhin sehr kleine, Zahl von Problemen mit Sicherheit konstatirt worden, bei denen die Eigenart einiger sehr kleiner oder sehr langsam verlaufender, aber doch zweifelloser Abweichungen zwischen den von der Himmelsmechanik berechneten Bewegungen und den wirklichen Bewegungen gewisser Kometen und Planeten noch nähere Prüfung verlangt hat.

Diese Prüfung hat aber bereits zu dem Versuch geführt, neben dem Gesetz der Massenanziehung noch einige Wirkungen anderer Art in Rechnung zu ziehen, die möglicherweise in Zukunft allgemeiner und erschöpfender zu berücksichtigen sein würden, wenngleich sie in den meisten Fällen nur als sehr kleine Nebeneinflüsse in Frage kommen können.

Hiezu gehören in erster Linie die Widerstands- und Stoßwirkungen, welche von den den Weltenraum erfüllenden, aber meistens unsichtbaren, kleinsten und in vielartigen Bewegungen begriffenen Massentheilen ausgeübt werden können.

Es ist immer deutlicher erkannt worden, daß die Räume zwischen den Planeten- und Kometenbahnen und wohl auch zwischen unserm Planetensystem und den nächsten, so weit von uns entfernten Fixsternen keineswegs als leer anzusehen sind, sondern außer dem alldurchdringenden, sozusagen idealen Urelement, dem sogenannten Lichtäther, noch zahllose, in Gruppirungen der verschiedensten Art und Dichtigkeit einherziehende kleine und kleinste Massentheile enthalten. Dieselben sind für uns zunächst dadurch wahrnehmbar geworden, daß sie unablässig und mitunter in großen Schaaren in unsre Atmosphäre eindringen und dann infolge der hohen Glühtemperaturen, welche dort aus der Hemmung der Geschwindigkeit ihres Eindringens entstehen, als Sternschnuppen oder Feuerkugeln jäh aufleuchten, schließlich aber aufgelöst oder zersprengt werden. Ferner werden sie, in größeren Schaaren zusammengedrängt, für uns auch in größerer Ferne als Kometen in reflektirtem Sonnenlicht, sowie in der Sonnennähe durch Steigerung gewisser Lichtprozesse dieser Kometen erkennbar. Endlich kann man sie als kleine dunkle Punkte oder Scheibchen über die Sonnenscheibe, mitunter auch über die sonnenbeleuchteten Theile der Mondscheibe hinwegziehen sehen.

Unter diesen kleinen, unermeßlich zahllosen Massentheilen befinden sich außer den freien Gasmolekülen feste, aber bei ihrem schnellen Fluge durch den Weltraum auch mit großen Mengen von Gastheilchen sozusagen vollgesogene Weltkörperchen mit Durchmessern von wenigen Centimetern bis zu Hunderten von Metern.

Es ist fast zweifellos, daß diese unsichtbare Raumerfüllung durch Widerstands- oder Stoßwirkungen auch auf die Bewegung der größeren Weltkörper bis herab zu den kleinen Planeten und zu den Kometen zwar im allgemeinen nur sehr kleine Störungen, vielleicht aber auch allmählich größere Dauerwirkungen ausüben kann, von denen sogar bereits Spuren vorliegen.

Ganz irrthümlich ist aber die Annahme, als ob etwa der Lichtäther eine Ursache ähnlicher Widerstandswirkungen sein könnte.

Eine andere, vielleicht noch bedeutsamere Wandlung der bisherigen Ansichten über die im Weltenraume wirksamen Kräfte und Massen scheint neuerdings aus der Fülle der Vorstellungen zu entquellen, welche die elektrisch-magnetische Forschung auf Erden zu der Lösung astronomischer Probleme beiträgt. Nicht bloß solche Strahlungen, welche von uns als Licht und Wärme wahrgenommen werden, durchfluthen in unablässigen Wellenbewegungen den alldurchdringenden, sonst ruhenden, nämlich von den gröberen Ortsveränderungen in der Molekularwelt nicht berührten Aether, sondern es gibt wahrscheinlich auch im Himmelsraum Strahlungen derjenigen Art, welche elektrische und magnetische Wirkungen hervorbringen oder zu solchen in sehr naher Beziehung stehen. Bei den größeren Weltkörpern, welche dichtere Atmosphäre festzuhalten vermocht haben, scheinen allerdings nur deren oberste Schichten unmittelbar von solchen Strahlungswirkungen beeinflußt zu werden, da diese Strahlungen von den dichteren Luftschichten sehr stark absorbirt werden. Aber bei den kleineren und kleinsten Weltkörpern, z. B. bei denjenigen, aus deren Ansammlungen die Kometen zu bestehen scheinen, sind wahrscheinlich die Einwirkungen der mannichfaltigsten Strahlungseinflüsse der Sonne von größerer unmittelbarer Bedeutung für die Entwicklung vieler eigenthümlichen, bis jetzt erst unvollkommen erklärten Lichtprozesse und wirklicher oder scheinbarer Gestaltänderungen. Sehr wohl denkbar ist es, daß solche Strahlungswirkungen der Sonne bei den größeren Weltkörpern ebenfalls die Bewegungserscheinungen beeinflussen können; denn in gewissen Entwicklungszuständen sind solche Weltkörper, ähnlich wie die Erde, Magnete, und

zwar in schneller Drehung um eine feste Achse, sowie in schneller Umlaufsbewegung begriffene Magnete, so daß das ganze Bild ihrer Beeinflussungen unter der Wirkung elektrischer Strahlungen einer Sonne dem Bilde mancher elektromagnetischen Veranstaltungen unsrer Technik ziemlich nahe kommen könnte.

Ueber das Newton'sche Gesetz der allgemeinen Massenanziehung haben sich noch andere Untersuchungen entsponnen. Nachdem seine Geltung als Hauptfaktor der Bewegungserscheinungen in unserm Planetensystem zur Evidenz erhoben war, hieß es mit Recht: Nun erklärt uns aber diese Anziehung, diese räthselhafte scheinbare Fernwirkung, die sich offenbar mit einer noch viel größeren Schnelligkeit als die Fortpflanzung der Lichtbewegung vollzieht. Und wie steht es denn mit der Geltung dieses Anziehungsgesetzes bis in die fernsten Welträume? Entstehen nicht widersinnige Folgen und geradezu Unmöglichkeiten, wenn man die Newton'sche Formel, welche Manchem wie ein unumstößliches Dogma erscheint, auch für die größten Entfernungen und die Massenwirkungen unermeßlich zahlreicher Weltkörper gelten läßt?

Professor Seeliger hat hierüber hochbedeutsame Untersuchungen angestellt, welche in der That erkennen lassen, wie vorsichtig wir mit irgendwelchen Verallgemeinerungen dogmatischer Art in solchen Fragen sein müssen, und wie wenig wir berechtigt sind, die Newton'sche Formel, trotz ihrer innerhalb gewisser Grenzen außerordentlich hoch anzusetzenden praktischen Bedeutung, als ein absolutes Weltgesetz anzusehen. Vielleicht werden auch tiefere Erforschungen über die Mechanik der Aetherbewegungen uns, zugleich mit der deutlicheren Erkenntniß des Wesens der Anziehungswirkungen in die Ferne, für jene weltweiten Probleme in Zukunft eine verfeinerte und vervollständigte Form jenes Gesetzes an die Hand geben.

Das Fernrohr hat uns die Erkenntniß gebracht, daß die Welträume bis in sehr große Fernen von einer ungeheuren Zahl von selbstleuchtenden Sonnen erfüllt sind, von denen wir mit bloßem Auge nur einige Tausende am völlig dunklen Nachthimmel bei ganz durchsichtiger Luft deutlich erblicken können. Die photographische Platte im Fernrohr hat sodann mit Hülfe von Dauerwirkungen unsre Kenntniß von der Sternfülle im Weltenraume noch mächtig erweitert. Unter jenen Millionen von Sonnen haben uns seit einem Jahrhundert anhaltende feinere Messungen gewisse engere Gruppen kennen gelehrt, unter denen in auffallend großer Relativzahl Doppelsterne, also Systeme von zwei leuchtenden Sonnen vorkommen, aber auch Gruppen von drei und mehr bis zu Ansammlungen von Hunderten und Tausenden von Sonnen innerhalb relativ enger Raumgrenzen.

Die Zusammengehörigkeit der sternartig leuchtenden Sonnen in solchen engeren Systemen von Doppel- und mehrfachen Sternen oder großen Sternhaufen wird theils durch gemeinsame fortschreitende Ortsveränderung derselben, theils durch deutliche Umlaufsbewegungen um den gemeinsamen Schwerpunkt erwiesen. Und zwar kennt man Doppelsternsysteme, in denen die beiden Sonnen bereits seit dem Ende vorigen Jahrhunderts, nämlich seit Wilhelm Herschels Entdeckung solcher Bewegungen, einen oder mehrere vollständige Umläufe vollendet haben.

Es gibt darunter solche, bei denen die Umlaufszeiten nur wenige Jahre betragen. Die neuesten Entdeckungen auf diesem Gebiete haben sogar den Nachweis geliefert, daß es ganz enge Systeme dieser Art gibt, in denen die beiden Sonnen Umläufe um den gemeinsamen Schwerpunkt innerhalb eines Tages oder weniger Tage beschreiben; dabei ist der Abstand der beiden Sonnen natürlich so klein, daß in jenen großen Fernen wir wohl niemals hoffen dürfen, sie wirklich getrennt zu sehen. Ihre Sonderung und überhaupt die Erkenntniß ihrer Bewegungen ist nur dadurch vermittelt worden, daß innerhalb solcher Umläufe bei einer gewissen Lage der Bahnebene längere oder kürzere Zeitabschnitte eintreten, in denen die eine der beiden Sonnen zwischen uns und die andere Sonne tritt, so daß dann vorübergehend nicht das in einem Sternpunkt zusammenfließende volle Gesammtlicht des Systems zu uns gelangt, sondern nur die bei vollständiger oder theilweiser Bedeckung der einen der beiden Sonnen durch die andere zeitweise verminderte Lichtwirkung.

Auf die Möglichkeit eines solchen Sachverhalts ist man zuerst durch feine Maßbestimmungen der Helligkeitsschwankungen, die man schon seit längerer Zeit an einigen Fixsternen beobachtet hatte, aufmerksam geworden, und die Richtigkeit der Erklärung dieser Erscheinungen durch den soeben geschilderten Bewegungsverlauf hat alsdann eine glänzende Bestätigung erfahren durch die zum Schluß in aller Kürze zu schildernden, hauptsächlich auf dem Observatorium zu Potsdam ausgebildeten neuen Methoden, mit deren Hülfe man in den zum Spektrum ausgebreiteten Lichtwirkungen der beiden Sonnen deutlich erkennen konnte, in welchen Zeitpunkten und Perioden und mit welcher Geschwindigkeit die eine von den zwei Sonnen sich nach uns hin, die andere sich zugleich von uns hinwegbewegte — ein Ergebniß, welches dadurch so eigenartig ergreifend wirkt, daß wir durch dieses Verfahren in Verbindung mit den Messungen der Helligkeitsschwankungen des bezüglichen Systems imstande sind, die Bahnen dieser Sonnen zu erkennen und sogar die Veränderung der Lage und Gestalt dieser Bahnen allmählich zu verfolgen, obgleich selbst für unsre feinste Wahrnehmung des unzerlegten Lichtes das ganze System nur als ein untheilbarer leuchtender Punkt erscheint.

Jene engsten Systeme von gewaltigen Massen mit Umlaufszeiten von höchstens einigen Tagen stehen offenbar den Anfangszuständen der Weltenbildung noch sehr nahe, und sie werden daher auch wichtige Anhaltspunkte für die kosmogonische Forschung gewähren, die in neuester Zeit durch die Arbeiten von Georges Darwin, dem ausgezeichneten Sohne des großen Biologen, einen neuen Aufschwung genommen hat.

In dieser Beziehung sind zunächst die von Kant und Laplace geschaffenen Systeme von Vorstellungen über die Anfangsstadien der Weltenbildung und die Entwicklung der Systeme in den wesentlichen Zügen noch in voller Geltung. Natürlich haben sie durch den Fortgang der Entdeckungen manche Einschränkungen im einzelnen, dafür aber andere ungeahnte Bereicherungen und Bestätigungen erfahren.

Die Vorstellungsbilder von den Wirkungen der Drehungen glühend flüssiger Massen, den zentrifugalen Ablösungen größerer und kleinerer Massen oder ganzer Schichten vereinzelter Massentheile, sowie von den anfänglichen Ringbildungen und dergleichen, werden Gelegenheit haben, sich an den Wahrnehmungen der verschiedensten Stufen der Weltbildung und des Fortgangs derselben in den fernen Welträumen immer mehr zu erproben und zu entwickeln.

Hierfür verheißt insbesondere die Erforschung der vielleicht an den Grenzen, vielleicht auch jenseits der Grenzen unsrer Welteninsel gelegenen Nebelgebilde aus glühenden Gasmassen durch die merkwürdigen Strukturverhältnisse, die wir in ihnen wahrnehmen, noch wichtige Beiträge zu liefern.

Sei es mir gestattet, an dieser Stelle meiner Darlegung auch einen Blick zu werfen auf unsre Vorstellung von der Bewohnbarkeit der Welten.

Seit der gewaltigen Entwicklung, welche die Physik und Chemie auch durch die feinere Zerlegung des Lichts erfahren haben, und seit der entsprechenden Entwicklung der Astrophysik und Astrochemie, insbesondere auch seit der

durch Kirchhoff und Bunsen eingeleiteten tieferen Erforschung der Sonnenzustände, ist die noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gehegte Vorstellung vollständig erloschen, als ob auch die Sonnen mit Hülfe besonderer Veranstaltungen, deren Spuren man u. a. in den Sonnenflecken zu erkennen glaubte, bewohnbar, das heißt, die Träger bewußter Geistesthätigkeit sein könnten. Man hat aus einer volleren Erfassung der physikalischen und chemischen Grundlagen und Bedingungen des Lebens gegenwärtig die allgemeine Vorstellung abgeleitet, daß die Lebenserscheinungen überhaupt nur innerhalb gewisser Temperaturgrenzen denkbar seien.

Wir wissen nun von unsrer Sonne, daß ihre Strahlungen für die Entwicklung und Erhaltung des Lebens auf einem dunklen Weltkörper, auf dessen Oberfläche die Einhaltung jener Temperaturgrenzen für einen sehr großen Zeitraum verbürgt ist, von der mächtigsten und entscheidendsten Bedeutung sind. Die Sonnen sind also überhaupt zwar nicht die Träger aber die unentbehrlichen Pfleger des Lebens, und es hindert uns gar nichts, alle jene zahlreichen Sonnen und Sonnensysteme unsrer Welteninsel, des sogenannten Milchstraßensystems, mit einem beliebig zahlreichen Geleite von Planeten zu umgeben, auf denen nach gehöriger Beruhigung ihrer Werdeprozesse und nach gehöriger Abkühlung die mannichfaltigsten Formen des Lebens unter den weckenden und befruchtenden Strahlenwirkungen der Sonnen gedeihen können.

Auf welchen der Planeten unsres Sonnensystems diese Bedingungen des Lebens zur Zeit schon oder noch erfüllt sind, steht noch dahin. Wahrscheinlich sind sie es auf dem Mars in ähnlicher Weise wie auf der Erde, und es ist ein durchaus berechtigtes Spiel unsrer Phantasie, derartige Gedanken zu verfolgen, sowie eine höchst bedeutsame Aufgabe der Wissenschaft, die entsprechenden Forschungen und Veranstaltungen mit fröhlicher Zuversicht weiter zu führen.

Außer den Sternbewegungen in engeren Systemen, welche jedenfalls hauptsächlich durch gegenseitige Anziehungswirkungen regiert werden, gibt es nun in den Welträumen noch eine große Gruppe von Bewegungserscheinungen, bei denen bis jetzt Veränderungen der Richtung und der Geschwindigkeit noch nicht wahrgenommen worden sind, bei denen also zunächst ein unbegrenztes Fortschreiten oder wenigstens eine Zugehörigkeit zu Bahnen von den allergrößten Dimensionen und in Perioden oder Umlaufszeiten von enormer Dauer angenommen werden müßte, für welche unsre sonstigen Erklärungen durch die bisher wahrgenommenen gegenseitigen Anziehungswirkungen und durch Drehungen in den Anfangszuständen umfassender Massenansammlungen gänzlich zu versagen scheinen. Wir kennen einige Fixsterne, also Sonnen oder Sonnensysteme, welche mit Geschwindigkeiten von einigen hundert Kilometer in der Sekunde (sagen wir dem 10- bis 20fachen der mittleren Geschwindigkeit der Erde in ihrer Bahn um die Sonne) bewegt sind, und bei denen wir nachweisen können, daß die Geschwindigkeit und die Richtung ihrer Bewegung sich in einem Zeitraum von mehr als hundert Jahren nicht merklich geändert hat.

Von vielen tausend anderen Sternen kennen wir Bewegungen derselben Art, wenngleich anscheinend von geringerer Geschwindigkeit. Auch unsre Sonne mit dem ganzen Planetensystem scheint in ähnlicher Weise durch den Weltraum zu wandern. Wir kennen aber zur Zeit nur die Richtung dieser Wanderung; die Geschwindigkeit ist noch unsicher bestimmt, scheint jedoch nicht größer zu sein als die Geschwindigkeit der Erde in ihrer Bahn um die Sonne. Es war Wilhelm Herschel, der vor etwas mehr als 100 Jahren zuerst erkannte, daß wir uns zur Zeit denjenigen helleren Sternen nähern, welche in den Regionen der Sternbilder des Hercules und der Leyer stehen, genauer gesagt, daß wir in dieser Richtung etwas schneller fortschreiten als jene Sterne, die doch wahrscheinlich auch nicht stillstehen werden.

Es ist sehr denkbar, ja sogar naheliegend, anzunehmen, daß wir mit der ganzen uns zunächst umgebenden Sternenwelt noch eine gemeinsame fortschreitende Bewegung haben könnten, und daß wir zunächst nur unsre relative Bewegung gegen diese Umgebung wahrnehmen, indem die Reihen der Sterne, deren Bewegungsgeschwindigkeit in einer und derselben Richtung von der unsrigen etwas übertroffen wird, sich für uns zu öffnen scheinen, wie die Reihen der Waldbäume vor dem Wandernden.

In jenen fortschreitenden Bewegungen der anderen Sterne an der Himmelsfläche haben sich auch sonst gewisse Gemeinsamkeiten und Beziehungen erkennen lassen. Es gibt offenbar innerhalb der gemeinsamen fortschreitenden Bewegung, in welcher möglicherweise unsre ganze Welteninsel, das Milchstraßensystem, seinen Ort gegen unbekannte, sozusagen absolute Festpunkte und -richtungen ändert, auch noch Gruppen oder Züge von relativ gemeinsamen oder gleichartig bedingten Bewegungen zahlreicher einzelner Sterne. So wäre es zum Beispiel denkbar, daß auch unter denjenigen Sternen, welche zur Zeit am Himmel ganz stillzustehen scheinen, einige gefunden werden, die uns besonders nahe sind. Scheinbare Ruhe kann ebensowohl durch sehr große Entfernung, als durch besondere Nähe bedingt werden; denn diese Nähe kann eine besonders vollständige Gemeinsamkeit der Bewegungen des Objekts und des Beobachters begünstigen, welche den Eindruck des scheinbaren Stillstands hervorbringt.

Innig verbunden mit allen Betrachtungen solcher Art erscheinen die Untersuchungen über die zeitige räumliche Vertheilung der größeren gestalteten und leuchtenden Massen, mit einem Wort der Sonnen, im Weltraum. Ich habe wiederholt von „unsrer Welteninsel", dem Milchstraßensystem, gesprochen. Wilhelm Herschel hat zuerst den Gedanken durchgeführt, die Sternfülle an verschiedenen Stellen des Himmels systematisch dadurch zu bestimmen, daß er die sämmtlichen Sterne zählte, welche an einer Himmelsfläche von bestimmter Größe im Gesichtsfelde eines und desselben Fernrohrs noch deutlich sichtbar waren.

Er hat auf diese Weise festgestellt, daß mit zunehmender Annäherung an den Milchstraßengürtel, welcher sich um die ganze Himmelsfläche herumzieht, die Sternfülle erheblich wächst. Die Milchstraße ist also nicht bloß eine Ansammlung von besonders zahlreichen und dichten Sternhaufen, die sich uns als Lichtwolken darstellen, sondern sie hat eine fundamentale Bedeutung für die Struktur der ganzen räumlichen Vertheilung der Sonnen in dem uns zunächst umgebenden Weltraum. Immer zahlreichere Fortsetzungen der Orts- und Helligkeitsbestimmungen von Sternen haben uns seitdem noch andere Zählungen dieser Art ermöglicht, welche Herschels Ergebnisse im wesentlichen bestätigen, und neuerdings hat Professor Seeliger auf dieses gesammte Material noch tiefere Untersuchungen über die räumliche Vertheilung der Sterne begründet.

Hienach erscheint es rathsam, in unsern Vorstellungen von der Sternfülle und den Dimensionsgrenzen der uns zunächst umgebenden Massensysteme von dem seit Herschels Zeit entstandenen Schwelgen in den „großen Zahlen" etwas zurückzukommen. Jedenfalls ergibt sich aus Seeligers Untersuchungen die außerordentliche Wichtigkeit der Fortsetzung und Vervollständigung umfassendster Zählungen der Sterne an der gesammten Himmelsfläche, wofür jetzt auch die photographischen Himmelsaufnahmen immer bessere Grundlagen bieten. Befruchtet durch gesunde Logik und mathematische Gedankenentwicklung werden solche Zählungen vielleicht an Stelle der öden Unendlichkeiten

Digitized by Google

ganz neue Umrisse des Weltbildes und die hohe Wohlthat wenigstens formaler Begrenzungen desselben ergeben.

Bei allen Untersuchungen der fortschreitenden Sternbewegungen, wie überhaupt der Bewegungen und Gestaltungen in sehr großen Entfernungen von uns, unterlagen wir bisher der drückenden Einschränkung, daß in solchen Entfernungen auch die gewaltigsten Bewegungen sich unserm Auge sogar mit den stärksten Vergrößerungsmitteln nur in verschwindend kleinen Winkel- oder Verhältnißgrößen darstellen.

Es gibt offenbar Entfernungen im Himmelsraume, in denen Bewegungen und Gestaltänderungen mit Geschwindigkeiten sogar von der enormen Größe der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes Jahre lang fortschreiten konnten, ohne daß diese Veränderungen in dem Bilde, welches das Licht in unserm Fernrohr von den Erscheinungen in diesen Fernen entwirft, deutlich erkennbar würden.

So kommt es, daß die nach dem Zeugniß der Zerlegung des Lichtes aus glühenden Gasen bestehenden Nebelflecke, die sich wohl zum Theil an den Grenzen, vielleicht jenseits der Grenzen unsrer Welteninsel befinden, seit Jahrzehnten trotz wiederholter genauer Messung und Abbildung keine merkliche Veränderung zeigen, obwohl ihr Anblick auf ungeheure chaotische Bewegungsvorgänge schließen läßt. Man hat daher den Eindruck, als ob diese Gebilde mitten in der gewaltigsten Bewegung plötzlich erstarrt wären.

Da hat uns nun die immer feinere Zerlegung des Lichts in Verbindung mit der Photographie ein Messungsverfahren kennen gelehrt, welches als eine der allergrößten bisherigen Errungenschaften dieses Jahrhunderts und überhaupt der Menschheitsentwicklung gelten darf, nämlich ein Verfahren, fast unabhängig von der Entfernung eines Gegenstandes und fast im Augenblick durch Zerlegung des von ihm entsandten Lichts die Geschwindigkeit im Verhältniß zur Lichtgeschwindigkeit zu erkennen und zu messen, mit welcher sich jeweilig sein Abstand vom Beobachter verändert. Hierdurch aber wird die Möglichkeit erlangt, auch Bewegungen eines in ungeheurer Entfernung befindlichen Sternes, aber auch Bewegungen innerhalb eines entfernten Systems oder Nebelgebildes sofort zu erkennen und bis auf Kilometer pro Sekunde zu messen, Bewegungen, deren Wesen und Gesetz ohne dieses Verfahren erst in Jahrhunderten erkennbar sein würde. Das Grundprinzip dieses bereits in einigen meiner vorangehenden Ausführungen als eine außerordentliche Hülfe der neueren Forschung erwähnten Messungsverfahrens ist eigentlich schon seit mehr als 200 Jahren bekannt; denn die Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit durch Roemer hat eigentlich schon denselben Gedanken in umgekehrter Anwendung nutzbar gemacht.

Roemer hatte beobachtet, daß die Umlaufszeiten der Jupitertrabanten um so kürzer erschienen, je schneller sich zur Zeit durch die Bewegung der Erde und des Jupiter der Abstand zwischen Erde und Jupiter verminderte und um so länger erschienen, je schneller sich der Abstand zwischen Jupiter und Erde jeweilig vergrößerte. Die Verminderung des Abstands während eines Trabanten-Umlaufs ersparte der Fortpflanzung des Lichts einen kleinen Weg und damit eine kleine Zeit, und die Vergrößerung des Abstands während des Trabantenumlaufs vergrößerte für die Fortpflanzung des Lichts den Weg und damit auch die scheinbare Zeitdauer des Umlaufs.

Aus den scheinbaren Vergrößerungen und Verkleinerungen der Umlaufszeiten konnte man das Verhältniß der Lichtgeschwindigkeit zu den Geschwindigkeiten der Abstandsänderungen bestimmen.

Der Prager Physiker Doppler hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts den guten Gedanken, die Schwingungsbewegungen der Aetherteilchen, welche die Träger der Lichtwirkungen sind, in ähnlichem Sinn zu betrachten, wie ich es soeben mit den Umläufen oder Schwingungen der Trabanten gethan habe. Danach muß jede Aetherschwingung, die der Beobachter von einem Gegenstand empfängt, dessen Abstand von ihm sich mit einem Vergleich zu der Geschwindigkeit der Lichtfortpflanzung erheblichen Geschwindigkeit zur Zeit vermindert, sich schneller zu vollziehen scheinen als der Wirklichkeit entspricht, mit anderen Worten, sie muß in dem Spektrum der bezüglichen Lichtwirkung nach der violetten Seite verschoben erscheinen. Das Umgekehrte hingegen, nämlich eine Verschiebung nach der rothen Seite, muß bei einer jeweiligen Vergrößerung des Abstands zwischen dem Beobachter und dem Licht entsendenden Gegenstand eintreten.

Diese auch in der Tonwelt nachgewiesene Einwirkung, welche schnelle Veränderungen des Abstands zwischen dem Beobachter und dem leuchtenden oder tönenden Gegenstand auf die scheinbare Schwingungsgeschwindigkeit der Licht- oder Tonwirkung hat, ist nun in Verbindung mit der Photographie der Spektra ein Messungs- und Erkenntnißmittel von unschätzbarem Werth gerade für das astronomische Weltbild geworden. Man kann behaupten, daß durch die Entwicklung und Vervollkommnung dieses Verfahrens, um welche sich Vogel und Scheiner in Potsdam, sowie Pickering in Cambridge bei Boston besonders verdient gemacht haben, die Ueberwindung von Raum und Zeit durch den Menschengeist auch in der kosmischen Erkenntniß einen Schritt von tiefster Bedeutung gemacht hat.

Lassen Sie mich meine Schilderungen der Entwicklung des astronomischen Weltbildes bis zur Gegenwart mit diesem Ausblick beendigen und gestatten Sie mir nur noch folgende Schlußbemerkungen.

Die höchste Bedeutung der Astronomie für die menschliche Kulturentwicklung liegt doch nicht in dem Inhalt der Einblicke, die sie uns in die Erfüllung der Himmelsräume und in die Gesetze dieser namenlos gewaltigen Erscheinungswelt eröffnet. Sie liegt vielmehr in der zuerst aus diesem Einblick entstandenen und mit ihrer Erweiterung und Vertiefung immer höher emporgekommenen Zuversicht auf die stetige Gesetzmäßigkeit der ganzen Welt, einschließlich des Erdenlebens.

Die Technik der Astronomie liefert uns auch für die Erde die Grundlagen aller räumlichen Orientirung und aller zeitlichen Ordnung.

Aber die auf dem Boden jener Zuversicht in den Arbeiten der Astronomie unter besonders günstigen Bedingungen emporgewachsene Würdigung der Genauigkeit und Stetigkeit war und ist nicht nur eine Leuchte auch für alle anderen Zweige des Erkennens und Gestaltens, sondern sie stärkt, in Gestalt der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, auch die Grundlagen unsres ganzen Seelen- und Gemeinschaftslebens.

## Mittheilungen und Nachrichten.

w. Unter den überaus zahlreichen und reichhaltigen Stiftungen, welche der Universität zu Paris zur Verfügung gestellt worden sind, nimmt eine Schenkung aus dem vergangenen Jahre einen ganz besonderen Platz ein. Ein ungenannter Geber hatte der Pariser Hochschule 75,000 Fr. angewiesen mit der Bestimmung, daß die in fünf Theile getheilte Summe an fünf Studenten für eine Reise um die Welt verliehen werde. Der Universitätsrath sollte die Stipendiaten bestimmen. Und so traten denn vor etwa einem Jahr die Studenten Hovelacque, Maître, Métrie, Muller und Beuterne ihre Weltreise an, von der man sie um das nächste Weihnachtsfest wieder zurückerwartet. In diesem Jahre nun hat der unbekannte Geber die nämliche Summe gestiftet und noch obendrein für Jeden der reisenden Studirenden 1500 Fr. zur Anschaffung von Büchern, Karten, Reiseerinnerungen u. s. w. beigefügt.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 19. September. Nummer 213.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Der verderbliche Einfluß des Alkohols auf die Völker durch die Vererbung des von ihm erzeugten Schadens.[1]

Von Dr. A. Forel.

Einen Fortschritt von ungeheurer Tragweite hat die Wissenschaft schon vor bald 25 Jahren dadurch gemacht, daß sie folgendes nachgewiesen hat:

Wie alle höheren Thiere und Pflanzen, entsteht der Mensch aus der Verbindung oder Konjunktion der Kerne von zwei mikroskopisch kleinen sogenannten Keimzellen. Wie magnetisch zu einander gezogen, gerathen schließlich jene zwei ungemein kleine, aber ungefähr gleich große Klümpchen lebender Substanz (Kernplasma) aneinander und mischen sich innig. Sobald sie gemischt sind, fangen die Kerne an, das sie umgebende Zellprotoplasma der Eizelle oder Dotter aussaugend, zu wachsen, sich durch Theilung zu vermehren und so die erste Keimanlage, den Embryo zu bilden, aus dem später das Kind und schließlich der Mensch wird. Ein kleiner Theil des ursprünglichen Kernplasmas oder Keimplasmas wird jedoch schon im Embryo reservirt und bildet die späteren weiblichen oder männlichen Geschlechtsdrüsen desselben, mit deren Hülfe das gleiche Spiel für die nächste Generation wieder beginnt.

Aus dieser jetzt absolut feststehenden, durch Tausende von Forschungen in allen Theilen nachgewiesenen und bestätigten, jedoch leider noch im Volke kaum gewürdigten Thatsache geht nun folgendes sonnenklar hervor:

1. Wie Weismann es zeigte, stirbt der Samen nicht ab, wenn er keimt. Das Leben des Kindes ist nur eine Fortsetzung des Lebens von zwei Zellkernen, eines väterlichen und eines mütterlichen. Wir sterben nicht, sondern unsre Kinder und Enkeln setzen unser Leben fort.

2. Alle Organe des Körpers, wie alle ihre Funktionen und Eigenschaften, somit auch Gehirn und Seele, sind in Potenz (d. h. in verborgener, erst werdender Kraft) im Keimplasma der zwei ersten Zellkerne vorhanden. Letztere enthalten die Potenz, d. h. die Fähigkeit, durch normale Entwicklungsbedingungen eine bestimmte neue Kombination der Substanz und der Eigenschaften der väterlichen und mütterlichen Ahnenreihe nach dem Arttypus zu bilden. Die Kinder gleicher Eltern sind zwar ungleich, aber wohl nur deßhalb, weil die einzelnen Vorrathskeimzellen des Vaters und der Mutter ungleich vertheilte Molekülen aus dem Plasma ihrer Ahnen enthalten, und weil die zwei Kerne, die sich zur Bildung eines Wesens verbinden, niemals gleich stark sind. Der eine oder der andere überwiegt in der Bildung des Embryos, der, je nachdem mehr der väterlichen oder der mütterlichen Ascendenz ähnlich wird. So entstehen immer von neuem unendliche Kombinationen.

Das ist die so vielfach mißverstandene Vererbung, in ihren nackten, feststehenden Thatsachen, von allen Hypothesen befreit. Wenn im Lauf der Entwicklung das Keimplasma mit dem von ihm gebildeten Embryo, normal und gut genährt, von keiner Schädlichkeit getroffen wird, so bildet es einen neuen Menschen, der aus einer kombinirten Mischung der Eigenschaften seiner Ahnen besteht. Unter erblicher Anlage versteht man jene in Potenz im Embryo liegenden substantiellen oder funktionellen, darunter auch geistigen kombinirten Eigenschaften der Ahnen, die dann, im Lauf des Lebens eines Menschen, eine mit oder nach der anderen erscheinen und so oft schlagend typisch an diejenigen der Eltern oder eines bestimmten Vorfahren erinnern, oder auch Kombinationen derselben darstellen. Jene Potenzen brauchen nicht als fertige Dinge im Keimplasma zu liegen. Es genügt, daß die Lagerung und die Eigenschaften der Moleküle ihre spätere Entfaltung bei der Weiterentwicklung und Ernährung vorbringen.

Die erblichen Anlagen sind also schon im ersten Keimplasma der konjungirten Kerne[2]) und bilden die Grundeigenschaften des Menschen, wie aus einer Eichel nur eine Eiche und aus einem Spinatsamen nur Spinat entsteht.

Während aber keine Besserung oder Erhöhung, sondern nur, je nach Erziehung und Arbeit, eine mehr oder weniger gründliche Ausnutzung oder umgekehrt eine Vernachlässigung und schließlich eine Verkümmerung der erblichen Anlagen beim Individuum möglich ist, können leider schädliche, störende Einwirkungen die Entwicklung des Keimplasmas, des Embryos, ja sein ganzes Wesen mehr oder weniger krankhaft verderben. Die Anlage eines bestimmten Organs kann durch eine Verletzung zerstört werden. Diejenige vieler oder aller Organe kann durch die Wirkung eines Giftes schon im Körper des Erzeugers, durch pathologische Veränderung der Keimzellen verändert, verkümmert, verdorben werden. Eine veränderte Keimzelle, die sich mit einer gesunden ver-

[1]) Vortrag, gehalten in der bei Gelegenheit der 71. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte veranstalteten Sitzung der Abstinenzvereine in München.

[2]) Man hat eingewendet, daß die Molekülen des vom Keim aufgesaugten Eidotters, sowie die Eigenschaften des den Embryo ernährenden Mutterkörpers überhaupt, ja sogar die Mutter- oder Ammenmilch, die wesentlichen Eigenschaften des Kindes beeinflussen, sogar zum Bestandtheil derselben werden dürften, und hat zur Erhärtung jener Behauptung allerlei schlecht verbürgte angebliche oder wirkliche, aber mißdeutete Beobachtungen ausgeführt. Doch wird jene Behauptung durch die einfachsten und fundamentalsten Thatsachen schlagend widerlegt. Obwohl nämlich der väterliche Einfluß einzig und allein durch das Kernplasma eines winzigen, von Zellprotoplasma so gut wie bloßen Spermatozoon zur Geltung kommen kann, während die große mütterliche Eizelle eine bedeutende Masse Dotterprotoplasma hat, läßt sich leicht nachweisen, daß bei allen Thieren und Pflanzen, die sich geschlechtlich fortpflanzen, wie auch beim Menschen, die Nachkommen durchschnittlich dem Vater mindestens so stark wie der Mutter gleichen und in allen Theilen seine Eigenschaften ebensosehr an sich tragen. Gegen diese simple, überall zutage tretende Thatsache kann keine Düftelei aufkommen. Wäre das Kernplasma des Keimes nicht allein maßgebend und entscheidend, so müßte der väterliche Einfluß bald von allen den genannten späteren Einwirkungen im Mutterleibe weggeschwemmt werden.

bindet (konjungirt), bringt bereits eine Hälfte krankhaften Plasmas als Bildungsgrundlage des Embryos hervor!

Diese Art Vererbung ist — Sie verstehen es jetzt wohl — eine andere als die erstgenannte, als die eigentliche Vererbung der Keimanlagen. Es ist keine Reproduktion der Eigenschaften der Ahnen, sondern eine direkte Schädigung des Keimplasmas. Sie gibt dem Kinde nicht etwa wieder bestimmte gute oder schlechte oder kombinirte Eigenschaften seiner Vorfahren — nein — sie verdirbt bloß seine Anlagen im allgemeinen oder besonders einen Theil derselben und setzt in ihm den Keim der Verkrüppelung eines oder vieler seiner Körpergewebe oder Organe. Wenn aber das Kernplasma des Erzeugers schon durch Vergiftung erkrankt war, leiden meistens auch die Geschlechtsdrüsenanlagen des Erzeugten darunter, und so kann die genannte Schädigung zu einer nunmehr in den sich folgenden Generationen sehr lange bleibenden Schwächung und Verkrüppelung der Keime werden, da sie fortgesetzt erhalten und durch Konjunktionen weiter kombinirt wird. Was schon differenzirte Körperorgane trifft, wie z. B. Verletzungen der Arme, der Beine, des Rumpfes, des Kopfes, gefährdet nicht die Nachkommen, wohl aber alles, was die Keimzellen des Mannes oder des Weibes schädigt.

Um uns nun klar zu verstehen, wollen wir die erstgenannte, wahre Vererbung normaler oder schon ererbter abnormer Anlagen als **echte Vererbung** bezeichnen. Die letztgenannte dagegen wollen wir „**Vererbung durch Schädigung des Keimplasmas der Erzeuger**“ nennen. Das sind zunächst grundverschiedene Sachen, aber die erste kann leider gewisse durch die zweite erzeugte Schäden, wie z. B. der Idiotismus, im Keimplasma fixiren und so zur vererbten Anlage, zur echten Erblichkeit gestalten.

Der Aethylalkohol, der mehr oder weniger konzentrirt oder verdünnt im Branntwein, Likör, Wein, Bier, Obstwein ꝛc., d. h. in den leider gebräuchlichsten Getränken enthalten ist, ist bekanntlich ein Gift, das in hohem Grad zur Entartung der Körpergewebe führt. Fettige Entartung oder schwielige Schrumpfung der Muskeln, der Gefäßwände, der Nieren und Leberzellen, des Herzens ꝛc. sind seine gewöhnlichsten Folgen. Hier in München brauche ich nach den klassischen Arbeiten Bollingers und Sendtners über die Organentartungen bei den Biertrinkern kein Wort zu verlieren. Wenn die alkoholische Entartung der Keimzellen unsrer Geschlechtsdrüsen weniger studirt ist, so kommt es einfach daher, daß sie keine direkten Beschwerden bei dem davon betroffenen Individuum hervorruft. Man pflegt daher auch bei den Sektionen nicht darnach zu suchen. Die häufige Impotenz der Alkoholiker ist immerhin ein untrügliches Zeichen derselben.

Um so besser sind dagegen die Folgen jener Entartung bei den Nachkommen der Trinker nachzuweisen. Vorher sei noch bemerkt, daß eine echte Vererbung gewisser Formen der Trunksucht auch vorkommt. Eine nervöse Sucht, zu gewissen Zeiten sinnlos zu trinken, sowie die Anlage schon, nach kleinen Alkoholdosen berauscht zu sein, vererben sich als bestimmte Formen sogenannter Psychopathie oder Schwäche der Gehirnkonstitution. Doch ist dies nur die unwichtigere alkoholische Heredität.

Sie kann in gewissen Fällen die Folge, oder besser der Ausdruck einer durch das Trinken der Vorfahren erzeugten Psychopathie sein, doch durchaus nicht immer. Der Sohn eines Trinkers kann alles andere als ein Trinker sein.

Weitaus die Hauptsache, ja geradezu einen Hauptfaktor sozialer Entartung, der Degeneration unsrer Rasse bildet **die direkte Schädigung unsres Keimplasmas durch die Alkoholtrinksitte.** Dies soll kurz begründet werden:

Ich verweise zunächst auf das ausgezeichnete Buch von Dr. Legrain „Hérédité et alcoolisme“, wo er an Hand eines bedeutenden Materials und großer Erfahrungen die Entartung der Pariser Bevölkerung durch den Alkoholismus nachweist. Auch Grenier, Garnier, Laurent u. A. m. kamen zu den gleichen Ergebnissen.

Von 1000 Idioten, die 1880—1890 in der Anstalt Bicêtre in Paris verpflegt wurden, konnten ferner die Eltern bei 829 ermittelt werden. Unter diesen 829 waren bei 471 der Vater, bei 84 die Mutter und bei 65 der Vater und die Mutter Alkoholiker. Somit war bei ungefähr 75 Proz., d. h. bei drei Viertel jener Idioten, deren Eltern ermittelt werden konnten, Alkoholismus eines oder der beiden Erzeuger vorhanden.

Die durch sorgfältige Statistiken in der Schweiz festgestellte Thatsache, daß (für die Todesfälle wenigstens in den 15 größeren Ortschaften, wahrscheinlich aber überall) ca. ein Drittel der männlichen Aufnahmen der Irrenanstalten, ein Drittel der männlichen Selbstmorde und ein Zehntel der männlichen Todesfälle über 20 Jahren ganz oder theilweise dem direkten Alkoholtrinken der betreffenden Individuen zu verdanken sind, liefert ebenfalls einen Beweis für die Entartung der Körpergewebe, speziell des Gehirns durch dieses Gift. Ebenso die von Baer bei 34,000 Verbrechern des Deutschen Reiches festgestellte Thatsache, daß über die Hälfte derselben (bei Verbrechen gegen die Person sogar drei Viertel) Alkoholiker oder Berauschte waren.

Der berühmte (nicht etwa abstinente) Kinderarzt Demme verglich zehn kinderreiche Familien nüchterner mit zehn kinderreichen Familien trinkender Eltern. Von den Letzteren war bei sieben nicht die Mutter, sondern nur der Vater Trinker gewesen. Bei allen zehn war sonst keine auffällige Belastung mit Geistesstörung vorhanden.

Die 10 Trinkerfamilien bestanden aus zusammen 57 Kindern. Davon starben 12 sehr jung an Schwäche, 8 wurden idiotisch, 13 epileptisch, 5 Zwerge, 5 waren taubstumm oder hatten andere Mißbildungen, 5 wurden Trinker mit Veitstanz oder Epilepsie. Nur 9 blieben normal. Von den 37 jener Kinder jedoch, deren Vorfahren oder Mutter auch noch trunksüchtig waren, blieben nur 2 normal.

Die 10 nüchternen Familien erzeugten 61 Kinder. Davon starben 5 ganz klein; 2 weitere litten an Veitstanz, 2 hatten Mißbildungen, 2 waren geistig etwas zurück, ohne idiotisch zu sein, 50 blieben normal.

In der Dissertation von Frl. Dr. J. Koller, ließ ich den Stammbaum von 370 geistig gesunden mit demjenigen von 370 Geisteskranken vergleichen. Das Hauptresultat jener sehr lehrreichen Arbeit ist, daß der Unterschied der zwei Gruppen von Stammbäumen darin besteht, daß bei den Geisteskranken 1. die direkte Belastung (durch die Eltern), 2. die Belastung durch **Trunksucht** und Geistesstörung ganz bedeutend vorwiegen, während die geistig Gesunden ebensoviel Apoplexien, Nervenkrankheiten und Altersblödsinn in ihrer Ascendenz aufweisen wie die Geisteskranken und mehr nur indirekt belastet sind. Da jedoch die Geistesstörung als belastendes Moment, nur eine bei den Vorfahren schon vorhandene Anlage weiter erblich überträgt, während die Trunksucht bei einem gesunden Stamm eine neue krankhafte Anlage schafft, die sich dann weiter vererbt, geht unzweideutig daraus hervor, daß in letzter Instanz die Trunksucht die wichtigste neu erzeugende Ursache geistiger Störungen, resp. der Anlage zu solchen ist. Unter vielen Beispielen wähle ich nur ein recht einfaches und gewöhnliches. Es betrifft einen Kranken, für welchen ich vor wenigen Tagen konsultirt wurde:

Ein junger Postkommis war vor sechs Monaten geistig erkrankt. Ich fand ihn an schwerer Geistesstörung (Katatonie) mit recht trüber Prognose leidend. Die Mutter

gab mir nun an, er sei von Jugend auf ein zurückgezogener Sonderling, sehr mäßig, fleißig, aber mit Schrullen behaftet gewesen. Der anwesende Vater war früher in Ostindien und ein alter, unverbesserlicher Trinker schon zur Zeit seiner Verheirathung. Geistige Störungen oder Abnormitäten sind weder in der väterlichen, noch in der mütterlichen Familie nachzuweisen. Ein solches Beispiel des verderblichen Einflusses eines alkoholisirten väterlichen Keimplasmas würde allein nichts beweisen, wenn nicht alles andere und Tausende von weiteren Beispielen damit übereinstimmen würden.

Professor Pelman hat bekanntlich das Leben von 709 der 834 Nachkommen einer 1740 verstorbenen Säuferin und Vagantin, Ada Jurke, offiziell ermittelt. Davon waren 106 uneheliche Geburten, 142 Bettler, 64 von der Gemeinde Unterhaltene, 181 prostituirte Weiber, 76 wegen Verbrechen Verurtheilte (darunter 7 Mörder). Dem Staat kostete jene traurige Brut in 75 Jahren die Summe von 5 Millionen Mark.

Wenn Ihnen aber, trotz all dem Gesagten, die Augen über die ungeheure Tragweite der Vererbung eines verdorbenen, alkoholisirten Keimplasmas noch nicht aufgegangen sind, ersuche ich Sie, hochgeehrte Anwesende, dem neueren Experimente von Professor Dr. Hodge Ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Derselbe gab Hunden und Hündinnen Alkohol zu trinken, zuerst zwangsweise, bis sie (wie die Menschen), einmal daran gewöhnt, selbst gierige Trinker geworden waren. Als er sie genügend alkoholisirt erachtete, ließ er sie sich begatten und Junge erzeugen. Nun zeigte die so erzeugte Brut fast genau die gleichen Gebrechen wie die von Demme studirten Kinder menschlicher Trinker: epileptische, bissige, blöde, zwerghafte junge Hunde, die eine große Zahl Todesfälle nach der Geburt aufwiesen. Für die Details muß ich auf die sorgfältige Arbeit Hodge's, eines sehr originellen und gewissenhaften, durch andere wissenschaftliche Arbeiten rühmlich bekannten Forschers verweisen.

Schon Combemell und Mariller hatten 1887 die Schwächung der Brut alkoholisirter Hunde gefunden. Anthony erwähnt den Fall einer Frau, die in erster Ehe mit einem Trinker fünf Kinder gebar, wovon vier nach zehn Tagen, das fünfte im vierten Lebensjahre starben, während sie in zweiter Ehe mit einem gesunden Mann zwei gesunde und lebend bleibende Kinder zur Welt brachte.

Gestern hat Prof. v. Bunge auf Grund vorläufiger sorgfältiger Erhebungen, die er sich jedoch später zu ergänzen vorbehält, an der Hand von Statistiken gezeigt, daß bei der Unfähigkeit zu stillen, die unsre moderuen Frauen zeigen, die Trinkgewohnheit der Ascendenz eine bedeutende Rolle spielt.

Weitere Einzelheiten und Statistiken aufzuführen, erlaubt mir die knapp zugemessene Zeit nicht. Lassen Sie mich nur kurz resumirend auf Grund umfangreicher und nicht zu widerlegender Thatbestände und Forschungen erklären:

Die Alkoholtrinksitte ist eine Hauptquelle, sehr wahrscheinlich sogar die Hauptquelle der Entartungserscheinungen unsrer Rasse, der zahllosen Geistes- und Nervenstörungen unsrer Tage, des Idiotismus und Schwachsinns, des Verbrechens, der körperlichen Verkrüppelungen und Schwächungen. Sie wirkt hauptsächlich direkt durch Vergiftung der Gewebe der Geschlechtsdrüsen der Erzeuger, und wenn das Uebel heute nicht noch größer ist, so verdanken wir es der leider immer mehr verschwindenden größeren Nüchternheit des weiblichen Geschlechts.

Der gesunde Menschenverstand sollte — wäre das Vorurtheil nicht so ungeheuer — den einfachen Schluß daraus ziehen, daß der Mensch die total unnöthigen und in allen Beziehungen nur schädlichen alkoholhaltigen (gebrannten oder gegohrenen) Getränke gänzlich meiden muß, will er gesund bleiben und vor allem gesunde Nachkommen erzeugen.

---

## O. Ribbecks Reden und Vorträge.

-s. Früher als wir zu hoffen wagten, ist der Wunsch erfüllt, dem wir auch in diesen Blättern Ausdruck gaben. In sachgemäßer Anordnung hat eine kundige Hand eine Reihe von Vorträgen O. Ribbecks zusammengefaßt, die sich in erster Linie nicht an den Alterthums*forscher*, sondern an den Alterthums*freund* wenden und den Versuch machen, antike Begriffe, Anschauungen, Erscheinungen mit dem eigenen Leben in Fühlung zu bringen, antikes Gold sozusagen zum Tageskurs neu auszumünzen.[1] Hervorgegangen sind diese Vorträge meist aus der Praxis des akademischen Amtes. An vielen deutschen Universitäten besteht bekanntlich, wie ein letzter Rest verschollener Renaissanceherrlichkeit, die alte Sitte noch, daß bei festlichem Anlaß der Vertreter der klassischen Philologie der Sprecher ist. Heute, wo unser Leben seine eigenen Wege geht und die Antike in unsrer Allerweltskultur zwar ein immer noch wirksames Ferment, nicht aber das eigentliche Material mehr hergibt — heute mag man wohl fragen, ob ein solches Privilegium noch innere Berechtigung hat. Man wird sich bewußt werden, daß wir es nicht mehr ertragen, unsre Helden in antikisirender Auffassung dargestellt, moderne Menschen und Verhältnisse mit griechisch-römischem Zierath behängt zu sehen. Aber man thue einen Blick in die akademischen Reden, die Ribbeck 1864—1872, in den großen Jahren unsrer nationalen Geschichte, in Kiel gehalten hat, auf einem an die Feindesgrenze vorgeschobenen Posten deutschen Geisteslebens. In eine Darlegung über die tiefen alten Anschauungen von der Hybris und ihrer Strafe ergießt sich ungezwungen ein tapferes patriotisches Pathos. „Noch heute waltet die Nemesis, die strenge Beisitzerin des Rechtes — sie steht uns seit Monaten deutlicher als lange vor Augen. Jeder kleinmüthige Zweifel, daß sie ihr Amt nicht nach ewigem Schicksalsschluß durchführen, daß nicht unser volles Recht triumphiren werde, mag angesichts ihrer verstummen. Und so rufen wir zuversichtlich: Gott segne unsern Herzog, sein Haus und sein Land." Eine Parallele von Griechenland und Deutschland, wie man sie schon oft gezogen hatte, führt angesichts der Ereignisse von 1866 zu einem offenen politischen Bekenntniß, das ausklingt in der frohen Ueberzeugung, daß wir doch auf festerem Boden stehen als jene hochbegabten, zum Leiden und Ringen für künftige Geschlechter bestimmten Vorfahren. Hier ist keine Spur mehr von der im Grunde pietätlosen Schönfärberei, mit der man einst die Schwächen des antiken politischen Lebens, wie die Härten und Zeichenfehler auf einem alterthümlichen Bilde, verlöschen zu müssen glaubte. Vielleicht das feinste Stück ist der kurze Essay über „Dämon und Genius": Tief geschöpft und mit jener glücklichen Hand festgehalten, der sich nach dem Dichterwort das Wasser zum Krystalle rundet. Es handelt sich hier um die feinsten und zähesten Vorstellungen der antiken Religion und Psychologie. Jeder „Gebildete" kennt sie und braucht sie noch heute, ohne sich ihres alten Feingehalts recht bewußt zu werden; so wandeln sie wie Schatten unter uns und mit Theilnahme wird man den Ausführungen Ribbecks folgen, die ihnen Blut und Leben wiederschenken.[2] Aber auch hier

---

[1] **Reden und Vorträge von Otto Ribbeck.** Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1899. IV, 308 S.

[2] In manchen Einzelheiten berühren sich diese Andeutungen mit den voller durchgeführten Untersuchungen über verwandte Begriffe, die wir E. Rohde, dem geistvollen Schüler Ribbecks, verdanken. (Psyche, Band II).

Digitized by Google

führt der Weg aus der dünnen, kühlen Höhenluft wissenschaftlicher Darlegung herab in die unmittelbare Gegenwart, wo geniale Persönlichkeiten und politische Elementarkräfte die neue Welt schufen, in der wir leben. Der Name Bismarck steht deutlich zwischen den Zeilen; Ribbeck hat seinem Genius damals gehuldigt, wie 30 Jahre später nach der Entlassung. Auf gleicher Höhe hält sich der lichtvolle Essay über den viel mißbrauchten Begriff der **Majestät.** Der antike Kern dieses Begriffs ist echt und gesund, es liegt lediglich an uns, ihn in unserm Empfinden von den Auftreibungen und Wucherungen zu befreien, womit ihn spätere Jahrhunderte entstellt haben. Die beiden letzten Reden stehen unter dem Zeichen des großen Krieges und der Neugründung des Reichs. Die Gesundheit des neuen Staatswesens wird am platonischen Ideal gemessen; sein ehrwürdiger Leuter ist „ein königlicher Mann, dem die Wahrheit aus dem Antlitz strahlt, der jene platonische Mischung von Besonnenheit und Tapferkeit durch Natur und Erkenntniß an sich verwirklicht und durch die weise Kunst seiner Rathgeber und Gehülfen bekräftigt hat". Der Gang und Gehalt dieser, in einer nie wiederkehrenden Zeit patriotischen Aufschwungs gehaltenen Ansprache gehört ganz dem Redner, mag er auch mit platonischem Werkzeug arbeiten. Umgekehrt beschränkt Ribbeck sich in dem Schlußabschnitt, den „politischen Anweisungen" im wesentlichen darauf, handfeste politisch-praktische Gedanken des besten Griechen der Kaiserzeit, des Plutarch, neu zu formuliren und zu ordnen. Ribbeck will sich mit diesen bescheidenen Aphorismen, wie Plutarch selbst, zunächst an die Jugend wenden, an die akademische Jugend, aus der „die Staatsdiener und Staatsbürger der Zukunft hervorgehen sollen". Aber die „Gedanken und Erinnerungen" dieses klarblickenden, gut beobachtenden antiken Kleinbürgers sind trotz des damals unvermeidlichen kleinen Schulzopfes doch so gesättigt von persönlichem Leben und Erleben, stehen so fest auf dem Boden einer schlichten stets gegenwärtigen Wirklichkeit, daß ein gereifter Mann ihnen vielleicht williger sein Ohr leiht, als die allzu anspruchsvolle Jugend — etwa wie man der kühlen Weisheit des Martin Salander erst im Schwabenalter ganz gerecht wird. Vielleicht veranlaßt Ribbecks Buch Diesen oder Jenen, Plutarchs in der modernen Welt fast verschollene Traktätlein zur Hand zu nehmen; das Gymnasium hat sich ja neuerdings diese Quelle köstlicher Anregungen, an der das vorige Jahrhundert dankbar geschöpft hat, so ziemlich verschüttet — Plutarch statt Xenophon oder Isokrates wäre kein übler Tausch. Am Schluß dieses Abschnitts steht eine Art sibyllinische Prophetie über den Kulturkampf; man wird sie heute nicht ohne Wehmuth lesen.

So spricht in all diesen Reden zugleich der Alterthumskenner und der am Leben der Zeit mit fast leidenschaftlicher Theilnahme hängende moderne Mensch. Und was ist das Fazit? Sehen wir unsre Helden und Thaten in willkürlichem antiken Kostüm, gespreizte, wie auf den pseudoklassischen Bildwerken der Zopfzeit? Gewiß nicht: die besten Vorstellungen und Anschauungen, mit denen Ribbeck arbeitet, sind nicht antik, nicht griechisch oder römisch, sondern ewig und menschlich, für uns Alle erarbeitet von unsern schwer ringenden Vorkämpfern, wie die sittlichen Lehren des Christenthums. Beim Blättern in diesem Buche wird man es lebhaft empfinden, wie tief gewisse, uns Alle unbewußt leitende ethische und politische Vorstellungen im Alterthum wurzeln.

Es ist der kräftige Athem einer großen Zeit, der in diesen Kieler Vorträgen weht und ihren Ton und Stil bestimmt. Später, als das politische Leben, in ein festes Uferbett geleitet, breiter und ruhiger und wohl auch trüber und träger dahinfloß, traten diese Interessen bei Ribbeck zurück. Das zeigt die zweite Gruppe, überwiegend akademische Reden aus Leipzig. In großen Umrissen orientirt Ribbeck in einer Rektoratsrede über die Aufgaben und Ziele einer antiken Literaturgeschichte. Die Geburtstagsfeier des Königs von Sachsen gibt Anlaß zu einer einläßlichen Studie über die Geschichte und Technik der enkomiastischen Dichtung bei den Alten, von dem ehrwürdigen dramatischen Siegeslied des Marathon-Kämpfers Aeschylus bis herab zu den Hofpoeten der Kaiserzeit; schade, daß Ribbeck nicht neben den herben Zügen Pindars das liebenswürdige Antlitz des neuerstandenen Bakchylides einzeichnen konnte, der ihm auf dem letzten Krankenbette wie ein Seelenarzt zur Seite stand. Im großen Jahr 1871 wendet sich das Auge des Forschers auf die Poesie des Krieges bei den Alten. Ein Vortrag aus der Berner Frühzeit (1860) entwirft in feinen, aber noch nicht ganz freien Strichen ein Bild des Euripides, seines Denkens und seiner Kunst; 30 Jahre später hätte Ribbeck wohl manche festere Linie gezogen und manches hellere Licht aufgesetzt. Durch glückliche Einzelausführung und Vielseitigkeit der literarischen Gesichtspunkte ausgezeichnet ist ein in Heidelberg gehaltener Vortrag über Theokrit, durch frischen, energischen Ton ein Berner Aufsatz über Cato Censorius als Schriftsteller.

In ihrer Anlage und Haltung zeigen alle diese aus sehr verschiedenen Zeiten stammenden Essays im ganzen dieselbe Technik. Ribbeck will nicht ästhetische Beobachtungen oder Theorien illustriren, will keine umfassenden literar- oder kulturgeschichtlichen Ueberblicke zeichnen: er sucht etwas ganz individuelles: sein Leser oder Hörer soll vor allem eine intime **Anschauung** gewinnen von den Dingen, um die sich's handelt; er soll sich in die Eigenart eines alten Poeten, einer antiken Dichtungsgattung wirklich hineinfühlen. Wie der moderne Kunsthistoriker mit dem Skioptikon eine Reihe von Bildern an die Wand wirft, so gibt Ribbeck gern eine Fülle charakteristischer Proben in künstlerischer Uebertragung (wobei er es allerdings nicht für seine Aufgabe hält, durchweg moderne Formen an Stelle der antiken zu setzen). Für manchen Leser mag hier des Guten wohl einmal zu viel gethan sein. Wie in sauberer Mosaikarbeit wird in dem Vortrag über Euripides Citat an Citat, Steinchen an Steinchen gefügt; der freie Zug der Hauptlinien wird dadurch vielleicht beinträchtigt. Dieselbe minutiöse Technik, an die Arbeitsweise der „ethnologischen Studien" erinnernd, deutet sich sogar gelegentlich in den Vorträgen der ersten Gruppe an (z. B. S. 12 ff.). Es spricht ein Philologe zu uns, der sein Handwerk nicht verleugnet, kein Poet oder Politiker. Was solche Stellen, wenigstens nach dem Empfinden des Berichterstatters, an schriftstellerischer und rethorischer Wirkung verlieren, das gewinnen sie doppelt und dreifach an gelehrtem Gehalt. In den Ausführungen über „die Poesie des Krieges" oder „den Lobpreis der Helden" stecken Beobachtungen und Sammlungen, die der Ausleger alter Dichterwerke mit Nutzen zu Rathe ziehen wird.

* * *

Unabhängig vom Kern des Buches ist die letzte Gruppe, In memoriam, einige der eindrucksvollsten Gedächtnißreden Ribbecks. Die meisten sind ganz individuell gestimmt, aber die Zeit, in der sie gesprochen sind, oder die Männer, denen sie gelten, heben sie doch aus der Sphäre des Persönlichen und Privaten heraus und sichern ihnen dauernde Theilnahme. Zwei Lieblingsschülern legt der Meister den Lorberkranz aufs Grab; der Eine, ein Holsteiner, **H. Petersen**, wurde 1870 in einer vorrückenden Schützenkette von einer feindlichen Kugel fortgerafft, der Andere, Bedeutendere, **K. Buresch**, siechte dahin als ein Opfer seiner heroischen Forscherthätigkeit in Kleinasien. Am Sarge Ritschls stand

Ribbeck selbst als Schüler. Wer damals seinen bewegten, markigen Worten gelauscht hat, wird aus den beiden Blättern mehr herauslesen, als eine packende Charakteristik dieses wunderbaren Lehrers und Menschen; sie sind zugleich ein ganz persönliches Bekenntniß des Sprechers, der allezeit nichts schöneres zu kennen bekannte, als ein solches Freundschaftsband zwischen dem Lehrer und dem Schüler. Seine freie, im besten Sinne humane Bildung befähigte Ribbeck aber auch, Persönlichkeiten zu schätzen und zu verstehen, die seinem eigentlichen Arbeitsfelde fern standen. So hat er mit gleich glücklicher Hand die ehrwürdige Gestalt J. J. v. Baeyers, seines Schwiegervaters, gezeichnet, wie die geistvollen Züge A. Springers und J. Cohnheims. Und unter den vielen literarischen Portraits des alten Kaisers behauptet das hier gegebene durch Freiheit und Feinheit einen Ehrenplatz. Einige Sätze mögen das (um einmal ein Hauptmittel von Ribbecks Darstellungsweise auf ihn selbst anzuwenden) dem Leser veranschaulichen. „Genialere Fürsten hat es wohl gegeben, welche Zeitaltern und Völkern mit vordringendem Geist oder gebieterischer Faust ihren Stempel aufdrückten. Aber nicht selten ist die Einwirkung eines herrischen Genius eine verheerende, umwälzende, verwirrende gewesen.... Auch der große Friedrich war doch von Einseitigkeit und Härte nicht frei. Seine wohlgemeinte Selbstregierung hat die Erziehung der Bürger zur Mitarbeit versäumt, hat Selbständigkeit und Selbstgefühl der Unterthanen nicht aufkommen lassen, so daß der Gemeinsinn schwand, weil ‚alle Kräfte den bewegenden Stoß von oben erwarteten'. Schwer hat die folgende Generation diese Unmündigkeit büßen müssen. Wie anders Kaiser Wilhelm! Es war eine Lust, in seinem Zeitalter zu leben, unter seinem gleichwaltenden Scepter zu arbeiten und zu dienen. Ihm war es beschieden, die lang gehegte Sehnsucht der Deutschen zu erfüllen, Gedanken, die schon unsre Jugend begeistert hatten, herrlich zum Ziele zu führen. Er achtete jedes Recht und jede brauchbare Kraft. Er hat es verstanden, die besten Männer an die richtige Stelle zu setzen und darin mit unerschütterlichem Vertrauen zu erhalten. Hand in Hand mit seinem Kanzler und seinem Heermeister hat er Deutschland emporgeführt. Es war ein idealer Bund, welcher den Herrn und die Diener in gemeinsamer Hingabe an das Wohl des Vaterlandes verband. Kein Jota ließ er sich nehmen von dem Recht seiner fürstlichen Verantwortung, aber er lieh ohne Eifersucht und Vorurtheil gutem Rath sein Ohr und was er nach gewissenhafter Erwägung als richtig erkannt hatte, hielt er beharrlich fest...." Diese ganze Charakteristik des alten Kurses ist bei aller Anspruchslosigkeit und Absichtslosigkeit nachdenklich zu lesen, gerade in unsern Tagen.[1])

* * *

Unsre Auffassung der Antike ändert sich, wie der Blick bei einer Bergwanderung, mit jedem Schritt, den unser eigenes Volksthum macht; wir verlieren wohl auch einmal Höhen aus den Augen, zu denen wir früher bewundernd emporschauten. So kann jedes Jahrzehnt wieder vom andern lernen; denn nirgends hat die Gegenwart, wie sie sich wohl vortäuschen möchte, in sich allein der Weisheit Fülle. Wer diese Aufsätze mit offenem Sinne durchblättert, vor dem steigt ein Bild des Alterthums auf, wie es im Geiste der Besten lebte zur Zeit des nationalen Aufschwungs der 60er und 70er Jahre. Es ist manches anders geworden im Reich. Auf den Festtagsjubel ist die Werktagsstimmung gefolgt. Auch die Wissenschaft liebt jetzt andere Fragen ans Alterthum zu stellen, vor allem die Fragen, die uns im eigenen Hause nicht zur Ruhe kommen lassen. Das ist ihr gutes Recht. Nur darf sie das Größere darüber nicht vergessen, das die aus diesem Buch redende Generation geschaut und erlebt hat.

[1]) Wenn Referent offen sein soll: auf den Anhang „Catull in Rom und Poppelsdorf" hätte er gern verzichtet; nach den ernsten Klängen des Trauermarsches verletzt das Spottlied. Dem literarischen Bilde Ribbecks wird allerdings ein charakteristischer Zug hinzugefügt.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Karl Heinemann: Goethe.** Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann 1899. — Unter den zahlreichen Goethe-Schriften, die das Jubiläum des Dichterfürsten gezeitigt hat, nimmt die Heinemann'sche Biographie unzweifelhaft eine der ersten Stellen ein. Für den Anklang, den dieses Werk in weiteren Kreisen bereits gefunden hat, zeugt der Umstand, daß schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage desselben nöthig geworden ist. In der That zeichnet sich der „Goethe" Heinemanns vor vielen anderen Werken, die den gleichen Gegenstand behandeln, durch eine Reihe von Vorzügen aus, die geeignet sind, ihn vor allem dem gebildeten Publikum zu empfehlen. Wenn irgendwo die Gefahr nahe liegt, die biographische Darstellung einer bedeutenden Persönlichkeit mit gelehrtem Ballast zu belasten, so müßte dies bei demjenigen Dichter der Fall sein, dessen Leben, wie dasjenige Weniger, zum Gegenstand einer eingehenden, oft kleinlichen oder übertrieben genauen Untersuchung gemacht worden ist. Man muß heute schon eine ganz außerordentliche Sachkenntniß und Vertrautheit mit den einschlägigen Arbeiten besitzen, um sich durch die Ueberzahl der Goethe-Schriften noch hindurchfinden und sich für eine zusammenhängende Darstellung von Goethe's Leben nichts Wichtiges entgehen zu lassen. Heinemann besitzt diese Vertrautheit durchaus und offenbart zugleich ein meisterhaftes Geschick, alles Wesentliche, was die Forschung oder Presse zutage gefördert hat, in die Darstellung von des Dichters Leben und Schriften hineinzuarbeiten. Man liest sein Werk mit dem sicheren Gefühl, daß man sich keinem besseren Führer anvertrauen kann, und man wird nicht müde, die Sicherheit und Leichtigkeit zu bewundern womit er den Leser durch die verwickelten Verhältnisse von Goethe's äußerer und innerer Entwicklung hindurchleitet. Und dabei muthet Heinemann dem Leser keine schwierige Gedankenarbeit zu, sondern da er alle Probleme des Goethe'schen Lebenswerkes für sich selbst gelöst hat, so weiß er ihn über alle Höhen und Tiefen in bester, unterhaltender Weise hinwegzuführen. Selbst da, wo die Art der Goethe'schen Schriften einer gefälligen populären Darstellung scheinbar fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellt, wie bei Goethe's naturwissenschaftlichen Arbeiten, strandet Heinemann doch nirgends an den Klippen trockener Gelehrsamkeit, sondern versteht auch hier noch anmuthig und gefällig zu schildern, ohne seicht zu werden, und dem Leser den Kern der Probleme, worauf es ankommt, klarzulegen. Vorzüglich ist meist die Analyse der Hauptwerke Goethe's, fein und treffend die Darlegung der inneren Beziehungen, die von einer Entwicklungsstufe des Dichters zur anderen hinüberleiten; nur beim „Faust" hätte ich eine stärkere Herausarbeitung des Ideengehalts gewünscht, wie denn zumal die Darstellung des zweiten Theils des Dramas bei Heinemann unter einer gewissen Leerheit leidet. Da Heinemann von innigster Begeisterung für seinen Gegenstand erfüllt ist, so weiß er auch den Leser mit sich fortzureißen und einen Theil seiner eigenen Wärme auf ihn überströmen zu lassen. Daß er dabei selbst an seinem Helden eitel Sonne sieht, über dessen Schwächen und Schattenseiten schonend hinweggleitet und überall bemüht ist, der Handlungsweise Goethe's nur die beste Seite abzugewinnen, wird man ihm nicht allzu schlimm anrechnen dürfen, wennschon das Bild seines Helden in dieser Beziehung einige energischere Züge recht gut hätte vertragen können. Daß z. B. Goethe in rein erzieherischer Absicht während der ersten Weimarer Zeit mit dem Herzog herumgetollt und seine bekannten Späße getrieben haben soll, wird man Heinemann schwer glauben können. Indessen, was wollen alle derartigen Ausstellungen besagen bei einem Werk, das bei einem Umfang von über 750 Seiten seinem Gegenstand im übrigen so vortrefflich gerecht wird! Rechnet man hiezu

Digitized by Google

die prächtige Ausstattung, die zahllosen Abbildungen, die es geradezu zu einem „Goethe-Bilderatlas“ machen und die in der vorliegenden zweiten Auflage noch erheblich vermehrt sind, so ist dieser „Goethe“ in der That ein deutsches Familienbuch im besten Sinne des Wortes, ein Werk, das sich wie wenig andere zum Vorlesen in heimischem Kreise an langen Winterabenden eignet und das in keinem Hause fehlen sollte, wo nur überhaupt ein lebendiges Interesse für die Persönlichkeit eines Goethe und seiner Schöpfungen besteht. A. D.

**Ein wichtiger ägyptischer Fund.** Unter dieser Aufschrift veröffentlicht die „Kölnische Zeitung“ (Nr. 729 vom 16. Sept. 1899) folgende interessante und besonders mit Bezug auf die Chronologie der altägyptischen Geschichte höchst bemerkenswerthe Notiz: „Dr. Reinhardt, dem die Berliner kgl. Museen schon so große Bereicherungen verdanken, hat, wie der „Reichs-Anzeiger“ mittheilt, ihnen als Leihgabe einen Fund uralter Papyrus überwiesen, der für die Kenntniß des alten Aegyptens von ungewöhnlicher Wichtigkeit ist; ein kleiner Theil des gleichen Fundes war schon in diesem Frühjahr durch Dr. Schäfer an Ort und Stelle für die Museen erworben worden. Diese Papyrus rühren aus den Ruinen einer altägyptischen Stadt her, die neben der Pyramide von Illahun am Eingang der Provinz Faijum belegen war, und stammen sämmtlich aus dem Ende der sogenannten 12. Dynastie, in der die betreffende Stadt von König Usertesen II. gegründet wurde. Die genaue Fundstätte unsrer Papyrus ist unlängst durch eine von den kgl. Museen zu diesem Zweck unternommene Ausgrabung ermittelt worden, die auch allerlei Spielzeug und Geräthe jener alten Zeit zutage gefördert hat. Diese Fundstücke und einige Proben der Papyrus sind im Säulenhof des ägyptischen Museums ausgestellt. Eine Sichtung des Papyrusfundes durch Dr. Borchardt hat ergeben, daß er die zusammengehörigen Papiere eines Tempels enthält: Briefe, Quittungen, Inventare der täglich zu Kultuszwecken aus dem Tempelschatz herausgegebenen Gegenstände, Akten, betreffend die Uebergabe des Tempeldienstes beim Monatswechsel von einer Abtheilung der Priesterschaft an die andere und ähnliche Urkunden, durch die wir Einblicke in die Verwaltung der Tempel erhalten. Aber wichtiger als alles dieses sind zwei Stücke, die uns erlauben, endlich die Chronologie der älteren ägyptischen Geschichte festzustellen, denn gerade in dieser Hinsicht waren wir bisher übel daran. So sollte beispielsweise das mittlere Reich, die Zeit unsrer Papyrus, nach Professor Eduard Meyer spätestens 2130, nach Brugsch 2466, nach Professor Petrie 2778, nach Unger 3315 v. Chr. beginnen. Nur für die spätere Zeit, das sogenannte neue Reich, besaß man bisweilen ein Hülfsmittel zu genauerer Zeitbestimmung in astronomisch-kalendarischen Angaben, die hauptsächlich den Frühaufgang des Siriussternes oder, wie man ihn ägyptisch nennt, der Sothis, betrafen. Denn dieses Ereigniß, das in Mittel-Aegypten am 20. Juli gleichzeitig mit dem Steigen des Nils eintritt, bezeichnete ursprünglich den Anfang des altägyptischen Kalenderjahres; da dieses nun aber nur aus 365 Tagen bestand und also immer um nahezu einen Vierteltag zu kurz war — ein Fehler, den wir bekanntlich durch die vierjährige Schaltung ausgleichen —, so rückte der Frühaufgang des Sirius in dem ägyptischen Kalender alle vier Jahre um einen Tag weiter, um nach 1460 (d. h. 4×365) Jahren wieder auf denselben Kalendertag zu fallen. Wir wissen nun, daß im Jahre 139 n. Chr. der Frühaufgang des Sirius auf den ersten Tag des ägyptischen Kalenderjahres fiel. Dasselbe muß demnach auch in den Jahren 1322 v. Chr. und 2782 v. Chr. der Fall gewesen sein. Hienach läßt sich jedes ägyptische Datum für den Frühaufgang des Sirius mit ziemlicher Genauigkeit ausrechnen. Die Epoche des neuen Reichs ist im wesentlichen auf diese Art festgelegt worden, aber Niemand vermochte zu sagen, wie groß der Abstand war, der das mittlere Reich vom neuen Reiche trennte. Hier kommt nun der neue Papyrusfund in überraschender Weise zu Hülfe. Unter den Eintragungen des Tempeljournals findet sich unter dem 25. Tage des 7. Kalendermonats des 7. Jahres Königs Usertesens III. die Abschrift eines Briefes, in dem der Vorsteher des Tempels einem Priester mittheilt, daß der Aufgang des Sirius am 16. Tage des 8. Monats eintrete, und ihn anweist, das Nöthige für die Feier dieses Tages zu veranlassen. Auf einem anderen Bruchstück desselben Journals sind dann unter dem 17. Tage des 8. Monats, also dem auf das Fest folgenden Tage, „die Festgaben vom Aufgange des Siriussterns: 200 Brote, 60 Krüge Bier u. s. w.“ verzeichnet. Nach einer Berechnung, die Dr. Brix nach der von Oppolzer angegebenen Methode angestellt hat, sind es die Jahre 1876—1873 v. Chr., in denen der Frühaufgang des Sirius an dem angegebenen Tage des ägyptischen Kalenderjahres erfolgte; in diese Jahre fiel also das 7. Jahr Usertesens III. Damit ergeben sich für die Zeit der 12. Dynastie, der dieser König angehört, die Jahre 1996/1993 bis 1783/1780 v. Chr.; das Alter dieser Dynastie erweist sich also noch um etwa 150 Jahre niedriger, als es nach der niedrigsten Schätzung, der von Eduard Meyer (2130 bis 1930), angesetzt wurde.“

So weit die „Kölnische Ztg.“. Aber nicht nur hinsichtlich der Chronologie, in welcher die Aegyptologen in ihren Ansichten, wie man sieht, um nicht weniger als 1200 Jahre differirten, ist durch die neue Entdeckung eine sichere Basis gewonnen, sondern sie beleuchtet auch in erfreulichster Weise die Zustände nach dem mittleren Reich, die nun wirklich historischen Charakter erhalten. Diese spätere Epoche, die für uns vielleicht noch wichtiger ist als die alte Zeit, weil von da ab sehr bedeutungsvolle Wechselwirkungen der damaligen Kulturnationen Aegypten gegenüber in die Erscheinung treten, kann nämlich als die eigentlich welthistorische bezeichnet werden; denn in ihr treten uns neben den Babyloniern und anderen vorderasiatischen Völkern zum erstenmal in klaren Umrissen Phönizier und Hebräer entgegen. In Unterägypten herrschten nach der Zeit des mittleren Reichs bekanntlich die Hyksos oder Hirtenkönige, über deren Herkunft schon alle erdenklichen Hypothesen aufgestellt wurden. Es bestätigt sich aber, wie so oft, daß die alten Autoren recht behalten. Manetho, der im 3. Jahrhundert vor Christus lebte und in den Hyksos entweder Araber oder Phönizier erblickte, scheint nämlich aus ganz guter Quelle geschöpft zu haben, ganz abgesehen, daß in einem so zivilisirten Lande, wie es Aegypten war, auch noch zu Manetho's Zeit die Erinnerung an eine nur 13 Jahrhunderte entfernte Fremdherrschaft selbst im Volke gewiß nicht ganz erloschen war, wenn sie auch nicht in dem Grade lebendig war wie etwa im heutigen Italien die Erinnerung an die römische Kaiserzeit; denn neuere Untersuchungen (siehe meine Abhandlung: Punt und die südarabischen Reiche, in den Mitth. der Vorderas. Ges. 1899) lassen es so viel wie gewiß erscheinen, daß etwa gerade in der Hyksoszeit, oder richtiger: nicht lange vorher, die phönizischen Stämme eine Art Weltherrschaft inaugurirten. Von ihren Ursitzen am Ufer des Persischen Golfes ausgehend, haben sie damals zunächst Südarabien und fast den ganzen Osten Afrika's kolonisirt; andere phönizische — oder wie wir nach den ägyptischen Inschriften richtiger sagen können: poenische — Stämme bemächtigten sich der Herrschaft im Babylonischen Reich, wo eine Dynastie von nicht weniger als elf Königen regierte, die, wie A. H. Sayce und nach ihm F. Hommel nachgewiesen haben, durchweg unbabylonische, nach Sayce kanaanäische, nach Hommel arabische oder ostarabische, in Wirklichkeit aber poenische Namen haben, und wahrscheinlich völlig gleichzeitig mit dem Beginn dieser poenisch-babylonischen Hammurabi-Dynastie drangen, unter der Führung der Hirtenkönige, wieder andere poenische Stämme nach Unterägypten vor, das sie, wie wir nunmehr aus dem Berliner Papyrus wissen, von rund 1780 bis etwa gegen 1600 v. Chr. beherrschten. Alle Namen von Hyksoskönigen, die uns erhalten blieben, tragen trotz der fremdartigen und vielfach entstellten Form, in der sie überliefert sind, ein unverkennbar semitisches Gepräge und lassen sich ohne Schwierigkeit als echt semitische wiederherstellen, so daß wir auch ohne die ausdrückliche Nachricht des Manetho und auch ohne die ägyptischen Inschriften die Rassenzugehörigkeit des Volks bestimmen könnten. Aber nicht nur Manetho hatte noch die richtige Vorstellung, sondern auch die Inschriften bezeugen das Gleiche; denn in denselben werden die Unterthanen oder Stammesgenossen der Hirtenkönige nicht bloß als Schos (Beduinen) sondern auch ganz direkt als Amu, d. h. Verehrer des echt poenischen Gottes 'Amu, der bei mehreren poenischen

Digitized by Google

Völkern Südarabiens nachweisbar ist, und, nach Eduard Meyer, im Volksmunde sogar als Aad bezeichnet. In Aad (genauer 'Aad) erblickte man noch zu Mohammed's Zeit ein sagenhaftes, mächtiges Volk der Vorzeit, das einst im nördlichen Theil der arabischen Halbinsel hauste. Nimmt man dazu die verschiedenen anderen poenischen Stämme, die an den übrigen Küsten und auf den Inseln des Mittelmeeres, ja vielleicht weit über dasselbe hinaus, Staaten und Kolonien gründeten, dann wird man zugeben, daß damals thatsächlich eine semitische, speziell poenische Weltherrschaft bestand, die auch in allen südeuropäischen Ländern den ersten Keim zu einer Zivilisation legte, aus der später die großartige Kultur der griechischen und römischen Welt hervorging. In den Rahmen dieser poenischen Weltherrschaft fügt sich nun auch die Urgeschichte des israelitischen Volkes, das ja selbst nur ein poenischer Stamm war, aufs wunderbarste ein, insbesondere jetzt, wo wir mit den Hyksos nicht mehr in so übermäßig hohes Alterthum zurückzugehen brauchen. Jetzt stimmt sogar die biblische Chronologie, soweit sie den Aufenthalt der Kinder Israels in Aegypten zum Gegenstand hat, über Erwarten gut überein mit allen anderen Angaben. Kaum mehr als 50 Jahre betragen die Differenzen, die früher mehrere Jahrhunderte umfaßten und deshalb für immer unlösbar schienen. Es ist nicht daran zu zweifeln, das nunmehr auch die älteste Zeit Israels durch den Berliner Papyrus in helles Licht gesetzt wird.

München, 18. Sept. E. Glaser.

**München.** Deutsche Geologische Gesellschaft. 44. Jahresversammlung. (Schlußbericht.) In der Nachmittagssitzung vom Freitag, dem 15. Sept., wurden zunächst geschäftliche Angelegenheiten erledigt, dann wurden die Exkursionen besprochen die der Versammlung vorausgegangen waren oder ihr folgen werden. Geh.-R. v. Zittel erklärt, warum die Exkursion nach Süd-Tirol geht: da das Gebiet vieles bietet und geologisch klassisch ist. L. v. Buch arbeitete schon dort, Richthofen ist die beste Quelle hiefür. Die Richthofen'sche Theorie wurde umgestürzt und man nahm an, daß es hier sich um Melaphyr-Tuffe, der Wengergruppe, handle. Zittel war kürzlich mit 40 Zuhörern dort und sah über Melaphyr viele Versteinerungen, die nie in der Wengergruppe vorkommen; darauf folgen Tuffe und etwas Mergel, an einigen Orten mit cassianischen Schichten. Auf der Seißer-Alp fand Zittel im Verein mit Dr. Pfeninger Raibler-Schichten. Zwei Schüler Zittels durchforschten lange die Gegend. Hier ist eine sehr reiche Fauna von Raibler- und St. Cassian-Schichten, letztere in wahrhaft urtypischer Form. Man kann dort vortrefflich die Gliederung der südalpinen Trias studiren. Daran knüpft Prof. Rothpletz einige Bemerkungen über die tektonische Konfiguration am Schlern, worüber er ein geologisches Kärtchen vertheilte. Die ganze alpine Trias ist auf der Südseite ganz anders als auf der Nordseite. Es ist eine der größten Faciesveränderungen. Auf die Perm-Schichten und gipsführenden Mergel folgen sandsteinige Mergel, und hierauf Dolomit. In dem letzteren ist Melaphyr-Tuff eingelagert, in welchem Mollusken, Korallen gefunden wurden. Sodann kommen die bekannten Raibler-Schichten und als Spitze des Berges folgt weiter Dachstein-Dolomit. Man findet auf dem Melaphyrlager die Wengerschichten; hierein sind die wunderbar schönen Ammoniten, nicht plattgedrückt, hereingeschwemmt. Nach Norden hin finden sich beim Aufstieg St. Cassian-Schichten mit ihren Versteinerungen, darauf kommen Tuffe; die Wengerschichten fehlen dort, ebenso die Raibler-Schichten und der Dachstein-Dolomit. Man kann hieraus den Untergrund in den zwei Facies erkennen. Der unmittelbare Uebergang der einen auf die andere Seite stellt hier eine sehr merkwürdige Störung dar, da man den Uebergang der Dolomitfacies in Tuff und Mergel beobachten kann. Auf Grund der Profile wird Referent bei seinem Ausfluge den Herren zeigen, wie die Schichtung erfolgt wäre, wenn nicht die Störung eingetreten wäre. Diese zahnartigen Verschiebungen sind dieser Gegend ganz eigenthümlich; je mehr die Dolomitisirung vor sich geht, desto schlimmer werden die Versteinerungen. Mit Zungen ging der Schlern-Dolomit in die Tuffe und Mergel hinein; es ist aber ein anderer Dolomit, den man intermediär nennen könnte. Wenn jemals ein Korallenriff am Schlern war, so konnte es sich nicht über 100 Meter über dem Boden erhaben haben. Es finden sich auch große errotische Blöcke (Granite), die von Norden kamen. Dr. Pombecky erklärte an der Karte den Verlauf des Ausfluges. In der Nagelfluhe werden die Betheiligten interessante „geologische Orgeln" sehen können. Geh.-R. Lepsius dankte nochmals den Führern bei den Exkursionen (Weinschenk, Oebbeke, Broili) im Bayerischen Walde und Fichtelgebirge. — Sodann sprach Dr. Blanckenhorn aus Pankow-Berlin über das Thema Neues zur Geologie und Paläontologie Aegyptens. Er wurde für die Expedition der „Geological Survey" angestellt und hat das paläontologische Material gesichtet und studirt. Referent will uns ein Bild der Veränderung dieses Landes seit dem Paläozoicum geben. Ueber dem krystallinischen Schiefer haben wir Sandstein. Am Sinai kommen Türkise vor, die sehr gesucht werden. Es folgt hier die Aufeinanderfolge der verschiedenen Schichten vom Carbon an. Die Kreide-Formationen Aegyptens sind schon von Zittel genau beschrieben worden und Referent hatte nur weniges hinzuzufügen. Das Turon ist in Aegypten wenig vertreten; in Palästina nur 10 Meter mächtig und am Sinai noch nicht nachgewiesen. Das Senon läßt sich in drei Schichten gliedern. Im Eocän hat Referent den zwei Schichten von Zittel noch eine dritte hinzugefügt. Das Parisien hat er von Kairo bis weit südlich verfolgt und darin interessante Faciesveränderungen gefunden. Eine Anzahl von Festlandsbildungen gehören zu dem unteren Eocän. Wir haben im Sandstein vulkanische Gänge, besonders an der Grenze zweier Formationen. Diese Gänge stehen in Verbindung mit tektonischen Vorgängen. Auf dem linken Nil-Ufer findet sich Basalt auf der ersten Ablagerung; hier findet man Reste von horntragenden Wiederkäuern. Schon im Miocän war eine Art Nil vorhanden; ebenso war das Rothe Meer schon gebildet. Alabaster, resp. Kalksinter wird hier vorgefunden. Es entstand ein Fjord, worin das Pliocän-Meer eindrang. Darauf folgte eine große Süßwasserbildung. Es ist dies die Melanopsis-Stufe. Darauf kam das Diluvium, das in drei fluviale Perioden zerfällt; sodann das ägyptische Alluvium. Professor Fraas erklärt seine Tour am Rothen Meere; alle Fossilien aus der Kreide sind verschieden von denen, die Zittel aus der Lybischen Wüste mitgebracht hat. Dr. Naumann sprach über „Anwendung erdmagnetischer Beobachtungen auf die Beurtheilung von Eisenerzlagerhütten". Er war in Loango und studirte den Berg Cerro Mercato. Die Verhältnisse des Magnetismus sind sehr komplizirt. Er kann nur auf der Oberfläche thätig sein. Naumann hat Deklinationsbestimmungen gemacht (8° 28'). Prof. Beyschlag bemerkte hiezu, daß man die Resultate bei Diamantenbohrungen schon kenne. Dr. Naumann drückte in seiner Erwiderung den Wunsch aus, daß die Physiker mehr die geologischen Verhältnisse berücksichtigen sollten. — Prof. Steinmann drückte sodann seine Befriedigung über die diesjährige Versammlung aus. Er dankt der Geschäftsführung und besonders Geh. Rath v. Zittel. Hierauf wurde die 44. Versammlung geschlossen.

Dr. H. Blind.

-y- **Christiania**, 10. Sept. Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts. (Schlußbericht.) Ihrem Berichterstatter verbleibt noch die Pflicht, eine Uebersicht der gestrigen Verhandlungen zu geben, mit welchen die diesmalige Tagung des Instituts zum Abschluß gebracht worden ist. Der frühe Morgen brachte zunächst eine sehr eingehende Erörterung in der demographischen Sektion über die früher bereits erwähnten in die Sektion verwiesenen Anträge Rauchbergs über die Ausgestaltung der Berufsstatistik. Der Gedanke, die gesammte Bevölkerung nach Berufsgruppen auszugliedern, und nicht bloß — wie dies leider in England und neuerlich auch in Frankreich üblich ist — die beruflich Aktiven zu berücksichtigen, fand namentlich bei den Engländern, die in diesen Dingen von einer außerordentlichen Zähigkeit des Beharrens bei veralteten Anschauungen sind, entschiedenen Widerspruch, der auch auf französischer Seite Wiederhall fand. Nichtsdestoweniger gelang es, dieses wichtige Prinzip der Berufsstatistik, das namentlich auch bei den deutschen Berufszählungen verwirklicht worden ist, zur Anerkennung zu bringen, wie überhaupt den wesentlichen Inhalt der oben mitgetheilten Rauchberg'schen Vorschläge. Erst nach

Digitized by Google

Schluß der Abstimmung bekam Bertillon Skrupel darüber, daß der gesonderte Nachweis der persönlichen Dienstdaten und deren Vertheilung auf die verschiedenen Berufsarten verlangt werde statt des bloßen summarischen Nachweises der Dienstdaten, weil das Institut seinerzeit in letzterem Sinne sich in Chicago ausgesprochen habe. Die Erwiderung, daß dies doch nicht ausschließe, jetzt zu einer zweifellosen Verbesserung und Erweiterung des damaligen Beschlusses zu gelangen, fielen auf wenig fruchtbaren Boden. In der That kam es bei der darauf folgenden Verhandlung im Plenum dazu, daß diese unzweifelhafte Verbesserung geopfert werden mußte, wenn im übrigen die Annahme der durchaus zweckmäßigen Leitsätze — die namentlich für die Ausbeutung der Ergebnisse der Säkularzählung von 1900 von Bedeutung sein sollen — gesichert werden sollte. — In der Plenarsitzung vom Vormittag wurde nach einem Bericht Neymarcks (Paris) über die internationale Statistik der Mobilienwerthe zur Wahl eines neuen Präsidenten des Instituts geschritten. Zur großen und berechtigten Freude aller ernsthaften Freunde des Instituts und der Statistik fiel die Wahl auf den Chef der österreichischen Statistik, Sektionschef v. Inama-Sternegg. Danach wurde der ausscheidende Präsident Rawson zum Ehrenpräsidenten des Instituts gewählt. Als Vizepräsidenten verbleiben Levasseur (Frankreich), Lexis (Deutschland), Trainitzky (Rußland), als Generalsekretär Bodio (Italien), als Schatzmeister Bateman (England). Darauf folgte eine Anzahl von Referaten theils über demographische Fragen, die bei dem Bericht über die Verhandlungen der demographischen Sektion bereits erwähnt worden sind, theils über Beschlüsse der Sektion für Wirthschaftsstatistik. Ueber die Verhandlungen dieser Sektion selbst vermag Ihr Berichterstatter nicht zu berichten, da er in der demographischen Sektion festgehalten war. Immerhin mag aber die Erwähnung einiger wichtigerer durch Sektionsberichte an das Plenum gebrachter Fragen eine Vorstellung von der Mannichfaltigkeit der Arbeiten auch dieser Sektion geben. Faure (Paris) berichtete über die französische Statistik der Heirathsverträge und der durch Erbschaft oder Schenkung übertragenen Werthe. Bateman (London) sprach in herkömmlicher Weise über Handelsstatistik, Neymarck über das Problem einer internationalen Steuerstatistik und Borkowsky (St. Petersburg) über die Methode der Ermittelung des Verkehrs auf den Wasserstraßen in Rußland. Den Schluß der Verhandlungen der Vormittagssitzung des Plenums bildete die Wahl des nächsten Versammlungsortes des Institutes für 1901. Nachdem leider auch diesmal die Verhältnisse eine Einladung des Instituts nach Deutschland nicht gestattet hatten, war die Einladung Jekelfalussy's, des Chefs der ungarischen Staatsstatistik, nach Budapest ohne Wettbewerb und fand allseitige freudige Zustimmung. Faure verband damit die Einladung an die im Jahre 1900 nach Paris kommenden Statistiker, sich an den von der Pariser Statistischen Gesellschaft für die Zeit der Ausstellung in Aussicht genommenen erweiterten Sitzungen der Gesellschaft recht zahlreich betheiligen zu wollen. — In der kurzen Schlußsitzung am Nachmittag kamen an Berichten über wirthschaftliche Fragen zur Erledigung ein solcher von Timiriazew (St. Petersburg) über landwirthschaftliche Statistik mit besonderer Berücksichtigung und Darlegung der russischen Verhältnisse. v. Mayr (München) nahm Anlaß als Präsident der geographischen Sektion im Namen des in der Sitzung nicht anwesenden Berichterstatters (Bodio) über die Verhandlungen der Sektion über die Ausgestaltung der Kriminalstatistik zu berichten. In trefflicher Weise gab Levasseur einen abschließenden Ueberblick der Arbeiten des Instituts. Fahlbeck (Lund) dankte namens der Eingeladenen und v. Mayr brachte namens der Versammlung deren Dank an das Bureau für die Leitung der Verhandlungen zum Ausdruck. — Damit schlossen die wissenschaftlichen Arbeiten der Versammlung des Instituts in Christiania. Zwischen denselben fand sich, obwohl fleißig gearbeitet wurde, die Zeit und dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen von norwegischer Seite auch mannichfaltige — durch die Reize der norwegischen Landschaft prächtig ausgestaltete — Gelegenheit zu persönlichem Gedankenaustausch und persönlicher Annäherung. Kein Mißklang störte das schöne Zusammensein, und die Erinnerung daran muß — wenn auch Ihr Berichterstatter sich versagt, auf diesen Theil des Zusammenseins der Institutsmitglieder und seiner Freunde in Christiania näher einzugehen — in einen herzlichen Dank sowohl an die alten wie die neugewonnenen norwegischen Freunde — Männer wie Frauen — ausklingen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Herm. Grimm: Goethe. Vorlesungen. 6. Aufl. Berlin, Wilh. Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1899. — Joh. Wolfgang v. Goethe. Ein Gedenkblatt zum 28. Aug. 1899. Hrsgb. vom Verlag des Frankfurter Intelligenzblattes („Frankfurter Nachrichten"). Im Selbstverlag 1899. — Dr. Karl Weule: Der afrikanische Pfeil. Eine anthropogeographische Studie. Leipzig, Oswald Schmidt 1899. — Heinr. Kruse: König Heinrich der Siebente. Trauerspiel. 2. Aufl. Leipzig, S. Hirzel 1899. — F. Sarre: Transkaukasien, Persien, Mesopotamien, Transkaspien. Land und Leute. Photographische Originalaufnahmen. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1899. — Altbayerische Monatsschrift. Hrsgb. vom Historischen Verein von Oberbayern. Jahrg. 1. Heft 1—3. München, Historischer Verein von Oberbayern 1899. — P. Jakob Wichner: Die Propstei Eisendorf und die Beziehungen des Klosters Admont zu Bayern. (Altbayerische Forschungen.) Ebd. 1899. — Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben. Hrsgb. von Georg Hirth. 1. Serie: Der schöne Mensch. Lfg. 20—22. München, Leipzig, G. Hirths Verlag 1899. — Festschrift zu Goethe's 150. Geburtstagsfeier. Vom Freien Deutschen Hochstift. Frankfurt a. M. Gebrüder Knauer 1899. — A. D. Beck: Tabellen für die Zinsenberechnung von $^1/_8$ Proz. bis inklusive 10 Proz. für Banken, Sparkassen, Kapitalisten, Kaufleute und Private. Budapest, Selbstverlag 1899.

**Die Christliche Welt.**

Herausgegeben von

**Pfarrer D. Rade.**

Wöchentlich 1 Nummer. — Vierteljährlich 2 Mark.

Aus dem Inhalt der Nrn. 36—38: Luther-Warte. — Jesu Glaube (Gedicht). — Gott ist die Liebe (Gedicht). — Ein Sankt Sebastian. — Petrus Latichius und sein Kloster. — Die württembergischen Waldensergemeinden einst und jetzt. — Henrik Ibsen und das Christentum? Von einem norwegischen Pfarrer (3 Artikel). — Die Gleichnisrede Jesu (Jülicher). — Ein lehrreiches Buch (Piepers Kirchliche Statistik Deutschlands). — Verwandte Ziele (Der „Kunstwart"). — Nachwort zu dem Artikel (von Fräulein Dr. Windscheid): Frauenstudium. — Selbsterziehung. — Von der 46. Generalversammlung der Katholiken. — Bunte Blätter aus den Gustav-Adolf-Vereinen. — Eine neue Mystifikation des Klerus in Frankreich. — Zur evangelischen Bewegung in Oesterreich. — Politik und Widerstreit der Pflichten. — Verschiedenes: Zur Frage der Beamtenabhängigkeit in Preußen; Gesellschaftlicher Boykott; Goethe-Feier in Frankfurt; Goethe's Stellung zu Religion und Christentum; Schriften über Oesterreich; Laien über Religion; Die Kaiser-Rede in Straßburg; Der Unfug der Eisenacher Kirchbaulotterie; Kleine Mitteilungen.

⟶ Probenummern unentgeltlich. ⟵

**Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade)**
in Marburg, Hessen. (13639)

**Historisch-politische Blätter.**

**Jahrgang 1899. 124. Band. Sechstes Heft.**

Inhalt: Zur Geschichte der Parteien in Oesterreich-Ungarn. (Schlußartikel.) — Das Jesuitendrama und die literarhistorische Forschung am Ende des Jahrhunderts. (III.) — Ein katholischer Dichter. (Barbey d'Aurevilly.) (Schluß.) — An der istrischen Riviera. (II.) — Zeitläufe. Zum Kanal-Sturm in Preußen. — Kritische Beiträge zur ältesten Literaturgeschichte. — Literarische Notiz. (13604)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 20. September. Nummer 214.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Das Possenhafte, Burleske und Groteske in Leben und Kunst.

Von Heinrich Schneegans (Erlangen).

Im gewöhnlichen Leben werfen wir häufig mit Ausdrücken um uns, deren Tragweite und Bedeutung wir uns nicht vergegenwärtigen. So greifen wir ohne Bedenken, wenn wir für etwas derbkomisches eine drastische Benennung suchen, bald zu dem Ausdruck possenhaft, bald zu der Bezeichnung burlesk oder grotesk. Sind aber diese Ausdrücke gleichwerthig oder bezeichnen sie nicht vielmehr ganz verschiedenes? In meiner Geschichte der grotesken Satire habe ich die Frage näher und namentlich nach der literarischen Seite hin untersucht. Hier möchte ich das Hauptgewicht auf den Gebrauch der Ausdrücke im täglichen Leben legen. Es wird aber unausbleiblich sein, daß ich auch hier und da auf dort schon Gesagtes zurückkomme.

Sobald es sich um das Unterscheiden der Arten des Komischen handelt, erscheint mir die Theorie, welche das Lachen auf den Kontrast zwischen Lust und Unlust zurückführt, die beste und geeignetste. Wie haben wir uns aber das zu denken? In unserm Bewußtsein schlummern eine Menge von Vorstellungen; unser Bewußtsein ist gewissermaßen ein Depot, ein Magazin, in welchem verschiedene Ideenkreise und Vorstellungen gleichsam auf Lager sind. Diese Ideenkreise sind naturgemäß bei Jedem sehr verschieden. Je nach der Geisteskreise, nach der Bildung und Charakterentwicklung, nach dem Alter, dem Stand und Beruf sind sie verschieden. Man könnte sie in verschiedene Kategorien eintheilen, so z. B. in die logischen, praktischen und ideellen Normen. Die ersten finden ihren Ausdruck in den logischen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, die zweiten in den Ideen von Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit rc., die dritten endlich, welche sich in die ethischen, ästhetischen und religiösen Grundideen eintheilen lassen, in den Ideen von Wahrheit, Gerechtigkeit, Güte, Freiheit, Sittlichkeit, Schönheit u. s. w. Stellen wir uns nun vor: In dieses Depot von Vorstellungen tritt plötzlich eine neue Vorstellung von außen herein. In welches Verhältniß tritt sie zu den schon vorhandenen? Entweder ist sie ihnen ähnlich oder unähnlich. Wenn sie ihnen ähnlich ist, kann sie sich leicht mit ihnen vereinigen; gleich und gleich gesellt sich gern; ist sie ihnen dagegen unähnlich, steht sie mit ihnen in Widerspruch, so bleibt sie allein, isolirt, für sich, etwas fremdes, unbekanntes. Die Vereinigung von zwei Dingen ist aber immer angenehm, oder besser: wenn wir zu unserm Besitzthum etwas neues hinzufügen, was wir vorher nicht besaßen, verursacht es in uns ein Lustgefühl. Denn alles Vermehren dessen, was uns gehört, ist angenehm. Die Vereinigung ist aber eine Vermehrung; also eine Vereinigung ähnlicher Vorstellungen wirkt angenehm oder, wenn wir den gebräuchlichen Ausdruck für Vereinigung anwenden wollen: Assimilation erweckt ein Lustgefühl in uns. Der Widerspruch dagegen, das Sich-nicht-vereinigen-wollen oder -vereinigen-können ist unangenehm; die Vermehrung unsres Besitzthums wird erschwert oder bleibt aus.

Lachen entsteht nun dadurch, daß eine neue Vorstellung plötzlich und zu gleicher Zeit ein Lust- und Unlustgefühl erregt, indem sie sich zu den einen Vorstellungen assimilirt, zu den anderen dagegen in Widerspruch geräth. Das Hin und Her zwischen diesem Lust- und Unlustgefühl bewirkt unser Lachen; das Schwanken „das freut mich, das ärgert mich" im selben Moment spiegelt sich in jenem dem Lachen eigenthümlichen Hin- und Herzittern, jenem hi-hi, hi-ha, ho-ho. Wie das physiologisch zu erklären ist, ist eine Frage für sich, die ich hier nicht untersuchen kann. Jedenfalls bewegt sich das Lachen auf der Linie zwischen reiner Lust und Unlust; es erfüllt in seinen möglichen Abstufungen diese ganze Linie, so daß es stetig einerseits in reine Lust, andrerseits in reine Unlust übergeht. Deßhalb gibt es verschiedene Arten des Lachens, je nachdem das Gefühl der Lust oder Unlust überwiegt. Darüber kann Einen schon der einfache Sprachgebrauch belehren, der ein Lachen bald als lustig, harmlos, herzlich, bald als ärgerlich, schmerzlich, bitter, ja sogar als das Lachen der Verzweiflung bezeichnet.

Da wir es hier mit dem Possenhaften, Burlesken und Grotesken zu thun haben, können wir getrost alles Lachen, das mehr der Unlust zuliegt, beiseite lassen; auch das feine Lächeln brauchen wir nicht ins Auge zu fassen; uns soll nur das derbe, offene, bald harmlose, bald höhnende und spottende Lachen beschäftigen. Wir wollen uns klar werden über die Unterschiede in diesem derben Lachen. Zu diesem Zweck wollen wir zunächst drei Beispiele mittheilen, die wir vielleicht unterschiedslos als possenhaft, burlesk oder grotesk bezeichnen würden. Wir wollen sie auf unsre Empfindungen hin untersuchen, ihre Unterschiede und Aehnlichkeiten heraussondern und dann zusehen, welche Namen wir ihnen geben können. Ist die Wirkung, die sie auf uns ausüben, jedesmal verschieden, so muß der verschiedene Sinn auch in der Bezeichnung offenbar werden.

Stellen wir uns zunächst vor, wir seien im Harlekintheater — dieses sehr drastische Beispiel führte ich auch in der Geschichte der grotesken Satire an — und sehen folgende Scene. Auf der Bühne sind Harlekin und ein Stotterer im Gespräch miteinander begriffen. Der Stotterer ist eben zu dem wichtigsten Punkt einer langen Erzählung gekommen, in welcher er dem ungeduldigen Harlekin berichten will, wo seine Liebste verborgen ist —, da stolpert er unglücklicherweise über ein Wort von sechs bis sieben Silben. Er versucht nochmals und abermals und immer wieder vergebens, über das Wort hinüberzukommen. Um keinen Preis würde er das schwere Wort, in dem er stecken bleibt, um ein leichteres aufgeben; er erstickte lieber mit dem Worte im Halse. Harlekin nennt dem Unglücklichen wohl ein Dutzend Synonyma, aber er weist sie mit Verachtung ab.

Seine Versuche werden immer peinlicher; es scheint bis zu Krämpfen und Geburtswehen zu kommen; er sperrt das Maul auf, zittert, würgt sich, das Gesicht schwillt an, es ist, als wenn ihm die Augen zum Kopf hinausspringen wollten. Harlekin knöpft ihm die Weste, den Halskragen des Hemdes auf, fächelt ihm mit seiner Mütze Luft zu und hält ihm etwas zu riechen vor die Nase. Alles vergeblich! Der arme Kerl scheint wirklich darüber den Geist aufgeben zu müssen. Da bekommt Harlekin einen genialen Einfall. Urplötzlich rennt er ihm mit kolossalem Anlauf mit dem Kopf wider den Bauch, und im selben Augenblick fliegt das Wort laut und deutlich aus seinem Munde. Es ist wohl zu wetten, daß das ganze Publikum in ein lautes Lachen ausbrechen wird. Und dieses Lachen hat weder etwas schmerzliches, noch etwas feines an sich. Es ist ein lustiges, derbes Lachen.

Wie ist es nun bei folgendem Anlaß? Erinnern wir uns an unsere Schulzeit. Stellen wir uns vor, wir seien wieder Schuljungen und warteten unter dem üblichen Lärmen und Toben auf unsern Lehrer, der sich eine etwas längere Pause gegönnt hat. Endlich erscheint er, ein höchst gravitätisch aussehender Herr, mit der Brille auf der Nase, der keinen Scherz verträgt und von seiner Autorität durchdrungen ist. Schon auf dem Gang hat er gehört, daß seine Klasse Lärm gemacht hat. Voller Entrüstung tritt er ein und hält uns nun in pathetischen Worten eine Standpredigt, die damit endet, daß die ganze Klasse eine Stunde Arrest bekommt. Darauf schreitet er stolz erhobenen Hauptes dem Katheder zu, ergreift die Feder, um im Klassenbuch die Strafe einzuschreiben, energisch ergreift er den Stuhl und läßt sich kräftig auf seinen Sessel nieder; da — plötzlich, potzpardauz! — zum größten Gaudium der Schuljugend, kracht der Stuhl, fällt auseinander, und der stolze Pädagog liegt unter dem Tisch, unter den Stuhltrümmern, alle Viere in die Höhe streckend! — Auch dieses Beispiel erregt gewiß ein lautes, derbes Lachen. Ist es aber derselben Art wie vorher? Bevor wir die Frage entscheiden, wollen wir noch ein letztes Beispiel aufführen.

Als nach dem Kronstädter Verbrüderungsfeste vor einigen Jahren in Frankreich der tolle Russentaumel herrschte, entwarf der „Figaro“ unter der Form von Depeschen aus kleineren französischen Städten vorzügliche Skizzen der russenfreundlichen Kundgebungen. Aus Montauban wurde unter dem 11. August gemeldet: Gestern spielten im Café du Commerce zwei Stammgäste Ecarté. Plötzlich rief einer von ihnen, der kein Geringerer war als der ehrenwerthe Herr Lucas, adjoint du maire, indem er auf den Kreuzkönig wies, „Alexandre“. Sogleich erhob sich Jedermann von seinen Sitzen und stimmte die russische Nationalhymne an. Die Ecarté-Partie wurde unter unsäglicher Rührung fortgesetzt. — Aus Cahors wurde berichtet: Ein harmloser Spaziergänger lustwandelte in der Rue de Moulins. Plötzlich zog er seine Zigarrentasche heraus. Zehn, zwanzig, dreißig Personen stürzten sofort auf ihn los, entrissen ihm den Gegenstand und umarmten ihn, rufend: „Es lebe der Zar!“ Es war nämlich eine Tasche aus echtem Juchtenleder (cuir de Russie). Abends war die ganze Stadt beleuchtet. — Auch dieses Beispiel ist derb komisch wie die anderen, und wir lachen laut und fröhlich darüber. Ist aber das Lachen ganz derselben Art? Oder inwiefern ist es verschieden?

Darüber wollen wir uns jetzt unterrichten und jedes Beispiel nach unsrer psychologischen Erklärung auf seine Wirkung auf uns untersuchen. Sehen wir uns zuerst das Harlekin-Beispiel an. Welche sind die Gefühle der Lust und Unlust, durch deren Zusammenprallen in diesem Fall das Lachen entsteht? Im ersten Moment befremdet uns im höchsten Maße die sonderbare Heilung des Stotterers. Wie kann man uns zumuthen zu glauben, daß einem Stotterer auf diese Weise geholfen werden kann? Das Vorgehen Harlekins, der dem armen Mann wider den Bauch rennt, ist geradezu zweckwidrig, dumm, albern, es widerspricht den elementarsten Kenntnissen zu glauben, daß man einem Stotterer durch einen Stoß auf den Bauch helfen könne. Da diese neue Art von Heilung zu den schon in unserm Bewußtsein vorhandenen Vorstellungen von Heilungen sich durchaus nicht assimiliren kann, entsteht in uns zuerst ein Unlustgefühl. Dasselbe tritt aber sofort mit einem Lustgefühl in Konflikt. Bei aller Sonderbarkeit der Heilung ist der Stotterer doch von seinem Uebel befreit. Es hat also etwas genützt, ihm gegen den Bauch zu rennen. Es ist, im Grunde genommen, ein kluger Einfall vom Harlekin gewesen. Es ist ihm gelungen, etwas fertig zu bringen, was wir für unmöglich hielten. Jeder gelungene Streich erweckt aber in uns ein Lustgefühl, denn jede neue Erfahrung einer Ueberwindung von Schwierigkeiten bereichert unser Wissen, in anderen Worten assimilirt sich zu den zahlreichen in unserm Bewußtsein schon vorhandenen Vorstellungen ähnlicher Erfahrungen. Wenn aber ein gelungener Streich im allgemeinen — auch wenn er einen unmoralischen Zweck hat — so z. B. die Erzählung eines besonders schlauen Diebsstreiches — ein Lustgefühl erregt, so ist es namentlich der Fall, wenn er, wie hier, zugunsten eines armen Bedrängten ausgeführt wird. Endlich geht der Streich hier von einer Person aus, von der wir derartige glücklich durchgeführte Streiche gewohnt sind. Ist uns der Harlekin doch als Schlauberger und Tausendsassa bekannt, der nie in Verlegenheit geräth und sich überall zu helfen weiß. So assimilirt sich denn die Vorstellung dieses neuen Harlekinstreiches sofort zu den in unserm Bewußtsein schon vorhandenen Vorstellungen anderer ähnlicher. Diese verschiedenen Assimilationen veranlassen in uns ein viel stärkeres Lustgefühl als das vorhin angegebene, aus einer einzigen Quelle hervorgehende Unlustgefühl; deßhalb ist das durch Zusammenprallen beider Gefühle entstehende Lachen ungemein stark. Zugleich ist es ganz harmloser Natur, da in der Quelle desselben die von häßlichem Egoismus ganz freie Freude über den gelungenen Streich eines Anderen maßgebend ist.

Ganz anders ist das Lachen, das den Schuljungen beim Fallen des Lehrers erschüttert. Lust- und Unlustgefühl stammen aus anderen Quellen als vorher. Der Lehrer ist im Vergleich zum Schüler eine respektgebietende Persönlichkeit; man sieht ihn immer ernsthaft, gravitätisch, er spricht in gewählten Ausdrücken; er bemüht sich, alles Kleinliche, Aeußerliche, an das Gewöhnliche im Menschenleben Erinnernde in seinem Wesen abzustreifen; er will in den Augen des Schülers der Inbegriff alles Wissens und Könnens sein. Und was geschieht? Plötzlich fällt diese ehrfurchtgebietende Persönlichkeit aus ihrer erhabenen Höhe in den Staub hinunter: der stolze Lehrer liegt auf dem Boden unter dem Tisch! Alle Viere streckt er aus! — Diese Vorstellung des auf dem Boden kriechenden Lehrers kann sich im ersten Moment zu der im Bewußtsein des Schülers lebenden Vorstellung des Lehrers nicht vereinigen, sie bleibt ihr fremd und erweckt infolgedessen ein Unlustgefühl. Der plötzliche Fall des Erhabenen befremdet im höchsten Maß; im selben Moment stößt aber doch dieselbe Vorstellung auf andere ähnliche, in unserem Bewußtsein vorhandene Ideen. Jedem Menschen ist eine gewisse geheime Freude an der Erniedrigung des Hohen angeboren. Schon das kleine Kind freut sich, wenn es etwas schönes zerbrechen oder zerreißen kann. Die Freude an der Erniedrigung, resp. an dem Fall des Erhabenen, ist um so größer, je länger der Hohe oder Erhabene ihm entgegengetreten ist. Der Erhabene ermüdet auf die Dauer. Es

Digitized by Google

ist lästig, immer zu etwas hinaufschauen zu müssen, und so überkommt uns denn allmählich die Lust, dieses Höhere herunterzureißen. Die Freude, das Erhabene plötzlich vernichtet zu sehen, wird dann um so größer sein, wenn es besonders gedrückt hat. So wird der Schüler ein stärkeres Lustgefühl empfinden, wenn der Lehrer, der plötzlich fällt, ihn gerade vorher gescholten hat, also in diesem Fall. In diesem feierlichen Augenblick — er schreibt die ganze Klasse auf, er zeigt sich in seiner ganzen Macht — und plötzlich liegt er wie ein Thier am Boden. Gerade der besonders schuldige Schüler wird lachen. Es ist dies aber kein harmloses, naives Lachen wie vorher. Das Lachen entspringt aus wesentlich unlauterer Quelle, jener Freude am Fall des Erhabenen; es hat schließlich etwas boshaftes an sich, wenn es uns auch im gewöhnlichen Leben nicht so erscheinen mag. Und während vorher Jeder im gleichen Maße lachen konnte, ist es hier nicht mehr der Fall. Beim Lehrer selbst ist gewiß die Freude über den Fall seiner eigenen Erhabenheit nicht vorhanden. Es wird sich bei ihm kein Lustgefühl entwickeln; also wird er nicht lachen. Beim braven Musterschüler wird das Lachen weniger stark sein, weil er vom Erhabenen eine zu hohe Vorstellung hat, als daß er über den Fall desselben eine große Freude haben könnte. Bei ihm ist die Unlust maßgebender. Dagegen wird der gewöhnliche Schüler das größte Gaudium empfinden. Wir sehen also, wie trotz aller beiden Arten des Lachens gemeinsamer Derbheit doch ein starker Unterschied besteht.

Sehen wir uns nun das dritte Beispiel etwas genauer an. Das erste Gefühl, das uns bei der Lektüre des „Figaro“ überkommt, spricht sich in den Worten aus: Das sind Unmöglichkeiten, ungeheuerliche Unmöglichkeiten! Man male sich die Beispiele nur aus! Weil Hr. Lucas eine Karte findet, auf der Alexandre geschrieben steht, stimmt man in vollem Ernste die Nationalhymne an? Und weil ein Herr eine Zigarrentasche aus cuir de Russie zeigt, wird die Stadt illuminirt? Nein, so weit geht in Frankreich die Russenliebe doch nicht! Das ist zu stark! Die Vorstellung dieser Unmöglichkeiten erzeugt, da sie sich zu keiner in unserm Bewußtsein schlummernden Vorstellung assimiliren kann, ein Unlustgefühl, und dieses Unlustgefühl wird auch maßgebend bleiben, bei den Betroffenen, den französischen Chauvins selbst. So lächerlich, so dumm sind wir doch nicht, werden sie sagen. Das ist eine Beleidigung! Auch Leute, die etwa von dem ganzen Russentaumel in Frankreich nichts gehört haben, werden nur Unlust über diese Beispiele empfinden. Sie werden sich mit Achselzucken von ihnen abwenden, weil sie sie nicht verstehen. Nicht so bei uns, die wir die einschlägigen Verhältnisse kennen. Das grelle Bild, das uns hier entgegentritt, wird sich zu den Vorstellungen, die wir von dem sonstigen Russentaumel haben, mit Leichtigkeit assimiliren, und infolgedessen ein Lustgefühl erregen. Dieses Lustgefühl wird um so stärker auftreten, als unsre Vorstellungen dieser Verhältnisse in geradezu ungeheurer Weise bestätigt werden. Die Schilderungen des „Figaro“ überbieten bei weitem unsre kühnsten Vorstellungen. Dabei sind sie so geistreich und pikant ausgeführt, daß wir den Witz des Mannes bewundern, der es verstand, in so reichem Maße unsern Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Aber bei dieser harmlosen Freude über die gelungene Darstellung bleiben wir nicht stehen. Unser Lustgefühl schöpft noch aus anderer Quelle kräftigere Nahrung. Wie weit der Chauvinismus der Franzosen auch gediehen ist, wollen diese Beispiele nicht bloß mittheilen, sie wollen — wir sehen es gleich — den Chauvinismus noch verspotten, und sie thun es glänzend, indem sie denselben in das Gewand ungeheuerlicher Karikatur kleiden. Diese Verspottung thut uns, die wir uns über den thörichten Chauvinismus ärgern, sehr wohl. Denn diese Karikatur assimilirt sich sofort zu den in unserm Bewußtsein vorhandenen Ideen eines vernünftigen Patriotismus, welche die Verdammung des Chauvinismus verlangen. Zu der vorher mitgetheilten harmlosen Freude tritt also noch die Freude über die glänzende Abfuhr hinzu, die den nach unsrer Empfindung Thörichten ertheilt wird. Dieses doppelte Lustgefühl ist natürlich viel stärker als das nur aus dem Unmöglichen entstandene Unlustgefühl. Aus dem plötzlichen Zusammenprallen beider entsteht ein starkes, zugleich joviales und höhnendes Lachen.

Dieses Lachen hat mit dem in den beiden ersten Fällen entstehenden manches gemein. Mit dem ersten theilt es das erste Element des Lustgefühls, die harmlose Freude, einerseits über einen genialen Einfall oder famosen Witz, andrerseits über die vortreffliche Bestätigung unsrer Vorstellungen. Aber mit dem Unterschiede, daß in diesem Fall die Bestätigung eine völligere, ja sogar eine übermäßige ist. Das Bild des Chauvinismus, das uns vor Augen geführt wird, ist viel kräftiger als diejenigen, die sich in unserm Vorstellungskomplex schon befinden, während der Streich des Harlekin, der uns ergötzt, einer jener zahlreichen drolligen Stückchen ist, die der Hanswurst, der Clown oder Bajazzo im Zirkus oder im Kasperltheater ausführen. Das Ausschlaggebende im Unterschied der beiden Lustgefühle ist aber das karikirende Element in diesem letzteren Falle. Davon haben wir im ersten Fall keine Spur. Eine Verspottung des Stotterers oder des Harlekin ist durchaus nicht vorhanden. Deßhalb ist das erste Lachen ganz harmlos, im dritten dagegen spielt die Verhöhnung eine ziemlich große Rolle. Endlich ist auch noch das Unlustgefühl verschieden. Dort wird es durch die Dummheit, resp. Zweckwidrigkeit, hervorgerufen, hier durch die Unmöglichkeit.

Die Verhöhnung, die wir bei diesem dritten Lachen fanden, ist auch bei dem zweiten vorhanden. Das Kind, welches den Lehrer plötzlich fallen sieht, lacht höhnisch. Aber dieser Hohn oder Spott ist doch ganz anderer Art, als der über den Chauvinismus. Das Kind lacht, weil der Lehrer ganz urplötzlich sich in einem von seinem gewöhnlichen Benehmen vollständig verschiedenen Zustande befindet, ja sogar mehr, in einem Zustand, der geradezu das Gegentheil von dem früheren ist. Vorher stolz, gravitätisch, das Szepter über die Klasse schwingend, ein Mensch, vor dem man zittern mußte — jetzt auf dem Boden, ein jämmerliches, hülfloses Wesen! Ganz anders bei den Bildern im „Figaro“. Die Franzosen zeigen sich nicht im Gegensatz zu ihrem sonstigen Betragen. Dieses Betragen ist nur ungeheuer übertrieben. Es ist eine kolossale Karikatur desselben, hier dagegen haben wir den plötzlichen Fall des Erhabenen. Auch im Unlustgefühl trennt sich, wie wir uns erinnern, dieses Lachen von dem zweiten; ebenso fehlt beim Lachen über den Lehrer das joviale, harmlose Element vollständig.

So sehen wir denn, wenn wir das Resultat dieser Untersuchung zusammenfassen, daß bei aller Aehnlichkeit dieses derbe Lachen doch bemerkenswerthe Unterschiede aufweist. Wir wären demnach berechtigt, einer jeden Aeußerung desselben einen besonderen Namen zu geben. Was im Wesen verschieden ist, muß auch in der Benennung verschieden sein.

All diese verschiedenen Arten von Lachen finden wir besonders durch einige Literaturgattungen hervorgerufen. Das harmlose und rohe Lachen, das uns beim Anblick der Harlekinscene erschütterte, wird gewöhnlich durch diese ganze Gattung von rohen Hanswurstiaden hervorgerufen. Es kommt in der niedrigsten Art der Komödie, in der Posse, besonders zum Vorschein. Deßhalb wird man dieses Lachen mit Recht possenhaft nennen können. Das Unlustgefühl wird stets dabei durch die Dummheit des Angeschauten hervorgerufen, das Lustgefühl durch die Freude über den

Digitized by Google

gelungenen Streich. Auch im Zirkus spielt diese Art von Komik eine große Rolle in den Streichen des Clowns und des „dummen August“. Wenn der „dumme August“ im Moment, wo er einen gewaltigen Anlauf nimmt, um über ein Seil zu springen, unter ihm hindurchschlüpft, ist er possenhaft; ebenso der Clown, der seinen Kollegen auf Pistolen fordert, im Augenblick aber, wo es zum Schießen kommen soll und der Andere losdrückt, sich urplötzlich auf den Boden fallen und die Kugel über den Kopf hinwegsausen läßt. Einerseits finden wir es von August dumm, zweckwidrig nach einem so großen Anlauf nicht zu springen, und vom Clown, sich fallen zu lassen. Andrerseits ist es vom Standpunkte Beider doch ein kluger Einfall. Der dumme August, der nach seiner Rolle ungeschickt sein muß, will und muß den Anschein erwecken, daß er springend nie über das Seil kommen wird; da er aber durch muß, umgeht er schlau die Schwierigkeit, indem er hindurchkriecht. Der Clown hat vor dem Schießen eine gräßliche Angst. So läßt er denn im passenden Moment den Anderen über sich hinwegschießen und sieht ihn dann freudegrinsend über das glückliche Resultat seines Streiches an. Alle diese Scenen, in denen Dummheit und gelungener Streich in Konflikt treten, sind possenhaft. Sehr ernst angelegte Naturen, denen ein Verstoß gegen die logischen Normen unerträglich ist, werden viel weniger Vergnügen an derartigen Situationen finden als harmlose, naive Menschen oder Kinder. Deßhalb werden die Hanswurstiaden, die Clownstreiche, die Kniffe des Pulcinella den minder Gebildeten und den Kindern besser gefallen als den höher Gebildeten. Was von den Hanswurstiaden und derartigen Stücken gilt, kann im allgemeinen auch von den Possen gesagt werden. Es ist immer dieselbe Art von Komik, die uns entgegentritt. Ich habe in meinem Schriftchen „Groteske Satire bei Molière?“ (Niemeyer 1899) manche französische Possen daraufhin untersucht, namentlich Molière's Médecin malgré lui, seinen Monsieur de Pourceaugnac und seine Fourberies de Scapin. Auch von modernen Possen kann man dasselbe sagen, so von Labiche's geradezu genialem Chapeau de paille d'Italie. Ich will an dieser Stelle nur an folgende bekannte deutsche Posse erinnern, an Monsieur Herkules. Der Direktor eines Mädcheninstituts hat einem Kandidaten, der bei ihm eintreten soll, ein Rendezvous in einem Gasthaus gegeben; zufälligerweise hat auch ein Zirkusdirektor ins selbe Gasthaus einen Athleten, der bei ihm engagirt ist, bestellt. Durch ein Mißverständniß der Dienstboten wird der Athlet zum Institutsdirektor, der Schulamtskandidat zum Zirkusdirektor geführt. Es entstehen daraus die komischsten Scenen. Zitternd fragt sich der zaghafte Institutsdirektor, ob dieser Kraftmensch mit seinen höheren Töchtern standesgemäß wird umgehen können. Was meint dieser Flegel damit, wenn er ihn fragt, ob die Frau Direktor noch so schön Klappentrompete spiele wie früher und ob sie noch so geschickt springen könne. Umgekehrt zerbricht sich der Zirkusdirektor beim Anblick des schüchternen Kandidaten Maus den Kopf, wo dieser schmächtige Mensch denn die Kraft hernähme, die man ihm nachrühme. Und der arme Kandidat, der aufgefordert wird, einen Salto-mortale auszuführen, zittert, weil er denkt, sein künftiger Direktor wolle ihn hauptsächlich für den Turnunterricht verwenden. Auch bei diesem Stück führt der Kontrast zwischen der angeschauten Dummheit und dem gelungenen Streich das Lachen herbei. Denn es ist ja doch, im Grunde genommen, eine großartige Dummheit, uns zuzumuthen, an die Wirklichkeit solcher Scenen zu glauben. Ein Wort würde ja im wirklichen Leben genügen, um das Mißverständniß aufzulösen, ja schon der bloße Anblick würde die Sache aufklären. Andrerseits ist es vom Dichter gewiß ein „gelungener Streich“, die Sache so fein eingefädelt zu haben, die Intrigue so gut geführt zu haben, daß die Sache uns doch nicht unmöglich vorkommt, sondern sogar köstliche Scenen hervorzurufen imstande ist.

Solchen Scenen, wie die geschilderten auf der Bühne oder im Zirkus, ist man häufig geneigt, hauptsächlich wenn sie sehr kraß sind, den Namen „grotesk“ zu geben und nicht possenhaft. Ich glaube aber, nicht mit Recht. Der Name „grotesk“ paßt besser für unsern dritten Fall. Der Herr Lucas u. Komp., welche die Stadt illuminiren, weil ein Herr ein Portefeuille mit cuir de Russie trägt, die sind echt grotesk. Gerade das Ungeheuerliche, das hier zutage tritt, ist ein besonderes Merkmal des Grotesken. Der Name „grotesk“ rührt von jenen antiken Wandmalereien her, welche in den von den Italienern „grotte“ genannten unterirdischen Trümmern der Titus-Termen gefunden wurden. Schon die alten Römer hatten derartige Malereien monstra genannt; es sind dies merkwürdig phantastische Gestalten, die vom Thierreich ins Pflanzenreich übergehen. Benvenuto Cellini, welcher Grotesken auf Dolchklingen eingravirte, hält diese lateinische Bezeichnung für dem Wesen der Sache weit entsprechender als die äußerliche Bezeichnung „grotesk“. Das Ungeheuerlich-Komische, oft auch Ausschweifend-Phantastische solcher Malereien betont Vasari auch ganz besonders in seiner Beschreibung der Grotesken. Mit der Zeit tritt dieses Element in den Malereien immer mehr hervor. So z. B. in den Verzierungen des Palazzo Doria in Genua, welche von Perino del Vaga ausgeführt wurden; unter anderem im Tonnengewölbe über der Treppe kleine, drollige, fliegende Ungeheuer, mit Krallen, Schnäbeln und Hörnern, mit langem, vorgestrecktem Halse und herabhängenden Brüsten, welche die Ausgeburt einer ausschweifenden Phantasie zu sein scheinen. Zu dem Ungeheuerlich-Phantastischen tritt aber bald im 16. Jahrhundert das Karikirende hinzu. Beides liegt einander ziemlich nahe. Das Ungeheuerliche soll nicht mehr erstaunen, erschrecken oder amüsiren, es wird benutzt, um zu verspotten. Zu diesem Zweck wird es in Maskeraden oder auf Pamphleten während der Religouskriege verwendet.

Der bildenden Kunst gesellt sich in dieser Hinsicht die Literatur hinzu. Eine ganze Literaturgattung, eine besondere Art von Satire handhabt im Renaissance- und Reformationszeitalter dieses groteske Motiv, um sich über die Thorheiten, Fehler und Laster der Zeit lustig zu machen. Die italienischen Dichter Pulci, Bojardo, Ariost verspotten auf diese Weise in ihren Epen die Sitten der Ritter des Mittelalters. Den ungeheuerlichen Kampfeseifer der Ritter zieht Bajardo ins Lächerliche, wenn er von der Amazone Marfisa erzählt: Zwei Wochen lang steigt sie nicht vom Pferde; um ja keine Zeit zu verlieren, nährt sie sich nur von grünen Blättern, sie klettert über die steilsten Berge, überschreitet die breitesten Flüsse, durchwatet die Sümpfe, schlägt sich durch das Dickicht der Wälder; sie denkt an nichts als an die Verfolgung des Feindes und ist in die Aufgabe, die sie sich gestellt, so vertieft, daß sie nicht einmal merkt, daß ihr Pferd schon am sechsten Tage ihres athemlosen Rennens todt unter ihr zusammengebrochen ist. Und Ariost, der, wie alle seine Zeitgenossen, das übertriebene Ehrgefühl der Ritter nicht mehr versteht, entwirft davon ein groteskes Bild, wenn er sagt, der Ritter Zerbin habe sich so sehr geschämt, von einem anderen Ritter vom Pferd heruntergeworfen zu sein, daß nicht bloß seine Wange roth wurde, sondern beinahe jedes Stück seiner Rüstung. Noch viel krasser satirisiren die sogenannten mnemonischen Dichter. Ebenso der größte unter den grotesken Satirikern in Frankreich, Rabelais, in Deutschland Fischart. Ueber die in den Klöstern herrschende Sittenlosigkeit bricht er den Stab, wenn er ausruft: Schon der Schatten eines Kirchthurms ist fruchtbar, oder wenn er die Frage erörtert, ob entweder

Digitized by Google

in den Kochtöpfen und Bratspießböcken eine ganz besondere latente Kraft verborgen liege, die, wie der Magnet das Eisen, die Mönche in die Küche ziehe, oder ob umgekehrt den Kutten und Kapuzen ein natürlicher Zug und Drang innewohne, der die frommen Väter ganz von selbst in die Küche treibe, ohne daß es von ihrer Wahl und ihrem freien Willen abhängig sei. Auf groteske Weise greift der Deutsche Fischart die üble Gewohnheit der Deutschen an, außerhalb ihres Vaterlandes ihr Heil suchen zu wollen. Die Württemberger, sagt er, wandern in der Welt so viel umher, daß es gang und gäbe geworden sei, daß, wenn ein Schwabe in Asien lande, er sofort anhebe zu fragen: Ist nit ein guter Gsell von Beblingen hie?

Das Groteske spielt noch heutzutage in der Witz- und Anekdotenliteratur eine Rolle. So ist es grotesk, wenn man sagt, der Herr so und so habe eine so kolossale Nase, daß sie eine Stunde brauche, um durch das Königsthor von Stuttgart zu gehen, und daß ihr Besitzer so aussehe, wie ein kleiner, an sie angewachsener Mann. Ebenso grotesk ist es, wenn man von einem Geizhals sagt, er sei so geizig, daß er sogar die Nägel, die er sich abschneide, aufbewahre, und sich jedesmal für verloren halte, wenn er den Rauch aus dem Schornstein aufsteigen sehe. Das Korrelat des grotesken Witzes in der bildenden Kunst ist die groteske Karikatur. Eine solche finden wir überall da, wo das Charakteristische in der Karikatur, d. h. das Objekt des Spottes, bis zur Unmöglichkeit übertrieben wird. Grotesk sind meistens die Modebilder in den „Fliegenden Blättern", etwa enge Kleider, die zum geschlossenen Schirm werden, Aermel, die so aufgebauscht sind, daß man sie mit kleinen Kindern verwechseln kann, die auf dem Arm getragen werden; grotesk sind die Bilder, in denen Napoleons Nase zum Rüssel oder zum Papageienschnabel verzerrt wird, wo Bismarcks Antlitz zum Doggenmaul entstellt wird; grotesk sind etwa in den „Fliegenden Blättern" die Zimmereinrichtungen passionirter Karten-, Domino-, Würfel- und Schachspieler, wo alles im Zimmer Befindliche, Lampen, Blumentöpfe, Pfeifen, Tischuhr, Kaffeekanne, Kleider, Vorhänge, Fußboden die Form der betreffenden Spiele annimmt.

Haben wir aber nun dieselbe Art des Komischen vor uns, wenn wir im „Kladderadatsch" ein Bild sehen, in welchem Windthorst als Seejungfrau dargestellt wird, beim Baden von Ritter Eugen (Eugen Richter) belauscht? Wohl kaum! Denn hier werden nicht etwa charakteristische Eigenthümlichkeiten des Ultramontanenführers bis zur Unmöglichkeit verzerrt. Windthorst hat in seinem Wesen durchaus nichts seejungfräuliches. Sein Gesicht, seine ganze Gestalt sind vielmehr das Gegentheil davon. Ebensowenig hat etwa Eugen Richter, der Führer der Freisinnigen, etwas ritterliches an sich, im Gegentheil, er ist der Feind der „Ritter", der Konservativen. Das Komische sucht also hier durch den Gegensatz zu wirken. Ganz dasselbe ist der Fall in den zahlreichen Bildern der „Fliegenden Blätter", in denen das Ritterleben in komischem Lichte gezeigt wird. Erinnern wir uns z. B. an jenes Bild, wo der Ritter Schnaps seiner Braut Grimmer auf seinem Bombardon eine Serenade bringt, indem er dabei behaglich seine Knödel verzehrt und sein Maß leert! Oder vergegenwärtigen wir uns jenes andere Bild, wo ein Ritter sein Schwert wetzt, um sich zu rasiren, oder jenes dritte, das einen Ritter darstellt, welcher sich den Schlüsselbart an den Zeigefinger seines eisernen Handschuhs anschmieden läßt, um besser das Schlüsselloch finden zu können, wenn er, wie es seine Gewohnheit ist, in betrunkenem Zustande nach Hause kommt. In all diesen Beispielen soll nicht etwa, wie bei den vorigen, eine besonders charakteristische Eigenschaft bis zur Unmöglichkeit karikirt werden. Denn im Wesen des Ritters liegt nichts, was zu einer derartigen Karikatur berechtigte. Wir haben es hier vielmehr mit der Komik unsres zweiten Falls zu thun. Gerade wie wir lachten, weil der Lehrer plötzlich aus dem Erhabenen in den Staub fiel, so auch hier. Der Ritter stellt für uns gewöhnlich ein Erhabenes, Poetisches, Romantisches dar. Der Ritter, der seiner Geliebten auf der Laute eine Serenade bringt, der Ritter, der sein Schwert zückt, um Ungeheuer zu bekämpfen, das sind eher poesiereiche Bilder. Ganz anders hier! Ja, geradezu das Gegentheil davon! Gerade wie vorher der Lehrer plötzlich aus dem Erhabenen in den Staub fiel, so auch hier der Ritter vor uns. Das sind weder possenhafte, noch groteske Bilder, das ist weder possenhafte, noch groteske Komik. Ich möchte ihr eher den Namen burlesk geben, ein Komisches, das durch den Fall des Erhabenen einerseits Lust, andrerseits Unlust erregt. Der Ausdruck burla (Scherz) kommt in der Literatur häufig vor; besonders wird er gebraucht für die italienische und französische Komik, für jene frivole, ohne eigentliche Berechtigung das Erhabene in den Staub ziehende Geistesrichtung. Es ist dies das eigentliche Gebiet des „Ulkes". In zwei Literaturgattungen erscheint es mit Vorliebe, in der Parodie und Travestie. Alles Hohe und Erhabene wird absichtlich trivial und gemein geschildert. So gibt es Parodien aller Gedichte Schillers: der Taucher, der Gang nach dem Eisenhammer, die Kraniche des Ibikus u. a. werden ins Triviale, oft ins Gemeine übertragen. Und je länger das Erhabene gedrückt hat, desto größeren Beifall findet die Parodie. Der Schüler, der lange mit seinem Homer oder Virgil gequält worden ist, wird sich köstlich freuen, wenn er eine travestirte Ilias oder Aeneis in die Hand bekommt. Scarrons und Blumauers Travestien der Aeneis sind bekannt. Die stolzen Helden des Alterthums werden zu ganz gewöhnlichen Menschen umgestempelt: Aeneas erscheint als Tölpel, Ascanius als verwöhntes Muttersöhnchen, das sich mit Butterfladen und Zucker den Mund vollstopft, Dido ist eine fette, rothbackige Truschel geworden. Im Leben der Schule wird das Burleske überhaupt leicht sein Wesen treiben. Die Schule ist für den Schüler ein „Erhabenes". Von Haus aus ist aber der Schüler geneigt, das Erhabene, welches ihn drückt, wo es nur angeht, ins Lächerliche herabzuziehen. Jede Störung dieses „Erhabenen" kann dieses burleske Lachen hervorrufen. Wenn der Lehrer mehrere Male hintereinander niest oder wenn ein Maikäfer im Schulzimmer herumfliegt, lachen die Schüler, weil so gewöhnliche Vorkommnisse zu der sonstigen „Erhabenheit" der Schule nicht passen. Dasselbe kann auch für Erwachsene gelten an jedem Orte, der unsrer gewöhnlichen Anschauung für erhaben oder heilig gilt. Kommt während des Gottesdienstes ein Hund in die Kirche gelaufen und setzt er sich gar am Altar nieder, so ist zu wetten, daß ein großer Theil der Gemeinde das Lachen nicht wird verbeißen können. Wenn im Parlament ein Redner einen trivialen Ausdruck gebraucht, den er sehr wohl, ohne Anstoß zu erregen, in der Unterhaltung gebrauchen würde, entsteht „stürmische Heiterkeit"; wenn wir den Bericht davon in der Zeitung lesen, kommt es uns oft recht merkwürdig vor, daß die Herren Abgeordneten über so etwas haben lachen können. Und wenn der Abgeordnete selbst nachher zuhause die nach seiner Meinung köstliche Scene erzählt, wird er oft dieselbe Erfahrung machen wie der Junge, welcher seiner Mutter zuhause die urkomische Geschichte vom hereingeflogenen Maikäfer berichtet. Natürlich! Am Orte selbst tritt das triviale Vorkommniß in viel grelleren und plötzlicheren Kontrast zu dem erhabenen Ort als anderswo und später. Am Orte selbst drückt die Erhabenheit. Also ist am Orte selbst das Lustgefühl über die Befreiung von diesem Drucke viel stärker und infolgedessen das Lachen ebenfalls. Es kann auch Jeder die Beobachtung machen, daß beim Anhören einer längeren Rede das

Publikum für einen Witz, den der Redner macht, gegen Ende viel empfänglicher ist als am Anfang; ebenso auch für irgendwelche unbeabsichtigte Störung. Man ist eben gegen Ende durch den Druck des Erhabenen belästigt.

Im Studentenleben spielt der „Ulk", also das Burleske, auch eine große Rolle. Wie der Schüler, ist auch der Student durch das „Erhabene", zu dem er hinaufschauen muß, auf die Dauer belästigt und er rächt sich durch Ulk. Wie oft werden in Studentenaufführungen, bei Fuchsbrandkommersen u. dgl. die Professoren oder Zustände in Professorenkreisen burlesk dargestellt. Freilich wollen wir uns nicht verhehlen, daß hier und da auch dem Scherz ein ernsterer Hintergrund nicht fehlt und daß neben dem Burlesken auch das Groteske in diesen Aufführungen eine Rolle spielt, so z. B., wenn wirklich vorhandene thörichte Eigenthümlichkeiten bis zur Unmöglichkeit verzerrt werden. In Kneipliedern treibt das Burleske auch oft sein Wesen. Hat der Student lange ernste Lieder gesungen, so macht es ihm einen Heidenspaß, auch diese ernsten Lieder durch irgend einen Schabernack ins Komische herunterzuziehen. So hängt er dem Refrain des schönen Liedes „O alte Burschenherrlichkeit" sein „Schrum" an: O jerum, jerum, jerum, schrum, o quae mutatio rerum! Statt in der letzten Strophe zu singen: Es leb' die alte Treue, singt er voller erheuchelter Begeisterung, indem er an seine alte Philöse denkt: Es leb' die treue Alte! In anderen Liedern macht er aus der Liebe, die er zuerst in vollem Ernste besungen, die Li-a-be und lacht über sie. Im Liede „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein!" wiederholt er hier und da das eine oder andere Wort, um eine komische Wirkung hervorzurufen. So singt er: „Ich will zu guter Sommer Sommerzeit ins Land der Franken fahren" oder „Einsiedelmann ist nicht zu Haus, dieweil es Zeit zu mähen" und dieses „Mähen" wird absichtlich dem Blöken des Schafes nachgemacht. Der Grundgedanke der Römerlieder Scheffels und der zahlreichen anderen Römer- oder Griechenlieder im Kommersbuch ist auch burlesk. Ein typisches Beispiel ist das Lied „Als die Römer frech geworden". Maßgebend ist immer dieselbe Freude am Falle des Erhabenen.

Im Mittelalter spielte dieselbe Empfindung in der Kunst und im öffentlichen Leben auch mit. Sie ist es, die die Architekten zu dem schnurrigen Einfall veranlaßte, in den Kathedralen an der Seite der Heiligenstatuen und der Standbilder von Königen und Kirchenfürsten Eselsköpfe oder Affen, Schweine oder auch Menschen in despektirlicher Haltung anzubringen. Die Eselsfeste in Frankreich ebenso wie die Diakonenfeste, in denen der Gottesdienst entheiligt wurde, entsprungen derselben Empfindung. Die Kirche, die man sonst das ganze Jahr hoch in Ehren hielt, wurde an einem Tage des Jahres in den Koth hinuntergezerrt, aber nur zum Ulk, nicht etwa weil man sie ernsthaft satirisiren wollte. Deßhalb ließ sie es ruhig geschehen, daß an einem dieser Feste verkleidete und maskirte Possenreißer einen Narrenbischof unter Johlen und Tanzen in die Kirche führten, wo die vermummten Geistlichen springend und Zotenlieder singend den Chor betraten, und daß am anderen dieser Feste ein prächtig geschmückter Esel in die Kathedrale geführt, vom ganzen Klerus ehrfurchtsvoll begrüßt und angesungen wurde. An diesen Tagen wollte man sich vom Drucke des Erhabenen losmachen. „Ich habe lange genug zu dir emporgeschaut, nun steige von der Höhe herunter, du bist doch nicht mehr wie wir." Das ist der Grundgedanke solcher Feste und er ist echt burlesk. Die Kirche verstand auch den Scherz. War sie doch gewiß, am Tage darauf den Thron, den sie gutwillig verließ, wieder zu besteigen.

Wenn wir die Geschichte der Literaturen verfolgen, können wir leicht gewahr werden, daß jeder der drei besprochenen Begriffe zu einer gewissen Zeit auf besondere Vorliebe gestoßen ist. Und wenn wir die Begriffe, die wir zu erklären versucht haben, klar erfaßt haben, werden wir auch die Zeiten, in welchen sie sich namentlich fruchtbar erwiesen haben, besser verstehen. Warum hat man im Mittelalter an rohen Possen von der Art der Hanswurstiaden mehr Freude gehabt als heutzutage? Weil die Leute damals roher, aber auch naiver waren. Sie hatten noch, was heutzutage nur die Kinder und das Volk, eine reine, helle Freude an harmloser Komik. Warum hat man im 16. Jahrhundert besonders so große Freude gehabt an der ungeheuerlichen Komik des Grotesken? Weil man in einer Zeit lebte, die so reich war an ungeheuerlichen Kontrasten wie keine andere. Der Zug ins Kolossale, Uebertriebene, Unmögliche erfaßte damals alle Menschen. Die Renaissancemenschen kannten kein Maß, weder im Guten, noch im Bösen, und so war denn auch ihr Lachen ein unmäßiges. Wir lachen nicht mehr wie diese Riesenmenschen. Wir sind ein winziges, nervöses, kränkliches Geschlecht im Vergleich zu jenen gesunden, jovialen, urkräftigen Gestalten. Wir blicken meist pessimistisch und blasirt auf den Boden vor uns und schauen nicht muthig und resolut der Zukunft in die Augen. So verliert sich eigentlich nur hier und da ein grotesker Witz in unsre Blätter, wie jene vortreffliche Satire des „Figaro". Sonst haben wir in unsrer Zeit viel mehr Sinn für das Burleske. Wir, die wir einer Epigonenzeit angehören, einer Zeit, die einer großen unmittelbar folgt, haben eine kränkliche oder boshafte Freude am Fall des Erhabenen. Deßhalb die Menge der Parodien, sobald ein großes Werk einmal in die Oeffentlichkeit hinaustritt; deßhalb diese hämische Freude, das Hohe, das Ideale, wenn es sich einmal in unsre trübe Zeit verirrt, in den Koth herunterzuziehen, darum jene kleinliche Sucht, überall und bei jeder Gelegenheit für die Handlungsweise unsrer Nebenmenschen niedrige Motive vorauszusetzen. Dies alles gehört zur Grundanschauung des Burlesken.

So kommen wir schließlich zu dem Ergebniß, daß diese drei einander scheinbar so nahestehenden Begriffe des Possenhaften, Burlesken und Grotesken drei verschiedene Grundanschauungen wiederspiegeln: diejenige, die harmlos und naiv das ihr Gebotene ohne weiteres aufnimmt, die Anschauung des Kindes, dann die kritelnde und nörgelnde, das Erhabene nicht gelten lassen wollende Anschauung des kleinlichen Menschen und schließlich die kräftige, satirische, die das nicht sein Sollende, wenn auch mit derben Waffen, muthig angreift. Weit entfernt, gleichwerthig zu sein, sind possenhaft, burlesk und grotesk durchaus verschieden und es ist darum mehr denn empfehlenswerth, die drei Bezeichnungen nicht willkürlich durcheinander zu werfen.

---

## Ohrenheilkunde und Taubstummenunterricht.

Auf Einladung der Deutschen Otologischen Gesellschaft hatten sich am 16. d. M. in den festlich geschmückten und gastlichen Räumen des Münchener Taubstummen-Instituts ca. 200 Ohrenärzte und Taubstummenlehrer versammelt. Die Berathung galt der Stellung des Ohrenarztes in der Taubstummenanstalt und den Resultaten des Taubstummenunterrichts, wie er in dem Münchener Institut gehandhabt wird. Das Wesentliche dieses Unterrichts ist die von vornherein auf Benutzung etwa vorhandener Reste von Tongehör gerichtete Methode, „die Hörübungen", wie man sie kurz zu bezeichnen pflegt. Es handelt sich dabei um Uebungen des vorhandenen Gehörs, nicht um Schaffung neuer Hörwahrnehmungen, und doch kommen die Bestrebungen dieses Unterrichts oft geradezu auf Letzteres hinaus, indem es selbst dem sorgfältigsten Taubstummenlehrer geschehen kann, daß vorhandene Hörreste bei der bisherigen Unterrichtsart unbenutzt bleiben und durch

Digitized by Google

Nichtgebrauch verkümmern. Diese Thatsache aufgedeckt und sie einem großen Kreise berufener Fachgenossen eindringlich klargelegt zu haben, ist das Verdienst der Herren, die sich um das Zustandekommen dieser Versammlung bemüht haben, in erster Linie der Herren Prof. Bezold, Inspektor Koller und des Vorsitzenden der Versammlung Prof. Passow.

Die Versammlung erhielt eine besondere Bedeutung durch die Anwesenheit von Delegirten mehrerer deutschen Regierungen, speziell der bayerischen, deren Vertreter Hr. Reg.-Rath v. Pracher namens des Kultusministeriums in seiner Begrüßung hervorhob, daß die Resultate der Berathungen von der Verwaltung als Wegweiser für ihr künftiges Vorgehen weitgehende Beachtung finden sollten.

Der in der Beilage vom 16. Sept. im Wortlaut wiedergegebene lichtvolle Vortrag Prof. Bezolds hat die Leser der Allg. Ztg. mit den vorliegenden Thatsachen bekannt gemacht, soweit sie die Ergebnisse der Gehörprüfungen von Seiten des Ohrenarztes betreffen. Anschließend an diesen Vortrag betont Hr. Inspektor Koller, daß es sich bei seinem Unterricht darum handle, Hörreste zu sammeln, zu erhalten, verwendbar zu machen, nicht Lücken des Gehörs auszufüllen. Als Mittel hiezu dient die Sprache, nicht Musikinstrumente, die von anderer Seite vorgeschlagen wurden. Ueber dem Sprachunterricht durch das Ohr wird das Ablesen nicht vernachlässigt. Beides muß sich verschmelzen. Weisen die Taubstummenlehrer an Anstalten diese Methode zurück, so wird sich sicher die Privatlehrthätigkeit derselben bemächtigen. Die nun folgende Vorstellung männlicher und weiblicher Zöglinge bewies auf das Glänzendste die Richtigkeit der Koller'schen Anschauungen. In rascher Fragefolge antworteten die Zöglinge prompt auf die meist unter Ausschluß der Gesichtswahrnehmung gestellten Fragen, die sich auf den dem Alter der Prüflinge entsprechenden Anschauungsunterricht bezogen. Eine bedeutsame Verstärkung des gewonnenen Eindrucks rief eine improvisirte Prüfung durch den bekannten Altmeister des Taubstummenunterrichts H. Vatter (Frankfurt a. M.) hervor, der mit wesentlich tieferer Stimme und aus ganz fremdem Vorstellungsgebiet heraus die Zöglinge prüfte und unwiderleglich darthat, daß es sich hier um Gehörswahrnehmungen handeln müsse. Prof. Passow (Heidelberg) besprach die Thätigkeit des Ohrenarztes an den Anstalten. Neben der selbstverständlichen ärztlichen Ueberwachung der Zöglinge ist eine spezialistische Thätigkeit erforderlich: 1. Zur Feststellung der Hörreste, 2. zur Behandlung etwaiger Krankheiten der Gehör- und Sprachorgane. Außer Bayern, wo diese Forderung nur in München ganz erfüllt ist, erfreuten sich bis jetzt nur Weimar und Baden derartiger regierungsseitig eingeführter ohrenärztlicher Ueberwachung der Taubstummeninstitute. Dringend nöthig ist eine Trennung von Total-Tauben und Partiell-Hörenden im Unterricht. — Zur Illustration dieser Ausführungen demonstrirt Hr. Prof. Bezold Taubstumme, an denen zur Heilung bestehender Ohreneiterungen Operationen ausgeführt waren. Von besonderem Interesse ist die Mittheilung eines Falles erworbener Taubstummheit, wo während der zum Zweck der Operation eines eiternden Ohres vorgenommenen Narkose der Patient zu sprechen anfing. Welch ein glückliches Resultat, wenn es gelänge, solche schlummernde Sprachschätze zu neuem Leben durch Erziehung zu erwecken! — Hr. Prof. Kessel (Jena) zeigte Apparate nach Art der bei sprechenden Puppen angewandten, die es dem Lehrer erleichtern sollen, die mühevollen Hörübungen vorzunehmen. Sie bedürfen noch sehr der Vervollkommnung. Die Herren Dr. Denker (Hagen), Prof. Passow (Heidelberg), Dr. Lüscher (Bern), Dr. Schwendt (Basel) theilen die Ergebnisse ihrer nach Bezold'schem Muster angestellten zahlreichen Untersuchungen in Taubstummenanstalten mit. Alle Herren konnten das Resultat der Bezold'schen Untersuchungen bestätigen, daß ein zwischen 20 und 30 Proz. schwankender Prozentsatz Taubstummer mehr oder weniger bedeutende Hörreste besitzt, die durch zielbewußte Hörübungen auszubilden seien. — In der folgenden Diskussion betont zunächst Hr. Dr. Oskar Wolf (Frankfurt a. M.) die Wichtigkeit der Prüfung des Gehörs durch Sprachlaute, die nicht ganz durch die kontinuirliche Tonreihe Bezolds ersetzt werden können. Er hat sich überzeugt, daß Uebung das Gehör bessere. Das Gehör werde oft auch erst nach der Entwicklung der Sprachlaute prüfbar. Eine wichtige Rolle spiele der Tastsinn des äußeren Gehörgangs und Trommelfells bei der Gehörswahrnehmung der Taubstummen.

Direktor Walther (Berlin), Vatter (Frankfurt a. M.) sprachen sich für die Nothwendigkeit ohrenärztlicher Thätigkeit in den Anstalten aus.

Hr. Vatter (Frankfurt a. M.) hat von jeher, und zwar nicht unbewußt, die vorhandenen Hörreste mit Unterstützung des Tastsinns entwickelt. Von vornherein aber müssen die Lautgruppen mit begrifflichem Inhalt gefüllt werden. Artikulations- und Anschauungsunterricht müssen zusammenfallen. — Die Geberde wirkt mit, tritt aber mit dem Gebrauch der Sprache in den Hintergrund.

Hr. Lochmann (Bromberg) führte Folgendes aus: Bezold hat uns ein exakteres Maß für die Hörreste gegeben. Daß Taubstumme durch Hörreste sprachlich ausgebildet werden können, wissen wir schon lange. — Die Münchener Resultate erklären sich aber nur aus günstigen Verhältnissen, die anderwärts nicht vorliegen. Die Zahl der Hörenden scheint ihm größer, als anderwärts. Der Psychiater ist in Taubstummenanstalten ebenso nöthig, wie der Ohrenarzt. Letzterer legt auch zu viel Gewicht auf die Sprache als Sinneswahrnehmung, weniger auf ihren geistigen Gehalt. — Der Taubstummenunterricht muß sich nach den zu Gebot stehenden Mitteln richten, und der Unterricht durch Hörübungen paßt nicht in die Taubstumme wahllos aufnehmenden Anstalten. Solange wir zur Aufnahme aller Taubstummen gezwungen sind, können wir ohne weit größere Mittel nicht mehr, als bisher, leisten. — Alternde Taubstumme verlieren oft noch den Rest von Gehör und sind dann nur auf das Ablesen angewiesen, das immer seine große Wichtigkeit behält.

Hr. Holler (Gerlachsheim) hatte sich in München von der Wichtigkeit der Hörübungen überzeugt und sie mit bestem Resultat in seiner Anstalt eingeführt. Er macht — was mir besonders wichtig scheint — darauf aufmerksam, daß er manchmal erst nach dreimonatlichen Mühen Resultate erzielt habe. Diese Mühe hätte er sicher nicht aufgewandt, wenn er nicht die durch ärztliche Untersuchung gegebene Sicherheit gehabt hätte, daß ausbildbare Hörreste vorhanden sind.

Hr. Barth (Neuwied) hat mit seiner Methode gleich gute Resultate und fragt, worin das Neue von Kollers Methode liegen solle? — Prof. Passow betont, daß kein neuer Unterricht verlangt, sondern nur für Hörbegabte ein besonderer Unterricht gefordert werde.

Hr. Walther (Berlin) meint, die Lehrer müßten bei immer neuen Anforderungen nervös werden. Solange keine Mittel zu Gebot stehen, die Lehrer zu entlasten und die Lehrkräfte zu vermehren, seien die hier geübten Methoden für andere Anstalten ein Luxus. — Hr. Neuert (Gerlachsheim) sucht statistisch die Vorzüge der Hörübungen zu belegen. Hr. Heidsieck (Breslau) fordert mit warmen Worten auf, die neue Methode zum Wohl der armen Taubstummen zu verwenden, von denen nach seiner Meinung 25 Proz. hörfähig sind. Diese Verwendung ist aber nur möglich durch Trennung des Unterrichts der total Tauben von dem der Stummen mit hochgradiger Schwerhörigkeit. Beide werden gut bei der Trennung fahren. — Hr. Küning (Weißenfels) will alle Zöglinge mit Hörübungen unterrichtet wissen. An Sicherheit der Auffassung werden die so erzogenen den anderen überlegen sein.

Hr. Koch (Augsburg) hat seit 30 Jahren durch das Gehör unterrichtet. Es wäre aber bei gemeinsamem Unterricht unrecht, die Hörbegabten mehr zu fördern und die Tauben zurückzulassen. Wir brauchen mehr Lehrkräfte und Trennung der Schüler. Hr. Söder (Hamburg) betont, daß in Hamburg die Forderungen, die hier erhoben wurden, zum Wohl der Taubstummen erfüllt sind. Die Zöglinge sind ärztlich untersucht, werden ebenso überwacht. 20 Proz. nehmen an den Hörübungen theil.

Hr. Koller weist in seinem Schlußwort darauf hin, daß das Besondere der hiesigen Methode in der absichtlichen Benutzung der Hörreste liege und die von Lochmann angenommenen günstigeren Verhältnisse in der Munificenz und dem Verständniß der Staatsregierung liege, welche die Mittel zu besonderen Lehrkräften zur Verfügung stelle.

Ziehe ich das Fazit der achtstündigen lehrreichen Verhand-

Digitized by Google

lungen, so tritt zunächst die Thatsache zutage, daß für den Taubstummenunterricht von Seiten der Behörden mit wenigen Ausnahmen nicht die entsprechenden Mittel zu Gebot gestellt werden. Wir bedürfen an den Anstalten mehr Lehrkräfte, wie sie München und Hamburg haben, wir bedürfen einer ärztlichen Aufsicht, wie sie auf Passows Anregung in Baden durchgeführt zu werden verspricht. — Alle Lehrer sind in der Frage der Hörübungen und ihres Nutzens einig. Aber es ist nothwendig getrennten Unterricht von total Tauben und mit Hörresten begabten Taubstummen einzuführen, was aber nur durch vermehrte Lehrkräfte möglich ist. Der Absehunterricht ist neben dem Hörübungsunterricht zu pflegen, überhaupt alle Hülfsmittel zur Hebung der Mittheilungs- und Ausdrucksfähigkeit heranzuziehen. Die Geberdensprache tritt von selbst bei sprechenden Taubstummen in den Hintergrund. — Weiter ist als eine wichtige neue Errungenschaft festzuhalten: Es können durch Untersuchung mit der kontinuirlichen Tonreihe Bezolds Hörreste bei Taubstummen entdeckt werden, die dem mit Sprachlauten prüfenden Lehrer entgehen können und deren Verwerthung oft erst nach längerer Zeit im Unterricht gute Früchte zeitigt. Die Hörübungen sind darum bei jedem mit Hörresten begabten Taubstummen längere Zeit fortzusetzen, wenn sie auch anfangs kein Resultat zu zeitigen scheinen. — Eine spezialärztliche Ueberwachung der Taubstummen ist aus diesem Grund und zur Beseitigung etwaiger Anomalien in Hör- und Sprachorganen unbedingt erforderlich.

Hoffen wir, daß die Einsicht der Regierungen bald auf diesem Gebiete Wandel schaffen wird, auf dem ausdauernde wissenschaftliche Arbeit ein neues Feld urbar gemacht hat, das nun der Arbeitskräfte harrt, um der menschlichen Kultur neue Früchte reifen zu lassen, Taubstumme zu Redenden und Hörenden, aus der menschlichen Gemeinschaft Ausgeschlossene zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen, armen Vereinsamten die Welt höherer Gesittung zu erschließen.

Dr. Bohsen.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

γ. Mit großem Eifer sind die Franzosen mit der Erschließung des alten Karthago beschäftigt. Gegenwärtig sind die Hauptarbeiten ziemlich auf einen Punkt vereinigt, nämlich die punische Nekropole bei dem Fort von Bordj-Djedid. Hier leitet der rührige Archäologe R. P. Delattre aus Tunis die Ausgrabungen. Unter den Funden nehmen die punischen Inschriften bei der geringen Ausdehnung des gesammten bis jetzt bekannten punischen Sprachstoffes eine hervorragende Stellung ein. Bis jetzt fand man acht Grabschriften, zum Theil von hohem Interesse. So berichtet die umfangreichste von ihnen, deren Erhaltung leider keine gute ist, von einem vornehmen Karthager Molopalas. Erst zählt er seine Ahnen bis zum siebenten und achten Grade auf, unter Hinzufügung aller Titel und Würden, dann empfiehlt er sein Grabmahl der Fürsorge der Götter und schließt mit einer Anrufung des Sonnengottes, der ihm seinen Leichnam schützen soll. Weiter fanden sich zwölf Vaseninschriften, eine von diesen mit Kohle, die übrigen mit schwarzer Tinte geschrieben, zwei Steinmetzzeichen und ein halbes Dutzend von Stempeln karthagischer Töpfer. Es ist übrigens von hoher Bedeutung für die Geschichte des alten Aberglaubens, daß man vor nicht langer Zeit Beschwörungstafeln in punischer Sprache gefunden hat. Dadurch ist erwiesen, daß die im achten Bande des lateinischen Inschriftenkorpus veröffentlichten griechischen und lateinischen Beschwörungsrollen nicht etwa einen von auswärts eingeführten Brauch bezeichnen.

* **Jena.** Professor Krehl von der hiesigen Universität folgt einem Rufe nach Marburg als ordentlicher Professor für innere Medizin und Direktor der medizinischen Poliklinik. Er tritt dort an die Stelle des nach Basel berufenen Professors Friedrich Müller.

* **Aus Oesterreich.** Der Professor der Eisen-, Metall- und Sudhüttenkunde an der Bergakademie Przibram, Joseph Gängl v. Ehrenwerth, wurde zum Professor derselben Fächer an der Bergakademie Leoben ernannt. — Im Arkadenhofe der Wiener Universität wird dem am 17. März 1854 in Venedig im Alter von 50 Jahren verstorbenen Professor der Experimentalphysik und Direktor des damals neugegründeten Physikalischen Instituts der Wiener Universität, Christian Adolph Doppler, ein Denkmal errichtet werden. Doppler ist der Schöpfer des nach ihm benannten Satzes der Wellenlehre (Doppler'sches Prinzip), den er im Jahre 1842 in einer Abhandlung „Ueber das farbige Licht der Doppelsterne" zuerst aussprach. — In Graz starb am 18. d. M. Professor Borysiekiewicz, Vorstand der dortigen Augenklinik.

* **Zürich.** Ludwig Kym, ordentlicher Professor der Philosophie an der hiesigen Universität, tritt in den Ruhestand.

> **Kopenhagen,** 16. Sept. An Bord der Bark „Godthaab" der grönländischen Handelsgesellschaft kehrte gestern die Expedition, die der Carlsberg-Fonds im vorigen Jahre unter der Leitung des Oberleutnants der dänischen Marine Amdrup nach Angmagsalik an der Ostküste Grönlands ausgesandt hatte, wohlbehalten und mit den befriedigendsten Resultaten nach Kopenhagen zurück. Am 18. August 1898 war Leutnant Amdrup, begleitet von den HH. cand. mag. Kruse und Poulsen, mit einem der Schiffe der grönländischen Handelsgesellschaft nach Angmagsalik gereist, wo die Forscher am 1. September eintrafen. Außer aus den genannten Herren bestand die Expedition noch aus dem Unterkanonier Jakobsen und dem Matrosen Sören Nielsen. Nachdem alle Fünf zuvörderst das mitgebrachte Holzhaus, das ihnen als Winterquartier dienen sollte, aufgebaut hatten, begaben sie sich schon am 10. September auf die erste Fahrt im Frauenboote und als später das Eis fest genug war, wurden die Fahrten mit Hundeschlitten fortgesetzt. Zweck der Expedition war die genaue Erforschung und Kartenlegung des ganz unbekannten Gebietes von Angmagsalik auf dem 65.35 Breitegrade bis Scoresby Sund, 70. Breitegrad, ferner geologische, zoologische und botanische Studien und endlich nicht am wenigsten das Studium der Sitten, Verhältnisse und überhaupt des Lebens der wilden, nomadisirenden Eskimostämme, mit denen europäische Kultur erst vor vier Jahren, durch Anlage der Station Angmagsalik in Verbindung gelangte und von deren Leben und Treiben wir verhältnißmäßig nur so wenig erfuhren. In jeder Beziehung darf Amdrup mit den Erfolgen dieser seiner ersten Fahrt zufrieden sein. Auf den Boot- und Schlittenfahrten, auf denen die Forscher häufig in sehr kritische, ja in lebensgefährliche Situationen geriethen, gelang es Amdrup die Karte des Landes vom 65, 35. bis zum 67, 22. Breitegrade zu zeichnen und dieselbe bis zum 68. Grade zu skizziren und auf einer derselben machte die Expedition einen ebenso traurigen als interessanten Fund. Auf dem 67, 15. Breitegrad stieß man nämlich auf eine ausgestorbene Eskimokolonie: mehr als 30 Skelette lagen theils in, theils vor den verfallenen Hütten, wahrscheinlich Opfer einer Epidemie oder Vergiftung. Die Geräthschaften und Kleidungsstücke, die Amdrup mit hieher brachte, sind von hohem ethnographischen Werthe; mit Hülfe derselben gelang es in Angmagsalik festzustellen, daß die ausgestorbene Kolonie identisch ist mit einem aus 40 Personen bestehenden Stamme, der vor dreißig Jahren in zwei Frauenbooten nach Norden zog und von dem man nie wieder etwas hörte. Ein Paar alte Eskimos kannten Kleider und Fanggeräthe wieder. Die Station Angmagsalik besteht aus den Wohnhäusern der beiden einzigen dort wohnenden Europäer, des Vorstehers und des Pfarrers und aus einigen hölzernen Waarenschuppen. Um diese nördlichste „Stadt" herum wohnen dann an den Ufern der Fjords und auf den Inseln die 400 Eskimos des Distrikts, von denen der am weitesten Entfernte seine 35 Viertelmeilen zur Station hat, die er denn auch nur einmal oder zweimal jährlich besucht, um sich für seine Bärenfelle Kugeln und Pulver einzutauschen. Von Andrée fand Amdrup keine Spur, und auch die Eskimos, die alle das Bild des Ballons kannten, hatten nicht das geringste von ihm gesehen; damit dürfte festgestellt sein, daß Andrée Ostgrönland nicht passirt hat.

---

Digitized by Google

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.


## Uebersicht.



## Der Dämonismus in der Volksmedizin.[1])

Von Dr. Höfler (Tölz).

Der Dämonismus in der Volksmedizin entstammt dem Dämonismus der Urmedizin, die durch die ganze Welt geht; er muß, weil er bei allen Völkern der Erde zu finden ist, auf einem allgemein giltigen psychologisch-physiologischen Vorgange beruhen. Der Grund zum Dämonismus der Urmedizin liegt im überall gleichen Alptraum, der eine allgemein menschliche Erfahrung ist und die akuteste, am schnellsten vorübergehende Geisteskrankheit ist, da er immer nur unter Verhältnissen entsteht, die ans Pathologische anstreifen. (Vergl. J. Boerner, „Das Alpdrücken und seine Begründung und Verhütung", Würzburg 1855, und Laistner, „Das Rätsel der Sphinx", Berlin 1889.) Die Reflexion über das im Alptraum Erlebte, über den Inhalt des Alptraums ist es, welche die Dämonengebilde der Urmedizin in der ganzen Welt schuf. Der primitive Mensch mußte der Uebermacht des Eindrucks eines Traumgebildes erliegen; der Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit war ihm zu schwer. Mit derselben Lebhaftigkeit, mit der er die Gefühle des Alptraums wirklich erlebte, mit derselben Gewißheit glaubte er auch an die Existenz von Geistern oder Lebewesen, die ihn heimsuchten, oder auch an die Wanderung seiner eigenen Seele, an die Entfernung seines Geistes aus seinem Körper, an die geistige Entrückung; der außerhalb des Körpers fortlebende Geist wurde zum Dämon.

In dem Sauerstoffmangel des Blutes, der beim Schlafenden zum Alptraum mit seinen Lust- und Unlustempfindungen führt, ist ein allgemein menschlicher, weil physiologisch-psychologischer Grund zum Dämonenglauben gegeben. Mit dem Augenblick, in dem der wache Mensch anfing, die im Alptraum so lebhaft empfundenen Gestalten mit seiner betreffenden Außenwelt zu verknüpfen, da begann das logische Geschäft der Ursachenforschung, das Kausalitätsbedürfniß. Es entwickelten sich jene allgemein menschlichen Vorstellungen über die, obwohl niemals gesehenen, doch stets und von allen Völkern angenommenen Geister- oder Alpwesen.

Durch die ganze Mythologie ziehen sich nun zwei Formen von Alpwesen, die je nach ihrem Einfluß auf den Menschen in gute und ungute, in holde und unholde oder böse Dämonen sich scheiden. Aus dem Unlusttraum, der mit Druckgefühl, Athemnoth, Angst und Beklemmungsempfindungen einhergeht, entstammen die Vorstellungen von abscheulichen Druck- und Quälgeistern, aus dem Lusttraum oder der sogenannten Alpminne, der mit erotischen Empfindungen verbunden ist, die von lieblichen Minnegeistern, die als Succubi oder Incubi erotici mit den Menschen in Verbindung treten; beide können ineinander übergehen, wie auch die Empfindungen des Alptraums miteinander abwechseln können. Einerseits sind es böse und unholde, feindselige Rachegeister, welche drückende Unlustgefühle veranlassen, andrerseits trügerische Minnelust erzeugende Wesen, welche überall vom primitiven Menschen als die Erreger des Alptraums oder Alptruges angenommen werden. Woher stammen aber diese Alpgeister oder elbischen Wesen? Ueberall ist der Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, der verstorbenen Sippengenossen oder Ahnen die unmittelbare Umgebung der primitiven menschlichen Siedelung, der wilde Wald oder die Löcher des Erdbodens oder die Lüfte, wo die geflügelten Seelen schwärmen; von diesen Urstätten stammen die Maren oder Seelengeister, die ihre Sippengenossen zeitweise wieder heimsuchen, um sie im Alptraum zu plagen oder würgend bis zum Ersticken zu drücken oder auch um sie zu minnen. Die jungfräuliche, immer weibliche Sphinx der Griechen, die als Schutzgeist der Todtenwohnungen aufgefaßt wurde, jedenfalls aber eine griechische Marengestalt ist, stürzt sich auf die jugendlichen Thebaner, die das ihnen von der Sphinx vorgelegte Rätsel nicht lösen konnten und legt sich, sie erstickend, mit greifenden Vorderarmen auf sie; dieses Rätsel der Sphinx ist nur eine mythologische Weitergestaltung des Alptraums mit seiner Examensangst, von der nur ein Schrei, das gefundene Wort, die Besinnung den Träumer erlöst (vergl. Abbildung in Mélusine I, 174).

Nachtdunkel und Tageshelle wechseln seit dem Bestehen der Welt im festen Kreislauf der Erscheinungen des menschlichen Lebens; diese Erkenntniß mußte selbst der primitivste Mensch haben, sie war ihm sozusagen angeboren. Das Wärme spendende Element des Lichts, der hohe Sonnenstand, von dem Pflanzenwachsthum und menschliche Nahrung abhängt, der helle Tag, der warme Sommer stehen für den Urmenschen im grellsten Gegensatz zur dunklen Nacht, die keines Menschen Freund ist, und zur quälenden Winterkälte. Wie die Jahres- und Tageszeiten wechseln, so mußten auch die über den Gewässern und über der Erde schwebenden Geister wechseln. Der Wechsel der Elementarereignisse, von deren regelmäßigem Ablauf das Gedeihen der Sippennahrung abhing, mußte ebenso von Geistern, die darüber Kraft hatten, beeinflußt sein; es mußte Licht- und Dunkelelben geben. Die Kälte der Nacht und des Winters wie die wonnevolle Wärme, sowie Helle des Tages und des Sommers, sie mußten vom primitiven Menschen zu Geistern personifizirt werden, die ihm, dem Menschen, persönlich wohl oder übel gesinnt sind; diese Personen konnten aber wiederum nur solche sein, die zu den lebenden Sippengenossen in irgendwelcher Verbindung standen; es konnten nur die verstorbenen Sippengenossen, die Ahnen sein. Diese Personifikation der Elementarereignisse geschieht nicht, solange der Wechsel, der Ablauf der Elementarereignisse das Wohl und Weh der Sippengenossen nicht beeinflußt; denn dann ist für den Urmenschen das Geschehende selbstverständlich; sein Kausalitätsbedürfniß stellt sich nicht ein; anders aber, wenn die Störung des regelmäßigen

[1]) Diese Abhandlung kam in der Abtheilung für Geschichte der Medizin bei der 71. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in München zum Vortrag.

Digitized by Google

Ablaufs der natürlichen Vorgänge sein oder seiner Sippe Wohlbefinden beeinträchtigt. Das Abnorme erst veranlaßt ihn nach den Gründen der Gesundheitsstörung zu fragen; erst der ans Pathologische anstreifende Alptraum mit seinen Qualen veranlaßt ihn, über die Ursache der Traumbilder nachzudenken, quälende Maren oder die Seelen der verstorbenen Sippengenossen als solche Traumerzeuger anzunehmen. Die Elementar- oder Naturvorgänge werden so zu Willensakten der in den Naturobjekten sich äußernden Unheil oder Segen spendenden Geister; so werden der Wald, die Lüfte, die Erde, die Gewässer zum Aufenthaltsort der das Wohl und Weh der Sippe beeinflussenden Seelengeister, deren Dasein sich im flatternden Lichtreflex an der Wand, im ebenso geheimnißvoll bewegten Zittern der Blätter, im schrecklichen Rauschen der Waldbäume, im stürmischen Heulen des Windes, in der tödtenden Hitze der Sonnenstrahlen, wie im Knirschen des Sandes am Meere ebenso äußert, wie in den Nervenzuckungen des Epileptikers, in dem Schrei beim Pavor nocturnus, in dem Fieberdelirium des Kranken, in dem Singultus des Magen- und Herzkranken &c. Für den aus dem Alptraum erwachenden Naturmenschen wird der Strohhalm, die Bettfeder, das Laub seines Lagers zum Alpwesen; diese Stoffe sind ihm nur die andere Gestalt des drückenden oder minnenden Trugwesens; daß ein solches auch Thiergestalt annehmen könne, ist ja selbstverständlich bei den vielfachen Beziehungen des Menschen zu seinen Zucht- und Hausthieren. Der Totemismus niederstehender Völker beweist, daß diese die Vorstellung haben, daß der Urahne eines Volks selbst schon thierische Gestalt haben kann; es ist dies jedoch nur ein Rückschluß aus sogenannten atavistischen Zeichen der Nachkommen.

Gewisse Thierähnlichkeiten beim Menschen erklärten unsre deutschen Ahnen als die Folge des Einflusses thierähnlicher elbischer Wesen im Alptraum oder bei der Erzeugung der Frucht. Aus dem Produkte wurde auf die Gestalt des in conjugio mitthätigen elbischen Wesens geschlossen; hatte das Zeugungsprodukt thierische Zeichen, z. B. einen Klumpfuß, Pferdefuß, Bocksfuß, ein thierähnliches Hautmal &c. an sich, so wurde aus diesem ein Rückschluß auf die Gestalt jenes elbischen Wesens gemacht, welches das conjugium perturbieret hatte, wie sich die Schriftsteller im 17. Jahrhundert ausdrückten. Das Adulterium naturae, wodurch nach Plinius die Mißbildungen entstehen sollten, schuf nach dieser Vorstellung nicht bloß Sphinxe, Kentauren, Sirenen, Kynokephalen, Satyre und Phokomelieen in menschlich-thierischer Gestalt, sondern auch eine Reihe von Dämonenfiguren, an denen man sich „versehen“ konnte; denn das „Versehen“ oder „Entsehen“ im Moment der Zeugung oder der böse Blick sollte weiterhin außer der Alpminne die Erklärung abgeben für das Entstehen der verschiedenen Mißbildungen des Menschen. Fußgebrechen sind nicht bloß die häufigsten angeborenen Mißbildungen beim Menschen, sie sind auch die häufigsten Attribute der elbischen Geister, Dämonen und Götter bei den verschiedensten Völkern; so der Pferde- und Bocksfuß des Teufels oder Hinkebeins, der Plattfuß und Klumpfuß bei den römischen und griechischen Gottheiten, bei den südamerikanischen Holzgeistern, indischen Waldgeistern und skythischen Menschenfressern. Wie die deutschen Dämonen zu Rumpelstülzchen, Maihinkern, krummen Wichtlein, Stiefelgeist, zum gestiefelten Kater gemacht wurden, so erhielten die menschlichen Mißgeburten wiederum die Namen ihrer elbischen Miterzeuger; die Kretinen z. B. tragen bei den verschiedenen deutschen Stämmen Dämonennamen, d. h. man schloß aus dem Pathologischen der Frucht auf die Gestalt des dämonenhaften Miterzeugers.

Die Naevi, welche die moderne Embryologie als ein Stück des untergegangenen Zwillingsbruders, also als ein Rudiment des Miterzeugten auffaßt, nimmt der Volksglaube als einen Beweis der Miterzeugung durch ein zweites, d. h. durch ein elbisches Wesen an, welches im Alp-Minnetraum thätig gewesen oder durch „Versehen“ der Mutter an einem Dämonenthiere veranlaßt sein soll. Die Vorstellung des Minneverkehrs zwischen elbischen Wesen, deren Thiermetamorphose im Volksglauben keine Grenze hat, und den Menschen geht durch die ganze Mythologie und Sagenwelt.

Von dem Alptraume gehen auch die Volkssagen aus über thiergebärende Frauen, welche bei den alten Römern und Arabern, in Frankreich, in Albanien, der Türkei &c. sich finden. Es ist immer das elbisch gezeichnete Wesen, welches Thierähnlichkeit an sich trägt und deßhalb mit der angeblichen Thierform der Eltern verglichen wird. Daß solche elbisch gezeichnete Wesen zu hoher Verehrung bei den Völkern kommen können, ist bekannt. Die Merowinger behaupteten, daß sie von einem Meermanne abstammten. Der Atavismus der modernen Wissenschaft hatte seinen Vorläufer schon in der vorwissenschaftlichen Epoche. Die von Schatten oder Wolkengebilden befruchteten Jungfrauen sind ebenfalls mythologische Ausbildungen des Minnetraums, wobei der Mittagsalp das erzeugende Element sein soll. Viele Geburten von Helden oder Heiligen sind nach jungfräulicher Empfängniß durch Beschattung im Alptraume erfolgt; auch sonstige Wundergeburten wurden vom Volke durch elbische Schwängerung erklärt, wie auch der Tempelschlaf eigentlich nur die Inkubation durch einen Dämon oder Gott an einer bestimmten Kultusstelle ist. Das Daemoniam meridianum, d. h. der elbische, im Mittagstraum thätige Alpdämon gab Veranlassung zur Ausbildung einer Reihe von Schreckgebilden, z. B. des Pan'schen Schreckens der griechischen Hirten, aber auch vieler krankheitserzeugender Mittagsgeister. Die Nachtzeit, in der die Nachtgeister nächtlich quälende Krankheiten, z. B. den Pavor nocturnus, veranlassen, sowie der höchste Sonnenstand bildeten sich so zu Schwärmzeiten der elbischen Geister aus; so wurde das St. Johannesübel oder der St. Veitstanz, d. h. die in der Zeit der Sommersonnenwende am St. Johanns- oder St. Veitstage am häufigsten behandelte Krankheit, zum Morbus solstitialis. Der Elbentrug, der in der Zeit des höchsten und in der des tiefsten Sonnenstandes (Mittag, Sommersonnenwende, Mitternacht, Wintersonnenwende) am stärksten sich äußerte, mußte zu diesen Zeiten am häufigsten bekämpft worden sein. Solche elbische Schwärmzeiten waren auch die heißen Hundstage, in denen seit uralten Zeiten das Conjugium und die Krankheitsbehandlung verboten war, weil eben zur Zeit des höchsten Sonnenstandes der Einfluß der Lichtelben auf die Frucht und Therapie am gefährlichsten war.

Daß von diesen nächtlich und mittäglich quälenden Druckgeistern zu den Fieberdämonen, die sich auch als Pestdämonen zeigen, kein weiter Schritt in der Entwicklung des Dämonismus ist, liegt auf der Hand. Wie das akute Delirium, so mußte auch das chronische Delirium, die Geisteskrankheit, eine Folge der elbischen Besessenheit sein. Bei den Pestfiebern oder Epidemien verwandelt die Volksphantasie der späteren Generationen die Vielheit kleiner Epochen oder vieler kleiner Lebewesen, die krankheitserzeugend sind, zu einer einzigen Katastrophe oder zu einem großen Pestwurm. So entspricht im Mythos der Lintwurm oder Drache der Vielheit oder riesigen Ausdehnung zahlreicher Pestkeime, die die Volksphantasie sich als geflügelte Wesen vorstellte.

Was der modernen Medizin Miasma ist, war der vorwissenschaftlichen Epoche der Anhauch oder die „Anwaht“ von Seite der über dem Boden und über den Gewässern nach Mückenart schwärmenden elbischen Geister. Unser

Digitized by Google

Contagium entspricht dort der Berührung durch die giftig böse Hand der Dämonen. Der Weichselzopf, der durch die flechtende Thätigkeit gelüstiger, elbischer Wichtlein, die im Krankenlager nisten, nach dem Volksglauben entstanden ist, gab unsrer modernen Flechtenkrankheit als flechtende Räude den Namen, da das Volk eine flechtende, Haare verwirrende Thätigkeit der im Eczema capillorum nistenden Krankheitsgeister annahm. Langjährige Beobachtungen der vorwissenschaftlichen Generationen schufen so auch andere Dämonen, die phagozytisch mitzehrenden Mitesser, die geradezu als elbische Wesen bezeichnet werden; ferner markaufzehrende, blutsaugende, d. h. anämische Konstitutionsanomalien erzeugende Dämonen, die als sogenannte Nachzehrer durch habituellen Abortus sogar den Fortbestand der Sippe in Gefahr brachten, überhaupt eine Reihe von Dämonen, entsprechend den auffallendsten Krankheitserscheinungen (vergl. Krankheitsdämonen, Archiv f. Religionswissenschaften II, 86).

Es würde den erlaubten Zeitraum überschreiten, wollte man in das Detail dieser Dämonologie in der Volksmedizin noch weiter eingehen, deren Urquell, wie schon oben gesagt, im Alptraum zu suchen ist. Das Vorgetragene wird hoffentlich hinreichen, um auch das von den Lehrbüchern der Medizingeschichte gänzlich vernachlässigte vorwissenschaftliche, weil mythologisch beeinflußte Gebiet der Medizingeschichte als forschungswürdig zu erweisen.

Wollen wir uns Aufschluß verschaffen darüber, in welcher Weise sich diese vorwissenschaftlichen Zeiten die Vorgänge bei Gesundheit und Krankheiten vorstellen, so können wir der Mythologie nicht entbehren, die, wie uns Kahlbaum in seiner Abhandlung „Mythos und Naturwissenschaft“ vortrefflich gezeigt hat, selbst manchmal in Einzelheiten manche Auffassung von Naturvorgängen ganz richtig schildert. Unsre Vorfahren in ihrem unmittelbaren Zustande fortwährenden, innigsten Zusammenhanges mit dem ganzen Leben der Natur, hatten offenbar auch eine gewisse Feinheit der Naturbeobachtung, welche wir mit unsern durch die moderne Kultur abgestumpften Sinnen uns nicht mehr vorstellen können oder gar mitleidig lächelnd ganz verneinen wollen. Die Erklärungen der sicheren Beobachtungen auf dem Wege der Analogie oder dem der Personifikation waren es eben, die uns diese bisher in falschem Lichte erscheinen ließen. Der dem Menschen angeborene Egoismus mußte bei allen Begebenheiten, die das Wohl und Wehe des Einzelnen wie der Sippe betrafen, zur Kausalitätsfrage führen. Ohne Grund schuf das menschliche Vorstellungsvermögen gar kein Gebilde. Die Krankheitsdämonen sind nicht, wie man glaubt, das bloße Spiel der Volksphantasie; sie müssen, weil auf der ganzen Erde verbreitet, irgend einen realen Hintergrund haben. Aufgabe der Medizingeschichte aber ist es, nicht den Unsinn dieses sogenannten Aberglaubens zu proklamiren, sondern mit Liebe und Hingebung den wahren Sinn und Ursache des Dämonismus zu ergründen, die natürlichen Gesetze, die dem allgemeinen Vorhandensein von Krankheitsdämonen bei allen Völkern zugrunde liegen, zu erforschen.

---

## Ein Besuch im Elsaß.

Sieht man von dem böhmischen Kessel ab, so gibt es in Mitteleuropa kein besser abgeschlossenes Land als die oberrheinische Ebene zwischen Basel und Mainz. Rechts der Schwarzwald, links die Vogesen, inmitten der Rheinstrom, die Ebene von zahlreichen kleinen Flüssen durchzogen, meist fruchtbares Schwemmland, auf den milderen Vorhöhen Wein und Kastanien — was will man mehr?

In dem oberen Theile dieses Landes, zwischen Freiburg und Colmar, hart am Rhein, erhebt sich vereinzelt aus der breiten Ebene der Kaiserstuhl, ein kleines Hochland mit verschiedenen Einschnitten und Buckeln. Es ist eine alte Naturfeste, und eine halbe Stunde davon steht die Kunstfeste, deren Besitz oft genug über das Schicksal dieser herrlichen Gebiete entschieden hat: Breisach.

Von den Eisenbahnen beiseite gelassen, wird der Kaiserstuhl jetzt weit weniger besucht als er verdient. Schon der Name deutet auf eine alte, ehrwürdige Vergangenheit. Mit dem Namen „Stuhl“ bezeichneten die Vorfahren gern eine im Gelände freistehende, auffallende, womöglich allein aufragende Oertlichkeit, geeignet für Volksgericht und Volksversammlung, und Kaiserstuhl ward sie genannt, wenn sie würdig schien, daß ein Kaiser als Vorsitzender sich eines solchen Stuhles bediene. Wirklich berichtet die Sage, daß Kaiser Rudolf von Habsburg wiederholt hier als Obmann mit des Landes Schöffen zu Gericht gesessen. Nach alter Väter Sitte bezeichnen neun Linden den Platz; er ist rund und heißt der Todtenkopf, ein Name, zu dem vielleicht die düstere, blauschwarze Farbe des Gesteins den Anlaß gab. Bei Neunlinden lohnt dem Wanderer, ist die Witterung günstig, eine weite ansprechende Aussicht auf Schwarzwald und Vogesen und das Rheinthal hinauf bis Mülhausen. Alte Namen treten im Kaiserstuhl auf: Berg und Dorf Himmelburg, Eichstetten, Eichelspitz, das Lilienthal beim Todtenkopf, sowie die Mondhalde. Die prächtig gelegene Katharinakapelle mag an Stelle eines altdeutschen, der großen Mutter des Herdes und der Erde geweihten Heiligthums getreten sein. Auch von hier schweift der Blick frei über die Lande. Sehr eigene Pflanzen- und Thierarten sollen den Kaiserstuhl, eine vulkanische Erhebung, auszeichnen. Da, wo der Höhenzug aufhört, liegt als Schlußpunkt der Ort Riegel, der angrenzende Mooswald aber zieht sich über den Rhein in das Elsaß hinein.

Als Schutzort für die Bewohner der Ebene gegen feindliche Einfälle ward der Kaiserstuhl in geschichtlicher Zeit abgelöst durch den seltsamen Felsenblock Alt-Breisach. An den Rhein gelehnt oder einst vielleicht von ihm umflossen, mit einem sumpfigen, weitgedehnten Vorlande und genügend erhöht, um schon in römischer Zeit eine starke Feste zu bilden, ward Breisach später bekannt als Zankapfel zwischen Deutschen und Franzosen, nachdem nämlich die politischen Künste der Letzteren durch Anfachung und Verlängerung des 30jährigen Krieges die Oberhand gewonnen hatten. Ludwig XIV., die Früchte der tückischen Politik der beiden Kardinal-Minister Richelieu und Mazarin erntend, betritt das Elsaß bei Zabern mit den Worten „Quel beau jardin“, und auf ein Vorrathshaus in Breisach ließ er die vorausschauenden, siegesgewissen, aber durch die jammervollen Zustände des damaligen Deutschland nur allzu berechtigten Worte setzen:

> Limes eram Gallis, nunc porta et janua fio:
> Si pergunt Galli, nullibi finis erit.

Nimmt man einige metrische Verstöße mit in den Kauf, so könnte man diese Worte etwa übertragen:

> Einst wider Gallien Wall, bin jetzt ich Galliens Pforte;
> Fahren die Gallier so fort, wird ihre Macht unbegrenzt.

Bonaparte hat diesen Ausspruch wahr gemacht.

Der Glaube an die Bedeutsamkeit des kleinen Basaltberges ist auch schon in der deutschen Sage ausgesprochen. In Breisach soll nämlich als Hüter der Burg für das Geschlecht der Harlunge, der getreue Eckart, gehaust haben, und noch wird eine Höhe der Umgegend Eckartsberg genannt. Zur Zeit der französisch-deutschen Kämpfe hieß Breisach „des Reiches Schlüssel und Ruhekissen“. Aber viel Ruhe hat dabei das Reich nicht gefunden. Auch Breisach nicht. Denn oft und oft ward es umlagert, genommen — jedoch mehr durch List als durch Gewalt —

ward umgewühlt, verstärkt, ganz geschleift, dann wieder aufgebaut und neu befestigt, bis es in seiner heutigen, wenig anmuthigen Gestalt endgültig in Ruhestand getreten und seine einstige Aufgabe von stärkeren Händen geleitet, an Straßburg und Metz übergegangen ist. In Breisach hat nur das Münster zu St. Stefan alle Stürme überdauert und bietet mit seiner baumbewachsenen Terrasse und mit seinen schattenden, an Gräbern und Denkmalen reichen Hallen immer noch eine Sehenswürdigkeit.

Wie die Feste, ist auch der Name des Ortes viel umstritten. Manche führen ihn auf die Worte briser und eau zurück. Nun ist aber das französische briser aus dem deutschen brechen entstanden, und Zschokke gebraucht statt des französischen brèche (Bresche) mit Recht das deutsche „Bruch“ („Bruch ward geschossen“). Daß aber auch das Wort ach für Fluß und Bach in zahllosen deutschen Ortsnamen vorkommt, bedarf weiter keiner Erwähnung. Sa wäre selbst dann, wenn Breisach wirklich ein „Flußbrech“ wäre, der deutsche Ursprung dargethan. Allein so ansprechend jene Deutung, so ist sie doch unwahrscheinlich. Der Name hängt offenbar mit dem Namen des Gaues zusammen, in welchem Breisach liegt, d. h. mit Breisgau. Die älteste Form des Namens von Breisach (um 935) lautet Vrisach; es hat seine nächsten Namensverwandten in Friesack (Brandenburg) und in Friesach (Kärnten). Letzteres hat eine ähnliche Lage wie Breisach, und noch lebt dort die Erinnerung, daß die Stadt von Friesen gegründet sei, jenem merkwürdigen Stamme, welcher die Kunst des Nivellirens verstand und dessen Angehörige als Ansiedler zur Regelung von Flußläufen und zur Entsumpfung von Bauland berufen wurden. Besonders Karl der Große hat sie in solcher Weise viel verwendet. Wo aber hätten die Wasser ärger gehaust als in der Ebene des Oberrheins? Friesen waren daher in Breisach und den tieferen Lagen des Breisgaues ganz an ihrem Platz, genau so, wie an der Mündung des Neckars in den Rhein, wo noch der Ort Friesenheim von jenem Stamme Zeugniß gibt, der einst das Mündungsgebiet geregelt hat. So würde sich auch ungezwungen das Vorkommen der Harlungensage in Breisach erklären, denn Harlingerland und Harlingen ist ein Name, den heute noch ein Theil von Ostfriesland trägt. Diesen Versuchen einer Ableitung des Namens Breisach von Friesen steht allerdings entgegen, daß der Ort als „Brisiacus“ schon bei den Römern vorkommt. Man müßte also jene Erklärung fallen lassen oder aber annehmen, daß schon die Römer, welche allerdings in hundertjähriger Freundschaft mit den Friesen lebten, Angehörige dieses klugen und kundigen Stammes zur Trockenlegung der oberrheinischen Tiefebene hieher verpflanzt haben. An dem Wiederauftauchen der Friesen an diesem Platze unter deutscher Herrschaft brauchte kaum ein Anstoß genommen zu werden, da die „Völkerwanderung“ ja, von den Hunnen abgesehen, immer weniger als ein Abschlachten der Römer und der unter römischer Herrschaft Gestandenen aufgefaßt wird, sondern vielmehr als eine natürliche Ausbreitung der von den Römern eines namhaften Theiles ihrer Lande beraubten und künstlich gegen Norden und Osten gepreßten Deutschen.

Was dagegen allezeit zu fürchten stand, das waren die Wildfluthen des Rheins. Wie Schiffbrüchige flüchteten sich daher die meisten Ortschaften an den Saum des Gebirges oder auf die wenigen Höhen der Ebene. Lange Zeit war die Ebene dem starken Strom als Herrn überlassen; er wählte sich seine Wege wie er wollte; bald floß er links, bald rechts, bald näherte er sich mehr den Vogesen, bald mehr dem Schwarzwalde; bald setzte er lange und tiefe Lehmbänke ab, Grundlagen späteren Fruchtbaues, bald trieb er Sand vor sich her und überstreute das Gefilde mit Geschiebe und Schotter. Der aufmerksame Beobachter bemerkt an dem wechselnden Anbau und Ertrag des Bodens heute noch diese alten Kämpfe, und wer die heutige Fruchtbarkeit des Oberrheins bewundert, der möge nicht vergessen, daß diese hohe Kultur, wie alles Große und Gute, nur die Frucht langer Arbeit ist.

Drei Eisenbahnlinien durchqueren das Oberrheinthal: eine über Straßburg, eine über Mülhausen und eine mittlere, von der wir sprachen, Freiburg-Breisach-Colmar.

Colmar ist die Rechtsstadt des Elsaß. Eine gewisse Ruhe und vornehmer Ernst sind ihm eigen. Das Frankreich der Könige, die in der auswärtigen Politik kein Recht achteten, wußte doch der Stadt diesen Charakter aufzuprägen. Colmar war der Sitz des Conseil souverain d'Alsace. Der Adel der Robe stand gleichberechtigt neben dem Adel des Schwertes. Rechtschaffene, freimüthige Worte hat man freilich schon früher von dort vernommen. Der Domherr Petrus v. Andlau in Colmar ist der wissenschaftliche Begründer des deutschen Staatsrechts und Verfasser des berühmten Buches De imperio Romano-Germanico, das im Jahre 1459 in Basel erschien. In einer bemerkenswerthen Rede, welche der Oberlandesgerichtspräsident v. Vacano am 27. Jan. 1892 zur Feier des Kaisergeburtsfestes zu Colmar hielt, erinnerte er an die ernste und feierliche Mahnung des berühmten Staatsrechtslehrers: „An Euch, durchlauchtigste Fürsten Deutschlands, richte ich meine Rede, denn ich kann mich aus überströmender Liebe zum Deutschen Reich nicht zurückhalten. Eure Vorfahren haben durch große Tapferkeit und Tugend die erste Stelle in der Welt errungen; Euch haben sie dies kostbare Vermächtniß hinterlassen, aber Eure Lässigkeit, Unthätigkeit und Zwietracht haben das Reich in den Zustand versetzt, den wir heute mit Thränen im Auge wahrnehmen. Wie wollt Ihr Euch vor Gottes Richterstuhl verantworten?“ ... Die Voraussicht sicheren Unheils, das da kommen müsse, durchzieht diese Worte, und das Elsaß ist das Land, wo man das Unheil, das kam, bis zum heutigen Tag in den Tiefen der Seele empfindet. Colmar ist die Stadt, welche der Franzosenherrschaft wohl am hartnäckigsten widerstand, und heute ist es, nächst Mülhausen, der Ort, wo die Wurzeln der deutschen Herrschaft vielleicht noch auf den sprödesten Boden stoßen.

Ein großer und verbreiteter Vorzug des Elsaß liegt in der Nähe und leichten Zugänglichkeit des Gebirges. Allen Städten der Ebene winkt in den Vogesen ein Element der Erfrischung. Eine kurze Fußreise führt auf die nächsten Höhen, und gut geleitete Bahnen gestatten leichten Wechsel der Angriffspunkte. Die Landschaft, wenn auch nicht so lieblich wie etwa die Vorlande der Alpen, ist anmuthig, durch wohlgepflegten Wald geziert, mit guten Wegen und Gaststätten versehen und besonders ausgezeichnet durch eine ernste und große Geschichte, die uns in Ortsnamen und Gemarkungsnamen, in Burgen und Klöstern, in Trümmern und Sagen scharf ausgeprägt entgegentritt. Von Ariovist und Cäsar bis Kaiser Wilhelm und Napoleon III., vom Jahre 58 v. Chr. bis 1871, spielt sich hier ein großer Theil der deutschen Geschichte ab. Die Empfindung von diesen Vorkommnissen beschäftigt den Geist des Wanderers und gibt vielen Einzelzügen des Geländes und der Bevölkerung eine höhere Bedeutung. Im Elsaß ergreift auch den weniger Geübten leicht das Mächtige und Ahnungsvolle der Geschichte.

Von Türkheim (Thüringheim) bei Colmar führt jetzt eine von der Nürnberger Firma Schuckert mit einheimischen Arbeitern (ohne Italiener) erbaute elektrische Bahn auf die an Sagen und Aussicht reiche Höhe der Drei Aehren. Die Kirche, ein Marien-Wallfahrtsort, enthält zahlreiche Weihbilder, von frommer Dankbarkeit für Rettung aus

Digitized by Google

mancherlei Gefahren gewidmet. Daß auch Soldaten, welche den letzten Krieg von 1870 mitgemacht, für glückliche Wiederkehr ihre Opfer dargebracht, ist an anderen Wallfahrtsorten kaum zu verzeichnen. Ich gedenke dabei eines schon älteren, baumlangen Tambour-Majors — es war noch in französischer Zeit —, der, in den Straßburger Münster eingetreten, sich in Kreuzform vor dem Altar platt auf die Erde legte und in so mühevoller Art seine Andacht verrichtete. Das sah ich im Jahre 1840. Wie aber würde ein solcher Mann heute in das französische Heer passen? Seit dem großen Kriege hat die Sprache der Inschriften auf den Weihbildern dreimal gewechselt: ursprünglich war sie deutsch, wurde dann, im ersten Trotz nach dem Kriege, ganz französisch und jetzt pflegt sie — lateinisch zu sein. Woher der seltsame Name der Drei Aehren (trois épines) stammt? Daß die darüber jetzt umlaufenden Sagen willkürlich sind, ist klar, der tiefere Sinn aber sehr verhüllt. Papa Goethe würde vielleicht sagen: Ein Volk, das den Landbau liebt und dem er so reiche und vielseitige Früchte bietet, hätte sicher allen Grund, die Aehre als Wahrzeichen heilig zu halten. Thaten es doch auch jene Hyperboreer, welche die Erstlinge ihrer Weizenflur dankbar alljährlich nach Delos sendeten! Dort in Delos ward dem Apoll geopfert, hier vielleicht der Ceres, Demeter, Hertha, der großen deutschen Erdmutter und ihrer Nachfolgerin, der Madonna. Einstweilen wollen wir es also bei diesem Gedanken bewenden lassen.

Auf unserm Wallfahrtsberge macht man übrigens die Wahrnehmung, daß die weltliche Umgebung, wie etwa die Gaststätten, eine gewisse feinere Lebensführung verrathen. Es sind Pensionen oben errichtet, wo man ganz angenehm zu leben versteht. Auch ist kein Zweifel möglich über die Zuträglichkeit der Vereinigung französischer und deutscher Gäste an gemeinschaftlicher Tafel. Es herrscht ein durchaus guter Ton, der aus dem Vorwiegen der Damen eine starke Förderung entnimmt. Man scherzt und lacht und vermeidet Berührung brenzlicher Gegenstände. Und so wird man auch hier unwillkürlich wieder an Goethe erinnert, der seinem Aufenthalt im Elsaß und seiner Fühlung mit den gesellschaftlichen Formen der Franzosen so viel verdankt hat.

Wie von so ziemlich allen Wallfahrtsorten, ist die Aussicht eine ansprechende. Man sieht das Münsterthal und die Rheinebene, sowie die benachbarten Höhen, unter welchen die Drei Exen (Eggisheimer Schlösser) und der Hohlandsberg sich auszeichnen. Weit freier und umfassender vermag der Blick in die Ferne zu schweifen, wenn man die benachbarte Höhe der Galz aufsucht. Ein großer Theil des Netzes der Vogesenberge, welches den Norden und Osten erfüllt, liegt vor uns; die Haupthöhen mögen genannt sein, damit man aus den kraftvollen, aus der Landesbeschaffenheit erwachsenen und theilweise fast dichterischen Namen den deutschen Urcharakter des Elsasses ersehe. Im Norden und Nordosten eröffnet die Reihe der Hahnenberg mit Bad Kastenholz (Kastanienwald) an seinem Fuße; die Umrisse des Odilienberges bei Barr (Straßburg) sind in ferner Bläue noch erkennbar. Dann folgt der breite Rücken, auf welchem die unlängst von der Stadt Schlettstadt dem Deutschen Kaiser geschenkte, mächtige und wohlerhaltene Hochkönigsburg liegt; links Rappoldstein, Stammschloß der Grafen gleichen Namens; eine Erbgräfin heirathete einen Pfalzgrafen von Pfalz-Zweibrücken, so daß König Max I. von Bayern dort vor der Revolution Landesherr war und König Ludwig in Straßburg geboren ward. Dann erscheint der Hochwald mit dem Climont, der Tännchel bei Tannenkirch und Rappoldsweiler mit dem deutschen und wälschen Hochfelsen und dem Geisterbrünnlein. Hierauf der Königsstuhl und die beiden Gipfel der Brüschbückel (des Brézouard). Diese fallen immer noch ins Markircher Thal; erst jenseit ist Frankreich, und zwar die Gegend von St. Dié (St. Dietel). Von unserm Standpunkt nicht allzu weit erheben sich der Vorhof, der Falkenkopf (Fauxkopf) und der Reisberg mit dem weißen und schwarzen See, ein langer Zug, der bis zum Paß der „Schlucht“ am Ende des Münsterthales reicht. In der Nähe erblickt man noch den hohen Rack und den kleinen hohen Rack, ersterer mit regelmäßig ausgehöhlten Becken und Schüsseln im Felsgestein. Hierauf erscheint in unserm Rundbild wieder das Hauptgebirge, welches Deutschland von Frankreich scheidet, mit dem Rheinkopf und dem kahlen Wasen; zwischen Münsterthal und Gebweilerthal der Stockenkopf oder Wildschweinkopf, der große Belchen noch ganz auf deutschem Gebiet, der Molkenrain, näher der Staufen und der Hohlandsberg mit der Ruine des großen Schlosses gleichen Namens. Mit Ausnahme des Climont bei Hohwald sind alle Namen dieser Berge deutsch und durch Sage und Geschichte des Landes geweiht.

Einen besonderen Reiz empfängt die Aussicht von den Hauptgipfeln der Vogesen dadurch, daß im Süden bei günstiger Witterung entweder klar oder angedeutet die gewaltige Kette der Schweizer Alpen von den Appenzeller bis Genfer Bergen erscheint. Gibt es doch sogar in Colmar genug Häuser, aus denen man die Jungfrau im Berner Oberland grüßen kann.

Hervorhebung verdient die ausgezeichnete Forstverwaltung, die mit den Deutschen in das Elsaß eingezogen ist. Um seine Wälder wird Deutschland von einsichtsvollen Franzosen fast am meisten beneidet. Im Elsaß hat an vielen Orten die Wiederbewaldung schon große Fortschritte gemacht. Uebrigens herrscht, was nicht allgemein bekannt, auf der Hauptkette der Vogesen überall die richtige Alpenwirthschaft. Ende Mai ziehen die Leute auf die grasbedeckten Höhen, wohnen in Hütten und bleiben bis Ende September. Die Anlagen heißen deutsch „Melkereien“, französisch „fermes“, wobei man auf den ersten Blick empfindet, daß Sache und Personen deutschen Ursprungs sind, da Melkerei denn doch mit Milch, Molken, melken aufs engste zusammenhängt, während ferme ein jedes kleinere Landgut bedeutet. Von hier fällt auch ein Licht auf die italienische Sprachgrenze, wo auf welscher Seite die Alpenhütte mata oder marga heißt. Auch die Bozener „Margreien“ sind offenbar diesen deutschen Wurzeln entsprossen.

Ein vielverbreiteter Irrthum wird durch die Besteigung einiger Vogesengipfel widerlegt, nämlich der, daß die Vogesen nur eine Kette bilden, nur gleichsam eine schmale Mauer, welche Deutschland von Frankreich scheide. So ist es nicht. Die Vogesen sind keine Kette, sondern ein ganzes, vielgliedriges Netz, sie sind keine bloße Mauer, sondern ein ganzes, mächtiges Festungswerk, dessen Zugänge alle in Gestalt von mehr oder weniger langen Thalungen nach Deutschland münden. Keine dieser Thalungen reicht nach Frankreich hinüber, und wenn man von einem der Grenzberge gen Westen hinüberblickt, so gewahrt man auch in Frankreich, soweit das Auge reicht, ein Gebirgs- und Hügelland, das für Bewegung großer Heeresmassen nicht günstig ist und nirgends jene Freiheit gewährt wie die herrliche, von Bahnen, Straßen und einzelnen Kanälen durchzogene Rheinebene. Von Sarburg bis Mülhausen bilden die Vogesen eine natürliche und noch dazu für Deutschland vortheilhafte Grenze. Das Loch von Belfort kann daran wenig ändern. Bis nach Dijon hinein steht das ganze Grenzgebiet unter dem Einblick von Metz; der Weg von Belfort nach Stuttgart oder München ist nicht kürzer als der von Metz nach Paris. Große Heere werden schwer sich durch die alte Burgunderpforte durchringen und kleine Heere könnten leicht bei ihrer Rückkehr das Thor geschlossen finden. Erst gegenüber einem schon sehr geschwächten Deutsch-

Digitized by Google

land würde Belfort für den französischen Angriff wichtig sein. Der französischen Vertheidigung jedoch dient es immer.

Von Belfort abgesehen, führen eigentlich nur drei oder vier Pässe in einer Höhe von 780—1255 m, also durchaus nicht leicht überschreitbar, aus Frankreich herüber. Eisenbahnverbindung ist auf dieser ganzen Strecke nur über den Zaberner Steig und die Lücke von Belfort, beidemal mit einem Kanal an der Seite. Die Natur selbst hat also das Elsaß auf die Rheinebene angewiesen und Deutschland zugetheilt.

Die Landesart des Elsaß als einer starken Naturfeste war im Mittelalter dadurch anerkannt, daß die Hohenstaufen ihre Schatzkammer und Archive in Hagenau, die Habsburger in Thann hatten. Freilich lag auch die französische Grenze damals noch bedeutend weiter westlich, indem Toul und Verdun, die ganze Freigrafschaft, ja Burgund noch zum römischen Reich deutscher Nation gehörten. Unsre geschichtlichen Atlanten vertiefen sich noch zu sehr in Darstellung der jetzt ganz interesselos gewordenen Kleinstaaterei, sie geben auch eine Karte „Frankreich zur Zeit seiner größten Ausdehnung unter Napoleon", aber ein Bild Deutschlands zur Zeit seiner größten Ausdehnung und Bilder der leidvollen, aber lehrreichen Abnahme des deutschen Gebiets bis zu seiner jüngsten Auferstehung sucht man in der Regel vergeblich.

Wenn das Elsaß von Natur eine Feste war, so muß man sagen, daß es auch die entsprechende Besatzung in Gestalt eines starken und tüchtigen Volks hatte. Und dieser Vorzug ist ihm geblieben. Es steht darin gleich neben Hessen, Tirol und Brandenburg. Nicht leicht brachte ein anderer deutscher Stamm so viele Krieger hervor. Und daneben geht eine vorzügliche Eignung für die Industrie. Die letztere hat im Elsaß schwere Wandlungen durchgemacht. Die blühendsten Zweige, wie die berühmte Mülhausener Baumwollindustrie, mußte ihren ganzen, dem Luxusplatz Paris und dem Export in alle Welt angepaßten Standard ändern; sie hatte sich dem deutschen Markt zu fügen und versuchte daneben durch Errichtung von Zweigniederlassungen westlich des Vogesenkammes von dem französischen Markt so viel festzuhalten als möglich war. Von einem neuen Krieg oder gar von neuen Gebietsänderungen hätte sie nur zu fürchten.

Sucht man über den Typus der elsässischen Bevölkerung einen Ueberblick zu gewinnen, so staunt man, daß die deutsche Art verhältnißmäßig so bestimmt hervortritt. Und doch müssen hier seit uralter Zeit Mischungen eingetreten sein. Ohne die friedlichen Deutschen, die sie hier vorfanden, auszutreiben, haben die Römer nach ihrem Siege über Ariovist gewiß, ihrer Gepflogenheit nach, Südländer verschiedener Art hier angesiedelt. Und als die große Wendung kam, haben in der sogenannten Völkerwanderung die Deutschen das Land in Besitz genommen, ohne die friedlichen welschen Bauern zu verjagen. Die Letzteren hatten von dort ab ihren Bodenzins nur an andere, und zwar in der Regel weniger gierige und strenge Herren zu zahlen, und nur wo sie zu dicht und deutlich an der Heerstraße oder in den wichtigsten Orten saßen, da mag man ihnen entlegenere Oertlichkeiten zugewiesen haben. Wie viele ihrer bleiben, das zeigen auch dem flüchtigeren Beobachter die Ortsnamen. Romansweiler, Rumbach, Rombach, Romelstein, Römerplatz, Ramonchamp, Remlingen, Ramsthal, Rauspach, Rambercham, Wahlen, Wahlenburg, Walbach, Woll, Galz u. a. gehen auf Ansiedelungen südlichen Volkes zurück, und wenn in manchen Fällen in jenen Namen nur eine Erinnerung an die Römerzeit zu suchen wäre, so ward diese Erinnerung doch wahrscheinlich zumeist durch Volksreste vermittelt. Dazu kommen aber noch zwei welsche Oasen, die heute noch im Elsaß fortbestehen. Die eine nordlich von Türkheim (Colmar) bei Schnierlach und Diedholzhausen, la Poutroie genannt; ferner ein Theil des Markircher Thals, des Weilerthals und des Breuschthals, also eine Strecke von Münster bis zum Donon. Diese Welschen sind klein, dunkel von Haar und Auge, rundköpfig, also jenem Typus entsprechend, welchen auf der rechten Rheinseite Otto Ammon in einem großen Theile des Schwarzwaldes nachgewiesen hat; darin jedoch zeigen sie einen Unterschied von den kräftigen Schwarzwäldern (z. B. den Hotzen), daß sie wenig kriegerisch sind. Man schildert sie als gute Steuerzahler und friedliche Bauern, die gern in Höfen wohnen und ihre Thüren mit dem sogenannten Flamboyant verzieren, d. h. es enthält der obere Thürstock eine flammenartige Spitze nach oben. Ob indessen diese ein vielgemischtes „Romanisch" redenden Leute noch aus jenen alten Zeiten stammen oder ob sie aus dem inneren Frankreich von Ludwig XIV. nach der Eroberung hiehergeführtes Volk sind, darüber bestehen noch getheilte Meinungen. Wenigstens von der Gegend von Dieuze in Lothringen wird versichert, daß sie von den französischen Königen verpflanzte Picarden seien.[1])

Südliche, vom Mittelmeer kommende Einflüsse zeigen sich auch im altdeutschen Volksglauben, welchem die christliche Kirche bekanntlich so viel Rechnung getragen hat. Saint Ludan, St. Epore, St. Nabor, St. Privat, St. Livier, St. Ail, St. Morand gehören kaum in die mitteleuropäische Heiligenversammlung. Aber das sind nur vereinzelte Spuren. Unendlich überwiegt der altdeutsche Grundstoff, der ja nach den Siegen über die Römer und nach der Völkerwanderung eine Art deutschen Christenthums geschaffen hat. In der Burgunderpforte wachte Wotan, wenn man mit Anlehnung an das Muota-Thal in Schwyz den uralten Thurm La Miotte bei Belfort so deuten darf; den Zaberner Steig beschützte Donars Nachfolger, der hl. Michael, mit seiner berühmten Wallfahrtskapelle auf vorspringendem Felsen bei Monsweiler. An die Stelle der Göttinnen der Heiden, der römischen Ceres und der deutschen Erdmutter, trat die Madonna, die auch einst, zur Zeit Karls des Großen, die Hohenburg, den späteren Odilienberg, bewohnte. Ihr zur Seite stehen St. Peter, St. Martin, St. Leonhard, St. Christoph, St. Wolfgang, St. Arbogast und St. Diedel. Aber auch die vorchristliche altdeutsche Heidenzeit hat kaum einem anderen Lande so starke Spuren aufgeprägt wie gerade dem Elsaß. Wotan zieht mit dem wilden Heer aus und wird noch heute vernommen. Der Bastberg (Sebastiansberg) bei Buschweiler, dessen Aussicht einst Goethe entzückte, und der Schneeberg sind im Norden, der Hexenfelsen bei Markirch mit dem „Wüsten Loche" in der Mitte des Landes die Versammlungsorte der Hexen. Sonst begegnen wir noch dem Hexenplatz bei Bergzabern, dem großen und kleinen Hexenplatz am Odilienberge, dem Hexenkessel, dem Hexenschloß, -tanzplatz, -teich u. a. Dagegen fehlt auch nicht die Himmelpforte bei Bergzabern, der Herrgott (ein Gräberfeld bei Zabern), das Geisterbrünnlein am Tännchel, der Heiligenberg (Saint Mont) bei Remiremont, letzterer schon auf französischem Boden. Echt deutsch ist auch das häufige Vorkommen der Dreizahl in vielen Oertlichkeiten und Dingen, besonders solchen, die mit der Religion in Beziehung standen. Die drei Aehren und drei Exen wurden bereits erwähnt. Dazu kommen die „Drei Heiligen" (auf der Stätte eines römischen Lagers) im Dagsburger Land, „Drei Eichen" (wahrscheinlich alter Hain und Gerichtsplatz mit dem Blick auf den sagenreichen Bastberg) bei Niederbronn, die „großen drei Tische" und die „kleinen drei Tische" bei Rappoldsweiler, die „drei lachenden Köpfe" nicht weit von Zabern. Drei Flammen zeigten sich in

[1]) Kurt Mündel: Die Vogesen, S. 428. Eines der besten, dem Verfasser bekannt gewordenen Reisehandbücher.

Thann zu Ehren des hl. Theobald und es wurden an dessen Gedächtnißtage im Münster drei große Kerzen und auf dem Platze drei geweihte Tannen angezündet. Auf drei Stufen steigt man zu Hirzbach (Hirschbach) bei Mülhausen zur Quelle von St. Afra hinab und taucht kranke Kinder unter Anrufung der Dreifaltigkeit dreimal in den wunderthätigen Brunnen. Aber auch in rein weltlichen Dingen liebt man die Dreizahl, so vor allem in dem bekannten Spruche:

> Drei Schlösser auf einem Berge,
> Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
> Drei Städt' in Einem Thal
> Ist das ganze Elsaß überall.

In gleicher Weise werden drei Weine besonders hervorgehoben:

> Zu Thann im Rangen
> Zu Gebweiler in der Wannen
> Zu Türkheim im Brand
> Wächst der beste Wein im Land.

Wo eine einzige Taube es thäte, heißt doch ein Gasthof (zu Hirsingen bei Mülhausen) zu den drei Tauben, und der Dreizahl huldigten jene drei Schulmeister, die einst, aus Frankreich, der Schweiz und Deutschland gekommen, nicht weit von Mülhausen auf einem Grenzstein der drei Länder fröhlich kneipten, Jeder, ohne sein Land zu verlassen. Für besonders heilig galt dann noch die aus dreimal drei zusammengesetzte Neunzahl. Der Neuntenstein liegt am Odilienberg, dessen „Hohenburg" wahrscheinlich das Haupheiligthum der heidnischen Alemannen war. Neun Quellen entspringen dem Odilienberge und neunmal umwandern betend die Mädchen die Engelskapelle auf diesem Berge. Daß unter neun Linden auf dem Kaiserstuhl die Kaiser zu Gericht saßen, ward schon früher bemerkt.

Die so klar ausgesprochene, dem Elsaß trotz aller Schicksalswendungen unzerstörbar aufgedrückte deutsche Landesart hat von jeher die deutschen Forscher angezogen. Scheffel, Scherer und viele andere tüchtige Männer haben seit dem großen Kriege das Elsaß geprüft, viel Schutt beseitigt und die alten Quadern aufgedeckt, und der stolze Bau erhebt sich, ein Münster in seiner Art, vor den Augen des noch halb ungläubigen, halb gewonnenen Volkes. Solche Bestrebungen zu fördern, ist vaterländische Pflicht. Mit Dank muß man daher den Entschluß begrüßen, wonach die Vollversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Ende September in Straßburg tagen soll. Ohne Zweifel werden sich dort die strenge berufsmäßige und die — auch unentbehrliche — freiwillige Forschung die Hand reichen, denn ein Wirken ins Volk und auf das Volk ist hauptsächlich durch die letztere möglich. Reich, fast zu reich ist die Tagesordnung. Unter den Anträgen sind, unbeschadet der anderen, zwei, die wir besonders hervorheben möchten, der eine von Metz: „Anfertigung historischer Ortsverzeichnisse nach einheitlichem Plane", der andere von Arnstadt in Thüringen: „Errichtung einer Sammelstelle für Flurnamenforschung und Ortsnamenforschung". Beide Anträge lassen sich vereinen und vielleicht läßt sich auch die schon von Landau seinerzeit bei den Geschichtsvereinen Deutschlands vorgeschlagene **Erforschung und Beschreibung der alten Gaue**, eine Hauptgrundlage aller Volkskunde, in zweiter Reihe anschließen. Gerade das Elsaß zeigt, um wie wichtige Interessen es sich bei diesen Fragen handelt. Die richtige Durchführung jener Anträge würde sich gleichberechtigt neben die so glücklich begonnene Limes-Forschung stellen, und wenn das Reich sich eines Werkes annahm, das von den Deutschen gebrochen werden mußte, so wird seine Förderung gewiß auch einem anderen Unternehmen nicht fehlen, das den Nachkommen zeigt, wie die Vorfahren, die Sieger über Rom, nach Ueberwindung der Römer und ihres Pfahlgrabens auf dem wiedergewonnenen Boden sich niederließen und lebten.

Dr. A. Peez.

## Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Von der **Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch** ist derzeit nicht viel neues zu sagen. Die großen **Kommentare**, deren erste Lieferungen aus buchhändlerischen Gründen beschleunigt wurden, sind ins Stocken gekommen. Die **Lehrbücher** schreiten in gemäßigtem Tempo voran; **Endemann** und **Cosack** versprechen den Abschluß bis Ende des laufenden Jahres. Beide Werke sind bereits über die erste Auflage hinausgekommen, Endemann im ersten Theil sogar schon in die sechste eingetreten; ein schöner, wohlverdienter Erfolg. Eine knappere Darstellung, als die großen Lehrbücher sie bieten, versucht A. **Engelmann** mit seinem Buch: „**Das alte und das neue bürgerliche Recht Deutschlands mit Einschluß des Handelsrechts**" (Berlin, J. J. Heine 1898). Der Verfasser hat den Stoff gut in der Hand; für den, der das Bürgerliche Gesetzbuch schon nach den größeren Lehrbüchern studirt hat, wird sich die fleißige und übersichtliche Arbeit zur Wiederholung trefflich eignen. Das erste Studium wird immer am besten mit Hülfe der ausführlichen, viel zur Kasuistik greifenden Werke erfolgen. Der im gleichen Verlag erschienene **Leitfaden durch das Bürgerliche Gesetzbuch für gerichtliche und Verwaltungsbeamte** von **Friedrich Rapp** ist nur ein Versuch, die gesetzlichen Vorschriften übersichtlich und mit einem Ansatz zur Systematik zusammenzustellen. Ein Versuch, den spröden Stoff auf andere Art anmuthender zu machen, ist auch das „**Neue Bürgerliche in fröhlichen Versen**" von **Berthold Kann**, Rechtsanwalt (Berlin, H. W. Müller, 1898). Wie die Regeln der lateinischen Grammatik, so lassen sich wohl auch die Bestimmungen eines Gesetzes auf Reime ziehen. Wir haben schon ein Strafgesetzbuch in Versen, das seine Existenz allerdings ziemlich unbeachtet in den kleinen Büchersammlungen unsrer Schutzleute fristet. Es ist gar kein so übles Büchlein. Der Arbeit Kanns läßt sich leider nicht einmal dieses bescheidene Lob spenden. Nie ist mir ein unglücklicheres Erzeugniß zu Händen gekommen. Von lustigen Versen, wie sie das Titelblatt verheißt, ist keine Rede. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gesetzt, den Stoff des Bürgerlichen Gesetzbuches getreu und zuverlässig in Versen wiederzugeben und alles Redenwerk, jedes überflüssige Wort, kurz jeden poetischen Schmuck wegzulassen. Dieses Programm hat er gehalten; man kann sich denken, was dabei herausgekommen ist. Schade um die daran gewendete Zeit! — Aus ganz anderem Holz ist das Büchlein „**Das neue deutsche bürgerliche Recht in Sprüchen**" von Dr. **Georg Cohn**, Professor in Zürich. (Berlin, Liebmann.) Es findet sich darin, da ja Paragraph für Paragraph in einen Spruch verwandelt wird, wohl auch manche unfreie Wendung, aber der Versuch, die Gedanken des neuen Rechts in die knappe und leicht zu behaltende, oder allerdings mit Vorsicht anzuwendende Form der mittelalterlichen Sprichwörter zu fassen, muß doch als im ganzen gelungen bezeichnet werden. — Von den **Spezialarbeiten** zu dem ausgedehnten Rechtsstoff sind nur solche zum Familien- und Erbrecht zur Besprechung eingegangen. Das **Familienrecht**, für den praktischen Gebrauch dargestellt von **Arnold Fränkel**, und das dazugehörige **Vormundschaftsrecht**, für den praktischen Gebrauch dargestellt von **J. Böhm**, beide Werke im Verlag von Helwing in Hannover erschienen, kennzeichnen sich als tüchtige Hülfsbücher, die einen gelehrten Aufputz vermeiden, um beim Bedarf rasche und meistens genügende Auskunft zu geben. Tiefer geht das **Verwandtschaftsrecht** von Dr. **Otto Opet**, Privatdozent an der Universität Bern. (Berlin, Vahlen.) Insbesondere der zweite, mit der außerehelichen Kindschaft sich befassende Theil enthält trotz der verhältnißmäßigen Kürze seiner Fassung eine Reihe trefflicher Angaben zu dieser Materie, deren Regelung sicher allenthalben, nicht nur da, wo die bisherigen Zustände eine völlige Umänderung

Digitized by Google

erfahren, wie im Gebiet des französischen Rechts, auf eine Reihe von Schwierigkeiten hinführen wird. — Auf erbrechtlichem Gebiet erscheint das Büchlein von **Georg Eichhorn** „Das Testament" (Berlin, Vahlen) in erster Linie, wie es sich selbst bezeichnet, als Musterbuch für letztwillige Verfügungen. Eine vom wissenschaftlichen Standpunkt aus sehr beachtenswerthe Arbeit hat Dr. **Ernst Jäger** unter dem Titel „**Erbenhaftung und Nachlaßkonkurs im neuen Reichsrecht**" veröffentlicht (Berlin, J. J. Heine). Der junge Gelehrte, dessen Tüchtigkeit bereits durch seine Berufung vom Amtsrichter zum außerordentlichen Professor an die Universität Erlangen die wohlverdiente Anerkennung fand, bekundet in diesem Buch eine äußerst wohlthuende Tiefe der Gedanken und Klarheit des Ausdrucks. Das Werk gehört zu jenen, die ohne weiteres Vertrauen einflößen. Es steht zu erwarten, daß auch der vom gleichen Verfasser im gleichen Verlag erscheinende Kommentar zur Konkursordnung das gleiche günstige Urtheil verdient.

**Adolfo Venturi**: La Madonna. Mailand, Ulrico Hoepli, 1900. Folio. — In einem stattlichen Bande von 442 Seiten werden hier etwa 520 Darstellungen der Madonna, sowie Scenen aus ihrem Leben vorgeführt (fünf in Kupferdruck, die übrigen in Netzätzungen), bis auf wenig Ausnahmen der italienischen Kunst entnommen. Ein fortlaufender Text gibt die nöthigen Erklärungen. Man hat somit eine Geschichte der Entwicklung des italienischen Madonnenideals, dieses wichtigsten Vorwurfs der dortigen Kunst, vor sich, und zugleich eine Uebersicht über die verschiedene Gestaltung, welche die einzelnen Scenen aus ihrem Leben im Laufe der Zeiten erfahren haben. Die Auswahl ist, dem im besten Sinne populären Zweck des Buches entsprechend, wesentlich vom ästhetischen Standpunkte aus getroffen (ohne den historischen dabei zu kurz kommen zu lassen), so daß eine Menge nicht genügend bekannter und gewürdigter Darstellungen hier zur Wiedergabe gelangt; ja, eine ganze Reihe, wie z. B. die Jugendbilder Correggio's, sind einem größeren Publikum überhaupt noch nicht vorgeführt worden. — Den Anfang der Madonnendarstellungen macht ein antikes Fresko der hl. Familie vom 3. Jahrhundert in den Katakomben der Priscilla, dessen Madonnengruppe mit Recht mit Raphaels Madonna della Sedia verglichen wird. Auf die stilvollen Mosaiken des 6. Jahrhunderts aus Ravenna folgt dann die Zeit des Verfalls, welche erst gegen Ende des ersten Jahrtausends durch den inzwischen in Byzanz festgestellten Typus, der sich bis ins 12. Jahrhundert immer mehr verfeinert, zu neuem Leben erstarkt. Aus der Erstarrung und Verflachung, die dann wiederum sich einstellt, erlösen allmählich die großen, italienischen Meister des 13. Jahrhunderts, die Margaritone d'Arezzo, Guido da Siena, Duccio und Cimabue, die Kunst, indem sie die überlieferten Formen mit lebendiger Empfindung zu erfüllen suchen. Der Bildhauer Giovanni Pisano und der Maler Giotto durchbrechen endlich die starren Schranken, zeigen die Mutter in liebevoller Zwiesprache mit dem Kinde oder als milde Herrscherin auf dem Thron. Nachdem Giotto's Schule ein Jahrhundert lang gewirkt, bricht mit dem 15. Jahrhundert die Zeit der Renaissance an, geführt von den Bildhauern Jacopo della Quercia, dem sog. Meister der Pellegrini-Kapelle, Luca della Robbia und endlich Donatello. Bewundernswerth ist in ihren Werken die stets neue Fülle anmuthiger Motive, in denen uns die Mutter mit dem Kinde vorgeführt wird. Weiterhin wird die bekannte Entwicklung bis in die Zeiten des Tizian und Correggio gezeigt. — Für die einzelnen Scenen aus dem Leben der Maria werden namentlich die folgenden großen Bildercyklen ausgenützt: Bonanno's Bronzethüren in Pisa, Elfenbeintafeln im Dom von Ravenna, die Miniaturen in den Homilien des Mönches Jakobus (12. Jahrhundert in Paris), Mosaiken in S. M. Trastevere (13. Jahrhundert), die Kanzeln der Pisanos, Giotto's Freskencyklen in Padua und Assisi (erstere eine Hauptquelle), die Bronzethüren Andrea Pisano's, die Freskencyklen von Taddeo Gaddi und Giovanni da Milano in S. Croce zu Florenz, der des Sienesen Bartolo di Maestro Fredi in S. Gimignano, Orcagna's Reliefs in Or San Michele, die Façadenreliefs in Orvieto, Ottaviano Nelli's Malereien in Foligno, Donatello's Kanzelreliefs in S. Lorenzo zu Florenz, endlich Ghirlandaio's Fresken in S. M. Novella, Bart. Vivarini's Gemälde in S. M. Formosa zu Venedig, Carpaccio's Darstellungen in der Akademie daselbst und in der Brera zu Mailand, sowie Luini's Fresken in der Brera und in Saronno. — Von sonstigen Einzelbildern aber werden uns als besonders typische Gestaltungen ins Gedächtniß gerufen: bei der Darstellung im Tempel Tizians großes Bild in der Akademie von Venedig, bei der Vermählung Raphaels Sposalizio, bei der Verkündigung das viel zu wenig bekannte Fresko Vittore Pisano's in S. Fermo zu Verona (S. 166, 167), bei der Heimsuchung Albertinelli's Gemälde in den Uffizien, Andrea della Robbia's Terrakotta in Pistoja (Sebastiano del Piombo's Bild im Louvre fehlt), bei der Geburt Christi das köstliche Bild Fra Filippo Lippi's in Berlin, Botticelli's Anbetung mit dem Engelreigen in London, Correggio's heilige Nacht; bei der Anbetung der Könige außer den Darstellungen Filippino's und Botticelli's Lionardo's Braununtermalung in den Uffizien, bei der Krönung der Maria Fiesole's und Fra Filippo's Bilder, besonders aber der Raphael im Vatikan; endlich für die Himmelfahrt Tizians berühmte Darstellung. — So spiegelt sich in dieser Bilderfolge ein Stück Geistesgeschichte ab, das die innersten Regungen einer nach Freiheit und Größe strebenden Zeit und die gewaltigsten Anstrengungen einer überreichen Zahl gottbegnadeter Meister umfaßte, dadurch aber auch eine Blüthe herbeiführen half, die nur in dem Athen des 5. Jahrhunderts seinesgleichen fand. W. S.

□ **Würzburg**, 20. Sept. Hr. Privatdozent Dr. **Heinrich Bulle** aus München wurde vom Kultusministerium auch für das kommende Wintersemester mit der Vertretung des Faches der Archäologie für den verstorbenen Professor Dr. Sittl beauftragt.

* **Stuttgart.** Der Oberbaudirektor Prof. v. **Tritschler** von der hiesigen Technischen Hochschule ist mit dem Ende dieses Studienhalbjahres in den Ruhestand getreten.

* **Berlin.** Der bisherige a. o. Professor für alte Topographie Dr. **Wilhelm Sieglin** zu **Leipzig** ist zum o. Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Eine Kunde von Andrée?** Aus Stockholm wird telegraphisch gemeldet: „Aftonbladet" erhielt ein Telegramm von dem Führer des norwegischen Kutters „Martha", Laest Ask, nach welchem am 11. September **auf der Nordseite der König Karls-Insel** eine Ankerboje, gezeichnet „**Andrée's Polarexpedition**", gefunden worden ist. — König Karl-Land (nicht König Karl-Insel, wie in dem Telegramm steht) ist ein Inselkomplex, der östlich von Spitzbergen, von diesem nur durch die Olgastraße getrennt, etwa unter dem 79. Grad n. Br. und 27. bis 30. Grad ö. L. liegt und von dem Ausgangspunkt Andrée's nicht allzu weit entfernt ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

**Wiener Künstlerpostkarten.** Serie 42: Junggesellen-Postkarten, Serie 41: Semmering-Ansichtspostkarten. Wien, Philipp u. Kramer 1899. — *Bulletin de l'institut international de statistique.* Tome XI. 1re livraison. St. Pétersbourg, Trenké et Fusnot 1899. — Pfarrer P. **Bräunlich**: Die österreichische „Los von Rom"-Bewegung. (Berichte über den Fortgang der „Los von Rom"-Bewegung, Heft 2); Leo Taxil. Ein Miniaturbild aus dem großen Verzweiflungskampf der römischen Priesterherrschaft um ihren Bestand. München, J. F. Lehmann 1899. — **Adolf Pichler**: Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Bergen. Leipzig, Georg Heine. Meyer 1899.


# Ein neues Dühring'sches Organ

erscheint vom 1. Oktober ab unter dem Titel

**Personalist und Emancipator,**

**geistiger und materieller.** (13787)

Halbmonatsblatt. Vierteljährlich 1 M. 50 Pf.

Durch jede Buchhandlung, Post und am raschesten direkt unter Streifband von der Expedition: **Keil'sche Buchhandlung, Berlin SW.,** Friedrichstraße 238. Einzelnummern 30 Pf. Keine Gratis-Probenummern.


Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 22. September. Nummer 216.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Justus v. Liebig und die Medizin.

Von Prof. G. Klemperer (Berlin).[1]

Hochverehrte Versammlung!

Als letzter Redner trete ich vor Sie hin. Noch einmal soll in vollen Accorden der Klang durch Ihre Seelen rauschen, der dieser festlichen Tage Leitmotiv gewesen ist. Die enge Verbindung zwischen Naturforschung und Heilkunde, die zu pflegen diese Versammlung berufen ist, wie können wir sie klarer vor unser geistig Auge stellen, als durch die Vertiefung in das Werk jener Heroen, deren Lebensarbeit diese Verbindung zu einer unauflöslichen geknüpft hat.

In drei Säulen trägt die Naturwissenschaft den Bau der Heilkunde, der Anatomie, der Physik, der Chemie. Ein gnadenvolles Geschick hat in diesem Jahrhundert der deutschen Nation die drei Männer geschenkt, die vor Allen diese drei Säulen gefestet und erhöht haben: Rudolf Virchow, Hermann Helmholtz und Justus v. Liebig.

Wenn ich es unternehme, in dieser Versammlung auseinanderzusetzen, durch welche Thaten Liebig, der Erforscher der Chemie, die Heilkunde so gewaltig gefördert hat, so bedarf ich sehr Ihrer Nachsicht. Denn von berufener Seite ist oft Liebigs Werk beleuchtet worden. Die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hat gleich nach Liebigs Tode sein Gedächtniß gefeiert, indem in der Wiesbadener Tagung von 1873 Prof. Neubauer seinen Verdiensten um die physiologische Chemie gerecht wurde. Mehr noch empfiehlt mich Ihrer Nachsicht der genius loci. Denn hier in München ist Liebig auf der Höhe seines ruhmvollen Lebens gewandelt, nachdem König Maximilian, glorreichen Angedenkens, ihn dem Kreise der Männer zugesellt hat, welche die tempelgeschmückte, kunstberühmte Hauptstadt des Bayernlandes auch zum Mittelpunkt wissenschaftlichen Lebens gemacht haben. Hier hat er 20 Jahre nicht nur im Laboratorium gearbeitet, Schüler herangebildet und vor Schaaren jugendlicher Zuhörer Vorlesungen gehalten; er ist selbst in den Kreis des Bürgerthums getreten, um die von ihm begründeten Kenntnisse zu verbreiten; hier hat er in immer neuen Werken die Bedeutung der Chemie für Landwirthschaft und Physiologie hervorgehoben; hier hat er als gern gehörter Berather der Obrigkeit, als Präsident der Akademie der Wissenschaften, in Schrift und Wort unvergängliche Anregungen geboten. Wie Viele mögen in diesem Saale weilen, denen vergönnt war, die Lehre, den Umgang, vielleicht die Freundschaft des großen Mannes zu genießen!

Und als dies begnadete Leben zur Rüste gegangen war, da hat hier in München dankbare Pietät das Fazit seiner Arbeit gezogen; kein Geringerer als Max v. Pettenkofer hat vor der Akademie mit wahrhaft künstlerischer Hand sein Bild und sein Werk gezeichnet. Dann ward das herrliche Denkmal errichtet, das Liebigs Züge der Nachwelt überliefert, und bei der Enthüllung hat der beredte Mund A. W. Hofmanns verkündet, auf welchem Grunde dieses Standbild ruht.

Wenn ich heute von neuem Liebigs Andenken erneuere, so geschieht es nicht nur, weil die Länge des Weges, den die Wissenschaft inzwischen durchmessen, eine bessere Schätzung seiner Größe gestattet. Auch dem Wanderer versinken die kleinen Höhen, je mehr er sich von ihnen entfernt, während die hohen Gipfel um so ragender erscheinen.

Aber ich glaube auch mit meinen Worten eine Dankesschuld abzutragen. Die Chemiker, die Landwirthe, die Physiologen, sie alle haben dem Andenken des Meisters gehuldigt; aus der Gemeinschaft der Aerzte, von den Vertretern der praktischen Heilkunde, ist ihm kein literarisches Zeichen des Dankes zutheil geworden.

Und doch hat er die ärztliche Kunst mit heißem Bemühen umworben. Gewiß war er ein Fürst der Forschung, die nur die Wahrheit sucht, ohne nach Nutzen und Anwendung zu fragen. Aber was ihn hoch erhebt über die kleine Schaar selbst erwählter Meister der Wissenschaft, das ist sein leidenschaftlicher Drang, die Wahrheit zu verwerthen für den Fortschritt des Menschengeschlechts. Wie er durch die Einführung chemischer Grundsätze in die Landwirthschaft deren Erträge zu vermehren suchte, um Wohlstand und Bildung der Nation zu erhöhen, so war es sein bewußtes Bestreben, durch die chemische Umgestaltung der Physiologie auf die praktische Heilkunst zu wirken, um sie in ihrem Kampf für des Volkes höchstes Gut, seine Gesundheit, zu stärken. „Es kann kein Zweifel sein," schreibt er 1842, „daß wir mit einer neuen Physiologie auch eine rationelle Pathologie haben werden"; er bezeichnet es als den direkten Zweck seines Werkes über „organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie", daß die darin entwickelten Resultate eine nützliche Anwendung finden möchten. Wiederholt ermahnt er die Aerzte, sich chemisch zu unterrichten, um klarere Vorstellungen über Verdauungs- und Sekretionsvorgänge zu erhalten, „wie ganz anders würde dann die Behandlung der Krankheiten sein?" Der mangelnden naturwissenschaftlichen Bildung der Aerzte schreibt er das Aufblühen der Kurpfuscherei, insbesondere der Homöopathie zu; die naturphilosophische Richtung zeitgenössischer Kliniker geißelt er in den denkbar schärfsten Worten (1840): „Einen Menschen, der im Zustand der Tollheit einen andern umbringt, sperrt der Staat ein und macht ihn unfähig, zu schaden; und ihnen erlaubt man heutzutage noch, unsre Aerzte zu bilden und diesen ihren eigenen Zustand der Tollheit mitzutheilen, der ihnen mit Gewissensruhe und nach Prinzipien erlaubt, Tausende zu tödten!" In Aerzten wie Schönlein sieht er „die Vorläufer der Morgenröthe eines neuen Tages, durch sie muß die Medizin zum Selbstbewußtsein kommen". An einer andern Stelle (1852) hält

[1] Vortrag, gehalten vor der 71. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in München, am 22. Sept.

Digitized by Google

er für erwiesen, „daß es durch die Chemie möglich ist, zu sicheren Heilmethoden zu gelangen".

Man könnte noch viele Stellen aus seinen Werken anführen, in denen er die Aerzte direkt ermahnt, ihre Therapie von chemischen Grundsätzen beeinflussen zu lassen. Aber auch persönliche Einwirkung hat er nicht verschmäht. Er war korrespondirendes Mitglied des ärztlichen Vereins seiner Vaterstadt Darmstadt und hat in demselben seine Arbeit „über thierische Wärme" vorgetragen.

Wenn er so das Bestreben bekundet hat, den Aerzten lehrend und aufklärend zu nützen, so geziemt es sich wohl, daß auch die Aerzte seiner Einwirkung auf ihre Kunst dankbar gedenken. Oft freilich, wenn man im Rückblick auf die Entwicklung der Medizin das Wachsen unsrer chemischen Hülfsmittel hervorhob, hat man Liebigs Namen, als eines der Begründer der modernen Chemie, mit Ehren genannt. Aber diesen Ruhm theilt er mit anderen großen Forschern, deren Entdeckungen die Medizin bereichert haben. Und doch haben weder Lavoisier noch Berzelius, weder Dumas noch Bunsen, auch nicht Liebigs großer Freund und Arbeitsgenosse Wöhler, der Medizin auch nur annähernd so tiefe Spuren eingegraben wie Justus v. Liebig. Er hat nicht nur chemische Thatsachen festgestellt, die für die Medizin Bedeutung gewinnen sollten, sondern er hat die Chemie in die Medizin hineingetragen, indem er die Aerzte chemisch zu denken, nach chemischer Logik zu handeln veranlaßte. Einen zweiten Paracelsus dürften wir ihn nennen, wenn er nicht diesen Begründer der mittelalterlichen Chemiatrie ebenso sehr durch Wahrhaftigkeit wie durch Exaktheit überträfe.

So trägt jedes Feld ärztlicher Thätigkeit, das überhaupt chemischem Einfluß zugänglich ist, die Spuren Liebigscher Einwirkung; lassen Sie uns dieselben auf den Hauptgebieten der Therapie, der arzneilichen, diätetischen und physikalischen Behandlung verfolgen.

Fragen wir zuerst, welchen Dank die Arzneimittelbehandlung Liebig schuldet, so haben wir uns zu erinnern, daß es schon vor dem Erblühen der chemischen Wissenschaft eine arzneiliche Behandlung gab, die aus Pflanzen und Mineralreich eine große Reihe von Mitteln gewonnen hatte. Für Quecksilber, Chinarinde und Opium, für Nießwurz, Tollkirschensaft und manch anderen Stoff gab es vielerlei empirische Indikationen; öfter noch mahnten die Arzneimittel im Beginn unsres Jahrhunderts an Fausts höllische Latwergen, nach denen Niemand fragte, wer genas. Die emporwachsende Chemie hat zuerst dadurch Reform geschaffen, daß sie aus den pflanzlichen Säften die wirksamen Substanzen gewann. Morphin, Chinin, Strychnin und viele andere krystallinische Substanzen wurden gewonnen, durch deren physiologische Prüfung Magendie zum Begründer der modernen Arzneimittellehre wurde.

Die verdienstvolle, aber für den chemischen Pfadfinder immerhin untergeordnete Thätigkeit der Reindarstellung pharmazeutischer Droguen konnte Liebig nicht reizen, trotzdem er selbst zehn Monate Apothekerlehrling gewesen war. Nur einmal hat er — mehr im Vorübergehen — sich seiner Apothekervergangenheit erinnert. Das war, als er mit Wöhler über die Bestandtheile der bitteren Mandeln arbeitete, in welchen bekanntlich Blausäure enthalten ist. Dabei kommt er auf die schmerzstillenden Eigenschaften des Bittermandelwassers zu sprechen und macht den Vorschlag, an Stelle dieses Arzneimittels eine Lösung von Blausäure in die Pharmakopoe aufzunehmen. In der That hat Acidum hydrocyanatum ein kurzes offizinelles Dasein geführt, dem nur die eminente Giftigkeit dieser Substanz ein Ende machte. Aber der Rath, den Liebig bei dieser Gelegenheit ausspricht, die Aerzte sollen von Pflanzeninfusen schwankender Zusammensetzung absehen und an ihre Stelle die von der Chemie dargebotenen, genau zu dosirenden wirksamen Substanzen setzen, dieser Rath ist unverloren. Immer kleiner wird das Gebiet der botanischen Droguen in der Medizin; möchte der Tag nicht fern sein, wo die Fortschritte der Pharmazie und Pharmakologie ihrer ganz zu entbehren gestatten.

Weitaus bedeutungsvoller ist Liebigs Mitarbeit auf einem andern Feld, welches die Chemie der Arzneimittellehre neu erobert hat, das ist die Darstellung bisher ungekannter Substanzen, welche eine Einwirkung auf den thierischen Organismus und seine Krankheiten zeigen. Hier ist Liebig ein Bahnbrecher und ein Schöpfer. Nicht als ob außer ihm und seinen Schülern nicht auch Andere thätig gewesen wären, die im Anfang des Jahrhunderts geringe Zahl organischer Verbindungen zu vermehren dadurch, daß sie oxydirten und reduzirten, chlorirten und nitrirten, schmolzen und vergasten und aus den chemischen Tiegeln und Retorten jene unzählige Schaar neuer Verbindungen gewannen, die der Scharfsinn und das Genie einiger Großen in wohlgefügte Reihen ordnete.

Wenn vom Ende der 20er Jahre eine immer wachsende Fülle neuer Präparate aus der organischen Chemie hervorging, so war das doch nur möglich durch die Erleichterung ihrer Identifizirung, d. h. durch die Verbesserung der organischen Analyse, die Liebig geschaffen, die ihn recht eigentlich zum geistigen Urheber aller Ernten machte, die in der organischen Chemie gewonnen wurden. Aufgabe der Arzneimittellehre war es, aus diesem Ueberfluß für sich zu nehmen was ihr frommen konnte. Die Chemiker hatten nicht gearbeitet, um Heilmittel zu finden. Aber die alte Wahrheit, daß die rein im Dienste der Wissenschaft geleistete Arbeit auch dem praktischen Leben zum Nutzen wird, bewährt sich auch hier, wenn aus den fast vergessenen Ergebnissen chemischer Forschung Mittel entstehen, die Schmerzen lindern, Schlaf bringen, Wunden heilen, Unzähligen zum Trost und zum Segen. 1832 hat Liebig das Chloroform und das Chloral dargestellt, 15 Jahre später wurde das Chloroform als Narkotikum erkannt, ohne welches der Aufschwung der modernen Chirurgie nicht gedacht werden kann; erst im Jahre 1868 wurde die schlafmachende Wirkung des Chlorals gefunden, die seitdem so vielen Leidenden die Ruhe der Nacht gegeben hat. Bekanntlich hat Liebig diese Heilwirkung noch an sich selbst erfahren. Die Wirksamkeit einer dritten von ihm entdeckten Substanz ist erst nach Liebigs Tode gefunden worden. Das Aldehyd des Aethylalkohols von Liebig dargestellt und zum Paradigma einer großen Körperreihe gemacht, polymerisirt sich zum Paraldehyd, dessen schlafmachende Wirkung dem Chloral ähnlich ist; das Aldehyd des Methylalkohols ist das neuerdings viel gebrauchte Formalin, dessen Bedeutung für Desinfektion und Asepsis immer größer wird und das vielleicht auch in der inneren Medizin noch zu Ehren kommt.

Aber Liebig hat nicht nur den Arzneischatz selbst um werthvolle Mittel bereichert, nicht nur durch seine Methoden Andere in den Stand gesetzt, ähnliche Substanzen zu bilden, er hat auch der Arzneimittellehre die Wege vorgezeichnet, auf denen sie zu neuen Heilmitteln gelange. In der klassischen Rede „Ueber das Studium der Naturwissenschaften", mit welcher er sein hiesiges Lehramt antrat, sprach er aus: „Es ist eines der wichtigsten Probleme für die Chemie, auszumitteln, wie und auf welche Weise die arzneilichen, die giftigen Eigenschaften einer Materie abhängig sind von ihrer chemischen Zusammensetzung, in welchem Zusammenhang die Wirkung zu den Bestandtheilen steht." In der That, die moderne Pharmakologie begnügt sich nicht mehr, wahllos in den Vorräthen der Chemiker umherzuwühlen; sie hat begonnen, die spezifischen Wirkungen der einzelnen Molekulgruppen zu erkennen und zu verwerthen,

Digitized by Google

sie beginnt, dem Chemiker den Aufbau der Heilsubstanzen vorzuschreiben. Die moderne Pharmakologie tastet nicht, sie rechnet; aus den Heilmitteln werden die Heilmoleküle. So ist die große Zahl der modernen Schlafmittel entstanden; so hat man nicht anders als in der Farbchemie durch Methyliren und Aethyliren, Acetyliren und Benzyliren werthvolle Ersatzmittel des Morphin und Chinin, des Cocaïn und Atropin gefunden; so wandeln wir in Liebigs Spuren, wenn wir durch immer weitere Erforschung und Verwerthung des Zusammenhangs zwischen Konstitution und Wirkung weitere Heilwirkungen zu finden hoffen.

Aber wir handeln auch im Geiste Liebigs, wenn wir die erfreuliche und vielversprechende Betriebsamkeit der modernen Chemie mit einem Wort der Warnung begleiten. Oft hat Liebig die Aerzte aufgefordert, von chemischen Gesichtspunkten die Arzneimittellehre zu reformiren; nie hat er selbst die biologischen Wirkungen von chemischen Substanzen erprobt. Wohl hat er selbst den Acker bestellt, selbst Fleischextrakt und Brot gebacken, in die geheimnißvolle Organisation des Lebendigen hat er nie einen Eingriff gewagt.

Wir freuen uns der regen Thätigkeit in chemischen Arbeitsstätten, die uns immer neue Produkte zur Prüfung ihrer Wirksamkeit übergeben; wie wir ihnen das Spezifikum gegen Gelenkrheumatismus verdanken, so hoffen wir noch Heilmittel gegen schlimmere Feinde des Menschengeschlechts aus ihren Händen zu empfangen. Aber wir mißbilligen es aufs schärfste, wenn chemische Fabriken sich selbst Gelegenheiten schaffen, durch welche sie die Wirkungen ihrer Präparate an kranken Menschen erproben wollen. Wie oft findet sich nicht auch in Liebigs Schriften die Bemerkung, daß Gift und Arzneiwirkung nahe bei einander liegen. In der Prüfung neuer Arzneimittel liegt eine ungeheure Verantwortung, zu schwer für die Schultern eines einzelnen Arztes. Nächst den pharmakologischen Instituten sind die Hospitäler, welche in klinischem Sinn geleitet werden, die berufenen Stellen der Arzneiprüfung; erst in ihrem Schmelzfeuer erprobt, verdienen chemische Körper den Namen von Arzneimitteln. Nur die Vernachlässigung dieses Gesetzes konnte die jetzt oft gehörte Geringschätzung einer Disciplin herbeiführen, von der die Medizin so viel empfangen und noch so viel erhofft.

Wir dürfen aber diesen Theil von Liebigs Einwirkung auf die Heilkunde nicht verlassen, ohne einige Stellen aus seinen Schriften zu nennen, in denen er die neueste Entwicklung der chemischen Therapie in fast wunderbarer Weise voraussagt. In der organischen Chemie (S. 186) sagt er: „Das chemische Verhalten der stickstoffhaltigen Arzneimittel läßt nur eine einzige Form von Erklärung, die Vorstellung nämlich, zu, daß sie durch ihre Elemente Theil an der Bildung und Umsetzung der Gehirn- und Nervensubstanz nehmen." Und in der schon erwähnten Rede zeigt er, daß die Nahrungsmittel gewisse Bestandtheile enthalten, welche auch in den Organen enthalten sind, und daß ihre biologische Wirksamkeit von dem Gehalt an diesen Organbestandtheilen abhängt. Und dann fährt er fort: „Wenn aber die ernährenden Eigenschaften der Speise des Menschen, des Futters der Thiere, bedingt sind durch Materien von einer bestimmten, unveränderlichen Zusammensetzung, so liegt der Schluß nahe, daß die arzneilichen Eigenschaften der Chinarinde, des Opiums &c. und ihre Wirkung auf die Nervensubstanz, auf das Gehirn und Rückenmark abhängig sind von ähnlichen Ursachen, wie die Wirkungen, welche die Bestandtheile der Speisen auf die Apparate ausüben, durch welche die Blutbildung vermittelt wird." Mehr medizinisch ausgedrückt heißt das, daß die Arzneimittel nicht anders auf die Zellen wirken als die Nahrungsmittel. Und was haben die neuesten Entdeckungen von Ehrlich gelehrt? Daß die wirksamen chemischen Substanzen in bestimmte Zellen eintreten; ihre Wirkung beruht darauf, daß sie mit gewissen Zellbestandtheilen sich unlösbar verbinden. So wird die chemische Therapie wirklich zur Ernährungstherapie und die modernste Entwicklung der Medizin erfüllt die Gedanken, die Liebig vor fast 50 Jahren gedacht hat. Das Wort des Dichters drängt sich uns auf die Lippen:

> Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde
> Was der eine verspricht, hält die andere stets.

* * *

Noch liegt die Zeit nicht lange hinter uns, in welcher die Verordnung von Medikamenten den Haupttheil der ärztlichen Leistung am Krankenbett ausmachte. Um die Ernährung der Kranken kümmerte sich der Arzt wenig; Appetit und eigene Wahl des Kranken war der Maßstab der Nahrungsaufnahme; gewiß ist mancher Kranke der Inanition erlegen, der bei geeigneter Ernährung zu retten war. In diesen Beziehungen ist ein vollkommener Umschwung eingetreten; die moderne Medizin steht im Zeichen der diätetischen Therapie. Wir wissen jetzt, daß der Kranke ebenso der Nahrung bedarf, um seinen Körperbestand zu erhalten, wie der Gesunde; wir wissen, daß oft die Krankheit zu einem vermehrten Zerfall der Körpergewebe führt, dem eine geeignete Ernährung entgegenwirken kann. Wir würdigen jetzt, daß viele Krankheiten einen Kampf zwischen Körperzellen und Krankheitsgiften bedeuten, in welchem die Zellen durch die Ernährung zum besseren Widerstand, ja zum Siege gebracht werden können. Schließlich kennen wir langdauernde Krankheitszustände, die der Mensch übersteht, wenn er nur kräftig bleibt — die Kräfte kann er nur aus der Nahrung beziehen. So wichtig sind diese Betrachtungen geworden, daß der Arzt heute kaum zuerst fragt: Was soll ich verschreiben? sondern zuerst: Wie soll ich ernähren? daß einer unsrer hervorragendsten klinischen Lehrer (E. v. Leyden in Berlin) das Wort geprägt hat: Bene curat, qui bene nutrit.

Wir haben gesehen, welchen Einfluß Liebig auf die Arzneimittellehre ausgeübt hat. Wenn er nicht gewirkt hätte, so fehlten uns wichtige Heilmittel; wer weiß, wie weit die wissenschaftliche Pharmakologie von ihrer jetzigen Blüthe noch entfernt wäre. Die Pharmakologie wäre arm ohne Liebig, aber sie wäre doch da. Aber das darf man ohne Uebertreibung sagen, wenn wir uns Liebigs Werk hinwegdenken, die Ernährungstherapie existirte nicht. Die therapeutische Verwendung der Ernährung wäre unmöglich ohne ihre Physiologie; diese aber hat Liebig erschaffen. Was vor ihm gelehrt wurde, war eine kümmerliche Mischung von wenig Wahrem und viel Falschem, von der die ärztlichen Lehrbücher aus jener Zeit eine oft betrübende Kunde geben. Wie vieles, was uns heute selbstverständlich erscheint, mußte erst durch Liebigs Arbeit festgestellt werden. Er hat zuerst gezeigt, daß die Bestandtheile der menschlichen Gewebe in den Nahrungsmitteln fertig gebildet enthalten sind, daß alles Eiweiß in pflanzlicher und thierischer Substanz chemisch gleich sei; er hat die Zusammensetzung des Fleisches erkannt; er hat gezeigt, daß Blut und Muskelfleisch aus Eiweiß gebildet würden, während Kohlehydrate und Fette die Athmung unterhielten und Wärme bildeten. Er bewies, daß der durch die Nieren ausgeschiedene Harnstoff ein Maß der im Körper vor sich gegangenen Eiweißzersetzung bilde. Mineralsalze nannte er für den Aufbau des Körpers unerläßlich; sie erleichtern die Nahrungsresorption und treten in die Gewebsorganisation ein. Körperfett, lehrte er, entstehe aus überschüssigen Kohlehydraten.

Digitized by Google

So außerordentlich ist der Fortschritt der Ernährungsphysiologie durch diese von Liebig ermittelten und in vielen Kämpfen vertheidigten Thatsachen, daß durch die Irrthümer, zu denen er durch Mangel des kontrolirenden Thierexperiments gelangen mußte, sein hohes Verdienst nicht verkleinert werden kann. Nach ihm ist in der Lebensarbeit von Voit und dessen Schule das Lehrgebäude der Ernährungsphysiologie stolz emporgewachsen, an Höhe und Festigkeit manch andere physiologische Disciplin überragend. Manche Mauer, die Liebig darin aufgeführt, ist abgetragen worden, aber Niemand zweifelt, daß Grund- und Ecksteine von ihm herrühren. Uns bindet nicht mehr seine Eintheilung der Nahrungsmittel, uns ist das Eiweiß nicht mehr der einzige Maßstab der Nahrhaftigkeit. Wir wissen, daß bei der Arbeit die Muskelsubstanz nicht zersetzt wird; indem wir gelernt haben, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft auch auf die Leistungen des thierischen Stoffwechsels anzuwenden, sind wir zu einer besseren Würdigung der stickstofffreien Nahrungsmittel gelangt; und trotzdem wir in diesem und anderen Punkten von Liebigs Lehren abweichen, müssen wir doch anerkennen, daß jede Arbeit, die neue Feststellungen herbeigeführt hat, von seinen Ideen ausging, um sie zu bestätigen oder zu bekämpfen, und müssen noch heute mit Pettenkofer sagen: „Es ist zum Staunen, wieviel sich bestätigt hat."

So müßten wir Liebig als den Urheber unsrer diätetischen Therapie preisen, wenn er auch nur als reiner Forscher die Physiologie der Ernährung durch seine Arbeiten begründet und ihren Ausbau angeregt hätte. Aber er hat mehr gethan. Er ist nicht müde geworden, die Aerzte zur Anwendung seiner Ernährungslehre bei Gesunden und Kranken anzuspornen. Er erinnert sie an das Wort des Hippokrates: „Wie kann der, welcher nicht Acht hat auf die Qualität der Speisen und ihren Einfluß auf die Gesundheit nicht versteht, die menschlichen Krankheiten verstehen? Zu wissen, welche Speise dem Kranken dienlich ist, das macht den Arzt!" Er macht selbst Vorschläge für die diätetische Therapie: in Fällen von zu großem Blutreichthum, bei denen der Aderlaß üblich wäre, räth er, die Stoffe in der Nahrung auszuschließen, welche die Fähigkeit besitzen, zu Blut zu werden; man gebe ausschließlich oder vorzugsweise nur stickstofffreie Nahrung, welche den Respirationsprozeß unterhält, sowie Obst und Theile von Vegetabilien, welche die zu den Sekreten nöthigen Alkalien enthalten.

Auch macht er die ersten Schritte in der Darstellung besonderer Nährmittel, die dem Kranken anregend oder leichter verdaulich sind als die gewöhnlichen Nahrungsmittel.

Sein weltbekannt gewordenes Fleischextrakt bildet gewissermaßen den Uebergang zu den eigentlichen diätetischen Präparaten. Reich an Nährsalzen und Fleischextraktivstoffen, ist es nicht nur ein resorptionsbeförderndes Genußmittel, sondern um seiner Aschenbestandtheile auch als Nährmittel anzusehen, welches zwar die eigentlichen Nährstoffe niemals zu ersetzen, aber doch in Verbindung mit ihnen die wohlthätigsten Wirkungen auf Nervensystem und Gesammtstoffwechsel auszuüben vermag.

Um stoffliche Nährwirkungen bei geschwächter Verdauungskraft auszuüben, hat Liebig dann aus Fleisch durch schwache Salzsäurewirkung eine Art von Fleischsaft bereitet, sein extractum carnis frigide paratum, welches immerhin in Betracht kommende Eiweißmengen in assimilirter Form dem Körper zuführt und sich in vielen Krankheitsfällen als unterstützendes Nährmittel bewährt hat. Dieser Fleischsaft ist Vorbild und Ausgangspunkt für die zahlreichen Nährpräparate geworden, die heute dem Arzt zur Ernährung Kranker und Schwacher zur Verfügung stehen. Wenn auch Gewinnsucht auf der einen und Kritiklosigkeit auf der anderen Seite allzu vielseitige Anwendung solcher Präparate herbeigeführt haben, die für Gesunde in jeder Form überflüssig sind, so muß doch anerkannt werden, daß wir einige vorzügliche Nährpräparate besitzen, deren ärztliche Anwendung am Krankenbett nothwendig und sehr nützlich werden kann.

Selbstthätig eingegriffen hat Liebig auch in das Gebiet der Säuglingsdiätetik, angeregt bekanntlich durch die Erkrankung eines Enkelkindes, das der natürlichen Ernährung entbehren mußte. Seine Kindersuppe — eine Mischung von Milch und Malzmehlbrei mit etwas Kalium bicarbonicum — führt ein Prinzip in die Säuglingsernährung ein, welches seitdem zahlreiche Nachahmung in den verschiedenen Kindermehlen und -Suppen gefunden und sich außerordentlich bewährt hat. Uebrigens hat die Liebig'sche Malzsuppe, nachdem sie in neuerer Zeit etwas in den Hintergrund gedrängt war, durch die letzten Arbeiten der Breslauer Kinderklinik eine glänzende Rehabilitirung erfahren.

Sind so Liebigs eigene Arbeiten auf dem Gebiet der Krankendiätetik zum Theil grundlegend, so gilt doch auch hier, daß größere Fortschritte noch seiner anregenden Thätigkeit zu verdanken sind. Das Emporblühen des physiologischen Stoffwechselversuchs lockte zu gleichsinniger Anwendung am Krankenbett. Es ist kein Zufall, daß die ersten klinischen Stoffwechselversuche an den Münchener Kliniken angestellt wurden, ehe sie sich über andere klinische Arbeitsstätten verbreiteten. Gewiß ist in der Fluth der nun folgenden Ernährungsversuche an Kranken viel überflüssige und manche dilettantische Arbeit enthalten, aber es ist doch eine Summe von sicheren Kenntnissen gewonnen worden, die unserm Ernährungsbestreben am Krankenbett verwerthbare Grundlagen darbieten.

Im Jahre 1869 schrieb Liebig: „Wenn ein zweiter Hippokrates in unsrer Zeit erstünde, so würde er unzweifelhaft mit Hülfe der durch die Wissenschaft festgestellten Ernährungsgesetze eine Umwälzung in der Heilkunde hervorbringen können." Nun, ein Hippokrates ist uns nicht erstanden, aber durch die fleißige Arbeit Vieler ist die Umwälzung in der Heilkunde thatsächlich eingetreten; es ist Liebig, dessen Ideen wir sie verdanken.

In der vorsichtigen Erwägung, wie viel die Diätetik allein, ohne Medikament, zu leisten vermag, erblicken wir heute die Meisterschaft des behandelnden Arztes. Als der junge Professor Liebig im Jahre 1832 an einem nervösen Erschöpfungszustand erkrankt war, wurden ihm von seinem Darmstädter Arzt augenscheinlich differente Medikamente zugemuthet. Da schrieb er seinem Freunde Wöhler die klagenden Worte: „Was ist doch die Arzneikunde für eine elende, niederträchtige, miserable Sache. Sie ist nichts, wie die schalste Rezeptenschreiberei." Wenn heute einer unsrer berühmten Chemiker in ähnlicher Krankheit einem Arzt sich anvertraute, ich bin sicher, er würde zu so schnödem Urtheil keinen Anlaß mehr haben, an seinem eigenen Leib erführe er die Wohlthat der diätetischen Therapie, die für alle Zeiten ein Zeugniß von Liebigs Einfluß auf die Medizin bleiben wird.

* * *

Daß ich neben der arzneilichen und diätetischen Therapie nun auch die dritte Gruppe, die *physikalische* Behandlung, in den Kreis der Betrachtung ziehe, mag im Augenblick befremden, wenn man bedenkt, daß Liebigs Forschung sich nie eigentlich auf die physikalischen Kräfte erstreckt hat, die in Luft, Licht, Wasser und Bewegung zu Faktoren der ärztlichen Behandlung werden. Indeß hat er das Verständniß einer Lebenserscheinung wesentlich gefördert, deren Beeinflussung in der physikalischen Therapie eine große Rolle

Digitized by Google

spielt, das ist die Wärmebildung. Trotz Lavoisier, trotz Dulong und Despretz war bis zu Liebigs Zeit der Beweis nicht erbracht, daß nur chemische Umsetzung die Quelle der thierischen Wärme sei; noch spielten Nerveneinflüsse und elektrische Ursachen eine Rolle in so ärztlichen Schriften. Erst seit Liebigs Arbeit „Ueber die thierische Wärme“ steht es fest, daß Wärme nur aus chemischen Umsetzungen im Körper stamme. Freilich war es Liebig nicht vergönnt, zur völligen Klarheit zu kommen; er leitete die Wärme nur aus den Zersetzungen der Kohlehydrate und Fette ab; das Gesetz von der Erhaltung der Kraft blieb ihm verschleiert, wenngleich er dicht an seine Grenze vorgedrungen ist. Die Beziehungen zwischen Arbeit und Wärmebildung harrten noch ihrer Enthüllung. Wenngleich also selbst auf dem Gebiete der chemischen Wärmeregulation therapeutisch wichtige Gesichtspunkte Liebig verschlossen blieben, so wäre es doch undankbar, wenn wir auf der Höhe, auf die uns das Genie von Mayer und Helmholtz geführt hat, des Mannes nicht gedächten, der die Thaten dieser Männer durch seine Arbeit vorbereiten half.

* * *

Lassen Sie uns nun einen Blick werfen auf die einzelnen Krankheitsgruppen, um zu erkennen, wie weit ihre Behandlung durch Liebigs Einfluß gefördert worden ist.

Ich beginne mit den Infektionskrankheiten; noch heute können wir in ihrer Behandlung Liebigs Wirken erkennen, obwohl er bekanntlich viele der Anschauungen, die heute für uns Geltung haben, scharf bekämpft hat. Ihm waren die Infektionskrankheiten, wie Gährung und Fäulniß, chemische Prozesse, durch Fermente hervorgerufen. Die Bakterien hielt er für sekundär; sie finden in der chemisch veränderten Substanz einen guten Nährboden. Heute ist der große Kampf, den Liebig gegen Pasteur gekämpft hat, entschieden. Es kann Niemand mehr zweifeln, daß die chemischen Umsetzungen, welche bei der Gährung und Fäulniß wie im infizirten Körper beobachtet werden, durch Mikroorganismen verursacht sind. Uns mahnt Liebigs Irrthum, auch vor den Größten im Geiste unser Urtheil nicht gefangen zu geben. Aber wenn irgend eine Episode in der Wissenschaft, so zeigt uns der Kampf um die parasitäre Aetiologie, daß es keine absolute Wahrheit gibt. Wie viel Wahres ist noch in Liebigs Irren! Ist es nicht ein später Triumph seiner Ideen, wenn E. Buchner zeigt, daß man den Hefezellen einen chemischen Stoff entreißen kann, der reelle Gährung hervorruft? Wenn wir wesentliche Theile des Symptomenbildes schwerer Infektionen durch chemische Gifte hervorbringen können, die von den Bakterienleibern getrennt sind? Und nähert sich nicht die Therapie wieder Liebigs Gedanken, wenn sie, anstatt die Bakterien zu vernichten, ihre Gifte chemisch bindet? Scheint es nicht heute, als hinge der Fortschritt der spezifischen Therapie vom chemischen Studium der Toxine und Antitoxine ab? Es darf wohl auch als eine Nachwirkung Liebig'schen Geistes betrachtet werden, daß hier in München die lebhafte Opposition gegen die Uebertreibungen der parasitären Theorien genährt wurde, eine Opposition, die schließlich zu der Anerkennung führte, daß die Pathogenität das wandelbarste Stück im Charakter der Bakterien sei. Der Gedanke, den Liebig mehrfach ausspricht, daß die Menschheit aussterben müßte, wenn wirklich ubiquitäre Bakterien die Ursache der Infektionskrankheiten wären, hat zum Studium der natürlichen Immunität und zur Erforschung der Schutzvorrichtungen des Organismus geführt, an der die Münchener Schule so ehrenvoll betheiligt ist. Auch die großartigen Fortschritte der öffentlichen Hygiene, die wir Pettenkofers Wirken verdanken, sind von Grundgedanken ausgegangen, die denen Liebigs eng verwandt sind.

Hervorheben möchte ich in diesem Zusammenhang, daß Liebig bekanntlich die aufsaugende Fähigkeit der Erdscholle für alle wasserlöslichen Stoffe erkannt hat; diese Eigenschaft der Erdkruste spielt in seinen landwirthschaftlichen Theorien eine bedeutende Rolle. In diesem Zusammenhang nennt er die Erde „den ungeheuren Reinigungsapparat für das Wasser, aus dem sie alle der Gesundheit des Menschen und der Thiere schädlichen Stoffe, alle Produkte der Fäulniß und Verwesung untergegangener Thier- und Pflanzengenerationen entfernt“. Liegt nicht in diesen Worten die Verwendung der Erde zur Klärung und Reinigung von Abwässern vorausgesagt, die in der neueren Städteassanirung eine so große Rolle spielt und so viel zur Verminderung der Infektionskrankheiten beiträgt?

Kehre ich zur rein ärztlichen Betrachtung zurück, so ist bekanntlich eine spezifische Behandlung erst bei wenigen Infektionskrankheiten möglich; bei der Mehrzahl sind wir auf die Faktoren der allgemeinen Behandlung beschränkt, unter denen das diätetische Regime obenan steht. Können wir die eingedrungenen Bakterien und ihre Gifte nicht bekämpfen, so stärken wir durch die Ernährung den bedrohten Organismus. Diese moderne Fieberdiät steht in starkem Gegensatz zu den Hippokratischen Regeln, an welchen zwei Jahrtausende festgehalten haben. Es war der englische Kliniker Graves, der sie 1842 empfahl; wir wissen nicht, ob er schon unter dem Einfluß Liebig'scher Ideen stand; aber das ist wohl sicher, daß sich dies neue Regime nicht verbreitet und eingebürgert hätte, wenn es nicht gelungen wäre, es durch moderne Stoffwechselversuche zu begründen und in wissenschaftlicher Arbeit die Zusammensetzung der Nahrung den Besonderheiten des fieberhaften Prozesses anzupassen. Wenn wir den stolzen Glauben hegen, durch unsre Fieberdiät manch bedrohtes Menschenleben dem Tode entreißen zu können, so vergessen wir nicht, daß Liebig die Waffen geschliffen hat, mit denen wir kämpfen.

Tiefer noch, weil unmittelbarer, erweist sich Liebigs Einfluß in der Behandlung derjenigen Krankheiten, welche auf Anomalien der chemischen Umsetzungen zurückzuführen sind. Hat die Durchdringung der Medizin mit chemischem Denken Diagnostik und Therapie der Magenkrankheiten zu hohem Aufschwung gebracht, so hat Liebig insbesondere die Kenntniß der Gährungen und Fäulniß vermehrt, die bei vielen Magen- und Darmkrankheiten so bedeutungsvoll hervortreten und vor allem durch geeignete Diät zu verhüten und zu bekämpfen sind. Für die Behandlung der Darmaffektionen danken wir Liebig die Einsicht in die endosmotische Wirksamkeit der salinischen Laxantien, die auch für die Entfernung pathologischer Flüssigkeitsansammlungen von Wichtigkeit ist. Unsre prophylaktische Behandlung der sauren und alkalischen Nierensteine, die sich ausgezeichneter Erfolge rühmen darf, beruht ganz und gar auf den Aufklärungen, welche uns Liebig über die Bedingungen der Reaktion des Harns gegeben hat. Die Fettsucht war schon vor Liebig nach empirischen Regeln mit Glück behandelt worden; des Regimes, welches Brillat-Savarin empfiehlt, könnte sich noch heute jeder Arzt mit Glück bedienen. Aber es herrschte unter den Aerzten Unsicherheit und Willkür im Entziehen und Gewähren, der erst durch Liebigs Lehren über die Fettbildung der Boden entzogen ist. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen heute üblichen Entfettungskuren sind sehr gering; was ihnen gemeinsam ist, leitet seine wissenschaftliche Begründung von Liebig her. Und wenn wir heute als sicher bewiesen ansehen können, daß im heißen Bade Körperfett zersetzt wird, so führt die theoretische Begründung dieser Therapie direkt auf seine Arbeit zurück. Auch die Therapie der Gicht ist noch nicht über Liebig hinausgekommen. Er hat gezeigt, daß Harnsäure leicht zu Harnstoff oxydirt werden kann; noch heute

Digitized by Google

geht unsre Behandlung davon aus, daß die Harnsäure eine Vorstufe der Oxydation sei, deren Endprodukt der Harnstoff darstellt; man sucht demgemäß die Oxydation im Körper zu vermehren, um die Harnsäurestauung zu verhindern. Dem Problem des Diabetes hat Liebig seine Aufmerksamkeit nicht zugewandt, unsre heutige Therapie trägt nichtsdestoweniger seine Züge; die entscheidende Auswahl der erlaubten Nahrungsmittel ruht auf der Grundlage der Ernährungsphysiologie.

Bei der Betrachtung von Gicht und Diabetes mischt sich in die Befriedigung über das Errungene ein schmerzliches Empfinden, daß die Therapie über die von Liebig geschaffenen Grundlagen nur wenig hinausgewachsen ist. Große Nachfolger des Meisters haben den Ausbau der Chemie mächtig gefördert; die Medizin hat den erwarteten Nutzen noch nicht gehabt. Baeyer und Fischer haben über Konstitution und Verbindungen der Harnsäure neues Licht verbreitet, Emil Fischers Genie hat eine neue Chemie der Kohlehydrate geschaffen, die von Liebig geahnte Synthese des Zuckers ist ihm gelungen; aber die Medizin behandelt Gicht und Diabetes noch heute so, wie vor 30 Jahren.

Wir wissen nicht, ob dem neuen Jahrhundert ein Mann wie Liebig beschieden sein wird, der durch die Kraft seiner Intuition vom chemischen Laboratorium aus neue Geheimnisse des thierischen Organismus enthüllen wird. Aber wenn uns der Eine versagt ist, muß gemeinsame Arbeit Vieler ihn zu ersetzen suchen. Es sei gestattet, auch hier der Klage Ausdruck zu geben, die von berufenster Seite ertönt ist: der physiologischen Chemie fehlt vielfach die Vertretung und die Bedeutung in den medizinischen Fakultäten und Lehrplänen, die ihr zukommt. Hier Wandel zu schaffen, der Chemie überall die ihr gebührende Stelle sowohl in der Physiologie wie in der Pathologie einzuräumen, ist eine Pflicht, durch deren Erfüllung wir Liebigs Andenken ehren.

* * *

Wir haben gesehen, was die ärztliche Kunst durch die Forscherarbeit des Meisters gewonnen, aber wir hätten die Bedeutung seines Lebens und Wirkens nicht erschöpft, wollten wir nicht noch andere Beziehungen zur ärztlichen Thätigkeit zur Darstellung bringen.

Vorbildlich ist uns Liebig als Lehrer. Nicht um der Zahl und der Bedeutung seiner Schüler willen; uns interessirt die Art seines Lehrens. Denn in der Chemie nicht anders als in der Medizin gibt es eine Wissenschaft und eine Praxis. Die meisten Mediziner und die meisten Chemiker lernen ihre Wissenschaft, um sie im Leben praktisch zu verwerthen. Zu Liebig kamen viele Schüler, um Schwefelsäure machen oder brauen zu lernen, wie die meisten Mediziner studiren, um Krankheiten erkennen und heilen zu lernen. Zu Liebigs Zeit, gerade wie heute, ertönte aus den Reihen der Praktiker der Ruf, der Unterricht müsse den Anforderungen der Praxis angepaßt werden. Liebig hat die praktische Nutzanwendung der wissenschaftlichen Arbeit gering geschätzt. Einst schrieb er an Faraday, indem er die in England herrschende Ueberschätzung des praktischen Erfolges mit der den Deutschen eigenthümlichen Verehrung reiner Wissenschaft vergleicht: Für beide Völker würde die goldene Mittelstraße in der Werthschätzung von Theorie und Praxis ein wahres Glück sein! Aber derselbe Liebig hat die goldenen Worte geschrieben: „Ein wahrhaft wissenschaftlicher Unterricht soll fähig und empfänglich für alle und jede Anwendung machen, und mit der Kenntniß und Anwendung der Grundsätze und Gesetze der Wissenschaft sind die Anwendungen leicht; sie ergeben sich von selbst." Ich glaube, daß diese Sätze wohl verdienen, auf die brennenden Fragen des ärztlichen Unterrichts angewendet zu werden. Je breiter und fester die wissenschaftliche Grundlage, desto fruchtbarer wird die praktische Entwicklung der jungen Aerzte sein. Freilich bleibe auch unsern Lehrern das Vorbild des großen Forschers lebendig, der mit hingebender Treue fast 30 Jahre lang tagtäglich im Laboratorium unterrichtete und der noch im 70. Lebensjahre schreibt, daß seine Vorlesungen ihm eine Erholung und Erquickung bedeuteten.

Auch des Schriftstellers Liebig sei gedacht. Nicht um der untadeligen Form seiner wissenschaftlichen Arbeiten, des klassischen Stils seiner Reden willen, sondern weil er uns in seinen Chemischen Briefen ein unerreichtes Muster popularisirender Behandlung wissenschaftlichen Stoffes hinterlassen hat. Sein Beispiel lehre uns, daß der beste Kampf gegen Thorheit und Unwissenheit im Verbreiten von Wahrheit und Aufklärung besteht.

Zum Schluß aber neigen wir uns huldigend vor seiner Persönlichkeit. Gleich groß in seinem Denken wie in seiner Phantasie, von feuriger Energie, voll Liebe zur Wahrheit, gerecht und human, begeistert für alle Ideale, so steht er als eine der schönsten Ausgestaltungen deutschen Wesens neben den ersten Männern des Jahrhunderts. Uns Aerzten aber sei gestattet, aus dem reichen Schatze seiner Persönlichkeit eine Eigenschaft herauszuheben, die uns voranleuchte, — das ist seine begeisterte Hingabe an die Forschung in der Natur. Denn wir Aerzte sind ein zwiespältig Geschlecht; unser Beruf hält uns in den Niederungen täglichen Lebens; unser Sehnen richtet sich zu den Höhen der Wissenschaft, deren heiligen Zauber wir Alle empfunden haben. Wenn wir erschöpft sind von den Mühen und Sorgen unsrer Arbeit, dann baden wir uns rein im Jungbrunnen naturwissenschaftlichen Denkens; und umgibt uns das Dunkel bangen Zweifels, so richten wir unser Auge zu den leuchtenden Gestirnen der Wissenschaft. Kein Stern strahlt heller an ihrem Firmament als der Name des Mannes, von dessen Manen wir nun, in Ehrfurcht uns neigend, Abschied nehmen, Justus v. Liebig.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

K. St. Vor kurzem brachte der „Popolo Romano", das offizielle Organ der Regierung, eine Reihe von Artikeln eines Professors der vergleichenden Sprachwissenschaft an der römischen Universität. Es handelte sich um die Interpretation der Inschrift auf dem nunmehr berühmt gewordenen Cippus, welcher vor einigen Monaten unter dem Lapis Niger entdeckt worden ist. Zugleich nahm der Verfasser Gelegenheit, sich gegen einige kritische Bemerkungen zu wenden, welche der zweite Sekretär des Archäologischen Instituts in Rom in der Berliner Philologischen Wochenschrift gegen eine Bemerkung desselben römischen Gelehrten hatte fallen lassen, der an hochoffiziöser Stelle das kühne Wort gesprochen, diese Inschrift bedeute den Bankerott der modernen Geschichtswissenschaft, vor allem der deutschen und werde einen Niebuhr und einen Mommsen Lügen strafen. Die Ausführungen des deutschen Gelehrten waren ebenso sachlich und maßvoll, wie die des Italieners ausfallend und umschweifig — sie richteten sich selbst und sind nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien gerichtet worden. Sie wären trotz alledem wahrscheinlich schnell vergessen worden, vor allem da auch Professor Hülsen Takt und Klugheit genug besaß, auf alles, was er zu hören bekam — Kurzsichtigkeit seiner Forschung, unerhörte Ansprüche, Verletzung der Gastfreundschaft 2c. —, mit einem beredten Schweigen zu antworten. Aber neuerdings nimmt der römische Offiziosus die Sache selbst wieder auf und versucht, ihr eine Wendung zu geben, die eine stillschweigende Zurückweisung unmöglich macht, da der Angriff nicht nur persönlich gegen einzelne Gelehrte, sondern ziemlich

Digitized by Google

unverholen gegen das Archäologische Institut des Deutschen Reichs gerichtet ist.

Der Schreiber des „Popolo Romano“, welcher sich völlig sicher fühlen muß, an einflußreicher Stelle Beifall und Unterstützung zu finden, mochte das richtige Gefühl haben, daß das Verfahren des Ministers, einen Vertreter des deutschen Instituts zuerst zur Theilnahme an der Forums-Kommission zu berufen und ihm, nachdem man monatelang seine Mitarbeit in Anspruch genommen hatte, das Studium der gemachten Funde zu untersagen, bei unparteiischen Beurtheilern der italienischen Verwaltung nicht gerade zur Ehre gereichen würde. Man höre nun, wie der römische Glottologe der öffentlichen Meinung Italiens solch Vergehen mundgerecht zu machen versucht: „Setzen wir den Fall,“ so heißt es in dem offiziellen Organ, „daß ein italienischer Gelehrter, welcher seinen Unterhalt in Deutschland mit dem Verkauf deutscher Antiquitäten bestreitet, die Administration eines deutschen Museums der Unwissenheit, Unehrlichkeit und des Diebstahls anklagt, glaubt ihr, Fürst Hohenlohe würde zögern, ihn aus Deutschland auszuweisen? Weiter den Fall gesetzt, man findet das älteste und wichtigste Monument der deutschen Geschichte, und als man sich daran macht, es zu studiren, stellt sich mein Italiener dem Ministerium vor und reklamirt für sich, nicht nur das Monument zu sehen, sondern auch es zu untersuchen und zu interpretiren, bevor die deutsche Wissenschaft ihre Stimme erhoben hat. Würde man ihn nicht in Berlin ohne weiteres ins Irrenhaus sperren? In Italien aber gibt es Leute,“ schließt dieser Philosoph seine Betrachtung, „welche den Rechtsansprüchen des Hrn. Hülsen zustimmen.“

Es ist zunächst eine Entstellung der Wahrheit, wenn hier den deutschen Gelehrten vorgeworfen wird, sie suchten bei wichtigen Entdeckungen den offiziellen Publikationen vorzugreifen. Und speziell in vorliegendem Falle hatte der Vertreter des deutschen Instituts ausdrücklich erklärt, daß er vor der Publikation des Ministeriums nichts über den Fund veröffentlichen würde. Noch viel gehässiger aber ist der Versuch, das deutsche Institut in die gegen Professor Helbig erhobenen Anklagen hineinzuziehen, der seit 12 Jahren nicht mehr aktiver Institutsbeamter ist. Es ist bekannt und es muß auch im Unterrichtsministerium bekannt sein, daß die zeitigen Leiter des römischen Instituts sich vom Antikenhandel absolut fernhalten und sich darauf beschränken, über eine Antike im Kunsthandel ihr Gutachten abzugeben, wenn sie von ihrer Regierung dazu aufgefordert werden. Eine vorurtheilsfreie Presse hat überdies dem Vorgehen Professor Helbigs höchste Berechtigung zuerkannt; der Vergleich des römischen Blattes, aus welchem resultirt, man solle einen angesehenen Gelehrten, Mitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften, der seit 40 Jahren in Italien lebt, Landes verweisen, weil er die Verwaltung eines Museums mit Recht kritisirt, verurtheilt sich selbst wahrhaftig scharf genug. Und ebenso ist auch der Schlußsatz, der sich gegen Professor Hülsen richtet, ohne Kommentar verständlich, er zeigt aufs klarste, was die Ausländer in der Erforschung der Forumausgrabungen, zu welchen sie selbst z. T. die Mittel gaben, von dem römischen Chauvinismus zu erwarten haben. Und alles das liest man im „Popolo Romano“, des Unterrichtsministers eigenstem Organ! Das gibt zu denken und sollte auch den Optimismus in Deutschland dämpfen, wo man in Italien noch immer das Land der freiesten Forschung sieht.

Wie mannichfach hier die Dinge auch in kleinen Sachen erschwert werden, bewies erst vor kurzem ein neuer Erlaß Guido Baccelli's, der alle Permesse für Staatsmuseen für ungültig erklärte, indem er es sich vorbehielt, eigenhändig jeden neuen Permeß zu unterschreiben. Da kann es dann vorkommen, daß die Gesuche wochenlang unerledigt auf dem Ministerium liegen, wenn Se. Exzellenz auf Reisen oder anderweitig verhindert sind. Inzwischen bezahlen die Betroffenen nicht nur ohne weiteres im ganzen Königreich die „tassa d'ingresso“, es ist ihnen in den meisten Fällen nicht einmal erlaubt, bei dem fehlenden Permeß Zeichnungen und Notizen zu machen. Es wäre in der That zu wünschen, die Italiener hätten häufiger Gelegenheit, zu sehen, wie man in Berlin, Paris und London ernsten Museumsbesuchern an die Hand geht!

Man braucht nicht zu vergessen, was jeder Einzelne von uns der Schönheit und Kultur dieses Landes verdankt; wie mancher von uns hat auch in Italien, besonders in früheren Zeiten, unvergeßliche Eindrücke italienischer Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft erhalten, aber man wird im allgemeinen gut thun, mehr kaltblütig zu sein als enthusiastisch, sobald man mit irgend welchen Wünschen oder Erwartungen an das offizielle Italien, wie es sich heute zeigt, herantritt.

S. H. **Budapest**, 15. Sept. VIII. Internationaler Kriminalistenkongreß. Die gestern beendeten dreitägigen Verhandlungen des VIII. Internationalen Kriminalistenkongresses hatten zwei interessante Rechtsfragen zum Gegenstand, die auch für die breitere Oeffentlichkeit von Bedeutung sind. Die erste betraf die einheitliche internationale Bekämpfung des Mädchenhandels, die zweite den Einfluß des Greisenalters auf die Kriminalität. Der Referent zu der ersten Frage, der Pariser Advokat Ferdinand Dreyfus, ein naher Verwandter des Kapitäns Dreyfus, verlangte mit Rücksicht auf die Gefährlichkeit des immer weiter um sich greifenden Mädchenhandels die schärfsten Maßnahmen, und zwar, da es sich um eine internationale Gefahr handle, auch Maßnahmen internationaler Natur. Er begrüßte die in einzelnen Staaten, vor allem in Deutschland bereits ins Leben gerufenen Vereinigungen edler Frauen zum Schutz junger Mädchen, wie wir solche in dem evangelischen Frauenverein zum Schutz junger Mädchen und der katholischen Marianischen Kongregation, sowie in der Bahnhofsmission besitzen. Diese Vereine müßten immer weiter ausgebaut werden. Was die strafrechtliche Behandlung des Mädchenhandels anlange, so müsse derselbe ohne Rücksicht auf das Alter des Objekts in allen Staaten als besonderes Delikt verfolgt und streng bestraft werden. Redner schlägt zum Zweck einheitlicher Maßregeln eine internationale diplomatische Aktion vor.

Der zweite Referent zu diesem Thema war der Budapester Vizestaatsanwalt Dr. Gruber. Er hat im eigenen Lande den schrecklichen Székler und Csángóer Mädchenhandel vor Augen, gegen den die ungarischen Behörden seit Jahren einen erbitterten, aber bisher fast nutzlosen Kampf führen, weil eine internationale Verbindung in dieser Frage fehlt. Der Handel mit diesen siebenbürgischen Mädchen ist bereits derart entartet, daß heutzutage Seelenhändler die jungen Mädchen zu Hunderten ohne Pässe übers Gebirge auf Schleichwegen mit sich führen und — was bedenklich und höchst betrübend ist — meistens mit Wissen und Einwilligung der Eltern. Im benachbarten Rumänien, den Donaufürstenthümern und ganz besonders dem Orient sind diese Mädchen ein begehrter Handelsartikel geworden. Neuerdings greift dieser Handel sehr bedenklich auch nach Deutschland hinüber. Wir besitzen wohlorganisirte Kupplerbanden in England, Frankreich, Aegypten, Rußland und namentlich Galizien, die mit Plätzen wie Berlin, Hamburg, Leipzig und München in ständiger Verbindung stehen. Meist handelt es sich dabei um deutsche Mädchen, die nach dem Auslande verschachert werden. Die Zustände in Ungarn grenzen nach den Ausführungen des Redners hart an die bekannten Schilderungen der Londoner „Pall Mall Gazette“, er befürchtet, daß es aber auch anderen Ländern so ergehen wird, wenn der Indifferentismus der Gesellschaft dieser Angelegenheit gegenüber nicht bald einem einmüthigen Vorgehen gegen den schmachvollen Handel Platz macht. Seine Vorschläge gipfeln in folgendem: Es muß die Bevölkerung auf die Gefahren aufmerksam gemacht werden, welche jungen Mädchen im fremden Lande drohen, und die Eltern, resp. Vormünder darüber belehrt werden, daß es überall wohlorganisirte Banden gibt, welche jugendliche, harmlose weibliche Geschöpfe durch vielversprechende Annoncen ins Garn locken und sodann ins Verderben stürzen. Ferner kann dem Mädchenhandel vorgebeugt werden durch strenge Beaufsichtigung der einheimischen Händler beiderlei Geschlechts, resp. deren Agenten, und Landesverweisung der dies betreibenden Ausländer.

Die Behörde kann Böses auch dadurch verhüten, daß sie eventuell die Ausfolgung eines Passes nach dem Ausland — nach vorheriger gehöriger Ermittelung des Thatbestandes — unter verdächtigen Umständen minderjährigen Mädchen verweigert.

Das Ausschreiben von Denunziantenlohn für die Anzeiger derartiger Manöver wirkt unter Umständen ebenfalls stimulirend und vermag dazu beizutragen, manches Uebel im Keim zu ersticken.

Deßgleichen muß Bahnhöfen und Schiffsstationen und insbesondere Häfen von diesem Gesichtspunkt aus die größte Aufmerksamkeit gewidmet werden. In dieser Beziehung können reisende Frauen im Dienst der Polizei, sowie auch weibliche Vertreter philanthropischer Vereine mitunter recht Ersprießliches leisten.

In die Augen fallende und wohlangebrachte Warnungstafeln an den genannten Orten dürften eventuell ebenfalls Unheil verhüten oder den Gefährdeten rechtzeitig die Augen öffnen.

Ferner empfiehlt es sich, die Photographien und Bertillon'schen Messungen der die Kuppelei gewohnheitsmäßig betreibenden Individuen anfertigen und dieselben sämmtlichen Polizeibehörden der größeren Städte zukommen zu lassen und auf dieser Basis zwischen denselben ein internationales Tauschverhältniß zu systemisiren.

Deßgleichen müßte dafür Sorge getragen werden, daß in den größeren Städten überall Vereine entstehen, welche sich mit der Rettung gefallener oder in Gefahr befindlicher Mädchen befassen, oder es muß die Idee angeregt werden, daß bereits bestehende und ähnliche Zwecke verfolgende Vereine ihre Thätigkeit auch diesem Zweig der Philanthropie zuwenden mögen.

Diese humanitären Vereine sind dazu berufen, die Thätigkeit der Behörden zu initiiren, dieselbe zu ergänzen oder eventuell sogar ganz zu ersetzen. Es müßte zwischen diesen Vereinen eine organisirte internationale Verbindung geschaffen werden, welche es dem am Orte der Abfahrt befindlichen Verein ermöglicht, sich sofort mit dem am Orte der Ankunft befindlichen Verein in directe Verbindung zu setzen, und an denselben eine Requisition zu richten betreffs der Vigilirung eines unbescholtenen Mädchens, bei welchem der requirirende Verein Grund hat, anzunehmen, daß dasselbe der Unzucht in die Arme getrieben werden dürfte.

Was die Repressivmaßregeln betrifft, so muß der Begriff der Kuppelei nach einheitlichen Grundsätzen in der Strafgesetzgebung der gebildeten Völker geregelt und dieses Delikt mit einer empfindlichen Strafe belegt werden. Insbesondere muß aber der Mädchenhandel überall auf wirksame Weise unter Strafe gestellt werden.

Ferner muß auch in den internationalen Staatsverträgen betreffs der gegenseitigen Rechtshülfe dafür gesorgt werden, daß die strafbare Handlung unter jene aufgenommen werde, bei welchen eine Auslieferung des Thäters stattfindet.

Das Recht der Eruirung der auf fremdem Territorium befindlichen Theilnehmer (Mitthäter, Anstifter und Gehülfen) muß den kontrahirenden Staaten ebenfalls gegenseitig eingeräumt werden.

Schließlich müssen geeignete Maßnahmen dafür getroffen werden, daß betreffs des Mädchenhandels auch zwischen den einzelnen Staaten ein ständiger Kontakt hergestellt werde, welcher ein erfolgreiches Avisiren des Anlangens einer bethörten hülfsbedürftigen minderjährigen Frauensperson verbürgt.

In der Diskussion über diese Frage sprach zunächst der Gefängnißgeistliche von Villeneuve sur Lot, Abbé Reynard, der den Standpunkt der katholischen Kirche in dieser Sache darlegte und an die Gesellschaft die Aufforderung richtete, den Begriff der Sittlichkeit mehr zu pflegen, denn nur der allgemeine Niedergang der Moral habe es ermöglicht, daß man dieser Angelegenheit fast thatenlos gegenüberstehe. Redner hält dafür, daß eine Strafverschärfung und ein internationales Vorgehen nicht so nothwendig sei, wie eine strenge Einhaltung und Vollstreckung der für diesen Handel festgesetzten Strafen. Die vielfach sehr milde Bestrafung von Kuppelei sei nicht am Platze. Schließlich polemisirt der Redner gegen die schlechte Lektüre, welche die sittlichen Begriffe des Volkes verwirren müsse.

Untersuchungsrichter Albanel (Paris), der Vertreter der französischen Regierung auf dem Kongreß, verlangte einen ausreichenden rechtlichen Schutz der Minderjährigen und eine Heraufsetzung der Altersgrenze in denjenigen Ländern, wo dieselbe noch unter 15 und 14 Jahre hinabgeht. In erster Linie müßten die vorhandenen administrativen Maßregeln verschärft und ergänzt und strenge Kontrole in Hotels, Dampfern und an den Grenzstationen geübt werden.

Professor Dr. Zucker (Prag) ist ebenfalls für eine gemeinsame diplomatische Aktion der betheiligten Staaten und glaubt, daß nur eine solche Wandel schaffen werde. Dieselbe Ansicht brachten dann noch Professor v. Hamel (Amsterdam) und Unterstaatssekretär z. D. Professor v. Mayr (München) zum Ausdruck, worauf ein von Letzterem eingebrachter Schlußantrag Annahme fand, der besagt, daß die Internationale kriminalistische Vereinigung sich in der Frage des Mädchenhandels auf die Seite des Londoner Frauenschutz-Kongresses stellt, den Regierungen anempfiehlt, in dieser Frage auf völkerrechtlichem Wege eine Konvention zu schaffen und die Gesetzgebung und Verwaltung einheitlich zu gestalten.

* **Leipzig.** Der Direktor der ägyptologischen Sammlung und Professor der Aegyptologie an der hiesigen Universität, Hr. Dr. phil. Georg Steindorff, ist zum Zweck einer wissenschaftlichen Reise nach Afrika für das bevorstehende Winterhalbjahr beurlaubt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor Adalbert Kas von der österreichischen Bergakademie in Przibram wurde zum ordentlichen Professor der Berg- und Hütten-Maschinenbaukunde und der Encyklopädie der Baukunde ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Max Dreyer: Lautes und Leises. Ein Geschichtenbuch. 2. Aufl. Leipzig, Georg Heinr. Meyer 1899. — *Alfredo Melani:* Manuale di Scultura italiana antica e moderna. 2ª ediz. Milano, Ulrico Hoepli. — Martin Hartmann: Der islamische Orient. Berichte und Forschungen. 1. Heft. Berlin, Wolf Peiser 1899. — Veterinär-Kalender 1900. Herausgegeben von Korpsroßarzt König. Berlin, Aug. Hirschwald 1900. — Dr. E. Böninger (Egon Karden): Leitende Gedanken gesunder Volkswirthschaft. Leipzig, C. B. Hirschfeld 1899. — *Camera obscura.* 1. Jahrgang. Nr. 2. Düsseldorf, Ed. Liesegang 1899. — Esser: Die Aktiengesellschaft nach den Vorschriften des Handelsgesetzbuchs für das Deutsche Reich vom 10. Mai 1897. 2. Aufl. Berlin, Julius Springer 1899. — Joseph Kösler: Streike und Terrorismus der sozialdemokratischen Gewerkschaften. Kritische Betrachtung. Berlin, Hermann Walther 1899. — Dr. Otterbein: Die Lichtvertheilung auf der Erde. Neue geophysikalische Gesichtspunkte in ihrer Bedeutung für die Medizin. (Sonderabdruck aus der „Prager Mediz. Wochenschrift".) Selbstverlag 1899. — Max Roß: Am Quell der Wahrheit. Schauspiel. Berlin, Theater-Verlag Ed. Bloch. — Jul. Mosen: Ausgewählte Werke. Hrsgb. von Dr. M. Zschommler. III. Band. Leipzig, Arwed Strauch. — Heinr. Paul: Tabelle zur mechanischen Addition. Reinerz (Preußisch-Schlesien), Selbstverlag.

Tauchnitz Edition.
September 20, 1899.
Brown, V. C.
A new Novel.
By (13083)
Mrs. Alexander,
Author of
„The Cost of Her Pride",
„A Golden Autumn" etc.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 23. September. Nummer 217.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Medizinische Wissenschaft und Heilkunst.[1]

Von Dr. F. V. Birch-Hirschfeld (Leipzig).

Die innige Beziehung zwischen Naturwissenschaft und Medizin tritt geschichtlich in mehrfacher Richtung hervor. Für die ältere Zeit konnte es als Regel gelten, daß die Naturforscher aus dem ärztlichen Beruf hervorgingen. Andrerseits ist es unbestreitbar, daß wichtige Zweige der letzteren ursprünglich aus dem Bedürfniß der Heilkunde herausgewachsen sind.

Daß Anatomie und Physiologie, auch nachdem sie aus theoretischen Hülfsdisciplinen der Medizin zur grundlegenden Wissenschaft der biologischen Naturforschung sich entwickelt haben, fortgesetzt ihre Bedeutung für die praktische und theoretische Medizin behaupten, ja derselben unentbehrlich sind, bedarf hier keines Beweises.

Aus anderen Gebieten der Naturwissenschaft, namentlich durch die fortschreitende Entwicklung der Physik und Chemie hat die Heilkunde Förderung erfahren. Welche lange Reihe werthvoller Geschenke der Naturforschung an die Medizin ließe sich aufzählen, wenn man auch nur die Zeitperiode von Liebig bis Röntgen ins Auge fassen wollte.

Aber viel bedeutungsvoller als der in solcher Weise erhaltene Gewinn (von Nährmitteln, Medikamenten und diagnostischen Hülfsmitteln) ist doch die aus der Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Grundlagen hervorgegangene organische Verbindung zwischen Naturwissenschaft und Medizin.

Die Pathologie, die am längsten im Bann unfruchtbarer naturphilosophischer Spekulation befangen war, ist durch Annahme der naturwissenschaftlichen Logik zu einem Zweige der Biologie geworden. An dieser bedeutungsvollen Umwandlung hat Niemand größeren Antheil als Rudolf Virchow.

Die morphologische Analyse (einschließlich der mit optischen Hülfsmitteln durchgeführten) der krankhaften Veränderungen in Verbindung mit dem pathologischen Experiment und der klinischen Beobachtung schuf die Grundlagen für die naturwissenschaftliche Theorie der Krankheiten (pathologische Physiologie). In welcher Weise der belebende Geist echter Naturforschung auf die Medizin einwirkte, darüber möchte ich das von Helmholtz in seinem bekannten Vortrag „über das Denken in der Medizin" (1877) ausgesprochene Urtheil anführen:

„Wie die Weltgeschichte vor den Augen unsrer Generation einige ihrer seltenen Riesenschritte gemacht hat, so auch unsre Wissenschaft; daher ein alter Schüler, wie ich, das einst wohlbekannte, damals etwas matronenhafte Antlitz „der Dame Medizin" kaum wiedererkennt, wenn er gelegentlich wieder in Beziehung zu ihr tritt, so lebensfrisch und entwicklungskräftig ist sie in dem Jungbrunnen der Naturwissenschaft geworden."

Wie jede echte Naturforschung die Wahrheit sucht, ohne Rücksicht auf die Ausnützbarkeit ihrer Resultate und wie gerade auf diesem Wege freier wissenschaftlicher Thätigkeit die werthvollsten Ergebnisse für die Bedürfnisse des praktischen Lebens gewonnen wurden, so ist auch die Pathologie bei Erforschung der Gesetze des Lebens unter abnormen Bedingungen nicht von einseitiger praktischer Tendenz geleitet worden; sie hat aber ebenfalls klar bewiesen, daß die naturwissenschaftliche Begründung der Theorie der krankhaften Vorgänge mit innerer Nothwendigkeit der praktischen Heilkunde zugute kommen mußte.

Auch heute noch dürfen wir die Aufgaben der letzteren in der bekannten Eintheilung Bacons[1] zusammenfassen: Schutz der Gesundheit, Heilung der Krankheit, Verlängerung des Lebens, Milderung der Schmerzen.

Knüpfen wir hier an ein anderes Wort des großen Vertreters der induktiven Forschung an: „Niemand möge hoffen, die Natur lenken oder handhaben zu können, wenn er sie nicht gehörig versteht", so ist hervorzuheben, wie die naturwissenschaftliche Methode neue Wege gezeigt und für die Erkenntniß der Ursachen und des Sitzes der Krankheiten und dadurch erweiterte und gesicherte Grundlagen erfolgreicher ärztlicher Thätigkeit gewonnen hat.

Ich möchte zunächst auf die überraschende Entwicklung der Hygiene, des jüngsten Zweiges der medizinischen Wissenschaft, hinweisen. Gerade hier in München bedarf es keines speziellen Nachweises dafür, daß die naturwissenschaftliche Methode Resultate von größter praktischer Tragweite ergeben hat. Allein die Abnahme der Typhussterblichkeit infolge der umfassenden aus hygienischen Gesichtspunkten unternommenen Maßregeln zur Reinhaltung des Bodens und der sonstigen Lebensmedien liefert ein schlagendes statistisch festgestelltes Beispiel (ich verweise auf die Festschrift), dem gleichartige Erfahrungen in den meisten früher mit Typhus behafteten großen städtischen Gemeinwesen Deutschlands entsprechen. Wenn in anderen Richtungen im gleichen Grade überzeugende statistische Beweise für die praktischen Erfolge der von der Hygiene ausgegangenen Anregungen in Bezug auf Volksernährung, Verbesserung der Wohnungen, Bekämpfung mit dem Gewerbsbetrieb verbundener Schädlichkeiten fehlen, so liegt das nur daran, daß weder vor der Durchführung der hygienischen Verbesserungen auf den betreffenden Gebieten, noch später genügende Unterlagen für eine einwandfreie statistische Feststellung zu Gebote standen.

Ohne sich der Gefahr optimistischer Uebertreibung auszusetzen, darf noch darauf hingewiesen werden, daß auch die in den letzten drei Jahrzehnten hervorgetretene erhöhte

[1] Vortrag in der zweiten Allgemeinen Sitzung der 71. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte (22. September 1899).

[1] Vergl. K. F. H. Marx: F. Bacon und das letzte Ziel der ärztlichen Kunst. Abh. d. Kgl. Gesellschaft d. Wissenschaften 7. Göttingen 1861.

Digitized by Google

Widerstandsfähigkeit der Mehrzahl unsrer deutschen Verkehrszentren gegen die Einschleppung der Cholera mit zu den praktischen Erfolgen der zielbewußten hygienischen Reform gerechnet werden darf; scheinbare Ausnahmen (wie die bekannte Hamburger Epidemie) bestätigen bei näherer Betrachtung diese Voraussetzung.

Auch auf einen zweiten großartigen Fortschritt in der Richtung des Schutzes der Gesundheit, dessen Durchführung allein der praktischen ärztlichen Thätigkeit vorbehalten war, soll hier nur kurz Bezug genommen werden. Sind doch die Resultate der Prophylaxe gegen septische Wundinfektion und die auf ihrer Grundlage erfolgte Entwicklung der operativen Chirurgie und Gynäkologie Gegenstand allgemeiner Anerkennung. Am stärksten wird die Bedeutung des auf diesem Gebiet Errungenen empfunden von denjenigen, die gleich dem Vortragenden noch die Verbreitung der septischen Krankheiten in der vorhergehenden Zeit aus eigener Erfahrung kannten, wie sie die Erfolge der chirurgischen Kunst zerstörten, die im Krieg und in der industriellen Friedensthätigkeit Verwundeten oft nach an sich geringfügigen Verletzungen dahinrafften und das Leben der Wöchnerinnen bedrohten. Fragen wir nach dem Ursprung dieses großen Fortschrittes der ärztlichen Leistungen, so ist es klar, daß derselbe durch die naturwissenschaftliche Erkenntniß der Gährungsprozesse angeregt wurde, hat doch Lister, der große Reformator der Wundbehandlung, in seinem bekannten Brief an Pasteur diese Thatsache ausdrücklich anerkannt.

Daß über das Gebiet der septischen Wundinfektion hinaus die Ursachen zahlreicher Infektionskrankheiten festgestellt wurden, nachdem R. Koch mit der von ihm geschaffenen genialen Methodik für diesen Theil der ätiologischen Forschung die Möglichkeit eines naturwissenschaftlichen Beweisverfahrens eröffnet hatte, darf ich als bekannt voraussetzen. Die von R. Koch selbst und von Anderen mit Hülse seiner Methode gemachten Entdeckungen stellten die bis dahin hypothetische Lehre vom Contagium animatum auf festen Boden und schufen eine naturwissenschaftliche Theorie der Infektionskrankheiten. Daß die auf diesem Weg gewonnene Möglichkeit des morphologischen Nachweises der Erreger so wichtiger und verbreiteter Krankheiten wie die Tuberkulose, die Lepra, der Typhus, die croupöse Lungenentzündung, der Milzbrand u. s. w. auch von praktischer Bedeutung sein mußte, liegt nach der diagnostischen Seite auf der Hand. Daß aus der Erkenntniß des Feindes nicht ohne weiteres die Möglichkeit erfolgreicher Bekämpfung derselben hervorging, hätte billigerweise nicht überraschen sollen, und keinesfalls berechtigte die aus der Nichterfüllung zu weit gehender Hoffnungen entstandene Enttäuschung zur Geringschätzung des praktischen Werthes der wichtigen Entdeckungen. In der That ist gegenwärtig in ruhiger Prüfung und Fortbildung des Errungenen immer mehr zur Anerkennung gelangt, daß auf Grund der Kenntniß der pathogenen Mikroben als Erreger verbreiteter Infektionskrankheiten die Aussicht auf wirksame Bekämpfung derselben erheblich gewachsen ist. Haben doch die an die Entdeckung des Tuberkelbazillus durch Rob. Koch sich anschließenden bakteriologischen und pathologischen Untersuchungen selbst gegenüber der furchtbarsten Infektionskrankheit, die von alters her unzählige Menschenleben in der Blüthe der Jugend und Vollkraft dahinrafft und deren Grassiren in den weitesten Kreisen der Bevölkerung schon fast als eine unvermeidliche Naturnothwendigkeit hingenommen wurde, neuen Kampfesmuth entstehen lassen. Ich darf in dieser Hinsicht auf die Verhandlungen des in der Pfingstzeit dieses Jahres in Berlin abgehaltenen Tuberkulose-Kongresses hinweisen. Es muß jedenfalls, mag man über die Aussichten des Kampfes gegen diese hartnäckigsten Feinde des Menschengeschlechts mehr oder weniger optimistisch denken, als hocherfreulich anerkannt werden, daß von der Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Erforschung der Krankheitsursachen der Impuls ausging, der Aerzte und einflußreiche Faktoren des öffentlichen Lebens als Bundesgenossen verband, zu entschlossener Bekämpfung der Volksseuche (aus großen Gesichtspunkten und auf rationeller Grundlage).

Wir dürfen aber hier einen bereits erreichten Erfolg in der Bekämpfung einer Infektionskrankheit nicht unerwähnt lassen. Seit allgemeiner Einführung der Behring'schen Serumbehandlung ist die Mortalität der Diphtherie sehr erheblich, in den Krankenhäusern um 15—20 Proz., vermindert worden. Man hat freilich diese Thatsache aus einer Milderung der diphtheritischen Infektion, die ohne ursächliche Beziehung zur Serumbehandlung zufällig mit der allgemeinen Einführung der neuen Behandlung zusammengefallen, erklären wollen. Diese skeptische Auffassung hat indessen nur geringe Wahrscheinlichkeit für sich. Ueber günstige Erfolge der Serumbehandlung wird aus allen Welttheilen berichtet. Nun wissen wir zwar, daß die Diphtherie zeitlich und örtlich erhebliche Schwankungen nach Häufigkeit ihres Auftretens und Bösartigkeit ihres Verlaufs darbietet, eine mit einem Schlag auf der ganzen Welt eingetretene spontane Aenderung des Genius epidemicus der verbreiteten Krankheit würde aber an sich unwahrscheinlich und jedenfalls ohne Präcedenzfall sein. Es kommt hinzu, daß auch nach allgemeiner Verbreitung der Serumbehandlung immer noch eine nicht geringe Zahl von Diphtherie-Erkrankungen dieser Behandlung nicht oder zu spät unterworfen wurde; unter diesen Fällen kommen noch heute die schwersten Formen der Diphtherie zur Beobachtung. Gerade dem pathologischen Anatomen sind derartige Beispiele von maligner Verlaufsart auch aus neuester Zeit bekannt. Das Hauptgewicht ist aber darauf zu legen, daß alle Kliniker, die ein größeres Beobachtungsmaterial zur Verfügung haben, mit verschwindenden Ausnahmen, über günstige Erfolge der Serumbehandlung berichten. Im gegenwärtigen Zeitpunkt steht die Angelegenheit so, daß die Behring'sche Behandlung festen Boden gewonnen hat, sie ist Gemeingut der ärztlichen Praxis geworden. Wenn kürzlich eine Preßstimme aussprach, daß man bereits von der Serumbehandlung der Diphtherie kaum noch rede, so ist das nur in dem eben angedeuteten Sinne begründet. Die zahlenmäßige Begründung des Werthes der neuen Heilmethode stützt sich auf eine Summe untereinander übereinstimmender Statistiken (meist aus Krankenhäusern), die aus der allgemeinen Mortalitätsbewegung gewonnenen Unterlagen reichen für eine generelle statistische Beweisführung für oder gegen den Nutzen der Serumbehandlung noch keineswegs aus. Bei aller gebotenen Vorsicht des Urtheils müssen wir anerkennen, daß durch das neue von Behring geschaffene Heilverfahren gegenüber der diphtheritischen Infektionskrankheit ein bis dahin unerreichter Heilerfolg gewonnen ist. So liegt hier ein erfreuliches Beispiel der praktischen Verwerthung durch die naturwissenschaftliche Erforschung der Krankheitsgifte gewonnener Resultate vor.

Die Medizin hat in keiner früheren Periode ihrer Entwicklung einen Zuwachs an Wissen und Macht gewonnen, der sich mit den Errungenschaften in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts an Umfang und Bedeutung vergleichen ließe, dieser Fortschritt aber ist die Frucht der Einwirkung des Geistes echter Naturforschung. Wenn Helmholtz in der Schlußwendung seines oben erwähnten Vortrags sein Urtheil über den damaligen Zustand der „Dame Medizin“ mit der „Epikrise“ schließt: So meine ich, wir haben alle Ursache, mit dem Erfolg der Behandlung zufrieden zu sein, die ihr die naturwissenschaftliche Schule hat angedeihen lassen, und wir können

Digitized by Google

der jungen Generation nur empfehlen, in derselben Therapie fortzufahren, so dürfen wir bezeugen, daß auch im Verlauf der letzten Jahrzehnte die Richtigkeit dieser Prognose bestätigt wurde, namentlich auch durch die praktischen Früchte des wissenschaftlichen Fortschritts.

Man könnte voraussetzen, daß die aus der naturwissenschaftlichen Reform hervorgegangene erhöhte Leistungsfähigkeit der modernen Medizin hinsichtlich der Verhütung und Heilung von Krankheiten zu einer Steigerung des Ansehens der Aerzte geführt hätte. Um sich nicht einer Täuschung auszusetzen, muß man jedoch berücksichtigen, daß die erwähnten Erfolge zwar dem sachkundigen Urtheil leicht zugänglich sind, daß aber doch die aus denselben erwachsenen Verbesserungen der Lebensverhältnisse nicht unmittelbar zum Bewußtsein weiter Bevölkerungskreise kommen. Geht z. B. in einer Stadtgemeinde die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle an Typhus erheblich (selbst um vier Fünftel der früheren Mortalität) herab, so kommt deßhalb doch dem einzelnen Gesunden die in dieser Hinsicht verminderte Krankheitsgefahr nicht unmittelbar zur Kenntniß und wenn er davon erfährt, so wird er deßhalb noch keineswegs das Gefühl einer ihm erwiesenen Wohlthat haben. Zudem bleibt der Antheil der wissenschaftlichen und praktischen Medizin an der betreffenden Verbesserung der sanitären Verhältnisse dem nichtsachkundigen Beobachter meist verborgen, so daß die Aerzte für ihre selbstlose Mitarbeit am Gesundheitsschutz kaum jemals Dank ernten.

Auch die erhebliche Verminderung der Gefährlichkeit einer so verbreiteten und gefürchteten Krankheit wie die Diphtherie, kommt keineswegs ohne weiteres zur allgemeinen Wahrnehmung. Ob 30 oder 15 Todesfälle auf 100 Erkrankte kommen, das wird von den heimgesuchten Familien nicht empfunden; die ungünstig verlaufenen Fälle bleiben auch in ihrer verminderten Zahl Beweise vergeblicher Heilversuche; ob die Genesungen der ärztlichen Kunst zugute gerechnet werden, das ist zu bezweifeln. Auch wenn gegenüber einer einzelnen Volksseuche die Erfolge noch viel günstiger sich darstellen würden, so wäre es doch noch sehr fraglich, ob dafür der praktischen Heilkunde die verdiente Anerkennung zutheil würde. Die thörichte, in weiten Kreisen fortgesetzt unterhaltene Agitation gegen die Pockenimpfung, der wir doch sicher die fast der Ueberwindung gleichkommende Einengung der Seuche verdanken, die früher die furchtbarste Geißel Europa's war, spricht in dieser Richtung deutlich genug.

Geschenke regen oft mehr die Begehrlichkeit als die Dankbarkeit an. Umsomehr ist das der Fall, wenn die Gabe nach dem geringen Verständniß der Empfangenden und im Verhältniß zu ihrem Verlangen und Bedürfen karg erscheint. Gar leicht wendet sich dann die Menge denjenigen zu, die leichtfertig oder betrügerisch reichere Vortheile versprechen. In der That haben sich in dieser Richtung Verhältnisse ergeben, die erheblich dazu beitrugen, dem ärztlichen Stand die reine Freude an den Erfolgen der naturwissenschaftlichen Reform der Heilkunst zu verderben.

Wenn aus einflußreichen ärztlichen Kreisen ohne jeden von außen gekommenen Antrieb, insbesondere ohne Mitwirkung populärer Agitation oder behördlicher Einflüsse, den gesetzgebenden Faktoren die Anregung zur Freigebung der gewerbsmäßigen Krankenbehandlung gegeben wurde, wie sie durch die Gewerbeordnung zu einer festen Institution des Deutschen Reiches geworden ist, so hat hiebei zweifellos als ein Hauptmotiv das Vertrauen mitgewirkt, daß die durch den naturwissenschaftlichen Geist verjüngte, in ihrer Leistungsfähigkeit erstarkte Medizin auch ohne besonderen gesetzlichen Schutz jeden Mitbewerb des Pfuscherthums überwinden werde. Nur aus diesem doktrinär-liberalen Gesichtspunkt ist es erklärlich, daß auch in weiteren Kreisen der deutschen Aerzte die Einführung der Kurirfreiheit keinen energischen und allgemeinen Widerspruch hervorrief.

Allmählich hat sich infolge des im Deutschen Reich ohne zwingenden Grund ausgeführten Experiments, das bezeichnenderweise in keinem Kulturstaat Nachfolge gefunden hat, eine ungemein ausgedehnte und vielseitige gewerbsmäßige Ausnutzung der Kurirfreiheit durch ohne jede sachmäßige Vorbildung aus eigener Machtvollkommenheit ernannte Heilkünstler herausgebildet. — Hervorzuheben ist, daß vielfach in anderen Berufsarten gescheiterte Existenzen, darunter solche mit recht bedenklicher Vergangenheit, sich dem an keine lästige Vorbedingung gebundenen Beruf eines nichtapprobirten Heilkünstlers zuwendeten, der einem gewissenlosen und schlauen Menschen die Aussicht mühelosen Erwerbes durch Ausbeutung der Leichtgläubigkeit der Menge gewährt.[1])

Es liegt nicht in meiner Absicht, auf die in kulturhistorischer Hinsicht sehr interessante Entwicklung des modernen Heilpfuscherthums näher einzugehen; hier möchte ich nur in allgemeinen Zügen sein Verhältniß zur wissenschaftlichen Medizin charakterisiren.

Unter den nichtapprobirten Konkurrenten der Aerzte lassen sich zwei Hauptgruppen unterscheiden. Die eine umfaßt die Heilzauberer. Die modernen Vertreter dieser in ihrem Ursprung uralten magischen Heilkunde sind angeblich im Besitz einer geheimnißvollen, sogen. magnetischen Heilkraft, die freilich einem experimentellen naturwissenschaftlichen Nachweis nicht zugänglich ist. Unter diesen Heilzauberern gibt es die verschiedenartigsten Spezialitäten. Der Eine besitzt die Fähigkeit, aus abgeschnittenen Haaren die krankhaften Zustände entfernter Patienten, die er nie gesehen hat, zu errathen, er überträgt seine Heilkraft auf Kräutergemische von harmloser Zusammensetzung, die mit diesem individuellen Zaubereinfluß ausgestattet, in wenigen Variationen zur Bereitung von Heiltränken gegen die verschiedenartigsten Krankheiten ausreichen. Ein sogen. Magnetiseur erkennt z. B. aus der Betrachtung eines ihm vorgelegten Ringes, daß die frühere Trägerin desselben an der Lungenschwindsucht gestorben sei. Ein dritter Zauberer, ein früherer Volksschullehrer, heilte alle Krankheiten durch mit einer Geheimschrift versehene Papierstreifen, die je nach Vorschrift äußerlich getragen oder eingenommen wurden.

Die angeführten Beispiele dieser Gattung des modernen Heilzaubers genügen zur Charakterisirung; es stände übrigens eine lange Reihe ähnlicher zur Verfügung.

Durch den Einfluß strenger naturwissenschaftlicher Kritik schwand unter den Aerzten der auch bei ihnen einst verbreitete Glaube an geheimnißvolle Heilfaktoren. Da die Aerzte nun ehrlicherweise von einer Zauberkraft, an die sie selbst nicht mehr glaubten, keinen Gebrauch machten, so war der Theil des Publikums, der nun einmal an der Meinung festhielt, daß für seine Erhaltung besondere übernatürliche Heilkräfte zur Verfügung stehen müßten, auf die Hülfe nichtapprobirter Wunderthäter angewiesen.

Auch nachdem die wissenschaftlichen Beobachtungen über hypnotische Zustände zu einer natürlichen Erklärung gewisser angeblich mit Hülfe des Magnetismus erreichter Heilwirkungen geführt und demgemäß die suggestive Einwirkung auf den Patienten als ein Hülfsmittel der ärztlichen Behandlung erkannt und in geeigneten Fällen praktisch verwerthet wurde, konnte doch gerade, weil hiebei jede geheimnißvolle individuelle Begabung des Heilkünstlers in Abrede gestellt wurde, dem modernen Heilzauber der Boden

[1]) Man vergleiche hinsichtlich statistischer Anführungen über den früheren Beruf der nichtapprobirten Heilkünstler den Vortrag von Rubner über Volksgesundheitspflege und medizinlose Heilkunde, Berlin 1899. Von den in Berlin praktizirenden Kurpfuschern waren 29 Proz. gerichtlich bestrafte Individuen.

Digitized by Google

nicht entzogen werden. Das hervorgehobene Bedürfniß nach wunderbaren Heilwirkungen macht sich vielfach gerade in den höheren Gesellschaftskreisen geltend; so finden gewisse bekannte moderne magische Heilkünstler ihre Klienten vorzugsweise unter dem hohen Adel. Auch sonst findet die Anwendung mystischer Heilfaktoren (vom sogen. thierischen Magnetismus bis zum Rapport mit der Geisterwelt) noch vielfach Anhang unter denjenigen, die auf der Höhe moderner Bildung zu stehen glauben.

Im Gegensatz zu diesen Heilzauberern, die übernatürliche Heilkräfte zu besitzen vorgeben, tritt die zweite Gruppe nichtapprobirter Heilkünstler, die sich um das Banner der sogen. „Naturheilkunde" schaart, ausschließlich für die Anwendung natürlicher Heilkräfte ein.

Philipp Franz v. Walther, der hochverdiente Arzt und Lehrer der Münchener Hochschule, kam unter dem Einfluß der durch Schelling vertretenen naturphilosophischen Richtung in seiner theoretischen Erörterung der Krankheitsursachen zu dem Schluß, „die Krankheit sei die Reaktion der Natur gegen die Kulturbestrebungen des Menschen, ihre Ursache aber das Heraustreten desselben aus dem Stande der Natur."

In diesem Satze ist der theoretische Grundgedanke der Naturheilkunde ausgesprochen. Daß die in ihm ausgedrückte Anschauung gegenüber den vielen mit der modernen Lebensführung verbundenen Schädlichkeiten werbende Kraft hat, kann nicht überraschen.

Einseitige, oft hoch gespannte Aussprüche, die in allen Klassen der körperlich und geistig Arbeitenden gestellt werden, fordern Ausgleichung durch Uebung der durch die gewohnte Lebensweise verkümmerten, für die Erhaltung des Wohlbefindens wesentlichen Körperfunktionen. Auch das moderne Genußleben, weit entfernt, solche Kompensation zu gewähren, wird nur zu oft selbst zur Quelle ungünstiger Einflüsse.

Die in solcher und anderer Weise schädlichen Einflüssen unterworfenen Individuen bleiben ja zum großen Theil frei von eigentlichen Krankheiten, aber sie sind erschöpft, verstimmt; mit einem subjektiven Krankheitsgefühl belastet, trotz im wesentlichen gesunder Körperbeschaffenheit. Daß gerade unter solchen Voraussetzungen die Herbeiführung einer natürlicheren Lebensweise in Bezug auf Ernährung, Körperthätigkeit, dazu die Ausnützung anregender günstiger Einflüsse aus den natürlichen Lebensmedien (Luft, Sonne, Wasser) eine sehr erhebliche und dauernde Verbesserung des Wohlbefindens bewirken kann, ist wohl begreiflich. Es ist daher nicht zu verwundern, daß unter denjenigen, die, angeregt durch die Naturheilkunde, den wohlthätigen Einfluß der verbesserten, individuellen Gesundheitspflege am eigenen Leibe kennen lernten, begeisterte Anhänger dieser Richtung gewonnen wurden.

Die moderne Naturheilkunde hat indessen keineswegs das Verdienst zu beanspruchen, daß sie zuerst die Bedeutung der natürlichen Bedingungen hygienischer Lebensweise entdeckt habe. Alle in dieser Hinsicht verwertheten Faktoren sind längst in der ärztlichen Praxis benutzt worden. Auch die Anwendung des Wassers für Heilzwecke ist zuerst von ärztlicher Seite methodisch ausgebildet worden. Wir dürfen in dieser Richtung z. B. auf die jüngst von Winternitz neu herausgegebene Schrift des seinerzeit weit bekannten schlesischen Wasserdoktors Hahn hinweisen, ihm verdankt der schlesische Bauer Prießnitz, der vielfach als Erfinder der Wasserkur gepriesen wird, zweifellos die Grundzüge seines Verfahrens; der Pfarrer Kneipp aber hat der Technik des Wasserheilverfahrens wesentliche originale Verbesserungen nicht hinzugefügt. Damit ist natürlich nicht bestritten, daß die beiden genannten Persönlichkeiten die Propaganda für die Heilwirkung des Wassers in nachhaltigster, aber auch einseitigster Weise gefördert haben.

Die bei Gesunden bewährten hygienischen Grundsätze müssen in zweckmäßiger Anpassung an die Verhältnisse des Kranken als Heilfaktoren zur Anwendung kommen. Sind doch die Aussichten der Beseitigung krankhafter Veränderungen wesentlich abhängig von der Erhaltung und Steigerung der physiologischen Funktion der noch normalen Körpertheile. Freilich wird der Arzt bei der Aufstellung hygienischer Grundsätze für den Gesunden und am Krankenbett sich nicht durch dogmatische Axiome leiten lassen, er wird vielmehr die Erfahrungsthatsachen mit Hülfe der durch die Wissenschaft vertieften Erkenntniß verwerthen. Wie die Ernährungsfrage praktisch gelöst war, lange ehe es eine Physiologie der Verdauung gab, so sind auch die Grundsätze zweckmäßiger Krankendiät das Ergebniß praktischer Erfahrung. Gewiß wäre es aber verkehrt, nachdem, dank den bahnbrechenden Arbeiten der Münchener Physiologen und Hygieniker die Voraussetzungen der Beurtheilung praktischer Ernährungsfragen auf Grund der naturwissenschaftlichen Erforschung des Stoffwechsels erreicht und bereits vielfach mit Erfolg verwerthet wurden, wenn man nun auf die empirischen Grundsätze der Krankendiät der alten griechischen Aerzte zurückgreifen wollte. Gerade durch die aus wissenschaftlichen Beobachtungen geschöpfte Kritik wird die unbefangene Beurtheilung und Zurückweisung einseitiger Bestrebungen auf diesem Gebiet möglich.

Mag übrigens die Bedeutung der hier besprochenen Bedingungen hygienischer Lebensweise, mit Einschluß ihrer Verwerthung als Heilfaktoren, noch so hoch angeschlagen werden, die Unzulänglichkeit ihrer Anwendung durch Personen, die für die Ausübung der Heilkunde nicht sachgemäß vorgebildet sind, bleibt unter allen Verhältnissen bedenklich. Erfahrung am Krankenbett kann nur unter der Voraussetzung der Fähigkeit zur sachkundigen Beobachtung erworben werden. Sei die Zahl der nach einer bestimmten Kurschablone behandelten verschiedenartigen Krankheitsfälle noch so groß, wer nicht gelernt hat, an der Hand objektiver Zeichen die Diagnose und den Charakter des Einzelfalls zu beurtheilen, der kann sich wohl Routine im Umgehen mit Kranken und Uebung in suggestiver Beeinflussung derselben erwerben, aber niemals gewinnt er eine wahre ärztliche Erfahrung, die ihn befähigt, die Erfolge seines Wirkens gewissenhaft abzuschätzen. So ist es erklärlich, daß die Vertreter der sogenannten Naturheilmethode die Erfolge der von ihnen schablonenhaft durchgeführten Wasserbehandlung überschätzten, während ihnen für die gerechte Beurtheilung der ärztlichen Leistungen jeder objektive Maßstab fehlt. Der öffentlichen Meinung gegenüber ist ihre Stellung trotzdem nicht ungünstig. Von günstigen Heilerfolgen approbirter Aerzte wird im allgemeinen im Publikum nicht viel Aufhebens gemacht; wirkliche oder angebliche Irrthümer in Diagnose und Behandlung werden dagegen als Beweise der Unzulänglichkeit der „Schulmedizin" verwerthet. Begreiflich ist weiter, daß die an unheilbaren Krankheiten Leidenden sich von der wissenschaftlichen Medizin um so leichter abwenden, je weniger der erfahrene und gewissenhafte Arzt ihnen sichere Heilerfolge in Aussicht stellen darf. Ueber die Mißerfolge in der Behandlung nichtapprobirter Heilkünstler pflegen die Patienten zu schweigen; einzelne überraschende Heilerfolge derselben, mögen sie eine reale Grundlage haben oder aus suggestiver Beeinflussung des Krankheitsgefühls der Behandelten zu erklären sein, werden dagegen mit Enthusiasmus aufgenommen und verbreitet. Andrerseits kommt auch hier die in unsrer Zeit verbreitete Neigung, sich gegen alles aufzulehnen, was Autorität beansprucht, zur Geltung; umsomehr, wenn sich der Angreifer als ein Vertreter des gesunden Menschenverstands gegenüber der Schulweisheit vorstellt und mit einer Phrase wirkt, die dem Halbgebildeten

Digitized by Google

als überzeugende Wahrheit erscheint. In diesem Sinn wird namentlich auch der Vorzug einer Heilkunde allgemein verständlich, die nur einfache, angeblich unbedingt unschädliche Naturkräfte verwendet und die von den Aerzten noch vielfach benutzten Gift- und Gewaltmittel als unzulässig und unnatürlich zurückweist.

Gewiß wird Niemand leugnen, daß einst die Anwendung differenter Medikamente in einer Weise üblich war, die vom Standpunkt naturwissenschaftlicher Kritik nicht gebilligt werden kann. Andrerseits ist eine allgemeine Zurückweisung jeder medikamentösen Behandlung als naturwidrig schon deßhalb absurd, weil gar nicht einzusehen ist, weßhalb wir uns darauf beschränken sollten, die Naturprodukte lediglich als Nährmittel und Genußmittel auszunützen, während wir darauf verzichten, in ihnen gebotene Heilkräfte zu verwerthen. Daß es im Prinzip gleichgültig ist, ob aus dem Rohmaterial hergestellte Aufgüsse (wie sie z. B. Pfarrer Kneipp und Andere angeblich Naturheilkundige verwenden), oder die durch die Chemie isolirten wirksamen Substanzen angewendet werden, das liegt doch auf der Hand.

Daß gerade die naturwissenschaftliche Reform der Medizin eine kritische Sichtung des Arzneischatzes herbeigeführt hat, das ist unbestreitbar, hat man doch den Vertretern der modernen Medizin nicht ohne Grund den Vorwurf eines gewissen Nihilismus in Bezug auf die medikamentöse Behandlung gemacht. Wenn nun trotzdem die Anwendung von pharmazeutischen und chemischen Mitteln zur Heilung von Krankheiten und zur Linderung von Schmerzen der ärztlichen Praxis unentbehrlich geblieben ist, so wird ein Einspruch, der sich lediglich auf ein angreifbares Dogma stützt, hieran nichts ändern können.

Die tüchtigen Aerzte waren von jeher Eklektiker. Unser Bedürfniß an Hülfsmitteln in dem Kampfe gegen die Krankheiten ist so groß, daß wir nicht berechtigt sind, wirksame Hülfe, sie mag kommen woher sie will, zurückzuweisen. Die unmittelbar von der Natur gebotenen Faktoren hygienischer Krankenbehandlung, die als wirksam bewährten Medikamente, mögen sie von alters her als eine Erbschaft aus der Volksmedizin stammen oder ein Geschenk der modernen Chemie sein, sie alle müssen Verwendung finden und reichen doch nicht aus, um allen Leidenden Genesung oder auch nur Linderung zu bringen. Daß es Krankheiten gibt, die der Anwendung diätetischer Mittel und energischer Wasserbehandlung nicht weichen, die aber unter dem Einfluß von Medikamenten heilbar sind, das muß jede unbefangene Beobachtung bestätigen. Berücksichtigt man, daß bei derartigen Erkrankungen vielfach parasitische Vergiftungen zugrunde liegen, so ist das Verständniß solchen Verhaltens auch für den Nichtarzt nicht schwierig. Hält man ein, daß der völlig naturgemäß lebende Mensch dem Angriff parasitärer Krankheitsursachen überhaupt von vornherein widerstehe, so steht diese Behauptung entweder in Widerspruch zu den Thatsachen, oder aber die betreffenden Repräsentanten normalen Menschenthums gehören zu den größten Seltenheiten und der Mehrzahl ihrer für Infektion empfänglichen Mitmenschen ist damit nicht geholfen.

Im Gegensatz zu den früher besprochenen Heilzauberern wenden die sogenannten Naturheilkundigen zwar an sich wirksame Heilfaktoren an; weil sie aber weder im Besitz der nothwendigen anatomisch-physiologischen Vorbildung sind, noch genügende Kenntniß von Sitz und Verlauf der Krankheiten durch ihre laienhaften Beobachtungen am Krankenbett gewinnen, noch endlich durch bloße Routine im Verkehr mit den Kranken die technischen Fähigkeiten zur Feststellung der Diagnose erlangen können, sind sie auf eine schablonenhafte Anwendung ihres Heilprinzips angewiesen. Unzweifelhaft kann aber z. B. durch energische Wasserbehandlung positive schwere Schädigung des für diese Kur nicht geeigneten Kranken stattfinden. Andrerseits kann durch hartnäckige einseitige Anwendung der von der Naturheilkunde empfohlenen Heilfaktoren in Krankheitsfällen, wo dieselben nutzlos bleiben müssen, die günstige Zeit für die Heilung mit anderen Hülfsmitteln versäumt werden. Hiefür haben wir zahlreiche Beispiele aus der Thätigkeit solcher Naturheilkünstler, die vorgeben, daß sie mit ihrer „operationslosen" Heilmethode die bösartigsten Geschwülste beseitigen können.

Es ist übrigens zu berücksichtigen, daß wir es in dieser Gruppe von nichtapprobirten Heilkünstlern keineswegs nur mit ehrlichen Anhängern des Prinzips der Naturheilkunde zu thun haben. Vielfach ist dieser Name nur das Lockmittel der schamlosesten Ausbeutung der Kranken und Elenden. Die Macht der Reklame ist so groß, daß bei ausdauernder, geschickter und gewissenloser Anwendung dieses Mittels jede beliebige Heilunternehmung, namentlich wenn sie den mit unheilbaren chronischen Leiden Behafteten Rettung in Aussicht stellt, des pekuniären Erfolges sicher sein kann. Anzeigen in den Tagesblättern, Broschüren, Handbücher, die oft die populäre und fachwissenschaftliche medizinische Literatur im größtem Umfange ausplündern, während sie gleichzeitig die heftigsten und ungerechtesten Angriffe gegen die sogenannte Schulmedizin enthalten, dienen der Propaganda für das angepriesene Heilverfahren. Geschickt gefaßte Danksagungen angeblich Geheilter, namentlich der von sonst als unheilbar erachteten Krankheiten Befreiten sind sehr wirksam, auch wenn vorsichtigerweise entweder der Namen der Zeugnißaussteller oder ihr Wohnort nur mit Anfangsbuchstaben angegeben wird.

Der Hauptvortheil der geschilderten Betriebsart des Heilgeschäftes zeigt sich in der lebhaften Entwicklung brieflicher Krankenbehandlung, die bequem unter Benutzung eines Korrespondenzschemas geübt wird. Aus behördlichen Erörterungen hat sich ergeben, daß derartige Kurirunternehmungen oft eine tägliche Korrespondenz von Hunderten von Briefen zu erledigen haben. Ist das Geschäft erst zu einer gewissen Höhe gebracht, so kann der Unternehmer ohne eigene Bemühung durch einen Stab untergeordneter Schreiber in seinem Nutzen diese erfolgreiche Ausbeutung der leidenden Menschheit besorgen lassen.

Daß der ärztliche Stand die ununterbrochenen Verdächtigungen und Angriffe, denen er von Seiten dieser Heilkünstler und ihrer Anhänger ausgesetzt ist, nicht mit gleichen Waffen zurückweisen kann, ist ohne weiteres klar. Seine Vertheidigung kann sich nur darauf beschränken, das Wirken dieser angeblichen Heilkünstler in seiner inneren Haltlosigkeit zu beleuchten, in der Hoffnung, daß schließlich dem Publikum die Augen geöffnet werden, damit es erkenne, wo die Bürgschaften einer nach Möglichkeit wirksamen Heilkunde in der Hand ehrlicher Helfer gegeben sind.

Nicht im Interesse des ärztlichen Standes soll staatliche Hülfe angerufen werden; wohl aber kann in Erwägung gezogen werden, ob nicht der Staat als der Schützer der Schwachen die Pflicht hat, gegen die schlimmsten Formen der Ausbeutung der Kranken und Elenden einzuschreiten. Wenn den nichtapprobirten Heilkünstlern die Möglichkeit einer Reklame der charakterisirten Art gesetzlich abgeschnitten und gleichzeitig ein unbedingtes Verbot brieflicher Krankenbehandlung ausgesprochen würde, so ließe sich damit, ohne Gefährdung berechtigter Interessen, eine der schlimmsten Formen des Heilschwindels beseitigen. Es ist hiebei zu berücksichtigen, daß die Aerzte, wie die bisher in Deutschland neuerdings eingeführten Standesordnungen beweisen, das reklamehafte Anbieten ärztlicher Hülfe und die briefliche Krankenbehandlung für ihre Standesgenossen als unzulässig erklärt haben.

Ungünstig hat auch der über das Maß des aus der Bevölkerungsbewegung sich ergebenden Bedürfnisses hinaus-

gehende Andrang zum ärztlichen Beruf auf die materielle Lage der Aerzte gewirkt, wobei zu berücksichtigen ist, daß gerade dieser Stand von allen Berufsarten mit akademischer Bildung am wenigsten gegen Ueberfüllung geschützt ist. Bei der Freiheit der Bewegung seiner Angehörigen ist seine Aufnahmefähigkeit fast unbegrenzt; natürlich mit einer entsprechenden durchschnittlichen Verschlechterung der materiellen Lage der einzelnen Aerzte.

Aus der besprochenen Zunahme des Heilpfuscherthums in Verbindung mit anderen sozialen und ökonomischen Einflüssen ist es wohl begreiflich, daß bei den Aerzten vielfach die Empfindung zum Ausdruck kam, daß in einer Zeitperiode, die den größten Fortschritt der wissenschaftlichen Medizin umfaßt, eine ungünstige Veränderung der Lage des ärztlichen Standes eingetreten sei. Ja, es fehlt nicht an Stimmen, daß der naturwissenschaftliche Aufschwung der Medizin diesen Niedergang nicht nur nicht gehindert habe, sondern wesentlich für seine Herbeiführung verantwortlich sei. Diese Behauptung geht von der Annahme eines Gegensatzes zwischen Wissenschaft und Heilkunst aus. „Der große Aufschwung der medizinischen Wissenschaft, den die letzten Jahrzehnte herbeigeführt haben, ist zu einem Niedergang der ärztlichen Kunst geworden." „Die letzten Jahrzehnte medizinischer Entwicklung bilden einen wesentlichen Fortschritt medizinischen Wissens auf Kosten des ärztlichen Könnens." Diese Sätze sind der vor wenigen Jahren erschienenen Flugschrift eines Arztes[1]) entnommen, in der als Ursache des angeblichen Niederganges die durchaus unzweckmäßige Art der Ausbildung der Aerzte auf den Universitäten angeschuldigt wird, weil diese angeblich nicht mehr Aerzte (sc. Heilkünstler), sondern nur „wissenschaftliche Mediziner" ausbilden.

Seit die naturphilosophische Spekulation in der Medizin durch die naturwissenschaftliche Methode verdrängt wurde, besteht nicht mehr der frühere Widerstreit zwischen Theorie und Praxis. Wir haben ja bereits die Thatsache berührt, daß in der Natur der induktiven Methode die Bürgschaft für den Gewinn praktischer Frucht durch wissenschaftliche Forschung gegeben ist; das gilt für die Medizin wie für jedes praktische Fach, das auf der Verwerthung naturwissenschaftlicher Ergebnisse beruht.

Die Behauptung eines feindlichen Gegensatzes zwischen Heilwissenschaft und Heilkunst geht von einer irrthümlichen Auffassung der Grundbegriffe aus und führt zu recht bedenklichen Folgerungen. Forschungsziel der wissenschaftlichen Medizin ist die Feststellung der Gesetze des kranken Lebens, die Theorie des Ablaufs der Lebenserscheinungen unter abnormen inneren Bedingungen. Die Gesetzmäßigkeit ergibt sich aus der Uebereinstimmung der Einzelbeobachtungen. Hier tritt die generalisirende Tendenz der Wissenschaft hervor; der Einzelfall interessirt sie nur in seiner Beziehung zur Erkenntniß des Gesetzmäßigen.

Die ärztliche Kunst umfaßt ein gebildetes Können, angewendet zum Schutz des einzelnen Menschen gegen die Gefährdung durch abnorme innere Lebensbedingungen. Während die wissenschaftliche Betrachtung Krankheitsfälle beobachtet und verwerthet, bietet sich der Heilkunst als Objekt das einzelne kranke Individuum. Da aber das Letztere vermöge seiner Organisation den durch Erfahrung, Experiment und wissenschaftliche Analyse festgestellten Gesetzen der Reaktion ihm gleichartiger Lebewesen gegen schädliche Einflüsse unterworfen ist, so kann auch die Krankheit des einzelnen Menschen nur auf wissenschaftlicher Grundlage in ihren Ursachen und im Verlauf und Ausgang beurtheilt werden, und daß gerade hievon der Erfolg des ärztlichen Eingreifens abhängen muß, bedarf keines Beweises. So bietet die medizinische Wissenschaft die sichere Grundlage und die nothwendige Voraussetzung für die solide Ausübung der ärztlichen Kunst. Für diese Aufgabe reicht allerdings das Vertrautsein mit den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschung auf medizinischem Gebiete allein nicht aus, sondern sie setzt außerdem beim Arzte die Befähigung zu kunstgerechter Verwendung der natürlichen und künstlichen Werkzeuge, die der Beobachtung und dem heilenden Eingriff dienen, voraus. Die ärztliche Kunst beruht indessen auch nicht auf der geschickten Anwendung der diagnostischen und therapeutischen Hülfsmittel, die, so unentbehrlich sie sind, doch mehr die mechanische Grundlage der Kunstübung darstellen. Das Wesentliche für die letztere ist unzweifelhaft die psychische Leistung des Arztes, die ihn mit Hülfe seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und seiner technischen Ausbildung befähigt, dem Einzelfall in Diagnose und Heilplan gerecht zu werden.

Selbst, wo es sich um Krankheiten handelt, für deren Behandlung die Wissenschaft klare und sichere Anzeigen gibt, ist die richtige Anwendung derselben auf die Verhältnisse des Einzelfalls nicht ohne weiteres gegeben. Häufig steht aber der Arzt vor Aufgaben, die sich streng wissenschaftlich nicht lösen lassen. Auf mathematische Gewißheit muß man gegenüber biologischen Problemen in der Regel verzichten. Wahrscheinlichkeit höheren oder geringeren Grads muß hier genügen. Dieser Mangel unbedingt sicherer wissenschaftlicher Grundlagen ist freilich allen Zweigen der Wissenschaft gemeinsam, für die mathematische und naturwissenschaftlichen Methode nicht in strenger Form anwendbar sind, und die Medizin braucht in dieser Hinsicht den Vergleich mit mancher Wissenschaft, deren Vertreter den Anschein großer Sicherheit des Urtheils in Anspruch nehmen, um so weniger zu scheuen, als sie doch wenigstens in gewissem Umfange naturwissenschaftliche Grundlagen besitzt.

In der praktischen Anwendung tritt allerdings die Beschränktheit der letzteren und der Mangel ausreichender Sicherheit bei allen Entscheidungen, die über diese Grundlagen hinausgehen, um so schärfer hervor, weil vom Arzte erfolgreiches Handeln gegenüber den Folgen von Naturvorgängen verlangt wird, die sehr komplizirter und wechselnder Art sind und sich zudem oft der unmittelbaren Beobachtung entziehen. Ich will nur auf ein Gebiet der medizinischen Forschung hinweisen, auf dem, wie oben schon hervorgehoben, gerade in neuerer Zeit praktisch werthvolle Erfolge erreicht wurden. Die Schwierigkeit des Studiums der Infektion hat Wundt darauf zurückgeführt, daß es gleichzeitig eine Funktionsanalyse der infizirenden und der infizirten Organismen voraussetzt. Berücksichtigen wir aber die Möglichkeit der individuellen Variationen nach beiden Richtungen, die bei im Wesen gleichartigen Infektionen vorkommen, so ergibt sich schon aus diesem Gesichtspunkt, daß der Arzt in seinem praktischen Eingreifen nicht durch ein festes, wissenschaftlich autorisirtes Schema geleitet wird, sondern sein Handeln den besonderen Bedingungen des Einzelfalles in freier Weise anpaßt, unbeschadet der Beachtung der durch Wissenschaft und wahre Empirie festgestellten Grundsätze. In dieser Aufgabe des Individualisirens, die von jeher von allen tüchtigen Praktikern anerkannt und keineswegs etwa von gewissen modernen Heilkünstlern entdeckt wurde, ist vorzugsweise die künstlerische Seite der ärztlichen Thätigkeit bezeichnet. Daß nun gerade in dieser Hinsicht vom tüchtigen Arzte besondere Fähigkeiten und Charaktereigenschaften zu fordern sind, kann nicht geleugnet werden. Beobachtungsgabe, Phantasie, Kombinationsfähigkeit, die sich in ihrer höchsten Potenz als divinatorisches Erfassen des Richtigen darstellen mag; dabei rasche Entschlossenheit und Willensstärke, die aber in steter Fühlung mit den realen Bedingungen bleibt und sich gleich fern hält von zaghaftem Schwanken wie von unbesonnenem Wagemuth,

[1]) Dr. Mendelsohn, Aerztliche Kunst und medizinische Wissenschaft. Zweite Auflage. Wiesbaden 1894.

Digitized by Google

solche Eigenschaften werden in schwierigen und kritischen Momenten am Krankenbett den ärztlichen Helfer als einen Meister seiner Kunst erkennen lassen.

Freilich hat man die Ansprüche an die künstlerische Leistung des Arztes noch viel weiter ausgedehnt. Der vielgenannte moderne Dichterphilosoph Nietzsche äußert sich über die Zukunft des Arztes mit folgenden Worten: „Die höchste geistige Ausbildung eines Arztes ist jetzt nicht erreicht, wenn er die besten neuesten Methoden kennt und auf sie eingeübt ist und jene fliegenden Schlüsse von Wirkungen auf Ursachen zu machen versteht, derentwegen die Diagnostiker berühmt sind, er muß außerdem eine Beredsamkeit besitzen, die sich jedem Individuum anpaßt und ihm das Herz aus dem Leibe zieht, eine Männlichkeit, deren Anblick schon den Kleinmuth verscheucht, eine Diplomatengeschmeidigkeit im Vermitteln — die Feinheit eines Polizeiagenten und Anwalts —, kurz, ein guter Arzt bedarf jetzt der Kunstgriffe und Kunstvorrechte aller anderen Berufsklassen; so ausgerüstet, ist er dann imstande, der ganzen Gesellschaft ein Wohlthäter zu werden."

Es ist nicht nöthig, auf die Ueberschwänglichkeit dieser Sätze hinzuweisen; immerhin deuten sie an, in welchem Grade das erfolgreiche Wirken des Arztes von seiner Fähigkeit, Vertrauen zu gewinnen, abhängt. Wer wollte es leugnen, daß auch in dieser Hinsicht Kunstmittel anwendbar sind. Jedenfalls haben sie mit der eigentlichen Heilkunst nichts zu thun, sondern sie gehören in das Gebiet einer Lebenskunst, die auch in anderen Berufskreisen geübt wird.

Glauben wir auch nicht mehr an besondere, einzelnen Individuen verliehene Heilzauberkräfte, so ist doch der Einfluß der Persönlichkeit des Arztes auf den Kranken und auf die Krankheit unzweifelhaft.

Im allgemeinen beweist die Erfahrung, daß der auf tüchtige praktische und wissenschaftliche Berufsbildung sich stützende Arzt, der ehrlich die Grenze seines Könnens anerkennt und es verschmäht, sich den Anschein zu geben, als wenn er im Besitz einer besonderen Heilkunst wäre, die beste Bürgschaft des Erwerbs nachhaltigen Vertrauens besitzt. Vorübergehende und dauernde Erfolge von Aerzten, die auf anderen Wegen, nicht selten mit bewußter Bloßstellung des Ansehens und der Interessen ihres Standes den Ruf großer Heilkünstler gewonnen, heben diese Regel nicht auf. Forscht man nach dem Wesen ihrer gerühmten Kunst, so kann sich persönliche Begabung für die ärztliche Berufsthätigkeit herausstellen, ohne daß man deßhalb berechtigt wäre, den Besitz einer originalen Heilkunst zu behaupten. Daneben können auch zufällige günstige Umstände durch eine besonders wirksame Reklame derartigen Heilkünstlern ungewöhnliche Popularität verschaffen.

Unbedingt ist daran festzuhalten, daß es eine selbständige, von der Wissenschaft losgelöste oder zu derselben etwa in Gegensatz stehende ärztliche Kunst nicht gibt. In dieser Hinsicht ist ein Vergleich mit den schönen Künsten ganz verfehlt. So, wenn Prof. Mendelsohn die Thätigkeit des Arztes mit derjenigen des Bildhauers vergleicht und von Ersterem verlangt, „daß er in jedem Fall die formlose Masse des kranken Körpers, welche sich ihm darbietet, umwandelt und ummodelt zum vorgesetzten Ziel: der Herstellung des gesunden Körpers", und wenn weiter das Verhältniß dieser Kunstleistung des Arztes zur Wissenschaft mit den Worten charakterisirt wird: „Wer die medizinische Wissenschaft sich zu eigen gemacht hat, der ist als Arzt noch kaum einen Schritt weiter als ein Bildhauer, der sich über die mineralogischen und chemischen Eigenschaften des Gipses und des Thones eingehende Kenntniß erworben hat." Dieser Vergleich gibt ein so falsches Bild der Einwirkung des Arztes auf den Kranken, daß hier eher noch der in einer Bemerkung Barons enthaltene Vergleich mit einer anderen Kunst am Platze wäre: „Apollo, der Gott der Heilkunst, sei deßwegen auch der der Musik, weil der Körper wie ein feines Instrument sich verhalte und die Forderung an den Arzt darin bestehe, dasselbe so zu spielen, daß kein unsanfter und unharmonischer Ton erklinge."

In der Bezeichnung „Heilkunst" ist das Wort „Kunst" in dem Sinne gebraucht, wie wir von der Kunst des Erziehers des Feldherrn, des Regierenden zu sprechen gewohnt sind. Gemeinsam ist hier, die künstlerische Anwendung allgemeiner, durch Wissenschaft und Erfahrung gegebener Grundsätze im Interesse der Entwicklung und Leitung des Einzelnen oder der zu einem gemeinsamen Zweck verbundenen Individuen. Die praktische Heilkunst wendet sich zwar wie die Erziehungskunst zunächst an das einzelne Individuum, aber sie wird in der Hygiene zu einer Kriegs- und Regierungskunst im Interesse der Gesellschaft.

Daß diese Heilkunst ohne wissenschaftliche Grundlagen eine leere Form ist, ergibt sich als nothwendige Folgerung aus der Natur der Mittel, deren sie bedarf, um auf ihr Objekt zu wirken. Sehr richtig faßt J. Fröhlich[1]) in seiner Broschüre, die mir erst bekannt wurde, als ich diesen Vortrag im wesentlichen zum Abschluß gebracht hatte, die Beziehung zwischen Heilwissenschaft und Heilkunst in dem Satze zusammen: „Es ist geradezu unmöglich, die Medizin als Wissenschaft zu kennzeichnen und dabei ihres Charakters als Kunst zu vergessen: eine sich realisirende Wissenschaft ist eben Kunst."

Es ist klar, daß bei dieser Kunst ein Gegensatz zur Natur nicht gegeben ist. Die Kunstleistung des Arztes kann nur darin bestehen, daß er den kranken Organismus unter möglichst günstige Bedingungen für die Entfaltung seiner natürlichen Heilkräfte bringt. Das Wesen einer wahren Naturheilkunde beruht nicht darauf, daß ausschließlich natürliche Heilpotenzen im Gegensatz zu den angeblich unnatürlichen Mitteln der Schulmedizin angewendet werden, sondern unzweifelhaft in der richtigen Anpassung des Heilverfahrens an die natürlichen Heilungsbedingungen des Einzelfalls. Hieraus ergibt sich aber wieder nothwendig die Forderung sachgemäßer Vorbildung für den ärztlichen Beruf durch wissenschaftliche Erkenntniß der pathologischen Vorgänge.

Gerade weil der praktische Arzt oft nicht mit der Gewißheit rechnen kann, sondern sich mit dem Wahrscheinlichen und Möglichen begnügen muß, ist es von größter Bedeutung, daß er durch die naturwissenschaftliche Schule an scharfes Beobachten und gewissenhaftes Denken gewöhnt wird. Aus diesem Gesichtspunkt würde es einen beklagenswerthen Rückschritt bedeuten, wenn die Ansprüche an die naturwissenschaftliche Vorbildung der Aerzte wesentlich herabgesetzt würden.

Der berühmte praktische Arzt Heim bezeugte, daß er seine bewunderte Schärfe in der Beobachtung gewisser krankhafter Hautveränderungen der bei botanischen Studien erworbenen Uebung in der Wahrnehmung feiner morphologischer Unterschiede verdanke.

Es ist kein Zufall, daß in älteren Zeiten auffallend häufig Anatomen als ausgezeichnete praktische Heilkünstler anerkannt wurden. Bekanntlich sind auch aus dem Kreise der Vertreter der pathologischen Anatomie der französischen und deutschen Schule zahlreich angesehene Kliniker und Aerzte hervorgegangen. Aber auch abgesehen von diesen Beispielen der Verbindung wissenschaftlicher Leistungen auf den Gebieten der normalen und pathologischen Morphologie mit anerkannter praktischer Tüchtigkeit im ärztlichen Beruf, finden wir in den Autobiographien berühmter Aerzte (zum Beispiel von Walther, Strohmeyer, Hasse, Billroth,

---

[1]) J. Fröhlich: Heilkunst und Heilwissenschaft. München 1895.

Digitized by Google

Kußmaul u. A.) Belege für die Erfahrung, daß ernstes Studium der naturwissenschaftlichen Grundlagen der normalen und pathologischen Biologie als sicherste Vorbereitung für die praktische Heilkunst sich bewährte.

Daß nicht allein die tüchtige wissenschaftliche Vorbildung, sondern namentlich auch die persönliche Begabung an den Erfolgen hervorragender Heilkünstler entscheidend betheiligt war, ist unzweifelhaft, aber andrerseits ist mit voller Bestimmtheit auszusprechen, daß für die Existenz einer besonderen, von der medizinischen Wissenschaft losgelösten Heilkunst aus dem Entwicklungsgang berühmter Aerzte keine Beweise zu erhalten sind. Uebrigens ist auch bei den Vertretern des Gegensatzes zwischen Heilwissenschaft und Heilkunst nicht klar ausgesprochen, worin denn eigentlich die realen Voraussetzungen der letzteren bestehen.

Die angebliche Heilkunst der mystischen Quacksalber und die handwerksmäßige, schablonenhafte Anwendung natürlicher Heilfaktoren in den Händen der sogenannten Naturheilkundigen kann gerade als Gegenbeweis gegen die Möglichkeit einer von der medizinischen Wissenschaft emanzipirten soliden Heilkunst gelten.

Daß unter Festhalten der Grundsätze, die sich bisher im medizinischen Unterricht bewährt haben, im einzelnen Verbesserungen möglich und aus den wachsenden Ansprüchen an die ärztliche Kunst berechtigt sind, soll nicht bestritten werden. So sind schon für die Vorstufen Einrichtungen wünschenswerth, welche, in ähnlicher Weise, wie es im anatomischen Unterricht längst üblich ist, für Physik und Physiologie den Lernenden vermehrte Anregung zu eigener Thätigkeit in Beobachtung und Experiment geben. Daß auch in der späteren Zeit des medizinischen Studiums mehr als bisher die Einführung in die praktische Heilkunst durch selbständige Uebung in der Diagnose und der Anwendung therapeutischer Eingriffe vorbereitet werde, ist als wünschenswerth anzuerkennen. Es sind Aussichten einer befriedigenden praktischen Lösung dieser Aufgabe vorhanden.

Erkennen wir die Verbesserungsfähigkeit des Universitätsunterrichts der Mediziner in den bezeichneten und in anderen hier nicht spezieller zu erörternden Punkten an, so bestreiten wir doch andrerseits durchaus die Begründung der schweren Vorwürfe, als hätte die einseitige wissenschaftliche Richtung des bisherigen medizinischen Unterrichts eine Minderwerthigkeit der Leistungen unsrer modernen praktischen Aerzte im Vergleich mit früheren Generationen herbeigeführt. Die Behauptung ist völlig unbewiesen; wahr ist nur, daß an den praktischen Arzt heutzutage Ansprüche gestellt werden, die über das Durchschnittsmaß des früher Geleisteten weit hinausgehen. Das ergibt sich schon aus der modernen Entwicklung der einzelnen Spezialzweige der Medizin. Aber gerade in dieser Richtung bietet die wissenschaftliche Grundlage die beste Bürgschaft für Erhaltung sicherer Orientirung, wie sie auch allein vor dem Zerfall der Heilkunst in eine Anzahl handwerksmäßig betriebener Spezialitäten zu schützen vermag. Es ist wohl nicht zu fürchten, daß es gelingen könnte, aus den medizinischen Fakultäten von der Naturwissenschaft abgewendete Heilkunstakademien zu machen; aber den wahren Interessen des ärztlichen Standes wird unzweifelhaft nicht genützt, wenn von ärztlicher Seite die bewährten Grundlagen der ärztlichen Bildung in Frage gestellt und wenn ihrem Einfluß die Schuld an einer ungünstigen Aenderung in der Lage des ärztlichen Standes zugeschrieben wird, die größtentheils durch ganz andere Verhältnisse herbeigeführt wurde. Wenn wir hoffen, daß die Aerzte auch aus dieser kritischen Zeit schließlich siegreich hervorgehen werden, so gründet sich diese Ueberzeugung gerade auf die Macht des Bündnisses mit der Naturwissenschaft. Denn hieraus ist auch für die Zukunft eine Steigerung der soliden Heilkunst durch Verwerthung der mit Hülfe der naturwissenschaftlichen Methode gewonnenen Resultate zu erwarten und andrerseits ist die Verbreitung naturwissenschaftlicher Bildung berufen, in dem Kampfe gegen die unbefugten Vertreter einer der wissenschaftlichen Medizin feindlichen angeblichen Heilkunst die wirksamste Hülfe zu leisten. Denn die meiste Unterstützung findet das Pfuscherthum durch den Aberglauben der Ungebildeten und Verbildeten und andrerseits im Radikalismus der Halbgebildeten.

Mögen auch in Zukunft die Versammlungen Deutscher Naturforscher und Aerzte für die Erhaltung der Verbindung zwischen Naturwissenschaft und Medizin wirksam sein.

In diesem Sinne möchte ich mit den Worten schließen, die Pettenkofer bei Begrüßung der im Jahre 1877 hier abgehaltenen 50. Versammlung Deutscher Naturforscher ausgesprochen hat:

„Unsre Versammlung nennt sich Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Aerzte und damit ist unzweideutig ausgesprochen, daß die Wissenschaft und Praxis der Medizin von den Naturwissenschaften und ihrer Entwicklung unzertrennlich sein soll, daß der Stein der Weisen, von dem man früher träumte, daß er alle Menschen reich, gesund und langlebig machen solle, nur in der Naturwissenschaft zu suchen sei."

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

* **Aus Oesterreich.** Für die in Brünn neu zu errichtende tschechische technische Hochschule wurden ernannt: zu ordentlichen Professoren Dr. Karl Hrachik, Universitätsprofessor in Agram, für höhere Mathematik, und Johann Sobotka, Professor der technischen Hochschule in Wien, für darstellende Geometrie; zu außerordentlichen Professoren: der Assistent der Geologischen Reichsanstalt in Wien, Dr. Jaroslav Jahn, für Mineralogie und Geologie, und der akademische Maler und Künstler Hans Schwaiger für Freihandzeichnen. — Dr. Detter von der Universität Freiburg in der Schweiz ist zum Professor für Germanistik an der deutschen Universität zu Prag und der außerordentliche Professor Dr. Ludwig Finkel zum ordentlichen Professor der österreichischen Geschichte an der Universität Lemberg ernannt worden.

Neu! •• Verlangen Sie zur Ansicht: •• Neu!

DAS ERSTE HEFT: DIE KUNST
MONATSSCHRIFT FÜR FREIE UND ANGEWANDTE KUNST
• FRIEDR. AUGUST von KAULBACH • FRAUENSCHMUCK • PETER BEHRENS • DEUTSCHES MOBILIAR • ENGLISCHE ARCHITEKTUR • BUCHEINBÄNDE • FRANZÖSISCHE KUNST •
VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G. • • • IN MÜNCHEN • • •

Die reichhaltigste deutsche illustr. Kunstzeitschrift •• Nur 6 M. d. Quartal. •• Jedes Heft etwa 100 Seiten • Jährlich 1800 Abbildungen von Kunstwerken des In- und Auslandes •• Malerei • Plastik, Architektur • Modernes Kunstgewerbe •• Innendekoration • • • • Unentbehrlich für Künstler u. Kunstfreunde • • • • Ein prächtiges Vorlagewerk für Jeden, der ein Heim baut, gründet oder ausstattet.

• Abonnements bei allen Buchhandlungen oder der Post. •

Hiezu ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Schuster u. Loeffler in Berlin. (13825)

**Jahrgang 1899.** München, Montag, 25. September. **Nummer 218.**

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle in München.**

### Uebersicht.



## Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral.[1]

n. Professor Karl Biedermann, der hochverdiente Historiker und Politiker, der verehrte Veteran deutsch-nationalen Lebens, gibt in dem vorliegenden Buche einen werthvollen Beitrag zu den moralischen Problemen, welche unsre Zeit bewegen. Das Buch ist eine Sammlung von Abhandlungen, die früher in „Nord und Süd“ erschienen; schon daraus erhellt, daß es sich hier weniger um eine systematische und esoterische Untersuchung handelt, als um eine Erörterung von Fragen, welche unmittelbar das allgemeine Leben berühren und deren Erläuterung nicht das schwere Rüstzeug gelehrter Technik zu tragen braucht. Aber die einzelnen Probleme stehen in einem inneren Zusammenhang und ihre Behandlung erfolgt aus einer geschlossenen Welt- und Lebensanschauung. Dieselbe ist durchaus idealistischer Art und bewährt diese Grundüberzeugung an jeder Stelle mit mannhafter Konsequenz. Aber sie ist bei aller Festigkeit nicht starr und von vornherein abgeschlossen, sie tritt in eine lebendige Diskussion mit den Gegnern, sie enthält eine eigenthümliche Frische und Anschaulichkeit, indem sie durchgängig in die weltgeschichtliche Bewegung versetzt und ihre Erfahrungen für die großen Fragen verwerthet. Daß auch die eigenen Erfahrungen eines reichen und thätigen Lebens gerade solchen Fragen zugute kommen müssen, bedarf kaum der Erwähnung. So läßt sich das klar und anziehend geschriebene Büchlein allen denen warm empfehlen, welche diesen Fragen irgendwelches Interesse entgegenbringen.

Von den vier Abhandlungen, die hier gesammelt sind, behandelt die erste das Problem „Moralität oder Individualität“. Unter Individualität versteht der Verfasser nicht die Entfaltung einer eigenthümlichen Art innerhalb allgemeinen Ordnungen, sondern die prinzipielle Ablehnung solcher Ordnungen, als bedrückender und verflachender Hemmungen zugunsten des bloßen Individuums mit aller Zufälligkeit seiner Art und aller Schrankenlosigkeit seiner Triebe. Von großem Interesse ist die Verfolgung dieses Problems durch den ganzen Verlauf der Geschichte. Der Nachweis, wie sich durch die gesammte Kulturentwicklung jener Gegensatz schlingt, und wie man nach allen Angriffen gegen die Moral doch immer wieder zu ihr zurückkehren mußte, um bei ihr stählende und einigende Kräfte, um mit ihrer Hülfe eine innere Erneuerung des Menschengeschlechts zu suchen. In Wahrheit trafen jene Angriffe nicht sowohl das Prinzip der Moral als die erstarrten und veräußerlichten Fassungen besonderer Zeiten; indem sie diese erschütterten, mußten sie selbst neue Phasen in der Entwicklung der Moral vorbereiten; wie wenig geistige Substanz jene Angriffe in Positionen ihrer Behauptung enthalten, wenn man sie auf ihren Kern hin prüft, das wird hier in einer Kritik der einzelnen Erscheinungen überzeugend dargethan.

Die zweite Abhandlung befaßt sich mit der Frage: „Welches ist die Bestimmung des Menschen auf der Erde? (Genuß oder Thätigkeit?)“ Hier werden zunächst mit großer Feinheit die verschiedenen Arten der Genußlehre unterschieden; vor allem aber wird gezeigt, daß sie dem Menschen nicht die gehoffte Befriedigung gewähren, daß gerade bei ihnen das Glück nicht erreicht wird, worauf sie alles Streben richten. Andrerseits erscheint auch der kategorische Imperativ Kants bei aller sittlichen Hoheit zu starr und auch zu sehr bloß verneinend; den Schlüssel zur Lösung der Frage bietet allein das, was den Menschen vor allen anderen Wesen auszeichnet: die schaffende Thätigkeit. Der Trieb kulturschaffender Thätigkeit „erhebt den Menschen über die Sphäre des bloßen Naturtriebes, sowie über den thatenlosen Genuß von Lust, Glück und Wohlfahrt, ohne doch zwischen seiner höheren Natur und der Erde, auf der er wandelt, die Brücken abzubrechen, wie dies der Ueberidealismus Kants thut“. Dieser Trieb enthält selbst ein sittliches, den menschlichen Willen läuterndes und kräftigendes Moment. Denn schaffende Thätigkeit wirkt nicht nur zur Beherrschung und Einschränkung der Naturtriebe, sie entwickelt auch eine innere Freude an der Arbeit und hebt damit sicher hinaus über alle kleinliche Selbstsucht wie alles bloße Haschen nach äußerer Anerkennung. Geistvoll und unter steter Veranschaulichung durch geschichtliche Beispiele wird gezeigt, wie sich von jenem Prinzip aus die ethischen Grundbegriffe Pflicht, Tugend, Gut gestalten und mit innerem Leben erfüllen.

An dritter Stelle wird das Problem erörtert: „Was bringt den Einzelnen aus seiner Vereinzelung heraus und in Beziehungen theils zu anderen Einzelnen, theils zu einer Gemeinschaft (Egoismus und Altruismus)?“ Hier gilt es, die für das praktische Leben und die Erziehung überaus wichtige Frage der Ueberleitung des Egoismus in den Altruismus, es sollen diejenigen Anlagen oder Triebe des Menschen aufgewiesen werden, durch welche derselbe aus seiner Vereinzelung herausgelöst und in Beziehungen zu anderen Menschen und zu einer Gesellschaft versetzt wird. Auch hier bewährt die schaffende Thätigkeit ihr Vermögen, den Menschen zu erhöhen; so wird sie durch die verschiedenen Gebiete der Freundschaft, Familie, des Berufes, der Nation, des allgemein-menschlichen Lebens mit liebevollem Eingehen verfolgt. Immer kräftiger entwickelt die Kultur das Gefühl der Solidarität, immer mehr wächst der Einzelne hinein in ein dienstwilliges und aufopferndes Wirken für das Ganze.

Den Schluß des Ganzen bildet die Frage, die namentlich seit dem Erscheinen des Christenthums ein großer

[1] Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral. Von Dr. Karl Biedermann, ord. Honorar-Professor an der Universität Leipzig. Breslau, Schottlaender 1899. 135 S.

Digitized by Google

Scheidepunkt der Geister geworden ist, die Frage der Freiheit oder Gebundenheit des Willens: „Ist der Mensch in seinen Entschließungen und Handlungen frei oder unfrei?“ Der Verfasser sucht hier einen Mittelweg zwischen der „absoluten Freiheit“ Kants und dem Determinismus, er findet ihn in der Annahme einer relativen oder bedingten Freiheit; daß eine solche und nur eine solche psychologisch durchführbar ist, das sucht er in scharfsinniger Erörterung darzuthun. Zunächst wird der Determinismus geprüft, nicht nur, wie es meist geschieht, in seinen Konsequenzen, sondern auch im Kern seiner Argumentation, und es wird gezeigt, wie er in seiner Lehre von der Motivation das zu Beweisende schon vorauszusetzen pflegt. Dem psychologischen Befunde wie den moralischen Forderungen der Erziehung und Charakterbildung entspricht allein die Lehre, daß der Mensch eine selbständige Reaktion gegen die äußeren Reize zu üben vermag und daß er mit einem Ganzen des Willens den jeweiligen Eindrücken wenn nicht überlegen ist, so doch überlegen werden konnte. „Jede Handlung ist das Resultat der Einwirkung einer äußeren Ursache auf den menschlichen Willen und einer Gegenwirkung dieses letzteren. Ist diese Gegenwirkung stärker als die Einwirkung der Ursache, so wird letztere keine Macht über den Willen gewinnen; ist die Einwirkung das stärkere, so wird der Wille ihr nachgeben und in diesem Falle allerdings unfrei werden.“ So wird man dem Willen je nachdem er eine verschiedene Widerstandskraft gegen äußere Eindrücke und Einflüsse zeigt, einen größeren oder geringeren Grad von Freiheit beizulegen haben. Die Freiheit wird damit eine Sache der Erziehung und der Selbstbildung, immer freilich unter Voraussetzung einer vernünftigen Natur des Menschen. Eine derartige Freiheit ist eine hohe Aufgabe nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für das Ganze der Völker.

So endet die Untersuchung mit einem Ausblick auf politische und nationale Fragen, an denen der Verfasser selbst nicht bloß als Theoretiker theilgenommen hat. Man darf ihn von Herzen dazu beglückwünschen, daß er nach einem arbeitsvollen Leben in hohem Greisenalter (Professor Biedermann tritt am heutigen Tage in sein 88. Lebensjahr) noch mit so jugendlicher Frische und so überzeugender Klarheit für die großen Lebensfragen der Menschheit zu wirken vermag.

---

## Die griechischen Handschriften Frankreichs.

Die Pariser Nationalbibliothek besitzt gegen 4800 griechische Handschriften; rechnet man dazu die 193 griechischen Handschriften der Provinzbibliotheken, so ergibt sich für ganz Frankreich die Summe von gegen 5000 griechischen Handschriften. Die griechische Handschriftensammlung der Nationalbibliothek ist die größte der Welt. An zweiter Stelle kommt die vatikanische Bibliothek mit gegen 3600 Handschriften; dann folgen im weiten Abstande die Universitätsbibliothek in Athen mit gegen 1600 Nummern, die verschiedenen Sammlungen im griechischen Patriarchat zu Jerusalem mit etwa 1500 Handschriften, die Bibliothek auf dem Sinai mit über 1200 Handschriften, die Hofbibliothek in Wien, die Laurenziana in Florenz, die Marciana in Venedig und der Bestand der verschiedenen Bibliotheken von Oxford, alle mit rund 1000 griechischen Handschriften, das Britische Museum und die Klosterbibliothek in Patmos mit etwa 700, die Eskurialbibliothek, die Synodalbibliothek in Moskau und die Staatsbibliothek in München[1]) mit je rund 600 Handschriften.

1) Es ist also ein Irrthum, wenn im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ 1889 S. 142 behauptet wird, daß keine reichsdeutsche Bibliothek die Zahl von 600 griechischen Handschriften erreiche. Die Münchener Bibliothek besitzt deren genau 606.

In der vorstehenden Rangliste fehlt noch der Athos. Seine zahlreichen Bibliotheken sind an Umfang und Bedeutung sehr ungleich. Unter den bis jetzt bekannten Bibliotheken steht obenan die des Ibererklosters mit 1386 griechischen Handschriften. Die Gesammtzahl der griechischen Handschriften des Athos dürfte etwa 7000 betragen; der erste Band des Katalogs von Sp. Lampros verzeichnet 4120 Nummern[1]). Doch darf man zur richtigen Beurtheilung der hohen Bestandziffern der Bibliotheken auf dem Athos, auf dem Sinai, in Athen und Jerusalem nicht vergessen, daß diese Sammlungen an sachlicher Bedeutung weit hinter den meisten Sammlungen des Abendlandes zurückstehen. Denn während die abendländischen Bibliotheken zum großen Theil aus werthvollen, in der Humanistenzeit durch flüchtige Griechen nach Westeuropa gebrachten und aus auserlesenen, von gelehrten Reisenden erworbenen Stücken bestehen, werden alle heute noch auf türkischem oder griechischem Boden aufbewahrten Sammlungen durch eine unverhältnißmäßige Zahl ganz werthloser Stücke belastet, namentlich durch Massen von Schul- und Kollegienheften, von liturgischen und katechetischen Abschriften aus dem 17.—19. Jahrhundert. Der Satz, daß Zeit Geld bedeute, ist noch heute dem Griechen und Orientalen unverständlich, wie jeder Forschungsreisende oft genug zu seinem Leidwesen erfährt, und so erklärt es sich, daß noch in einer Zeit, in der die Buchdruckerkunst auch im Osten längst heimisch geworden war, so vielfach „das alte Buch vom Ahn ererbt“ — war das Buch nun eine vergilbte Pergamenthandschrift oder eine sauber gedruckte Ausgabe — fleißig kopirt wurde. Uebrigens soll keineswegs behauptet werden, daß die orientalischen Sammlungen ganz bedeutungslos seien. Für die altgriechische Literatur ist allerdings die Ausbeute unglaublich gering; denn was hier an guten Exemplaren vorhanden war, ist meist noch in der neueren und neuesten Zeit auf mehr oder weniger legitimem Wege nach „Europa“ gewandert, z. B. der berühmte Oxforder Plato-Kodex aus Patmos. Dagegen bergen die Sammlungen des Ostens höchst werthvolle Handschriften aus der christlichen Abtheilung der griechischen Literaturgeschichte, und besonders für die byzantinische Literatur liegen hier noch reiche Schätze, zu deren Hebung kaum der Anfang gemacht worden ist.

Wenn die Benutzung jeder Bibliothek von der Existenz guter Verzeichnisse abhängt, so dürfen wir Epigonen uns glücklich preisen; denn heute sind die meisten Sammlungen griechischer Handschriften in mehr oder weniger ausführlichen Katalogen beschrieben. Die neueste Erscheinung auf diesem Gebiete ist ein Buch, das uns zum Ausgangspunkt unsrer Betrachtung zurückführt, der vierte und letzte Band des summarischen Verzeichnisses der griechischen Handschriften Frankreichs, das der ausgezeichnete Paläograph Henri Omont, Konservator der Handschriftenabtheilung der Nationalbibliothek, ausgearbeitet hat. Der Band enthält außer einer allgemeinen Einleitung und verschiedenen Nachträgen den längst sehnlichst erwarteten alphabetischen Index zum ganzen Katalog. Wenn man diese ungeheuren, für den Laien so gleichgiltigen, für den Fachmann so fesselnden Listen von Namen und Zahlen durchsieht, wird einem erst klar bewußt, welchen Reichthum werthvoller und inhaltlich mannichfaltiger griechischer Handschriften die edle Fürsorge der französischen Fürsten und zahlreicher geistlicher und

1) Vgl. den vorläufigen Bericht von Sp. Lampros „Ein Besuch auf dem Berge Athos“, übersetzt von P. H. v. Rickenbach O. S. B., Würzburg 1881, S. 23. Die hier aufgezählten 20 Bibliotheken besitzen 5706 griechische Handschriften; es fehlen aber die damals von Lampros noch nicht untersuchten großen Bibliotheken von Laura und Batopedion. In dem oben erwähnten Artikel des „Zentralblattes für Bibliothekswesen“, der durch seltene Sachunkenntniß glänzt, wird berichtet, „die Bibliothek in Jerusalem und die des Berges Athos erreichen die Zahl von 500 (sc. griech. Handschriften)“.

weltlicher Würdenträger zusammengebracht hat. Im Jahre 1518 besaß die Bibliothek des Königs von Frankreich im Schlosse von Blois nur etwa 40 griechische Handschriften. Einen mächtigen Schritt vorwärts that Franz I., indem er durch die Vermittlung seiner Gesandten in Venedig und Rom in Fontainebleau jene herrliche Sammlung griechischer Handschriften gründete, deren alte Kataloge H. Omont veröffentlicht hat.[1] Den wichtigsten Zuwachs erhielt der Fonds der griechischen Handschriften aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Louis XIV. und Louis XV. In diesem Zeitraume wurden der königlichen Bibliothek auch mehrere bedeutende Privatsammlungen einverleibt, wie die des Kardinals Mazarin, des Ministers Colbert u. a. Die letzte große Bereicherung erhielt die Bibliothek, damals Bibliothèque nationale, im Jahre 1795, durch die aus 400 meist auserlesenen Bänden bestehende Sammlung des Bischofs Coislin, die dieser von dem Kanzler P. Séguier geerbt und später der Abtei von Saint-Germain-des-Prés vermacht hatte. Aber auch in unserm Jahrhundert hat man in Frankreich die Sorge für die Erwerbung griechischer Handschriften nie aus dem Auge gelassen. Namentlich sind durch den Gräcisten E. Miller und durch den Griechen Minas (Minoides) viele werthvolle Stücke aus dem Orient in die Pariser Bibliothek gelangt, u. a. ein paläographisches und literaturgeschichtliches Unikum, der berühmte Kodex du suppl. gr. 690, der in prachtvoller Ausstattung eine offenbar für einen Prinzen bestimmte byzantinische Profananthologie enthält.

Für die Inventarisirung all dieser Schätze hat das 18. Jahrhundert mächtig vorgearbeitet. Schon im Jahre 1715 veröffentlichte der Begründer der griechischen Paläographie, der Benediktiner B. Montfaucon, einen ausführlichen Katalog der oben erwähnten Sammlung des Bischofs Coislin. Im Jahre 1740 erschien der Katalog der Königlichen Bibliothek. Da nun aber im Laufe der Zeit über 1200 griechische Handschriften neu hinzugekommen und die alten Kataloge sehr selten geworden waren, so beschloß die Verwaltung der Pariser Nationalbibliothek, ein neues, nach einem einheitlichen Plan gearbeitetes, kürzeres und doch vollständigeres Verzeichniß in einem handlichen Format herauszugeben. Außer den Handschriften des alten griechischen Fonds wurden auch alle späteren Erwerbungen, sowie die Handschriften der anderen Bibliotheken von Paris und der Provinzialbibliotheken aufgenommen. Die Bearbeitung des Werkes wurde H. Omont anvertraut, und durch ihn haben wir jetzt in vier handlichen Oktavbänden einen bequemen und für die meisten Bedürfnisse der Wissenschaft genügenden Katalog alles dessen, was Frankreich heute an griechischen Handschriften besitzt.[2]

Außer durch das „Inventaire sommaire" hat H. Omont unsre Kenntniß der griechischen Handschriften Frankreichs durch eine ganze Bibliothek monographischer Publikationen, besonders durch trefflich ausgewählte und gut kommentirte Faksimileausgaben in hohem Grade gefördert. Auch die griechischen Handschriften Belgiens, Hollands, der Schweiz und der Hansestädte haben durch Omont Kataloge erhalten. Endlich hat derselbe Gelehrte durch eine Reihe von Publikationen bewiesen, daß er außer der griechischen Paläographie auch das lateinische und romanische Schriftwesen beherrscht. Alle Arbeiten Omonts sind ebensosehr ausgezeichnet durch gründliche Sachkenntniß und sorgfältige Benutzung der französischen und fremden Fachliteratur wie durch den praktischen Blick des erfahrenen Bibliotheksbeamten. Er hat allenthalben Ordnung geschaffen und durch seine Kataloge und Monographien die ungeheuren Schätze der französischen Bibliotheken einerseits für die Benutzung erschlossen, andrerseits ihre Erhaltung gesichert. Wenn die bureaukratische Ordnung und Schulung für eine Bibliothek wie für jede Sammlung unerläßlich ist, so kann man an dem Beispiel Omonts auch die Wahrheit studieren, wie unendlich dem nur bureaukratisch geschulten Beamten der wissenschaftlich denkende und arbeitende überlegen ist — eine Wahrheit, die zuweilen selbst in wissenschaftlich hochstehenden Ländern vergessen wird. K. K.

[1] *H. Omont*, Catalogues des manuscrits grecs de Fontainebleau sous François Ier et Henri II. Paris 1889.

[2] *Henri Omont:* Inventaire sommaire des manuscrits grecs de la bibliothèque nationale et des autres bibliothèques de Paris et des départements. 4 Bände. Paris 1886—1898.

---

## Entdeckung einer romanischen Säulenbasilika im bayerischen Voralpenland.

Von G. Hager.

Eine Stunde nördlich vom Chiemsee liegt Kloster Seeon auf einer Insel im Seeoner See. Jetzt führt ein Damm vom Festland hinüber, ehemals aber schritt man auf einer hölzernen Brücke zum Klosterthor. Bewaldete Hügelketten ziehen sich um den kleinen See. Schilf umsäumt die Ufer der Insel, leise rauschend und sich neigend im Winde; dazwischen schwimmen die breiten Blätter der Seerose und gelbe und weiße Blüthen zittern über dem Wasser. Sei es, daß See, Insel und Wald im heiteren Sonnenlichte schimmern, daß Wolkenschatten über das Bild huschen oder graue Regenstimmung über der Landschaft lagert, immer erscheint das Seeoner Münster durch den eng begrenzten Horizont weltabgeschieden und einsam, gleich dem Kloster im Högelwörther See im Chiemgau oder dem traumverlorenen Maria Laach am Laacher See.

Ebenso still, wenn auch nicht immer so friedlich ist das Bild, das sich dem entrollt, der die Geschichte des ehemaligen Benediktinerklosters Seeon durchblättert. Im Jahre 994 von Pfalzgraf Aribo gegründet und mit einem Abte von Weltenburg besetzt, bestand das Kloster 800 Jahre lang, ohne je besonders hervorzutreten. Kein Wunder, daß in der Idylle des Seeoner Klosterlebens und auf dem alten, schon von den Römern bewohnten Boden auch die Sage Wurzel faßte. Die Mönche der letzten Jahrhunderte brachten mit der Gründung ihres Stiftes ein hausähnliches Bronzegeräth in Verbindung, das in der Sakristei aufbewahrt wurde und ihnen unverständlich geworden war. Sie betrachteten es als Modell jenes Schlosses Burgili, an dessen Stelle Graf Aribo das Kloster gegründet hatte. Seitdem spielt das Seeoner Burgili eine Rolle in der historischen und archäologischen Literatur. Das merkwürdige Bronzegeräth war aber nichts anderes als der Fuß eines romanischen Kreuzes aus dem 12. Jahrhundert, wie ein nahezu gleichgeformtes Stück im Domschatz von Hildesheim und andere ähnliche beweisen. Aus der Idylle und der Sage führt uns die Persönlichkeit eines Abtes mitten hinein in den Kreis großer Ereignisse. Ich meine den Abt Gerhard, der zwischen 1002 und 1014 die Stiftung des Bisthums Bamberg durch Kaiser Heinrich II. in 54 Hexametern gefeiert und dem Kaiser die Abschrift von St. Benedikts und Kolumbans Regel, sowie von dem sogenannten Martyrologium des hl. Beda geliefert hat.

Blütheperioden scheint das Kloster im 12. Jahrhundert, in den Jahrzehnten um 1400 und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erlebt zu haben. Das 12. Jahrhundert sah den Neubau der Klosterkirche. Von 1395—1400 entstand das Stiftergrabmal, ein Hochgrab von rothem Marmor, das durch seine ganz vorzügliche künstlerische Ausführung von größter Bedeutung für die Geschichte der deutschen

Digitized by Google

Plastik ist und an kunstgeschichtlichem Werth das bekannte, 100 Jahre später entstandene Stiftergrabmal in Ebersberg weit übertrifft. In diesem Monumente, sowie in dem Grabmale des Abtes Simon Farcher, der das Werk hatte herstellen lassen, hinterließ das Kloster Denkmäler, die ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Kunstpflege sichern. Kurze Zeit nach Entstehung dieser Meisterwerke fand ein Umbau der Kirche und des Konventgebäudes statt, der so gründlich war, daß der ganze Bau sich nun in gothischem Stile darstellte. Ein verheerender Brand, der 1561 das Kloster in Asche legte und vor allem den größten Theil des Archivs verschlang, konnte den festen Gewölben des gothischen Umbaues keinen wesentlichen Schaden zufügen, so daß die baldige Wiederherstellung in verhältnißmäßig leichter Weise möglich war. In der Blüthezeit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erfreute sich Seeon der Regierung zweier tüchtiger Aebte, des Sigismund und Honorat, welche nicht nur den Ort durch Bauten und Kunstwerke verschönerten, sondern sich auch durch eifrige Pflege der Hausgeschichte hervorthaten. Abt Sigismund ließ eine mit Abbildungen versehene Geschichte des Klosters 1620 herausgeben, eine seltene Erscheinung in dieser Frühzeit. Wohl Jeder, der einmal die Insel besuchte, hat die zahlreichen Grabsteine bewundert, die in den geweihten Hallen auf Schritt und Tritt begegnen. Ursprünglich in den Boden über der Grabstätte eingelassen, haben sie meist durch Abtreten mehr oder minder gelitten. Es ist ein Verdienst des Abtes Honorat, die schönsten derselben durch Aufstellen an den Wänden gerettet zu haben. Honorat hat ferner das von seinem Vorgänger Sigismund gesammelte Urkundenmaterial mit Hinzufügung von vielem neuen zu einer weit umfangreicheren Geschichte verarbeitet, als sie Stengel bietet. Seine in zwei dicken Foliobänden geschriebene Chronik ist die ausführlichste alte Darstellung der Geschichte eines Klosters, die ich kenne. Mit der größten Sorgfalt hat Abt Honorat die Inschriften der Grabdenkmäler und anderer Monumente, z. B. die Glasgemälde, kirchlicher Geräthe, kopirt und gesammelt, die Denkmäler selbst aufs genaueste beschrieben, ja so eingehend, daß die Beschreibung auch den modernen Anforderungen entspricht. Es sind nicht leere Worte, wenn er sich einen eifrigen Liebhaber des Alterthums nennt.

Was hätte uns der Sammeleifer dieses Abtes erst alles überliefert, wären ihm nicht durch den Brand vom Jahre 1561 Schranken gezogen gewesen! Und welch leuchtendes Vorbild gibt der Prälat des kleinen Inselklosters unsrer heutigen Denkmalspflege! Seine Thätigkeit erscheint um so verdienstvoller, wenn man bedenkt, wie anderwärts im 17. Jahrhundert mit den alten Denkmälern verfahren wurde, wie z. B. in dem berühmten und gelehrten Tegernsee die meisten Grabsteine beim Umbau der Kirche und des Klosters nach dem Berichte eines Augenzeugen pietätlos zerbrochen und in die Fundamente gebettet wurden.

So fühlt sich der Geschichtsfreund auf der Seeoner Insel nicht nur durch die interessanten Baudenkmäler und Monumente, sondern auch durch die Erinnerung an einen vorzüglichen Hauschronisten angezogen. Es mag parador klingen, nichtsdestoweniger kann man behaupten, die Bedeutung des Klosters liegt nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart, sie liegt in unsrer Zeit der Werthschätzung der alten Bau- und Kunstdenkmäler als wichtiger Zeugen der Kultur in den einzelnen Jahrhunderten. Denn der Schatz an Denkmälern verbürgt dem Kloster in der modernen Kulturgeschichte des Landes eine so hervorragende Stellung, wie es sie zu Mönchszeiten nie besessen hat. Schon vor mehreren Jahren habe ich auf den Komplex gothischer Klosterbauten hingewiesen, der uns hier erhalten ist, auf den Kreuzgang mit der Marienkapelle, auf den Kapitelsaal, das Refektorium, den Keller, der mit seinem schönen, auf Pfeilern ruhenden Gewölbe einer Kapelle gleicht, und auf die gothische Treppe, die einst zum Dorment und zur Prälatur hinaufführte. Noch früher haben Sighart, Fürst und Berthold Riehl die Klosterkirche mit ihrem romanischen Portal besprochen und vor allem der Letztere ihre Bedeutung für die bayerische Kunstgeschichte gewürdigt. Anknüpfend an die Arbeiten Riehls und v. Bezolds und an eigene ältere Untersuchungen habe ich nun bei der Druckvorbereitung des Inventars der Kunstdenkmäler des Bezirksamts Traunstein im heurigen September Gelegenheit genommen, den Bau eingehender zu erforschen, als dies bis jetzt möglich war.

Das Seeoner Münster stellt sich gegenwärtig als eine dreischiffige, gewölbte Pfeilerbasilika ohne Querschiff dar, mit achteckigen Westthürmen, welchen eine dreischiffige Vorhalle mit Obergeschoß im Mittelschiff vorgelagert ist. Die Ueberwölbung der drei Schiffe gibt sich auf den ersten Blick als gothisch zu erkennen; sie wurde nach meinen Forschungen von Konrad Bürkel aus Burghausen um 1430 ausgeführt, demselben Meister, der auch mehrere Kirchen der Umgegend erbaute. So wichtig das Werk Bürkels für die Charakterisirung der bedeutenden Burghauser Schule ist, es hat uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Wir steigen vielmehr auf den Dachboden der Kirche hinauf und suchen dort Aufschluß über den baulichen Bestand vor der Ueberwölbung zu erhalten. In der That läßt sich hier oben erkennen, daß das Münster ehemals flach gedeckt war und daß die Hochwände des Mittelschiffes bei der Ueberwölbung um nahezu anderthalb Meter in Backstein erhöht wurden. Noch sind da die Rundbögen der ehemaligen romanischen Fenster sichtbar. Eine weitere einschneidende Veränderung bei dem gothischen Umbau war der Abbruch der halbrunden romanischen Apsiden im Osten und die Erbauung eines gothischen Chors. Ja, es wurde damals sogar die ganze nördliche Seitenschiffmauer, welcher man nicht genug Tragkraft für die Gewölbe zutrauen mochte, abgebrochen und auf den alten Fundamenten von neuem errichtet. Die Dienste, welche für die Gewölbe nöthig waren, veranlaßten den Meister Bürkel, die alten romanischen Arkadenstützen durch Verblendung mit Tuffsteinen zu ummanteln. So war das Innere völlig gothisirt, das Alterthum war hinweggewischt und die Mönche besaßen ein dem damaligen Geschmacke möglichst entsprechendes Gotteshaus. Und abermals 200 Jahre später hatte sich der Geschmack wieder verändert. Sehnsucht nach Licht hatte die Gemüther ergriffen, das stimmungsvolle Halbdunkel des Mittelalters wurde in den Kirchen verpönt. Um dem Presbyterium mehr Licht zuzuführen, erhöhte der Seeoner Abt Sigismund die Nebenchöre, d. h. die zwei östlichsten Joche jedes Seitenschiffes, und brach in denselben große Fenster aus. Zugleich ließ er nach der Mode der Renaissance die Wände mit Pilastern und durchlaufenden Gesimsen verzieren, wobei die gothischen Gewölbedienste zum Theil weggespitzt, zum Theil verblendet und ebenso die gothisirten Arkadenstützen verändert wurden.

Aufgabe der bauanalytischen Untersuchung war es, den ursprünglichen Kern des Seeoner Münsters aus der doppelten späteren Veränderung herauszuschälen. Schon 1889 hatte ich infolge der jetzigen Form der Arkadenbögen, welche die Bogenanfänge verblendet zeigt, vermuthet, daß die romanischen Arkadenstützen mit Ausnahme der Triumphbogenpfeiler Säulen gewesen seien. Damit stand im Einklange, daß Karl Siegert in seinem Buche über Seeon 1856 von „runden, massivsteinernen Säulen“ spricht, welche in den Pfeilern stecken. Später fand ich einen Bericht des Münchener Malers Franz Seitz vom Juli 1859 an den Historischen Verein von Oberbayern mit der Angabe, daß er vor etwa zwei Jahren zwei Säulen in der Kirche bloßgelegt habe.

Digitized by Google

Alle diese Momente machten es wahrscheinlich, daß wir in Seeon eine romanische Säulenbasilika oder mindestens eine Basilika mit Stützenwechsel zu erkennen haben, wie ich schon in der Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern 1893 ausführte. Für die Geschichte der romanischen Baukunst in Altbayern war die Klarstellung dieses Punktes von größter Wichtigkeit, da auf altbayerischem Gebiete, d. h. in Oberbayern, Niederbayern und in der Oberpfalz, in der romanischen Periode nur Pfeilerbasiliken gebräuchlich waren. Es sind lediglich drei Ausnahmen bekannt: die Schottenkirche in Regensburg, eine Säulenbasilika, für welche ich den Einfluß des normannisch-englischen Romanismus in Anspruch nehme, die kleine Basilika auf dem Petersberg bei Eisenhofen im Bezirksamt Dachau, deren Stützenwechsel nach dem Vorgange Berthold Riehls durch den Zusammenhang mit Hirsau erklärt werden darf, und die Nikolauskirche in Reichenhall, wo der Stützenwechsel an die Lombardei anknüpft.

Dank dem überaus liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Pfarrers Heißler und der freundlichen Unterstützung des Herrn Bauamtsassessors Stamm war ich in der Lage, eine Anzahl von Pfeilern anzuklopfen und die zweifache Ummantelung der Renaissancezeit und der Gothik an einzelnen Stellen bis zum romanischen Kern zu entfernen. Ich fand dabei an einer Stütze der nördlichen Arkadenreihe ein noch ganz erhaltenes Säulenkapitäl: eine Art gedrücktes Würfelkapitäl ohne Schildflächen, am besten einem runden, unten eingezogenen Korbe vergleichbar, an dem unter den vorspringenden Ecken der quadratischen Deckplatte große, kopfähnliche Knollen sitzen; von letzteren läuft je ein Band nach dem Halsring hinab. Das Kapitäl ist den Kapitälen der beiden Säulen im Erdgeschoß der Vorhalle ähnlich, unterscheidet sich aber von denselben dadurch, daß es höher ist und daß die Verstärkungen unter den Ecken der Deckplatte nicht wie dort zugespitzt, sondern kugelartig sind. Die sehr hohe Deckplatte ist steil abgeschrägt. Bei allen übrigen Stützen, die angeklopft wurden, waren die Kapitäle bei der Umwandlung der Säulen zu achteckigen gothischen Pfeilern durch Abschlagen großer Stücke behufs besserer Verbindung der Verblendung mit dem Kern sehr stark beschädigt.

Die Entstehungszeit der Seeoner Säulenbasilika läßt sich durch Rücksichtnahme auf die Form und die Verzierung des Westportals, auf die Basen der Säulen in der Vorhalle und auf die Maßverhältnisse des Mittelschiffes bestimmen: alle diese Merkmale weisen auf die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts, und zwar näher auf die Jahre gegen 1200 als gegen 1150.

Die Geschichte der romanischen Baukunst Altbayerns wird durch die Entdeckung der Säulenbasilika in Seeon bunter und mannichfaltiger. Es fragt sich nur, wie die Wahl von Säulen als Arkadenstützen zu erklären ist. Leider sind wir über die ersten Jahrhunderte der Seeoner Klostergeschichte sehr schlecht unterrichtet; der Abtskatalog, den uns Stengel und Andere geben, ist nichts als eine späte Kompilation von Abtsnamen aus dem Nekrologium, wie auch Edmund Frhr. v. Oefele in seiner Geschichte der Grafen von Andechs bemerkt hat. Aus der Geschichte von Seeon ist daher kein direkter Aufschluß zu erholen. Dafür muß sehr beachtet werden, daß Seeon nach dem Kodex der Hirsauer Konstitutionen im Besitz Sr. Maj. des Königs von Württemberg schon im 12. Jahrhundert in Verbrüderung mit Kloster Hirsau im Schwarzwald stand, das in seinen vielen Bauten mit Vorliebe die Säulenbasilika pflegte. Von Hirsau könnte indessen lediglich die Wahl von Säulen statt der landesüblichen Pfeiler beeinflußt sein, denn in der Form haben die Kapitäle nicht das mindeste mit der Hirsauer Schule zu thun. Wenn wir nach ähnlichen Formen suchen, müssen wir vielmehr wieder nach einem Inselkloster gehen, nach dem vielgefeierten Reichenau im Bodensee. Dort finden wir in der Säulenbasilika von Niederzell, deren Langhaus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstammt, ein Kapitäl, das die größte Aehnlichkeit mit den Kapitälen der Seeoner Vorhalle hat. Die Verwandtschaft des Reichenauer Kapitäls mit diesen Seeonern ist eine viel größere als die Aehnlichkeit mit den Kapitälen der Georgskirche von Prag, auf welche zuerst Neuwirth in seiner vortrefflichen Arbeit über St. Gallen, Reichenau und Petershausen aufmerksam gemacht hat. Es scheint also, daß die Seeoner Säulenbasilika auf Zusammenhang mit Schwaben deutet. An die Hirsauer gemahnt in Seeon auch die tiefe dreischiffige Vorhalle, die im Mittelschiff eine Empore mit einem Altar des hl. Michael hatte.

Zum besseren Verständniß der Beziehungen zu Schwaben, welche in der Säulenbasilika und in dem Hirsauer Verbrüderungsverhältniß in Seeon zutage treten, erinnere ich daran, daß die Verbindungen der Salzburger Kirche mit Schwaben überhaupt sehr eng waren. Zur Zeit des Investiturstreites waren die Erzbischöfe von Salzburg die eifrigsten Vertreter der gregorianischen Grundsätze und hatten daher vielfache Beziehungen zu den schwäbischen Reformklöstern. Erzbischof Gebhard hielt sich während seiner Verbannung von 1077—1088 zum Theil in Schwaben auf; sein Nachfolger Thiemo, Abt von St. Peter, war selbst Mönch in Hirsau gewesen. Thiemo berief 1091 zur Leitung des Klosters Admont den Abt Gisilbert aus dem Hirsauer Kloster Reinhardsbrunn in Thüringen, welchen er vielleicht in Hirsau kennen gelernt hatte. Und Erzbischof Konrad ließ 1115 den Mönch Wolvold von St. Georgen im Schwarzwald, der früher in Fischbachau am Fuß des Wendelstein und auf dem Petersberg bei Eisenhofen geweilt hatte, als Abt nach Admont kommen. Wolvold brachte Admont zu hoher Blüthe. Als er 1137 starb, folgte ihm der Prior Gottfried von St. Georgen im Schwarzwald. Noch im 12. Jahrhundert wurden in Admont an der Hirsauer Regel Aenderungen vorgenommen, welche manche Bestimmungen sogar verschärfen und namentlich durch die öftere Bezugnahme auf die Gebräuche von Clüny, des Ausgangspunktes der Hirsauer Reform, Beachtung verdienen. Ich habe von den österreichischen Klöstern, welche mit Hirsau in Verbindung standen, besonders Admont genannt, weil wir über die dortige romanische Klosterkirche eine wichtige Nachricht besitzen. Die Quellen des 12. Jahrhunderts erzählen nämlich, daß in dem stattlichen 1121 geweihten Münster, das mit Unterstützung des Erzbischofs Konrad von Abt Wolvold erbaut wurde und nach der Meinung der damaligen Mönche „in jenen Berglanden kaum seinesgleichen" hatte, kostbare Marmorsäulen emporragten. Die Kirche dürfte also gleich anderen der Hirsauer Schule eine Säulenbasilika gewesen sein. Daß sie etwa wie St. Peter in Salzburg oder die Kirche in Seckau Stützenwechsel gehabt, ist unwahrscheinlich, weil der Beginn des Baues doch wohl vor die Zeit des Aufenthaltes des Erzbischofs Konrad in Sachsen zu setzen ist.

Die Seeoner Säulenbasilika steht somit zwar vereinzelt in Oberbayern, nicht aber einzig im Bereiche des alten Salzburger Sprengels da. Mit dem ehemaligen Gebiet des Erzbisthums Salzburgs beginnt im Regierungsbezirk Oberbayern überhaupt ein größerer Reichthum der romanischen Klosterkirchen als in der Freisinger Diözese. Während die Basiliken des Freisinger Bisthums, soweit wir wenigstens heute wissen, eine ziemlich gleichförmige Anlage zeigen, gewähren die ehemals zu Salzburg gehörigen romanischen Bauten von Frauenchiemsee, Baumburg, Reichenhall, Berchtesgaden und Seeon ganz verschiedene Bilder. Daher mag der moderne Freund alter Kunst ähnlich denken wie

Digitized by Google

König Konrad III., als er im Jahre 1149 nach dem Verlassen des Erzbisthums Salzburg meinte, man merke es schon an der geringeren Schönheit der Kirchen, daß man das Salzburger Gebiet hinter sich habe.

---

## Von der 71. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.

Referate über Einzelsitzungen. (Nachtrag.)

n-r. Die Abtheilung für Augenheilkunde war trotz des erst letzten Monats abgehaltenen Internationalen Ophthalmologenkongresses in Utrecht gut besucht. Professor Uhthoff (Breslau) eröffnete unter Vorsitz von Schmidt-Rimpler die Reihe der Vorträge mit der Darlegung eines Falles von seltener Form der Skleritis, die Aehnlichkeit mit der tuberkulösen zeigte, namentlich auch durch das Auftreten von Geschwürsbildung, anatomisch aber sich als sicher nicht auf dieser Grundlage beruhend erwies; ihr Verlauf war sehr ungünstig, indem nach einander beide Augen ergriffen wurden und erblindeten. Hanenschild bestätigte die bekannten Pneumokokken-Konjunktivitäts-Befunde und sprach sich für die Desinfektion mit Oxycyanid aus, das aber auch nur einigermaßen sicher auf infizirte Hornhautwunden wirkt, wenn damit längere Zeit und unter Hochhalten der Undina ausgespült wird. Prof. Schmidt-Rimpler (Göttingen) betonte, daß das einäugige Sehen nicht den Grad von Beeinträchtigung im Sehen für gewöhnlich bringe, der in der Unfallpraxis gewöhnlich vorausgesetzt wird. Er erwähnt einen Schlosser, der trotz Verletzung und Erblindung eines Auges ebenso gut wie früher arbeitete und ebensoviel verdiente und auf die Frage, ob die Sehtüchtigkeit denn nicht gelitten, antwortete: Nein, er sei ja vor der Unfallgesetzgebung erblindet! Schmidt-Rimpler weist ferner auf die verschiedenen Grade im binocularen Sehen hin, welche von den Physiologen nicht erwähnt zu werden pflegen. Prof. Schoen (Leipzig) weist an der Blepharitis, Cyclitis und Conjunctivitis den Einfluß der Lokalisation von Allgemeinleiden an der Stelle, wo Reizzustände bestehen, nach. Schlösser (München) hat sehr interessante Versuche über den Einfluß der Ermüdung, körperlicher (durch Radtouren erzeugt), rein geistiger (durch Auswendiglernen, Kopfrechnen 2c.), auf das Gesichtsfeld angestellt. Es kam stets, bei geistiger noch rascher, zu einer konzentrischen Einengung bei den kräftigen, ganz gesunden Versuchspersonen. Man könne sich daher leicht vorstellen, daß geschwächte und nervöse leicht diese Erscheinung zeigen. Elschnig beschreibt eine bisher unbekannte Form einer butzelscheibenartigen Hornhauttrübung, die durch Drusen in der Glasmembrane bedingt war. — Die 2. Sitzung wurde gemeinsam mit der gynäkologischen Abtheilung abgehalten; es wurde über sie bereits berichtet. — In der 3. Sitzung (Vorsitz Prof. Laqueur) gab Prof. Schwarz (Leipzig) klare Unterscheidungsmerkmale für die schwierig zu differenzirenden Fälle von spastischer, organisch-paralytischer und medikamentöser Mydriasis. Neustätter (München) erläuterte seine Wandtafeln und Modelle zur Darstellung der Skiaskopie, die es ermöglichen, diese theoretisch nicht ganz einfachen Verhältnisse durch plastische Vorführung leicht verständlich und anschaulich zu machen. Denig (New-York) beschrieb den Befund und die Operation eines der seltenen Fälle von angeborenem Entropium, das er als die Folge fötaler Entzündungen zur Zeit der Lidbildung ansieht. Mohr schließlich beschrieb Operation und Erfolg der von Jonnesco zuerst bei Basedow, dann von Demicheri und Abadie bei Glaukom angewandten Exstirpation des Ganglion cervicale supremum. Die hiemit in der Tübinger Universitätsaugenklinik gemachten Erfahrungen scheinen die günstigen Resultate, die bisher berichtet, zu bestätigen. Druck und Pupillenweite kehrten danach bei einem Fall von chronischem Glaukom mit nur $5^\circ$ Gesichtsfeld zur Norm zurück, die Sehschärfe und Gesichtsfeld besserten sich ebenfalls, so daß Patient frei gehen konnte — vorher mußte er geführt werden. Schädliche Folgen scheinen sich nicht einzustellen. — In der Demonstrationssitzung (Vorsitz Prof. Uhthoff) zeigte Prof. Heß (Marburg) aller seltene Mißbildungen: einen Bulbus septatus, ein ampullenförmiges Sehnervencolobom, eine Doppelbulbuscyste und Fett an Stelle von Glaskörper. Prof. Enersbusch (Erlangen) zeigte farbige Projektionsbilder, die auf Celluloid hergestellt waren und regt an, man solle solche in größerem Maße benutzen. Sein Apparat für Farbenuntersuchung gestattet die praktische Sehprüfung des Bahnpersonals statt auf der Strecke in gleichartiger Weise im Zimmer vorzunehmen. Schlösser zeigt außer zwei Fällen von Rostwanderung in der Linse einen, wo seit drei Jahren die Linse einen Eisensplitter beherbergt, ohne sich zu trüben. (Sehschärfe 6/8.) Neustätter führt die Durchspülung des Thränenkanals ohne Einführung der Kanüle in den Thränenpunkt vor. Wintersteiner (Wien) demonstrirt ein Endotheliom der Sehnervenscheide und ein Adenom der Moll'schen Drüsen. Uhthoff schließlich zeigt das Farbenspektrum bei einem Fall erworbener einseitiger totaler Farbenblindheit bei fast voller Sehschärfe auf Grundlage von peripherer Neuritis optica, das dadurch höchst beachtenswerth erscheint, daß es die größte Helligkeit im Gegensatz zur angeborenen Farbenblindheit an normaler Stelle zeigt.

m. n. Abtheilung für Gynäkologie und Geburtshülfe. Der Hauptsitzung wegen fielen am Donnerstag die Vormittagsvorträge aus, nachdem Professor Martin (Greifswald) in der chirurgischen Sektion über Ureterenchirurgie gesprochen hatte. Die Nachmittagssitzung am Donnerstag war wieder gemeinsam mit derselben Abtheilung; in derselben wurde die Frage der Händedesinfektion behandelt. In der Sitzung nachher zeigte Graf Spee (Halle) mikroskopische Präparate eines sehr jungen Kanincheneies. Professor Winternitz (Tübingen) behandelte das Puerperalfieber. Die Krankheitsursache desselben ist immer eine Infektion von außen. Die Krankheitserreger können mannichfaltiger Art sein. Je nach der Art derselben ergibt sich ein verschiedenes klinisches Bild. Der Uterus der Wöchnerinnen muß völlig keimfrei sein. Unter 200 Wöchnerinnen war der Uterus in 82 Proz. steril, in 18 Prozent keimhaltig. Beim geringsten Fieber fanden sich im Uterus Keime! Wenn nicht, dann lag eine intercurrente Krankheit zugrunde. Vortragender forderte zur Stellung der Diagnose obligatorisch die bakteriologische Untersuchung aller Fälle. Professor Döderlein demonstrirte im Anschluß daran den bei seiner Klinik bei allen geburtshülflichen Manipulationen angewandten Gummihandschuh. Die Hand ist es einzig, die Infektionen verursacht und mit dem Handschuh werden diese ausgeschaltet. Zugleich empfiehlt er, als einer der sehr wenigen Anhänger, das Antistreptokokkenserum. — Am Freitag Vormittag fanden Demonstrationen statt, die ebenso wie die noch folgenden Vorträge nur Fachinteresse bieten. — Im allgemeinen zeigte auch die hiesige Gynäkologenversammlung das erfreuliche, in neuerer Zeit wieder mehr hervortretende Zeichen der spärlicheren Anwendung der operativen Gynäkologie und ein größeres Vertrauen auf konservative Behandlung.

r. In der zahnärztlichen Abtheilung der Naturforscher-Versammlung fanden eine größere Anzahl von Vorträgen und Demonstrationen statt, die indessen in ihrer Mehrzahl rein sachlich und für die Allgemeinheit von geringerem Interesse waren. Abraham, Berlin, regte die Frage an, ob blosgelegte, entzündete Zahnpulpen (vulgo Zahnnerven!) durch medikamentöse Behandlung wieder zur Norm zurückgebracht werden können. Diese Möglichkeit wurde von hervorragenden Vertretern des Faches, wie Witzel, Rose, Beeten, einstimmig verneint. Eine bereits blosliegende schmerzende Zahnpulpe muß unter allen Umständen abgetödtet und dann entfernt werden. Sehr interessant waren die Ausführungen von Römer, Straßburg, über die Entstehung der sogenannten Kiefercysten. — Stoppani, Zürich, demonstrirte eine neue Schiene, welche dazu bestimmt ist, bei Kieferresektionen die zurückgebliebenen Reste der Kiefer in ihrer natürlichen Lage zu erhalten. Die sehr sinnreich erdachte Stoppani'sche Schiene dürfte insbesondere für Kriegschirurgen von allergrößtem Interesse sein. — Port, München, sprach über die

Verwendbarkeit der Röntgen-Strahlen in der Zahnheilkunde. — Röse, München, berichtete über seine unter Prof. Emmerichs Leitung angestellten bakteriologischen Prüfungen von Mundwässern. Die mechanische Reinigung der Mundhöhle mittelst Zahnbürste, Zahnstocher rc. bildet zweifellos die Grundlage einer jeden Zahnpflege, doch reicht sie allein in den meisten Fällen nicht aus. Die Verwendung antiseptisch wirkender Mundwässer ist durchaus empfehlenswerth. Freilich bietet es ganz außergewöhnliche Schwierigkeiten, ein zweckentsprechendes Mundwasser ausfindig zu machen. Ein solches muß zunächst 1. absolut unschädlich sein; es darf weder die Zähne entkalken (saure Reaktion), noch die Schleimhaut ätzen (alkalische Reaktion). Es muß 2. eine hinreichende antiseptische Wirkung und 3. einen guten Geschmack besitzen. Am besten entspricht allen diesen drei Bedingungen das bekannte Odol, welches ein dem Salol chemisch nahestehendes, aber in seinem physikalischen Verhalten völlig verschiedenes aufspaltbares Antiseptikum enthält, dessen Konstitution der Fabrikant leider als Geheimniß hütet. Eine gleich gute Wirkung wie Odol hat das von Prof. Miller angegebene Benzoesäuremundwasser, doch ist sein Geschmack nicht einwandfrei. Verschiedene weitverbreitete Mundkosmetica, wie z. B. Eau de Botot u. a. sind völlig werthlos. Das häufig verordnete Kalichloricum wirkt in 4proz. Lösung weniger gut als Benzoesäure (1:350) und Odol. Kalium hypermanganicum in der starken Lösung von 1:1000 ist in der Mundhöhle ein starkes Antisepticum von ausgesprochener Dauerwirkung; doch verfärbt es die Zähne und ätzt die Mundschleimhaut. Sublimat ist weitaus das stärkste Mundantiseptikum, seine Giftigkeit, sein schlechter Geschmack und seine saure Reaktion verbieten jedoch die dauernde Anwendung in der Mundhöhle. Eine sehr ausgesprochen bakterieide Wirkung entfaltet in der Mundhöhle der 50—60proz. Alkohol (Franzbranntwein). Man kann damit freilich nicht spülen, sondern muß sich begnügen, die Zahnbürste mit der Lösung zu befruchten. Sehr geringe Wirkung besitzen die ätherischen Oele, welche zur Erhöhung des Wohlgeschmackes allen Mundpflegeartikeln des Handels zugesetzt werden. Diese ätherischen Oele rufen zudem bei manchen Leuten Ausschlag an den Mundwinkeln (Ekzem) hervor. Wer zu solchen Ausschlägen beanlagt ist, läßt am besten alle Mundwässer beiseite und spült mit physiologischer Kochsalzlösung. Diese schwache Salzlösung (etwa eine Messerspitze voll Kochsalz auf ein Glas Wasser) soll in lauwarmem Zustande angewendet werden. Sie ist für die thierischen Zellen völlig unschädlich. Dagegen übt sie auf die pflanzlichen Zellen der Bakterien eine nicht unbeträchtliche abtödtende Wirkung aus. Für Leute, welche sich kein Mundwasser kaufen können oder wollen, ist die angegebene lauwarme Salzlösung ein sehr zweckmäßiges Mittel zum Mundausspülen.

---

s-r. Zu Ehren der hier anwesenden Aerzte und Naturforscher veranstaltete die kgl. Hof- und Staatsbibliothek eine Ausstellung hervorragender medizinischer Handschriften und Autogramme berühmter Fachmänner. Am Donnerstag Nachmittag erfolgte im Anschluß an den Vortrag Stadler über Discorides eine Besichtigung dieser Ausstellung unter Führung des Hrn. Dr. Boll. Derselbe hatte in wochenlanger Arbeit die Handschriften ausgewählt und ein gedrucktes Verzeichniß zusammengestellt, das, die Bibliothek eines Arztes im 15. Jahrhundert veranschaulichend, mehr als ephemeren Werth besitzt. Er zeigte dabei der überraschten Versammlung aus den reichen Schätzen der Bibliothek so viel des Schönen und wußte den Rundgang so genußreich zu machen, daß zum Schluß Hr. Prof. Dr. Moritz, der Leiter dieser Sektion, ihm und dem Vorstand des Hauses in den herzlichsten Worten den besonderen Dank aller Anwesenden aussprach.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

S. H. **Budapest.** VIII. Internationaler Kriminalistenkongreß. (2. Bericht.) Zu der zweiten Frage: „Der Einfluß des Greisenalters auf die Kriminalität“ sprachen ebenfalls zwei Referenten, Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Nicoladoni (Linz) und Gerichtsassessor Dr. Freisenberger (Frankfurt a. M.). Nicoladoni führte aus: Das menschliche Alter habe bisher nur in Hinsicht auf das jugendliche Alter eine Berücksichtigung in den Strafgesetzbüchern der Staaten gefunden. Es dränge sich nun die Frage auf, ob nicht eine ähnliche Berücksichtigung auch dem Alter gebühre. Bisher seien die Gesetzgeber anscheinend nicht für dies Problem zu haben gewesen, denn nur ganz wenige Strafgesetzbücher, so das des Großfürstenthums Finnland, Norwegens und Ungarns berücksichtigten das Alter als strafmildernd und zwar auch nur im Hinblick auf die Strafvollstreckung. So sagt z. B. Ungarn, daß bei hohem Alter statt der Zuchthaus- die Kerkerstrafe angewandt werden kann. Auch Bulgarien läßt eine Milderung des Strafvollzugs bei Greisen insofern zu, als statt der Todesstrafe lebenslängliches Zuchthaus in Anwendung kommen kann. Und schließlich hat noch Croatien des Greisenalters Erwähnung gethan, indem es eine geringere Arbeitszeit für alte Zuchthäusler angesetzt hat. Aus alledem ergibt sich für den Referenten, daß das Greisenalter eine gleiche Behandlung wie das jugendliche nicht verdient. Dagegen drängt sich die Frage auf, ob diejenigen psychischen Thatbestandsmomente, welche den Kriminalisten nöthigen, der Jugend bis zur Erreichung einer bestimmten Altersstufe eine exzeptionelle Stellung in Bezug auf strafgerichtliche Verantwortlichkeit einzuräumen, auch bei dem Greisenalter in gleicher oder ähnlicher Weise vorhanden ist. Dabei ist der ausgesprochene Altersblödsinn (Dementia senilis) natürlich auszuscheiden, weil dieser Zustand ja bereits in allen bekannten Gesetzbüchern unter den Begriff der Unzurechnungsfähigkeit gestellt ist. Es kommt also nur jenes Greisenalter in Betracht, das die Züge der psychischen Altersschwäche an sich trägt. Diese Schwäche ist nicht bei allen Greisen vorhanden, denn die Erfahrung lehrt, daß Menschen das höchste nur denkbare Alter erreichen, ohne ihre geistige Frische zu verlieren. Nun ist Thatsache, daß die psychische Altersschwäche Charakterveränderungen mit sich bringt. Redner citirt Krafft-Ebing und Griesinger, die als solche Charakterveränderungen u. a. Egoismus, Reizbarkeit, Mißtrauen, impulsive Gewaltthätigkeiten und vor allem die Neigung zu geschlechtlichen Exzessen vorführen. Aus diesen Erfahrungen ergeben sich für die Kriminalisten zwei Momente von Wichtigkeit: 1. das Greisenalter verstärkt die Kraft der primären Motive; 2. es schwächt die Kraft der sekundären Motive. Damit erscheint dem Redner vom Standpunkt der Schuldlehre aus eine besondere Behandlung des Greisenalters geboten: er stellt daher folgende Thesen auf: 1. In Ansehung derjenigen verbrecherischen Handlungen, welche von Individuen begangen werden, die mit ausgesprochener Dementia senilis behaftet sind, erscheinen, mit Rücksicht darauf, daß die in jedem Strafgesetz enthaltenen Bestimmungen über die strafgerichtliche Zurechnung die nöthige Handhabe zur entsprechenden kriminalistischen Behandlung solcher Handlungen bieten, besondere strafrechtliche Bestimmungen überflüssig. 2. Bei allen verbrecherischen Handlungen, welche von im Greisenalter stehenden Personen begangen werden (wobei ein bestimmtes Lebensalter als Beginn des Greisenalters nicht anzunehmen ist), hat der Richter zu prüfen, ob bei dem Thäter die bei normalen Menschen vorauszusetzende Urtheilskraft oder die bei normalen Menschen vorauszusetzende Willensbestimmbarkeit infolge des Greisenalters aufgehoben oder vermindert oder ungeschmälert vorhanden ist. Im ersteren Falle ist Unzurechnungsfähigkeit, im zweiten Falle verminderte Zurechnungsfähigkeit anzunehmen; im letzteren Falle hat das Greisenalter als Milderungsgrund zu gelten. 3. Im Greisenalter stehende Verbrecher, bei denen nach den sub 1 und 2 entwickelten Grundsätzen verminderte Zurechnungsfähigkeit anzunehmen ist, sind dann, wenn sie unverbesserlich und gesellschaftsgefährlich erscheinen, nach abgebüßter Strafe zeitlebens in eigenen Asylen unterzubringen. 4. Der Strafvollzug gegen im Greisenalter stehende Personen ist durch besondere, auf das Greisenalter Rücksicht nehmende Normen zu regeln. Diesen Ausführungen trat der zweite Referent Freisenberger mehrfach entgegen. Er schloß seine Ausführungen damit, daß er thatsächliche Altersschwäche milder beurtheilt wissen will, daß aber niemals das Alter an und für sich einen Milderungs- oder gar Strafausschließungsgrund involviren dürfe. Er stellt folgende Thesen auf: 1. Das Greisenalter als solches ist kein

Digitized by Google

Grund, die Strafe zu mildern. Es ist den Gefängnißbeamten zu überlassen, unter Berücksichtigung des Greisenalters im einzelnen Fall die Strafe eventuell milder zu gestalten. 2. Die Frage der milderen Bestrafung der Altersschwachen ist mit der Frage der milderen Bestrafung der Geistesschwachen überhaupt zu lösen. Die vermindert Zurechnungsfähigen sind nach verbüßter Strafe in besonderen Asylen zu interniren. Der Redner berührte dann noch kurz die Frage, ob bei Verbrechen gegen das Greisenalter dieses als strafschärfender Umstand zu gelten habe, und kommt mit der Begründung, daß die Strafrahmen den Richtern genügenden Spielraum lassen, diesen Umstand zu berücksichtigen, zu dem Schluß: 3. Als Strafschärfungsgrund ist in die Gesetze der Umstand, daß der Verletzte im Greisenalter steht, nicht aufzunehmen. — In die Debatte über diese Frage griffen vor allem zwei Psychiater ein. Der eine derselben war der ärztliche Leiter der kgl. Beobachtungsanstalt für geisteskranke Strafgefangene im Moabiter Zuchthaus, Physikus Dr. Leppmann (Berlin), der andere der Direktor der Irrenanstalt Leopoldifelde Dr. Salgó (Budapest). Ersterer führt aus: Das Greisenalter habe thatsächlich doch einen recht großen Einfluß auf Kriminalität. Die verminderte körperliche und geistige Regsamkeit, der schwindende Moralbegriff und der Zusammenbruch des Nervensystems bei den alternden Menschen bringt eine ganze Reihe von Vergehen und Verbrechen hervor, die einer besonderen Berücksichtigung dringend bedürfen. Redner bringt einige sehr charakteristische Fälle aus seiner Praxis zur Sprache, an denen er zeigt, daß fast jedes Individuum, welches im hohen Alter der Kriminalität verfällt, im Anfangsstadium der Dementia senilis steht und daß sein Vergehen davon beeinflußt wird. Wie wäre es sonst denkbar, daß z. B. ein 83jähriger reicher Hausbesitzer, dessen Söhne Offiziere sind und der unbestraft ist, plötzlich mit dem Kuppeleiparagraphen in Konflikt kommt und zu seiner Entschuldigung anführt, daß die schlechten Zeiten ihn zwingen, an Dirnen zu vermiethen? Oder daß ein in Ehren ergrauter Pfarrer sich plötzlich in der Kirche an kleinen Kindern vergreift? Charakteristische Typen hiefür sind auch Greise als Querulanten, Meineidige und Meineidsfabrikanten. Alle diese Leute sind im Moment der That noch anscheinend geistig gesund. Alle aber gehen hier früher oder später an ausgesprochener Dementia senilis zugrunde. Es gibt noch eine lange Reihe anderer Einzelerscheinungen, welche dem Psychiater die ersten Anfänge der geistigen Altersschwäche verrathen, und Redner glaubt daher, daß dieser Zustand ein wesentlicher Faktor ist, um davon ergriffenen Personen kriminell entsprechende Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Also Schutz der individuellen Persönlichkeit in Form bedingter Begnadigung und bedingter Haftentlassung in Bezug auf den erstmaligen Altersverbrecher. Was den alternden Gewohnheitsverbrecher anlangt, so hat der Redner die Erfahrung gemacht, daß der größte Theil derselben ungefährlicher wird, weniger durch die Abnahme der körperlichen als der seelischen Kräfte. Aus aktiven werden Indulgenzverbrecher. So haben wir in Berlin die Thatsache zu verzeichnen, daß jener „König unter den Verbrechern“, nach dem Paul Lindau seine „Stützen“ gearbeitet hat, der damals in seiner Jugend im Moment der Gefahr sich nicht scheute, aus dem vierten Stock eines Hauses in der Thiergartenstraße hinüber auf einen Baum zu springen, vor einigen Tagen als Greis dabei erwischt wurde, wie er von einer Thür eine Schürze fortstahl. (Heiterkeit.) Das hat seinem Ansehen unter den Kollegen natürlich sehr geschadet. Denn der Großstadtverbrecher, speziell der Berliner „schwere Junge“ ist immer eine „Spezialität“, er „arbeitet“ nur in „großen Sachen“ und verhungert lieber (Heiterkeit), als daß er einen kleinen Diebstahl begeht. Ja, wir haben sogar den Fall, daß dieser „große Zug“ von den übrigen Verbrechern anerkannt wird, denn sie schaffen diesen „Verbrecherkreisen“ eine gewisse Altersversicherung, damit sie nicht genöthigt sind, von ihrer Höhe herabzusteigen und sich etwas von ihrer Würde zu vergeben. Einem solchen früheren „schweren Jungen“ hat man zum Beispiel in Berlin eine Barbierstube eingerichtet, in der sich alle Leute von der Zunft rasiren lassen, um ihrem Kollegen eine Erwerbsquelle zu schaffen. Wir sehen also, daß die alternden Gewohnheitsverbrecher, weil sie alt werden, ehrlich werden. (Stürmische Heiterkeit.) Redner schließt damit, daß er für die besonderen geistigen Verhältnisse der Greise auch gesonderte Strafbestimmungen wünscht und stellt demgemäß folgenden Antrag: „Die Internationale kriminalistische Vereinigung erklärt, daß diejenigen Zustände geistiger Veränderung, welche durch das Greisenalter häufig geschaffen werden, einer besonderen rechtlichen Behandlung bedürfen.“ (Stürmischer Beifall.) Da auch der zweite Psychiater sich in demselben Sinne äußerte, so zogen die beiden Referenten einmüthig ihre aufgestellten Thesen zurück, worauf die Versammlung die Resolution Dr. Leppmanns einstimmig annahm. Die übrigen Verhandlungsgegenstände boten weniger Interesse. Der nächste Kongreß wird jedenfalls in Moskau stattfinden.

* **Freiburg i. Br.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Gustav Wolf als Privatdozent für Geschichte habilitirt.

* **Leipzig.** Professor Dr. Eduard Zarncke, erster Kustos an der hiesigen Universitätsbibliothek und Herausgeber des „Litterarischen Zentralblattes“, ist an Stelle des nach Berlin berufenen Professors Dr. Wilhelm Sieglin zum Direktor der Münzsammlung der Universität ernannt worden.

* **Rostock.** Der außerordentliche Prof. Dr. Lubarsch hat vom preußischen Unterrichtsministerium einen Ruf als Vorsteher der pathologisch-anatomischen Abtheilung an dem neu gegründeten staatlichen hygienischen Institut in Posen erhalten.

* **Christiania**, 24. Sept. Einem Spezialtelegramm der „Aftenposten“ zufolge theilt Peary in seinem Berichte über die Expedition Swerdrup auf dem „Fram“ mit: Swerdrup habe im Lauf des Winters Ellesmeres-Land durchforscht. Er beabsichtigte, im Sommer möglichst weit nordwärts zu kommen. Wenn ein Vorwärtskommen zu Schiff ausgeschlossen sei, so beabsichtige er, mit einem Theil der Expedition an Land zu gehen, um mittelst Schlitten den bis jetzt nicht besuchten Theil der Küste Grönlands west-, nord- und ostwärts bis zur Independence-Bai entlang zu fahren, wo er in ein bis zwei Jahren von dem „Fram“ aufgenommen zu werden hoffe. Er beabsichtigt dann den „Fram“ südwärts um das Kap Farvel herum und die Westküste hinaufzuschicken, wo er mit ihm zusammentreffen will. Wenn Swerdrup den „Fram“ noch diesen Herbst um Grönland herum schicke, so müsse jetzt das Schiff bereits auf dem Wege nach dem Süden sein.

* Der diesjährige Gesellschaftstag der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird vom 21. bis 23. Oktober in Wiesbaden stattfinden. Auf der Tagesordnung steht u. a. ein Antrag des Prof. Dr. Tönnies (Altona): „Der Gesellschaftstag wolle beschließen: Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur legt den bisher geführten Namen ab und nimmt den Namen „Verein für Sozialethik“ an.“ Dem Auftrag des letzten Gesellschaftstages entsprechend, werden Entwürfe zu einem nationalen Sonderprogramm der Gesellschaft auf Grundlage des in Zürich angenommenen internationalen Programms der ethischen Bewegung zur Berathung und Beschlußfassung kommen.

* Berichtigung. In dem Artikel über den Thesaurus linguae latinae (in Nr. 208 der Beilage) ist der Herausgeber des Forcellini, der Padre Vincenzo de Vit, als Franzose aufgeführt. Er war, wie uns von hochgeschätzter Seite mitgetheilt wird, Italiener vom reinsten Wasser und Mitglied des Rosmini'schen Istituto della Carità.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Vor kurzem erschien:

Fridtjof Nansen.

Ein Sang

von (13856)

August Sperl.

1. und 2. Auflage.

IV, 151 S. 8⁰. Geheftet 3 M. 50 Pf.; eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

**Jahrgang 1899.** München, Dienstag, 26. September. **Nummer 219.**

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Der Kampf wider den Alkohol.

Von Dr. Alphons Fuld.

Manches Jahr währt nun schon in deutschen Landen der Kampf gegen den Alkoholismus; in Wort und Schrift, in Versammlungen und Vereinen, durch Belehrung und durch die Macht des guten Vorbilds hat man sich bemüht, diesem am Mark des Volksorganismus zehrenden Uebel Einhalt zu gebieten, ob mit vielem Erfolg, darüber dürften die Meinungen getheilt sein. Wenn man da und dort auf einen erfreulichen Rückgang in dem Konsum an Branntwein hingewiesen hat, so darf andrerseits nicht vergessen werden, daß der Branntwein wohl das konzentrirteste und darum gefährlichste alkoholische Getränk ist, daß aber auch die anderen alkoholhaltigen Getränke, das Bier und der Wein, wenn sie gewohnheitsmäßig im Uebermaß genossen werden, nicht weniger bedenkliche Folgen für geistige und körperliche Gesundheit nach sich ziehen. Von einem Rückgang im Bierkonsum wird man aber gewiß nicht reden wollen; die hochentwickelte Brauerei-Industrie, die Unmasse von Bierwirthschaften und Bierkneipen, die selbst in den kleinsten Dörfern alljährlich wie Pilze aus dem Boden emporschießen und alle gut ihren Mann ernähren, reden eine deutliche Sprache. Schwerlich hätte auch, wären die Erfolge seither so zufriedenstellend gewesen, eine unsres Erachtens von Exzentrizität nicht freie Bewegung, die völlige Abstinenz, im Laufe der letzten Jahre eine solche Ausbreitung in den Reihen der Kämpfer wider die Trunksucht gefunden.

Woran es liegt, daß eine mit großem Aufwand von Arbeit und zum guten Theil mit Geist und Verständniß geleitete Bewegung sich mit verhältnißmäßig recht geringen Erfolgen zufrieden geben muß, dafür könnten verschiedene Ursachen vorliegen. Es könnte vielleicht *taktisch* in der Art der Agitation manches verkehrt oder verfehlt gewesen sein, doch dürfte dieser Grund nur für vereinzelte Erscheinungen in Frage kommen. Von einzelnen Fanatikern und Heißspornen mag ja in der Beschränktheit des unpraktischen Theoretikers, namentlich zu Beginn der Bewegung, manches Wort zu viel gesagt und manches Verkehrte gethan und verlangt worden sein, im ganzen hat man sich aber in anerkennenswerther Weise in den Grenzen des Möglichen und Erreichbaren gehalten, namentlich hat es der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke immer vermieden, sich mit der Bewegung der absoluten Abstinenzler in allzu intime Verbindung zu setzen. Die strengen Abstinenzler freilich, so verdienstvoll auch ihre Bemühungen sind und so wenig sich gegen ihre Grundsätze einwenden läßt, werden wohl kaum in die Lage kommen, auf breite Volksschichten einen maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Dazu liegt dem deutschen Volkscharakter nun einmal die völlige Enthaltsamkeit zu fern, und die Bekenner dieser Richtung verfallen zu leicht gerade in den Volksschichten, auf welche sie wirken wollen, einer natürlich ganz unbegründeten Lächerlichkeit; das wird immer ein Hinderniß für einen tieferdringenden Einfluß der Abstinenzler bleiben. Man könnte gegen ihre Prinzipien wohl auch einwenden, daß die Stärke der Menschen doch nicht darin liegt, ein Genußmittel, das in mäßiger Menge nur angenehme Wirkungen zeigt und keinen Schaden anrichtet, gänzlich zu meiden, sondern, daß sich der feste Charakter weit mehr in der Fähigkeit äußert, *im Genuß* Maß halten zu können. Jedenfalls stehen diejenigen, die den Alkoholgenuß in vernünftigen und mäßigen Grenzen beibehalten haben, dem Verständniß des gemeinen Mannes näher, sie können leichter sein Vertrauen gewinnen und in praktischer Agitation durch ihr gutes Beispiel weit nützlicher wirken als der Abstinenzler, der nach und nach alle Berührungspunkte mit der Masse des Volks verlieren muß.

Wenn in dem Kampf wider den Alkohol Fehler begangen worden sind und noch heute begangen werden, so liegen dieselben nach unserm Dafürhalten hauptsächlich darin, daß man zu sehr von einseitigen, theoretischen Ueberlegungen und Deduktionen ausgegangen ist. Namentlich hat man vielfach in dem Alkohol nur ein Getränk oder ein gewöhnliches Genußmittel sehen wollen und man hat gemeint, durch Errichtung von Kaffee- oder Theeschenken und durch billige Darreichung dieser Getränke dem Alkoholkonsum Einhalt gebieten zu können; daß auf solchem Wege keine großartigen Erfolge erblühen können, liegt für Jeden, der die physiologischen Wirkungen des Alkohols einigermaßen beobachtet und studirt hat, auf der Hand.

Der gewohnheitsmäßige Alkoholmißbrauch kann aus verschiedenen Ursachen hervorgegangen sein; dem Einen dient das alkoholische Getränk lediglich zur Stillung des Durstes, dem Anderen ist der Alkohol ein angenehmer Nervenreiz, ein erwärmendes, anregendes und belebendes Mittel, ein Sorgenbrecher, dessen Wirkungen von keinem anderen Genußmittel in gleicher Intensität erreicht werden, endlich wird er von vielen Menschen als ein verhältnißmäßig billiges Nahrungsmittel angesehen und als solches gewohnheitsmäßig konsumirt. Daß bei nicht wenigen abnorm Konstituirten auch eine erbliche Anlage zur Trunksucht vorliegt, sei nur nebenbei erwähnt; bei der Bekämpfung dieser auf einer primär degenerativen Anlage beruhenden Neigung müssen natürlich die gewöhnlich angewendeten Mittel und Wege versagen, hier kann nur die auf rein ärztlichen Grundsätzen beruhende Prophylaxe und eine individualisirende Behandlung etwas ausrichten.

Die durstlöschende Wirkung alkoholischer Getränke, die vorzugsweise beim Genuß des Biers und der Obstweine in Betracht kommt, trägt gewiß nur in den seltensten Fällen die Schuld an dem chronischen Alkoholmißbrauch; immerhin könnte gerade hier die billige Herstellung alkoholfreier Getränke Gutes wirken. Allerdings müßten diese Ersatzmittel

Digitized by Google

einen angenehmen Geschmack haben, und eine verkehrte Reklame müßte es unterlassen, durch unangebrachte Bezeichnungen, wie alkoholfreies „Bier“ und dergleichen, die Erwartung des Trinkenden in ganz falsche Bahnen zu lenken und durch die nothwendige Enttäuschung der ganzen Sache zu schaden. Einen größeren Erfolg in dem Kampf gegen die Trunksucht werden solche Bestrebungen allerdings nicht erringen, denn wenn es auch im Liede heißt:

Man spricht vom vielen Trinken stets,
Doch nie vom großen Durste,

der Durst ist gewiß die geringfügigste und seltenste Ursache der Trunksucht, so paradox diese Ansicht auch Manchen anmuthen mag.

Die weitaus wichtigste Veranlassung zum chronischen Alkoholmißbrauch liegt in der Einwirkung, welche der Alkohol auf das gesammte Nervensystem ausübt, einer Wirkung, an die sich der Organismus allmählich so gewöhnt, daß er dieselbe, wie es bei jedem habituell genommenen Gifte zu gehen pflegt, auf die Dauer nicht mehr entbehren kann und immer höherer Dosen zu ihrer Hervorrufung bedarf. Diese Wirkungen sind scheinbar erregende, sie äußern sich in einer Verstärkung der Herzthätigkeit, in dem Gefühl erhöhter Wärme und vermehrter Leistungsfähigkeit; bei weiterem Genuß tritt dann, schon als Symptom des beginnenden Rausches, eine psychische Erregung auf, zornige, heitere oder ausgelassene Stimmung, Schwatzhaftigkeit, Ueberschätzung der eigenen Persönlichkeit u. dgl. m.; bei einer Einnahme sehr großer Dosen kann es schließlich durch vollständige Lähmung des zentralen Nervensystems zu tödlichem Ausgang kommen. — Man ist auch heute noch nicht einig darüber, ob die Anfangswirkungen des Alkohols als erregende oder als lähmende aufzufassen sind; trotz des schließlichen Ausganges in Lähmung könnten recht wohl die anfänglichen Wirkungen, namentlich in kleinerer Dosis, erregende sein. Immerhin halten die bedeutendsten Pharmakologen auch die scheinbaren Reizungswirkungen für beginnende Lähmungserscheinungen. Gerade die feineren Funktionen der Psyche, die Reflexion, die Aufmerksamkeit, die Beurtheilung der Situation und der eigenen Person sollen zunächst verloren gehen und daraus das Gefühl der vermehrten Leistungsfähigkeit, die lebhafte, ausgelassene Stimmung und die mangelhafte Beherrschung der Gemeingefühle resultiren; das vermehrte Wärmegefühl soll seinen Grund haben in der Abstumpfung des Temperatursinnes neben der gleichzeitigen Erweiterung der Hauptgefäße. Manches, z. B. die belebende und herzanregende Wirkung des Weines in fieberhaften Krankheiten, hat vielleicht mit dem Alkohol als solchem gar nichts zu thun und ist Wirkung der außerdem noch im Wein enthaltenen Aetherarten. Nach dieser Anschauung, die vieles für sich hat, wäre also eine Lähmung des zentralen Nervensystems von vornherein die Folge des Alkoholgenusses, eine Wirkung, die gewiß nicht erwünscht ist, wenn es darauf ankommt, die Leistungsfähigkeit des Körpers zu erhalten und zu erhöhen.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle; jedenfalls erzeugt der Alkohol subjektiv das Gefühl der erhöhten Körperkraft und dieses Gefühl allein kann, wenn auch nur vorübergehend, auf Arbeitsfähigkeit und Leistungen fördernd einwirken. Es ist seither nicht gelungen, ein ungefährlicheres Genußmittel mit ähnlichen, angenehmen Wirkungen an die Stelle des Alkohols zu setzen, und dieser Mangel eines wirklichen Aequivalents erklärt zum guten Theil die seitherigen Mißerfolge.

Wo der Alkohol lediglich dem körperlichen Behagen dienen soll, also bei den Trinkern aus den wohlhabenden Klassen, da wird man deßhalb nur durch geeignete Belehrung das Uebel in Schranken halten können, namentlich aber dadurch, daß sich die besonneneren und intelligenteren Elemente gesellschaftlich von den lästigen und lächerlichen Trinkunsitten — von dem Trinkkomment des bierehrlichen Studenten bis zu der sinnlosen Ueberschwemmung mit den verschiedensten schweren Weinen bei Gastereien — emanzipiren und zu dem vernünftigen Standpunkt eines mäßigen Genusses leichter alkoholischer Getränke zurückkehren. Dort aber, wo die alkoholische Anregung nicht aus Luxuszwecken erstrebt wird, sondern zur Erhöhung der Körperkraft, zur Ermöglichung höherer Arbeitsleistungen, also bei dem Arbeiter, könnte gewiß ein guter Theil des Alkoholmißbrauchs beseitigt werden, wenn demselben ein solches Stimulans entbehrlich würde, wenn er in der Lage wäre, sich eine seinen Körperbestand und seine Leistungsfähigkeit erhaltende, rationell zusammengesetzte Nahrung zu beschaffen. In vielen Gegenden und Betrieben ist der Arbeiter finanziell ganz gewiß dazu imstande, es fehlt ihm nur das richtige Verständniß und das nothwendige Wissen. Hier wäre zunächst der Hebel anzusetzen und von denjenigen höher gebildeten Personen, die in intimere Berührung mit dem Arbeiter kommen und sein Vertrauen besitzen, müßte belehrend und warnend auf ihn eingewirkt werden. In Gegenden, wo der Arbeitsverdienst kärglicher ist, wo er wirklich nicht zur Beschaffung einer zweckmäßigen Nahrung hinreicht, müßte man durch Bereitstellung billigerer, aber nahrhafter Nahrungsmittel nachhelfen, z. B. durch Massenankauf billiger Fische, die wegen ihres hohen Eiweißgehaltes ein sehr zweckmäßiges Nahrungsmittel sind, durch Beschaffung geeigneter und zweckmäßig präparirter Vegetabilien u. dgl. m.

Solche Bestrebungen werden auch nicht mit einem Schlage weiter führen, wohl aber hätte der Besserungsversuch, an der richtigen Stelle angesetzt und im Verein mit belehrender und agitatorischer Arbeit würde wohl auch der Erfolg mit der Zeit nicht ausbleiben. Der Alkoholismus ist eben ein Stück sozialer Frage und der Alkoholist in vielen Fällen nicht der sündige Genußmensch, wie ihn eine verkehrte Agitation zuweilen darstellt.

Manche gebrauchen den Alkohol auch als Nahrungsmittel; ob er als solches wirklich gelten darf, darin sehen wir heute viel klarer als noch vor wenigen Jahren. Es steht fest, daß der Alkohol bei seiner Einnahme zum größten Theil im Organismus zersetzt und verbrannt wird, ohne daß gleichzeitig die Aufnahme von Sauerstoff oder die Ausfuhr von Kohlensäure erhöht wäre; es müssen also gewisse Bestandtheile des Organismus durch die Verbrennung des Alkohols vor dem Zerfall behütet werden, der Alkohol ist wirklich ein Nahrungsmittel in dem Sinne, daß er Körpersubstanz spart. Welcher Theil der Körpersubstanz aber vor der Zersetzung geschützt wird, das ist von großer Bedeutung; es wäre außerordentlich werthvoll, wenn es die für Lebens- und Leistungsfähigkeit so wichtige Eiweißsubstanz sein sollte, es wäre weniger von Werth und nicht einmal erwünscht, wenn die lediglich als Reservestoffe dienenden Fette in übergroßer Menge vor dem Zerfall geschützt blieben. Neuere Untersuchungen lassen es nun beinahe sicher erscheinen, daß der Alkohol nur das Fett, nicht aber die Eiweißstoffe vor dem Zerfall schützen kann, seine Bedeutung als Nahrungsmittel ist darum eine ganz untergeordnete, sein Werth auch in dieser Beziehung nur scheinbar. Während die Zufuhr von Kohlehydraten die Zersetzung des Eiweißes verhütet und selbst den Ansatz desselben erleichtert, kann der Alkohol dies nicht leisten. Viel zweckmäßiger ist es darum, Kohlehydrate, namentlich Zucker, zur Ernährung und Belebung des Arbeitenden zu verwenden; die Versuche, die man in letzter Zeit im Heere in dieser Beziehung gemacht hat, lassen sehr Günstiges erwarten und sollten die maßgebenden Kreise dazu ermuthigen, auch in dem Arbeiterstande dem Zucker als Nahrungsmittel mehr Eingang zu verschaffen.

Digitized by Google

Wir haben gesehen, daß der chronische Alkoholismus, namentlich der unbemittelten Klassen, nur im Zusammenhange mit den übrigen sozialen Verhältnissen richtig gewürdigt werden kann. Dem Arbeiter ist der Alkohol zunächst weniger Genuß- als Belebungs- und Nahrungsmittel; daß mit der Gewöhnung auch der bloße Nerven- und Sinnenkitzel an Bedeutung gewinnt und bei Vielen schließlich in den Vordergrund tritt, ist eine physiologisch leicht verständliche Folge gewohnheitsmäßigen Giftgenusses. Eine wirksame Bekämpfung des Alkoholismus ist nur denkbar, wenn die Axt an die Wurzel des Uebels gelegt wird: Agitation und Widerstand gegen gesellschaftliche Tyrannei in den Kreisen der Wohlhabenden, Belehrung und Sorge für billige und ausreichende Ernährung in den Schichten der Unbemittelten wird die Hauptsache sein. Ganz aus der Welt schaffen läßt sich der Alkoholismus so wenig wie der Tabakmißbrauch, wie der Morphinismus und alle sonstigen Ausschweifungen und Unmäßigkeiten, wohl aber könnte dort, wo überhaupt noch etwas zu retten ist, durch die kausale Behandlung des sozialen Uebels etwas ganz anderes geleistet werden als durch ein rein symptomatisches Herumkuriren, das wohl einzelne Schäden verdecken und verkleistern kann, aber nichts zu schaffen vermag, was für die Zukunft einen wirklichen Fortschritt erhoffen ließe.

---

## Horace Mann, auch ein amerikanischer Staatsmann.

Von Dr. Karl Raab (St. Louis, Mo.).

### I.

Nicht immer die großen politischen Ereignisse sind es, welche die Eigenart eines Volkes am besten zur Anschauung bringen. Sie sind meist nur die Folgen einer großen Zahl in der Stille wirkender Ursachen. Sucht man sich mit den letzteren bekannt zu machen, so lernt man ein Volk oft besser würdigen als durch Vertrautheit mit den ersteren. Zu den wichtigsten, in der Verborgenheit wirkenden Ursachen staatlicher Erfolge oder Mißerfolge gehört der Zustand des Erziehungssystems. Auch dieses ist wieder in seiner Gestalt und den zugrunde liegenden Ideen von anderen Ursachen mitbestimmt. Trotzdem kann man sagen, daß wir durch einen Einblick in das Erziehungssystem einer Nation einen guten Theil seines eigensten Wesens kennen lernen. Für eine solche Einsicht genügt aber nicht die Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes; ein Ueberblick über das allmähliche Ausreifen ist erforderlich und der vom Beginn formgebenden Tendenzen. Erziehung gehört für uns gegenwärtig zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens. Kommt, wie in Deutschland, die Erkenntniß hinzu, daß das heimische Erziehungssystem die ausgereifte Frucht einer großen Periode darstellt, dann kann man sich schwer vorstellen, daß das Erziehungswesen anders aussehen, andere Grundlagen, eine andere Geschichte haben könnte als in der Heimath. Und doch würde die Einsicht in ein fremdes, ebenfalls im wesentlichen selbständig gewordenes System erst die Vorzüge des eigenen, es aus dem Bannkreise des Selbstverständlichen hebend, recht klarstellen, andrerseits manches zutage fördern, was uns die Würdigung fremder Art abnöthigt und uns den Gedanken nahe legt, auch da und dort im eigenen eine bessernde Hand anzulegen.

Niemand wird leugnen, daß die Vereinigten Staaten ein Reich sind, wo selbständiges Denken und geniale Kühnheit in der Behandlung von Problemen zu den Eigenthümlichkeiten der Nation gehören. Dies hat sich im Ausbau der Verfassung gezeigt; es zeigt sich heute noch in der großen Begabung des Volkes für alles Technische. Es ist auch nicht das sprichwörtliche Glück der Athener, was sie so oft durch Schwierigkeiten mit Erfolg hindurchgeleitet hat, sondern der von den alten Puritanern ins Land gebrachte, von Männern wie Franklin, Washington, Jefferson, Lincoln und Grant weiter vererbte, unbeugsam klare Menschenverstand. Und gerade dieser leitete sie auch in der Grundlegung ihres Erziehungssystems. Dasselbe ist ausgezeichnet in der Konzeption. Trotzdem wirkt es auch heute noch nicht so allgemein und sicher wie das deutsche. Die Ursache hiefür liegt in einem amerikanischen Prinzip, das die Nation groß gemacht hat, hier aber etwas nachtheilig wirkt: dem Prinzip der Selbstbestimmung. Alle verständig Denkenden in Amerika sind heute überzeugt, daß Schulbildung allgemein sein soll; aber sie können sich nicht von dem Gedanken trennen, daß, wenn man diese Allgemeinheit erzwingt, man ihr das Beste ihres Werthes nehme. Einunddreißig amerikanische Staaten haben allgemeine Schulpflicht eingeführt; doch kann man noch heute sagen, daß sie dieselbe eigentlich gegen die Volksanschauung durchgesetzt haben. Auch der große Erzieher, dessen Leben wir im folgenden schildern werden und dessen Wirken die neue Aera im amerikanischen Schulwesen heraufgeführt hat, überzeugte sich zwar im Laufe der Jahre von der Ersprießlichkeit des Schulzwanges; trotzdem hätte er sich nie entschließen können, ein Gesetz zu beantragen, welches die allgemeine Schulpflicht eingeführt hätte. Es war auch für ihn gegen die amerikanischen Ideale. Wäre es ihm möglich gewesen, er wäre in jedes Haus seines Staates gegangen, hätte die Kleinen auf seinen Schoß genommen und Vater und Mutter an der Hand und hätte ihnen klar gemacht mit der ihm eigenen liebenswürdigen Beredsamkeit, was für ein Himmelsgeschenk die Gelegenheit für Bildung sei. Aber sozusagen mit dem Gendarmen zu kommen und das Kind abzuholen, wenn es die Eltern nicht freiwillig zur Schule sandten, das hätte er nicht vermocht. Der Gedanke, welcher hier entwickelt wurde, gibt den Schlüssel zu allen Vorzügen und Schwächen des amerikanischen Schulsystems. Es ist heute in den leitenden Prinzipien, im allgemeinen Standard über die ganze Union dasselbe, zugleich aber von außerordentlicher Mannichfaltigkeit in den Details, infolge der Freiheit, die für die Ausführung gelassen ist.

Soviel über den prinzipiellen Unterschied zwischen dem amerikanischen und den Systemen des kontinentalen Europa's. Wir lassen nun einen Ueberblick über die Vorgeschichte des amerikanischen Schulwesens bis zu dem Zeitpunkte folgen, in welchem Horace Mann für die Sache der Erziehung thätig wird. Zugleich sei hier für diejenigen Leser, welche sich für den Gegenstand interessiren, auf zwei vorzügliche Bücher hingewiesen, das eine aus dem Jahre 1894, dessen Verfasser Geo. H. Martin[1]) ist, das andere von B. A. Hinsdale, welches im vorigen Jahre erschienen ist.

Die ältesten amerikanischen Kolonien, zugleich diejenigen, welche recht eigentlich den amerikanischen Nationalcharakter hervorbrachten, waren die virginische (gegr. 1609), die holländische von Neu-Amsterdam (später New-York und dann englisch; von 1609, resp. 1614 und 1664) und die von Massachusetts (gegr. 1620). Der Charakter dieser drei Kolonien war durchaus verschieden infolge der Charakterverschiedenheit ihrer Gründer. Virginien gründeten englische Adelige und Anhänger der englischen Hochkirche, die holländische Kaufleute, die von Massachusetts die Puritaner, letztere Männer aus verschiedenen Lebenskreisen, aber einig im Glauben und in dem Widerstande gegen die Prätensionen

---

[1]) *Geo. H. Martin:* „The Evolution of the Massachusetts Public School Sytem", New-York 1894, Pr. Doll. 1.50 (Internat. Educ. Series, vol. XXIX). — *B. A. Hinsdale:* „Horace Mann and the Common School Revival in the United States", New-York, Scribner 1898, Pr. Doll. 1.— (The Great Educators, ed. by Nich. Murray Butler).

Digitized by Google

der englischen Hochkirche. Die meisten unter denselben hatten akademische Bildung genossen und waren Leute von angesehener bürgerlicher Stellung gewesen. Die angeführte Verschiedenheit dieser drei Kolonien und später derjenigen, die aus ihnen abzweigten, mußte auch auf die Art Einfluß haben, wie sie die Erziehungsfrage zu lösen suchten. Die Kolonisten von Virginien kümmerten sich nicht viel um Volkserziehung; ihre eigenen Kinder ließen die Vornehmen im Hause erziehen und das übrige Volk brauchte keine Erziehung. Nur eine Hochschule zu gründen gedachten sie, um nicht immer die Geistlichkeit aus England beziehen zu müssen. Aber auch die Gründung von „William and Mary College“ kam nicht vor 1693 zustande. Die holländische Handelskolonie dagegen sorgte, ihren heimathlichen Traditionen entsprechend, sofort für Elementarunterricht und bald auch für eine Lateinschule. Beide überragte aber in ihren Leistungen die Kolonie von Massachusetts-Bay. Es war kein reiches Land, in dem sie sich niedergelassen hatte, der Himmel war rauh und der Boden spröde; aber ein eiserner Charakter, die Idealität der Motive, das Freiheitsgefühl, das die Einwanderer auf dem neuen Boden überkam, überwanden alle Schwierigkeiten und ließen sie, insbesondere für die höhere Erziehung, Opfer bringen, die in gar keinem Verhältniß zu der Kargheit ihres Einkommens standen. Die Gründung von Harvard University fällt in die Jahre 1636—1638. Damit wollten sie das eigene, hohe Bildungsniveau unter den Nachkommen erhalten. Aber auch für den Elementarunterricht trafen sie in gemeinsinniger Weise Vorsorge. Sie wußten: Protestantismus bedeute freies Denken, und kein freies Denken ohne Kenntniß von Lesen und Schreiben. Sie ahnten, wie schnell sich das Gemeinwesen vergrößern würde, und erkannten die Gefahren der Unbildung. Aber die Puritaner trafen nicht bloß Anstalten für die Volkserziehung, sie thaten dies auch unter Gesichtspunkten, die grundlegend waren und die nach einer Zeit des Niederganges diejenigen wieder aufnahmen, welche mit Horace Mann als Führer das Schulwesen zu reformiren begannen.

Der Beginn des modernen Erziehungswesens der ganzen zivilisirten Welt ist direkt oder indirekt von der Reformation zu datiren. Der Protestantismus wurzelt in der Gemeinde. „Congregationalism“ ist die konsequenteste Form protestantischer Gemeinschaft. Dementsprechend hatte auch das Schulwesen seine Basis in der Gemeinde, ob es sich nun um elementare oder sekundäre Erziehung handelte. Dieser Grundsatz wurde in Europa durch die Befugnisse der angestammten Gewalten durchkreuzt, durch die Anschauung derselben, daß Volkserziehung ihre Sache sei, und später durch das Streben nach Uniformität. In Amerika dagegen hat sich das protestantische Gemeindeprinzip erhalten; das Eingreifen des Staates ist da nichts selbstverständliches, sondern bedarf stets besonderer, bisweilen dem Volke schwer abzuringender Rechtfertigung. Trotz Festhaltens am Gemeindeprinzip erkannten doch die Puritaner, daß ein allgemeiner Standard aufgestellt werden müsse, der für alle Städte der Kolonie verbindlich sein sollte. Die zentralen Gewalten gaben Gesetze, aber sie kreirten keine Schulen, auch nicht solche der sekundären Erziehung. Dies ist und bleibt für das amerikanische Schulsystem charakteristisch: auch die Lateinschule ist eine Volksschule.

Das grundlegende Gesetz, gegeben vom General Court von Massachusetts im Jahre 1647 und Richtung gebend für das Schulwesen der Union, bestimmte: Erstens, daß jede Township (Stadtsprengel), wenn die Zahl der behausten Bewohner 50 erreichte, einen Bewohner daselbst bestimmen sollte, der alle Kinder, welche sich an ihn wenden würden, Lesen und Schreiben lehrte. Sein Unterhalt sollte entweder von den Eltern oder Lehrherren der die Schule Besuchenden oder von den Stadtbewohnern im allgemeinen beschafft werden; zweitens daß eine Stadt mit 100 Familien eine „Grammar Schaal“ (Lateinschule) errichten sollte, deren Lehrer imstande wäre die Jugend in dieser Schule für die Hochschule vorzubereiten. Mit dieser Bestimmung ist nur das Niveau dieser Schule bestimmt, aber durchaus nicht, daß Alle, die die Lateinschule besuchten, auch die Harvard-Universität beziehen müßten. Es war diese Bestimmung vielmehr von tiefer Weisheit diktirt, in Vorahnung eines Gedankens, der erst in kommenden Tagen wahrhaft die Welt regieren wird: daß der Mensch den Stand macht und nicht der Stand den Menschen. Die alten Puritaner selbst ertrugen alle Arten von Entbehrungen und Mühsalen und thaten harte manuelle Arbeit; und doch waren sie zugleich hervorragende Vertreter der Bildung ihrer Zeit. Aus dem, was hier der Drang der Umstände zusammenbrachte und aus welchem sie eine Quelle des Glücks und inneren Friedens machten, formten die Puritaner ein Prinzip, das heute noch in Amerika lebendig ist: daß Bildung und Wissen der Arbeit nicht entfremde, sondern sie intelligent und wirksam mache, zugleich den Menschen mit Lebensfreudigkeit erfülle und sein Dasein bereichere. Auch Horace Mann war tief von diesem Gedanken erfüllt. Das Amerika von heute und, man kann sagen, die Zivilisation im ganzen scheinen sich mehr und mehr, unterstützt von der Entwicklung des Maschinenwesens, der Verwirklichung dieses idealen Zusammenwirkens von Bildung und Arbeit zu nähern. Alle manuelle Arbeit kommt zunehmends auf eine intelligentere und reinlichere Basis. Technische Erfindungen beseitigen die niederststehenden Berufe, und der Kontrast zwischen Arbeit und Bildung schwindet. Ein gutes Lohnsystem, das den Werth der Arbeit nicht nach mittelalterlichen Vorurtheilen, sondern nach ihrer Ersprießlichkeit bemißt, wird noch das Seinige zum Ausgleich beitragen. Das heutige Amerika zeigt deutlich, daß dies mit sozialistischer Doktrin nichts zu thun hat. Abgesehen von diesem, weit den Anschauungen in allen anderen zivilisirten Ländern vorauseilenden Gedanken vom Allgemeinwerth höherer Bildung möge noch auf die aus den Bestimmungen des Gesetzes von 1647 hervorleuchtenden Prinzipien besonders hingewiesen werden. Auf sie macht besonders Martin in dem angeführten Buch aufmerksam. Erstlich liegt dem Gesetz der Gedanke zugrunde, daß sich die Aufsicht über das Schulwesen aus dem öffentlichen Interesse rechtfertige; zweitens, daß es Sache des Gemeinwesens sei, einen Bildungsstandard aufzustellen; drittens, daß Erziehung allgemein zur Pflicht gemacht werden müsse und der öffentlichen Kontrole unterliege, nicht aber der Schulbesuch. Ein gewisses Maß von Volksbildung muß als erlangt nachgewiesen werden. Es sei aber nicht Sache des Gemeinwesens, die Quelle hiefür zu bestimmen, wohl aber eine Quelle, die öffentliche Schule, zu bieten, wo sie von Jedem erlangt werden könne.

Mit diesem Gesetz war zwar der Gedanke der allgemeinen, durch Taxe erhaltenen Freischulen schon ausgesprochen, dieselbe aber noch nicht zur einzigen oder auch nur zur Hauptquelle für die Erhaltung der Schulen gemacht. Doch die Tendenz für die Entwicklung der öffentlichen, durch Schultaxe erhaltenen Freischule zeigte sich da schon vorhanden, bis endlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Resultat erreicht wurde. Massachusetts und New Hampshire standen damit einzig da in der Welt. Die europäischen Systeme lieferten freien Volksschulunterricht nur den Mittellosen. So wurde die Volksschule (natürlich mit Einschluß der Lateinschule) eine Volksschule im vollen Sinne des Wortes: vom Volk für das Volk; außerdem keine Armenschule, sondern eine öffentliche Freischule. Besser, dachten die Puritaner, es genießen eine öffentliche Wohlthat auch solche unentgeltlich, die sich dieselbe auch gegen

Digitized by Google

Geld verschaffen könnten, als daß der freie Bürgersinn früh in der Jugend durch die Unterscheidung von arm und reich geknickt würde.

Um die Wende des 17. Jahrhunderts ist ein entschiedener Niedergang im Erziehungswesen Neu-Englands zu verzeichnen. Kriege und religiöser Unfriede hatten schwere Zeiten über die Kolonien gebracht. Als diese, sowie die Indianergefahr vorüber waren, begannen die Kolonisten kühn ihre Ansiedelungen gegen die Wälder vorzuschieben, was in der Zeit von 1700 bis 1770 zahlreiche Städtegründungen zur Folge hatte. Die Verhältnisse wurden nun bei dem weiten Auseinanderliegen der Ansiedelungen so ganz andere, daß die alten Schulgesetze eine volle Anwendung nicht mehr zuließen. Es entstanden die „moving schools“ (Wanderschulen), wo die Schule zu den Kindern kam, statt umgekehrt. Die Folge war schlechter Unterricht von kurzer Dauer. Selbst Lateinschulen gingen so auf Wanderschaft. Dies konnte natürlich keinen Bestand haben. Die Abhülfe fand sich in der Form der Distriktsschule. Der große, nun weitausgedehnte Stadtsprengel wurde in Schuldistrikte mit je einer Schule zerlegt. Wirkte das Schuldistriktsystem anfänglich wohlthätig, so wurde es später schädlich, da es das Aufkommen eines partikularistischen Geistes und eines Günstlingsystems ermöglichte. Hatte anfänglich die Stadtbehörde die volle Aufsicht über die Distriktsschule und die Lehrer bezüglich ihrer Befähigung, so suchte sich der Distrikt immer unabhängiger zu machen und eine Stadt für sich zu spielen. Im Jahre 1800 erhielten die Schuldistrikte das Selbstbesteuerungsrecht für Schulzwecke und 1817 wurden sie zu juristischen Personen. Nachdem die Union gegründet war, gingen die einzelnen Staaten daran, Verfassungsgesetze aufzustellen. In Ausführung der allgemeinen, in der Staatsverfassung von Massachusetts enthaltenen Grundsätze erließ die Legislatur des Staates im Jahre 1789 ein sehr ausführliches Schulgesetz, das gegenüber dem Gesetz von 1647 nicht der Sache zugute kommende Erleichterungen einführte, so zum Beispiel, daß von nun an nur Städte mit 200 (nicht 100) Familien verpflichtet seien, eine höhere englische (nicht Latein-) Schule zu halten, was zur Folge hatte, daß nunmehr nur 110 (früher 230) Städte eine höhere Schule erhielten. Neu und werthvoll sind die Bestimmungen, welche hauptsächlich die Uebelstände in den Schuldistrikten beseitigen sollten, wonach alle Lehrpersonen sich durch Zeugnisse über ihre Lehrbefähigung und Ehrbarkeit ausweisen mußten, ferner die Schulen alle sechs Monate einer Schulvisitation zu unterwerfen seien. Trotzdem leisteten die Schulen wenig. Volle Jahrestermine gab es nicht. Im Wintertermin von zehn bis zwölf Wochen unterrichtete ein Lehrer die älteren Schüler, in einem Sommertermin von gleicher Ausdehnung eine Lehrerin die kleinen. Die Lehrkräfte wurden schlecht bezahlt und betrachteten daher das Lehren selten als ihren eigentlichen Beruf. Die Lehrerinnen arbeiteten im Winter meist in Fabriken, die Männer im Sommer auf den Farmen oder besuchten Hochschulen, um zu einem ansehnlicheren und einträglicheren Beruf übergehen zu können. Die Schuldisciplin war so schlecht, daß man häufig nicht wußte, wer im Schulzimmer mehr zu sagen hatte, der Lehrer oder die Schüler; die Schulräume der „dame schools“, wo oft die Jugend von zwei Jahren bis zwölf Jahren und mehr vertreten war, waren zugleich Schlafzimmer, Küche und Empfangszimmer der Lehrerin.

Einen schweren Stoß versetzte dem wohlüberdachten Schulsystem der alten Puritaner — vom Distriktsystem abgesehen — eine neue, anfänglich gut gemeinte und die höhere Bildung wirklich neu belebende Institution, die Akademien. Sie wurden aus privaten Mitteln (Stiftungen) erhalten und bekamen da und dort Zuschüsse von Seiten des Staates. Bald schossen sie wie Schwämme aus der Erde, und zwar als private Gründungen mit Schulgeld. Dahin begannen die Vermögenden ihre Kinder zu senden; die alte volksthümliche „Grammar School“ (die höhere englische Volksschule) gerieth in Verfall und sank zur Armenschule herab. Hier hatten die Reformen einzusetzen. Sie sollten nicht zu lange auf sich warten lassen.

Eine Frage bedarf noch einer Beantwortung: Wie war es möglich, daß die Nation trotz dieser Verhältnisse gesund blieb und es auf allen Gebieten vorwärts ging? Man lese Biographien, wie die des Buchhändlers Derby, Youmans, Horace Greeley's oder Lincolns, und man erhält den Schlüssel hiezu. Nach dem Kriege mit England (1812—1814) begann in Amerika eine neue wirthschaftliche Aera, eine neue Arbeitstheilung und Berufsablösung. Das Land begann in größerem Maße als bisher Manufaktur zu treiben — ein Umstand, der zu einer massenhaften Rückwanderung ländlicher Bevölkerung in die Städte führte. Die Amerikaner gingen zu den intelligenteren Berufen über und wurden von den seitdem in steter Zahl einwandernden Schotten, Irländern, Engländern und zum Theil auch Deutschen in der Spatenarbeit abgelöst. Gelegenheit macht erfinderisch. Für manchen gut begabten Knaben genügte es, so zu sagen, die Nase zum Schulzimmer hereingesteckt zu haben, und sein Schicksal war entschieden. Die Gelegenheit, ein guter Kopf und Beharrlichkeit thaten Wunder. Die Schule gab nur die Anregung; alles andere war Selbstbildung.

Trotzdem mußte dieser etwas lockere Zustand des sozialen Gefüges bei der wachsenden Einwanderung, die auch zahlreiche Analphabeten umfaßte, und bei dem Umsichgreifen eines demokratischen Geistes, der mehr von französischer als puritanischer Demokratie an sich trug, den führenden Männern die Frage nahe legen, ob nicht aus diesem Zustande dem Gemeinwesen Gefahr drohe. Ein republikanischer Staat, wie die Union, kann Mannichfaltigkeit ertragen, aber nicht Bildungslosigkeit, Gleichgültigkeit und Unkenntniß der Institutionen, auf die er sich stützt.

Zu den Männern von Bildung und Einfluß, die begriffen, daß hier eine patriotische Aufgabe zu lösen war, gehörte auch Horace Mann. Andere unterstützten die gute Sache durch ihren gesellschaftlichen Einfluß, durch Herbeischaffung der Geldmittel, durch Hingebung in Erfüllung ihres Lehrberufes; er vertrat die staatsmännische Seite der Aufgabe und trachtete, die puritanischen Ideen mit den Forderungen der Neuzeit verknüpfend, das amerikanische Erziehungssystem auf neue Grundlagen zu stellen. „Es ist gerade die Aufgabe des Staatsmannes und Gesetzgebers,“ sagt er an einer Stelle seiner „Berichte“, „die ewigen Grundsätze zu studiren, welche die Kraft, Weisheit und Rechtschaffenheit eines Gemeinwesens herbeiführen; nach ihnen zu suchen wie nach verborgenen Schätzen, für sie zu kämpfen wie fürs eigene Leben und dann öffentliche Einrichtungen ins Leben zu rufen, die mit ihnen im Einklang stehen.“

Horace Mann war geboren am 4. Mai 1796 zu Franklin, Mass., als der Sohn eines Farmers. Wie viele Andere aus derselben Sphäre, beseelte ihn der Drang nach höherer Bildung, den er zuerst an den Büchern der Franklin-Bibliothek seiner Vaterstadt zu befriedigen suchte. Seine Jugend war hart und trübe; auch bereiteten ihm die Lehren des orthodoxen Calvinismus manche qualvolle Stunden. Im Jahre 1816 wurde er in die Brown University zu Providence, R. I., aufgenommen. Diese Anstalt, obwohl von Baptisten gestiftet, war mit dem Grundsatze gegründet worden, daß an derselben, als einer liberalen und allgemeinen Schule, allen Mitgliedern für immer freie, uneingeschränkte Gewissensfreiheit gewährleistet sein sollte. Auf diesem freien,

Digitized by Google

der Orthodoxie entrückten Boden mochte wohl der Grund für jene liberale, humane Denkweise gelegt worden sein, durch die sich Mann auszeichnete. Hier knüpfte sich auch das zarte Verhältniß zu seiner künftigen Gattin an, sie war die Tochter des Präsidenten der Anstalt. Im Jahre 1819 graduirte er; 1821 bezog er die Rechtsschule des Richters Gould in Litchfield, Conn., 1823 wurde er zur Rechtspraxis zugelassen, auf die eine 14jährige glänzende Thätigkeit vor den Gerichten folgte. Man sagte von ihm, daß er zum mindesten vier aus fünf Streitfällen gewann. Unbedingtes Vertrauen in seine Rechtlichkeit und anschauliche Klarheit der Beweisführung waren die Ursachen seines Erfolges. Von 1827—1833 war er Volksvertreter in der Staatslegislatur von Massachusetts. Seine erste Rede galt der Vertheidigung der Glaubensfreiheit. Sein eheliches Glück war leider nur kurz. Eine plötzliche Krankheit raffte die an sich zart gebaute Frau hinweg. Mann war lange untröstlich. Im Jahre 1833 übersiedelte er von Dedham, wo er seine Praxis ausgeübt hatte, nach Boston. Er wurde hierauf Mitglied des Staatssenats und unterzeichnete im Jahre 1837 als dessen Präsident das Gesetz, welches den „Board of Education" (berathende Schulbehörde) ins Leben rief. Als Menschenfreund hatte er sich schon früh erwiesen, indem die Gründung des Staatsirrenhauses von Worcester auf seine enthusiastischen Bemühungen zurückzuführen war. Nun erwuchs ihm eine neue — wie sich herausstellte — seine wahre Lebensaufgabe. Der Board of Education machte ihn zu seinem Sekretär. Die Wahl hätte keine glücklichere sein können. Für Mann selbst brachte sie weder äußere Ehren, noch materielle Vortheile. Daß er einer glänzenden Carriere als Rechtsanwalt und Politiker, die ihm ohne Zweifel bevorstand, so leicht entsagen konnte, beweist den inneren Beruf für die Aufgaben der Erziehung. Der Board of Education war eine Neuschöpfung in Amerika. Aus acht Mitgliedern bestehend, mit dem Governor als Präsidenten ex officio, war derselbe durchaus kein Schulrath im europäischen Sinne; er besaß gar keine exekutive Autorität. Sein Zweck war, auf das Schulwesen belebend zu wirken und für die Legislatur das statistische Material herbeizuschaffen, auf das sich die Gesetzgebung stützen könnte. Die Aufgabe des Sekretärs war es, „Informationen zu sammeln über den Zustand und den Erfolg des Volksschulsystems und anderer Mittel der Volkserziehung und möglichst weithin durch jeden Theil des Staates Belehrung über die anerkannt besten Methoden der Jugenderziehung mit dem Ziele zu verbreiten, daß alle Kinder des Gemeinwesens, welche auf die öffentlichen Schulen für ihre Unterweisung angewiesen sind, die beste Erziehung erhielten, die Schulen solcher Art vermitteln könnten." Nicht der Board, sondern sein Sekretär allein kam in direkte Berührung mit dem Volke. Wir werden gleich sehen, in welch gewissenhafter, auch die Bewunderung des Auslandes erweckender Weise Mann diesem Berufe entsprach.

---

## Von der 71. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.

Referate über Einzelsitzungen. (Nachtrag.)

-th. Abtheilung für Militärsanitätswesen. 20. September. 8 Uhr vorm. Gemeinsame Sitzung mit den Abtheilungen Chirurgie, gerichtliche Medizin und Unfallwesen. Vorsitz: Generalarzt Dr. Timann, Koblenz. Thema: „Die Bruchanlage und Erkrankung in ihrer Bedeutung für die Militärdiensttauglichkeit und der Entscheid über Versorgungs- und Entschädigungsansprüche." Zunächst ergreift Hr. Generalstabsarzt Dr. v. Vogl das Wort, um darzuthun, worauf es in dieser Frage ankomme. Redner führt aus, daß der anatomische Begriff noch fehle und verschiedene Punkte in der Herniologie noch nicht genügend aufgeklärt seien. Die Brüche in der Armee entstehen schon meist während der Dienstzeit und sind nicht schon mitgebracht worden in irgend einem Stadium. Angeborene Hernien heilen zumeist. Die Entstehung fällt also in eine spätere Zeit, nicht in die früheste Kindheit. Die Häufigkeit der Bruchentwicklung beim Militär erklärt sich aus den verschiedenen Körperübungen, wobei die mannichfaltigsten Stellungen, Drehungen, Wendungen zustande kommen, welche die Bruchbildung begünstigen. Ein nicht außer acht zu lassendes Moment ist die Abmagerung der jungen Leute in der ersten Periode. Redner kommt zu dem Schlusse, daß die Brüche in der Armee im Dienst erworben sind. Wenn aber dies der Fall, dann hat das Wort „Anlage", welches bei der Einstellung vermerkt wird, keine große Bedeutung, was die Invaliditätsfrage anlangt. — Darauf folgte der Vortrag des Oberarztes Dr. Schoenwerth, München, über obiges Thema. Redner versucht die Bedeutung einzelner, für die Aetiologie der Hernien in Betracht kommenden Momente vom rein statistischen Standpunkt zu beleuchten. Er benutzt hiezu das reichhaltige in den militärärztlichen Attesten niedergelegte Material. Interessiren mußte vor allem der Zusammenhang von Bruchanlage und Bruchbildung — das Vorkommen von rein traumatischen Hernien — der Einfluß der einzelnen Waffengattungen, resp. bestimmter militärischer Uebungen auf das Zustandekommen von Brüchen. Es läßt sich nachweisen, daß die am schwersten arbeitenden Waffen die meisten Brucherkrankungen liefern, so erkrankten von Pionieren und Fuß-Artillerie 0.85 Proz., von Feld-Artillerie und Kavallerie 0.74 Proz., von Infanterie 0.58 Proz., von Jägern 0.49 Proz. Auch läßt sich ziffernmäßig nachweisen, daß die Hernien meistens sich da entwickeln, wo bereits vorher eine Anlage nachgewiesen werden konnte. Von den militärischen Uebungen scheint am häufigsten Bruchbildung zu veranlassen das Heben oder Tragen schwerer Lasten, in zweiter Linie Reiten und Voltigiren. Unter sämmtlichen Hernien war nicht eine einzige traumatisch. — Oberstabsarzt à l. s. und Prof. Dr. Graser, Erlangen, der hierauf das Wort ergriff, betonte, daß man von einem allmählichen und einem ruckweisen Entstehen der Brüche sprechen könne. Letztere Art werde dann meist als „Unfall" beurtheilt und anerkannt. Eine sogenannte plötzliche Entstehung eines Bruches gehe mit so stürmischen Erscheinungen einher, daß dann die Frage der Veranlassung meist nicht schwer sei. Dagegen sei es unendlich schwer zu entscheiden, wo die Grenze anfange, bezw. aufhöre für die allmähliche Entstehung und die plötzliche. Ueberhaupt gebe es für den Mediziner keine plötzliche Entstehung. — An der Diskussion betheiligten sich noch Sanitätsrath Thiem, Cottbus, der gegen die ruckweise Vergrößerung der Brüche sich äußert, Prof. Helferich, Kiel, der namentlich auf das „Springenlassen" in der Schule beim Turnunterricht aufmerksam macht, Oberstabsarzt Düms, Leipzig, der auf den Füllungszustand der Gedärme und deren wechselnden Fettgehalt hinweist. Sanitätsrath Boer, Hannover, plaidirt für die Annahme der traumatischen Entstehung des Bruches auf Grund eigener Erfahrung und betont fürs Militär die Gefahren des Voltigirens bei der Kavallerie. Dr. Wolf, Elberfeld, theilt mit, daß an ihn als gerichtlichen Experten, die Frage gerichtet worden sei, ob es möglich wäre, einen Bruch künstlich hervorzurufen, er bittet um Angabe diesbezüglicher Erfahrungen. Generalstabsarzt v. Vogl, München, legt nochmals kurz seinen Standpunkt in der Frage dar. Prof. Dr. Graser, Erlangen, erwidert nochmals und schließt, daß ein Schema oder eine Norm für die Entstehung und Beurtheilung der Brüche nach wie vor sich nicht aufstellen lasse. Generalarzt Timann, Koblenz, fügt noch einige Bemerkungen hinsichtlich des menschlichen Baues des Körpers überhaupt bei und berührt die Asymmetrie desselben, die vielleicht mit von Bedeutung in genannter Frage sei. — In der gemeinsamen Sitzung mit Abtheilung für Chirurgie folgt noch der Vortrag des Oberstabsarztes Dr. Seydel, München: „Ueber Deckung bei Substanzverlusten des Schädels bei 16 Fällen von Trepanationen des Schädels." In Nr. 9 und 10 der „Münch. med. Wochenschrift" d. J. hat Vortragender 14 von ihm vorgenommene Trepanationen des

Digitized by Google

Schädels veröffentlicht und dabei das Hauptaugenmerk auf die Indikationen zur Trepanation und auf die Erfolge gelenkt. Da in den letzten Monaten noch zwei weitere Trepanationen von demselben ausgeführt wurden, so liegen dem heutigen Vortrag 16 Fälle zugrunde. Bei der großen Ausdehnung des Kapitels der Trepanation will Oberstabsarzt Seydel heute nur die plastische Deckung und den Verschluß des durch Operation gemachten Schädeldefektes besprechen. In drei Fällen wurde kein Versuch gemacht, die Lücke zu ersetzen und es trat dessenungeachtet knöcherner Verschluß ein, weil nach Ansicht des Vortragenden zweimal die Gehirnhaut intakt blieb. Sie ist die innere Knochenhaut des Schädels und besorgt hauptsächlich die Regeneration des Knochens. Die osteoplastische Schädelresektion nach Wagner hat Oberstabsarzt Seydel zweimal ausgeführt. Einmal wegen Epilepsie, einmal wegen Gehirntumor. Der Knochen heilte anstandslos ein. Die Autoplastik nach Müller-König hat Vortragender viermal vorgenommen, dreimal mit Erfolg. Ebenso wurde dreimal Knochen und Knochenhaut aus dem Schienbein in die Schädeldecke transplantirt. Diese Knochenstücke werden zwar mit der Zeit aufgesaugt, bilden jedoch die Unterlage und das Nährmaterial für den neuen Knochen. In den zuletzt operirten vier Fällen hat Vortragender die Duplizität der Lappen angewendet, indem er sich neben dem Defekt einen gestielten, lediglich Knochen und Knochenhaut umfassenden Lappen bildet und diesen in die Lücke einheilt. — Es folgte hierauf der Vortrag von Prof. **Rosenberger**, Würzburg: Ueber das **Vorkommen von Rettweh an der Patella**. — Die genannten Abtheilungen trennten sich nun, und in der Abtheilungssitzung unter dem Vorsitz des Hrn. Generalarztes Dr. **Timann**, Koblenz, hielt Oberstabsarzt **Seydel**, München, noch einen zweiten Vortrag: „**Ueber Schrotschußverletzung**“ und stellte dann vier Fälle von wohlgelungenen Operationen vor. Vortragender führt aus, daß die Schrotschußverletzungen ein doppeltes Interesse hätten, ein gerichtsärztliches und ein chirurgisches; er bespricht nun die Häufigkeit, Prognose und Behandlung der Schrotschußverletzungen, theils aus eigener Erfahrung, theils aus Fällen der Literatur und demonstrirt eine Röntgen-Photographie, welche den Schädel eines Kindes darstellt. Mitten im Gehirn liegt eine Zimmerstutzenkugel, welche jedoch dem kleinen Patienten nicht die geringsten Beschwerden verursacht; weiter eine Abbildung, die Hand eines Gendarmen, welcher von einem Wilderer eine Schrotladung in dieselbe erhielt. Schrotladungen in nächster Nähe sind meist absolut tödlich, theils wegen der ausgedehnten Zermalmung der Gewebe und der Blutung, theils wegen der großen Infektionsgefahr. Zum Schlusse stellt Oberstabsarzt Seydel noch einen von ihm behandelten Fall vor. Einem jungen Mann war auf der Jagd eine mit Schrot geladene Flinte losgegangen. Die ganze Schrotladung drang in den Oberschenkel und in das Kniegelenk und zermalmte den Knochen in großer Ausdehnung. Die herausgenommenen Knochenstücke und Schrotkörner, gegen 40 an der Zahl, zeigte der Vortragende vor, sowie eine Röntgen-Photographie über die erfolgte Heilung.

— In der **Vormittagssitzung** vom 21. Sept., die unter dem Vorsitz des Hrn. Generalarzts Dr. **Solbrig**, München, gehalten wurde, trug zunächst Oberstabsarzt Dr. **Schuster**, München, „**über die Leistungen der Dibdin-Schweder'schen Kläranlage auf dem Truppenübungsplatz Lechfeld**“ vor. Vortragender verbreitet sich, nachdem er in kurzen Zügen das biologische Klärverfahren und die Einrichtungen der genannten Anlage geschildert hatte, über die Untersuchungen, die in den vier Abtheilungen, nämlich 1. dem Schlammfang, 2. dem Faulraum, 3. dem Lüftungsfilter, 4. dem Oxydationsfilter von ihm ausgeführt wurden. Er resumirt über die Gesammtleistung folgendermaßen: Die Anlage hat im großen und ganzen am Anfang zwar gut funktionirt, im Laufe der Zeit traten aber theilweise Störungen in den einzelnen Abtheilungen, namentlich durch Verstopfung der Filter auf, die neue Verbesserungen nothwendig machten. Hinsichtlich eines Endurtheils müßten eingehende Untersuchungen und Beobachtungen des biologischen Verfahrens, das sich in Amerika und England schon bewährt, fortgesetzt werden. Generalarzt Timann, Koblenz, erkundigte sich nach dem Bakteriengehalt des ablaufenden Wassers und machte auf die Gefahren einer unterirdischen Berieselung aufmerksam. Darauf gab Oberstabsarzt Schuster noch ergänzende Bemerkungen. — Es folgte ein Vortrag von Hrn. Stabsarzt Dr. **Dieudonné** (Würzburg) „**über Formalindesinfektion in Kasernen**“. Redner bespricht kurz die Unzulänglichkeit der bisherigen Desinfektionsmethoden. Eine wesentliche Bereicherung habe das Formalin gebracht; zu dessen Anwendung entstanden eine Reihe von Apparaten, so die Schering'sche Lampe (Aesculap), Linger'scher Apparat, kombinirter Schering'scher Apparat und der Flügge'sche Breslauer Apparat, welch letzterer der einfachste und billigste sei. Er habe den Vortheil, daß er außerhalb des Zimmers aufgestellt werden kann, was wegen Feuersgefahr sehr wichtig, und daß er gleichzeitig die nöthigen Mengen von Formalin und Wasser verdampfe. Innerhalb 12 Stunden sei die Desinfektion eines Zimmers damit beendigt. Redner bringt die photographische Aufnahme eines nach seiner eigenen Angabe konstruirten Apparats, der sich durch noch größere Einfachheit und Billigkeit auszeichnet. Er betont aber auch hier, wie bei der ganzen Formalindesinfektion nur deren Oberflächenwirkung, die aber nach seiner Ansicht für die häufigeren Infektionskrankheiten genüge. Die Sterilisirung von Betten &c. (tiefergehende Wirkung) sei damit nicht entbehrlich geworden. Diskussion: Generalarzt Timann, glaubt, daß für Pelze und Lederzeug die Formalindesinfektion nicht genüge, und daß man dem neuen Desinfektionsmittel allzu sanguinische Hoffnungen entgegen bringe. Dieudonné tritt dem entgegen und hebt hervor, daß auch er das Formalin nur als Ergänzungs- nicht als Ersatzmittel in der Desinfektionsfrage ansehe. — Eine interessante Frage behandelte hierauf Oberarzt Dr. **Deichstetter**, München, nämlich **eine neue Methode zur Konservirung von Nahrungsmitteln**. In der Einleitung bespricht Redner die Schwierigkeiten einer ungestörten Verpflegung der Riesenheere in zukünftigen Kriegen, erwähnt der Abneigung gegenüber der Konservennahrung bei längerem Gebrauche sowie des Umstandes, daß das der Truppe nachgeführte lebende Vieh theilweise infolge der Abhetzung, theilweise wegen ungenügender Lagerung nach der Schlachtung schlechte Suppe und schlechtes Fleisch liefere. Unter den vielen Versuchen, die bezüglich der Fleischkonservirung bisher angestellt worden, habe Prof. Emmerich, München, vor ein paar Jahren solche angestellt, rohes Fleisch längere Zeit im möglichst unveränderten Zustande zu erhalten, an denen sich der Vortragende im weiteren Verlauf betheiligte und neue Vorschläge machte. Das Prinzip ihrer jetzigen Methode beruhe auf der Thatsache, daß das Fleisch gesunder Thiere keimfrei sei und die Zersetzung nur von außen komme. Es müsse daher nur auf die Sterilerhaltung der Oberfläche das Hauptaugenmerk gelenkt werden. Die Natur selbst habe den Thieren hiefür bereits schützende Decken in dem Bindegewebe, den Fascien und dem Fell gegeben, auf deren Erhaltung bei der Zertheilung der einzelnen Stücke möglichst Bedacht genommen werden müsse. Bedingung der Konservirung sei damit Verhinderung des Bakterienwachsthums, weßhalb 1. Feuchtigkeit, 2. Temperatur und 3. chemische Zusammensetzung des Nährbodens hiebei in Betracht gezogen wird. Redner entwickelt nun die Art und Methode der Schlachtung größerer Thiere, sowie der Verpackung der Stücke. Die Thiere werden der besseren Verblutung halber geschächtet, ausgeweidet und beim Schneiden und Einstechen wird darauf geachtet, daß keine Tiefeninfektion des Fleisches durch verunreinigte Messer oder Unebenheit der Schnittfläche erzeugt werde. Gegen die Oberflächeninfektion werden die Schnittflächen, nachdem das Fleisch abgekühlt, durch Besprühung mit Eisessig geschützt und hierauf die einzelnen größeren Stücke (Ochsenschenkel &c.) in geräumigen Packkisten verpackt, in welchen sich mit Kochsalzlösung imprägnirte und sorgfältig getrocknete Sägspähne befinden. Letztere müssen das Fleisch allseitig dicht umgeben; einzelne Fleischstücke dürfen entstehender Fäulniß halber sich nicht drücken. Kleinere Thiere können nach entsprechender Behandlung in toto dermaßen konservirt werden. Es wurden im Sommer und im Winter solche Kisten sechs bis sieben Wochen, sogar einmal sechs Monate mit Fleisch aufbewahrt und transportirt; bei der Herausnahme konnte nach Abnahme der durch den Essig veränderten Oberflächenschicht das Fleisch kaum von einem frisch geschlachteten und 24 Stunden gelagerten unterschieden werden. Es wurde das-

Digitized by Google

selbe anstandslos verzehrt und stets als schmackhaft befunden, am besten mundet es gebraten. Generalstabsarzt der Marine Dr. Gutschow, Berlin, erkundigt sich bei dem Vortragenden nach dem Verlust des Fleisches an Gewicht, macht auf die Gefahren des Druckes beim Lagern aufmerksam und glaubt, daß die geschilderte Methode die Konserven wohl nicht verdrängen würde, was Deichstetter auch zugibt, indem der Hauptvortheil der Methode nur eine Abwechslung in die Ernährung bringe und das hinter den Truppen nachgetriebene Vieh zum Theil entbehrlich mache. — Zum Schluß der Vormittagssitzung referirt Hr. Oberstabsarzt Dr. **Heremann**, München, über einen Versuch, **die offizielle Sanitäts-Detachementstrage fahrbar zu machen.** Auf seine Anregung wurden beim Trainbataillon Tragen auf ganz einfache Weise mit Rädern armirt, sogar aus zwei Bahren zweiräderige (Doppel-) Fahrbahren konstruirt, die unter der Leitung entsprechend gewandter und kräftiger Träger ganz gut funktionirten. Zeichnungen und Photographien zirkuliren. Hieran fügte Vortragender sein Thema: „**Ueber die geographische Verbreitung einiger wichtiger Krankheiten und Gebrechen unter den Wehrpflichtigen Bayerns**". Die Anregung zu dieser Arbeit wurde auf dem Kongresse zu Budapest zur Schaffung einer einheitlichen internationalen Militär-Sanitätsstatistik gegeben, woselbst auch der Wunsch zum Ausdruck kam, die Ergebnisse der Heeresergänzung aus anthropologischen und medizinischen Interessen der Wissenschaft zugänglich zu machen. Die Nachbarstaaten Schweiz, Belgien, Holland haben diese Resultate theils privatim, theils amtlich schon veröffentlicht. Zu endgültigen Resultaten gelangte Vortragender, wie er selbst erwähnt, trotz der Zusammenstellung, die sich auf einen zehnjährigen Zeitraum erstreckt, nicht, da ihm theils die Zeit zur weiteren Bearbeitung des Materials mangelt, theils letzteres selbst durch Aenderung in der Heer- und Wehrordnung in seiner statistischen Verwerthung Einbuße erlitt. Die Zusammenstellungen erstrecken sich vorläufig nur auf die im diesjährigen Kongresse bereits besprochenen Themata der Herz- und Bruchfrage, sowie über Gelenkrheumatismus, außerdem aber auch auf die Verbreitung des Kropfes und des Plattfußes im Königreiche. Ein Blick auf die farbigen Tafeln, welche auch in der Ausstellung des Kongresses sich finden, und die Betheiligung der einzelnen Aushebungsbezirke Bayerns in Farbenschattirungen je nach der Frequenz der fraglichen Krankheit, bezw. des Gebrechens, ergibt z. B., daß schwacher Knochen- und Muskelbau in Nordbayern, Ober-, Mittel- und Unterfranken (Rhön und Spessart) am häufigsten sich finden, aber auch gewisse Städte, namentlich in Industriebezirken, Würzburg, Schweinfurt, Erlangen stärker belastet seien. Schwache Brust trete südlich der Donau, Schwaben, Ober- und Niederbayern in den Vordergrund. Der Gelenkrheumatismus herrsche ganz besonders im schwäbisch-bayerischen Winkel, im Mainthal und im Bayerischen Wald. Der Plattfuß werde am ausgebreitetsten gefunden in Niederbayern, Bayerischen Wald und Oberpfalz, während für den Leistenbruch keine große Differenz in dessen Verbreitung ersichtlich würde. Der Kropf halte sich, wie schon bekannt, an die Alpenländer und Gebirgsgegenden. Mit Rücksicht darauf, daß einzelne der berührten Krankheiten gerade nach den Grenzbezirken gravitiren, wäre es sehr wünschenswerth, daß auch von den Nachbarländern derartige Zusammenstellungen veranlaßt würden; der Redner will im Interesse der betheiligten Kreise hiezu nur eine Anregung gegeben haben.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

O. M. **Dresden**, 22. Sept. In der hier tagenden **Konferenz deutscher Archivare** hat der Oberregierungsrath Dr. **Posse** als Referent des kgl. sächsischen Kriegsministeriums einen sehr interessanten Vortrag über ein **Verfahren zur Erhaltung schadhaft gewordener Handschriften und Akten** gehalten, welcher mit um so lebhafterer Theilnahme angehört wurde, als das vom Vortragenden mitgetheilte Imprägnirungsverfahren im sächsischen Kriegsministerium vom Oberstabsarzt Dr. Schill erfunden und seit längerer Zeit schon auch mit großem Erfolge gehandhabt worden ist. Oberregierungsrath Dr. Posse wies eingangs seines Vortrags darauf hin, daß viele Handschriften durch die Anwendung chemischer Mittel zur Entzifferung so geschädigt wurden, daß sie rettungslos verloren gehen werden, wenn nicht baldigst an deren Reparatur herangetreten wird. Er erinnert an die Zerstörung der Gajus-Handschrift in Verona, der Plautus-Handschrift in Mailand und drückt den Wunsch aus, daß die chemischen Methoden durch solche verdrängt werden, welche die Handschriften unbeschädigt lassen, und dazu eigne sich vor allem die Photographie, die zur Entzifferung alter Handschriften bisher viel zu wenig verwendet worden ist und bei Anwendung der mannichfachen Methoden in den meisten Fällen den Gebrauch von Reagentien überhaupt überflüssig macht. Oberregierungsrath Dr. Posse gedachte sodann des Mahnrufs, der vom Vatikan ausging, und der Wirkungen dieses Mahnrufs, die auf der vom Papste nach St. Gallen im vorigen Jahre einberufenen Konferenz zutage traten. Das von der sächsischen Regierung empfohlene Verfahren wurde im Laufe des letzten Jahres im genannten Laboratorium einer weiteren eingehenden Prüfung unterzogen, welche ergeben hat, daß dieses Verfahren sich nicht nur für die Erhaltung selbst der nur aus Moderresten bestehenden Archivalien bewährt, sondern auch als ein werthvolles Schutzmittel für diejenigen Handschriften anzusehen ist, wegen deren Erhaltung die päpstliche Kurie die Bibliothekare nach St. Gallen berief. Den dort gefaßten Beschlüssen entsprechend, habe es der Kriegsminister v. d. Planitz für angezeigt gehalten, die deutschen Archivare, Chemiker und Fachgelehrte zu einer Konferenz nach Dresden einzuladen, um das Imprägnirungsverfahren ihnen vorzuführen und durch mündliche Verhandlungen die Güte desselben feststellen zu lassen. Dieses Verfahren besteht aus einer Imprägnirung der Pergamente oder Papiere mit einem selbstglättenden Lack, **Zapon** genannt, der von einem Amerikaner Frederik Crane erfunden wurde. Zapon besteht aus einer Lösung von Collodiumwolle oder von Celluloid in geeigneten Lösemitteln. Diese sind: Amylacetat, Aceton, Amylalkohol oder Mischungen von Amylacetat und Aceton. Als Verdünnungsflüssigkeiten werden, wenn nöthig, verwendet entweder Amylalkohol oder eine Vermischung von Amylalkohol mit anderen Flüssigkeiten. Die Verdünnungsflüssigkeiten sind indifferent und verflüchtigen sich. Infolge seiner physikalischen Beschaffenheit wahrt Zapon den Charakter der Unterfläche, der Ueberzug ist der Natur des Celluloids nach für die gewöhnlichen Temperaturunterschiede nicht sichtlich empfindlich, wird nicht mit der Zeit trübe und undurchsichtig. Eine vorherige Desinfektion des Schriftstückes ist nicht nöthig, da die vegetativen Formen der auf den Schriftstücken lagernden Pilze, soweit es sich um die vegetativen Formen derselben handelt, vernichtet, die sehr widerstandsfähigen Fruchtformen (Sporen) wenigstens fixirt und am Auskeimen gehindert werden. Mikroskopische Untersuchungen ergeben, daß durch Zapon jedes einzelne Fäserchen des Pergaments oder Papiers isolirt, umhüllt ist, und die Poren beider Stoffe luftdicht abgeschlossen sind, daher auch letztere im Wasser aufbewahrt werden können, ohne zu zerfallen. Zapon bietet auch den Vortheil, daß die fast in Staubtheile zerfallenen Moderstücke wieder fest werden und, selbst wenn sie wiederum in feuchte Räume gelangen sollten, nicht weiter modern. So stellt sich die Zapon-Imprägnirung als ein Schutzmittel dar, das den bisher gemachten Erfahrungen zufolge die Schrift der zu konservirenden Schriftstücke in keiner Weise nachtheilig beeinflußt, vielmehr vor Zerstörung durch äußere, schädliche Einwirkungen schützt und den Träger der Schrift, dem Pergament oder Papier, wieder eine große Festigkeit gibt, den Grundstoff auch vor Eindringen von Schimmel und anderen Pilzen in die Gewebeporen bewahrt.

* **Eine neue internationale wissenschaftliche Luftballonfahrt** wird am Mittwoch, 4. Oktober, stattfinden. Zu gleicher Zeit werden sowohl in Berlin als in Straßburg i. E., Paris und St. Petersburg mit Männern der Wissenschaft bemannte Luftballons, wie auch unbemannte, sogenannte Registrirballons aufsteigen.

---

☛ Hierzu ein Prospekt von **Cohen's Musikverlag** in **Regensburg**. (13596)

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 27. September. Nummer 220.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Neëra.

### Eine italienische Romanschriftstellerin.

Von Max Beyer (Saarbrücken).

Im Jahre 1896 erschien bei Schuster u. Loeffler in Berlin das Buch „Einsame Seele“ von Neëra in deutscher Uebersetzung von Lothar Schmidt. Das Buch hatte einen unerwarteten Erfolg zu verzeichnen; die erste Auflage war nach drei Wochen vergriffen, eine dritte ist, wie der Verlag mittheilt, zur Zeit in Vorbereitung. Es enthielt Bekenntnisse einer Frauenseele, die einsam und unverstanden voll Sehnsucht nach Liebe, ohne sie zu finden, ihr Leben dahinbringt, Aufzeichnungen einer hochbegabten Schauspielerin, die die Gabe des Genius nicht zum vollen Lebensgenusse gelangen läßt. Die Kritik war des Lobes voll, sie rühmte an dem Buche die „undefinirbare Feinheit der Gefühle“ und die „Schärfe psychologischer Beobachtungskunst“, sie nannte es ein „document humain vom Altare des Hohen und Reinen“. Wie man schon aus dem Angedeuteten sieht, war es ein Buch, das auf äußeres Geschehen gar keinen Werth legte, in dem die Beobachtung und Entwicklung des Innenlebens der einzige Zweck der Verfasserin der Aufzeichnungen war. Umsomehr ist es zu verwundern, daß es eine so große Anzahl von Lesern fand. Die große, schmerzdurchzitterte Seele, die aus dem Buche sprach, hat ihren Einfluß auf die Leser ausgeübt und auch auf solche, die sonst in ihrer Lektüre mehr nach stofflicher Sensation suchten, ihre Einwirkung nicht verfehlt.

Aber noch etwas anderes war es, das an diesem Buche die Neugier erregte. Das Titelblatt trug das Portrait der italienischen Tragodin Eleonora Duse, wie der Uebersetzer erklärt, „weil in dem Bestreben, ihrer selbst habhaft zu werden, der Verfasserin die seelisch verwandte Natur der Duse vorgeschwebt hat“. Diese Erklärung klingt allerdings etwas gezwungen. So hat man, vielleicht nicht mit Unrecht, vermuthet, daß die Duse selbst in dem Buche ihre Bekenntnisse niedergelegt habe und daß die Duse mit der Schriftstellerin, die seit Jahren schon unter dem Namen „Neëra“ ihre Werke erscheinen ließ, identisch sei. Das verlieh dem Buche natürlich einen besonderen Reiz. Ob die Annahme richtig ist, ob „Neëra“ und die Duse eine Person sind, ist schwer zu entscheiden, da die Schriftstellerin, wie sie selbst bekennt, eine ausgesprochene Scheu vor der Oeffentlichkeit von der Nennung ihres wahren Namens gleich bei Beginn ihrer schriftstellerischen Laufbahn Abstand nehmen und seither auch eigensinnig an ihrer Anonymität festhalten ließ. Jedenfalls ist die geistige Physiognomie, die uns aus den Werken der Neëra entgegentritt, von einer ungemeinen Aehnlichkeit mit der künstlerischen Erscheinung der Eleonora Duse. Dieselbe Beobachtung der kleinsten Züge des Lebens, die das Spiel der Duse auszeichnet, findet sich in den Werken der Neëra. Das Verabscheuen jeder Pose, das selbstlose Sichversenken in ihre Rolle sind Eigenschaften der Duse auf der Bühne; mit derselben Selbstlosigkeit geht die Neëra in den Gestalten auf, die sie in ihren Werken vor uns stellt, und ihre Verachtung jeder künstlichen Pose hat sie mehr als einmal ausgesprochen. Und endlich die müde Melancholie, die schmerzliche Entsagung, die die Duse so unvergleichlich spielt — oder vielleicht nicht *spielt*, sondern aus ihrer eigensten, tiefinnersten Empfindung heraus nur wiedergibt —, geht ja durch alle Werke hindurch, die den Namen „Neëra“ tragen. Und dann ist es auch wunderbar, daß eine Person mit einer anderen nicht fingirten soviel Aehnlichkeit haben soll, daß sie, um in ihr eigenes Selbst einzudringen, sich in die Seele der zweiten Person versetzt. Eine bestimmte Entscheidung jedoch läßt sich nicht finden. Denn auch die Angaben, die sich in den Werken der Neëra über ihr Leben finden, sind so unbestimmt, daß sich daraus keine Schlüsse ziehen lassen; sie lassen das Bestreben der Verfasserin, auf jeden Fall durch Vermeidung aller genaueren Andeutungen ihre Anonymität zu wahren, nur allzu deutlich hervorleuchten. Ebensowenig läßt sich aus etwaiger Aehnlichkeit der Portraits ein Schluß ziehen, da das einzige mir bekannte, mit „Neëra“ unterzeichnete Portrait, das auch der bei Moos in Erfurt erschienenen Auswahl von Novellen vorausgeht, ein Jugendbildniß ist und bei der Undeutlichkeit der Züge überhaupt keinen zuverlässigen Vergleich zuläßt. So müssen wir uns mit den Werken begnügen, die die Verfasserin uns bietet, und uns damit genügen lassen, aus ihnen eine Frauenseele voll zarter Empfindung, warmer Leidenschaft und einer idealen, abgeklärten Weltanschauung kennen zu lernen, ohne ihren Namen zu kennen.

Das Pseudonym „Neëra“ oder richtiger „Neaera“ rührt aus der bekannten horazischen Epode her und hat weiter keine tiefere Bedeutung. Die Ode machte nach der eigenen Angabe der Schriftstellerin einen außerordentlichen Eindruck auf sie und der Name blieb ihr daher im Gedächtniß haften. Die erste Novelle von ihr erschien mit diesem Pseudonym im „Pungolo“. Dann ward sie ständige Mitarbeiterin des „Fanfulla“. Seitdem erschien eine ziemliche Anzahl Romane und Novellen von ihr; wir nennen nur als die bedeutendsten: „Un Romanzo“ (Mailand 1877), „Teresa“ (ebenda 1886), „Lydia“ (ebenda 1888), „Addio“ (1890), „Fotografie Matrimoniali“ ꝛc. In Deutschland erschienen seit dem Erfolge der „Einsamen Seele“ mehrere Werke in Uebersetzung, so die Novelle „Die Strafe“ bei Reclam; „Im Traum und andere Novellen“, übersetzt von Helene Katz, bei Eduard Moos, Erfurt (leider nicht in geschickte Hände gerathen); „Das Buch meines Sohnes“, deutsch von Katharina Brenning, bei Karl Reißner, Dresden, und endlich kürzlich bei Schuster u. Loeffler: „Lydia“, übersetzt von Marischa Müller.

Auf die ganze Entwicklung des Charakters unsrer Schriftstellerin hat jedenfalls das Jugendleben derselben

Digitized by Google

einen unauslöschlichen Einfluß geübt. Das Wenige, was sie uns von den Eindrücken ihrer Jugend erzählt, charakterisirt diese Zeit ihres Lebens zur Genüge und erklärt jenen Zug liefen, trostlosen Pessimismus, der durch alle ihre Werke geht und der ihr so oft vorgeworfen wird, aber durchaus in ihrer Entwicklung begründet ist. Die Mutter verlor sie früh. Ihr Vater, durch mannichfache Enttäuschungen verbittert, trat ihr geistig nie näher. Ebensowenig brachten die beiden Tanten, die im Hause lebten, und ihre Brüder ihrem früh regen Geiste Verständniß entgegen. Eine Schwester hatte sie nicht, Freundinnen ebenfalls bei der Verschlossenheit ihres Wesens nicht viele. Sie arbeitete sehr viel häuslich; Strümpfe stricken, Nähen waren die monotone Beschäftigung ihrer Jugend. Aber gerade dieser monotonen Lebensweise schreibt sie die frühe Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten zu. So eintönig wie ihr äußeres Leben, so reich war ihr Innenleben, ihre Phantasie. In frühester Jugend berauschte sie sich an den Märchen von „Tausend und eine Nacht". Später las sie Byron, Ossian, Prati, Fusinato, Ugo Foscolo; vor allem aber begeisterte sie Lorenz Sterne's „Empfindsame Reise". „Lesen, Schreiben und Denken," sagt sie einmal, „das ist der Inhalt meiner Jugend! Es waren die einzigen Freuden, die in meinem Bereich waren, und ich ergriff sie mit Eifer." Dabei hatte sie einen ausgesprochenen Hang zur Selbstbeobachtung, zur Analyse, der manchmal nach ihrem eigenen Urtheil an Pedanterie streifte. Und so wie sich beobachtete sie auch Andere, suchte sie sich in die Empfindungen, die Seele ihrer Mitmenschen hineinzuversetzen. Diesem früh gepflegten Hange ist die unvergleichliche Feinheit der Beobachtung in ihren psychologischen Romanen zuzuschreiben, dieser Hang zeitigte ihr (wenn wir die Abgeklärtheit der darin niedergelegten Weltanschauung berücksichtigen) bis jetzt reifstes Werk, die Aufzeichnungen „Einsame Seele", die Frucht jahrelanger, mit Raffinerie betriebener, qualvoller Selbstanalyse.

„Schreiben" nennt sie noch unter den Beschäftigungen ihrer Jugend. Auch das übte sie früh. Ihre ersten Novellen entstanden noch während der Schulzeit; dickbändige Romane folgten, sämmtliche von Tugend und Idealismus strotzend, im Gegensatz zu der späteren pessimistischen Grundstimmung ihrer Werke. Aber alle diese frühen Produkte ihres Geistes wurden über kurz oder lang vernichtet. An Druck dachte sie überhaupt niemals, bis sie endlich den heroischen Entschluß faßte, dem „Pungolo" eine ihrer Novellen anzubieten. Auch diese ersten Erzeugnisse ihrer Feder, die im Druck erschienen, waren noch voll Heiterkeit und Humor. In der Sammlung „Im Traum" finden sich noch einige Novellen, die den Geist dieser ersten Werke athmen, so die frisch geschriebene Skizze „Ein Ideal" oder „Meine Nachbarin". Aber meist hat der Humor schon einen Stich ins Bittere, Satirische, wie dies z. B. deutlich in der Geschichte „Eine deutsche Stunde" hervortritt. So rein wie in den beiden oben genannten Stücken können wir den Humor wohl in keinem Werke der Verfasserin beobachten. Je mehr sie in das Leben hinaustrat, je mehr sie es kennen lernte und vermöge ihrer scharfen, tiefgehenden Beobachtungsgabe in seinen Tiefen durchschaute, desto mehr ward ihre herrschende Lebensstimmung der Pessimismus. Man hat an ihr mehr als einmal diese Lebensanschauung getadelt, und sie kommt daher auch des öfteren darauf zu sprechen, um sich zu vertheidigen. Sie nennt diesen Pessimismus den „einzigen Grund aller ihrer Schriften". Weit entfernt, Pose oder Nachahmung zu sein, ist er aus der zartesten Entwicklung ihrer Gefühle entstanden: in ihrer Jugend ganz in sich lebend, ihren Träumen hingegeben, mußte sie nothgedrungen, als sie in den Lebenskampf hinaustrat, Enttäuschungen finden; und die zarte Blüthe ihres Idealismus — denn die Neëra ist Idealistin trotz der gegentheiligen Behauptung vieler ihrer Feinde — ward in den rauhen Stürmen des Lebens geknickt, ihr Lebensmuth gebrochen, an Stelle des kampfesfreudigen Idealismus trat eine milde, edle Resignation. In der Novelle „Im Traum" hat sie diese Tragödie, die im Grunde die ihres eigenen Lebens ist, zum Vorwurf gewählt: Zwei Schwestern werden weltabgeschieden von einem Einsiedler erzogen, ohne Kenntniß der Sünde. Doch das Leben verlangt sein Recht, die Berührung mit ihm ist unvermeidlich. Aber unerfahren, wie sie Beide sind, wird die Eine eine Verlorene, die Andere verzehrt sich in stiller Trauer um den Fall der Schwester und den Verlust ihres Traumlebens.

Neëra ist Idealistin, sagten wir, sie ist dies trotz ihrer pessimistischen Weltanschauung. Am Schluß des Buches „Einsame Seele" spricht sich dies am deutlichsten aus. Alle Systeme vergehen, das Absolute ist nur das Bedürfniß des Ideals. „Gerade weil alle Idole zertrümmert und alle Banner zerfetzt sind, gerade weil man nicht mehr glaubt, werden wir glauben. Weil wir in die kalte Seele der Skeptiker hinabgestiegen sind, fühlen wir stolz das Feuer der unsrigen, und wir wollen glauben, daß nicht das Ideal wankt, sondern daß nur die Kräfte des Menschen ins Wanken gerathen sind. Nicht das Ideal wankt, wenn man unter Ideal die Entäußerung von dem persönlichen Wohl und die leidenschaftliche Begeisterung für das außerhalb bestehende Gute begreift; das heißt das Sichglücklichfühlen aus dem einzigen Grunde, weil das Gute existirt. Welche Häßlichkeit, welches Unglück können die Thatsache der Schönheit und der Seligkeit aus der Welt schaffen? . . . Das ist es: Die Schönheit in allen ihren Erscheinungsformen begreifen und nicht dem häßlichen Uebel unterliegen, welches Schmerz heißt." In diesen Sätzen ist der Grundzug der Lebensanschauung unsrer Schriftstellerin ausgesprochen. „Ewig ist die Schönheit, glaube an sie!" in diesem Satz gipfelt ihr Idealismus. Wir sehen, ihr Pessimismus ist nicht derjenige des Skeptikers, der alles leugnet und verzweifelt; es ist derjenige des Gläubigen, der duldet und arbeitet! Welchen Werth sie auf das Ideal als solches legt, geht auch aus ihrem „Buch meines Sohnes" hervor, in dem sie die Summe ihrer ethischen Grundsätze niedergelegt hat. „Das Ideal ist eine geheimnißvolle Naturkraft," sagt sie da, „nicht weniger wunderbar und dabei nicht weniger wirklich als die Harmonie der Gestirne, als die Geburt, der Tod, der Kreislauf der Stoffe, kurz als alles, was wir sehen, ohne es erklären zu können." Und weiter unten: „Das Ideal ist das Blut unsres Geistes; und wenn es richtig zirkulirt, dann ist unsre seelische Beschaffenheit normal." Religion, Kunst und Liebe gelten ihr als verschiedene Aeußerungen des Idealismus.

Die Kunst! Ihre Kunst, die hegt sie mit der unendlichen Liebe ihres ganzen sehnsuchtsvollen Herzens! Sie verehrt sie als die hehre Göttin! Alles, was das Leben ihr vorenthielt, Glück und Liebe, sucht sie in der Kunst; diese ist recht eigentlich ihr Ideal. Was ihre heiße Seele erfüllt, das ergießt sie hinein in die Schöpfungen ihrer Kunst. Hier legt sie alles nieder, wofür sie im Leben nie Worte fand und daher auch nie Verständniß. Deßhalb schreibt sie auch in erster Linie für sich, um ihr Herz zu erleichtern von dem Banne der auf ihm lastenden Ideen. Nie hat sie bei der Abfassung ihrer Werke an das Publikum gedacht. Deßhalb sind sie auch alle so reine, ungefälschte Dokumente ihres Innersten, Aeußerungen einer zartempfindenden, feinfühlenden weiblichen Persönlichkeit, die uns rückhaltlos ihr Herz zeigt, so daß uns von ihren tiefsten Empfindungen auch nicht ein Winkelchen verborgen bleibt, nicht in eitler Selbstbespiegelung, sondern in dem heißen Drange, das eigene Selbst zu finden, zu erkennen. Die eigene Seele zu lieben und zu pflegen, darauf soll Jeder bedacht sein.

Digitized by Google

„Denn von uns selbst gehen alle unsre höchsten Genüsse aus." — Ihrer ganzen Weltanschauung entspricht es, daß die Kunst ihr, wie die Liebe, „ein Schmerz" ist: „Wer nicht bereit ist, sich das Herz zernagen zu lassen, der schlage nicht den Weg der Kunst ein, damit er den wirklichen Kunstfreunden das schmerzliche Schauspiel erspare, zu sehen, wie ein Jockey keuchend um den Preis rennt. Hört, Jünglinge! Wenn ihr reich werden wollt, wenn ihr eitel seid, wenn ihr Beifall und Volksthümlichkeit sucht, so betretet nicht den Pfad der Kunst! Nur dann werft euch der Kunst in die Arme, wenn ihr entschlossen seid, derselben euer edelstes Blut, euer Leben zu weihen."

Wir haben hier die Hauptelemente zusammen, die durch alle Werke der Neëra gehen: die subtile Seelenbeobachtung, die die äußere Handlung manchmal stark zurückdrängt, und ihre pessimistische Weltanschauung. Obwohl letztere sich meist mehr in den Bahnen einer abgeklärten, milden Resignation hält, spielt sie ihr doch zuweilen den Streich, das Leben etwas zu einseitig von der schlechten Seite anzufassen. So sind Männergestalten ihrer Romane fast durchweg schwache Lüstlinge oder eitle Skeptiker, nirgends ein Typus, der irgendwie menschlich anziehend wäre, als ob es diesen überhaupt auf der Welt nicht gäbe. Diese Einseitigkeit ihrer Anschauung tritt z. B. in dem Roman „Lydia" sehr stark hervor. Doch mag dies auch daher kommen, daß sie sich hier auf einem Gebiet bewegt, das nicht ihr eigentliches ist. Sie bevorzugt es sonst, zum Schauplatz ihrer Novellen und Romane kleine Städte zu wählen und bewegt sich in diesem Milieu mit einer außerordentlichen Sicherheit und Vertrautheit. In diesem Roman aber schildert sie die vornehme Gesellschaft. Auch hier fühlt man, daß sie nicht minder nach eigener Anschauung berichtet; aber dies Milieu ist ihr nicht so sympathisch wie das der Kleinstadt oder des Landes. Die in der Gesellschaft herrschende Korruption, Heuchelei und Unnatur rufen ihren Haß gegen dieselbe hervor, und so kommt es, daß bei dem ihr ohnehin eigenen Pessimismus die Charaktere noch eine Schattirung tiefer ins Schwarze gezeichnet sind. Im übrigen vereinigt „Lydia" alle Vorzüge der Erzählungskunst der Neëra in sich: Der Lebenslauf eines eitlen, gefallsüchtigen Mädchens, das kein anderes Ideal kennt als sich zu amüsiren, wird mit überzeugender Logik psychologisch entwickelt. Lydia, die in allem der direkte Gegensatz zu ihrer Schöpferin ist, liebt den Glanz und den Lärm des gesellschaftlichen Lebens; wie sie gefallen und Aufsehen erregen könne, ist ihr einziger Gedanke. Ihrem nur aufs Aeußere gerichteten Leben fehlt das Ideal, fehlt vor allem die Liebe. Auch in ihr erwacht die Sehnsucht, zu lieben und geliebt zu werden, doch das Gefühl der Liebe bleibt ihr fremd, und als sie es schließlich findet, sieht sie sich schmählich betrogen. Sie endet durch Selbstmord. „Lydia" ist unter den Romanen der Autorin neben „Teresa" in technischer Beziehung der vollendetste. Der Seelentiefblick der Autorin zeigt sich hier in seiner ganzen Schärfe und die psychologische Entwicklung ist so logisch und folgerichtig, daß er die Verfasserin unter denjenigen Autoren nicht nur Italiens, sondern überhaupt Europa's, die die Erforschung des Seelenlebens zu ihrem Lieblingsproblem gewählt haben, in erste Linie stellt.

Wir haben hiemit schon die künstlerische Technik der Neëra berührt. Ihre Romane und Novellen gehören sämmtlich der psychologischen Gattung an. Dabei hatte sie von Jugend auf eine Neigung zur Beobachtung der kleinen und kleinsten Umstände, weniger äußerlicher Art als insofern, als sie auf innere Vorgänge Bezug haben. So näherte sie sich einer naturalistischen Technik, zu einer Zeit, wo dieselbe noch nicht Mode war. Sie erzählt selbst, welchen Eindruck z. B. in Flauberts „Madame Bovary" die Beschreibung der darmförmigen Mütze, die Doktor Bovary als Kind trug, auf sie machte, und wie ihr diese Stelle immer im Gedächtniß blieb. Die Form des Kunstwerks steht ihr stets erst in zweiter Linie, obwohl sie die Nothwendigkeit einer künstlerischen Formvollendung nicht verkennt. Ihre Romane können daher im eigentlichen Schulsinne gar nicht als Romane gelten. Sie vernachlässigt in ihnen gänzlich die Handlung; die hat für sie nur insofern Werth, als sie in der Seele ihrer Personen gewisse Eindrücke, Reflexe zurückläßt. Spannung im gewöhnlichen Sinne sucht man in ihren Werken vergebens. Wie sie sich überhaupt in der Art ihrer psychologischen Analyse vielfach mit den beiden Goncourts berührt, so gehörten auch ihre „Romane" derjenigen Gattung an, für die diese beiden vergeblich einen neuen Namen suchten. So kommt es ihr auch weniger darauf an, „gut zu schreiben", wie sie es nennt, als ihre Gedanken gut auszudrücken. Der Geist steht ihr in erster Linie, dann erst kommt die Form. „Für mich ist es nie der schönste Augenblick, wenn ich schreibe, sondern wenn ich denke", sagt sie einmal.

Ueber die Kunstrichtung, der die Neëra angehört, herrschen die verschiedensten Ansichten. Ihre Technik der Seelenanalyse ist ja durchaus realistisch und hat ihr sogar schon den Vorwurf des „krassen Realismus" eingebracht. Andrerseits hat es aber nicht an Kritikern gefehlt, die ihr krankhafte Sentimentalität vorwarfen, ihr also ungefähr den entgegengesetzten Vorwurf machten. Der Zug müder Melancholie und wehmüthiger Entsagung, der ihren Werken eignet, mag der Grund zu dieser Anschauung sein. Thatsache ist, daß sie sich nie um irgend eine Kunstrichtung kümmert, sie, die überhaupt nicht für das Publikum, sondern für sich selbst, zu ihrer eigenen Erleichterung und Erhebung schreibt. Ihre Weltanschauung hat jedenfalls nichts gemein mit dem Materialismus, den man ihr wohl gelegentlich auch nachgesagt hat. „Für mich ist die Kunst Vollendung des Gefühls, und das ist Natur", sagt sie einmal. So gehört sie überhaupt keiner Richtung an, man muß sie einfach nehmen, wie sie ist. Für die, die sie so nehmen, schreibt sie. Was sie aber schreibt oder vielmehr, was sie zum Schreiben inspirirt, das ist nicht ein nebelweites Ideal, auch nicht die krasse Wirklichkeit, es ist: das Ideale in der Wirklichkeit.

---

## Horace Mann, auch ein amerikanischer Staatsmann.

Von Dr. Karl Raab (St. Louis, Mo.).

### II.

Als Horace Mann seine Reformarbeit begann, waren auch in den übrigen Theilen der zivilisirten Welt Reformen im Erziehungswesen auf der Tagesordnung: Unter dem Ministerium Altenstein kam das musterhafte Volksschulwesen Preußens zustande; in Frankreich wirkte Victor Cousin und in Oesterreich für eine kurze Zeit Feuchtersleben. In England that der Staat für das Volksschulwesen nichts; desto nachhaltiger suchte der Phrenologe George Combe die öffentliche Meinung für Schulreformen zu gewinnen. Was qualifizirte Mr. Mann für seine Aufgabe? Daß er nicht spezifisch Fachmann war, machte ihn für diese Aufgabe und gerade zu dieser Zeit sogar geeigneter als einen Anderen. Es kam zunächst nicht darauf an, Schulpläne im Detail zu entwerfen, da und dort in concreto die Lehrmethode zu verbessern, sondern darauf, mit dem Herzen eines Menschenfreundes und dem Blicke eines Staatsmannes von einem hohen Standpunkte die Aufgabe zu überschauen und dem Volke das Wesen und die Ziele des Volksschulwesens klar zu machen. Bei der Indolenz, die vielfach herrschte, und der geringen Meinung von der Sache, war es gerade von großer Wichtigkeit, daß ein Mann von

Digitized by Google

so gewinnender und andererseits so geachteter, durch öffentliches Wirken erprobter Persönlichkeit die Sache in die Hand nahm. Mr. Mann war nicht bloß ein Mann von scharfem Verstande, von einer reichen, vielseitigen Bildung, er war auch, was für die Sache der Reform besonders schwer wog, zwar tief religiösen Gemüthes, aber ein Feind der Orthodoxie und erfüllte alle seine Bestrebungen mit dem liberalen Geiste des Unitariers, dem die Liebe zu den Menschen, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit und der Glaube an das Walten einer höheren, gerechten, aber zugleich milden Macht die Angelpunkte der religiösen Ueberzeugung waren. Seine Menschenfreundlichkeit zeigte sich nicht nur in seinem regen Interesse für die Sache aller Bedrückten und von der Natur stiefmütterlich Bedachten, wie der Irrsinnigen und Blinden, sondern auch ganz besonders in seiner Liebe für die Jugend. Sie erfüllte ihn, wo er für die Jugend thätig sein konnte, mit einem Enthusiasmus, der unwiderstehlich war. Er brachte für die Sache der Jugend große materielle Opfer, und er starb für sie an der geistigen Ueberanstrengung, die die Zurückhaltung und die Sprödigkeit einer Welt, die ihn nicht verstand, hervorgerufen hatte. Seine Liebe zur Jugend zeigte sich nicht nur gegenüber seinen eigenen Kindern — er hatte solche von seiner zweiten Frau, die er im Jahre 1843 geheirathet hatte —, sondern gegen alles, was jung war, vom Baby an bis zum Studenten der Universität. „Seine Liebe zu den Kindern," sagt seine zweite Frau und Biographin, „war nichts anderes als das natürliche Ventil seiner Herzensfröhlichkeit, und diese gesegnete Quelle rettete ihn, wenn die äußere Welt nur darauf aus schien, ihm Schwierigkeiten und Betrübnisse zu bereiten. Die Spiele der Kinder gewannen erst ihren vollen Reiz, wenn er daran theilnahm. Die Märchen, die er erzählte, gewannen durch einen allegorischen Zug, den er hineinlegte, an Zauber, und die Wunder der Natur wußte er in vollendeter Weise vor die staunende Seele der Kleinen zu zaubern. Die Welt sollte für die Kinder dastehen als ein Wunderwerk des Schöpfers, das um so größer erscheine, je mehr man durch Lernen in sein Wesen eindringe." „Meine achtzigtausend Kinder", war ein Lieblingsausdruck bei ihm. Ein reizendes Dokument und ganz einzig dastehend in der Schulgeschichte der Welt ist sein „Brief an die Schulkinder von Chantauqua County, N.-Y., vom Jahre 1846. Die Worte: O gib mir Gesundheit, einen klaren Kopf und ein Herz, das überfließt von Liebe zu den Menschen", können als das Motto bezeichnet werden, mit dem Horace Mann an seine Aufgabe ging. Er begann in seinem neuen Berufe nicht ohne Vorläufer. Es waren dies nicht so sehr Pestalozzi und Joseph Neef, der in Philadelphia wirkte, oder Fellenberg — dies war zu sehr Schulpädagogik, der er erst allmählich näher trat — als James G. Carter aus Lancaster, welcher bald, nachdem er die Hochschule verlassen hatte, den Kampf für die Freischule und für Lehrerseminare in Massachusetts begonnen hatte. War so Carter Manns Vorläufer in Fragen der Schuladministration seines Staates nach Maßgabe der historischen Vorbedingungen, so machte ihn andrerseits Victor Cousins „Bericht über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Preußen", mit welchem speziell im Jahre 1834 Mrs. Austin in einer vorzüglichen Uebersetzung und mit einer Einleitung von J. Orville Taylor das amerikanische Publikum bekannt gemacht hatte, auf die europäischen Bestrebungen aufmerksam. Cousins Bericht hatte solchen Beifall gefunden, daß ihn die Legislaturen von New Jersey und Massachusetts an die Schulen vertheilen ließen. Mr. Taylors Vorwort zur amerikanischen Ausgabe scheint mir deßhalb von besonderer Wichtigkeit, weil es in klarer Weise zusammenfaßt, was Amerika damals im Schulwesen besonders abging (von Lehrerseminaren abgesehen: Schulberichte, eine Schulzeitung, Schulbibliotheken und besondere Schulsuperintendenz) und auf Preußen als Musterland hinwies. Eine andere reich und stets fließende Quelle, aus der Mann schöpfte, waren die Werke und die Freundschaft George Combe's. Seine Werke von dauerndem Werthe — seine Phrenologie ist veraltet — sind: „The Constitution of Man" (1828), „Lectures on Popular Education" (1833) und „Moral Philosophy" (1840). Mr. Combe kam auch nach Amerika und hielt daselbst beifällig aufgenommene Vorlesungen über Phrenologie. Es gelang ihm, einen förmlichen Enthusiasmus für diesen Gegenstand zu erwecken; auch Mann wurde ein begeisterter Anhänger. Er traf mit ihm im Oktober 1838 zusammen, hörte seine Vorlesungen und schloß mit ihm eine bis zu Combe's Tode währende Freundschaft.

Der Einfluß Combe's auf Manns Denkweise konzentrirt sich in dem Gedanken, womit derselbe seinen Essay von 1828 schließt. Er sagt da: „Es ist der Zweck der Erziehung, den Geist und das sittliche Vermögen zu erleuchten und zu kräftiger Entfaltung zu bringen. Wie kann dies aber mit Erfolg veranstaltet werden, wenn die Fähigkeiten und Empfindungen selbst, die Gesetze, denen sie unterworfen sind und ihre Beziehung zu den Gegenständen der Außenwelt noch der Klarstellung entbehren? Die wahre Grundlage nützlicher Erkenntniß muß in der Bekanntschaft mit den Gesetzen der Natur liegen, und Erziehung wird gerade in dem Maße werthvoll sein, als sie solche Kenntnisse vermittelt und die menschlichen Fähigkeiten schult, danach zu handeln." Diese Gedanken Combe's nahm Horace Mann auf und zog hieraus folgende Folgerungen für die Erziehung: Erstens, auch die elementare Jugenderziehung erschöpft sich nicht mit einem Unterrichte im Lesen, Schreiben und Rechnen. Zweitens, die Kenntniß der äußeren Natur, des eigenen Organismus und der Gesetze seiner Gesundheit sind die Grundlagen der Erkenntniß der höheren, sittlichen Natur. Drittens, die sittliche Erziehung bildet die Krone des Erziehungswerkes.

Unter Anderen, die seinen Geist angeregt haben, erwähnt Mann selbst Miß Edgeworth (Practical Education"), Guizot und Miß Sedgewicks „Letters from abroad", ferner Channings „Memoires".

Seine Thätigkeit, die er sofort mit voller Energie aufnahm, erstreckte sich nach drei Richtungen: Erstlich sammelte er statistisches Material, das er seinen Berichten an den „Board of Education" zugrunde legte; ferner hielt er Vorträge in allen Theilen des Staates, um das Publikum über die Aufgaben der Erziehung aufzuklären, endlich rief er ein Organ für das Schulwesen ins Leben, das „Common School Journal". Manns Thätigkeit als Sekretär des Board umfaßt die Jahre 1837—1848. Die Zeit von Mai 1843 bis Herbst desselben Jahres brachte er im Auslande zu. Er besuchte England, Schottland, Deutschland, Holland und Frankreich und studirte das Schulwesen dieser Länder durch Autopsie. Die auf dieser Reise — sie war zugleich eine Hochzeitsreise — gemachten Beobachtungen übergab er in seinem siebenten Berichte der Oeffentlichkeit, jenem Berichte, der ihm auf der einen Seite große Anerkennung, auf der andern allergrößte Anfeindung einbrachte. Die Hauptfeindschaft entstand aus dem hohen Lobe, das er dem preußischen Schulwesen zutheil werden ließ. Besonders ein Theil der Lehrer von Boston war es, der nicht begreifen konnte, daß ihre veraltete Methode nicht die beste der Welt war. Auch die Theologen der englischen Hochkirche in Amerika hatten gar manches an ihm auszusetzen.

Doch Manns Bemühungen, die zeitweilig weit über das Maß seiner physischen Kräfte gingen und ihn wiederholt über Erschöpfung klagen ließen, trugen auch Früchte.

Digitized by Google

Er konnte bald eine seiner Lieblingsideen verwirklicht sehen: Die Gründung von Normal-Schools (Lehrerpädagogien). Im Juli 1839 wurde die erste, im September eine zweite eröffnet, eine dritte im Jahre 1840. Um auch die bereits wirkenden Lehrer auf ein höheres Niveau zu bringen oder in ihrem Streben zu ermuntern, führte er aus New-York die Einrichtung der „Teachers Institutes“ ein. Der Gedanke war der, daß die Lehrer eines größeren Bezirks (County) für mehrere Tage zusammenkommen sollten, um von kompetenten Persönlichkeiten Vorträge über Schulmethoden und Disciplin hören. Daß Mann auch unter den Vartragenden war, versteht sich von selbst. Die Institute begannen mehr und mehr ihren Zweck zu erfüllen und wurden im Volke papulär. Eine dritte Einrichtung, für die Horace Mann wirkte und wo er es zu greifbaren Resultaten brachte, waren die Schuldistrikt-Bibliotheken. Schan im Jahre 1837 kam ein Gesetz zustande, das die Schuldistrikte ermächtigte, eine kleine Summe für solche Bibliotheken auszugeben. Anfänglich machten nur wenige Distrikte von dieser Befugniß Gebrauch; bald wurde aber das Interesse hiefür ganz allgemein. Eine Frage, in der er es auch zu praktischen Erfolgen brachte, war die der Schulräume. Schon im ersten Jahre seiner Thätigkeit als Sekretär hatte er in einem speziellen Berichte, die Schulhäuser betreffend, auf den elenden Zustand der damals benutzten hingewiesen und Varschläge für Neubauten gemacht.

Ein Punkt, den Horace Mann mit aller Entschiedenheit vertrat, da er ihn vom Charakter der Volksschule für untrennbar hielt, war ihr „non-sectarian“-Charakter. Er war dafür, daß die Bibel in der Schule gelesen werde, wollte aber alle Interpretation, die einen Sektenstandpunkt zutage fördern könnte, vermieden wissen. Er setzte seine Auffassung durch, aber nicht ahne manche Anfeindung erfahren zu haben.

Die Dappelaufgabe, die jeder Reformer im Auge behalten muß, kennzeichnet Mann sehr schön im „Common School Journal“, wenn er sagt: „Obwohl wir nur kurze Strecken von Hafen zu Hafen zu segeln vermögen, muß unser Kurs doch durch die großen Leuchten am Firmamente geleitet werden.“ Er ging nicht wie der bloß routinirte Praktiker, sozusagen van einem Inventar des Vorhandenen aus und fragte, „was kann man aus dem alten Zeuge machen?“ sondern er faßte das Ziel ins Auge, das früher oder später erreicht werden müßte und setzte dann Genius und Erfahrung in Bewegung, die Mittel zu finden, ihm sich zu nähern. Daß Erziehung die größte aller menschlichen Entdeckungen und der Beruf des Erziehers der höchste von allen sei, hatte für ihn die Kraft eines Axioms. „Wenn ein Engel vam Himmel herabstiege,“ sagt er an einer Stelle, „mit einer Botschaft der Barmherzigkeit und Liebe, er würde mit den Kindern beginnen, mit der Erleuchtung ihres Geistes und der Reinigung ihrer Herzen.“ Erziehung ist ihm aber zugleich ein Gut Aller, „es ist die einzige Sphäre“ — Mann war dem kriegerischen Berufe sehr abgeneigt —, „wo unser Patriotismus sich wahrhaft bethätigen kann.“ Combe'schen Anschauungen entspricht die Gliederung seines Erziehungssystems in drei Gruppen: Unterricht in den physiologischen Grundlagen und in den Prinzipien der Gesundheitslehre; Schulung des Intellekts nach der zweifachen Richtung, der Schärfung des Urtheils und der Bereicherung an nützlichen Kenntnissen und Bildung des Herzens durch die Lehren der Sittlichkeit und den Hinweis auf unsre höhere Bestimmung. Zwei Gedanken von größter Wichtigkeit für die Erziehung erscheinen schon bei Mann: Erstens, Erziehung muß den Charakter der Universalität haben, d. h. sie muß alle Seiten der menschlichen Natur treffen; zweitens, sie muß die Kräfte in der Werthabstufung entwickeln, in der sie dem Organismus eigenthümlich sind. „Einige Theile dieser universellen Erkenntniß,“ sagt er, „sind für unser tägliches Wohlergehen nothwendig, während andere nur unserm gelegentlichen und tieferen Nachdenken dienen. Eine wahlthätige Vorsehung hat es so angeordnet, daß das Nothwendigere auch leichter zu erlangen ist“ (z. B. die Gesetze der Gesundheit leichter zu erfassen als Astronomie). Und diese weise Einrichtung der Schöpfung zeigt sich allerwege: Für Nathwendigkeiten ist zuerst gesargt, Verschönerungen des Lebens, Ueberflüssigkeiten, Gelegenheiten zu Aufwand kommen hernach, wenn überhaupt. So gruppiren sich uns also die im Kinde zu entwickelnden Kräfte in einer bestimmten Reihenfolge. Wir sehen hier H. Mann als Vorläufer Herbert Spencers. Das Erziehungswerk wird aber gekrönt durch die Entwicklung der sittlichen Natur. Auf ihre Erziehung muß eine Republik, besonders eine van den reichen Hülfsquellen der Vereinigten Staaten, besonders bedacht sein. „Wenn republikanische Einrichtungen,“ sagt er, „in einer unvergleichlichen Weise die Thatkraft in der Masse des Volkes erwecken und ihm Werkzeuge von unvergleichlicher Macht in die Hände geben, wamit es seinen Willen ausführen kann, dann müssen eben diese Einrichtungen auch auf das Volk unvergleichliche Weisheit und Rechtschaffenheit übertragen. Mit einem Warte, wir dürfen die impulsiven Kräfte nicht vermehren, ohne zu den regulativen gleichfalls zuzusetzen.“ Daraus folgt für ihn, daß „in diesem Lande Keiner den Namen Staatsmann verdient, der nicht die höchst durchführbare Valkserziehung zu einem der Hauptpunkte seiner Reformpläne macht“.

Immer muß aber der Hauptgrundsatz eines demokratischen Gemeinwesens bleiben: „Der höchste Dienst, den wir Andern leisten können, ist, ihnen zu helfen, sich selbst zu helfen“, was auf die Frage der Volkserziehung angewendet heißt: Das Volk durch Belehrung zu veranlassen, gute Institutianen ins Leben zu rufen, es aber auch ihm zu überlassen, wie weit es davon Gebrauch machen wolle. Erst gegen Ende seiner Thätigkeit überzeugte sich Horace Mann, daß dieser Standpunkt doch etwas zu ideal ist, daß Tausende und Tausende die herrlichen Gelegenheiten unbenutzt beiseite ließen und daß den ersten Unterricht obligatorisch zu machen eigentlich eine gute Sache wäre.

Was, fragen wir weiter, qualifizirt nach Horace Mann einen Menschen van Natur für den Lehrberuf? Er antwortet: Guter Hausverstand, eine religiöse Gemüthslage, ein werkthätiges, natürliches Wahlwallen, eine ursprüngliche Sympathie für die Jugend und jener sonnige Frohsinn, der stets seine eigene Herzensfreudigkeit zurückstrahlen sieht von dem immer affenen Spiegel des Kinderantlitzes.“ Die Liebe zu den Kindern bleibt die Wurzel des Erfolgs. Sie gibt dem Beruf seine Weihe und Würde. Mit besonderer Wärme vertrat Harace Mann die Verwendung van Mädchen als Lehrerinnen. Es ist dies ein Punkt, wo er recht behalten hat. Heute schon stehen in Amerika weit mehr Frauen im Lehrberuf in Verwendung als Männer. Mann rechtfertigt seinen Standpunkt zunächst mit einem Hinweis auf den weiblichen Charakter. Die Frau erfasse auch rascher das Wesen des Kindes. „Sie findet,“ sagt er, „nicht nur schneller, worauf das Denken des Kindes gerichtet ist, als ein Mann, sie vermag auch dem Denkprozesse desselben rascher zu folgen und das Denken des Kindes von Irrwegen sanfter und gütiger zurückzubringen.“

Großen Nachdruck legt Mann darauf, daß man das Kind durch sittliche Motive zum Lernen veranlasse. „Wenn ein Lehrer ein Kind,“ sagt er, „zu Handlungen anleitet, die äußerlich recht sind, aber unter Motiven, die im Wesen falsch sind, macht er es zum Sklaven derselben.“ Ein solches falsches Motiv ist der Ehrgeiz. Höhere Mative müssen es also sein, wodurch der Lehrer gute Leistungen bei den Schülern herbeizuführen sucht: Pflichtgefühl, Edelsinn und

Digitized by Google

Selbstverleugnung. Das herrschende Prinzip des Unterrichts muß aber die Liebe zur Wahrheit sein. Daneben spielt eine wichtige Rolle die Lehrmethode; sie wird von dem Grundsatz der Symmetrie und Harmonie beherrscht sein müssen, d. h. die minder werthvollen Kräfte werden den werthvolleren in der Erziehung nachstehen müssen, die niedereren den höheren; die dem Nothwendigen dienen sollen, werden denen vorgehen, welche dem Angenehmen dienen u. s. w. Die Schuldisciplin kann in Manns Neuschule natürlich auch nicht auf der alten Stufe stehen bleiben. Wovon hängt eine gute Schuldisciplin ab? Horace Mann antwortet: In erster Linie vom Beispiel eines idealen Lehrers. „Seine Erscheinung und sein Verhalten sind der Spiegel, vor dem die Kleinen sich kleiden." Zweitens, eine anschauliche, die Aufmerksamkeit gefangen nehmende Unterrichtsmethode. Drittens, die größte Mäßigung im Strafen. Moralische Mittel müssen an die Stelle der gewaltthätigen treten. Mit besonderer Schärfe sprach sich Mann gegen die körperliche Züchtigung aus, die zu seiner Zeit in den Schulen seiner Heimath noch ein recht häufig angewendetes Mittel war, die Schäden der Lehrerunzulänglichkeit wenigstens äußerlich zu repariren.

So viel muß hier genügen, sozusagen, Manns Erziehungslehre zu veranschaulichen. Sie hat einen großen Vorzug: Sie ist ideal und durchführbar zugleich. Es zeugte von der Einsicht der leitenden Männer seiner Zeit in Massachusetts, in ihm den rechten Mann an den rechten Ort gestellt zu haben. Neue geräumige Schulhäuser, besser geschulte Lehrer, auf die etwas von dem Enthusiasmus für die Sache überging, der ihn selbst beseelte, besser über den Werth der Erziehung informirte Eltern, eine höhere Meinung vom Werth der Erziehung und dem achtunggebietenden Beruf in der breiten Masse des Volks sind die Früchte von Manns praktischem Wirken in der Sphäre der Volkserziehung.

Wir lernen Mann nun in einem neuen Wirkungskreis kennen. Am 23. Februar 1848 starb John Quincy Adams, der Führer der Anti-Sklaverei-Partei im Repräsentantenhause der Union. Horace Mann wurde die Ehre zutheil, sein Nachfolger zu sein; er blieb ein Mitglied des Kongresses (von 1848) bis 1853, ereignißreiche Jahre des immer zunehmenden Wetterleuchtens, des Kräftesammelns und Schmiedens der Argumente für den großen Sturm, der die Union zu zerstören drohte. Die große Frage des Tages war die Sklavenfrage. Sie wurde von Mann in einer Weise aufgefaßt und behandelt, wie es seiner und des Staats, den er vertrat, würdig war. Doch war er seiner Natur nach kein Parteimann. Er hatte stets die Sache im Auge, suchte sich über sie Klarheit zu verschaffen und ging dann mit der Partei, von der er erwartete, daß sie hierüber so dachte wie er. Dies brachte ihn oft in schiefe Stellung und isolirte ihn zeitweise gänzlich. Er ließ sich aber nicht irre machen. „Ich gestehe," sagte er im Jahre 1851, „ich gehöre eigentlich zu keiner der bestehenden Parteien. Ich bekenne mich zu bestimmten großen Prinzipien und zu ihnen stehe ich, nicht allein unabhängig von Parteithum, sondern sogar ihm Trotz bietend." Ein Beweis, wie sehr die Befreiung der Schwarzen für ihn Sache des sittlichen Empfindens und nicht politische Parteisache war, zeigt eine Stelle in einem Brief von 1853: „Heute Morgen besuchte ich die Negerschule (in Washington). Ich fühlte die Verpflichtung, der Sache und der Farbe meine Achtung zu beweisen." Ein ander Mal sagte er: „Ich habe den ganzen Winter Fillmore's (des Präsidenten) Empfangszimmer nicht betreten. Ich kann die Hand nicht berühren, die das Gesetz gegen flüchtige Sklaven unterzeichnete."

Als Mann in den Kongreß eintrat, bekannte er sich zu den der Sklaverei feindlichen Whigs; später sah er sich genöthigt, zu der Frei-Land-Partei (Free Soilers oder Free Democrats) überzugehen, aus welchen dem Kern nach die heutige republikanische Partei hervorging. Seine erste Rede im Kongreß war seinem Lieblingsthema, der Erziehung, gewidmet. Seine späteren Reden beschäftigten sich mit der Hauptfrage des Tags. Sie waren glänzende oratorische Leistungen, von scharfer Logik und überzeugender Kraft. Am 8. März 1850 schreibt er: „Mr. Webster sprach gestern, und (ist es zu glauben?) — er ist ein gefallener Stern. Er hat uns Alle enttäuscht. Er hatte einen historischen Charakter zu bewahren und aufrecht zu erhalten, der mehr für ihn sein sollte als ein augenblicklicher Vortheil." Mann hatte Webster bis zu jener unglücklichen Rede vom 7. März bewundert und fühlte sich nun in seinem sittlichen Empfinden um so tiefer verletzt. Seine Entrüstung war so groß, daß er einen offenen Brief gegen Webster schrieb, der ihm die größte Anfeindung von dessen Parteigängern zuzog. Es liegt eine Anzahl von Aussprüchen aus dieser Zeit vor, die Manns Betrübniß und Besorgniß beweisen über die Wendung, die die Dinge damals nahmen. „Wie mächtig ist unser Land!" sagt er an einer Stelle, „Es hat alle Mittel der Größe, nur nicht Einsicht und Unbescholtenheit. Wie sehr mangeln uns die beiden!" Doch wurde die Enttäuschung, die für ihn Websters Vorgehen brachte, durch die Freude aufgewogen über Charles Sumners patriotisches Wirken. Von den im Dezember 1850 erschienenen Bänden von Sumners Reden sagt er, sie seien voll von edler Auffassung und begeisterten Empfindungen. „Ich könnte für einen jungen Mann, der gerade daran ist, die politische Laufbahn einzuschlagen, nichts besseres wünschen, als daß er seine Lebensführung nach den hohen Mustern forme, die darin aufgestellt sind." Manns charaktervolles Wirken blieb nicht unbelohnt. Trotz des starken Anhangs der Webster-Partei erhielt er im Jahre 1852 in der Versammlung der Anti-Sklaverei-Koalition die Nomination zum Governor von Massachusetts. Daß er nicht wirklich gewählt wurde, that seiner politischen Stellung keinen Abbruch; die Besten der Nation hatte er auf seiner Seite.

In dieselbe Zeit, in welcher er zum Governor seines Staates vorgeschlagen wurde, fällt auch seine Wahl zum Präsidenten der Hochschule zu Yellow Springs, „Antioch College" genannt. Früher am Fundamente der Erziehung arbeitend, steht er nun an ihrem Giebel. Wie er Erziehung verstand, konnten die Grundsätze keine anderen sein, sie kamen nur auf eine andere Altersstufe zur Anwendung.

Yellow Springs in Green County, Ohio, war ein kleines, um 1852 kaum mehr als 150 Bewohner zählendes Dörfchen dieses aufstrebenden Staates des westlichen Amerika's. Es lag noch halb in der Wildniß, aber an reizender Stelle: ein idealer Punkt auch für geistige Pionierarbeit. Das „College" wurde von den „Christians" gegründet, einer Sekte mit liberaleren Anschauungen als die der Unitarier, es sollte „non-sectarian" sein und eine Bildungsgelegenheit für Schüler beiderlei Geschlechts bieten. Die Anfänge waren primitivster Art und die finanzielle Fundirung mehr als prekär. Was veranlaßte Horace Mann, die Stellung als Präsident unter für jeden Anderen so wenig verlockenden Aussichten anzunehmen? Die Antwort ist leicht zu geben: Sein edler Idealismus. Es mochte ihm besonders verlockend erscheinen, in einem „College", wo nicht wie in der Volksschule fortwährend Einflüsse von Haus und Straße störend eingreifen können, seine Erziehungsgrundsätze nach allen Seiten und in ungestörter Wirksamkeit zu erproben. Hier konnte er hoffen, seinen Landsleuten zeigen zu können, was eine von Orthodoxie freie, lediglich auf Humanität und liberalem Christenthum aufgebaute Anstalt zu leisten vermöge. Hier konnte er auch den weiteren Beweis erbringen, daß eine Erziehung beider Geschlechter nebeneinander auf dieser Altersstufe, wenn nach den rechten

Digitized by Google

Grundsätzen geleitet, nicht verderblich, sondern vielmehr die Vollendung des Erziehungswerkes bedeute. Was Mann als Anstaltsleiter kennzeichnete, war sittlicher Ernst, Unparteilichkeit und unbesiegbare Menschenfreundlichkeit, großer Enthusiosmus für seine Aufgabe und dazu eine liebenswürdige Bescheidenheit, die ihn den wahren Takt finden ließ im Verhältniß zu den Lehrern der Anstalt (worunter auch eine Professorin) und im Verkehr mit den Angehörigen der Schüler. Ueber Mann als akademischer Lehrer lassen wir einen seiner Schüler sprechen: „Seine Lehrweise," sagt derselbe, „war ermunternd und anregend. Er hielt seine Herde nicht pedantisch auf dem staubigen, ausgetretenen Pfade, sondern eröffnete ihr den Zugang zu jeder verlockenden Wiese oder Quelle längs des Weges. Aber was ihm besonders eigenthümlich war, war ein persönlicher Impuls, den er Allen mittheilte, die mit ihm in Berührung kamen, ein Antrieb, womit sein Geist auf unsern traf, daß wir uns aufrafften und von Begeisterung sozusagen glühten. Zugleich schien der frische Frohsinn der Kinderzeit in seinem Wesen auf eine wunderbare Weise ... erhalten zu sein: die Wahrheit drückte ihn nie zu Boden, die Welt hatte für ihn nie ein trübes Ansehen." Und diese sonnige Grundstimmung, deren Grundlage nichts anderes als ein lebendiger Glaube an Gott und die Menschen bildete, übertrug sich auf die jungen Menschen, die zu seinen Füßen saßen. Soviel über den persönlichen Einfluß, den er auf seine Schüler ausübte.

„Antioch College" zeigte, wie man es von einer Institution, an deren Spitze Horace Mann stand, nicht anders erwarten konnte, manche Neuerungen in einem fortschrittlichen Geiste: es war das erste College in Amerika, wo Physiologie und Hygiene gelehrt wurden. Die „Co-education" beider Geschlechter war auf eine eigene Basis gestellt und es war neben dem Oberlin College das einzige des Staates, welches Neger aufnahm. Seinen Grundsätzen gemäß schloß Mann alle Ehren und Auszeichnungen als Mittel der Aneiferung aus: die Liebe zu Erkenntniß sollte das einzige Motiv des Lernens sein.

Die finanziellen Verhältnisse der Anstalt wurden mit jedem Jahre schlimmer. Dies führte zu Lehrerwechsel und damit häufig zur Ueberbürdung des Leiters der Anstalt. Die Folge war, daß schließlich seine Gesundheit ihn im Stiche ließ und er in eine schwere Krankheit verfiel. Er erholte sich zwar wieder, aber nie mehr zu voller Kraft. Er starb am 2. August 1859, umgeben von seiner Familie, von Freunden und trauernden Schülern. „Antioch College" besteht noch heute, nun finanziell besser fundirt, und bewahrt die Traditionen seines ideellen Gründers Horace Mann, des großen Erziehers.

---

## Von der 71. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.

Referate über Einzelsitzungen. (Nachtrag.)

Abtheilung für Militärsanitätswesen. Nachmittagssitzung vom 21. September. Vortrag des Hrn. Oberstabsarztes Dr. Hummel, München: „Ueber den Nachweis einseitiger Taubheit". Redner hebt die Schwierigkeiten hervor, welche die Militär- und Kassenärzte bei der Simulanten-Taubheit zu überwinden haben. Nur ausnahmsweise seien dem Arzte die Charaktereigenschaften des zu Untersuchenden bekannt. Dem Militärarzt müsse eine behauptete einseitige Taubheit so lange als zweifelhaft erscheinen, bis er den Beweis nach der einen oder anderen Richtung hin erbracht hat. Unter solchen Verhältnissen stellen nur jene Prüfungsmethoden die Erreichung des Zieles in Aussicht, welche gleichzeitig an beide Ohren mit verschiedenen Worten sich wenden. Redner übt seit Jahren das Prüfungsverfahren nach Müller. Hiezu gehören mindestens zwei Untersuchende, womöglich immer dieselben, welche gut eingeübt und zusammengewöhnt sind und flüsternd Sätze mit eingestreuten Wortverschiedenheiten in je einen Schalltrichter sprechen, der durch einen 1—$1\frac{1}{2}$ m langen Gummischlauch mit dem Ohr verbunden ist. Mehrere Sätze müssen ziemlich rasch, aber in demselben Tempo gesprochen werden, damit die Aufmerksamkeit des Simulanten ermüdet. Der wirklich Taube spricht den Satz immer gleich schlecht nach. Die Prüfung ist bei jedem Exploranden vor Abgabe eines endgültigen Urtheils mehrmals anzustellen. Es folgt das Prüfungsresultat von 47 selbst ausgeführten Untersuchungen. — Stabsarzt Dr. Jungkunz, München, spricht hierauf über „Die bösartigen Neubildungen unter den Mannschaften des bayerischen Heeres in den letzten 25 Jahren". Ausgehend von der Thatsache, daß seit einer Reihe von Jahren die bösartigen Geschwülste eine größere und ständig zunehmende Ausbreitung erfahren haben, fand es Redner für interessant, zu wissen, ob diese Verhältnisse sich auch in der Armee geltend machen. Er berücksichtigte hiebei nur Angehörige des activen Heeres, schaltete Invalide, Hoboisten, Zeugfeldwebel, Bezirksfeldwebel 2c., kurz alle älteren Individuen streng aus. Tumoren, durch Tuberkulose und Syphilis bedingt, wurden nicht mit einbezogen. Es gingen zu: 1874—1879 6 Mann, 1879—1884 5 Mann, 1884—1889 22 Mann, 1889—1894 26 Mann, 1894—1898 26 Mann. Für das erste Dezennium trifft durchschnittlich 1 Zugang auf das Jahr, für die spätere Zeit durchschnittlich 5. Die Zahl der bösartigen Neubildungen innerhalb des Heeres ist also ebenso wie in der Zivilbevölkerung in die Höhe gegangen. Von den 85 behandelten Fällen sind 46 mit Tod, 16 invalide, 20 dienstunbrauchbar, 3 geheilt abgegangen. Der Art nach wurden beobachtet 51 Sarkome, 21 Carcinome, 6 andere Geschwülste, 7 mal Diagnose unbestimmt, beziehungsweise nicht mehr zu eruiren. Von den 21 Krebsgeschwülsten hatten ihren Sitz 12 im Magen, je 2 in Leber, Gekröse und Blase, je 1 in Kehlkopf, Speiseröhre und Darm. Eine bestimmte Ursache konnte nirgends festgestellt werden. Die Mehrzahl der Erkrankten stand im zweiten Dezennium, 42 Prozent hatten das 30. Lebensjahr überschritten, keiner das 40. erreicht, ein Beweis für die mehr und mehr beobachtete Thatsache, daß sich die Altersgrenze des Carcinoms nach abwärts verschiebt. Vortragender kommt zu dem Schlusse, daß jugendliches Alter, guter Ernährungsstand und Fehlen charakteristischer Magen-Darmerscheinungen nicht mehr als genügender Grund angesehen werden kann, um das Vorhandensein einer bösartigen Geschwulst auszuschließen. Es haben diese Leiden für den Militärarzt nicht nur den Charakter medizinischer Raritäten verloren, sie stellen ihm vielmehr öfter und öfter in diagnostischer und operativer Hinsicht die schwierigsten Aufgaben. — Hr. Oberstabsarzt Dr. Ratter sprach danach „über die Herznaht als typische Operation". Um sie zum Gemeingut aller Aerzte auszugestalten, stellte der Vortragende Leichenversuche hinsichtlich breiter Bloßlegung des Herzens, rascher Ausführbarkeit derselben mit geringster Assistenz an und fand die Methode von Rinni (Neapel), nur wenig modifizirt, als die geeignetste. — Nach diesem Vortrag, der den Schluß der Abtheilungssitzungen bildete, ergriff Hr. Generalstabsarzt Dr. v. Vogl nochmals das Wort, gab seiner Befriedigung über die Arbeiten der Versammlung Ausdruck und sprach die Ueberzeugung aus, daß die Abtheilung für Militärsanitätswesen in ihrem Rahmen so rüstig und thätig gewesen wie jede andere. Wenn auch die beiden Hauptthemata über die Beurtheilung der Herzaffektionen und der Brucherkrankungen gerade kein positives und greifbares Resultat gezeitigt haben, so müsse eine Befriedigung schon darin erblickt werden, wenn einerseits die Schwierigkeiten von Autoritäten anerkannt, andrerseits Anhaltspunkte gegeben worden seien, nach welchen durch gemeinsames Vorgehen von Offizieren und Aerzten in manchen Fällen das Ziel der Ausbildung dennoch erlangt werden könne. Bei den Brüchen müsse in der Zukunft die Bruchbandfrage eine weitere Erörterung erfahren. Das schönste Ergebniß dieses Kongresses sei aber das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Militärärzte Deutschlands und die Vereinigung mit den Herren Kameraden vom Auslande, besonders aus Oesterreich, die so zahlreich erschienen gewesen.

---

Digitized by Google

## Mittheilungen und Nachrichten.

bm. In sechster, stark erweiterter Auflage geht uns Anton E. Schönbachs Buch: Ueber Lesen und Bildung zu. „Umschau und Rathschläge“ der ersten Ausgabe sind in diesem jüngsten (und gewiß noch lange nicht letzten) Neudruck — zehntes bis zwölftes Tausend — nicht nur durch die Studie über Ibsen, Emerson und den Realismus ergänzt, deren wir schon in früheren Anzeigen gedenken durften. Schönbach gibt in seiner vollkommen unbefangenen Kritik der „jüngsten Richtungen“ meines Erachtens die beste, von historischer und ästhetischer Sachkunde getragene Literaturgeschichte der neuesten Entwicklung. Echte Talente, wie Hauptmann, erkennt er an; die Tipper und Wipper des Büchermarktes bekommen in launigster Form die saftigsten Wahrheiten zu hören. Da Schönbach gleichzeitig eine Sammlung seiner Essays zur modernen Literatur herausgibt, ist es uns hoffentlich noch vergönnt, im Zusammenhang seine Gedanken und Urtheile zu würdigen.

w. Wie L. Pigorini im „Bollettino di Paleontologia Italiana“ berichtet, sind nun megalithische Bauten der Vorzeit auch in Italien festgestellt worden. Sie finden sich indessen nur im Südosten der Halbinsel, in der Terra d'Otranto, einem Landstrich, dessen Kultur auch nach den Zeugnissen des Alterthums eine sehr alte ist. Pigorini zählt vier Dolmengräber und drei Monolithe (Menhirsteine) auf. In den Gräbern fand sich bis jetzt nichts vor und es hat den Anschein, als ob sie schon im Alterthum durchsucht worden seien. Bis jetzt sind noch keine Grabungen angestellt worden, und darum bittet jener Italiener die Generaldirektion der Alterthümer, die Arbeiten an diesem Punkt einsetzen zu lassen, die nach aller Berechnung für die Erkenntniß des vorgeschichtlichen Italiens wichtige Ergebnisse zu liefern versprechen.

-rt- Internationaler Kongreß für Physik in Paris 1900. Die Anzahl der internationalen Kongresse, die im nächsten Jahre zur Verherrlichung der großen Weltausstellung in Paris stattfinden werden, hat bereits die Zahl 100 überschritten. Wissenschaft, Technik, Unterrichtswesen, Sport und noch mancher andere Zweig menschlicher Thätigkeit wird dort im nächsten Jahre vertreten sein. U. a. wird auf Anregung der französischen physikalischen Gesellschaft in der Zeit vom 6. bis 12. August ein internationaler Kongreß für Physik stattfinden und es hat sich hiefür jetzt schon ein Organisationsausschuß konstituirt, dem illustre Namen — wir nennen nur Bassat, Becquerel, Cailletet, Carnu, Poincaré, Violle — angehören. Für die Verhandlungen ist bereits ein außerordentlich umfangreiches Arbeitsprogramm aufgestellt, insbesondere sollen für eine Reihe von physikalischen Begriffen einheitliche Definitionen und Benennungen geschaffen werden. Der Preis der Theilnehmerkarte ist (einschließlich des gedruckten Verhandlungsberichts) auf 20 Fr. festgesetzt.

* Orientalisten-Kongreß in Rom. Italienische Blätter melden, daß bereits 600 Anmeldungen für den Kongreß, der am 4. Oktober in Campidoglio eröffnet werden soll, eingelaufen sind. Unter den Angemeldeten sind 100 Italiener, 100 Deutsche, 100 Franzosen, 100 Engländer, der Rest von 200 vertheilt sich auf die anderen Länder. Die Japaner werden unter diesen am zahlreichsten sein. Unter Anderen werden an dem Kongreß theilnehmen 4 Indier, 1 Perser, 1 Armenier, 5 Araber und 1 Drusen-Emir. Als Ehrenvorsitzender wird der Senator Graziadio Ascoli vorgeschlagen. Bereits sind 150 Mittheilungen eingelaufen, darunter viele von anerkannt bedeutenden Orientalisten.

* Der am 7. Juni d. J. zu Honnef verstorbene Rentner Otto Hölterhoff hat die Universität Bonn zu seiner Universalerbin über sein bedeutendes, annähernd 1½ Mill. Mark ausmachendes Vermögen eingesetzt. Eigenthümlich sind die Bestimmungen über die Verwendung des Geldes. Es soll auf dem dem Erblasser gehörigen Grund und Boden zu Honnef, und zwar an einem der schönsten Punkte desselben, ein „Damenheim“ errichtet werden, in welchem zwölf Damen der höheren Stände evangelischen Bekenntnisses Aufnahme finden sollen. Sechs dieser Damen sollen Töchter von Professoren, Dozenten, Kuratoren und Richtern der Universität Bonn sein. Auch die übrigen müssen bürgerlichen Familien der höheren, gebildeten Stände, dem höheren Handels-, dem Beamten-, geistlichen und Offizierstande angehören. Das Alter der Damen soll beim Eintreten in das Stift nicht unter 30 und nicht über 40 Jahre betragen. Bewerberinnen, die durch Geburt oder längeren Aufenthalt den Rheinlanden oder Hessen-Nassau angehören, werden bevorzugt; verheirathete oder verheirathet gewesene Damen sind ausgeschlossen. Bedürftigkeit der Bewerberinnen ist in keiner Weise zur Voraussetzung gemacht, doch sollen in Rücksicht auf die oft so schwer um ihre Existenz ringenden Frauen bei sonst gleichen Verhältnissen Damen mit einem Einkommen unter 1500 M. solchen mit einem höheren vorgezogen werden. Endlich haben die aufzunehmenden Damen einen Lehrkursus in einer bewährten Lehranstalt für Haushaltungsschulen, wie zum Beispiel dem Letteverein in Berlin, durchzumachen. Das Damenheim gewährt seinen Insassen freie Wohnung, bestehend in einem eigenen Wohn- und in einem eigenen Schlafzimmer, einem Baarzuschuß von jährlich 600 Mark, steigend bis zu 1000 M., sowie ganz freien Unterhalt. Mit dem Damenheim soll eine Haushaltungsschule für „Mädchen aller christlichen Konfessionen aus dem Volke“ verbunden werden. „Da ich der Meinung bin“, heißt es im Testament weiter, „daß ein einmüthiges, harmonisches Zusammenleben der Stiftsdamen, welches ich so gern gewährleistet sähe, sich leichter ermöglichen wird, wenn dieselben ein und derselben Konfession angehören, so habe ich die Bestimmung getroffen, daß die im Stift wohnenden Damen der evangelischen Konfession, zu der ich selbst mich bekenne, angehören sollen. Andrerseits liegt es keineswegs in meiner Absicht, die der katholischen Konfession angehörenden Damen aus den Kreisen der Bonner Universität von der Stiftung überhaupt auszuschließen. Für diese Damen — nicht aber auch für die anderer Berufskreise — stifte ich daher sechs Präbenden, eine jede mit 1200 M. Jahresbetrag und alle fünf Jahre um 100 M. bis zum Höchstbetrage von 1600 M. steigend. Aus den Ueberschüssen der Stiftungseinkünfte sind talentvollen und verdienten Privatdozenten der juristischen und philosophischen Fakultät der Universität Bonn Stipendien in Höhe von je 2500 M. zu zahlen.

* Ueber die Boje Andrée's, die auf der Nordseite von König Karls-Land aufgefunden wurde, telegraphirte Kapitän Ask dem „Aftonbladet“ noch folgendes: Die Boje wurde zwischen Cape Dickson und North East Point gefunden. Die Boje war offen. Die Schraubenwindungen schienen seit langem nicht gebraucht zu sein. Aus dem Rohr fiel Sand und dazwischen etwas, was Ueberresten von Papier ähnelt. Außer der Jahreszahl 1896 und „Andrée's Polarexpedition“ fand man keine Nummer — auch nicht eine Flagge. Die Länge der Boje ist 65 cm. Ein nördlicher Wind gegen Land zwang den Kapitän, abzusegeln, ohne vorher das Ufer näher untersucht zu haben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 331. Bukowina, Heft 14. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hofbuchhandlung. — Anton Maier: Otto von Wittelsbach. Op. 80. Klavierauszug. Quedlinburg (Prov. Sachsen), Chr. Fr. Vieweg. — Ernst v. Dombrawski: Der Feldhase, dessen Naturgeschichte, Hege und Jagd. Eine Monographie; Die eingefriedete Wildbahn als Ideal eines Hochwildreviers in den Kulturländern. Eine jagdlichwirthschaftliche Studie. Cöthen (Anhalt), Paul Schettlers Erben 1898. — R. Beigel: Der Kampf um die Handelshochschule. (Randglossen zur modernen kaufmännischen Bildung.) Leipzig, Verlag der Handels-Akademie. — G. Hack: Was der Kaufmann vom Bürgerlichen Gesetzbuch wissen muß. III. Aufl. (Sammlung kaufmännischer Rechtsbücher.) Ebd. — Oskar Mysing: Der Emigrant. Historischer Roman in 3 Bänden. Berlin, Otto Janke 1899. — Franz Treller: Donna Manuela. Erzählung aus Argentiniens Bürgerkriegen. Ebd. 1899. — Erich Larsen: Entehrende Arbeit. Drama. Dresden u. Leipzig, E. Pierson 1900. — B. A. Betzinger: Güterrechtstabelle zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Vergleichende Uebersicht der sechs ehelichen Gütersysteme des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Karlsruhe, J. Lang 1899.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 28. September. Nummer 221.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Schweizerisches Strafrecht.

### I.

Vor etwas mehr als 50 Jahren hat v. Kirchmann die Frage aufgeworfen, ob die Jurisprudenz eine Wissenschaft sei und hat sie verneint. Nicht ganz mit Unrecht; denn was wissen wir vom Rechte? Daß unser positives Recht dem idealen Rechte entspreche, daß es gerecht sei, das können wir im besten Falle glauben, aber nicht wissen (Gesetzeskenntniß ist noch keine Wissenschaft), und wenn der Gelehrte oder der Richter aus den Sätzen des positiven Rechts alle möglichen und zuweilen auch unmöglichen Folgesätze herausspinnt, so ist eine solche Dogmatik des Rechts jedenfalls eine ziemlich kümmerliche Wissenschaft. Gegenstand unsres Wissens sind nur die Vorstellungen, die sich frühere Zeiten vom Recht gemacht haben — Rechtsgeschichte — und die Vorstellungen, die sich andere Völker vom Recht machen — vergleichende Rechtswissenschaft. Wenn wir finden, daß ein Rechtssatz „immer und überall“ gegolten habe und gelte, so dürfen wir unsern Glauben an die Wahrheit des Satzes für begründet halten; und läßt sich auch dieses semper et ubique in aller Strenge kaum für einen Rechtssatz nachweisen, so ist doch das Forschen in der einen und der anderen Richtung nicht unfruchtbar: Die Wahrscheinlichkeit, daß wir den „rechten Glauben“ haben, ist um so größer, je mehr wir einer verhältnißmäßigen Gemeingültigkeit eines Rechtssatzes begegnen.

Hat sich lange Zeit in Deutschland die Rechtswissenschaft hauptsächlich mit der Rechtsgeschichte beschäftigt, so kommt in der Gegenwart immer mehr die mindestens ebenso fruchtbare vergleichende Rechtswissenschaft zur Geltung. Für den Theoretiker, den Rechtsphilosophen mag es am anziehendsten sein, das Recht entfernter Völker mit unserm Recht zu vergleichen; der Praktiker, der Gesetzgeber wird sein Interesse hauptsächlich dem Rechte der benachbarten, insbesondere der stammverwandten Völker zuwenden: bei ihnen werden wir am ehesten finden, was auch für uns zweckmäßig ist. Das trifft vor allem gegenüber der Schweiz zu, einem Staatswesen mit Bürgern überwiegend deutschen Bluts und deutscher Sprache, das, wie Deutschland, einen Bundesstaat bildet, innerhalb dessen sich Centralisten und Partikularisten gegenüberstehen und in dem es auch an konfessionellen und kirchlichen Gegensätzen nicht fehlt, während es andererseits nicht ohne Interesse ist zu beobachten, wie sich die Verschiedenheit der Staatsform — Monarchie und Republik — in der Rechtsentwicklung bemerkbar macht. So dürfte es gerechtfertigt sein, den Vorgängen, die sich zur Zeit in der Schweiz auf dem Gebiet des Strafrechts abspielen, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums zuzuwenden; das deutsche Strafgesetzbuch steht demnächst fast unverändert 30 Jahre in Kraft: das ist in unsrer schnelllebigen Zeit ein ziemlich langer Zeitraum und es wird nicht allzulange dauern, bis auch hier der Ruf nach Reform sich Gehör verschafft.

Die Schweiz besitzt zur Zeit fast so viele Strafgesetzbücher wie Kantone; fast so viele: denn zwei und ein halber Kanton besitzen überhaupt kein codifizirtes Strafrecht. Inhaltlich gehen die Strafgesetzbücher zum Theil weit auseinander und so ist es sehr begreiflich, daß das Verlangen nach einem einheitlichen Strafrecht gestellt worden ist und seiner Erfüllung entgegen geht. — Schon in den Jahren 1892 und 1893 hat Professor Carl Stooß in Bern (jetzt in Wien) im Auftrag des schweizerischen Bundesraths ein vorbereitendes Werk veröffentlicht: „Die Grundzüge des schweizerischen Strafrechts, vergleichend dargestellt.“ Im Jahre 1894 erschien von demselben Verfasser, wiederum im Auftrag des Bundesraths verfaßt, ein vollständiger Vorentwurf des schweizerischen Strafgesetzbuchs mit Motiven, nachdem schon im Jahre 1893 bezüglich eines die allgemeinen Bestimmungen über die „Verbrechen“ umfassenden Vorentwurfs des Verfassers Professor Wach (Leipzig) auf Ersuchen des Bundesraths sein Gutachten dahin abgegeben hatte, daß dieser Entwurf „in hohem Grade geeignet erscheine, die Grundlage für die Abfassung eines schweizerischen Strafgesetzbuches zu bilden.“ Das eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement berief darauf eine aus namhaften Professoren, Richtern, Rechtsanwälten und Gefängnißvorstehern zusammengesetzte Expertkommission zur Prüfung jenes Vorentwurfs, deren Verhandlungen (zwei Bände) nebst dem auf Grund ihrer Beschlüsse neuredigirten Entwurf im Jahr 1896 im Druck erschienen sind. — Ein wichtiger Schritt zur Förderung (zugleich aber auch zur Beschränkung) der Rechtseinheit ist durch den Volksbeschluß (Referendum) vom 13. November 1898 erfolgt, wodurch der Bund zur Gesetzgebung auf dem Gebiete des ganzen Zivilrechts und des Strafrechts für befugt erklärt wird, während die Organisation der Gerichte, das gerichtliche Verfahren, die Rechtsprechung und der Strafvollzug im bisherigen Umfang den Kantonen verbleiben; bezüglich des Strafvollzugs ist dies nicht ausdrücklich gesagt, aber es ergibt sich aus der Bestimmung, daß der Bund (nur) „befugt sein soll, den Kantonen zur Errichtung von Straf-, Arbeits- und Besserungsanstalten und für Verbesserungen im Strafvollzug Beiträge zu gewähren“. Selbst derartige Anstalten zu errichten, ist er nicht berechtigt: ein Umstand, der einige wichtige Vorschläge des Vorentwurfs unausführbar zu machen droht. Nach demselben Volksbeschluß soll der Bund auch „befugt sein, sich an Einrichtungen zum Schutze verwahrloster Kinder zu betheiligen“.

Bei der Feststellung des Entwurfs ist, wie wir gesehen haben, zwar nicht ganz im Sinn des Generals v. Boyen verfahren worden, der für gesetzgeberische Arbeiten das sehr verständige Verlangen gestellt hat, daß „Versammlungen nur immer über die leitenden Grundsätze berathen und

Digitized by Google

wenn diese feststehen, die Redaktion ohne kleinliche Einmischung einem Einzelnen überlassen" sollen; die aus 15 bis 18 Mitgliedern bestehende Expertenkommission hat sich auch mit den Einzelheiten des Entwurfs befaßt, aber doch ist dessen Ausarbeitung einem Mann übertragen worden, der, Theoretiker und Praktiker zugleich (er war längere Zeit Oberrichter in Bern), hiezu besonders berufen war, und der Kommission ist nachzurühmen, daß sie bei ihrer Prüfung sich von allzugroßer Amendirungssucht ziemlich freigehalten und den Charakter des Entwurfs als eines einheitlichen volksthümlichen Werkes nicht beeinträchtigt hat. Manche der von ihr beliebten Aenderungen wären allerdings wohl besser unterblieben; so ist es schwerlich gerechtfertigt, als Kindsmord auch die Tödtung des *ehelichen* Kindes durch die Mutter, „während sie noch unter dem Einfluß des Geburtsvorganges steht", zu behandeln und auffallend ist es, daß der Richter, der das Recht beugt, der „parteiisch urtheilt", nur dann bestraft werden soll, wenn er es infolge von Bestechung thut; eine allgemein gehaltene Strafandrohung, so wurde geltend gemacht, könnte, besonders in politisch bewegten Zeiten, gefährlich werden und der Beweis, daß ein Richter parteiisch geurtheilt habe, werde selten geführt werden können. Sollte jene Gefahr in einer Republik größer sein als in einer Monarchie? und wie, wenn dieser schwierige Beweis doch einmal geführt wird? Immerhin wird in einer Republik die Gefahr, daß ein Richter aus Gefälligkeit gegen Machthaber oder ähnlichen Gründen parteiisch urtheile, geringer sein als in einer Monarchie.

Ich habe den Stooß'schen Vorentwurf als ein volksthümliches Werk bezeichnet. Das gilt namentlich in formeller Beziehung, für die Sprache. Eine populäre Sprache ist besonders für ein schweizerisches Strafgesetzbuch nothwendig, dessen Anwendung vielfach in den Händen von Laien liegt: in erster Instanz urtheilt häufig nur ein nicht rechtsgelehrter Richter. Freilich ist auch für ein Land mit Berufsrichtern eine solche Sprache des Gesetzbuchs wünschenswerth, die echt populäre Sprache im Sinne *Savigny's* (Beruf unsrer Zeit ꝛc.), wodurch „die Hohen befriedigt werden, während auch dem Geringen alles klar ist". Diese Art von populärer Sprache darf dem ursprünglichen wie dem jetzt vorliegenden Vorentwurf nachgerühmt werden. Definitionen, die häufig unvollständig und, wenn erschöpfend, häufig nichtssagend sind, sind, wo immer möglich, vermieden, die allgemeinen Bestimmungen werden zwar den Schulgelehrten nicht immer befriedigen, aber sie sind gemeinfaßlich, die Thatbestände der einzelnen Verbrechen präzis, wenn ich so sagen darf: möglichst anschaulich gefaßt. Als Beispiel sei die Bestimmung über Brandstiftung angeführt: „Wer vorsätzlich *eine Feuersbrunst verursacht*, wird mit Zuchthaus bestraft"; dagegen das deutsche Strafgesetzbuch: „Wegen Brandstiftung wird mit Zuchthaus bestraft, wer vorsätzlich (ein Gebäude ꝛc.) *in Brand setzt*." In den Kommentaren kann man nachlesen, wie viel Scharfsinn schon aufgewendet worden ist, um zu bestimmen, wann ein Gebäude „in Brand gesetzt" sei, wie groß ein Strohhaufen sein müsse, um Gegenstand einer Brandstiftung sein zu können u. s. f.; derartige Untersuchungen werden hinfällig gegenüber der einfachen Bestimmung des schweizerischen Entwurfs. (Auffallend dürfte es gegenüber der sonst durchweg herrschenden populären Sprache des Entwurfs nur erscheinen, daß dieser aus dem deutschen Strafgesetzbuch das hölzerne Thatbestandsmerkmal des Betrugs: „Vorspiegelung falscher oder Verheimlichung wahrer Thatsachen" herübergenommen hat; eine Behauptung, nicht aber eine Thatsache kann falsch sein; wer die Richtigkeit einer thatsächlichen Mittheilung nachdrücklich betonen will, der sagt: „Das ist Thatsache", und niemals: „Das ist eine wahre Thatsache"; warum nicht kürzer und besser: „wer durch Lügen oder durch Unterdrücken der Wahrheit täuscht ꝛc.?")

Mit dem gerühmten Vorzug der Sprache hängt aufs engste eine andere Eigenschaft des Entwurfs zusammen, die ich für meine Person nicht anstehe, gleichfalls als einen großen Vorzug zu betrachten, während sie freilich in den Augen vieler deutschen Theoretiker und Praktiker dem Entwurf nicht zur Empfehlung dienen wird. Bei der Erörterung über die von ihm empfohlene, nachher noch zu besprechende Maßregel der „Verwahrung" hat Prof. Stooß in der Verhandlung der Expertenkommission gesagt: „Wenn ich mich auf eine Autorität berufe, so ist es nicht die Theorie, sondern *die höchste Instanz, die ich kenne, der gesunde Menschenverstand*." Und mit dieser Auffassung der Aufgabe des Gesetzgebers hängt eng zusammen eine andere Erklärung, die der Verfasser in der Kommission gegenüber der Bemängelung, daß im Entwurf die Kontinuität mit den bestehenden Gesetzgebungen nicht gehörig gewahrt sei, dahin abgegeben hat: „Wer ein selbständiges und einheitlich gedachtes Gesetzbuch schaffen will, soll sich zwar allerdings über den bestehenden Gesetzeszustand Rechenschaft geben.... Dagegen halte ich es für verfehlt, bei der Ausarbeitung eines Gesetzes den Text anderer Gesetzgebungen stets vor Augen zu haben und zu prüfen, was dem einen oder anderen Gesetz etwa entnommen werden könnte." Die Aufgabe, die sich der Verfasser des Entwurfs hienach gestellt hat: ein einheitliches Werk zu schaffen, das vor dem gesunden Menschenverstand bestehen kann, ist meines Erachtens annähernd gelöst; soweit es nicht der Fall ist, trifft die Schuld nicht sowohl den Verfasser als die Verhältnisse. Unsrer deutschen Rechtsanschauung entsprechen zum Beispiel die mehrfachen Beschränkungen des Wahrheitsbeweises im Fall übler Nachrede zum größten Theil nicht; die Bestimmung, daß strafbare Handlungen nur durch Strafurtheil erwiesen werden können, wäre gegenüber dem Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft in Deutschland sehr bedenklich. Die Beschränkungen stellen eine der Rechtsanschauung der romanischen Kantone gemachte Konzession dar. Nachahmungswerth ist dagegen die Bestimmung, daß der Richter den Thäter straffrei lassen *kann*, wenn er „das, was er nachgeredet oder verbreitet hat, aus verzeihlichem Irrthum für wahr gehalten hat und es vor dem Richter förmlich als unwahr zurückzieht". Hier wie anderwärts ist dem verständigen Ermessen des Richters ein beträchtlicher Spielraum gewährt. Der angeführten Tendenz entsprechen insbesondere auch die Bestimmungen des Entwurfs über Unzurechnungsfähigkeit („Wer zur Zeit der That geisteskrank oder blödsinnig oder bewußtlos war, ist nicht strafbar") und über die als unbeschränkter Strafmilderungsgrund anerkannte verminderte Zurechnungsfähigkeit. Dem gesunden Menschenverstand fallen freilich manche der schönsten Kontroversen der deutschen Strafrechtswissenschaft zum Opfer. Auch hier einige Beispiele. Wie viel Papier ist bei uns schon verschrieben worden über den Unterschied zwischen realer und idealer Konkurrenz und welche Mühe haben unsre Gerichte jahraus jahrein auf die Rechenexempel zum Zweck der Feststellung einer Gesammtstrafe bei reeller Konkurrenz aufzuwenden! Der Stooß'sche Entwurf (in der wenig veränderten Fassung der Kommission) macht dem ein Ende durch die kurze Bestimmung: „Hat Jemand durch eine oder mehrere Handlungen mehrere Freiheitsstrafen verwirkt, so verurtheilt ihn der Richter zu der Strafe des schwersten Verbrechens und erhöht dieselbe angemessen." Ein anderes Beispiel: worin liegt der Unterschied zwischen Mord und Todtschlag? Nach dem deutschen Strafgesetzbuch soll es darauf ankommen, ob der Thäter die Tödtung mit Ueberlegung oder nicht mit Ueberlegung ausgeführt hat. Den Geschworenen den Begriff der Ueberlegung klar zu machen,

Digitized by Google

ist erfahrungsgemäß sehr schwer: heute wird ein Mörder wegen Todtschlags, morgen ein Todtschläger wegen Mordes verurtheilt. Nach dem leicht faßlichen schweizerischen Entwurf liegt Mord vor, wenn der Thäter „aus Mordlust, aus Habgier, unter Verübung von Grausamkeit, heimtückisch oder mittelst Gift, Sprengstoffen oder Feuer oder um die Begehung eines anderen Verbrechens zu verdecken oder zu erleichtern, vorsätzlich tödtet. Endlich noch einen Fall aus dem Kapitel „Uebertretungen". Die Urtheile wegen groben Unfugs bilden keinen Ruhmestitel für die deutsche Rechtspflege, woran freilich weniger das Gesetz als die Richter die Schuld tragen. Der schweizerische Entwurf macht solche Urtheile unmöglich, indem er nur denjenigen mit Strafe bedroht, der „die öffentliche Ruhe durch Lärm oder Geschrei stört" oder „die Bevölkerung oder Theile derselben durch falsche Gerüchte, Alarmzeichen oder ähnliche Handlungen absichtlich ängstigt oder erschreckt". Der statt „erschreckt" ursprünglich gebrauchte Ausdruck „beunruhigt" wurde vom Verfasser selbst beseitigt, wobei übrigens er und die Kommission so höflich waren, sich jeder Anspielung auf die famosen „psychischen Beunruhigungen" gewisser deutscher Strafurtheile zu enthalten.

Sehr eingehend sind sowohl in den „Grundzügen" und im Entwurf, als auch in den Verhandlungen der Expertenkommission die Strafen und der Strafvollzug behandelt. Bei den Bestimmungen über die Strafen wird stets die Ansicht des Gesetzgebers über Grund und Zweck der Strafe eine große Rolle spielen. Der Entwurf hält sich hier von doktrinärer Einseitigkeit fern: es kommt einerseits die Vergeltung und Abschreckung, andrerseits die Besserung zu ihrem Recht. Der Besserungszweck tritt in den Vordergrund bei den Bestimmungen über die jugendlichen Verbrecher. Kinder unter 14 Jahren sollen überhaupt nicht strafrechtlich verfolgt, sondern je nach ihrem moralischen Zustand entweder der Verwaltungsbehörde zur Versorgung (namentlich in den für solche Zwecke in der Schweiz bestehenden zahlreichen Anstalten) überwiesen oder von der Schulbehörde mit Verweis oder Schularrest bestraft werden, welch letztere Bestimmung, allerdings ohne Erfolg, bei den Berathungen der Expertenkommission als ein Eingriff in die kantonale Selbständigkeit angefochten wurde. Junge Leute zwischen 14 und 18 Jahren, die eine als Verbrechen bedrohte That begehen, sollen zunächst „auf ihre sittliche und geistige Reife", auf ihre Entwicklung nach Verstand und Charakter geprüft werden. Ergibt sich hiebei, daß der Thäter in dieser Beziehung auf der Stufe eines Kindes unter 14 Jahren zurückgeblieben ist, so wird er wie ein solches behandelt; ergibt sich, daß er höher entwickelt ist, so kommt es darauf an, ob er „andauernder strenger Zucht bedarf" oder nicht: wenn nicht, so wird er mit Verweis oder mit Einzelhaft von drei Tagen bis drei Monaten bei angemessener Beschäftigung bestraft, wenn ja, so wird er je nach dem Grad seiner Bösartigkeit oder Verkommenheit — mit der Möglichkeit vorläufiger Entlassung und Stellung unter „Schutzaufsicht" — für 1—6 Jahre in eine Besserungsanstalt oder für 3—15 Jahre in eine Verwahrungsanstalt für jugendliche Verbrecher verwiesen, wo aber eine solche Anstalt nicht besteht, mit der gesetzlichen Strafe belegt, wobei die Jugend Strafmilderungsgrund ist. („Mildernde Umstände" im Sinne unsres Gesetzes kennt der Entwurf nicht, sondern nur bestimmte Strafmilderungsgründe; daneben sind die Strafrahmen bei den einzelnen Verbrechen so weit, daß der schweizerische Laienrichter, der sich als Träger eines Stückes Volkssouveränität fühlt, kaum in Versuchung kommen kann, sich über das ihm zu hart dünkende Gesetz wegzusetzen.)

Neben der Verwahrungsanstalt für jugendliche Verbrecher nimmt der Entwurf eine solche auch für unverbesserliche erwachsene Gewohnheitsverbrecher in Aussicht: solche Verbrecher sollen unter bestimmten gesetzlich normirten Voraussetzungen auf Antrag des Gerichts, das über das zuletzt verübte Verbrechen erkannt hat, statt des ordentlichen Strafvollzugs durch Beschluß einer zu schaffenden Bundesbehörde auf mindestens 10, höchstens 20 Jahre unter Anhaltung zu strenger Arbeit in einer besonderen Anstalt verwahrt werden können. Der Vorschlag, der in erster Linie bezweckt, solche Verbrecher unschädlich zu machen, ist in der Expertenkommission und auch, namentlich um dieses Zweckes willen, in dem angeführten Gutachten von Wach beanstandet worden. Die Maßregel ist zweifellos hart, aber ich glaube, daß Stooß sich den Bedenken gegenüber mit Recht auf den gesunden Menschenverstand beruft. Auch wer an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, wird doch nicht läugnen können, daß es unverbesserliche Gewohnheitsverbrecher gibt, Verbrecher, von denen wir mit der auf Erden überhaupt möglichen Gewißheit sagen können, daß sie, aus dem Zuchthaus entlassen, sofort wieder ein Leben beginnen werden, das sie ins Zuchthaus zurückführt. Was soll mit solchen Menschen geschehen? Deutschland kann sich allenfalls, zumal seit Erwerbung der Carolinen mit Deportation helfen, der Schweiz steht dieses Mittel nicht zu Gebot. Daß der Willkür der Verwaltung ein zu großer Spielraum gewährt sei, läßt sich nicht behaupten, da die Verwahrung nur auf Antrag des Gerichts erfolgen kann. Und was die Härte der Maßregel angeht, so wird es ja dem Verbrecher immerhin willkommen sein, wenn er zwischen zwei Zuchthausstrafen von fünf Jahren auch nur ein paar Wochen oder Tage die Luft der Freiheit athmen darf; aber ist die menschliche Gesellschaft schuldig, ihm diesen Genuß zu gönnen, wenn er ihn nur zur Verübung neuer Verbrechen benutzen wird? Wenn der Staat, wie es der Entwurf will, darauf verzichtet, den schwersten Verbrecher durch die Todesstrafe ganz unschädlich zu machen, so folgt daraus doch nichts gegen die Zulässigkeit, schwere Verbrecher wenigstens auf lange Zeit unschädlich zu machen, zumal der Entwurf wenigstens bei der erstmaligen Verwahrung die Möglichkeit vorläufiger Entlassung vorsieht. Viel eher als die Verwahrung möchte ich die vom Entwurf neben diesem Institut in Aussicht genommenen sehr strengen Rückfallstrafen beanstanden, denn im Grund ist es doch nichts anderes als die relative Unverbesserlichkeit des Thäters, womit solche Strenge gerechtfertigt werden kann; also: das Eine oder das Andere, und wenn wir zwischen zwei Mitteln die Wahl haben, lieber das wirksamere — wobei aber zu beachten ist, daß nicht jeder Rückfall eine Vermuthung der Unverbesserlichkeit begründet. Das Maximum der für die einzelnen Verbrechen, namentlich für den in erster Linie in Betracht kommenden Diebstahl angedrohten Strafen ist hoch genug (beim Diebstahl höher als in Deutschland), um auch beliebige Vorstrafen angemessen berücksichtigen zu können. Zudem dürfte die Vorschrift, daß beim (allgemeinen) Rückfall die an sich verwirkte Strafe um die Hälfte zu erhöhen sei, von kaum mehr als theoretischem Werth sein: der Richter wird erwägen, welche Strafe für diesen schon oft bestraften Thäter angemessen sei, und zerlegt dann, um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen, die anzusetzende Strafe in zwei Theile. Die Maßregel der Verwahrung jugendlicher wie erwachsener Verbrecher wäre also m. E. sehr zu billigen; aber nachdem, wie oben bemerkt, die Rechtseinheit sich nicht auf Strafvollzug und Gefängnißwesen erstreckt, erscheint sie kaum ausführbar; die einzelnen, namentlich die kleinen Kantone können keine eigenen Verwahrungsanstalten errichten (schon die nach dem Entwurf obligatorische Erbauung eigener Zuchthäuser neben und getrennt von den Gefängnissen wird Schwierigkeiten genug bereiten), und die Durchführung der Maßregel im einzelnen Fall kann man doch nicht davon abhängen lassen, ob der Kanton

Digitized by Google

des urtheilenden Gerichts eine Anstalt für sich oder zusammen mit anderen besitzt. In Deutschland würde eine derartige Maßregel wohl eher ausführbar sein. Dieselbe Schwierigkeit, wenn auch in erheblich geringerem Umfang, steht der Durchführung der an sich sehr zweckmäßigen Bestimmung entgegen, wonach der Richter, „wenn ein Verbrechen auf Liederlichkeit oder auf Arbeitsscheu des Thäters zurückzuführen ist, den Schuldigen statt oder neben der Gefängnißstrafe für die Zeit von 1—3 Jahren in eine Arbeitsanstalt verweisen kann“, wogegen, wiederum sehr verständig, die Stellung unter Polizeiaufsicht, die weniger Verbrechen verhindert als veranlaßt, vom Entwurf abgelehnt ist. Als eine Art von Nebenstrafen, die aber wesentlich Maßregeln vorbeugender Art sind, läßt der Entwurf in den geeigneten Fällen Wirthshausverbot und Einweisung in eine Trinkerheilanstalt durch den Richter zu; ersteres wäre auch für Deutschland oft genug angezeigt, aber leider in unsern vielen Großstädten und darum ohne Rechtsungleichheit überhaupt nicht durchführbar.

G. Pfizer.

---

## University extension in Hamburg.

Seit Jahren beschäftigt die öffentliche Meinung in Hamburg das Projekt einer Universitätserrichtung. Das Problem hat zweifellos viel Verlockendes für sich. Die reichen Mittel, die Hamburg zu Gebote stehen, würden die Heranziehung außerordentlicher wissenschaftlicher Kräfte und die Gründung glänzender, mustergültiger Institute ermöglichen. Das neue allgemeine Krankenhaus in Eppendorf, in dem nach den Angaben des hochverdienten, jetzt in Leipzig wirkenden Professors Curschmann zum erstenmal in Deutschland das Pavillonsystem durchgeführt worden ist, zählt eine stattliche Reihe hervorragender Aerzte; die mineralogischen, botanischen, zoologischen, chemischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Institute des Staats sind reich dotirt und von Gelehrten von Ruf geleitet. Die deutsche Seewarte ist die Zentralstelle für meteorologische Forschungen und ihr Direktor, Geheimrath Neumayer, hat die Anstalt auf eine bemerkenswerthe Höhe gebracht. Die öffentlichen Bibliotheken enthalten große Bücherschätze; die Theologica der Stadtbibliothek und die in Deutschland einzig dastehende juristische und volkswirthschaftliche Sammlung der Kommerzbibliothek würden den Studirenden werthvolle Dienste leisten. Für eine ausreichende Vorbildung sorgen die zwei Gymnasien, von denen das alte Johanneum als humanistisches Mustergymnasium bekannt ist, und das Realgymnasium; und schließlich würde der unermeßliche Reichthum der Hamburger Privaten, dem unsre von Lichtwark geleitete Kunsthalle schon so viel verdankt, dafür sorgen, daß große Stiftungen für Studien- und Stipendienzwecke auch der Universität zufallen werden. — „Also an Mitteln fehlt es nicht.“

Wenn nun in Hamburg das Projekt einer alma mater Hamburgensis noch nicht durchgeführt ist, sondern auf starken Widerspruch stößt, so liegen die Ursachen dafür auf verschiedenen Gebieten: Einmal ist nicht zu leugnen, daß das geistige Leben in Hamburg, wenn es natürlich auch große Fortschritte gemacht hat, noch heute auf relativ tiefem Niveau steht. Die Bestrebungen Lichtwarks z. B. zeigen das. Die Versuche zur künstlerischen Erziehung des Geschmacks haben fast nur in den Kreisen der Lehrerschaft und weniger anderer gebildeter Männer Beifall und Förderung gefunden; die „Upper-Ten“ halten sich davon fern. Ein anderer Grund ist der: Hamburg ist eine Handelsstadt κατ' ἐξοχήν; kein Venedig des Cinquecento, sondern eine Stadt, in der materielle Interessen zweifellos herrschend sind. Kunst und Wissenschaft werden nicht als Bedürfniß, sondern als Luxus empfunden. Die Gymnasien dienen zur Vorschule für die spätere Beamtenlaufbahn; daß junge Hamburger sich den Geisteswissenschaften widmen, kommt verhältnißmäßig selten vor. Auch eine Universität konnte hier wenig ändern. Sie würde nur den kleinen Nachbaruniversitäten Kiel, Göttingen, Rostock und Greifswalde schwer schaden. Eine Universität in Hamburg ist kein Bedürfniß, sondern sie wäre ein Luxus. Und die Hamburger sind trotz ihrer Generosität noch nicht auf die Höhe der Erkenntniß gelangt, daß man unter Umständen auch fremden Luxus unterstützen müsse.

Doch eine andere Aufgabe, die zugleich kulturell und sozialpolitisch von eminenter Bedeutung ist, hat die Hamburgische Oberschulbehörde, an deren Spitze R. Hoche, ein Mann von außergewöhnlicher Thatkraft und seltenem Organisationsgeschick, steht, richtig erfaßt und ganz einzigartig durchgeführt. Seit Jahren bestehen in Hamburg neben praktischen Uebungen für Aerzte, Predigt- und Schulamtskandidaten öffentliche Vorlesungskurse, die durchaus den Postulaten der „university extension“ entsprechen und geeignet sind, in den niederen Klassen der Bevölkerung Bildung zu verbreiten und dadurch den ethischen und kulturellen „standard of life“ zu erhöhen. Ich möchte ausführlicher das Programm der Volkshochschulkurse in Hamburg für das kommende Winterhalbjahr besprechen, weil ich in der Hamburger Einrichtung nicht mehr und nicht weniger erblicke, als die bisher glücklichste Lösung der sozialreformatorisch so wichtigen Frage der Volkshochschule.

Der Vollständigkeit halber seien zunächst die Ziffern für die Vorlesungen und praktischen Kurse für praktische Aerzte und wissenschaftlich Vorgebildete gegeben.

| | Zahl der Dozenten | Zahl der Kurse (Stundenzahl) |
|---|---|---|
| Theologie . . . . . . . . | 5 | 7 (—[1]) |
| Medizin (für prakt. Aerzte) | 25 | 26 (—[3]) |
| Bau- u. Ingenieurwissensch. | 2 | 2 (10) |
| Mathematik . . . . . . | 1 | 1 ( 8) |
| Astronomie und Nautik . | 3 | 5 (22[1]) |
| Physik . . . . . . . | 2 | 2 (—[1]) |
| Chemie . . . . . . . . | 6 | 6 (—[2]) |
| Geologie . . . . . . . | 1 | 1 (—[2]) |
| Zoologie . . . . . . . | 2 | 2 (—[2]) |
| Botanik . . . . . . . . | 3 | 5 (—[2]) |
| Pharmazie . . . . . . . | 2 | 3 (—[2]) |

Wichtiger für uns sind die Vorlesungen, die unter den Begriff university extension fallen: also Darstellungen wissenschaftlicher, künstlerischer und literarischer Fragen in populärer Darstellung. Diese Art der Vorträge hat sich in Hamburg aus kleinen Anfängen heraus gebildet. Schon seit Dezennien lasen Literaturhistoriker und Historiker über Kapitel aus der hamburgischen Geschichte über die Literatur Deutschlands und des Auslandes, meist vor einem Publikum von Damen. Erst das impulsive Aufblühen der Volkshochschulbewegung in England, Oesterreich und Deutschland hat unsre Oberschulbehörde zu einer Ausgestaltung des Vorlesungswesens veranlaßt, wie sie allerdings großartiger nicht gedacht werden kann. In dieser Thätigkeit liegt die ernsthafte Erfüllung einer sozialen Pflicht des Staates, und diese Aufgabe nicht von den starken Schultern des Staates auf die schwächeren von gemeinnützigen Vereinen abgewälzt zu haben, ist als bleibendes Verdienst unsrer hamburgischen Behörden anzuerkennen.

Bevor wir auf Einzelheiten eingehen, soll eine tabellarische Uebersicht über die vorgesehenen Vorlesungen gegeben werden:

| | Zahl der Dozenten | Zahl der Vorlesungen (Stunden in Parenthesen) |
|---|---|---|
| Theologie . . . . . . . . | 1 | 1 (1[4]) |
| Rechtswissenschaft . . . . | 6 | 5 (22) |
| Staatswirthschaft . . . . | 3 | 3 (18) |
| Philosophie . . . . . . | 2 | 2 (8 und 1[4]) |
| Geographie und Völkerkunde . | 4 | 4 (1[4]) |
| Geschichte . . . . . . . | 4 | 5 (37[5]) |
| Literatur . . . . . . . . | 7 | 8 (ca. 45) |
| Sprachwissenschaften . . . | 6[6] | 6 (—[5]) |
| Musik . . . . . . . . . | 2 | 2 (9) |
| Bildende Künste . . . . . | 5 | 8 (—[5]) |
| Kulturgeschichte . . . . . | 1 | 1 (4) |
| Medizin u. Hygiene (populär) | 5 | 6 (17) |

---

[1] nicht genau festgesetzt. [2] während des ganzen Semesters wöchentlich eine bis vier Stunden. [3] inkl. Kliniken. [4] wöchentlich das Semester hindurch. [5] nicht genau festzustellen. [6] inkl. der Praktika für Philologen.

Digitized by Google

Wichtiger, als diese bloßen Ziffern, sind Angaben über die Themata der Vorträge. Man hat vielfach bei den Volkshochschulvereinen die Wahrnehmung gemacht, daß es schwer war, Dozenten zu finden, die zu populärwissenschaftlichen Vorlesungen bereit oder geeignet waren; die Folge war, daß manche Gebiete der Wissenschaft in den Kursen der Vereine jahrelang unberücksichtigt bleiben mußten; so hat es z. B. meines Wissens in München bisher an kunstgeschichtlichen und bis vor kurzem auch noch an historischen Vorlesungen gefehlt. In Hamburg stellt der Staat die Mittel zur Verfügung, da, wo einheimische Kräfte fehlen, auswärtige Gelehrte zu berufen, um den Minderbemittelten die Gelegenheit zu bieten, von hervorragenden Männern der Wissenschaft Anregung und geistige Vertiefung zu erhalten. Auch in diesem Moment liegt der Beweis für die Berechtigung der Forderung, daß der Staat für die Fortbildung seiner Bürger aus eigenen Mitteln zu sorgen habe.

Die Theologie vertritt der Hauptpastor v. Broecker mit Vorträgen über die Weltanschauung des Christenthums. (Für Kandidaten der Theologie und des Predigtamts sind zahlreiche Vorlesungen über Homiletik, Kirchengeschichte, Ethik, Pädagogik und Hermeneutik angesetzt s. o.) In das Gebiet der Rechtswissenschaft gehören drei Vortragscyklen Hamburger Juristen über das neue Bürgerliche Gesetzbuch, Vorlesungen von Prof. Loening, Halle, über Grundzüge der Reichsverfassung, ferner Vorlesungen Hamburger Beamter über hamburgisches Staats- und Verwaltungsrecht, sowie „die Kriminalpolizei“ und ihre Hülfsmittel. — Ganz besonders gut ist das Fach „Staatswirthschaft“ vertreten. Prof. Dr. Lotz aus München behandelt ausgewählte Kapitel aus der Verkehrspolitik, Privatdozent Dr. Helfferich spricht über Geld- und Währungsfrage, der Direktor des Hamburger statistischen Bureaus, Dr. Koch, über Statistik der Wohnungsverhältnisse. Aus dem Gebiete der Medizin und Hygiene nenne ich Vorlesungen Hamburger Aerzte über Tropenhygiene und tropische Infektionskrankheiten, zur Wohnungsfrage in Hamburg, über Pocken und Impfung, zur Gesundheitspflege im Kindesalter, über Kleidung, Hautpflege, Bäder, über die Beulenpest, mit besonderer Berücksichtigung der Gefahr ihres Eindringens nach Europa und der Maßregeln zu ihrer Bekämpfung. Außerdem sind Vorlesungen über Bakteriologie, Desinfektion u. s. w. gleichfalls von hamburgischen Aerzten und Naturwissenschaftlern angekündigt. Philosophie behandeln Vorlesungen von Prof. Riehl, Halle, zur Einleitung in die Philosophie, und des geistvollen Hamburger Predigers Dr. Krause über Kants Kritik der praktischen Vernunft. Geographie und Ethnologie vertreten Kurse von Prof. Kirchhoff, Halle, über Wechselwirkung zwischen Ländern und Völkern; Dr. Schott über allgemeine Geographie von Deutschland; Prof. v. Luschan, Berlin, und Dr. Hagen, Hamburg, über ausgewählte Kapitel zur Völkerkunde.

Das Gebiet der Geschichte und Literaturgeschichte ist äußerst stark besetzt. Der ausgezeichnete Hamburger Historiker Professor Wohlwill spricht über deutsche Geschichte bis zum Untergang der Hohenstaufen und über Napoleon I. und die neuere Geschichtschreibung, Erich Marcks aus Leipzig über Deutschland unter dem alten Bundestage, Prof. Schäfer aus Heidelberg über die Beziehungen der Deutschen zur See, während der Direktor der Hamburger Stadtbibliothek, Prof. Eyssenhardt, Cäsars Ende behandelt. — Ferner werden folgende literargeschichtliche Kurse abgehalten: Prof. Wohlwill über deutsche Literaturgeschichte seit Schillers Tod und über Goethe's „Faust“ (zweiter Theil), Professor Erich Schmidt über Heinrich v. Kleist, Prof. Köster (Leipzig) über Gottfried Keller, Prof. Dr. Frhr. v. Berger (Wien) über Ursachen und Ziele der modernsten Literaturentwicklung, Prof. Litzmann (Bonn) über Ibsens Dramen, Prof. Wolff (Kiel) über Geschichte der deutschen Sprache seit dem Ausgang des Mittelalters im Zusammenhang mit der Kulturbewegung, Dr. Burg (Hamburg) über das Nibelungenlied. — Ueber die philologischen Vorlesungen und Praktika, die in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache abgehalten werden, zu sprechen, gehört nicht in den Rahmen dieser Ausführungen. Dagegen muß registrirt werden, daß über Musik zwei Kurse gehalten werden sollen: Dr. Behn (Hamburg) über Richard Wagners „Parsifal“ und der geschätzte Berliner Musikhistoriker Dr. Max Friedländer über den jungen Beethoven. — Die bildenden Künste sollen gleichfalls in den Kreis der Vorlesungen gezogen werden: Prof. Brinckmann, der Direktor des hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe, wird über die Geschichte des Geschmacks im 19. Jahrhundert, Alfred Lichtwark über Dresden, sowie über hamburgische Künstler vom 14.—19. Jahrhundert sprechen; derselbe wird noch weitere Einzelvorträge, sowie Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken halten. Dr. A. Warburg behandelt Leonardo da Vinci, Prof. Loeschcke aus Bonn spricht über „Thaten und Ziele der griechischen Kunst“, Privatdozent Dr. Goldschmidt (Berlin) über die Bildhauer der italienischen Renaissance. — Geheimrath Prof. Launhardt (Hannover) kündigt Vorträge über die Entwicklung der Naturwissenschaften und die Technik in ihren Wirkungen auf das gesammte Kulturleben an.

Damit ist die Liste der für das Wintersemester 1899/1900 angekündigten Vorlesungen, soweit sie unter den Begriff der „university extension“ fallen, erschöpft. Ich habe die einzelnen Lehrgegenstände absichtlich namhaft gemacht, weil ich, wie bereits betont, in der hamburgischen Einrichtung etwas mustergültiges und nachahmenswerthes begrüße. Die Auswahl der Themata ist durchaus zweckmäßig und erfüllt sämmtliche Anforderungen, die man zu stellen berechtigt ist. Die Namen der Dozenten bürgen für den Werth ihrer Leistung. Daß alle Wissenszweige, soweit sie sich populär darstellen lassen, berücksichtigt werden konnten, das ist nur bei einem staatlich fundirten Unternehmen möglich; die Volkshochschulvereine werden sich stets eine gewisse Beschränkung in der Anzahl der Kurse auferlegen müssen, aus finanziellen Erwägungen. Leider aber fehlt es auch in Hamburg an geeigneten Räumen. Die Vorlesungen werden in zahlreichen, in der Stadt zerstreut liegenden Auditorien abgehalten. Der Bau eines Volkshochschulgebäudes wäre in Hamburg wohl leicht zu ermöglichen; er wäre ein Zeichen dafür, daß die kleine Republik in Norddeutschland, deren Bevölkerung man wohl als „little nation of shopkeepers“ bezeichnet hat, in der Erkenntniß sozialer Aufgaben selbst solchen großen Staaten voraus ist, in denen — wenigstens nach ministeriellen Erklärungen — die Kulturaufgaben nicht leiden.

Die Vorlesungen in Hamburg werden sämmtlich unentgeltlich gehalten; der Zutritt ist von der Lösung einer Eintrittskarte abhängig, die auch zur Beschaffung statistischen Materials dienen muß. Bis jetzt waren die öffentlichen Volkshochschulkurse in Hamburg ein voller Erfolg. Ich habe bei den Vorträgen stets dichtgefüllte Auditorien und ein angeregtes, denkfreudiges Publikum aus allen Kreisen der Bevölkerung gefunden. Auch die Dozenten, soweit sie mit ihren Hörern in persönlichen Konnex getreten sind, sollen mit ihren Zuhörern vollkommen zufrieden sein.

Ich komme zum Schluß: Die Resultate der obigen Ausführungen scheinen mir in folgenden Sätzen zusammengefaßt werden zu dürfen:

1. Die Körperschaften (Staat, Kommune, oder Private) die sich die Veranstaltungen von Volkshochschulkursen zur Aufgabe gemacht haben, können nur dann auf Erfolg rechnen, wenn geeignete Lehrkräfte vorhanden sind, um auf allen Gebieten des Wissens in die unteren Schichten der Bevölkerung Aufklärung und Belehrung zu bringen.

2. Die Auswahl der Themata hat in erster Linie mit Rücksicht auf lokale Verhältnisse und besonders wichtige Zeitfragen von Technik, Wissenschaft und Kunst zu erfolgen.

3. Der Besuch der Volkshochschulkurse muß für das Publikum unentgeltlich sein; die Lehrkräfte müssen angemessen honorirt werden.

Digitized by Google

4. Unentgeltlicher Besuch ist nur denkbar, wenn der Staat die Veranstaltung von Volkshochschulkursen in die Hand nimmt. Der Staat, bezw. die Gemeinde ist verpflichtet, nicht nur die Fürsorge für verunglückte und invalide Arbeiter zu übernehmen, sondern sich auch der geistigen Fortbildung der Bevölkerung ohne Unterschied des Geschlechts anzunehmen. Die Uebernahme der Volkshochschule durch den Staat ist nichts weiter als der natürliche und im Interesse der Ausgleichung sozialer Gegensätze nothwendige Ausbau einer Sozialreform, die den Nachweis zu erbringen hat, daß eine Lösung der „sozialen Frage“ auf dem Boden unsrer geschichtlich begründeten Auffassung von dem Verhältniß zwischen Monarchie und Staat einerseits und Staatsbürgern andrerseits möglich und — was wichtiger ist — erwünscht ist.

Vielleicht wird Mancher in meinem Vorschlag, der aus der Betrachtung großartiger Einrichtungen erwachsen ist, etwas wie Sozialismus wittern. In Wahrheit liegt ihm kein Funken Sozialismus zugrunde. Doch selbst wenn die Verstaatlichung der höheren Volksbildung etwas sozialistisches sein sollte — ich glaube, wir könnten mit solchem Sozialismus zufrieden sein.

München. Paul Büsching.

---

## Der erste deutsche Archivtag.

♃ **Straßburg,** 26. Sept. Die Leitung des „Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“ hatte mit Ausschreiben vom Juni l. J. ihre diesjährige Generalversammlung auf 25. bis 28. September inklusive nach der Hauptstadt des „Reichslandes“ ausgeschrieben und zugleich bestimmt, daß derselben eine Zusammenkunft deutscher Archivbeamten vorausgehen solle. Vorgerückte Zeit und naßkalte Herbstwitterung ließen befürchten, daß die Theilnahme nur gering sein werde. Aengstliche Gemüther glaubten bereits ein Mißlingen des „Archivtages“ prognostiziren zu können. Glücklicherweise haben diejenigen recht behalten, welche die Sache thatkräftig in die Hand nahmen und mit verständnißvoller Opferwilligkeit in die richtigen Bahnen zu leiten wußten. Wohl 80 Herren aus allen deutschen Gauen — auch eine Dame — fanden sich am gestrigen Morgen in den Mauern des altehrwürdigen Argentoratum zu ernster Berathung wie froher Geselligkeit zusammen. Der geräumige Saal des Bezirksarchivs vermochte die Zahl der Festgäste kaum zu fassen. Punkt 9 Uhr eröffnete Archivdirektor Dr. Wiegand (Straßburg) als Mitglied des Ortsausschusses die Sitzung. Zum Präses derselben wurde durch Acclamation der Vorstand des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien, Direktor Dr. Winter, gewählt. Nachdem erst Dr. Wiegand in seiner Eigenschaft als „Hausherr“ die Erschienenen begrüßt und Oberregierungsrath Dominicus namens der Regierung das Gleiche gethan hatte, schritt man zur Erledigung des Programms. Archivdirektor Geheimrath Dr. v. Weech, der einen Vortrag „Ueber Archivinventare und deren Veröffentlichung“ zugesagt hatte, sah sich leider durch Unwohlsein an Einlösung seines Wortes verhindert. Als erster Redner sprach daher Dr. Wiegand „Ueber die wissenschaftliche Vorbildung des Archivars“. Seine Ausführungen, welchen mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht wurde, nahmen mehr als eine Stunde in Anspruch, riefen aber zugleich einen lebhaften Meinungsaustausch hervor, der deutlich zeigte, daß gerade auf diesem Gebiet die Ansichten erheblich auseinandergehen. Die Forderung vierjähriger Universitätsstudien in Geschichte, Jurisprudenz und Germanistik mit abschließendem Examen ist in Bayern seit 17 Jahren staatliche Vorschrift. Doch tritt dazu noch eine dreijährige Praxis mit Staatskonkurs, während Wiegand auf Art und Zeitumfang der letzteren weniger Gewicht zu legen geneigt ist. Reichsarchivrath Dr. Wittmann (München) machte die Kollegen darauf aufmerksam, daß die neue bayerische Archivbenutzungsordnung vom 28. Febr. 1899 (Gesetz- und Verordnungsblatt vom 2. März 1899, Nr. 9) alle begründeten Wünsche der Rechtsuchenden und Forscher zu befriedigen imstande sei und empfahl sie als nachahmungswerthes Muster; zugleich wies er darauf hin, daß außer Schweden und Dänemark kein zweiter Kulturstaat Europa's ähnlich freisinnige Bestimmungen getroffen habe wie Bayern, daß aber die beste Benutzungsordnung nur dann den erhofften Nutzen stiften könne, wenn das Publikum und die studierende Jugend in geeigneter Art durch Presse und Unterricht darauf aufmerksam gemacht würden; auch sei Vermehrung des Personals unbedingt nöthig, Verbesserung der sozialen und ökonomischen Lage der Beamten dringend wünschenswerth. Nach Wittmann behandelte Regierungsrath Dr. Ermisch (Dresden) die Frage, auf welche Weise Archive und Kurrentregistraturen des Staats in lebendigeren Zusammenhang gebracht werden könnten. Sein Wunsch ginge dahin, daß den Archivaren eine periodische Respizienz der Registraturen überhaupt zugestanden werden möchte. So richtig der Gedanke an sich erscheint, so nutzbringend sich dessen Realisirung erweisen dürfte, so sehr ist zu bezweifeln, ob sich die Stellen und Behörden jemals eine derartige Bevormundung gefallen lassen. Auch würde die Durchführung solcher Ideen ganz bedeutende Auslagen nach sich ziehen. All das kam bei der Debatte, die bis gegen Mittag währte, zur Sprache. — Man beschloß nun, eine Pause eintreten zu lassen, und besichtigte unter Führung Dr. Wiegands den Neubau des Bezirksarchivs, sowie dessen innere Einrichtung. Die Urtheile lauteten verschieden. Während Einzelne für das hiebei in Anwendung gelangte „Magazinsystem“ schwärmen, gibt es auch entschiedene Gegner desselben. Schreiber dieser Zeilen zählt zu den Letzteren. — Um 1 Uhr fand ein solennes Festessen im „Europäischen Hof“ statt, bei dem es an Toasten — der erste galt dem Reichsoberhaupt — nicht fehlte. Nach der Mahlzeit verfügte sich jung und alt in den herrlichen Lesesaal des prunkvollen Bibliothekgebäudes, wo Oberstabsarzt Dr. Schill (Dresden) seine epochemachende Erfindung, brüchige Dokumente durch Aufpinseln einer chemischen Lösung (Zapon) wieder festzumachen und zu erhalten, unter lebhaftem Beifall vorführte. Mit Besichtigung des reichen und hochinteressanten Stadtarchivs, wobei Archivar Dr. Winckelmann in liebenswürdigster Weise den Führer machte, schloß der offizielle Theil des Tages, der hoffentlich für Entwicklung des deutschen Archivwesens im fortschrittlichen Sinn einen Markstein bilden wird.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**Mondatlas,** entworfen nach den Beobachtungen an der Pia-Sternwarte in Triest von Joh. Nep. Krieger, Mitglied der Astronomischen Gesellschaft. I. Band. Mit 28 Tafeln und Ansicht der Sternwarte. Triest 1898. Im Selbstverlage des Verfassers. 20 S. gr. 4°). — Hr. Krieger, der früher in einem Vororte Münchens beobachtete, hat sein Observatorium unter den günstigeren Himmel des Adriatischen Meeres verlegt, von dessen dauernder Heiterkeit und Luftreinheit auch die bekannte Brenner'sche Sternwarte in Lussin-Piccolo fortwährend Zeugniß ablegt. Die ersterwähnte Anstalt liegt, der durch ein Bild erläuterten Beschreibung der Einleitung zufolge, auf einem Hügel im Süden Triests und ist reich mit allen für beschreibende Sternkunde und Astrophysik erforderlichen Instrumenten ausgestattet. Bekanntlich hat die Mappirung der unsern Augen zugänglichen Mondoberfläche in neuerer Zeit ganz gewaltige Fortschritte gemacht, indem zumal die Mondphotographie in Verbindung mit den genauen mikrometrischen Messungen, die von Weinek, Holden, Prinz u. A. auf das Photogramm angewendet werden, unsern Einblick in die Plastik der Reliefverhältnisse wesentlich vervollkommnet hat. Aber auch die zeichnende Methode, die unmittelbare Wiedergabe durch den Stift, wird immer ihre Bedeutung behalten, wenn es sich um die getreue Wiedergabe des feineren Details handelt, und wie sich dieser die älteren Selenographen und neuerdings wieder H. J. Klein mit Vortheil bedient haben, so hat sich auch Hr. Krieger veranlaßt gesehen, beide Arten der Reproduktion miteinander zu verbinden. Derselbe verkennt durchaus nicht den Werth des Lichtbildes, zollt vielmehr den einschlägigen Kartenwerken von Puiseux-Loewy und Gaudibert die volle Hochachtung, welche ihnen gebührt; gleichwohl hielt er es für angezeigt, nach dem von ihm ersonnenen Zeichenverfahren

Digitized by Google

einen neuen Mondatlas auszuarbeiten, welcher auf acht Lieferungen berechnet ist und von welchem die erste hier vorliegt. Gewünscht hätten wir allerdings, daß eben dieses Verfahren etwas genauer gekennzeichnet worden wäre, denn wenn man es auch nach seinen Früchten beurtheilen kann, so wäre doch eben deßhalb, weil diese Früchte gut sind, einige Orientirung über die Art ihrer Gewinnung wohl am Platze gewesen. Erwähnt sei, daß das treffliche Reinfelder'sche Okular im Refraktor des Autors mehr denn tausendmal vergrößert, und trotzdem ließ sich in der ruhigen Atmosphäre kein Erzittern des Mondbildes wahrnehmen, während fast natürlich mit der Unruhe des Mediums bei starker Vergrößerung auch die Unsicherheit der Umrisse eines weit entfernten Objekts zunimmt. Da der Verfasser viele Dinge gesehen hat, welche sich anderen Beobachtern zuvor entzogen hatten, so war er auch berechtigt, eine seit Riccioli allgemein geübte Sitte zu erneuern und eine Anzahl moderner Astronamen an die Mondscheibe zu versetzen, indem er deren Namen gewissen Terrainformen beilegte. Die Abbildungen dieses ersten Bandes zeichnen sich nun in der That durch große Anschaulichkeit aus, und vor allem wird man nicht leicht anderswo die launenhaftesten und unverständlichsten aller lunaren Gebilde, die sogenannten Rillen, so gut studiren können wie hier. Insbesondere machen wir auf die schöne Darstellung der „geschlängelten“ Rille nächst dem großen Wallringe Marius aufmerksam. Aber auch die Strahlensysteme treten auf mehreren Tafeln sehr schön hervor. So laufen z. B. vom Ringgebirge Aristarch vier radiale Streifen aus, welche bisher noch nicht beschrieben worden zu sein scheinen. Vor allem aber macht der Verfasser auf Marth — hiezu stand der bekannte englische Kometenentdecker Pathe — aufmerksam, indem er diese Gebirgsgegend als eine solche bezeichnet, welche auf dem ganzen Monde ihresgleichen nicht habe; Marth ist der gemeinsame Mittelpunkt für drei Krater von verschiedener Größe, was allerdings mit der viel erörterten Hypothese, wonach das Mondrelief das Resultat eines Bombardements durch Meteorschwärme sein soll, gar nicht stimmt; freilich ist auch die vulkanistische Deutung keine ganz leichte. Nicht unterlassen können wir auch die Bemerkung, daß man beim Anblick mancher Krieger'schen Zeichnungen sich des Gedankens nicht zu erwehren vermag, daß wirkliche Sprünge die Mondfläche durchsetzen. Die Photographie bringt solche Spalten weniger gut zum Ausdruck, wie dies Hr. Krieger in einem Aufsatze über den „Zirkus Triesnecker“ (Bulletin de la société belge d'astronomie, 1899, Nr. 4) selbst anmerkt. — Wir wünschen dem dankenswerthen Unternehmen guten Fortgang.

S. Günther.

Eine gothische Votivstatue. In dem unter diesem Titel in der Beilage 1898 Nr. 289 und 290 veröffentlichten Aufsatz war von einem vermeintlichen Portrait des Grafen Leonhard v. Görz die Rede, das man auf einem Wandgemälde der Stiftskirche zu Innichen im Pusterthal erkannt haben wollte. Das interessante Fresko, das von G. Dahlke und H. Semper (Ferdinandeums-Zeitschrift 1892, S. 545 f.) mit Recht dem großen Tiroler Frühmeister Michael Pacher zugeschrieben worden ist, befindet sich auf dem Mauerbogen über dem Südportal der Basilika, die zu den bedeutendsten Bauten des Uebergangsstiles in Oesterreich zählt. Auf dem rechts anstoßenden Strebepfeiler hat der nämliche Künstler eine „Erschaffung der Eva“ gemalt, die fromme Stiftung eines mitabgebildeten Kanonikus. Besser als diese schon halb erloschene Scene ist die Darstellung über dem Thürbogenfeld erhalten. Vor einer Rundbogenarchitektur sitzen, einander zugekehrt, zwei lesende Bischöfe in reichen Pontifikalgewändern: Corbinian von Freising, durch den ihn begleitenden Bären mit dem Reisesack kenntlich, und Candidus von Rheims, dessen Martyrium das Schwert andeutet, das an einem vor ihm stehenden Chorpulte lehnt. Es sind nahezu lebensgroße Gestalten mit ausdrucksvollen Prälatenköpfen, die, monumental aufgefaßt und plastisch modellirt, in den eigenthümlich tiefen und satten Farben Pachers unter dem Wetterdach des Portals hervorleuchten. Zwischen ihnen erblickt man einen Mann in fürstlicher Tracht, von stattlicher, ehrfurchtgebietender Erscheinung, mit dichtgelocktem rothbraunen Haar und Vollbart; gerade herausgewandt, wird er über der äußersten Archivolte des Tympanons, wie hinter einer Brüstung, mit halbem Leibe sichtbar. Seine Rechte hat ein blankes Schwert an der Klinge umfaßt, die Linke hält den Reichsschild mit dem Doppeladler; in der Höhe des Kopfes sind zu beiden Seiten die Wappen von Görz-Friaul und Kärnten angebracht. Diese Embleme, sowie das Schwert, als Symbol der weltlichen Gerichtsbarkeit, ließen an das Portrait eines der Burggrafen denken, durch die die Grafen von Görz die Vogtei über Innichen ausübten — eine Vermuthung, die sich jedoch so wenig als stichhaltig erwies, wie die andere, die die Figur auf den letzten Görzer selbst bezog. Eine neuerliche Untersuchung des Gemäldes ergab vielmehr, daß das Bildniß eines deutschen Kaisers vorliegt. Der Dargestellte trägt das historische Krönungsornat: einen grünen Kaisermantel über der Alba und auf dem Haupt eine Bügelkrone mit rothsammetner Kappe. Welcher römische Kaiser und deutsche König hatte Anspruch darauf, an dem altehrwürdigen Pusterthaler Münster verewigt zu werden? Darüber gibt die Chronik der ehemaligen Benediktinerabtei Innichen Auskunft. Um 770 von Herzog Tassilo von Bayern an der Grenze Karentaniens als Bekehrungskloster für die heidnischen Wenden gegründet und den Bischöfen von Freising als Commende übergeben, wurde Innichen wahrscheinlich im Jahre 1143 in ein weltliches Kollegiatstift umgewandelt. Dieser Veränderung, die eine Regelung der Besitzverhältnisse zwischen Freising und dem Stift nothwendig machte, verdankte wohl eine noch vorhandene Urkunde ihre Entstehung, die dem Kaiser Otto I. zugeschrieben und in das Jahr 966 zurückdatirt worden ist. Otto erklärt in diesem Diplom die Kirche Innichen frei von Abgaben und von jedem Gerichts- und Heeresbann; er bestätigt ihren früheren Besitz und vermehrt ihn durch eine größere Schenkung an benachbarten Alpen (Monumenta Germaniae historica — Diplomatum regum et imperatorum Germaniae, Tom. I, 606 No. 448). Nach einer zweiten Urkunde soll er das Kloster im Jahr 972 noch mit mehreren anderen Gütern in der Grafschaft Treviso und im Gebiet von Vicenza ausgestattet haben (Tinkhauser, Beschreibung der Diözese Brixen I. 444). Welche Bewandtniß es immer mit diesen Gnadenakten hatte — seither nannte sich das Stift ein kaiserliches und feierte das Andenken Otto's, seines zweiten „Gründers“, bis in unser Jahrhundert hinein durch einen Jahrtag. Dem Bildniß ihres Wohlthäters wiesen die Chorherren aber einen Ehrenplatz über dem Kircheneingang an, zwischen ihren Hauspatronen, dem Bischof des Mutterstiftes Freising Corbinian und dem Titelheiligen ihres Münsters, Candidus, dessen Gebeine der Kirchenschatz verwahrt. Eine zwischen den Figuren des Letzteren und Otto's angebrachte Inschrift, von der nur mehr das rastrirte Spruchband übrig ist, meldete vormals Namen, Rang und Bedeutung des Dargestellten (Sinnacher, Beiträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen, I, 456). Die Umgebung und das Kostüm geben der Figur einen hieratischen Charakter — man hat sie in der That schon einmal als Gott Vater angesprochen (Ferdinandeums-Zeitschrift 1891, S. 62). Die spätmittelalterliche deutsche Kunst pflegte eben die erste Person der Trinität in ganz ähnlicher Weise als „Himmelskaiser“ aufzufassen und in dem durch Münzbilder und Siegel populär gewordenen Krönungsornat vorzuführen. Dem Tiroler Heiligenmaler zumal lag der Gott-Vater-Typus ungleich näher als die historische Physiognomie Otto's, für die ihm höchstens die Siegel der beiden erwähnten Kaiserurkunden dürftige Anhaltspunkte geboten haben werden. Das rothe Haar und das Antlitz von röthlicher Farbe mögen auf eine Verwechslung mit Otto II., dem Rothen, oder gar mit dem bergentrückten Barbarossa zurückgehen. In einem alten Nekrologium des Stifts spricht schon ein Eintrag aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts von „Otto Rufus, Romanorum imperator“ (Tinkhauser, a. a. O., Note 13). In Wirklichkeit — nach der Schilderung des Abtes Widukind von Corvey — war Otto früh ergraut und trug das Haar kurz geschnitten. Die übrige Erscheinung seines Rothbart hat sich Pacher natürlich nach freier zurechtgelegt. Mit dem naiven Anachronismus der Künstler seiner Zeit, die alles Vergangene in die Gegenwart, auf den Boden der Heimath versetzten, gab er dem Kaiser ein breitknochiges Aelplergesicht, für das auch die in Tirol nicht seltenen rothen Haare ganz charakteristisch sind. Nur der biedere Ernst, eine gemüthliche

Großartigkeit, die er in die wetterharten Züge des landsmännischen Modells zu legen oder aus ihnen herauszuholen wußte, adeln dieses Gesicht zu einem Herrscherhaupt, ebenbürtig den besten Apostelköpfen des Waldganger Altares, an dessen Kirchenväter die Figuren der Heiligen Corbinian und Candidus unmittelbar erinnern. In einer Ikonographie der älteren deutschen Kaiser — die uns noch fehlt, aber von P. Clemen vorbereitet wird — wird das Phantasieportrait Otto's des Großen, das der hervorragendste Meister des österreichischen Mittelalters geschaffen, jedenfalls vollste Beachtung verdienen. Die Rangerhöhung, die ein apokryphes Bildniß des letzten Görzers erfahren, gibt uns Anlaß, auf diesen selbst und die originelle Wachsstatue des Innsbrucker Ferdinandeums, die den Gegenstand des genannten Aufsatzes bildete, noch mit einem Wort zurückzukommen. Historische und stilistische Gründe verwiesen die Entstehung der Statue in die 80er Jahre des 15. Jahrhunderts. Leonhards Aussehen in dem Wachsbilde entspricht nun auffällig seinem gleichfalls schon erwähnten Stifterportrait auf einem Familienaltare in Schloß Bruck bei Lienz, von dem nur zwei Flügeltafeln erhalten sind; sie stellen auf den Innenseiten die Heiligen Andreas und Elisabeth, außen den Grafen und seine zweite Gemahlin Paola von Gonzaga dar, diese mit einem etwa zehnjährigen Töchterchen zur Seite. Da Leonhard die Ehe mit der Gonzaga im Jahre 1477 eingegangen war, dürfte er den Altar und das Wachsbild ungefähr ein Decennium später gestiftet haben — unsre Zeitansetzung der Statue wird also durch ein neues Argument bekräftigt. — Die Stammtafeln des Hauses Görz nehmen von der Existenz dieser Tochter Leonhards übrigens keine Kenntniß; offenbar hatte sie den Vater nicht überlebt, so daß mit dessen Tode im Jahre 1500 das Geschlecht thatsächlich ausgestorben ist.

Wien, 20. Sept. Rob. Stiassny.

Deutschlands Ruhmestage zur See: Das Werk des Professors Hans Petersen, dessen Anfang wir bereits in unsrer Beilage vom 22. Dezember v. J. — Nr. 290 — zum Gegenstand einer Besprechung machten, liegt in 20 Kunstblättern jetzt vollendet vor. Dieselben sind, erläutert durch einen knappen Text von Reinhold Werner, in einer geschmackvollen Mappe vereinigt, würden aber auch einzeln als Zimmerschmuck gut zu verwenden sein. Dem Verlauf deutscher Seegeschichte entsprechend, schildern elf dieser Blätter eine weit hinter uns liegende Vergangenheit; sie beginnen 1368 mit der Eroberung Kopenhagens durch die Hansa und schließen ab 1681 mit dem Siege Karpfangers über fünf französische Schiffe. Die neun übrigen Blätter bringen Bilder aus neuerer Zeit, das erste derselben stellt das Seegefecht Brommy's bei Helgoland 1849 dar, das zweite Tres Forcas, und zwar abweichend von Röchlings bekanntem Bilde, den Moment, wie die Boote von der „Danzig" abstoßen, um an Land zum Angriff vorzugehen. Bei den ferneren Bildern: Jasmund, Tegetthoff bei Helgoland, „Nymphe" bei Putzig, „Auguste" vor der Gironde, „Meteor" und „Bouvet", Untergang des „Iltis", Besitznahme von Kiau-tschou, genügt die Namensnennung, um den geschilderten Gegenstand lebendig vor Augen zu führen. Man könnte bei 20 Marinebildern, die alle in gleichem Format und gleicher Technik ausgeführt sind, vielleicht befürchten, daß eine gewisse Eintönigkeit dem Gegenstand des Unternehmens schädlich sein müßte; Professor Petersen hat indessen diese Gefahr im allgemeinen recht glücklich vermieden. Zu wünschen wäre hier und da, daß Reinhold Werner seine Mitarbeit nicht auf den Text beschränkt, sondern dem Künstler auch sonst als seemännischer Berather zur Seite gestanden hätte; dies gilt besonders von dem „Untergang des ‚Iltis'", indem hier Wind und See umgekehrt laufen müßte, und die Gefahr, in welcher das Schiff schwebt, durch sein Ueberholen noch lebendiger hätte veranschaulicht werden können. Beim „Iltis" fanden wir auch den einzigen Fehler im Text; der Bootsmannsmaat, der das Flaggenlied, das Todeslied der wackeren Besatzung, anstimmte, hieß Rachm und nicht Raahm. — Diese kleinen Beanstandungen — wir erachteten es für unsre Pflicht, damit nicht zurückzuhalten — sind indessen nicht geeignet, die Freude an dem künstlerischen Ganzen zu beeinträchtigen. Wir begrüßen solche buchhändlerischen Erscheinungen um ihrer selbstwillen, denn wir sind der Meinung, daß der Verleger die Kosten nicht aufwenden würde, wenn er sich seines Publikums nicht sicher glaubte. Trifft diese Annahme aber zu, so ist sie ein Beweis mehr, wie Interesse, Verständniß und Vorliebe für die See in immer weitere Kreise eindringen, und wie unser Volk gerade aus „Deutschlands Ruhmestagen zur See" zu lernen gewillt ist, was wir zu den Zeiten der Hansa besessen und was es jetzt wieder zu gewinnen gilt. Wir danken dem Künstler, dem Schriftsteller und Verleger für die an ihnen in diesem Sinne geleistete Mitarbeit, und wünschen und hoffen, daß ihre Voraussicht sie nicht täuschen möge. -ch.

* Rückkehr der belgischen Südpol-Expedition. Die „Belgica" mit der unter Leitung des Kommandanten v. Gerlach stehenden Südpol-Expedition wird am 3. Oktober im Kanal zurückerwartet. Die geographischen Gesellschaften von Antwerpen und Brüssel senden zur Einholung der Expedition einen Dampfer aus, welcher die Passagiere der „Belgica" an der Mündung der Schelde aufnehmen und nach Antwerpen bringen wird. Zahlreiche deutsche Vereine Antwerpens und Brüssels werden Vertreter zu der Fahrt entsenden und dem muthigen Führer der Expedition, welcher deutscher Abstammung ist, ein Ehrengeschenk überreichen.

* Eine neue arktische Expedition wird Ende September von England aufbrechen. Der Leiter der Expedition, Mr. Jeaffreson, hat schon im Jahre 1897 eine Polarexpedition unternommen. Die Expedition wird von England nach Archangel gehen und sich dann, sobald es die klimatischen Bedingungen des Landes zulassen, auf Schlitten nach den weniger bekannten Theilen von Sibirien begeben. Der Zweck der Expedition ist nicht so sehr die Erreichung des Pols, als die Erforschung unbekannter Gegenden auf der Samojedenhalbinsel und das Studium der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen. Die Expedition ist mit einer großen Menge von Gewehren und Munition ausgerüstet. Man glaubt, daß sie Gelegenheit zu Beobachtungen von großem wissenschaftlichen Werth haben wird.

* **Freiburg i. Br.** Der Medizinalrath Professor Kirn, der seit Monaten verschwunden war, ist, der „Freib. Zeitung" zufolge, bei Andermatt ertrunken aufgefunden worden.

* **Weimar.** An Stelle des nach München verzogenen, bisher im hiesigen Nietzsche-Archiv beschäftigten Schriftstellers Dr. Arthur Seidl, der als Nachfolger Dr. Rudolf Steiners die Herausgabe der Schriften Nietzsche's besorgte, sind, nach einer Mittheilung der „Voss. Ztg.", jetzt die Herren Dr. phil. Horneffer und Hans v. Müller getreten und von Frau Dr. Förster-Nietzsche mit der Vollendung der Nietzsche-Ausgabe betraut worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Bertha v. Suttner: Im Berghause. 3. Auflage; F. L. Reimar: Schwere Bürde. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 81 u. 82.) Berlin, Alb. Goldschmidt 1900. — Illustrirtes Konversationslexikon der Frau. Lfg. 1—11. Berlin, Julius Becker. — Die vier Evangelien nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. Lfg. 11—16. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Graf F. U. Wrangel: Die souveränen Fürstenhäuser Europa's. Lfg. 18—20. Stockholm, Hasse W. Tullberg 1899. — Graf Leo Tolstoy: Auferstehung. Aus dem Russischen von Wilh. Lange. (Europa. Sammlung von Romanen und Erzählungen aus den Literaturen aller Völker Europa's. 1. Band, 1. Heft.) Berlin, Hugo Bermühler 1899. — R. Ed. Liesegang: Beiträge zum Problem des elektrischen Fernsehens. 2. Aufl. Düsseldorf, Ed. Liesegang 1899. — Elisabeth Gnade: Im Recht? Roman. Dresden, Leipzig, Karl Reißner 1899. — Arthur Sewett: Der Armenpastor. Ein sozialer Roman. Ebd. 1899. — Jenny Schwabe: Die Kontoristin. Forderungen, Leistungen, Aussichten in diesem Berufe. (Frauenberufe.) Leipzig, E. Kempe 1899. — Dr. Ferd. Justi: Leben des Professors Catharinus Dulcis. Von ihm selbst beschrieben. Marburg, N. G. Elwert 1899. — Dr. Max Knitl: Der Thorschmied von Neumarkt. Volksschauspiel. Regensburg, J. Habbel.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 29. September. Nummer 222.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

## Uebersicht.



## Die Beginenhöfe Belgiens.

Von Katharina Zitelmann.

Es ist ein weit verbreiteter Irrthum, daß die neue Zeit die Mutter der Frauenfrage sei. Das Problem ist doch bedeutend älter. Schon im Mittelalter gab es eine Frauenfrage, die so dringend wurde, daß man gezwungen war, ernstlich nach einer Lösung derselben zu suchen. Man fand sie dem religiösen Geiste der Zeit gemäß in der Gründung der Beginenhöfe.

Während diese humanen mittelalterlichen Stiftungen in Deutschland, Frankreich und Italien von den Stürmen der Jahrhunderte mitleidslos zerstört wurden, haben sie sich in Belgien völlig unverändert in die Gegenwart hineingerettet und thun dort, still fortwirkend, noch immer ihre Schuldigkeit, indem sie vielen Hunderten von unbemittelten Mädchen und Wittwen ein Asyl gewähren und eine ehrsame Existenz ermöglichen. Wie die Zeit spurlos vorübergegangen ist an den Häuschen, Höfen und Mauern, so scheinen auch die in ihrer alten Tracht einherwandelnden Insassen dieselben zu sein wie einst, und wir möchten sie für vom Tode vergessene Ueberbleibsel einer längst entschwundenen Epoche halten, die die Geschichte von damals zu künden wissen, die moderne Zeit aber mit fremden Augen anstarren.

Es ist auffallend, wie viel die Niederlande für Wohlfahrtspflege thun und wie man sich hier in der Fürsorge für das weibliche Geschlecht geradezu überbietet. Außer den Beginenhöfen gibt es noch eine große Anzahl anderer Frauenstifte, z. B. in Brügge allein deren zwei, und ich kenne keinen kleinen Ort Deutschlands, der über ein so prächtiges Haus für unheilbare kranke Frauen verfügte wie diese Stadt. Es ist ein neuerer Bau im gothischen Stil, der eine ganze Straße einnimmt und mit seinen Giebeln und Thürmen weithin sichtbar ist. Der Beginenhof, an den er grenzt, hat das Terrain dazu hergegeben, dessen er selbst nicht mehr bedarf; denn er hat mit der einst so mächtigen Stadt zugleich Blüthe und Bedeutung eingebüßt und bildet jetzt nur ein stilles Asyl für etwa 20 Frauen, die hier dem Tode entgegenträumen. Es ist ein Erdenfleckchen von unendlich poetischem Reiz, das den Charakter von einst treu bewahrt hat und jedem Besucher unvergeßlich sein wird.

Dicht bei dem lieblichen Minnewater führt eine Brücke zu dem Eingangsthor der Frauenfeste. Die reizendste Aussicht bietet sich hier. Vor uns im Kanal spiegeln sich die Mauern und hohen Dächer der malerischen uralten Häuschen, deren Fuß er bespült. Rechts die alterthümliche Stadt mit ihren prächtigen Thürmen, links der Lac d'Amour, der den Blick hinausträgt über das stille Wasser zu grünen Wiesen, die sich in weite dämmernde Fernen verlieren. Wie eine Ironie aber muthet uns der romantische Name des Gewässers an, der die süßesten Vorstellungen von Jugend und Schönheit in uns erregt; gegenüber dieser klösterlichen Zufluchtsstätte, wo die rasten, die auf die holdesten Lebensfreuden verzichtet haben.

Durch das mit schweren Flügeln versehene Thor tretend, gelangen wir auf einen weiten, von hohen Linden überschatteten Platz, der rings von seltsamen einstöckigen Giebelhäuschen umgeben ist. Viele sind schief und krumm, wie von der Last des Alters gebeugt; aber die Wände sind so weiß und rein, als wären sie eben erst gewaschen; auch rankt sich der Weinstock um manche Thür und vor allen den winzig kleinen Fensterchen blühen bunte Blumen. Kleine Vorgärtchen mit schmalen Holzbänken befinden sich vor den Häuschen, die wie in Schlaf versunken scheinen. In der Mitte des Platzes steht eine baufällige Kirche mit schönen bunten gothischen Fenstern, die ihren Thurm längst verloren hat. Die Glocke, die eben mit hellem Klang die Stunde schlägt, scheint die Stimme dieses weltvergessenen Ortes zu sein. Ein Schmetterling schwebt über dem rasenübergrünten Platz, auf dem die Sonne lichte Streifen malt. Unendliche Stille — ich komme mir verzaubert vor und denke: Hier muß es gut sein zu rasten, wenn das Leben uns müde gemacht hat!

Da humpelt ein altes Weibchen durch das Thor und guckt neugierig nach der Fremden. Ich begrüße sie, und sie nöthigt mich, auf der Bank vor ihrem Häuschen zu rasten. Wie der Geist dieses Ortes schaut sie aus und nun erzählt sie, aber ich verstehe nicht viel von ihrem welschen Patois. Als sie jung war, hat sie dort drüben am Minnewater Wäsche gewaschen; auch geklöppelt hat sie wunderfeine Spitzen. Seit 20 Jahren kann sie nicht mehr arbeiten, aber sie hat ja ihre Wohnung, und eine Nichte lebt bei ihr, die auch Begine geworden. Die erwirbt genug für sie Beide. Ihr Häuschen ist dem hl. Antonius geweiht, und der Schutzpatron hat's immer gut mit ihr gemeint. Siebenundachtzig Jahre ist sie nun alt, aber sie möchte gern noch ein Weilchen leben.

Sechshundertundsiebenundachtzig wollte sie sagen, denke ich bei mir.

Die bedeutendsten von allen Beginenhöfen Belgiens sind die von Gent. Der große Beginenhof, der 800 Frauen beherbergt, ist eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt. Durch neue Straßenanlagen von seiner alten Stelle verdrängt, ist er an einer anderen wieder aufgebaut worden und bildet eine vollständige Stadt für sich, die von Mauern und Gräben umgeben ist. Um die Kirche konzentrirt sich ein Netz von Straßen und Plätzen. Die kleinen Häuser sind zwar im gothischen Stil, aber doch den heutigen Bedürfnissen entsprechend gebaut, und bieten, da sie alle verschieden sind, einen höchst malerischen Anblick. In diesem Frauenreich befinden sich etwa 18 Konvente, große Häuser, in denen die jungen Schwestern während ihrer zweijährigen Probezeit zusammen wohnen und die auch den Anderen zu

Digitized by Google

Versammlungsorten dienen, wo man sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Jedes Häuschen hat zwei bis vier Wohnungen, trägt außer der Nummer den Namen eines Heiligen über der Thür und hat ein kleines Vorgärtchen, in dem die Schwestern sich erholen und ihre Blumen pflegen.

Einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht es, die Schaaren der Beginen um die Vesperzeit in der Kirche zu sehen, in der sie zwei- bis dreimal täglich dem Gottesdienst beiwohnen müssen. Sie tragen eine nonnenhafte Tracht, schwarze Kleider und auf dem Kopf über der Haube ein großes weißes Tuch, wie es die Frauen im 13. Jahrhundert zu thun pflegten. Auf der Straße hängen sie noch ein 4 bis 6 Ellen langes schwarzes Tuch von Seide oder Wolle über den Kopf, die Faille. Sie ist spanischen Ursprungs und noch jetzt in Belgien sehr gebräuchlich, ebenso wie in Sicilien. Die Genter Beginen tragen Sonntags blaue Kleider, nur die Novizen bleiben in den schwarzen Gewändern.

Der kleine Beginenhof ähnelt dem von Brügge, nur ist er viel größer und von etwa 350 Schwestern bewohnt. Die kleinen Häuser sind alle gleich geformt und eine blendend weiße Mauer umzieht ihn.

Bis in das Ende des 12. Jahrhunderts reicht der Ursprung der Beginenhöfe zurück, in eine Zeit, da sich der Widerspruch gegen die entsetzlichen Mißbräuche, welche in der Kirche eingerissen waren, in der Menschheit zu regen begann und jener Aufschwung des christlichen Geistes sich vorbereitete, der das folgende Jahrhundert so merkwürdig macht. Ein wenig von dem Geiste der großen Reformatoren der nachfolgenden Epoche muß auch in dem Priester Lambert le Beghe oder Begue gesteckt haben, der sich in Lüttich gegen die Sittenverderbniß der Oberen empörte und mit freimüthigem Eifer nicht nur Umkehr und Buße predigte, sondern auch thatkräftig für seine Gemeinde eintrat und sein Vermögen dazu verwendete, jene Stiftung ins Leben zu rufen, die seinen Namen erhalten hat. Es herrschte damals in Lüttich, dem alten Luik, ein Fürstbischof, der die geistlichen Stellen durch seinen Scharfrichter auf öffentlichem Markte versteigern ließ. Von einer kirchlichen Disciplin war keine Rede. Schaaren von Priestern zogen umher, predigten und verrichteten Amtshandlungen, wo es ihnen gefiel und erkannten die Oberherrschaft des Bischofs nur an, wenn die Gewalt sie dazu zwang. Das Cölibat war zwar geboten, aber in der Praxis durchaus nicht eingeführt. Selbst die höheren Geistlichen verheiratheten sich ohne Bedenken und die Bürger gaben ihnen gern ihre Töchter. In vielen Klöstern lebten Männer und Frauen gemeinschaftlich und auch in denen, wo die Geschlechter getrennt waren, konnte man zu jeder Stunde des Tages und der Nacht frei ein- und ausgehen.

Vielleicht waren die Kreuzzüge die Ursache, daß es eine große Masse von unversorgten Mädchen gab, die keine Ehe zu schließen in der Lage waren. Lambert nahm sich der Schutzlosen aus seiner Gemeinde an und suchte sie vor den Gefahren der Welt zu retten. In einem großen Garten, den er vor der Stadt an der Maas besaß, ließ er eine Menge abgesonderter Häuschen errichten, die er ihnen unter der Bedingung, daß sie den Umgang mit Männern mieden, zur Wohnung anwies. In der Mitte des Gartens ließ er eine Kirche bauen und um sie her den Kirchhof anlegen. Die ganze Niederlassung war von einer Mauer umgeben und somit für die Außenwelt abgesperrt. Einem von ihm ausgewählten Priester übertrug er die Oberaufsicht über seine Stiftung. Am 26. März 1184 wurde die Kirche eingeweiht und dem hl. Christoph zugeeignet.

Während sein Werk sich nicht nur als lebenskräftig erwies, sondern in ungeahnter Weise aufblühte, ereilte ihn ein trauriges Schicksal. Von seinen Feinden verfolgt, mißhandelt und der Magie angeklagt, ward er jahrelang in einem Kastell der Ardennen gefangen gehalten. Seine Muße benutzte er dazu, eine Uebersetzung der Apostelgeschichte in seine vlämische Muttersprache und andere Schriften zu verfassen. Endlich erhielt er die Erlaubniß nach Rom zu reisen und vor dem hl. Vater seine Vertheidigung zu führen. Der Papst sprach ihn frei und bestätigte ihn als Patriarchen des von ihm gestifteten Instituts der Beginen. Indeß starb Lambert schon ein halbes Jahr, nachdem er seine Freilassung erwirkt hatte.

Bereits 50 Jahre nach seinem Tode war die Zahl der Beginen in Lüttich auf 1500 gestiegen, so daß die Niederlassung und Kirche bedeutend vergrößert werden mußten. Noch im 17. Jahrhundert feierte man dort alljährlich im März das Stiftungsfest des Beginenhofs und verkündigte dabei den Namen Lamberts le Beghe zu ewigem Gedächtniß.

Welch einem Bedürfniß der Zeit die Stiftung entgegenkam, bewies die Nachahmung, die sie fand. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erstanden überall Beginenhöfe. Auf Lüttich folgte Tirlemont 1202, Valenciennes 1212, Douai 1219, Gent 1227 u. s. w. Reiche Männer und Frauen beschenkten diese neuen Gründungen; die Fürsten der Länder, die Schöffen der Städte nahmen sie unter ihren Schutz. So verdanken die Beginenhöfe von Gent und Brügge den Gräfinnen von Flandern ihre Entstehung und die eifrigste Fürsorge und Unterstützung. In demselben Geiste handelten die Grafen von Holland und die Brabanter Herzoge. Unter Anderen Johann, der 1285 die Antwerpener Beginen unter seinen Schutz nahm. Er sagt in der Urkunde, er thäte das zur Seligkeit seiner Seele im Himmel und zur Verlängerung seines Lebens auf Erden und fügt hinzu, daß er schon in anderen Orten seines Herzogthums die Beginen beschirmt habe. Auch der König Ludwig XI. von Frankreich, von dem ein Zeitgenosse ausdrücklich berichtet, daß er „aus Liebe für den Jungfrauenstand" eine große Menge von Beginen in Paris versammelte, war ihnen geneigt. Es ist ein amtliches Dokument erhalten, in dem vollständig und in kurzen Worten festgestellt wird, welche belangreiche soziale Rolle die Beginenhöfe in jenen Jahrhunderten gespielt haben. „Unsre durchlauchtigsten Landesfrauen, seligen Gedächtnisses, Johanna und ihre Schwester Margaretha von Konstantinopel," heißt es darin, „die einander folgten als Gräfinnen von Flandern und Hennegau, haben in verschiedenen Städten von Flandern Beginenhöfe gestiftet. Sie sahen ein, daß das Land einen Theil Frauen zähle, die keine guten Heirathen schließen konnten und daß viele Töchter von ehrlichen Leuten, sowohl edelen als unedelen, nicht leicht in den Frauenklöstern einen Platz finden konnten, weil sie zu zahlreich waren und ihre Eltern nicht reich genug, um ihnen den gebräuchlichen Brautschatz der Nonnen zu geben. Die beiden Gräfinnen sahen auch ein, daß alle diese ehrsamen Töchter guter Häuser aus Armuth hätten betteln gehen müssen oder ein Leben führen, das für sie und ihre Familie eine Schande wäre, wenn nicht ein Heilmittel dagegen gefunden würde. Es war denn auch eine göttliche Eingebung, die die zwei Gräfinnen antrieb, dem Rath von Bischöfen und anderen tugendsamen Leuten zu folgen und die Einrichtungen zustande zu bringen, die man Beginenhöfe nennt, wo die genannten Frauen, Töchter und Jungfrauen aufgenommen werden, um in Keuschheit mit oder ohne Gelübde zu leben und ohne Schande für sich und ihre Familie durch Handarbeit genug zu verdienen, um sich zu ernähren und sich zu kleiden."

„Was die adeligen Jungfrauenstifte für die Töchter der bevorrechtigten Stände, waren die Beginenhöfe in den demokratischen Gemeinden des 13. und der folgenden Jahrhunderte für die Töchter der kleinen Bürger," sagt Fredericq in seiner Geschichte der Inquisition in den Niederlanden.

Digitized by Google

„Die unschätzbaren Dienste, die das Zusammenleben in den freien Schwestervereinigungen geleistet hat, machen es auch begreiflich, warum unsre niederländischen Fürsten und weltlichen Oberhäupter so allgemein die Beginen beschirmt haben, ohne sich an die Abschaffungsbulle von Clemens V. zu kehren."

Ursprünglich wurden die Beginenhöfe außerhalb der Städte angelegt und erst später, da sie durch Kriege zu sehr litten, in die Städte selbst aufgenommen. Das Krankenhaus bildete den wichtigsten Bestandtheil der Niederlassung. Dort wurden die Armen und Gebrechlichen auf Kosten der Anstalt verpflegt, ohne der Stadt zur Last zu fallen, und schon daraus erklärt sich das Interesse, das die Städte an der Erhaltung der Beginenhöfe hatten. Viele Beginen zahlten ein kleines Eintrittsgeld, das nach ihrem Tode der Stiftung anheimfiel, ebenso wie die Häuschen, die sich andere aus eigenen Mitteln erbauten; so wurden die Wittwen an vielen Orten nur unter der Bedingung aufgenommen, daß sie sich selbst ihr Heim errichteten.

Nicht alle Beginenhöfe waren im Besitz von Kirchen; vielfach besuchten die Insassen die Parochialkirchen und behalfen sich mit einer dem Krankenhaus angeschlossenen Kapelle und einem Kaplan, der Messe lesen und die Sakramente verrichten mußte. Aus ihrer Mitte wählten die Beginen selbst eine Oberin, die Grot-Juffrouw, der sie Gehorsam schuldeten. Eine Kommission, in der auch die weltliche Obrigkeit vertreten war, scheint eine Art Oberaufsicht geführt zu haben.

Die Beginen hatten niemals vom heiligen Stuhl genehmigte Regeln, sondern einfache Verordnungen, wie sie die verschiedenen Bischöfe in ihren Diözesen zu geben für gut fanden und die darum sehr mannichfaltig sind. Verstöße gegen die Sittlichkeit wurden mit Ausstoßung aus dem Stift bestraft; doch war es den Mitgliedern durchaus erlaubt, zu heirathen. Ueberhaupt stand ihnen die Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft jederzeit frei. Diese Vereinigungen bildeten also ein Mittelding zwischen den Klöstern und dem weltlichen Leben, und das Prinzip der Genossenschaft, das hier zur Anwendung kam, erwies sich höchst segensreich, indem es den Einzelnen ermöglichte, auf die sparsamste Weise einen eigenen Haushalt zu führen und eine gesicherte und geachtete Stellung in der menschlichen Gesellschaft einzunehmen.

Der Bischof Malderus spricht sich in einem Gutachten vom Jahre 1630 folgendermaßen aus: „Das Begineninstitut ist freilich kein geistlicher Orden, aber doch eine fromme Genossenschaft und in Beziehung auf jenen vollkommeneren Stand als eine Vorschule zu betrachten, in welcher das zur Andacht geneigte weibliche Geschlecht in Belgien auf eine der Sinnesart und dem Charakter des Volkes sehr angemessene Weise lebt. Denn dies Volk ist eifersüchtig auf seine Freiheit und will sich lieber leiten als zwingen lassen. Obgleich es ohne Frage verdienstlicher ist, sich durch die feierlichen Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth dem Himmel zu weihen, und es auch sehr viele fromme Frauen in Belgien gibt, die diese Gelübde der That nach zu halten geneigt sind, so scheuen doch die Meisten das unwiderrufliche Versprechen. Sie wollen lieber unverbrüchlich keusch sein, als unverbrüchliche Keuschheit geloben. Sie wollen gern gehorchen, aber ohne sich zum Gehorsam förmlich zu verbinden; lieber in mäßigem Genuß ihres Vermögens der Armuth sich befleißigen, als ihr Eigenthum auf einmal gänzlich aufgeben, wodurch sie sich auch die Möglichkeit nehmen würden, den Armen, die es verdienen, nach Kräften wohlzuthun. Sie wollen sich lieber in freier Knechtschaft stets von neuem unterwerfen, als sich ein für allemal gefangen geben, um so durch die täglich wiederholte freiwillige Entsagung das mangelnde Verdienst der ewigen Einschließung einigermaßen zu ersetzen."

Auch in Deutschland hatten sich die Beginen schnell verbreitet und besonders am Rhein gab es kein Städtchen, wo sie nicht eine Niederlassung gehabt hätten. In Köln allein lebten um das Jahr 1250 1000 Beginen und in Duisburg, Wesel, Braunschweig hat sich in dem Namen von Straßen die Erinnerung an sie erhalten.

Nun hatten sich aber nach dem Vorbild der Beginen auch männliche Bruderschaften gebildet, die sich Begarden nannten. Ihr Grundsatz war, in Frömmigkeit zu leben und mit ihrer Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Wie sich die Beginen mit Spitzenklöppeln und allerlei anderen Handarbeiten, mit Krankenpflege und Kindererziehung beschäftigten, so die Begarden mit den verschiedensten Handwerken. In den Niederlanden beschützten die Fürsten auch sie, und sie gaben keinen Anlaß zu Klagen. In Deutschland aber scheinen sie zu einer Art Bettelorden ausgeartet zu sein, und da sie der kirchlichen Disciplin nicht unterstanden, so nahm die Kirche Anstoß an ihrem Treiben. Im Jahre 1277 erließ ein Provinzialkonzil zu Trier die Verordnung, daß die Priester des Erzbisthums mit allen Kräften verhindern müßten, daß ungelehrte Begarden predigten, selbst außerhalb der Kirchen auf Straßen und Plätzen, und Ketzereien unter das Volk säten. Im Anfang des 14. Jahrhunderts gab dann der neue Erzbischof von Köln, Heinrich von Virnenburg, das Zeichen zu dem großen Kriege gegen die freien Orden, der mit ihrer völligen Ausrottung endigte. Die Begarden und Beginen werden beschuldigt, zu betteln und nicht zu arbeiten; immer lauter wird die Anklage der Ketzerei gegen sie erhoben und sie werden unter schweren Strafen aufgefordert, ihr Kleid abzulegen und sich der Kirche zu unterwerfen. Mit Feuer und Schwert begann nun die Inquisition gegen sie zu wüthen.

Die Akten eines der ältesten Ketzerprozesse, die auf uns gekommen sind, erzählen uns von dem Schicksal der Begine Margaretha Porete. Aus dem Hennegau stammend, war sie erst in den südlichen Niederlanden, dann in Valenciennes thätig. Hier gerieth sie in den Ruf, ketzerische Ansichten zu verbreiten. Sie war die Verfasserin eines Buches, das durch den Bischof verurtheilt und 1305 in ihrer Gegenwart auf dem Markte verbrannt wurde. Unter Strafe des kirchlichen Bannes verbot der Bischof ihr, mehr solcher Schriften zu verfassen und zu gebrauchen, widrigenfalls sie als Ketzerin verurtheilt und der weltlichen Macht ausgeliefert werden würde.

Es scheint sich um eine Uebersetzung von Theilen der heiligen Schrift gehandelt zu haben, die ihr zum Verbrechen gemacht wurde, und sie unterwarf sich im Glauben an ihr gutes Recht nicht. Als vier Jahre später eine neue Untersuchung vom Inquisitor von Lothringen gegen sie eingeleitet wurde, ergab sich, daß sie eine Abschrift ihres verbrannten Buches und andere Schriften bei sich führte, die sie die Kühnheit hatte, dem Bischof von Châlons und anderen Personen zu übersenden zum Beweise, daß es tugendhafte Schriften seien.

Indessen bemächtigte sich der päpstliche Inquisitor von Frankreich der Angelegenheit. Er ließ Margaretha nach Paris bringen und stellte eine Monate lang währende Untersuchung an. Da sie sich in dem Verhör zu antworten weigerte, ward sie in den Kirchenbann gethan und in den Kerker geworfen, wo sie anderthalb Jahre gefangen saß. Auf alle Weise suchte man sie zur Unterwerfung zu bringen. Man verhieß ihr Absolution, wenn sie den Eid ablegen und Antwort geben wollte. Aber sie blieb hartnäckig. Inzwischen hatte der Inquisitor ihre verdächtigen Schriften vom Bischof von Châlons sich aushändigen lassen und 15 Ketzereien darin festgestellt. 20 Gottesgelehrte der Pariser

Digitized by Google

Hochschule wurden zusammengerufen und hielten am 11. April 1310 eine Versammlung ab, in der sie ihr Urtheil über die Anklagepunkte abgaben. Wenn sie auch einige davon fallen ließen, so erklärten sie doch einstimmig, daß man es mit Ketzerschriften zu thun hätte, die vernichtet werden müßten. Sechs Wochen später wandte sich der Inquisitor abermals an vier hochgelahrte Herren der Pariser Universität um Rath. Man besaß damals noch keine Praxis in Ketzerverfolgungen und machte darum mehr Umstände, als man es später zu thun pflegte. Die Frage, ab Margaretha eine rückfällige Ketzerin sei, die der weltlichen Macht ausgeliefert werden müßte, ward bejaht. Am falgenden Tage lud der Inquisitor die ganze Bevölkerung von Paris auf die Place de Grève vor das Rathhaus und verkündete dart in Gegenwart der Vertreter der kirchlichen und weltlichen Macht das Urtheil, warauf er die Angeklagte der weltlichen Macht übergab.

Tags darauf, am 1. Juni 1310, bestieg die Unglückliche auf demselben Platz den Scheiterhaufen — wie ein Chronist sagt, viel Mitleid unter den Augenzeugen erweckend.

Die anfangs den Beginen günstig gesinnten Päpste gingen jetzt mit strengen Maßregeln gegen sie var. Es wird in den Dekreten festgestellt, daß diese Frauen Niemand das Gelübde des Gehorsams ablegten, ihr Privateigenthum nicht aufgeben, weder eine bestimmte Ordenskleidung trügen, nach durch sichere Geistliche regiert würden. Außerdem wichen sie in Bezug auf die heilige Dreifaltigkeit, die Sakramente und andere Punkte vom Glauben ab und verbreiteten Irrthümer im Volk. Darum schafft der Papst in Uebereinstimmung mit dem Konzil diese nicht anerkannten gefährlichen Orden ab und verbietet bei Strafe des Bannfluchs, daß solche Beginen weiter fortbestehen und neue Schwestern anwerben. Ebensa werden die Geistlichen verdammt, die sie begünstigen. Indeß nimmt der Papst die Frauen aus, die mit oder ohne Gelübde im Glauben standhaft bleiben und in ihren Klöstern Gatt in aller Tugend dienen werden.

Das zweite Dekret wendet sich gegen die Begarden, besanders die in Deutschland. Es heißt darin, es sei dem Papst zu Ohren gekommen, daß eine abscheuliche Sekte von verdorbenen Männern und ungläubigen Frauen unter der Eingebung des Teufels aufgestanden sei und verderblichen Ketzereien anhange. Acht Punkte derselben werden aufgezählt, die alle darauf hinauslaufen, daß der Mensch im irdischen Leben den Grad der Vollkammenheit erreichen könne, sa daß keine fleischliche Sünde mehr an ihm sei. Um aller dieser Irrthümer wegen werden scharfe Verfolgungen befohlen; die Widerspenstigen, die ihre Ketzereien nicht freiwillig abschworen und bereuen, sollen die verdiente Strafe empfangen.

Auch in den Niederlanden gingen nun die Bischöfe, besonders der van Utrecht, gegen die Beginen vor, denen man nach strengen Untersuchungen den Eintritt in die Franziskanerorden empfahl, wie es denn auch die von Groningen und Dortrecht thaten. Im allgemeinen jedoch stehen Fürsten und Städte überall für die Verfolgten ein; stets ergeben die Untersuchungen die Unschuld und Rechtgläubigkeit der Beginen, und da der Papst für diese eine Ausnahme gestattet hat, so berufen sich die Fürsten darauf, und die Beginen entgehen, van ihnen unterstützt, der Auflösung. 1324 erklärt Wilhelm III. von Halland, daß er die von seinen Vorfahren gestifteten Klöster der Beginen unter seinen Schutz genommen habe, nachdem vam päpstlichen Stuhl ihre Auflösung befahlen sei, und daß er so gehandelt habe, um vielen Jungfrauen, die van gutem und ehrlichem Leben sind, ihre Wohnungen zu erhalten. In Flandern kehrt man sich gar nicht an die Abschaffungsbulle des Papstes. Dort erklärt der Graf, indem er den Beginenhöfen neue Rechte verleiht und Geistliche an ihnen anstellt, ausdrücklich, daß man hier mit den päpstlichen Verordnungen nichts zu thun habe.

Es war eine in jener Zeit gewiß höchst merkwürdige Unabhängigkeit, die die Niederlande bewiesen, und daß der Kampf, den sie zu führen hatten, kein leichter war, zeigen zahlreiche Urkunden, die auf uns gekommen sind.

Ein ganzes Jahrhundert lang währte der blutige Krieg gegen die freien Bruder- und Schwesterschaften. Dreimal im Laufe desselben traten die Päpste und auch Kaiser Karl IV. van Luxenburg mit neuen drakonischen Befehlen zu ihrer Ausrottung auf. In Deutschland, wa die Beginen am zahlreichsten waren, verbrannte man sie, warf sie ins Wasser, zwang sie bestenfalls zum Eintritt in die Klöster und schenkte ihre Höfe an die Inquisition. Der letzte Ansturm van 1394 schlaß das lange Trauerspiel mit einem Todesurtheil ab und vallendete das Vernichtungswerk, sa daß bei uns die Beginen bis auf den Namen verschwunden sind.

In den Niederlanden aber haben sie sich erhalten und in Belgien leben sie ungestört fort bis heute. Auch das protestantische Halland zählt nach einige Höfe, z. B. in Amsterdam, wenn auch die Insassen nicht mehr sa zahlreich sind wie einst. Allerdings haben diese Niederlassungen ihre Blüthezeit, die in das 13. und 14. Jahrhundert fiel, hinter sich, denn die Ideale der neuen Zeit sind andere gewarden als sie damals waren, und uns muthet die klosterliche Genossenschaft wie ein Stück Mittelalter an, das sich überlebt hat. Denn auch die Frau will heute mitschaffen und mitwirken an den großen Aufgaben der Zeit und lieber im Kampf verwundet werden, als thatlos ihr Leben verträumen

---

## Schweizerisches Strafrecht.

### II.

Als Strafen für Verbrechen — kriminelles Unrecht; den Unterschied zwischen Verbrechen und Vergehen hat der Entwurf mit Recht beseitigt — kennt dieser nur Zuchthaus (stets mit zeitlicher Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte verbunden), Gefängniß (grundsätzlich mit Arbeitszwang; keine custadia honesta) und Geldstrafe von 5 Francs (bei Wucher bis zu 30,000 Francs); als Strafen für Uebertretungen — polizeiliches Unrecht, dem aber gewisse leichte Fälle des kriminellen Unrechts gleichgestellt sind — Haft von 3 Tagen bis zu 3 Manaten und Buße van 1 Franc an (in den schwersten Fällen, z. B. Halten van Spielbanken, Börsenschwindel bis zu 10,000 Franken). Die Tadesstrafe ist im Entwurf (abgesehen vam Kriegszustand) stillschweigend beseitigt. Das Schicksal dieser in der Schweiz wie bei uns vielumstrittenen Strafe war dort eigenthümlich: van Bundes wegen war die Todesstrafe van 1848—1874 nur für politische, van 1874—1879 für alle Verbrechen abgeschafft, nachdem seit 1868 kein Tadesurtheil mehr vallstreckt warden war, ein Bundesbeschluß van 1879 gab die Wiedereinführung, abgesehen van palitischen Verbrechen, den Kantanen wieder frei, trotz der vorausgegangenen Agitation hiefür wurde sie aber dach nur in acht, überwiegend kleineren Kantanen wieder eingeführt und auch hier wurde sie, selbst in sehr schweren Fällen, nicht mehr vollzogen, mit Ausnahme (saviel mir bekannt) eines Falles von bestialischem Mard im Jahr 1891 zu Luzern. Die Expertenkommission hat sich mit beträchtlicher Mehrheit gegen die Aufnahme der Tadesstrafe unter die zulässigen Strafen ausgesprochen; ob ihre Beseitigung nicht bei dem unvermeidlichen Referendum die Annahme des ganzen Gesetzbuches gefährdet, dürfte wohl zu erwägen sein. Wenn man freilich, wie es auch in

Digitized by Google

Deutschland ab und zu vorkommt, bei den scheußlichsten Fällen von Mord den Thäter begnadigt, das eine Mal aus dem unausgesprochenen Grund, daß man doch nicht ganz gewiß wisse, ob er schuldig sei, das andere Mal mit der Begründung, daß man ihn, wenn er bei Verübung der That einige Jahre oder Monate jünger gewesen wäre, nicht hätte zum Tode verurtheilen können, so schafft man die Todesstrafe lieber ab. Der Antrag, denjenigen Kantonen, die sie haben, sie zu belassen, wurde von der Kommission abgelehnt. Einen ähnlichen, im Norddeutschen Reichstag 1870 gestellten Antrag hat Bismarck erfolgreich bekämpft; er wollte keine Deutschen erster und zweiter Klasse; das gilt an sich auch für die Schweiz; ob aber der Antrag gegenüber der Volksabstimmung nicht doch Beachtung verdient? Die Geldstrafe, die wie eine andere Strafe mit dem Tode des Verurtheilten ohne Rücksicht auf die Rechtskraft des Urtheils wegfällt, wollte der Stooß'sche Entwurf von der Gefängnißstrafe insofern streng sondern, daß bei ihrer Uneinbringlichkeit zwar eventuell ein Abverdienen im Raum des Gefängnisses, nicht aber eine Umwandlung in Gefängnißstrafe stattfinden sollte; die Kommission hat hier den humanen Entwurf verschlechtert, indem sie im Fall der Uneinbringlichkeit der Strafe und der Arbeitsunfähigkeit des Thäters die Umwandlung eintreten lassen will.

Neben der vorläufigen Entlassung des Strafgefangenen, die ähnlich wie im deutschen Str.-G.-B. geregelt ist, erscheint im Entwurf als eine vom Richter beim Vorliegen bestimmter Voraussetzungen nach seinem Ermessen zutreffende Maßregel unter der sachgemäßen Bezeichnung „Einstellung des Strafvollzugs" auch das Steckenpferd der modernen Strafrechtswissenschaft, die bedingte ... Begnadigung? oder Verurtheilung? *Stooß* ist kein begeisterter Anhänger des neuen Instituts, wenn er es aber in seinem Entwurf nicht aufgenommen hätte, wäre er vermuthlich gegen die Zeitströmung nicht aufgekommen, und so wie es im Entwurf gestaltet ist, erscheint es immerhin annehmbar. *Wach* erklärt sich in dem mehrerwähnten Gutachten gegen das Institut, und ich kann mich heute so wenig wie vor zehn Jahren damit befreunden, wo ich in den „Grenzboten" unter Berufung auf Shakespeare's Worte über Recht und Gnade (im Kaufmann von Venedig) die Frage behandelt habe. Die Mißgeburt der Wissenschaft erkennt man schon an dem Streit um die deutsche Bezeichnung. Von „*bedingter Verurtheilung*" sollte man verständigerweise nicht reden, denn die Verurtheilung erfolgt stets unbedingt, bedingt wird nur der Vollzug des Urtheils erlassen, die (bedingte) *Begnadigung* steht aber nicht dem Richter zu, und wenn sie, um diesem Bedenken auszuweichen, wie es in verschiedenen deutschen Staaten geschehen ist, dem Staatsanwalt und dem Justizminister übertragen wird, so bedeutet das eine Untergrabung des richterlichen Ansehens. Man verpflichte durch Gesetz den Richter, in den Fällen, die man jetzt als geeignet zur bedingten Begnadigung oder Verurtheilung bezeichnet, zu prüfen, ob Grund zur Begnadigung vorliege; bejaht er die Frage, so empfehle er den Thäter der Gnade des Souveräns, der diese schwerlich verweigern wird und ohne Bedingung gewährt; zeigt sich der Thäter nachher der Gnade unwürdig (was aber nicht schon durch Verübung eines beliebigen Vergehens *binnen eines gesetzlich fixirten Zeitraums* bewiesen wird), so bieten die weiten Strafrahmen ausreichend Gelegenheit, ihm bei Aburtheilung des neuen Vergehens seinen Undank fühlbar zu machen. Wenn, wie in den Verhandlungen der schweizerischen Expertekommission angeführt wurde, in Belgien während $3\frac{1}{2}$ Jahren auf 48,697 bedingte Verurtheilungen nur 1283 Rückfälle kamen, so wäre mit dem hier empfohlenen Vorgehen nicht viel gewagt.

Da hier nur eine allgemeine Würdigung des schweizerischen Entwurfs gegeben werden soll, so ist auf die Strafbestimmungen gegen einzelne Verbrechen nicht weiter einzugehen, als es in der bisherigen Darstellung behufs Anführung von Beispielen geschehen ist. Nur in einer Beziehung ist eine Ausnahme zu machen, die aber kaum eine solche ist, sofern sie mit einer Prinzipienfrage, der Frage nach der Stellung des Staates zur Religion, enge zusammenhängt. Der Entwurf enthält keine Bestimmungen über den Meineid und über „Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen". Die den deutschen Bestimmungen über den Meineid entsprechenden Vorschriften finden sich in dem Abschnitt über „Verbrechen gegen die Rechtspflege". Dort wird mit Gefängniß nicht unter sechs Monaten oder Zuchthaus bis zu acht Jahren bedroht, wer „in einem gerichtlichen Verfahren als Zeuge" oder „wer in einem Rechtsstreite über eine bestrittene Thatsache, deren Wahrheit oder Unwahrheit durch seine Parteiaussage ermittelt werden soll, wissentlich falsch aussagt". Die Abweichung vom deutschen Recht hängt zusammen mit der Bestimmung der schweizerischen Bundesverfassung, wonach Niemand mehr zu einem religiösen Eide gezwungen werden kann; der sogenannte bürgerliche Eid also, wurde in der Expertekommission mit Recht bemerkt, ist überhaupt kein Eid. Man wird die Neuerung nur billigen können, vom theoretischen wie vom praktischen Gesichtspunkte; theoretisch, denn der Zwang zum Eide verstößt gegen die Gewissensfreiheit und läßt sich zudem vom Standpunkte des Christenthums aus nur durch eine gewisse Sophistik rechtfertigen — für den Staat kommt die falsche Zeugen- oder Parteiaussage nur als Verbrechen gegen öffentliche Treue und Glauben in Betracht; praktisch, denn die Strafandrohung des schweizerischen Entwurfs wird dem Maße der Verschuldung mehr gerecht als das deutsche Gesetz. Falsches Zeugniß ist immer strafbar; aber wenn ein Zeuge in einer Privatklagesache wider besseres Wissen behauptet hat, er habe nicht gehört, daß Hinz den Kunz einen elenden Tropf geheißen habe, so steht doch das Strafminimum von einem Jahr Zuchthaus außer allem Verhältniß zu seinem Verschulden, seine That ist nicht schlimmer als eine Urkundenfälschung, und das deutsche Gesetz erklärt sich nur aus der Anschauung, daß durch den Meineid ein Verbrechen gegen Gott verübt werde.

Etwas anders liegt die Sache bei den Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen. Die Strafandrohungen gegen Meineid sind in dem Entwurf durch andere, ähnliche ersetzt, die gegen Gotteslästerung und ähnliche durch *Wort* oder *Schrift* zu verübende Vergehen sind einfach gestrichen, nur gewisse *Thaten*: Störung des Gottesdienstes u. dgl. sind als Verbrechen gegen den Frieden mit Strafe bedroht. Der erste Stooß'sche Entwurf enthielt noch eine Strafandrohung gegen denjenigen, der „den religiösen Glauben Anderer in Aergerniß erregender Weise öffentlich verhöhnt, verspottet oder verächtlich macht". Mit kleiner Mehrheit wurde in der Expertekommission die Streichung dieses Satzes beschlossen. Gotteslästerung hat schon der Stooß'sche Entwurf nicht als besonderes Vergehen aufgeführt, sie wäre — mit Recht — nur strafbar gewesen, sofern sie unter den angeführten Satz fiel. Was ist von dessen Beseitigung zu halten? Ein anständiger Mensch findet sich gewiß angewidert, wenn ein protestantischer Fanatiker über den „gebackenen Gott" der Katholiken spottet, aber nicht minder angewidert, wenn ein katholischer Zelot verkündet, daß der Stifter der evangelischen Kirche als Selbstmörder geendigt habe oder vom Teufel geholt worden sei, und wenn der eine wie der andere Eiferer bestraft wird, so hat unser Rechtsgefühl dagegen kaum etwas einzuwenden. Aber es ist schwer, wo nicht unmöglich, den Thatbestand des Verbrechens so zu fassen, daß dadurch die Freiheit philosophischer und historischer Forschung und Kritik nicht

Digitized by Google

beeinträchtigt wird, noch schwerer, in einem paritätischen Staat den Ansprüchen der verschiedenen Konfessionen auf gleichen Schutz ihrer religiösen Gefühle und Ueberzeugungen gerecht zu werden, und — um bei den angeführten Beispielen zu bleiben — anstößig, wenn der protestantische Fanatiker bestraft wird, der katholische frei ausgeht. Ein Land mit konfessionell gemischter Bevölkerung ist auch die Schweiz, und mit Rücksicht hierauf glaube ich, daß die Kommission mit der Streichung des angeführten Satzes das Richtige getroffen hat.

Wir können in dem Vorentwurf ein Werk begrüßen, das geeignet ist, nicht bloß die Grundlage für ein schweizerisches Strafgesetzbuch zu bilden, sondern auch bei dereinstiger Reform des deutschen Strafgesetzbuchs gute Dienste zu leisten.

G. Pfizer.

---

## Mittheilungen und Nachrichten.

**kb. Juristische Neuerscheinungen.** Das von Prof. Binding in Leipzig herausgegebene „Systematische Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft“ hat in dem als dritter Theil der neunten Abtheilung herausgekommenen „Deutschen Konkursprozeßrecht“ von Professor Lothar Seuffert, München (Leipzig, Duncker u. Humblot) eine werthvolle Bereicherung erfahren. Das vorliegende, umfangreiche Werk beruht auf der Konkursordnung in der Fassung der Bekanntmachung vom 20. Mai 1898. Unter eingehender Berücksichtigung des Bürgerlichen Gesetzbuches und der damit zusammenhängenden neuen Reichsgesetze, dann aber auch unter Darlegung der geschichtlichen Zusammenhänge und unter Anknüpfung an die Entwicklung hat der Verfasser die schwierige Materie zu erschöpfen gesucht. Mehr als fünf Jahre hat ihn diese Arbeit in Anspruch genommen, und man kann vorbehaltlos anerkennen, daß es ihm gelungen ist, seine Aufgabe trefflich zu lösen. Das Werk bietet auch den Schlüssel zur befriedigenden Lösung zahlreicher schwieriger Probleme und wird schon aus diesem Grunde einer freundlichen Aufnahme in Fachkreisen begegnen. — Dieselbe Materie behandelt auf der Grundlage des vom 1. Januar 1900 ab geltenden Rechtes Frhr. Eckart v. Aufseß in seinem Werk: „Konkursrecht und Konkursverfahren“ (Leipzig, C. L. Hirschfeld). Doch geht hier der Verfasser — im Gegensatz zu Seuffert — nur darauf aus, in eng gestecktem Rahmen eine kurze, systematische Darstellung zu bringen, „die dem Studirenden ein Büchlein an die Hand gibt, aus welchem er in leicht faßlicher Weise die gesammte Materie des Konkursrechts und Konkursprozesses sich aneignen kann.“ Die Arbeit des Verfassers entspricht in vollem Maße diesem im Vorwort betonten Zweck. Sie gewinnt an Werth durch die im Anhang beigefügten Protokolle, Beschlüsse und Verfügungen, die an praktischen Beispielen vor Augen geführt werden, um so zur Veranschaulichung der wichtigsten Theile des Konkursverfahrens zu dienen. Die Anschaffung des Buches kann deßhalb warm empfohlen werden. — Der Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart bietet eine zweite verbesserte Auflage von Prof. Alphons Riviers: „Lehrbuch des Völkerrechts“. Der im vorigen Jahr verstorbene namhafte Brüsseler Gelehrte hat das Manuskript zur neuen Auflage in druckfertigem Zustand hinterlassen; somit machte sich nur eine von Prof. v. Bar vorgenommene Ueberarbeitung des Werkes nothwendig behufs Ausmerzung kleiner Versehen und Einfügung einiger Notizen über neueste Literatur und neueste Ereignisse. Dem von Prof. v. Kirchenheim in seine „Handbibliothek des öffentlichen Rechts“ aufgenommenen und hauptsächlich von den Studirenden benutzten und wegen seiner Vorzüglichkeit geschätzten Lehrbuch ist auch fernerhin nur die weiteste Verbreitung zu wünschen. — Die vom Oberlandesgerichtsrath Hermann Meyer in Breslau verfaßte „Anleitung zur Prozeßpraxis“, in Beispielen an Rechtsfällen (Berlin, Franz Vahlen), hat auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuches und der Zivilprozeßordnung vom 20. Mai 1898 eine neue Bearbeitung erfahren und liegt nunmehr als fünfte Auflage vor. Das Werk soll vorzugsweise dem Studirenden und angehenden Praktiker das Verständniß des Zivilprozeßrechts erleichtern und auf ein möglichst richtiges und zweckmäßiges Verfahren hinwirken. Ueber den Werth des Buches ist kaum noch ein Wort zu verlieren; es ist längst als eine der besten und klarsten Darstellungen des Zivilprozesses anerkannt. In einer Hinsicht muß dieses Lob jedoch eine erhebliche Einschränkung erfahren. Die schon in den früheren Auflagen hervorgetretene Flüchtigkeit, mit welcher der Verfasser theilweise gearbeitet hat und welche in einer Unmenge falscher Paragraphenangaben seinen hauptsächlichsten Ausdruck fand, ist auch in der neuen Bearbeitung zu finden, ja sogar in erhöhtem Maße. Es wimmelt nur so von Unrichtigkeiten. Daß das Studium des Werkes dadurch wesentlich erschwert, ja fast unleidlich gemacht wird, ist selbstverständlich. Sollte den Herrn Verfasser noch nie Jemand auf diese Mängel aufmerksam gemacht haben? Im Interesse seines im übrigen, wie gesagt, vortrefflichen Lehrbuchs kann nur dringend gewünscht werden, daß Meyer dasselbe einer recht gründlichen Durchsicht unterzieht und baldigst eine neue tadelsfreiere Ausgabe veranlaßt. — Der Verlag von C. Meyer (Gustav Prior, Hannover und Berlin) bringt eine aus der Feder des Amtsgerichtsraths Karl Münchmeyer herrührende Studie für die Praxis: „Haftung des Erben und Miterben für die Nachlaßverbindlichkeiten nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch“. Der Verfasser untersucht, ob und wann der Alleinerbe im Falle der Unzulänglichkeit des Nachlasses nur mit diesem oder auch mit eigenem Vermögen für die Nachlaßverbindlichkeiten hafte — eine Frage, über die das Bürgerliche Gesetzbuch leider keinen sofort und unmittelbar klaren Aufschluß gibt. Der Abhandlung ist nachzurühmen, daß sie in dieser Hinsicht klärend wirkt und in lichtvollen Ausführungen darthut, in welcher Weise und in welchem Umfang die Haftung des Erben und Miterben eintritt. — In demselben Verlag erschien eine kurze Darstellung des „Verfahrens der Vormundschaftsgerichte und ihrer Organe“ (Waisenräthe, Vormünder, Pfleger u. s. w.) bei der Ueberleitung der bisherigen Vormundschaften und Pflegschaften in den Rechtszustand des Bürgerlichen Gesetzbuchs von Amtsgerichtsrath Karl Kurtz. Das Heft ist wegen seiner klaren Ausdrucksweise und seiner übersichtlichen Anordnung zu empfehlen. — Das „Auslieferungsrecht“ behandelt Landrichter Dr. H. Dellus (Hannover, Helwings Verlag) unter besonderer Berücksichtigung der Stellung des Ausgelieferten vor dem erkennenden Gericht. Es gibt bereits eine ganze Reihe von Werken über diese Materie, keines hat jedoch spezifisch die Bedürfnisse der deutschen Justizbehörden berücksichtigt. Der Absicht, diesem Mangel abzuhelfen, verdankt das vorliegende Buch seine Entstehung. Es beschäftigt sich in erster Linie mit den Fragen, wegen welcher strafbaren Handlungen in einzelnen Fällen Auslieferung beansprucht werden darf, ob die Strafthat im Asylstaat überhaupt strafbar sei rc., und wendet sich dann zur Erörterung darüber, inwieweit Strafverfolgung und Strafvollstreckung gegenüber einem Ausgelieferten zulässig ist. Die Praxis wird aus dem Werk zweifellos reiche Belehrung schöpfen können. — Die rührige C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck, München) veröffentlicht eine von Landgerichtsrath K. Schneider (Kassel) im Auftrag des Deutschen Landwirthschaftsraths bearbeitete Uebersicht über die „Rechtsregeln des Viehhandels nach deutschem Gesetz“. Das Buch ist für den Gebrauch bei Gericht und im Handelsverkehr bestimmt und berücksichtigt besonders den Verkehr mit und zwischen Landwirthen und mit ländlichen Genossenschaften. Es gibt eine anschauliche und umfassende Uebersicht über alle einschlagenden Rechtssätze, indem es hauptsächlich auf eine praktisch-juristische Erläuterung des neuen Rechts Werth legt, und wird aus diesem Grund in den interessirten Kreisen willkommen geheißen werden. — Die von der Handelsakademie Leipzig herausgegebene „Sammlung kaufmännischer Rechtsbücher“ ist um einen neuen, im Verlag der Akademie (L. Huberti) erschienenen Band bereichert worden. Er betitelt sich: „Das deutsche Gewerberecht“, nach der Reichsgewerbeordnung und der sonstigen neuen Gesetzgebung, von Regierungsrath Alfred Wengler, und soll den jungen Kaufleuten und Gewerbetreibenden einen Ueberblick über dieses weite Rechtsgebiet verschaffen, soweit es für ihre berufliche

Digitized by Google

Thätigkeit erforderlich ist. Das mit großer Sachkenntniß geschriebene Buch wird gewiß als ein zuverlässiger Rathgeber Freunde finden.

λ. **Aus Württemberg.** In unserm Württemberg reiht sich in dieser Zeit eine Zentenarfeier an die andere. Das 400jährige Jubiläum zum Gedächtniß der Geburt des Reformators Johannes Brenz wurde, nachdem im Lande die Brenz-Feiern überall begangen worden waren, in Kirche und Schule, jüngst in der schönen neuen Paulus-Kirche in Heidenheim a. d. Brenz von einem aus mehr als 500 Mitgliedern bestehenden vereinigten Kirchenchor des evangelischen Kirchengesangvereins von Württemberg in vorzüglicher Weise liturgisch-musikalisch festlich begangen. — Freudenstadt, im lieblichen Schwarzwald gelegen, berühmt als vielbesuchter Luftkurort und Erholungsheim, feiert ferner in diesen Tagen das 300jährige Jubiläum seiner Gründung durch österreichische Bergleute aus Steiermark und Krain, die, 1599 um ihres Glaubens willen von Erzherzog Ferdinand vertrieben, unter Herzog Friedrich I. von Württemberg hier das Recht der Ansiedelung erhielten und den Bergbau dort emporbrachten. Ein groß angelegter historischer Festzug mit über 1200 Theilnehmern in acht Gruppen wird unter den Augen Sr. Majestät König Wilhelms II. und seiner Gemahlin dieses Fest verherrlichen. Verschiedene größere Städte Württembergs, aber auch Straßburg, Pforzheim, Baden-Baden u. a., werden bei dieser Feier offiziell vertreten sein. — Eine schöne 200jährige Feier fand ferner jüngst zur Erinnerung an die Gründung der Waldenser-Gemeinden in Württemberg in dem kleinen Dörfchen Schönenberg bei Maulbronn, der Begräbnißstätte des berühmten Heinrich Arnaud (geboren zu Embrun im Dauphiné 30. September 1641, gestorben in Schönenberg den 8. September 1721), statt. Auf dem Rande seines Grabsteins steht in umlaufender Schrift: „sub hoc tumulo jacet Henricus Arnoldus strenuos Valdentium Pedemontanarum pastor nec non militum praefectus." Mehr als 2000 Gäste, vor allem aus den Waldenser-Gemeinden, füllten die reichgeschmückte Festhalle und nahmen an der kirchlichen Feier theil, zu der Se. Maj. herzliche Glückwünsche gesandt und der Präsident des evangelischen Konsistoriums persönlich sich eingestellt hatte. Pfarrer Peyrot aus Turin überbrachte mit einer Festgabe von 1000 M. an die feiernden Gemeinden die Grüße aus der alten Heimath und legte namens der italienischen Waldenser einen prächtigen vergoldeten Lorberkranz, von Edelweiß umrahmt, das in der Nähe der durch Arnaud so tapfer vertheidigten Bastille gewachsen war, auf das Grab Arnauds nieder. Professor Vinay aus Torre Pellice, Vertreter der Société de l'histoire Vaudoise, erzählte packende Züge aus der Geschichte der Waldenser. An dem Hause, in welchem Arnaud 20 Jahre gewohnt, an dem Garten, wo er die ersten Kartoffeln, die nach Süddeutschland kamen, gepflanzt hatte, war eine Erinnerungstafel angebracht. Ein geistig reich belebtes Festmahl schloß sich an die kirchliche Feier an, und es war von hohem Interesse, den trotz der 200jährigen württembergischen Existenz noch nicht ganz verwischten romanischen Typus bei diesen Waldenser-Gemeinden zu sehen. Auch eine Ausstellung waldensischer Alterthümer aus dieser Zeit der Einwanderung war damit verbunden.

gm. **Straßburg i. E.** Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine vom 25.—28. September 1899. — An den ersten allgemeinen deutschen Archivtag, über den bereits von anderer Seite berichtet worden ist, schloß sich am Montag, dem 25. Sept., abends, die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine an. Hatte sich schon die Idee der Einrichtung eines besonderen Archivtages für die eigentlichen Fachmänner im zeitlichen Zusammenhang mit unsern Tagungen als eine sehr glückliche erwiesen, so übt vollends der Name Straßburg, der vom Vorstand der Alterthumsvereine seit einer Reihe von Jahren auf sein Programm gesetzt war, eine Anziehungskraft aus, welche die diesjährige Tagung schon zahlenmäßig weit über diejenigen der letzten sechs Jahre erhob. Nicht weniger als 216 eingeschriebene Theilnehmer, von denen eine ziemliche Reihe auch den Archivtag mitgemacht hatten, der für sich 82 Mitglieder zählte, wies schon die gestern ausgegebene Präsenzliste auf, neben den Vielen, die nur gelegentlich die eine oder die andere Partie des Ganzen sich gönnten. Die Zahl der vertretenen Vereine, in den letzten Jahren selten über das zweite Dutzend sich erhebend, betrug diesmal über 40. Demgemäß war aber auch das Arbeitsprogramm so überreich besetzt, daß es für einen gewissenhaften Berichterstatter schwer hält, von der Fülle der gebotenen Anregungen dem abwesenden Interessentenkreis einen Begriff zu geben. Wir müssen uns begnügen, die wesentlichsten Umrisse zu geben und nur dasjenige, worin in der Arbeit der Geschichtsvereine ein weiterer Fortschritt über das Bisherige erzielt worden ist, deutlicher herauszuheben.

Von der einleitenden gemüthlichen Abendversammlung am Montag von 8 Uhr an in den Räumen des Zivilkasinos am Sturmeck-Staden erwähnen wir nur, daß dieselbe, außer einem längeren, mit vielem Beifall aufgenommenen Gedicht des Komikers vom Straßburger Stadttheater Hrn. Baré, für den kulturgeschichtlichen Theilnehmer ihren Hauptreiz durch eine Zusammenstellung der elsässischen Volkstrachten hatte, wie man sie in dieser Pracht leider in der Wirklichkeit nirgends findet, natürlich in der Form von Tänzen der jungen Damen- und Herrenwelt unsres Vereines dargeboten. Am Dienstag den 26. September von Morgens $8\frac{1}{2}$ Uhr an begann dann der Arbeitstheil durch die erste Hauptversammlung in der Aula der Kaiser-Wilhelms-Universität mit Eröffnung durch den Vorsitzenden Archivrath Dr. Bailleu (Berlin), Begrüßungsansprachen (Ministerialrath Hamm als Vertreter der Regierung des Reichslandes, Bürgermeister Back namens der Stadt Straßburg, Rektor Ziegler namens der Universität, deren Beziehungen zu unsern Vereinen und umgekehrt er in seiner geistvoller Weise kurz zeichnete, Geh. Regierungsrath und Bibliotheksdirektor Dr. Barack namens der Gesellschaft für Erhaltung der Denkmäler des Reichslandes, der in dem Gesammtverein eine Schwester begrüßte) und den Dank durch den Vorsitzenden, an den sich dessen Geschäftsbericht anschloß. Aus diesem sei nur erwähnt, daß in dem Gesammtverein zur Zeit 123 Vereine begriffen sind, im letzten Jahr allein ein Plus von neun neuen Vereinen, denen als 124. sich eben der Verein für Geschichtskunde des Breisgau in Freiburg i. Br. zugesellt hat. Dann folgte als Beitrag zu dem heurigen Goethe-Jubiläum der Vortrag des Universitätsprofessors Dr. Varrentrapp über „Straßburgs Einwirkung auf Goethes historische Anschauungen". In feinsinniger Weise ein Gemälde des damaligen Straßburgs und zumal des Goethe'schen Kreises in demselben zeichnend, wies der Redner darauf hin, wie Straßburg, wohin der junge Dichter nicht am wenigsten zur Erlernung des Französischen von Leipzig aus 20jährig gekommen war, umgekehrt vielmehr das deutsche Empfinden unsres Dichterheros, schon eben durch die Reaktion gegen die damalige französische Art, Geschichte zu schauen, mächtig angeregt und für unsre Nation (so namentlich durch seinen „Götz von Berlichingen") fruchtbar gemacht hat, wenn auch natürlich nicht in der Form nationalpolitischen Empfindens, sondern in seinem Universalismus der Gesinnung, die doch wieder das beste Erbtheil unsrer deutschen Veranlagung ist. Das Ganze war ein würdiges Kollegienstück auch für ergraute Studenten, die den Vortrag mit großem Beifall, dem Bailleu Worte gab, aufnahmen.

Dann folgten Sektionssitzungen: I/II im philologischen Seminar, III/IV im Seminar für mittelalterliche Geschichte. In letzterer Abtheilung, der sich Ihr Berichterstatter anschloß, hielt zunächst Stadtbibliothekar Abbé Gény aus Schlettstadt einen übersichtlichen Vortrag über die Schlettstadter Stadtrechte, ein Bild der Entwicklung der Schlettstadter Verfassungsentwicklung zeichnend, die mit der Loslösung Schlettstadts von der Unterthänigkeit unter die Propstei St. Fides durch Friedrich II. 1115 begann und mit der Verpfändung des Schultheißamts im Jahre 1404 durch König Ruprecht an die Stadt ihren wesentlichen Abschluß gefunden hat. Dann kam Dr. Hans Witte, Prof. in Hagenau, mit einem sehr ins einzelne gehenden Referat über Burggraf Friedrich III. von Nürnberg und den altzollernschen Besitz in Oesterreich. Hier ward der Nachweis versucht und im wesentlichen auch erbracht, daß die bekannte Unterstützung Rudolfs von Habsburg durch den Nürnberger Burggrafen, der so viel zur Erhöhung und Erhaltung Rudolfs auf dem Königsthron beigetragen hat, sich

Digitized by Google

nicht bloß auf verwandtschaftliche Beziehungen gründeten, die von Witte in mehrfacher Korrektur bisheriger Anschauungen als sehr wenig nahe (auf gemeinschaftlichen Beziehungen zum Saarbrücker Hause beruhend) dargethan wurden, sondern auch und vielleicht mehr auf bedeutende Besitzungen und Besitzansprüche, die der Burggraf in den österreichischen Erbländern (meist von Bisthumslehen, wie Bamberg, Freising, auch Passau, herrührend) zu wahren bestrebt war. — Ueber den Nachmittag und das Folgende wird ein späterer Bericht handeln.

* **Wien.** Am 28. September ist hier der Professor der Geschichte der Medizin an der Wiener Universität Dr. **Theodor Puschmann** im Alter von 56 Jahren gestorben. Er war ein geborener Schlesier und hatte ursprünglich als praktischer Arzt gewirkt, bis er sich ganz dem Studium der Geschichte der Medizin widmete. Im Jahre 1878 habilitirte er sich als Privatdozent für dieses Fach an der Universität Leipzig. 1880 wurde er als außerordentlicher Professor nach Wien berufen, wo er acht Jahre später zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Von seinen Schriften sind besonders die Arbeiten über Alexander Trallianus und über Philumenos und Philagrius, sowie sein Ueberblick über den Entwicklungsgang der Medizin in Wien während der letzten 100 Jahre zu nennen. Auch übersetzte er die Hare'sche Geschichte des medizinischen Unterrichts aus dem Englischen. Seit 1880 führte er in den von Virchow und Hirsch herausgegebenen „Jahresberichten über die Fortschritte in der Medizin“ das historische Referat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

D. Th. **Kolde**: Die Heilsarmee. Ihre Geschichte und ihr Wesen. 2. Aufl. Erlangen, Leipzig, A. Deichert (Gg. Böhme) 1899. — Dr. **Wilh. Mayer**: Anerben- und Theilungssystem, dargelegt an den zwei pfälzischen Gemeinden Gerhardsbrunn und Martinshöhe. Ebd. 1899. — Dr. **Th. Zahn**: Die Dormitio Sanctae Virginis und das Haus des Johannes Markus. („Neue Kirchliche Zeitschrift“.) Leipzig, A. Deichert (Gg. Böhme) 1899. — **H. Ohl**: Zur Erinnerung an den Feldmarschall Grafen Albrecht v. Roon. Zwei Vorträge. Ebd. 1899. — Dr. **M. Schwann**: Die Rheinlande von Mainz bis Koblenz, die Thäler der Lahn und der Nahe. 2. und 3. Lfg. Leipzig und Zürich, Th. Schröter. — **Kosmodike**. Zeitung für den internationalen Rechtsverkehr. **Festnummer** zum XIV. Deutschen Anwaltstag in Mainz, 7. bis 9. September 1899. Frankfurt a. M., Verlag der „Kosmodike“. — **W. Liebenow**: Spezialkarte von Mitteleuropa; Spezial-Radfahrkarte von Mitteleuropa. Frankfurt a. M., Ludw. Ravenstein. — **Leonh. Müller**: Badische Landtagsgeschichte. I. Theil: Der Anfang des landständischen Lebens im Jahre 1819. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1900. — **Karl v. Hase**: Kirchengeschichte. 12. Aufl. 1. Lfg. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1899. — **Richard Landers** sämmtliche Werke. 1. Lfg. Ebd. — **Die erste deutsche Tiefsee-Expedition**. Nach den vorhandenen Quellen bearbeitet von Jul. Raabe. Leipzig, Verlag moderner Belletristik. — **W. Baurmann**: Aus dem bergischen Sagenwald. Dichtungen. Elberfeld, Baedeker'sche Buch- und Kunsthandlung 1899. — *Dr. Luigi Bonelli:* Elementi di Grammatica Turca Osmanli. (Manuali Hoepli. Serie scientificia 292—293.) Milano, Ulrico Hoepli 1899. — **Gust. Bilfinger**: Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen. 1. Das altnordische Jahr. Stuttgart, in Kommission: W. Kohlhammer 1899. — **Roland**: Moderne Gracchen. Drama. Bern, Neukomm u. Zimmermann. — **Herm. Hesse**: Eine Stunde hinter Mitternacht. Leipzig, Eugen Diederichs 1899. — **M. Maeterlinck**: Weisheit und Schicksal. Deutsch von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski. Ebd. 1899. — **Horaz**: Ausgewählte Lieder. Deutsch von H. v. Wedel. Leipzig, F. Hirt u. Sohn 1899. — **A. Engelmann**: Das alte und das neue bürgerliche Recht Deutschlands mit Einschluß des Handelsrechts. 7. und 8. (Schluß-) Heft. Berlin, J. J. Heine's Verlag 1899. — **Franz Giesebrecht**: Die deutsche Kolonie Hansa in Südbrasilien. Reiseerlebnisse aus dem Staate Santa Catharina. 2. Aufl. Berlin, Herm. Paetel 1899. — **Meyers Handatlas**. 2. Aufl. Lfg. 9—24. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1899. — **Die Irrenpflege**. Hggb. von Dr. Konr. Alt. 3. Jahrg. Nr. 6. Halle a. S., Karl Marhold 1899. — **Maximilian Bern**: Aus einem Leben. Gedichte, fremdländische Sinnsprüche, Romanfragmente. Berlin, Concordia deutsche Verlagsanstalt 1900. — **Der ambulante Gerichtsstand der Presse**. Referat des Rechtsanwalts Dr. V. Bernheim (München) gelegentlich des VI. deutschen Journalisten- und Schriftstellertags 1899. (Verband deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine.) München 1899. — **Paul Berndt**: Die Arbeitslosigkeit, ihre Bekämpfung und Statistik. Berlin, Arbeiterversorgung (A. Troschel) 1899. — **Die Reform**. Fortschritte im Verkehrswesen der Kulturvölker. Neue Erfindungen und Erfahrungen in der Technik und im Betrieb. Illustrirte Monatsschrift. 1. Jahrg. 1. Heft. Wien, Teschen, Leipzig, Karl Prochaska, k. k. Hofbuchhandlung 1899. — **Friedr. Streißler**: Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst. Kritische Beleuchtung. Leipzig, O. Gracklauer 1899. — **J. Goldziher**: Abhandlungen zur arabischen Philologie. II. Theil. Leiden, E. J. Brill 1899. — **Lahrer hinkende Bote**. Großer Volkskalender für 1900. Lahr, J. H. Geiger (Moritz Schauenburg). — **Mephisto**: Der Roman im Hause Coburg. Zürich, Cäsar Schmidt 1899. — **Die redenden Künste**. Bayreuther Festspielausgabe. Heft 5. (5. Jahrg. Heft 49.) Leipzig, Ernst Wiед 1899. — **Erich Sachs**: Ein Lebensmorgen. Skizzen. Berlin, E. Ebering 1900. — **Aug. Löwenstimm**: Der Fanatismus als Quelle der Verbrechen. Berlin, Johannes Räde 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Neu! •• Verlangen Sie zur Ansicht: •• Neu!

DAS ERSTE HEFT:
DIE KUNST
• MONATSSCHRIFT FÜR FREIE UND ••• ANGEWANDTE KUNST
P. pro Jahrgang 24 Mark.
Inhalt des ersten Heftes:
• FRIEDR. AUGUST von KAULBACH • FRAUENSCHMUCK • PETER BEHRENS • DEUTSCHES MOBILIAR • ENGLISCHE ARCHITEKTUR • BUCHEINBÄNDE • • FRANZÖSISCHE KUNST •
VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G. • • • IN MÜNCHEN • • •

Die reichhaltigste deutsche illustr. Kunstzeitschrift • • Nur 6 M. d. Quartal. • • Jedes Heft etwa 100 Seiten • Jährlich 1800 Abbildungen von Kunstwerken des In- und Auslandes • • Malerei • Plastik, Architektur • Modernes Kunstgewerbe • • Innendekoration • • • • • Unentbehrlich für Künstler u. Kunstfreunde • • • • Ein prächtiges Vorlagewerk für Jeden, der ein Heim baut, gründet oder ausstattet.

• Abonnements bei allen Buchhandlungen oder der Post. •

Tauchnitz Edition.
September 27, 1899.

Giles Ingilby.
A new Novel.
By (1897O)
W. E. Norris.
In 1 vol.

Reminiscences
of the King of Roumania.
Edited by
Sidney Whitman.
In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 30. September. Nummer 223.

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.




Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.



## Schlacht bei Dorking.

Von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D.

Ein Schlachtenjubiläum? Vielleicht; wenn man nur genau wüßte, wann eigentlich die Schlacht bei Dorking geschlagen worden ist, oder vielmehr, wann sie geschlagen werden wird. Vor ungefähr 25 Jahren, als heilsamer Schrecken vor den Preußen und übrigen Deutschen noch in allen Gliedern saß, da erfand, nicht ohne Geist, ein Engländer die Schlacht bei Dorking. Er nahm an, das 20. Jahrhundert sei über die Menschheit heraufgezogen und in irgend einem Jahre des neuen Jahrhunderts sitze der Erzähler in behaglicher Stube auf seinem Landsitz in England. Den lauschenden Zuhörern beginne er zu berichten, wie es um die Wende des Jahrhunderts in England ausgesehen habe und wie es zur Schlacht bei Dorking und infolge davon zur Vernichtung englischer Freiheit und Wohlfahrt habe kommen können. „Es war,“ so spricht der greise Berichterstatter zu den aufhorchenden Kindern und Enkeln, „einst eine eigenthümliche Zeit in England; sorglos lebte man in den Tag hinein, Jeder ging seinem Vortheil und seinem Erwerb nach; wo ein Schwacher sich muckste, da schlug man ihn zu Boden, den Starken aber ging man aus dem Wege. Diese eigenthümliche Art von Politik rief Spannungen mit dem Festland hervor, namentlich mit dem neuen preußisch-deutschen Reiche. Wir hatten es damals glücklich so weit gebracht, daß wir ohne jeglichen Bundesgenossen und Freund dastanden. Aber die Regierung ordnete sofort eine Vermehrung der Armee um 10,357 Mann an; warum gerade um diese Ziffer, ist niemals entdeckt worden; man nagelte und zimmerte an den Schiffen. Da kam es zum Bruch; der Krieg war da; unsre Kriegsflotte war zufällig über das ganze Erdenrund zerstreut, die Handelsflotten und unsre Kolonien zu schützen der bösen Kaper und anderer Befürchtungen halber. So konnte es geschehen, daß die Feinde an der Südküste Englands landeten; mit einer Ordnung und einer Schnelligkeit, wie man es nie gesehen, stiegen sie aus ihren Schiffen und marschirten geradeswegs auf London zu. Ihr könnt euch das Rennen und Hasten denken, das nun im ganzen Lande begann. Südlich von London, auf einer mäßigen Bodenwelle, liegt Dorking; hier sammelten sich Tausende von Freiwilligen und was von der Armee gerade zur Stelle gebracht werden konnte; irgend Jemand übernahm auch den Oberbefehl und man erwartete den Feind. Er mußte ja bei seinem Marsch gegen London gerade auf die kleine Höhe von Dorking stoßen. Richtig, da rückt der Feind heran; lange, dünne Linien bewegen sich vom Horizont her; einzelne machen Halt, andere marschiren weiter. Die ganze feindliche Armee sah sich an wie ein mit tausendfachem Leben begabtes Wesen mit unzähligen Armen und Beinen, Augen und Fühlern. Man sah es kommen; das unheimliche, überall krabbelnde und marschirende Wesen suchte uns zu packen, wo wir es nicht vermutheten. Da hatten wir es; der Führer unsrer Feinde, die Seele, die bewegende Kraft dieser tausend Arme und Beine und Fühler, wußte den Punkt herauszufinden, auf dem alles ankam. Dorthin richtete er seine ernstlichen Angriffe, während er uns auf der anderen Seite nur foppte und zum Narren hielt. Bald sahen wir uns umgangen, abgeschnitten, Tausende fielen oder kamen in feindliche Gefangenschaft. Rathlos lief alles auseinander; denn auf den Fall waren wir nicht vorgesehen, daß wir so grausam geschlagen werden konnten. Jeder weitere Widerstand wäre Tollheit gewesen. Städte und Dörfer standen den Feinden offen.“ Der Erzähler holte tief Athem und fuhr fort: „Ja, merkt es euch; wir waren in selbstgefälliger Sicherheit eingeschlafen; die Feinde aber gingen vor, so energisch, ja systematisch, wie eine Maschine arbeitet. Da fand sich nirgends Rathlosigkeit, Hasten und Rennen, alles war vorgedacht. Sie standen aufmarschirt auf den freien Plätzen in London und holten sich ihre Bedürfnisse aus den benachbarten Magazinen. Dem widersetzte ich mich; denn seht, damals war ich noch ein rüstiger, junger Bursche. Ohne eine Miene zu verziehen, wies mich in gutem Englisch ein junger deutscher Offizier zurecht, und in derselben vornehm ruhigen Haltung befahl er seinen Leuten, mich zu arretiren. So kam ich ins Gefängniß; das ganze Land aber mußte sich den Anordnungen der Fremden fügen und das übrige wißt ihr.“

Es mag nützlich sein, sich gerade in unsern Tagen die Schlacht bei Dorking oder vielmehr den Traum von der Schlacht bei Dorking ins Gedächtniß zurückzurufen, in unsern Tagen, da nicht nur keine Besorgniß wegen Erhaltung des Besitzstandes in England besteht, sondern sich vielmehr der begehrlichste und rücksichtsloseste Landhunger geltend macht. „Die Eifersucht auf das Glück Anderer ist der Grundzug im Charakter der Engländer,“ hat vor bald 200 Jahren Montesquieu gesagt. Dieser Grundzug hat sich in der Zwischenzeit noch weitergebildet und verschärft. Um was es sich handelt, das ist ganz einfach: möglichst viel von der Erdoberfläche in Besitz zu nehmen; so meint Cecil Rhodes, der Unruhstifter in Südafrika. Unerträglich werde die Lage, führt er weiter aus; einer sträflichen Ueberhebung und Verstocktheit machen sich die Buren schuldig, wenn sie es unternehmen, ihre selbständigen Republiken aufrechtzuerhalten und sich nicht willig dem englischen Joch beugen. Lauten Beifall hat man in ganz England gerufen, als vor wenigen Jahren der Versuch gemacht wurde, die widerspenstigen Republikaner meuchlings im Schlaf zu überfallen; lauter Beifall gibt heute sich kund, sobald man erfährt, daß ein neues Glied in die Sklavenkette eingeschmiedet worden ist, mit der man die Freiheitskämpfer in Afrika endlich zu knebeln gedenkt. Es ist das eine Knechtungsbegier, welche nicht aus tiefgewurzelter Feindschaft sich herschreibt, sondern ihren Ursprung in dem naiven

Digitized by Google

Glauben hat, daß jede werthvolle Erdscholle ganz selbstverständlich der englischen Herrschaft zu verfallen habe, sobald deren Besitzer nicht aus eigener Kraft oder durch fremde Unterstützung ihre Unabhängigkeit zu erhalten verstehen. Ein vergebliches Bemühen scheint es zu sein, die Engländer belehren zu wollen, daß auch Schwache das Recht haben, sich in nationaler Eigenart, nach selbstgeschaffenen Gesetzen in gesicherter Umhegung zu regieren. Vergeblich scheint auch auf den ersten Blick das Bemühen des kleinen Burenvolks in Südafrika zu sein, sich seine Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren in dem Toben ringsum, in dem Verdrehen und Verschieben alles dessen, was die Regierung der Republik anordnet. Und doch, all das überlaute Schreien und Lärmen, das Toben, Schimpfen, Lügen und Verdrehen wird von der tonangebenden englischen Presse nur angewandt, um sich selbst einzureden, man befinde sich im Recht, um das, was man in innerster Seele leise mahnen hört, zu übertäuben, um den Respekt vor der Freiheit, den Abscheu vor dem Schmieden von Sklavenketten nicht aufkommen zu lassen. Heute dürften bei einem Angriff der Engländer auf die Südafrikanische Republik noch andere Faktoren mitsprechen als vor etlichen Jahren, da es galt, durch rasch zusammengeraffte Burenschützen den Einfall der englischen Freibeuter zurückzuschlagen. Wie zahlreich die Kämpfer für die Freiheit der Südafrikanischen Republik ins Feld rücken können, ist nicht ganz leicht zu bestimmen. Bei Krügersdorp waren es im Januar 1896 nur wenige Hundert, welche Jamesons Räuberbande gefangen nahmen. Aus den nächstgelegenen Dörfern und Höfen waren eben die Landleute rasch zu Pferde gestiegen und im Galopp zur Stelle geeilt. „Ei Pieter," rief man einem stämmigen Farmer zu, „du kommst ja ohne Rock und Weste." „Natürlich," gab Pieter zurück, „ich war auf dem Felde, da kam die Nachricht von fremden Räubern; ich konnte gerade noch das Abendgebet mit den Meinen sprechen, warf die Büchse um, stieg zu Pferde und da bin ich." Bei diesen Worten war er auch schon aus dem Sattel gesprungen, suchte sich einen Felsblock zur Deckung und begann zu feuern. Am nächsten Tag aber sollen schon 8000 Buren in voller Waffenrüstung mit zahlreicher Artillerie zur Stelle gewesen sein. Das Aufgebot aller Waffenfähigen besteht zumeist aus reitenden Scharfschützen, ist nach alten Gesetzen organisirt, aber mit den modernsten Waffen versehen. Im ganzen mag das Volk der Südafrikanischen Republik, Transvaal, 30,000 Mann ins Feld stellen; mit 20,000 rückt der Landsturm des Oranje-Freistaats aus. Das sind unbedeutende Zahlen für unsre heutigen Begriffe, allein in Südafrika bedeuten schon 1000 abgehärtete weiße Männer etwas, wenn sie entschlossen sind, Mann für Mann den Tod für das Vaterland, für die Freiheit zu sterben. Dessen mögen auch manche Engländer gedenken; sie mögen vermuthen, daß es schwere Arbeit kosten wird, die versteckten Buren alle dahin zu bringen, wo eine selbstsüchtige, goldhungerige Politik sie haben will. Deßhalb versuchen sie es mit Intriguiren, Verleumden, Quälen auf jede Art. Aber auch die Waffenmacht wird nicht außer Acht gelassen. Schon liest man, wie in Rhodesia die Schwarzen bewaffnet werden. Könnten ihre Haufen gegen die Buren gehetzt werden, dann hätten nicht so viele Engländer nöthig, sich todtschießen zu lassen.

Als vor mehr denn 100 Jahren die Kolonien in Nordamerika sich erhoben, als sie nicht länger Knechte und gezwungene Abnehmer der englischen Fabrikate sein wollten, da hatten es die Engländer gar bequem, sie kauften sich deutsche Soldaten, Hessen, Braunschweiger u. A., sandten Waffen, Munition und Führer zu den Rothhäuten und veranlaßten diese, in die Kolonien einzufallen und die Farmen der Amerikaner zu zerstören. Und bei der Erinnerung an dies Vorgehen steigt ein gewaltiger Schallen aus dem Grabe auf. Die Scene ist im englischen Parlament; es handelt sich um die Bewaffnung der Indianer, um die Entfesselung der Wilden gegen die ihre Freiheit suchenden Kolonisten. Da erhebt sich Pitt, der Vater, in einem seiner mächtigsten Zornesausbrüche: „Und diese Beschimpfung wollt ihr England anthun; diese entsetzlichen Höllenhunde eines unmenschlichen Kriegs wollt ihr gegen protestantische Brüder hetzen, gegen ehemalige Bekannte und Verwandte?" Das heute in England lebende Geschlecht wird sich über die Mahnungen des alten Pitt wohl leicht wegsetzen. Ihm genügt es, denjenigen zum allgemeinen Landesfeind zu erklären, der eine Scholle besitzt, die man selbst für alle Welt gern haben möchte.

Wann die Schlacht bei Dorking geschlagen werden wird und wo? Nicht unmöglich ist es, daß die Einleitung, das Vorpostengefecht, sich in Südafrika abspielt. Jede rechtschaffene Schlacht zerfällt ja stets in drei Theile: in die Einleitung, wenn die Vorposten sich berühren; in die Durchführung, wenn die Massen aufeinanderstoßen und endlich in den Schluß, wenn die Reserven die Entscheidung bringen. Bei Ereignissen, welche das Schicksal einer Nation auf Jahrhunderte hinaus bestimmen, mögen die verschiedenen Phasen einer Entscheidungsschlacht durch jahrelange Zwischenräume getrennt sein. So ist es denkbar, daß in kurzem die Einleitung zur Schlacht bei Dorking in Südafrika geschlagen wird, während Durchführung und Schluß sammt Entscheidung auf anderen Kriegsschauplätzen erst in Jahren nachfolgen.

Es ist ein eigenthümliches Schauspiel, das geboten wird durch das Herumzerren zwischen zwei Staaten, von denen eine rege Phantasie den einen mit fast unbegrenzten Machtmitteln ausstattet, während alle Waffenfähigen des anderen Staates, der Südafrikanischen Republik, vereinigt an der Grenzen stehen, vom 15jährigen Jungen bis zum 60jährigen Greise, Gewehr im Arm, um den vaterländischen Boden gegen jede Vergewaltigung zu schützen. Und das Bild wechselt, namentlich das von England gebotene. Bald scheint es, eine übermächtige Geldaristokratie, welche nicht gewohnt ist, ein Hinderniß auf ihrem Wege zu finden, sei entschlossen, das trotzige Burenvolk mit Weib und Kind zu zermalmen, es vollständig unter die Füße zu treten. Kurz darauf wird zum Beschluß erhoben: nein, es sei nicht so gewaltthätig zu verfahren, wenigstens für den Augenblick noch nicht; der Faden der Geduld müsse wieder verlängert werden, um den Buren die Umkehr zu ermöglichen. Es ist dieselbe Erscheinung, die sich auch schon in dem Verhalten Deutschland gegenüber gezeigt hat. Heute donnert die englische Presse gegen die Unersättlichkeit des Deutschen Reichs und schließt mit den Worten: Ceterum censeo, Germaniam esse delendam. Schon morgen aber ändert sich der Ton und die englische Politik fließt über von gönnerhaftem Wohlwollen, mit sauersüßem Lächeln wirbt sie sogar um unsre Freundschaft. So kommt es, daß auch komisches Zwischenspiel nicht fehlt. Deutlich klingt es aus den englischen Kriegsfanfaren heraus: „Ja wie lange soll es denn dauern, bis diese harten Köpfe begreifen, bis diese Herzen der Buren sich einschüchtern lassen? Haben wir denn noch nicht genug geleistet mit Drohungen, Brutalitäten, Renommistereien? Da erzählen wir wochenlang, wie wir uns rüsten, wie wir Esel, Maulthiere, Zugochsen in Neapel kaufen, wie wir täglich 1000 Patronenkisten absenden, wie eine stattliche Reihe von Bataillonen, Batterien und Schwadronen in England und Indien bereit seien, nach Südafrika abzugehen. Wie lange soll denn dies Berichten noch dauern, wie lange soll man warten, bis diese widerhaarigen Buren zu Kreuze kriechen?" Und die „Times" führen aus: In diesem Kriege müsse alles extra gut und

vorsichtig vorgesehen werden; vom ersten Tag müsse man mit Uebermacht auftreten, kein einziger Fehlschlag dürfe geschehen, alles müsse mit einemmal geendigt sein. Es liegt darin keine allzu tiefgründige Weisheit; denn die Kriegsvorbereitungen haben zu allen Zeiten und überall ähnliche freundliche Ziele im Auge gehabt. Die Wirkung bei den Buren will sich immer nicht zeigen und doch scheint es, daß man darauf rechnete, einen Erfolg zu erzielen, rein nur durch das Ausposaunen der gewaltigen Rüstungen. Auch scheint es, als ob die Gefühle des englischen Volkes nicht vollständig zusammenklängen mit dem lärmenden Treiben der Jingo-Presse, als ob in gewissen Lebenskreisen, die außerhalb der tonangebenden Geldaristokratie stehen, sich andere Empfindungen geltend machten. Es ist das anzunehmen zur Ehre des englischen Namens, zur Ehre insbesondere auch einer anderen Aristokratie, als die jetzt herrschende es ist, einer Aristokratie, von der ehemals erleuchtende Ideen ausgingen, welche die Freiheit auf der ganzen Erde förderten, Recht und Menschenwürde. Aber in Einem sind wohl alle Engländer sich heute gleich, in der Vorstellung nämlich, wie es denn möglich sein könne, außerhalb des englischen Gedankens, außerhalb der englischen Machtsphäre auf selbstgesuchten Wegen sein Glück zu finden. Die widerspruchslose Unterwerfung unter das weltherrschende englische Machtgebot hat natürlich auch ihre schätzbaren Fleischtöpfe. Die treugehorsamste Devotion von Canada und Australien legt Zeugniß dafür ab. Und noch ein Anderes kommt dazu: die englische Geldaristokratie hat den Maßstab für die Einschätzung der Widerstandskraft eines Volkes vollständig verloren, dessen Vorkämpfer mit heiterer Zuversicht dem Tode fürs Vaterland entgegengehen.

Denkart und Körperbildung haben sich bei den südafrikanischen Buren so entwickelt, wie sie herauswachsen mußten aus der Eigenart des Bodens und der Lebensweise. Ursprünglich saßen sie unbelästigt an der Südspitze von Afrika. Zu Anfang dieses Jahrhunderts kamen die Engländer, manches Neue mit sich bringend. Einem urteutonischen Zuge folgend, suchten sich die aus holländischem und niederdeutschem Blut stammenden Buren dem neuen Zwange zu entziehen und zogen nordwärts in bisher unbekannte Ferne, um dort ihre Sitze zu gründen, möglichst weit weg von dem jedes Detail anordnenden Wesen der Engländer, von dem schnüffelnden Steuereintreiber und anderen staatlichen Unbequemlichkeiten. Sie fanden ihr Land und wieder im Zwange urteutonischen Wesens schlug jeder Farmer seinen Wohnsitz möglichst weit entfernt von dem Nachbar auf, Alle fest entschlossen, sich möglichst wenig um die Allgemeinheit, um den Staat zu kümmern. Erst der Krieg gegen die Schwarzen und in neuester Zeit die Gefahr von Seiten Englands hat die Auseinanderstrebenden in Einigkeit zusammengetrieben. So blieb es auch in Deutschland dem Drohen der Fremden vorbehalten, die Einheit zu schaffen. Der stete Zwang, sich gegen wilde Thiere und gegen die Schwarzen wehren zu müssen, hat in Südafrika ganz besondere Begriffe von der Würde des weißen Mannes geschaffen. Deßhalb hat nichts so sehr die Gemüther entrüstet, als die Nachricht von dem Verlangen Englands, die südafrikanischen Buren sollen hinfort die Waffen niederlegen, die Forts schleifen und nur eine kleine bewaffnete Macht halten. Damit würden sie sich in die Stellung der schwarzen Arbeiter herabgedrückt sehen. Eine so weitgehende Absicht Englands mag zweifelhaft sein; schon die Vermuthung aber, es könnte sich dahin entschließen, war hinreichend, die Gemüther zu erhitzen.

Man hat sich zu dem Glauben geneigt, die Widerstandskraft der Buren werde nicht genügen, um dem Andringen der Streitkräfte eines großen Reichs einen Damm zu setzen, um Vaterland und Freiheit retten zu können. In gewissen Grenzen mag solcher Glaube zutreffen; eine Minderwerthigkeit der Burenstreitmacht dürfte sich herausstellen, namentlich für Kavallerie und Artillerie. Allein tüchtige reitende Schützenkorps vermögen am Ende sich auch in Kavallerieregimenter umzuwandeln und das Manövriren mit Artillerie, blitzschnelles Auf- und Abfahren, das Zusammenballen verderbenspeiender Batterien müssen sich eben die Buren im Lauf des Kriegs anlernen. — Eine andere Sache ist der Streit um den Begriff von Suzeränität oder Souveränität. Haben die Buren unrecht, wenn sie das erstere bestreiten, oder befinden sich die Engländer auf dem Rechtsboden, wenn sie eine an Souveränität grenzende Herrschaft anstreben? In diesem, in jenem Jahre seien doch Verträge geschlossen und Punktationen aufgestellt worden. Ursprünglich hatten natürlich die Engländer dem Lande der Buren nicht die geringste Beachtung geschenkt. Erst als die Goldschätze in dem Gebiet der trotzigen Nachbarn entdeckt wurden, beschäftigte sich England mit ihnen. Eine zahlreiche Ausländerbevölkerung strömte den Minen zu und die Verhältnisse zwischen der angeblichen Oberherrschaft und den freiheitsliebenden Besitzern des Landes gestalteten sich immer verwickelter. Ueber alle perrückenhaften Rechtskonstruktionen aber sind die Dinge thurmhoch hinausgewachsen, seit die Frage als die alles andere beherrschende aufgestellt worden ist: darf Südafrika holländisch bleiben, ist es ihm gestattet, als unabhängiger Staat sich weiter zu entwickeln oder muß es englisch werden? Jetzt muß sich zeigen: vermag sich England mit dem Gedanken zu befreunden, daß schwächere selbständige Staaten ihr Leben und ihre Ehre erhalten dürfen auch für den Fall, daß ihr Dasein für die Ausdehnung der englischen Machtsphäre keineswegs erwünscht ist? Oder lassen sich die Ziele Englands nur erreichen, wenn seine Politik den Starken aus dem Weg geht und die Schwachen niedertritt? Wird England ins neue Jahrhundert all sein moralisches Kapital unversehrt hinübertragen oder wird es hinübertreten ins 20. Jahrhundert reicher an Gold und ärmer an Ehre? Im Interesse der Menschheit und im Hinblick auf die Aufgabe aller Kulturnationen wäre zu wünschen, daß sich England auch mit dem unerwünschten selbständigen Weiterleben der Schwachen vertraut macht und den Unterwerfungskrieg vermeidet. — Kommt es aber zum Krieg, so schließt ein solcher, sein Resultat mag sein, welches es will, ein Stück von der Einleitung zur Schlacht bei Dorking in sich. England wird für jeden Fall geschwächt und zerrüttet aus ihm hervorgehen. Bleibt es Sieger, so wird die englische Gewaltherrschaft, welche dann für Südafrika nicht zu vermeiden ist, so erbitterte Gemüther schaffen, daß sie auf jeden Augenblick lauern, der sich für Erkämpfung der Freiheit günstig erweisen könnte. Immerhin wäre die Einleitung zur Schlacht bei Dorking hinausgeschoben. Müssen aber Englands Waffen vor den mannhaften Freiheitskämpfern zurückweichen, dann mag England auch für seine anderen Außenposten zittern; dann ist das Vorpostengefecht, das der Schlacht bei Dorking vorausgeht, geschlagen.

---

## Zur Lehre von der ewigen Wiederkehr.

In Nummer 205 der Beilage vom 9. September d. J. spricht Hr. v. Oppeln-Bronikowski den Wunsch aus, auf Analogien zur „Lehre von der ewigen Wiederkehr" bei Nietzsche aufmerksam gemacht zu werden. Ich habe im folgenden ein paar Notizen aneinander gereiht, von denen die eine oder die andere auch wohl auf allgemeines Interesse Anspruch machen darf.

Schopenhauer, der die ganze Lehre im ersten Band seines Hauptwerks kurz, im zweiten eingehend und mit großer Wärme behandelt hat, ruft selbst (W. a. W. u. V. II Kap. 41) eine Anzahl von Eideshelfern auf. Er citirt

Digitized by Google

Lichtenberg („Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich gestorben war, ehe ich geboren wurde“); er citirt Hume („The metempsychosis is therefore the only system of this kind that philosophy can hearken to“); er citirt — natürlich — Lessing („Erziehung des Menschengeschlechts“ §§ 94—100).

Ueber Lessings Seelenwanderungslehre ist bis zum heutigen Tage sehr viel geschrieben worden. Am wichtigsten scheint mir — soweit ich die Literatur kenne — der Nachweis Dilthey's (Preußische Jahrb. 19 S. 289 ff.), daß Lessing durch Bonnets „Palingénésie“ beeinflußt wurde, die im Jahre 1769 unter dem Titel „Philosophische Palingenesie oder Gedanken über den früheren und den künftigen Zustand der lebenden Wesen“ ins Deutsche übersetzt worden ist.

An Lessing knüpft ein „Gespräch über die Seelenwanderung“ an, das Johann Georg Schlosser, Goethe's Schwager, 1781 in die Welt sandte. Er ist ein begeisterter Verfechter dieser Hypothese, die, wie er meint, keine Erfahrung gegen sich, tausend Gründe für sich hat. Welch ein herrlicher Traum, in anderer Gestalt Sokrates' Freund und Rousseau's Liebling gewesen zu sein! Dabei stände diese Annahme vollkommen im Einklang mit Gottes unparteiischer Gerechtigkeit und unwandelbarer Weisheit, indem die Menschen bei aller Verschiedenheit ihrer Schicksale gleich gemacht, ihre Vollkommenheiten befördert, allgemeine Glückseligkeit verbreitet würden. Im Schoße Gottes, so schließt er, hört die Wanderung auf.

Bald nach dem Erscheinen dieser Schrift äußerte sich Herder im „Teutschen Merkur“ recht ungnädig über sie. Infolgedessen schrieb Schlosser noch ein zweites Gespräch über die Seelenwanderung, das aber ebenfalls Herders Beifall nicht fand (vergl. Herder, Palingenesis. Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft. Sechste Sammlung. Gotha 1797. — Haym, Herder 2, 213.)

Im Jahre 1791 erschien ein Buch von Conz über die Seelenwanderung, das mir bisher leider unzugänglich geblieben ist. Natürlich ist auch vor Lessing in Deutschland allerlei über die Seelenwanderung geschrieben worden; ich nenne nur den Aufsatz von Tiedemann im „Deutschen Museum“ (1777), der die Lehre selbst ablehnt, aber zu erklären sucht, wie man darauf verfallen konnte, und verweise ferner auf den „Versuch über die Seele“ (1754) und die „Oden und andere Gedichte“ (1769) des interessanten, wenig beachteten Frhrn. v. Creuz (vergl. Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie I, 1², S. 173 ff.).

Ob Kant irgendwo und irgendwie zu unsrer Frage Stellung genommen hat, vermag ich nicht zu sagen; er erwähnt die Seelenwanderung, wie ich aus den „Kantstudien“ Bd. 2 S. 499 ersehe, in seiner „Physischen Geographie“, aber ohne kritische Auseinandersetzung (ed. Hartenstein 1868 VIII 382, 384 ff.). Ebensowenig bin ich in der Lage, von Klopstock und Wieland eine Aeußerung über den Seelenwanderungsglauben namhaft zu machen. Dagegen kann ich von Goethe und Schiller darüber einiges mittheilen. Bei Letzterem ist die Ausbeute freilich nur gering; außer dem „Geheimniß der Reminiscenz“ (namentlich Vers 4 ff.) wüßte ich nichts anzuführen. Bei Goethe aber wollen wir etwas länger verweilen. Im April 1776 schreibt er an Wieland — ich brauche nicht hinzuzufügen, um wen es sich handelt: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären, als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns — verhüllt in Geisterduft. — Ich habe keinen Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All.“ (Weimar. Ausg. IV 3 S. 51.) Und damit vergleiche man das Gedicht vom 14. April 1776, das in den Briefen an Frau v. Stein (Nr. 30) abgedruckt ist und wo es u. a. heißt:

„Sag was will das Schicksal uns bereiten?
Sag wie band es uns so rein genau?
Ach du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.
— — — — — — — — — — — — — —
Und von allem dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz ... u. s. w.“

Nach dem Tode Wielands hat Goethe ein langes Gespräch mit Falk, in dem er sich mit großartiger Kühnheit über die Natur der Seele ausläßt. Auch hier gelangt er in seinem tiefsinnigen Gedankengang zur Lehre von der „ewigen Wiederkehr“. „Ich bin gewiß,“ ruft er aus, „wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen!“ (Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt von J. Falk S. 50 ff. = Biedermann, Goethe's Gespräche 3,61 ff. 70.)

Von modernen Dichtern hat sich, soviel ich weiß, Adolf Wilbrandt mit der „Seelenwanderung“ eingehend beschäftigt, wovon ja seine schöne Dichtung „Der Meister von Palmyra“ beredtes Zeugniß ablegt. — Damit wäre für diesmal mein kleiner Korb mit Lesefrüchten ausgeschüttet. Ich wende mich im folgenden mit einigen Worten der Frage zu, wie Nietzsche wohl auf seine Lehre von der ewigen Wiederkunft gekommen sein mag.

Zweierlei haben meines Erachtens unsre sonst so rührigen Nietzsche-Forscher bisher unterlassen: einmal nämlich festzustellen, ob Nietzsche sich mit altpersischer und indischer Literatur beschäftigt hat; zweitens, inwieweit das Alterthum, vornehmlich griechische Dichter und Denker, auf ihn gewirkt haben. Sowohl im Lande Zarathustra's und Buddha's wie im Lande Platons findet sich die Lehre von der Seelenwanderung. Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier eine Darstellung der vielfach verschieden gefärbten Theorien zu geben; wer sich darüber orientiren will, mag Chantepie de la Saussaye's „Lehrbuch der Religionsgeschichte“ (2. Aufl. 1897. Bd. 2, S. 54 ff., 65 ff. u. a.) zu Rathe ziehen; er wird daraus auch ersehen, daß die Lehre noch bei vielen anderen Völkern in dieser oder jener Gestalt erscheint. (Für Deutschland verweise ich auf J. Grimm, deutsche Mythologie, Bd. 3, Kap. 26.) Auch die von L. v. Schroeder aufgeworfene Hypothese, der Seelenwanderungsglaube sei aus Indien nach Griechenland verpflanzt worden („Pythagoras und die Inder, 1884) kann ich auf sich beruhen lassen. — Nietzsche's Blick ist zweifellos zuerst durch die Lektüre Schopenhauers auf die indische Philosophie gelenkt worden. Später mag er durch seinen Freund Paul Deussen, jetzt Professor in Kiel, manche Anregungen erfahren haben; gehört dieser doch zu den hervorragendsten Gelehrten auf dem Gebiete morgenländischer Philosophie und Religion.

Was Griechenland anlangt, so war ja Nietzsche selbst Fachmann. Als solcher wußte er sicherlich, daß die Lehre von der Seelenwanderung aus dem Kult, von den Priestern zu den Philosophen kam, daß Pythagoras und Philolaos sie lehrten, daß Heraclit sie als bekannt voraussetzt, daß Empedocles und Platon (Phaidr. 248 B. Rep. 10,618 A. u. a.) von ihr sprechen, daß Pindar an sie glaubt. (Ol. II. 68 ff. Thren Fr. 4. Plato Meno 81 B.) Nur ein Beispiel! Empedocles sagt (Phys. V 11. 12): „Und so war ich selbst schon ein Knabe, so war ich ein Mädchen, war ein Gesträuch und ein Vogel, ein sprachloser Fisch in der Salzfluth.“

Zum Ueberfluß will ich noch darauf hinweisen, daß ja einer von Nietzsche's besten Freunden, Erwin Rohde, der allzufrüh ins Grab Gesunkene, sich ganz besonders mit dem „Seelenkult und Unsterblichkeitsglauben“ der Griechen beschäftigt und darüber ein wundervolles Buch („Psyche“) geschrieben hat; es erschien zwar erst 1890 ff., man darf aber wohl annehmen, daß Rohde sich schon in jungen Jahren mit dem Gedanken an ein solches Werk getragen und mit Nietzsche in seiner guten Zeit davon gesprochen hat. Weßhalb soll da nicht auch einmal von der Seelenwanderung die Rede gewesen sein?

Berlin. Hermann Michel.

Digitized by Google

### Mittheilungen und Nachrichten.

* Mit dem am 26. September in Tsintau (Kiau-tschou) verstorbenen Dr. theol. Ernst Faber, Pfarrer und Missionär des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins, hat die evangelische Mission einen ihrer bedeutendsten Vertreter verloren. Auch die Wissenschaft trauert um den Verlust eines der hervorragendsten Kenner der chinesischen Sprache und der chinesischen Religionen. D. Ernst Faber wurde am 25. April 1839 in Coburg geboren. 1864 wurde er von der Rheinischen Missionsgesellschaft auf das chinesische Arbeitsfeld abgeordnet, das er Frühjahr 1865 erreichte. Sein erstes Arbeitsfeld fand er in der Kantonprovinz, wo er durch Predigt, Unterricht und namentlich auch medizinische Praxis thätig war. 1880 gab er sein Verhältniß zur Rheinischen Missionsgesellschaft auf und wirkte dann mehrere Jahre als Freimissionär, bis er 1885 in die Dienste des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins trat. Im Dienste dieses Vereins hat er sich vorzüglich literarischen Arbeiten gewidmet und ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller unter den chinesischen Missionären gewesen. Von seinen Publikationen in deutscher und englischer Sprache sind hervorzuheben „Lehrbegriff des Konfuzius“, „Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder der Lehrbegriff des Philosophen Mencius“, „Der Naturalismus bei den alten Chinesen oder die Werke des Philosophen Licius“, „Grundgedanken des alten chinesischen Sozialismus oder Lehrbegriff des Philosophen Micius“. Sehr bekannt ist sein letztes Buch in deutscher Sprache: „China in historischer Beleuchtung“. Berlin, A. Haack, 1895. Von seinen chinesischen Werken sind zu nennen seine Kommentare über das Lukas- und Markus-Evangelium, seine Meditationen über das alte Testament, sein Werk über die chinesischen Theorien über die menschliche Natur und über Zivilisation. Von seinem letzten und hervorragendsten Werk über die 13 chinesischen Klassiker ist leider nur die erste Hälfte, 6 Bände, vollendet und erschienen. 1888 verlieh ihm die theologische Fakultät der Universität Jena die theologische Doktorwürde.

# Inhaltsverzeichniß zum III. Quartal 1899 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten“, von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

## I. Artikel, nach Gegenständen geordnet.

### 1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Soziales.



### 2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.



### 3. Literatur.

### 4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)



### 5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.



### 6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.



Digitized by Google

### 7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.



## II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.



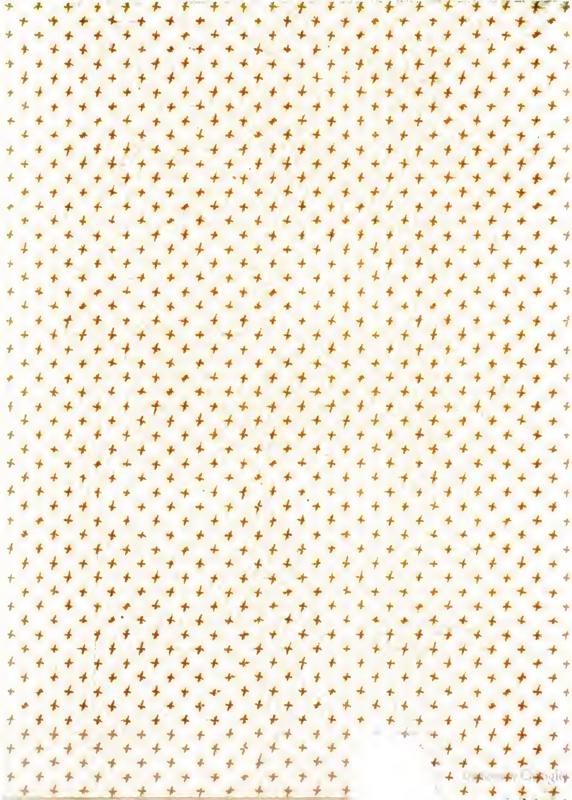
Digitized by Google

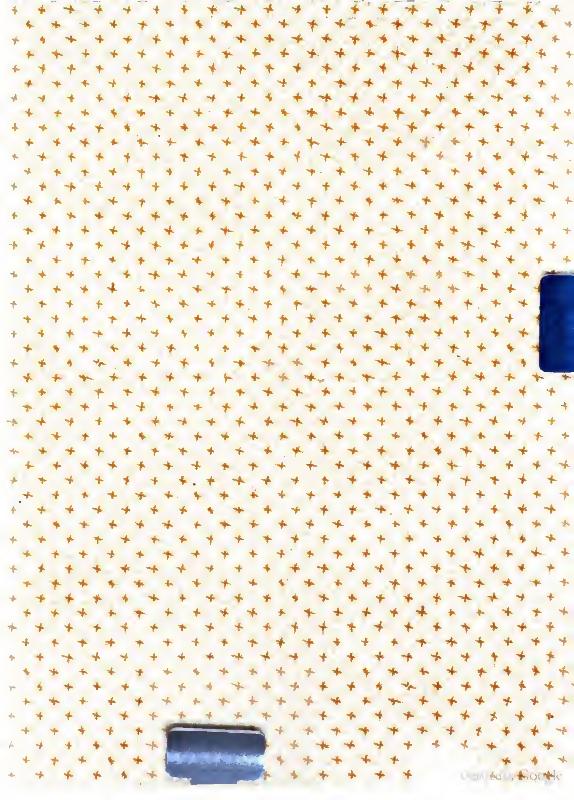
## III. Verfasser, soweit sie genannt.



Digitized by Google

Digitized by Google





Digitized by Google




Digitized by Google